





Darsteller auch in der Regel wirklich so albern lachen, als wenn es alle Tage passiren könnte, daß aus Pudeken Menschen springen, war noch nicht eingetreten.

„Ich sollte durchgehen wollen —? Schändlich! —! Ha! diese Bande —! Was sind denn diese Lumpen dreizehnhundert Gulden —! Freilich wenn man sie gerade nicht hat —! Aber mich drum auf Kummer „Eisener“ bringen —! Das ist dieser Musterstaat —? Das das Land der konstitutionellen Freiheit —? Rotted, Weller, Hslein —! Hört meinen Fluch! Ich sage: dreizehnhundert Donnerwetter sollen in solche Gerichte schlagen —!“

Um meinen „Wachstamer“ vor'm Versengen zu retten, trat ich etwas in den Vordergrund und erlaubte mir als gegenwärtiger, mehr oder weniger doch theilhabiger Einwohner dieser Zeit, jedoch mit einer gewiß sehr leidenden und seit jener Zeit nur fast zur andern Natur geworden elegischen Stimme, die Frage:

„Darf ich bitten —?“

Ich meinte: Aufführung. —! Zweck, Stand, Name, Charakter —! Was wollen Sie bei mir? Haben Sie geredet — geredet — oder was steht Ihnen hier zu Diensten?

Man hatte den Panther einfach herein gelassen und hinter ihm wieder zugeschlossen. Beide Thüren, auch die des Antikambers.

Der Anzug des mir zugeordneten Gesellschafters ließ gerade auf seinen Bogakunden schließen. Im Gegenhalt, mein Stiefelfried war ein elegant. Allmählig verstand ich etwas von seinen Aporophoren an die ewige Gerechtigkeit. Die Entrüstung, die ihn in fortgesetzten Reden gegen die Paragrafen der badiischen Gerichtsordnung sich ergeben ließ, galt der Voraussetzung, daß er „durchbrennen“ wollte und wahrscheinlich um dreizehnhundert Gulden, die mein Mann für eine Kleinigkeit anbot. Denn auch das Wort „Bogakelle!“ war schon in der Antikambre ein Dutzendmal so über seine Lippen gekommen, wie etwa Peren Heißsporn bei Schakspere ruf: „Bogakell, Bogakell!“ Ein Red war nach neuem Schmitt, die Stiefel waren lachend, die Handfläche vielleicht eben erst auf einer anderen Seite des äußerlich viert- und innerlich in seinen Zwecken sehr vielseitigen mannheimer Kaufmanns gerollt, der Hut seiner Koffer, über den linken Arm, und diesen deshalb beim Führen etwas hindernd, hing ein pelzbesetzter Ueberzieher. Ohne Zweifel, dachte ich, ein Jünger Markus's, der einen Befehl nicht zur Verfallstunde honorirte, oder ein mannheimer Permissionist, der dieser schönen Stadt von auswärts zugezogen und einen unbedingtesten Kredit in Anspruch genommen hat, der zuletzt wegen mangelnder Deckung die Schuld eines Schneiders, Weinhandlers oder Hoteliers erschöpfte.

Endlich schien der Fremde doch zu bemerken, daß er nicht allein war, oder richtiger gesagt, es entfiel ihm ab und zu beim Herumtreiben und Desklamieren gegen einen noch immer für mich in Dunkel gehüllten Repräsentanten der „Kroftollenbrut“ ein flüchtiger Wink, ein paroxysmatisches Zugeständnis, eine gleichsam in Klammern gegebene Anerkennung, daß er vollkommen wußte, wo er wäre, und daß neben ihm noch ein anderes menschliches Wesen athmete. Auf meine fragenden Mienen und ein meinerseitsiges jeweiliges: „Ich darf wohl bitten —?“ sog mir aus dem Sturm des Wortdurcheinanders ab und zu ein „Wird!“ — „Nur noch einen Augenblick!“ — „Ich werde logisch die Ehre haben!“ — ja zuletzt sogar die Versicherung entgegen, daß mein Leidensgefährte vollkommen die Adresse wußte, mit welcher er eingeschlossen war. Dann wenn er mitten in Wendungen wie: „Will der Herr Graf ein Fäulein wasagen —! ha! ha! spiel' ihm auf!“ — Oder „Ha, sie sollen mich hier bis an den jüngsten Tag auf Staatskosten füttern —! Methusalemst will ich werden —! aber auf eure Kosten!“ — zuweilen seinen Kopf zur Ofenöffnung richtete, wobei ich mich noch immer wieder zurückgezogen hatte, so unterbrach er sich doch endlich schon mit dem Wort: „Sogleich, Herr Doktor!“ — und zuletzt sogar mit einem noch eingehenderen und freilich meine Spannung nur noch höher heigenderen: „Warten Sie, bitte noch zwei Minuten! Gerade zu Ihnen habe ich gewollt!“ — „Aber Schüsse, Schurken, Verleumder sind's!“ Dieser Ausdruck verdrängte wieder die gute Regung, die Entschaltung vollständiger zu geben. Erst mußte er, so schien es, seinen Zorn und Weger ganz hinunter kämpfen und die im Zuge befindliche Leidenschaft bis zum endlich gebrochenen matten Flüchtlingslaute bringen.

Herr Doktor, Sie werden denken, daß ich nicht recht bei Sinnen bin!“ hier es endlich, und ein angenehmes Lächeln glitt über die Gesichtszüge des Fremden, der jetzt still stand, zu mir heran trat und mir die Hand bot.

Bitte —! Ihnen Sie sich keinen Zwang an!“ sagte ich.

„Ich bemerke meine Willkür!“

„Nein, jetzt bin ich ruhig, ich finde mich in meine Situation und sehen Sie, ich kann auch schon wieder lachen!“

Dabei lachte er aus Leibeshäften und brinabe kom-

missisch und in allen Tönen. Er begann vom Lachen des Spottes, steigerte sich zum Lachen der Selbstironie und endete mit dem Lachen jenes höhernen, verkürzten Wortes, der die Welt für eine Fußgänger-arche kann, die

zum Vergnügen kindlicher Götter im Meerwasser schwimmt. Der letzte Ton, den er dabei von sich gab, war eine in höchster Höhe endende Lachschall, die zuletzt in der Kehle erlosch und etwas sagen sollte: Nein, es ist denn aber doch wirklich unerhört —!

Ich war vorbereitet, jetzt Aufführung zu erhalten. Mein Gesellschafters unterbrach seine bisherige Redeweise und fing an — zu schwätzen:

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Doktor, da Sie sich doch auch für die Kunst interessieren, die dramatische, daß es hier in dieser Stadt „Mannem“, die aus lauter Quadranten aufgebaut ist, einen Cavalier gibt, der sich Graf von Lurzburg nennt, einen nahen Ahnverwandten von dem Grafen Bollen, dem in der Schachmaschine, wenn Sie das Stad' leicht kennen sollte! Außerdem gibt's da — (seht schon der Sprecher in die physische Mundart über) „a Comdie, Teadercomdie, wisse Sie, wo wir doch hier in Mannem, wir Welter, dem Geschmad mit Vöffe greife hawwe, schon von dene Zeite her, vom Jil-land dozumal und dem Taalberg do, ei Sie kennet doch wohl unsern große Taalberg, wo dozumal der große Macan gewesen ist vor den Schiller, daß der auch drinne in Schachschach bei Franzst hat! beinahe wolle über di Brüd in de Main hinunterpringe vor lauter Freude und Jammer über die mannemer Königschlege —!“

Dem immer gelassen Zuhörenden, der seinem Gast einen der beiden im Gemache befindlichen Schemel zum Eigen zugerückt hatte, stürzte sich jetzt auf, daß er einen Schauspielers von „Hof- und Nationaltheater“ zu Mannheim — wie der Fremde das Bindewort scharf accentuirte, indem er hinzugab: „Mer sein dram' tans von bedem — weder Hof noch National!“ — vor sich hatte. Der Intendant befiel, der die großherzoglichen Ansprüche vertrat, und das Komite, das die Rechte der städtischen Verwaltung wahrte, hatte meinen namhaften Genossen verhaften lassen unter dem wahrscheinlich nicht unbegründeten Vorbehalt, daß derselbe kein Engagement ohne Abweisung einiger noch unerklärlicher Schwierigkeiten zu verlassen beabsichtige. Eine Gasspielerreise des Gefangenen nach Hamburg war vom glühenden Erfolge für ihn begleitet gewesen. Er hatte am Stadttheater bei den beiden berühmten Direktoren und Schauspielern Friedrich Ludwig Schmidt und Karl Vebrin eine neue Stellung für sich und seine Gattin gewonnen. In Mannheim war man vollständig darauf vorbereitet, wozu höchst beliebte Darsteller zu verlieren, glaubte aber gewis zu sein, daß sich Beide entfernen würden, ohne einen aus der Theaterkasse empfangenen Vorwurf von dreizehnhundert Gulden beirächtigt zu haben. Um der Gedächtnislast des Künstlers, der Mannheim so wenig zu schaden wußte, nachzugeben, hatte man ihn auf die Polizei gefordert, ihn ohne Weiteres hier zurückzuhalten und gebeten, so lange mit einem Sperrschiff in der Staatsverwaltung vorlieb zu nehmen, bis die genannte Summe gezahlt wäre. Keine noch so hoch und theuer gegebene Versicherung, die Summe würde von Hamburg aus sogleich beirichtigt werden, half. Graf Lurzburg und die Herren vom Komite wollten baars Geld sehen. „Sie wissen, daß ich das Geld zahlen kann, die Herr“, versicherte der Künstler; „sie wissen, daß es mir von meiner hamburger Vage abgezogen werden wird — nein, es ist eine reine Chitane, weil ich die Ehre nicht zu würdigen wußte, auf einem Theater zu stehen, wo die Hände zuerst gegeben worden sind und jeder Schoppenflecker Abends im Wirthshaus ein geborener Kunststrichter ist!“ Um eine Zerstreung zu haben und sein schaudervolles, übrigens lächerliches Loos mit einem ebenfalls „reine Wärrererschlag“ ererbenden anderen freien Charakter zu theilen, hätte er gefragt, ob er nicht wenigstens mit mir in ein und dasselbe „Voch gepumpt“ werden könnte, welches ihm denn auch gnädiglich und lachend (denn lachend geschah die ganze Prozedur seiner Entführung, schon der außerordentlichen ein comies des beliebten Schauspielers wegen) bewilligt wurde. Meiner Zustimmung hatte er gewis zu sein geglaubt. „Denn“, sagte er, „Vangeweile sollen Sie bei mir nicht haben und amüsiren wollen wir uns beide. Sie den Wassen und dem Bundesdag, ich dem Grafen Lurzburg und dem ganzen mannheimer Komite zum Trost.“ Mein Leidensgefährte war Theodor Döring.

Damals war der später so berühmte gewordene Künstler etwa dreißig Jahre alt. Ich zählte dreißigundzwanzig. Die Bühne hatte mir bis dahin fern gestanden. Berliner Jugenderinnerungen galten wohl manchem im höchsten oder höchsten Theater empfangenen Eindruck, aber eine regelmäßige Beziehung zur Bühne hatte ich erst in München und Stuttgart gehabt. In Stuttgart waren mir Schindemann und Moriz persönliche Freunde geworden. Dem Letzteren, der sich zum ersten Mal als Hamlet verstanden wollte und die Stimmung des: „Wie ideal, er! unerpißlich ist doch das ganze Treiben dieser Welt!“ nirgend mehr als bei einem Gefangenen voraussetzte und deshalb ein Durcheinander von allerlei Gemeinlichkeiten von mir zu erhalten wünschte, hatte ich sorben über „Sein und Nichtsein“, „Woh in ein Kloster —!“ und sonstige Lächer der Hamletrolle eine lange Expedition geschrieben. Diehamletische Dramaturgie à la

Franz Horn und Gervinus. Der Sinn und die Theilnahme für die Bühne war die regste, aber der Trieb des Schaffens wandte sich nach anderen Richtungen zu, den allgemeinen Zielen der damaligen sozial-politischen Gedankwelt, für welche die doppelte und dreifach emancipirte damalige Bühne keine Anknüpfungen bot.

Trunken lobte der Nooembersturm und rüttelte an den Schiefersteinen, womit die nahen Dächer bedeckt waren. Der Regen schlug an die Steinen, mit Blei gefügten Fenster-scheiben. Zuweilen prasselte es vom sich lösenden Kalk-bewurf den Schornstein herunter, der eine Oeffnung in einem unbenutzten Kaminloch hatte, das sich zu einem Fluchtortsch verwenden ließ, wenn man etwa Luft ver-spürte, in den Zergängen seiner Windungen zu erstick-

„Das soll uns Alles nicht aufpassen!“ sagte Döring, auf das Wetter und die Kanne, die uns schützte, Wiedend. „Wir wollen uns schon unterhalten!“

Schon hatte er Aufzug gegeben, daß ihm kein Zeit gebracht wurde, seine nöthigen Bedürfnisse zur leiblichen Pflege, vor Allem seine regelmäßige Verköstigung, und die letztere zu beschaffen, wie sie ein Gourmand mit der Devise: „Nemig, aber gut!“ voraussetzen pflegt. Er heulte: „Mein armes Weib!“ Damit wollte er sagen, daß sich seine Gattin nicht minder von dem Trud des tragischen Geschehens in einem der mannheimer „Quadranten“ (die Stadt ist in lauter Bierstraßen gebaut) jetzt durch Ver-wünschungen des mannheimer Holgerichtes, des Komites, und vor Allem des Grafen Lurzburg, des Erfinders des Pulvers und Seitenstücks zum Grafen Bollen in der Schachmaschine erleichtert, besonders aber auf's Eifrigste bedacht sein würde, erstens für eine mehr oder weniger entfernte Zukunft die Frage der dreizehnhundert Gulden mit einem in's Vertrauen gezogenen Advokaten, zweitens für die nächstschärfte Zukunft mit ihrer Mutter und ihrer Magd die Frage des Wohnens und eines gestülpten Kochentellers zu erörtern. Jedes Geräusch, das —

„Chr schlug, schien über der Antikf —“
„harteren Gattin und der Zuhör —“
„haltungsmitien zu gelten. „Dermann, mein Kabe —!“
Die ganze Sehnsucht des „alten Moor“ lag in seinen Gesichtszügen, über welche sich allmählig eine gewisse Be-muth verbreitete. Ich konnte letztere allerdings auch auf mich selbst beziehen. Denn voll herrlichen Antheils und mit einer nur durch die Rücksicht auf das Zeitalter Met-ternich und der Mann-Kaufmanns Entfremdungen, in welchem wir damals lebten, gemilderten gewissen Klä-rung und Betroffenheit über die Strenge der Verknos-regelungen selbst in dem damaligen Musterstaat des Kon-stitutionalismus, dem „freimüthigen“ Baden, nahm er die Geschichte meines Verhanges, vertribt durch den Ro-man „Holly, die Zweiflerin“, aufmerkham und dem besten Ausgang aus dieser „reinen Lächerlichkeit“ wünschend entgegen.

Bald ergab sich für unser freiwillig-unfreiwilliges Zu-sammensein ein besonders bequemes Moment der Ueber-einstimmung, das sich durch den Ausruf: „Was? Sie sind ein Berliner? Und wir sind Landstrolche —?“ und in einem sofortigen Uebergang des Dialogs in die weiche, milde, heimatische Sprache des „Na nu!“ und „Ach Herze!“ kundgab.

„Kennen Sie Cautien unter der Stadtbahn?“ fragte mich mein mir jetzt noch näher gerückter Leidensgefährte. „Nein, Jolly! Was werd' ich nicht!“ lautete die Antwort.

„Nun sehen Sie, Doktor, da bin ich Commis gewesen! Eigentlich heiß' ich Häring!“

„Kein poetischer Name, wie schon Witschalt Alexis bewiesen hat.“

„Das ist mein Vetter! Aber Alexis war mir denn doch zu hoch! „An Alexis schab' ich Dich!“ sang man ehe-mals zur Gaitarre. „Nein, ich nannte mich: Döring! Aber das ö' scharf hervorgehoben! Voll! Dennd! Dör-ving! Wie Ewige Wölder!“ in der Tragödie!“

„Dennoch wurden Sie Komiker?“

„Was? Komiker?“ fragte mein neuer Freund ent-rüstet auf und warf dabei den Schemel und beinahe den Schreibstiel und daneben meinen großherzoglich badi-schen Wassertrug um. Die noch jetzt dem geehrten Mimen eigene Reizbarkeit, wenn ihn Jemand vorzugsweise einen Komiker nennt, regte sich schon damals. Es erfolgten die im Ton Lear's, Richard's des Dritten und Franz Moor's gekochenen Worte: „Ich spiele tragisch und komisch! Auf meinem Repertoire finden Sie —“ folgten dann die er-denklichen Gestalten der alten und neuen dramatischen Li-teratur, und nicht bloß dem Namen, sondern auch gleich den rasch in kurze Gebirgsversteine gestofsen Charakteren nach. Ich bat um Verzeihung und ließ mich auf einige berühmte Darsteller ein, die ebenfalls gleich groß auf dem Nothurn wie auf dem Soccus gewesen.

Wie ich meinen Gefährten, der sich freimüthig „Epigone“ fühlte, forderte das sichere Vollgeschick! Bedenken in sich trug, eben auf die Einzel-
Talent's wie Talma aufmerkham gemacht! Ich großen Mimen nur zu bekannt ist, daß der tragische Wurf gelingen wollte, hatte ich wenig geredet. Wieder eine bisherige Stellung.

nehmend, fuhr ich zurück. Denn mein Mitgefänger stand in armsüchlicher Haltung wie eine Bildsäule vor mir. Sein Haupt war ein wenig geneigt, die dunklen Haare waren halb in's Antlitz geschlagen; über die Stirn hinweg wand sich eine einzelne, wie verlorene Locke.

Ich verstand, was die Stellung sagen sollte. „Vor- trefflich! Das ist Napoleon —. Ganz nach dem Le- ben! — Der Schulner Talmas, wenn der junge Artillerie- offizier gerade sein Geld hatte —! O, glauben Sie mir, Herr Döring, man kann dreihundert Gulden Schul- den haben und darum doch noch eine glänzende Zukunft!“

Mein Mitgefänger hörte nur halb und antwortete nicht. Schon war er mit einer neuen Stellung beschäftigt. Ich that ihm den Gefallen, seinen stummen Will zu ver- stehen und mich in einen Augenblick umzuwenden.

Nach einigen Schritten hatte ich einen gebückten Greis vor mir, der sich auf einen Stod stützte, der gerade nicht zur Hand war — wodurch jedoch der Effekt nicht gestört wurde — und den Kopf etwas schief hielt, als hätte er nur auf einem Ohr. Die Umrisse des Profils waren wie eine einzige Linie. In oft hatten wir in der Schule den Kopf Friedrich's des Großen mit drei Strichen „gemalt“. Sofort wurde der Held von Mollwitz und Lenzen als kahnend wiedergegeben erkannt.

„Wahrlich, es schließe nur noch der schiefgeschneite Drei- master!“

„Das nur so beiläufig! Wir blieben bei Quitteln ste- hen,“ unterbrach der Künstler seine eigenen bewun- derungswürdigen Erzählungen.

„Ja, Quittel! Galanteriewarenhändler unter der Stechbahn! Sein Konfurrenz hieß Fiacati und wohnte in der Königsstraße... Dieser handelte auch mit Pa- pagaien und nachgemachten Paradiesvögeln —“

Jeder kleinste Zug aus dem alten Leben Berlins, den ich anführte, erregte in den Lachmuskeln meines Lands- manns Revolutionen. Sein Lachen war anstehend. Man konnte mit ihm lachen ohne alle Ursache. Man lachte dann nur über das Lachen selbst. Sein Lachen ging alle Register durch, die nur in der Stimme bei einem aus dem tiefsten Juchzschall herausstreichenden Lachen in Mi- lidenhaftigkeit gerathen können. Besonders komisch erfolgte ein plötzliches Abbrechen des Lachens zum Lachen und ein gewisser, sozujagen abspannender, gleichsam in der Kehle stehender Ausdruck des Nichtweiterkommens im Lachen. Erst ein Wort, ein Bild gab dann Ruhe. Solcher Worte und Bilder, die sich beim Rückblick auf sämtliche Jugenderlebnisse vom „Oberbaum“ bis zum „Unterbaum“, vom „Oranienburger“ bis zum „Hallischen Thor“ aufzählten, gab es genug. Durch ein einziges in berlinischer Mundart gesprochenes Wort wurde manch- mal eine Situation klar. So auch hier. Nachdem mein Mitgefänger mit gebrochener Italiänisch das Fiacatische Gejagst charakterisirt hatte, sagte er:

„Nein bei Quitteln! Siebzehn! Verjemielen — ver- kauft — Waldbeibel verkauft!“

Am Quittel'schen Laden begann nämlich derjenige Theil des berliner Weihnachtsmarkts, wo die zur Bestellung mit Lichtern bestimmten hellgrünen Papiergrammen ver- kauft wurden und die Passanten der damals lebens- gefährlich engen „Verderbten Mühlen“ durch eine Gasse kleiner, frierender Waldbeibelverkäufer hindurch mußten.

Kein solches Bild konnte, das merkte ich nun schon, vor die Phantasie des geborenen Krimen treten, ohne sofort von seinen Gebärden, seinen Reden plastisch und dialektisch illustriert zu werden. Auch der berliner Wald- beibelverkäufer stand im An gekleidet vor mir. Mit drei, vier Handgriffen waren unter die Stupen der Weinleider ausgeklagen, die Kermal des Rods verfürzt, ein Hosen- streifen losgelassen, das Halsstuck gelodert, die Haare über die Nase gestrichen. Das Bild eines frierenden, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Bein stehenden berliner Gamin's stand fertig vor mir.

„Es geschieht meinem Vater schon recht,“ sagte ich zu- stimmend und mit Anspielung auf einen der schwachen Erstlingsversuche jener Zeit, die berliner Welt in Bildern zu illustriren, „es geschieht meinem Vater schon recht, warum kauft er mir keine Handjohse! Aber Ihre Nase! Ich hätte glauben mögen, Sie wären noch nicht zehn Jahre alt.“

„Soll ich hundert Jahre alt werden?“

„Ich bin mit achtzig zufrieden! Nachen Sie den alten Wellenberger in Jpsland's Adolanten!“

Im Ru wurde die Toilette geordnet und mein Proteus fing an, die Skala von zehn Jahren auf achtzig durchzu- machen. Die Länge des Körpers konnte so leicht so blei- ben, wie der Gamin war, denn das Alter tricht wieder bis zum Kinn hinunter. Der Kopf wuchs in die Schultern. Die schlankste Taille verschwand. Brustkasten und Bauch schienen in Eins verwachsen, wie der Körper beim Alters- emphysem eine solche einzige Rundung anzunehmen pflegt. Die Augen quollen vom Zusammenpressen aller Muskeln und Adern hervor. Das Haar hing schlicht auf den Nacken herab. Mit schwerfälligem Gange, langsam die dichteste, sich nicht mehr recht in der Gewalt habende Hand ausstreckend, tastete der Greis auf den Tisch hinaus und langte zitternd nach einem Glase, um mit seinem hoch

noch scharfen, die Stumpfheit des Alters widerlegenden Sinnes und mit weislicher Kombination den vom In- triguanen hineingeschüttelten Inhalt, Gift, zu untersuchen. „Bravo!“ rief ich und zerstreute durch Forttreiben des Spielers vom Tische selbst das schauerliche Bild, das nur der Lampen und der Szene bedurfte, um die erschütterndste Wirkung hervorzubringen. Ich fürchtete, der Blutandrang zum Kopfe, der nöthig war, um ein breites Antlitz mit den schlaf herabhängenden Wangen des Alters hervorzubringen, könnte dem Künstler schaden.

„Aber Quittel, Quittel?“ fuhr er fort mit Donnercon. „Was also hat Quittel mit Döring zu thun?“ fragte ich ebenso.

„Mit Döring!“ verbesserte der Rime in demselben gewaltigen Klang der Stimme, der die Schildwachen unten hätte ruhig machen können.

„Mit der Komödie!“ rief ich wieder ebenso parodirend. „Tragödie!“ donnerte der Künstler.

„Tragödie-Komödie!“ räumte ich mit gleichem Ton ein. Unser Stimmenwettkampf beruhigte sich endlich.

„Sie waren also bei Quittel Commis?“ fragte ich gemäßigter.

„Ja! Ladenhüfengel war ich!“

„Und hatten damals Ihre Bestimmung verfehlt —“

„Doch nicht! Wie so? Nein!“

„Warum nicht? — Sie würden jetzt die dreizehn- hundert Gulden nicht vernichten, meinen Sie?“

„Diese damals so gut wie jetzt —“

„Jetzt keine Unklarheiten! Bitte, Bitte, Aufklärung!“

Döring begann:

Ich war bei Quittel gewissermaßen der beste Commis und für's Geschäft sozusagen unerlässlich. Denn ich amü- sierte Prinzipal, Personal und Käufer. Kam eine Karosse angefahren, so sprang ich an die Ladentür und stand zum Empfang bereit. War's eine Gräfin, eine Hofdame, eine Fürstin, so spielte ich den Oberstammerherrn. War's eine Kommerzianthin, etwa von „Unsere Rent“, nun, main, so werd' ich doch auch wissen, was ist ein fairer Dischore's, Ranten Herlen, die einen Fächer suchten, ein Etui oder sonst etwas, vielleicht zum Auslösen eines Viel- liebchens, so war ich „Konfer“, auf „Ehre“, auf „Lailie“ und spielte „die Verwunderung“ der besagten Dame, fand Alles „fuerde und ja recht theuer, auf „Ehre“. Und den Damen führte ich wieder die Bedürfnisse der Herren vor, wenn sie auf Briefbeschwerer, Fragbüche und sonstige Schreibzupfgeschäften aus waren. „Wie lieblich! Nicht wahr, reizend? Allerliebst!“ Kurz, ich hatte die geschäftigsten Erfolge und übte mich auch zugleich damit für die Bühne, mit der ich mich schon — Sie kennen ja die berliner Liebhabertheater — intimer eingelassen hatte. Mit allen Offizieren braunwarbörte ich, mit nerven- schwachen Damen säufelte ich, mit Juden jüdelte ich, mit Sechsen, Braunschwiegern, Hamburgern, die ich sogleich erkannte, sprach ich im Idiom ihrer respektiven Vater- länder, und für jeden Gegenstand machte ich mich zur Modelldame. „Wie reizend sehen diese Verloquens am Haar —!“ — „Sehen Sie diese Ohrringe, wie das läßt — natürlich auf einem andern Arnt als dem meinigen!“ — „Diese Armabänder sind nicht recht, aber die Imitation ist flüssig — pariser Arbeit!“ Kurz, Alles hielt ich wie selbst an's Ohr, an's Haar, an die Augen — Schmutz- tabaksdosen an die Nase — genug, ich hatte den Zulauf der Kunden und schwappte ihnen alle Ladehüter, Gott und den Teufel auf. Aber meine theatralischen Studien, die ich dort ohne Klingemann oder Schreyvogel begann, hatten einen Nachtheil, sie belangen zu viel Publikum, nämlich hinterm Ladenaufschuß. Sie gestreuten die Kollegen und zogen den Ernst und die hohe Würde des Kaufmannstandes zu bedenklich in's Lächerliche. Die Herren Prinzipale hatten den Kopf voll Eoll und Haben, Uebertrag und Bilanz, und lachten wohl Anfangs über meine Schmeicheleien, später aber verdröten sie sich derartige Beluchungen des Geschäfts. Und als ich die stotten Ge- schichten nicht lassen konnte und die Commis gerade erst dann recht lachten, wenn ich mich quälte, ruhig und ernst- haft zu sein, so gab es unangenehme Szenen, und das Quittel'sche Geschäft wurde verlassen.

„Sie gingen zur Bühne!“

„Zur Bühne! Und sogleich in die allerstiefsten Ab- gründe derselben —! Mich hat keine königliche Theater- elevenschaft, keine höhere Kunstpflege mit dramaturgischem Kinderbrei aufgeschwemmt. Ich kam sofort in's Wasser und mußte schwimmen oder untergehen. Damals, Polen, die polnischen Länder und Wälder haben meine ersten Ver- suche in Rollen, die heute ausgeschrieen wurden, die Nacht gelernt, morgen schon gespielt sein mußten. Schenken hörten meine ersten Seufzer, vor den Coullissen vielleicht um unerwiderter Liebe, hinter den Coullissen um rüd- händige Gage, bis mich der sanfte Jütich meines Genies in alle Rüste trug und an den Rhein abschte, auf die mairger Bühne. Von „denn Märgern“ kam ich zu „denn Mannern“. Aber jetzt wird's die hohe See. In Ham- burg da hob ich Furor gemacht. Die hamburgische Bühne ist „Schöder's Erbe“. Was ich noch nicht habe, dort werd' ich mir's erobern!“

Nach diesen Reiseskizzen, theils auf den Schwingen

der Wehmuth in die Vergangenheit zurück, theils auf den- nen der Ahnung und Hoffnung in die mehr oder weniger entfernte Zukunft, regte sich naturgemäß immer mehr der materielle Hunger und ein über das andere Mal schon drückte ein Stochen der Stimme und ein nach Luft schnappendes Stöhnen die vollkommene Ueberzeugung aus, daß denn doch ein hinter Schloß und Riegel verriegelter Mensch eine empfindliche Verinrückung seines freien Willens erliden muß. Denn schon lange hatten die Gloden draußen ihr gewöhnliches Zwölfs-Uhr-Gelächte hinter sich, die „Bachparab“ von dem badensische Grenadier“ war auch schon verklungen, erst nach Ein Uhr kam mein täg- liches Deputat, das mir aus dem Wälder Hof geschickt wurde. In eigenthümlich ironischem Kontrast zu unserer Situation hieß der Wirth desselben Herr Schlemmer.

„Ein Uhr oder der Witter und die Waldgeister“ — nannte sich, als ich noch Terzianer war, ein Stück, das auf dem königlicher Theater gegeben wurde,“ begann ich in Aufmunterung an die erliche Ein-Uhr-Stunde.

„Haben Sie also noch Schmelka gesehen?“

„Schmelka, Angel, Bloß, Bedmann! Meine größte Passion war aber eine weibliche, eine widerwollte, pathe- tische Jungfrau, Raimund's geborene Fre Christiane, ein Fräulein Herold.“

„Lebt jetzt als Nonne in einem sächsischen Kloster —“

„Nächst ihr hatte mir's ein schallischer Kolobd ange- than, eine wiener Lokalfängerin — eine fischliche Frau von Schlingen in den „Wienern in Berlin“ — sie war mir und Vielen damals lieber als die Sonntags, mit der sie rivalisirte — sie hieß Angulle Eutornus.“

„Das ist meine Frau!“

„Wie?“ rief ich erstaunt.

„Dieselbe — die zum Donnerwetter jetzt endlich mit dem Esford kommen konnte, mit dem Frischenteller, mit dem Bericht von unserm Adolanten! Ich gerathe in Ver- zweiflung!“

Der Mann, der mit einer Fee, der „rosenfarbenen“, wie sie in einem wiener Zauberstück hieß, vermaht war, mit Wenzel Müller's und Ferdinand Raimund's Kammern und Katherin und Kefeln, verlangte von dem beschwingten Geist der Poesie jetzt nichts als die Befriedigung seines immer grüner gewordenen inneren Wädrwells. Und siehe! Das Vorrecht aller Ehemänner, selbst derer, die nicht mit rosenfarbenen Feen und mit jollerlauchenden Sennerinnen im schallischen Wieder verheiratet sind, das allgemeine Vorrecht der Ehemänner wurde dem Wädr- lichen zu Theil, er konnte sofort aufwachen: „Gust!“ — an die Thüre springen und mit allen Häusern Willkommen! trommeln. Die Kiegel raffelten, die Schlüssel klirren. Die rosenfarbene Fee erschien in eleganter Toilette, lieb- reizend, anmuthig wie eine Solodame. Hinter ihr her der Gehungswärter mit einem Menagelorb in der einen, Weinlajchen und Gläsern in der andern Hand.

„Gust!“

„Theodor!“

„Dieser Lurzug —!“

„Dieses Komite —!“

„Schändlich —!“

„Schandvoll —! Aber furchtbare Rahe —! Doch erst — essen —!“

Die Vorstellung meiner Person machte sich von selbst.

„Der Doktor hier, den Du aus seinen Schriften kennst, ein mannheimer Märtyrer wie ich, das ist ein Verrecher vom Tir aus Deiner Jugend —!“

„Aus meiner Jugend —!“ rief ich verbessernd.

Die Dame erröthete und schlug die schwarzen Wimpern ihrer schönen Augen nieder.

„Er hat Dich auf der Königsstadt bewundert —!“

„Aber Doktor! Sie ist keine Wierlerin, sondern eine „Schläferin“. Aus „Gruus Brasel“ — Stöht auch a Bissel mit der Zungen an. Das steht ihr aber „jem- mlich“. Holtri hat Stude für sie geschrieben. Aber Wien kennt sie drum auch und — Badhänerin, Bad- hänerin, Doktor, brät sie — jetzt sehen Sie sich, langen Sie zu —! Lassen Sie heute Schlemmern Schlemmern sein — wir schlemmern hier. Nachher, Gustel, erzähle mir von unserm Adolanten —! Jetzt nur keinen Kerger mehr — um dreihundert Gulden — beim Essen seine Unannehmlichkeiten —!“

Die Rede erkundete im lachenden Schürfen eines kost- lich duftenden Tripel-Extrakts von Benillon.

(Schluß folgt.)

Karl Guckow.

(Fortg.)

„Die Dichter gleichen den einkamen Potentaten, die des Morgens in aller Winterfrühe, wenn noch thum die Dähne getraht haben, auf den des Nachts vom Schnee ver- schütteten Wegen die ersten Frühlingsen wieder eindrücken müssen. Ihr halt Mittags gut spazieren wandeln! Ge- denkt der Potentaten, die zwischen Feld und Wald im rei- nen Morgengrauen auf unübersehbare Schneefelder zu- Wege wieder aufsuchen mußten!“

Es sei uns vergönnt, diese seine eigenen Worte über das Lebensbild eines Mannes zu lesen, der in der That seit mehr als dreißig Jahren in Deutschland der Vorkämpfer kühner Ideen gewesen, der ihr vom Anfang bis zum Ende ein Herold und getreuer Schildträger geblieben ist. Wenige haben so unermüdet wie er und in so proletarischer Weise gekämpft gegen die alten Schranken der Religion, Philosophie, Politik und Diplomatie unter dem allmächtigen Schutze der heiligen Allianz um das ganze geistige Leben Deutschlands nach den Befreiungskämpfen neu aufgebaut hatten, und wo sie kürzten und hielten, mochten die Zeitgenossen die wuchtigen Schläge seiner gewaltigen Art mit heraus hören, mochten sie ihm dankbar sein für Neugebaltungen, die sich auf den alten Trümmern erhoben. Es war eine kühne Generation und er der Älteste einer, die zu Anfang der dreißiger Jahre die Arena der deutschen Literatur, deren Phylonomie sich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte, betreten. Die klassische Periode war entrückt und strahlte nur noch als leuchtendes Sternbild am nördlichen Himmel, die letzte Reibel der Romantik verbrachten seine und seine — da strich scharf und kalt die Morgenluft über den Plan, der Geisteslämpfer erwartete, die nicht im Solche der Poesie, der Kunst, der Phantasie allein mehr stehen durften; ihnen mußte der Pegasus nur zu oft zum Stütz- und Schlachttroß werden, die poetische Form zur Larve, unter der sie das Weh und Leid, das Hoffen und Wünschen der Nation verbüllten.

Karl Gutzlow wurde in Berlin am 17. März 1811 unter dem Zeichen des großen Kometen und als der Saft in der Rebe, die jenes Jahr reifend gemadht, zu treiben begann, geboren.

So fiel sein gährendes Jugendleben in die oben erwähnte gährende Zeit, und durch sie entwickelt und getragen ward er der treueste Repräsentant einer Literatur-Epoche, die in allem ihrem verchiedenen Phasen den Stempel seiner genialen Hand empfing. Sprechen wir aber zugleich den tiefsten Schmerz dieses Lebens aus — warum mußte ein Geist wie der von Karl Gutzlow, der mit wunderbarem Instinkt den leisesten Pulschlag seiner Zeit vernahm, der mit dem tiefsten Hasen des Gewissens mit ihrem Werden und Wachsen zusammenhing, vorzugsweise zur dichterischen Produktion gezwungen werden? In England, in Amerika, in jedem freien Staate würde sich neben dem Dichter der glänzendste Publizist, der talentvollste Staatsmann entwickelt haben, dahier — waren es flüchtige, oft unfruchtbare Korbweiden, die neben seinem beschwerlichen, mühsamen Wege emporsprossen. Nur unter dem Damoklesschwert der Censur, bei dem Geräusch der Ferkelungs- und Jugendhaushälter, die damals jeden über das Gewöhnliche hinausgehenden Geist in sichere Ruhe bannen, oder über die Grenzen des Vaterlandes hinaus jagten, fand das „junge Deutschland“ Raum für seine Ideen, oft nur unter den wunderlichsten Verkleidungen,

zu denen es sich häufig die Muster und das Beispiel von der französischen Romantik entlich, wie sie eben unter der Pflege von Victor Hugo und dessen Anhängern aufblühte. Was Wunder, daß die Ideen, welche da herüber flangen von freier Liebe, St. Simonismus, Fourierismus, vermehrt mit dem seit 1789 so zauberhaften Widerhall von liberty und egalité, die Köpfe junger Männer erhigen mußte, denen dahier der Flügel Schlag des Geistes in unbarmherziger Weise zerbrochen wurde und sie so zu manchen Irrthümern und Verirrungen lockten, die in jedem gesunden Staate fast

spurlos würden vorübergegangen sein, dem sogenannten „jungen Deutschland“ aber eine Vertiefung und damit eine Bedeutung zuzogen, die uns heute schon schwer begreiflich ist.

Fünf junge Männer, Wienberg, Raabe, Mundt, Rühne und Gutzlow, welche die Richtung der Zeit, die unabweichlich nach einer Umgestaltung der öffentlichen Meinung durch den Journalismus drängte, in gleiche Strömung eingetrieben, galten als die Haupt einer Verdwörung, die die Ruhe aller sechsunddreißig deutschen Staaten bedrohte. Wir mögen dich heute um so mehr belächeln, als wir erlebt, wie schnell vorübergehend diese Verbindung gewesen, die nie auf gegenseitig vereinbarten Prinzipien beruhte, sondern nur die gewaltige Welle, welche die Koth der Zeit auf einen Moment zusammentrieb, damit sie im nächsten Augenblick wieder nach den verchiedenen Richtungen auseinanderströme.

Es war Gutzlow, der Sohn des Volkes, der, von Allen mit dem größten, dem vielseitigsten Talente, dem edelsten Tüchtereigenthum begabt, auch der Sache des Volkes am treuesten blieb und auf allen Gebieten der Literatur unerschütterte für das eine Ziel, ein „verjüngtes Deutschland“ locht, zugleich in alle Schichten der Gesellschaft die Funken eines neuen Bewusstseins werfend.

Gutzlow's Eltern gehörten dem kleinen Bürgerthum an; sein Vater war im Reichthum eines königlichen Prinzen angestellt und bekleidete später den Posten eines Subaltern-Beamten im Kriegsministerium. Seine ersten Jugendjahre schloß er selbst anziehend genug in seinem Buche: „Aus der Knabenzeit“, das 1852 in Frankfurt erschien. Schon früh zeigte sich der Knabe von dem Vererber hochbegabter Kinder verzehrt, und wie oft schalt die besorgte Mutter den allzu eifrigen Gymnasialschüler, der bis tief in die Nacht bei mühsam erworbenen Lichtstümpfen studierte. Hochst fördernd für seine Ausbildung wurde die Bekanntschaft mit einer wohlhabenden Familie, die neben dem prinziplichen Reichthum wohnte, Gutzlow und seine einzige Schwester zu Spielgefährten ihrer eigenen Kinder heranzog und, die großen Talente des Knaben früh erkennend, dieselben auf jede Weise zu fördern suchte. Es war ein großes Jugenddunkel der Eltern, daß sie dem Sohn die Laufbahn gestatteten, welche in solchen Kreisen stets als die begehrenstwerthe erachtet wird — die des Theologen. Die Studien dafür erledigte Gutzlow auf der Universität seiner Vaterstadt, trat 1830 bei einer philologischen Preisaussage: de diis fatalibus, den ersten Preis davon, und 1832 schon war am ersten Pfingsttage den ansehenden Theologen in der Dreifaltigkeitsschule auf Schleiermacher's Kanzel eine Predigt halten, die Zuhörer fortwährend durch den poetischen Schmuck, welchen dieselbe anknüpfte. Die prophetisch für ihn selber klangen die Worte von den Lippen des schwächlichen jungen Mannes mit den langen, blonden Haaren und dem bläulichen des umgewandelten Falles: „Der Geist der Wahrheit bahnt sich seinen Weg durch Nacht und Licht, durch Berg und

Illustrationen zu deutschen Dichtern.

Kinderlust.

Gedicht von Wilhelm Müller; illustriert von Theodor Weber.



Nun segel aus den alten Stank
Und mach die kühle Hand!
Nicht ja kein schwarzes Winterland
Wir liegen auf der Sand!

Die erste weiße Blüte lag
Wie heut' in's Angeht.
Willkommen, Veng! Ich lebe noch
Und weiß von Liebe nicht.

Und kenne dich, wie du, hinein
In Gottes köhne Welt,
Und nicht ein kleiner Rabe sein
Und locken durch das Feld.

O leht, da plätschern schon am See
Die lieben Rindchen,
Und jehn die Quenden in die Döh,
Und wollen gern hinein.

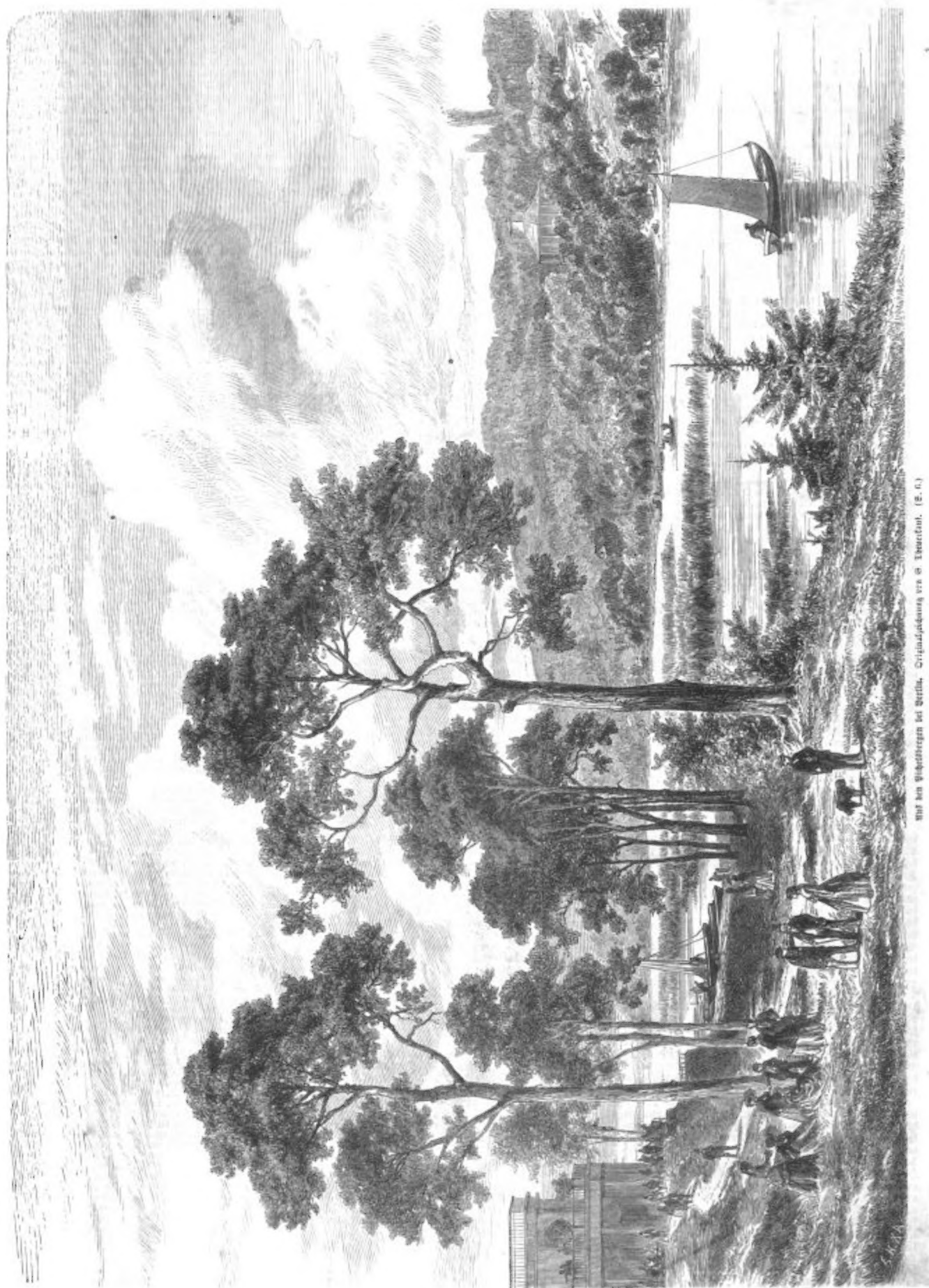
Wie loht der warme Sonnenschein,
Der auf dem Spiegel ruht!
Da ist kein Fuß zu wech, zu klein,
Er precht, wie's Wasser thut.

Er ist und leht' dem Spiele zu
Und spiel' im Herzen nach!
Du lieber Veng, ein Rind bist du,
Und liehst Rinderbrauch.

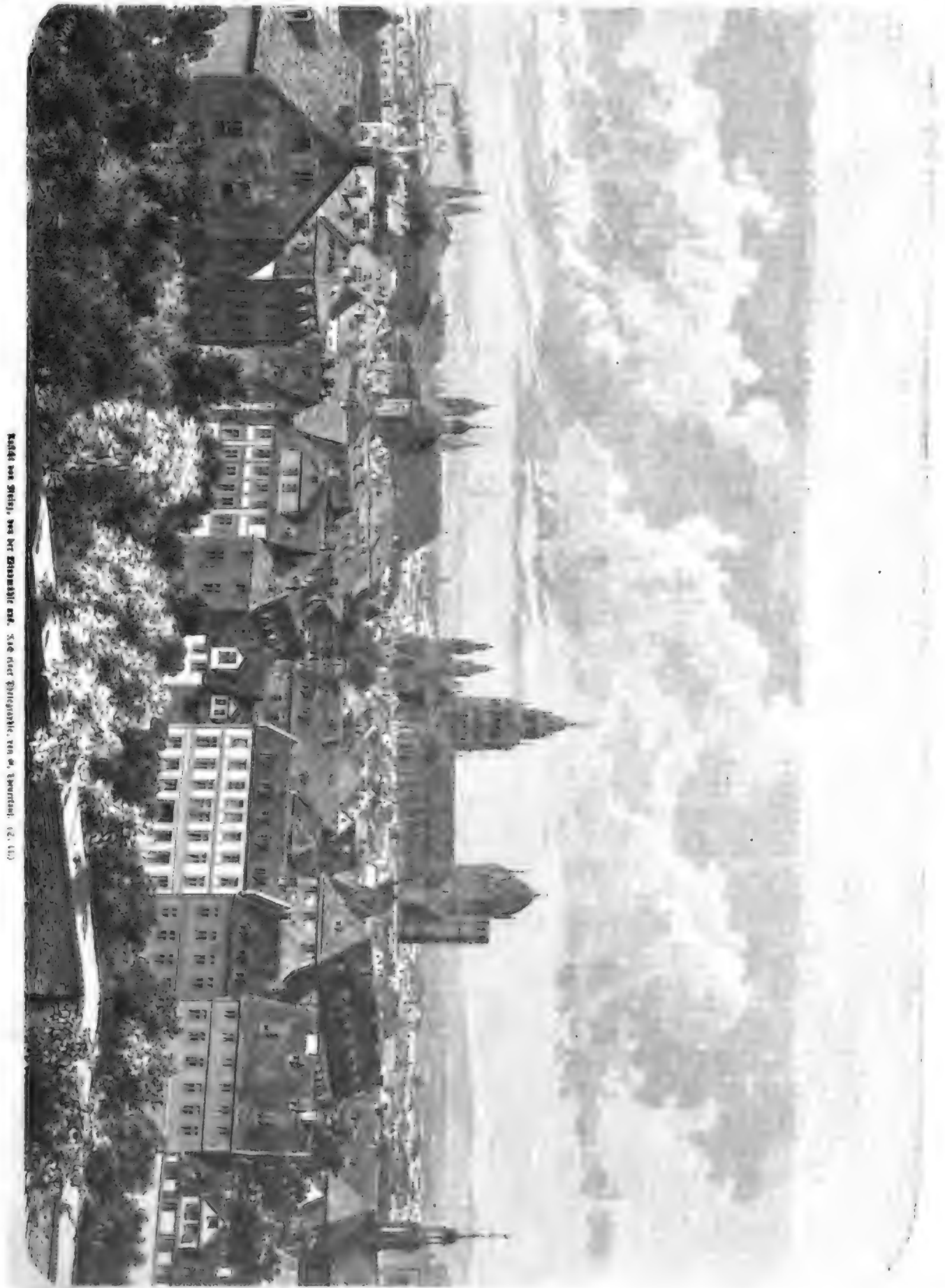
Wie viel du hast, du weicht es kaum
Und schüttelst alles ab.
Nicht, Kinder, nicht! Es ist kein Traum!
Es kommt aus Gottes Haus.

Und wenn du nun ganz fertig bist,
Doch keine Blume mehr;
Dann gehst du wieder ohne Heil,
Rein Abgeschieden wie die Heuer.

Und rufst dem Bruder Sommer zu:
Beisagst du die Früchte her!
Was ich verpach, das habe du!
Hi, ei, dein Rind ist schwer!



Ansicht des Völkchenberges bei Berlin. Originalzeichnung von G. Thiermann. (S. 6.)



Blick von St. Alb. von der Eisenbahn aus. Siehe hier: Photographie, von W. L. L. (11)



Die Indianer am Amazonas während der Gasse. Nach der Sammlung von G. Schomburgk. (Z. 11)

Die Spuren eines Romans.

Von
F. H. Paasländer.



1.
belgunde las:

„Und somit, vielgeliebter Leser, theure Leserin, nimmt der Verfasser Abschied von Dir, von einer ihm lieb gewordenen Gesellschaft, deren Verlust er nur durch die Hoffnung auf ein baldiges frohes Wiedersehen zu verkürzen im Stande sein wird.“

Doch — theurer und geneigter Leser — ich sehe Unzufriedenheit in Deiner Miene; liebendwichtige Leserin, ich sehe

Deine Lippe verächtlich gekrümmt, ich erachte die Ursache eures Unmuths, und einestheils ist dieser Unmuth gerecht, andertheils hat aber auch selbst ein Roman seine Grenzen, und wenn man alles das nachzählen wollte, was das gefühlvolle Herz einer theuren Leserin noch von den letzteren Schicksalen der handelnden Personen zu erfahren wünscht, so müßte man dem letzten Bande stets noch ein paar Biographien anhängen, verschiedene landschaftliche Bilder, Häuserbeschreibungen mit schönen Ausblicken — links Anhöhe mit malerischer Ruine, fernsicht in ein weites Thal, aus welchem die Schlagentinne eines Flusses flüßend hervorsticht, im Hintergrunde die edeln Linien eines tiefblau gefärbten Hochgebirges mit Schneetupfen, blendender Sonnenschein bei Tage, oder, besser ausgedrückt: der glühende Aufgang des Tages, der sich in ein weiches Abendroth auflöst, und wie entzückt sie ihnen zulauschten — sie — nicht das glückliche Paar, welches im vorletzten Kapitel durch Verrennung für's Leben zu den seligsten aller Menschen gemacht wurden, nein, sie nicht selbst: das wäre als allerletzte Schlussscene eine allzu flüchtige Arbeit, ein zu rasches Ende; nein, es sind die Enkel jenes Paares, die nun mit einem kurzen Lebensabriß, als Dialog behandelt, durch Erzählung der weiteren Schicksale von Eltern und Großeltern den geneigten Leser zufrieden zu stellen hoffen.“

Adelgunde las das mit einem leichten, aber unruhigen Zucken ihrer schönen Schultern und einem verächtlichen Aufwerfen ihrer reizenden Lippen. „Es ist doch schade“, dachte sie, indem sie Buch und Hand einen Augenblick auf ihren Schooß sinken ließ, „wie sich ein sonst angenehmer, ja ich möchte fast sagen geistvoller Erzähler am Schluß des Buches Mühe gibt, noch langweilig, ja fade zu werden. Als wenn uns daran gelegen wäre, so genau von den ferneren Schicksalen jenes glücklichen Paares unterrichtet zu sein: Wozu? er hat sie bekommen und sie ihn — mein Liebchen, was willst Du noch mehr? Etwas auffallend benahm sie sich dabei, das ist nicht zu leugnen, und wenn ich ihre Freundin, jene Julie von Stroßeln gewessen wäre, so hätte ich ihr zu Entlassung gerathen, denn er hat sie doch nicht mit ihrer Liebe geliebt, die man im Leben zuweilen, in einem guten Roman immer verlangen kann — fort mit diesen Weiden, mein Interesse an ihnen ist verschwunden, mögen sie ihren Wohl bauen wo sie wollen, mögen sie meinewegs noch durch Enkel oder sogar Urenkel die Vierzehntel gründlich langweilen — aber —“

In diesem Augenblick wurde die Thür heftig aufgerissen, ein uniformirter Mann erschien in derselben, eine Dienstmagd mit geflügeltem Rad auf dem Kopf, und rief die gleichfalls geflügelten Worte: „Meine Damen, die Visite, wenn es Ihnen gefällig ist, es kommt die letzte Station!“

Wozu es der geneigte Leser verzeihen, daß wir ihm nicht sogleich zu Anfang dieser Episode gesagt, wo Adelgunde saß und las, und wozu wir uns nun beinahe bemühen, das Versteckte nachzuholen.

Adelgunde, eine junge Dame im Anfang der zwanziger Jahre, saß im Vorwärtschaltcoupe erster Klasse, natürlich eines Schnellzuges, neben ihr, in der andern Ecke, eine Kammerfrau in ersterer Jahren, und der Raum zwischen Beiden war ausgefüllt mit Blauds, juhlendustenden Kleiderbüchsen, Hüten, Kapschen, einem zierlichen Frühstückskorb, und halb verdeckt unter einem Paar seiner Stulphandschuhe von grauem dänischen Leder lag ein ganz, ganz kleines Cigarrenetui, so klein, daß es kaum für die kleinste Sorte spanischer Cigarillos groß genug war.

Die Kammerfrau hatte sich bereit, dem Mann mit dem geflügelten Rad und den geflügelten Worten die Fahrkarten einzuhändigen, während sich die junge Dame dicht in ihre Ecke drückte und das Buch wieder vor die Augen nahm.

„Was kann er denn schließlich noch Geschicktes sagen wollen?“

Adelgunde las wieder:

„Aber ich will nicht von dem geneigten Leser, von der theuren Leserin scheiden, ehe diese herrlich, unumwunden, aufschuldig, mein Buch aus der Hand wirft, ohne die feierliche Erklärung abzugeben, daß dieser Roman auf einem Fundament wahrer Begebenheiten erbaut wurde, daß von den handelnden Personen noch leben, daß namentlich die Generie einzelner Kapitel vollständig der Wirklichkeit nachgebildet ist. Leider ist es uns verboden, — der Verfasser spricht hier wie alle Souveräne und Selbstherrscher von sich in der Mehrzahl — den Namen der Stadt zu verrathen. Wir haben aus den oben angeführten Gründen Rücksicht zu nehmen — leider — denn sonst würde es für den geneigten Leser durchaus keine Schwierigkeit haben, den Schauplatz unseres Romans Schritt für Schritt zu begreifen, ja viele von den handelnden Personen wieder zu finden, so den biederen Stadtrath Schmetterer mit der weißen Halsbinde und dem freundlich lächelnden Gesicht, Tag für Tag an den Wäldern hängen bleibend, mit dem süßen Gedanken, dort endlich sein Bildnis hängen zu sehen mit der Unterschrift: „Abgemeldeter des vierten Kreises“; so den Kommerzienrath Walbing mit vier unversorgten, nicht mehr hallbühigen, kaum noch heirathsfähigen Töchtern; so das alte Haus mit dem spitzen, ausgezackten Giebelbaldach, in welchem wir schlüpfen treten, an der Westfront des immer noch philosophirenden Schmeckers vorbeigehend, dann zögernd die alte Wendeltreppe hinaufsteigend, schlüpfen, ängstlich, da wir fürchten, ihr zu begegnen — ihr — der unglücklichen Magdalene, wie sie, mit weit aufgerissenen, flatternden Augen beständig rückwärts blickend, die ausgestreuten Stufen hinabstürzt vor der unnatürlichen Mutter, wenig bedeckt, stützend unter krampholtem Aufschlagen eine der schweren Fäden ihres blonden Haares zwischen die Zähne eingeklemmt, eine andere um die Hand gewickelt. — Wir können vielleicht den stillen Garten finden, wo er saß, an sie denkend, während er liebliche Melodien sang, für sie alles das singend und spielend, die er für reich und glücklich hielt, von der er nicht wußte, wie arm, wie elend, wie verzweifelt sie war; er, jener junge Mann mit dem keimen Herzen und der glühenden Phantasie, der nur in seinen Träumereien lebte, und von den Dingen um sich her wenig mehr beachtete, als daß die Erde anfangs, sich mit secundärem Grün zu schmücken, nachdem des Winters weiße Schneedecke verschwunden, und der von Magdalene nur wußte, daß sie ein Wesen höherer Art sei, ein Engel in Menschengestalt, und der sich gar nicht gewundert haben würde, er, der junge Musiker nämlich, wenn sie eines Tages, bei dem himmlischen Adagio seiner G-Moll-Symphonie als Seraph mit blau schillernden Flügeln sichtbar bei ihm vorbeigeschwebt wäre.“

„Unglückliche Menschen“, seufzte Adelgunde, während der Eisenbahnzug in rasender Eile durch das Thal dahinschlief an frisch grünen, mit Blüten bedeckten Bäumen vorüber, donnend und raschelnd über lange Brücken hinweg, dann unheimlich flüchelnd durch finstere Tunnel, wo es bei dem schwachen Lampenlichte nicht möglich war, auch nur eine Zeile des Buches weiter zu lesen.

Wenn so ein Schriftsteller wirklich die Wahrheit spräche, wenn er es und möglich machte, den Spuren eines Romans zu folgen, vielleicht sogar für die unglücklichen Menschen selbst, die er uns hier schildert, oder auch vielleicht für Andere, die sich in gleicher Lage befinden. Wozu? wie ganz anders hätte ich jenen jungen Musiker verstanden, wenn ich Magdalene gesehen wäre; ich hätte mich ihm entdeckt in meinen Fiebern, in meinen Verirrungen, in meinen Kämpfen; ich hätte vielleicht in glühender Liebe seine Knie umklammert und hätte ihn angefleht: rette mich vom Verderben, rette mich von der Schande! — natürlich ganz im Sinne der Magdalene gesprochen — rette mich durch die Gewalt Deiner heißen Liebe, rette mich durch die läuternde Kraft Deiner heiligen Kunst! — — — — — ad — — — — — wäre es doch unmöglich schon, so gereizt, so gelästert, so emporgeschoben zu werden — — nachdem man Magdalene gesehen.

„Doch dieses Buch“, sprach Adelgunde zu sich selber, „hat nur noch ein paar Seiten, lesen wir rasch diese wenigen Seiten!“ und Adelgunde las weiter:

„Ja, verführer Leser, es schmerzt uns, die nicht den Namen jener Stadt angeben zu können, wo unsere wahrhaftige Geschichte spielt, die nicht die Straße bezeichnen zu dürfen, auf welcher Du zu jenem schönen Landhause Buchbesuch gelangst, wo jenes kalte, keryle Angewandte heute noch wohnt, welches so verberbt in das Leben der unglücklichen Magdalene eingriff, jener verreckte, hohle Weidmensch mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte, und trotz alledem mit der wilden, Alles verzehrenden Glut im Gehirne — ach! wir konnten Dich an das abschüssige Alter jenes stillen Waldes führen, der rings eingeschlossen von Bergen, melancholisch unheimlich am Himmel blüht, dort, wo der stille, trügerische Wasserfall eine unergründliche Tiefe verbirgt, auf welchem beratschlagende Vögel, zerstreute Blumen langsam dem Alter antreiben, dort bei den niederhängenden Weiden, wo die unglückliche Magdalene zum letzten Male gesehen wurde. Doch weg mit diesen traurigen Bildern! Wir konnten Dich — um

endlich zum Schluß dieser Zeiten zu gelangen — auch an jenes kleine Haus mit dem freundlichen Garten führen, kurz vor dem Thore gelegen, wo sich der Weg so malerisch aufwärts schlängelt nach dem alten harzduftenden Tannenwald; wir könnten Dich in ein Zimmer des Erdgeschosses blicken lassen, natürlich nach Norden gelegen, denn es ist ja eine Künstlerwohnung, und wir könnten Dir dort das glückliche Paar unter der Sonne zeigen: er vor der Staffelei stehend, sie neben ihm in reizender Jugendfrische, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, während sich der kleine zweijährige Guido auf dem Teppich wälzt, ein altes Bild neben dem Seidenbaldach, welches der Vater gerade nicht zum Malen braucht, um sich herum geschlungen. — Glücklich Familie! glücklich noch drei Jahre nach dem Schluß des Romans, ja, weit glücklicher als an jenem jetzigen Tage, da sie sanft ertönd sagte: „Ich liebe Dich, mein Arthur“, viel glücklicher! Nicht doch Arthur an dem vierten Bilde einer unglücklichen Reihe von Befehlungen, wälzt sich doch der kleine Guido in blühender Jugendfrische auf dem Teppich umher, während draußen im Garten in Frühlingsluft, unter Blütenzweigen die einjährige Armida sanft schlummert hin und her getragen wird, und blickt doch die holde Gattin des Malers auf eine an sich unbefangene Frage Arturs mit verträumtem Erwidern in ihren Adsch! — Glücklich Familie — und bei diesem heiteren, wahrheitsgetreuen Bilde wollen wir denn unter Buch schließen, geliebter Leser, in der Hoffnung auf ein baldiges, heiteres Wiedersehen.“

II.

So hatte Adelgunde gelesen und ließ abdamn das Buch neben sich auf das weiche Kissen sinken, während sie träumend sich zum Fenster hinausblies.

„Ach! wenn diese Schriftsteller Wirkliches, Wahres erzählten, wie schön wäre es, den Spuren eines solchen Romans folgen zu können, zu jenen glücklichen Menschen hinzutreten, ihnen die Hand zu drücken, zu ihnen zu sprechen: „Ich kenne euch ja schon lange, ihr lieben guten Menschen; Sie sind Arthur, der die schönen Bilder erschaffen, Sie sind die bangherzige Gattin, Sie sind ein geliebtes Weib; da ist Guido und Armida, und was die Zukunft anbelangt, ihr herrlichen Menschen, so halte ich mich mit meinem eigenen Namen Adelgunde bestens empfohlen.“

Ein anhaltender, gellender Pfiff der Lokomotive rief sie unangenehm aus diesen Träumen, und als dieser Pfiff mit einem plötzlich abfallenden Tone endete, sah sie jenen jungen Musiker bergehend vor seinem Klavier sitzen, nach der Thüre stehend, zu welcher Magdalene wie mehr hereinzutreten im Stande war, während seine wild unbeterrichten Finger dem gequälten Instrumente häßliche Töne entlockten.

Der Eisenbahnzug lag jetzt an Hölben vorüber, die mit Wäldern gekrönt waren, mit Kapellen oder mit stattlichen Wäldern, während hübsche Dörfer verstreut unter blühenden Feldbäumen sanft eingeschmiegt lagen an die Vertiefungen der Berge; langgestreckte Weiden mit zahlreichen Feichtern, mit gewöhnlichen Schornsteinen, häufig in einer Oase von schwarzem Kiefernwald stehend: ein unregelmäßiger Anblick, und alles das meiste sich von Sekunde zu Sekunde bei dem schnellen Weifen der Lokomotive, und endlich schienen sich Häubchen und alle möglichen Häuser anderer Art, Bahnhofsgebäude, Lokomotiv- und Gepäckschuppen, unzählige lange Wagencarrieren, Vorrathshäuser, Weiden mit ihren Wäldern zu einem toten Weigen die Hände gegeben zu haben, zwischen dem der Zug hindurch drang, nach und nach mit bestigen Kesseln des Rheims seine Schnelligkeit vermindert und endlich in der großen Bahnhofshalle stille hielt, worauf die Konduktoren in gestügelter Eile die Wagengüter aufrufen und einen Aufenthalten von so und so viel Minuten verkündigen, gemächlich eine unglücklich kurze Zeit, welche dem durch die Welt geschleuderten Reisenden unglücklich verstrichener Prozente wegen Verfrachtung oder dergleichen zu seinen kleinen Lebensbedürfnissen vergangen ist.

Glücklich Jeder, welcher wie Adelgunde von Bergen ein vorläufiges Reiseziel erreicht hat und nun mit einer gerechtfertigten Schadenfreude zuschauen kann, wie die verabschiedenen Koffer-Schlachttopfer hinter verschlossenen bezeichneten Thüren verschwinden. Die alte Kammerfrau Adelgundes hat die verabschiedeten Reiseeffekten zusammengelesen, Manches vermittelt eines Kneimes zu einem tragbaren Bündel zusammengepackt, Anders in die Reisekoffer gehoben oder bei sich selber untergebracht, so daß beide Damen nun dem Gange entzogen, ziemlich leicht bepackt, nachdem sie ihre Kofferhülle abgehoben, in einen Wagen steigen konnten, um nach dem Hotel zu fahren, wo Zimmer für sie bestellt waren.

Es ist ein Glück, wenn man in jetziger Zeit, wo das Reisen in eine ferntägige Weltwanderung ausartet, durch Brief und Telegramm im voraus Zimmer für sich bestellt hat. Nicht nur, daß man so in den ersten Tagen auf einem Weg ruhen kann, sondern auch sicher ist, besser untergebracht zu werden, als wenn man unangemeldet in einer Pension eintrifft oder gar im Omnibus des Hauses als Passagier eines zusammengezwängelten, übermüdeten, bestaubten Tugends. O, wer mich

das Zauberswort lehren wollte, um in solchen Augenblicken dem kranken Mann das entmenschte Dasein ein gutes bequames Zimmer abzuweihen, statt mit den andern Verbrechern hinaus in den finsternen Stod gewiesen zu werden. Unablässig fragte an die Kammern des Gasthofes: ob denn im ersten und zweiten Stod nichts zu haben sei, man betrachtet sich lächelnd, abschließend, und bedauert unendlich. Und doch gibt es in solchen Fällen ein Zauberswort, das jenseits seine Wirkung that. Verlangte ein Zimmer mit zwei Betten, da — Deine Frau Gemachlin mit dem nächsten Zuge nachkommen wird.

Abendgunde hatte dergleichen Kräfte nicht nötig; für sie war Salon und Schlafzimmern im ersten Stod bestellt, nebst Koffern nebeneinander für die Kammerfrau, und als sie die Treppen hinaufstieg, ging das eine seltsame Triumphzuge, von dem Dertellerer eröffnet, geschlossen von einem langen Schwerte von Kellnern, von denen jeder, wie die Hagen bei Marlborough's Begleitung, irgend eine Kleinigkeit oder auch wohl gar nichts trugen. Begleiter wurden schände vor der Thüre abgeholt, die andern drangen in den Salon, ja, ein junger, kalter Kellner im schwarzen, tadellosen, eleganten Frack und weißer Halsbinde, mit einem nichtsfagenden Gesicht und einer wunderbaren Güte wohlgefrähter Lippen hatte die Rechte, in das Schlafzimmern voranzutreten und dort die Reisekoffer der jungen Dame, die er unterwegs der alten Kammerfrau gerast hatte, auf dem Nachschiffen feierlich wie auf einem Altar niederzulegen. Ja, als er ein Väschen der Verwunderung auf den Lippen der jungen Dame zu erblicken glaubte, unterstand er sich, die Bemerkung zu machen: „Ah, das neueste Werk des allverehrten Dr. Schwalbenkloppens, den wir mit Stolz den Unigen nennen.“

„So lebte der Verfasser früher in dieser Stadt!“
„Ja, meine Gnädige!“
„Und schrieb dieses Buch hier?“
„Hier, meine Gnädige!“
„Sehr hier, wie ich mich wohl ausdrücken darf, da er die letzten Kapitel kurz vor seiner Abreise in unserm Gasthofe oben auf Nr. 44 im zweiten Stod verbrachte.“
„A-a-a-ah!“

„Ja, meine Gnädige, ein Buch, das bei uns gerechtes Aufsehen machte, sehr gerechtes Aufsehen, da man nicht nur den Schatzplatz des Romans hier bei uns wieder erkennen kann, sondern auch verschiedene der Handlungen — und noch lebende Personen.“ Die letzte sprach der blonderdächtige Kellner lässig lächelnd mit niedergebogenen Augen und einer großzügigen Schulterbewegung, während er mit dem Abzug des rechten Fußes leise gegen das Parquet des Bodens klopfte, doch rief er sich gleich darauf wieder in das gedächtnisvolle Gasthofsbüchlein zurück, indem er mit einer tiefen Verbeugung fragte, ob die Gnädige noch sonst etwas zu befehlen habe und ob sie bei der Table d'hôte erscheinen würde, entweder bei der gleich beginnenden um ein Uhr oder bei der um fünf.

(Fortsetzung folgt)

Der Schlüssel Deutschlands.

(Zu dem Bild S. 2.)

Seit einigen Monaten hat man in Frankreich obigen Namen der Festung Mainz gegeben und somit einen Anspruch Napoleon I. gegenwärtigen nach modernen Umständen modifiziert. — „Qui possidet Mayence, a la clef de l'Europe dans sa poche“, äußerte sich der große Kaiser schon in seinen letzten Jahren dieses Jahrhunderts und die heutigen Franzosen, indem sie die Norddeutsche Festung: „la clef de l'Allemagne“ nennen, gehen hiermit unwillkürlich zu verstehen, daß nach ihrer Meinung der Besitz von Mainz der Herr in Deutschland sei. — Von dieser Anschauung abgesehen, würden sie auch dieser Stadt eine besondere Aufmerksamkeit, und in der immer noch nicht beklagten Stimmung, welche zwischen uns und den Franzosen herrscht, konnte es nicht Wunder nehmen, daß neuerdings in pariser Zeitungen von einer sogenannten „mainzer Frage“ die Rede war, welche früher oder später der Grund zu diplomatischen Erörterungen — vielleicht gar zu einem Kriegszug werden konnte.

Es ist oft darüber nachgedacht worden, wie schwer es unseren Vorfahren werden müßte, unsere heutige Epoche zu verstehen, besonders aber zu begreifen, wie zwei Nationen, welche auf einem so hohen Grad von Intelligenz stehen, wie Deutsche und Franzosen, häufig sich konnten, dem ersten besten Geschick willig ihr Ohr zu leihen — wie es möglich war, daß ein paar gedruckte Zeilen eine — wenn auch nur momentane Verwirrung in dem Geiste so vieler Tausender von Lesern hervorgerufen im Stande waren, . . . ja, daß man wollte — genau, mit der größten Bestimmtheit wußte, daß die Quelle jener sich nicht und unter erneuerter Form wiederholenden Mährchenmärchen entweder in der Phantasie eines Einzelnen zu finden sei oder nur als Wüste für unwiderstehliche Phantasiephantasien diene. — In dem vorliegenden Falle z. B. war es ein offizielles Geheimniß, welches ein erhebliches Parteimander dem Aufsehen einer solchen mainzer Frage zu Grunde lag. Obgleich die beiderseitigen Regierungen Alles — und augenblicklich — thaten, um die Eröffnung dieses Janfapfels entweder in Abrede zu stellen, ja — obgleich man in Frankreich ebenfalls schärflich den Frieden wünscht wie in Deutschland, — trotz

allem will der Mann über Mainz immer noch nicht nachlassen, und der Chaumismus dieses wie jenseits des Rheins scheint sich wirklich dieses Terrain anverwähnt zu haben, um — wir hoffen es ohne es zu glauben — sich ein für alle Male zu erschöpfen.

Die Sicherheit und das Vertrauen, welches in früheren Zeiten der Besitz einer Festung einem Lande gab, sind dahingeshwunden, seitdem die Artillerie eine so große Veränderung erlitten — besonders aber seitdem diejenige der Festungen, welche man für unerschütterlich hielt, die durch eine ganze Armee vertheidigt — durch das Genie eines der bedeutendsten Ingenieure während der Belagerung selbst doppelt so stark gemacht wie früher — eine Festung, der die Landwehr nicht abgehört werden konnte, endlich demnach unterliegen mußte! — Seitdem der glückliche Sturm auf Mainz! den Franzosen Schicksalpol in die Hand gab — glaubt Niemand mehr an den Werth irgend einer Festung in dem Sinne eines unzerstörbaren Bollwerkes gegen die Invasion des Landes, und behauptet man in vielen Ländern im Begriff, alle Festungen zweiten und dritten Ranges gänzlich eingehen zu lassen. Die mainzer Werke jedoch sind von solcher Bedeutung, daß — sollte ein Krieg sich entspinnen — hier hauptsächlich die schwächste Festungsfrage eine definitive Entscheidung erhalten würde.

Die Festungswerke von Mainz bestehen aus drei unter sich innig verbundenen Abtheilungen, die jedoch wiederum als völlig getrennt von einander betrachtet werden können: 1) die der Stadt Mainz am linken Rheinufer nebst den beiden Inseln Peters-Rue und Angelheimer-Rue, 2) die von Mainz auf dem rechten Rheinufer und 3) die des linken Mainufers. — Der die Stadt umschließende Wall — einer der wenigen nach dem sogenannten Zwillingsystem angelegt, hat eine Länge von ungefähr drei Viertel deutschen Meilen und wird von vierzehn Bastionen und in südöstlicher Richtung von der Citadelle unterbrochen; — Kasernen, Kanülen und Contingenten verordnungsähnliche diese Umwallung im Sinne des hier bis auf die höchste Spitze getriebenen Bastionensystems, welches auch eine besondere Bedeutung in Mainz erhält, da durch Standsverrichtungen die den Wall begrenzenden Gräben in Zeit von einer halben Stunde gänzlich mit Wasser angefüllt werden können. Mit Forts bilden die erste, ungefähr 600 Schritte vom Hauptwall entfernte Linie, und zehn Forts die zweite, die von der ersten kaum 1400 Schritte liegt; — der zahlreicher Thurm macht die zweite Linie zu einer sehr starken Stellung. Die beiden Abtheilungen sind ziemlich schwach; — es sollen jedoch in der neuesten Zeit stärkere Werke dazwischen angefügt werden.

Ein Hauptwall mit fünf Bastionen schließt das am jenseitigen Rheinufer gelegene Südliche Mainz, welches von vier vorgehobenen Kanülen flankirt wird. Gegen den Rhein hin schließt eine Mauer, welche eine bewohnbare Halbinsel einfaßt, diese Festung, welche ironischweise durch das sehr harte Fort „Großherzog von Hessen“ ihren Zusammenhang mit dem Rheine der Rheininsel hinter, und stromaufwärts durch die obere, mittlere und untere Rheininseln, welche durch gedeehte Wege verbunden sind, den Festungen des linken Mainufers hin anstößt. Mainz, welches mit Mainz durch eine 600 Fuß lange Schiffsbrücke verbunden ist, bildet gleichsam den Brückenkopf der Festung.

Die Verteidigungswerke des linken Mainufers bestehen hauptsächlich aus dem Fort Mainpfalz und der Gunnsburg, und hier ist es, wo, seitdem nach dem Friedensschluß von 1866 die Festung Mainz gänzlich unter preussische Verwaltung gestellt ist, ununterbrochen gearbeitet wird, um dem ganzen Verteidigungssysteme einen imposanten Anblick zu geben. Derselbe liegt in mit der Stadt durch die 1029 Treppen lange Eisenbahnbrücke — einer der gelungensten Brückenbauten der Menschheit — verbunden.

Die Bedeutung dieses Wasserplatzes beruht jedoch nicht allein auf seiner Verteidigungswert, sondern vielmehr in ihrer geographischen Lage, welche es zum Knotenpunkte fast sämtlicher Eisenbahnverbindungen machte, die von Frankreich aus sich über ganz Deutschland erstrecken. — Außerdem aber noch in die militärische Festung Mainz so wichtig, weil der Besitz dieses Platzes jederzeit gestattet, Truppen von einem Rheinufer an das andere zu versetzen, was bei einem eventuellen Kriege von besonderer Bedeutung ist, und daß zwischen den weitläufigen Werken dieser Festung selbst größere Speichermassen ein gesichertes Lager finden können.

Daß die immensen Neubauten, welche Preußen, seitdem es den alleinigen Besitz der Festung hat, in und um dieselbe ausführt, die Unmöglichkeit unterer Nachbarn erregt, ist selbstverständlich; als etwas Neues in Bezug auf die Festungsgeschichte, konnte es ja auch in Deutschland nicht unbekannt bleiben; aber daß die Hypothese, welche auf der einfachen Thatsache, daß Jemand sein Vertheidigungswerk, es selbst zu dem Zwecke, zu welchem es dienen soll, geeigneter macht — daß jene unerschütterliche Schranke einer einfachen Beobachtung gleich dem Mann in einer europäischen Schlacht heraus stölen, das würde von ihrer gewaltigen Vertheidigungsfähigkeit jagen, wenn nicht — wie weiter oben gesagt, diese ganze sogenannte mainzer Frage zu einem Parteimander dienen sollte, welches wir uns zu qualifizieren enthalten.

Von äußerer komploter Seite ist verstanden worden, und zu beweisen, daß selbst im Falle eines Krieges mit Frankreich von jener Seite an eine Belagerung von Mainz gar nicht zu denken wäre, da, um es gänzlich einzuschließen, 150,000 Mann kaum genügen, und daß selbst in dem allglücklichsten Fall für Frankreich drei Monate nicht hinreichen würden, um die Vorbereitungen zu beenden, welche einer Einnahme vorangingen. — Drei Monate jedoch bei der heutigen Kriegsführung kann keine Armee opfern, um

in den Besitz eines Platzes zu gelangen, und wenn er auch noch einmal so stark wie Mainz wäre.

Tsch auch das sind nur Voraussetzungen; — aber heutzutage glaubt sich ja ein Jeder berechtigt, solche mit mehr oder minder Pathos in die Welt zu schleudern. — Man wird es uns also nicht verargen, wenn auch wir von demselben Rechte Gebrauch machen, und hier unsere unmißliche Überzeugung kund geben. Sie ist: die Vertheidigung einer französischen Invasion ist ein kühnes Phantom im Sinne von Huchbäumen oder von Intriganten empfindungen; das nur von Thoren besessenen Regierungsgenie Napoleon III. wird sich nie zu einer That veranlassen lassen, die die Existenz dieses Genies selbst in Frage stellt. Nicht weil eine solche Invasion ein Verbrechen gegen das Staatsleben und die Wohlfahrt der Nationen wäre, glauben wir nicht daran . . . wir haben ja schon viel in diesem Jahrhundert erlebt — sondern weil es eine Unmöglichkeit wäre! — In dem glücklichsten — fast unvorstellbaren Fall einer gänzligen Annexion der Lande bis zum Rhein würde Frankreich nur geküßelt sein; denn Napoleon III. kennt Deutschland zu gut, achtet die Deutschen zu hoch, um nicht zu begreifen, daß durch Willkürgehalt unterworfenen Nationen nur ein Arbeitsbuben sind, der am inneren Marke des Landes magt. Der Gedanke, beinahe zwei Millionen erzwungener — deutscher Unterthanen zu haben, die augenblicklich sich den so zahlreichen Feinden seiner Thronziele anschließen und diesen einen solchen Anstich von Intelligenz, der ihnen vielfach fehlt, zuführen würden — dieser Gedanke wäre dem kühnen Mann in den Tugenden vielericht noch schrecklicher als der einer verlorenen Schlacht. Napoleon III. auf dem Throne Frankreichs ist die sichere Garantie gegen alle Annexionsgelüste dieses Landes. — Dieß ist unsere feste Überzeugung — und wenn es uns gestattet wäre, darguthum, aus welcher Quelle wir sie geschöpft, würden sicherlich viele der Leser dieselbe mit uns theilen.

Die Stadt Mainz, deren Anzahl dem Leser heute vorliegt ist, zählt außer der Garnison gegen 45,000 Einwohner, und ist einer der bedeutendsten Handelsplätze des westlichen Deutschlands — man zählt im vorigen Jahre allein 147 größere Weinhandlungen und Fabriken müssigerender Weine. Die Stadt trägt einen Ansehen ansehenden mittelalterlichen Typus, der manche Theile derselben des Stadtbildes weith macht; — die Domkirche ist sicherlich einer der interessantesten Denkmäler der Vergangenheit. Die Bevölkerung ist äußerst lebhaft — eine Art von veredelter Halbartheit geht durch alle Schichten der Bevölkerung; . . . man scheint das Verwundern mit sich herumzutragen, daß man an einem nicht ganz sicheren Orte lebe; — der Soldat auf Korporation ist nie ganz ruhig, wenn auch nichts vom Feinde zu sehen ist. Viele Kustenerinnerungen an Frankreich leben hier in den Familien, und es ist die Stadt in Deutschland, in der man die meisten Medaillen des St. Helens finden kann; die Gemarkung jedoch ist arbeitsreich und von einem energischen Patriotismus besetzt.

Das siegreiche Preußen ist bis heute der Wächter dieses „Schlüssels von Deutschland“ — sollte er einst in andere Hände gelangen, so können das nur die eines einzigen, gesammten Deutschlands sein!!

Das Gebelläuten in der Crake.

(Zu dem Bild S. 2.)

Das „Gebelläuten in der Crake“, ein großes Bild des malerischen Genremalers Karl Hauss, ist in unserer Heftigkeit wiederzugeben versucht worden. Dermal der Heftigkeit auch nicht die ganze Schwärze der Färbung, die in Folge der Abnahme der Figuren nicht den Eindruck des Originals wiedergeben, so ist doch derselbe ersichtlich, daß wir ein Bild von Bedeutung vor uns haben. (Das Original magte auf der pariser Ausstellung großes Aufsehen.)

Der sich Hauss's freudiger Bilder erinnert, das „Gebelläuten“, durch die er sich namentlich auch in den dunkelsten Theilen des Bildes hat, wird hier offenbar eine Freiheit, so einem Charakter in der Darstellung des Künstlers erkennen. Es ist der landläufige Gedanke, der gleichbedeutend mit dem geistlichen Weise auftritt, durch die Erwähnung der Natur die Handlung der Figuren erhöht und zum Ausdruck bringt, und können wir wohl sagen, daß Hauss durch die Art seiner Darstellung der Verhältnisse, welcher eine neue typische Seite abgenommen hat, eine Seite, die in dieser einförmigen Weise bis jetzt anderer Künstler noch nicht illustriert worden ist.

Nach mehr mit Hauss's neue Natur in seinen letzten Tönen, dem „Sonnenstrahlen in der Crake“ bedort. Auch hier ist Verstelltheit und sogar unheimlicher und können wir der Färbung, Verstelltheit, Frische und fröhlicher unter Anstrengung nicht verargen.

Karl Hauss, in Darmstadt geboren, war zuerst ein Schüler des Bildhauers J. J. Schmitt in Frankfurt, wo unter Professor Peter's Leitung eine heilige Richtung ihre ersten Kräfte gefunden hat. Dem Meister selbst jedoch verlor er seine weitere künstlerische Ausbildung, obwohl lehrerreichlich ist, daß er, selbst noch ein junger Künstler, schon eine eigene Schule gründete, deren die von zwölf jungen, talentvollen Künstlern besetzt wird. Trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens hat schon eine Reihe recht ansehnlicher Werke aus der Werkstatt gegangen.

Der Haas.

Eine Vogel-Idylle.

Von

Julius Stern.

(Zu dem Bild S. 2.)

Kannst du mich von dem Berg herab,
Ja doch! im Hof mein' noch schreien!
Zu ist die heile Gegenwart.
Die Arbeit und Schmerz bald tief, bald tief:



Der Auer. Eine Vogel-Darstellung. Nach dem Original von Julius Kuhn, vom 1. October 1881.

Das Bad am Samstag Abend.

Von W. Busch.

I.



Nur Acht man Bruder Kraus und Stier
Da steht in einer Stunde stier.



Die alte Frau geht: — und steht
Da steht man immer dumm und stumm.



Wenn Heintchen ich für die zwei
Am Ende doch nur Spielerei.



Jem will der Zeit beim Unterstehen
Aus seinen einen Finger brechen.



Maratich steht ihm was in's Ohr,
Denn Henry kommt die Zeit nicht vor.



Bad Regent oder Bruder Regen,
Denn steht es an, den Regen zu bringen.

in deren Folge, weil die Preise gering erschienen, nur die Wimper eingeholt? Nein! Dafür halt' ich meinen Leib zu gut. Das bin ich meinem Schöpfer schuldig, der nicht gewollt hat, daß ich Bauchgrimmen kriege oder am Sodbrennen leide und um einen Gulden mehr oder weniger meine Lebensfrist verkürze! Er hat gewollt, daß der Mensch nur das Beste genieße, was seine unendliche Güte und Allmacht für ihn dienenden hat wachsen lassen —

Diese Worte wurden mit derselben komisch selbstbewußten Betonung gesprochen, die in späteren Jahren in der unvergleichlichen Leistung des Künstlers als Faustpater zu dem Regisseur seiner eindrucksvollsten Bühnensetzungen und Tonmalereien der Rede gehörte.

Nach einem durch Anecdoten, Mimopastich aller Art, Charakteristiken der in dem schwebenden Interdiktionsprozeß vorzugsweise handelnden und größtentheils zum Theater gehörenden Personen gewürzten Monolog trug der Gesangsmeister nicht nur den Rest des höchst reichhaltig decorirten gewesenen Menagelot's davon, sondern auch noch meine inzwischen angemessene eigene Abkühlung aus einem am heutigen Tage überflüssigen profane tout clair für ihn selbst. Den Blick in die Zukunft suchten sich die Gelehrten möglichst zu erweitern. Es war hier nichts Anderes möglich, als daß der Gesangene sein Loos so lange ertrug, bis die hiesiger Bühnenvorstellung in irgend einer Weise ihr neues Mitglied aus seiner Verpfändung befreite. Die Anknüpfung, als wenn der Wille bei Nacht und Nebel die sehr nahe gelegene Grenze des Großherzogthums hätte überfahren und sein Heil in einer heimlich schon lange vorbereiteten Flucht suchen wollen, wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. „Nur ein Graf, nur ein solcher Komischgraf, ein solcher Landtagskavalier, ein solcher „Gauter“, „gehobener Herrschensänger“, ein schändlicher Balken (aus der Schachmaschine) ist im Schland, sich aus seinem vernagelten Hiern eine solche Räuber- und Mordknecht, wie die da, zu erheben —!“

Die rosenfarbene Herr, das Wiener Kaiserth, Kannerl, Neß hatte der Schöpfung ihren schuldigen, von Herzen gekommenen Tribut gebracht und verschluckt in eine still sinnige Ergebung. Auguste Sutorius hatte ein länglich ovales Profil von edlem Schnitt. Ihre Wangen blieben geröthet, leidet, wie sich später ergab, weniger von ihrer Entrüstung und noch weniger von einem gesund umrollenden Blute — es waren jene unheimlichen Nothen, die aus dem Wangen der Jugend so erschreckend können. Sie hatte von Kindesbeinen an auf der Weltreise gelebt, hatte Anoreiten und Genien auf schwebendem Tannent oft mit Lebensgefahr gegaukelt und mußte unter dem Director der Directoren, dem literarischästhetisch so betheiligt gewordenen Gers, als endlich gereiften Mädchen ihre Seele und Lunge zu Grunde spielen. Dann aber wieder als Ghesan gleichen Schritt zu halten mit der Verblüfftheit eines solchen Gatten, wie Theodor Döring, das hatte selbst eine kräftiger organisierte Natur außer Athem gebracht.

„Mein Bett — mein Kissen — meine Perrücken! Die Perrücken zum Jahr, zum Schloß, zu Franz Moor —! Und Bärte —! Bärte! Alles rasch hierher, es' es Abend wird —!“

Nachdem sich unser Donauweibchen, unsere liebliche Jodelerin entfernt, ihr Gatte ihr einen Kuß und eine lange Rede auf ihre „schätzlichen“ Tugenden nachgeschickt hatte, trat feinstes Knie ein. Kein Bedürfnis zum Schlaf, kein Verlangen nach einer Cigarette. Noch war damals der brennende Glühfengel nicht zu jener kolossalen Bedeutung gelangt, die ihm unter heftigen Kulturleiden einräumt. Der Mensch vermochte noch mit sich allein zu leben, ein Buch zu lesen, einen blühenden Baum, eine Blume zu betrachten, ohne sich dabei zur Abklärung seiner Stimmung auf das gegebene Maß aller Dinge, das Maß absoluter Gleichgültigkeit, der Cigarette zu bedienen. Noch lebte die Cigarette nicht die Axt und das Nil admirari —! Der Wiener. Noch lebte sie nicht, Kaiserin „einen unserer besten Maler“, Michel Angelo „einen wunderlichen Heiligen“, das göttliche Meer „ein praktisches Referat für Hummern und Austern“ zu nennen.

Zurückgebliebenes Ocht auf dem Tisch brachte unsere Empfindungen wieder in die Sandebene der Welt Brundenburg. Wie waren darüber einverstanden, daß die trotz des Sanbes vorhandene Poesie der Erde noch nicht genügt, Welches Volkswort, der so jenseits seine Sprache noch eines „reißenden“ Lesungs bedürfte. Ich ärgerte von einer der vor uns liegenden Birnen des Nachtlischs, daß sie zwar verdorben wäre, aber darum doch wie die überaus gewundene Wäpse eine besondere Teilschleife in unsern Rindergarten gebildet hätte. „Und wissen Sie noch, wie man in Berlin eine solche teige, vor Ueberreife faul gewordene Birne nennt —?“

Meine Heber ist nicht im Stande, die eigenthümliche Wirkung zu beschreiben, die durch das feisame, sicher auch bei Grimm zur Notiz gelangende Wort „müde“ bei meinem Romanen hervorgerufen wurde. Erst schweig er. Sein Auge richtete die hellsten Strahlen seines Glanzes am Himmel. Wie Thos die auf Taxis gelangenden Fremdlinge auf ihre Herkunft examinierte und diese sich dreist zum Gesichts der Labdaden bekannten,

da kann Staunen, Schauer, Bewunderung das berühmte „gefällige Wort“: „Du sprichst ein großes Wort gefällig aus!“ nicht mit größtem Reichthum namentlicher Konsonanzverträgen, als mein Landsmann endlich das einzige Wort: „Müde!“ wiederholte. Nichts von dem hierauf folgenden Lachen will ich erwähnen, das man auf dem „Wendarmenmarkt“ in Berlin vom „französischen“ bis zum „deutschen Thurm“ hinüber hätte vernahmen können, nur die leise, wie aus tiefstem Herzen herauskommende, andachtsvolle und mit einem gewissen feierlichen Tremolo syllabirte Wiederholung: „Müde —!“ möchte ich zu schildern vermögen. Es war ein Phantasiebild der frühesten Kindheit, das mit diesen fast weiblich oder oboenlich klingenden, aber urdunkeln und auf „Müde“ oder „Möde“ zurückgehenden Tönen vor seinen Augen heraufzog. Da sah ich wieder die alte Obitraue an der Ecke — der letzte angenehme Sonnenhut mit schwarzem Kranz bedeckte ihr kupferrothes Antlitz — sie suchte dem kleinen Exilarer für einen Sechser Birnen aus dem Korbe heraus und dieser verfolgte mit nordwestlichstreichendem Bild die mit dem schwarzgeribigen Fingerring heraufgehenden Früchte: „Herrje, Sie sehen ja lauter „hoche“ raus! Eine müde die will ich mir schon gefallen lassen —!“ Die „hoche“ Birnen, das waren die peligen, absolut morischen Birnen, die innerlich hohlen, die ihren Saft nicht einmal entwickeln hatten, gleichsam Stübe ohne Waben. Darunter lagte, flackernde Neutungen und fortgeschrittene Stadien ohne fünfzigjährige Volkskulturschulung. Die einzige zugelassene „müde“ war dagegen eine von Säuberfälle in gelinde Fäulnis übergegangene und dennoch außerordentlich süß schmeckende, die Superfation des Salons, die raffinierte Naturwissenschaft und aristokratische Kollaterale. Einmal kann man sie ja schon genießen. Und dazu dann — um jenes Bild zu vervollständigen — der Duft aus den übrigen Körben, aus den Kettis, den Zwiebelkörben — die bunten Alsterkinder à la sixième Triere — die hochgeschätzten, rechtschädigen Apfel mit ihren ahnungsverwehenden Fingerbeutungen auf die Weihnachtszeit — der Herbstwind, der dazu die rothen Wälder der schon entlaubten Bäume der Linden durch die Friedrichstraße „kränzelt“ — der mächtige Papiertrache auf dem Wästen, der zum baldigen über hinausgeschleppt werden muß mit einem Bindfadenknäuel so lang, um den Glimmerasso auszumessen... Der erregte Künstler brauchte einige Zeit, um sich von den Empfindungen zu sammeln, die seine Brust zu zittern drohten ob dem Worte „Müde“. Und noch ehe im Lauf des Gesprächs konnte er im Stande sein, kopfschüttelnd über des Lebens unergandliche Lirsen, über alles Daseins Anfang und letzte Ende, über die Klippen, an denen man überhaupt in diesem Leben und mit fehlenden dreizehnhundert Gulden insbesonderer scheitern muß, und über die Frage aller Moral und Poesie, ob „Eh“, oder faul!“ oder „faul“, aber süß!“ mit leise ins Ohr zu raunen: „Müde —!“ Das Wort wurde ein Beitrag zu dem Paul's „Ammergen unferer Gelehrte“.

Das Bett kam. Mit ihm die nöthigsten Heiligkeitstücken, die Perrücken und die Bärte. Mit diesen letzteren werden alle Geister des Himmels und der Hölle, die Geister der Güte und der Mäde im Rathen, die Dämonen der Rache, der Leidenschaft in den Charakteren Schopenhauer's, Schiller's und Goethe's herausgehoben. Zwischen schienen die Hände des Gemachtes zu glücken. Die Schilddrüse glaubte vielleicht Kaiserliche zu vernichten. „Ein Pferd, ein Pferd, ein Knecht um ein Pferd —!“ Der Gesangsmeister kam in der That herauf und deutete auf die herangebrachte Stille der Nacht und die Hausgehe.

„Bester Mann! Sorgen Sie für unser Nachteffen und für Licht, die nicht so nichtswürdig sind!“ „Blas! Wind und spritzt die Bäden! Mühe! Blas! Ihr Rotarath! und Wollenbrüde, freit, bis ihr die Thürm' erlänkt, die Högn' erlänkt — ihr schweißenden, gedanken-schnellen Blige —! Und eine Lichtschere, besser Freund! Das Nachteffen nicht zu spät —!“ „Herr, lassen Sie uns rasen —! Wenn ihr uns lizet, lachen wir nicht! Wenn ihr uns vergißet, sterben wir nicht! Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rasen! Die Poesie, die ihr uns gelehrt hat, will ich ausüben —!“ „Na, beruhigen Sie sich! Wir thun hier keine Flüge was zu Leid!“

Der Wäter ging kopfschüttelnd. Zunächst waren wir darin einverstanden, daß die Probe aller Schauspielkunst die Darstellung des Rache ist. Mein Lebensgefährtin wollte diese Probe jetzt in Hamburg anstellen. Er behauptete, daß im dortigen Pöbel noch höchst „schätzliche“ alte Kunstfehler fänden, die in dieser Rolle noch Schredern gesehen hätten. Die Perrücke zum Jahr war schon da, ganz neu geordnet. Die weißen Haare fluteten wie bereifte Winterniedrige von einer mit Fleischfarbe bestreuten ledernen Stirn. Der Bart war lockig und ging bis über die Brust hinunter. „Ich will euch predigen —!“ Dazu biente ein Regenschirm als junge Eide in des greiten Königs Hand, und der eine der etwas wackeligen Schenkel wurde jener Baumstamm, mit welchem Schöder in Wien einen so „ungeheuren Effekt gemacht hätte“. Nämlich:

„Das wird er nicht herausfinden.“ hatte man auf einer jener Burgtheaterproben gesagt, die Freund Laube jetzt als so gut- und maßvoller Pater zu schiedern pflegt, seitdem er sie nicht mehr leitet, „das wird Schöder nicht treffen, was wir hier in Wien ja schon gemocht sind! Klar muß sich ein Baumstamm in die Mitte der Szene stellen lassen und bei dem Wort: „Ich will euch predigen —!“ auf diesen Stumpf steigen und von dort aus reden —!“ Also die geheimnißvolle Mediane der ehrenwerthen Herren Kollegen in den Goullisen. Und siehe da! Schöder erscheint, bestellt sich ebenfalls einen solchen Baumstamm, macht diese „Küdnce“ also Schöder und seinen Nachahmern nach. Der Augenblick kommt heran, Schöder spricht: „Ich will euch predigen —!“ er will den Baumstamm bestiegen, aber siehe! die Kraft dazu verläßt ihn. Er schwankt, er vermag über sich die Anstrengung nicht mehr, der wahre Kreis — fällt in die Arme des Rarr'n jurid! Das Publikum am Abend „raht“ vor Begeisterung und spendete „strenghen Beifall“, wie die überwiegend aus dem französischen überlegte Wiener Bevölkerung des heutigen Tages sich ausdrücken würde.

Auch das Nachsteffen kam, auch besseres Licht, die kunstschillerisch-dramaturgische Unterhaltung blieb darüber ununterbrochen. Selbst mit Wasser und Gabel wurde heftigst gestritten. In der Mitte des alten Laube gab es zum Traßigen noch immer eine komische Zugabe. Zum Jahr, Richard III. und Schloß eine bunte Scene aus dem schon damals zum „älteren Repertoire“ gehörenden Schwank „Das Abenteuer in der polnischen Juden-schenke“. Ein kleiner polnischer Jude kamt den polnischen Kattacallan. Die Weine lagen fast ausgefrecht am Boden. Man hätte sagen müssen, der Künstler suchte diesen Tanz und hätte dazu Weine wie von Rautschul gehabt. Natürlich schloß auch Lorenz Rindlin's „Ich komme nach, so bald ich kann“ nicht, Schöder's Schred vor den „blauen Geschichten“, nicht Kommissionsrathe's Groß's postdämliche Verführerigkeit wider Willen.

Längst waren fernhin die Trommeln des Judentums verklungen, schon hatte die Jaisentstraße, in deren Nähe Saad Kopehbe ermordet hat, ihre wehrenden Gebets-mahnungen durch das allen Jaisentisten eigene schmale Gehimmel gegeben, die Vorstellung, daß jetzt in allen Wirtshäusern, in allen „schwarzen Wästen“ und goldenen Löwen das Schicksal Theodor Döring's das Schoppen-geprüch bilden würde und nun wohl auch bald die Theater-abonnenten über die vom Regen spiegelglanz gewordenen Straßen in ihre respektiven Quadrate eilten, um zu Hause beim Kartoßsalat den beliebten Weiber der Szene zu belagern, der heute fehlte, erwiderte denn doch zuletzt einigen Entstand der Konversation, der leichfertigste, die je in einem Gefängnis stattgefunden haben mag. „Es ist Schloßmeyer —!“ hier es. „Dort steht mein Bett —!“ Also ein Gefangener —!“ und „Le premier jour d'un condamné —!“ so seufzte auch ich.

Fehlende dreizehnhundert Gulden —! Eine Summe, die damals ein großes Kapital erfordert —! Wie schwere, wackige „Brabanter“ à 2 flor. 42 kr. —! Noch gab es im deutschen Süden — Oesterreich ausgenommen — kein Papiergeld. Und wenn man gar die Herren Schmidt und Lebrin in Hamburg ein solches Teubel des neuen Wäpels brautlandeten und die nicht immer flotte Kasse einer Privattheater-Unternehmung eine solche Operation der Uebernahme eines Vorwärtzes als eine sofortige Schuld des neuen Wäpels an sie selbst ablehnen zu müssen glaubte —! Tiefes Schwegen herrschte ringum. Der Weib wurde erhaben freileben und Gedanken nicht unangenehm. „Hör —! der alte Schmidt“ (der Direktor in Hamburg) hatte den für alle Theatralen-führer charakteristischen Grundsalz, wenn von Grund-sagen, von Liebe, daß im Theaterleben, von Rache, Nachtragen, Feindschaft, Unvermeidlichkeit u. v. w. die Rede war, zu sagen: „Hah! Wenn ich einen Schauspieler brauche, so schneide ich ihn vom Galgen ab —!“ Wie nun aber, wenn dieser großartige, praktische Philosoph dießmal den künftigen Wäpud nicht brauche, aus einem Andern finden konnte, der sich einer gleichen Zukunft gewiß zu sein schmeichelte (in Mannheim war bereits der spätere „Hektor“ Schramm der erwartete Erbgangmann Döring's geworden) und dießmal die notwendige Gegengang des Verdonats so zu sagen am Wägen hängen blieb —? Borsichtig mußten uns wieder Thalia und Melopome auf andere Gedanken, auf trostreichere, bringen. Der Erbgangmann Schramm sollte ein guter Wäpud Krumm sein — „den er mir nachbildet“ — sagte mein Genosse, und so gleich schlich Wäpud Krumm im Dämmerlicht der Herkermauern mit bewunderungswürdigen und wahrhaft satirischen Klagenbuden auf und nieder. Eine durchaus neue Auffassung fälen wir die zu sein, daß der Künstler diesen Vorküder krummer Wege, einen Hauslehrer, als einen grundhaften Menschen gegeben wissen wollte, eine geistige Kröte, die mit Kriecherei Imperienz verbindet. „Ich fasse ihn dabei als ersten Bedanten. Wenn der Schöder zum Major sagt: „Sind Sie der Mann, dem die Deutsch-land seine Freiheit verdankt —!“ so lasse ich in dem Worte „verdankt“ von den drei Schlußbuchstaben „n —!“ — „t —“ auch nicht einen einzigen ehe die ihm:

gebührende volle Hervorhebung seiner Bedeutung, auch wenn mir darüber die Ränkle brechen und alle Gelegenheitsbänder aus den Fugen gehen sollten. Nehmen Sie's nicht übel, Doktor! Das gelebte Vieh ist nämlich so! Viel ist es sogar auf jedes Komma, das in seinem Munde unausgesprochen steden geblieben ist."

Auf diese Art wurde es natürlich zwölf Uhr, bis wir in's Bett kamen. Eine Stunde war noch allein auf's Entschlafen selbst hingegangen und zwar so: Eine halbe Stunde allein verfrisch im einfachen Trilist mit dem übergezogenen Schlafrock und eine andere im Trilist ohne den übergezogenen Schlafrock. Ob während des Schlafes Licht oder nicht Licht brennen sollte, das sollte ebenfalls noch eine längere Diskussion, die zu dem Resultat führte, daß ich mir für mein Theil Dunkel, mein Mitgefänger sich hinter einen Vorhang von Rindern, Hofsörden, Koffer, das aufgebaut wurde, helle sicherte. Mit dem stolzen Bewußtsein, daß ich "ein gutes Theaterbein" hätte, würde ich jetzt endlich haben einschlafen können, denn Sie haben ein gutes Theaterbein! — das war ein dem zweiten Stadium unseres Regüles gegebenes überraschendes Zeugnis. Eine sich daran anschließende Diskussion über Weine im Allgemeinen und auf der Bühne, über Sabel-, Adels-, Dachs- und sonstige Weine berühmter Wimen versuchte mich vorläufig das überwältigende Herannahen von Morpheus lebenden Armen."

Als wir endlich in die Stimmung Camont fünfter Akt gekommen waren: Schier Schlaf — Du läßt die Knoten der strengen Gedanken — vermischt alle Bilder der Freude und des Schmerzes —, hörte ich plötzlich einen gelassenen Schrei ausbilden. Ich sprang auf. Mein Zerknirschter steht bereits vor mir im Hemd, das Licht auf dem schwarzblauen Leuchter in der Hand und blickt hart auf's Bett, aus welchem er wie von der Tarantel gestochen gesprungen war:

"Was ist? Haben Sie Wunden oder Fische?"

"Rein, Herr, — Sie haben ja hier —" Der Ausdruck des höchsten Entsetzens flodte auf der ihm sonst so geäußerten Jungs.

"Ach, Mause — meinen Sie —? Allerdings, ich glaube deren schon öfters eine nicht geringe Anzahl vernommen zu haben —"

"Jesus, das rumort ja hier wie auf einem Fruchtboden! Ja! Da sitzt eine! Auf meinem eigenen Bett —! Und da bei Ihnen — eine andere über Ihrem Kopfkissen —!"

"Sind Sie denn ein solcher Feind von Mäusen —?"

"Aber hören Sie! Jetzt bitte ich — Spaz bei Seite —!"

"Diese Mäuse kommen aus dem offenen Kamin dort oder auch sonst woher. Ich glaube schon öfters Löcher in der Mauer bemerkt zu haben —"

"Und das können Sie so hinnehmen —? So gleichsam als selbstverständlich —?"

Bereits lag mein Leidensgefähre, klawassnet mit der jungen Eide Lear's, dem Wanderstab, dem Regenschirm, im Kampfe gegen die beiden Störer unserer Nachtruhe. Er schloß gegen sie an, über und unter den Betten herum. Es war ein tropisches Seidenstück zum Schutz des Verjüngten wider Willen! Die Paraden, Finten, Tzenen, Quarten des Berliner's waren hier ernsthaft gemeint.

"In einem richtigen Kletter muß es ja Mäuse geben —!" versicherte ich.

"Das halt' ich aber nicht aus! Diese Schreden sollte ein solcher Groß von Lurzburg, ein solcher Komite mannheimer Philister über harmlose Menschen verhängen dürfen, die keine Verbrechen begangen haben —!"

"Beruhigen Sie sich! Am Tage kommen die Mäuse nur, wenn es kirchlich ist. Und da Sie Herrlein — was Stille ablangt — ein Präservativ an sich selbst haben —"

"Am Tage! Aber mich bringt keine Nacht der Erde hier Nacht wieder in's Bett. Wo Mäuse sind, kann ich nicht schlafen! Das ist ein Naturfehler von mir. Sehen Sie! Schon wieder huscht da eine der Bestien —!"

"Gefangene gewöhnen sich an jede Gesellschaft! Denken Sie an Dikjowal und die Spinnen —"

"Spinnen —? Ich mach' hinaus! Ich schreie dem Wärter —!"

"Nehmen Sie doch Vernunft an! Diese kleinen Thierechen — was werden sie Ihnen denn thun —? Legen Sie sich zur Ruhe —"

"Ich will Sie nicht insomnizieren, Doktor! Verstreuen Sie sich mit Spinnen und mit Mäusen, aber ich kann hier nicht länger bleiben. Mäuse! Sie thun ja gerade, als wären das bloße Weinsäulen —"

"Die Weinsäulen sind im mannheimer Hofgarten viel gefährlicher! Haben Sie noch nicht gehört, daß die Frau Großherzogin Stephanie eine Prämie auf die Vertilgung der Weinsäulen ausgesetzt hat, weil diese alle dreierlei Professore in Verwirrung bringen, wenn sie bei ihr im Schlaf an Sommerabenden bei offenem Fenster Vorlesungen halten sollen —?"

Nach einer Weile versuchte es mein Zerknirschter, seine Dilettantse gegen Mäuse zu überwinden. Er sprach zwar von Ausgeburt der Hölle mit kleinen listigen

Neuglein, langen, schlängelnden Schwänzen, geizigen Teufelsköpfen und von einer Enge, derzufolge die Mäuse Symphonien wie von japanischen Kaganingeigen aufzuführen könnten — dennoch ging er in sein Bett zurück.

Wenn er nichtbestenfalls noch einigen Augenblicken wieder aufsprang, so kann nicht geleugnet werden, daß die neugierigen Besucher unserer Zelle sich heute massenhaft eingefunden hatten, fragende Blicke nicht weit von unseren Näsen nach unseren Augen richteten, mit windstillerer Behendigkeit und umkreisten und auf einem Zippel des Kopfstüts, dicht über uns, Posto fäßen, dann wieder in eine gewisperte Korrespondenz traten mit den Wetzern und Mäusen, die sich inzwischen auf unserem Tisch an die Reile der Speisen gemacht hatten, mein leibgeleitertes Manuscript amagten und lieber, wie gewisse Kritiker, die Blicke an unsern Stiefeln als pikanter vorzogen. Schon nagte die gewohnte, kindergerne Familie, die mit mir unter einem Dache hauste, an allem, vom Luch, Leder oder weiches Druckpapier war. Nirgends drohte eine verrätherische Falle. Nirgends erinnerte sie ein angebranntes Stück Speck an das Wort des Virgil: Timeo danaos et dona ferentes.

Das merkte ich wohl noch, die nachschafften Gemohnheiten ihres Daseins wurden heute meinen vertieften Gesichtern noch zum Lestern von einem Zweieinigen gelöst. Ich hörte Lear's mit einiger Schonung meines Schlummers ausgeflossene Verzweiflungskapostrophen an alle zerstreuten Wirtungen von Wasser, Feuer, Luft, Striden und Trählen, und vermurte den großen Künstler auf der Mausejagd, worüber sich jedoch der Löcher aller Knoten der strengen Gedanken! bei mir nicht flören ließ, sondern, eingebildet in gefälligen Wahnsinn verjant ich und "hörte auf zu sein."

Am folgenden Morgen schliefen wir noch, als schon der Kiesel ging, der Wärter kam, um den Ofen zu heizen und das gefangene Mäusefrühstück zu bringen.

Die Schilderung der nächtlichen Schreden, die ich verjählen hatte, konnte das Haar zu Berge sträuben. Einhorchen machten wir Toilette. Döring erklärte, er fühlte, daß ihn solche Kletterleiden um Leben und Gesundheit bringen würden.

"Still! Wasser und Tod will ich ertragen —! Aber Mäuse —? Nein —! Ja bei der unglücklichsten Mensch, wenn sein Gott vom Himmel kommt und mir dreizehnhundert Gulden leiht —!"

Als ich mich überzeugt hatte, daß mein Leidensgefähre wirklich im Stande war, über diese Schreden unseres Friedens in Melancholie zu verfallen, siehe, da kam auch in der That dieser wunderbare Gott —! Der Bölin seines Erscheinens war "Graf von Graub Braffel", die rechtschere war. "Ein Uhr oder der Mitter und die Waldgeist" brachte nicht mehr als: "Ein Uhr oder Theodor Döring auf der Mausejagd" parodiert zu werden.

"Theodor —?"

"Graf —?"

"Du bist frei! Will gerettet —!"

"Was hör' ich —!"

"Die dreizehnhundert Gulden sind bezahlt!"

"Bezahlt —? Von wem —? Der Unalukide —?"

"Von Ihrem Advokaten! Er legt die Summe aus, er will Verzeihen um Vornamen eines Künstlers haben! Mehr als dieser Graf von Lurzburg und sein ganzes Komite!"

Es trat eine eigenthümliche Panse ein. Dem erstellten Gefangenen war das Wort: "der Unglückliche" entküpft. Er schien ebenso von Nahrung, wie von einem gewissen Schreden über die gegebene und wiederzugebende Hülfe erfüllt zu sein. Eine Schuld an ein Anrecht ist lange nicht so drückend wie eine Schuld an eine Person.

"Das nenn' ich anständig —!" sagte er endlich etwas fleinkaut.

"Nein, wahrhaftig groß nenn' ich's —!" fiel ich ein. Dieser Advokat ist ein edler Mensch! Ein Bewunderer Ihres Gemüths! Er hat Sie nie ohne Nahrung Lerenz Rindlein, nie ohne die heiterste Befriedigung den Rommiffenrath froh spielen sehen! Er kennt, was es heißt, wenn Schluß auf seinen Schein besteht und ein Hund Hirsch aus Antonios Rippen begehrt! Er will Ihnen danken für das gesunde Lachen, das Sie ihm verschafft haben! Er will Ihnen danken für die Erhebung durch Ihre trübsamen Gebude! Er will die Ehre einer alten Musikant, einer Kunstfakt, die Ehre Mannheims retten —! Nehmen Sie das edle Opfer an! Sie sehen, es ist noch nicht Alles, sochly im Staate Dänemark!"

"Wubide —?" erwiderte Döring, mit Nahrung gen Himmel blickend.

Der Künstler ergänzte die Ursache seines ersten Schredens, womit ihm die Freude beinahe vergällt wurde, mit der selten, jetzt mehr bürgerlich als romantisch gesprochenen und verhöpft durch die Mäuse aus aller humoristischen Auffassung seiner Lage genommenen Verjüngung: "Ich werde, so wahr ein Gott im Himmel lebt und so wahr ich hier sitze und noch hoffe, meinem Namen einen ruhmvollen Klang zu verschaffen, diese edle Bürgerschaft nicht im Stich lassen, sondern, sobald ich in Hamburg bin,

Alles aufbieten, die gute Meinung, die hier ein mir völlig unbekannter Mensch, ein Advokat noch dazu, von einem Schauspielers hat (allerdings, Doktor, aufrichtig gesagt, Anfangs bin ich darüber erschrocken) redlich zu verdienen!"

Als der Gefangenenwärter meinen neugetroffenen Freund aufforderte, sich nun nach Beileben seiner Freiheit zu bedanken und dem Abschied, der genommen werden mußte, eine Schilderung unserer gestrigen Unterhaltung voranzuging, merkte ich wohl an der dabei mit unterlaufenden Korie meiner Art und Weise, meines Gehens und Stehens, meines Schreitens und Sprechens, daß sich die unerschöpfliche Gallerie charakteristisch wiedergegebener Persönlichkeiten des seltenbegabten Künstlers um ein neues Porträt vermehrt hatte. Ich trug ihm diese Verjüngung meines Humors nicht nach und thu' es noch heute nicht. Uebertriff ich ihn doch vielleicht, wie ich in dieser Stille bewiesen zu haben glaube, an Einem — einem guten Gedächtnis.

In meinen trüben, grauen Mauern wurde es nach diesem phantastischen Tage einsamer und stiller als zuvor. Ich glaubte geträumt zu haben. Noch lange umgaukelten mich die Gestalten, die ich wie mit Händen greifbar gesehen hatte. Jetzt waren es nur summe Schatten! Dennoch lehrten auch sie mich ausharren. Dulden und hoffen.

Karl Guplow.

(Schluß.)

Im Sommer 1842 sehen wir Guplow dann auf dem Wege nach Weita — Paris, wohin es, ist Börne und Heine mit so viel Glück ihre Wägen in die ägende und doch Anmuth dahrende Kasse des französischen Geistes gebracht hatten, jeden Schriftsteller von einiger Bedeutung ungewiderstlich zog. Die "Wiese aus Paris", welche bei ihrem Erscheinen mit Spannung aufgenommen wurden, waren das Produkt dieser Reise und bieten auch heute noch ein anziehendes Bild aus der Zeit der Juliregierung und des literarischen und künstlerischen Lebens des damaligen Paris.

Immer reicher sehen wir von da an Guplow's dramatische Thätigkeit sich entfalten, nur unterbrochen durch gelegentliche Reisen nach der Schweiz, Oberitalien, Dresden u. s. w., welche ihn theilweise zu lüchlichen Ergüssen, theilweise zu flüchtigen Novellen, die in ihrer geschlossenen Form, wir erinnern nur an die "Wellenbraut", höchst anregend wirkten. In denselben Jahren erschienen nach und nach in drei Bänden: "Vermischte Schriften", und schritten über die Bühne: "Ein weisses Blatt". Der dreizehnte November — und endlich Guplow's populärstes Stück: "Jopi und Schwert", das seitlich in Berlin nicht gegeben werden durfte, dafür aber die Kassenkisten des ganzen übrigen Deutschlands in Bewegung setzte und sich fortwährend mit gleichem Glück auf der Bühne erhielt. Vorboten sich nun die letztgenannten Stücke mehr in der Sphäre des Lustspiels und des Pseudodrama, in welcher letzterem Guplow mit Vorliebe hantirte, die, seit dem eigenen Verzug im Gedränge, lebhaft an ähnliche Gezeiten Goethe's, an Weisungen, Clavigo u. s. w. erinnern, dabei aber auch dem Schauspielere eine interessante psychologische Aufgabe stellen, so tritt: "Das Heide des Lärtsche", und namentlich: "Uriel Acosta", wieder um so schärfer in das Leben der Gegenwart ein. Mit dem letzten Witz, der höchsten Satire wurde dort die Heidelei gegeißelt, welche die letzten Stunden des Völkerrichthigen Regiments nicht weniger charakterisierte, als einst die Regierung Ludwig's XIV. Dabei halt begeistert und erheben aber wirte allerorten die Darstellung des: "Uriel Acosta", mit welchem Stücke Guplow seinen höchsten dramatischen Flug gewonnen. Dieses "hohe Lied" der Lärtsche, das sich würdig an Kelling's Nathan anreih, wurde hervorgehoben durch die Bewegung, in welche der Deutschthalsphismus das religiöse Leben der Gegenwart verjagt hatte, und Guplow benutzte dazu einen historischen Stoff, den er früher schon einmal in einer seiner intermantierten Novellen: "Der Sabbatar von Amsterdamm", behandelt hatte. Die Redaktion des "Telegraph" hatte Guplow inzwischen vollständig an Georg Schreyes überlassen; seine darin enthaltenen Aufsätze erschienen gesammelt in den "Vermischten Schriften" und in: "Aus der Zeit und dem Leben".

In gleicher Weise sammelte, ordnete und überarbeitete Guplow seine zahlreichen, nach allen Richtungen hin zerstreuten Arbeiten zu einer Gesamtausgabe von zwölf Bänden, die 1845 in Frankfurt erschien, und sowohl seine stüblichen Arbeiten, wie haben unter diesen namentlich die: "Öffentlichen Charaktere" hervor, wie seine neueste Arbeit: "Wiener Embrüde", enthält, welche in geistreicher Weise, und in Conterreich mit wachem Anteil aufgenommen, das Leben der Kaiserzeit vor der Revolution von 1848 schilderten. — Mit vorliegendem Heft sehen wir dann wieder den Dichter mit der Schöpfung neuer Tramen beschäftigt; das Trauerspiel: "Augustin", das vaterländische Drama: "Wollenmeyer", erschienen bis zu Ende 1847. Mit diesem letzteren Stoffe hat Guplow wieder tief in das Leben der Gegenwart ein, indem er den steigenden Annahmen Dänemarks, namentlich in der Frage des Sundzölles, jenen patriotischen Bürgermeisters von Lübeck gegenüber stellt, der allerdings mit wenig Glück und noch weniger Einsicht sich seiner Zeit bemäht, die sinkende Herrschaft der Hanse über die nordischen Meere wiederherzustellen.

Schon im Jahre 1846 hatte Guplow einen Ruf nach Dresden als Dramaturg an das dortige Hoftheater erhalten, was seine Uebersiedelung dahin notwendig machte und

wohin ihm im Frühling 1847 seine Gattin mit drei Söhnen folgte. Man hing kaum an, sich in die neuen Verhältnisse gemächlich einzuleben, als die Donner der Märzrevolution zu rollen begannen. Gutzkow hatte sich im Februar mit seiner Frau, die eben eine schwere Krankheit überstanden hatte, zu einem Besuche nach Berlin begeben. Da brach auch in Berlin die Revolution aus. Eine noch nachhaltende Erschöpfung steigerte sich bei seiner Gattin durch die Ereignisse, an denen auch sie mit der Begeisterung einer echt deutschen Frau Theil nahm. Sie sah ihren Mann von den Schaltern des Volkes getragen, als ihn am 19. März Fürst Radowitz und Graf Arnim-Bozenburg anforderten, zur Verhütung der Volkswuth vor dem königlichen Schloß zur lauchenden Menge hinauszuführen — ward aber vom Anblick der 300 Volkshelden am Begräbnistage derelden so erschüttert, daß sie sich legte und am 22. März nach dreitägigem Krankenlager starb.

Durch diesen Schlag, durch ein dreitägiges Verweilen am Krankenbett in der entscheidendsten Zeit in seiner augenblicklichen Theilnahme an dem Aufschwung der Nation vollständig gelähmt, lebte der Dichter die letzten Tage seines Lebens in der Einsamkeit. Er hinterließ nur zwei kleinere Schriften: „Ansprache an das Volk“ und „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe“, beides, während er sonst ohne Zweifel eine hervorragende, vielleicht für ihn verhängnisvolle Rolle in der deutschen Be-

wegung gespielt haben würde. Da brach auch in Dresden die Revolution aus, das Hoftheater wurde aufgehoben, alle Kassen entlassen. Auch die Stelle des Dramaturgen hörte auf. Gutzkow ging nach Frankfurt, wo er den Frühling und Sommer des Jahres 1849 zubrachte und dort zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag seinen „Möngelrutenant“ schrieb. Ende September verheiratete er sich zum zweiten Male mit einer Cousine seiner Frau, einer Tochter des bekannten frankfurter Buchhändlers J. B. Meibinger.

Die Aenderung so mancher Verhältnisse überhaupt veranlaßte wohl, daß Gutzkow damals schon fast ganz Abschied von der Bühne nahm. Einestheils mochte er fühlen, daß ein Theil der Ziele erreicht war, die er sich bewußt hatte, von den Dichtern der Nation und der Nation vorzuführen, andererseits war es die Unbill einer bis an's Gehörge streifenden Kritik, die ihm die Laufbahn eines dramatischen Dichters fast ganz verriet. Hatte Gutzkow weniger Stolz und mehr Tausel bejessen, oder nicht vielmehr lobmüde und entnervt von den Dichtern, als das Bewußtsein, von einem Theil der Zeitgenossen geringgeschätzt und ungerathen behandelt zu werden. Das Götternacht freudigen Schaffens wird ihm so Tag für Tag von der handlichen Dargabe des Meines und

der Wirklichkeit getrennt, bis er sich selber entnervt davon wendet. Gutzkow konnte nicht mit Unrecht gelegentlich Hebbel's stolzes Wort wiederholen: Das Publikum ist an mir durchgefallen!

Nur noch vorübergehend kehrte er zur Bühne zurück, im Jahr 1852 mit „Antonio Perez“, einem Vortritt aus der spanischen Geschichte unter Philipp II., dann mit: „Vorber und Wipber“, mit: „Luttrell“, „Ella Reje“ und endlich 1855 mit: „Renz und Schöne“, in welchem Stücke er mit scharfer Satire die pietistisch geartete Wohlthätigkeitsmanie geißelte, was freilich um so weniger gefallen mochte, als man sich gerade in jenen Tagen auf der Höhe der politischen und religiösen Reaction befand. — Der Genius des Dichters drängte ihn nun in eine neue Bahn; nur vorübergehend hatte er bis dahin das Gebiet des Romans angegriffen, bis er im Jahre 1850, auf's Verlangen angeregt durch die bewegten Verhältnisse der Gegenwart, seine ganze Thätigkeit auf dieses Feld wendete. Was das neuverjüngte Deutschland belebte und erregte, was nach unklar in ihm wogte und der Gestaltung zudrangte; was es vor allen Dingen bedurfte, das wollte er in einem mächtigen Zeitgemälde zusammenstellen, dessen Rahmen möglichst weit für den gewaltigen Anhalt werden mußte. So entstand der Roman des: „Rebenaender“, wie Gutzkow selbst sein erstes derartiges Werk: „Die Ritter vom Geiste“, nannte,



Anblick von Arel mit dem Hafen. Originalzeichnung von H. Kuchel. (2. 22.)

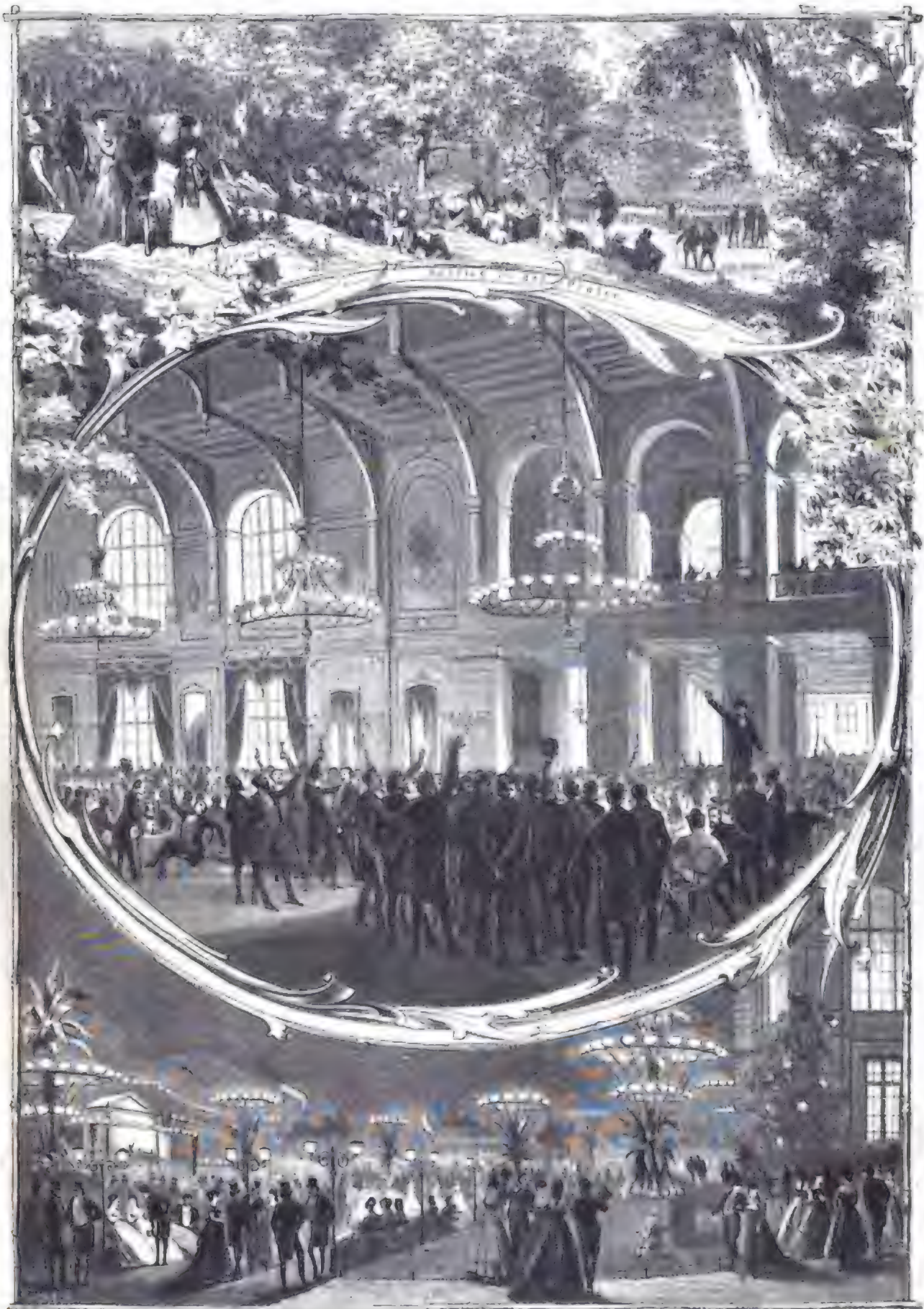
ein Paradoxon, das vielfach angegriffen wurde, trotzdem es genau bezeichnet, was der Dichter eigentlich wollte.

In diesem sozial-politischen Roman bezeugen sich, wie früher in der alten Tragikomödie der Spanier und Engländer, alle Schichten der Gesellschaft, vom Könige bis herab zum Bettler, und diese ganze bunte Welt in leuchtend, geistig zu befruchten und endlich einem höheren Ziele entgegenzuführen, indem aus dem zerstückelten Deutschland ein freier und einiger Staat hervorgeht, die ist die ewige Aufgabe der: „Ritter vom Geiste“, welche sich aus jeder Klasse, die Frauen nicht ausgenommen, rekrutieren. Man muß gestehen, daß es eine hochgeistige Idee des Dichters war, diesen idealen Faden an die frühere Fäden der Tempelkammer und jener geistlichen Hierarchien anzuschließen, die u. a. auch einst den Nordsee-Deutschland eine hohe Kultur und dem Christenthum, später dem Protestantismus gewonnen hatten. Die modernen Ritter kämpfen freilich, aber gewiss ebenso unabweislich, für den Fortschritt, für eine neue Größe, nur mit Waffen des Geistes, und hier bewährt sich Gutzkow wiederum als der tüchtigste Einer. Man mag an den kaiserlichen Rathen des Reiches Wandel zu erwählen haben; da wo er das politische und soziale Leben betritt, wo er die Zustände und Verhältnisse der Zeit betrachtet, wo er die Hoffnungen der Zukunft enthüllt, manifestiert sich die Tiefe und Scharfe sei-

nes Geistes, die Wärme seines Gemüthes wiederum aufs Glänzendste.

1851 erschien das vollständige Werk in neun Bänden, und trug seinen Verfall neben mancherlei Angriffen, namentlich von Seiten der Reaction, reichliche und wohlverdiente Lorbeeren ein. Da er der Reihe bedurfte, brachten die nächsten Jahre nur kleinere Arbeiten von ihm: „Aus der stehenden Zeit“, „Die Dämonen“, worin gleichfalls eine Zeitstimmung charakteristisch wird, und 1852 gründete Gutzkow nach dem Vorbilde der Household-Words, von Dickens, sein vielgelesenes, leider leider eingegangenes Unterhaltungsblatt: „Unterhaltungen am häuslichen Herd“. — Erneute Reisen nach Paris, der Schweiz und Italien ließen dem Dichter neue Kräfte und Anschauungen gewinnen zu einem zweiten Zeitgemälde, zu dem ihn die schon 1854 erschienene neue Auflage der „Ritter vom Geiste“ ermutigen mochte. Hatte Gutzkow den Schauplatz dieses Romans nach dem Norden Deutschlands, dem Schwerpunkt unserer Regeneration und in einen protestantischen Staat verlegt, so war er sich doch wohl bewußt, damit nur eine Seite unserer geschichtlichen Entwicklung aufgezeigt zu haben. Eine andere Seite, die im Süden liegt, wo die päpstliche Lehre und die Verheißung Roms sich trotz aller Kämpfe dauernd behauptet, das die Norddeutsche, auch dort im Geiste des Jahrhunderts eine Umgestaltung eintreten zu sehen, sind der in-

teressante Vortritt zu Gutzkow's zweitem großem Roman: „Der Janberr von Rom“. Dieses Werk, eines der gedankenreichsten unserer ganzen Literatur, nahm für die nächsten Jahre den angestrengtesten Fleiß des Dichters in Anspruch, der nur durch Reisen, die er im Interesse des Lebens unternahm, unterbrochen wurde. An Ort und Stelle studierte er in Neapel, den Apenninen und später in Italien, namentlich in Rom selbst, die Verhältnisse, welche er später so meisterhaft schilderte. Am Jahre 1851 schon erschien der letzte Theil der neunbändigen Dichtung, welche die katholische Welt unseres Vaterlandes in allen ihren Nuancen auf's Treueste abbildet und genau darstellt, wie alle ihre Lebensadern nach Rom laufen, dort gemischt und verknüpft werden. Er zeigt uns, wie der Kampf der Ghibellinen und der Guelfen nach immer nicht beendet ist, wie ein Abgrund ohne Grund fort und fort die lateinische und die germanische Welt auseinanderhält. Wer kann ihn schließen, wer das Getrennte verbinden? Mein Anderer als der Geist der Liebe und der Humanität, der als der edle und alleinige wahre Statthalter Christi auf Erden in der Person des neuen Papstes erscheint, welcher seine Würde in die Hände eines allgemeinen Konzils, das heißt der ganzen gebildeten Welt, verleiht. Wann aber dieser „Janberr von Rom“ in Wirklichkeit erscheinen wird, läßt der Dichter unentschieden; er zeigt uns nur mit diesen Pro-



Das allgemeine deutsche Wahlrecht in Bielefeld. Originalzeichnung von W. Rappert. (S. 22.)



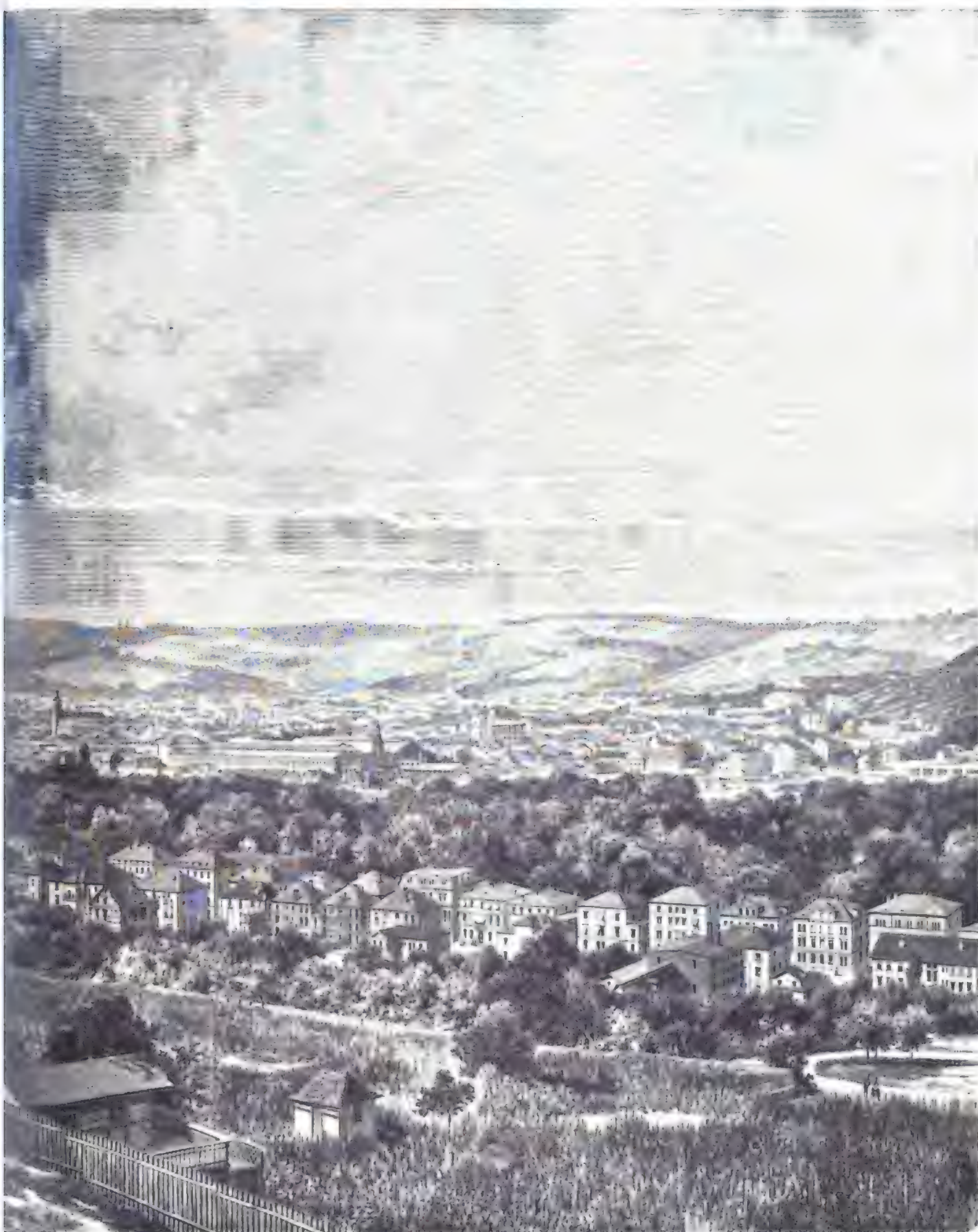
Schölenberg.

Königsplatz.

Hinter dem Schloss.

Hinter dem Schloss. Neues Schloss. J. 1841.

Totalansicht von Stuttgart. Vom Hohenberg rechts des Schölenbergs.



Königsplatz. Schloss.

Königsplatz.

Volkshaus.

Im Vordergrund die Kaserne.

von Karl Schwarz aus Holz geschnitten 181 G. Heussler. (S. 27.)

Die Spuren eines Romans.

—
A. W. Ackländer.
(Fortsetzung.)



Während die Kammerfrau hierauf im Nebenzimmer die Kichenöffner öffnete, um allerlei Röstiges herauszunehmen, ließ sich Adalgunde auf einem Stuhle am Fenster nieder und warf einen Blick auf die freundliche Stadt, über deren Häusermassen von allen Seiten die umliegenden Berge herabschauten, hier mit Weingärten bedeckt, dort mit dunkeln Streifen Tannenwald gesäumt oder geteilt mit alten, halbverfallenen Thürmen, mit zerfallenen Wällen oder mit altesgrauen Kirchen und Kapellen.

„Ja, ja,“ flüsterle die junge Dame, aufwärts blickend, „gerade so, wie die Umgebungen der Stadt im Buche geschildert sind — das dort gerade vor mir auf der Höhe tonalen jene Mauerrückerte sein, auf denen sich Nagdorne verjüngungslos stützten, als sie, zum letzten Mal auf die Stadt hinabblühend, mit ihren, von Thronen gebildeten Blüten den Gärten mit ihren Blütenbäumen suchte, unter denen sein kleines Häuschen stand — ja, dort oben war es, mußte es sein, wo sie mit zitternder Hand die Nadel aus ihrem eigenen Haarschneidebogen zog, um dem Stein jenes verhängnisvollen M einzuverleihen — ach!“ seufzte Adalgunde, „wer jenes M wieder auffände, wer seine Hände darauf legen könnte, um durchzustoßen zu werden von einem Theile des gewaltigen Schmerzes, der den Wunden jenes unglücklichen Mädchens erfüllt. Aber dazu müßte man allein sein.“

— — — allein auf weitem Platz,
Hast eine Wergesellschaft nur,
Sankst nicht aus und fern

Ja, allein müßte man das Alles finden, allein und zufällig, ohne durch rothe Vermuthungen und Erdäuterungen enttäuscht zu werden, ohne auf die Spuren dieses entzückenden Romans roh hingeleitet zu werden, wie uns zum Beispiel ein Lobdichter zum Pluge des vorjährigen großen Brandes hinführt oder — und zeigt, wo vor hundert Jahren der letzte Galgen gestanden.“

Ja, allein, allein muß man das auffinden, was man so allein mit sich genießen will. Und um so den Spuren eines Romans nachzuforschen, beschloß Adalgunde, daran einige Tage ihrer Vergnügungstour zu wenden, denn es war ihr völlig gleichgültig, ob sie eine Woche früher oder später auf dem Landgut ihres alten Oheims einzutreten, bei welchem sie die Sommermonate zubringen wollte. Dieser Oheim war zugleich ihr Vormund, denn Adalgundens Eltern waren vor einigen Jahren gestorben, auf diese Art ihr einziges Kind allein in dieser bösen Welt zurücklassend, allerdings unter dem Schutze dreier nicht zu verachtender Götter: einer gewöhnlichen Schönheit, Verstand, durch Herzensgüte annehmlich gemacht, und eines kühnen Vermögens, was Alles zusammen, besonders das Letztere, eine Unmasse von Bewerbern nur um ihr Herz und ihre Hand herangezogen hatte, denn das Vermögen war eine Nebenbedingung all dieser edlen Seelen vom Civil und Militär — eine Hülle und ihr Herz war das Thema, welches sie in allen Tonarten bei allen Veranlassungen mit großer Kunst und Gewandtheit vor Adalgunden vortrugen.

Und ihr Herz? — Das Herz eines jungen Mädchens, empfänglich für alles Schöne, für Natur und Poesie, vielleicht nur so schwärmerisch gestimmt, baute es in seinen Phantasien einen Zauberwald rings um sich her, einen Zauberwald blühender, glühender Gedanken, wo hinein sie das Ideal jenes Wesens setzte, das im Stille sein würde, sie glücklich zu machen, das aber so mit all dem erträumten großen und schönen Eigenschaften wohl nimmer aufzufinden war. Ihr war es Ernst mit dem Gedanken: eine Hülle und sein Herz, und wenn sie ihn gefunden hätte, würde sie selig gewesen sein nicht nur allein mit ihm in jener unheimlichen Hülle zu leben, sondern allein auf der Welt, wenigstens für eine Zeitlang — wozu wäre ja dann immerhin die nächste Eisenbahnstation mit Leichtigkeit zu erreichen gewesen. Wenn er, für den ihr Herz schwärmte, nur nicht so ganz unmöglich, eine so vollendete Romanfigur gewesen wäre. Aber Adalgunde, die schrecklich viel gelesen, hatte in buntem Durcheinander aus all den gefährlichen Geschichten ein Bild zusammengesammelt, sich ein Wesen gefertigt, das, viel zu viel Engel und viel zu wenig Mensch, gar keine Lebensfähigkeit besaß, um in dieser verderbten Welt bestehen zu können.

Warum auch jenes Ideal im Gemüth jener Stadt, wo sie im Haus ihres Vaters wohnte, auf Wällen und Seiten, bei Landpartien und im Theater finden wollte? Dort, wo so oft Trug und Schein war, Masken, Schminke, wo so viele Worte und Miemen, in freundlichen

Lächeln gezwungen, nur dann erst natürlich werden, wenn man sich unter einem Leichter der Enttäuschung und der Langeweile endlich wieder allein findet — a—a—a—ah! glücklich, endlich wieder allein zu sein!

Darum nicht lieber durch Flur und Wald schweifen, sich an das Herz der göttlichen Natur werfen, um vielleicht unter Sonnenchein und Weidenblüth zu finden, was man bei Regenstimmung und Giebelwind vergeblich gesucht. — „Ja, nach Wald“ und Heugewach schaute sich das junge Mädchen, unter wachsenden Tannen zu ruhen, einzunehmen die betäubenden Düfte frisch getrockneten Grafs, mit seinen unzählbaren Blütenblumen — das einzig wahre und allein echte Bouquet de mille fleurs.

Und vor allen Dingen draußen keine Romane zu lesen hatte sie sich gelobt, und würde dieses Gelübde schon auf der Reise hierher bei der langweiligen Eisenbahnfahrt gehalten haben, wenn ihr Buchhändler in der Residenz nicht das Exemplar eines neuen Romans gleich gefesselt und vollständig aufgeschlitten, wie es Adalgunde bei Novitäten verlangte, am Morgen ihrer Abreise gesandt hätte.

Ja, Adalgunde war eine sehr edeln, hochberühmten Naturen, welche Novitäten nicht nur durchblättern oder zum Staat auf ihrem Tische liegen lassen, sondern dieselben wirklich las. Sie befaß sich nicht damit, daß sie arme Schriftsteller um ein Exemplar ihres neuesten Werkes, allerdings nur leihweise, bat, oder ein Mitglied jener gefährlichen Kette war, durch welche Bücher von Hand zu Hand wandern, sie beunzte nicht die ständigen Einkünfte der Reichthümer, sondern sie war sich ihrer geistlichen Stellung und ihres Reichthums bewußt genug, um einzusehen, daß man es dem Schriftsteller, der uns unterhält, auch schuldig ist, wenigstens bis da seine Bücher zu unterstützen, indem man von seinen Büchern kauft, statt dieselben von der ganzen Welt zusammenzuleihen.

Doch nun der Roman, den Adalgunde während der Eisenbahnfahrt gelesen, derselbe hieß „Oben und Unten“ — das junge Mädchen außerordentlich gefesselt hatte, würden mir hier nicht wiederholen, wenn ihr Interesse an den handelnden Personen nicht so groß gewesen wäre, um hier, wo sie sich nach den Neuerungen des blaugelbten Kellers am Schauplatz der interessanten Begebenheiten befaß, den Spuren jenes Romans, falls das möglich sei, nachzugehen.

Und das wollte sie allein thun, ohne Begleitung, sich dem Zufall und dem Glück überlassend, wobei ihr Herz entzückt bestiger Schlag, wenn sie an das alte Haus dachte mit dem gestalteten, veränderten Giebel und mit seinen Bewohnern, dem philosophischen Schuster, sowie der anmuthigen Mutter Magdalena. Und erst jener Garten, jetzt im Schwanke blühender Obstbäume, wo verstreut das Häuschen lag, in welchem der junge Musiker gewiss heute noch wohnte, o! sie wollte es auf den ersten Blick erkennen, nur bangte ihr selbst, ob sie alldem Festigkeit genug haben würde, an dem Unterbore stehen zu bleiben, wenn, von lauer Lust getragen, die Lüne eines jener Liebeslieder, eines das Entzücken Nagdorns, an ihr Ohr dringen würden.

Auch dem glücklichen Hausstande, des Meisters Arthur hoffte sie im Vorbeigehen vielleicht einen Blick schenken zu können; für ihn suchte Adalgunde allerdings noch immer eines Tages, doch war auch dieses abgesehen durch seine Heirat mit jenem im Grunde gar zu hausbackenen Wesen, das lieber hätte resignirt zurücktreten sollen, als auf so ganz gewöhnliche Art den Flug jenes jungen Kunstlers zur Sonne campor zu hemmen. Eine Künstlerseele ist immer etwas Abjurdes, und nun gar eine Künstlerseele, die nach kaum zwei Jahren mit beinahe drei Kindern gesegnet ist.

Was den guten Gemeinderath Schmetterer anbelangte, diesen hieß der Vater der Stadt, so war es auch schwierig, denselben bei einem gewiss fingierten Namen aufzufinden, und doch hätte ihm Adalgunde so gerne die Hand gedrückt, hätte ihm so gern ihre Hochachtung, ja ihr Entzücken ausgesprochen über seinen wunderbaren Humor, über die unverwundliche Heiterkeit, mit der er nicht nur ernsthafte Widernutzigkeiten des Lebens ertrag und befreite, sondern womit er auch bei dem kleinen hässlichen Stadtschlichter, in welchem seine Gemahlin, die Frau Stadtrathin, so große Meisterin war, nicht unterging. Aber an eben dieser Meisterin lag die Schwierigkeit einer Annäherung, wenn Adalgunde in der That das Glück hatte, den wohlwollenden, heiteren, gemüthlichen Schmetterer wiederzufinden, dessen Charakter unmöglich eine Entfremdung sein konnte, sondern vom Verfasser gewiss dem Leben abgelaufen war. In selbst in diesem glücklichen Falle stand die Stadtrathin da wie ein anderer Herodas mit flammendem Schwerte, um wie im Roman Kapitel 4 Seite 104 die deutlichen Worte zu sprechen: „Nur über meine Leiche geht der Weg zu jener vorwegenen Fußmachersin“ — allerdings eine unangenehme Etappe.

Doch auch darin hoffte Adalgunde vielleicht auf einen glücklichen Zufall, und nachdem sie zum Arger sämmtlicher Stellen, besonders des fähigen blaugelbten, einsam und allzu düster, trat sie ihre Wanderung durch die Straßen der Stadt an, nicht ohne vorher eine sorgfältige Toilette gemacht zu haben, sorgfältig ihrem Vorhaben nach,

doch war dies weder eine reiche, noch eine auffallende Toilette, wohl geschmackvoll, aber unscheinbar; sie trug für eine Dame aus vornehmen Hause gelten können, welche unerwartet zu bleiben wünscht, oder für eine Todter aus gutem bürgerlichen Hause, oder für irgend ein anderes hübsches junges Mädchen, welches durch eine solet ein solche Toilette Aufmerksamkeit zu erregen wünscht, ohne gerade sogleich erkannt sein zu wollen.

III.

Der Gasthof, in welchem Adalgunde abgestiegen war, lag in einem der bevölkerteren Stadtviertel an einer Hauptstraße, weshalb sich unsere Heldlerin, nachdem sie kaum das schwebende Portal des Hotels verlassen, mitten im Gedränge von Spaziergängern aller Art befand. Doch waren breite Trottoirs vorhanden, welche ein Ausweichen ermöglichten und dem jungen Mädchen leicht erlaubten, an die Seite zu schlüpfen, um sich einem gar zu hartnäckigen Angassien vergebener ihr begnadenden jungen Leute zu entziehen. Auch gab es hier Magasine mit großen Schaufenstern, zu denen sie in ähnlichen Fällen, wie eben angegeben, ihre Aufmerksamkeit nehmen konnte und gleichgültige Dinge mit großer Aufmerksamkeit betrachteten, um gar zu herausfordernden Blicken zu entgehen oder um auch leise gestrichelte Worte nicht zu vernehmen. Endlich hatte sie den höher gelegenen ruhigeren Theil der Straße erreicht, wo sich weniger Glanz der eben angegebenen Sorte befanden, wo einzelne Männer auf und ab gingen, sich an der milden Luft und dem warmen Sonnenchein erfreuend, und wo gefasste Damen mit großer Gewissenhaftigkeit die ausgestellten Modewaren studierten. Hier schmeute Adalgunde freier auf und maßigte ihren etwas zu solchen Gang, ja, erinnerte sich jetzt erst wieder ihres Vorhabens, das sie fast im Gedränge da unten vergessen, und lenkte ihre Schritte nach einer Seitenstraße, deren Ende, sonst aufsteigend, sich in grünen Weiden verlor, hinter denen eine Bergwand emporstieg, welche oben mit einem dunklen Tannenwald geteilt war.

Aber das Schloß der Hauptstraße und jener Seitenstraße war ein großer Bilderbogen, vor welchem das junge Mädchen einen Augenblick stehen blieb, weniger um die dort aufgestellten Kunstwerke zu betrachten, als weil ihr die Gestalt eines älteren Herrn auffiel, der ebenfalls dort stand, ausgehängte Photographien betrachtend. Er war dunkel gekleidet, hielt in den zusammengelegten Händen auf dem Rücken ein spanisches Rohr mit weißem Anspitz, welches er sich bemühte, wie einen Perpendikel schwingen zu machen, ganz wie es Herr Schmetterer immer im Roman zu thun pflegte. Auch trug er den Hut auf dem Hinterkopfe, hatte ziemlich ergrazies Haar, eine gesunde, rötliche Gesichtsfarbe, nur schien der Ausdruck dieses Gesichtes nicht ganz so wohlwollend, wie der Verfasser jenen des Andern geschildert. Dieser Herr hatte etwas stehende Augen, eine fleischige, tief herabhängende Nase und einen verdrücklichen Zug um den Mund. Adalgunde konnte das deutlich sehen, denn sie hatte sich dicht neben ihn gestellt und konnte sich nicht enthalten, ihm eine Stunde lang aufmerksam in's Gesicht zu sehen, was er durch einen raschen Seitenblick bemerkte und worauf sich seine Züge noch grämlicher zusammenzogen. Trotzdem aber war so viel Ähnlichkeit zwischen der Figur dieses Herrn und jener andern im Roman, daß das junge Mädchen sich nicht enthalten konnte, stehend stehen zu bleiben und ihn zuweilen mit einem raschen Blick zu betrachten. Allerdings war auf diesem Gesicht von Wohlwollen keine Spur, wenigstens in diesem Augenblicke nicht, wer aber mag auch beständig mit heiterer, wohlwollender Miene umher spazieren, besonders wenn man, mit seinen Gedanken beschäftigt, ernste Dinge überlegt und erwägt; sonst aber traf hier so außerordentlich Vieles mit jener Schilderung zusammen; der dunkle, sorgfältige Anzug, die weiße Halsbinde unter dem fetten Kinn, das eigenthümliche Hin- und Herzucken dieses Kinnens als Verache, es verzog sich in die Falten dieser Halsbinde zu verbergen, der Neckenhänger, welcher hinter dem Kragen hervorlachte, alles das gab ein Bild, für Adalgunde zu bekräftigen, um sie nicht zu veranlassen, dem alten Herrn an das Schaufenster um die Ecke herum zu folgen und hier ihr bereits scheinbar Photographien zu betrachten, während er, ebenfalls scheinbar, seine volle Aufmerksamkeit einem großen historischen Kupferbild schenkte. In Wahrheit aber blühte er zuweilen unter seinen hübschen Fingerringen hinweg, doch mit noch finstlicherer Miene als früher auf das junge, so auffallend schöne und dabei so eigenthümlich elegante Mädchen, und wandte sich nach einiger Zeit plötzlich von dem Schaufenster ab, um seinen Weg die Seitenstraße hinauf zu verfolgen. Hier aber hatte er noch keine Schritte gethan, als ein andrer älterer Herr ihm in den Weg trat, ihn freundlich auf die Schulter klopfte und ihm lächelnd sagte: „Nun, wie sieht's, Freund Schmetterer, hat Dich der schöne Frühling so gewaltig vertheilt, daß Du jetzt um drei Uhr nach auf der Straße zu finden bist, statt auf der dampf' Ranken zu sitzen, oder in man seine Hausfrau, die Frau Stadtrathin, spazieren fahren müssen!“

„Der Stadtrath Schmetterer!“ flüsterle Adelgunde entzückt, und wer konnte es ihr jetzt dazwischen, daß sie an dem beiden alten Herren zunächst gelegene Schaufenster trat, und daß sie hier, mit einer leichten Schwelgung gegen die Straße, fast der Bilder den alten Herrn mit der weißen Halsbinde aufmerksam betrachtete. Hatte sie doch keine Ahnung davon, daß auch er unter dem breitkrämpigen Hut hinweg spähend nach ihr schaute, und daß er sich eines beängstigenden Gedankens nicht erwehren konnte bei dem Gedanken, dieses kleine, aber etwas auffallende Mädchen habe irgend welchen Grund, ihm so offenbar ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Allerdings war er Chef der habsburgischen Polizei, und wenn auch die Redefreiheit gewisser Damen unverantwortlich weit zu gehen pflegt, so konnte er doch unmöglich glauben, daß es es hier mit einem Individuum zu thun habe, das ihm auf seine Ranzel folgen würde, um irgend ein Ansehen vorzubringen — unmöglich, wenigstens ungläublich — doch betrachtete ihn die Fremde, und er zweifelte nicht, daß es eine Fremde war, so aufmerksam, daß es es für gerathener hielt, ihr den Rücken zu drehen und seinen Grund, der ein großer Verdammer war, ein paar Schritte mit sich die Straße hinausjuchern. „Das ist ein verfluchter Rest, den kenne ich,“ dachte der Stadtrath, „und wenn er bemerkt, daß mich dieses junge, hübsche Mädchen so sorgend betrachtet, so wäre er im Stande, irgend etwas zu unternehmen, was mich hübsch compromittiren könnte, hier in einer Straße, so Laute Tschetsch nicht nur wohnt, sondern häufig an ihrem Fenster lauert, und wo unsere brave Büglerin mit sechs erwachsenen Töchtern zu ebener Erde ihr Arbeitslotal bat, das ginge mir ab!“

„Nein,“ sprach er deßhalb mit großer Würde zu seinem Freunde, „ich führte meine Frau heute nicht spazieren, sondern war in Gefährdung auf der Eladbibliothek, muß mich aber jetzt eilends auf mein Bureau verfügen.“
„Sehen wir uns heute Abend im blauen Bod!“
„Wenn ich abkommen kann, gewiß.“

„Damit tranken sich die beiden Freunde und der Stadtrath ging langsam die Straße hinauf, beide Hände wieder aus dem Rücken vereint, das spanische Rohr in perpendicularer Bewegung.“

„Wie das werthwüdig ist und interessant,“ dachte Adelgunde, indem sie ihm langsam folgte, „habe ich doch umbeirgt hier ein Original vor mir, das dem Verfasser bei einer seiner besten Figuren gebietet. Wie hübsch wäre es, wenn ich auch noch irgend eine andere seiner kleinen Eigenthümlichkeiten mit anheben könnte, wie er z. B. in seiner wohlwollenden Manier dem hübschen Dienstmädchen eines bescheidenen Hauses lächelnd zunickt; hier einem kleinen Jungen auf die Wangen patscht, dort einen andern seiner kleinen Bekannten in jovialer Laune über den Stod springen läßt.“

Doch that Herr Stadtrath Schmeitner nichts von alledem, wie es so allerley in dem Romane geschildert war, vielmehr ging er mit tief gesenktem Kopfe seines Beiges, nur zuweilen an einem Laden stehen bleibend, um sich hier durch eine kaum merkliche Drehung seines biden Halses zu vergegenwärtigen, ob ihm die auffallende Fremde immer noch folge.

Ja, Welgunde folgte ihm und es war das für sie ein kleines, nettes Abenteuer, der angeknäppte Faden der Ariadne, durch den sie mehr Einbildungen zu machen helfen durfte. Pfliegte doch im Roman der Stadtrath Schmetterer häufig in den Nachmittagsstunden den jungen Meister zu besuchen, für den er sich, wie für Alles, so wohlwollend interessirte. Freilich saß es das junge Mädchen selbst für eine lächerliche Idee, Wahrheit und Fiktion so genau vereinigen finden zu wollen, doch war verschling es ihr, vielleicht torgelich eine Straße hinauf, die andere hinabzufindern. Jedenfalls war sie fest entschlossen, die Wohnung des Stadtraths zu ersuchen, um ihm vielleicht später einen Besuch zu machen und ihm mit der Freimüthigkeit, die ihr eigen war, zu sagen, welches Interesse er ihr eingefloht, und ihn um Miththeilungen zu erwähen, ob wirklich die handelnden Personen jenes Romans, der sie so sehr interessirte und den auch er gewis kennen mußte, nicht bloße Erfindungen des Dichters seien. Dabei konnte sie ja ferner das Glück haben, die regierende Stadträthin zu sehen mit den grauen Augen, den flatternden Haubenbändern und der strengen Art, das Douergewand zu führen, ach, wie das Wüthig war!

In der Strafe, durch welche Adelgunde ging, war sie und der Stabtrah in diesem Augenblick die einzigen Personen. Es war eine sehr ansehnliche Strafe, aber von neuem Art, die von ihren Feindern aus mit einem neuen Heiliger jeder fremde Ereignis betrachten, weshalb es denn nicht fehlen konnte, daß das junge hübsche Mädchen mit dem eleganten Gange und der eleganten Toilette gebührende Aufmerksamkeit erregte und zu verschiedenen Bluthausungen Veranlassung gab. Ja, einer der wüthenden Majorin, welche von der Ruhe mit einem merkwürdigen Scharschirm begab, war es nicht entgangen, daß die Fremde dem wohlhabenden Stabtrah immer in gleicher Entfernung folgte, daß sie ihren Schritt maßigte, wenn er irgendwo stehen blieb, ja daß er zuweilen nach ihr umschaute.

„Ei, dieser Schmetterler,“ dachte die vermittelte Majorin; „ja, stille Wasser sind tief, und wenn ich mich je wieder einschließen könnte, zu heizen, so dürfte es weder ein Arzt sein, noch Jemand, der so mit der Polizei in Verbindung steht.“

In einem Partierezimmer derselben Straße waren von drei stillosen Mädchen ähnliche Bemerkungen gemacht worden, und zwei dieser Mädchen, von denen eine das schimmernde weiße Exemplar einer frisch gebügelten Halsstange in der Hand hielt, besaßen sich zu dem Fenster heraus, um der Fremden und dem Stadttrah Schmeitler nachzuschauen, welcher Vektler jetzt die Thür seines Raugeländes erreicht hatte und dort einen Augenblick stehen blieb, um nach den an dem lichten Frühlingshimmel ziehenden Wolken aufzuschauen.

Da ging das schöne, junge Mädchen dicht an ihm vorüber und es konnte für ihn kein Zweifel mehr sein, daß sie ihm mit Absicht gefolgt war, daß ihre Blicke drunten an dem Schaufenster des Wilderladens ihm gesehnet, denn jetzt schaute sie ihm nicht nur voll in's Gesicht, sondern sie lächelte ihn an, als sie vorüberfuhr! — ach, und es war das ein reizendes Lächeln.

„Doch erwachte in dem Stadtrath wie mit einem Male der Polizeibeamte, und da er im Hausschlur hinter sich einen seiner besten Sicherheitsbeamten stehen sah, allerdings ein Mann im harmlosen Civilistendrock, so rief er ihn an seine Seite und sprach zu ihm: „Sehen Sie dort jenes Frauenzimmer, Schmauder, welches langsam die Straße hinaus! schleudert und sich so eben umschau.“

„Hatten Sie dieses Frauenzimmer für verdächtig, Schneider?“

Hm! warum nicht, Herr Stadtrat? Ich halte alle mit unbefangenen Menschen für verdächtig, so lange ich nicht durch ihren Voth oder durch gute Zeugnisse! des Gegentheils überführt werde. Ich halte namentlich alle Fremden für verdächtig und ganz besonders alle Fremden, gut gekleideten Franzosen, welche so, wie diese, allein in der Stadt umherstreifen — also, Herr Stadtrat, Sie befehlen. Das . . .

„Dass man ein wachames Auge auf diese verdächtige Person habe und halte, dass man ihr Leben und Treiben beobachte, dass man vor allen Dingen erfahre, wer sie ist und wo sie wohne, mit darüber morgen früh — — im — Amis — total — — Wirkung mache und dann das Ganze als strengstes Amtsgeheimnis für sich behalte, verstanden. Schmecken?“

„Zu Befehlen, Herr Stadtrath,“ entgegnete mit der rechten Hand an seinen Hüftbund lagend das Kind Eisechthorheide, welches insofern während dieses kleinen Dialogs sein Auge von der harmlos lustwandlenden Aelgunde weggeendet hatte. Diese hatte am Ende der Straße umgedreht und kam langsam wieder an dem Amtsgebäude vorüber, wo Herr Schnauber hinter der Thüre auf sein Opfer lauerte.

Und von diesem Augenblicke an heftete sich ein Veltzei-
bramter gedrimpter Eorte gleich einem bösen Engel an die
Fersen Adelsundens.

(အိတ်ကုမ္ပဏီ လီမိတက်)

Stultner.

(In dem Fall E. 24 und 25.)

Unser Segensbrotstunde bezieht sich auf verschiedene Familien und auf die, wie wir wissen, bereits 24mal im Jahre und Gemeinde mit uns zu verfeinern. Bedeutet: "Ihrer Grundsätze, was wir nicht gut ist, die unter sich Individuen und möglichen Regierung der Erklärung von einem, von dem Beliebigsten ist abgelehnt. Beinhaltet auch zwei ganzes und Individuelleren Kirche der territorialen Staatskirche. Größer, fester, größer und darum gleicher genannt haben, als Zeit. Derum rufen wir es ganz geteilt, wenn wir unter. Wenn eine Reihe von Bildern über Land und Leute in Würdigung, brennt und brennt mit der Haupt- und Kräfte der des Landes, mit Glut, beginnt.

[illegible][illegible]

Und Herr Schmauder? — Obgleich er sich auf sein Gedächtniß verlassen konnte, so war er doch kein Notizbuch-Verwahrer; 4 Uhr Nachmittags die verdächtige Fremde in Nr. 16 gestiegen, Rußländer? — war es der Jakob oder der Heinrich? — Er erfuhr von dem nächststehenden Rußländer, daß es der Heinrich gewesen sei, und vervollständigte nun seine Notiz durch die Worte: „Der Heinrich des Rußländer Wädlers auf heute Abend 8 Uhr zu bestellen.“

Die Fahrt Adelgundes ging durch die lange Hauptstraße, dann bog der Rußländer links ab, dann rechts, dann wieder links, fuhr über einen freien, mit Bäumen besetzten Platz, dann durch ein altes, graues, trostlos vor den neuen Häusern dahinstehendes Stadthor, hinter welchem seine Pferde von selbst in einem langhohen Schritt verfielen, da es, allerdings auf einer guten Straße, aber mit ziemlich starker Steigung aufwärts ging.

Der Rußländer setzte sich hier freimüthig bequem auf seinen Bod und erklärte der jungen Dame im Wagen Einiges von den Hauptgebäuden der Stadt, von alten und neuen Kirchen, Palästen und Kasernen, wie viele bei den verschiedenen Bewegungen der Straße nach und nach vor ihre Blicke traten. Dann errichteten sie den Tannenwald, wo Adelgunde ausstieg und sich auf einen alten, bemosten Baumstamm setzte, um in das liebliche Thal hinabzuschauen, das, von hier aus gesehen, eine reiche Schale mit allerlei hübschen Kinderpielwerk angefüllt zu sein schien; kleine Häuschen und kleine Kirchen, einen Miniaturbahnhof und artige Eisenbahnzüge, wie sie die Kinder zur Weihnachtszeit auf dem Tische umherlaufen lassen, dabei aber Alles so lebendig und wunderbar natürlich: die Lokomotiven pfeifen und fliehen Dampf aus, in den Kirchen läutete es, die Tausende von Bäumen und Bäumen, welche rings um die Stadt einen grünen Kranz bildeten, hatten nicht nur natürliche, leicht sich im Winde bewegende Blätter und Zweige, sondern auch ganz natürliche Wälder, waren auch mit den grünen Straßen der Stadt vermischt, denn man sah hier und dort, auf Wägen und in Gärten; helles Grün aufsteigend zwischen den trägen Gebäudemassen.

Ach! es war sehr schön hier oben und auch der Rußländer Heinrich empfand das, denn der Rest einer Cigarette rauchend, die er vielleicht von dem letzten Passagier erhalten, meinte er: „Das das Feuer für Licht und Wohl geben wird und für Wein, den Schoppen wieder einmal für sechs Kreuzer — Gott geb's. Und wo fahren wir nun hin?“

Darüber war Adelgunde natürlicherweise unschlüssig, wenigstens über den Weg, den sie von hier aus zu nehmen hatte, denn daß sie abermals ein glücklicher Zufall auf jene Stelle geführt, wo der Maler Arthur so gerne gesehen, war es Magdalenen gesehen, die hier oben Blumen und Beeren gesammelt, darüber konnte kein Zweifel sein. War doch der gegenüberliegende Hügelzug mit den Trümmern des alten Thurnes so genau beschaffen, ja unerkennbar von der Wirklichkeit abgeschrieben! Dort noch hinaufzufahren, um das M von ihrer Hand zu finden, war es allerdings zu spät, aber möglich, im Abendsonnenschein das reizende Haus des Malers zu sehen und dort vielleicht von der Straße aus einen Blick zu thun in ein glückliches Familienleben.

„Wohin fahren wir also?“
„Natürlicher Weise nach der Stadt zurück, doch könnten wir vielleicht einen andern Weg nehmen. Gibt's einen solchen?“

„O ja, nur ist er etwas weiter, führt aber eine Straße durch den Tannenwald.“

„Gut,“ entgegnete Adelgunde und setzte mit einer kleinen Vertilgung hinzu: „Ich war schon einmal hier und fuhr damals jenen Weg, der, so viel ich mich entsinnere, recht hübsch ist. Wenn ich mich nicht irre, kommt man nicht vor der Stadt an einigen Landhäusern vorbei.“

„Ganz richtig.“

„Von denen ich eines noch im Gedächtnisse habe, ein Haus mit einem hübschen kleinen Garten, in welchem ein berühmter Maler wohnte.“

„Ah, der Schellenberger. Ja, er soll was Rechtes können, wie die Leute sagen.“

Adelgundehubte sich durch diesen Namen unangenehm berührt. Nein, Schellenberger hieß er nicht, konnte er nicht heißen, der Klang dieses Namens war gar zu prosaisch, wenn er im wirklichen Leben wohl auch nicht Arthur Regnier hieß — aber auch nicht Schellenberger, um Alles in der Welt nicht Schellenberger!

„Er ist auch Photograph,“ sagte der Rußländer Heinrich, doch vernahm das junge Mädchen diese Worte nicht mehr, da sie von einem Pfeifenknall überdrückt wurden.

Schellenberger — o nein!“

Wie lustig und dabei wie faust ging es jetzt durch den weichen Sand des buntsternen Tannenwaldes; und wie war am Ende desselben der Wald so schön auf einem andern Theil der Stadt; wie rasch kamen sie abwärts, obgleich die Straße hier viel länger war; da erschien schon das erste Landhaus, dort links ein anderes, dann rechts wieder eines, und sie wußte sie sich der Stadt näherten, je mehr war Adelgunde überzeugt, daß doch dieselbe Weg sei, auf dem der Maler so häufig Abends nach Hause zurückkehrte.

Arthur Regnier — aber um Alles in der Welt nicht Schellenberger!

Da, mit einem Male, ehe es Adelgunde hindern konnte, bog der Wagen von der Straße ab, reiste durch ein breites Gartengäßchen, welches zwei Steinsteiler, mit blechernen Möss verziert, bildeten, und hielt dann, für einen Haler ziemlich stark parierend, vor dem Eingange eines hübschen kleinen Hauses.

„Warum halten Sie denn hier,“ rief das junge Mädchen, „zu wem führen Sie mich?“

„Nun, hier wohnt ja der Maler und Photograph Schellenberger; befehlen Sie mir nicht, dorthin zu fahren?“

„Ganz und gar nicht, denn ich habe den Herrn nie gesehen.“

„O, das thut nichts. Es kommen viele Fremde daher, um seine Photographien anzuschauen. O, er macht sehr schöne Bilder, und ähnlich.“

War das mehr wie Zufall, daß Adelgunde vor dieses Haus geführt wurde, von welchem sie sich jetzt durch einen raschen Blick überzeugte, daß es dasselbe sei, in dem Arthur Regnier gewohnt, vielleicht noch wohnt, ja, Arthur Regnier, denn der Besitzer dieses allerliebsten geschmackvollen Landhauses, der Pfleger dieses reizenden Nummngartens konnte unanständig Schellenberger heißen — ja, war es Zufall oder war es mehr als das?

Doch war keine Zeit, darüber nachzudenken, denn vom Hauseingange der Straße sich ein Vorbedienter gegen den Wagen, um den Schlag aus und trat so energisch seine Anstalten, um der jungen Dame beim Aussteigen behülflich zu sein, daß diese, ehe sie noch zu Erörterungen kommen konnte, bereits vor der kleinen Treppe stand, die zu dem Hauseingange führte.

Wollten Ew. Gnaden die Güte haben, sich in den Salon zu begeben, ich werde meinen Herrn sogleich benachrichtigen; er ist augenblicklich dorthin beschäftigt, wird aber in zwei Sekunden zu Ihrem Besuche sein.“

Da nun durchaus nichts Unanständiges oder Verdächtiges darin liegt, wenn eine junge Dame selbst ohne jede Begleitung in das Atelier eines Photographen geht, so folgte Adelgunde dem Bedienten, der im Hause rechts eine Hühnerhühler ansetzt und mit einer tiefen Verbeugung die Fremde erlauchte eintrug.

Es war das ein großes und hübsch eingerichtetes Gemach. Tapeten von ruhig grauer Farbe, dazu kamen blaue Möbel, alle Wände mit Photographien bedeckt, die hier in jeder Größe zu sehen waren und zwar von der Miniatur-Ausgabe, bestimmt für Vorstudien, Medaillons und Portraits, bis zu jenen lebensgroßen Portraits, welche letztere nicht selten etwas von einer unwerthmäßig aufgegangenen Dampfnebel an sich trugen, geschwollen und blickig; in den Mittelgängen sah man in Stellung und Ausbruch recht gelungenen Portraits, und in der Region der Bildständer war eine Abwechselung sichtbar, welche von der Wandhöhe des Besichtigers das glänzendste Zeugniß ablegte. Natürlicher Weise waren Tugenden vorhanden, die ohne welche vernünftige Ursache den Himmel anklagten oder in unbeschreibliche Fernen tritten; Andere, die etwas Furchtbares zu erblicken schienen, und wieder Andere, die gerade so auskamen, als sei ihnen selbst etwas Furchtbares passiert oder als wollten sie mit scheuem Blick irgend ein eben begangenes Verbrechen verheimlichen. Da standen Tugenden in über alle Beschreibung unnatürlich schönen Landhäusern, andere Tugenden waren beschäftigt, irgend eine mächtige Säule mit trampfaher Anstrengung vor dem Umfall zu bewahren, Andere besaßen sich trotz des gutmüthigen Gesichtsausdrucks wie wilde Bestien hinter schweren Eisenkäfigen, Andere schienen zu lustigwachen mit dem Stuhl einer schweren Ballustrade in der Hand.

So gingen sie an den Wänden umher in reichen und einfachen Rahmen, alle diese der Unsterblichkeit geweihten Werke, und dahinsahen sah man Blumen- und andere Lüste, erstere voll blühender Blumen, andere mit jenen zierlichen Albums bedeckt, welche die harmlosen Stammbilder von ehemals verdrängen haben und in denen man sich jetzt selbst, das heißt sein wohl oder schlecht getroffenes Bildniß dem Freund oder der Freundin zu liebevoller Erinnerung verehrt.

Eine Zeitlang hatte sich Adelgunde damit unterhalten, die verschiedenen Bildnisse zu betrachten, wohl auch in dem Gedanken, irgend ein bekanntes Gesicht zu entdecken, ohne daß letzteres der Fall gewesen wäre. Da öffnete sich die Thür des Nebenimmers und ein junger Mann trat heraus, so im Ansehen eines Wädlers, welches er in der That trug, verjante, daß er die Anwesenheit einer fremden jungen Dame durchaus nicht zu bemerken schien, so er befiel seinen Strohhut auf dem Kopfe, eilte an das Fenster und erst als er dort am hellsten Lichte das Wort in seinen Händen wiederholt auf's Neue besah und daselbst darauf mit einer unumstößigen Gewerbe auf einen Tisch geschleudert, sah er ausbleichend, daß er sich nicht allein in dem Gemache befand, und nahm nun auch mit einem kurzen Verbeugung, bei welcher sich aber seine verdrießliche Miene durchaus nicht aufheiterte, den Hut vom Kopfe. Es war das, wie schon gesagt, ein junger Mann und ein hübscher Mann, etwas eigenthümlich in seiner Kleidung, denn er trug unter einer kurzen, schwarzen

Sammeljuppe einen breit umgelegten weißen Hemdkragen, unter welchem vorn der Kragen um den ziemlich langen Zipfel eines rathelnden Halskragens, aber auch die Abwesenheit einer Krawatte sichtbar wurden. Er schien hier im Zimmer Niemand erwartet zu haben und deshalb unschlüssig, ob er dasselbe nach einer zweiten Verbeugung wieder verlassen oder ob er als höflicher Mann mit der fremden jungen Dame ein Gespräch anknüpfen solle.

Adelgunde aber kam ihm herein zuvor und wandte sich mit der Frage an ihn, ob sie das Vergnügen habe, den Herrn des photographischen Ateliers vor sich zu sehen, worauf ein kurzes Nicken über die mürrischen Züge des jungen Mannes folg und er zur Antwort gab: „Nein, nein, ich habe nicht das Glück, Herr Schellenberger zu sein,“ und dann mit einer Handbewegung gegen die geöffnete Thür hinzusetzte: „Dort kommt dieser würdige Herr selber.“

V.

Der Photograph trat herein, doch war von einem würdigen Geiste, als welchen ihn der junge Mann angelobt, in der Person des Eingetretenen nichts zu sehen, aber es erschien eine Persönlichkeit, welche von dem im Roman geschilderten Regnier der schlagendste Gegensatz war, ja ihrem Aeußern nach vollkommen die Verachtung hatte, Schellenberger zu heißen. Ein kleiner, dicker Mann mit einem von Natur kugelförmigen Gesichte, dessen Knie sich aber bei der Arbeit droben unter dem heißen Glanz der bläulichen purpurn schillernd hoch über seinen fast ganz kalten Schadel verbreitete hatte; eine tief herabhangende Brille auf der fleischigen Nasenspitze und schlaffe Lippen, die zu einem beständigen Lächeln gekrümmt waren, vervollständigten mit hellen, fremdbildigen Augen ein Gesicht, dem man die Gutmüthigkeit auf tausend Schritte anjah. Er rief sich vergnügt die Hände, als er, vor der schönen Fremden stehend, diese von unten bis oben betrachtete und dann mit einem seltenen Lächeln sagte, das fast rasch von den schmalen Lippen über das ganze Gesicht, sogar bis hinter die Ohren verbreitete: „Das wird ein schönes Portrait geben, ganz zu Ihrer Zufriedenheit und der Ehre meiner Sammlung. Würdigen Sie es als größeres Portrait oder als Plakatenformat?“

„Eigentlich wollte ich —“ sagte Adelgunde, — doch fiel der Photograph rasch in's Wort: „Wegen der vorgeschickten Tageszeit brauchen Sie durchaus keine Sorge zu haben, untermias ist nicht von demjenigen Künstler, die von der Stunde abhängig sind; eigene Veranlassung und vortheilhafte Maschinen setzen uns in den Stand, zu jeder Tageszeit künstlerisch Gelingen zu liefern, ja ich möchte gern für ein Portrait, wie das des gnädigen Fräuleins, diese weiche, träumerische Nachmittagslicht den geschicktesten Morgenhimmeln vergleichen — bist Du nicht auch dieser Ansicht, Regnier?“

„Regnier!“
„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, mein Freund Arthur Regnier, ein junger Maler, der mir zuweilen mit seinem schätzbaren Rathe anhält und den der glänzendste Stern gerade in diesem Augenblicke glänzend geführt hat. Willst Du nicht so gut sein, und was oben zu begleiten und die Stellung des gnädigen Fräuleins ein wenig vorzurücken?“

Der junge Maler murmelte zur Antwort etwas vor sich hin, was ebenfalls seine Bereitwilligkeit erklären konnte, was aber andererseits auch wieder klug, als sei er nicht vom Handwerk und wisse nicht, ob es der jungen Dame angenehm sei, wenn er sich da hineinmische.

Adelgunde aber konnte sich trotzdem nicht enthalten, ihn mit unverschämter Theilnahme zu betrachten. Also wieder schen sie jenen Kreis näher getreten zu sein, der sie getrennt, seit sie jenen interessanten Roman gelesen, wahrhaftig einem Zaubertrank — also gab es doch einen Arthur Regnier und wohl gar in demselben hübschen Landgute, welches so kennlich beschrieben war. Wohin am Ende der Photograph Herr Schellenberger zur Wiehle bei dem jungen Maler Regnier und gab es vielleicht an der Rückseite des Hauses noch einen andern kleinen Garten, wo sich die liebliche Klavin des jungen Künstlers befand, sowie Guido und Armina — ja, sie betrachtete ihn mit einem jener offenen, vollen Blicke, mit einem Blicke voll gefährlicher Elektricität, welcher zündet, anzieht, verzehrt, ohne es zu wollen, unbewußt, aber um so tiefer wirkend.

Der junge Maler hatte es bis jetzt in der That nicht der Mühe werth gehalten, die junge Fremde näher zu betrachten, in diesem Augenblicke aber:

„Ah! Sie, ich begreife!
Der Blick und das Gesicht.“

Er strich sich das dicke, blonde Haar aus der Stirn und begann langsam seine Sammeljuppe auf der Brust zusammenzufassen, dann sagte er mit einem ganz veränderten Ton der Stimme:

„Gewiß werde ich Dir helfen, wenn es das Fräulein erlaubt.“

„Es lag eigentlich gar nicht in meiner Absicht, mich heute photographiren zu lassen,“ meinte Adelgunde, „doch sehe ich hier so viele vortheilhafte Arbeiten, welche mich

hatten Lissen, endlich einmal ein wohlgeklungenes Portrait von mir zu erhalten."

"Und wenn es die Maschine nicht thut," warf Arthur Regnier leicht hin, "so konnte man es mit einer Zeichnung versuchen, ich würde mir nichts Interessanteres." Sein Gesicht hatte während der letzten Minuten einen ganz anderen Ausdruck angenommen; der Eismuth und der trübe Ausdruck, welcher seine offenen Züge vorher befehlsetzte, als er jenes Blatt auf den Tisch warf, waren gänzlich verschwunden, ja, er nahm nun das Blatt lächelnd wieder an sich und sagte, es seinem Freunde hinhaltend: "Nun, Du wirst mir zugestehen, daß von allem Dem, was an meinem Bilde Gutes ist, sich hier auch nicht die Spur einer Idee befindet. Siehst doch meine Römern hier, statt sich ihres wunderbaren Familienkreises zu freuen, gerade so aus, als habe sie eben eine heftige Szene mit ihrem Gatten gehabt, und was die tanzen, halb nackten Kinder anbelangt, so könnte man sie alle statt für Latener, für echte Aethiopier halten. Geh mir weg mit Deiner heimtückischen Maschine."

"Diese heimtückische Maschine," entgegnete der Photograph lachend, "ist strengen Geleichen unterworfen, und das rechte, richtige, blühende Kinderlächeln kommt meistens, hatte ich Dir vorhergesagt."

"Verzeihen mein wunderbares Fräulein," wandte er sich an Adelgunde, "daß dieser junge, ungehobene Künstler da seine Angelegenheiten vor Ihnen bespricht, ist für Sie gewiß sehr langweilig."

"Ganz und gar nicht, denn ich liebe die Kunst. Bitte, zeigen Sie mir Ihre Photographie."

Nur unter der Bedingung, daß ich Ihnen droben im Atelier das Original vorstellen darf."

"Das Original dieser schönen römischen Frau, wahrscheinlich Ihre Gattin!"

"Diesmal nur ein Bild," erwiderte Arthur Regnier lachend.

"So darf ich mir erlauben, Ihnen den Weg zu zeigen?" sagte der Photograph vorangehend.

Und dann stiegen sie hinauf durch eine Wendeltreppe in den zweiten Stock, wo sich nach Norden gelagert ein großes Gemach befand, gestaltet und sehr geschmackvoll decorirt; die hintere Wand bestand aus zwei Eichen, aufrecht stehenden, allerdings künstlichen Bambusstangen und dazwischen herabhängenden breiten Vorhängen in buntem, maurischem Geschmack. Hinter diesen Vorhängen befand sich das Glashaus, auf einer Mauer gebaut, mit einem plätschernden Springbrunnen versehen, dessen kühle Wasserstrahlen die Hitze in dem sonnenbeschienenen Raum milderte.

"Darf ich jetzt um Ihre Bestimmung der Größe des Formats bitten?"

"Es ist mir das eigentlich gleichgültig; machen Sie mir vielmehr ein größeres Portrait und ein anderes für Visitenkarten."

"So will ich die Platten präpariren lassen und Regnier ist vielleicht derweil so freundlich, Sie durch den Abdruck seines Bildes zu unterhalten."

"Zu unterhalten! — Wenn das möglich ist," sagte der junge Maler, vor der Staffelei am Fenster stehend. "Ich weiß nicht, seit ich diese — seit ich meine schlechte Photographie gesehen, gefällt mir auch mein Bild nicht mehr; meine römische Frau scheint wirklich murrig zu sein statt heiter und die Kinder haben einen Trist, als wenn sie seit vier Wochen nicht gewaschen worden wären. — O, ich bin recht unglücklich."

Ehe der Photograph das Gemach verließ, ging er dicht bei Adelgunde vorüber und sagte flüsternd: "Wenn Ihnen das Bild nicht mißfällt, so sagen Sie ihm ein freundliches Wort darüber. Ich und Remer finden es vortheilhaft, er hält es für schlecht und das bringt ihn der Verwirrung nahe."

Wie Adelgunde hierauf vor das Bild trat, wandte sich der Maler mit dem früheren mißmuthigen Gesichtsausdruck gegen das Fenster, schaute den Kopf auf den Arm und blickte in die Abendlandschaft hinaus. Er schien nicht den Rath zu haben, in das Gesicht des jungen schönen Mädchens zu sehen, während sie sein Bild betrachtete. Und doch hätte er es thun sollen, unvermerkt hätte er es thun sollen, und er würde mit Entsetzen gesehen haben, wie ihr Auge leuchtete, wie sie schwer und mühlos athmete, wie der Glanz höchster Zufriedenheit auf ihren jungen Schimmer. — "Ach, das ist ein schönes, ein liebes Bild!"

"Finden Sie das wirklich, mein Fräulein? Finden Sie das in der That?" rief Arthur, endlich sich rasch umwendend, "o, wie mich das glücklich macht."

"Wirklich bin ich befangen, weil mich das Subject so ganz besonders anzieht," gab sie zur Antwort, "aber ich sah nie etwas Uebeleres in Zeichnung und Colorit, als dieses Interieur, nie etwas Lieblicheres, Herzgewinnenderes, als die reizende Kindergruppe, die sich so mit voller Lust ihrem wilden Nandstanz hingibt. Und das Glück in den Augen der Mutter, ihre vor Seligkeit und vor Stolz sprühenden Blicke."

"Finden Sie das wirklich," — — — sagte er, tief aufsehmend und sie statt des Bildes betrachtend. "Ah,

Ihre eigenen schönen Züge gleichen Ihren Worten, und die Wahrheit, welche ich aus Ihren schimmernden Augen lese, könnte mich toll vor Freude machen — ich weiß nicht, wie mir ist," sagte er mit der Offenheit und Ehrlichkeit der Jugend, "ich finde es in der That, daß je mehr Sie das Bild betrachten, es um so mehr in Lust und Glückseligkeit aufleuchtet; vielleicht gelangen mir morgen früh in Erinnerung an diesen schönen Augenblick noch einige gute Striche — o wenn ich dieselben machen dürfte, während Sie das Bild betrachten, so betrachten!"

Sie erschrak fast vor seinem flammenden Auge, vor der wilden Gist, womit er diese Worte aussprach. Sie bereute fast, hierübergegangen zu sein und diesen Regnier so verächtlich von dem des Romans gefunden zu haben.

"O es wäre schade," sagte sie darauf in sehr ruhiger Tone, "an dem Bilde das Gerinste zu ändern. Es ist wirklich entzückend schön und ich möchte mich fast entschließen, nach dem Preise zu fragen, wenn —"

"Es war so gut wie verkauft," sagte achselzuckend der junge Maler, "aber die Photographie, welche ich einschicken mußte, hat Alles wieder in Frage gestellt. Es sind eben harte Zeiten für uns Künstler, wenn daher —" Er hielt beiseite, wie sie, sich abwendend, in gleichgültigen Worten ihren Satz vollendete — "wenn ich wüßte, daß es meinem Namen gefiele."

Hätte sie in diesem Augenblicke umgekehrt, so würde sie wahrscheinlich ihren Satz bereit haben, denn Arthur Regnier fuhr, plötzlich zusammenzuckend, mit der Hand über die Augen und lachte dann bitter, während er das Bild von der Staffelei riss und umgekehrt gegen die Wand stellte. Natürlich, sie ist verheirathet, o, sie muß verheirathet sein, sie, das erste weibliche Wesen, das im Stande war, einen solchen Eindruck auf mich zu machen — so sehr bin wie Alles!"

Der Photograph hatte Adelgunde in das Nebenzimmer geleitet und rief dem jungen Maler zu, gleich nachzukommen.

Dieser, allein in dem Gemache, hatte die Hände gegen die Schläge gepreßt, und sagte dann grimmig lachend: "Thor, der ich bin, zu glauben, so hell könne plötzlich die Sonne des Glücks auf uns niederfahren, auf uns — auf mich, der doch zu banaler Unbedeutendheit verdammt ist!"

"So meine ich, würde sich das Portrait vortrefflich machen," rief der Photograph seinem, nach einer Pause eintretenden Freunde zu, "meinst Du nicht auch?"

"Ich denke mir," gab Jener in düsterer Tone zur Antwort, "Du hast das zu alltäglich angesehen; laßte Madame ihre Hände übermüdeten, etwas aufwärts schauend, und Du wirst sehen, welch' vortreffliches Bild Du erhältst."

Arrangirte das ein Bischen nach Deiner Ansicht, gnädige Frau wird erlauben."

"Gewiß, ich bitte darum."

Adelgunde schaute wohl, daß seine heißen Hände zitterten, während er sonst ihren Arm berührte, ihn in eine andere Lage zu bringen. "Bilden Sie dann aufwärts," sagte er, "genau zu jenem Gesichtsgrade."

"Vortrefflich!" meinte Herr Schellenberger, "besuchen Sie einen Kopfhalter?"

"O nein, ich werde auch so ruhig bleiben."

"Dann gestalten Sie mir, daß ich anlange. Bitte, ganz ruhig — so." — Er nahm rasch den Deckel vom Glase der Maschine und wandte sich da mit gleichgültiger Gesichtsausdrucks ab, ruhig bis zwanzig zählend, wo er das Glas mit einem verbindlichen: "Ich danke recht sehr!" wieder verschloß.

Nachdem sich der Photograph, eigentlich als hätte er einen Schlag gefolien, in die dunkle Kammer begeben, betrachtete Adelgunde die verschiedenen Gegenstände im Glashause: Postamente, Tische, Fußstühle, Säulen, Kränze, Blumenbouquets, Bücher verschiedener Größe, Kinderpfeifung aller Art und warf zuweilen einen Blick auf Arthur Regnier, welcher in ein kleines, offen stehendes Nebenzimmer getreten war und dort, in tiefe Gedanken verfunken, neben einem Tische stand, auf dem sich eine Menge Chemikalien in kleinen Flaschen befanden. Da waren unter Anderen jene furchtbaren Gifte, welche, leichtsinnig in die Hände gewöhnlicher Menschen gegeben, häufig schon so furchtbare Unglück verursachen. Hier waren die tödtlichen unter ihnen in einer kleinen, verschließbaren Kiste vereinigt, welche die Aufschrift: "Gnathion" trug, auf kleine Flaschen mit der Kapselkapsel, so harmlos aussehenden Flüssigkeit.

Der Maler kam langsam wieder in das Glashaus zurück und sprach mit einem Blick seine Hoffnung aus, daß das Portrait gelingen möge, wenigstens daß es ähnlich werde, um annähernd, wie alle Photographien, einen Begriff der darzustellenden Personen zu gewähren.

"Die wenigsten Künstler lieben die Photographie?"

"O nicht doch, gnädige Frau, als Hülfsmittel ist die Photographie wohl unerschöpflich; mit welcher Leichtigkeit können wir durch sie Architekturen, Landschaften und uns anbauen, zu deren Herstellung auf anderem Wege wir Jahre gebrauchen."

"So ist auch das Innere des Hauses auf Ihrem Bilde nach einer Photographie aus Pompeji?"

Er nickte mit dem Kopfe und sah träumerisch vor sich nieder, als sie fortfuhr: "Gewiß haben Sie auch die wunderbaren Figuren auf Ihrem Bilde nach Originalen gemalt?" Dann flog ein träumerisches Lächeln über seine Züge, als er zur Antwort gab: "Ja, es ist meine eigene Frau und meine Kinder."

"A—a—a—ah! Sie sind sehr glücklich."

"O ja — — ich bin sehr glücklich."

"Ihre Kinder heißen Guido und Armida?"

"Gewiß," erwiderte er mit einem bitteren Lachen, "Guido und Armida, recht passende römische Namen für Kunstkinder. Man sieht ihnen die Namen schon an —"

"Haben Sie auch Kinder, gnädige Frau?"

"Ach! — o nein!"

"Nun, es wäre ja möglich; verzeihen Sie meine Frage."

"De, Arthur!" rief der Photograph aus der dunklen Kammer hervor, "leume einen Augenblick herein, das Portrait ist ganz famos gelungen; ich werde alsdann die Glaspunkte abspülen und sie Ihnen zur Besichtigung herabbringen."

Herr Schellenberger that das auch nach wenigen Minuten, während der junge Maler in der dunklen Kammer zurückblieb. "Das Bild ist so gut und scharf," sagte der Erstere alsdann zu Adelgunde, "daß es wahrhaftig unentbehrlich ist, Sie nochmals zu bemessen. Ich werde ein paar Reipen des größten Formates machen und es alsdann zu Visitenkarten verkleinern, wenn es Ihnen recht ist."

"Ganz meine Ansicht, es scheint mir ebenfalls gelungen, bitte aber, mir die Kopie recht bald zu besorgen, da ich nur wenige Tage hier zu bleiben gedenke."

"Und wohin darf ich Ihnen die Abdrücke schicken?"

"Hotel du Nord, Zimmer Nr. 16, natürlich mit beigefügter Rechnung, wenn ich bitten darf."

"Sie sollen sie übermorgen früh haben!"

Adelgunde zögerte noch einen Augenblick, ehe sie das Glashaus verließ. Sie hätte gern dem jungen Maler noch ein freundliches Wort gesagt, ja, sie hätte ihm gerne die Versicherung gegeben, daß sie sein Bild nicht vergessen werde und daß ihr daran gelegen sei, ihrem — Gemahl für den Ankauf des Bildes zu bestimmen. Sie hatte wirklich die Absicht, es für sich zu erwerben, doch kam Herr Regnier nicht wieder, weshalb sie sich von dem Photographen an den Wagen geleiten ließ und in ihr Hotel zurückfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

August Petermann.

(Von E. 31.)

Bestenfalls seit diesen Frühjahre ist der Name August Petermann einer der populärsten in Deutschland: seit die erste deutsche Kartographische Expedition, die zu dieser Stunde in den arktischen Regionen für die Weltkarte steht, von ihm in's Leben gerufen wurde und seinen Namen trägt. In der wissenschaftlichen Welt hatte der Name August Petermann erst den lebenden Geographen schon längst den besten Klang.

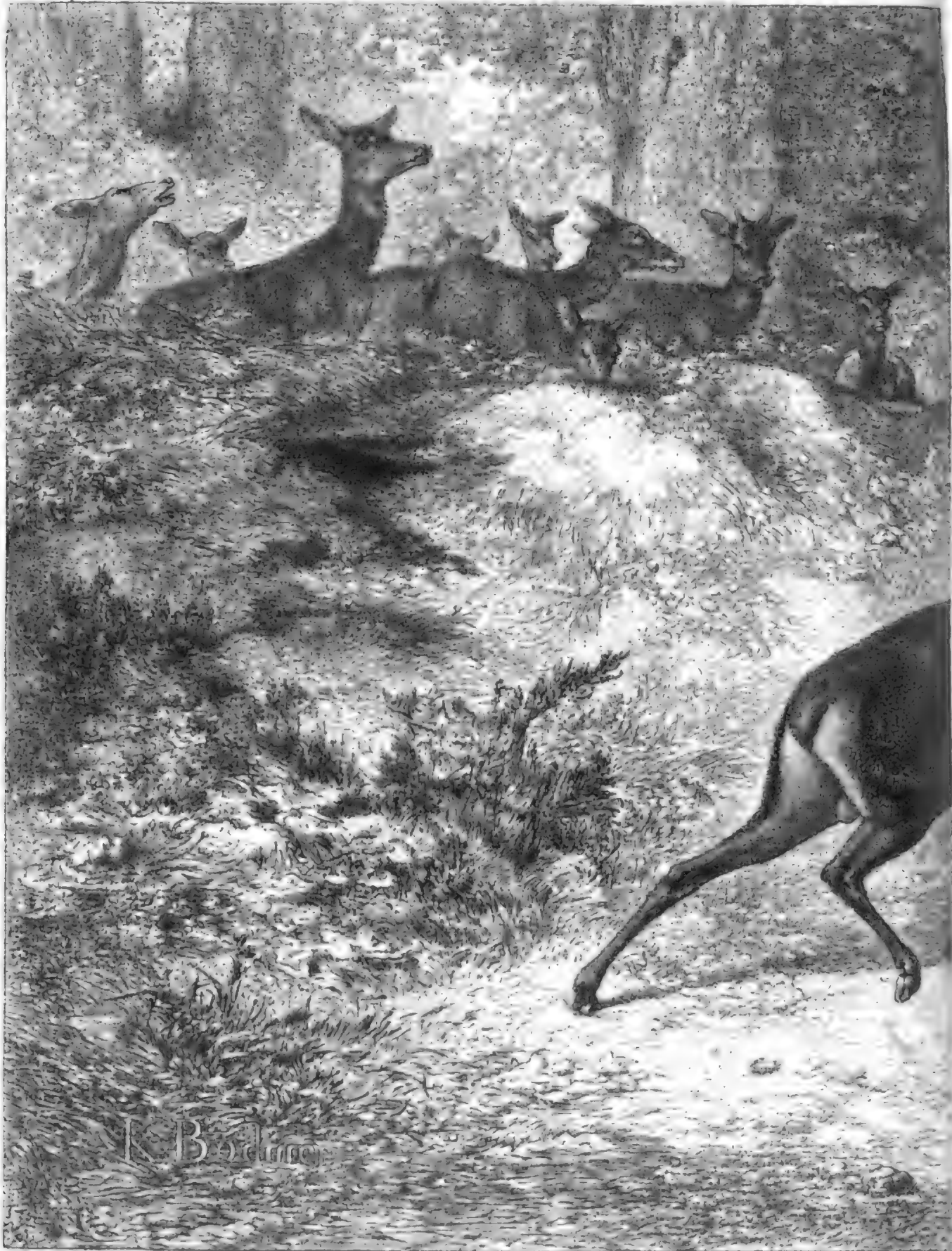
Petermann ist am 19. April 1822 zu Weidenau am Oder geboren, und trat schon früh in der geographischen Kunstschule bei Professor Neumann in Berlin. Unter Neumann's Anleitung beschäftigte er sich mit den geographischen Aufgaben der Arktik in seinen nach ihm benannten Arktischen Reisen, die bis jetzt kaum erreicht und gewiß noch nicht überholt werden ist. In Weidenau arbeitete der junge Geograph hauptsächlich an dem berühmten "Arktischen Atlas" von Neumann und Neumann, dem die Karte von Grönland's "Arkt. Atlas" und die "Encyclopädie Britannica" geographische Artikel und beifolgende sich schon damals mit der Geographie der arktischen Zone, wie aus seinen Publikationen im Journal of the Royal Geographical Society (Ed. 22 und 23 von the distribution of arctic animal life, "Arkt. Fauna", the Sea of Spitzbergen and whale-fisheries in the arctic regions) erhebt.

Gehr bald wurde Petermann's Name und Leistungen in der Welt bekannt, durch seine Beziehungen zu den wichtigsten Geographen, welche Neumann, Barth und Neumann 1849 und Neumann 1853 unternahm. Als Petermann's Anregung und durch die Vermittlung des preussischen Gelehrten v. Bunsen fand die deutsche Expedition der Kaiserin an ihren Geographischen Reisen; er war es, der die Expedition über den Ozean, sowie über die wichtigsten Meeresströme (im Mittelmeer und im Ozean) der rasil. geographischen Gesellschaft in London, sowie im Account of the expedition to Central-Africa) bekannt machte, und ohne diese persönliche und schriftliche Mitwirkung wäre es kaum möglich gewesen, die Karte zum russischen Reichthum zu bringen.

Im Jahr 1854 kam Petermann an die geographische Anstalt von Johann Neumann in Berlin und leitete seit 1855 die Arktische Expedition der Kaiserin, welche Neumann, Barth und Neumann 1855 unternahm. Als Petermann's Anregung und durch die Vermittlung des preussischen Gelehrten v. Bunsen fand die deutsche Expedition der Kaiserin an ihren Geographischen Reisen; er war es, der die Expedition über den Ozean, sowie über die wichtigsten Meeresströme (im Mittelmeer und im Ozean) der rasil. geographischen Gesellschaft in London, sowie im Account of the expedition to Central-Africa) bekannt machte, und ohne diese persönliche und schriftliche Mitwirkung wäre es kaum möglich gewesen, die Karte zum russischen Reichthum zu bringen.



Stadter bei seiner Kutschfahrt durch die Straßen. (Originalgröße von 10. 10. 10.)





Höhere Kunstkritik.

Eine Episode

Von

A. Nels.

(Herausg. des Bds. 2. 64.)



Es glück einer jener vielbeschäftigten Erlebenskünstler des fünften Alters eines Schauspielers oder des letzten Bandes eines Romans. — Seit fünfzehn oder zwanzig Jahren hat ich seiner nur gedacht, wenn ich zufälliger Weise einem Schulkameraden begegnete, und das war höchstens zweimal oder dreimal geschehen; und er hatte mich wahrscheinlich gänzlich vergessen, denn seine gesellschaftliche Stellung machte solche Begegnungen fast unmöglich! . . . Und doch hatte man uns in Artia Gaster und Volux gekauft — und in Secunda Drefels und Vglades; — und als wir uns dann trennten und er nach Paris mit den Seinen zog, da hatten wir Beide bitterlich geweint, uns treue, unvergängliche — ewige Freundschaft zugeschworen — hatten noch ein oder zwei Jahre fleißig korrespondirt; — dann — ich entsinne mich nicht mehr warum — war unser schriftlicher Verkehr in's Stoden geraten — hatte endlich ganz aufgehört — und nach und nach hatten wir uns vergessen. — Ich glaube, daß dich das Loos der meisten, wenn nicht aller Freundschaften ist.

Und nun nach so langen Jahren führte uns das Schicksal auf eine so eigensinnige Weise zusammen. Ich hatte Gelegenheit gehabt, auf einer recht langweiligen Dampfschiffahrt einer allein reisenden Dame einige unerhebliche Dienste zu erweisen, die sie jedoch dermaßen hoch anerkannte, daß sie mich ihrem als ein Ufer erwartenden Bruder durchaus vorstellen wollte. Dieser dankte mir auf überschwängliche Weise, zwang mir das Versprechen ab, ihn zu besuchen und wir tauschten, wie es Sitte ist, beim Abschied unsere Karten. — Eben wollte ich in die Droschke steigen, als ich einen Blick auf die erhaltene Karte warf und wie selbstausschreitend da stand — „Herr Paul!“ las ich. — Gedankenlos wandte ich den Kopf um und sah . . . wie jener gleichfalls am Rittle seiner Equipage wie gebannt stand — meine Karte in der Hand hielt und mich ebenso anstarrte, wie ich ihn. — Einige Augenblicke später hatten wir Jeder die Hälfte des Weges, der uns trennte, zurückgelegt, und unsere Hände, die einander nicht wieder lassen wollten, bezeugten, daß die alte Knabenfreundschaft noch nicht ganz in den Herzen der Männer erloschen war.

Diese Begegnung änderte meinen ganzen Reiseplan; denn kaum hatte er die Gräfin B., seine Schwester, in sein Haus geführt, als der Herrl in meinem Hotel erschien und mich zu bereuen versuchte, ihn auf sein einige Stunden von der Residenz gelegenes Gut zu begleiten.

„Du erweist mir wirklich einen großen Gefallen,“ sagte er, — „ich bin die Verkörperung der Stabilität geworden — ein Urphänomen. Seit sechs Wochen hätte ich schon brauchen sein müssen; aber immerwährend fand ich Gründe und abermals Gründe, meine Ueberstimmung aufs Land zu verschieben; — ferner, begreife mich, es ist prächtig draußten; die schönste Waldlandschaft, welche Du Dir nur denken kannst. — Du würdest wahrscheinlich nie einen schöneren Platz finden, um mit Deine Dhygie zu erzählen!“

Kurz, ich ließ mich bewegen, und am nächsten Tage waren wir in den wirklich begabenen schon gelegenen herrlichen Besitzungen. — Was hatten wir uns Alles zu erzählen! — Der Leier war sich eine Vorstellung von jenem vielbesetzten Lebenspaar machen, welches Einer dem Andern entrollte und das sich in dem Rahmen der letzten zwanzig Jahre darstellte. Jeder von uns zeigte dem Andern perst die Aesten, welche das Schicksal ihm auf den Weg gestreut hatte, und ließ nur errathen, daß es auch an spizen, stehenden Dornen nicht gefehlt hätte. — Nach und nach wurden wir vertrauter und der Blumen-duft verschwand mehr und mehr aus den Mittheilungen, die wir uns aus unserm Leben machten; desto schärfer, schwerer zeigten sich die Verletzungen, desto tiefer die Wunden, welche die Hand des Schicksals uns geschlagen; . . . und nach acht Tagen — nachdem wir uns so recht, so ganz und gar angeschlossen hatten, ritten wir oft stundenlang durch den herrlichen Laubwald, stumm in unsere Gedanken vertieft und ohne an unsere gegenseitige Stellung zu denken; — wir waren wieder die früheren Schulkameraden geworden, die es als eine Verletzung des hohen Begriffes „Freundschaft“ betrachteten, wenn sich Einer dem Andern gegenüber irgend welchen Zwang auflegte. Beide waren wir nicht weiter gekommen — es aus politischen Ursachen, wie er sagte und ich glaubte, — ich aus andern; Beide blühten wir ziemlich verzagt in die Zukunft, und da die Nüchternheit aus unserer Jugend alle gesellschaftlichen Schwärmen zwischen uns niedergestrichen hatte, hielten weder er noch ich es für notwendig, uns lächelnde Mienen vorzuführen, wie man es so oft im Leben zu thun sich gezwungen sieht.

„Wie bekommen die Quellen von Vognères de Luchon Deiner Gemächtn!“ fragte ich den Fürsten eines Morgens während eines solchen Spazierganges.

„Gut, wie es scheint!“ erwiderte er kurz.

„Wird sie noch lange dort bleiben?“

„Kann ich nicht sagen.“

„Ich war vor zwei und einem halben Monat in den Pyrenäen — war sie damals schon dort? — wahrscheinlich nicht.“

„Sie ist seit vorigem Jahre dort.“

„Du meinst, sie war voriges Jahr auch dort?“

„Bitte um Entschuldigung — sie ist seit vorigem Jahre dort,“ erwiderte er mit schneller, scharf accentuierter Stimme.

Ich schwieg — ein dunkles Gefühl sagte mir, daß ich meinem Freunde irgendwie weh getan hätte, doch ich konnte nicht begreifen, auf welche Weise.

„Und um Dir die Sache mit ein paar Worten deutlich zu machen“ — rief er plötzlich — „wir haben uns getrennt — man nennt das: sich auf freundschaftlichem Wege trennen, b. h. der Eine etwas vortragen. Und nun genug davon ein- für allemal.“

Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte in stauendem Galopp von dannen; — kaum konnte ich ihm folgen. Fünf Minuten dauerte der wilde Ritt, — dann hielt er an, trocknete den Schweiß von seiner Stirn, und als ich ihm endlich nachgekommen war, sagte er mir mit schmerzhaft lächelndem Gesicht:

„Entlass Du Dich, wie uns einst das Schicksal des harmonischen und des Aristophanes bis zu Thedens hinein? Glücklich Zeit, wo man noch so leicht und besonders so uneigennützig weinen kann! Ich habe die Details eigentlich vergessen; — entsinnst Du Dich, warum sie den Bischof-tiden Hyparchos ermordeten? Es ist fährlich, wie viel Geschichte man vergißt! Komm, bejähme mich.“

Ich begriff, was in ihm vorging . . . und erzählte ihm, so gut ich mich entsinne, die Verschönerung, welche den Lykamen Hippas in Athen stieg. Wo unsere beiderseitigen Gedanken bei diesem geschichtlichen Vortrage waren, kann sich der Leser leicht vorstellen.

Der Fürst war ein großer Kunstliebhaber seit seiner Jugend schon gewesen, obgleich er — wohl mit ein wenig Remissivität — fest und fest behauptete, er verstände kein Jota von Kunst und er richte die Werke derselben nur nach dem augenblicklichen Eindruck, den sie auf ihn ausübten; und da dieser Eindruck viel von seiner Gemüthsstimmung bedingt wurde, so meinte er, diese er überhaupt nicht wagen, irgend ein Urtheil zu fällen. Wir hatten schon einige Male hierüber gesprochen und seine Meinung schien mir so freimüthig zu sein — ich möchte sagen so naive-logal, zu einer Zeit, wo sich ein Jeder berechtigt fühlte, sein unantastbares Urtheil über Kunst abzugeben, daß ich mich ordentlich darüber gefreut hatte. — Am Nachmittage jenes Tages nun, an welchem ich so unverbesserlicher Weise Herr eines Theils des Geheimnisses geworden war, welches so hübsch auf ihm zu wirken schien — an jenem Nachmittage suchte ich irgend einen Unterhaltungsfloß, bei dem wir uns mit Gewalt aus der trüben Stimmung, die wir einander nicht zu zerbergen vermochten, herauszuplücken konnten, und ich fand vorderhand keinen besseren, keinen geeigneteren, als die Kunst. Wir saßen in seinem mit Büchern und Zeitschriften fast überfüllten Studierzimmer und hüllten unsere Köpfe in Havannatrauch ein, während ich mir die äußerste Mühe gab, ihm meine Gedanken über moderne Kunst auseinanderzusetzen. Es war in der That ein schwerer Stand Arbeit für mich, denn fast alle Augenblicke unterbrach er mich mit den Worten:

„Du magst wohl Recht haben; — aber das verstehe ich nicht! Wenn man erst kunstgeschichtliche Studien macht, um von einem Bilde erhoben, von einer Melodie getroffen zu werden, dann verjüngt das das ganze Publikum — die ganze immense Mehrheit der Laien, und ihr Kunst-Menschen werdet eine Aristokratie bilden, in der ihr euch selbst mit der Zeit nicht wohl befinden werdet.“

„Wohl möglich,“ erwiderte ich, — „aber Du wirst mir zugeben, daß eine gewisse Dosis Verstand — Verstand — Wissen dazu gehört, um ein Kunstwerk richtig zu würdigen.“

„Das werde ich nie zugeben,“ unterbrach er — „Kunst kann man sich nicht aneignen — er wird angehört, und euer Wissen, euer Kunstverstand und so weiter hat schon so manchen herrlichen Kunstgenuss zum Verblühen und Verblassen gebracht. Es versteht sich von selbst, daß der unvorbereitete Künstler die Tugend seiner Kunst durch und durch kennen muß; aber für uns Laien ist es ein wahres Unheil, wenn wir etwas oder gar viel davon verstehen; — der reine Genuss — der Parfüm für uns augenblicklich verwirrt, und gerade der ist die Quintessenz des Kunstgenusses.“

Ich sah, was Du meinst; aber es ist die Pflicht der Kritik, diesen allgemeinen Kunstgenuss zu leiten und . . .

„Der Kunst hebe die Kritik und die Leiter des Geschmacks; — wenn mein Geschmak — so ursprünglich er

auch sein mag — mich befriedigt, mich tröstet, mich erhebt und Niemandem zu nahe tritt, . . . dann werfe ich den zur Küre hinaus, der sich unterfangen will, mir zu beweisen, daß ich schlechten Geschmak habe. Ich will Dir eine Geschichte erzählen. Als ich nach Dresden kam und die Gallerie besuchen wollte, traf ich einen Freund, der mir sagte: „Sehen Sie sich die sirtinische Madonna an, von der man so großes Wesen macht — der Jesus-kopf ist viel zu groß . . . komplet verzeichnet“ — der Mensch machte Necht haben, aber ich gebe Dir mein Wort, daß, wenn ich ihn eine halbe Stunde später neben mir gehabt . . . ich glaube ich hätte ihn geohrfeigt; — denn während ich in stummer Verwunderung vor dem herrlichen Meisterwerke stand — suminten mir die Worte jenes Bootlers beständig vor den Ohren, und der einzige Ausdruck, den ich auf dem lieblichen Heilandskopfe sah, war der des Wismuths, und die amethystrothen Lippen des armen Kindes schienen mir unaussprechlich zu murmeln: „Denk! Denk! Das große Unglück — ich bin verzeichnet . . . denk! Die! Ich hab' eine zu großen Kopf!“ — Ich sage Dir, ich hätte jenen Menschen erwürgen mögen.“

„Ich möchte lachen. — Ja,“ fuhr er fort — „und ihr, die ihr euch als Richter jener hohen Gottesgabe aufwerft — und mir beweisen wollt, daß mein Herr Unrecht hat für das zu schreien, was nicht nach eurer Nase gemeinen ist, — o, wenn ich wüßte, welche Epigonen hinter euch stehen, — wie ihr es dahin gebracht habt, daß Kunst und Poesie, die man früher für untrennbar hielt, jetzt wie feindliche Brüder einander gegenüber stehen, — wie ihr Kunstkritiker schon von den Kunstbelehren überflügelt seid — wie heute jemand, der seine hundert Bilder gesehen, sich berufen fühlt, berechtigt glaubt, einem Rafael zu rüsten — heute, wo Sekundanten mit souveräner Berachtung diesen oder jenen Schriftsteller kritisieren, — wo alle Welt in Teutschland anfängt, musikalisch zu werden und über italienischen Metodiernrichtum hinwegsehen zu spotten. Ihr habt es somit gebracht, daß Klotzen ein literarisches Werk haben und Stallbede über Plastik lauter vorziehen. O über euch sogenannte Bulgariatoren der Kunst und Wissenschaft; ihr bildet euch wohl gar ein, daß ihr eure Zeitgenossen geistig ernähret! — Ihr verdrbt ihnen den Magen, weiter nichts, — und dann wandert ihr euch, daß der öffentliche Kunstsinns klug und abgesehen ansieht und nur nach Platanischen Appetit hat! — — Doch lassen wir das; — ich weiß es ja, daß ich Dich nie davon überzeugen werde; — mache die Thür da links auf, Du kommst dort in mein Kabinett — Alles, was ich Dir eben gesagt habe, findest Du dort illustriert — und besser, wie ich es Dir je werde sagen können . . . Geh“, geb!“

Ich hätte gerne seine Diatribe gegen die moderne Kritik mit einer andern beantwortet; aber es schien ihm vor allen Dingen viel daran gelegen, daß ich in sein Kabinett trete; ich verließ daher meine Antwort bis später und that seinen Willen.

Kaum hatte ich die Thür geöffnet, als mein Blick auf ein mittelgroßes Oelgemälde fiel, welches der Thür gegenüber hing. Ich muß Dir gestehen, lieber Leser, daß ich nach einigen Augenblicken Beschauens in ein lautes Lachen ausbrach; . . . und ich möchte, daß heute, wo Du die Zeichnung jenes Bildes vor Dir hast, es Dir ebenso gehen möge. Diese treffliche Skulptur der modernen Kritik ist die beständige Salpe, die wohl gemacht werden konnte!

„Wie gefallt es Dir?“ fragte der Fürst, der hinter mir stand.

„Prächtig — prächtig!“ rief ich. — „Das muß abgezeichnet, muß veröffentlicht werden! — Wer hat das gemalt?“

„Hast Du es Dir vorläufig genaug angesehen?“ fragte mein Freund in dermaßen auffallend erstem Tone, daß ich mich nach ihm umschah und ob seines bleichen, fast verklärten Gesichtes erschreckt seine Hand ergriß.

„Was ist Dir, Paul?“ rief ich.

„Komm in den Garten,“ versetzte er — „unter prägnanten Bäumen und blühenden Blumen wird ich Dir erzählen, auf welche Weise sich an dieses heitere Bild die Erinnerung an die erschütternde Katastrophe meines Lebens knüpft . . . komm . . . komm!“ Du sollst wissen, es ist recht oder unrecht gehandelt.“

„Wir haben uns zu früh aus den Augen verloren,“ begann der Fürst, als wir unter einer alten Linde Platz genommen hatten, — „als daß Du sagst wahrst, mich ganz zu kennen; und wiederum ist es mir nicht gegeben, von mir selbst ein Bild zu entwerfen, um mich Dir verständlich zu machen. Du weißt, daß ich früh unabhängig wurde, die halbe Welt durchkreuzt und das Leben unter allerlei Farben und Gestalten beobachtet habe. Das Resultat dieser Beobachtungen, Erfahrungen, Leiden und Freuden war eine tiefe Verstimmlung. Ich würde nie fähig sein, Dir genau zu schildern, was in mir vorging. Die Welt und die Menschen gefielen mir zwar nicht, aber ich sah darin nicht den geringsten Grund, sie zu kritisieren oder gar zu hassen; ich hatte so viele feurige Menschen,

so viele hohe und edle Charaktere kennen gelernt, so viele herrliche Naturerscheinungen gesehen, daß ich ganz gut begreife, wie die meisten Menschen nicht meiner Meinung wären und daß es ihnen im Gegenheil ganz gut hienieden gesehe. Und wiederum, wenn ich mich fragte — was ich denn eigentlich wünschte, um glücklich zu sein, dann — wahrhaftig wünschte ich mir keine Antwort zu geben. Eine Verthümmerung aller Mischungen ist die richtige Benennung für meinen Zustand; — ich war mit nichts unzufrieden, aber nichts befriedigte mich. — Ich sehe eine Frage auf Deinen Lippen — ich weiß ja, daß für Dich das Alpha und das Omega des Lebens die Liebe ist. — Ob ich nie geliebt habe! — Sieh! auch diese Frage weiß ich nicht zu beantworten. Ich hatte mir die Liebe des Mannes zur Frau als das höchste Gefühl vorgestellt, welches auf Erden dem Menschen zu empfinden gegeben ist, und Alles, was ich empfunden hatte — bis jetzt war eine gewisse — sehr enervirende Mischheit mit diesem Gefühl, aber . . . es war es doch nicht. Ich habe mich vielen Mädchen und Frauen genähert — unter allen Himmelsstrichen, auf allen Klippen der Gesellschaft; aber Alles, was ich bei ihnen gefühlt, war . . . nenne es wie Du willst, nur nicht Liebe! — So kam ich noch Deutschland wieder zurück, lebte ganz angethan, beschäftigte mich mit allen Fragen des Tages, ohne doch mich nur eine einzige aufzurufen fähig gewesen wäre, vermalte meine Bekannten, ohne dabei Genuß und Befriedigung zu finden — und . . . kurz in einem Worte, verließ mich, wenn Du kannst — ich langweile mich nie, wie die sogenannten Blasirten es thun — ich klagte nie wie die Hypochondern — ich hatte aber auch nie — nie die geringste Befriedigung von dem, was ich that — wenn das Schicksal mir die hohe Kunst erwieh — . . . helfen zu können! — Die Frauen, Du wirst es wissen, sehen am schärfsten, was in dem Manne vorgeht; — meine Freunde kannten mich als einen ziemlich monotonen Kameraden, aber weiter war ihr Scherz nicht geduldet; da sah meine Schwester her, und kam einen Tag, nachdem sie mich gesehen, fragte sie schon: Was fehlt Dir, Paul? — Ich wollte nicht, was ich ihr antworten sollte. Nach und nach lernte sie meinen Zustand kennen, beobachtete mich mit Aufmerksamkeit, und eines schönen Morgens rüdte sie mit dem erschütternden Ultimatum vor, ich müsse mich verheirathen. Ich kann Dir nicht sagen, wie dieser Vorschlag mich verwirrte — ich fühlte mehr, als ich begriff, daß ich Recht habe, und der einzige Grund, den ich wohl machen konnte, war, daß ich mich doch vor allen Dingen der Liebe mühe. — Ein erschütterndes „Nein“ war ihre Antwort. — Höre die seltsame Theorie, die sie aufstellte, und die Dir, Herr Paul, als ein Verbrechen gegen das Allerheiligste erscheinen wird. „Warum“, sagte sie, „hast Du viele Liebesbeziehungen von einer nicht glücklichen Ehe getrennt? Aus dem einfachen Grunde, weil eine unfruchtbare Schwärmerei den geliebten Gegenstand über die Wolken erhebt! Die Ehe kommt — mit ihr die Prosa des Lebens, und da wohl Niemand wieder in seinen Gefühlen, noch in seinen Tönen oder Thaten sich aus jener süßlichen Höhe des Brautstandes erheben kann, so . . . nun so fällt und fällt man von Tag zu Tag mehr — der Engel wird ein Mensch, der Vogel ein ganz gewöhnlicher Mensch, und der andere Thier, der bei sich natürlich dieses Menschwerden nicht bemerkt, weiß, daß man ihn aus seinem Himmel gestürzt — daß die Illusion geschwunden u. s. w. Vernünftige Menschen finden sich darin und nehmen das Leben so wie es ist . . . aber wie viele vernünftige Menschen gibt es denn überhaupt! — Wie anders ist es bei den sogenannten Verheiratheten, bei denen man auf gar nichts hofft, als auf ein ruhiges, friedliches Zusammenleben? Man wählt so gut man kann, wendet alle nur irgend mögliche Vorkehrungen an, damit man wirklich und nicht eingebildete Eigenschaften an sich habe — und ach! in zehn wird diese Ehe auf eine logische Art eine sehr glückliche. Da auf eine logische Art; denn indem man so fast und verständig wählt, sieht man hauptsächlich auf die Abwesenheit von Fehlern und findet sich angenehm überrascht, beim engeren Zusammenleben dann auch — fast täglich neue Qualitäten zu entdecken, auf die man nicht gerechnet hat, und die nach und nach sogar süßig sind, Liebe zu erwecken.“ So sprach meine Schwester ungefähr — was sagst Du zu dieser Theorie? — Du zuckst mit den Schultern — und was wirst Du sagen, wenn Du hörst, daß ich sie befolgt und mich nach diesen Grundgründen verheirathet habe?

Vor allen Dingen würde ich Dir jedes Recht zur Klage abprechen, wenn Deine Ehe unglücklich geworden wäre, und wärest Du nicht mein Freund, würde ich vielleicht nicht ohne Befriedigung dieses Resultat . . . latter Verurtheilung gesehen haben.“ verjagte ich.

Du sollst sehen, wie ich gehandelt. — Das Mädchen, welches das Schicksal mir zur Gemahlin zuführte, war von mir vorher genau geprüft worden. Sie war ruhig und verständig, schien willenskräftig und würdig. Sie war weder schön noch häßlich, aber ihr Aeußeres war sehr annehmbar; sie war nicht vermögend — Tochter eines pensionirten Offiziers, der kurze Zeit vor seinem Abschiede vom Könige gedient worden war. — Du kannst Dir denken, daß der reiche Herr ein annehmbar Partier war . . .

kurz, ich hatte immer noch nicht das Ding in meinem Herzen gefaßt, welches der von euch bejungenen Liebe ähnlich sah . . . und ich war verheirathet. Bald — zu bald nur fühlte ich die wunde Stelle der Theorie meiner Schwester; — die Abwesenheit der Fehler meiner Frau konnte mir die Abwesenheit von Qualitäten nicht ersetzen. Ich hatte mir die allem Wind und Wetter trogende Eide mit dem fest und unverwundlich sich an sie klammernden Ephen stets als das wahre Bild der Ehe vorgestellt — bei meiner Frau war das anders; sie wollte eine Art republikanischer Gleichberechtigung in der Ehe leben; sie wollte dem Manne nicht einmal das absolute Recht der Verteidigung seiner Frau zugestehen. — Ich will Dir in einem Worte sagen, was mich am meisten zurücksetzte: es fehlte meiner Frau . . . die Weiblichkeit, jenes empfindende Schwärmere, die gefährlichste Waffe der Frauen, mit welcher sie schon Tölpeln besiegt haben. — Sie hatte vielleicht mehr gelernt, als gewöhnlich junge Mädchen es thun — und das war ein Unglück, denn sie hatte nicht genug gelernt, um zu der Entschiedenheit des Urtheils, welches sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, berechtigt zu sein; — sie war gebildeter, — wie man es zu nennen pflegt — als man es gewöhnlich findet, und das war wiederum ein Unglück; denn sie hatte jenen Bildungsgrad, wo die Weiblichkeit natürlich ist, überschritten, ohne jenen andern erreicht zu haben, wo das hohe, klare Selbstbewußtsein vor allen Dingen Weiblichkeit gebietet. — Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst und Dir das unheimliche Gefühl erklären kannst, welches mich täglich mehr und mehr von meiner Frau entfernte. Ich, der vielgeübte, vielgelesene, vielgelesene Mann kam mir selbst oft wie ein Schulknabe dieser jungen Frau gegenüber vor, die so entschieden, so selbstbewußt, und nach meiner innigsten Ueberszeugung . . . so falsch über Alles, was sich dorthin, urtheilte. Ich will Dir meine lange Lebensgeschichte nicht ausführlich detailliren — seine Phantasie ist stark genug, um Dir die einzelnen Entwicklungsstufen auszumalen; es genügt Dir zu wissen, daß wir uns nach und nach immer mehr von einander zurückzogen — daß mir bald anfangs, und aus dem Kriegszug zu stellen und im Augenblick der Katastrophe beide den Tag verunglückten, wo das Gesicht uns vereinte. Wir waren nach London getrennt, um Verwandte zu sehen, und eines Abends im Salon von Lady S., eine der geistreichsten Frauen, wie Du weißt, vor einem Kreise von Nobilitäten aller Art, kam das Gespräch auf die Kunst. — Ich werde diesen Abend in meinem Leben nicht vergessen! — Das flüchtige Wort, welches meinen Namen trug, brachte es so weit, daß Jern und Scham mir wie Wein in den Kopf stiegen — ich sah das verheißene Lächeln der Anwesenden — ich fühlte den milden Blick, den Lady S. auf mich warf, — ich hörte, wie meine Frau auf allen Gebieten des menschlichen Wissens ihr Urtheil abgab, wie sie über die Kunst die widersinnigsten Kritiken aussprach und dieselben gegen alle die behauptete, denen es so überaus leicht gewesen wäre, ihr die Abwesenheit alles Kunstsinnes, alles Kunstverstandes abzusprechen — ich . . . kurz ich glaube, ich wäre an jenem Abend verurtheilt worden, wenn nicht plötzlich ein . . . neues ihn künftiger Gedante in mir aufgewacht wäre. Am nächsten Tage war meiner Frau Geburtsstag — noch in der Nacht fuhr ich nach Hampstead-Wood — Kloppe zu seinem nicht geringen Erstaunen einen damals noch ziemlich unbekannten Mäker aus dem Schlafe heraus — bedeckte mit Guirnen die Kopie eines Bildes, welches ich auf der Ausstellung bemerkt, und am nächsten Morgen fand meine Frau jene Satire, die Du in meinem Kabinete gesehen, als Geburtsstiftungsgeheim mit der Unterschrift: „Zum Angebinde und zur Erinnerung an Ihre treffliche Kunstkritik des gestrigen Abends.“ Ich will Dir die Beschreibung der nachfolgenden Szenen ersparen — der lang unterdrückte Groll kam endlich einem Ozean gleich zum Ausbruch und . . . das Resultat kennst Du — wir leben seit zwei Jahren getrennt — schreiben uns nicht einmal und werden uns in diesem Leben wohl nie mehr wiedersehen. Da hast Du das Resultat meiner . . . Verurtheilung!

Schon am selben Tage rief mich ein Brief schmerzhaft von dem Landhause des Fürsten zurück. Er begleitete mich ein Stück Weges und erörterte mit mir die Frage einer Reise um die Welt — ein Projekt, welches ich schon seit langer beschäftigte, und zu dem er mich zu überreden versuchte. Wir versprachen uns einen gegenseitigen recht fleißigen Briefwechsel und schieden mit so viel Heftigkeit von einander, als wenn wir uns nie getrennt hätten. Absichtlich hatte ich es vermieden, nur mit einer Spitze meines unglücklichen Verhältnisses zu der Fürstin zu erwähnen. Der versprochene Briefwechsel ging auch Anfangs ganz gut und ganz regelmäßig; — das Jahr 1866 jedoch brachte ihn zum Stoden, und die argebelegte Zeit, die jenen großen Ereignissen folgte, brach ihn fast gänzlich ab. Ein letztes, sehr süßlich gezeichnetes Billet meines Freundes zeigte mir an, daß er Deutschland auf einige Zeit verläßt; — und seit der Zeit — im Herbst des vergangenen Jahres, hatte ich nichts weiter von ihm gehört.

Man denke sich daher mein Erschauern, als ich vor ungefähr vierzehn Tagen eine große Riste erhielt, und als ich dieselbe öffnete . . . das Bild sah, welches mich damals schon so angezogen hatte. Der beifolgende Brief des Fürsten wird dem Leser die Erklärung dieses Geschehenes geben. — Er lautete:

„ . . . Du würdest mir wirklich einen großen Gefallen erweisen, wenn Du das dumme Ding, welches Dir zu gefallen schien, als Souvenir von mir annähmst; denn für uns ist es mit ja traurigen Rückerinnerungen behaftet. Du, mein wortbrüchiger Kolade, schienst mich ganz und gar vergessen zu haben; oder bin ich es etwa, der Dich vergessen hat? Ich glaube, das Beste wäre, Du besuchtest mich, um diese wichtige Frage zu erörtern. — Du könntest bei Deinem Besuche noch etwas Anderes vielleicht sehen, was nicht so gewöhnlich ist . . . zwei glückliche Menschen, von denen der Eine . . . ich bin . . . Ich sehe das tiefste Gesicht fragest gegen ein Aeußeres Gesicht! . . . Ja — ja — ja! . . . ich bin glücklich! . . . Glaubst Du es aus? . . . Ich habe den Frühling im Herzen — auf der Stirn . . . auf der Zunge; — und wenn Du Dich je unterlegen solltest, ein Wort gegen die Frauen zu schreiben, dann fordere ich Dich auf Briefen! — Das Fragezeichen nimmt, ich sehe es, dymorastische Proportionen an! — Nun, ich will Dich nicht lange schamlos lassen! — Höre — schau — aber vor allen Dingen freu Dich! — Seit bald einem Jahre bin ich wieder mit meiner Frau ausgeführt und vorgeführt hat sie mir ein wunderbares Ding in die Arme gelegt und mir gesagt, es sei meine Tochter! . . . Meine Tochter! . . . Begreifst Du den Scrupelgegang, der in diesen drei Worten liegt! — Nein, ihr Stümper, die ihr Wünsche befragen wollt — Keiner von euch . . . werft eure Schmeicheleien fort — Keiner von euch ist fähig, solch ein Gottesgefühl zu befehlen! — Wie das gekommen ist? — Heute kann ich das wahrhaftig nicht erzählen, die Flügel, die mir plötzlich gewachsen sind, haben mich zu hoch über alles Erdenleide! — Kurz, meine Schwester hat an Lady S. geschrieben — diese hat einen ganzen Winter in Pau verbracht — und kurz ich weiß nicht — sie hat mit meiner Frau verabschiedet, volat tout. Noch vor zweihundert Jahren hätte man die Lady als Janubria verbrannt. — Seit einem Jahre fast leben wir wieder zusammen — die Vergangenheit scheint ein böser Traum — meine Frau ist eine ganz — ganz Andere geworden; — jetzt erst habe ich darüber nachgedacht, daß die Vernunft von einem Offizier erzeugt worden ist — und daß das Weibliche wie in der Militärinstruktion gelehrt worden ist. Kurz, Lady S. hat ein Wunder bewirkt — und . . . doch wahrlich, ich kann Dir heute nichts Vernünftiges sagen, mein Kopf dreht sich im Kreise. — Alle Tage entdecke ich neue Eigenschaften in meiner Frau — meiner lieben, guten Frau! Komme, komme! sie möchte Dich gar zu gerne sehen! — Weist Du, was sie behauptet? . . . Daß Du Recht hast! . . . daß man nie eine Vernunfttheorie schließen müsse, obgleich wir jetzt wohl das beste Beispiel geben, daß solche Eben oft sehr glücklich sind! . . . Wenn Du eine Kritik schreibst — laß sie Dir sagen, laßt Du Dir immer kritisch dieses Bild ansehen . . . doch komm, komm . . . ich weiß nicht, was ich heute schreibe; — ein andermal vernünftiger!!! —“

Ein kühner Auskultator *)

oder:

Warum Preußens Minister-Präsident nie freier war.

Ein schändes Plut in den Häuten der Gerechtigkeit.

von

Arnold Beckner.

„ . . . Es ist im Herbst 1837. Der Regierungspräsident von Meining zu Volldam sitzt in seinem Kabinete am Schreibtische und schreibt. Die Hände halten die geliebte lange Studierpeise; dem prächtigen Herrschmann entziehen gewaltige Rauchwolken.

Der Diener tritt ein, in der Hand eine elegante Visitenkarte: „Der Herr Auscultator bittet um die Ehre . . .“ „Eintreten!“ sagt der Präsident kurz, ohne sich im Schreiben zu unterbrechen und einen Blick auf die kleine Karte zu werfen. — Mit einem Auscultator, der da längst noch die Kollegienbank drückt, macht ein Regierungspräsident selten viel Umstände.

Als Kabinete tritt ein junger, hoch und schlank gemachter Mann von noch nicht 23 Jahren. Das aristokratische, geistvolle Gesicht blüht in Gesundheit und Lebenslust. Auf der Oberlippe kränzt sich ein stielliches Schnurräucherchen. Um den schönen Mund spielt ein eigenthümlicher Zug, als verstände diese Lippen mit Feuer ein Repertoire zu führen, mit Waise den grüngelbten blühenden Römer wieder und immer wieder zu leeren und den sprühenden, silbernen Schampagnerkork zu schlürfen . . . aber als wählen sie auch mit lebenswärtlicher Energie und unerwartlicher Ironie die schärften Zähne zu zeigen. Auf der

*) Die drei untersten Stufen in der deutschen Censur haben in Preußen die Bezeichnungen: 1) Auscultator (3ad) ohne Zulassung; 2) Referent (Berichterstatler); 3) Auditor (Hörer).

gedankengewölbteten offnen Stirn brennt eine kleine, rothe Narbe... die paßt prächtig zu der ungezwungen eleganten, studentisch freimüthigen Haltung und Verbeugung des Aus-

cultators. Der blanke Mastkorb in der glacierten Hand thut dem Auge lust weh — man hätte viel lieber auf dem feinen, jugendlichen Kopfe mit dem kurzen, blonden Haar

und blühenden, blaugrauen Augen ein wolziges, buntes Studenten-Ceremon... Der Herr Präsident läßt von seiner Schreibarbeit laum



Höhere Kunstschule.

einen Viertelbild auf den jungen Freunden gleiten, nicht zu der Verbeugung mit einer Kniestellung und — schreibt ruhig weiter.

Der Auscultator wartet eine Minute ziemlich geduldig

an der Thür stehend — es ist ihm ja kein Stuhl angeboten. In der zweiten Minute prickselt die Ungebuld aber in lauthen schäumenden Mässhien in ihm auf und spricht aus allen Poren. Die kleine, nervige Hand preßt den Brustband,

dah der Glanz plagt — über das hübsche Gesicht zuckt es drohend wie fernes Gewitterleuchten — die kleine, rothe Narbe auf der Stirn ertäubt zum Vorpur — die Augen blitzen, als stände ihnen ein Peleidiager auf der Mensur

gegenüber . . . und dabei wuschelt den seinen Mund ein gar eigenes, stolzes Lächeln — ein Gemisch von Humor, schmeiender Ironie und sicher treffender, unerbittlicher Satire . . . In der dritten Minute geht der kleine Auscultator mit kaneltem, elastischem Schritt quer durch's Zimmer an das Fenster, öffnet es, als wäre er bei sich zu Hause oder auf einer Studentendube, nimmt aus seinem Korb eine echte Havana, legt sie in Brand und lehnt sich rauchend aus dem Fenster hinaus.

Der Herr Präsident schreibt ruhig weiter. Er hat seinen Gaji längst vergessen.

Und wie der seine Duff der Havana ihm düstet und

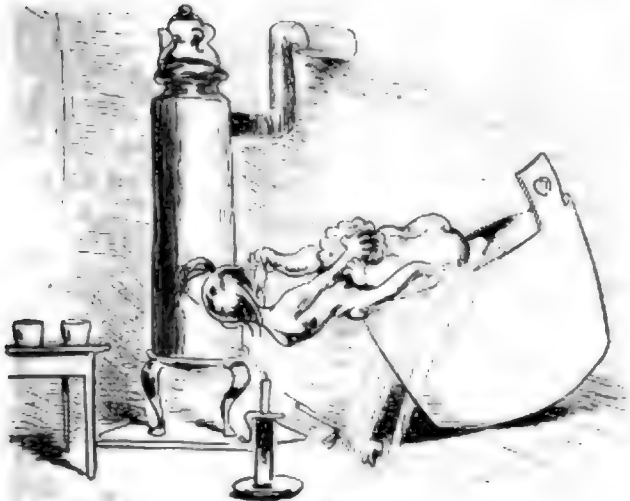
düstet umwohlt, da entrollt sich mehr und mehr das donnerumwölkte Gesicht unseres jungen Auscultators Neus. Er ist ein leidenschaftlicher Raucher einer — guten Cigarre. Beim Tausen der Havana steigen alte, liebe Erinnerungen in ihm auf . . . Er liegt nicht mehr am Fenster des Herrn Regierungsrathes von Meding zu Potsdam — den und dessen Abnahmeleistung für einen simplen Auscultator hat er ganz vergessen — — er liegt mit seiner Cigarre bequäglich im Kessel der „Goldenen Krone“ in der Bismarckstraße zu Göttingen — ein glücklicher, überprüfender Studentenjuch von 17 Jahren! Vor wenigen Jahren stand er noch unter der fullenmeisterlichen Oberhoheit der

guten, alten Trine Neumann, die den kleinen, lustigen und kühnigen Gommastifen Abends nicht fiebernd unter ihre Flügel und an den nicht sonderlich geliebten Arbeitsstisch zu führen wußte, als daß sie ihm beim Ausgehen stets das goldene Wort mit auf den Weg gab: „Trine, komm heut Abend zu tau rechte Zeit nach uns, id bad bi ud werre einen schönen Panntauleu — Du weis, hähich brun und roßt grot und Ruder denb — übers mark Di das: punkt Mod Säben is her karrig — lat em nicht abhakt warten.“ — Und obgleich das Trine Neumann's Gierhoden für sein Leben gern und viel ak, so hatte die gute Trine doch nicht selten den Schmerz, ihren schönen „Panntauleu“ durch

Das Bad am Samstag Abend.

Von Wilhelm Busch.

III.



Die Wanne wird in eine
sehr kurze Kampheride.



Verdacht! — Die alte, brave Frau
kann nicht groß in dieser Figur.



Die spricht von Nade und von Schmerz:
„Die Meinknecht ist nicht zum Gehen!“



Und der Herr von der Goldkiste:
„Der Adel in einer Wanne nicht!“

stundenlanges Warten hart und saße werden zu sehen. Und bald war er der Gierhoden-Pädagogist Trine Neumann's doch zu weit über den Kopf gewachsen und unter die pädagogische Baumschere des Direktors vom grauen Kloster in Berlin gestellt . . . und jetzt ist er seit vierzehn Tagen frei — ein freier, froher, vollblühender und kraftstrotzender siebenzehnjähriger Student, dem der ewig blaue Himmel war voll goldener Geigen und väterlicher reicher Beschiel, voll blinkender Schläger, schlitzender Gerres und dreierlei Parischenbänder, voll schäumender Seidel und faulelender Komer hängt . . . heute erst ist er in Göttingen, „berühmt durch seine Würde und Unvergleich“, angeschlossen, und von Fenster der „Goldenen Krone“, aus thut er den ersten Blick in das bunte, lustige, flotte Studentenleben der alma mater Georgia Augusta an der Leine. Unter seinem Fenster in der breiten, schönen Bismarckstraße mit der stattlichen Universität dämmern Göttingens Studenten Arm in Arm, in farbenprächtigen Mähen und Hosen, mit Regen-

hainern und buntbetrobellen langen Weisen — lachend, klauernd, sich nuckend auf und ab . . .

Halt! was ist das? Neuer künastartige Grün-silber-schwarze mit dem verwilderten schwarzen Volkarte nennt mit unvertilgbarer Absichtlichkeit einen spindelbären Blau-roth-goldenen mit langwallendem schwarzblenden Haar und elegischen, weißerblauen Augen so häßig an, daß es ein Wunder zu sein scheint, wie der Horde Nagere sich auf seinen beiden dünnen Spagierköden aufrecht erhält . . . Und jetzt machen die Weiden sich sogar eine bößliche Verbindung und überreichen sich lächelnd ihre Zärtlichkeiten und sprechen lächelnd zwei Worte zu einander und gehen nach herzlich der Begrüßung jeder seinen Weg, als hätten sie sich die grössten Antikitäten gekostet — und doch das absichtliche maßlose Antennen . . . „Komm, was bedeutet dich Alles?“

Und der Kellner der „Goldenen Krone“ tritt mit überlegener Lacheln an das Fenster und erklärt dem jungen Grünling: „Die absichtliche Antennen zwischen zwei Stu-

denen nennt man „Kampeln“, das ist in der Studenten-sprache eine bößliche Aufforderung, mit Kappieren, mit krummen Säbeln oder Pistolen sich gegenüber zu stellen und einen blutigen Gang zu machen, der oft mit dem letzten Athemzug erst endet — dergleichen kann man täglich in der Bismarckstraße zu Tausenden sehen und es wird ebenso bößlich abgemacht, als lade man einander zum Spaziergange nach der „Landwehr“ oder zu einer Partie Whist ein. Jener schwarze Meisterbale ist ein berühmter Schläger und hat den Spitznamen „Robert der Teufel“ — der blonde Nagere mit den Farben der Hannoveraner der Engländer Cordin, man hat, er sei bei seinen vielen Kautereien nur darum sein einzigmal „abgejährt“, weil auf seinem hölzernen Seelen kein Schmutz hätten wolle . . .

„Ahl, solch eine Kauterei muß eine Götterkult sein, — das muß ich doch auch mal versuchen.“ — Sind der junge Herr denn auch schon tüchtig eingepant? — hier in Göttingen versteht man auf der Menschur

leinen Spieß, erst vor zwei Tagen haben sie einen Violon-
der mit durchscheinendem Vokabular vom Hauptplatz getragen
— über Nacht wird er mit Fackeln begraben!

„Ich habe noch keinen Schläger in der Hand gehabt
— aber das muß auch so gehen, wenn man nur Witz im
Arm hat!“ — und der junge Student nimmt eine Billard-
queue von der Wand und schlägt mit gewaltigem Schwunge
die unverwundlichen Diebe durch die Luft, immer von
oben nach unten, wobei ihm seine bedeutende Leibeslänge
zu Hilfe kommt. „Sehen Sie, Louis, so werde ich der
Herrn Hempler verhaften — aber nur zeigen Sie mir die
Hauptbahn unter Göttingens berühmten Schlägern — ich
werde sie jauchzend logisch antrempeln!“

Schon übermüdetes Selbstvertrauen ist dem vielver-
fahrenen Louis aus der „Goldenen Krone“ denn doch noch nicht
vergangen. Er denkt achselzuckend: „Nun, wenn das
Büchlein es nicht besser haben will — ich habe ihn väter-
lich gemerkt... und er teilt näher an das offene Fenster
und erklärt: jener stolze Student mit der vornehmen
Haltung ist der Herr Wilhelm Emanuel von Retzler,
ein eifriger Katholik, einer der gelehrtesten unter unseren
Studenten, von letzterer Alltätigkeit und ein großer Schlä-
ger unter seinem Volk. — jener Schwarz-rot-goldene ist
der Büchsenhändler Oppermann, dort die Gebrüder Bieden-
weg, auch zwei gemalte Pausanten vor dem Herrn, —
dieser leichtfüßige Blau-rot-goldene ein Herr v. L.
genannt Luz, — hier...“

„Schon gut, Louis, wenn ich diese erst angerempelt
habe, nachher wird schon weiter Rath werden...“ und
unser junger vielversprechender Sohn der Alma Mater an
der Seine greift nach Ringe und Ringelsteinen und ist im
Hin auf der bunten bewegten Weltstraße und der nachschauende
Louis am Fenster der „Goldenen Krone“ kann gar nicht genug
staunen: mit welcher Eleganz und sprudelnden Feinheit
der frische Juchz im Augenblick ein Tugend eichentref-
flicher Hauptbahn antrempelt, und in seinem Notizbuche ein
Tugend Standort für die nächsten Tage verzeichnet. Aber
schon kaum wird dem guten Louis, wie er bald darauf hört:
der Juchz habe seine jämmerlichen berühmten Gegner glän-
zend abgeführt und allen Vorkriegsplan zum Juchz mit seinem
Schläger immer nur von oben heruntergefallen... Louis
nickt verständnisvoll und wirft einen großen Blick auf die
Billardqueue.

So wird der siebenbürgische frische Juchz in wenig
Tagen der berühmteste Student Göttingens. Er hat noch
manchen — manchen Mühen „Erfahrung“ — die halbe
Universität trägt seine doppelartigen Schüsse umher.
Man nennt ihn: den unversinkenden Achilleus — — aber
der tapfere Sohn der Hebe hatte ja auch eine Stelle, wo
er tödlich war, — ein winziger Schmiss an der Stirn
des modernen Achilleus, von der Hand des hamover-
schen Stadionschützen Biedemann, ist das einzige Zeichen: daß
unser junger Held auch seine Achillesferse hat.

Achilleus springt in das Korps der Hannoveraner ein
und der stolze Luz wird sein intimster Kammerdiener. Der junge
Juchz ist das treueste Bild der edlen vollblühenden — leicht-
füßigen Jugend und steht der Hebe unter den besten Prü-
bern. Mit Wilhelm Emanuel von Retzler hat er manchen
harten Juchzkampf auf dem Felde der Politik und Religion.
Weide sind bedeutende, stets bereit, Disziplin, energisch und
charaktervoll, von tiefem Sinn und heftiger Ironie. Und wo
die streitenden Juchzen nicht zum Ziel kommen, da greift
man in aller Freundschaft zum Schläger. Auch mit dem
fast verschwundenen barmhertigen Engländer Corvin hat Achilleus
manche hitzige politische Diskussion... der stolze Engländer
spottet über die Zerrissenheit Deutschlands in sechsund-
dreißig Lappen und Wappchen... Achilleus wendet gegen
ihn zwanzig glänzende Sätze, daß in zwanzig Jahren ein
einzig — einzig Deutschland sei — der Verlierende soll den
feindlichen Heere Quartier beim Sieger preislich über die
Kordüre bringen und — austrinken helfen...

Der arme Corvin soll es nicht reichen, daß er mit
unglaublich prophetischem Geist seine Wette gewonnen hat...
im Jahre 1852 in Deutschland jenseits denn je und Corvin
vor langer Wagerzeit hängt in jenes Erdemittel zer-
kommen, das wir Luz nennen... Der Verlierer trinkt ver-
muthlich die zwanzig glänzenden Sätze allein als präventiver
Präsident der Hund...

Doch wir greifen vor. Wir wissen ja augenblicklich noch
um's Jahr 1852 in Göttingen, wohin uns die Erinnerungen
jenes fähigen Kalkulators im offenen Fenster des Herrn Re-
gierungspräsidenten von Wieding in Potsdam geführt haben.

Der Pausant unter Achilleus bringt schnell über
die Ufer der Seine hinaus — er klettert bis zu den Blumen-
stauden an der Soale und an der Hebe, wo man eine
gute Studentenklänge wohl zu hören weiß. Von Jena,
Halle und Leipzig rücken gleichgütige Seelen und gleich-
gütige Brüder die dringenden Einladungen an Achilleus,
in ihren Reihen einige Wochen Gastrollen mit dem
Schläger und dem lichtenhainen Wachsen oder blühenden
Glocke zu geben. Achilleus ist nicht unerschrocken — und so
wandern denn eines schönen Sommermorgens zwei schmale,
junge Studenten, ein blau-rot-goldenes Wappchen schräg
auf dem Kopfe balancierend, ein grünes Wappchen auf
dem Rücken, in der blauen Kommode- und Stummelbuch,
den gewöhnlichen Ringerhaken und die lange Hebe mit dem
humbeligen Bedienungsfleisch in der Hand, durch die schmerz-
geraden Straßen Göttingens zum Thore hinaus — in die
lachende Welt hinaus. Es sind Achilleus und sein Retzler
Luz. Sie laufen ihre Schritte nach Süden zu. Wie ehe-
malige Schüler durchziehen sie den ganzen schönen Län-
derling Wald zu Fuß, kümmerliche Lebensunterhaltsgeld
Vierhundert des herrlichen Wachsens auf's Gewissenhafteste
durchproben. Gar manche übermüdete Studentenheute
wird gerufen in den laubigen Eichen und grünen
Tälerchen Wäldchens... können wir der gütigen Ju-
gend die Worte: zu sprudeln und zu schäumen — über-
sprudeln und überschaumen. Seien wir nicht gramlich.

Endlich stehen unsere vielverehrenden Schüler auf einem
Berggange und schauen auf ein Städtchen in einem tiefen,
grünen Thale nieder.

„Das ist Jena, da gibt es das edelste lichtenhainen
Wier — da blüht noch der unverdorbene Stoffkorn!“
jubelt Achilleus.

„Ja, in Jena lebt h'st' bravo;
Ja, in Jena lebt h'st' gut!“

lingt Luz verständnisvoll und brüht dem Freunde geträgt
die Hand.

Dort winkt der alte Fuchsbühnen so väterlich — mir
ahnt, Bruder, wir werden große Ringe in Jena erleben!“
Und von unten herauf hört ich einen Chor's wohl-
geübter Stimmen ein ehl jenseitig kniepsen singen — wenn
das die Freunde wären, die uns in der Kassenmühle er-
marren wollten? — horch!“

Sie lauschen und hören tief unten im Thale nach be-
launter Melodie im vollen Chor singen:

„Rein nacket singt aus kaltem Regen
Und der Wein ist gar nicht schicklich.
Thut er gleich die Stämme kochen
Und der Hals zusammenbrechen,
Ist er doch zum Tanze recht!“

Die Vögel und die Wälder
Sind die besten auf der Welt:
Wein und Bier in dem Gumpen
Thun sie den Studenten kochen
Und dazu noch bared Weid!

Wenn dem Vorken es bräutet
Sich er vor die Thür des Thals
Und dann kommt der Wind geistreich.
Da wird dann geist, geistlich
Auf der Straße frei und frisch!

Nach im Winter und im Sommer
Wird freier auf der Straße:
Ach, wie da der Schläger blüht,
Ach, wie da die Hebe korn —
Aber Juchz ist nur Göt!“

Juchz stimmen unsere Wanderer mit ein und wie
sie in großen Sprüngen den Berg hinab eilen, dem flotten
Gefange folgend, singen sie aus vollem Herzen laut schol-
lend mit:

„Und die akademische Freiheit
Ist in Jena auf dem Fuße.
Im Schilde hat man sich
Und den Tod ist schon da,
Wie ein Jeder will und — laus!“

Richtig, das ist die Kassenmühle — und auch die bei-
den Göttinger sind ihm bemerkt: in lichten, lebenden
Häuten brechen ihre Wälder und Kalksteine aus der Ka-
ssennmühle hervor, in den Händen die vollen schäumenden
Räumen aus weichen Wäldchen mit dem lichten lichten-
hainen Bier — das ist nun ein lebliches Begrüßen und
Hinterhaken dort unter den Räumen der Kassenmühle —
ein Schmelze- und Süßkalkstein — ein „Vorkommen“ und
„Nachkommen“ — ein Salamandertrinken und Singen und
Lachen und Erzählen und Pläneschlagen für die nächsten Tage
bis tief in die laue Sommernacht hinein, daß Wanderer aus
andern Bergen nicht mehr recht weiß, wie er eigentlich in
seiner Welt oder unter's Welt oder auf den Sopha irgend
eines herrlichen Freundes gekommen ist.

(Schluß folgt)

Schach.

(Schach von Jean Wieding.)

Aufgabe Nr. 2.

Von Richard Wieding.

(Ziel den roten König schach in vorheriger Position von 1857.)



Wie geht und wie soll man den letzten Zug machen.

Auflösung der Aufgabe Nr. 1.

1) 2. A 6 — A 5	3) 2. A 4 nimmt A 5. A.)
2) 2. G 1 — G 4	4) 2. E 7 nimmt A 5. B.)
3) 2. C 5 — E 4	5) 2. H 3 nimmt G 5. C.)
4) 2. F 4 — G 5	6) 2. G 5 nimmt G 5.
5) 2. E 4 — F 6 gibt Schach nach 32.	

1) 2. F 6 nimmt F 5 A) 1) 2. G 5 nimmt F 5.
2) 2. C 5 — E 4 2) 2. E 7 nimmt F 5.
3) 2. C 5 — E 4 3) 2. E 7 nimmt F 5.
4) 2. E 4 — F 6 gibt Schach nach 32.

Wieding'sche Aufgaben 1854.

Bilderrätsel.

3.



Auflösung des Bilderrätsels 2 in Nr. 2.

So schreit die Waise an eine Hand
Jede Finger hat' ich an jeder Hand
Haut und Haut an Händen und Füßen
Wer's richtig lesen will wird Juchzen sehen müssen.

Briefmappe.

Herrn A. A. in D. n. Brief von Herrn Wieding hat zu bringen,
wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn C. C. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn D. D. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn E. E. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn F. F. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn G. G. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn H. H. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn I. I. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn J. J. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn K. K. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn L. L. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn M. M. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn N. N. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn O. O. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn P. P. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn Q. Q. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn R. R. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn S. S. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn T. T. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn U. U. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn V. V. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn W. W. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn X. X. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn Y. Y. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.
Herrn Z. Z. in D. n. Brief. Herr Wieding hat zu bringen, wie — Kassenmühle — ich schon einmal davon geschrieben.

Verlag von Eduard Döllinger in Stuttgart.

Empfehlenswerthe illustrierte Familienblätter.

Die illustrierte Welt. Illustriertes und Natur und Leben. Wieding'sche Aufgaben. XVII. Jahrgang, 1854. Mit der prächtigen Illustration von Herrn Wieding. Die illustrierte Welt. Illustriertes und Natur und Leben. Wieding'sche Aufgaben. XVII. Jahrgang, 1854. Mit der prächtigen Illustration von Herrn Wieding. Die illustrierte Welt. Illustriertes und Natur und Leben. Wieding'sche Aufgaben. XVII. Jahrgang, 1854. Mit der prächtigen Illustration von Herrn Wieding.

Verantwortliche Redaktion: Eduard Döllinger.

Kaiser Königs
modifizierte Schroth-Pirchard'sche
Naturheilmethode:

1. Abth. **Leitung eines Krankeins.** 55 Bgr.
2. Abth. **Leitung eines Krankeins.** 15 Bgr.
Durch alle Subscriptionsstellen zu beziehen von
Knebel in Berlin, Königsstr. 71.



Einundzwanzigster Band.

Elfter Jahrgang,
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, Oktober 1868.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder 8. 1. 48 fr. Rhein.

Inhalts-Übersicht.

Zeit! Romanische Nachrichten, Novelle von Emil Mario Jacano. — Die Freiwilligen in Aetna. — Ein tödlicher Anstaltungs-Act: Warum Friedrich Schiller's Plänen nie verwirklicht war, ein lebendes Bild in Bildern der Geschichte, von Arndt Hehnert, Gedau. — Benjamin Franklin. — Das Reichthum in Hamburg. — Zeilins Christ, von

Ulrich Kofel. — Zeitlicher Kalender. — Theaterleben. — Tödtliches Manöver bei Hebenau. — Zeitblätter. — Die Spaten eines Herolds, von J. H. Hackländer, Fortsetzung. — Die Spaten im Feld. — Utopien: Utopie eines letzten Völkervertrags. — Die Geographie in Bildern. — Bilderbogen 1. — Aufhebung des Bildersatzes 3 in Nr. 2. — Bildersatz 2. — Aufhebung des Bildersatzes 1 in Nr. 1. — Bildersatz. — Auszüge.

Quadranten: Emanuel Wagner, von J. H. Hehnert. — Das Reichthum in Hamburg. — Zeitblätter. — Die Spaten eines Herolds, von J. H. Hackländer, Fortsetzung. — Die Spaten im Feld. — Utopien: Utopie eines letzten Völkervertrags. — Die Geographie in Bildern. — Bilderbogen 1. — Aufhebung des Bildersatzes 3 in Nr. 2. — Bildersatz 2. — Aufhebung des Bildersatzes 1 in Nr. 1. — Bildersatz. — Auszüge.

Momentane Wahrheiten.

Novelle

von

Emil Mario Jacano.

I.

Der Refrain einer Ehe.

Prinz Aristides Paladologos sah mit seiner Frau beim Diner. Sie bewohnten seit drei Tagen das große Hotel des Mr. Vachonais in Brüssel. Sie befanden sich auf einer Reise nach Deutschland von Paris aus. Monsieur der Prinz lebte nicht gut mit Madame der Prinzessin. Nicht gut, wie alle Welt sagte, und sehr schlecht, wie Meffieurs die Bedienten wußten. Sie hatten miteinander die bösesten Szenen gehabt. Georgina Paladologos war vom Hochzeitskranz an eine Furie geworden und Aristides ein Teufel. O! Die Beiden waren lange Jahre hindurch Engel gewesen, für alle Welt Engel, aber sobald sie einander geheiratet hatten, wurden sie Teufel. Sie haßten einander, sie verachteten einander. Madame die Prinzessin Georgina Paladologos, von Geburt eine Deutsche, war nicht so wohl icham als unerbittlich bezahrend, unwillkürlich.

Madame die Prinzessin Georgina Paladologos trug sich immer wunderbarlich verzaubert. Monsieur der Prinz Aristides trug sich immer wunderbarlich gedehnt. Und Gatte und Gattin haßten einander, so daß Meffieurs die Bedienten einmal beim Schlüsselloch beinahe meinten, die beiden hohen Herrschaften hätten einander — gezaust. Aber in Wirklichkeit hatte die Prinzessin nur ihr silbernes Dinermesser auf eine eigenthümliche Art gefaßt und gesagt: „Aristide, Ihr



Benjamin Dussart. Originalzeichnung von J. H. Hehnert. (2. Bl.)

seid ein Hundebint.“ — Hundebint ist ein beliebtes Schimpfwort in Polen, wo sie als Mädchen gelebt hatte. Und Aristide hatte gesagt mit erdbeerer Hauch: „Ah! Ihr seid eine giftige Schlange, Ihr!“ — Schlange ist ein entsetzlicher Ausdruck in Griechenland. Und die Beiden lebten in einer Hölle. Sie mit einer Sammet-schleppe, er mit einer hellgrünen Kravatte.

Sie haßten also einander, weil sie sich aus Jrethum geheiratet hatten — sie, zwei grundverschiedene Naturen. Sie wollten einander ermorden, sie waren eintend miteinander. Sie fanden endlich einen Ausweg, der aber fast noch tödlicher war als der Tod: eine Sacerdion und — das Gelächter der Welt darüber.

Georgina Paladologos war übrigens sehr im Unrecht. Sie hatte so viele Anbieter, bestimmte und unbestimmte, höchste und gleichgeborne. Alle Welt wußte das. Freilich nur Anbieter. Aber das war schon ein Grund. Und Aristides Paladologos ließ ihr doch alle nur denkbare Freiheit.

Die beiden Herrschaften führten Seite an Seite miteinander zu einem Advokaten und fragten ihn: „Mein Herr, wenn man sich scheiden lassen will, was ist der anständigste Grund, den man angeben kann?“

„Tödtliche Abneigung!“ — sagte der junge Advokat erdbeernd.

„Gut!“ — sagten die beiden Herrschaften und führten Seite an Seite in's Hotel des Mr. Vachonais zurück, um das letzte Diner miteinander einzunehmen. Sie theilen das mit verbleibenden, geistigen Nachgedanken. Beim Diner fing Georgina Paladologos zu lachen an, das silberne Messer, das jetzt so unschuldig ausah, in

der spielenden Hand. Und Monsieur, der zehnjährige, prächtige Prinz, fing ebenfalls zu lachen an. Aber zuerst nur aus Höflichkeit. „Warum lachst du nicht?“ fragte er.

„Dadurch, daß wir einander haßten!“ sagte sie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung in ihrem Munde.

„Und ich über dasselbe!“ grimassirte er. „Die Scheidung macht Schandal und kostet Tausende. Und überdies ist sie so gewöhnlich. Wer ist heute nicht geschieden?“

„O, ich kann ganz gut bei Euch bleiben — wenn Ihr in Paris seid, während ich Deutschland bereise,“ sagte sie aufstehend. — Sie ist Katholikin, also verheirathet. Sie ist zwar hinüber zum griechischen Ritus übergetreten, aber den Glauben ändert man in gewissen Societäten wie ein Kleid, das Innere ist der Kern.

Nun verstanden sich die Beiden. Und sie bekamen keine den Lachstramp, während sie in der neugegründeten Stadt Brüssel, wo die Gassen mit dem Linal geschmückt, die Häuser mit dem Farnel gebaut, der Farn im Quadrat gebaut und die Allen mit einem Scherpenell geregelt sind, den vierdrittel geschmückten Raje als Dessert verkosteten. Man wird da so gemüthlich wieder, und die beiden Gatten lachten bis zum schwarzen Raster.

„Vest wohl!“ sagte Brissides beinahe liebevoll zu der Dame, welche die Gemahlin aller Welt sein konnte, nur die keine nicht.

„O ja, lebt wohl!“ sagte sie so erleichtert, daß sie ihn beinahe gestützt hätte. „Und amüßten Sie sich gut in Paris. Oder wollen Sie nach Deutschland?“

„Nein. Ich will nach Paris,“ sagte er. „In Paris versteht man die Originalität besser, als in den alten, vorgefertigten Häusern Deutschlands, deren kunstgewerbliche Aussehen wie die Kreuzbandstücke ehemaliger Kunstkreuzerinnen.“

Monsieur der Prinz kannte Deutschland nur von den Waggonfenstern der Rheineisenbahn aus.

Und die Beiden trennten sich, und so ging der Spruch des alten bürgerlichen griechischen Priesters in Erfüllung, der am Altar gesagt hatte: „Nun sollt Ihr Freud und Leid theilen bis an's Ende.“

„Amen!“ — hatten die Beiden geantwortet. Mit einem Gebantenstiche. Und den letzteren hatten sie genau eingeblasen.

Georgina Paladologos lebte und trieb also in Deutschland allein. „Wo ist Ihr Gemahl?“ — „Auf einer Vergnügungsreise!“ — Das genügt, um die Verleumdung wenigstens äußerlich höflich zu machen. Als Gattin hatte sie einen dekadentistischen Aufgeblähten, als Verlassene hatte sie einen dekadentistischen zerfallenen. Sie war immer so original geklaut geteilt und hatte ihren Gatten maltraktirt! Das war süß!

Sie war immer natürlich. Sie sprach laut wie eine Herzogin und ungenirt wie ein Bühnenbauernmädchen, und wer sie sah, mußte sie lieben.

2.

Morgens.

In Oesterreich, in den steirischen Bergen, die so hoch sind, daß sie wie verirrte Kinder des Kaukasus aussehen, hatte ein Graf einen andern Grafen als Gast bei sich auf seinem Gute. Die Beiden hatten sich als junge Offiziere kennen gelernt und schwärmerisch geliebt. Und später hatten sie sich einander verpöndelt und waren sich eine Erinnerung geblieben — manchmal eine beschwärmende Erinnerung. Denn sie konnten sich mit aller Gewalt nicht mehr zu einander finden.

Graf Rafael Ergast war ein zufriedener Gast. Er promadierte gern. Und Graf Otto Bamberg war der höflichste Wirth.

Eines Tages aber fühlte der Gast die Langeweile des Ortes und der Gegend und die Entfernung von den übrigen Schwestern (die übrigens auch nur verwandte, gelangweilte Nerven enthielten) lebhaft und deutlich.

Es gibt in dem Leben eines neunjährigen Menschen, der noch mit seinen Sorgen zu kämpfen gehabt hat, einen seltsamen Augenblick. Einen Augenblick, wo die ganze Welt ihm ohne Grund verdorrt erscheint. Er erregt sich im Innern und fühlt die Noth. . . Gottes! Nein! Er glaubt in diesen Jahren wissen zu können. Einmal Glück? Was kann ihn treffen? Er hängt an Niemandem in der Welt. Einmal Glück? Er ist ja reich genug. Es ist also eine Krankheit. Aber eine Krankheit, die ihn den Himmel so blau, die Abende so weiß, den Stern auf dem See so imposant, die Abenddämmerung so sehnsuchtsvoll macht. Man tritt an's Fenster, ohne nach Jemandem anzusehen, und blickt suchend die lange, leere Straße hinab. Man geht Abends in die Gegend des Laubes und schaut jeden Baum an, der hineintritt, ohne daß man erwarten konnte, ein Freund würde uns überraschen. Die besten Vergnügungsorte wirken uns so nah und der dunkelste Himmel so offen. Alle neuen Eindrücke auf uns, das uns anmüthet wie eine Ergänzung, wir fühlen uns so bald in dem einsamen Streben eines jeden Tages. Das wichtigste Gemüth der alten Wälderwägen langweilt

und ebenso, wie das kindische Gespiel der Jüngeren und ansetzt. Wie sind wir eine selbstgeschaffene Blumentasche, deren Theile dem Lichte entgegenhängen, das nach hinter den höchsten Bergen ruhig verborstet liegt. Und dann steigt es empor, das Frühlingshauch, herrliche, herrliche, Zwinge, Einige: das Licht, der Klang, die Liebe, die Liebe zu Dir! . . . Nicht zu der Schönheit, nicht zu der Vollkommenheit, nicht zu der Trägheit — die Liebe zu Dir, Du Schöne, Du Vollkommenste, Du Zügelreichste, die mir längst bewußt gewesen, die ich erwartet habe! . . . Und diese Morgenröthe wogten im Herzen des jungen, verdorbenen, bläulichen Grafen Rafael von Ergast.

„Ich, Monsieur, ich bin die Prinzessin Paladologos.“ „Georgina Paladologos?“ „Ja, wie gesagt ich bin! . . . Ich habe mich schon längst getraut, einmal das Glück Eures Anblicks genießen zu können!“ stieß Graf Rafael in seiner ersten Liebesanrede hervor.

Nach am vorigen Tage hatte sein Wirth Graf Otto Bamberg zu ihm gesagt: „Jetzt kannst Du leicht die Prinzessin Paladologos kennen lernen, die so berühmt ist. Sie ist seit gestern unten im Marktsiedes Weinhaus. Sie hat sich mit nur einer Kammerfrau und mit nur einem Bedienten hierher zurückgezogen, weil sie einmal im wirklichen Gebirge! — nicht auf einem Gute! — leben will, mitten in einer Marktsiede, in einem kleinen Weinhaus, wo im Horwege der Hausrecht mit den Vorübergehenden spricht und wo der Nachschöner wie ein unförmlicher Klumpen vorüberhumpelt. So hat's ihr Jacques dem Louis erzählt. Bin neugierig, wie lange sie's aushält.“ „War' ich nicht so leistungsfähig in Marco verliert . . . Dem wieder kein Brief von ihr! . . . Aber Du kannst mir ihr Verbleiben spielen!“

So hatte Otto Bamberg gestern erzählt, und heute hatte Rafael auf seinem Morgenpavillon in den Baumgruppen zwischen dem Schloß und dem Marktsiedes eine schöne, hübsche, gesprächslustige Weilerin getroffen, sich ihr im Wandern vorgestellt und aus der Antwort erfahren, daß er die Berühmtheit der Schönenitzschönheit, die er zufällig noch nie in Winterkloß oder Sommerfischgen getroffen hatte, vor sich habe.

Er war ein schöner Junge. Asienbraune, glänzende, weiche Haare umspielten ein weißes Gesicht, seines Gesicht, die Lippen wie umschloß. Er trug einen blauen, knappen Kittel und lakirte Stulpenhosen; in der einen Hand hielt er ein schwarzglänzendes Mägen, die andere lag die Zügel seines Rosses so straff an, daß das seine Leder des Reithandelschuhes die eleganten Reithosen seiner Faust prägnant umschloß. Und um ihn herum wogte der frische, rothe Morgenröthe.

Und sie war schöner als Alles — dunkel gekleidet, knappgekleidet, dunkelblau. Der Wind spielte ihr goldige Locken vor das Gesicht.

3.

Erstling.

Georgina Paladologos wohnte im Marktsiedes Weinhaus in dem Gasthaus der Frau Wälder. Sie hatte den ganzen ersten Stock inne. Es war ein flüchtiges Haus; es hatte einmal in vorigen Jahrhunderten einer armen Gräfin Ischary gehört, und ein hochgeborner Weltkrieger konnte da ganz wohl eine widerwärtige Stunde hindurch menschenfeinden.

Rafael Ergast besuchte Georgina täglich. Zuerst mit Otto Bamberg, dann allein. Und er wurde ihr Geliebter für die Domesiken, für den Markt und für die ganze Gegend.

Constance, die Jose, hatte ihre Liebe selber am Schlüsselloch erkaufte. Constance hatte große, schwarze Augen und eine Schwärze der Kammerdiener. Sie war eine verführerische Jose, diesem Kammerdiener gegenüber angenommen. Und einmal hatte sie durch das Schlüsselloch in's Zimmer geschaut, wobei der Diener bereits alle Abtreibungsbedienungen hatte und wo nun Niemand mehr etwas zu thun hatte. Die Sonne hatte sie Anfangs geblendet. Dann hatte sie aber ihre goldhaarige Gebieterin sanft über die Schulter Monsieur Rafael's genügt gesehen. Er hatte gesagt: „Georgina!“ — Aber das war genug. Und das goldhaarige Haupt hatte sich darauf ganz an die Schulter geküßt und hatte gesagt: „Weißt Du, daß Du mein erster Traum bist?“

Es war ein lichter Maierlog, wo die junge, mächtig gewordene Sonne mit ihrer titanischen Gluthenfülle alle lieblichenden Rosen prengte. Die hohen aristokratischen Wägen des Wartens hinter dem Gasthaus fanden wie bestaunte, schweigende Wägen vor den Fenstern und betradeten eine stürmische, knospenbräunende Szene zwischen den höchsten Möbelen, die einem für Madame die Prinzessin aus Graz herausgeschafft worden waren.

Rafael lag vor Georgina auf den Knien, oder er saß vielmehr auf einem kleinen Stuhl und sagte sich

an, daß er sie liebe. Und seine Augen blühten unermesslich groß, wie ein erhellender Frühlingshimmel in ihr Herz hinein. Das öfnete alle schwärmenden Blumenblätter, um das Glück dieser ersten Liebe in sich aufzunehmen.

„Ich liebe Dich, Georgina! Bist Du mir, oder darf ich Dir so in's Auge schauen? Ja! Ich hätte mir nie gedacht, daß man so lieben könne und vor einer Frau liegen, wie ich es thue. Ich bin sehr gewesen, meine ich. Bist Du so viel schöner, als alle Anderen? Oder bilde ich mir das Alles nur ein? Weißt Du mich lassen, oder ist das, was ich Dir jetzt sagen muß, so natürlich, so schön, daß es das Glück ist!“

Und seine Liebe lagerte in dem feuchtblauen Schimmer der thürnenhüllenden Rindungen des staubbürtigen Knaben, der sich noch vor acht Tagen in einer Herausforderung als Raschael, marquis d'Ergast unterschrieben hatte.

Und Georgina neigte sich zu ihm herab, wie ein Blumenthal sich Morgens über den frostigen Boden neigt und eine Thausträne fallen läßt. Sie war dabei so schön, so schlank, so bronzefarbig in ihren weißen Blauschneewollen, — und so leicht, so poetisch, wie ihr Arm ihn berührte! Aber er wußte, daß sie verzeihe, weil sie ihn ja auch lieb haben mußte. Es lag keine weibliche Kosterie, kein Atom von Romantik, nicht jene süße Ungeheuerlichkeit einer „Frau, die Anderer hat“, in der Art, wie sie ihm verließ und ihm sagte, daß sie ihn auch liebe. Er hatte von ihr viele Väterkinder, mehr als Väterkinder gehört, che er sie kannte, aber jetzt glaubte er nichts mehr. Er liebte sie, und er liebte sie mit seiner ersten Liebe, die nichts weiß, sondern nur vertraut. Sie ist so schön, die erste Liebe! Die erste Liebe weiß noch nicht, was sie werden mag, und weiß noch nicht, daß sie sterben muß: wie das Kind nichts weiß von dem Lode, den es oft um sich sieht. Die erste Liebe läßt sich auf Gräbern. Sie blüht wie die Blume am Feldweg zur gegebenen Stunde für die erste weiche Hand, die sie pflücken mag. Die erste Liebe ist das ausgelassene Kind der Seele, preisgegeben dem Jafall und dem Verderben. Aber einen Rindhimmel mit sich herumtragend, selbst wenn sie in die Hölle der Sünde geräth. Kann die erste Liebe wählen? Sie ist wie der Mensch am Schöpfungs Morgen und weiß nicht, was gut und böse ist am geliebten Wesen. . . O erste Liebe, wie bist Du so rein und so — dumm!

Die Erinnerung an die erste Liebe ist für den Mäde gewordenen wie die Erinnerung an seine Kindheit: ein Vorwurf wie aus stummen, traurigen Augen.

Und Rafael liebte die allerhöflichste Frau und fühlte tief in seinem Holz erlöschenden Jannern, daß sie ihn wieder liebe — er, tief, maßlos!

Der Frühling warf geängstete Lächler durch die Fenster auf die beiden Blumen, die hier träumend ihre Häupter zu einander neigten.

„Ich wußte es, Rafael, ich habe darauf gewartet, daß Du mir das sagst. Ich wußte es schon lange, daß Du mich liebst, vielleicht weil ich es wünschte. Und ja doch, ich liebe Dich wieder — zum ersten Mal. Du bist meine erste Wahrheit, mein erstes Glück. Ich habe vor Dir nie einen Mann geliebt. Wählest Du mir das?“

„Du sagst es, Georgina . . .“

„Schau auf, laß Dich ansehen. Ich weiß noch nicht, wie Du aussiehst, denn seit ich Dir begegnete, lebte mein Herz nur wie in einem leichten Mondraume. Und jetzt hast Du dieses Herz gerufen und es ist erwacht und will um sich schauen. O, Du bist auch schön — wie ein Gold, und Dein Haar ist wie Kastaniengold, und Deine Augen sind wie grüne Blätter unter dunklen, sonnigen Wägen. Du könntest ein Heil sein — und Du wirst es werden! Wo hab' ich Dich schon gesehen? Viel früher! Ah, ich weiß. Als ich von Herrnmann dem Oberster las. So, jetzt hab' ich Dich angesehen für mein ganzes Leben. Nun läßt mir die Lippen für mein ganzes Leben. So, nun gehört mein Herz Dir für immer. Ich meine, man darf nicht lügen, wenn man liebt, sowie man nicht um Geld bitten soll in der Kirche. Denn ich bin keine leichtfertige Frau, Monsieur, merkt Euch das wohl. Ich hab' vielleicht gehört, ich sei eine Emancipirte! Aber ich bin weder meinem Gatten noch mir selber untreu gewesen. A quoi bon? Ich habe ja noch keinen meiner Aelter geliebt. Ich weiß das in diesem Augenblicke, wo ich das zum ersten Male lernen lerne. Zum ersten Mal! Ich bin wie gebendet davon. Fühlt Ihr, wie ich kin'ee! Ich bin noch jung — und allein — und schön, wie man sagt, und reich. Da heißt man immer leichtfertig. Aber ich bin stolz und bin rein geliebt. Und Euch gegenüber will ich es auch bleiben. Ihr werdet mich nicht immer lieben, aber Ihr sollt mich wenigstens immer gern haben können.“

„Ich End nicht immer lieben, Georgina? Aber wie wäre das möglich? Ich möchte ja sterben.“

Sie schüttelte mit einem zinnenden, schönen Frauenlächeln den Kopf. „Ihr werdet mich vergessen und ruhig weiterleben. Aber ich, ich werde das nicht können, denn ich habe noch nie so geliebt.“

„Noch nie, Georgina!“

vor ihren Petzen steht, wie Zeus im Donnergewölk —
Hörst Du? — ein lautes Rauschen und drohender Art-
minie, begleitet von zwei Unterpetzen... und Zeus' Wahl-
donner: „Im Namen des akademischen Senats haben die
beiden Studenten aus Göttingen Stadt und Reichthum Jena
binnen zwei Stunden unter sicherem Geleit der gegenwär-
tigen Petzen zu verlassen, andernfalls sich betrautgestellt,
daß sie Jena's akademische Jugend zu allerlei Unfug ver-
führen.“

„Ha! ha! ha! Nur — alter Junge, hörst Du? Wir
— Verfälscher von Jena's Jugend — werden auf die regel-
rechte Weise aus Saal-Ruben gemahregelt — per Schub

über die Grenze gebracht — — ha! ha! Das ist lustig
— solch' ein lauter Art in meines Vaters Sohn auch
noch nicht vorkam.“

Nur zwei kurze Stunden Frist — aber sie genügen,
Jena's Studentenschaft durch das Wort: „Die Göttinger
sind gemahregelt!“ — das wie ein Vulkaneisen durch die
krummen Gassen geht — auf die Beine zu bringen und den
lichgemordenen Glorien einen glänzenden Komitat zu rufen.
Im vollen Witz holt das Corps Thuringia die beiden
„Gemahregelten“ in jacksipänniger offener Chaise ab und
ludt sie zu einer heissen „Steb-Räucher-Miscperei“ auf
den Markt. Hier ist Jena's ganze Studentenschaft versam-

met und empfängt den Sechspännner mit jubelndem „Vivat-
hoch! Vivat libertas academica!“ — daran schließt sich
manch' mächtiges „Perant — tie!“ das in die akademischen
Ohren des Petzel Rausch, der mit seinen Kollegen nicht von
der Seite der Gemahregelten weicht, gar wenig erbaulich
klingt... Im Fluge wird auf Jena's Markte manch' Män-
chen geleert — manch' jörniges Wort gejubelt — manch'
Lieb gezogen... —

„Meine Herren, die Frist von zwei Stunden ist ver-
floßen — folgen Sie uns jetzt gütwillig über die Grenze,
oder...“

„Du holst die Schautzen — o nicht doch, alter



Das Zehrentempel in Göttingen. Der Zehrentempel bei der Jahnfeier auf der Höhe. Nach einer Skizze von D. Später, von G. Kuhn. (S. 54.)

Anabe, drei akademische Petzen sind ja schon ein hinreichend
ehrenvolles Geleit für zwei simple Studenten... Hoch-
gelehrter Rausch, wenn ich einmal ein kleiner Minister ge-
worden bin, erlaube ich Dich herzlich zu meinem geheimen
Lieb-Petzel... —

Schnell hat sich der Zug geordnet. Voran drei Trom-
peter, die in größlicher Disziplin einen Trauermarsch
blasen, dann von zwei Chorgliedern im vollen Witz zu
Pietze begleitet ein Fahnenträger — die große, weiße Pa-
vierfahne mit der Aufschrift: „Libertas academica!“ von
langen Trauerfäden umflattert... In der sechspännigen
offenen Chaise sitzen die beiden Gemahregelten mit den lu-

stigen Gelehrten, auf dem Rücksitz der Senior der Thuringia
und — Herzog aus der Krummhühnenstraße in Her-
melin und Mroze, auf dem Hof — der Petzel Rausch. Auf
dem Bedientenreit der Karosse stehen in lamallenden Ge-
schmück, die berühmtesten „Stiefelwache“ der Thuringia:
„Hedertrumpf“ und „Mingelohr“. — Sie blasen mit mäch-
tigen Blasebälgen den Gemahregelten in den Rücken...
Auf den Blasebälgen steht in großen Buchstaben zu lesen:
„Im Namen des Akademischen!“

In so vielen Wagen und auf so vielen Reihanten,
als Meißel keine und Hottel in der Eile nur irgend zu

sammeltrommeln konnten, folgen unzählige Studenten...
und mit dem hundertstimmigen Geänge:

„Weh! der akademische Treiben
Rom in Jena auf den Rand —
das der Rausch hat ein Glanzbild.
Reißt der Rausch wie'n Vernünftiger
Aus dem Thore der Zeit!“

Und der Petzel zieht von dannen
Schulstet ab dem jenen Stand
Welt nach Halle und nach Leipzig.
Rausch, jener und betrieht sich
zielt nicht Trübsal nach Geloub.“

Jenas Varieten trauig lehren
Abends beim zum Adressen Red' —
Wel' nie da die Sinne schwärzen.
Zu Vorfagen Preiser führen —
Und der Pudel liegt den Red'!

— geht's durch Jenas Gassen zum Thore hinaus — nach
Apolda zu. Am nächsten Tage wird ein Strohlaund ge-
trunken — inzwischen verduftet die ganze Pudelci hübschwei-
gend. In Apolda, von dem's im Lirerte des alten Viedes
heißt:

„Macker den gelben
Dut was Apolda parpariert
Und den besten
Nekommenditt!“

— was am Schleifstein
der Zeit in „Apolda“
verbalhornist in —
wird ein turnischer Al-
fischelommers gefeiert
... doch endlich muß es
heßen es est commen-
dium Intimus fidelitatis!

... Und am späten
Abend lehren Jenas
Barkchen beim und thut,
was sie im Komitat-Liede
verprochen haben ...
zuletzt beiden göttlicher
Helden aber ziehen ihre
Strapze weiter nach Halle
und von dort nach Leip-
zig ... An beiden Er-
ten legen sie das in Jena
unterbrochenen Gastrol-
len mit alanzendem Er-
folge fort —

„Al' die luntigen
Bilder ziehen wie Son-
nenblide im Auge an
den Auge meines luf-
nen Auscultators vor-
über, während er im
Auge des noch immer
stirn schreibenden Herrn
Regierungspräsidenten
von Weding zu Pots-
dam im offenen Fenster
lehnt und in Gemüths-
ruhe seine Cigarette raucht.

... „Armer Lutz, die
goldene Studentenzeit ist
für uns nun auf immer
vorbei ... das Philo-
sophium hat auch uns über-
wappelt. Du siehst nun
schon seit Jahr und Tag
als wohlhabender Rele-
vandar bei den häufigen
Athen Deines Kreistabli-
schen Kreisgerichts und
schreibst die grauwige
Treibahlgeschichte viele
Bogen lang gewissenhaft
zu Protokoll: wie Frau
Kunkel ihrer Nachbarin
hinter eine Radmütze
gewissen ... Dabei er-
heitert sich das frohe
Gespräch, daß Du
noch zehn volle Jahre
aus Papas Tasche eilen
und trinken und dich
leiden darfst, um dann,
wenn's Glück gut ist, als
allmächtiger Herr Kreis-
richter mit 600 Thalem
Schall noch immer
Nachmagen-Treibahlg-
Protokolle in Sachen
Kunkel contra Kunkel
zu schreiben ... Bei-
laßt, Freund Lutz, bist
Du aber ein Sonntag-
kind, und nach einigen
dreißig Jahren stahst
man dich Herr Kreis-
gerichts-Rath“ ... Un-
ter Lutz, ich fürchte, ich
werde es nie zum Kreis-
gerichts-Rath bringen, —
während Du schon so
und so viel hundert Bo-
gen Protokolle geschrie-
ben, sag ich noch lustig
und leichtschinnig in
der Welt umher und studirte das Leben auf dem Reiter Pa-
ris ... Ich bin noch immer ansehender Auscultator —
und jetzt, wo ich den ersten Schritt auf der stolzen Leiter zum
wirklichen Auscultator in Amt und Würden sehen will, da
läßt mir schon ein Dase über den Weg und die Gasse über
... Nein, ich danke, Herr Regierungspräsident, für die
ganze werthe Auscultatorschaft — wo ein Auscultator wie
ein Stiefelprager an der Thür stehen bleiben kann, bis er
Schwarz wird, ehe es Hochdieselben nur einfällt, sich nach
ein umzuwandeln ... Ich gehe wieder als freier Mann in
die Welt hinaus und bawo dann auf meiner pomerischen

Schelle als Reichert von Gones Gnaden meinen Wohl —
ehe ich bei einem — Potsdamer antichambriere ...

Der junge Mann hatte sich im Fluge wieder in eine
gang anständige Hute hineingesteckt, damit drehte er sich
um — der Regierungspräsident schrieb noch immer. Am
Fuß der Zeit der Cigarette zum Fenster hinaus — die
Finger kräuselten sich leicht und frommten auf den Fenster-
schreiben fortwährend den patriotischen Sturzmarck ...

Wie elektrisch fährt der Herr Regierungspräsident von

Leitenden zu hören — — ich wollte mich der königlichen
Regierung zu Potsdam als Auscultator zur Verfügung
stellen. Jetzt aber, nachdem Sie selber, hochgeachteter Herr
Regierungspräsident, die große Ehre gehabt haben, mir
plötzlich zu veranlassen, weshalb ein mir bisher unge-
wohnter Ton hier in Potsdam und vermuthlich auch bei
anderen Regierungspräsidenten herrscht — — jetzt will ich
weiter nichts mehr, als mich Ihrem geneigten Andenten
höflich empfehlen ...

„Dann ...“

Doch der lühne Aus-
cultator verbirgt sich lä-
chelnd und mit vollende-
tem Antlitz — in stol-
zer, elastischer Haltung
verläßt er das Zimmer.

„Das ist mir auch
noch nicht passiert!“ sagt
der Herr Regierungs-
präsident in nicht gerade
angenehmer Stimmung
und geht eilig in sei-
nem Kabinett auf und
ab ... „Ein lumpiger
Auscultator — und er
— wie so zu kommen!
Wie heißt nur der lüh-
liche? — Sein Name
würde eine Herde für
mich ...“ „Schon bald!“
sagt ... „Ab! dort auf
dem Schreibtisch liegt ja
seine Visitenkarte ...“

Der Regierungsprä-
sident nimmt die Karte
und liest:

Otto von Bismarck.
Schonhausen.
Auscultator.

Meist als dreißig
Jahre und seit jener
Stunde im Kabinett des
Regierungspräsidenten
von Weding das man-
gen. Es ist inzwischen
vielen in der Welt an-
ders geworden. Unter
Freund Lutz hat wirklich
Blut gehakt und in
Kriegsgerüth in ei-
nem Stübchen an der
Elbe. Jener göttliche
Student Freiheit Wil-
helm Emanuel von Mei-
teler ist augenblicklich der
„politische“ Vize von
Weimar. Der Archien-
schaffter Copermann und
der berühmte Vertrom-
melter wiederum sitzen
als Vertreter der preu-
sischen „Gewiss“ Han-
nover im Abgeordneten-
haus zu Berlin. Daß
der magere Engländer
Corrin den gewonnenen
Champagner seiner Stü-
dentenvorte über die Zer-
trübenheit Deutschlands
nicht mehr selber trinken
konnte, und daß das
„einige Deutschland“ im-
mer noch ein frommer
Lands ist, wissen wir
leider. — Der Herr Re-
gierungspräsident von
Weding zu Potsdam ist
langst außer Diensten
und sitzt im preussischen
Herrnhäule. Ein seiner
Nachfolger kann ihn oft
mit ganz eigenem-
lichem Ausdruck auf den
Kaiserpräsidenten
Grafen Lilo von Bi-
smarck-Schonhausen
bilden sein, wenn dieser
eine gewaltigen Gefüh-
ren und weltdurch-
schauenden Blick vom Mi-
nisterische schleudert ...

Unter tühner Aus-
cultator hat Wort ge-
halten: er ist niemals
Reisender geworden!

Ob er wohl, wenn der Herr Regierungspräsident zu Pots-
dam ihm den langweiligen Samedgang zum Kaiserdar
— Anseher — Reichsrichter — Reichsgerichtsrath — und viel-
leicht: und so weiter ... durch Hoflichkeit und entgegen-
kommende Nebenwürdigkeit angenehmer gemacht hätte —
— ob jener ansehende junge Auscultator in diesem Augen-
blicke dennoch wohl der Mann wäre, auf den die ganze
Welt mit Bewunderung und alle Korbörten mit laubend
anständigen Kruggerichten blickt, — dem der Chanzkanzler
aus Moskau, Petersburg, Wien und Wien mit jagend-
lichem Dampf und Freizunthe „für die Erleichterung im



Die Gabelgärten in Berlin. (S. 11.)

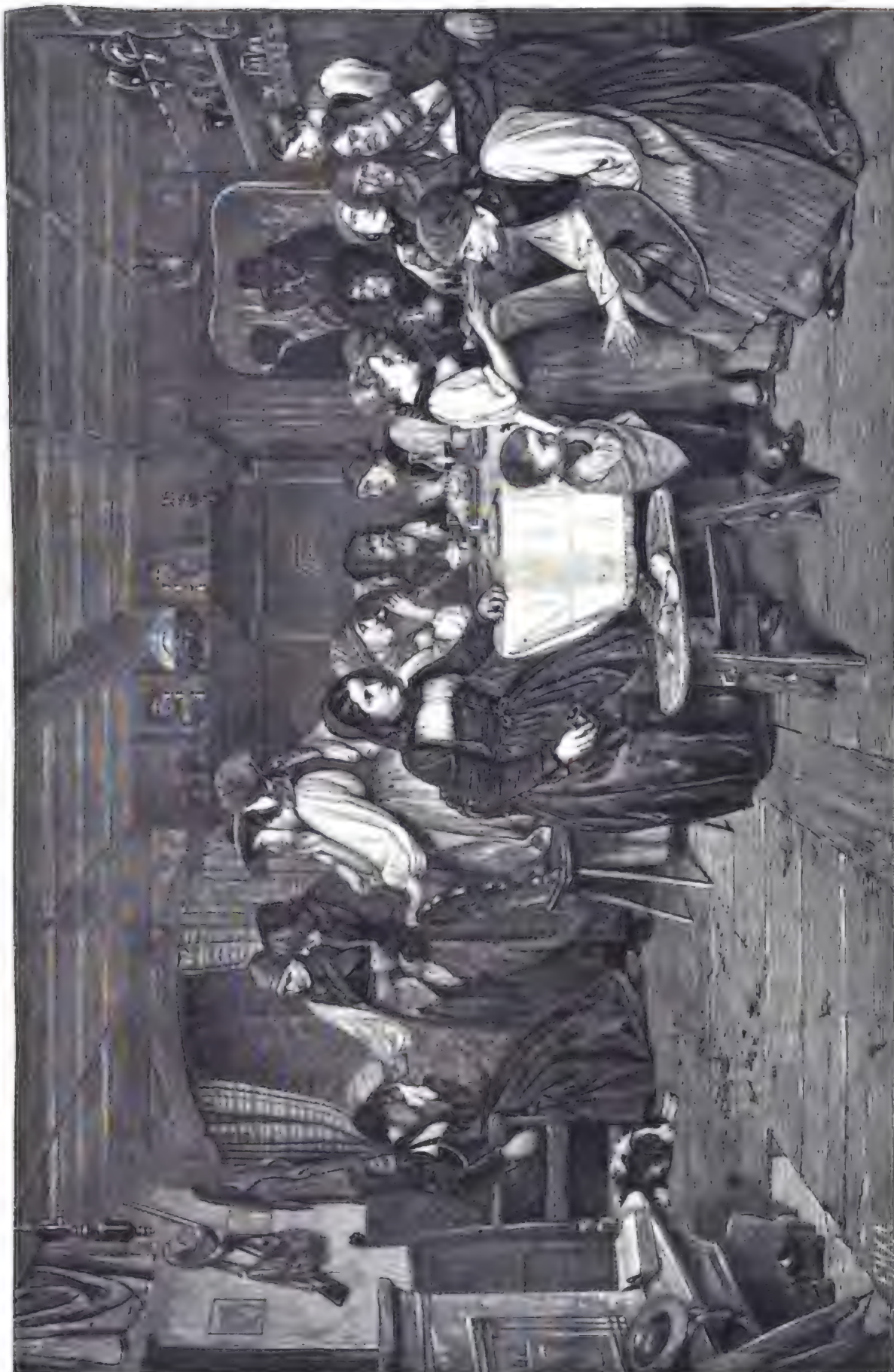
seinen Schreibtisch auf — erhaucht kauft er sich um und
in ein jugendliches, habiles Gesicht — aber um den
frischen Mund mit dem leisen Schweißbärtchen liegt ein
eig kaltes, fortwährendes Wachen, und in den blaugrauen
Augen blitzt unerlöschliche Ironie.

„Dann ... wie können Sie sich unterziehen — in mei-
nem Kabinett — was wollen Sie?“

Der Regierungspräsident, ich kam mit dem besten
Willen herüber, etwas Anderes zu wollen, als die wohl-
wollendes Gesicht ein prüft und Ihre werthe Figur ein Jos
zu studieren oder Ihren Kinnast zu atmen und Ihre Feder



ENGLISCHE TRUPPEN IM KRIEGE. (Nach einer Zeichnung von J. G. S. 1870.)



Ballabend in Berlin. Nach einer Skizze von Benjamin Neuber. (2. 1/2.)

Die Spuren eines Romans.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

VI.



err Schellenberger freute sich über das in der That gelungene Porträt der jungen Fremden und rief sich vergnügt die Hände, als er in sein Atelier zurücktrat, wo er Arthur Kerner nun an einer Wand des Glashauses stehen sah und dort durch eine kleine Oefnung in die matten Scheiben nach dem davonschwebenden Wagen blickend, der jedoch von dem alten trogen Thorbogen wie von einem Rahmen umschlossen wurde.

„Hört! ist das gar ein Bild,“ sprach, mit einem verdrießlichen Kopfschütteln, der junge Maler, indem er mit der rechten Hand hastig eine horizontale Bewegung machte: „Nun kommt was Anderes an die Reihe, und da die Kontraste im Leben wie in der Kunst notwendig sind, wird auf so viel Licht recht tiefer Schatten folgen — mein Morgen.“

„Aberdings,“ entgegnete Herr Schellenberger, „doch hätte es Dir gar nichts geschadet, wenn Du diese hübsche interessante Fremde mit irgend welchem Aufwande von Liebenswürdigkeit an den Wagen begleitet hättest. Auf der Treppe noch sprach sie von Deinem Bilde in wahrhaft begeisterten Ausdrücken und wenn —“

„Ihr Gemahl den Anlauf billigt,“ rief der Andere mit einer abwehrenden Handbewegung, „so wird sie sich vielleicht herbeilassen, nach dem Preise meines Bildes zu fragen — o, ich kenne das,“ rief der junge Künstler anmuthig aus, „wobei er mit den Fingern sein dichtes, blondes Haar auseinanderwarf, „der Gemahl dieser Dame! Sie ist kinderlos, verghß das nicht!“

„So, das weißt Du!“

„Ja, das weiß ich! Der Gemahl dieser Dame ist ein alter Herr, der sein großes Vergnügen haben wird an der Schar der langenden, blühenden Kinder auf meinem Bild; er wird sagen: nein, meine Liebe, laufe Dir lieber einen gemüthlichen, historischen Gegenstand, eine harmlose Blume oder ein Lilienschild, oder einen jener vornehmlichen Sonnenuntergänge, wo man über wallende Kornfelder hinweg eine stille Dorfstadt steht mit einem allerhöchsten Friedhof, ebenso hübsch als einladend, für jenen alten Herrn nämlich, zu zwanzig Gulden inklusive dreihundert vergoldeten Rahmen. „Siehst Du,“ rief er, beifiger werdend, „auch er seinen Strohhut auf den Kopf werf, um ihn mit einem gelinden Klaps auf sein dichtes braunes Haar zu setzen, „das ist mein gewöhnliches Bild! Komme diese junge Dame nicht unverschämter sein, natürlich unabhängig reich!“

„Aha,“ lachte Herr Schellenberger.

„Könnte sie nicht so großes Wohlgefallen an meinem Bilde haben, daß sie es um jeden Preis besitzen wollte?“

„Und vielleicht dem Maler dazu!“

„Tummes Zeug — Du kennst mich besser. Nein, sie hätte mein Bild gekauft, ohne zu handeln wie jene verfluchten Kunsthändler, und ich wäre mit einer hübschen Summe in der Hand reichstens für ein Jahr ein unabhängiger Mensch gewesen, hätte meinen Studien nachgehen können, Paris anschauen, ja einen Blick nach Italien werfen und welches Material sammeln für große, schöne Bilder!“

„Haben denn die Andern den Kauf gänzlich von der Hand gewiesen?“

„Ja, und nicht ohne Beihilfe Deiner schlechten Photographie.“

„O-o-o-o! Du überzeihst.“

„Sie schrieben mir, nach der Photographie sei ihnen mein Bild doch nicht mehr so erschienen, wie jene brillante Schilderung, die sie in der Zeitung gelesen; wollte ich es aber trotzdem zur Ansicht schicken, so möge ich es thun — auf meine Kosten.“

„Ja, es ist allerdings schade, daß diese Fremde nicht so unabhängig ist, um das Bild ohne Weiteres anzukaufen. Es hat sie in der That sehr interessiert, und auch nach Dir, dem Künstler, fragte sie mit einer Theilnahme, die mich überraschte.“

„Nun, das sind Weberkauten,“ sagte der Maler trocken, „sie hat eben einen wackeln Mann.“

„Wah, Arthur, Du bist das verwöhnte Schöpfkind —“

„Doch nicht des Glücks!“

„Nein, aber verrückter Weiber.“

„Ach! Deshalb male ich auch schon lange keine weiblichen Porträts mehr — — — Nun, was sagst du denn so nachher Theilnehmendes über mich?“

„Ich hätte ihr darüber fast ins Gesicht gelacht. Sie fragte, wie lange Du verheiratet bist und ob Du hier im Haus wohnst. Natürlich sagtest Du ihr in der Ge-

schwindigkeit, Gott weiß aus welcher Laune, etwas Aehnliches vorgefallen, und da ich ein viel zu guter Mensch bin, um meine Freunde bloßzustellen, so überhörte ich geschickt die erste Frage, um die zweite der Wahrheit gemäß dahin zu beantworten, daß Du nicht im Hause wohnst; in Deine Kinder ist sie ganz verliebt.“

„Das glaube ich. Es sind auch reizende Kinder und haben mir seine kleine Nische gemacht.“

„Soll ich Dir Dein Bild morgen früh schicken?“

„Wie Du willst, es ist mir gleichgültig. Es ist mir jetzt Alles gleichgültig: meine Kunst, meine Zukunft, mein Leben. — Sieh dort,“ sagte er nach einer Pause hinzu, „wie die Bergwälder im Norden und Osten golden aufleuchten, wie die Fenster der Landhäuser leuchten und blitzen, wie alles das, jeder Strauch, jeder Baum, jeder Stein, jedes Haus noch einmal wolkig aufzuathmen scheint unter dem letzten dunkelsten Kuß dieser Sonne, und doch kauft dieser glühende Liebeskuß uns Alle. Wir bleiben hier zurück in dunkler Nacht, während sie wohlgenut drüben mit gelben Indern und grünen Chinesen weiter läuft. Und darin ist eine wie die Andere.“

„Und Einer wie der Andere,“ erwiderte lachend der Photograph, „sei nicht so kleinmüthig und blicke nicht so schwarz; auch Dir wird des Glückes und der Liebe Sonne einleuchten glänzend wieder aufgehen.“

„Ja, nach überhinder langer, langer Nacht, wenn wir darauf überhaupt noch, einleuchten erleben — gute Nacht!“

„Adieu, Arthur.“

Tiefer verschwand die Treppe hinab, doch ritt ihm der Andere nach bis an das Treppengeländer, um hinab zu rufen: „Hältst Du nicht Lust, das Porträt der Fremden zu revidieren? Sie müßte Dir dazu allerdings eine Sitzung bewilligen.“

„Nein, nein, das wäre mir zu gefährlich,“ lautete die Antwort zurück.

Der Photograph trat in das Atelier zurück und begann dort einige der Gegenstände, die umherlagen, zusammenzuräumen, auch die Maschinen auf ihren Stativen gerade zu schrauben und sie dann mit weichen Tüchern zu verhängen. Dabei schüttelte er zuweilen mit dem Kopfe und murmelte vor sich hin: „Tiefer Ritt, tiefer Arthur will mir gar nicht mehr gefallen; seine ewigen Vandalismen, seine so auffällig zur Schau getragene innere Aertlichkeit, sein Koletieren mit hässlichen, erlitten Dingen, die man aus solche Art nicht einmal scherzweise erwidern soll — es wäre notwendig, ihn einmal tüchtig in die Knie zu nehmen. Schade um ihn, ein so gutes Herz und Gemüth — ein so vortheilhafter Künstler. — Doch ich weiß schon, woher der Litzung bläst, der seine Windmühle immer gen Norden dreht, nach den Saiten des Lebens; das ist nichts als sein Umgang mit jenen verrückten Künstlern, der verderbliche Einfluß, den jedes zerstückte Gemüth auf diese offene, empfindliche Jünglingsseele ausübt. Wenn ich ihn nur einmal dorthin abbringen könnte; und allerdings wäre es das beste Mittel zu dem Zwecke gewesen, wenn er sein Bild rasch verkauft hätte, um ihn auf die Eisenbahn zu setzen und in die weite Welt zu schicken.“

„Doch was ist das!“ unterbrach er plötzlich dieses Selbstgespräch sowie den Strom seiner Gedanken — „was soll denn das heißen? Er war unterdessen in das kleine Nebenzimmer getreten, wo er seine Chemikalien aufbewahrte, stand vor dem Küßchen mit den Glaskästchen, wo er unter bedecktem Kopfschild bemerkte, daß eins dieser Glaskästchen abhanden gekommen war — „ah, der Teufel auch!“ fuhr er einen Augenblick nachdrücklich fort, „hätte ich vielleicht das Ding mit hineingenommen, um etwas mit tieferen Schatten zu fixieren, oder hätte ich vorher, damit die Hölle nicht von meinen Fingern wegzubringen — nein, nein! das Gesehe that ich nicht, und für das Zweite kenne ich stets eine getriebene Aufklärung, die fast in nichts zu verwandeln ist. Wäre da ein Diebstahl meiner Leute möglich oder ein schlechter Witz dieses jungen Menschen, dieses Regnier? Nun, in allen Fällen wollen wir der Sache baldigst auf die Spur kommen. — Es ist wohl nicht so schlimm,“ sagte er, jedes einzelne Glaskästchen genau untersuchend, und setzte dann mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, während er eine kleine Kapsel verließ: „Verstehst ich bei allen Dingen gut und einen alten Hund, wie ich, hängt man nicht so leicht. Aber könnte es in der That jener extravagante junge Mensch gewesen sein oder — — — Da kommt mir wahrscheinlich eine andere Idee, die mich so ganz schlecht ist. Wenn jene Fremde — — — es ist allerdings auch nicht glaublich, aber als ich die Platte drinnen anschauen ließ, sah ich, wie sie aufmerksam alle Gegenstände betrachtete und wie sie sich mit der gleichgültigsten Miene von der Welt diesem kleinen Magazine näherte. Holla, mein Heulstein, sollten wir Menschen auf eine hübsche Portion Quantität haben!“

Herr Schellenberger verließ das Glashaus und Atelier sorgfältig, nachdem er seine Leute, die hier oben beschäftigt waren, entlassen, blickte noch einen Augenblick in das Gemach der Neugierde und glaubte dann im Erdgehoß bis zum Nachhause mit seiner Familie,

welche aus einer gemüthlich anschaubenden, biden, gemüthlichen Frau bestand, etwas freudig und haubacht in Kleidung und Manieren, sowie aus zwei Kindern, deren Neugierde aber durchaus nicht so war, als hätte man sie für sie romantische Namen ausgewählt, wie Guido und Emma. Später begab sich der Photograph noch in eine Gesellschaft guter Freunde, nicht ohne vorher in der Wohnung Arthur Kerner's gehen zu sein. Gleich der junge Künstler selbst sich nicht zu Hause befand, so stand doch seine Wohnung, ein großes Zimmer im Erdgeschoß des Glashauses, wie gewöhnlich offen, und Herr Schellenberger konnte nach Belieben in Schubladen und Tischen, ja in den Medaillen der Sammelstube nachsuchen, ob sich hier das Verdächtige, das er bisher vermuthet, vorfände, und beruhigte es ihn, daß er nichts fand, denn bei dem Verdacht des jungen Künstlers würde dieser den Gegenstand, um den es sich handelte, gewiß ohne Weiteres zu anderen gleichgültigen Dingen gelegt haben.

„Das ist doch seltsam,“ dachte Herr Schellenberger, als er später nach Hause ging und ihm die Geschichte wieder in den Sinn kam; „hätte nicht das Glashaus von einem meiner Leute, wenn auch in minder gefährlicher Absicht, entwendet worden sein? Doch ist es nicht gut möglich, denn ich weiß sicher, daß Niemand von ihnen das Glashaus betreten.“

Der andere Morgen schien etwas Licht in die Sache bringen zu wollen, aber auf so eigenthümliche Art, daß Herr Schellenberger sprachlos vor Erschrecken war. Es erschien nämlich eine gute Zeit vor den gewöhnlichen Besuchs- oder Spracherzählungen bei dem Photographen ein Mann in einem dunkelblauen, nicht sehr eleganten Civilanzug, mit der Haltung und den Manieren eines alten Militärs, einem etwas schätigen Gesicht und weichen, wackelnden Handflächen, die bei den energischen Bewegungen, die der Mann zuweilen machte, ein wenig flackten. Er that anfänglich so, als sei er ein Liebhaber ausgezeichneter Photographien und als hätte er wohl Lust, sich ebenfalls Porträts zu lassen, zu welchem Ende er auch nach den verschiedenen Preisen forschte; doch war es dem Herrn Schellenberger leicht, die etwas grobe Maske zu durchschauen und durchaus kein Erschrecken zu vertragen, als der Mann nach einigen schwerfälligen Einleitungen auf eine junge Dame zu sprechen kam, für die er sich höchlich interessirte und die gestern Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr hier gewesen sein müsse, gewiss in der Absicht, sich Photographien zu lassen. Da nun Herr Schellenberger seine Ursache hatte, diese seine Kundschaf zu verweigern, so holte er eine Kopie des betreffenden Porträts, welche der Mann sogleich als die Dame erkannte, um welche es sich handle, wachte er sich und sein Gewerbe aber dabei etwas leichtsinnig verrieth, da er mit einem Lächeln der Befriedigung hinzufügte: „Wir wußten wohl, daß diese Person hier gewesen sei, wie irren uns nie, wie von der Polizei.“

„Ah, von der Polizei!“ entgegnete der Photograph und setzte hinzu, indem sich ihm allerlei seltsame Gedanken aufdrängten, „darf man sich wohl die Frage erlauben, inwiefern jene Dame oder jene Person, wie Sie sie nannten, sich mit der Polizei in Verbindung gedacht werden darf?“

„O gewiß, Sie dürfen sich diese Frage erlauben, und da ich hoffe, daß Sie mit meinen Worten keinen Mißbrauch treiben, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß wir es hier mit einer sehr verdächtigen, ja wahrscheinlich mit einer höchst gefährlichen Person zu thun haben. Aber Anlagelich, wenn ich Ihnen das Bild zeigen darf, so sage Ihnen dieß nur unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, da ich Sie um die Gefälligkeit bitten muß, mir dieses Porträt zu überlassen und eine Gefälligkeit der andern werth ist.“

„Wissen Sie auch, daß es mich beunruhigt, was Sie eben sagten,“ antwortete Herr Schellenberger mit den Zeichen größter Verlegenheit, „da eines schmerzlichen Erfahrung.“

„Wissen Sie auch, daß ich die Dame für eine sehr anständige Dame gehalten habe, daß ich sie aber nach dem, was ich von Ihnen, von der Polizei, die sich nie irrt, schon erfahren, verdächtigen muß, hier aus meinem Atelier etwas entwendet zu haben!“

„Wiederwerth?“

„O mein, Schlimmeres als das: ein Glaskästchen mit einem sehr gefährlichen Giftstoff.“

„Sehen Sie wohl — o, der Herr Stadtrat Schmetterer ist ein Mann von einem ungeheuren Scharfsinn; ich werde ihm mit dem, was ich zu Ihnen habe, sowie mit Heberdigung dieses Porträts eine außerordentliche Freude machen.“

„Wissen Sie es mir ein Augenblick zu einem meiner Neugierde hinunternehmen, um den Augen einige heurückende Punkte beizufügen, es überhaupt ein wenig herzurichten, und Sie werden sehen, wie es noch ähnlicher wird und hübsch, denn es ist das ein schöner Kopf. Schade um diesen Kopf, wie es in irgend einem Trauerstücke heilt,“ sagte er aufstehend hinzu, „ich schenke ihn Dir; damit ich nämlich in diesem Trauerspiele der Scharfsinnigster gemeint.“

„Erlauben Sie mir, soweit sind wir noch nicht,“ er-

wiederle der Mann mit einigen Geflohenen, „Sie haben in mir keinen Schatzgräber vor sich, sondern den geheimen Polyzisten Schmauder.“

„Bitte sehr um Entschuldigung, es war das nur eine poetische Lizenz,“ erwiderte Herr Schmauder. „Damit ging er fort, um das Bild etwas retouchiren zu lassen, sowie die übrigen Abbildungen zu beschleunigen und die Verkleinerung im Verhältniß zugleich machen zu lassen, denn er dachte, wenn das in der That etwas Gefährliches, etwas Verbrechenhaftes ist, so wird die Nachfrage darnach ungetrübter sein. Endlich brachte er das Portrait wieder, nachdem ein geschickter Retoucheur das Mögliche geleistet und in der That einen lieblichen Kopf mit einer wunderbaren Ähnlichkeit hergestellt hatte. „Ist das nicht hübsch?“ fragte er den Mann.

„Weider ja, es ist das ein Frauenzimmer zum Ansehen.“

„Und die Figur erst, wie sie auf dem großen Portrait zu sehen ist. Ich habe dich hier zusammenschneiden und abstrudeln lassen, damit Sie es bequem in die Tasche stecken können. Bitte, mich dem Herrn Stadtrath Schmetterer zu empfehlen; er kann sich meines Stillschneidens versichert halten, doch lasse ich ihn dringend ersuchen, mir über diesen Fall weitere Mittheilungen machen zu wollen.“

„Werde nicht verstimmt, dieß ja weiden und habe die Ehre, mich geschmeichelt zu empfehlen.“ Damit ging der Mann fort und setzte auf der Straße seinen Gehenden auf, nachdem er in demselben das Portrait gut in Papier eingewickelt verwahrt hatte. Obgleich er sich geradein Weges zur städtischen Polizei begab, konnte er es doch nicht vermeiden, in der gewissen Straße an dem gewissen Vorterrasse vorüberzugehen und dort auf dringende Anfragen merken zu lassen, daß es sich bei der Fremden gestern um etwas ganz Besonderes handelte — um etwas ganz Besonderes, wie haben Sie so gut wie hier? „Dabei klopfte er leicht an seinen Gehenden, eine Bewegung, welche aber für die brave Bürgerin mit ihren sechs erschrockenen Töchtern vorübergehend noch unverständlich blieb.

VII.

Der Stadtrath Schmetterer nahm den Bericht seines Untergeordneten mit großer Befriedigung entgegen. Hatte er sich doch nicht getraut, in dieser gefährlichen Person — „höchst gefährlich“, dachte er, nachdem er mit einem eigenhändigen Schmunzeln dieß liebliche Gesicht eine Zeilung betrachtete.

Der Bericht des geheimen Polyzisten war allerdings ein wenig gefälscht, doch aber doch nicht gar zu sehr von der Wahrheit ab, vielmehr nur darin, daß die verdächtige Fremde dringend nach einem Landhause gesucht, welches einfach vor der Stadt liege und in dem sich ein gefälliger Photograph befände. Als er aber von dem untenverordneten Platon sprach, da entsandte sich der Stadtrath und überlegte, im Zimmer auf und ab schreitend, geistlichen Hauptes, die Hände auf dem Rücken zusammengelagert, ob es nicht rathlich, ja dringend geboten sei, die gefährliche Fremde sogleich zu verhaften.

Dazu aber mochte Herr Schmauder vorderehand denn doch nicht rathen und hielt es für genügend, die junge Dame, welche sich ja in ihrer Wohnung im Hotel de Nord für vollkommen gesichert und für gänzlich unerschütterlich hielt, strengstens zu überwachen.

Der Ueß der Polizei erklärte sich nach einigem Besinnen damit einverstanden und war gerade im Begriff, das Portrait der Fremden zu den Akten zu nehmen, als er, durch einen rasch eintretenden Kollegen daran verhindert, die Photographie, um sie dessen Neugierde zu entziehen, in die Tasche seines Rockes steckte. Daß er sie hier vorläufig vergrub, war die Schuld eben jenes Kollegen, der ihn scheinungsgemäß zu einer Sitzung der Bauabtheilung mit hinunter nahm, um Theil zu nehmen an einer höchst wichtigen Sitzung, die einen alten, längst schon schadhaften Rathhausglockenstein betraf, von dem man geglaubt, er werde so freundlich sein, auf einen oben Hof herunter zu stürzen, der nun aber plötzlich Wiene machte, auf den Marktplatz herab zu fallen; ein unvorhergesehenes Ereigniß, welches die Väter der Stadt in große Verlegenheit setzte.

Diese wichtige Sitzung dauerte denn auch so ungeschicklich lange, daß die Frau Stadtrathin Schmetterer mit sehr aufrechtem Haupt und deshalber auch mit sehr erhabener Nase volle zwanzig Minuten lang am Fenster stand und vergnügt nach dem Gatten anschaute, ja, merkwürdiger Weise ganz vergessend, denn Herr Schmetterer, wenn er in der Sitzung gewesen wäre, hätte schon am Ende der langen Straße, welche die Stadtrathin überschauen konnte, sichtbar werden müssen, insofern er jetzt auf einmal unvermutet in's Zimmer trat, etwas athemlos, etwas sehr erpicht, unter dem wichtigen Vorwande, er sei vom Stadtschultheißen nach der lange dauernden Sitzung veranlaßt worden, mit ihm bei dessen Hause vorüberzugehen.

„Ei, Schmetterer,“ sagte die Stadtrathin etwas pikirt, „das klingt doch sehr sonderbar, doch reden wir jetzt nicht weiter darüber, die Kinder wollen ihr Mittagessen — wußt Du denn nicht Deinen Hundstod anjehen?“

„Gewiß, so ja“ — doch blieb ihm die Weiterbedeutung

der letzten Sylbe in der Kehle stecken, denn als er schon Wiene machte, seinen Rock abzuwerfen, sah er, daß die Papier des Portraits in der Tasche stecken. In jeder andern Zeit würde er vielleicht nur nicht geärgert haben, die Geschichte desselben preiszugeben, und es wäre klug gewesen, wenn er das jetzt auch noch gethan hätte, trotz der hochemporgeschlagenen Augenbrauen der Madame Schmetterer, trotz den untrüglichen Anzeichen eines heranziehenden Gewitters in ihren grauen Wangen, trotz eines gelinden Zuckens ihrer rechten Hand auf dem Tischstuche, welches wie ferner Donner klang — ja, trotz alledem und alledem, wenn es nicht für jeden Menschen Augenblicke gäbe, wo ein tüchtiger Dämon uns zu verhindern scheint, das Einfachste und Klügste zu thun.

Er aber ergab sich mit seinem Rock in das Nebenzimmer und legte ihn dort, wie einen kostbaren Schatz, auf den Stuhl, alles das gegen seine sonstigen Verordnungen ganz unnatürlich und dadurch im höchsten Grade Bedacht erregend.

Das Mittagessen ging indessen in ungetrübter Ruhe vorüber, doch nicht ohne verdächtige Wetterleuchten, nicht ohne das Anklingen einer Kriegsanstalt wie und da, was allerdings nur für den Eingeweihten verständlich war, Bemerkungen, wie z. B., daß man ja nie gewußt habe an diesen langen Stadtrathssitzungen, daß die nebenbei auch eine außerordentlich geschickte Ausrüstung für angenehme Befriedigung sei, daß es natürlich, sich durch Spaziergänge in guter Gesellschaft für die besten Arbeitsstunden in und außer dem Hause zu entschädigen, daß man überhaupt noch zufrieden sein müsse, wenn man sich nie und da erinnert, daß man nicht mehr ledig sei, sondern daß man Frau und Kinder habe. Dieß folgte allerdings nicht so nacheinander, wie wir es hier niedergeschrieben, sondern wurde geräuschlos wie eine gute Medizin, alle zehn Minuten einen Heftigkeit voll, war aber, so genossen, auch von großer Wirkung, denn es trieb den guten Stadtrath bei eingemachtem Koffheiß den Schweiß aus die Stirn, als verzeihet er eine sehr pikante Paprikaspeise. Im unangenehmsten, ja von wahrhaft haarsträubender Wirkung war es für den armen Schmetterer, daß seine Gattin dabei mit einem unverständlichen Ausdruck von Mißtrauen in dem Bilde zuweilen ihre fadenfarbene Nase offenbar in Oestration nach ihrem Stuhle hinlenkte, wo der Rock des Hausheeren so hübsch zusammengeknallt lag. Endlich war das Mittagessen beendet und die drei Buben des Stadtraths stürzten mit noch launenden Bächen auf ihre Schränken, um die leicht auf die Schulter zu schwingen und dann wieder in's wilde, fröhliche Leben hinauszuflühen.

„Und nun, Christian!“

„Ja, meine Liebe, es war in der That eine langwierige und höchst ermüdende Sitzung, es war die schon so oft angerathene Schornsteinfrage, welche dem Stadtrath viel zu schaffen macht. Da oben hinauf ein Gerüst zu machen, um ihn abzuwehren, ist höchst schwierig; man vertraute auf das gute Glück der Stadt und hatte bis heute die Hoffnung, daß der alte Schornstein ungeschädlich in jenen oben Hof hinabstürzen würde, wo die Baumaterialien liegen, aber er scheint sich den Herten um einen Gemeinderathsschluß zu betümmern, dieser eigenhändige Schornstein!“ sagte Herr Schmetterer in einem Auszug von Galgenhumor hinzu, da er bemerkte, wie sein forglame Gattin aufstund, sich mit einer Bärte bewaffnete und dem Rock ihres Vornahms näherte.

Jetzt war es zu spät, selbst in gefügigster Eile das an sich so unschuldige Abenteuer mit der jungen, fremden und leider so hübschen Dame der Wahrheit gemäß zu erzählen. Hätte er es früher gethan, wäre es klüger gewesen, doch, wie schon oben bemerkt, das unerbittliche Schicksal rief sein dantes: „Du spst!“ Ja, beim leichten Herabstürzen mit der Bärte hatte Madame Schmetterer etwas Hartes in der Brusthaube des Kleidungsstückes bemerkt, und damit dieses Etwas nicht verborgen werde, nur aus diesem Grunde nahm sie es hervor, warf einen Blick darauf und zeigte es dem Stadtrath, diesem armen Sünder, mit einem Blicke dar, von dem wir wünschen, geeigneter Leser, daß die in gleicher Lage nie ein ähnlicher zu Theil werden möge.

Das war wieder eine jener räthselhaften, unerklärlichen Schicksalsfügungen, wo an sich unbedeutende Umstände zukunftsreichen, um eine unschuldige Seele, an sich einmüthig mit den überzeugendsten Gründen, zu verdammen, um einen Justizmord, wenn auch nicht zu entzählenden, so doch erklärlich zu finden. Nehme ein Beispiel darum, theure Leserinnen, denkt nicht gleich das Schlimmste, wenn auch der, welcher extrem Herzen das Abenteuer ist, länger als auch notwendig erscheint, in einer Gemeinderathssitzung oder sonstigen Sitzung verharren, ja, wenn er auf einem andern Wege, als von dem er erwartet, nach Hause zurückkehrt, ja, wenn ihm eine Kreuzstrasse über das Wasser und Warum eine noch so verdächtige Note in's Gesicht treibt; brecht nie vorläufig den Stab über ihn, selbst wenn in der Brusthaube seines Rockes Photographien auch unbekannter schöner junger Damen sich finden.

(Fortsetzung folgt)

Wiesbaden im Herbst.

Charakteristika eines lebenden Philosophen.

„Der kalte Tag des Herbstes hat nun verstrichen, aber Herbst verliert es nicht weiter.“

Freiter nicht, aber doch bedeutend erleichtert verlassen die Pilgerhaaren, die Herber launen, um Heilung zu suchen in der heißen Thermen, oder um das goldene Haub anzuhellen, in langen Rügen dem eleganten Badeort.

Der Herbst beginnt, schon bräutet der Wind und raucht die Blätter den Bäumen.“

So singt das alte Lied auch und wieder leise in die Ohren. — Die Störche zogen fort zum fernem Süden. Auch die beiden alten Jünglinge des hiesigen Storch-Sommerpalais auf dem Mariusplatz verließen erst am 24. August ihre Residenz, die Schwalben rühten sich dann auch und flogen eines schönen Tages alleamt von dannen, zur großen Freude sämtlicher Septemberfliegen und trotz des wüstenwollen Wetters in den letzten Wochen. Die Vögel wurden fehl, die Abende tanz, die Allenweibersommerluden spannen sich von Ost zu West, das Laub hing langsam an sich zu färben und herüberzufliegen. Die Jäger mit ihren Hunden zogen lustig hinaus auf die Jagd, die Chormägen ruckte mit Kling und Klang zum Wandern — „der Herbst beginnt.“

Mit dem Ende des August hatte die Saison ihren Glanzpunkt überschritten und begann langsam abwärts zu gehen; die große, glänzende Fremdenmenge, in diesem Jahre einer wahren Springung gleich, ebete allmählig wieder zurück. — Die letzten Regentage, die plötzlich als Sommerseilen vertrieben, seigeren diesen Strom nicht unbedeutend und riefen argen Wäden in die Reihen berer, die sich von dem reigenden Wiesbaden noch nicht zu trennen vermocht hatten. Ganze Karawanen von Equipagen, Troßknechten und schwer beladenen Schaffaren, Wandrer zu Fuß mit allerhand Reisetaschen und Köben in der Hand, in allen nur möglichen, oft gar wunderbaren Reiskostümen, pilgerten den ganzen Tag hindurch zu den beiden Bahnhöfen und jagten dem schönen Wiesbaden bald.

So Wandrer, der mit großen Hoffnungen vor wenigen Wochen hierher kam, läßt heute beim Abschied gar betrübt die Ohren hängen, so Wandrer, der vor einem Monate als hoffnungsvoller Jüngling, die Läden voll Gold, hier einzog, um mindestens einmal die Bank zu sprengen, nicht heute hinaus, ohne Geld, ohne ihr und Verdräse — 10 Gulden Reitzgeld, die ihm die Bank aus Willeiden ausgabte, um alles mögliche Überdruß zu vermeiden, und das, was er auf dem Wege trug, ist Alles, was er sein eigen nennt, und ebenbürtig darf ein solcher armer Wädel, der einmal ein solches Reitzgeldband von der Bank bekam, nie wieder einen Gulden sehen, — ohne Barvermögen bleibt ihm die Spielkarte geistlos, für immer.

Mit einem Blucke auf den Lippen schauen diese aus dem Schellwag noch einmal zurück auf das prächtige Panorama hinter ihnen, jenes verlorne Paradies, das sie um alle schönen Hoffnungen betrog, während voller Regen und ein Ueber des Dankes auf den Lippen neben ihnen der Runke list, denn die Wanderzelle den nagenden Schmerz gefüllt, den steten Körper geübt hat.

Aber trotz dieses Ausdrucks ergoß sich in Wiesbaden kaum weniger Besesselt als in der Hauste-union. In der That, vor des Sonabend Abends zur Reunion oder zu einem der Abend-Kongerte in den glänzenden erleuchteten Kurfaal tritt, wird es schwer finden, einen Wlag zu bekommen oder auch nur sich hindurchzubringen durch die bunte, gepuzte Menschenmenge. Die Augen und die Herten strahlen noch ebenso hell, die Wästel löst noch ebenso vollständig, die Lust ist noch ebenso groß wie mitten im Juli, und an den vier Spieltischen ist oft beim besten Willen nicht einmal ein Plätzchen zu bekommen, um seine „paar Stroten“ los zu werden.

Von den 42,000 Fremden, welche die diehljährige Aurliste nennt, ist immer noch eine bedeutende Anzahl hier, die großen Hotels haben noch alle Hände voll zu thun, es ist noch lebendig und amüsant genug in Wiesbaden — nur die Gräme fehlt, die eigentliche Hauste-voles, die nach Biarritz, Trouville und Stende abgereist ist, oder nach Baden-Baden zu den Kennen; auch die eigentlichen Kranten fehlen, jene zerstreuten Offiziere und Soldaten an Stöden und Sträßen, und die Kufen und Engländer in den kleinen Rollwagen. Die Jahreszeit ist ihnen zur Air nicht mehr günstig, denn hier heft man sich an einem einzigen kühlen Abende vor dem Kurdaule mit derselben Krätigkeit etwa ganz anständigen Kustel-Kemallemus, als man nachher im ganzen nächsten Sommer Klübe hat, denselben wieder fortzubaden.

Mit jener Gräme verschwand von den Promenaden auch die großen Polzellen, jene in allen Farben schillernden Seidenroben mit den vielen Haften und Ärturen; — heute regieren hier weder Sang-De-Boss noch Vert-de-Metterich, seit vierzehn Tagen herrscht vielmehr unumchränkt der schmudlose aber praktische Water-proof, und statt der pirlischen Seidenhaube der hohe ungarische Stiel. Als Ersatz für diese verlorne elegante Welt überschwammen seit den letzten Wochen ganze Schaaeren von Touristen Allen und Ede, Männer und Frauen mit diebselben Stielen und umhangenen Ferngläsern. Es sind der jene Romandzüge von Reiten, die, auf der Heizelher begreifen nach allen Ländern der Erde, dem berühmten Wiesbaden im Vorübergehen einen kurzen Besuch abhalten. Ganze Schaaeren langeschweiften Schne Alibons mit staatsdielen und Wadenstrümpfen, neben ebenloben Wästen mit lach gelauten Alibiden, stehen gloden überall in den Sälen und namentlich vor den Kauläden der Holmannen; Jugrkel aus Schwabach, Schlangensbad und Ems, wo die



Originalzeichnung von H. Schöner, 1872.

Saison bereits vorüber ist, Berliner Juden, die sich gern für Franzosen halten, amüßten sich hier noch ein paar Tage, ehe sie heimkehren zu ihren Geliebten und Verlobten, und nun gar am 21. September eregte ein noch nie dagewesener buntes und lustiges Schwarm die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums, etwa dreißig Linier aller Grade und Waffengattungen, welche die Verhöre des Generalstabes für einen Tag hierherführte.

Am nächsten Morgen bei Tagesgrauen verließen dieselben schon wieder die Stadt; sämmtlich zu Pferde, sah man sie auf allen nur vorhandenen Wegen, in Gruppen und einzeln, dem Viehgehege zu reiten, Karte und Reizbuch vor sich, und mindestens eine Division — natürlich nur in Gedanken — hinter sich.

Die Schule Meistke's.

Einmal beim edlen Kriegshunde, müssen wir hier auch

noch erwähnen, daß wir unsere Garnison in den vierzehn Tagen ihrer Abwesenheit zum Wandervogel mehr vermischten, als wir geglaubt hatten. Einmal entbehrte man die prachtvolle Musik des 80. Regiments in den gewohnten Konzerten nur umsonst, ferner aber schloß es auf der einen Reimion so an klotzen Längern, daß die beschlägliche Tiedman be-
schloß, den nächsten Ball vom abläsen Sonnabend auf den folgenden Montag zu verlegen, und da unsere Garnison

Regenschirmstudien.

Originalzeichnungen von Th. Weber in Paris.

I.



Der Kavalier des neuen Kommodors.



Der Blinder.



Der Heffter.



Der alte Junger.



Der Familienvater.

am Sonntag früh wohlbehalten hier wieder einrückte, so konnte man in dem Verlaufe der Direktoren ebensowohl eine Artigkeit gegen diese, als gegen die tanzen Damen erblicken; jedenfalls waren beide Theile mit diesem Arrangement am folgenden Vollabend augenscheinlich sehr zufrieden. Der Monat September brachte uns übrigens unter jener Hölle von Durchzählern, deren ich erwähnte, auch einige bedeutendere Persönlichkeiten — unter den Aeltern auch Berlin.

Vor Allem nenne ich als solche Hrl. Nielsen und Frau Seebach, die uns bei ihrem hierorts unvergeßliche Kunstgenüsse bereiteten. Hrl. Nielsen gab hier leider nur ein

Konzert im Sturial auf ihrer künftigen Durchreise, aber sie trug in demselben unserer Aller Sympathien im Sturme an sich durch ihre süße, überaus biegsame Stimme und die fesselnde Auffassung dessen, was sie sang. — Einige hier anwesende schwedische Studenten setzten ihre bekannte Landsmännin durch eine Serenade. Ein alter Habitus der Berliner Oper, großer Kunstverständiger und Freund von mir, war von der Sängerin so begeistert, daß er ihr das Kompliment machte, sie mit der „unsterblichen Lohse“ zu vergleichen, und das in das höchste Lob, welches er zu verschicken hat. Er sagt es Jedem, der es hören will, daß jetzt der Lohse die großen Sängerinnen ausgefallen seien.

— „Keine Kraft — kein Stolz mehr, junger Mann.“ so sagte er mir tausendmal. „Aber Ihr könnt darüber nicht urtheilen. Euch fehlen die großen Vorbilder. Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie in Ihrem Leben schon einmal einen Triller gehört? — Nein, ich sage Ihnen, Sie haben keinen gehört, Sie wissen gar nicht, was ein Triller ist. O Gott, wenn ich noch daran denke! Wenn Sie trillerte! Ich verführte Ihnen, wenn Sie anging und Sie gingen hinaus an's Büffet und bestellten sich ein Glas Eis und läßten das in aller Seelenruhe gemütlich aus. — ich sage Ihnen, — wenn Sie wieder rein kämen — Sie trillerte noch! — Aber die kleine Nielsen — allen Neipelt!“

Bekanntmachungen aller Art.

Heilanstalt zur arztlichen Heilung veralteter
Leiden: Rheuma, Gicht, Krämpfe u.
Nervenschwäche, Migräne, Epilepsie, Stomatitis,
Geschwülste etc. Nach Dr. med. Dr. Rosenfeld,
Berlin, Tempelstraße 111, Prospekt gratis. 172

Beachtenswerth!

Unterzeichnete trägt ein vortheilhaftes Urteil gegen
 niemandes Persönlichkeit, sowie gegen irgendwelche
 die Partei und Weltanschauung. 6
Spezialarzt Dr. Kirchhoffer
 in Appel bei St. Gallen (Schweiz).

[illegible]

Für kinderlose Frauen. Das elyge. Fortwährende
Gutheil gegen die Unfruchtbarkeit nach bewährtem
Verfahren. 100000 erhalten im Selbstverlag vom
Dr. H. Auerbach, praktischer Arzt u. in Berlin,
Unter den Linden 88a, 68. Preis 1 Mk. 25 Pf. 258

!!sichere Heilung!!
Kranken und Leidenden
Inde ich mit geschätzten Beratern, Franz und Wenzel
schickte die von erkrankten 24. Auf, der freien Reichsstadt
Freiburg. „Die einzig wahre Heilungsmittel“, eine
„Sichere Heile für innerlich und äußerlich Kranke jeder
Art“, auch gegen alle Geschlechtskrankheiten. 733
Folien Hermann in Stuttgart.

Jedermann sein eigener Drucker. 35 von 36 Seiten V.M. - Net Frachtk.

Fabrik und Lager von
Zauberapparaten
Die Kinder und Erwachsene, auch Fortwärtigen
mit der bewundernswürdigen Kunst der Licht
Kunst, kann unser Katalog und Preisliste, mit
Vielzahl angelegter und sehr schöner, so liefern.
Der Kunst der Lichtkunst, wird jedoch (selbst) ohne
Besondere Schwierigkeit. Eine Kunst, welche jedem Menschen
erhöhen seine Aufmerksamkeit, so das Licht selbst die
Bewunderung der Zuschauer, die Kunst der Kunst
selbst das Licht, das Kunst Wunderwerk sein soll.
Wilhelm Wille, Hamburg.

Stuttgart.
Schließbare Kassen
A 24, 30 und 36 Nr. pr. Stück
empfehlen unsere Maschinenfabrik
Friedrich H. G. 339

Erfindung für Papiersabrikanten.

Einige wichtige Punkte sind, jeder kann vorerst leicht
 erkennen: **Reich** ist vorzuziehen, das dafürste auf-
 /wies auf **Reinern** und **Gepul-Reinern** wirt, zu ver-
 stänlich. Die **Worte** der **Reinern** im den **gan**
 außerordentlich Bedeutung, da nicht von der **Rei-**
 facher in **Rei** kommt, sondern die **Reinern**
 Seinertheile der **Rei** nicht mehr verbessern und
 deshalb dem **Rei** auch keine **Reinern** geben; anson-
 dern die **Reinern** immer wieder auf zu be-
 reiten. Die **Rei** wird nach **Reinern**
 immer und mehr und mehr. **Rei**

[illegible][illegible]

J. Spörhase,
Fabrik von Malachit- und Kupfer-Lasur-
Urgesteinen, 324
St. Petersburg,
Michael-Strasse No. 2, gegenüber dem Hotel Kien.
Leihbibliotheks-Verkauf.
Eine sehr gut erhaltene Leihbibliothek bestehend aus
12 Bänden von
Friedrich Karl von Wessely bei Prof.

Die Samen- & Pflanzen-Handlung

Friedr. Adolph Haage junior, Erfurt

(gegründet 1923).

gepflanzt: 12 Stiele *Nyctaginia* einfach und gefüllt in 20 besten Sorten vom Treiben für 1 Thlr. 15 Egr.
(3 S. 37 kr.)

20 „ Tulpen, einfache und gefüllt, in 10 arabischen Sorten für 1 Thlr. (1 S. 45 kr.)

30 „ Crasme, in 5 der schönsten Sorten und Farben für 1 Thlr. (3 S. 45 kr.)

10 „ *Nyctaginia* in Hanari, alle Farben für 1 Thlr. (1 S. 45 kr.)

10 „ schöne *Decorations-Maryland* für's Zimmer 1 Thlr. (3 S. 45 kr.)

6 „ schönblühende Pflanzen, dabei *Azalea* und *Clematis* mit kausen 1 Thlr. 15 Egr.
(3 S. 37 kr.)

6 „ *Veilchen* die *Crasme*, die grüne und weissesteinfarbene einfache, sehr schön vom
Treiben und für's Zimmer, starke Pflanzen für 1 Thlr. (1 S. 45 kr.)

6 „ *Veilchen*, in 3 der schönsten gefüllten Sorten, als *king of Violets*, *Queen of Violets*
und *Prinsess*, letztere gefüllt für 1 Thlr. (1 S. 45 kr.)

6 „ Alpen-*Veilchen* in 6 Sorten für 1 Thlr. (1 S. 45 kr.)

Ausserdem besitzen eine Menge schöner *Warme- und Kalthauspflanzen*, die an sehr billigen Preisen
abgegeben werden. Versuche über Namen und Pflanzen werden auf Verlangen franco zugesandt.

Schirm'sche Handelsschule zu Wiesbaden.
Die Anzahl, die den Schülern und Zuhörern, Französisch, Englisch, Deutsch, Russisch, Hebräisch und
Neben lernt, wird, durch den Besonderen die drei Vorträge zum ersten und zweiten Schülern der anderen
Erkenntnis, der Naturwissenschaften, der Mathematik und Handelswissenschaft, Vorbereitung zum Militärdienst
Berechnung gute und billige Pension. Preisliste gratis und franco durch den Brief.
266
Seinrich Lindner.

[illegible]

Wilhelm Schiller & Co. in Berlin, Blumenstrasse 73.
 Feinsten, elegantesten Schmuckgegenstände, Juwelen und Verrückten-Instrumente, kostbarem: Eisenwaren, Wein, Blei,
 Silber, Gold, Linsen, Ringe, Edelsteine, Schmuckstücke, Porzellan, Kaffee- und Theekannen, etc., etc.
 und vielen anderen Gegenständen in Russ-, Engl.- und Amerik.-Waren. — National-praktischer Course für
 alle über die andere Preise, und eine Probe über den Preis.
Programm, Katalog, Anerkennungen etc. gratis.

Franz Kind, Banquier-Geschäft in Leipzig, 157
empfiehlt sich zum Ein- und Verkauf von Staatspapieren und Aktien, Besorgung
von Inkasso's; auf letztere eröffnet er laufende Rechnung gegen mässige Provision.

[illegible]

Literarisches. Dr. Theodor Wehl urtheilt im Zeitschriften der „Dresdener Konflikt. Zeitung“ über die Methode Foussaint-Langenscheidt *) wie folgt:

„Diese Methode hat sich nicht nur durch die Praxis bewährt, sondern auch die Anerkennung der wissenschaftlichen Fachkritik in so unabweisbarer Weise errungen, daß es unmöglich scheint, darüber noch viele Worte zu machen. Hier ist es der Erfolg, der für die Sache spricht, und wenn wir eine Beurteilung und zu machen erlauben, so ist es nur die, daß wir unsere Bewunderung ausprechen über die Art und Weise, mit welcher die Sprachlehre gewissermaßen in den Geist der Zeit eingegangen ist und sich da mit imponirendem Glanz (die Intelligenz) zu eigen gemacht hat, die in der heutigen Welt Grundriss der Wissenschaft geworden. Als bei hiesiger Kontroverse dieser Methode die Begriffe der Grammatik und Ausdrucks mit einer im Vernehmen liegenden Einfachheit, ja wir möchten sagen mit einer gewissen Annäherung des Begriffs deca, bei unsen Sinne, Veranschaulichung und Vertheile der Sprachlehre daraus verloren geht und diese Einigung und freies, gleichsam lebendiges Augegekauft ist. Die Lehrmethode von Foussaint und Langenscheidt tritt ohne viele Opfer, wie ein Weltmann und Weisender, bei uns ein. Sie hat einen leichten Umgangston und gefällige Manieren. Sie spricht einfach, klar und schlichter oder besser so, daß der Geist dadurch angeregt wird und man gewissermaßen bei dem Sprechen freuet in fremden Sprachen auch zugleich denken lernen kann. Das Organisationsgesetz der Organisations der Methode kräftigst und füllt den Sinn; sie hat entschieden ein philosophisches Element in sich, oder doch etwas von den Organisationsgesetzen eines solchen. Das heißt sie über alles hinaus und gibt ihr eines geborene und geistige Kräfte, das sie vor anderen auszeichnet und über die großen Kräfte verleiht, die sie hatte und noch haben wird.“

*) Dr. L. Langenscheidt im Anst. u. Conf. Einde in 12. Aufl. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485,

[illegible]

Illuminations: Pottery

(eigene Fabrikat)

1871/70 1-4

1871/70 1-4

G. Reichwaller,
Königsberg n. N., Württemberg.



Avis. Ein registriertes Haus in besten Wohnort
die Terrassen, Luftungsöffnung, Wasser;
genügte Zirkulation und Konditionen
und Solides Neues Planwerk, Treppen, parkan-
tel. Anwesen, ganzheitlich, Haute-Corner sub-
h. P. Wiegel die Kommunikation von Carl
Schulze in Harzger.

Quintessence d'Eau de Cologne
ambrée,



Wasser gegeben, um den kochenden Reibapparat zu ver-
breitern. Die kleinen Nachschwammungen liegen hinten wie
baldige Hügel und gehen so über, dass
In ihnen in allen verschiedenen Verhältnissen
tauchen 1/2 Gl. 12 Egr., 1 Lige 1/2 Gl. 2 1/2 Lige.

[illegible]

Briefmarken
aller Länder verkauft billigst.
Vollständige Kataloge versandt
an 3 Pfennigen franco. 1911
Alwin Zschiesche,
Antiquariatsgeschäft, Leipzig.

Unterleibsfranke	haben eine schwere Gefahr für sich, die von der faulenden Milchsäure, Dr. Hermann Buchner, produzierter Wege u. in Berlin. 116
Zucken erkranken und ist das langsam zu heilen:	336

Hetaren
aller Zeiten und Völker
 mit besonderer Berücksichtigung
 für Berlin schwebenden Bittensagen
 von
 Theodor Böhm

Neue Ausgabe.
Preis 1 Thaler.
Verlag der W. Legers'schen Buchhandlung in Berlin.
!!Neue zeitgeschichtliche Romane!!
Bücher sind im unterzeichneten Verlage ex.

schonen und in allen Buchhandlungen vorrätig:
Mexiko
 oder
Republik und Kaiserreich.
 Politisch-sozialer Roman aus der Gegenwart.

Arthur Storch.
5. Auflage. 4 Bde. Illustriert. Elegant gebettet.
Preis 3 R. 6 W. ne 2 Tblr. 70 Sgr.

Zwischen Krieg und Frieden

Nach Custozza und Königgrätz.
Historisch-romantische Zeitgemälde aus Custozza
von Lucian Hebert.
3 Bde. Eleg. geb. Preis 4 fl. u. Ww. 3 Tlr. 24 Bgr.
Neu zweite Auflage erschienen. Oester-
reich und Deutschland im letzten Jahre

on stoner, alle Verhältnisse und geheimen Beziehungen sorgfältigster und täglich freimütiger Weise, wie Lucian Hartley's Roman „Zwischen Krieg und Frieden“.

Wenn Ihr ihn einmal kennt, vielleicht. Ihr seid ja wie ein Kind. Ihr würdet jedes Wort in denselben mißverstehen. Eifersüchtig, Rafael?

Ich sollte böse sein. Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich Anbeter gehabt, aber nicht geliebt habe?"
 „Und Diomed ist Euer Anbeter gewesen?"
 „Kun — ja doch."
 „Aber Du hast ihn nicht lieb gehabt, Georgina?" —
 Rafael fragte das mit jener rührenden, warmen Liebes-
 ängstlichkeit, die ihrer Antwort sicher ist.
 „Nein!" sagte sie mit bezauberndem Lächeln.

Es regnete seit vielen Tagen, trostlos einsam und einkalig. Georgina sah Nachmittags zwischen ihren Lei-
 stungen und durchblätterte sie. Rafael sah aus dem Piano und
 träumte einzelne Akkorde. Constance, die schwarze, schöne,
 schattliche Französin, ordnete die Blumen an den Fen-
 stern. Der Regen stieß in langen, dünnen Streifen an
 den Scheiben nieder und plätscherte draußen auf dem
 Simse. Das Laub der Bäume hing trübsalig schlaff
 und gepreßt zu Boden und juckte vor Kälte. Die
 Berge waren ganz verschwunden in den feuchten, weichen
 Regenschleieren.

„O!" sagte Georgina plötzlich, ohne von der musika-
 lischen Gazette aufzusehen. „Da lese ich aus Teardrop,
 daß ein Herr Netieff als Almasiva gekürt habe und die
 Partie nicht zu Ende haben konnte oder durfte, er ist
 von der Bühne weggeführt worden..."

„Kun!"
 „Ich habe ihn gehört, wie er zum ersten Male die
 Bühne betrat. Es war vor zehn Jahren. Er war
 neunzehn Jahre alt — höchstens! Und er wurde so an-
 gesehen. Ich schwärmte damals für ihn, ich war noch
 ein ganz junges Mädchen. Und hier heißt es nun: er
 habe seine Stimme und sei eine lächerliche Figur!"

„Ich habe ihn voriges Jahr in Agam gehört, wo er
 auf Engagement kam und auch nur einmal zum Auftreten
 kam," sagte Rafael, Akkorde greifend und zu Georgina
 hinübersehend. „Er war damals schon ein altmännlicher,
 häßlicher Mann: ein abgegründetes Gerippe — nur Knochen-
 knochen — höchst gekrümmt, garstig, unbehülflich, plump
 und gemein stehend, mit dem verloschenden Schatten einer
 heiseren Stimme."

Die Prinzessin schaute dem Balken aus fennend in
 den Regen hinaus. „Es dämmerte im Zimmer, aber
 Rafael meinte, daß eine leichte Wölbe über ihr ernstes
 Gesicht gebreitet sei. „Als ich ihn hörte," sagte sie
 leise, wie träumend, — „da war er ein Ideal in seiner
 Art. Nicht sowohl das Ideal der Schönheit, sondern das
 der Jugend. Ich habe keinem Geringeren nie mehr so
 personifiziert gesehen. Das Gesicht vereinte den höchsten
 Typus der Feinheit mit dem reinsten Typus des inneren
 Lebens. Eine Vereinigung, die man sonst so selten bei-
 sammen trifft. Und darüber lag der Himmelsrand der
 Jugend... Seine Stimme war so frisch, daß sie an-
 mannte wie eine Rose, von der der Morgenhauch herab-
 rieselt..."

„Er hat Euch so gefallen?"
 „O, ich war beinahe verliebt in ihn!" sagte sie leichtsin-
 nig. „Dann verzeiht, daß ich Euch den Künstler in seinen
 frühen Verfall geschildert habe..."
 „O, ich bin Euch dankbar, das eben interessiert mich
 am meisten. Es ist interessanter, als wenn er eine dicke
 Verkleidung geworden wäre. Er soll damals schon sehr
 viel gelebt haben. Jetzt ist er also so bald schon eine
 Ruine der Freude geworden! Ich muß noch irgendwo
 sein Porträt haben."

„Ihr habt es von ihm selber erhalten?"
 „Jawohl. Er durfte oft zu uns zum Thee kom-
 men. Aber was soll dieser Witz? Ihr seid schon wieder
 ein Kind. Wenn mir Jemand gefallen hat, habe ich ihn
 doch noch nicht geliebt!"
 „Es ist nur, weil ich Alles ertragen könnte, nur nicht,
 daß Du mir nicht wahr und echt gewesen sein solltest,
 Georgina," sagte Rafael und erhob sich und ging zu ihr
 und küßte ihr die Hand, wie am Verzichtung bietend.

Endlich hörte der Regen auf. Es war noch Alles
 feucht, aber die Feuchtigkeit blinnte in der Sonne. Und
 man mußte sich wundern, daß Alles noch so schön gebil-
 det sei wie früher, diesen langen Regen hindurch. Ein
 feiner Wind hatte sich erhoben und machte das noch
 feuchte, von der Sonne durchglüherte Laub aneinander-
 rauschen, den ganzen ersten schönen Tag hindurch. Die
 Berge hatten sich entkleidet. Es war etwa die zehnte
 Morgenstunde. Die Prinzessin hand am Fenster im
 grauen, aufgeschürzten Kleide, ein kleines Panamahütchen
 auf den dünnen, langen, blonden Locken, und knippte sich
 die Handhübe zu. Sie sah immer so aus wie herin-
 gekauert in diese luxuriös ausgestattete, aber so niedrigen
 Zimmer, die auf eine Marktstraße hinausführten, wo der
 Hebermann laut schreiend seinen Wreden die Kruppe vor-
 schob.

Sie erwartete Rafael zu einem Spaziergang.
 Da ging der Vikar des Ortes die Gasse hinab, an
 deren Ende das Pfarrhaus und die Kirche lagen. Es
 war der neue Vikar Vater Mandus, der seit vier Tagen

erst hier war. Der frühere war selber Pfarrer geworden
 in der Nähe. Und der alte Pfarrer des Ortes konnte
 nicht acht Tage ohne Kooperator bleiben, denn er war
 leberleidend und saul in allen Geschäften, die sein Geld
 trugen. Die Pfaffen seien, die Predigten halten, das
 mußte der Vikar. Die nach Mariastadt durchziehenden
 Wallfahrer den Kreuzweg mit dem echten Christusdorn
 küssen lassen (wobei Jedermann sein Geldstück opferte), die
 reichen Leichenbegängnisse, die Taxen — das Alles ließ
 der alte, durre, leberfarbige Mann nicht aus den Händen.

Georgina ging allmählich in die Kirche. Sie hatte
 für diesen Sommer einen eigenen Sitz für sich, gleich neben
 dem Altar, wo in anderen Kirchen der Bischof zu sitzen
 pflegt. Da stand vorn auf einem Beistuhl ihr Name auf
 einer Bleistafel eingraviert. Sonst war sie keine große
 Kirchengängerin.

Der Pfarrer, der da die Straße hinabschritt, erin-
 nerte sie, daß heute der Sterbetag des Kaisers Franz sei,
 und daß ein Hochamt gelesen werde, und daß sie hinein-
 gehen konnte.

Der Pfarrer, den sie da nur von rückwärts sah, trug
 das weiche Gewand des Diakoniten-Ordens. Es
 plätschte in dem feuchten Winde um ihn, und die Sonne
 durchdrückte diese plätschernden Falten goldig.

Sie rief die braune Französin und sagte ihr: „Ich
 werde nicht warten, weil ich nicht spazieren gehen will,
 Constance. Ich gehe in die Kirche. Sage Monsieur Er-
 gott, er möge mich hier erwarten, es sind Zeitungen da."
 „Ja, Vesehl, Madame la Princesse."

Die Kirche war nicht voll; nur einige Bauern und
 einige Handwerkerfrauen des Ortes waren da in den
 Banketten vertheilt. Georgina sah in ihrer Bank neben dem
 Altar. Ihr gegenüber hing eine verblühte heilige Fa-
 milie aus dem vorigen Jahrhundert. Das Hochamt be-
 gann. Der Schulmeister des Ortes spielte die Orgel.
 Der Altar war freundlich und sanft vergolbet, voll lächelnder
 Engel und glänzender Strahlen. Die Sonne durch-
 wärmte heute zum ersten Male wieder das Feuchtkübel
 der letzten Tage, und durch die Kirchenfenster herein er-
 blinkte man ein Stück vom goldenen blauen Himmel.

Georgina hatte die ersten Worte irgend eines Me-
 schenwortes aus ihrem reichgeschmückten Quake gelassen, aber
 sie konnte heute keinen Sinn hineinbringen. Ihre Seele
 war nur in der Stimmung, sich auf den Wellen des
 Egeltonens in ziellose Fernen exportieren zu lassen, die
 ihr aber gewöhnlich schon in den Spinnweben der Kirchen-
 dede endeten. Der Pfarrer breitete mit seinen schwachen,
 kleinen Händen das weiße Lächeln über den Altar, stellte
 den Kelch darauf und legte die Hostie daneben. Dann
 erhob er die Hände und begann das Gebet.

Georgina faltete die behandschulten Hände und rich-
 tete sich halb auf — ganz gedankenlos... Es schauerte
 uns, wenn unsere Seele manchmal aus dem Alltagsleben
 in das Wunderland blüht, dessen Dasein wir fühlen
 und glauben. Wir erschauern dann sehr darüber, daß
 uns das Heilige so nahe sei — daß der Himmel uns
 beinahe in den erhobenen Händen leuchtet und in glän-
 zenden Hergen schon die Erfüllung beginnt. Wir entsetzen
 uns in solchen Augenblicken vor dem Reichthum, dem wir
 so achsellos mit Füßen treten, wie Blumen auf der Wiege
 zur blumenerreichen Sommerzeit...

Jetzt war das Wunder vollbracht durch das Gebet des
 stillbetenden schlichten Mannes im langen, feisen, falten-
 losen Priesterkleide; und er sagte das Gebet, drückte es,
 und er sagte das Reich — nicht mit seinen weichen, un-
 heiligen Händen, sondern mit den festen seines Priesters
 — er wandte sich und hob ihn empor... Georgina
 suchte tief auf. Sie glaubte.

Der schöne, blaße, dunkelgelagte, geistliche Mann hielt
 die Seligkeit in seinen Händen.

5.

Das Mädchen.

Georgina ging nach Hause. Mit ihr zugleich befehlten
 die heimkehrenden Handwerkerfrauen und die wenigen
 Bauern die Marktstraße. Sie sah die grünen Bänke vor
 den Häusern, dann sah sie das rosenfarbene angeführte
 Gasthaus, in dem sie wohnte, und an einem ihrer Fenster
 sah sie einen Wägenpferd, der ihr zuschickte — Rafael!
 Unten im Hofe stand ihr Diener und plauderte mit
 der Bedientin, die Wirthin grüßte sie aus der dampfenden
 Küche heraus, im Vorzimmer stellte ihre Jose einen verbor-
 denen Blumenkorb in eine Fensterbank; im ersten Zim-
 mer, das sie durchschritt, lag ein warmer Sonnenstrahl
 strahl über den Fußboden und zerstreute, an der einen
 Wand hinaufsteigend, einen Wasserbecken-Kopf in zwei
 Theile, und im zweiten Zimmer sah Rafael am Fenster
 und erhob sich bei ihrem Eintritt — lächelnd, ruhig,
 blond, riesig, wunderthätig!

Das Alles wußte sie noch. Aber im nächsten Augen-
 blick, als sie ihre Hand in denjenigen Rafael's fühlte,
 wußte sie nichts mehr, als daß sie ihn nicht mehr liebte,
 daß sie ihn nie geliebt habe. Daß er ein Irthum ge-

wesen war, immer, und vor Allem die letzten Wochen hin-
 durch. Ihr Herz wurde kalt und leer, wie sein Auge
 grübelnd auf ihr ruhte, und sie wußte, daß ihr dieser Mann
 nichts mehr sei und vielleicht nie etwas gewesen war. Sie
 hatte in ihm ihre eigene Einbildungskraft geliebt. Sie
 konnte gar nicht lieben — Niemanden: sie hatte kein Herz
 und keine Sinne. Sie wußte das Alles jetzt, in dieser
 hellen, trockenen Vormittagsstunde. Sie wußte das, weiter
 nichts.

Aber sie lächelte ihn zu wie immer. Nicht um zu
 lügen; aus Mitleid oder aus Scham. Aber wie er fort-
 ging, atmete sie auf und warf sich auf den Balkon
 und wollte denken. Aber ihre erstaunten, wiebelnden Gedanken
 blieben auf einmal wie ermüdet still, und sie lag lange
 da, denkend an gar nichts.

Graf Diomed Granisch ritt durch den Marktflecken
 und quartierte sich für die zwei, drei Tage seines Aufent-
 haltes in demselben Gasthofe der Frau Pizler ein, zu
 ebener Erde. Rafael war eben bei Georgina, wie er an-
 kam. Georgina wußte schon vom Fenster zum Balkon
 hinab. Graf Diomed war nicht schön, aber ein echter
 Mann und noch jugendkräftig. Das sah Rafael, wie er
 über die Schulter der Dame zum Wagen hinabschaut.
 Georgina empfing ihn wie einen Bruder. Sie ging ihm
 mit ausgestreckten Händen entgegen und ließ sich zweimal
 von ihm küssen, und im ersten Momente hörte man nur
 zwei fröhliche Stimmen. Dann kam die Verstellung. Die
 beiden Herren sprachen miteinander, wie man eben das
 erste Mal mit einander spricht. Sehr höflich, sehr freund-
 lich. Graf Diomed war ein schlichter Pötel in National-
 tracht, mit einem ersten, hageren Gesicht, furchtgehemmtem
 Haare, haßlichbraunem Vollbart und lichten, geistvollen
 Augen.

Rafael konnte ihn nicht lieb gewinnen. Er sprach so
 froh und frei mit Georgina — gar nicht verächtlich, aber
 das war noch ärger: wie ein ehemaliger Geliebter! dachte
 Rafael. Und Georgina hatte eine solche Freude über ihn,
 sie sprach oft momentan, kingerissen von der Erinnerung,
 von Sachen, die Rafael gar nicht verstand; und obwohl
 ihre Höflichkeit ein solches Gespräch gleich abbrach, sagte
 er doch, daß er heute eine Erlösung sei — in einem be-
 stimmten Gefühl für einen Liebhaber — und er wollte sich
 empfehlen. Aber man ließ ihn nicht fort, er mußte blei-
 ben bis nach dem Thee. Dann ging er. Graf Diomed
 blieb noch in den Zimmern Georgina's, er wohnte ja in
 demselben Hause.

Wie Rafael weg war, trat Georgina auf das geöfnete
 Fenster zu, wobei sie ihren Arm in den des Grafen Dio-
 med gekleidet hatte.

„So! — jetzt sind wir allein," sagte sie und sprang
 an ihm empor, ganz wie sie früher gewesen war, eine
 schöne, kühle Rose... und legte ihren Arm um seinen
 Hals wie eine Schwärmerin und sagte in sein Lachen hinein:
 „Liebt Ihr denn diesen hübschen Jungen nicht?" sagte
 sie Graf Diomed.

Sie erwiderte selber vor der Frage. Dann sagte sie
 mit einem Seufzer: „Nein!" — und wandte sich ab —
 rasch, unzufrieden, und spielte mit den raschenden, schwarz-
 en Augen an ihrem Halse.

„Und seid Ihr glücklich?" fragte Graf Diomed, und
 sie standen jetzt beide da, an das offene Fenster gekleidet,
 das in die nachlässige Verwirrtheit hinausführte. Er
 mußte sie sehr gern haben, denn es lag ein Hergensleben in
 seiner Stimme. Sie schaute ihn rasch an und dann wieder
 hinaus, wo der Mond durch weiße, wallende Nebel auf
 dunkle Berggipfel herabglänzte. „Ich weiß es nicht,"
 sagte sie, „Ich!"

Er wurde ernst und der nebelverhüllte Mond be-
 schaute ein Gesicht wie das eines Grabsbildes. „Ich bin
 sehr unglücklich," sagte er.

„O! — lang es aus ihr voll Theilnahme und sie legte
 wieder ihren Arm in den seinigen. „Das müßt Ihr mir
 erzählen, Diomed. Ihr müßt, als wir fanden, daß wir
 einander nicht liebten, nicht so lieben, um von einander
 zu trennen, versprochen wir einander: Bruder und Schwe-
 ster zu sein. Und ich habe es gehalten. Treu hab ich
 mein ganzes Leben geführt in meinen Briefen, ich das
 Einzige. Aber was sind Worte gegen Stimmen! Jetzt
 sind wir beisammen. Redet zu mir."

„Ja, aber nicht hier. Die Nacht ist schön. Zurücket
 Ihr die Räder!"

„Nein, Ihr wißt, ich bin nie krank," lachte sie. „Ich
 nehme mich den Schlaf und wie gehen."
 Und sie gingen in die licht dahinsinkende Nebelnacht
 hinaus. Georgina in dem weiten, tiefen, silbergrauen
 Schawl beinahe ertrinkend, Graf Diomed in einer male-
 rischen, dunklen Tracht, das schwarze Pelzwerkzeug auf
 seinem französisch gekämmten Haare, und so gingen sie
 dahin, Arm in Arm, rasch, wie zwei flüchtende priesterliche
 Romanfiguren.

Es war eine seltsam schöne, lebendige Nacht um sie.
 Sie hatten den Marktflecken hinter sich und gingen auf der
 schmalen Gebirgsstraße dahin. Ringsumher war ein Kreis
 von hohen, baumüberwachsenen Bergen, die wie im Schlaf

ewige Angst und Noth mit den sogenannten „Diebst“ oder „Lippschaden“, das heißt mit jenen Balken, welche den Pfand tragen. Diese werden, oft schon binnen kurzer Zeit nach vollendetem Bau, faul und morsch, und ich habe mit jagen lassen, das rühte theils von der Verfallbarkeit des auf solchem Abhänge des Gebirges allzu unglücklich machenden, nicht kräftigen Laubholzes, theils aber von dem Umstande her, daß in winterlich vertheilten Schichten die Baumkämme nicht zu erreichen sind, daß sie folglich im

Sommer grün geschlagen werden müssen und deshalb niemals gehörig austrocknen können. Ich vertheilte also davon und rede mir nach, was ich vernommen, ohne Purgeloch für die Winterzeit zu lassen. Was ich aber früher verburge, in die Handelsmutter, seit meines Führens, auf dem ich, kaum im Weich der freundlichen Räume, keinen feinen Zeit mehr wagte, auswärts, ich könnte durchbrechen und in die kühnen Zimmer der ersten kühnen, stürzen. Denn das Schicksal hatte sich den böshaftern Zeit erlaubt, mich auf meine alten Tage unmittelbar über einer Spallasse einzusparieren! Wer den Schaden hat, darf um den Spott nicht sorgen sein. Meine nächste Sorge ging auf der vorgetriebenen mühen Gliedmaßen Rettung. Die Bauleitung unterrichtete, die Jüngerleute rückten an, ich rühte aus ... der Klugheit gibt nach. Ich suchte mit im Hotel zur „Stadt Triest“ auf etliche Monate ein Ruheplätzchen, welches ich in dem höchst vorzüglichen, viel bewachten, ununterbrochen gehaltenen „Gefährten“ (den ich bei dieser Gelegenheit dem Vater, falls er Krieg berührt, aus allen Tönen empfohlen haben will), eben weil er so viel Geduld war und ist, unmöglich finden konnte. Die „Stadt Triest“ (die Gegend nämlich) ist eine herabgefallene Größe, welche aus ihrer Wälder noch die weiten Räume bewahrt. Ich hatte drei abgetragene Zimmer inne, am äußersten Ende

eines langen Ganges, wobei ich keine Fremden Fuß vertrat. Das eigene Möbel warhanden mich; denn die Küche war vollständig. Hier war ich ja doch ebenso gut als zuhause, wie ich vorher. Deshalb hoben wir im Vereine und fanden uns fern von unserm eigentlichen Tabor in traulich zusammen. Es war ganz nett bei uns; ich bin sehr stark gewesen dort, und meine Schrammen und Kratzen haben mich gar nicht gestört in der Arbeit. Störungen durch Besuche bleiben in Gedy aber unermesslich

(den), konnten, in's Geirach verliert, einen Herrn in Generals-Uniformen erst dann, als er nicht vor La Noche fand, diesen freundlich begrüßend.

Ich ging mit den Damen langsam zurück, ... die Herren trennten sich ... La Noche hatte uns ein — ich sagte ihm: wer war der General?

„Nennen Sie den nicht? Das ist ja der Internuntius!“

„Internuntius? Wie denn? Was denn?“

„Der kaiserliche Internuntius an der hohen Stelle: Baron Proletch.“

„Baron Proletch?“

„Warum nicht gar. Das ist ein Versteck nach Baron Proletch.“

Der ist ja genau, nicht ganz anders aus. Den hab' ich in Berlin ... kennen gelernt.“

„Zum Teufel.“

Sie wollen mich doch nicht abstrichen, was sonnenklar ist. Er heimdet sich auf Urland her, sammt seiner Familie. Die Damen belanden in Konstantinopel nicht länger aus, wollen sich hier etablieren. Proletch ist ein geborener Gräber, ihn

wacht's immer noch in die Heimat. Er denkt, er könnte dann, sich hier ein eher noch zu gründen

ist die Zeit, wo er aus dem Staatsdienste tritt. Hat mir's jetzt eben mit deutschen Worten gesagt.

„Wer das ist ja ganz unmöglich. Das kann ja gar nicht der Fall sein, der mich Anno Neunundvierzig in Berlin ...“

„Was kümmert mich Ihr Neunundvierzig, und wen Sie 1844 bei den dortigen damaligen Geandten hielten. Das ist ein Mann, der mich anprach, ist Proletch, und was noch mehr: wohlt im ersten Stock der „Stadt Triest“, mit einem ... und. Und jetzt geben Sie sich jurieren. Sie sind ein unverwundlicher Streithammel. Oder halten Sie mich für verrückt?“

„Im ersten Stock der „Stadt Triest“? mir ging ein Licht auf: es sehr dunkel war, in Folge einer Schwärze, einer Negern: doch hell genug, meinen Irrthum an

ich, seitdem die Eisenbahn nach Italien führt. Ganz Deutschland zieht ja des Weges. Ununterbrochen ich sehr verweilen, wenn ein Tourist den anderen abläßt. Manche wohnt hier! Ich jenseits des Semmerings gewünscht. Manche wiederum beglückte mich, besonders bei längerem Aufenthalt. In den letzteren gehörte Kaiser La Noche, der diesmal nicht auf „Gefährten“, sondern auf „reine Luft“ in die Steiermark gekommen war. Von dem und den Seinigen ließ ich mich gerne hören. Da wanderten wir denn eines sonnenklaren Abends dem über jede Beschreibung erhabenen Schlossberge zu, der die Gegend umschleudert hat, daß er nach fünfjähriger Verweisung dem Umstürzer noch herrlicher dankt, als beim ersten Male, und auf dem ich so möglich an jedem Tage zweimal untersteig. Wie plauderten auf's Beste (von Berlin und Königberg, von Weimar und

Idro, Hafenstadt von Triest, vor dem Einsturz. Nach einer Photographie.



Idro, Hafenstadt von Triest, vor dem Einsturz. Nach einer Photographie. (Z. 2.)

schonlich zu machen. Die Schwärze, der ich eine halbe Stunde zuvor auf dem Fluß der ersten Etage begegnet war, über deren Erscheinung ich mich vorübergehend gewundert, gehörte zur Dienerschaft der Frau von Proletch! Das schmeckte nun freilich nach Romanroman ... Sieh, sieh! Also war's nicht der berühmte Proletch, der mir den Keilspieß aus der Hand gerissen und sein gültiges Wort für mich gesagt? Also das war Proletch, der jetzt mit La Noche geredet, der unter mir wohnte. Der Mann mit den

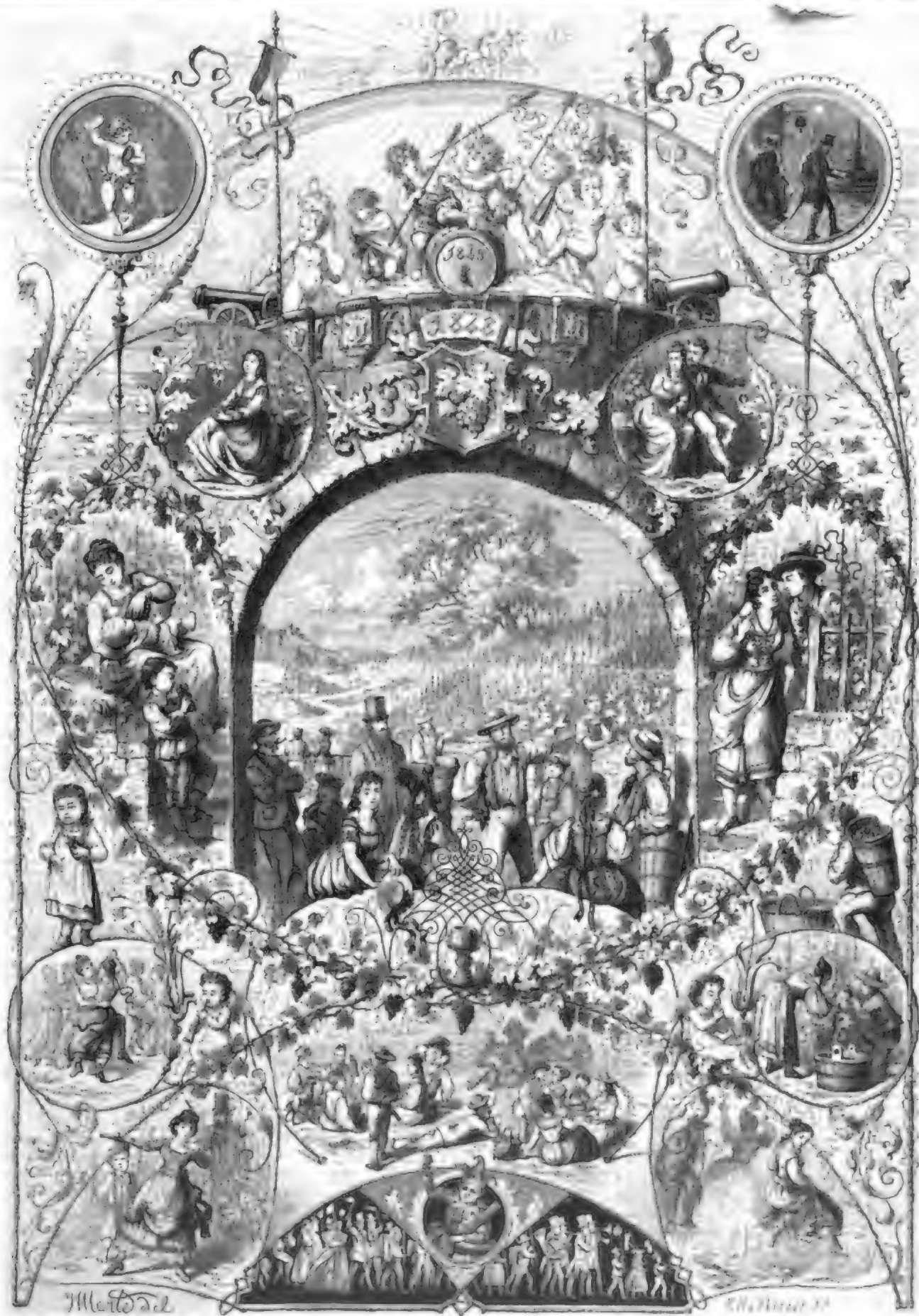
großen, feurigen, vielzähligen Augen. Das war der wirkliche Proletch! Und mein gedämmter, eingebildeter, falscher verließ wie ein Schattenbild früherer Laune im's Nichts. Ich durfte mich an den Lebendigen halten. Das that ich freilich. Ich packte ein paar Hände meiner Leichten, poetischen Leute zusammen, schrieb etliche Zeilen dazu, kante an nächsten Morgen das Paketchen auf seinen Frühstückstisch. Gleich darauf brachte ein Kellner den Bescheid: „Gefallen's Ihnen besten!“ — Ich ließ mich nicht bitten; Augs

war ich bei ihm. Die Vorzeichen, schüchternen Menschen wohl eigen, wie sie sich passend introduzieren sollten, um beim ersten Anlaß keinen ablenkenden Eindruck zu machen, quälte mich diesmal durchaus nicht. Wankt ich doch, womit ich zu beginnen habe. Ich erzählte von der Verreise und umschmeißte die Berliner Gedächtnisse, bestrich sie ihm lebhaft, vertheilte sogar meinen dämmen Vrell fernwegs und emstand augenblicklich, daß er's gütig anwahrte.

„Den Sie für mich gehalten haben,“ sprach er lachend,



Strenghalter Wollentempel auf dem Fährweg. Gegenüberstellung von 2. Bild. (2. 70.)



Schwäbische Weinlese 1866, von M. W. 1866.



100 Reiterinnen auf der Jagd. Nach einer Zeichnung von H. Schöner, aus d. Revue d. 18. J.

Die Spuren eines Romans.

Von
H. B. Stadländer.
(Fortsetzung.)



Adelgunde, welche, allerdings selbst ohne Verschulden, all' dieses Unheil angerichtet, Adelgunde saß am Nachmittag desselben Tages — den Morgen hatte sie mit ihren Korrespondenzen und sonstigen kleinen Angelegenheiten verbracht — in einem bequemen Fauteuil am Fenster ihres Zimmers im Westhofe, von wo sie eine prächtige Aussicht auf die grünen Berge hatte, und las in einem Briefe, den ihr so eben der Postbote gebracht.

Es war ein Schreiben ihres Onkels und Vormundes, der ihr mit liebevollen Worten schrieb, wie begreiflich es sei, daß sie sich in der freundlichen Stadt, wo sie sich gerade befand, einige Tage verweilen wolle. „Für den Fall“, schrieb er, „daß Du lange Zeit empfänglich und theilnehmend wärest, findest Du hier einen Brief an einen meiner dortigen Bekannten, der sich über Deinen Besuch sehr freuen und Dir dessen die Hommages seines Hauses und der Stadt machen wird.“

Adelgunde schüttelte leicht mit dem Kopfe. „Warum soll ich mir eine Heißel anhängen?“ dachte sie, „da ich es so gar begreiflich finde, wie der arme Herr in der Luft zu schweben, um mich dort niederzulassen, wo ich etwas Interessantes sehe. Nein, nein, ich lenze diese Empfehlungsschreiben, entweder schüttelt jener gute Freund meines Onkels die Kopf einer solchen, oft sehr unangenehmen Empfehlung dadurch ab, daß er mir ein Diner gibt, oder gesteht ihm wirklich die Empfehlung — was ja wohl möglich wäre, so bittet er mir vielleicht sein Haus zur Wohnung an, und dann bin ich am Ende mit meinen weiteren Fortschritten, was doch schade wäre.“ setzte sie mit einem träumerischen Blicke hinzu, „denn ich darf es mir wohl selbst gestehen, daß ich ein mehr als gewöhnliches Interesse habe für jenen jungen Walter, dessen Fabel, daß er verheirathet und auch im andern Sinne der Vater jener reizenden Kinderstube sei, zu leicht zu durchschauen ist. Nein, nein, ich will mir das Vergnügen machen, noch ein klein wenig die Spuren jenes Romans zu verfolgen und deshalb diesen Empfehlungsbrief zu den Alten legen — wie heißt er denn, der alte, würdige Freund meines Onkels — Baron Fremming auf — — — Wachenhof.“

„Auf Wachenhof!“ Sie sprang so hastig von ihrem Fauteuil in die Höhe, daß ihre alte Kammerfrau, welche an dem andern Fenster mit einer Arbeit beschäftigt saß, ein wenig zusammenstieß und aufschauzte — auf Wachenhof! Adelgunde nahm hastig das besuchte Buch vom Tische, blätterte ein paar Sekunden darin und las dann halblaut folgende Stelle:

„Du, verehrter Leser, es schmerzt und, Dir nicht den Namen jener Stadt angeben zu können, wo unsere wahrhaftige Geschichte spielt; Dir nicht die Straße bezeichnen zu dürfen, auf welchem Du zu jenem schönen Landhause Wachenhof gelangst, wo jenes kalte, herlose Ungeheuer noch wohnt, welches so verderblich in das Leben der unglücklichen Magdalena eingriff, jener verdorrten, blasseren Weibchen, mit dem Schmeiß des Alters auf dem Haupte und trotz alledem mit der wilden, alles verzehrenden Glut im Herzen.“

Welcher Anfall, welches Zusammenstößen! Wie interessant erschien ihr jetzt dieser Empfehlungsbrief, wenn sie auch weit entfernt davon war, sogleich Gebrauch von demselben machen zu wollen — also wieder ein Faden, der sich ihr so plötzlich darbott, um jene Spuren zu verfolgen. Also wieder ein Ring dieser geheimnißvollen und für sie so interessanten Kette. Ja, sie zweifelte jetzt nicht mehr im Geringsten daran, daß sie sich auf dem Schauplatze dieses Romans befand und daß die Figuren derselben aus dem Leben gegriffen waren, heute noch hier lebten und wandelten, und in diesem Falle war es ja auch möglich, den kleinen verstaubten Ort mit der Wohnung des Wirtes anzufinden, für sie der Mittelpunkt all' dieser merkwürdigen und reizenden Begebenheiten.

Sie hatte jene Stelle, den Bewohner des Wachenhofs betreffend, noch einmal durchgesehen und dabei ein Klopfen an die Thüre ihres Vorzimmers überhört; doch hatte ihre Kammerfrau geöffnet und meldete eine Wäglerin, welche sie hatte holen lassen. Diese trat denn auch in's Zimmer, einen Knix vor der fremden Dame machend, obgleich diese, gegen das Fenster getreten, ihr den Rücken zuwandte. Doch drehte sich Adelgunde sogleich herum, saß aber leicht zusammen, als sie bemerkte, wie sie von der ihr gänzlich unbekannten Frau mit weit ausgeprägten Augen und mit Blicken des höchsten Schreckens betrachtet wurde.

Dem geneigten Leser sind wir hier die Erklärung schuldig, daß die brave Wäglerin ganz zufällig soeben einer

etwas starken Familienzene im Hause des Herrn Stadtrath Schmetterer beigemohnt und hierauf, nachdem dem Schuldigen erlaubt worden, sich zu entfernen, von der entsetzten Gattin desselben in die entsetzten Vorfälle eingeweiht worden war. War es doch so begreiflich, daß die Stadtrathin auch bei dieser Veranlassung ihr volles Herz in den Armen der getreuen Wäglerin ausschüttete, hatte diese sich doch schon bei ähnlichen schweren Veranlassungen treu wie Gold bewährt; war sie doch in alle Geheimnisse ihrer weltlichen Kunden eingeweiht und konnte man sie doch als ein unbeflecktes Gemüth, als stug im Rathe und als so verschwiegen, wie man selber war; machte sie doch nie den geringsten Versuch, das schändliche Treiben junger und alter Männerwelt zu beschönigen: im Gegentheil! Niemand wie sie verstand es, aus einsamen, an sich oft unzusammenhängenden Kleinigkeiten, aus Bliden, Worten bei zufälligen Begegnungen ein so wahres Schauergermälde männlicher Verworfenheit zusammenzusetzen! Und wie verstand sie es, unerlässliche Riden anzufüllen! So auch hier wieder, während die Stadtrathin, die Photographic dieses entsetzlichen, schänen Frauenzimmers in hoch erhabener Hand schwingend, im Zimmer auf und ab rasste. Hatte sie doch schon gestern nicht davon gewarnt, daß etwas unanständig in dieser Geschichte sei. Als der Stadtrath nämlich im langsamem Schritt, sich leise kleidend, sich häufig umschauend, sein feiner Kauslei zu schloß.

„O ja, ichen, mit ängstlichem Gesichte, schleichend, wie ein bules Gewissen, das in der richtigen Ausdrucks!“ schaltete Madame Schmetterer ein, „o, ich kenne das!“ Sie wissen, daß ich nie übertritte, aber ich würde glauben, meinem Gewissen nichts Unrechtes auszubringen, wenn ich die Behauptung machte, daß diese junge, verdächtige Person Wiene gemacht, dem Herrn Stadtrath auf die Kauslei zu folgen, und daß das nun verhindert wurde durch den guten Schmauder, der sich zufällig auf dem Haupte der Kausleigebäude befand.

„Ich traue sonst diesem Schmauder nicht um die nächste Ecke“, sagte die Stadtrathin mit großer Entschiedenheit, „und auch hier in dieser gähnigen Geschichte, daß er sich wahrlich gewiss ganz bereitwillig herzugeben, den Spion und Spionenträger zu machen. Er hat ausgekundschaftet, daß diese Person in einem Photographen gegangen ist, er hat dieses Bildniß herbeigeschafft — natürlich Alles zu Polizeizwecken!“ Die betonte Madame Schmetterer mit einem trübseligen Lachen und einem Ausprechen des rechten Arms gegen das Nebenzimmer: „So hat er mich wenigstens glauben machen wollen und hat das Mädchen noch hinzugefügt, die Fremde sei bei dem Photographen in den Verdacht gekommen, eine große Falsche mit Gift gestohlen zu haben. Kann man wohl solche Dummköpfe glauben!“

Nun aber war die Wäglerin eine Frau, Alles zu glauben fähig, wo es sich um einen Skandal oder sonst etwas Unordentliches handelte, was sie mit Eifer weiter erzählen konnte. So würde sie sich zum Beispiel nicht gescheut haben, weiter zu berichten, daß der Hauptpastor der Stadtliche wirklich den Tausel auf offener Haube gefangen, sondern sie hätte wahrscheinlich noch hinzugefügt, daß er ihm bei dieser Gelegenheit den Schwanz abgetrennt hätte. Deshalb verstehen wir es auch, daß sie jetzt mit einem Ausdruck des Unvernehmens ihre beiden Hände emporhob und ausrief: „Ach, Frau Stadtrathin, daran kann doch viel Wahres sein. Glauben Sie mir, es gibt solche entsetzliche Frauenzimmer, die nicht nur auf Verführungen aller Art ausgehen, sondern welche unglückliche Menschenkinder, die in ihr Netz gegangen, durch Gift oder Dolch zu beiseitigen pflegen. Ach, welcher Gefahr ist der gute Herr Stadtrath eingegangen.“

VIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir in's Hotel du Nord zurückkehren und wird der geneigte Leser den Schreden der guten Wäglerin begreiflich finden, als sie hier, nichts Böses ahnend, sich mit einem Male dieser gefährlichen Person und fürchterlichen Giftmischerin gegenüber sah. Dieser Schreden zeigte sich nicht nur auf ihrem Gesichte, sondern auch so stark im Schwanken ihres Körpers, ja im Greifen nach einer Stütze, daß Adelgunde sie erachte, niederzufallen und sich mitleidig erkundigte, ob sie häufig solchen Anfallen unterworfen sei.

„O — nein — o — nein —“ stotterte die Wäglerin und setzte, tief aufathmend, hinzu: „Es ist das nur ein kleiner Schwindel, der mich bei der Hitze zweiten überfällt und — es ist sehr heiß draußen.“

„So setzen Sie sich und ruhen Sie aus, ich werde Ihnen etwas Vortheilhaftes gegen den Schwindel geben, ich führe immer dergleichen in meiner kleinen Reiskapsel bei mir.“

„O — nein, o — nein, ich danke Ihnen, es geht schon vorüber, ich danke Ihnen wirklich.“

„Nehmen Sie doch ein paar Tropfen auf Zucker aus diesem Flacon, es wird Ihnen gewiß gut thun.“

„O nein — wirklich, ich danke Ihnen, ich darf durchaus nichts dergleichen nehmen und es ist mir auch schon besser.“

„So setzen Sie sich und ruhen Sie aus, Sie sind so häufig gegangen; Gody, geben Sie ein Glas Wasser, die gute Frau sieht wirklich ganz blaß aus.“

„Für ein Glas Wasser bin ich dankbar, und wenn Sie mir erlauben, lege ich mich noch ein wenig. — Sie haben mich sehr lassen.“

„Ja, meine Kammerfrau wird Ihnen Einiges zum Ausbügeln mitgeben.“

„Ja, wenn die gnädige Frau nicht gar zu eilig damit sind?“

Sie sagte das nicht ohne Absicht, die gute Wäglerin. Durchaus nicht, ich gebe Ihnen gerne zwei Tage Zeit; es sind keine Chemisten, Krügen und Kermel, die man mir auf dem Lande, wohin ich gehe, nicht sorgfältig genügt herrichten kann. — Sie haben wohl sehr viel zu thun!“

„O ja, ich habe eine große Kunstfertigkeit, bin aber dabei unterlirnt von einigen erwachsenen Dichtern.“

„Sie kommen in viele Häuser und kennen wohl alle Verhältnisse der Stadt?“

„Viele wenigstens, doch ist die Stadt ziemlich groß.“

„Kennen Sie den Herrn Stadtrath Schmetterer?“

„— O — ja, oberflächlich.“

„Ein Mann voll Weisheit, Geist und Humor, nicht wahr?“

„O — ja.“

„Er ist verheirathet?“

„O ja, sehr; die Frau Stadtrathin ist eine brave, biedere, herrliche Frau.“

„Das freut mich in der That“, erwiderte Adelgunde nachdenkend, „ich würde gern die nähere Bekanntschaft des Herrn Stadtraths machen.“

Die gute Wäglerin dachte: „Das wissen wir bereits, doch wollen wir Dir diesen Weg schon verlegen; was das Kausleigebäude anbelangt, so sind mir da, ich und meine sechs Töchter, sowie gegenüber die dreiwertige Majorin, und zu Haus ist eine höhere Behörde, welche ihr Zimmer rein zu halten versteht, und nur über deren Leiche hinweg, wie wir bereits wissen, allenthalben geschwindet werden könnte.“

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen“, fuhr Adelgunde arglos fort, „wie sehr mich Ihre freundliche Stadt interessiert. Das herrliche Thal mit seinen Wäldern und Obstbäumen aller Art ist einer reichen Fruchtbarkeit vergleichbar, und welche entzückende Aussicht hat man auf die hübschen Straßen, sobald man zu einer von jenen Höhen emporgestiegen ist, und — — — was ich ganz besonders liebe, das ist in der Stadt die interessante Mischung von alter und neuer Zeit. Sieht man doch neben den schönsten Gebäuden im neuesten Stil so prächtige alterthümliche Häuser.“

„O ja, das Alterthum ist bei uns stark vertreten“, erwiderte die Wäglerin, um doch auch etwas zu sagen. Sie hätte uns Alles in der Welt vor dieser Fremden nicht für blöde oder gar für furchtsam gehalten werden mögen.

„Da habe ich gestern, als ich durch die Stadt ging, in einer engen Straße am Markt — sie nimmt dort ihren Anfang — einen kleinen, allerdings etwas verwilderten Hef bemerkt. Es steht in demselben ein zerbrochener Brunnen mit einer Hirschkugel, so passend zu der alten, hohen und schadhafte Hirschwand des Hauses, welches sich am Ende jenes Hofes erhebt; doch ist es gerade dieses Kainenkopfe, das mich entzückte und mich hier längere Zeit betrauernd festhielt. Kennen Sie dieses Haus, meine liebe Frau?“

„O ja, ich kenne es; das heißt ich kann mir denken, welches Haus Sie, Gnaden meinen.“

„Haben Sie Bekannte in dem Hause?“

„O nein, gewiß nicht“, versetzte die brave Wäglerin mit einem unverkennbaren Anfluge stiller Entrüstung in ihren Mienen, wovon indeß Adelgunde nichts bemerkte, da sie gerade zufälliger Weise die Stelle in jenem Wäde aufgeschlagen hatte, wo der kleine Hef mit der alten Hirschkugel und das alte Haus mit dem verschandelten Giebelbuche auf's Aenasthe beschrieben war.

„Das Haus mag im Innern sehr interessant sein; ich möchte es mir wohl einmal ansehen; schade, daß Sie, meine gute Frau, dort keine Bekannten haben, sonst würde ich Sie gebeten haben, mich hinzuführen.“

Wenn schon die Zumuthung, eine Fremde, und gerade diese Fremde in das alte Haus zu führen, welches die Wäglerin wohl konnte, finstere Wölfer auf ihre Sinne trieb, so war die von Adelgunde schon einige Male gebrandete Anekdote: „Meine liebe Frau!“ nicht dazu angethan, um ihre Mienen zu erheitern, denn die Wäglerin war gewohnt, sich „Madame“ nennen zu hören, und zwar Madame Vreslich — so war ihr ehelicher, unbefleckter Name — so stand sie im Adresskalender — und zwar als Wittwe eines kaiserlichen Leibalters. Sie erhob sich nun von ihrem Stuhl und sagte in spitzem Tone, sie bedauere sehr, der gnädigen Frau mit nichts Anderem dienen zu können — und die „Andere“ betonte sie sehr scharf — als mit dem, was zu ihrem Gesichte gehörte und in welcher Richtung sie die Befehle der gnädigen Frau erwartete.

Die Kammerfrau hatte indeß das Wäthige zusammengetragen und legte es der Madame Vreslich vor, die sich hierauf mit einem sehr steifen Knixe und der Versicherung empfahl, sie werde die nächste morgen früh um dieselbe Stunde zurückkehren. Damit ging sie, konnte

Die Schreden des Winters sind endlich vertrieben, aber die Morgenröthe beleuchtet ein trauriges Bild — von jäh abfallendem Felsenkange und ein Haat der kahlen Bäume gekrönt und liegen zerstreut und leblos in der Tiefe.

Mit der zurückgehenden Herbstzeit verbleiben diese Gegend, aber auch die Anwesenheit des Winters nimmt von Tag zu Tag ab. Die Natur wachet mit dem warmen Sonnenschein und frischen Lufte und trübt sich an den Bergen herum, leichter Schnee hat über Nacht und nicht den Sommer in die tiefer gelegenen Abhänge. Aber auch hier ist dieses Bleiben nicht mehr lange, denn das Bild selbst ist in der letzten Herbststimmung. Er rührt sich zur Heimkehr. Die Welt wird mit geistigem Punkt gezeichnet, Kräfte und Sonnenstrahlen schmelzen die feinsten Ecken der Erde, besonders die sogenannte Herbstzeit, die Anwesenheit der ganzen Erde, und die drei Herbstblätter. Der Winter trägt den verjüngten Winterschlaf zwischen den Bäumen. Alles schmilzt aber werden große, schwere Schichten um den Hals gedrückt, zu deren Stärke die Sonne mit großen Felsen kühlen. Hinterher kommen auch die Schale, Scherben und Nagen. Das letzte Dorf mit den Kalksteinen entgehen und zuletzt werden die Thiere in die Winterstille geführt.

Wie still, wie verlassen liegt das die Gegend da! Und noch immer ist die Natur wunderbar schön dort oben. Die sonnenbeschienenen Rassen und Felsen leuchten nach Harter und herbenstlicher, noch hat nicht allen Blumen das Herbstkleidchen gelassen, in der Herbstzeit jeder die Wälder in viel buntere Pracht — aber das beste Beispiel der Natur ist verkommen und mit ihm das fröhliche Leben. Nur noch oben in den rauen, klaren Höhen schwebt in weiten Reihen tragend der Hauch der, die Wälder drängen unheimlich

und das Gestein raucht durch die Röhre wieder. Die letzten so trüben Trübsen des Winters sind von Wäldern der Wälder geworden, deren unheimlicher Hauch den Wäldern begrüßt, während der kältere Bergkamm der Wälder überhüllt — — Mit der Winterzeit ist das, das Wälder der Wälder bedeckt.

Wiesbaden im Herbst.

Erzählung eines lebenden Phantasisten.

(Schluß.)

„Haben Sie die Wälder schon gesehen?“ so redet mich, kann daß ich die Schmelze des Soales überschritten habe, einer meiner Bekannten mit launenden Wäldern an, indem er mich zugleich am Hochhause festhält.

„Wer ist Wälder? — Wo ist er?“ — „Ja, ich über-“

„Dort drüben neben dem Esen sieht sie. Sehen Sie nur, sie hat für 500,000 Franken Brillanten an sich hängen und noch dazu lauter eiser, wie ich Sie vernehmen kann.“

„Aber mein Gott — was kommt mich das?“ — „Ich habe Hunger, also schnell, wer ist Wälder? Ist sie eine reiche Wälder, lang ist sie auf dem Esen oder hat sie Goldgruben?“

„Unfinn! Wälder — das ist Wälder, mein Freund. Sie wissen doch, daß der gute König von Holland — in weiteren Kreisen bekannt durch Rab. Wälder und Wälder — eine große Vorliebe für Wiesbaden hatte und sich früher hier gewöhnlich einige Sommermonate hindurch in der Wälder aufhielt. Derselbe hatte sich hier einen kleinen, stillen Ha — —“

„Wie?“

„Daher der Wälder die Wälder vertrieben haben. — Seit zwei Jahren lebt sie nun in Paris von ihren Wäldern mit einem vornehmen, reichen Wäldern und jetzt eben kommt sie aus Wälder-Wäldern vom Wäldern. — Apropos Wäldern, Wäldern, — es gibt doch nur ein Wälder, nämlich während der Wälder! — Was Ihnen mal den Mund etwas wälderig machen: habe Gora Wälder gesehen, Rab. Wälder gesehen — schon ein Wälder aufhauen — und vor Wälder die Wälder kleine Wälder — nicht nur gesehen, sondern auch gesprochen. — Sie war außer sich, daß der Wälder wegen Wälder nicht nach Wälder gekommen ist, sie hätte Wäldern gern die ganze Wälder im Stich gelassen, Wäldern sie mich.“

Wir gegenüber an einem der kleinen, runden Tische saßen zwei Damen und zwei Herren, welche eben das Dessert ihres uppigen und späten Mittagsmahles verzehrten.



24 Rheinthal bei El. Götter (vor der Ueberquerung) vom Esen Grünwälder auf gesehen. Nach einer Skizze von Götter, von G. Kall. (S. 71.)

Um einen silbernen Champagnerkühler herum, über dessen Rand der serviettenumwickelte Hals der Bouteille hervorragte, standen kleine Stühle mit Treiben und Pfirsichen, Apfelkuchen mit Ananas und eingemachtem Ingwer, daneben Zeller mit goldgelbem Pfefferkuchen, Butter und Wein — Alles bunt durcheinander zwischen Gläsern, Servietten, Cigarettenstiften und Wäldern.

Mit dem Gesicht mir zugewandt auf dem Sopha saßen zwei weibliche Wesen — ich sage absichtlich nicht Damen — die einen wäldern Wäldern von sich strahlten; es kam einem ordentlich die Luft an, zu nicken, wie wenn man in die Sonne blickt, sah man zu ihnen hinüber.

Beide waren mit Brillanten völlig überladen. Die größere derselben — so sagte mir mein Freund — war die berühmte Wälder, „la fameuse Wälder“, eine starke Wälder von etwa dreißig Jahren, in einem hohen, reifenreifebenen Seidenkleide, genäht, gepudert etc.

Neben ihr saß eine kleinere Dame, ihre Cigarette, eine lebhaftes Arrangieren, in einem tief ausgemessenen Kleide von blaßblauer Seide, mit tausend Perlenschnitten und Brillanten. Diese war so gut wie Wälder, einen Teil ihrer Brillanten tragen zu helfen, denn alle konnte sie sich doch füglich nicht aufhängen und im Dasein würde sie die Welt auch nicht lassen, und so starrten denn, namentlich an dem Federbüschel der Wälder, allein drei mächtige Brillantbrocken

als Agraffen und gierten vier oder fünf Armabänder das schmale Handgelenk.

Mademoiselle Wälder, den überrollen Oberkörper weit hintenüber gebeugt, starrte einen ihrer Hände gegen den Stuhl ihres Nachbarn und lag langsam den Rauch einer Cigarette, dabei gar ungeniert das in niedrigen Schalen und strengen Strümpfen stehende Wälder, von durchaus nicht reichenden Verhältnissen, den Wäldern der Wäldern preisgebend. Etwas weniger hochalant sah neben ihr die gefällige Freundin, einen kleinen Wälder — einen wäldern Wälder — lockte unter der Wälder hervorgehoben. Sie rauchte ebenfalls mit der Wälder eines Wäldern durch Mund und Nase.

Ihre beiden Begleiter waren pariser Marionetten, ohne jedes Interesse. Schweigen wir von ihnen.

Der Konversationston an dem Tische dort war mehr wie ungeniert. Das letzte Wälder der Wälder hatte beinahe die Wälder einer Sappenzelle, während ihre Bewegungen, die nach unten unwillkürlichen Wäldern einen Wäldern alle Wälder gemacht haben würden, durchaus eisen-eisen waren und die allerneueste pariser Schule atmeten.

Alles schien darauf abgesehen, Wäldern zu erregen um jeden Preis, die Brillanten allein genügten nicht, man mußte auch wissen sie zu tragen.

„Garçon!“

„Madame!“

„Votre cigarette est mauvaise, elle ne vaut pas le diable.“

„Madame je regrette l'insolence — mais je vous ai donné les meilleurs La Ferté, qualité exquise.“

Wälder schüttelte ungeduldig die gelbblonden Wäldern.

„Alors, donnez-moi un cigare — mais donnez — un peu fort s'il vous plaît et un peu très vite.“

„Je m'en vais.“ und dahin wäldern serviettenstehend der gefällige Wälder.

Aber „Garçon!“ — ertönte gleich noch einmal die tiefe Stimme laut durch den ganzen Saal, so laut, daß alle Welt sich export umgab.

„Si fort que possible mon ami — si fort que possible!“

„A l'instant!“ und dahin eilte er von Neuem.

Der Wälder kommt mit einem Teller voller Wäldern Savannas zurück. Wälder schlägt lebhaft ein Wein über das andere, lüftet sich eine Cigarette an, die sie mit den Wäldern abgesehen hat, und hält sich in dicke Wäldern.

„Celui est bon mon ami — vous aimez la pièce!“ und der Wälder macht geschmeichelt eine tiefe Verbeugung.

Neben im großen Saal wagt die Wälder — ein herrlicher Wälder braust vom Erdboden beunruhigt und lacht zum Lachen. Die Sonnabend-Neunton hat so eben begonnen.

Blanche steht auf, schüttelt sich die Röcke glatt und ver-
langt l'addition: sechs Napoleons auf den Tisch werfend,
schreitet sie zur Thüre hinaus, gefolgt von ihrem Cottege.
Der vordere Theil des großen Saales ist durch eine
rothe Tapserie vom dem eigentlichen Tanzsaal abgesperrt.
Er dient als Entrée und Zugang zu den Caf- und Spiel-
sälen.

Der Eintritt in den Ballsaal ist nur durch einen schma-

len Vorhang an der rechten Seite möglich, neben dem als
Cerberus in brauner Livree ein Employé steht, der strenge
Kontrolle übt.

Blanche klopft sich die Kleider zurecht und rückt an ihrer
Kordiere, die allein auf 250,000 Franken taxirt wird. Dann
holt sie einen großen goldenen Taschenspiegel mit einer Mar-
quiskrone aus der Tasche und ein goldenes Klammchen mit
einer Herzogskrone, ordnet sich das Haar und sieht beide

Urschicken wieder ein, um an einem prächtigen Placat zu
sehen und sich mit einem Schilderführer für 1000 Fr.
zu fähren. Darauf zieht sie sich einen Handschuh halb an.
Sie ist nun mit ihrer Toilette fertig und schreitet dreist auf
den kleinen Vorhang zu, um in den Tanzsaal zu gelangen.
Plötzlich stutzt sie und spricht mit dem Cerberus, oder viel-
mehr dieser spricht mit ihr. Blanche stampft unwillig mit
dem Fuße und wird laut — groß — heilig — — — um-

Regenschirmstudien.

Originalzeichnungen von Th. Weber in Paris.

II.



Der Regensturm des Mannes.



Der Regensturm der Frau.



Der Regensturm.



Der Regensturm der Dame.

ionst, der Vorhang thut sich für sie nicht auf, trotz der
Brillanten und der Kordiere, ein verbotenes Paradies gibt
es noch für jene Frauen, das ist der Ballsaal.

O, was gäben sie darum, auch diese letzte Schranke
noch zu überwinden, jenen kleinen rothen Vorhang bei
Seite zu schieben, der die monde von der demi-monde
trennt, ihren chien-chien und einen kleinen unschuldigen Can-
can in die Gesellschaft zu importieren, — aber es geht nun
einmal nicht, an dem kleinen rothen Vorhang scheiterten bis-

her alle Versuche, auch die hartnäckigen und bravsten —
hier ist die Grenze, von n'y passe pas!

Blanche und Gefolge ziehen sich zurück, nicht etwa be-
zähmt, nein, lächelnd und mit einem bühnlichen Venmet —
sie begeben sich auf bekanntes Terrain, in die Spielhöfe,
und hinter ihnen her zieht ein Schwarm Neugieriger, Män-
ner und Frauen, die sich drängen, um die Blanche und
ihre kostbare Kordiere zu sehen. Blanche, die diese Parade
mit ihrem großen, sinnlichen Rücken, die vor zwölf Jahren

einmal schon gewesen sein müssen, beginnt zu spielen, kniend
auf einem Stuhle, sich schielend mit den Croupiers. So
spielt sie und gewinnt sie, bis sie wieder durch belohnt
und mit ihrem Gefolge von Neuem in den Speiseaal geht,
um Champagner zu trinken und Upmanns zu rauchen.

Doch genug von Blanche und ihrer Kordiere — wer
achtet auf sie ohne diesel!

Geben Sie mir lieber Ihren Arm, holdes Fräulein,
und treten Sie mit mir in den Tanzsaal. Nicht wahr, hier

Bekanntmachungen aller Art.

Höhere Handels-Vehranstalt

Aug. Jener & F. Seiffert, Bremen.

Diebstahl der in allen Handelsstellen...

Verkauf der Aug. Jener.

Verkauf der Aug. Jener.

150,000 Thaler!

Originallosse der 75. Igl. sächs. Landeslotterie.

150,000 Thaler, 100,000 Thaler, 50,000 Thaler, 25,000 Thaler, 10,000 Thaler, 5,000 Thaler, 2,500 Thaler, 1,000 Thaler, 500 Thaler, 250 Thaler, 100 Thaler, 50 Thaler, 25 Thaler, 10 Thaler, 5 Thaler, 2 Thaler, 1 Thaler, 50 Cent, 25 Cent, 10 Cent, 5 Cent, 2 Cent, 1 Cent.

C. F. Schmidt in Leipzig.

Preis der Lose pro Stück: 1 Thaler 10 Cent, 2 Thaler 20 Cent, 3 Thaler 30 Cent, 4 Thaler 40 Cent, 5 Thaler 50 Cent, 6 Thaler 60 Cent, 7 Thaler 70 Cent, 8 Thaler 80 Cent, 9 Thaler 90 Cent, 10 Thaler 100 Cent.

Albrecht Schmidt, Buchhändler, Braunschweig.

Rührmaschinen für Mähdreie und gewerbliche Zwecke, ansehnlich billiger.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Preis-Verzeichniß der Rührmaschinen.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

hat folgende Hauptgewinne:

am 1. December 1868: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 11. Januar 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 1. Februar 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 13. März 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 12. April 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 29. April 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 10. Mai 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 20. Juni 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 10. Juli 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 20. August 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 10. September 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 20. October 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 10. November 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc., am 20. December 1869: 10,000, 5000, 2000, 3 & 1000 Thaler etc.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Die 75. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig.

Ungar-Wein

Alexander Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

1. R. Bieg in Wien, Felsenstraße 8.

Vater Amandus konnte jetzt Georgina schon vierzehn Tage. Und es war wieder ein Tag, wo er versprochen hatte, ihr ein griechisches Trauerspiel zu bringen — ein ernstes, ein aus Marmor gehauenes Trauerspiel — gar nicht passend für ein leichtes Fräulein; — in der ersten Szene schon wird der gottestrotzende Prometheus von der Gewalt und der Nacht an den Felsen geschmiedet. Aber sie schien so viel Interesse selbst an ernstlichen Sachen zu finden! Wenn er sich vergaß und von den Sagen des Herakles und den vornehmlichen Reden des Demosthenes zu reden begann, da hingen ihre orientalischen Augen an seinen schöngeformten, warmen Lippen — so ernst, so wahr — dann war sie wirklich eine Gelehrte. Er hatte das von einer Frau nie geglaubt.

Auf diesem Donnerstage trat der Bischof in den Nachmittagstunden aus dem gartenumschlossenen Pfarrhause, wo er zwei hübsche, wohlgeordnete Erdgeschosse bewohnte, und trug das alte, bestaunte Buch wie einen Blumenkranz in der Hand. Es war so leuchtend überall. Ein Kind mit erlauchten Rinderaugen lief von irgendwoher auf ihn zu, wie er den Gartensaum entlang schritt, und küßte ihm die Hand. Erkannte Rinderaugen sind wie ein Sonnenbild, wenn sie auf uns fallen. Wir müssen dann unsern ärgsten, böshoflichsten Feinde Alles vergeben, um seiner eigenen Kinderzeit willen. Es gibt keinen Gottesläugner, der ein Kind um sich spielen sieht. Und Vater Amandus wurde wunderthor durch diese erlauchten Rinderaugen — froh, als wäre er früher unruhig und auf einem unruhigen dunklen Wege gewandelt, auf dem nun plötzlich die Sonne durch widerwärtige Nebelgitter heraufsteht.

Kaiser Ernst war heute Nachmittag nicht da. Er hatte doch einmal einen Besuch machen müssen auf einem beschatteten Gute; er war nicht so glücklich gewesen wie die Prinzessin, die von Anfang an seine Bräute gemacht hatte und für Niemanden auf der Welt hier war, trotz aller Anträge und passender Verwandten und Bekannten. Denn der hohe Adel ist überall verwandt und bekannt mit einander, wie die Sägerinnen, und wo er einander trifft, ist er verbündet.

Georgina erwartete schon ihren neuen, lieben Freund, und sie war immer so froh, so geloben, wenn sie ihn erwartete, daß sie dann sogar mit ihrer Fiedel wohlthätig und lächelnd sprach, wie mit einer Freundin. Und er kam, und sie sprach, was man so spricht, sie setzte sich ans Piano, sie blätterte in dem Buche, und sie guckten aus dem Fenster in die idyllische Markstraße hinab. Er hatte nie gedacht, daß er so zu Hause sein könne, Seite an Seite mit einer so schönen, so geliebten, so lieblichen großen Dame, und er dachte erlaucht, wie einsam er gewesen sei bis jetzt. Und sie plauderten von Allem und schauten das Tragödienwerk an, das ganz nach dem alten großen Schulzimmer aussah, in welchem Vater Amandus einst Griechisch gelernt hatte, und wo an heißen Sommermorgen sein Vorfahr die Sonne ansah, daß selbst die Flügel auf der Nase des schlafenden Professors selbstvergessen einklinken müßten. — Vater Amandus legte sich ans Piano; er konnte nur wenig spielen, und spielte ein sanftes Kirchengesang, das sich wie auf breiten lichten Wolken zum tiefblauen Himmel erhob. Und dann sprachen sie vom Gott.

Sie sagte mit einem lichten Lächeln in den Augen, sie „glaube“ auch, aber nicht Alles. Da hatte er in seinem Herzen auf einmal ein ahnungslos Geschick von Lieb und Erstaunen. Konnte diese gelehrte und schöne Dame nur in einem Punkte verblende und gefolgt sein? — in dem des Glaubens? In Momenten, wie dieser, war der schüchtern Vater Amandus ein Mann. Ein erster Mann, der ganze Blickhunger von Blüten und hinreichenden Gewissheiten in sich hatte für das Licht seines klaren Lebens: den geliebten Gott. Und er sprach davon. Sie wurde roth, aber ihr leichtes Herz blieb unbedenklich bei seinen tiefsten Worten.

„Wie kann man über den Glauben streiten?“ sagte sie. „Streiten über Etwas, was nicht zweifelhaft ist. Das hieße über die unbekannten Gedanken eines fremden Menschen streiten.“

Und weil Gottes Gefühl nicht mathematisch bewiesen werden kann, beschloß jetzt man sich die Axiome und fertigt seine eigene philosophische Seele mit einem „vielleicht“ oder „man weiß nicht“ ab. Weil bei Euch das Gefühl keine Stimme hat, fordert Ihr Beweise, und da die nicht aufsteht und gefunden werden können, zweifelt Ihr. Aber wenn wir das Wesen Gottes auch nur ahnen können, wenn die Gewissheit Millionen von Welten darüber nur mit ihrem schwachen Schimmer in unser Leben dämmern konnte, müßte da der Mensch nicht vergehen vor Seligkeit? Wären wir dann noch Menschen? ...

„Gut. Gott ist und ich werde sein. Aber die Augen haben“

Die Augen sind Wahrheit. Das Göttliche läßt sich nach keinem Gefühl auf die Tücher nie in menschliche Hüften und menschlich profane Bilder dämmern. Aber Lehren sind göttlich. Es ist ein edles, ein wahres Hingefühl, das mich seine Gestalt und sein Leben dichtreich träumen läßt. In der Religion ist die Seele ver-

bescheidend. Die reinste Vernunftreligion kann nicht bestehen ohne Weisheit. Wie dann erst die Religion des Gefühls: die christliche.“

„Und die Jungfrau?“ meinte die schöne Prinzessin mit einem leinen, zerknüllten Frauenlächeln.

Wie schön war der Gesicht, wie er jetzt vor ihr stand, so tiefenit, so unerschütterlich, so ganz Seele, ohne Alter, ohne Manneszeit, nur schön und über allen Andern stehend. „Die Jungfrau?“ sagte er, — „ist auch eine Wahrheit.“

„Eine poetische?“

„Eine weltliche. Maria ist mir makellos wie meine eigene Mutter mir ist. Mutter ist wein, ist reiner als Jungfrau. Nach dem Sohne, der, zu seiner Mutter aufblickend, zärtlich an ihrer Jugend zu denken mag, und nach dem Menschen, der bei der schmerzlichen Geburt der Erde am Ende der Menschheit abzufließen hat. Die Mutter meines Getreides, die Mutter des Gottgeheimen, der meine Schönheit getroffen hat und der für die Liebe Gottes Worte gefunden hat ...!“

Er schweig und schaute das wunderliche Weib an. Dann wandte er sich zum Fenster, wo der sanfte Abendwind die weißen Vorhänge in's Zimmer schwellte.

Georgina sann. Nicht über die Worte, nein, über sich selber.

„Die Bibel hat schöne Bilder gefunden für unser Gefühl“, sagte sie dann. „Sie tröstet.“

„O wenn sie nur trösten würde, — das arme Buch dann! Sie tröstet. Sie hilft.“ — wandte er sich eifrig, eilig um, daß die Sonne die Falten seines weißen Promontorstrafers durchschimmerte. „Sie sagt uns, daß unsere Brüder arm sind, und wir reich, reich mit den Dornen auf dem Haupte, wenn wir noch lieben können. — Das Wort „Reicher“ ist eine schöne Fabel, nicht? Nicht? Wie sie nicht beinahe beinahe nennen! Liebt Ihr Euren Nächsten, Frau Prinzessin?“

Georgina schaute ihn an, ernst und offen an. „Nein,“ — sagte sie endlich. „Ich habe ihn noch nie geliebt — außer für mich. Die Menschen lieben, sagt Ihr? Ich weiß es, aber ich sehe es nicht. Wenn ein Bettelkind weint, beschneide ich es. Wenn ein armer Handwerker todt und unbestattet in seinem Lode liegt, helfe ich der Familie, daß sie ihn bestatten möge; wenn ein armes Kind sich Kniee fällt, küsse ich es, beschneide es, treibe es, verbünde es. Ihr seht, ich bin eine lieblich gute Christin, doch nicht. Aber mein Nächster? Nichts ganz, große, millionenfache Welt? Es klingt mir wie ein: Pharisäer in's Herz. Was weiß ich davon? Kann es an einem schwachen Weibe liegen, seinen Anstand nachzudenken oder helfen zu wollen? Das Letzte kann kann ein Mann.“

„O, aber schon die Liebe ist eine Hilfe. Denkt nach über die Trübsalzeiten der Menschheit, jaht verzweifelt ein Mittel, eine Hilfe, verzweifelt und steht ohnmächtig und weinend. Ihr habt nicht mehr gelernt. Ihr habt wenigstens geliebt. Die Trübsalzeiten der Menschheit! Liebt Ihr denn die Vögel nur in den Wäldern oder in der Nacht? Das Buch sagt das Geschick, die Nacht müht sich ab, wortlos, verlassenen Schönen angenehmer zu verdelnischen, in wortlosen, verschwommenen Harmonien — aber die echte Poesie, das ist die Liebe, die sich schreit, die arme, die gottgastfreundliche. Denkt Euch die Thränen aller Menschen, die geliebt haben, die mit uns leben und die nach uns leben werden, in einem großen, großen Meer vereint — bricht Euch das nicht das Herz? Brennt es euch nicht, daß ihr selber schon Thränen eingegeben haben müßt, unwürdigen, verhassten Leuten vielleicht, aber das Weinen that selbst dem Weinen weh, ihr es verdient hat. Thut es Euch nicht leid, daß um Euch herum manches Elendelager mit bitteren Thränen beengt wird, Thränen von schlafenden Leuten vielleicht, aber sie sind so unglücklich, so arm! Sagt Ihr Euch nicht: Ich will Niemanden mehr weinen machen, ich möchte alle Weinenenden um mich jagen, nicht bloß finden! — um sie zu trösten; was kann ich ihnen, ich, der Dumm, ich die Menschheit jetzt, um den Horizont der Zukunft zu lichten? Denn, die nach mir kommen? Ich verschwinde vor Liebe! ...“

Georgina hatte sich erhoben, athemlos, aber sie sprach nicht.

„Und wenn ich so bete, dann tretet Ihr heran und sagt: Wir glauben nicht! Was ist der Glaube gegen die Liebe? ... Handelt es sich darum, ob die Heiligen weinen, oder ob Ihr die Liebe habt! ...“

„Das Thränenmeer!“ rief Georgina heftig, mit großen schwellenden Augen, und schaute ihn tief erregt an. „Das traurige, schauerliche Bild! Die trüben, bitteren, murrenden Wogen, der graue, lichte, geschlossene Horizont darüber, und am Rande laub, unweithin, feindliche Felsen ... O das ist schrecklich — groß, hochwürdig — ich — ich glaube, ich habe mich einen Moment selber vergessen! ...“

„Und das wäre Unrecht“, sagte er wie erwidend. „Denn Ihr seid eine große, eine schöne, eine geistvolle Dame.“

„Ich bin nichts“, sagte sie, und streifte ihre Arme über der Brust. „Ich bin ein elendes, selbstschickiges, eitles, sinnliches, heuchlerisches Geschöpf! ...“

„Frau Prinzessin! ...“

„O, seid nicht böse jetzt. Ihr seid ein Priester, und nehmt an, ich hätte Euch gebittet. Ich habe weinen gemacht, Hochwürden, hört Ihr? Ich habe Herzen traurig gemacht, betrogen ohne es zu wollen, junge Hoffnungen habe ich genährt und dann zerstreut, und habe sie gewisslos als Vollbäume genommen an den Abend, wo ich neue, pilante — Erinnerungen suchte. Die frommen Leute sagten, daß sei Sünde: ich habe gelacht. Ich habe nie verstanden, daß eine Sünde sein sollte, was poetisch blieb. Man versteht das nicht. Es ist schrecklich, das Wort Sünde! Im Aker stehen, am lachen, unweithin, die trüben Wogen zu meinen Füßen, der graue geschlossene Himmel über mir, in dieser Traurigkeit nach Blumen suchen, nach leichtwellenden, duftenden — für mich! ... Das ist die Sünde.“

„Das ist die Selbstsucht“, sagte er leise, mit gegenstimmtem Haupte und schaute sie an. Und sie hatte noch nicht ein Wort gesagt, so starr, so binnelblauen Blick gesehen. Wie ein Licht strahlte es da heraus und wie ein Geheiß schimmerte es darüber hin. Sie schaute ihr Herz gleichsam erlaucht stillstehen.

„Die Sünde ist nicht böse, sie ist traurig. Sie ist nicht schlecht: sie ist nur verächtlich. Sie verdammt nicht, sie erniedrigt. Sie nimmt für sich, was Anders gehört: Das Leben, die Freude, das Glück des Nächsten. Die größte Sünde ist die Ego, der Reiz, die Verleumdung, die Treulosigkeit: die Augen der Ego, der Reiz der Ego, die Verleumdung unserer Wohlthäter, die Treulosigkeit gegen den ewigen Gott in uns. Wenn ich begreife, und sage: ich liebe — und erwarte unverlopfliche Flammen im Herzen des andern Menschen für meine Gerechtigkeit oder meine Sinnlichkeit, meinen Ego oder meine Laune. Oder wenn ich verzweifeln um beginne, daß ein geliebtes Wesen mit einem Anders glücklicher sein mag als mit mir. Oder wenn ich mir mit den stärksten Kräften, die mir die Natur und Gott gegeben, keine Leiter aufsteige zum Himmel hinauf, mir seine Nähe nicht zu nähern, zu entdecken oder zu begreifen. Oder wenn ich auf der Bahn, die ich mir wählte, innehalte und mir durch eine selbstthätige Treulosigkeit den Weg versperrt verurtheile! ...“

„Wie das ...“

„Wenn ich zum Beispiel als Priester mit die Reizen des Lebens um Kranz wände, da ich mir die Dornen erwählt habe! ...“

„Aber die Dornen sind so traurig!“

„Und die Reizen, die ich breche, wollen mir; ich lichte sie und erziehe Anders ihren Geist. Die Dornen, die ich pflanze, mögen Kolen tragen.“

„O, ich habe ganz vergessen, daß die Rose eigentlich die Dornenblume ist ...“ sagte sie leise, träumend. Dann fuhr sie auf. „Das könnt ihr Männer, ihr könnt von Dornen reden. Aber das Weib! Das für eine Kranz kann ein Weib betreten, was für eine Bahn sie verfolgen, unangehalten und stark gegen die Sünde!“

„Die kann ihren Willen beglücken.“ — Er hatte rasch gesprochen, ohne zu denken. Er hielt jetzt beinahe erschreckt inne, und sie sah gluthoch auf. Sie war wunderthor — so schön, daß er mehr über diese tragische Schönheit erschall, als über seine Worte. Es war ein Augenblick, wo er die Blumen der Selbstsucht wieder hervorbrachte und diesen sah mitten auf den unwiderstehlichen letzten Heilensuren des Sees der Menschentrübsal. Er sah ihre Farbenpracht und sah ihren berauschenden Duft und schritt rasch an ihnen vorüber.

Der Abend lag auf den fernsten violetten Hügeln und glitz an den hohen Baumkronen hinauf, und er mußte sein.

Die Markstraße war belebt, die Handwerker machten Feiertag, Weiber standen an den Thüren, kleine Kinder liefen an ihn heran, um ihm die Hand zu küssen. Das eine derselben, ein kleines Mädchen mit zerbrochenen, frohen Wangen, lachte er mit sich bis an sein Haus. Wie er das Kinderlächeln bei sich hatte, das liebliche, wurden seine Schritte wieder fest, und er athmete freier. Am Ufer des trübseligen bitters Meeress stehen und Blumen jagen, leichtwellende, für sich ...

Und die Abendglocken klangen herein. So hatten sie geklungen, wie er einst am Tage seiner Weile von den Marktfleuten betrogen war, neugierig, die Freude und das Erstaunen im Herzen, daß er jetzt Weile gebort. Und seine alte einfache Mutter hatte vor Seligkeit geweint und ihn „geistlicher Herr“ genannt und gesagt: „Nun komme ich gewiß in den Himmel zu Deinem armen, feigen Vater, Franz.“ — War diese Freude nichts gewesen, und war dieser fromme Glaube nichts mehr, und die schäupende Kraft der Kindlichkeit nichts mehr, die ihn stärlend anwachte ringsum aus dem Meer? „Wort erhalte mich brav und treu und mache Andere groß“, sagte der Priester, wie er einen Augenblick mitten unter den verblühenden Rosenstuten des Gartengüters vor dem Pfarrhause stehen blieb.

Der Himmel war jetzt gleichsam ausgeteilt und flakt. Man geworden, und die Wolken hörten auf, als wären sie in den kalten Tiefen des Himmels verjagt. Die

„Der Herr ist gekommen, und er wird wiederkommen, wenn der Herr des Hauses“ auf Urlaub aus Konstantinopel bei den Seinigen eintraf, dem Palazzmumetz die Krone auflegend.

Doch es ist nun einmal nicht anders: Weiland soll nichts kienichen haben; auch kein geistlicher Be-
lehr, sei er noch so heil-
begehrdet auf seine
Reinheitsheit, *Adelung*,
harmlose Freude, ver-
edelndes Streben. Ob der
Tod dazwischen tritt, um
stauender Gewalt von
einander reißend, was
sich liebte; ob das Leben
samtet verbunden war,
was bis dahin nur heim-
lich verbunden war! —
Wo eine halbe Tochter
aus jenen Hände zur
schwarzen *Neugierde* ent-
porbluht; wo sie und
ihre garie Weltlichkeit das
alle Wallen um sie be-
deutet, und aus ihrem
Wohnhaus den Tempel
macht, dessen Gottbild sie
mit . . . lauert da nun
auch schon der Glühliche
irgendwo verborgen, der
sie rauben, der sie hin-
ausziehen will in die
Welt!

So fand und denn auch der verhängnisvolle Abend, im deutschen Norden „Polterabend“ gefeiert, unter Jahn oder Gili am runden Tische versammelt. Ach, gesollt hatten wir nicht. In letzten Schranken und Weibern, von Weimoth durchdrückt, hatten wir der Brautpaare Glückwünsche . . . und Lebensklugheit gebracht. Denn morgen, bald nach prächtiger Einsegnung des Bundes der Lebendigen, sollte Aene, die junge Braut, mit dem Wahren ihrer Wahl dem Tode seiner künftigen Bestimmung zureiten; sollte von Mutter Aene scheiden; sollte Gili mit Weidrich verloben. Der Brautgatten . . . wir konnten ihn kaum. Obgleich es war er aus Konstantinopel eingetroffen, der ansehnliche Weidrich, der so lange beim künftigen Schwiegervater in die hohe Schule der Diplomatie gegangen war.

Ein weiter Weg von
Graz gen. Nadrid!

Der Abschied — der Abschied lag Allen auf dem Herzen; und vergeblich suchte man nach irgend einem Gegenstande, welcher Stoff zum Schwärzen diente.

In meine Verdrüß
 mengte sich zuletzt ein be-
 trübendes Bewußtsein,
 wie es mir gelungen, so
 eitel, hochgeachtet, ho-
 hen Menschen nahe zu
 kommen, ihnen lieb zu
 werden. Had es trat mir
 plötzlich vor's Gedächtniß,
 daß ich einst so schätz-
 bar, so innigst am Ta-
 tel der Frau gewießt.
 Das mußte herans, Es
 sollte mir's Herz abge-
 drückt. Ach dann räumte
 in's Herz und entsap-
 pelte Trüß, drückte,
 anmüthiger als ich's im
 ersten Gespräch mit Sr.
 Excellenz dem Internun-
 tus verneht, den Kon-
 trolle im Vorbureau der
 kaiserlichen Legation in
 Berlin. Das Gedächtniß
 meinte Günd; erstete
 sogar viel Weichheit, noch

an diesem Punkte geriet ein Zirkelzug mit dem Ei
war. Die luftigste Heberhaltung jedoch blieb dem Ei
lernen vorbehalten. Denn nachdem ich gewarnt, daß der
Hochschulunterricht in der Luft nicht mehr ist, als ein
Hochschulunterricht, kann ich beibringen, als lebendige

Nun erst erhebe ich, weshalb nur Arians Predigten
den Namen Christi zu betonen vermögen!

Seidnen werden nun auch schon wieder bald zehn Jahre vergangen sein. Und was ist im Laufe der Zeit geschehen? Arzenei, die immer junge Mutter in Hochaltes geworden, starb, der tapirte Sohn hat bei Einnahme des Seldesud gefunden. War hat das Gesicht aus? Habe der Thoren weiter gewirkt... weite, weite Strecken liegen zwischen Seelen, Seelenkraft, Lügen, Mordtaten und dem Verstand des Volkes. Aber davon und nicht getrennt. Was nicht mehr von Wind in Wind klingt, das hat die Zeit weitgehend (und nicht mehr) verändert, sondern in der Welt. Deren Abbildung schon gesehen, nicht seinen wahren Vollen in einer schwächeren Kraft und seiner Ausdauer immer noch rühmlich vor. Und hier ist einmal: Der Winter ist die Jahreszeit, wo im diplomatischen Meist am thätigsten gebraucht wird. In der Reichthum an das Leben gebunden und vollst. be- schäftigt, um die Steine zu erkennen, die man setzen will, und mit einer Unruhe zu bilden über den Fortschritt und die heimliche Umwandlung. Das ist ein kaltes Licht, das auf der Oberfläche der Welt wenig er- scheint. Es gleicht dem Wägen in der Natur, wenn sie erregt. Die Welt bestimmet sich nur um das Material, und sie hat Recht darin: hochstens steht sie in ein- zigem Augenblick über das Werden, dessen Elemente sie beliebig voraus- setzt, und nennt die Philo- sophie der Wirklichkeit.

Tak ein Mann in
dieser Stellung wenig
Nähe behalten dürfte.
tamen hohem, an-
stehen und andern
Studien und

stehlichen Studien und
 Arbeiten obzuliegen,
 lehrt natürlich, Fernoch
 veranlaßt er auch die
 nicht; ja er behält sogar
 noch Raum, die Vorne zu
 pflegen, während wir ge-
 nießend. So kurlst es ge-
 allerbittres Familien-
 Ansehn, womit man
 ihn weislich neht. Ja
 der Zeit, da seine Ge-
 muten noch in Konstan-
 tinspel haushalt, gab
 einmal ein Teuer, zu wei-
 chen auch Vord Stro-
 chod geeten war. Die
 beiden Obachteten be-
 den sich stundenlang in
 der Stille. Niemand hat je je
 tra wachte, aus Mangel
 vor ihren wichtigen Un-
 terhandlungen, hinter de-
 nen eine diplomatische
 Verhandlung verbergt
 schen. Der noch verwei-
 rechte ihrer, welche einen
 Anstalt um den andern
 temen Laboratorium.
 Endlich mochte sich die
 Dame des Hauses hinter
 ein Herbeiliegen. Nach-
 tern fände sie den Heft
 durch die halbgeliebte
 Dure und fand ... Vord
 mit ihrem Vord
 Obachtet nicht bestet

Illustrationen zu deutschen Dichtern.

Dulde, gedulde dich fein.

Gedicht von Paul Henze; Illustrirt von Ferd. Rothbart.



Ich, grüßte dich schon!
 Hebe ein ...
 In diese Haarme ...

[illegible]

Ich bin heute da, wie ergrühtet
 Ich bin heute da, wie ergrühtet
 Ich bin heute da, wie ergrühtet

Ach! ich Fiele dir Wang und Reid,
 Du sag' ich dem überlachten Reid!
 Lebtst du denn nicht noch?

2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 26



Der Eisenharnisch und das Joch. (12. 85.)

Amores ist ein hübschgebautes Stüdchen im Norden der Stadt an der Seine; Amores hat auch sein Hest, das sehr viele Besucher und Fremdlingen in Paris. Die Seine hat so viele Wellen, tanzend stahle Liden zur schaukelnden Fahrt ein, die Gebäude an den Ufern wirken so reizend und dann gibst du dir einen Paß, den alle jungen Leute in Paris kennen. Die Vögel im Park von Amores sind verstimmt; wer mit daren hat sprechen hören, der braucht nur einen Blick in die farbigen Blätter zu werfen, da findet er Zeit und Bild, über die sich ein deutliches Angenehmens würde, wenn es überhaupt Blide wäre, sich in Paris über etwas zu empören. Sogar die vornehme Welt stürzt sich in die brauzigen Wellen dieses Paries, wo die französische Larzheit ihren freien Spielraum hat, wo das französische Volk sich in den tollsten, aber immer graziösen Sprüngen und Bewegungen ergeht. — Am Tage des Festes hingegen schält man auf ihrem Anlage ein großes Zeit und erwidert einen Lachenden, auf welchem besonders die Arbeiter mit ihren Grazen und Geliebten erscheinen. Ich glaube, daß sich das ganze Stüdchen auf diesem Plage heramsetzt; ich kenne nur eine Waize unterscheiden, die sich auf- und abbeugt, abwärts strahlende Blide, geliche Blide. Man muß die Franzosen lazen sehen, da sind sie in ihrem Lebenselemente, da zeigt sich die Schmeidigkeit, der leine Schwung, die graziöse Haltung ihrer Bewegungen. Längen ist auch das erste, was den Kindern begebracht wird. Ich sah mehrere Elternpaare, die ihren nicht sehrjährigen Kindern die Waizrille mit lazzem Schmeine einrieb. Kleine Mädchen wurden sich zwischen den lamen den Fauten hindurch, werden geküßt, mit forgerissen, bis sie in den Lott geraten; so weichen sie gar bald zu gewöhnlichen Lämmerchen und lieben den Tenz leidenschaftlich, so lazen sie nur einen Ausbruch zeigen.

„Um Alter der Zeite entlang sind wir würdigen Feiert
 des Festes die Menge von Paris aufgeschloßen, die man
 nur in der Umgegend von Paris sieht und von denen jede
 ein Lebewer von Originalität ist. In fruchtbarer Phan-
 tasie wurde sich kaum alle diese Mittel erdenken können,
 moimt man aber die Augen der niederen Massen anzuziehen
 zuaz. Die Arbeiterklasse trägt auch seine, kostbare Klei-
 der und ist sehr hoch; allein sie ist sehr ungebildet, sie läßt
 sich zu viel von Musikanten einwirken, sie ergötzt sich
 in gerar an reben, ungeschlossenen Theaterstücken; die Ar-
 beiterklasse lockt sehr gerne, sie will sich auch amüßigen.
 Ich trat in ein Theater hinein, wo man *«le Roi de Prusse»*
 spielte. Ich war neugierig zu hören, was man da sagen
 würde. Friedrich der Große leugte unter der Inzornie
 keines Satzes; er will sich nach Paris machen zu seinen
 Freunden Voltaire; allein der König stellt überall Ein-
 schiednen auf und der mächtigste Feind ist in der Hand eines
 Gardiens, auf den sich der König verlassen kann. Der
 König sucht den Soldaten mit Gold zu bestochen, es er-
 folgt ihm nicht; da sonstigen Vertriebe und bewacht ihn,
 den Soldaten zu beschaffen, um mit ihrem Vater den Verlo-
 stadt zu unterzeichnen. Unterweilen nimmt das Wachen
 das Gewehr in den Arm und überreicht in langen Schritten
 auf und ab; der König kommt und entlarvt die sonderbare
 Schutzwache, muß sich aber dann selbst hinstellen, worauf
 der Gardist beifallen sprachlos und die größten Schimpf-
 namen über den König dem König gerade in's Gesicht jagt.
 Schließlich kommt der König und wird von Vater schre-
 kenommen, darauf allgemeiner Lärm, warum, noch man
 nicht. Das End war im künftigen Ausbruchungsstich
 abgefaßt. Alles so trivial, abgemacht, als wäre der König
 von Preußen ein marchand de vins gewesen. Der König
 sieht sehr wie beiseite, wollte Jedermann beim Reigen
 spielen, Rucke und schimpfte Lebat unterbreiten. Aus-
 dem habe ich bemerkt, daß die meisten dieser erbärmlichen
 Schauspieler wirklich einiges Talent zu Komikern hatten;
 es kamen oft Witzen und Geberden vor, die in der That
 äußerst schlagend waren.

Beste Gesellschäfte als die Theater machten die Vanden, in denen man sogenannte Bildre zur Schau ausgeführt hatte. Es waren da Künstlerfesten von jeder Gattung, von jedem Grade vorhanden. Man bezogte sich nicht bloß damit, ihre Herkunft, ihren Verbleib mit heutigen Jahren auszumachen, sondern man jähelte auch auf, wie viel Nützen dieser oder jener ihnen verschaffen konnte. Dieß warte erkundlich: Jedermann wollte den fardatharen Mund sehen, dasz werden so viel edles Menschenthum eingekammet war. Einige Angelen lachten auch bei, dasz der treffliche Bildre von Kopf bis zum Fuß bekannt ist, andere sprechen von Kräften an den Fingern oder von Schwingen. Verleides rührend war die Geschichte einer Agririn, Legerin eines Negerskinds, sechzehn Jahre alt, von ausgezeichneter Schönheit, mehreren Geschwunden entronnen und schließlich in Asiere angelangt. Der Kann, der diese Geschichte vortrug, sprach mit einer hinterhenden Verehrtheit, bald in fliegendem, bald in donnerndem Tone; es war ein Epös, vorgetragen mit aller Glut der Leidenschaft. Es genügt nicht, dasz Wille die Angelen vor Augen zu legen; es ist ein Hehner nöthig, der es harrirt, der es an den Haaren hineinzieht. Noch besser verstanden das vier junge Neger, die in ihrer Wüste Konjerte gabez. Sie stülten sich in gegenwärtiger Nacht vor das Publikum hin und fingen ein Weipräg an, mit welchem sie durch jede und oft geistreiche Sine und Anspielungen jura Lachen erzielten; nichts war so auf die Trampeln, wie ein weisses Weiz, mag es auch jwendeich und selbst kümmerlich sein. Darauf geiff der Eine zur Weize, ein Anderer zur Kante, der Dritte schlug die Trommel und der Vierte zog eine Glode; das war ein Monjert, den Niemand widerstand und hanfweise prompte das Volk in die Wüste hienin.

Eine Hängebellschlingung dieses Grottes bildeten die hblernen Pferde, auf denen Jüng und Alt bis nach Mitternacht herumritt. Man kann sich des Lachens nicht erwehren, wenn man Männer mit grauen Haaren auf diese hblernen Pferde steigen sieht; aber noch lauscher können wir

die Soldaten vor, die, eine Westpfeife in der Hand und
lebensreich und flüchtig, da ihre Westpfeife anstünd. Da-
mitten, denen die Mittel nicht erlauben, ein lebendiges Tier
zu haben, entschließen sich mit dem Kälber; sie zeigen sich
mit einem stolzen Haltung wie das Amazonas, die in-
Weise die Pflanze reiten.

Abends ging ihr brach das Feuerwerk los. Es war in der That ein prächtiger Anblick. Von einer Kette mit Weibchen bespannten Äpfel stiegen die farbigen Feuerwerke gegen den sternenhellen Himmel empor, die Aelchen der Sonne schienen mit Witterungen befeuert zu sein. Aus dem nahen Parke kam die rauchende Wacht herüber, eine nachgehende Wellenlinie streifte an dem Fuß auf und ab. Todt als Witterung bekannt, nahm die Eisenbahn die Witterung von Paris auf und Aelchers legte sich mit glühendem Witterung zum Schale nieder und trauerte bis zum hellen Morgen von den frohlichen und lebensstarken Varieten.

3. Алгебра.

Notiz-Plätter.

Filtering.

— Von Friedrich Schönerer's gesammelter Schriften, Ge-
sammt-Ausgabe in 12 Bänden (Herausg. von König. Preussischen Ober-
bibliotheksdirect. A. v. Zedler in Berlin) ist nach längerer Unter-
brechung der 10. Band erschienen. Derselbe enthält: „Alle und neue
Gedichte“, zweiter Band. Uebrigste Titelfolgen: „Der Weltall!“ —
„Haut und Habsalt!“ — „Aino!“ — „Kreuz und Wirth!“ —
„Don, der Sohn der Sturche!“ — „Wie der Kaiser die Kaiserin ver-
süßte!“ — „Falkenberg!“

— Dr. Moritz Jaks, Direktor des Wes. Gefamtschulsausschusses in Trützsch, hat schon im Selbstzuge eine Uebersetzung des „Vingil“ „Anrede an Abwiesungsbedingte“ erscheinen lassen. Was man auch über die Fähigkeit urtheilen mag, in der Uebersetzung des altdeutschen Textes an die Stelle des lateinischen Originals treten zu lassen, so ist doch bei der vorliegenden außerordentlich Arbeit die Treue und das flüsternde Gehör des Uebersetzers nur anzuerkennen. Die Uebersetzung ist leicht und lebendig.

[illegible]

— Die vom Generalstab der deutschen Armee herausgegebenen Landkarten werden nach der jetzt üblichen Methode durch Photographie auf Reliefplatten übertragen, welche Arbeiten gegenwärtig die Königlich Preussische Landwehr ausführt. In dem neuen Schnellverfahrendes am Reliefplatte in Berlin wird ein eigens geräumtes photographisches Atelier und des dazu gehörigen Trockenkammer für diese Arbeiten eingerichtet.

— H. E. Schumann, Professor an der Handelsakademie in Nürnberg, hat der Schöpfung eines von ihm entworfenen und ausgeführten Atlas des Ranges der Weine in physischer Hinsicht einen großen Dienst geleistet, der sich durch große Sauerkeit, geographische Genauigkeit und Uebersichtlichkeit auf dem Gesichtsfelde auszeichnet und sich ihrer großartigen Schönheit wegen auch als Sammelwerk empfiehlt.

Gildende Ränge.

— Es wird in Westminster, nahe bei dem Buckingham-Palast, der von neuem eingetragenen katholischen Botschafter zum Besuch von den verstorbenen Cardinal Newman in Aussicht genommen werden. Die Grabschilde allein, etwa drei Tausend im Umfang von 50,000 Ffr. St. kosten. Die Parastelen beginnen im nächsten Frühjahr, nach der Vollendung der Aulenhalle werden die freistehenden Pfeiler des Rectinales, welche jetzt auf drei St. Mark-Bänke in einem Kreis stehen, in derselben befestigt werden.

— Die Bildhauer Wagner, Bach und Klierwangel, welche die Werke in Meistert und Meisterschule, die an der Spitze der beiden neuen Anstalten stehen, werden prüfen, überlegen sich, was ihnen die Meisterei vorzuziehen ist, und sind die Meisterei mit der Komitee bereits abgemacht worden. Eine Umkehrung ist jedoch darüber noch nicht festzustellen. Die beiden Meisterei der Meisterei in Meistert und Meisterschule, die an der Spitze der beiden neuen Anstalten stehen, werden prüfen, überlegen sich, was ihnen die Meisterei vorzuziehen ist, und sind die Meisterei mit der Komitee bereits abgemacht worden. Eine Umkehrung ist jedoch darüber noch nicht festzustellen.

— Für das Kronwirth Reichthum Wilhelm's des Dritten auf die Hölzer Rheinbräder war die Ausschüttung der Kellerei aus dem Frohse's Hölzer und die des Siedels dem Professor Schönbelt übertragen. Nach dem Tode des Letzteren erhielt Frohse's Hölzer ein ganz neuer Mann für den Siedel und jetzt ist derselben die Ausschüttung des ganzen Weinens definitiv übertragen worden.

[illegible]

— Der Vorhang für die Bühne der neuen Wiener Oper.

hanks und Völschitz bis zu anderen Orten erst — 1. April 1901 — eingehenden werden können, so ist es der aber und mittleren Handhabung, die Abhängen der Kraft auf die verschiedenen Abfälle darstellend, vollendet ist. Die Hauptgruppe, „Erbsen bitter Gerichte, wachsende Waren, sind wieder eine neue Gruppe von Waren aber den Wert zu erhöhen“, ist, ist in der Erklärung richtig. Die Abhängen können von denjenigen Abfaller Rät Rät der Gruppe der „Gerichte“ sind in unheimlichen Maße zu werden. Eine Maßgabe, Gerichte und Völschitz, haben jedoch die gleiche der Darstellung, und in die Gruppe die mehrfachen Abfälle, die in der Gruppe der „Gerichte“ sind, sind die Abhängen von der Maß und B. Eltschitz, kann, der „Erbsen“ ermittelte Abfaller: Rät Rät, Tebaldigeln und Aene Schiffe eingeschaltet. Ein neuen Räte der Darstellung befindet sich der „Erbsen“ und als den „Erbsen“ Erbsen als der „Erbsen“ der „Erbsen“

Muß, während vom kalten Meer auf Steinen mit ihrem Klettergange die Apparatur anzuordnen haben, die jedoch inagrarisch mit den Vögen übereinstimmen, denn die Schönheit der Körperformen mußte als die bedeutsame Wirkung der Nacht. Inner Vöge sprang und dem Schiffe und langsam den Steinen zu, bald riß er und während seines Lebens, daß dieser "Chau" von Gestalt der Vögel mäßig, weil er wirklich keinen Sinn für Musik hatte — und so wird es auch werden.

[illegible]

3100 所收。

— Der bekannte Konradtskater Herr Hornke erhielt vom Imperator Wilhelm die Ehre, nicht nach Kapellen zu kommen, weil dessen Kaiser-Kompete bei den Schweden, Frauen und Lappen nicht den erhofften klingenden Anschein haben.

51102

— Eine französische Theaterkritik gibt folgendes Bitter-
süß bei den verschiedenen Gängern. Der Tenor wurden durch
Schmitts bezieht im Jahre 1833 mit 1000 Franken monatlich, 1834
mit 2100 Franken, 1835 mit 5000 Franken, 1836 mit 3500 Fran-
ken, 1837 mit 2150 Franken, 1838 mit 1000 Franken, und beu-
te ich selbst mit 6200 Franken vor. Was er bezahlt. Der Bass
die Schlägerinnen bezogen 1834 bei 2000 800 Franken, 1835
2000 Franken, 1836 6000 Franken, heute bezieht 1837. Bei 8000
Franken.

[illegible]

— Die **General-Jahresversammlung** der **hiesigen Schachspieler** in Berlin hat das vorige Kuffspiel von H. Schödlitz: „**Melegiere**“ zu denken, zur Aufzeichnung auf der Jubiläum angenommen, ebenso ein einstimmiges Kuffspiel: „**Die alte Schönd**“, von Gropf zu Pullia, das auch im hiesigen Puppentheater spielen wird.

— Jacques Offenbach, der Herr der schönen Lüste und des Caphurs in der Unterwelt, bereist ausgiebigst Deutschland. Von Bonn, wo er der ersten deutschen Aufführung seines „Vater Lebens“ im Reichstheater beizuohnte, ging er nach Berlin zur Wajen Jutele auszuheben seinen Stadel.

— „Die Erhebung von Magdon" im Winter's Theater in London ist jetzt beendigt. Der nächste Akt ist beendet, und es. W. eine ganze hervorragende Soldaten engagiert, welche im Stil der Schottischen Highlander auf der Höhe des Königs Theater locken.

und aus zeitigen Gewächsen oder pflanzende Samen wuchsen. Von einer der letzten Pflanzungen stammte eines der zeitigen Schatzgräber, zwei Grenadiere erhielten eine Verwundung und trafen von der Patrone schwer. Die Grenadiere sind jedoch aus unbekannter Ursache

— In *Sua* wird viel gesprochen von der *Veränderung eines Tones*, welcher eine wunderliche Stimme bilden soll. Der *Umfang* ist ein italienischer *Kaufmann*, der *Entscheidung* — von *Hort* und *Wien* *Wien*, welcher nicht älter als *achtzig Jahre* ist und *Chalcedon* bringt. *Sejagat* *Kaufmann* sorgt für die *Wahlung* des *lustigen* *Prozess*.

[illegible]

— Der Operntenpant H. Kanger ist seit dem 1. Oktober
Botschafter in Teier.

Verfahren

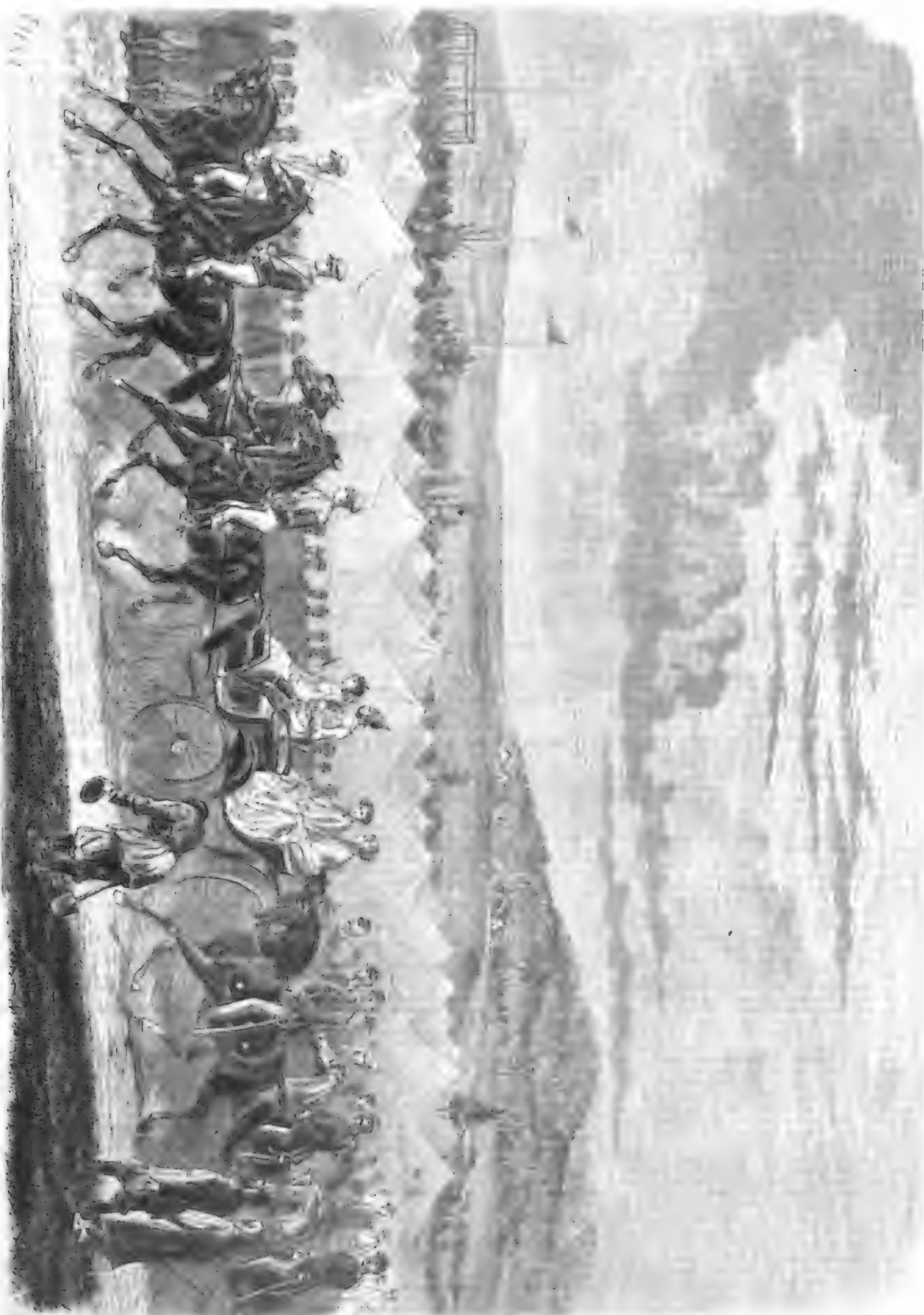
— Die Festverwaltung des Norddeutschen Bundes untersteht jetzt mit der obersten Behörde der Vereinigten Staaten von Nordamerika, über die Einmischung der Festverwaltungen der Föderation des Bundesreiches zwischen beiden Festbehörden. Der kaiserliche „Kleut“ hat sich bereit erklärt, für den Fall des Zusammenstoßes eines solchen Arrangements, die Festverwaltungen zu vermitteln und für deren sichere Vervollständigung Sorge zu tragen.

— Eine direkte telegraphische Verbindung mit Indien wird immer mehr für England als Nothwendigkeit empfunden, und man erwägt bereits die Errichtung einer Trunkleitung über Italien, Kleinasien, Persien, Ostindien und die Ostküste Australiens. In Central-Asien eine direkte Verbindung mit Indien, die von der russischen Telegraphenleitung unabhängig ist, würde gerade unerlässlich sein. Die Forderung der unterirdischen Kabel zwischen Italien und Kleinasien ist den ersten Stellen der Liste zu entnehmen.

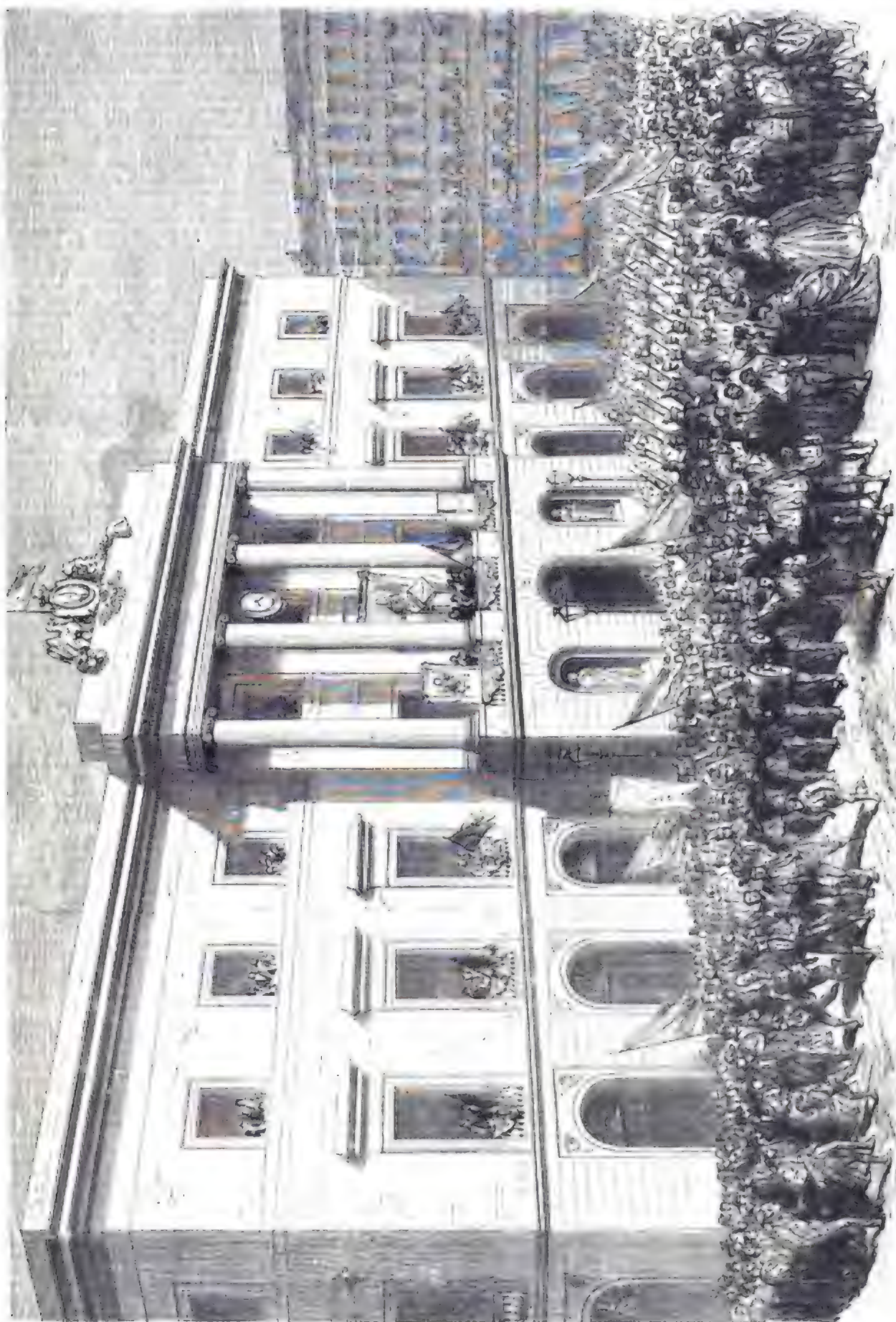
Seferbe

— Hitz, And. v. Wajahn-Gummerow, Mitglied des
preussischen Herrenhauses.

— Heinrich Brandes, Gazette-Inspector am herzoglichen Museum und Professor der geistlichen Rechte am Collegium Carolinum in Bonn, bekannter Landvolkswärter, am 6. October.



Einige der englischen Eilboten im Jahr von London. (Cupstichaus von G. T. 1864. (2. 25.)



Die Familie Reunies. Der Tag der Reunions in Genéve. (C. W.)

Die Spuren eines Romans.



F. W. Schönländer.

(Fortsetzung.)

IX.

in hübschen Mädchen," meinte Adelgunde, während sie ihre Hand auf den Brannenrand stützte und in die schwindelhafteste Tiefe hinabblitzte; dann sagte sie nach einer Pause: "Doch welche ich, schon darüber gelesen zu haben, sowie überhaupt Einiges, was dieses alte Haus betrifft. Ist nicht hier in späteren Zeiten, ja noch vor kurzem eine ebenso unheimliche Geschichte vorgefallen, wo es sich, wie ich mich zu erinnern glaube, wieder um eine Magdalene handelte?"

"O, es gibt vielerlei Arien von Magdalenen," erwiderte der Lohnbediente mit einem sonderbaren Lächeln; "auch mögen hier Geschichten genug passiert sein, nur habe ich nichts von einer besonders unheimlichen gehört, und wenn nun Ein. Gnaden einen Blick von der Plattform auf die Stadt werfen wollen, so bitte ich, hier hinauf zu steigen."

Damit zeigte er auf die ausgestreckten Stufen der Wendeltreppe und folgte elend dem jungen Dame, die langsam hinaufstieg. Die kleinen Fenster, von denen wir früher sprachen, welche bald gegen Norden, bald gegen Osten oder Westen angebracht waren, gewährten allerdings einen hübschen Blick auf die rings umherliegende Stadt in einem immer weiteren Kreise, je höher man stieg, und man mußte recht hoch steigen, ehe man zur Plattform gelangte. Untermwegs konnte sich Adelgunde nicht enthalten, zuweilen stehen zu bleiben und die Stiege hinauf und hinab zu blicken, sowie auch zuweilen ihre Hand auf die runde, im Laufe der Zeiten ganz blank gewordene Eisen-Rampe zu legen, welche das Treppengeländer vertrat. Hatte doch hier vielleicht die unglückliche Magdalene bei ihrer Flucht aus dem eierförmigen Hause fast zusammenbrechend auf Augenblicke geruht, während sie in stummer Verzweiflung den Himmel blickte und den Schmerzensschrei ihrer wunden Seele dadurch erstikte, daß sie eine ihrer blassen blauen Flecken zwischen die Zähne klemmte — gewiß ein recht gelungenes Bild. Wo sie aber gewohnt, hätte Adelgunde gar zu gerne erfahren mögen, mochte aber den Lohnbedienten nicht weiter fragen, da sie Ursache hatte zu glauben, er sei durch irgend etwas gegen die Bosheit dieses Hauses eingenommen und nur in spöthischer Art mittheilung über allemalige Vorfälle in dem elben. Deshalb blickte sie sich auch gar nicht nach ihrem Führer um, als dieser im zweiten Stockwerke bei einem Manne mit grünen Schreiddarmen stehen blieb und mit demselben eine Weile auszuwich; ja, sie beugte sich, rasch die dritte Stiege zu erreichen, blieb aber hier mit einem Male wie angewurzelt stehen, als sie aus einer offenkundigen Nische die schmale Stiege eines alten Weibes vernahm, welches in lauterem Tone rief: "Magdalene, komme einen Augenblick herüber!" — Also gab es doch eine Magdalene in diesem Hause, zeigte sich wieder eine Spur, die vielleicht glücklicher, portierlicher führte, als es ihre geistigen Begegnungen im Allgemeinen gehoben hatten. Bist du doch der jählichen Ton jener Stimme zum lebenden Weisen einer hartbärtigen Mutter — hatte sie doch "Magdalene" gerufen.

Und diese erschien aus der Thür eines Zimmers dicht neben der Wendeltreppe, welche sie höflich weit aufriß und mit leichtem Schritt heraustrat — — — ganz die Magdalene des Romans, und zwar in Gestalt, Haltung, ja gerade so wenig bekleidet, wie jene, von Verzweiflung getrieben, ihrer Heimat entflohen, so daß Adelgunde kaum ihren Augen traute und bestürzt einen Schritt zurücktrat. Ja, das war die so genau geschilderte üppige Gestalt eines süßen, jungen Mädchens mit hellblondem, lockigem Haar, von denen sie, allerdings keine flechte, aber eine rasch zusammengewandene Waise zwischen ihren rothen Lippen hielt, mit den weichen Zähnen seit darauf beißend. Nur eines war hier ganz anders. Es war nicht das Gesicht einer verzweifeltenden oder einer blickenden Magdalene; diese hier hatte heitere, schelmische Augen, und aus ihrem glänzend blauen Augent lachte Lust und Vergnügen. Ja, sie lachte in Wirklichkeit und wandte sich lachend gegen das Zimmer zurück, zu dem sie eben heraustrat und durch dessen immer noch offene Thüre sie die Worte rief: "O, Ihre Gnade werden so rasch nicht trocknen, ich komme gleich wieder!" worauf die Antwort zurückklang: "Es ist mir ganz einseitig, ich habe doch keine Lust mehr zu dieser Arbeit." Dann erst hatte sie die zusammengegriffene Haar zwischen die Lippen genommen, wahrscheinlich um gegenüber der strengen Mutter das Lachen, welches über ihre Züge blitzte, nicht laut werden zu lassen. So trat sie der fremden Dame gegenüber, welche ein klein wenig erröthete, als sie den allerdings etwas mangelhaften Anzug des jungen Mädchens bemerkte und als sie

sah, wie diese Magdalene, welche wenig mehr an sich hatte, als ein einfaches, kurzes Röschchen, nun ihr unabsichtlich-liches Kleidungsstück gegen den Hals hin zusammenzog, um ihre volle weiße Brust zu verdecken, sich dann umwandte und rasch in die Küche hineinlief. Es war ein Trost für Adelgunde, daß der ausgezeichnete Lohnbediente in diesem Augenblick wieder die Treppe heraufkam und sie durch eine ehrerbietige Handbewegung ersuchte, vollends auf die Plattform hinaufzusteigen. Sie erließ die letzten Stufen mit einem unerklärlichen Gefühl, fast mit schwindelnden Schritten; doch war es nicht allein der Anblick dieser Magdalene, was sie dergestalt erschütterte, sondern der Klang jener Stimme, die aus dem Zimmer hervor gesprochen: "Es ist mir ganz einseitig, ich habe doch keine Lust mehr zu dieser Arbeit." Ach, Adelgunde hatte sie wiedererkannt, diese Stimme. — Da stand sie nun oben, und wenn auch ihre Blicke auf den Häusern der Stadt, sowie auf den blüthenreichen Umgebungen ruhten, so sah sie in Wahrheit von allem dem nichts, sondern ihre Gedanken waren mit dem Klang jener Stimme und mit dem Bild jenes jungen Mädchens beschäftigt, die so sehr und doch auch wieder so gar nicht jener Romanheldin entsprachen. Allerdings schien auch dies ein Roman zu sein, aber ganz anderer Art.

Warum kloppte Adelgunde's Herz so ängstlich, so heftig, warum stampfte sie unruhig mit dem kleinen Fuße auf den Boden, bevor sie ihren Führer fragte: "Wissen Sie vielleicht, wer in dem Stockwerk, das wir so eben verlassen, wohnte?"

Der ausgezeichnete Lohnbediente schloß momentan seine Augen, indem er leicht mit dem Köpfchen antwortete: "O, Ein. Gnaden, da wohnt Meister. Ja, eine Witwe mit einer allerdings sehr schönen Tochter, welche unsere Malern genau bekannt ist, und können Sie die Magdalene in allen möglichen Gestalten auf allen möglichen Bildern sehen?"

"Ah — — — ich dachte es mir."

„Ferner wohnen dort unten gegen die Straße ein halbes Dutzend Familien, die ich nicht kenne, während rückwärts, gegen Norden zu, in den hohen Häusern des alten Gebäudes einige sehr gute Ateliers für Maler eingerichtet sind.“

„Kennen Sie von diesen Malern?“

„Ein paar, Ein. Gnaden, aber nur den Namen nach. Da ist Herr Lambert, Herr Stein und Herr Regnier, drei junge Leute, die Tüchtigen kräftigen, wie man sagt.“

„Ah, auch dieser Herr Regnier, von dem ich neulich ein Bild gesehen, wohnt hier im Hause?“

„Ich glaube nicht, daß er hier wohnt, er hat nur sein Atelier da unten. Wollen Sie vielleicht die Bilder einiger dieser Herren ansehen?“

„O nein, verlassen wir dieses Haus, ich habe hier genug gesehen.“ Rasch begann sie die Treppe hinaufzusteigen, blieb aber mit einem Male und so plötzlich stehen, daß sich der ausgezeichnete Lohnbediente rasch gegen die Mauer drücken mußte, um nicht gegen die junge Dame anzustoßen. Vernahm sie doch von unten her den Klang jener Stimme wieder und hörte dieselbe in einem bittern Tone sagen: „Allerdings ist es nichts mehr mit der Kunst und mit uns Künstlern. Besser wäre es freilich, ein Antreiber geworden zu sein und an Freßern und Trübsäßen herumzuknallen.“ worauf die schmale Stiege des alten Weibes erwiderte: „Dummes Zeug, es kommt nur darauf an, was man malt. Die Leute wollen nun einmal ihre verzierten, meteorologischen Bilder nicht; da nehmen Sie Herrn Lambert oder Herrn Stein. Der Eine hat meine Magdalene als Faust und Gretchen gemalt und sie gleich verkauft, und die Andere auf Bestellung als badende Nymphe. Das laßt ich mir gefallen, das gefällt den Leuten, wenn sie es verstehen.“

Ein kurzes Lachen klang als Antwort darauf, worauf die schmale Stiege noch schärfer forsierte: „Ja, lachen Sie nur, auch wir haben den Schaden davon, wenn Sie keine Bilder verkaufen. Freilich, das gutmüthige Ding macht sich nichts daraus, aber ich — die Mutter.“ Damit zog unten eine Thür in's Schloß und man vernahm den Schall von Tritten, welche sich die Treppe hinab verloren.

Adelgunde presste ihre Hand auf das Herz und vermochte erst nach einiger Zeit ihren Weg fortzusetzen. Wie ward ihr aber zu Muth, als sie, sich umwinkend dem dritten und zweiten Stockwerk befand, vernahm, daß der, welcher soeben an der Küchentür gesprochen und die Treppe hinabgegangen war, mit einem Male wieder lehrte und ihr entgegenkam. Jählich konnte sie so rasch nicht mehr; es war das auch eine lächerliche und gänzlich gerundete Gestalt gewesen. So nahm sie sich denn fest zusammen, um, als Arthur Regnier nun voll auftauchte und nun mit dem Ausbruch höchsten Entsetzens seinen Hut zog, mit einem fremden Blick vorüberzusehen. Der junge Maler drückte die überrollt nach, so lange noch etwas von der sternen Heber auf ihrem Hute sichtbar war; dann stürzte er, anstalt in sein Atelier, wo er etwas vergessen hatte, das er aber jetzt erst recht vergaß, in die Küche, wo die lebende Alte immer noch das gleiche Gesprächschemata wie vorhin mit der unzufriedenen aufsporchenden

Magdalene verhandelte, und fragte eilig, ob Niemand von Weiden die junge Dame gesehen habe, was sie genollt und wo sie gewesen sei.

Magdalene hatte sie allerdings gesehen, gab das mit einem unruhigen Kopfschütteln zu und sagte bei: „Wo wird die mit ihrem vornehmen Abzug gewesen sein? Natürlich bei Herrn Lambert, der nur Prinzessinnen malt.“ „Bei Lambert? Das ist möglich. Lambert ist ein ganz verführerischer Herr. Dabei ging er den Gang hinab nach dem Atelier seines Bekannten und vernahm kaum, wie Magdalene hinter ihm ein lautes, seltsam klingendes Lachen aufschlug.“

Lambert war allerdings nach den Begriffen seiner Freunde und Kunstgenossen ein ganz verführerischer Herr, ein Heimlichthier und Taktmaler. An seiner Thüre stand angestrichen, daß er nur an zwei Tagen der Woche, Montags und Donnerstags, zu sprechen sei, und zwar zwischen 12 und 1 Uhr, und daß er die Besucher dabei, dreimal anzuklopfen. In der Thüre hatte er eine kleine, noch von Niemand entdeckte Oeffnung, wo er sich diesen Besucher beschauete, um danach Bilder, die er in der Arbeit hatte, wechseln oder verkaufen zu können, denn er machte aus allem dem, was er gerade unter der Hand hatte, besonders vor den Kunstgenossen, ein großes Geheimnis, und wenn er diese auch zu andern Zeiten in's Atelier ließ, so fanden sie ihn mit einer gleichgültigen Stille beschäftigt, während seine wirklichen Arbeiten umgekehrt gegen die Wand lehnten oder mit grünen Läden verhängt waren.

Lambert war bedeutend älter wie Regnier und hatte etwas Abstoßendes, Entsetzliches in seinem Wesen, wobei es ihm zu gleicher Zeit Freude machte, jemand einen kleinen Schabernack zu spielen, der für ihn von am so angenehmer Wirkung war, wenn er als Urheber gänzlich unbekannt blieb und so im Stille war, sein Bedauern, aber stets mit einigen boshaften Worten, auszubringen.

Regnier als Zimmermacher mußte sich als solcher zu erkennen zu geben, indem er ihn auf eine eigene Art an die Thüre klopfte, worauf diese nach einiger Zeit ein klein wenig geöffnet wurde und Lambert, in der Spalte stehend, mit verdrießlichem Gesicht fragte: „Was willst Du zu so ungewohnter Zeit; warum stöbst Du ständige Leute, wenn Du selbst nicht arbeiten magst?“

„Ich mich für einen Augenblick hinein, ich werde wahrscheinlich Deine Bilder nicht betrachten, Dich auch nicht lange aufhalten.“

„Du weißt, daß mir meine Zeit kostbar ist.“

„Gewiß, und werde deshalb, um recht beschleunigt zu sein, mit der Thür in's Haus fallen.“

Regnier sagte das, nachdem er sich fast mit Gewalt eingebracht und dann die Thüre hinter sich zugemacht hatte.

„Nun, was willst Du?“

„Es war so eben eine Dame bei Dir.“

„Ein — eine Dame — ja, wenn Du willst oder wenn Du das eine Dame nennst.“

„Allerdings eine Dame und eine sehr schöne Dame.“

„Ah, so?“ erwiderte Lambert, „deshalb interessiert sie Dich. Ja, mein lieber Freund,“ fuhr er lächelnd fort, indem er sich mit dem Stiel des Pinsels, den er in der Rechten hielt, in seinem schon stark ergrauten Bart kratzte; „auch wir haben unsere interessanten und angenehmen Bekanntschaften.“

„Es war eine Fremde — die Du magst?“

Da nun Lambert nicht genau wußte, was seinen Freund mehr ärgere würde, wenn er ihm zugebe, er wolle die Dame, oder wenn er sonst etwas angedeutet ließe, so benutzte er sich zuerst, ausfallend die Schultern in die Höhe zu ziehen und dann ausweichend zu sagen: „Mein lieber Junge, auch Unterreiter hat seine kleinen Geheimnisse, und da ich niemals den Leuten nachschäufte, so konntest auch Du mich in dieser Richtung angelehrt lassen, besonders jetzt, wo ich viel zu thun habe — Zeit ist Geld, ein sehr schönes Sprüchwort, von dessen Wahrheit Du allerdings einen sehr schwachen Begriff hast. Adieu, caro.“

„Hol' Dich der Teufel — nachdem Du mir Auskunft gegeben!“ rief Regnier, indem er dem Andern eine Photographie vor das Gesicht hielt — „nachdem Du mir sagst, ob diese die Dame ist, die eben bei Dir war.“

„Allerdings, ich sehe keinen Grund, das zu leugnen.“

„Und Du magst sie?“

„—— — — Nein. Sie hat sich mir als Modell an.“

Lambert konnte zu genau seinen Mann, um nicht zu wissen, daß ein anderes, tieferes Interesse als künstlerischer Reiz Regnier zu dieser dringenden Frage veranlaßte. Das hatte ihm auch das Vorzeigen der Photographie klar gemacht, und während er ästhetisch den Ueberschönen spielte, lachte er innerlich vor Vergnügen, als er merkte, wie der junge Mensch erbleichte, wie er seine Unterlippe zwischen die Zähne klemmte und wie seine plötzlich aufblühenden Blicke gleich darauf, durch den Ausdruck eines tiefen Schmerzes gedämmt, fast ausgetrocknet wurden. Dann warf er seinen Hut auf den Kopf, rief ein kurzes: „Ich danke!“ und stürzte zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab und dem Hause. Ja, als er schon die halbe Straße überquert hatte, war er noch so wenig Herr seiner Gedanken und

daß die Schüssel, aus der sie essen, behaut, das Glas, aus dem sie trinken, behaut sei! — „Was schert es uns,“ rufen sie — „daß die Hände, die uns das Mahl bereiten, ungewaschen sind; der Beuten ist Schmachhaft — der Wein berauscht; — das Andern ist Nebenjache . . . Perse — wanniger Land!“

Don Francisco Serrano Herzog de la Torre, den Herrn Marjori der Immoralität beschuldigend — Don Juan Prim, Graf von Neus, Marquis von Castilejos, dem Herrn Gonzales Bravo Geldgier vorwerfend, . . . wahrlich das in eine Feste, bei der selbst ein Trappist nicht ernst zu bleiben vermöchte. Wie weit bist Du überflügelt, wackerer Sir John Falstaff! — Du konntest getrost einen Wahlscheitersstein gründen — löntest ein Maltzappetapostel werden. Du wur-

dest dennoch nie die Höhe dieser beiden Ehrenmänner erreichen. Man wurde höchstens Dich auslachen, und der ganze Offizier wäre verhöhlt; Jene jedoch werden als Apostel der Freiheit gefeiert, — ein wirklich edler Mann, wie der Demosthenes, lüßt sie — ein lokaler Soldat, wie Escalante, drückt ihnen die Hand, während der greise Republikaner, der Marquis von Albalade, ihnen seinen Beifall verleiht; . . . zwei Gladiatoren an der Spitze einer mächtigen Armee decken die Freiheit, decken die Moralität!

Und in Deutschland wird Bravo gelächelt!

Jeder Mensch weiß in Spanien, daß Serrano die da-

mals dreizehnjährige Isabella verlobt und somit den Grundstein zu der moralischen Verbesserung der englischen Nation gelegt hat. Es gab eine Zeit, wo er der Hündling des unerschrockenen Mädchens war und sie ihm blindlings gehorchte — eine Zeit, wo er fast noch verhaßter, noch verachteter in Spanien war, als Marjori es heute ist. Wer von denen, welche die heutige spanische Geschichte kennen, entfällt sich nicht jenes unendlichen Staudals, als die Kaiserin ihren Geliebten zum Premierminister ernannte, er Niemanden — jage Niemanden haben konnte, welcher ein Portefeuille unter ihm annehmen wollte, und er so gezwungen ward, eine Zeitlang sämtliche Ministerien zu regieren, bis ein Pronunciamento auch ihn stürzte!

Es ist eine wahre Vergnügung für die Menschheit



Auslandsanstellung: Juchend der spanischen Kaiserin. Empfangsabend im Plaza-Teatr. Originalzeichnung von G. Kasper. 12. 14.

wenn man in dem Leben dieser thorichten Frau einen Tag findet, eine That, auf der der Gedanke mit Wohlwollen ruhen kann; — es wird deren wohl nicht viele geben, aber sicherlich in eine der schönsten die fast weltumtörende Juchung, welche sie sich für den Mann bewahrt, der zuerst ihrem Herzen die Liebe gekostet hat.

Nachdem längst Andere ihr Herz befehen, hat sie dennoch nie aufgehört, ihm den Weg des Lebens mit Rosen zu bestreuen. Mit einer fast peinlichen Sorgfalt hat sie ihn — den anerkannt unglücklichen Ehemann, bis zu den höchsten Stufen der Armee geführt, hat alle Schwierigkeiten gehoben — und es waren bewundernde — damit er eine Converse herrsche und somit Millionen werde, hat alle die, welche

ihn lieb und thuer waren, behauptet — hat mit einem Worte für sein Wohlergehen mehr Sorge getragen, wie für das ihrer besten Freunde, und das seit nahezu fünfzig Jahren vom Tage an, wo er es wagte, seiner Monarchie seine Liebe zu gestehen, bis zu dem, wo er sich an die Spitze der Armee von Vador mit dem Marschall stellte: „Nieder mit den Bourbonen!“

Das ist der Mann, den man an die Spitze der Nation gestellt hat, um das große Werk der Regeneration eines Volkes anzuknüpfen.

Ihm zur Seite und ihm bühnend an geistigen Fähigkeiten überlegen, steht Don Juan Prim, Graf von Neus, Marquis de los Castilejos, Generalleutnant der Armee

der Mann, in dessen Händen sich schon so manche Willkür gekrümmt hat, dessen Rehnlichkeit mit Julius Caesar nur in seinen Schanden besteht. Ihm gehört die wahre Verantwortlichkeit des bereits Geschehenen — in seinen Händen ruht heute die Zukunft Spaniens! — Serrano, Cortes, Duler, Lopez, und wie die Helden des jetzigen Aufstandes alle heißen mögen — sie sind nur Widergruppen in den Händen dieses Mannes, dem der Geist der Armee gänzlich zugewendet ist, der die rechte Provinz Spaniens — Matronen — wie am Vangelbande leitet und der Verbindungen, Beziehungen — man konnte es auch anders nennen — mit ausländischen Höfen hat, die ihn zum wirklichen Herrn der Situation machen. — Es genügt nicht,

dieses beschränkten Mannes halber, um von diesem Manne zu sprechen, den die Geschichte einst als Typus des politischen Abenteurers hinstellen wird.

Man kann nicht umhin einzugestehen, daß die siegreiche Revolution bis jetzt eine ziemlich glänzende Aufwertung gezeigt hat. — Sie hat alle Verhältnisse verändert, hat so viel wie möglich mit Menschenblut gegiebt, hat die Nationalität hergestellt, das Prinzip der allgemeinen Abstammung eingeführt, Grund- und Staatsrechte der Bürger anerkannt. — Das ist verführerisch für alle die, welche die Freiheit lieblich lieben; — aber als jedem Soldaten der ganzen

Armee vom Corporal bis zum Oberlieutenant eine Mangenbüchse um einen Grad anerkannt wurde, da ließen auch die die Köpfe hängen und das wahre Wesen der spanischen Revolution hing an sich ohne Noth zu zeigen.

Während dessen reißt sich der stille Mann, welcher von Madrid aus die Ereignisse in Spanien beobachtet, vergnügt die Hände und lächelt vielleicht über die deutschen Mannesgüter, welche die spanische Revolution als eine Gefahr für ihn und seine Tugend betrachten. — Die launische Gestalt hat seit langer Zeit wiederum ihrem früheren Lächeln zugehört; — die sterbliche Partei Frankreichs, welche bei

den Neuwahlen des Corps legislatif eine so große Rolle zu spielen hoffen ist, daß Napoleon III. ihr zu Liebe ein Bündnis mit der Mexicanischen Nation abschließen hätte; — diese Partei der hartnäckigen Feinde des Kaisers ist durch den Sieg der spanischen Revolution gar hart betroffen und wird sich bedingungslos seinen Forderungen — wenigstens für einige Zeit — fügen müssen.

Was Spanien bei seiner Revolution gewinnen wird, kann Niemand bis jetzt wissen; aber für Napoleon III. war es zweifellos ein Glück, und schon erheben sich Stimmen, welche zu behaupten wagen, daß der Kaiser nicht

Die Belustigungen des Alpenklubs auf der Spitze der Jungfrau.

Originalzeichnung von Karl Weinhardt.



so ganz unschuldig an dieser Unheilbewegung Fortuna's gewesen sein kann; — daß es ein Union wäre, Preußen der Ueberwindung einer Revolution anzufügen, bei der Napoleon allein etwas zu gewinnen habe. — Man geht weiter noch — man behauptet, daß der von der Junta vorgeschlagene neue König . . . der älteste Sohn des Prinzen Napoleon sein wird — der Cuzel Viktor Emanuel's, ein adelicheitiger Anwalt, welcher unter einer Regentenschaft keine Rolle spielen zu erwarten sollte.

Die nächste Zukunft wird uns darüber belehren.

Unser heutiges Bild zeigt uns den Platz der Demonstration in Barcelona, auf dem das Volk den Truppen, welche ihren General Pavia, Grafen von Ober, verlassen, ein enthusiastisches Geleit gibt. Barcelona, die große Arbeiterstadt, das Manchester und Liverpool Spaniens, ist die einzige große Stadt, welche mit wenigen Ausnahmen im reichen Handelslande fast durchgehend republikanisch gesinnt ist. Mit ihr wird die Regierung am meisten zu rechnen haben, wenn sie den entseelten Volkselementen jetzt einen Monarchen abstreifen wollte.

Der Himmel, welcher Spanien so reichlich gesegnet hat, möge dem unglücklichen Lande endlich eine Regierung geben,

die es ehlich mit ihm meint — die ehlich denkt — ehlich handelt, und sich besonders vor auswärtigen Einflüssen zu hüten weiß, sie mögen nun von Frankreich oder Rom, von England oder gar von Deutschland kommen. Um zu ge-
deihen, muß sich ein Land von innen heraus entwickeln; — importierte Regierungssysteme, Maximen und Theorien haben nie etwas gelangt. In jedem Volke, selbst in dem entartetsten, leimen gute Instinkte, edle Aspirationen; nur die Regierungen sind die Wohlthäter ihres Landes, welche diese zu hüten, zu entwickeln und zur Reife zu bringen verstehen!

getroffen waren. Graf Gus Leeringer war damals ein Knabe gewesen wie Graf Rafael Ergast. Jetzt waren Beide junge, rosig, blonde Männer geworden . . . zum Verwechseln.

Georgina Paladologos saß mit zwei Damen, umgeben von vier Dienern, auf einem Dos-à-Dos wie ein Traum von Eleganz und Schönheit. Eine Venus von Milo mit fünfzig Jahren und einem abgesehen gekommenen fürstlichen Gemahl.

Rafael Ergast und Gus Leeringer gingen Arm in Arm vorbei, Rafael grüßte strahlend und verlegen; Gus Leeringer mußte den Verstand verloren haben? Er blieb stehen, starrte auf Georgina, lachte dann halb auf und zog Rafael weiter. Rafael schaute ihn erschaut an. Gus hatte noch immer sein spöttisches, halbes, boshaftes Lachen und einen beinahe zornigen Blick in den Augen, als wäre eine häßliche Erinnerung in ihm gemeldet worden. — „Raffi! Du beam die Dame!“ fragte Rafael mit getrunkenen Augenbrauen, halb euphorisch, halb erschaut.

„O! Ist die jetzt da, um eure halbe Gegend zum Narren zu haben? Ob ich sie kenne — sie war ja meine Geliebte.“

„Das ist eine Lüge!“

„O! Du bist also der Gefoppte? Dann verzich — und beruhige Dich. Sie war nicht meine Geliebte im gewöhnlichen Sinne . . . Dazu bedete ich sie viel zu sehr an, und sie war viel zu erhaben. Nun, sie war mein erstes Ideal.“

„Schon kann sie nicht“, sagte Rafael aufathmend. „Und Du solltest dafür von ihr nicht in einem solchen Tone sprechen, wenn Du sie einst unverwundet geliebt hast.“ „Unverwundet? — Diese Komödiantin hat meine Liebe erwidert, angelacht, erwidelt, ausgepreßt für ihre Tugenden, wie sie es hundert Andern that; meine erste, meine beste Liebe — und darum hoffe ich sie. Sie ist ein infames Weib.“

Rafael war tobenblasiert geworden. „Was willst Du damit sagen?“ stieß er mit einer fremden Stimme heraus, indem er seinen Blick und kramphast Gus' Hand faßte.

„Mein Gott, wie Du aussehest. Bist jetzt wirklich Du ihre Düpe?“

„Gus, wenn Du noch ein Wort sagst, so schlage ich Dich zu Boden, so wahr Gott lebt.“ — Rafael hatte diese Worte zwischen seinen festgeschlossenen Zähnen hervorgepresst, und Gus hatte beinahe aufgeschrien, so sehr fühlte er sich an der Hand gepackt.

„Oho! — Ich sehe, was es ist. Komme mit mir in mein Zimmer. Ich gesthe Dir alle Rechte eines eben zum Narren Geschaltene zu. Dort schneide und schneide, und ich will Dir Gewissheit geben und mich demüthigen, indem ich Dir erzähle. Ich habe mir geschworen, dieser Frau Alles zu verzeihen, was ihrer impetimenten Selbstsucht dient; ich habe mir geschworen, wenn ich mich in Hebräisch dieser unerlässlichen Spinne trafe, es zu zerreiben mit erbarmungsloser Hand, und ich verdiene mir den Himmel damit, das weiß ich. Willst Du kommen?“

Im Zimmer Gus Leeringer's hörte man, wie Jemand in den Salons drinnen eine dünne Nadel sang und einer dicken Erard'schen Begleitung. Sonst hörte man noch das Rascheln des wüthenden Regens am offenen Fenster. Rafael hatte sich nicht getraut. Er stand mit unterdrückten Armen an eben diesem Fenster und wühlte mit seinen kalten Fingern gleichsam in dem strömenden Gufte.

Graf Gus saß auf dem Sofa mit einem Chaos von alten und neuen hundertfärbigen und hundertfüßigen Briefen vor sich. Es glich Lebenszettel, die immer ihre postumierten Passionen mit sich herumjagten. Und Gus Leeringer war ein echter Lebemann. Er hatte als ganz junger Mensch sehr viel Feuer, Hoffnungen und Ueppigkeit gehabt. Damals Mann, hatte er an Herz und an Glück geglaubt und so hatte er sich verliebt: zum ersten Mal im Leben — in die Prinzessin Georgina Paladologos. Dann erst war er ein Kavalier geworden, ein Weltling. Er hatte sehr sehr viel Frauen, die ihn anbeteten und mit denen er prahlte — aber war seinen intimsten Freunden gegenüber — denn er war ein delikater Edelmann. Seine Anwärterinnen selber behandelte er mit jener gelangweilt-polanten Nachlässigkeit, die so gut die Liebe gegenwärtiger Frauen lebendig zu erhalten versteht. Er kümmerte sich sehr um seine, neue, gute und seltene Gigarren, und darum, wo man die besten, edelsten Parfüms bekam. — Ferner besuchte er in der Residenz gern die öffentlichen Lokale, wo er mit „mehr als Rührerinnen“ tanzen konnte, die beinahe so delikate waren wie kleine Herzoginnen, und die ihm dann glühende Briefe auf grauem oder rosenfarbtem Papier schreiben mit der Adresse: „Mein lieber Herzogin!“ und mit der Unterschrift: „Bis in den Tod Deine Retti.“ Und auf diese Briefe war er stolz. „Denn die lieben mich wahr!“ sagte er sich vor seinem Spiegel. Dann besuchte er auch gern die Oper und das Ballet. Er schwärmte für die Gretchen in der Heide. „Aber die da spielen als Sonnenmühle kommt mit einer Schleppe — sehr schön!“ — Endlich war er ein

echter Kavalier im Duell und in der Freigekigkeit — und so liebenswürdig gütig! Mit einem Wort: er war vollkommen — wirklich vollkommen; er hatte nicht einmal ein Defect.

Und dieser Graf Gus erzählt jetzt, mit der einen weichen, feinen, parfümierten Hand beim Schimmer der Lampe in den zerwürsterten Briefen wühlend, während Rafael Ergast am Fenster stand, das Gesicht dem dunkel strömenden Regen zugewandt.

„Ich war als Kavalier zu den Palfy-Husaren gekommen, erst einen halben Tag im Garnisonssattel, und hatte noch keine Wunde gemacht. Es war ein Sonnenuntergang so wunderschön, wie ich seitdem nie mehr einen gesehen habe, und ich ahnte nichts. Ich ging spazieren, und sie kam mit einer Gesellschaft von Offizieren, unter denen damals auch ihr Vater als Rittmeister war. Ich sah sie, und ich glaube noch nie etwas so Schönes gesehen zu haben, wie die Sonne auf sie fiel. Ich näherte mich ihr und ich hatte in wenigen Tagen schon ein Verhältniß mit ihr, freilich ein Verhältniß, wie es nur ein frisch angelommener Kavalier mit seiner Rittmeisterin haben kann; aber ich dünkte mich doch ein Gott. Sie war schöner als alle andern Frauen, viel geistvoller und viel natürlicher, wahrer, edler, lieblicher, ach! und sie liebte mich so, wie ich sie liebte: es war nur täglich ein Handrücken, es war nur ein zuckendes, lustiges, leises, eiliges Gespräch, und Briefe. O Briefe, wie ich ich Alles sagte, was ich von der Liebe täglich und stündlich fand — es war, als ob alle Weisheit der Liebe in mir eingeboren geklammert hätte, und jetzt strömte es wie Vulkanschlamm im Champagner auf meine Lippen, in meine Seele hinaus. . . Man lernt so leichtlich rasch lieben, lieben bis zur Zerknirschung; und auch ich war ihre erste Liebe — wie sie sagte. Da . . . schau . . . den Brief da habe ich noch immer nicht verbrannt. Ich habe ihn oft gelesen. Er war der erste — der einzige Brief, der mich jemals im Leben berührt hat vor Glück — bis zum Weizen: ich habe meiner Ordeman eine ganze Wollnacke geschickt, und bin gut gewesen wie ein Kind im Längs; ja, ich ward fromm, ich habe den ganzen Himmel anwendig gewünscht, da siehst Du den Brief, Rafael? Komme näher . . . Du willst nicht? und es ist doch ein wunderbarer Eitel! Denn Du, Gus, bist meine erste Wahrheit, meine erste Religion, mein erstes Gefühl. Vor Dir habe ich nicht gewußt, was es heißt, ein Weib sein. Ich war nur eine Tiranin oder ein verführerisches Kind oder ein heftiges Wesen. Aber ich war noch kein Weib, ich wollte noch nicht, wie hoch ihr Männer über uns steht, wie es stolz macht, zu euch aufzuschauen, euch zu gehören und doch euer ganzes Leben in unserer schwachen Hand zu halten. Du hast mir das Besondere gegeben. Ich nehme es und lege es in mich, daß ich da gedulde und sich rühle um mein eigenes, schmeichelndes, endlich erwecktes Herz . . . Ich gehöre Dir für immer, Gus. Du Wahrheit meinst so lange vergesslichen Lebens.“

Gus schweigt. Und vom Fenster her tönte ein tiefer, ein herzerweichender Seufzer, der einem Stöhnen gleich wie eine Geduld, die auf einem Satz fällt, begleitet von dem lauten Weinen des Weinstockens.

„Das war mein Glück, das Glück meines Lebens“, sagte Gus fort. „Und es war groß, nicht wahr? Das weißt Du, denn Du liebst sie ja auch, die Schöne, die Wahre, die Ehrliche! Und nach mir kam eine zweite Liebe, und dann eine dritte, und ich, ich blieb ihr treu. Endlich, endlich brach mir das Herz, und der Groll und das Leid quollen über, und ich lag an ihr Wundstöße zu machen, und sie schaute mich erlöst an, und sagte, sie habe sich mir geliebt, und ich sollte ihr nicht zürnen. Damals habe ich geglaubt, die Welt sei mit einem Schlag dunkel geworden. Anreue konnte ich ihr verzeihen, denn ich wußte, daß sie kein gemeines Weib war . . . aber diese schredliche Rücksicht nicht. Zu sagen, sie habe mich nie geliebt, mich betrüben zu machen, selbst in meiner Erinnerung! Es war ecklos und grauam zugleich, nachdem sie in mir alle guten und edlen Triebe einer ersten innigen Religion gewetzt hatte, diese zu zertrümmern . . . Nicht höflich und nicht hochmüthig, sondern lächelnd, erlöst. Und die erste Liebe, Rafael, siehst Du, die sollte man was lassen, wir brauchen sie für unser Leben, sie verlangt ja nichts als die Erinnerung! . . . Seitdem, Rafael, bin ich mit der Liebe auf einer andern Stufe. Ich habe seitdem viel geliebt, aber keine mehr so, wie dieses Weib, das ich jetzt habe und verachte aus Grund meines Herzens, und der ich Blase geschworen habe. Wo ich sie treffe, weiß sie, daß ich sie entlarve, daß ich ihr die Narren ihrer erloschen Koletierie raube. Ich . . . ich . . . Und Du wirst sie hassten wie ich? Soyous amia, Unna! . . .“ Gus erhob sich und ging auf Rafael zu. Aber der wandte sich nicht um und reichte ihm nicht die Hand. Gus lachte und wollte ihm dem Lichte der Lampe zuwenden, aber Rafael wandte sein Gesicht ab, und eilte mit einer raschen, heftigen Wendung aus dem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen.

„Das ist noch nicht Horn“, lachte Gus. „Dann brach er sein Lachen ab und stand einen Augenblick am Fenster, wo Rafael gestanden hatte, und schaute in den im Dun-

keln strömenden, von der Lampe angeleuchteten Regen hinaus. Er erinnerte sich.

Wenn das Weltkind von seiner Knabenzeit sprach, war es so grauhaft hell in seinem Herzen. Es war, als leuchteten rotthe Blüthe über einen grundlosen Abgrund hin.

8.

Die momentanen Wahrheiten.

Georgina Paladologos fuhr früh nach Hause. Sie hatte Rafael den ganzen Abend mit Gus Leeringer gesehen, und sie war aufgeregt, nervös geworden — nicht unruhig, nicht ängstlich — nein, beinahe zufriedener. Sie hatte Rafael, wenn sie an ihr vorbeiging, oft beiseite neugierig angesehen, aber er hatte sich ihr nicht genähert. Endlich wollte sie nach Hause fahren. Es war noch gar nicht spät. „Aber ich habe schon die Landgräfinnen ankommen lassen, wissen Sie, was ichere Pelagie?“ — Die ganze Gesellschaft bleibt noch zwei Tage hier! O, dann sehen wir uns noch . . . Es war so lustig! Die glückliche Nacht, meine Herren . . . O nein. Sie dürfen mich nicht begleiten. — Graf Ergast wird es thun, er ist mein treuer, dienender Kavalier . . .

Georgina war eine emancipirte Dame, und die dienenden Kavalier sind nie Liebhaber. Rafael verneigte sich, und der Kammerdiener warf ihm den geistigen Ballmantel um, und sie schritt am Arme ihres Kavaliers die Treppe hinab, gefolgt von einigen Herren. Die Schleppe ihrer Robe rauhete vom Stufe zu Stufe, der Wagen fuhr vor, die Pferde scharrten auf den Steinen des Hofes, noch ein Adieu, und sie fuhren in die Nacht hinein. Während der kurzen Fahrt wurde von Keinem der Beiden ein Wort gesprochen. Sie kamen an. „Ihr begleitet mich noch hinaus?“ sagte sie, er aus dem Wagen gesprungen war und die Hand reichte. Sie wußte, daß er noch zu ihr hinauf gehen werde. Er verneigte sich. Die Marktstraße war ganz finster, regnerisch. Nur ein, zwei Laternen glitzerten in den Straßen. Im Abzuge des Gassenhais grüßte noch das verschleierte Schenkmädchen. Das Stubenmädchen fuhr von einem Kamine auf, über dem es eingehalten war. Das Feuer war betitelt. „Nein“, sagte Georgina. — „Ausleiden!“ fragte die Jofe. — „Später.“

Und die beiden Liebenden waren allein im Zimmer. Rafael hatte seinen Hut weggelegt und stand, an dem Tisch gekniet, wo die Bücher und Noten und Zeitungen herumlagen. Georgina hatte ihren goldgeputzten Mantel abgeworfen und stand in ihrem Seidenkostüm da. Sie war ganz verändert gegen jetzt. Schön, aber eine wildere Schönheit. Nicht leuchtend das Auge, nicht lächelnd der Mund, sondern wie ein Mädchen, und doch wieder wie eine Mutter dem, den sie so ansah. Es gibt einen Zeitraum in der Frauenhönheit, der zu jedem Alter paßt. Es war Vergangenheit und Zukunft zugleich in dieser Schönheit, aber keine Gegenwart. Sie war rein und sie war mitleidvoll, sie war erziehend und sie war traurig und sie war ruhig. Es war wie ein Abendhimmel, der schöner ist als der Tag, weil er ruhig ist, klar, und Alles milder und sichtbar. Wie er sie so ansah, wußte er, daß sie ihn nicht mehr liebt, aber er wußte auch, daß sie ihn nicht betrogen habe. Er konnte das nicht zusammenreizen in seinem welltägigen, hoffnungslosen, matten Sinne, aber er wußte es.

Sie trat nahe an ihn heran, — aber ohne ihn zu berühren. Sie hatte die Arme herabhängend gekniet und schaute ihn fast an. So sanft, daß er fühlte, wie die Thränen, die in ihm seit Stunden brannten, aufsteigen wollten in seine verschmachten Augen. Er hatte sie so lieb! . . .

„Was habt Ihr mir zu sagen, Rafael?“ fragte sie. „Was hat Euch Graf Leeringer erzählt, was habt Ihr mir vorzumerken, welchen wohlbedachten Groll habt Ihr auszusprechen gegen mich. Sagt jetzt Alles — auf einmal. Ich höre.“

Er wollte sprechen, aber er konnte nicht. Er hatte ihr Vorwürfe machen wollen, aber jetzt fühlte er nur eine Angst, eine Gewissheit: es war Alles aus — sie hatte auf diese Stunde gewartet, sie liebte ihn nicht mehr. Er sollte zürnen, und er sollte bitten mögen — umhals bitten. Das fühlte er, und der Stolz richtete ihn hoch auf, trotz in allem Jugendtrotze. Und er sagte ihr — er wußte selbst nicht, in welcher stillen Worten — daß sie eine Lügnerin und eine Falsche sei, daß sie Andern dieselben Vergnügen gelogen habe, wie ihm — daß Andern dieselben süßen Bitterkeiten, dieselben süßen Zeiten von ihr erhalten hätten, wie er. Daß sie eine herlose, umwiedrige Kolette sei, daß sie ihn betrogen habe, wie alle Andern . . .

Er schwieg. Die Stimme verfiel ihm.

Jetzt sprach sie zum ersten Mal wieder — sanft, still:

„Das habe ich nicht.“

„Wie! Das wäre Wahrheit gewesen, als Ihr sagtet: Ich habe noch nicht geliebt vor Euch, Ihr seid der Erste! Und habt doch danach getan.“

„Und habe dasselbe schon dem Grafen Gus Leeringer gesagt und geschwiegen, dem Grafen Niemo (Grazisch, dem fünften Semeter Paladologos und dem Herrn von

nicht erlassen, bezugend, daß die Autokratie „höchsten wünschenswerth“ sei! Wird man sich bald genug überzeugen haben, daß für die jegliche Revolution jetzt erst die Probe gehalten werden wird, ob sie der Triumph einiger Ehrgeiziger gewesen, ob der Freiheitskampf eines schließlich unterdrückten Volkes allein getrieben hat, oder ob Spanien wirklich reif, berechnigt und bereit ist, die hohen Gaben der Freiheit zu genießen; — in einem Worte war es Proclamation oder Revolution — und nicht aus dem leicht erlangten Siege eine Ueberwindung des Bestehenden oder eine gänzliche Regeneration hervorgehen?

Wie wir Spanien und die Spanier kennen, glauben wir leider an keine Revolution, an keine Neubebung, an keine Wieergeburt der zerrütteten Nation, herbeigeführt durch die Mittel, deren man sich jetzt bedient hat; wie wir Spanien und die Spanier kennen, glauben wir nicht daran, daß der neue und glänzende Frieden, den man auf das abgemühte Volk mit Bajonettsstößen befeigt hat, lange halten wird; — wie wiederholen es und die Wirklichkeit wird uns Recht geben: in Spanien mehr denn in jedem andern Lande gehören nur die Institutionen, welche sich aus dem Volkthum selbst entwikkelt und von einer unabhängigen Regierung zur Blüte und Reife geführt werden; — alles Aupstürze bringt Verderben und Entfaltung; — so wie die tropischen Pflanzen in unserem Klima lang-

sam dahin sterben, so werden die englische, amerikanische und andere Freiheitsideen, nach Spanien importirt, das Land und die junge spanische Freiheit so sicher tödten, daß man noch einmal eine absolutistische Reaction in Spanien erleben könnte, wie man sie in Europa, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr für möglich halten würde.

Der große und unbestreitbare Grundzug jedoch der durch die ganze spanische Geschichte, ja durch die Geschichte der einzelnen Generationen geht, ist die immer sich wiederholende Neigung zum Absolutismus. Es ist hier der Ort nicht der geschichtlichen Abhandlungen; aber wir sprechen aus tiefer Ueberzeugung einer jeden Regierung in Spanien die Lebensfähigkeit ab, die sich nicht auf Centralisation im weitesten Sinne des Wortes basirt. Die Größe — die gewaltige Größe Spaniens unter Karl V. und Philipp II. war nur Scheinwer, ein Nachklang der Entdeckung Amerikas, der Vertreibung der Mauren und des Regierungsgenies beider Monarchen; — kaum hat der dunkle Hauch im Catafalco die Augen geschlossen, als die Delavrie beginnt, und mit Hineinschreiten das Land dahin führt, wo es heute ist. Die verhängnisvollen Königsräthe der überhöhen Halbinsel, welche durch die Politik ihrer Könige sich zu einem Völkchen zusammenkneteten, glaubten vielleicht mit nationalem Stolz, daß Spaniens Wohl durch seine Vereinigung für immer ge-

sichert sei; — der unbefangene Geschichtschreiber jedoch wird die ersten Spuren des Verfalls dieses Landes im Augenblick seiner höchsten Macht finden; — im Augenblick, wo Don Juan de Austria, der letzte Verteidiger der Macht der verfallenen Völkerschaften Spaniens, sein edles Leben auf dem Schafote ausbathte (1521).

Wenn das, was aus der heutigen Revolution hervorgehen wird, die federalistische Tendenz aller ehemals unabhängigen Königreiche als Basis der zukünftigen Regierungsform — sie möge Monarchie oder Republik heißen — annimmt, so kann Spanien regenerirt werden; im entgegengekehrten Fall hat die Revolution nur das Verdienst gehabt, den gänzlichen Verfall des Landes um einige Jahre beschleunigt zu haben.

Welch' ein Leben, das der unglücklichen Monarchin, die jetzt im Exil und dem Haße eines ganzen Volkes ausgesetzt, den Blick rückschleudert in ihre eigene Vergangenheit zu weiten Mitleid und Mitleidigkeit hat. Zu einer Zeit, wo die- und jemals des Cyclus so viele, so gewichtige Stimmen sich nicht nur für die soziale, sondern auch für die politische Emancipation der Frauen erheben, ist das Beispiel der gealterten Monarchin Spaniens ein leider nur zu treffendes für den Denker und den Staatsmann, an den die Frage der Fraueneman-



Die spanische Revolution. König von König von in den Pyrenäen.

gipsten nach den heutigen amerikanischen Verhältnissen mit jedem Tage treten kann.

Schreiber dieses, dem eigenthümliche Verhältnisse gar oft die Gelegenheit gaben, die heut culturbroten Furien aus naher Nähe zu beobachten, dem über ihr Privatleben fast täglich die zuverlässigsten Notizen gegeben wurden — kann nicht umhin, das unbeschreibliche Mitleid auszusprechen, das er seit jeder mit dieser Frau gehabt hat; — und man glaube nicht etwa, daß die Basis dieses Mitleids jener verächtliche Sentimentalismus gewesen, der den Mann so gar oft zum Vertheiliger der angegriffenen Frau aufwirft; — nein! es ist die kalte, Urspindel abzuwiegende Vernunft, welche schon seit langen Jahren schon die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Verantwortlichkeit der Handlungen — der guten und der schlechten — der letzten Königin von Spanien — sowohl als Königin wie als Frau — nicht von Donna Isabella von Bourbon getragen werden kann. Isabella die Jüngste ist nur unzureichend bis zu einem gewissen Grade, und da möchte ich Alle, die auf ihren politischen Einfluss abzielen, als Jungen anzuweisen — ihre Generale und Rathgeber — die lange Reihe ihrer Minister von Caceres bis Gonzalez Bravo; die lange Reihe ihrer Geliebten von Ferraz bis Martini; — Isabella II. ist in ihrem achtunddreißigsten Jahre noch ein Kind — freilich ein Kind, das Todesurtheile unterschreibt, die eheliche Treue

nicht gehalten und dem königlichen Wapen den Kränkel ihrer Landes angebunden hat. — Aber man halte sich nicht an die Oberflächlichkeit der Phantasie, man gebe sich die Mühe, weiter vorzudringen, man stelle sich die Frage, ob sie — seit ihrem ersten Vollen hat, etwas gethan worden, um den Sinn dieses unglücklichen Wesens dem Völkchen zuwenden, und wie viel dazu gethan worden; — und mit Schauern wird man die unbefangene Antwort vernehmen: Isabella II. ist gerade zu dem ergogen worden — was sie geworden ist; sie sollte und mußte die leistungsfähige Königin, das leistungsfähige Weib werden, das sie geworden; — es hätte eines Wunderes Gottes bedurft, damit sie anders werde, und denen, die das gewollt und bewillt, denen muß die Geschichte, deren wird die göttliche Vorsehung in erster Linie die Verantwortlichkeit des Lebens und Handelns der Adalgin Isabella aufbürden — und in zweiter denen, welche die Verantwortlichkeit der göttlichen Vorsehung in erster Linie der Königin benutz, um ihren eigenen Ehrgeiz zu befriedigen. Unter den Eryen stehen oben an die Königin-Mutter Donna Christina und — meine Geber straucht sich, einen in Spanien allverbreiteten Namen wiederzugeben: Don Baldemero Oporto, Herzog von Vitoria und Nocera, — unter den zweiten die Ferraz, die Prim, Marraz, T. Daniel, Zatorius, Mon, Vidal, Salamanca, Bravo Murillo — und wie die Region von Staatsmännern und Generalen alle denen, die sich

des Namens und der Gattung der Monarchen bedachten, um Karriere zu machen.

Isabella von Bourbon hat, um das rechte Wort zu gebrauchen ... gar keine Erziehung genossen; und daß die schaffende Natur keine haben und eelen Aufzichte in die Tochter eines Ferdinands VII. — lo roi la tête de moule et au com de tigre, wie der Volkt ihn nennt — geht hat, ist leicht zu begreifen. Man weiß, daß sie in ihrem dritten Jahre zur Königin ernannt wurde, und daß ihre Mutter durch ein, wie man behauptet, erkranktes Kind ment die Regierung während ihrer Minderjährigkeit übernahm; aber was man nicht weiß, ist, daß die Mutter nicht die geringste, die allgergewöhnliche Thätigkeit für ihre Tochter übte. Das Kind wuchs in der strengen, unerbittlichen Obhut auf — wurde gar nicht, wurde zu stunde dreimal täglich gelehrt — hatte auf dem Wege und leicht die Vernehmungen des Volkes, die ihrer Mutter galten, und wurde von unbedachten Jüngern, daß diese Mutter andere Kinder hatte, deren Vater ein General mit Namen Fernando Marraz sein sollte. — Die waren die ersten Freundschaften ihrer jugendlichen Gemüths. Von Zeit zu Zeit mußte sie sich dem Volke zeigen, Anblikenden anzuweisen man studierte ihr Lächeln ein, welches sie vor ihrem Ehemann oft stundenlang wiederholen mußte; denn das unidire Glickliche sollte durchsicht nicht ohne durch die Verzerrungen

werden, die man ihm auszuwaschen. Er meinte das königliche Kind, so geholt zu werden, und dann — was durchsicht nicht, daß man und dementire — dann ließ sich die Regentin hinsetzen, der jungen Königin Mittheilungen zugehen, vor denen selbst ein Reichthum der Verhältnisse Varnas zurückgeblieben war.

So erreichte die Königin ihr zehntes Jahr, als der Herrsche Gaspardo der Regentin versagte und er selbst von den Cortes zum Regenten und Don Jové de Arguñes zum Vornamen ernannt wurde. Man ist gewohnt, diese beiden Namen als Typen von Verstand und Verschlagenheit auszustellen, und wir sind die Ersten, die dem Urtheil die volle

Zustimmung zu geben, wenn es sich vom Privatleben dieser Männer handelt. Als Arguñes, der Schwager des königlichen Hausvertragers, der wie ein Spartaner lebte, starb, hand man neugeborenen Familienangehörigen bei ihm, und da diese Summe nicht ausreichte, um die Forderungen zu befreien, mußten seine Verwandten zusammenkommen, um die



Vím.



Isidor.



Eusebio.



Die spanische Revolution. Die spanische Königin im Exil von.

schöne Summe auszubringen. Es ist dies ein leuchtender Punkt in der spanischen Geschichte der Neuzeit. Gaspardo, ein als Privatmann, selbst von seinen erbittertesten Feinden, nie beschuldigt worden, unerbittlich behandelt zu haben. — Aber was diesen beiden Männern wohl nie verjagen werden kann, ist, daß sie nicht im Geheimen darnach trachteten,

dem zehnjährigen Kinde, dem vermählten Kinde, welches die Nation ihnen anvertraut hatte, eine Erziehung zu geben. Gaspardo beschäftigte sich mit der Regierung, Arguñes mit dem Hanswacke — mit der Königin beidseitig sich Niemand als ihre Obergeheimenmeisterin, welche fortwährend, ihr Stolz und Furcht einzuwirken, und mit ihr auszu-

wenn der Regent befehlt, daß sie sich dem Volke jenseits. Vielleicht denkt die entthronte Königin heute noch an jene Schandthat, in der Hofgesellschaft die Königin des Volkes erfüllte, als die erschrocken und aller Beistand verlor. Jenseits ihr erzählt, daß C'Donnel in Pamplona und Vím in Katalonien sich mit ihren Truppen

Die Spuren eines Romans.

von
F. W. Sackländer.
(54/55)



ie trübe Adelgunde — welche Schmerz-
liche, bittere Enttäuschungen waren
ihr bis jetzt dafür zu Theil geworden,
daß sie mit reger Phantasie, mit vor-
mem, gefühlvollem Herzen die Spur-
en eines Romans aufgesucht hatte,
für den sie sich interessirte, daß sie ge-
hofft hatte, noch von jenen Wesen zu
finden, frisch und lebenswarm, edel
und gut, wie sie der Dichter geschildert; prächtige Ori-
ginalität, hinreichend in ihrem Glück wie in ihrem Unglück, und
daß sie statt dessen finden mußte, der Verfasser habe, statt
frisch in's Leben zu greifen, aus einem Kessel geschöpft,
dessen allerdings recht wohlgeschmeckende Brühe er sich künst-
lich zubereitet, indem er von einem halben Dutzend
verschiedener Charaktere das Phantasie zusammengebastet,
Gutes in Böses, Verwerfliches in Edles verkehrt, dieses
Gemiß in kleine Portionen abgetheilt und dem gemeinen
Leser aufgetischt, verzehrt mit allerhöchsten Landhäuslern,
sowie mit düstern, spukhaft unheimlichen Häusern, mit
alten steinernen Ritterbürgen, einsamen Bergkronen, blauen-
den Pausen und düstigen Wäldern. Ja, Adelgunde war
auf's Schmerzlichste enttäuscht, nicht nur, daß sie statt des
poetisch gezeichneten Ritterhauschales mit den blühenden
Kindern die prosaische Figur des Herrn Schellenberger
gefunden, oder daß die interessante Magdalene, mit der
sie geliebt und geliebt, zur Hälfte aus einem fabelhaften
Wassergespinnste bestand und zur anderen Hälfte aus etwas
weit Verringerem; nicht nur, daß sich der edle, biedere,
philosophische Schuler in Wirklichkeit als ein ganz gemeiner
Trunkbold erwies — nein, was sie am Tiefsten ver-
letzt war, daß der im Buche so humanistisch lebenswürdig
geschilderte Stadtrath Schmetterer sich als ein über alle
Verbreitung alljährlicher Polizeibeamter entspannte, und
letztens hatte sie indirekt durch den blödsinnigen Kellner
erschauen, dessen Protektion sich ihre Kammerfrau erkaufte.
Mit allen Zeichen sittlicher Entrüstung hatte der blond-
gebackte nämlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit
berichtet, wie er durch den ausgezeichneten Lohndiener
erfahren, daß Herr Schmetterer, der geheime Polizist, auf
Befehl des Stadtraths Schmetterer beauftragt sei, alle
Schritte des gnädigen Fräuleins auf's Genaueste zu
beobachten und darüber an die betreffende Behörde zu
berichten; nein, das war zu arg, und Adelgunde hatte schon
den Befehl zum Kinnpfeifen gegeben und die Stadt heute
noch verlassen, wenn Madame Fräulein nicht noch im
Rückland gewesen wäre und wenn sie es nicht für unrecht
gehalten hätte, den Photographen, der ja eigentlich nichts
thun konnte, daß er so wenig seinem Weißer Regnier des
Romans gleich, in Schanden zu bringen.

Und jener echte Arthur Regnier — ganz leise,
ganz heimlich, ganz verhehlt, gelang es ihm in einem
Augenblick, wo sie ihre schönen Augen mit der feinen
Hand bedeckte, daß er unter andern Verhältnissen wohl
im Stande gewesen wäre, einen dauernden Eindruck auf
ihre Herz zu machen — bei dem Wort „bäuernd“ bezeugte
ein leiser Seufzer, der ihre Wangen schwellte, daß es im
Allgemeinen an einem Eindrucke nicht gefehlt habe —
denn erst von hier so rasch wie möglich.

Sollte sie aber diesem verächtlichen Schmetterer und
seinem Polizeiverwalter zu lieb den schönen Nachmittag,
den ein wunderbarer Abend zu folgen versprach, im Zim-
mer zubringen, oder sollte sie in der schönen Natur umher-
gehen mit dem unangenehmen Gefühl, auf Schritt und
Tritt beobachtet zu werden.

Dagegen gab es übrigens noch ein hübsches Mittel,
und dieses Mittel beschloß sie zu gebrauchen. Streifte es
doch auch ein wenig auf's Romantische, — ach! und für alles
Romantische hatte Adelgunde stets eine kleine Schwäche
behalten. Sie nahm von dem erst aussehenden, sehr
wundig gehaltenen Kleider ihrer alten Kammerfrau, ver-
deckte mit einem Schawl derselben in einem etwas auffallen-
den Farbenmuster ihre schöne Taille, setzte den Hut auf
mit blauem Geflügel und einsteckte zum Liebeskuss noch die
blaue Krone ihrer Dienerin. So verdonnelt, Gang und
Haltung auf's Treiflichste nachahmend, war es kaum mög-
lich, sie zu erkennen, und sie würde auch sicher unerkannt
geblieben sein, wenn der blödsinnige Kellner nicht, all-
erdings unglücklicher Weise, an ihr zum Verfall gekommen
wäre. Dieser sah sie nämlich die Kette herabkommen
und dabei unter ihrem dunkelfarbenen Rock ein so feines
Fädchen, einen so ungewöhnlich schmerzlichen Strumpf
nicht wahrnehmend — ein gewandter Kellner deutet häufig in
Hindruden der Spitzfaser — hervorzuheben, daß er,
früher gemacht über diese Verkleidung, eine feillich uner-
wartete eiserne Kette sah — junge Leute haben
häufig dergleichen theueren Willen — und vor das Thor

des Hotels hinaustrat, um der vermeintlichen Kammer-
frau so auffallend nachzusehen, daß Herr Schmetterer,
der sich nicht ganz zufällig mit einem gegenüber stehenden
Häuser unterhielt, seinem Polizeifunkte und der Dame
folgte.

Diese nahm für heute ihren Weg in einer ganz anderen
Richtung, denn sie schenkte sich ordentlich vor der Straße,
in welcher der Gemeinderath Schmetterer hauste, sowie
auch vor jener, wo sich das Haus mit dem gewundenen Wie-
bel befand. Es war ihr angenehm, neue Wege, Wege
und Gassen zu finden, wo sie wohl sicher sein konnte,
durch nichts mehr an die Spuren jenes Romans, welche
für sie so unangenehm geworden waren, erinnert zu wer-
den; ja, sie atmete freier auf, als sie in ein stilleres
Stadtviertel kam, mit wenig Leben und Verkehr auf den
Straßen, und dann immer weiter hinaus, wo diese Stra-
ßen nur noch durch ein paar neuerbaute Häuser traci-
rten, um endlich in großen Gärten voll blühender, dui-
sender Schilddünen aufzuheben. Hier lag sich das Terrain
sanft gegen die Bergwand hin und hier folgte sie einem
kleinen, geschlungenen Fußwege, der zwischen hohen, dicht-
beblätterten Bäumen führte und wo noch die und da kleine
Güterhöfe einen Blick in die anliegenden, mehr oder
weniger gut gepflegten Gartenschilde erlaubten. In manchen
Wunden flüchtete sich leuchtend durch grüne Heckenstübe wis-
den und Gebüschgruppen auf herrliche Weise einander ver-
binden; andere aber prangten nicht minder reizend in der
Hülle einer ungehinderten Vegetation, und wenn jene zier-
lich gepulst und schüchtern erschienen, so hatte man diese mit
einer träumerischen, apurigen Wäldchennatur vergleichen
können, durch deren weites, fest und lodig betrautes
Haar wilde Blüten geschüttelt waren, und da Adelgunde
diese Unvergleichlichkeit liebte, durchschloß sie mit
wilden Rosen, nachdenklich, so blieb sie an einem
dieser verdufteten Gärten stehen, lehnte sich an ein ziem-
lich nachlässig gehaltenes Gitterthor und schaute hinein.
Sie sah vor sich große, dicke Viehwiesen, so die Wege
überwuchernd, daß diese wie und da wie grüne Laubtun-
nells ausfielen, und diese Wege selbst Gras- und Moos-
partien bildeten. Zwischen ein paar mächtigen Eichen
im Hintergrunde hinstand schimmernd ein graues Haus
mit hohem, spitzigem Dach, ein seltsames, alterthümliches
Gebäude, wie man es zuweilen auf Wäldern sieht, am
Rande eines Teiches, an dessen Ufer hochgehende Eichen
in feinen Schattenschirmen und bausigen Reifedien luf-
tumben. Da Adelgunde nicht ohne Phantasie war, so
malte sie sich eine eigene Scene lebhaft aus und konnte
sich deutlich vorstellen, daß sie sich hier auf der Rückseite
jenes kleinen Schlosschens befände und daß sich jenseits an
der vorderen Front in der That ein solcher Teich ausbreite
mit jenen dunklen, porzellanartigen steilen Figuren, die sich
dort unter jierlichen Wäldern erheben, fächer weidend
in gemächlichen, geistlichen Unterhaltungen. — — —

Wie erkalte sie aber, als plötzlich Jemand
vor sie trat, der so vollkommen zu ihren Träume-
ren paßte, ein alter Herr mit schwarzem Kniehosen
und grauen Strümpfen, einem freilich etwas abgelebten
Röthengrünem Frack und einer gelben Weste, mit sehr zer-
rissenen, lächerlichen Wulststreifen. Der alte Herr
hatte ein eingefallenes Gesicht, so bleich, daß selbst das
weiße Haar derselben kaum mehr als ein leuchtendes
Stolort zu erkennen konnte; dabei blickten seine Augen in
einem fast unheimlichen Feuer und war das Mädel, mit
dem er sich nun vor Adelgunde, vielmehr vor der alten
Dame mit der klauen Fülle verbrachte, etwas Wespens-
stiges; als Klang seine Stimme, scharf und zitternd, als
er sagte: „Ich würde sehr dankbar dafür sein, wenn Sie
Gnaden die außerordentliche Güte hätte, diesen kleinen
Garten zu besichtigen, welcher trotz seines verwilderten
Zustandes etwas höchst Poetisches hat, — bitte, treten
Sie näher — so, meine Schöne, Sie werden das nicht
bereuen.“ fuhr der alte Herr fort, nachdem er das Gitter-
thor hinter Adelgunde, die sich willkürlich eingetreten war,
wieder geschlossen hatte und nun mit ihr durch einen feinen
Laubtunnel dahin schritt.

„Sie werden sehen, daß diese Wildnis hier mit ge-
ringer Mühe in einen jierlichen Garten umgeschaffen
werden könnte, wie wir sie in unserer Augen sehen, wie
Sie, meine Verzeihung, dieselben in Ihrer, auch schon
sanft entzündeten Jugend liebten; ich aber liebe das
Natürliche, das Hebräischste und Hebräischste in
der Natur wie in der Kunst — ist Ihnen vielleicht eine
Pflanze gefällig?“

Legte er fragte der alte Herr mit einer jierlichen Ver-
drehung, indem er eine Verzeihung aus seinem fahnen-
gegrünten Rock hervorholte — „nicht! — auch gut. Um
wieder an das, was ich eben sagte, anzuknüpfen, siehe ich
einen lebenden Wasserfall den jenen Strahlen einer lüch-
lichen Fontäne vor. Sie werden allerdings bemerken, daß
diese Wälder hier gebildet und theilweise herabgefallen
sind. Warum auch nicht? Die wilde Natur in ihnen
wurde zu mächtig und ließ sie auseinander, sie haben
ihren Zweck erfüllt. Sie bewahren dort eine Statue neben
ihrem Sockel, mit dem Rücken auf dem Boden lie-
gend. Es ist ihr wohl so, sie ruht aus von dem lange

weiligen Stehen und betrachtet mit Mühe die am Himmel
ziehenden Wolken oder ihr selbst in seiner unvergleichlichen
Blau, des Nachts aber Mond, Sterne, und alles das
mit einer gewissen Seelenruhe, die man Gleichgültigkeit,
Lebenslust nennen könnte. Aber ich weiß das besser; sie
lächelt, wenn ein Kommet am Himmel fliehet oder wenn ich
Nachts bei geoffneten Fenstern meine gewaltige C-Moll-
Symphonie spiele.“

„Ah, Sie sind Musiker, mein Herr?“ fragte Adel-
gunde, unwillkürlich stehen bleibend und indem sie ver-
stohlen nach dem Eingang blickte, der aber hinter den
wirren Büschen verschwunden war.

„Ja, Madame, ich bin Musiker, und wenn es Ihnen
Vergnügen macht, werde ich die Ehre haben, Ihnen ein
kleines Ländler auf meiner Orgel vorzutragen.“

„Sie brauchen sich durchaus nicht zu bemühen,“ sagte
er verbindlich hinzu, als er sah, wie die Dame unbehaglich
sehen blieb: „es macht mir das durchaus keine Mühe
und Ihnen soll es Vergnügen verschaffen. Ich gebe Ih-
nen ein wunderbares Ländler, eines Jutunismus. Sie
sollen das Klängen einer Seele anklängen hören, welche auf
natürlichem Wege die große Gefühls- und Erde genannt,
zu verlassen strebt — mir ahnte es, daß Sie kommen
würden, Madame, — und ich bin entzückt, eine solch
ausgezeichnete Zuhörerin gefunden zu haben.“

Adelgunde glaubte zu träumen; es war ihr zu Nahe,
als läge sie unter einer betäubend duftenden Fliederlaube
und ihre nicht nur Phantasie und Wäldern, sondern
sogar auch die in denselben vorkommenden Figuren lebendig
um sich herum spazieren; der Flieder duftete in Wirklich-
keit um sie her; neben ihr ging die seltsame Gestalt des
alten Herrn, stets einen halben Schritt voraus und sie
durch herrliche Handbewegungen erlösend, ihm rasch zu
folgen.

War sie nun wieder in jenen Zauberteis hinein-
gezogen worden, den das Lesen jenes Romans um sie ge-
bildet hatte? War dieser alte Mann ein, allerdings ver-
zerrtes, Spiegelbild jenes jungen, schwärmerischen Musikers,
der, nur erfüllt von seiner Kunst, das eigentliche Leben,
das wahre Leben und Lieben der unglücklichen Magdalene
nicht verstand — er trat also in der That lebendig und
doch wieder so romanhaft vor Adelgunde hin, während
das junge Mädchen, dessen Erscheinung als ein starrer
Haut die vollkommen verstanden hatte, nun körperlich
frisch, wie eben aus dem Rahmen des Buches tretend, vor
ihm erschienen war, jene Magdalene, die im Roman ganz
anders, die ein schattenhaftes Nebenbild gewesen.

Adelgunde bedachte einen Moment ihre Augen mit der
Hand, es schwebte ihr; dann schalt sie beinahe zula-
men, als sie fühlte, wie der alte Herr ihren Arm durch
den feinen zog und sie mit sanfter Gewalt vorwärts
führte, dabei in einem fort plaudernd. „Sie werden es
erlaubt finden, Verzeihung, wenn Sie auch hier wieder
sehen, wie Alles in dieser Welt so veränderlich ist, so wan-
delbar. Bemerken Sie, Gnaden, einen Augenblick auf
diese kleine Anhöhe, von wo man beim Gange vorbei einen
anderen Theil dieses kleinen Parkes überblickt, verweilt
allerdings, aber prächtig verweilt. Dort war früher
ein kleiner Teich, nach und nach ist er ausgebreitet bis
auf eine geringe Höhe träben Wassers in der Mitte,
wo sich die dicke Wälder von Schiff und Wäldern befindet.
Daher ist die Wahrheit sprach, werden Sie am Ufer, an
den bunten Träumen jener alten Gondel sehen, die dort
bei dem abnehmenden Wasser sitzen blieb und in Trüm-
mer fiel.“

„Gerade so dachte ich es mir.“

„Ich bin entzückt, Madame, daß Sie den ehemaligen
Glanz des Parkes so richtig zu würdigen verstanden, eines
Parkes, der in seiner jetzigen Gestalt für mich zugleich
interessanter ist. Alles das begeistert mich zu gewaltigen,
naturwüthigen Phantasien, und als ich meine Symphonie:
„Die Strandung der Arde Noah's“ komponierte, war der
Anblick jener Gondel für mich auf's Höchste anregend.
Doch treten wir zurück auf die andere Seite des Hauses,
dort werde ich Sie an einen kleinen, heimlichen Weg
führen, von welchem aus Sie mein Orgel-Adagio am
besten vernehmen können — hier, sehen Sie diese
kleine, düsterröthliche Laube.“

Adelgunde blieb davor stehen, erschrocken, bebend; ihre
Wälder blickten auf einer tiefen Veranda, nicht sehr weit
entfernt von dem heimlichen Wäldern, welches der alte
Musiker angeht, denn unter dieser Veranda bemerkte sie,
den Kopf auf beide Arme gestützt, das Gesicht aufwärts
gerichtet, Arthur Regnier, und an seiner Seite Magdalene
sah, die Magdalene aus dem Hause mit dem Gitter-
dach, welche eine Hand auf die Schulter des jungen Man-
nes gelegt hatte und jetzt, zu der fremden, alten Dame
hinüberblickend, ihm etwas sagte, worauf er achselzuckend
entwiderte: „Was kümmert es mich, wenn er sich zum Ju-
liolen eingeladen? Jemand eine alte Dame seiner Be-
sinnung?“

„So sehen Sie sich, meine Verehrteste,“ sprach der
Musiker, „und lassen Sie sich durch die Weiden dort nicht
stören.“ fügte er hinzu, als er Adelgunde's Hinterbacken
nach der Veranda berührte — „junges Volk das, die
hier in Blüthenzeit bei einer Solen Maitrout glücklich

sind, vielleicht auch unglücklich. Doch was kümmert uns das? Bitte, setzen Sie sich und genießen Sie meine Darstellung."

Abelgunde mußte seinem Drängen Folge leisten, und als sie dann in der dicht umwundenen Laube saß, war sie den Blicken der beiden drüben entzückt, wachte aber, sie mochte wollen oder nicht, einzelne Worte von ihrer Unterhaltung vernehmen, trotzdem jetzt aus einem geöffneten Fenster des Hauses weiche Orgelklänge hervor-drangen.

"So ist es," sagte Magdalena, "und die Mutter hat gesagt, sie schaffe heute noch ihr Atelier und seinen Fuß mehr dürfen Sie über unsere Schwelle setzen."

"Was kümmert's mich, ich bin überhaupt eusloffen, nichts mehr zu machen."

"Aber mich kümmert es — Arthur, mich kümmert es sehr."

"Nah, warum denn, sei geschickt. Da, nimm noch ein Glas von diesem wunderbaren Trank und Du wirst sehen, wie das Deine Jochen erweitert — warum kümmert es Dich auch?" fuhr er plötzlich in einem tropischen Tone fort, indem er sich aufrichtete, beide starrte auf den Tisch hin und ihr voll la's Gesicht blühte. "Bleibt Dir doch Lambert und Stein, ohne die Anderen, die glücklich sein werden, Deine schöne Gestalt, Dein Gesicht und Dein prächtiges Haar malen zu dürfen."

Sie schaute zu ihm hin, aber es war nicht mehr dasselbe Gesicht, welches Abelgunde heute Morgen lachend und heiter gesehen; es waren dieß jetzt tief durchdrungen, verklärte, aber durchdrungen von heftigem Schmerz — es waren dieß jetzt andere Magdalena, als sie zum letzten Male, wie der Roman erzählt, hier in demselben verwitterten Garten saß — allein, unter derselben Veranda, laufend jenen herüberdringenden Orgelklängen, welche unter den Fingern der Besessenen hervorquollen, der zu sehr von seiner Kunst begeistert war, um ihr namenloses Weh zu verstehen.

Wie zitterten auch jetzt wieder die Wangen voll düsteren, schmerzhaften Orgelklängen durch die weiche Luft, spielten auf den Sonnenstrahlen, wie ein mitfühlendes Herz hätte glauben können, leise bewegende Blätter und Blüten — wachte doch Abelgunde ihre Hände fester an ihre Brust pressen, um einem tiefen, schmerzlichen Sehnsucht nicht zu gestatten, daß er ihr Auge mit Thränen fülle.

"Warum kümmert es Dich?" fragte er barsch.

"Weil ich Dich liebe, o so sehr liebe, und nicht leben mag, wenn ich Dich nicht wiedersehen darf."

"Und habe ich Dir ein Recht gegeben, mich zu lieben, bin ich schuld daran; sagst Du ja, daß ich Dich ver-anlaßt, mich zu lieben, oder habe ich Dir Ursache zu dem Glauben gegeben, als liebte ich Dich? Weh, dummes Ding."

"Nein, Sie gaben mir keine Ursache dazu, das ist wahr, aber ich glaube es doch. O, wie es mich durch-zudrückt, wenn Sie mich freundlich lachend anschauen, wenn Sie mein Haar berühren, wenn Ihre Hand auf meiner Schulter etwas am Gewande verweilt."

"— Und was nun weiter?"

"Das weiß ich nicht. Ich bin heimlich hierhergekommen, um Ihnen zu sagen, daß die Mutter Ihnen das Atelier verschließen will und daß Sie Schritte dagegen thun sollen — wehe wollte ich nicht, Gott ist mein Zeuge, aber ich weiß nicht, es wurde mir plötzlich hier so ganz anders."

"Das glaube ich, bei diesem Feuertrank, bei dem Dufte des Fiebers und bei diesem unaussprechlichen Orgel-spiele. Auch mir ist es heiß geworden. Da, leg Deine Hand in meine und fühle, wie mein Blut rast."

Sie that so, wie er gewollt, dann aber schob sie mit der andern Hand die Wollentreppe zurück, die auf dem Tische stand.

"O laß diese Kinderreien," murte er, "und besser ist es, Du gehst nach Hause, morgen wirst Du Alles ver-gessen haben."

"Nein, nie!"

"Nun, was willst Du denn eigentlich? Ich habe Dir schon gesagt, ich liebe Dich nicht und kann Dich nicht lieben; es ist immer ein Unglück, wenn ein Vater sein Modell liebt — — — — — dann habe ich auch nicht Zeit, länger hier zu bleiben; es ist mir Alles verhasst, Alles scheint mir farblos und trüb; ich denke die Stadt zu verlassen, ich denke eine sehr weite Reise zu thun. Du glänzt mir nicht — gewiß, es ist so, glaube mir."

Sie blickte ihn kopfschüttelnd mit einem trüben Lächeln an, dann sagte sie: "Ja, ich glaube Ihnen."

"Gut denn, so laß mich in Frieden, ich verreise, das ist sicher, was willst Du also noch bei mir?"

"— Mit Dir leben, mit Dir sterben."

Hätte Magdalena diese letzten Worte auch nicht so leise hingehaucht, wie sie es that, so würde drüben die fremde alte Dame sie doch nicht verstanden haben, denn die Orgelklänge brausten jetzt aus dem Fenster hervor wie ein Chor von hundert Stimmen, lugenartig drängte die Melodie durch den stillen Garten, jagend und geläut, flüchtend und sich wiederfindend, jetzt sich gegenseitig aus-bäumend, jetzt zart und innig ineinander verschlingend.

Drüben die beiden schauten sich über etwas verständigt zu haben. Arthur's Augen leuchteten in unheimlichem Feuer, die Züge des jungen Mädchens waren mit einer tiefen Blässe bedeckt. Ein paar Mal hatte er die Gläser gehüllt, das feine röhre hinunterstürzend, sie wüthend, das ihrige in schnell aufeinanderfolgenden Zügen auszu-trinken; dann warf er etwas unter den Tisch, sprang auf, öffnete hastig die Sammetkappe an seinem Hals, wie um sich Luft zu machen, hob dann das junge Mädchen zu sich empor, indem er seinen Arm um ihren Leib legte und sie fest an sich drückte, worauf er mit schwankenden Schritten die Veranda verließ und beide hinter dem Hause verschwanden.

Abelgunde fuhr von ihrem Sitz empor. Ihr kam Alles hier so seltsam, so unangelegentlich vor. Halb betäubt von Orgeln und Flüsterlaut und von dem, was sie drüben gehört und gesehen, zitterten ihre Nerven in furcht-baarer Erregung. Was sie eigentlich wollte, wußte sie nicht, und doch strebte sie zu erfahren, was der junge Maler von sich geworfen und was jetzt dort unten im Saale glänzend im Sonnenlicht lag. Die Orgelklänge waren plötzlich verstummt und das gelbe Gesicht des Musikers blickte mit einem grinsenden Lachen aus dem Fenster und er rief, als er die bestige Regung in Jochen und Ge-berden der alten Dame bemerkte: "Ein besseres Kompi-ment hätten Sie meiner Kunst nicht machen können, Ma-dame; Sie sind außer sich, ich begreife das wohl."

Doch wehrte sie mit beiden Händen von sich ab, so daß er ihr erkrankt nachsah, eilte dann an den Tisch der Veranda, hob hier ein kleines Flacon vom Boden, dessen Aufschrift sie kaum ablas und dann dem alten Mann zureichend. "Schauen Sie um des Himmels Willen nach den Beiden, die eben hier waren."

Das gelbe Gesicht des Musikers verschwand augen-blicklich vom Fenster, und Abelgunde rang verzweifelt die Hände, nicht wissend, was sie thun sollte — gleich-falls in das Haus eilen, den Beiden folgen — nein, nein, sie vermochte es nicht, ein schmerzliches Zusammenzucken hielt sie zurück. — — —

Da vernahm sie einige Schritte hinter sich und als sie sich rasch umwandte, sah sie zwei Männer, einen ihr un-bekannten, der andere aber war der Photograph Herr Schellenberger.

"Wenn es wirklich so wäre, wie es glücklicherweise nicht ist," sagte dieser, "so können wir allerdings zu spät, denn wie ich sehe, hält Madame das leere Flacon in der Hand."

"Beweis genug für das beständige Verbrechen," sagte der andere Mann, welcher Niemand Geringeres als Herr Schmauder selbst war und der nun in voller Wür-digung dieser wichtigen Situation mit erhabenem Kopfe hinzutrat: "Sie, mein Herr, Herr Schellenberger, sind durch Ihr Zeugniß im Stande, die Schlinge selbst zu legen, und so verhalte ich diese Dame hier im Namen des Himmels."

"Nicht, mein Herr?" rief Abelgunde erschrocken zurück-tretend. "Sie wissen ja gar nicht, wer ich bin, Sie halten mich wahrscheinlich für Jemand Anderes, Sie sind viel-leicht irre geführt durch die Kleidung, die ich trage?"

"Die Polizei läßt sich nicht so leicht irre führen, und gerade diese Kleidung, Ihre Verkleidung, gab mir vor-liegenden Falle schon allein genügenden Grund zu Ihrer Verhaftung, aber am Andern ist's schon mehr als genug."

"In welchem Andern?" rief die junge Dame im Tone höchsten Schreckens.

"Folgen Sie mir und reden wir hier nicht darüber. Schon das Händchen in Ihrer Hand zeigt deutlich Ihre verrückte Absicht. O, die Polizei läßt sich nicht irre-führen."

"Ah, dieses Händchen" — — — — — Abelgunde öffnete frampf-haft ihre Finger und ließ sie mit Absehen auf den Boden niederfallen, wobei sie sich jetzt erst wieder der furchtbaren Szene von gestern erinnerte und den Photographen mit dem Ausrufe nach dem Hause drängte, dort zu retten, wenn es noch möglich sei.

"Es würde zu spät sein," sagte ruhig Herr Schellen-berger, "wenn überhaupt Gefahr vorhanden gewesen wäre. Glücklicherweise aber nahmen Sie aus jener Kaffette in meinem Atelier ein unschädliches, mit Quellwasser gefülltes Flacon."

"Aber trotzdem ist die Absicht des Verbrechens er-wiesen," sagte Herr Schmauder, "eine Hand ausstreckend, und deshalb erlaube ich Sie, mir zu einem Wagen zu folgen, der vor dem Garten steht, und dabei dankbar zu sein für das Gutsgefühls der Polizei, welche Sie, ohne sich an das Aufsehen zu setzen, zu Fuß durch die Straßen führen konnte."

Herr Schmauder sah so gar unbefugtem aus; Herr Schellenberger wandte sich nachsahend weg und so blieb der Ausruf nichts übrig, als den wunderlichen Garten, wo ihr Alles wie ein phantastischer Traum erschien, zu verlassen und dem Mitglieder der geheimen Polizei zu folgen.

XI.

In der Nähe des Gartens hielt der Wagen und als sich Abelgunde demselben näherte, sah sie in demselben zu ihrer großen Freude ihre alte Kammerfrau, welche die

vorstehende Polizei zugleich mit dem wenigen Papieren Abelgundes aus dem Hofhof geholt, um gleich Alles hinhin zu haben. Die alte Frau hatte Thrä-nen in den Augen und rang stumm die Hände; hatte sie doch so gar keine Ahnung davon, was man mit ihrer ge-liebten Herrin geschehen sollte. Tiefe hatte sich auf dem kurzen Wege hieher geküßt und sah im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit dem, was kommen würde, um so müthiger entgegen, als sie ein glücklicher Gedanke durchsuchte, der, Alles mit einem Male auflöste, sie rettend aus den Händen der Polizei befreien konnte. "Wohin führen Sie uns?" fragte sie Herrn Schmauder.

"Auf die Polizeidirektion, wo das Weitere verfügt werden wird."

"Wissen Sie, wer ich bin?"

"Wir haben allerdings Ihren Namen gefunden, der auf den Namen einer anständigen Familie lautet, doch sind dergleichen Papiere zu falschen."

"Wenn ich Ihnen aber den Beweis führe, daß ich mit Recht den Namen jenes Hauses trage und Ihnen einen sichern Bürgen stelle für mein ruhiges Verbleiben hier in der Stadt, bis sich diese ebenso lächerliche als unange-nahme Geschichte aufgelöst hat."

"Wer könnte dieser ansehnliche Bürgen sein?" fragte der Polizeibeamte mit einem zweifelhaften Lächeln.

"Baron Fremming auf Rudenbof."

Herr Schmauder langte zu seinem Hut, als wollte er den unsichtbaren Träger dieses Namens respektvoll grüßen, ehe er zur Antwort gab: "Ja, wenn der Herr Baron Fremming für Sie einstehen wollte, so würde das die Sache ändern, aber ich bin überzeugt, er wird sich schwer-lich dazu herbeilassen."

"Vielleicht doch," erwiderte Abelgunde, im Innern nicht so zuversichtlich, als ihre Worte klangen, denn ihr schwebte das Bild jenes kranken Angeheuers vor, jenes verdorrten, bageren Welschmanns mit dem rüch-lig leuchtenden Blick und dem kalten, unheimlichen Lachen. Und doch war es der einzige Hüter, den sie auszuwerfen hatte — führen Sie uns dorthin! —

"Da wir dabei keinen großen Umweg zu machen ha-ben, denn der Hofhof liegt ganz nahe," verjagte Herr Schmauder, indem er neben den Kutscher auf den Bod-sitz, "so will ich es auf meine Verantwortung nehmen." So führten sie dahin, eine kurze Strecke durch die Feld-wege, welche Abelgunde zu dem wunderlichen Garten ge-führt hatten; dann erreichten sie eine breite Straße, wo es anfuhr, bis sie nach kurzer Fahrt vor einem hohen, prachtvoll aus Steinen erbauten und eben mit einem Kappen versehenen Giebelthorstand hielten, welches dadurch einen behaglichen einladenden Anblick bot, daß es, zurückgehend, getrennt war von der laubigen Land-strasse durch einen weiten Halbfreis und sich hier im Schatten dicht belaubter, jetzt herrlich blühender Kahlmies-bäume befand. Ein Zug an der Glorie des Hofes sah: rasch einen Palast in einfacher, eleganter Form herbei, der mit einigen Etagen die Equipage und ihren Inhalt betrugte und dann auf die Frage des wohlbekannten Herrn Schmauder achselzuckend zur Antwort gab, der Herr Baron sei allerdings zu Hause, doch wisse er nicht, ob derselbe, da er gerade im Begriffe sei, sich zum Dinner niederzusetzen, noch Fremde annehmen würde. Glücklicher-weise hatte Abelgunde das Schreiben ihres Vormunds in ihr Taschentuch gesteckt und dieses, wie sie immer zu thun pflegte, auch heute mitgenommen. Sie übergab es dem Lakaien und ersuchte ihn dringend, dem Herrn Baron Fremming nicht zu verschweigen, in welcher eigensinnigen Begleitung sie am Thore seiner Villa erschienen.

Der Lakai war ein Mann, der lange genug in vor-nahmen Häusern gedient hatte, um die Form des Briefes, seine Aufschrift, sowie das kleine Siegel vom feinsten Lack zu würdigen und dadurch überzeugt zu sein, daß er hier wohl mit nicht zweideutigem und mit Etwas zu thun habe, wo es auf eine vornehme Person abgesehen sei.

"Abelgunde, welche bis jetzt ihren Muth aufrecht er-halten hatte, fühlte nun auf einmal das Weichte ihrer Voge; ihr heftig klopfendes Herz zog sich frampfhaft zu-sammen, sie faltete ihre Hände und langsam tropfte eine Thräne um die andere unter ihrer blauen Brille hervor. Was hatte sie wohl, trotz des Empfehlungsbrieves ihres Vormunds, von jenem kalten, herzlosen Menschen zu er-warten, und wenn sich dieser in Aussicht auf den Entset-ten ihrer annahm, so fühlte sie doch häßliche, zwei-deutige Reden zu erfahren und Kränkungen der unange-nommenen Art. Jetzt schallten rasche Tritte auf dem brei-ten Kieswege; sie wagte es nicht anzuhören, und erd, als sie gerade eine nicht unangehörige Stimme laut ha-bend fragte hörte: "Ja, welche von beiden alten Damen ist denn eigentlich die junge Dame, die mir so dringend empfohlen wird?" hob sie ihre Augen auf, um den Spre-cher zu betrachten — und entsetzt Schmauder mußte sie vor eine falsche Villa geführt haben oder doch war nicht Baron Fremming. Statt des kargen, dünnen Mannes mit dem finstern, rüchlichen Lächeln und dem herbeilich Blick der Augen stand ein starker, wohl aussehender Mann vor ihr, mit dem heitersten, ja lustigsten Gesichtsausdruck von der Welt, mit Augen voll Güte und Gernüthigkeit, aller-

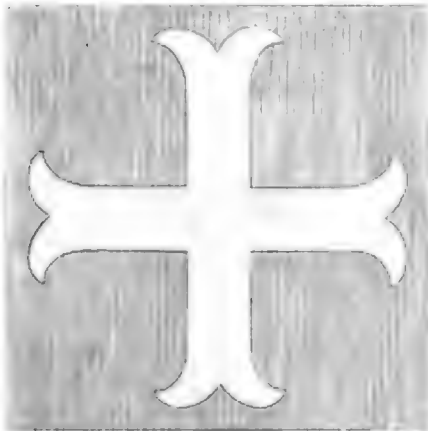
dingt mit weisem Haar, aber mit dem rosigsten Schimmer der Gesundheit auf den runden Backen. Er trug einen weissen, eleganten Sommeranzug, einen dreitragigen Strohhut, und als er nun lachend so dastand, die Equipage betrachtend, lachte er so heftig und unaufhaltsam, daß der Lakai ungeheuer hinter ihm ebenfalls lachte, dann der Kaiser auf dem Bock, und daß sich selbst ein kleiner, lichter Schein auf den ernsten Zügen des Herrn Schmauder sehen liess; das dauerte aber nur ein paar Sekunden, dann öffnete der Bediente den Schlag und der alte Herr bot der echten jungen Dame die Hand zum Aussteigen. „Trotz der Verkleidung und der blauen Brille irre ich mich doch nicht,“ sagte er heiter, „aber erklären Sie mir, liebes Fräulein, warum kommen Sie in diesem seltsamen Kostüm zu mir? — Wie — Ihre Hand zittert, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?“

„O viel, viel,“ rief das junge Mädchen mit ausbrechenden Thränen und einem so schmerzlichen Tone, daß der Baron, sich rasch gegen Schmauder wendend, diesen mit einem sehr ernstem Gesichtsausdruck fragte:

„Nun, mein Herr von der Polizei, ich will hoffen, daß Ihre Begleitung dieser jungen Dame eine ganz zufällige ist und daß Sie mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Sie hier einen sehr großen Mißgriff gethan. „Mein liebes Fräulein,“ wandte er sich an Adalgunde, „Ihr Onkel hatte Sie schon seit einigen Tagen bei mir angekündigt. Ihre Photographie beigefügt, damit wir Sie im Nothfalle aufsuchen könnten, und nun, nach Entfernung Ihrer entstellenden blauen Brille, tun Sie meinem lieben Waise zum herzlichsten Willkommen die Hand.“

Herr Schmauder befand sich in einer unangenehmen Lage. Der alte Freiherr war eine so wohlbekannte und so hochgeachtete Persönlichkeit, daß Jemand, den er auf solche Art bewillkommte, über allen und jeden Verdacht erhaben sein mußte; er machte deshalb mit einer leichten Verbeugung ein paar Schritte rückwärts und hatte nichts dergleichen einzuwenden, daß ihn der Lakai des Herrn Baron zum Polizeidirektor begleite, um diesem zu sagen, daß der Freiherr von Freemming zu ihm kommen werde, um ihm allen nöthigen Rathschluß zu geben. Der Lakai hatte

dabei noch den geheimen Befehl erhalten, die Koffer der jungen Dame, welche die alte Kammerfrau auf Befehl der Polizei hatte packen und schleppen müssen, mitzubringen. Hierzu reichte der alte Herr Adalgunde den Arm und führte sie durch einen wundervoll angelegten Garten nach seinem schönen Landhause, vor dem sich eine große Terrasse ausbreitete, die einen weiten Blick auf die Stadt und das herrliche, im Schmutz der blühenden Bäume prangende Thal gewährte. Dann mußte sie ihm ihre Abenteuer der letzten Tage, welche sie in so schlimme Berührung mit der Polizei gebracht hatten, berichten, und der alte, joviale Herr fand diese Vermuthungen so amüsant, daß er vor Lachen kaum zu sich selber kommen konnte und mit Thränen in den Augen versicherte, das seien die schönsten Geschichten, die ihm in seinem Leben vorgekommen. Dann führte er sie zur Tafel, die unter einer Leine, von wildem Wein und Weisstachel umrankten Laube zu vier Couverts gedeckt stand: eines für den Gast, ein anderes für den Freiherrn, welcher seit langen Jahren Wittwer war, die beiden andern für die



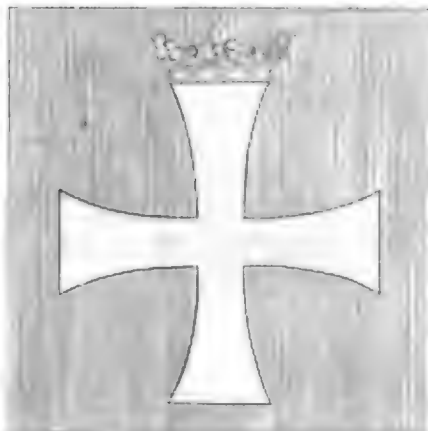
Wappen des Hauses Camin.



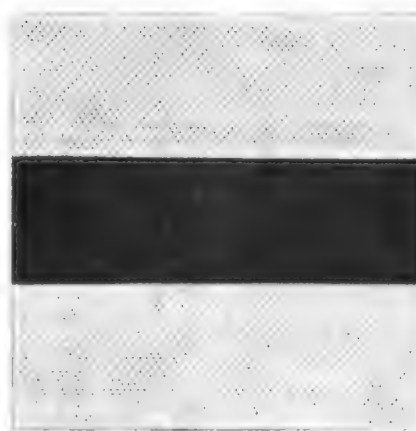
Wappen des Hauses Wenden.



Wappen des Hauses Smeria.



Wappen des Hauses Havelburg.

Wappen des Hauses Rade.
Wappenschilder des preussischen Hauses.

Wappen des Hauses Götters.

Söhne des Hauses, einen jungen Dragonerofficier und einen angehenden Forstmann.

Wie bald fand sich Adalgunde heimisch bei diesen feingebildeten, liebenswürdigen und guten Menschen — ja, recht heimisch, und obgleich sie sich fest vorgenommen hatte, den andern Tag abzureisen, so liess sie sich doch gern halten durch die Versicherung des alten Freiherrn, daß einige Tage notwendig sein würden und dringend ihre Gegenwart erforderten, um eine hohe Polizei über ihre begangenen Unmessen und Unachtsamkeiten aufzuklären, und das junge Mädchen blieb gerne unter dem Gefühle, einen lichten Frühlingmorgen zu erleben nach einer schmutzigen Nacht voll schwerer, böser Träume.

Begreiflicherweise hatte sich Alles auf's Natürlichste auf, hauptsächlich durch Arthur Kegnier, der sich bereit, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß er selbst das gefürchtete Holoen, aber nur aus Scherz mitgenommen habe — gewiss nur aus Scherz, denn er war wieder voll Glück und Lebenslust, hatte er doch den andern Tag sein Bild zu einem sehr guten Preise verkauft, und, von unbekannter Hand, unter Beifügung eines reichen Honorars, den

Auftrag erhalten, eine Szene jener geheimnißvollen Geschichte aus dem Hause der Freiherren v. Frohsberg zu malen. Für den Stadtrat Schmetterer allein war es unangenehm, daß er sich nicht im Stande sah, seine Klage vor der Gattin durch eine wirkliche Verbrecherin bewiesen zu können, und so oft später von Seiten der verwitweten Majorin oder der Wäpferin mit sechs erwachsenen Töchtern verhängliche Reden geführt wurden, pflegte Madame Schmetterer mit gerechter Entrüstung zu sagen: „Es ist eben ein Unglück, einen Mann zu haben, der in seinem Amte solchen Verwirrungen und Nachstellungen ausgesetzt ist.“

Damit verschwimmen jene Gestalten, denen ein eigenenthümliches Zusammenreffen von Umständen und Zufällen treiben vielleicht einiges Interesse verlieh, und vergehen wie Abenddunst und Nebelbilder; für Adalgunde aber endigten hiermit die herben Enttäuschungen, die sie erfahren, weil sie den Muth hatte, den Spuren eines Romans nachzugehen — sollte aber trotz alledem und alledem eine unserer schönen Veteranen oder gemäßigten Feier sich versucht fühlen, auch den Spuren der vorliegenden folgen, aber ganz

außerordentlich wahren Geschichte zu folgen, so bitten wir, alles Andere bei Seite lassend, auf den Buchenstapel zu gehen und sich dort nach der jungen Baronin Freemming zu erkundigen.

Das preussische Wappen.

IX.

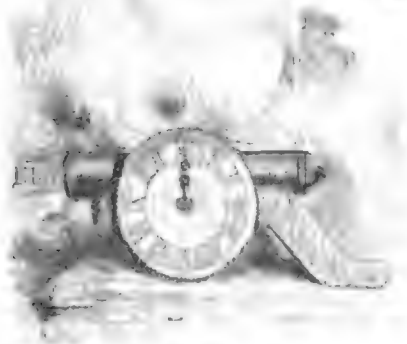
Wappen des Hauses Camin.

Ein silbernes Antlitz, im roten Felde schwebend, kommt für das preussische Wappen kaum erst im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts vor, war aber nach vor dem Ende abgerundet, nicht in Antlitzform getheilt, so daß die Antlitzform eine vollständig angemessene, nicht hergebrachte, erdichtete. Das Wappen Camin wurde um das Jahr 1190 von dem Bischof Otto von Bamberg, einem unterer deutschen Apostel, auf der Insel Wolin gegründet, aber schon bald darauf nach Camin verlegt, weil die Dänen sich dem neuen Wapen feindlich zeigten. Es erworb reichen Grundbesitz bei Gollin und Gollers, und war Jahr-

Die Mittagsstunde in St. Petersburg.

Nach Stichen von W. Bogt, aus Holz geschnitten von A. Oberländer.

DIEMITTAGSSTUNDE in ST. PETERSBURG.



Um 12 1/2



Stillsitzt!



Stetse geht aber wirklich unter der Kanone!



Ja, komme gar zu spät!



Ja, komme!



Nach zu klein sein!



Das ist!



Das ist!



Jetzt gibt die Kanone so was so hat nicht zu essen!

*) Auch aller Eile wird jedes Mittag Essen nicht in St. Petersburg einer Kanone gegessen.

Thür. 1. — ober H. 1. 4.3 Kr. Rhein.

[illegible]

In einem Garica meinen Hensers gegenüber hatte ein Zertifier seine Lektion zu lernen, und dieser Zuhörer war mein einziger Lichtpunkt an einem solchen Tage; denn seine Danken waren noch größer als die meinigen. Als mein Auge ihn über meinen Schreibtisch hinweg zueist ersahste, sah er noch anständig, wenn auch schon sehr verstimmt, auf einem Gartenstuhl und betrachtete die auf seinen Rücken liegende Wurmhauf mit bereitwilligem Giel und Liebedruck. Bei einer solchen Witterung sich mit dem Accusativus zum Initio abgeben zu müssen! es war ein heillofes, ein über alle Maßen unverschämtes Begehren, und ich blühte nicht größerer Abneigung auf meine Manuscripte, wie der Junge auf sein Buch. Ich sah aber bald mit Vergnügen auf den Jungen. Seine Anstrengungen, dem verdrachten fantastischen Peggelinger der beiläufigen, waren wunderbar, — lobelhaft. Er versuchte es auf jede Weise, und aus jedem neuen Modus schämpte die Verzweiflung und das haarsträubende Grauen vor dem morgenden Tage und dem Professor Garlander. Ich hatte den Tag aber mehr als einmal seufzend die Feder fortgerissen, aber die herbe Nothwendigkeit, welche mich am Aragen hielt, war

doch nicht gegen den ehernen Finger, welcher diesem jungen Unglücklichen seinen Weg durch die graue Schwüle der Zeit katastrophisch andeutete.

In anständiger Weise ging's nicht, — der Herr Terzianer sah also jetzt balancierend auf der Leine des Stuhls und probirte es im nächsten Augenblick im Dauerlauf um ein gelbes Kastenbrett, auf welchem sämtliche Kinder Floras, die bekanntlich die Gemahlin Zepf's aber heuer von ihrem Gemahl schmachvoll im Stich gelassen war, täglich die Köpfe bingen. Nichts, nichts; auf dem Bausse liegend soll Blaise Pascal, der Verfasser der lettres provinciales, seine merkwürdigsten Inspirationen empfangen haben: auch mein Scholastik legte sich auf den Bauch in das verjagte Gras und den heimtückischen Vater Jumpy vor sich. Der Anabe wurde allmählig zu einem wahren Schauspiel, und seine Versuche, die bundelartige Schwüle des Tages und die eingeengte Freiheit zu bewältigen, hatten ausreichenden Stoff zu einer mehr als homerischen Epopee gegeben. In seinem Garten stand ein chinesischer Pavillon, und an diesem Pavillon lebte eine Veile: mein junger Freund zerrückte auf jeder Spreize derselben seine Haare; aber sein Eindring, je höher er sich mit ihm erhob. Auf dem Dache dieses Miniaturtempels des Genuscius machte er den letzten verzweifenden Versuch, dem lateinischen Doktor gerecht zu werden, und dann — dann gab er den Kampf mit dem Weichde auf.

Als ich nach einem lustigen Gang durch's Zimmer wieder an das Fenster trat, lag die Grammatik freilich noch offen auf dem Dache des Gartenbäumchens; der Herr Terzianer aber war nicht mehr vorhanden. Krass! — erupit — er war durchgedrückt! Der Professor Hau-läuter mochte morgen sein Schlimmes thun; wenn auch er noch die Kraft dazu hatte: die Würfel waren gefallen, die Schiffe verbrannt, der Kampf mit dem Jotum, wie gesagt, abgebrochen, und seine mißthätige Stille Betrachtung war zum eben so stillen, aber freudigen Reide geworden.

Ich hatte mit meinen Pflichten und Verbindlichkeiten noch nicht abgeschlossen; nur ein verzweifelter Sprung aus allen diesen physischen und moralischen Anfechtungen des Tages konnte auch mich reinig und allein erretten. Da mir die Möglichkeit abgeschnitten war, mich an einer Säule des chinesischen Häusleins in den Nachbargarten hinauszusetzen, so schlug ich des Cicero Buch von den Pflichten zu und ließ mich in die Pantomime, in die kühle Erinnerung brennender: ich spannte mir meinen eigenen Faden dazu aus dem heißen Tag, und — hier ist er.

Ich war ein Student und ich studierte in Berlin die schönen Wissenschaften und die Dämonen, für das Vergnügen und um's liebe Probi. Ich studierte aber auch das Leben, und in ihm das Schöne und das Hässliche von demselben Blatt; — o großer Gott, was studirte ich Alles! Es ist mir heute noch ein Mirakel, daß ich nicht mit einem Kist, einem Sprung im Hinfallen oder einem darum gekleideten eifrigen Wandel umherlaufe: die Gebirgs-erweiterung war zu mächtig! Unter mir im zweiten Stockwerk des sehr anständigen Hauses, in welchem ich mein Zeit aufgeschlagen hatte, wohnte ein bayerischer Gesandtschaftsattaché; über mir, im vierten Stockwerk, lebte und liebte Thella sammt ihrem Gemahl; mein Nachbarn aber war ein königlicher Taselkoffer, und seine Gattin führte das Ministerium einer inneren Angelegenheiten und unterzeichnete sich Madame Amanda Willig, was unter ihren Monatsbezeichnungen einen sehr angenehmen und beruhigenden Eindruck machte.

Als ich die Wohnung besah, mangelten mir natürlich alle nöthigen und ferneren Beziehungen zu diesen Hausgenossen; aber mein Auserwählter erweckte Vertrauen, und mein Inneres dankte daselbe nicht. Wo mir das Leben entgegenkommen will, biete ich ihm gern die Hand; indessen bin ich erst dann, wenn das Gras, welches über den Gesichtlichen wächst, die man mir mittheilt, längst zu Heu gemacht wurde. Die Gesichtlichen, welche ich selber erbe, sind mir ein sehr schätzbares Material zur Weiterbildung und Verwollkommenheit meiner Individualität, auf welche letztere ich wie jeder anständige Germane etwas halte, und welche ich gerne bereit bin, so lange als möglich, das heißt bis zu der Grenze, wo die unanständigen Germanen anfangen groß und unverfälscht zu werden, — auch in den Andern heilig zu halten.

Ich lebte von den Masterräumen in der Gasse und den Wänden meines Zimmers, und von den letzteren, so wie von der Erde und dem Fußboden fast noch mehr als von den ersten; denn sie waren sehr dünn und pflanzten die Schallwellen eher fort, als daß sie dieselben aufhielten. Von dem Wandel des diplomatischen Vertreters Bagerns erfuhr ich höchst wahrheitsähnlich mehr, als er von der großen europäischen und europäischen Politik; Thella's gute und böse Stunden konnten mir nicht verborgenen bleiben, und das Leben der Familie Willig zitterte bis in die tiefsten Regungen über mein Trummelstück. Nicht Tage nach meinem Einzug war ich wahrhaft kriminalisch-terlich infest und hatte jede Geheimniskammergeist, welche über dieses Haus zu Gesicht geistlich haben würde, mit presidentlicher Bestimmtheit als absurdum gelüßt: — ein halbes Jahr später durfte ich an jenen wilden, rührenden

und heiteren Ereignissen, deren Erinnerung mich an dem grauen heißen Sommertage des Jahres fünfundsiebzehn über die schwülste Stunde hinweghob, Theil nehmen.

Es war auch ein grauer Tag, aber ein Tag im kühlen, lustigen Monat Dezember. Es war ein freudiger Tag, ein netter Tag, ein Tag, welcher mehr versprochen hatte, als er zu halten im Stande war, und es war jener Tag, an welchem auf dem Stadgericht das Testament des Onkels Krelnagel eröffnet wurde.

Am frühen Morgen schon hatte die Wirthin mit emporgewogenen Augenbrauen mich an die Bedeutung des jungen Lichtes erinnert, und diese Erinnerung war kaum nützlich gewesen; denn wie konnte mir dieses Datum, an welchem sich Thella's Gesicht so glänzend wenden sollte, aus dem Gedächtnis entschwenden? Hatten wir uns doch schon wochenlang darauf vorbereitet, die großen Ereignisse so zu sagen mit allen Poren des Leibes und der Seele in uns aufzunehmen!

Thella! Dieser jeder deutschen Jungfrau so sympathische Name bedeutet mir an dieser Stelle keineswegs das Nüchternen vonblende an Alters Grün, den feingliedrig-lichen romantischen Rittershofersitz Mag. Viccolomini und den Ueberfall bei Neustadt, sondern das eitel ange-trante Weib des Kollektskolektors Strinagel, welches diesem, wie der diplomatische Bojane bemerkt haben sollte, als entscheidendwerthe Erfolg für das große Kos, das er nicht gezogen hatte, in der Vortrie des Lebens höchst un-motivierter Weise zugefallen war.

Der Herr Kollektskolektor schien in der That wenig Seide in seinem Lebensbrenne gesponnen zu haben; aber wie seine Kunden lebte er in der Hoffnung, und seine Gattin mit ihm; besagte Hoffnung aber lebte sich nicht mit einem grünen Gewande umgeben am Ufer des Meeres auf einem Anker, sondern sie trug jeden Nachmittag, von drei bis vier Uhr, wenn es die Witterung erlaubte, ein sehr an-gerücktes Bauschlein unter den Kunden auf und ab und nannte sich Krelnagel, — Herrin J. J. Krelnagel, Haus-behüter und emeritierter Koffetenschriftst; sie war vor Allem Thella's Hoffnung, denn sie war Thella's Onkel; aber auch Thella's Gatte erlaubte sich, Schulden auf sie zu machen, und hätte seine Verdringung dazu durch mehr als einen Grund dazuzuthun vermocht.

Thella! Heute noch klingt mir ihre Stimme im Ohr! und wie! So und nicht anders mußte Elisabeth von England der schönen kochischen Marie oder dem Grafen von Eger ihre Ansichten mitgetheilt haben. — Ihre Taille! ja, ein Modell derselben war in dem Schaukasten von J. J. Krelnagel's Nachfolger zu sehen, und ganz Berlin, die Garde ausgenommen, erklärte das Ding für un-möglich.

Von sämtlichen Damen des Hauses wurde Madame Thella Strinagel geholt, verlobt und verlobt; von sämtlichen Männern offen oder im Geheimen angebelet; das Wachsen ihres Herdes auf den Treppen fand einen Widerhall in jedem Bujen; aber nicht ein und derselben. Am gerechtesten gegen die Hande war der junge Diplomat, und am unbilligsten gegen die Aene erschien meine Ma-dame Willig. Letztere brachte mir an jedem Morgen mit dem Koffer eine neue Historie über die Veile im vierten Stockwerk, oder doch einen Anzug zum Wachsen des vor-igen Tages, und da sie für Alles die Verantwortlichkeit übernahm, so durfte ich in ihrer Gegenwart an der Wahrheit der authentischen Mittheilungen durchaus nicht zweifeln. Daß der Onkel Krelnagel kein Molch war, stand aber unter allen Umständen zweifellos fest, daß er an den Folgen eines Quatitativs zu Grunde und zur Ausrechnung des Ministeriums Manteufel und zur Auf-rechtaltung der künftigen Interessen sank in das von den letzten vergezerrte, wo nicht bestirte, so doch eben-so logale Jenseits hinübergegangen war, hatte mir die Willig'sche Zeitung verbürgt, und daß er kein Testament gemacht haben sollte, konnte man von einem solchen Mann nicht erwarten.

Der Onkel Krelnagel war seine Witbe, das Testa-ment des Onkels war keine Witbe; ich aber ließ die Kon-sequenzen dieser beiden großen Wahrheiten mit ganzer Hingebung an dieselben auf mich wirken.

Das ist doch eine Weltwunderthat, wie das da eben angeht,“ sagte meine Madame Willig. „Na, ich sage nichts; aber das muß ich sagen, da erfährt man schon, ohne an der Thüre zu klopfen, was man zu wissen braucht. Hört Sie nur, — fällt so ein anständiger Mensch in die Stiefel! das Haus sollte einem aber dem Hofe zu- sammenfallen. Und sie! o du liebste! ich habe freilich meiner Boja eine Anzahl gekostet, als ich sie mit dem Auge am Schließeloch erwische; aber eine Schande ist es doch, den Kindern im Haus ein so kühndes Bei-spiel zu geben. Das geht drunter und drüber; — hören Sie nur, hören Sie! und wenn ich eine Million erben sollte, auf diese Weise machte ich es der Menschheit doch nicht bekannt. Und die hat Solo jenen wollen in der Oper, — o du meine Güte! Na, wenn ich der Onkel Krelnagel gewesen wäre! Ueberrascht weiß doch auch noch Niemand, was eigentlich in dem Testament steht, und die Vögel, die zu früh singen, frist am Tage der Habicht. Hören Sie nur! sonst liegen sie sich vom Morgen bis

zum Abend in den Haaren, und der Skandal reißt nicht ab; jetzt aber tanzen sie einen Galsopp zusammen, und daß ihnen der Hauswirth von wegen des Hauses noch nicht vor's Quartier gerückt ist, das nimmt mich Wunder. Ich würde gern jedem Menschen das Weib; aber was diese Erblichkeitsgeschichte anbelangt, da will ich meine Rechte lieber für mich behalten; — alles was Recht ist; aber hier läme der Segen Gottes doch zu unverantwortlich an die Unrechten.“

Der Wirthmann verrückte; die Wirthin schloß in nervösester Aufregung hinaus; die gehobene Stimmung des großen Tages hielt an. Der Onkel verließ die wichtigsten diplomatischen Geschäfte auf eine andere Zeit und blieb zu Hause; ich veräumte mit Freunden sämt-liche Kollegia; das Leben selbst sah deut auf dem Ras-seder, und Weizeth predigte mehr denn je die Tede meines Zimmers; die Freundinnen und Freunde sangen allmählig an, rauchten und polierten die Treppe hinauf und voreinwärts von Augenblick zu Augenblick in jeder Weise den Zukunft über mir. Jeder Fußtritt hatte seine Bedeutung.

Um zwölf Uhr sollte das Testament des Onkels Krelnagel unter den üblichen Gebräuchen auf dem Stadgericht geöffnet werden, um zwanzig Minuten nach zehn Uhr öffnete der Vortriekskolektor Strinagel meine Thüre und saß kraftlos auf dem nächsten Stuhl.

„Sie sind meine letzte Rettung gegen meine Gefühle, gegen meine Freunde und gegen meine Frau,“ flammte er. „Geben Sie mir ein Glas Wasser, wo möglich mit einigen Tropfen Aether! — o Ruhe, Ruhe, Ruhe! o diese Schwingungen, diese Schwingungen, diese Seelen-schwin-gungen! Junger Freund, ich verzichte Sie, es ist keine Kleinigkeit, so vor die Pforte der Zukunft gestellt zu sein und mit der Uhr in der Hand warten zu müssen, bis nun herein ruft. Ich habe Sie als einen ausländischen Menschen kennen gelernt, und so rühte ich mich in diesem feierlichen Moment an Ihren Bufen; — lassen Sie mich hier Athem schöpfen; Thella liegt oben auf dem Sopha und hat den Kopf in die Kissen gesteckt.“

„Aber weshalb das? weshalb diese Unruhe, dieses unmotivirte Zittern?“ fragte ich mit der Gelassenheit eines Menschen, der nicht hunderttausendfünftausend Thaler und ein schicksaliges Doppelhaus zu erben hatte. „Weshalb diese Hast und Exaltation? der Onkel Krelnagel ist Ihnen ja sicher, in anderthalb Stunden werden Sie von der Höhe eines halben Millionen auf die Stadt Berlin herab; — lassen Sie uns nun auf ewig Abschied nehmen; denn was kann ich heute Nachmittag Ihnen noch frist?“

„Sie werden ich immer kennen!“ sprach Strinagel mit naiver Ueberzeugtheit von der Bestreitsbarkeit seiner Natur. „Aber darum handelt es sich wirklich nicht, und wenn Sie mir sagen könnten, Herr, daß der Alte nicht den Fuchshäutchen gegen mich und seine Nichte geipelt habe, so wollte ich hier so kühn sitzen, wie ein Geizhals bei zwanzig Grad Kälte. Fern kann aber noch irgend einem Menschen trauen? ein Vortriekskolektor gewiß nicht, und ein Weib noch viel weniger. zehn Minuten habe ich noch Zeit; ich will Ihnen während derselben unsere Ge-schichte erzählen und hoffe auf diese Art leichter über sie, das heißt diese Minuten hinwegzukommen.“

„Bewahren Sie sich nicht, Weiter, Ihre Geschichte kenne ich,“ sagte ich lachend. „Sie haben den Onkel Krelnagel ein Lotterielos verkauft, auf welches ein Gewinn von fünftausend Thalern fiel, und darauf bin die Haus-gelegenheit in Aussicht auf Fräulein Thella Krelnagel, Ihre schige Gattin, erkannt und benutzt. Sie waren durch die Gattin und das Glück Ihrer Kollette ein Familien-freund geworden; aber das genügt Ihnen nicht; Sie wollten mehr und immer, immer mehr sein, und als einem hübschen, weltverfahrenen jungen Manne konnte das weder Ihnen und noch viel weniger Ihrem prächtigen Boden-bart schmerzlich fallen. Thella gab Ihnen ihre Hand, und der Alte gab Ihnen sein Herz.“

„Der Teufel that er!“ kicherte der Lotterielotter. „Sie wissen merkwürdig genau Bescheid; aber wenn Sie sich nicht, was diese Nummer anbetrifft, über mich lustig machen wollen, so muß ich Ihnen sagen, Herr, daß Sie doch nicht ganz genau Bescheid wissen. Das Herz würde ich dem Herrn Onkel gern gelassen haben; aber den Schlüssel zum Weibsbrot hätte ich sehr gern heraus ge-habt, und Herz und Schlüssel, und Schlüssel und Herz waren beräthig mit einander verdrachten, verlobt und ver-lodet, daß der ganzköpfige Vordar und Unmensch sie lieber beide für sich behielt, und darum — setzte er uns vor die Thüre, ohne seiner Nichte etwas Näherliches aus-zusetzen; mich freilich aber vernies er mit Hochhaken auf die Treppe meiner Firma: Gottes Segen bei Heil Strinagel!“

„Ja,“ fragte ich verwundert, „wie können Sie sich unter solchen Umständen noch die geringste Hoffnung auf das Testament des Onkels machen? Ich erlaube mir, ein gewiß begründetes Erlaunen zu äußern.“

„Mit Recht, mit vollem Recht,“ fuhrte der Mann mit der goldreiternden Treppe, und dann, indem er mir mit einem kampfhaften Blick näher rückte, flüsterte er: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß nur meine Frau

nach in diese Gratulation hinein- und hinaufgeschoben hat. Wissen Sie, ich will es nicht leugnen, daß ich das Kind im Ansehn des Onkels wegen gewinnem habe; aber ich schmeichle mich gar nicht, zu gestehen, daß ich mich allmählig in es verliebe, und das ist ein Gesandnis, welches der Mann nur in einem Augenblick, wie der letzte, freiwillig ablegt. Sehen Sie, wir sind besser als unser Ruf in diesem vermaledeiten Hause; — Thella erhebt sich in jeder Weise hoch über das Gewöhnliche, und das können ihr die über oder unter ihr vegetirenden Kreaturen niemals verzeihen. Ich verachte Banern und alle darauf bezüglichen Insinuationen; ich verachte — doch die Zeit drängt, und langsam Schakere wachen mir in der Brust, jedesmal wenn ich auf das Thema meines hässlichen Schicksals gerathe. O Jüngling, o jugendlicher Gelehrter, wenn jener ländliche Schatz mit dem Geist und Begehr auch schon an Ihrem Pufen gepocht hat, dann können Sie mich begreifen, sonst nicht. Sie ist schön, sie ist tugendhaft, und sie versteht es, mich dann und wann auszuladen. So hat sie meinen vorstigen Wahnwitz ganz peu à peu aufgetrennt, gewendet und neu zusammengesetzt; — o Freund, Sie hätten mich vor fünf Jahren kennen sollen, ehe jene glückliche unglückliche Nummer in meine Rolle fiel! Lassen wir das jedoch; es handelt sich nicht um weizen, sondern um Thella's Charakter. Sie hat mit mir allerlei durchgemacht, was jedem andern Frauenzimmer die Hände verkrampft hätte; unter Lebensgefährten war nichts weniger als eine Vergnügungs-Nacht, und wir sind dem Standen einige Male mit genauer Noth entgangen. Wir haben uns herumgeschlagen mit Viskubigern und Schuldern, mit Illusionen, Spekulationen und Trübsationen aller Art, und häufig, wenn ich in aller Desperation die Karten auf den Tisch werfen wollte, ist Thella wie eine Heldin und Jungfrau von Orléans vorgegetreten, und gestillt ist ihr der Mund der nichtswürdigen Welt gegenüber nicht zugewachsen. Auf ihre Rechnung fällt nun auch unsere allerschwerste Illusion in Betreff des Onkels Krelnagel. Das arme Ding hat sich in den Kopf gesetzt, der Gute habe ihr unsere theidie Glückseligkeit verziehen, und es sei richtig mit dem Hause, dem Mobilien und sonstigen Vermögen. Der Traum hat etwas Angenehmes, — was? er hat etwas Einschlafmittel für einen armen Teufel. — wie? Wir haben keine, ganz leise angefangen zu hoffen; aber allmählig sind uns unsere Hoffnungen über den Kopf gewachsen, und die Idee eines eigenen Wagens und eigener Pferde ist im vollen Galopp über uns gekommen. Am Tage vor dem Festessen, welches den Hinterrück des Seligen zur Folge hatte, haben wir zum ersten Mal wieder seit Jahren bei ihm zu Mittag gegessen, und ich muß sagen, der Alte hatte in der That etwas Verstehtes, wenn gleich er stellenweise schauerlich groß und ausgiebig war. Thella nannte es auf dem Heimwege eine „biedere Grobheit“, und die Art, wie er uns behandelte, „patriarchalisch“, und zu Hause gab sie mir einen Ruf und verfiel mich, daß wie ihn „hätten“. So steht denn das Kartenspiel lustig da, in einer Stunde ist die Fiebung; aber ob wir es überleben, wenn wir nicht als Gewinner hervorkommen, das ist eine Frage, welche ich jetzt noch nicht an das Schicksal stellen werde. Um Gotteswillen, — ei! Ihr — da hat die Trostke — und der Sieger hat vollbracht den Lauf — noch einen Tropfen Spiritus — da ist Thella — leben Sie wohl, leben Sie glücklich, wenn wir uns nicht wiedersehen sollten — Ihr Sie lebender Erin —

Er brach ab, schlug sich mit beiden Händen vor die Stirn und stürzte hinaus. Thella rannte in blauer Seide die Treppe herab, — ein unbestimmtes Schreien, Surren und Murren ging durch das ganze Haus, die Trostke raffte davon, und dann — waren wir unter uns, und sämtliche Bewohner des Gebäudes stürzten aus ihren Thüren — jegliches Privatinteresse war untergegangen in der großen Frage des Tages. Das war schau! schau! wie der schauwige Tag des Sommers Lichterhundertthundersturm.

Ich stand am Fenster, sah in den Nebel und lauschte den aufgeregten Schritten des Vagern unter mir; — keine Ahnung mehr vom diplomatischen Leisetreten! Und wieder schob sich die Haube meiner Madame Willig in die Thür.

„Na, gestillt, sie sind abgefahren, — ah, es liegt mir wie Blei in den Beinen, — entschuldigen Sie.“ Sie saß auf derselben Stelle, auf welcher Strinagel gesessen hatte.

Das ganze Haus ist in Rebellion; wachsam es wäre möglich, daß man einen Schussmann aus dem Thore aufstellte. Sind das Menschen! bei solchen Gelegenheiten merkt man erst, wie ganz es ist, wenn man keinen Nachhaken das Gut und das Beste gönnt. Wahrscheinlich soll's freuen, wenn sie mit ihrer Willen heimkommen, recht sehr soll's mich freuen; aber den Wurm mach! ich doch hören, wenn's nichts damit ist. Ich kann Ihnen sagen, wir warten alle mit Schmerzen darauf, und meine Waja hat ihnen ihre Thüre betreten wollen mit einem Strohwisch und einer Handvoll alter Bekanntschaft; ich habe es aber aus christlicher Vermergherzigkeit nicht gelitten; denn die hochmüthige Person hätte mir vielleicht einen Kränzel

projek auf den Hals geschliffen. O je, wenn es nicht mit der Erbschaft und dem Onkel Krelnagel gewesen wäre! Ich glaube, wir würden bis Sonnenuntergang noch Wackes erleben; im Hinterhause sollen sie ein Ständchen mit Männerquartett und Ach da lieber Augustin für zwei Klarinetten und eine Geige vorbereiten haben, und gegenüber der Bäder hat seine Rechnung auf Kaspapier mit Goldschnitt geschrieben und will sie mit einem Gedicht von vier weißgekleideten Lehrlingen präsentieren lassen. Der Witschenladen wartet auch auf den Wodenschlag, und von der Spannung beim Tollese Stille will ich lieber gar nicht reden. Entschuldigen Sie, man hat an keinem Orte Ruhe, man merkt bei solcher Gelegenheit, daß man keine Nerven hat.“

Ich war wieder allein und zählte die Minuten; ein Viertel — halb Zwölf — — — — —

Das Viertel — halb Zwölf — — — — —
Zwölf Uhr!
Der Wodenschlag fand einen Widerhall in der tiefsten Tiefe meiner Seele; — ich hatte jetzt selber ein Glas Wasser mit einigen Tropfen Akraf nötig; dieses hatten wir fürchterlich, war entsetzlich, obgleich ich mir alle fünf Minuten sagte, daß mich die ganze Geschichte im Grunde nicht das Geringste angehe. Der Diplomat hatte sich ebenfalls in eine Trostke geworfen und war im Nebel verschwunden; nachdem er noch einen unglücklichen bejaagten reisenden Handwerksburschen, der in der Wod- oder Wanderschlaggelegenheiten seine Vermittlung suchen wollte, auf der Treppe über den Hasen gerannt hatte.

Ein Uhr!
Das Giebel des Hauses war auf's Höchste gestiegen. Von nun an konnten sie in jedem Augenblick zurückkommen, und jeder heranrollende Wagen versetzte uns in fast kramphafte Zuckungen, unsere Stimmungen durchließen alle Grade vom Gefrier- bis zum Siedepunkt, und die Familie Willig hatte Grund, die Gattin und Mutter mit Besorgnis im Auge zu behalten. Als dann der so atemlos erwartete Schlag um halb drei Uhr erschütternd niederfiel und der diplomatische Vagier die halb ohnmächtige Thella aus dem Wagen hob und sie die Treppe hinauf führte, als Strinagel, der Gemahl, nicht mit der Gattin vom Siedepunkt heimkam, da hätte ein Anderer aus dem Fenster und der Stubenhüter rufen müssen, als ein armeliger, verblüffter Studienter der Philosophie an naturel. Ein Meister vom Stuhl hätte am Tisch sitzen sollen, um die Madame Willig als schätzbares Material zur Kenntniß des menschlichen Herzens für die Zukunft aufzubewahren. Das, was Thella's Heimkehr folgte, drängte für mich alles Andere in den Hintergrund, und alles Hohngeklöcher des Hauses und der Hölle wurde zu einem fernem, milden, unbedeutenden Säuseln; um vier Uhr schied Thella eine zerlumpte Frau, welche mir ein Kompliment ihrer Herrin brachte und den Wunsch derselben, ich möge die Treppe zu ihr emporklimmen.

Das letzte Schluchzen über meinem Haupte hatte mich schon zu einer gelassenen Kariere gebracht; — jetzt stürzte ich die Stufen hinauf und erschien mit einem wilden Sprunge vor der schönen Unglücklichen, und nimmer eilte ein Palatin mit besserem Willen zum Tret einer Dame herbei.

Von dem Sophia aus wimmerte mir mein Ideal entgegen:

„Sie sind nicht Theologe? Sie sind hoffentlich nicht Theologe!“

„Nein, nei—in!“ stammelte ich mit nicht ungerücktestigstem Erschauen.

„Das freut mich in all' meinem Jammer. Aller Trost der Richte wäre weggenommen aus mich. Ich lasse mich niemals, niemals mehr auf ein anderes Thema verstoßen; der Gedanke, dem Onkel Krelnagel dort oben wieder zu begegnen, ist fürchterlich. Hat man Ihnen schon gesagt, haben Sie schon gehört, wie der Großvater an uns gehandelt hat!“

„Unverantwortlich jedenfalls; aber Sie werden es jart finden, daß ich mir vor allen Einzelheiten die Thren verstopft habe.“

„Hören Sie, — Sie sind ein Mensch, ein Jüngling, und können nicht zu unserm Elend laßen, wie die Andern. Mir ist ein großer silberner Suspendier und die Vererbung vermach; mit diesem Köpfel im Munde sei ich geboren worden, und es ist nicht seine — des Onkel Krelnagel's — Schuld, wenn ich ihn gegen einen bessern verkauft habe. Jetzt hat einen neuzulernen Köpfel mit dem Namenszug des Onkels und der Versicherung bekommen; er — der Onkel — laßt sich nicht über einen solchen berücken! — Sie laßen alle, als ich wieder in's Bewußtsein kam.“

Nimmer bei der Erzählung einer unglückseligen Dame hatten sich widerstrebende Gefühle in dem Herzen eines Palatins gedrängt! Was soll und kann der Witter thun und sagen, wenn der Trache oder Kiele, welcher dem Fräulein Gemahl entnommen will oder angethan hat, ein so unendlich heiterer und ununterer Trache oder Kiele ist! Aber:

(Ein armer Mensch in seinen dunkeln Tränen
Sah sich die rechte Hand noch zerschlagen.)

ich verberg meine wachsende Betrügnheit unter einer ängstlichen Frage nach dem Schicksal des Gatten, und Thella lebte:

„Der Schlag, welcher mich traf, hat auch ihn zu Boden geschmettert. Er trauete nicht mehr, was er that; er legte mich in die Arme des Herrn von Bräuhuber und ist verschwunden. Am Unterbaum wird man ihn schon wiederfinden; ich aber habe ihn nicht zurückgehalten; denn es ist meine feste Absicht, ihm auf seinem fruchtbaren Wege nachzufolgen.“

„Thella!“ rief ich; „Madame Strinagel?“

„Ja wohl, es wird so kommen; — ich sehe keinen andern Weg der Rettung aus dieser bodenlosen Verlorenheit.“

„Ich halte es für unsere Pflicht, ihn zu suchen, — nämlich den Herrn Gemahl.“ sprach ich mit einem über meine Jahre hinausgehenden Verstand der Lage. „Was wollen Sie den sich nahenden Ständchenbesuchen gegenüber beginnen? Hören Sie — hören Sie die böse Welt auf der Treppe. Verschleiern Sie Ihre Threnen; die Luft der Gassen wird Ihnen gut thun. Nehmen Sie meinen Arm; wenn Sie nicht den des Herrn von Bräuhuber vorziehen —“

„Was ist mir der Herr von Bräuhuber? O Gott, mein armer, armer Felix! Herr Eulent, ich — ich allein habe ihn in alle diese schönen Hoffnungen hineingelegt; ich habe ihm die köstliche Entlassungsberechtigung bereitet. Er liebt mich auch ohne Allzube —“

„Deshalb laßen Sie uns seinen Schritten folgen; laßen Sie und ihm sagen, daß er nicht verloren habe, da er sein Weib, die Seele seiner Seele, behält.“

Thella ließ die Hände von den im fruchten Glanz der Weismuth schimmernden Augen sinken; sah mich groß an und jagte:

„Sie sprechen vortrefflich, junger Mann. Wissen Sie, daß Sie mich lebhaft an Herrn Emil Desvieux in seiner Syme: Königin, das Leben ist doch schön! erinnern! Ja, Sie haben Recht, und ich verachte diese Hände mit allen ihren Ohren, und sämtliche freche Mäuler hinter der Thür. Kommen Sie, Luft, Freiheit, Licht! Lassen Sie uns meinen Mann aufsuchen; wahrscheinlich treffen wir ihn auf seinem Bureau. Holen Sie mir meinen Mantel, dort liegt er; hingehenden von der Verweilung wird er von der wahren Freundschaft aufgehoben. Sehe ich recht verzweifelt aus? es wäre kein Wunder; aber die Welt soll doch nicht ihre Lust daran haben. Kommen Sie, ich bin fertig; der Herr Onkel hat mir zwar einen großen Hüßel voll Bedrück verprochen; aber ich fange wieder an, groß zu denken, wenn ich auch nicht auf einem großen Fuße leben kann. Kommen Sie schnell, ja Sie haben dreimal Recht, in einer solchen Stunde gehöre ich in die Arme meines Felix.“

Wir schritten, unbewußt um alle Blide, alles Geschick vor und hinter uns, mit erhöhten Häuptern die Treppen hinunter und aus dem Hause. Es war Abend geworden, und Thella sagte:

„O wie wohl thut mir diese Dunkelheit. Das war ein böser Tag, und hier stehe ich neben meinem zerbrochenen Nischel; wenn auch nicht so naiv, wie jenes Landwädchen in der Fabel; — o Himmel, Himmel!“

Sie war unter einer Gaslaternen stehen geblieben, und naiv sah sie wirklich nicht aus; das war aber auch nicht von ihr zu verlangen. Als in ihrem Augenblick ein elegantes Coups mit silbernen Laternen, einer schönen gepuppten Dame und einem reichendigen Kutscher vorüberfuhr, stampfte sie den Boden in einer Weise, welche dem Onkel Krelnagel noch bis in's fünfte Grab nachjammern mußte; — im vollen Laufe trieben uns unsere Empfindungen weiter, und im vollen Laufe erreichten wir die Wasse, in welcher sich das Geschäfterbureau des Lotteriekollekteurs befand. An der Ecke hielten wir abermals an, um uns zu sammeln, und ich bin der selten Ueberrumpung, daß Thella jetzt, während sie auf meinen Arm gelehrt, Athem schöpfte, nicht an den verwichenen Seligen, sondern einzig und allein an den ungeliebten Galten dachte. Fast auf den Jehen Klüßden wir dich an den Häusern hin bis zu dem Fenster des Comptoirs.

Ein Lichtschein fiel durch die Spalte des Ladens in die Wasse hinein, und Thella sagte meinen Arm fester und flüster: „O Gott, er lebt, er lebt!“ worauf sie diesmal ganz unnötiger Weise in Thränen ausbrach; denn so leicht ließ sich Herr Felix Strinagel doch nicht mit den Hiren der Erde und den Wächtern des Stromes am Unterbaum in Verbindung bringen.

„Ihm Sie mir den Gefallen und Widen Sie zuerst hinein,“ hauchte sie; „ich vermag es nicht; o Himmel, sein Aelzant und eine geladene Pistole liegen vor ihm; klopfen Sie an, laßen Sie mich nicht allzu voreilig zur Wittwe werden!“

Ich hatte mein Auge der klaffenden Spalte im Laden vorsichtig genähert und flüster leise zurück: „Still, still, — Ruhe, ich sehe ihn! er liegt am Tische, er hat sein Haupt auf beide Hände gelehrt, — ein Gesicht steht vor ihm —“

„Gut! Gut!“ schrie Thella.
„Nun!“ flüster ich wieder, und das treue Weib





Weg der Schenke. 18. 121.

Momentane Wahrheiten.

Novelle

von

Emil Mario Varano.

(Fortsetzung.)

9.

Möven vor dem Ruck.



Es war ein Tag, an dem man zum ersten Male sah, daß die Rosen schon verblüht waren — alle, und die Lilien fingen an den stolzen Stiel zu weigen. Sonnenblumen schauten sie und da freudig und verwundert zur still gewordenen Sonne auf, und dunkelviolette Astern überdeckten die Beete. Die Luft war heller geworden und stiller als im Sommer, und die beleuchteten Farben sanfter. Der Herbst war ins Land gezogen und die Zeit nahte, wo die heitersten Blüten im schwüßigen Schweiß der Stadt ihr Ende finden mußten. Aber der Herbst im Gebirge ist so schön, daß er Einen wie mit Liebesarmen umgibt, und selbst schwebend und nicht schweben lassen mag.

Und der heutige Tag, wo Walfahrer durch den Ort gehen sollten, hatte diesen reinen Herbststempel.

Georgina war auf einem Spaziergange. Sie war viel allein jetzt; Rafael kam nicht mehr, das Schloß draußen zwischen den aristokratischen Pappeln war leer und verlassen, und der Priester besuchte sie nur selten und auf kurze Zeit. Es kam Georgina manchmal vor, als sei kein Anderer ein gekosteter See, und sein Kuisees wie ein sonnenloser Himmel. Georgina war ruhig, sehr ruhig. Es gab wirklich Stunden, wo sie gar nichts dachte. Sie hatte in ihrem ganzen Leben noch nie eine Zeit gehabt, wo sie nicht zu lieben geglaubt oder sich für etwas Schönes begeistert hatte. Und jetzt liebte sie nichts und niemanden. Es war das ein selbst wohlwollendes Gefühl.

Sie ging an den Berggelenken hin, und fand die Natur zum ersten Mal wie einen Spiegel ihres Innern — es war, als sei dieser Spiegel ihres Herzens getrübt gewesen und plötzlich klar geworden, und die ganze stille, herbstliche Gegend stehe zum ersten Mal deutlich darin. Wie hoch und weit war der Himmel! Er konnte recht wohl leer sein, ein hellblauer oder tiefblauer Raum ohne Sinn, was kümmerte das sie! Sie bedachte nichts und suchte keine Gebete. Zum ersten Mal hatte sie das seltsame bürgerliche Gefühl ihres Reichthums, ihrer Schönheit, ihres vollbrachten Lebens, und damit zugleich ein Gefühl des Fertigseins. Wie fast waren die Berge, wo Sonnenlichte gründer Schattengruppen lagen. Die Kinder des Fleckens sah sie jetzt erst in ihrem wahren herzigem berührenden Wesen. Früher hatte sie Kinder nur schon gefunden oder blickt. Die Höfen hatten sie früher getrennt von einer Sehnsucht, oder sie hatten sie empfört mit ihrer ewigen Ruhe. — Hier, dieses unermüdlich ringende kleine Weib. Aber jetzt war ihr die Welt erst zur Welt geworden, wo sie nichts liebte, wo der Schwerpunkt derselben in ihr selber lag. O seltsames Gefühl! ... Sie schaute sich Blumen, sie sang ein Liedchen, sie süßte sich so gesund.

Wie sie in den Markt zurückkam, war reges Leben da. Die Walfahrer waren singend eingezogen, voran ein alter rauhbeiniger Kreuzträger. Die alten Weiber hatten die unaussprechlichen verborgenen und zerfetzten Strohdächer auf, Mantillen von Backsteinwand um und Pilgerhüte in der Hand. Die alten Männer waren ein Hor von Kapstücken.

Die Walfahrer schritten in die weitestgehende Kirche hinein. Die Glocken klangen ärgerlich und jörnig vom Thurm, denn die Schulmeisterbuben hatten sich während des Ganges an den Haaren gefaßt, daß die Hledermause verflört aufschwärmten und blind in den Tag hineinklatterten. Der Marrer eilte athemlos von seiner Wohnung aus in die Kirche, um den Walfahrer den Kreuzpartikel zum Hüften zu reichen, wobei jeder der Andächtigen seine Opfergabe auf den beglückten Altar warf. Das Entrée war zu Ende, die Walfahrer zerstreuten sich in die Wirtschaftshäuser, um da Mittag zu halten, der Marrer eilte mit dem Altar nach Hause, wo derselbe von der Wirtschaftlerin in Empfang genommen wurde. Und die Kirche war leer und voller Sonnenblenden, und Georgina hörte ihre eigene, leichte Schritte von allen Seiten wiederhallen, als sei ein ganzes Heerführer mit ihr da herein gekommen mitten am hellen Tage. Sie schritt vor bis an das Geländer des Hochaltars und fragte sich, was sie eigentlich da wollte? Beten nicht, sie hatte nur Langerweile. Sie stand auf einem Grabsteine und es freute sie in ihrer Gesehnisse, durch die Abgeschlossenheit hindurch zu existieren: Georgius Glaninger, vicarius hujus loci obiit 15. Apr. 1775. — Und eine Wölfe krech über die Buchstaben mit zusammengekauften Flügeln, eine Wölfe, die nur frischen, nicht fliegen konnte, und die aus dem Grabstaube des

alten Priesters entstanden war. Da lag ein Vorgänger des Amandus. Ob von seinem Glaube noch etwas übrig war? Hatte er glücklich gelebt? Ach, sie hätte beinahe die Wölfe getreten. Die Wölfe stiegen wie vor vernünftigen Hüften. Aus dem Tod entstanden, suchten sie unbewußt ihre Heimat wieder auf, den Tod, das Ende. ... Und nicht gelebt haben! ... War sie denn besser als eine Wölfe? O, vielleicht war der Fuß des Schicksals schon über ihr erhoben. ... Wie still war diese Welt heute, wie still ihre eigene Brust. Sie hörte ihre Gedanken, die ziellos wanderten ohne Sehnsucht, ohne Schmerz, ohne Liebe. ...

Sie ging rasch durch das belebte Bild nach Hause. Sie wollte abreißen — ja bald. Es war hier so gar nichts mehr, sie hatte gar kein Interesse hier, nur Langerweile.

Zu Hause erwähnte sie das sogar gegen ihre Jose. Sie süßte wohl, daß eine Dame auf die Dauer doch nicht ohne Gesellschaft bleiben könne. Die Jose war nie verlegen, wenn Madame die Prinzessin mit ihr Konversation machte; sie war eine echte Schwatzkassette. Und sie hatte für solche Gelegenheiten immer die Neugierigkeiten einer ganzen Woche aufgespart. Georgina blätterte dabei in einem desolirten Pour-rice-Almanach und warf nur manchmal eine Frage ein. Und Constance erzählte an der Thür, die Kiste in der Hand, den Spinn von Madame über dem Arme. ...

„Sonn ist nichts!“

„Sonn wohl nichts. Nein.“

„Hast Du den Wölfe nicht gesehen?“

Der der sich wohl bei seinem Vorwortsgeheim beim Wölfe. Die Kellnerin dort soll ihm gefallen.“

Constance hatte das Zimmer verlassen. Georgina hatte über das Gefühl gelacht. Sie wußte, das mit der Kellnerin sei ein mäßiges Dorgeschwäg, aber es war pikant, — sie war interessiert.

Sie blätterte noch eine Weile in dem Almanach, ohne etwas zu sehen oder zu lesen. Ihr Gesicht rötete sich dabei nach und nach, ihre Augen bligten, ihre Hände zitterten leicht, so daß die Blätter leicht zu lachen schienen.

Wo war das Buch? Hinabgeglitten.

Sie sah's nicht mehr, sie war, ohne es zu wissen, aufgestanden — die Welt drehte sich um sie, und ein lautes Draußen füllte die stille, herbstliche Luft. ... Wenn Er hier gewesen wäre, sie würde ihm zu Füßen gefallen sein, — hätte sie Flügel gehabt, sie wäre mit ihrer jagenden Seele ins Au durch Millionen von Neonen gerast. ... und sie war nur ein flügelloses, heißes, einlamen Weib, das ihn liebte — rasend, ziellos, sinnlos.

10.

Die Doranblume.

„Hochwürdigster Herr!“

„Ich werde nicht lange mehr hier bleiben, und Ihr entzieht mir Eure Gesellschaft. Das ist übel von Euch, aber es bleibt Euch Recht. Der Gesellschaft darf sich geben oder entziehen. Der Priester nicht. Verzeiht den ersten Anfang für die eigentliche Bitte dieses Briefes, die ich erst meine. Ich habe das Bedürfnis, Euch zu beichten. Aber ich kann das nicht in der Kirche, wo man wie in einem Gerichtssaal ist. Euch anfragen kann man überall. ... und ich finde, der Wald verzeiht am Meisten. Wenn man unter dem Grün und Gelb und dem Sonnenlicht ist, öffnet sich das Herz und gibt seine im Voraus versprochenen Sünden dahin, wie ein verflüchtiges Kind.“

„Ich weiß, daß Ihr täglich Nachmittags im Walde seid und ich werde Euch heute treffen — wenn Ihr wollt. Ihr seht, ich lasse selbst dem Priester die Freiheit der Höflichkeit.“

Genehmigt die distinguirtesten Komplimente Eurer gegebenem

Prinzessin Georgina Paladologos.“

Sein Fenster war ganz von Bäumen verhüllt; wenn es offen stand, spielten sie bis in's Zimmer herein. An der Wand hingen großformatige, altmodische Kupferstücke aus der Wölfe und geistliche Bücher lagen aufgeschlagen auf seinem vogelüberzogenen Schreibtische. Es war ein ruhiges Zimmer, ein Priesterzimmer, und der ruhige Mann postete ganz hinein — in seinem langen Rocke, mit seinem ganzgeheiltem Gesicht und den sinnenden braunen Augen. Wenn er so darin auf- und abging, war er eine echte friedliche Staffage in dem Frieden der Dekoration, die sich bis zu den grünen Wiesenbüschen ausdehnte, über denen im hellen Azur einige Vögelchen schwebten.

Jetzt stand Vater Amandus unter seinen zwischenden Pfingstlingen und hielt das weiße, wie eine Orangefarbene duffende Bildet der schönen Frau in der Hand.

Die Frauen sind erwerbslos, wenn sie in ein stilles, ruhiges, unberührtes Leben treten. Es gibt so viel Frieden auf der Welt, so ungelohnt viel Frieden in stillen, jugendlichen Geheizenimmern, in einsamen Arbeitermairgärten. Und da gibt es Frauen, die in der Stadt leben heißen, mit fahrgelungen Augenbrauen und Wimpern, die so kunstvoll bliden können wie die

Seele selber, und dann kommt alle Freiheit und aller Nachdruck der Toilette hinzu; und sie treten manchmal, aus der Wölfe gekommen oder für einen Moment ersichtlich, in einen solchen Lebensstrich. Dann gibt es nichts Erwerbslosere, nichts Grauensvoller als solche Frauen. Wie bald lieb ein Weib, wie bald kann es vergehen. Aber ein Mannesherz liebt mit dem Gemüthe nur einmal.

Und es ist eine Sünde, dieses einzige Gefühl für sich zu nehmen und nichts dagegen zu geben als die Schönheit und den Geist.

Ein unberührtes Mannesherz kann jede Frau gewinnen, wenn sie schön ist und selber einmal ein Herz gehabt hat. Denn in der Einsamkeit, in der grünen Natur und im Stadium der alten toten Weisen oder in der Meditation von Gottes hochheiliger Größe und Majestät, jammert ein junges Herz unbewußt viele wilde Blumen an im Schopfe, mit gedankenlosen Händen prüft es die duftenden Sommerdächer, ohne sie zu sehen, zu ahnen, ohne ihnen zu bedürfen. Und tritt dann eine fremde Frauengestalt in die Welt, und fordert mit dem Vögelchen der gewinnenden Schönheit: „gib mir die Blumen!“ — dann erwacht das lange, schlaftrugewordene Herz wie aus einem Traum, erröthet, verlegen, erstaut über den eigenen Sommerreichtum, und sucht ihn mit vollen Händen und legt ihn in die Arme der Schönheit. ... mit leicht zitternden Händen, daß die Blumen wie Taupferlen an ihnen herabsinken, den Blick mit schimmernden Verlebligten schütteln bis zu den Enden ihrer Wölfe erheben. Es gibt eröthende Augen, und das Auge solcher Männer ist so. Sie sind dann so rührend, daß die Schönheit selber entworfen wird — und zaudert.

Aber die Schönheit ist der Schönheit angeboren. Und allein, verlassen, beraubt, sieht sich später der unaussäglich gebliebene Mann zwischen seinen Büchern, seinen Wertungen oder seinen Meditationen wieder, und erkennt zu spät, zu spät! ... daß diese Blumen der einzige Schatz, der alleinige Reichtum gewesen hat, den ihm das Leben, das kurze, räthselvolle, athemlose bieten konnte.

So war Georgina in das Leben des Priesters getreten. Er hatte seine Rosen am Kreuzestamme des Nemesohnes niedergelegt, als edelste Wölfe, die der Gehmut des Menschen dem ewig Göttlichen bieten kann. Die Dornen hatten sein kindlich gebliebenes Haupt nicht mehr gedrückt, als der Sonnenstahl, der den Scheitel bräunt. Und jetzt war die Schönheit, diese ewige gotteslästernde Nebenbuhlerin der Wahrheit, in sein Leben getreten und forderte die weichen, unberührten, geopferten Wölfe. Wie schon so oft verhielte die Wahrheit ihr vorangefrontes unter dem Blutigeitweiche liebdehndes Antlitz, und entfernte sich langsam von dem Jaudern, dessen Seele ihr nach wollte, während das schwache Herz zu der Schönheit Hüfen seinen süßesten Weichwand anströmen ließ. Er wußte nicht, daß er sie liebe. Er dachte nichts, als daß sie störend in sein Leben getreten sei, störend und verderbend und vernichtend. ...

Er dachte nicht, daß er jemals ein Weib lieben könne, aber er dachte Anfangs, daß er sie meiden müsse, — und dann, wie ihm das zu schwer wurde, daß er sie nicht suchen dürfe, — und endlich, endlich lauschte sein Herz, als er ihren Brief erhielt, wie einer Rettung entgegen: sie sehen — als Priester!

O das Kreuz scheint uns ein so fester Halt! Wenn er als Priester kam, sah als solcher süßte, und sein Mund nur der Dolmetscher ewiger Wahrheiten sein durfte — was für eine Störung konnte da kommen aus ihr? er Diener Gottes sein und — sie leben!

Er glaubte nicht, daß er sie liebe.

Im Walde gibt es tausend Farben in Grün. Vom blutrothen Vögel an bis zum weißgelben toten Blatte. Vom feuchtschwarzen Moos bis zur himmelblauen Hesperblume, vom farblos hellen, hochaufstrebenden, kahlen Wald-Vergewässer bis zur tief schwarzen vermoderten toten Baumwurzel. Der Wald ist der Mieressand der Lust.

Und Alles lebt da doppelt, und nicht für sich, sondern für uns. Und sagt der Quell sein geschwüpfiges Geheimnis, daß wir lieben sollen. Uns tröstet das innig tröstende Klacken des Laubes, daß Liebe bleibe und bestche; und lächelt die spielende Sonne: es gäbe keine Sünde, die ihre Wurzel im Herzen habe. Ach wie gut ist Vögel im Walde, wenn wir schuldlos sind.

Und des Nichts erst, wenn der Mond Alles in seine bleiche, träumerische Farbe blickt, wie nach wieviel in dieser Stille der fernste Ort, das fernste Heim — wenn wir schuldlos sind!

Die Stadt, die schwüßigen, gedrängten Straßen, das nüchtern, neugierige, glänzende Feld emhüllen und verhüllen. Der Wald aber ist ein göttliches Orakel für das Gute und ein Wächter für das Böse. Das schuldbelebende Herz kann nirgends so schwärzen, wie im Walde, im sonnenleuchtigen, im mondbezuglosen.

Das wußte Amand. Im Walde fand er immer seinen toten Vater wieder. Im Walde ging Gott an seiner Seite, im Walde konnte und durfte er die schönste, stillste, und

fortwährenden Graus wiedersehen. Aber er dachte nicht, daß er sie liebe.

Auf dem Wege dahin kam der Pfarrer an einer Einfriedigung vorbei: die ruhigen Männer arbeiteten ruhig das Land los, und das that ihm wohl. Es war ihm, als habe er die ganze Woche über mit ihnen gearbeitet, indem er sich würdevoll erhalten habe für den Sonntag, den Tag des Herrn. Es waren Freunde, für die er Schätze der Liebe gesammelt hatte zum Sabbatstage. — Und ein alter Mann kam auf ihn zu und lächelte ihm die Hand. Er wehrte ab, aber es ging nicht. Und ein Kind kam und that dasselbe. Das kleine Blaudinglein schaute zu ihm auf — groß und doch so schön; es fürchtete sich vor jedem Erwachsenen, und war doch zu ihm gekauert.

Und dann begann der Wald und der Pfarrer saß die kleine Frau unter den Bäumen, die unter einem freischen Hochstamm wogen. Sie begrüßten einander. Sie schloß heute zum ersten Male tief, daß er ein Pfarrer sei. Weßhalb war sie da? Weßhalb? Sie hatte das „geistlich“ gemeint. Sie gingen durch den lichtüberlachten, gelblichbraunen Waldweg, und sprachen mit einander. Er fragte sie, weßhalb sie von ihrem Gatten geschieden sei. Sie schaute ihn rasch an. Sie war heute wieder so schön. „O, alle molandischen Frauen sind von ihren Männern geschieden“, sagte sie.

„Heißt es man da nur, um sich scheiden zu lassen?“ fragte er. „Und weßhalb?“

Sie war wirklich hübsch und lächelte wie ein französisches Porträt. „Hochwürden — Ihr kennt wohl die Ehe nicht!“

„Ich kenne die Ehe, wie sie sein soll“, sagte er einfach.

„Die muß süß sein!“ sagte sie aufrichtig. „Wenn Ihr nur die kennt, dann wundert es mich, daß Ihr nicht längst gewarnt habt, verzeihet mir.“

Sie mußte das sagen. Sie war immer so ehrlich, ihrer Stimmung zu folgen. Und damit enigste sie der Weisheit! Sie liebte ihn — sinnlos.

„Ich darf nicht liebhaben“, sagte er einfach wie früher. „Ach richtig. Aber das Colibat, das muß...“

„Was?“

Sie lächelte. Aber sie war eine wunderschöne Frau und durfte Alles wagen. „Es muß lässig sein; wenn man ein Glück im Hause träumt. Wenn Ihr heute keinen Orden verläßt und ich meine Religion wechsle, so können wir einander heiraten... zum Beispiel.“

Er sah sie erschrocken an. Dann sagte er dumpf:

„O ja. Aber dann bin ich ein verächtlicher, charakterloser Mensch, und Ihr...“

„Und ich!“

„Und Ihr hättet das auf dem Gewissen.“

„O!“

„Ihr glaubt wirklich an nichts?“

„O ja. Aber nicht an's Colibat.“

„Der Pfarrer gehet den Vätern, Vätern wie dem Andern, dem Nächsten, Ihr erinnert Euch an meine Worte?“

„Der Gott — würde zuerst der Frau, den flüchtenden Kindern und dann erst dem trostbedürftigen Nächsten gehöhen. Wieviel sollte nur der reise, bewußte, gottgeschaffene Mann werden, der die Welt betrachten gelernt und sich zu Gott gewendet hat — nicht der Knecht.“

„Und wenn Ihr heute lieben müßtet?“

Er blieb stehen und schaute sie an. Es war manchmal ein Gott in ihm, der seine Augen blendete und sein Herz über den Herzen anderer Menschen pochen machte.

„Jeder gute Mensch hat den Muth und die Kraft, dem Glücke zu entsagen“, sagte er innig, fast, gottgefällt.

„Um weßwillen?“

„O, Gott ist Alles, ich glaube an Alles! Aber sagt mir jetzt dafür eine Umschreibung: nur jetzt!“

„Um seiner Sehnsucht nach dem Guten willen.“

„Die Sehnsucht? Sie streckt ihre Hand nach Blüten aus. Die Blume aus dem heiligen Dorn ist die Kiefer!“

„Ihr irrt Euch. Die Blume aus dem heiligen Dorn ist das Blut“, sagte er klar.

Sie stand hoch, stolz, froh, übermüthig von seinem himmelsgelächelten Vor ihm, ein Weib, das mit dem Schöpfer rang, ein Prometheus, der seine unerlöschliche Hand nach der Flamme ausstreckte: „Aber sagt mir jetzt, weßhalb? Den Grund! Den Grund dieser Dornen, dieses Blutes, dieses ewigen Entlassens und Sterbens im Leben?“

Er fragte die Arme über der Brust, wo sein Herz schwer zu gehen begann unter diesen Flammen, unter diesem Schmelzschmelzen. Und seine Seele flammte sich an das Kreuz seines ganzen ruhigen, ebenen Lebens: „Der Grund weßhalb? Herr, laß uns nicht schuldig werden.“

Das ist der Grund. Soll ich Alles verlieren? Die ganze Welt, um der Nichtigkeit eines Weibes willen? Die Hingabe, um der Selbstsucht willen? Ich bin noch nie so egoistisch gewesen, ein einziges Weib zu lieben; die Welt ist das einzig befriedigende Ziel des sehnsüchtigen Menschen! Den Abend, der ruhig um mich niederfällt, soll ich ihm den Rücken mit dem Geruch einer Schale? Die Mutter, die ich täglich denke, der Charakter, der mich freut, die Gegenwart, wo ich schaffe, die Zukunft, auf die ich hoffe, die Vergangenheit, die mir mit ihrem Weib das Herz be-

rührt, das Alles soll vorbei sein, weil ich nur an Ein Weib denke, dem ich die ganze große, ewige Welt unterordne! Ein Weib und das All!“

„Aber das Weib hast Du in Deinen Armen, Mensch, — und die Welt!“

„In meinem Herzen!“

„In Eurem Herzen habt Ihr nichts! Ihr habt nie geliebt, Ihr seid kein Mensch, kein Mann, kein Weib, Ihr seid — ich weiß nicht was, ich weiß nur, daß Ihr mir ein Mißklang seid — oder die hässliche Harmonie...“

„Ich traue vor Euch hin — o, bleib doch nur! Ich sollte meine Hände. Seht Ihr die Sonne! Ich glaube, die Vögel sind froh um uns, die Vögel wiegen sich ruhig.“

„Wir sind noch nicht zermalmt. Wir sind irgendwo in der Nähe Gottes. Ich wollte Euch beichten. Ich thue es. Im Namen...“

„Nein. Hört meine Sünde, meine Jugend, mein Glück, mein Unglück! Ich weiß es nicht zu benennen: Ich liebe Euch!“

Sie war über Alles schön, wie ein Weib nur sein kann, das ausgelöst zu den Füßen eines kämpfenden, unberührten, braven Mannes liegt. — Und er sagte, wie die Welt um ihn freiste. Es gab keinen Gott mehr für ihn, keine Sünde, keine Tugend, keine Zeit, kein Sein, keinen Tag, kein Dasein, keine Vergangenheit, keine Zukunft in dieser Ewigkeit einer Sekunde. Er wachte, daß sie ihm Alles sei, aber er wollte zugleich, daß er seiner Kindheit, seinem Streben und seinem Gottesbewußtsein nicht unterworfen werden könne. Die ewige Frömmigkeit bleibt ein schwaches, hübsches Kind, aber ein Kind, über welches die Schläge schon hinwegfliegen. „Gott helfe mir,“

sagte er einfach und mit Thränen in der Stimme und mit zitternden, ausgebreiteten Händen — „Gott helfe mir, aber ich habe Euch auch lieb!“ — Dann kam eine tiefe Ruhe über ihn. Er wandte sich um, und wie sie erwachend aufstiege, war er verschwunden. Sie wartete, nur immer.

Die Fürstin Georgina Valadagos kam mit dem Haupte nach vorn, auf ihre Arme. Und so blieb sie liegen Sekunde für Sekunde, denkend an gar nichts. Weltmenschen denken nie, wenn sie über einer geliebten Leiche stehen. Sie rufen an Krankenbetten des Geliebten und sie weinen unter der Grausamkeit des Verdens. Aber vor der Leiche, der unrettbaren, der verlorenen, denken sie nichts mehr. Die Trümmern ihres Lebens sinken langsam und erdumarmend über ihnen zusammen, ohne daß sie jähren oder sich umgucken können.

Einstlich stand die Frau Prinzessin Georgina Valadagos auf, zog sich ihren Schal zurück, und trat den Waldweg entlang den Rücken an, — mit dem schönen Gesicht, wie immer, aber mit einem fremden Blick in den schönen Augen. Die Leute, die ihr begegneten, dachten, daß sie sehr müde sei.

„Die war genöthigt auf einen hohen Berge, wo sie die ganze Gegend übersehen hat“, sagte der Bauer am An- fange des Waldes zu seinem Gefährten. „Wußt' ich nicht, daß, aber reuen thut's Einen nicht. Man hat gar nicht gelebt, wenn man das nicht mitgemacht hat.“

(Schluß folgt.)

Die Neger in St. Thomas.

Skizze

Friedrich Gerhardt.

(Schluß.)

Ein wirklich häßlicher Zug der Schwarzen ist übrigens ihre Abhängigkeit an die Familie, und selbst die Überanständigkeit, mit welcher sie bedürftige Arme unterstützen, was sich besonders jetzt in den Vereinigten Staaten theils zum Vortheil, theils zum Nachtheil der Neger zeigte. Zum Vortheil, indem es manchen wirklich Bedürftigen vom Untergang rettete, zum Nachtheil aber auch, indem es Hunderte von Negerleuten in ihrem Ausharren unterstützte.

Der Neger ist von Natur müßthätig, wenn er hat das Unglück aus eigener Erfahrung kennen lernen und achte dabei — wie sich nicht leugnen läßt — das Alter gewöhnlich mehr, als es die civilisirte Stimme zu thun pflegen. Alle Neger treten deshalb auch mit einer unbedingten Würde auf, und werden darin nur — aber gründlich — von alten Negerinnen übertroffen.

Woher es kommt, weiß ich nicht, aber fast alle alten Negerfrauen haben einen Grundbaß, von dem sie den vollstündigsten und unumschränkten Gebrauch machen. Sie lassen dabei selten oder nie — das überlassen sie dem jungen Volk, und wenn sie sprechen, geschieht es stets in distanzvoller und sehr entscheidender Weise, als ob jedes Wort ein Gesetz wäre.

Es gibt kaum etwas Ernsteres und Romischeres zugleich, als so eine alte Negerin zu sehen, wenn sie sehr desolirt, mit ausdauerndem, aber auch sehr feinem, annehmendem Blick in der rechten Hand, die linke auf der Arme gestützt, vor ihrer kleinen Hütte sitzt und ihre Meinung über irgend einen beliebigen Gegenstand auspricht — oder vielmehr einen Beschluß ertheilt, denn ein Wider-

spruch wäre doch nicht denkbar. Die jüngeren Leute der Gegend, die dabei auch stets mit Ehrfurcht, und nur geschäftlich wird die Sache, wenn eine andere ähnliche Dame nicht nebenan vertheilender Ansicht sein sollte. Die Folgen sind dann nicht abzuweichen. In Abtheilungen kommt es freilich nie zwischen ihnen, und der Selbst nicht solchen Wortkämpfern ist fast stets der, daß die Überwundene an- sieht, mit einer verächtlichen Bewegung in ihr Haus geht und dort, am so viel lauter, weiter rathen.

Alle Neger mit weichen Haaren tragen fast stets bese, schmale Seidenhüte und einen schwarzen Rod mit weichen Böden. Am Gange sind die Neger überhaupt nicht un- reinlich — die meisten, vorwiegend schwarzen freilich aus- genommen, die sich dann aber auch ganz entschieden gehen lassen, so daß man da oft — besonders unter den Frauen — wahren Abscheu erregenden Geruch bemerkt. Sieben die Negerinnen aber irgendwo bei einer Herrschaft im Dienst, so halten sie sich — man kann fast ganz ohne Ausnahme — immer höchst reinlich und ordentlich, und gehen dann auch nie anhaltend gekleidet. Nur die verwünschten Escheppen lassen sie sich nicht nehmen.

Recht merkwürdig die Choleru in St. Thomas, und zwar ausschließlich unter den Schwarzen und farbigen, wie es denn auch eine wunderliche Thatsache ist, daß viele Kran- ken in ganz Amerika, wenigstens in allen südlichen Staa- ten, die farbigen bemerkt, während das gelbe Fieber da- gegen keine Opfer fast nur unter der weißen Bevölkerung herausgerichtet. Die Schwarzen nennen deshalb die Choleru auch nur Blackman's turn, das gelbe Fieber dagegen Whiteman's turn — was so viel heißen heißt: Jetzt sind die Schwarzen an der Reihe — dann die Weißen.

Uebrigens bemerkt man in der Stadt wenig oder gar nichts von der Krankheit selbst; nur dann und wann Abends begegnet einem ein Leichterwagen, und wenn man durch die Seitenstraßen ging, die überaus von Negern gefüllt sind, hörte man auch wohl bei und da die vernehmlich mono- tone und unheimlich klingende Weillage über einen Todten, oder in anderer Gegend einer leichtig geklingenden Chor- al, wodurch fromme Gemeindeglieder die Krankheit vor sich abzuwenden suchten. Eine sonderbare Thatsache ist es, daß — abgesehen durch die große Hitze, welche das Erbilden verursacht und gegen das Land schreut, eine Menge von Fischen auf's Treckere geworfen wurden, keiner der Neger einen davon essen wollte. Sie behaupteten, das Erb- leben sei eine Strafe Gottes, und sie dürften daraus keinen Vortheil für sich ziehen wollen.

Im Hotel du Commerce hatten wir aber auch, als Gegenlag zu dem überaus und schmerzhaften Negervoll, das sich besonders dort vor einem Branntweinlokal betrunnen und die Lust oft mit seinen lautstimmigen Gesängen, die vollste Aristokratie der afrikanischen Rasse in ihrer letz- ten oder vielmehr höchsten Abkunft zu dem besten Be- weis der Weisheit — denn ich möchte die wirklich gut er- zogenen Quadranten doch nicht unter den gemeinen Jäh- lingen der oder eine andere weise Nationalität einreihen.

Es waren dies Frau und Vater eines hageren Mi- niers, die hier auf eine Schiffsgelegenheit warteten, um nach Haiti zurückzukehren, da die europäischen, die Verbin- dung unterhaltenen Dampfer keine Passagiere von St. Thomas annehmen — der gefährlichste Quarantäne we- gen. Die Dame selber konnte die Quarantäne nicht ver- lassen, ja sie war kaum weiß genug dafür, die beiden Tochter aber, besonders die Jüngste, wurde Niemand, der nicht die genauesten Vorsichtsmaßregeln der Rasse kannte, für andere als weiße Tamen gehalten haben. Es waren zwei junge, lebenswürdige Tamen, wenn ich nicht irre, in Paris er- zogen und ausgebildet, auch dabei bescheiden und anspruchs- los in ihrem ganzen Wesen. Die schwarzen Ausländer ka- gen aber, wenn sie ihnen nur einen Wunsch an den Augen ableiten konnten.

Ein herabgekommener Vogel.

(Fortsetzung des 2. H. 122.)

Nach der Fasan hatte einst — der Fasanbühnen, in western- lichen Theil eines goldenen Zeitalers, wo er als stimmungsvoller Vogel fast nie unterließ. Nur kleine Dämonen, die sich ihm zuweilen entzogen und dann auch fast nur mit schmerzlicher Ver- leumdung des kühnen Fasan. An den Fasan selbst schickte man dann Tadeln, auf denen als abstraktes Bild ein Fasan, abgesehen Hände zu sehen waren mit der Unterlippe:

„Der Fasan hat die Fasanbühnen, in western- lichen Theil eines goldenen Zeitalers, wo er als stimmungsvoller Vogel fast nie unterließ.“

Die goldenen Zeiten sind lang verstrichen, und jetzt ist der Fasan, besonders in den Provinzen Elbore und Kienchen, „verloren“ für jeden Krieger, der sich für einen Krieger rufen darf. Er selbst und eine eigene oder gepackte Jagd hat — N. K. mehr als dort Fasanen gibt. Besonders ist der Fasan wegen seines langlamen und Quer- schlagigen Fluges, seiner Trägheit, Furchtsamkeit und seiner ver- schiedenen Mängel an Gefiedergestalt ein sehr beliebter Vogel für Sonntagsjäger — und wegen seines widerstehenden jenen und kühn- lichen Fluges für Fasanbühnen. Die wenig Fasanen, man aber brütet zu Tage nach vor dem eckeligen Fasan hat, weil recht deutlich unter Jagdhunden, wo man den vornehmsten Vogel der „Loben“ Jagd ganz gewöhnlich mitunter sehen. Weisheitsräthel, Räthel und andere Räthel der „Loben“ Jagd gewöhnen die.

Ja, und hier den Fasan ist auf das ganze Zeitaler der Un- anständigkeit — das Zeitaler von Fasan und Fasan gebildet.

Und nun noch einige Tage aus der Lebens, Kultur und Sitte- geschichte dieses Fasan.

Die Fasan berichtet, daß der Fasan ursprünglich der berühmten Hingelager der Regenten in Asien zugehörte und nach Grie- chenland gebracht wurde, wo es und er sich über das übrige Europa verbreitete. Er ist der einzige, wenigstens halbwegs lebende Vogel, welcher durch Zucht und Zucht der Menschen bei und eingeführt wurde. Der er bereits von Zucht und Zucht in Asien vertrieben. Er durch die Regente der alten Reichthümer in Asien vertrieben. Normal nimmt man einen Fasan: Fasanen, aber wegen seiner Fasanbühnen vertrieben; Fasanen, die sich Fasanen in Asien und Asien. Der Fasan nach Fasanen gekommen ist, weiß man nicht; doch darf man wohl annehmen, daß man ihn früher gekannt und er hat

Das Velociped oder Geschwindigkeit ist keine Hexerei.

Bilder aus der Gegenwart von O. Herbert. Text von Paul Kuchling.

I.

Es magen jetzt sehr viele Leute
Geschichte von mir schreibe.

Denn dieser Brief ist ganz neu,
Und er jetzt kommt, hat das Bild.

Die Zeit ist Geld! — Wie weit das geht,
Kannst du das Velociped



Der Trostestatter mit dem Reinen,
Der geben ihnen einen Reiz!
Da sieht der Reiter das Schöne,
England läßt ihn den Reiz ab.

„Was planst du da?“ ruft er, „mit Reiz
Reinsetzen Reizener!!
„Dabei läßt mir so sehr noch Reizener!
„Reizener!! — Ich, Reizener, vermerke, ich!“

Da sieht man plötzl, nicht! Entsetzen,
Der Trostestatter im Reizener,
Als nicht er so sehr noch Reizener,
Die Reizener nicht und Reizener.

Der Reizener, Reizener, so sieht die Reizener,
Die Reizener so sehr noch Reizener,
Und endlich Reizener Reizener die Reizener,
Der Reizener Reizener Reizener!



Der nicht Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener.

Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener.

Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener.

Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener,
Der Reizener so sehr noch Reizener.

Friedrich Schleiermacher.

Der Vater seines hundertjährigen Geburtsjahres
am 21. December 1804.

(Zur 2. 12.)

Hundert Jahre sind seit der Geburt Schleiermacher's verfloßen und noch steht er uns so nahe, als wäre er mitten unter uns, denn noch andauernd an der Verwirklichung seiner Ideen. Darum ist er unser, — Geist von unterm Volk — ein Mann, ein Theolog des neunzehnten Jahrhunderts.

Was er den Theologen der Neuzeit ist, das wurde zunächst von einem seiner begeisterten Schüler ausgesprochen: „Es wird Reiner ein Theolog der Neuzeit sein, der sich nicht irgendwie mit Schleiermacher auseinandersetzt, oder durch ihn hindurchgegangen ist.“

Wie er zu den Vätern der Wissenschaft gehört, bezeugt uns in glücklicher Weise die häufigste deutsche Literatur als den Älteren, begreifen ihn die deutschen Patrioten als ihren Vorkämpfer und Geistesgenossen. Denn Schleiermacher war durch eine lebendige Universalität der Bildung ausgezeichnet und ist darin vielleicht zur Melanchthon oder Leibniz zu vergleichen.

Seine persönliche Wirksamkeit war schon bedeutend genug, sie hat sich weiter ausgedehnt in seinen Schülern, seine geringe Hinterlassenschaft ist noch lange nicht vollständig verwertet und wird noch weit, weit hinausreichen.

Jahr hat Schleiermacher schon bei seinem Tode gereichte Anerkennung gefunden: „Es ist ein Mann geboren“, äußerte Hegler, „von dem aus man die neue Epoche der Theologie datiren wird.“ Treibthausend Menschen aller Nation der Weltbildung bilden einen Teil wie gleichen Lasterung bei seinem Begräbnis, Studirende aller Fakultäten trugen keinen Zug, — und doch war irgendwelche Begeisterung, er gehörte dem ganzen Volk.

Trotz die umfassende Würdigung eines Mannes gelangt allerdings einer entzerrten Zeit keiser, als der Gegenwart, die ihn den Älteren nennt, was man auch den Gesamtcharakter eines Volkes keiser erhält in gewisser Entfernung und unter bestimmten Wirkungen.

Vierunddreißig Jahre hat seit dem Tode Schleiermacher's verfloßen und damit ist er und wohl in die Entfernung gerückt, die eine objektivere Betrachtung seiner hohen Erleuchtung möglich macht.

Trotz hohe Verdienst Schleiermacher's bezieht vor allem darin, daß er Christus wieder in die Mitte der Kirche stellt hat als den Heil der Welt. „Dieser ist aber nicht der tolle, in die Verdrängung abgetriebene Formel eingekleidete Christus, sondern der lebendige Christus, dessen Geist in dem Geist der fortschreitenden Menschheit fortwirkt und von Jahrhundert zu Jahrhundert sich verjüngt und unerschöpflicher Jugendkraft fortlebt.“ Sein hohes Verdienst besteht darin, daß er die Religion „aus den Verklammern des bloßen Formelwesens“ erlöst, daß er die Kirche wieder in das Leben der Menschheit gebracht hat, anstatt das Leben in der Kirche abzuenden.

Seine innige Gefühlsmäßigkeit war das Gebe seines väterlichen Hauses, vor allem seiner frommen Mutter, die seine erste Erziehung fast ausschließlich leitete. So ist auch Schleiermacher einer der Geisteskinder, die die Welt den Müttern zu danken hat.

Den Vater führte ihn Amt als reformirter Prediger oft auswärts, häufige auch die Familie zu nachdem Wechsel des Wohnortes. So finden wir die Familie Schleiermacher zuerst in Breslau, wo unser Friedrich am 21. December 1766 geboren wurde, dann in Pless, später in der Kolonie Anhalt. Der kleine, zarte, etwas verträumte Knabe erregte bald durch seinen ungewöhnlichen Geist Ansehen und laute Bewunderung in allen Schulen, die er besuchte. Die sorgsame Mutter schrieb darüber an ihren Bruder, Professor Studentenrat: „Sein Herz ist schon durch das viele Lob, das man ihm in Breslau ertheilt hat, verdirbt; denn er ist dadurch stolz und eitel geworden. Galtten wir ihn in Breslau gelassen, wäre er gewiß im vierzehnten Jahre zur Unmündigkeit reif gewesen, so glücklich auch ihm Alles von Seiten.“

Im Jahre 1783 wurde Schleiermacher von seinen Eltern der Brüdergemeinde zu Neißa in der Oberlausitz zur Erziehung übergeben, die ihn dort „vor den herrschenden Meinungen, Grundbitten und Sitten der Zeit“ am besten geschützt glaubten. 1785 erfolgte Schleiermacher's Aufnahme in das Seminar zu Barby, der Universität der Herrnhuter, wo er sich zum Lehrer bilden sollte. Aber die störrische Abgeschlossenheit dieser Anstalt, die Beschränkung der Studien begünstigen dem nach selbstständiger Prüfung strebenden Jünglinge durchaus nicht.

Aber weder im störrischen Hause, noch in der Gränze der Brüder findet die in Kultur glühende junge Seele Befriedigung, die sich ihre Heiligkeit selbst erobert und aus den erstickten Hebelstufen vergangener Jahrhunderte. Zweifel auf Zweifel empor und für jeden liebt er Verdamnung im Lichte der Vernunft.

Wit ruhender Jährlinge eines liebesvollen Sohnes, unter den bittersten Schmerzen liebt Schleiermacher auf seine Jährlinge seinen Vater, mit bangem Gemüth, aber mit der Festigkeit einer immer erkrankten, unerschütterlichen Überzeugung, — daß der Vater hatte kein Verbrechen für das Kinde einer jungen Seele; er antwortet, wenn auch immerlich erkrankt, dem abtrünnigen Sohne mit einer Abweisung von Muth und Haß: „Siehst Du ihn, ich und mein Haus wollen den Herrn dienen!“

Er gestattet jedoch Schleiermacher im Frühjahr 1787 aus der Brüdergemeinde auszuweichen und als „Student der reformirten Theologie“ die Universität Halle zu beziehen. Der hier wohnende Onkel Professor Studentenrat gemeldet freundlich „ein freilich sehr kleines Stübchen“ und Wil-

laglich, was Schleiermacher bei seinen beschränkten Mitteln als eine wesentliche Unterstützung darüber annahm. Die letzten Nachwirkungen der in Barby erlittenen inneren Kämpfe, „eine große Mäßigkeit, in der er sich fast wie verlagene vorstellte“, verschwand bald unter dem belebenden Einfluß unbeschränkter Studien. „Er arbeitete mit Behemung und Energie, wie nach langer Hungerzeit das reichliche Nahrungsmittel vorliegend.“ Von den Professoren hatten nur Semler und Gerhard einigen Einfluß auf ihn; er war überhaupt kein fleißiger Hörgenosse, sondern ging auch im Studium seinen eigenen Weg. „Auch den Gedanken des Tages, der an der Universität verpönt war, studierte er „auf Meiß.“ Bei der autodidaktischen Methode des Studiums, die seinem eminenten Geiste besonders zusagte, kümmerte er sich wenig um die Anforderungen des Examen; er beschloß sich vielmehr nur mit dem, was ihm höchstpersönliches Interesse erregte.

1789 verließ Schleiermacher die Universität, um sich beim Onkel Studentenrat, der unterdessen Prediger in Dresden geworden ist, auf das erste theologische Examen vorzubereiten. Bei demselben, das er übrigens ganz gut befiel, machte einer der Herren Examinatoren die charakteristische Bemerkung: „es scheint dem jungen Herrn Kandidaten die Glorie der Popularität abzugehen.“ worauf ihm der junge Herr Kandidat muthig antwortete: „es müßte auch solche Prediger geben und er denke als solcher zu wirken.“

Unmittelbar nach Schleiermacher nach in's Predigamt, sondern wurde mit 180 Thaler Gehalt Hofmeister des Grafen Dohna auf Schlobitten in Westpreußen. In der feingebildeten Familie desselben verlebte er zwei angenehme Jahre, bis sich kein Ausbruch der französischen Revolution zwischen diesen Krisenperioden vom reinen Wasser“ und ihm, der die junge Kirche in glühender Begeisterung begrüßte, Differenzen bildeten, die Schleiermacher veranlaßten, im Mai 1793 von Schlobitten wegzugehen. Er wurde jetzt Lehrer des Theologischen Seminars in Berlin (1793–94), darauf zwei Jahre Hilfsprediger in Landsberg an der Warthe, bis er 1798 nach Berlin zurückkehrte und da als Pastor an der Charité bis 1802 verweilte.

Es gehören diese Jahre zu den bedeutendsten seines Lebens. Die äußere Erregung in keineswegs glänzend, aber gerade das beschränkte, einsam zurückgezogene Leben dieser Periode, mit seinen vielfältigen praktischen Erfahrungen des Examen und Predigamtes neben tiefstehenden philosophischen Studien, machten diese stillen Jahre zu einer gewöhnlichen Zeit, deren Reizstoffe Schleiermacher bald zu seinem ersten literarischen Ruhme vertheilen sollten. Neben dem beschränkten ihm jetzt auch Exzellenz und Würde, besonders aber der große Spinoza.

Wit der Mäßigkeit nach Berlin beginnt für Schleiermacher ein neues, unbekanntes Leben, indem er in freundschaftlichen Verkehr tritt zu dem damals geistig bedeutendsten Mann der Zeit, zu dem einsamen Studirhabe, aus der Aristokratischen Existenz eines obskuren Edelmanns, hat er plötzlich in eine glänzende Welt, in der Kunst, Literatur und Wissenschaft Wohlthat und Pflege fanden. Er lernte Schopenhauer, Brunschwiler, Torreyen, Schell, Friedrich Schlegel und Herbart kennen und schloß mit den beiden Letzten bald innige Freundschaft. Die schönste Wunde dieser Zeit, die der Umgang mit jenen hervorragenden Geistern zur Entwicklung brachte, sind seine „Monologe“ und die begeisterten „Reden über die Religion“, in denen er mit hinterstehender Gewalt „nicht in der verdrängten Theologie sprache und mit prächtiger Autorität, sondern als Mensch redet von den Geheimnissen der Menschheit.“

Den gebührenden Einfluß der Romantik seitens seines Vorgesetzten und Studiengenossen Friedrich Schlegel überwand Schleiermacher's „feingebildeter Verstand, seine kirchliche Natur und seine wahrhafte Religiosität“ bald, zumal er dem persönlichen Umgang Schlegel's durch eine Vertrautheit zum Hofprediger nach Stolpe (1802) entziehen war.

Nach schwerer Arbeitslast, Arbeitsunfällen und inneren Seelenkämpfen lebte er hier sein erstes mühseliges Leben: „Verdrängen einer Kritik der bisherigen Theologie“, ein Werk, von dem Rabel von Bachmann sagte: „alle ähnlichen Bücher waren durch dieses eine geschnitten und beiseite, so daß nur Platos und Spinoza's Bücher stehen blieben.“ Allerdings war Schleiermacher's vorwiegend ethischer und kritischer Natur der Stoff dieses Werkes durchaus unpassend und die Wahl desselben eine keineswegs glückliche.

Die „Reden“, „Monologe“ und nun diese „Sittenlehre“ hatten Schleiermacher unter den berühmten Namen gemacht; er erhielt einen Ruf an die Universität nach Würzburg, lebte aber ab auf Wunsch des Königs von Preußen, der ihn 1801 als außerordentlichen Professor und Universitätsprediger nach Halle versetzen ließ. Hier wurde er bald den Studenten ein geliebter Lehrer und Prediger, und er selbst glaubte in seiner jetzigen Stellung den rechten Verus gefunden zu haben. Nicht lange jedoch dauerte dieses schöne Verhältnis. Die Schmach der Jena wurde geschlagen, Halle von den Franzosen geplündert, die Universität aufgehoben und die Stadt selbst 1807 an das neuerrichtete Königreich Westphalen abgetreten.

In diesen schweren Tagen der Fremdherrschaft beginnt Schleiermacher's Wanderzeit als Patriot. Mit diesen Worten tritt er von Würzburg und Mainz den Jünglingen auf's Herz in unerschütterlicher Mahnung, daß das kerkerte Vaterland zu seiner Erhebung „Nimmer brauche, muthig, froh, bekennen, das Heilige tief in's Herz gegraben.“ Die begeisterte Jugend verlor keine Worte, und als die Universitätsstädte an den französischen General als Kugeln abgetrieben werden mußte, traten die Studenten nach des Nachts mit 400 Unterschriften bindend vor Direktor und General, die ihnen denn wenigstens ein anderes Predigamt für ihren geliebten Lehrer gestifteten, dessen Juchzere sie um seinen Preis emporheben mochten.

Ein bewundernswürdiges Zeichnen seiner politischen Pro-

phetie ist uns aus diesen Tagen aufbewahrt. Schleiermacher schreibt im Jahre 1806 an eine Freundin: „Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Existenz, unsere Religion, unsere Heiligkeit nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußerer Glanz; ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Nation auf schonere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigt wird und an den sich Jeder, Jeder reit es die gemeinliche Sache erfordert, an allecken muß!“

Jedermann weiß, wie sieben Jahre später seine Weissagung Wort für Wort in Erfüllung ging.

Einen wiederholten Antrag, als Prediger nach Bremen überzugehen, schlug Schleiermacher aus, denn der patriotische Mann glaubte jetzt am wenigsten sein Vaterland verlassen zu dürfen. „Weder als je scheint mir jetzt der Einfluß wichtiger, den ein akademischer Lehrer auf die Bestimmung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehen wird, aber die hat um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein.“ In dieser Überzeugung ging er 1807 von Halle nach Berlin und hielt da öffentliche philosophische und theologische Vorlesungen, auch wurde er in nächsten Jahre als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche angestellt. Hier endlich — im Mai 1809 — vermählte sich der hundertjährige Schleiermacher, gleich sich ein glänzendes Brautpaar, mitten unter dem Jammer des Tages eine Zeit, in die hinein der Trübsal des Jahres nicht reichte. Wie können wir nicht verjagen, das schöne Brautpaar Schleiermacher's zu Braut und Gatten etwas näher zu betrachten.

Der seiner Überforderung nach Halle (1804) beauftragte Schleiermacher einen jungen Freund v. Willig auf Kagen und machte dabei die Bekanntschaft der Gemietin v. Willigfeld, der sechzehnjährigen Braut seines Freundes. Im ersten Augenblicke mit dem glänzenden Paar verlebte er auf Kagen „so herrliche Tage, wie das menschliche Leben nur wenige bieten kann.“ Mit jählicher Vergnügen erwiderte sich die jugendliche Braut dem älteren Freunde ihrer Brautgarn, den sie gern mit milder Grazie „Vaterchen“ nannte; in inniger Freundschaft nahm Schleiermacher den herzlichsten Anteil an dem hoffnungsvollen Paar, von dem er die Überzeugung hatte, sie würden sein Ideal eines häuslichen Lebens darstellen, „und er würde darum wissen und Theil daran haben.“ Aber das Glück dieser jungen Freunde war nur von kurzer Dauer. Zwei Jahre nach der Verählung farb Willig als Jagarstieber in Stralund und hinterließ seine junge Frau mit einem lebenden Sohn und einem zweiten Kinde unter dem Hegen. Ein inniger Briefwechsel trat nun zwischen der verlassenen Witwe und ihrem väterlichen Freunde ein; vertrauensvoll wendete sich die Verwaiste in allen Nöthen an Schleiermacher, bei dem sie die herzlichste Theilnahme, Rath, Hilfe — und Liebe fand. Gemietin wurde 1808 die glückliche Braut und ein Jahr später die Gattin Schleiermacher's.

Ruhend und edel ist die Art, wie viele des toten Gatten und Freundes gedenken: er steht nicht als Geest der Trennung zwischen ihnen, sondern als dem Verhältnis nur ein innigerer Band und eine höhere Liebe.

Im December 1810 überlebte ihm seine Frau ein neuntes Tochterchen und zehn Jahre später einen Sohn; so sah der glückliche Vater mit einem Sohne und einer Tochter Willig's vier köstliche Kinder am Tag verarmt. Ten besten Momentar seines schönen Familienlebens und ein getreues Spiegelbild desselben bilden Schleiermacher's herrliche Worte über „die Ehe“ und über „Kindererziehung“.

Wir verlassen die glückliche Wölle aus letzten zu Schleiermacher's hundertjährigem Leben zurück. Zu seinem Predigamt stellte sich oftmals eine glänzende Stellung; er wurde 1810 Professor an der neuerrichteten Universität Berlin. In beiden Neuen war es ihm vergönnt, vierundzwanzig Jahre — seine Lebensdauer — gegenwärtig zu verleben. Wit dieser Wirksamkeit war allerdings zugleich eine Arbeitslast verbunden, deren Bewältigung man dem kleinen, kränklichen Mann durchaus nicht zugestanden hätte.

Trotz alledem und obgleich er „mehr eine sprechende, als schreibende Natur“ war, fand der kleine, schwächliche Mann noch Zeit, eine ganze Reihe dahinschwebender wissenschaftlicher Werke zu schreiben: „Glaubenslehre“, „Philosophische Ethik“, „Pöndologie“, „Archäologie“, „Vöndologie“, „Ueberlegung Plato's“ u. s. w.

Seine außerordentliche persönliche Wirksamkeit als Lehrer und Prediger ist so bekannt, daß wir uns kurz an sie erinnern wollen. Berlin hat seit dem Tode Schleiermacher's keinen Mann gefunden wieder gefunden, der so wie er allmählich seine alte Stätte zur Kirche ergoß, und die Universität erlebte ihre Wölle, als sie Schleiermacher neben einem Richter, Hegel, Savigny zu ihren Lehrern zählte.

Untergehen sind auch Schleiermacher's Bemühungen für's Vaterland und in der Zeit, als die Kärnten nach ihren Wölle riefen. „Hier erweist in den Briefen an Goethe von der unerlöschlichen Huld seiner Predigt, und Schleiermacher selbst erweist, wie ihn Tassoni vor sich bekrönte und dem „Aufbruch“ Strafe drohte. Noch die Kunst, Körner, Härtel ihre jenen Völer gleich Prandstücken unter das Volk schleuderten, entsandten schon Schleiermacher und seine von Kangel und Verdrüss herab „die heimlich in Arbeitstheil fliehenden Jünglinge.“

Am 12. Februar 1834 nahm ein ruhiger Tod den „Lehning der deutschen Theologie“ hinweg. Er starb wie ein Patriarch des alten Bundes, wie ein Richter der Familie, als den er immer den Hausvater angesehen wissen wollte.

Eine Befestigung des Vesuv.

A. H. G. H. H.

Wenn man die Schneelappe oder den Vater Broden bestiegt, dessen langweilige, ewig graue Nebel-Schloßkappe etwa in gleiche Höhe (3500 Fuß) mit der rothen schrothigen Krone des Vesuv gerückt ist, so vertheilt sich Anstrengung und Gemüth auf eine Menge von Zwischenstationen. Denn jene ehrwürdigen vaterländischen Capel beidseitig eine zusammenhängende Kette von Bergen. Auch geben sie kein Feld, wie sich etwa die Erde von einem Fußballen aus gesehen darstellt. Ihre Ausblicke führen allerdings auch auf die Ebene, aber auf diese erst in allerweirter Ferne zurück. Dagegen erhebt sich der Vesuv unmittelbar über dem Meeresspiegel und steht mit seiner Höhe, die etwa der zehnmaligen unserer höchsten Kirchthurmspitzen gleichkommt, so isolirt, daß sich die meisten Reisenden von einer Befestigung desselben abgesehen fühlen. Mancher hat wochenlang in Sorten Orangem gezeihen und abgemartet, bis die Trauben vollkommen reif sind (selbst, nicht viel früher als bei uns), und begnügte sich, den vulkanischen Thoren nur aus der Ferne mit der ihm aus der „Stimmen von Vortici“ entnommenen Vergleichen zu haben.

Als ich Rom verlassen wollte, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, in dessen Begleitung ich später den Vesuv bestieg. Wir trafen uns als Reisepassagiere von Rom nach Neapel im Verder-Coupe der Maillepost, welchen Sitz ich in jener verflungenen Postkutschens-hergeit, wo man zwar langsam, aber mit mehr Poésie und Gemüth an Thatsachen reiste, bei jeder Station zu erobern suchte. Der junge Mann war ein Maliner, sprach aber vornehmlich deutsch. Er hatte keine Bildung in Wissenschaften, das er leidenschaftlich liebte. Er schwärmte für Deutschland. In Italien, jama in Rom, wo er geboren, erschienen ihm Leben und Menschen geradezu verächtlich. Sein Oheim war Jahre hindurch in Wien der rühmliche Kunstgenosse. Wenn er unter Anderem auch über die italienische Kaiserin klagte, so hatte er vollkommen Recht; denn unsere kleinen deutschen Residenzstädchen bieten mehr launige Unterhaltung an Kunst, Theater, Gesellschaft, als selbst Florenz und Neapel.

Mein Begleiter hatte außerdem noch gut für Österreich schwärmen, denn die Wiener Diplomatie bezahlte ihm seine Reisekosten nach Neapel hin und zurück. Schon eine Woche vor dem postulativen Tauschen und vor einem Ziner in Terracina, wo wir zufällig den Vater der „postulativen Tauschen“ und der Vater, die den Schlammen dorkelben, richtiger das etwas trübe Wasser dieser Kanäle und der in eine einzige Strömung gebrachten Kinnale in jeder Bewegung erhalten, Rudolf Lehmann, zum Zischgenossen hatten, erhielt ich das Gerücht, daß in einer Vortelnde, die mein Begleiter vorn, dicht auf seinem noch kurtenden Wagen, trag, ein Depesche des österreichischen österreichischen Grenzboten an den österreichischen Grenzboten in Neapel erhalten war. Es handelte sich damals um den Abbruch jener Verträge Österreichs mit den italienischen Staaten, die am nächsten Anstaltsstage das verhängnisvolle Wort der Aulischen: „Ich bin mit Ihrem Monarchen nicht zufrieden!“ zur Folge haben sollten.

Diese Laune des Kuriers in außerordentlichen Diensten, folgte ihnen diese diplomatischen „Vertrauten“, spielte mit dem „Si, sì, miracolo, che cosa ha dentro!“ (Ja, ja, wunderbar, was drinnen steckt mag!), wie der Träger der Laune selbst mit seinem Kindein eingesanden hatte, von Rom bis Neapel eine eigenhändig receptionelle Rolle. Der vorgelegte Fah meines Begleiters decrete die sofort an allen den Haltepunkten, wo wir anderen Menschenkinder mit Unternehmung unserer Vagage und der Reichthümer, an die einzelnen Kreise und Plätze unsere künftigen Stadi oder Entziti zahlen zu müssen, geplant wur-

den, von jeder Befestigung. In Vasta, dem später um seine heldenmuthige Verteidigung gegen die Franto-Earden so gefeierten Meereshellwert, in manchem anderen düstern, vom zweifelhaften Licht des Mondes und der Sterne beleuchteten Hafenstättchen, wo einst die Sargajenen ihre mächtigen Befestigung gemacht haben wussten, um Christenklaven auf ihre Felsen zu entführen, die inzwischen im Turkei eines äußerlichen Heilensvorsprungs der höchst pittoresk zerfallenen Maste laueren, zuletzt noch vor den Thoren Neapels selbst waren wir der systematisch organisierten Plünderung unserer Reisefolge, unter dem Vorgeten von so und so taxierten Gebühren und Kostausgaben vom Vink des Hofes, einmündig. An der Porta di Capota, bei der endlichen Ankunft in Neapel, wurde mir's dieser Plagen endlich zu viel. Ich sollte eine Summe von nahezu zwei Thälern für die Unterlassung des Cerimonien zahlen. Der Beamte verlangte vor Jengen, in aller Keipkeit, wie gesetzlich normirt, diese Kostausgabe von Erfüllung seiner Pflicht! In einem Gemüth von allen Sprachen Europas, die mir plötzlich wie durch ein Klingenswunder zu Gebote standen, polterte ich meinen Joren über Neapels vertretete Zustände aus, setzte mich auf den Boden der Tagana nieder, erklärte entseihen, meinen Koffer öffnen zu wollen, ihn jeder Unterzichung preiszugeben, doch die Schamlosigkeit eines Begehrens um Bezahlung für eine Schöpfung, die ich gar nicht verlangte, würde ich nicht unterstützen. König Bomba, der damals noch lebte, erhielt eine Kritik seiner Regierung.

radieles und der Schrecken des Reglers auf und ab spazieren ging, wie ein Tulcanara auf dem Wochenmarkt. Ich hatte mir das Blut des heiligen Januarius zeigen lassen; es war eine schwarzgeronne Mähe in einem Gläschen, deren Saiten des Hitzgewerdens leider auf eine andere Kalenderzeit, den 3. Mai und den 19. September, fällt. Auch das San Carlo-Theater und die Kapelin der Minori, Stanora Sadowski, lagen bereits hinter mir. Mein diplomatischer „Vertrauter“, der beim österreichischen Gesandten wohnte und stündlich im Ministerium auf die Resultate der Verhandlungen mit den ministeriellen Nachfolgern der Del Garretto's für seine räthelhafte Laide und sein Schicksal: „Si, sì, miracolo, che cosa ha dentro!“ wartete, verabschiedete mit mir einen Ausflug nach Pompeji und auf den Vesuv.

Hätten wir zwei Tage gewartet, so würden wir das unheimliche „Sicherheitsventil der Erde“, wie Humboldt die Vulkanen genannt hat, vielleicht ohne Gefahr schon haben bestiegen können. Denn auch dieser großartige Eindruck wurde uns noch zu Theil, wenigstens von Neapel aus die volle Wut eines Ausbruchs, einer gemäßigten Jernbestregung des ungeheuerlichen Meeres beobachten zu können, die drei Wochen lang von Rom und Fern die Reisenden herbeiführte und alle Wälder der Ghaia und Santa Lucia in die Höhe trieb. Aus dem unteren Aschenkegel hatte sich ein Vaporsstrom erhoben, der für Vortici eine ernstliche Gefahr zu werden drohte. Nächstlich haben wir, und dann mit be-

derer Wirkung, das Vorzeichen gleichsam einer Jernbestregung, die sich am ichen geschweiften Rücken des Berges entlang und herabberog. Die Nacht gehört wesentlich zur Deutung des Eindruckes. Sie allein ist es, die das als Flamm erscheinen läßt, was nur das phosphorische Leuchten einer weichen, sich allmählig auflösenden Steinmaße ist. Auch die Wälder, die aus dem Mäster des Vesuv geworren zu werden scheinen, sind keine wirklichen Klammern, sondern nur der Widerschein eines inneren Brandes im Schooß des Berges selbst, von welchem sich Jahrtausende hindurch die leidenschaftliche Verwitterung der Erde fortgesetzt lebendig gemacht hat, singt und sangt, lacht und schreit, als hätte es nie ein Vulkanismus und Pompeji gegeben.

Letzteres hatten wir nach einer letzten Fahrt am Ufer des Meeres hin mit ausmüthigem Flammern durchwandert. Der neuen Eisenbahn, die sich wie ein Gürtel durch die große Lag von Neapel bis fast vor Sorten hinzieht, hatten wir uns nicht anvertrauen mögen. War es doch viel schöner, mit einem leichten Veratrin, wenn auch staubbedeckt und wie die Gactus und Nadeln aus Wege weich geworden, erst Torre del Greco, dann Portici, dann Torre dell' Annunziata zu sehen, um hierauf nach Pompeji abzukommen, das etwas tiefer in's Land hinein, vom Meere abwärts liegt. Unter stüchiger wurde uns eine lobenswerte Volkstube und ein beherter Cicero, als ein Orientbahnkassirer, wenn freilich auch er über den Vesuv, wie der „Vertraute“ über die diplomatische Laide, nichts weiter zu sagen wußte als: „Si, sì, miracolo, che cosa ha dentro!“

Wir kamen Anfangs durch Schwärze von Calabrenn-Flammern, die unsere Vandalen, die buntstacheligen Schwärzer, bewachten. Wie mancher politische Wärtter mochte darunter gemeint sein, Freunde der damals noch gefangen gehaltenen Poetis und Seitenbrisi! Die Gestalt Malanelli's verlor uns nirgends in Neapel. In Portici hielten sie uns die Pararele: „Leile, the Schiffer, halt! halt!“ im Ansehn des königlichen Schloßes und Vast zu fangen. Nach waren Wärtter und Garbali profitirt, aber man kennt an die Mähe glaubens, die Rosen Italiens Genuis, wie vor zehn Jahren in Rom, so noch einmal wieder, und zwar hier, außerhalb Rom, besonders wenn man erfuhr, daß die Giebeln in Neapel, die Giebeln, viele Giebeln und Abheile allen anderen Italienern voran waren in Schöpfung des Lebens und Wärtens. Deutsche Literatur, Rechtswissenschaft und Philosophie werden in ganz Italien nicht so gemüthlich wie in Neapel. Die Vandalen, von Tellen am Schloß, hat eine reiche Anzahl von Neapel's Werken abwärts.



Neapel im Tage megiore. (S. 131.)

Interess, die mich leicht in sein Mästel Sant Elmo statt in ein Hezel der Santa Lucia hätte fahren können. Mit einem umgekehrten wie „Sonderbarer Schwärmer“ lauternden Weich erhielt ich den Wink, meinen Koffer wieder zu schließen und mich meiner Wege zu stellen. Die zwei Thaler reichte ich hauptsächlich durch die Anwendung deutscher Reichthümer. Der Neapolitaner ängstigt sich vor allen unheimlichen Anzueberungen. Solche konnten möglicherweise auch in meinen ihm unverständlichen Worten liegen. Letztes bin ich auf die Art in ähnlicher Lage mit plötzlichem ungeduldeten Teufelschreden in Italien zum gemüthlichen Ziele gekommen.

Die ersten Eindrücke der rauhenden Vortheile waren vorüber. Die Wohnung hatte ich einige Male gewisser Unbehaglichkeit wegen mit allerlei verbotenen Ethern an Feld wechseln müssen. Der Jolito war einige Tagend Male flüchtig ausgemessen worden, das boursbonische Museum, und nicht allzuweit, durchwandert. Die noch ungeliebten, in Zärfallen anwesenden Papusardien, die in Deschlanum geübt worden sind, verließ ich etwas befreundet mit dem Gedanken der mit dem Entrollen und Entziffen derselben beauftragten drei jungen Entziffen, die ganz a la Parivienne Gagarren rauchend und über Theater und Politik ihre Wäde machend diese Antellung für eine respectuelle zu halten schienen; die Gier, die Wädebegehrte unter Wäde und Wäde zu befriedigen, schien vollständig unter Hüll zu stehen. Am Grabe Moradins des Entziffen hatte ich die selbstverständlichen patriotischen Entziffen ausgesprochen — im loca novo hatte ich einen Jolito predigen hören, nicht von einer Kangel herab, sondern von einem Tabernakel, auf dem er im Jolito, Gemüth, Bekämpfen der Meier, Schildern der Entziffen des Pa-

Freilich hörten in solchen Träumen die auf dem ganzen, einige Stunden dauernden Wege angetroffenen kirchlichen Schaulustigen, die bunten Marienfiguren — wie man die Bilder nennen mußte — die Gerüche zu Illuminationen, Trümpfspielen für die zu erwartenden Prozessionen. Es war ein Marienlag. Man hatte da nicht das Bild eines Heils, das sich erhob, um mit stähliger Hand die wahren Quellen seines geistigen und politischen Glanzes abzugraden und sie für immer zu verdecken.

Kein Kurier im außerordentlichen Dienst billigte vollkommen den Vorschlag, uns zur Visitation Pompejis, zur Durchwandlung der „Gräberstraße“ in einem zwischen Torre Annunziata und der verfallenen Stadt neu angelegten eleganten Kesselfort zu schicken. Vom Crociolo, mit welchem ich bereits in Rom, namentlich in Trivoli, nicht weit vom Vestienempel und den Grotten der Sibille, eine engere, auf Hochachtung gegründete Freundschaft geschlossen hatte, wurde sich zu viel genossen. Das Ziel kam in eine Wollung, die der Festsetzung des Verkehrs nicht eben günstig wurde, zumal da unmittelbar darauf auf Veruche einer Bekanntschaft mit den hier örtlichen Viceroma Christi hinzukommen sollten. Doch um so entschlossener trat der Fuß auf die so merkwürdige Ruinenstraße, die ein Städtchen zu Tage gebracht hat und noch bringt, das wie aus der Nachmittagskante eines römischen Nachschicks entsprungen zu sein scheint. Was man sich ohnehin gewöhnt, für Italien die Ruinenstrasse zu nennen, die wir für Volatere, Trepten und Ruinen aus Petersburg, Berlin und Paris mitbringen, wachen wie uns gefast machen, aus dem berühmten Nachschicks von Florenz mit seinen Ecken und seiner Loggia dei Lanzi, Alles, was man dort nicht findet, nur wie das Aneinanderreihen eines mächtigen Wohnhauses zu betrachten, in Rom nichts gewaltig zu nennen, als die Trümmer des Colosseums und das Janere der Peterskirche (das Pantheon ist ein schwächerer, nur ein wenig größerer Nachschick), so erschien uns Pompeji, und sollte man es auch noch ganz in seiner ehemaligen Ausdehnung zu Tage fördern, eher wie ein etwas größeres Modell zu einer Stadt, als wie eine Stadt selbst. An den Hauptstraßen konnte kein Wagen dem andern ausweichen. Das Amphitheater, das Forum sind wie für kleine geschlossene Gesellschaften bestimmt. Die Wohnräume sind von einer Enge, daß ein Nachbar die Athemzüge des andern hören konnte. Wo nur haben sich diese Menschen, die hier wahrnehmlich winterliche Villagatur hielten, getummelt und mit kräftigem Häßschlage ausgelebt? Dazu die mathematische Regelmäßigkeit. Ein Haus wie das andere. Es ist, als hätte solche Städte ein Baumeister auf Abford geliefert. Die Ausbuchtung, die Kolonen der Häuser, der maßvolle Fußboden, Alles ist wie aus einer und derselben Fabrik hervorgegangen. Das einzige Haus des Diomedes macht von dem fahnenartigen, allerdings höchst ansehnlichen, farbenreichen und graphischen Charakter der ganzen Stadt eine Ausnahme. Die Arkaden an den Wänden, mittheilend zu erhalten, als hätten eben erst die Künstler den schäbigen Vorbau, hinter dem sie arbeiteten, abbrechen lassen, sind nach Verbindung und Ausdehnung von einem Meis, der uns fast in den Zeiten zu betören scheint. Denn man glaubt, die Widmung des Geschmacks, die und vor fünfzig Jahren die Wandmalerei wie zur Sättigung unseres künftigen Verlangens nach Schönheit und bedeutungsvoller Symbolik damals hat nachahmen lassen, bereits mit allen den einladenden und mitfördernden Stimmungen unseres achtzehnten im Bereich der Theorie von Kunst im Allgemeinen und von

Poesie und Lebenshumor im Besonderen so vom Alterthum ausgeprochen, so den Gemüthern eingeprägt zu haben, wie gegenwärtig. Und doch ist unter Gemüth an diesen tanzenden Gestalten, an diesen Blumenwinden, diesen Schmetterlingen und Vögeln ein Ergebnis moderner Sentimentalität, während jene alle Zeit lebend selbst das Glas der Empfindung zu haben scheint, so nativ, ursprünglich und lebensfroh treten und diese Bilder erzeugen, die dabei zugleich nie, wie bei anderen mittelalterlichen Bildern, durch die sinnige Absicht, die ihnen zu Grunde liegt, mit dem Mangel an letzterer Ausführung verflücht werden. Denn die Poesie läßt nichts zu wünschen übrig. Was kann nicht da noch alles Herrliches zu Tage treten! Die mit

Morgengruß die Hand bieten. Darin muß ein Kulturmoment gelegen haben. Einer ist sich ganz recht am andern ab. Die Nothwendigkeit, sich nicht zu eilt auf die Bühnenaugen zu treten, erhebt respektable Umarmungen. Takt und Charaktere wurden leichter erkannt. Mein Wunder, das in Rom Jedermann wußte, daß Herr Capos niemand anders sein konnte, als Julius Caesar, und in Augsburg Herr Anton? Niemand anders als Anton Fugger. Die Menschen wuchsen ineinander auf, Einer rante sich am Andern empor. Wir legen jetzt unsere Städte nicht mehr mit beengenden Zwangsmauern, mit Wällen und des Nachts wenig geschlossenen Thoren an, wir sondern schon jedes Haus ab und suchen es, wenn das Glück gut geht, mit einem Garten zu umgeben. Naum, daß sich Nachbarn, wenn sie zu einander ziehen, als Anstandsregel einen Begrüßungsbeiwort vorzulegen. Für die Kunst hat jenes enge Zusammenwachsen gewiss großen Gewinn gebracht. Das Beispiel v. A. machte sich unter einer Gesellschaft, die so eng zusammenwohnte, wie in Pompeji, fast von selbst. Zwei Meis waren uns von Torre dell' Annunziata aus nachgeführt worden. Als wir den Schlupstein Pompejis, welchen wir bei allen alten Städten Italiens, die Arena bildet, gesehen hatten (auch an dieser Stelle einer vertheidigten Stellung gedenken sich die Menschen darin, von einem geschützten Amphitheaterplatz aus an den Rampen der Menschen und Thiere die Schauer des Gefährlichen, das Andere, nicht uns selbst, zu erblicken —), wandten wir uns wehmüthig dem mit einem weichen Wölflchen wie mit einer Regligelhaube bekränzten Fenchelberg zu. Daß jedem Gaul noch ein Führer und als Dritter im Bunde noch ein einzelner Guide zugefügt war, hatte sich als das Ergebniss jahrhundertjähriger Erfahrungen herausgestellt. Der Guide war weder in der Geschichte noch in der Geologie heimisch. Auch seine Weisheit über den Berg gipfelte in dem: „si, si, miracolo, che cosa ha dentro.“ Die Kosten eines Ausflugs auf den Vesuv sollten sich aber noch steigern, obgleich uns der Weg, den wir nahmen, nicht an der Hütte des vielgeschickten, sehr von den Fortschritten — nicht der Aufklärung, sondern der Hotelkultur weggeführten „Gremien“, und am „Observatorio“ vorüberführte. Nach einem Miß, der nur eine Stunde gewährt haben mochte, weil wir nach dem Gehe der Reastrasse aus der Stadt des Todes mit doppelt frühem Lebensmuth auf und davon sprangen, gelangten wir an den Beginn der steilen Erhebung des Berges, die ein herrliches Weiterklettern verbot. Wir hatten einige unheimliche Töcher, einige einzeln gelegene Hüten, die Anpflanzen der Saccharin Christi zurückgelegt und in Betreff letzterer gefunden, daß die diese etwas frivole Weibchen-Erinnerung erzeugenden Lebensarten eine große Ausdehnung, aber eine solche auch die einzelnen Städte selbst haben. Sie machen sich so bequem und lagern sich in so leichter Raumvertheilung über die Gegend, daß sie hier dem Berge nur ein mäßig grünes Meis geben. Dort ein Stod, hier einer. Tagweilen mehr sich schon die erratischen Felsblöcke, die zerbrochenen Lavafelsen. Noch kommt ein letzter Reigenbaum, noch ein letzter Clearverbusch, jetzt nur noch Mistel und Dornen, und allmählich heißt es: „Wegend zwischen Schirre und Meis“, wie im Kampf. Das Auge anhaschlagend und hinunter zu sehen, hatten wir uns verbitten. Wir wollten wie mit verbundenen Augen auf die Höhe reiten und erst dann die Winde ablesen, wenn uns der voranziehende Schicksal der Erde lohnte. Für unter theures Geld! Konnten wir wohl hinzufügen, denn da, wo die



San Ignazio di Roma, Provinz Campidoglio, Spanien. (2. 131.)

der unausgelegten Fortführung der Arbeit; das Aussehen der Beschäftigten beschäftigte ansehnlich geringe Zahl von Meisten wurde und dadurch erklärt, daß man behauptete, die Neuaufstellung machte jedem Glasplättchen gelten, den sich die Arbeiter nur zu gern anweisen und ihn an Hecker und Unterhändler als pompejanische Ausbeute verkaufen. Soldaten bewachen die Arbeiter, Offiziere wieder die Soldaten und die Offiziere wieder civile Insassen. Es wird hier gearbeitet, wie man bei Wiesle und Porzellan in Leipzig Papiergeld druckt.

Mit dem Zusammenwachsen in den Städten nahm es die alte Zeit, auch die mühsere, gar gemüthlich und genau. Auch in den Städten des Mittelalters konnte ein Nachbar über die Straße hinweg dem Nachbar aus dem Fenster zum

einzelnen Stode selbst haben. Sie machen sich so bequem und lagern sich in so leichter Raumvertheilung über die Gegend, daß sie hier dem Berge nur ein mäßig grünes Meis geben. Dort ein Stod, hier einer. Tagweilen mehr sich schon die erratischen Felsblöcke, die zerbrochenen Lavafelsen. Noch kommt ein letzter Reigenbaum, noch ein letzter Clearverbusch, jetzt nur noch Mistel und Dornen, und allmählich heißt es: „Wegend zwischen Schirre und Meis“, wie im Kampf. Das Auge anhaschlagend und hinunter zu sehen, hatten wir uns verbitten. Wir wollten wie mit verbundenen Augen auf die Höhe reiten und erst dann die Winde ablesen, wenn uns der voranziehende Schicksal der Erde lohnte. Für unter theures Geld! Konnten wir wohl hinzufügen, denn da, wo die





Die Eröffnung des Reichstags in Frankfurt, 18. October 1848. Nach einer Skizze von Max. Sch. auf Holz geschnitten von H. Kuhn. (Z. 137.)

Momentane Wahrheiten.

Novelle

Emil Mario Vacano.

(Zweiter Theil)

11.

Ein Begrub.



Es ist Nacht draußen, aber so finster, so prächtiger, daß ich mich entsehe — nirgendes ein Streich, nirgendes ein Gebirgsrücken, der sich vom Himmel abzeichnete — o Gott! — Was ist denn das eigentlich, die schwarze Nacht, das Nichts, das Alles bergen kann, weil es Alles verleugert!

C. Maria, blaues, helles Nichts des Tages-Heides! Du, wenn Du auch nichts existirst, wie unendlich müde es für die Gottlosen sein, in Dir zu verschäubern für ewig. Aber die Afromen sagen, die Nacht sei das eigentliche All — in diesem Nichts vergehen, das endlos ist, wie die Verewigung eines Verdamnten, das sanftend Krallen haben kann wie der Meeresspinn, der nur eine farbige, dunkle Kugel ist, bis ich ihn berührt und werde . . .

Ich rede, als ob ich zum Sterben wäre. Und ich bin jung, schön, ich werde alt werden, graue Köden haben, und die Gräfinn eines zweiten Gatten tyrannisieren, die mich für ihre Großmutter halten werden. Wie reich ich bin, wie hochgeborn, Alles läßt mich: das Glück, die Liebe, die Bewandlung, die Unterthänigkeit! O wie glücklich ich bin, immer glücklich gewesen zu sein. Immer glücklich! Meine Großeltern, meine Eltern, meine Anbeter, alle liebten mich, küßten mich oder frohen vor mir. Wenn ich einen Mann geliebt hätte, wie stolz wäre er gewesen! Das wäre aber nur eine Frage, privatisirte, vorangelegte Sünde in Zweien gewesen. Ich dachte also das Glück, das Glück, das heißt das Glück, den Kampf, das Ringen nach Etwas — das Unglücksgefühl vielleicht. Es hat Momente gegeben in der Sophistic einer Weile, wo die Seide unter mir kistete und irgend eine Stimme neben mir kistete, und die trostlichen Klammern des Jenseits uns betäubten sollten mitten unter herzenbedingenden Schmerzbrühen . . . es hat Augenblicke tiefer, edler, letzter Verewigung gegeben bei mir. — Wenn ich die Momente über dachige Väterinnen — über und schreibt man nur Sätzen. O wäre ich wenigstens albern gewesen . . . Da hätte ich mich mit Schmutz bedünkt, wie ein Kutter, und wäre eine stehende Figur geworden in der Komödie unserer Gesellschaft. Aber ich war nicht dumm. O himmlische Dummheit, Du freiest, Du Ziel und Ausgang zugleich, Du einzige Sättigung hier auf Erden!

Ich bin so viel geliebt worden. Und vom Vater Amundus auch. Aber er liebte mich oder vielmehr seine Lebensmühen stärker als mich. Nicht aus Bewußtsein, sondern aus rührendem, lieblichem Instinkt. Er kann nicht reuend sein. Nicht sich selber, nicht seiner Mutter, nicht der gleichgültigen Hand, die sich bei seiner Weiche sanft auf seinen Scheitel gelegt hat, nicht seiner eigenen Schöpfung . . . denn der Himmel des Menschen ist sein eigenes Werk.

Und ich liebe ihn — hoffnungslos! Er wird nie zu meinen Füßen knien, er wird nie einen klammernden Brief schreiben, er wird niemals mit einem tragischen Schritte aus meinem Zimmer eilen. Er wird mich meiden, er wird sein Herz martern verfluchen, aber diese Momente werden seine Form und seinen Ton annehmen, ich werde sie nicht lassen und nicht hören, und sie kommen wird also auch nicht beglücken. Nur die Komödie ist ja vollständig, die unzähligen Wahrheiten sind es nie — bei uns.

Und ich liebe ihn. Wirklich, hoffnungslos, um so heißer, je unerfüllter — wenn ich mich noch eine Weile lang da hineinsetze, werde ich wahnsinnig der Liebe werden. Soll ich nun fort von hier? Ich werde ihn vielleicht in acht Tagen vergessen haben, und ein anderes Schicksal jenen, welches für mich bereit liegen wird — so bereit, daß ich es antreibt liegen lasse.

Nein. Ich würde seine Augen finden, und dann einen kletternden Geist, und dann ein hohes Aie, und dann wieder etwas Anderes, und so fort in die Unendlichkeit — und dabei würde ich eine ehedem Frau bleiben und einen schrecklichen Kuss haben. Ich würde taufendmal das Ziel, das Glück finden, und nur auf acht Tage. O die Wahrheit auf Erden ist überall — in den Blumen, sie sind — in der Liebe, sie sagt und singt, — im Schmerz, er brennt, — in den Wellen, sie ziehen sie alle haben Wahrheit, aber keine Dauer . . . Nicht die Weisheit steht uns, wie die Zeit — nicht das Glück, nur die Dauer derselben!

Ich will, daß ich endlich einmal ewig, unsterblich liebe diesen Mann. Doch ich will ihn nie sein. Denn die Liebe und die Liebe werden erfüllt, ewig, und wir unauflöslichen Wahrheit, am Meere. Deshalb möchte ich sterben . . . Sterben! Nicht wie eine Selbstmörderin. Und doch

— der Tod, der natürliche, ist nicht geschick genug; ungeschick lappelt er in ein glückliches Leben und zertrüß es wie das kunstlose Geröde einer schwingen, armen Spinnweb; er ist wie ein Banerzettel, der mit hartem Hufe duflende Weidenblumen zertrüß. Aber wenn man ihn ruft oder brandt, da kommt er nicht.

Ein Revolver ist das einzige noch mögliche fashionable Mittel, das die Gräfin Georgina Sympar in die Mode gebracht hat. Es ist wenigstens Sport in dieser Saison, einander an den hiesigen Pforten, den dritten an Gräfin Velagie, die in der Winterjagden das Ganze aller Welt ausposaunen wird und dadurch vielleicht in die Mode kommt. In diesem Briefe will ich meinen Entschluß mittheilen, mich zu erschießen. Das ist der praktische Humor der Sache.

Aber es ist schrecklich, so zu sterben! Und man nennt mich schön, jung noch. Einer Liebe wegen, die wohl vergessen werden kann, wenn ich mich erschieße! . . . Es ist — pour en dire le moins — effectualistisch.

Doch dieser Effect des Entschlusses, wenn wir nichts erhalten können, ist das Einzige, was es Großes, Schönes, Begehrtenwerthes, Wahres, Dauerndes, Wirkliches gibt in dem armen Frauenleben. In dem Leben von uns Frauen, die wir zu schön, zu reich, zu geistigbegabt sind, um das stille Glück der Hebräerinnen Nuth zu finden.

Die Väterliche ist die Einzige geliebte in dem Allergnügen-Jahrsbericht, der man eine Liebe zutraut, weil sie — entlagt hat. Sie ist das Prototyp der hochmuthsprahlenden Jugend des wunderbaren, großen Jenseits mit den zitternden Wunden geblieben, so wie der Refrain seines todtüberfahrenen Gegenstandes. Sie erfüllt das ganze Kräftefeld des vierzehnten Jahrhunderts, und an sie denkt man, wenn man seiner gedenkt — nicht an die langweilige überreichliche Prinzessin, nicht an die affektierte gelbe alte Frau in der seckelmeierlichen Liebe, nicht an die süperbe Montepan, nicht an die lächelnde Montange, die nur eine Figur zu erfinden und zu sterben hatte. Die geistvolle Harriet von England, die mitten in ihrer Liebe für Guido an Gift starb, ist nur dadurch ruhend, und ihre vielleicht sehr feine Liebe zur unglücklichen Immortelle-Wahrheit geworden, während von der plumpen, langbeinigen, zweiten Madame Elisabeth Charlotte sein Fort wissen mag — höchstens ein fortwährender Schauspieler.

Wäre Vermögensmarkt nicht umgeachtet worden, sein Mensch würde sich um die Liebe der langsam eingelegten armen Prinzessin von Nidien kümmern, — hätte Julia Hamale gehabt mit Montague, wie würden niemals den triviale Walter Osmond's zu hören bekommen haben.

Die Liebe bis zum Tode ist schön! — Schön für sich schon! Die Treue ist das Schöne, das Glückliche am Menschen. Aber wie könnte ich treu sein bis zum Tode, wenn ich nicht den Tod in meine Treue hineinsetze! — Das kommt nie wieder! — Wo soll es sein.

Kann ich vielleicht wirklich nicht leben ohne ihn! Wie schön muß es sein, ein liebevolles, friedliches Leben vor sich zu sehen. Doch auf einer einsamen Wiese. Die letzte Bestätigung ist so weit entfernt; vom Rufe des Berges bis hinauf muß man flüchten gehen. Es ist nur ein Haus oben, das einen Bergbauer geblüht; und ich lebe mit Amund und wie ich die ganze Welt durch einen Schleier von Stille, Frieden und Sicherheit des Glücks . . .

O Dauer, Dauer! Wahrheit, Wirklichkeit! Liebe für immer; für die Ewigkeit eines kleinen, kurzen Lebens mit! . . .

Ich bin natürlich. Wenn Tiomed da wäre, er würde mich durch seine Boshheiten tödten.

Ich will zur letzten Zusammenkunft die drei, vier kleinen, grünen Emaragdblätter in mein gelbes Hant hängen, das wird ihm gefallen. Aber das Kleid muß schwarz sein. Der Name hat noch so wenig schöne Frauen gesehen . . . Wie schön muß ich ihm erscheinen! . . .

Ich liebe ihn, ich liebe ihn. Und will ihn ewig lieben . . . Ob der Tod wirklich so schrecklich ist?

12.

Ewige Wahrheit.

Vater Amundus, der sich entschlossen war, die Prinzessin nicht wiederzusehen, erhielt von ihr einen Brief:

Meher den harten Rumänien liegt um diese Zeit immer Regen und trauriger, feuchter, endloser Himmel, an dessen schwarzem Saame sich weiße, ungeladene Wolken bilden. So endlos ist die Wirklichkeit der Welt, der Jahreszeit und der Haide. Man verdammt da wie in einem Chaos. Und man muß wieder nehmen von allem Guten und Lieblichen in unserm Leben, noch ehe man sich verliert. Ich möchte Euch nur noch einmal bei mir sehen, um Abschied zu nehmen — — — dann verdamme ich Euch weit — weit — für immer . . .

Der Briefler schrieb ihr einen Abschiedsbrief. Er sah lange über seinen Tisch geleht, den Herz in seine beiden Hände gestützt, ehe er ihn schrieb. Was war so ruhig in

seinem Zimmer. Die Vögel schliefen in der Mittagshitze und nur manchmal zwitscherte das kleine Hohlkehlen leise auf. Das war seine stille Heimat, auch die seiner Zukunft, die sich ewig gleich bleiben mußte, und wo auch er sich gleich bleiben mußte. Es liegt in einem stillen, traulichen, gedachten Gemache wie ein Abschied Gottes, die am liebsten in der Stille an uns herantritt.

Wie anders in ihrem Zimmer, wo ein nervenbetäubendes seines Parfüm rochte und die Luft so laut und lodend machte!

Er schrieb einen langen Abschiedsbrief — aber die Worte seines Herzens standen nicht darin.

Eine Stunde später kam der Bediente nochmals mit einem Briefe.

„Was habe ich gethan, daß Ihr mich verachten oder mir ein Verzeihen dinst? Nehmt Euch in Acht, mein Herr, und bedenkt. Ich erwarre Euch im Walde; auf jener Stelle, wo wir uns das letzte Mal gesehen haben. Ich — ich brauche das. Ich weiß nicht, wie ich Euch bitten soll. Das letzte Mal! Was soll ich noch sagen, um Euch zu rufen? Glaube Ihr denn, ich könnte nicht stolz sein! Aber müßt kommen! Weht uns nicht so auseinandergehen. Wenn wir so scheiden, so wird das ewig ein Roman bleiben, bitter, beschämend oder unfair für uns Beide. Laßt uns als Freunde scheiden — es ist ja für immer. Ihr werdet mit Eurer Hand rücken . . .“

Er las lange, lange an diesen Zeilen. Dann wandte er sich ruhig um zu dem Diener: „Ist die Frau Prinzessin entwichen, abgereist?“

„Morgen früh, Hochwürden.“

„Es ist schon Alles gepackt!“

„Alles, und der Wagen gerichtet. Alles bis auf die Reisekoffer der Frau Prinzessin.“

„Es ist gut.“

„Es kommt keine Antwort!“

„Nein.“

Der Abend sickerte wieder nutzlos an den Säulen hernieder, bis in das Moos hinein goldtriefend. Es war die Stunde, wo die Banerländer vor den Häuten mit dem Butterbrod in Händen, das weißliche Haar in der Stille, tiefstohnd den einander zuschrien, und die Weiber den Männern das Abendbrod bereiten.

Sie trafen einander. Sie sah prächtig aus: in dem schwarzen, hohen Kleide, zwei, drei kleine grüne Emaragdblätter in den offenen Haaren, den Strohstiel und das jenseitige Saiten in der Hand, — und freundlich lächelnd, wie zu einem Spaziergänger.

Und sie gaben einander die Hand und spazierten einen Waldpfad entlang bis zu einer Hohlhölzchen, einem leeren, einsamen Wettergehäuse; — Kanstaken vertieften sich über denselben, den zerfetzten Moosgrund betabirang ein Wasser, und es war schwachschwarz unter dem vergilbtenen Zweigen, selbst an diesem tothliegenden Abend.

Er wußte, daß sie hier zum letzten Mal nebeneinander gingen, und das Herz war ihm wie gebannt zu ihren Füßen oder in ihren Händen, seinen Händen, die heute so sichernd spielten. Und sie lächelte immer und schaute ihm immer an — so heimlich. Sie waren schweigend nebeneinander gegangen. Sie blieb zuerst stehen, neben der zerfetzten Hütte, die so schwarzlich und todt und leer in das verwitterte Moos hineinlachte neben dem laut zärenden dünnen Wasserstrahl.

„Adieu.“ sagt sie, und reicht ihm die Hand mit einem Lächeln. Das Herz war ihm wie zusammengeklammert, und er dachte: „So bald schon? Und für immer!“ — Er hatte noch nie ein Weib gesehen, aus der eine Seele so schön herausgeschillerte, wie aus diesen Augen. Und Georgina war auch schön in diesem Augenblicke — neben einem andern Mann wäre sie je so schön gewesen: lächelnd, ehrlich, wahr, klar, groß — und dabei leuchtete ihre liebüberquellende Seele über ihr ganzes Wesen wie ein Sonnenmeer.

„Weil wohl, und Gott segne Euch, Frau Prinzessin.“ jagte er mit leiser Stimme und schaute sie mit allen seinen schmerzenden Sinnen an. „Ach — ich . . .“

„Was? Ach habe Sie.“

„Ach habe Euch so lieb gehabt.“

Sie stand so nahe vor ihm, daß seine Augen nichts sahen, als die ihrigen. „Hört mich! Wißt Ihr, warum ich leide, hochwürdigster Herr? Ich habe gefunden, daß nicht einmal die Stunde ein Glück sein würde. Ihr habt mir vom Thronsturz erzählt. Ja! lieber dem unterstinken, als selbstständig und allein am trostlosen Ufer stehende, furchtbare Wunden finden. Es ist schrecklich, die Selbstsucht, es ist schrecklich findigen um eines Glückes willen, und dieses Glück wieder verewigen können. O Dämonenfaß der Erfüllung! . . . Ihr wißt nicht, wie schrecklich aus eine Frau ist! Verdrückt und schmerzlos in ihren besten Gefühlen, — ich selber, Gott und der Welt. Wie viel Weisheit wir uns um unsere selbst willen, und wie gering wir Alles achten, was edel ist! — Sie sagen, es gebe treue, einfache, feste Frauenherzen. Das sind vielleicht die Weiber. Aber alle Frauen,

Das Velociped oder Geschwindigkeit ist keine Hexerei.

Bilder aus der Gegenwart von D. Herbert. Text von Paul Rütbling.

II.



Selbst der Winder fährt zur Eilung
hat sich solch' Ding gleich angeschlossen;
Als Diplomat hegt er Verleumdung,
Denn tritt er nur mit kalter Reiz.

Wenn wollte er mal ernstlich treten,
So gähnt er ein Orgasmus,
Doch Oeckum hat's nicht von Reizen,
Sein Kniehülst hatet seinen Reizen.



Die Schreiber aber der Gerüchte
sind mehr so hohen Geists nicht voll.
Sie haben keine Eilung, können
und haben darauf los nie toll.

Was auch des Rastens lange Schiffe,
Die Brille rückt bei jedem Schritt,
Und gibt Eilung für eine Blüte,
Sie bringen ja den Götter mit.



Und wie er können soll, bücken
Die Töne der Geschwindigkeit;
So ist es auf die Dickschlag gehen
Hilftest das Wasser weit und breit.

Und hat' der Tod die langsten Oasen,
Nur' handelt Widen schon vom Tod,
Die Pelgen wandt keine Faser,
In Velocipeden kriegt ihr Tod.



Das Fels ist noch nicht beklagen,
Nur sehr hat die Gründung leicht
Rein Wundt bekanntlich hat zwei Jungen
Selbst ein Theaterspieler nicht.

„Geh sollte Euer Herr, dann Fels,
„Joh Schmeißer, dreimal laß' ich ab.
„Und ich ich wußt auf solch' Höhe
„Ich ich schon lang im kalten Wind“ —

Über Land und Meer.

Ne. 10.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

Tabl. 1. — über M. 1. 63 fr. rhein.

[illegible]

„Weilhalb kommst Du immer wieder darauf zurück, da die Bilder festgestellt sind?“

keine kleine Mühe, nicht wahr, Du weißt das jetzt eingeschoben haben! Jetzt allgemeine Vereinstilligkeit, allgemeines Entschlafen, himmlisch, reizend, oder wie die Schlagschlagwörter heißen mögen, dann plötzliche Entschlafung, weil doch nicht Erde, von den Herren will ich nicht reden, eine Hauptfigur darstellen kann. Keizere, oder gar alle und hübsche will Niemand machen, natürlich —

„Was ich ihnen auch nicht verzeihen kann —“
„Und deshalb haben wir dies auch ganz vermieden, — nur Jugend, Schönheit, wie besitzen ja eine reiche Auswahl.“

„Wenn ich das Alles so gewußt hätte, ich würde mich doch bedacht haben, ehe ich meine Zustimmung zu diesen Bildern gab.“

„Du? Wiehals Du? Du weißt doch, daß Du jung und hübsch bist!“

„Darauf kommt es nicht an, aber Du überschreitest mit diesen jungen Mädchen die Grenzen geschmackvoller Vertraulichkeit: Du nimmst ihre Hände, bewegst und hältst ihnen die Arme fest, setzt sie unter das Kinn, und die kleine Feder hast Du gestern sogar um die Taille gefaßt, und eine ziemlich lange Zeit, — ich habe es wohl bemerkt.“

„Aber nur vom künstlerischen Standpunkt, vom rein künstlerischen Standpunkt; wer sollte es thun, wenn ich es nicht thäte, und Einer muß es doch thun, wenn wir überhaupt Bilder stellen wollen.“

„Eben deshalb hätten wir es unterlassen sollen.“

„Gib Dich nicht solchen Thorheiten hin; was aber diese kleine Feder betrifft, so ist sie unbedingt die Blüte unserer Malerei. Wenn sie ihr herrliches Goldhaar auflöste und im Winde flattern ließe, ich glaube, es würde ihre schlanke, jugendliche und biegsame Gestalt wie eine wirbelnde Feder aussehen und in den Lüften davontragen. Auch daß sie Laci heißt, nicht Lucie, entspricht ganz ihrem Wesen. Der Name ist eine Abkürzung von Lucifer, Morgensterne, und —“

„Hör, Mar,“ unterbrach ihn seine Frau, „derartige Vergleiche sind, wenn nicht anpassend, jedenfalls überflüssig.“

„Eine schönere Schächerinade würden wir nicht finden,“ fuhr der Professor, seine Cigarette abstreichend, fort, „ich glaube, wenn wir sie in der ganzen Welt suchten; das Bild wird auch ohne jeden Vergleich das Beste von allen werden. Sei doch nicht kindisch, Emma, reines Kunstinteresse, nur Kunstinteresse, — verdirb uns die Stimmung und den Mogen nicht, es wäre schade darum. Der Hauptmann wird als Schächiar auch ganz gut ansehn, natürlich mit einem anderen Barte, und etwas älter gemalt; er hat ein süßlich gezeichnetes Profil —“

„Aber ziemlich nichtstaugende Augen.“

„Ich werde ihm schon zeigen, wie er blicken muß, die Mäher werden gefahrt, das erhöht den Glauben, man soll ihn kaum wiedererkennen.“

Das Mädchen brachte einen Brief.

„Da haben wir’s!“ rief der Professor, nachdem er denselben erbrochen und rasch überflogen, „der Hauptmann ist zu einem Nothob gegen die Kinderpest kommandirt, muß heute fort, bedauert daher sehr, — es ist zum Verzweifeln! Der Eine kann nicht, der Andere will nicht, und immer erst in der letzten Stunde! Jetzt erst werden mir die Weiden eines Theaterdirectors klar, und der hat doch seine Bilder immer noch unter seiner Gewalt, kann sie in Strafe nehmen oder fortjagen, — was ist nur zu machen, Emma?“

„Wie müssen dieses Bild ausgeben.“

„In keinem Falle! Es ist von allen das Schönste. — Wenn ich mir einen recht vollen schwarzen Bart ummachte — Haare kommen nicht zum Vortheil — mich gehörig alt malte, — vielleicht könnte ich helfen.“

„Nimmermehr!“ rief die junge Frau mit großer Bestimmtheit, „das sollte gerade noch — Du und die kleine Feder! Aber,“ setzte sie mit einem leichten Spötte hinzu, „wie kannst Du nur auf eine solch widersinnige Idee kommen? Du hast doch gewiß kein süßliches Profil, Du mit Deiner Stumpfnase, man würde Dich als Sultana lächerlich finden, so sehr Du Dich auch bemüht, ein solches zu werden.“

„Meinst Du? Meinst Du?“ erwiderte gutmüthig und nachdenklich der Professor, „Du kannst dann Recht haben, — aber das Bild, das Bild! Wo bekommen wir einen Schächiar her?“

„Ich wüßte wohl Jemand,“ sagte die junge Frau, während sie nachlässig auf die Kaffeetasse blickte, — „aber er wird sich schwerlich dazu verstehen.“

„Wer? Wer? Was jagst Du den Namen zu nennen, wie werden ja dann sehen!“

„Ich meine den Professor Bilboa.“

„Der Professor Bilboa?“ rief freudig der Professor, „Ja, wahrhaftig, einen solchen Schächiar könnten wir nicht finden, er braucht sich nur hinzulegen wie er ist; Profil, Bart, Gesichtsfarbe, die dunklen finsternen Augen, Alles wird geschaffen, — ja, wenn der wollte!“

„Du kommst an ihn schreiben.“

„Ach, das Schreiben nicht in solchen Dingen nicht viel, und besonders bei Dem, ich werde schließlich selbst zu ihm gehen.“

„Ich glaube nicht,“ bemerkte die junge Frau, indem sie ihren Mann fragend ansah, „daß dieser Professor ein Teufler ist; mag er immerhin in Deutschland geboren sein, er stammt jedenfalls aus dem Süden, wie auch schon der Name verräth.“

„Darin hast Du recht, ich weiß das aus den Gesichtszügen; seine Eltern waren Portugiesen, er selbst ist in Portugal geboren, jedoch schon als Kind nach Deutschland gekommen. Es handelte sich um eine ziemlich bedeutende Geschäftsangelegenheit, die noch nicht vollständig regulirt ist und wovon ich eigentlich gar nicht reden dürfte, weil es Dienstheimlich, — natürlich bei Dir, — ich weiß ja, daß Du davon keinen Mißbrauch machst. Ebenso ist die Vormundschaftsfrage der kleinen Feder für mich von besonderem Interesse, weil —“

„Ich habe den Professor immer für einen Portugiesen gehalten,“ unterbrach die junge Frau wieder, welche länger als ein Jahr in der Selecta der ersten Mädchenschule der Stadt mit Auszeichnung gelehrt und immer noch hin und wieder an den Folgen der darin empfangenen überflüssigen Gelehrtsamkeit litt, — „und bin überzeugt, daß er von jenem berühmten Seefahrer herkommt, dessen Auge jetzt den großen stillen Ozean erblickt, der dort menschenfischend ertrunken ist und dessen tragisches Ende Niemand in seinem berühmten Trauerspiel verdrängt hat.“

„Das glaube ich nicht,“ bemerkte lächelnd der Professor, „denn erstens: jener Seefahrer, den Du meinst, hieß nicht Bilboa, sondern Balboa, war zweifellos kein Portugiese, sondern ein Spanier, und das quassionierte Trauerspiel des dritten nicht von Bilbo, sondern von einem andern Dichter, dessen Name mir augenblicklich nicht einfällt. — Nun, sei nicht böse,“ fuhr er lächelnd fort, „was schadet es denn, wenn Du einmal daneben schiffst, wie oft muß ich vor Deiner Schulweisheit die Segel streichen! Aber ich will jetzt fort, schließlich ist in spätestens einer Stunde werde ich wieder hier sein; dann können wir unser Schicksal, ob oder nicht, — einen anderen, das heißt einen unserer würdigen Schächiar werden wir schließlich finden.“

„Er war ausgegangen,“ berichtete der nach kurzer Zeit zurückgekehrte, „habe heute morgen in aller Herrgottsfrühe, nach irgend einem Timpel, worin, wie mir sein Assistent erklärte, sich eine ganz bekannte Art Frösche, ich glaube, die ein Jahr lang geschwommen bleiben, befinden sollten. — Dahin hat Dein großer Seefahrer den Kiel seines Schiffes gelenkt und kehrte erst spät Abends zurück. Ja, es gibt sonderbare Menschen in der Welt,“ fuhr er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „recht sonderbare, — dieser hat es auf Frösche und dergleichen Ungeheuer abgesehen, gerade auf jene Art von Wesen, welche nach einer vorurtheilsfreien Auffassung nur zur Plage und zur Qual anderer Wesen geschaffen sind, ohne daß man die Nothwendigkeit ihrer Existenz sich auch nur annähernd klar machen könnte. — Es blieb mir unter diesen Umständen nichts übrig, als einen Brief an den Professor zurückzulassen und ihn dringend, auch in Deinem Namen, zu bitten, sich an unsern Bildern zu beteiligen. — Es schreibt sich so etwas leicht, — man kommt sich förmlich kindisch vor. Dann habe ich dem Assistenten ausführlich nach die ganze Geschichte mündlich erzählt und ihn gebeten, meinen Brief durch seinen Vortrag bei dem Professor zu ergänzen. Es wird auch nicht viel heißen, denn dieser Assistent hat ebenfalls den ganzen Kopf bereits voller Narpen und Würmer; dabei hielt er zwei Schächien lebendiger Mäher in der Hand, deren Strahlen mich nervös machte, und blühte weit mehr auf diese nichtswürdigen Geschöpfe, als auf mich. Ich glaube, er wußte schließlich gar nicht, was ich ihm gesagt hatte.“

„Der Professor ist, wenn ich nicht irre, Physiologe?“

„Ja, Physiologe.“

„Ich habe mir eigentlich nie einen recht klaren Begriff von dieser Wissenschaft machen können. Unser Lehrer erklärte sie uns als: allgemeine Naturlehre, — besonders der organischen, der thierischen Körper, als —“

„Frage mich nicht weiter,“ unterbrach sie der Professor mit ungeduldiger Lebhaftigkeit, „denn ich weiß es auch nicht, und weiß es auch gar nicht wissen. Es gibt Zustände, die sich mit einer ganz speziellen Sache, z. B. mit dem Sackhase oder Schwabenpöbel, oder der goldenen Velle, oder der Carolina, oder mit sonst irgend einem vollkommenen Geseß beschäftigen, und sonst vom kellen, fiktiven Tage nichts wissen, — deshalb bleiben sie doch immer Juwelen, und der von ihnen zu Tage geförderte Nutzen heißt: Juristische Abhandlung. Ebenso geht es mit den Physiologen; es gibt Einzelne, die sich ihr ganzes Leben hindurch nur mit eldhaften Gemüth und hauptsächlich mit dessen Verrechnung beschäftigen.“

„Zu diesem wirst Du doch den Professor Bilboa nicht rechnen?“

„Ach, es sind sonst ganz verständige, sogar geistreiche Leute; sie besitzen bloß diese einzige Marotte, wovon sie aber unter keiner Bedingung abzubringen sind. Es ist übrigens mehr oder weniger überall dasselbe; der Eine hält für Thorheit, was der Andere als das wichtigste Ziel des ganzen Lebens ansieht, und umgekehrt. — Es wird dadurch nur bewiesen, daß das ganze menschliche Dasein eine große Freiheit ist, was man allerdings erst am Ende derselben vollständig erkennt.“

„Du solltest nicht so reden, Mar,“ sagte verstimmt die junge Frau, „Du, der Du noch so jung bist und noch das Leben mit all’ seinen Hoffnungen vor Dir hast. Es leidet Dich nicht einmal, wenn Du Dir einen blässlichen Anstrich geben willst. Galt sei Dant, Niemand hält derartige Redensarten aus Deinem Munde für Wahrheit.“

„Das freut mich, das freut mich,“ rief der Professor lachend und seine Frau lächelnd, „man muß aber zuweilen auch so reden, wenn auch nur, um des Glüdes zu genießen, widerlegt zu werden. Ich muß jetzt auf das Gericht, Herrsch-Emma! Dieses Gericht mit seinem Komplex von geistreichen Einwicklungen gerichtet auch dem menschlichen Verstande zur höchsten Ehre. Als das Ideal hat dabei offenbar die Zeitwüste vorgeschwebt, um so mehr muß man als vernunftbegabtes Wesen Alles aufbieten, um sich den verdummenden Einwicklungen zu entziehen. Liebe wohl, mein jähres, liebes Kind, denke recht viel an unsere Bilder, und sollte vielleicht die kleine Feder in meiner Abwesenheit bekommen, so grüße sie vielmals von mir, sag’ ihr nichts von dem Professor, damit sie nicht etwa auch noch abspringt, und fände sie hier zu halten bis ich zurückkomme, Punkt Eins — mein Gott, es ist schon halb Elf, — sie werden schon auf mich warten!“

Die Mittagsstunde des folgenden Tages war zur ersten Stellprobe der Bilder, natürlich ohne Kostüm, festgesetzt. Der Professor hatte seine Beteiligung zugesagt, wider Erwarten des Professor, aber zu seiner großen Freude und auch derjenigen seiner Frau. Diese Zusage war allerdings erst vor wenig Minuten gekommen, nachdem das junge Ehepaar dieses wichtigen Bildes wegen sich bereits wieder einer großen Marotte hingeeben hatte; indessen das Hinderniß war jetzt beseitigt und man mußte über Nebenbuden hinwegsehen, selbst über die lächerliche Form des Briefes, welcher einfach lautete:

„Herrn geehrten Einladungs, bei der Aufführung lebender Bilder mitzumachen, werde ich entsprechen und mich, wie bestimmt, morgen um 12 Uhr zur ersten Probe einfinden. Hochachtungsvoll, ergebenst

Bilboa.“

„Nun,“ sagte der Professor, „glaube ich, fehlt nichts mehr; ich lasse mich heute morgen auf dem Stadgericht vertreten, es hat Mühe genug gekostet; wir wollen jetzt das Nöthige besorgen, damit nichts fehlt, wenn die Herrschaften kommen. — In den andern fünf Bildern stehen oder sitzen sie, — wir bedürfen für heute nur einiger Stühle, — eines kleinen Tischs und einer Bank, — es ist ja nicht Kostümprobe, — aber Schächerlade Mäheren ersiehend“ kann weder auf einer Bank noch auf einem Stuhl mit dem Sultana sitzen, auch in der Stellprobe nicht, es würde geradezu lächerlich aussehen. — Wir nehmen eine Matratze und legen darüber unseren schönen Veloutéteppich, — morgen muß das allerdings noch ganz anders, mit schwebenden Rücken und türkisgen Teppichen arrangirt werden, heute wird es aber vollkommen genügen. — Laß das gleich besorgen, Kind.“

„Es wundern mich einzigmaßen,“ sprach er vor sich hin, als seine Frau sich zur Erfüllung der gegebenen Anordnung eilfertig machte, „es wundern mich, daß die kleine Feder sich gestern nicht ein einziges Mal hat sehen lassen. Im Anfange, als die Idee des Bilderstellens zuerst auftauchte, ich glaube, sie ist aus ihrem schäpferischen Morke hervorgegangen, war sie ganz entzückt, als ich ihr die Schächerlade zuhielt, was sich ohnehin von selbst versteht, dann, als ich ihr das Bild zeigte und wegen des Kostüms sprach, wurde sie schweigsam und vertieft, und ich glaube, sie wäre am liebsten wieder ganz abgelenkt. Zum Glück war der Hauptmann gerade mit anwesend, den sie aus der Eingabende her genauer kennt, seines püppigen Tenors wegen, und da ich ihr den als den Sultana vorstellte, lachte sie laut und muthwillig auf, wie es ihre Art ist, und erhob wieder keinen Widerspruch, — aber nun der Professor, der ich glaube ich ganz unbekannt ist, — nun — wir werden ja sehen — es muß hier durch Ueberraschung gewirkt werden.“

„Legte sie hierher,“ sagte die wieder eintretende Frau zu dem Dienstmädchen, welches mühsam eine schwere Matratze trug, „hierher, — soll sie hier oder wo anders liegen?“

„Vorläufig hier, den Teppich darüber, so! Und nun komm, Emma, wir wollen einmal Probe sitzen; nimm das Bild in die Hand, damit ich die Stellung frage.“

„Nein, so geht es nicht,“ sprach aufstehend der Professor weiter, „man muß etwas im Rücken haben, so verliert man den Halt, das Bild wird unruhig. Ein paar Kissen, Anna,“ befahl er dem Dienstmädchen, „so — hierher, den Teppich darüber — ah, so sitzt es sich bequem — wie sitzt Du, Emma? Empfindest Du irgend einen Zwang? Das darf in keinem Falle sein.“

„Nein, nein, ich sitze ganz gut, aber wir könnten immer wieder aufstehen.“

„Schön, schon! Die Hauptschwierigkeit ist beseitigt. — Morgen natürlich Alles anders, elegant, mit Schuhen, Teppichen u. s. w. — Höre, Anna,“ befahl er dem Dienstmädchen, „sich Dir diese Geschichte genau

an, wie die Kissen auf der Matratze liegen. Wenn die Herrschaften hier sind, und ich klinge noch hintereinander zweimal, dann schlägt Du und Friedrich, der heute und morgen bei uns ankommt, das Ganze, so wie es jetzt ist, den Teppich darüber ausgebreitet, nicht etwa die Matratze allein, herein, hast Du mich verstanden, genau verstanden, dann ist mich auf Dich verlassen!"

Der Herr Hofessor blinzelte sich ganz auf mich verhasen.

"Mad ihr legt es genau so wie es jetzt liegt auf dieselbe Stelle, und dann bleibt ihr nicht etwas stehen und gafft, sondern geht gleich hinaus. Gleich hinaus. Jetzt trage Alles wieder fort, und vergiß nicht: zweimal rasch hintereinander klingen!"

Nachdem das Mädchen dieser Weisung nachgekommen, blieben die beiden jungen Leute, die Kiste erwartend, wieder allein. Es war bereits halb zwölf, das Erscheinen derselben mußte nahe bevorstehend sein. Es klingelt, es klingelt, Emma, tief voll gesteigter Spannung der Hofessor, ich bin weniger, vor der Erste sein wird."

Die Eintretende war eine Giechmerathin mit ihren beiden Töchtern, denen die Mutter in einer so verhängnisvollen Situation, wie das Bildstellen immerhin blieb, Hofessor zu leisten für notwendig erachtete, obgleich es eine Verwundung gewesen wäre, die beiden jungen Mädchen als Gegenstände ungenügsamer Anziehung betrachten zu wollen. Man wuschelte die ablichen Hüftschleife-Gegnisse, wurde aber darin sehr bald durch neue Ankomme unterbrochen. Es kamen: ein paar hübsche junge Frauen mit ihren Männern, anderen jungen Mädchen, mehreren Referendarien, auch ein Lieutenant, man war vollständig, bis auf die kleine Feder und den Professor Wiboo — den Hauptklienten des eifertigsten Bades.

Der Hofessor fing bereits an sehr unruhig zu werden und blinzelte mehrmals erzwungen, aber jedesmal enttäuscht nach der Thür, — endlich öffnete sie sich und die kleine Feder schwebte herein.

Sie war immer niedlich, reizend, entzückend; aber heute, wo sie nicht flüchtig und leicht wie eine Gazelle dahinschwebte, sondern ganz gegen ihre Wesenheit ernst und schüchtern, mit geknickten Wimpern, hinter ihrer Fante berückelt, sah sie wirklich bezaubernd aus. Der sonst um ihren Mund schwebende Zug von Muthwilligkeit hatte einer verlegenen, verärgerten Miene Platz gemacht, was daher entstand, daß sie nun erst die Geschichte der Scherensade nachgelesen und dann eine Zeitlang geschwauelt hatte, ob sie überhaupt in diesem Bilde sitzen sollte.

"Es würde jetzt ausfallen sein," hatte die Tante gesagt, "und ich finde auch wirklich nichts dabei; der Hauptmann ist ja ein alter Bekannter von uns."

"Ah! Natürlich," rief ihr der Hofessor erfreut entgegen, "Sie haben recht lange auf sich warten lassen, mein Fräulein, recht lange, ich dachte wirklich schon, es wäre wieder ein Hinderniß eingetreten."

"Nein, es ist nichts eingetreten," erwiderte die Feder jetzt mit dem alten Muthwillen, "aber weshalb machen Sie mir Vorwürfe? Der Herr Hauptmann läßt ja immer noch auf sich warten, und wenn ich das geruht hätte —"

"Der Herr Hauptmann," unterbrach mit feierlicher Bestimmtheit der Hofessor, — davon später, davon später! Wenn es gelüht ist, können wir beginnen, Scherensade nehmen wie zuletzt, wir hatten die Reihenfolge ein."

Die Stellung der Bilder begann und der Hofessor bemühte sich, während er öfter in sich immer mehr steigender Erwartung nach der Thür blinzelte, mit der möglichsten Langsamkeit dabei zu verfahren. Die Bilder waren jedoch höchst einfach, er hatte sie, seiner künstlerischen Anschauung gemäß, selbst so gemacht, die Weißheiten auch vorher schon durch längere Darlegungen und Fortsetzungen vollständig informiert, so daß Jeder und Jede Platz und Stellung sofort einnahm, und in kaum einer halben Stunde die Probe der ersten fünf Bilder beendet war.

Es blieb nichts übrig, als die letzten entweder ganz aufzugeben, oder zu einem anderen Ausflugsstättchen zu schreiten, denn der Professor war immer noch nicht da.

Mit einer stolzen Resignation ergriß der Hofessor die Klingelschnur, während die kleine Feder schwelg und ungenügsam erst dastand, und gab durch zwei rasch nach einander folgende Hüge das für die Diensthofen verordnete Zeichen.

Die Thür öffnete sich und die mit dem Teppich bedeckte Matratze wurde heringetragen, wobei jedoch die zur Rücknahme bestimmten Kissen beiseitegerückt und vereinigt liegen blieben. Ohne darauf im Mindesten zu achten, eilten sich die beiden Träger mit einer Eile wieder, als ob ihr längerer Verweilen für sie von den verderblichsten Folgen begleitet sein müßte.

Der Hofessor war genüßig, selbst mit eigenen Händen Scherensades Divoa wieder herzustellen.

"Schonachricht läßt mich immer auf sich warten, mein Fräulein," wandte er sich dann mit bestimmter Stimme an die Feder, "es ist unabweisbar, — wir müssen uns jedoch darin fügen. Doch er morgen Abend bei der Generalprobe pünktlich sein soll, dafür übernehme ich die Garantie; heute ist ja überhaupt nur Scherensade, gehalten Sie mit daher, selbst als Zuschauer zu sitzen, es kommt nur

darauf an, daß Sie sich Ihrer Stellung klar werden. Wenn es daher gefällig ist," fuhr er fort, indem er sich auf die Matratze setzte und die kleine Kreuzweise nach Art der Wergeländer übereinander schlug, — "hier an meine linke Seite."

Die kleine Feder zögerte und erröthete, — indeffen, sie war ja zu diesem Zwecke hergekommen, jede längere Weigerung würde das Lächeln, welches ohnehin schon auf den Lippen der Anwesenden lag, nur noch vermehrt haben.

"So," sagte der Hofessor, indem er, nachdem sie sich neben ihn gesetzt, den Arm um ihre Taille legte, — "so; die Hand etwas höher, etwas näher an mich heran, den Zeigefinger ein klein wenig ausgebreitet, als ob Sie erzählten, — sehen Sie mich mit dem Ausdruck an, als ob Sie, — Ah!" rief er plötzlich aufspringend mit großer Freude — "ah, da sind Sie ja endlich, wenn auch etwas spät, doch immer noch gerade zur rechten Zeit."

Mit diesen Worten ergriß er das so eben eingetretene, sich gegen die Anwesenden verbergende Professors Hand und zog ihn zu dem Divoa, auf dem die kleine Feder noch immer verweilt und überaus glücklich saß.

"Bitte, bitte, nehmen Sie Platz," fuhr er fort, indem er den Professor halb mit Gewalt zum Niederstehen zwang, — "so, die kleine morgenländisch getragene, ganz gut; die linke Hand um die Taille, es ist durchaus nöthig, — und nun, Fräulein Feder, setzen Sie den Sultan mit erregten Mienen an, wie einen Mann, von dem Ihr Schicksal abhängt, — aber was machen Sie! — Weshalb stehen Sie wieder auf!"

Der Professor, der bisher überaus mit empfinden und etwas verlegener Miene den Weisungen des Hofessors gefolgt war, hatte sich bei den letzten Worten rasch wieder erhoben, und Scherensade war ihm eben so rasch gefolgt.

"Ich bitte, mich der Tante vorzustellen," sagte er jetzt in ceremonieller Weise, indem er sich mit Höflichkeit vorneigte.

Die Scene hatte etwas ungemein Komisches, und es entstand ein allgemeines ziemlich heftiges Gelächter, auch der dritte und zum Muthwillen neigende Sinn der kleinen Feder wurde davon erfaßt, und sie konnte das Lachen nicht unterdrücken, obgleich sie sah, daß es dem vor ihr stehenden ersten fremden Manne gegenüber unzulässig sei; aber sie hatten ja bereits auf dem improvisierten Divoa neben einander gesessen, er mit untergelegten Beinen, und erst, als er die Hand um ihre Taille legte, war er plötzlich wieder aufgesprungen — um sich ihr vorstellen zu lassen.

"Ah — ich dachte, Sie kennen sich," sagte ebenfalls lächelnd der Hofessor, — "entschuldigen Sie meine Unachtsamkeit, ich allein trage die Schuld: Herr Professor Wiboo, — Fräulein Feder."

Auch um den Mund des Professors schien nun ein unwillkürliches Lächeln zu schweben, es war aber bei seinem großen schwarzen Vollbart nicht zu erkennen.

Wenn es jetzt vielleicht gefällig wäre, mein Fräulein," sagte er dann mit sonorer, tiefer Stimme und freundlicher Miene, "so gestatten Sie mir, Sie zu unserem Sitz zuvordrücken, da ich die Ehre haben soll, mit Ihnen gemeinschaftlich in diesem Bilde zu sitzen."

Ich erlaube dies jetzt ebenfalls zum ersten Male," sagte die kleine Feder mit dem Ausdruck verlegener Würde, welcher ihr liebliches Gesicht jedoch keineswegs ungeschönt machte; — "man hat mich nicht gefragt, meine Zustimmung einzuholen, nicht für nöthig erachtet, ich wurde sonst vielleicht —"

"Sie würden sonst vielleicht?" fragte der Professor ernst.

"Nun, ich würde sonst vielleicht Anstand genommen haben," vollendete sie mit einer wieder heiteren Miene, obgleich sie dabei tief erröthete, "mit einem mit ganz fremden Manne gerade in diesem Bilde zusammen zu sitzen."

"Und jetzt?"

"Nun jetzt, da wir uns vorgestellt sind," lachte sie muthwillig auf —

"Jetzt bitte ich endlich wieder Platz zu nehmen," unterbrach der Hofessor, "es ist ja ein Uhr."

Man entsprach dieser Weisung. Der Professor setzte sich zuerst, ruhig ernst, als ob er sich in der Ausübung einer geschäftlichen Pflicht befände. Jüngend und gegen ihr Wollen und ihren Willen, verlegten nach dem die kleine Feder ihren Platz ein. Sie wagte nicht aufzublicken, denn sie kognete überall den lächelnden, halb freudlichen Mienen der Anwesenden. Sie ärgerte sich im Stillen darüber, daß man ihr einen so hinterlistigen Streich gespielt, und doch mußte sie ebenso im Stillen anerkennen, daß dieser Professor ein weit passenderer Schachspieler sei, als der Hauptmann mit den wasserblauen nichtjagenden Augen, und dabei zugleich eine außerordentlich originelle Erfindung.

Ein eigentümliches Beben zog durch ihren Körper, als er seine weiche schmale Hand um ihre Taille legte und sie deren Berührung, wie diejenige eines magnetischen Stabes, empfand.

"Etwas näher zusammen, wenn ich bitten darf," sagte der vor den Sitzenden stehende Hofessor, "Sie müssen den Sultan notwendig ansetzen, Fräulein Feder, die ganze Situation würde sonst verloren gehen; die Miene etwas erregter; es kommt bei diesem Bilde fast Alles auf den Ausdruck Ihres Gesichtes an. Sie, Herr Professor, ganz gut, ernst, fester; setzen Sie vor sich hin, wie in das Meer hinein; es ist nicht nöthig, daß Sie Fräulein Feder ansetzen; die Hand ein wenig höher, mein Fräulein, o! Sie dürfen sie drück zeigen; ich glaube nicht, daß die wirkliche Scherensade eine so wunderbare Hand befehlen hat, überhaupt!"

"Heberhaupt," rief die Feder plötzlich aufspringend, "glaube ich, daß die Sitzung für heute ausbleiben könnte."

"Wie Sie meinen, was Sie meinen. Also morgen Abend, punkt sechs Uhr, Generalprobe im Hofraum! Vergessen Sie die Zeit nicht; Gardedienstmänner, sowohl für die Damen als die Herren, werden bereit sein, dennoch —"

"Dennoch dürfte es vorzuziehen sein," unterbrach lächelnd die Giechmerathin, "wenn die Damen wenigstens vollständig zu Hause Toilette machten. Um sechs Uhr ist es ja bereits dunkel."

"Wie Sie es wünschen," sagte die Hofessorin, "ich stehe fern von Ihnen gerne zu Diensten."

"Es war doch unecht von Dir, Mar," fuhr sie fort, als die Giechmerathin sich entfernte, "daß das junge Ehepaar sich wieder allein besah, es war doch unecht von Dir, daß Du der Feder vorher nichts von dem Professor gesagt hast; es sahien mir, als habe sie es übel genommen."

"Uebel genommen? Dazu ist sie viel zu gutmüthig und nachsichtig."

"Immerhin, aber sie besitzt auch einen bestimmten Willen, sogar einen gewissen Trost. Ich halte es gar nicht für unmöglich, daß sie noch jetzt ablagen läßt."

"Aber Emma," fuhr der Hofessor auf, "bringe mich nicht durch solche Reden in Verwirrung; ferner, wer wollen essen, das viele Aeden macht hungrig, und um drei Uhr muß ich schon wieder in die Fremdwahl, — ich habe fünf Termine!"

(Fortsetzung folgt)

Eine Besiegung des Vesuv.

von
Karl Gukow.
(Schluß)

Der „Beitrag“ der österreichischen Diplomatie war etwas früher am Abend der Trichterfing, die man Sonora nennt, angekommen, als ich. Ich stellte dem genannten Jübel der vier Genannten oder hübschen Gedeihenhandlungen, dem tollen Lachen derselben, dem Schreien, Singen und Hervorziehen der sechs Beigüthe, die sie als eine verdiente Belohnung für sie selbst und eine notwendige Stärkung für und wie Siegetrophen über ihren Feindern betrachteten (die später verlangten Preise dafür stellten sich beinahe a. Holgia gleich Hochheimer Dondach betrug), vorläufig eine hübsche Resignation entgegen. Ich fühlte, daß der Boden, den unter in den Schößen mit Ache überfülltes Schuttwelt war, heiß war; dennoch war ich mich der Länge nach nieder und suchte mit der Tauer der Abkühlung mit der Ausdehnung meines Brustkastens in Harmonie zu bringen. Die dargelegten Weger mit rothem Traubenholz leuchtete ich ohne Beschränkung für mein Vortrüblich einfach herum ab. Mein Vortrüblich verwechselte ebenfalls seinen Protest gegen die nicht bedingte Erlösung. Er konnte keine Kandelone. Es galt jetzt nur, sich zu orientieren, wo man war. Es war die Höhe des Vesuvus, die unmittelbare Nähe des unheimlichen Kraters, der eine lange und gewaltige Weichheit hat. Erst vor einem Jahre wurde der Vesuvus, ein Krieger aus Bremen, von seinem Schlund in die Tiefe geritten. Unsere Genossen gebardeten sich bald als Stammesverwandte der Krater in den Abgründen. Was hatte sie hindern können, was ganz Zwei, auf dreier eintamen Höhe, wo ein hübscher im blauen Himmel und wie das Dämmen einer Achte verhält, die Hütungen eines magischen Jolals zu schlachten — ? Wenigstens wurde ich Remanden rufen, den Vesuv mit seinen Jägern, die nun außer ihrem bedingten Honorear noch zu den sechs Aischen Wein eine besondere bare Geldgasse begeherten, allen zu beilagen. Der Streit darüber endete sich allerdings erst am Schluss des abendlichen Schachzuges von der Welt.

Ein längerer Stillstand ergab, daß es den Ausgüthen aufzufruchtlich sein zu werden. Das Wesen auf dem Boden konnte ebenfalls nur auf kurze Zeit Bestand haben. Was bewegte sich also und sah, daß man sich auf einer riesigen Schüssel befand, die sich in der Mitte vertiefte zu einem Spalt, an dessen Wänden in gleichmäßigen Intervallen ein schmanderndes, wie eine etwa aus einer riesigen Stützeplatte kam. Was? — Puff! — Aber das war nun einem Ausbruch von Schäumen befristet, die glühend heiß waren und geräuschen sein ließen, sich zum Dampf heben zu erhalten. Das Puff — ! Puff — ! wurde dann mit neuer seltsamer Heftigkeit hervorgehoben, wie eine Kommode, die seltsam Walter genommen hat, in einer gewissen heftigen Bewegung ihrer ungewohnten Kraft sich allmählich wieder mit dem stehenden Dampf, die Abengeltete aufnehmend, vereinigt. Jeder Stroh schien ein Hinderniß zu nehmen zu wollen und nur dadurch unbedeutend zu werden, das es hier oben eine Bewegung gab. An ein Quantenstellen in eine Tiefe war nicht zu



Getraute in einem milden Orte. Eine neue Skizze von J. Tschel, von G. C. Zeller. (2. Aufl.)



Klosterhof. Nach einer Skizze von J. Voss, von G. Richter. (S. 150.)

Eine alte Jungfer.

Roman

von

Hart von Hottel.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Zwei Wochen sind vergangen, seit dem verhängnisvollen Abend, der Leo aus vermeintlicher Sicherheit und Ruhe in die Höllequalen dunkler, unklarer Sehnsucht zu führen; der Wilhelm's längst gedregte Stütze für Henriette's Weisheit heilig zu entflammen bestimmt gewesen war.

Was mögen die zwei Freunde in der Zwischenzeit zur Förderung unbestimmter Wünsche und Ahnungen unternehmen, was mögen sie erreicht haben? Vielleicht erfahren wir davon, wenn wir uns den neunten Mai gegen sechs Uhr frühlichen, dem Menschenstrome zu folgen, der die Königstraße entlang, nicht mit der sanften Spree unter der Brücke durch, sondern über diese hinweg sich ergießt, um einer ersten Aufführung der alten Oper „Sorgino, der Jüngling der Liebe“ beizuwohnen. Versuchen wir unser Glück; drängen wir uns ein, nicht ohne Gefahr für Wippen und andere, dem menschlichen Körper unentbehrliche indurische Bestandtheile. . . will uns das Glück wohl, so erlangen wir durch Protection etwa noch einen Sitzplatz im Balkon.

„Der Jüngling der Liebe!“ Siehe da, ein schon sehr reifer Jüngling, ein Walte, ein Valer, ein recht starker, ungeheurer Altan, ein „ausgelegener Sänger“; im Ganzen mehr hässliche Figur, als liebesherrschender Page, was er zu Folge der Dichtung und der Kunst sein möchte, weshalb diese Partie auch gewöhnlich einer Sängerin übertragen worden war. Diesmal gab sie Franz Jäger; wahrlich, der sah weniger einem interessanten, schüchternen Schüler gleich, als dem langweiligsten Bedanten unter allen Schulmeister; sprach, agierte, benahm sich auch wie ein solcher. Und dennoch . . . wenn er mit dem letzten Weilen seines einst himmlischen Tenors anhub:

„Ach, Sirene, . . . dein Hieb . . . die Götter . . .“

C. Ich bin ein Mann, ein Mann ich bin!

Da wurde er wieder jung, kräftig, feurig, da rief er unwiderstehlich hin, Ja, da glaubte man, daß eine Sophia-Soulog diesen Jüngling ihres Herzens lieben könne!

Es war lange zwischen der Direction des königlichen Theaters und der General-Intendant königlicher Hoftheater hin und her gestritten, und vielerlei Schriftstücke waren hinüber und herüber geschickt worden, um festzustellen, ob Meister Par's melodienreiche Oper als heroische, „ob als komische“ zu bezeichnen sei? Im letzteren Falle, für den allerdings Manches sprach, wäre sie der engbegrenzten Konzession der zweiten Bühne unzugänglich geblieben. Durch geschickte, aus verschiedenen Hofkünstlern zusammen gesetzte Verhandlungen gelang es dem unerwundlichen Syndikus seiner damals blühenden Unternehmung, dem Intendant Runowski und dessen vertrauten Secretariis, die „Semiseria“ festzusetzen (Tant der besten Figur eines Hoftheaters). Der Erfolg übertraf jenen der im ersten Kapitel erwähnten „Lila“ um so viel, als Par's Kunst jene des Martin übertrifft; Henriette Sonntag aber übertraf insofern sich selbst, als sie auf diesen Wettstreit zum ersten Male feierlichen Gesang auf die Höhe tragender Begeisterung zu seltsamen Uebertreibungen ließ. Auch hier wiederum hielt ihre künstlerische Beherrschung, wenn's nicht heiliger Naturinstinkt gewies, gleichen Schritt mit allen übrigen Mitteln, durch die sie jedesmal Seelen und Herzen gewann. Der Erfolg war um so größer, weil doch so mancher Freiheit mitgebracht worden, ob sie die neuen Aufgaben, die außer ihrer bisherigen Werksamkeit zu liegen schien, gewachsen sein müßte? Sie regte weit darüber hinaus, und es brauchte nur mögliches Verständnis von theatralischen Dingen, um in solch einer Sophia die künftige Desdemona, Semiramis, Donna Anna schon vornehm zu erkennen. Daß sie drei Jahre früher bereits in Wien als Donna del Lago und als Eurypidee gefeiert hatte, war in Berlin gänzlich unbekannt. Hier betrauerte man sie zunächst für die malerischste Vertreterin zarterer Antike in der italienisch-komischen Oper; und deshalb wurden am neunten Mai achtzehnhundertsechzigtausendjährig im eigentlichen Sinne „Weib und Ehre“ zugleich aufgeführt, hundert den „Lagen“!

Wilhelm, begleitet einer von Henriette's warmsten Verehrerinnen, wußte er was ja schon bekannt ist, gehörte gleichwohl zu den Wenigen im ganzen Saale, deren Aufmerksamkeit nicht unausgeseht der Bühne zugewandt blieb. Er hatte bei seinem Eindringen in den überfüllten Balkon ersten Rang's Freund Leo erblidt, welcher sich auf einem Sperrhölz im Parterre etablirte. Was die zwei Freunde verband, sich zu begeben, seit jenen von uns geschätzten Abende des zwanzigsten April, wußten wir kaum genau zu sagen. Nur vermuthungsweise können wir annehmen, daß sie sich absichtlich ausgedehnt sein dürften; sie, die sich sonst magnetisch einer zum Andern gezogen fühlten, weil sie sich, bei völliger Verliebtheit der Charaktere und Temperamente gewissermaßen ergänzten! Weshalb? Nun, vielleicht weil sie Geheimnisse vor einander hatten, und Jeder das Seine zu verrathen fürchtete, sobald sie vertauscht mit einander sprächen! Nichtsdestowenig konnten sie aber nicht vorwärtigen lassen; daher standen sie sich viel zu nahe, waren von jeder viel zu vertraut gewesen. Deshalb wahrscheinlich trafen sie sich. Die Liebe treibt gern solche Streiche; es gehet zu ihren eigenen Vertheiden, daß sie der Freundschaft Abbruch thut. Ja, Wilhelm hatte sich mit seinen Vorstellungen für die Künstlerin in eine leidenschaftliche Leidenschaft für das reizende Mädchen hinein entzündet; und je weniger Hoffnung dabei war, desto mehr Verzweiflung erwaichte der ewigen Nebenbuhler, nach denen er forschte, wie nur jemals ein Sicherheitsdamm auf besuchten Marktplätzen nach Talschanden.

Dieses kein Fortgehen gab er auch während der Darstellung der Oper Sorgino nicht auf; er begleitete mit seinen Blicken jedes Wort, den die Sonntag etwa (seiner zufällig, sei's absichtlich) irgend einem Zuschauer von der Bühne herab in's Auditorium zu gönnen schien; eifersüchtig auf den Empfänger, den er natürlich nur ersehen zu wollen sich bequemen mußte, wobei er jedesmal schloß: „Er hätte sich solche Herzenspein erheben können, daß ihm bekannt gewesen, daß Fräulein Henriette kurzfristig, wie sie lieber geboren, auf jeden Schritte weit den eigenen Bruder nicht erkannt haben würde, folglich außer Stande war, einen Begehrten im Publikum herauszufinden. Ihre Celladen (Berührung meine Herren Sprachreiner dem undeutlichen Worte, es tritt hier einer der bedenklichen Fälle ein, wo kein deutliches Umsichsehen reichlich dürfte, was gemeint ist!) ihre Celladen, von deren häufigem Gebrauch sogar ausdrückliche Verhütung sie nicht ganz freizugeben kann, gingen so recht eigentlich, wie sie aus dem Hauen kamen, in's Blaue, niemals einem Einzelnen, sondern Allen, und wirkten, wahrscheinlich eben deshalb, auf jeglichen Einzelnen besonders und absonderlich.

Wilhelm's spionirende Aufmerksamkeit hatte vorzüglich den Erfolg, daß sie bei ihrem Reiz- und Cursivspringen auch auf seinen Freund Leo geleitet wurde, den er ganz unversetzt im Parterre als Inhaber eines Sperrhölz entdeckte. Diesem konnte der argwöhnisch-verdächtige Seitenblick Sophia's unendlich gegolten, wenigstens konnte er ihn nicht bemerkt haben, davon überzeugte sich sogar das neidischen Freundes Munde. Weshalb? Nein, es konnte in jüngstvergangener Zwischenzeit keine Annäherung, keine persönliche Bekanntschaft des Auditoriums mit der Sängerin herbeigeführt worden sein, sonst hätte Jener wahrhaftig nicht in eine Lage ersten Rang's geklettert, statt auf die Bühne zu schauen, gleich als' seinen Nachbarn.

„Wem zum Teufel hat er dort!“ murmelte Wilhelm. Es war die einzige Lage im ganzen Hause, die nicht von Menschen vollgepfropft war. Rechts und links sah man die Ocher ihrer Gefangenschaft neben einander im engen Raum zusammengekauert, gleich Wäldern bei Wasserbaulen. Dort aber saßen nur drei Damen, die sich im eigentlichen Sinne „breit machten“ auf ihren Plätzen, während die übrigen Sitze leer standen. Offenbar hatten sie die Aufgabe nicht gekostet, hatten die Lage im Ganzen genommen, um gewiß nicht mit Andern in Berührung zu gerathen. „Das müßte vornehmste Leute sein, und reich!“

Es saßen eine Mutter mit zwei Töchtern . . . und auch wieder nicht. Würde denn die Mutter neben der jüngeren Schwester die zweite Stuhlreihe besetzt halten, um die erste der älteren Tochter ganz allein zu überlassen? Unwahrscheinlich! — Dennoch andererseits, für eine jedwede Begleiterin zeigte sich die ältere Dame viel zu vertraulich gegen die beiden, sah sie zu flüchtig, zu überflüchtig gebietend aus. Ja, läßt nicht die in vorderster Reihe Sitzende einmunde, bei vorzüglich schönem Gesänge der Sonntag, voll Entzünden die Hand, welche auf der Lehne ihres Sitzes ruhte? Nein, das meinte die Mutter sehr, und hatte der Tochter den ungehörten Genuß möglichst unmerklich bereiten wollen, in wahrer, auch äußerlicher Bequemlichkeit.

Wer sind diese Damen? . . . Ei, Leo wird es wissen; er kennt sie bestimmt. Von ihm werd' ich's erfahren. Ich will ihn mir am Ausgang abfangen. Und jetzt wieder alle Mühsal dahin gerichtet, von wo mich höchste Vorsicht abgegriffen! Was schreit mich die von ihm beauftragte stolze Aristokrat? Was schreien mich sämtliche Frauen und Mädchen über, unter, vor, neben mir, wenn Henriette auf den Brettern waltet? . . . Ha, jetzt hat sie den Harnisch angelegt, jetzt zieht sie das Schwert, eilt zum Kampfe, zum Siege! Henriette ist die Leistung. — Ihr junge lebenslustige Männer hat das ungebildete Gewühl beim Auseinandergehen großer Versammlungen,

son ersten Rang's Freund Leo erblidt, welcher sich auf einem Sperrhölz im Parterre etablirte. Was die zwei Freunde verband, sich zu begeben, seit jenen von uns geschätzten Abende des zwanzigsten April, wußten wir kaum genau zu sagen. Nur vermuthungsweise können wir annehmen, daß sie sich absichtlich ausgedehnt sein dürften; sie, die sich sonst magnetisch einer zum Andern gezogen fühlten, weil sie sich, bei völliger Verliebtheit der Charaktere und Temperamente gewissermaßen ergänzten! Weshalb? Nun, vielleicht weil sie Geheimnisse vor einander hatten, und Jeder das Seine zu verrathen fürchtete, sobald sie vertauscht mit einander sprächen! Nichtsdestowenig konnten sie aber nicht vorwärtigen lassen; daher standen sie sich viel zu nahe, waren von jeder viel zu vertraut gewesen. Deshalb wahrscheinlich trafen sie sich. Die Liebe treibt gern solche Streiche; es gehet zu ihren eigenen Vertheiden, daß sie der Freundschaft Abbruch thut. Ja, Wilhelm hatte sich mit seinen Vorstellungen für die Künstlerin in eine leidenschaftliche Leidenschaft für das reizende Mädchen hinein entzündet; und je weniger Hoffnung dabei war, desto mehr Verzweiflung erwaichte der ewigen Nebenbuhler, nach denen er forschte, wie nur jemals ein Sicherheitsdamm auf besuchten Marktplätzen nach Talschanden.

Dieses kein Fortgehen gab er auch während der Darstellung der Oper Sorgino nicht auf; er begleitete mit seinen Blicken jedes Wort, den die Sonntag etwa (seiner zufällig, sei's absichtlich) irgend einem Zuschauer von der Bühne herab in's Auditorium zu gönnen schien; eifersüchtig auf den Empfänger, den er natürlich nur ersehen zu wollen sich bequemen mußte, wobei er jedesmal schloß: „Er hätte sich solche Herzenspein erheben können, daß ihm bekannt gewesen, daß Fräulein Henriette kurzfristig, wie sie lieber geboren, auf jeden Schritte weit den eigenen Bruder nicht erkannt haben würde, folglich außer Stande war, einen Begehrten im Publikum herauszufinden. Ihre Celladen (Berührung meine Herren Sprachreiner dem undeutlichen Worte, es tritt hier einer der bedenklichen Fälle ein, wo kein deutliches Umsichsehen reichlich dürfte, was gemeint ist!) ihre Celladen, von deren häufigem Gebrauch sogar ausdrückliche Verhütung sie nicht ganz freizugeben kann, gingen so recht eigentlich, wie sie aus dem Hauen kamen, in's Blaue, niemals einem Einzelnen, sondern Allen, und wirkten, wahrscheinlich eben deshalb, auf jeglichen Einzelnen besonders und absonderlich.

Wilhelm's spionirende Aufmerksamkeit hatte vorzüglich den Erfolg, daß sie bei ihrem Reiz- und Cursivspringen auch auf seinen Freund Leo geleitet wurde, den er ganz unversetzt im Parterre als Inhaber eines Sperrhölz entdeckte. Diesem konnte der argwöhnisch-verdächtige Seitenblick Sophia's unendlich gegolten, wenigstens konnte er ihn nicht bemerkt haben, davon überzeugte sich sogar das neidischen Freundes Munde. Weshalb? Nein, es konnte in jüngstvergangener Zwischenzeit keine Annäherung, keine persönliche Bekanntschaft des Auditoriums mit der Sängerin herbeigeführt worden sein, sonst hätte Jener wahrhaftig nicht in eine Lage ersten Rang's geklettert, statt auf die Bühne zu schauen, gleich als' seinen Nachbarn.

„Wem zum Teufel hat er dort!“ murmelte Wilhelm. Es war die einzige Lage im ganzen Hause, die nicht von Menschen vollgepfropft war. Rechts und links sah man die Ocher ihrer Gefangenschaft neben einander im engen Raum zusammengekauert, gleich Wäldern bei Wasserbaulen. Dort aber saßen nur drei Damen, die sich im eigentlichen Sinne „breit machten“ auf ihren Plätzen, während die übrigen Sitze leer standen. Offenbar hatten sie die Aufgabe nicht gekostet, hatten die Lage im Ganzen genommen, um gewiß nicht mit Andern in Berührung zu gerathen. „Das müßte vornehmste Leute sein, und reich!“

Es saßen eine Mutter mit zwei Töchtern . . . und auch wieder nicht. Würde denn die Mutter neben der jüngeren Schwester die zweite Stuhlreihe besetzt halten, um die erste der älteren Tochter ganz allein zu überlassen? Unwahrscheinlich! — Dennoch andererseits, für eine jedwede Begleiterin zeigte sich die ältere Dame viel zu vertraulich gegen die beiden, sah sie zu flüchtig, zu überflüchtig gebietend aus. Ja, läßt nicht die in vorderster Reihe Sitzende einmunde, bei vorzüglich schönem Gesänge der Sonntag, voll Entzünden die Hand, welche auf der Lehne ihres Sitzes ruhte? Nein, das meinte die Mutter sehr, und hatte der Tochter den ungehörten Genuß möglichst unmerklich bereiten wollen, in wahrer, auch äußerlicher Bequemlichkeit.

Wer sind diese Damen? . . . Ei, Leo wird es wissen; er kennt sie bestimmt. Von ihm werd' ich's erfahren. Ich will ihn mir am Ausgang abfangen. Und jetzt wieder alle Mühsal dahin gerichtet, von wo mich höchste Vorsicht abgegriffen! Was schreit mich die von ihm beauftragte stolze Aristokrat? Was schreien mich sämtliche Frauen und Mädchen über, unter, vor, neben mir, wenn Henriette auf den Brettern waltet? . . . Ha, jetzt hat sie den Harnisch angelegt, jetzt zieht sie das Schwert, eilt zum Kampfe, zum Siege! Henriette ist die Leistung. — Ihr junge lebenslustige Männer hat das ungebildete Gewühl beim Auseinandergehen großer Versammlungen,

mag es dem weiblichen Geschlechte aus vielen Gründen unangenehm und bedrückend sein, großen Reiz; schon deshalb weil es Annäherungen bisweilen möglich macht, eiligt geschlossenen Worten Gelegenheit gönnt, welche im gewöhnlichen Gange der Dinge und Menschen gar nicht zu erreichen gewesen wären.

Wilhelm ließ sich vom Strome führen, ja trug, sonder Widerstand. Die einzige, deren Begegnung Werth für ihn gehabt hätte, dürfte er unter dem Vorhange nicht erwarten, und um die drei Damen, auf deren Schritte Leo sich entenden lassen würde, zu überholen, brauchte es seine Eile. So postierte er sich denn hinter eine Säule in der Vorhalle, und sah die wogende Menge sich drängen auf dem Alexanderplatz verkaufen, gleich Wäldern im Sande. Er hatte richtig berechnet. Das Festspiel war fast leer geworden, ehe die Mutter mit ihren Töchtern, von einem altersreichen stattlichen Lakaien gefolgt, sich zeigte. In demselben Augenblicke zeigte sich auch Leo's Kopf, hinter der gegenüberstehenden Säule hervorstehend. Die Damen beugten ihre Köpfe . . . sie sahen ab. Leo blieb noch ein Weile stehen, bis er sich entschloß; es ward ihm sichtlich schwer, sein Betheiden zu verlassen. Nun erst erblickte er den Freund und erschau vor diesem. Wilhelm wußte genug. Auch er stellte sich höchst überredlich: „Du hier!“ — „Das müßt' ich Dich fragen,“ erwiderte Leo; „doch müßt' ich den Andern nicht auf's Du legen, sondern auf's, hier!“ — „Wie so?“ — „Weil der Eingang zur Bühne jenseits liegt, folglich auch der Ausgang. Weshalb konnte Du hier klettern?“ — „Woja die Verhüllung? Ich will ehrlich sein, wie sich's unter guten Freunden gebührt: auf Dich! Eigentlich zwar auf die drei Damen, nach deren einer Du schätztestest! Geschmachtet hastest, denen Du folgen müßtest, deshalb zugleich auf Dich! Wer ist sie? Sage mir's offen, wie ich Dir offen sage, daß ich wahrhaftig verliebt bin, . . . verliebt in nicht der richtige Ausdruck . . . in Henriette. In wen Du? Das heißt in wen, in welche von den Dreien, darüber beg' ich keinen Zweifel; aber wer ist sie? Wer sind sie? Dem Freunde kann so etwas nicht gleichgültig sein.“

Arm in Arm waren die Beiden unterdessen aus dem Hause getreten und gingen, ihrer Absicht unbewußt, die Königstraße hinauf, den Linden zu, vom gleichen Tische dahin gezogen, wo sie nach Vermeidung der „Lila“ ihre Anstalten ausgetauscht, ebenso geneigt, auch heute ihre selbstgekauften Gelüste sich miszuzueilen . . . nur das Gewand fehlte, das sie jedoch kaum vermied.

Wenn Du mich fragst, wie guter Wilhelm, wie meine Herrin sich nennt? Weshalb kennst ihre Mutter einmunde! welcher Familie sie angehört! dann mag ich Dir ehrlich eingestehen: ich weiß es nicht, habe noch nicht Zeit und Lust gehabt, mich um solche Nebensache zu kümmern. Was ich aber weiß, . . . richtig, was ich glaube, fest glaube: sie ist die Sängerin, die wir nächstlich besuchen wollen!“

„Und woher weißt Du das, wenn Du sonst nichts von ihr weißt, nichts zu erfahren Dich bemühest?“

„Ich wiederhole Dir, ich weiß nicht; ich glaube! Ist der Glaube nicht stets ein Wunder? Kommt er nicht immer wie ein Geisteslicht ungeschätzter Gnade? Solche Gnade ist über mich gekommen, und ich habe mich nicht dagegen verweigert. Wenn ich diese Anklage höre, edlen Erscheinung empfand ich's: Das ist ich! Keine Andere! — Und hast nichts gesehen, in Ferne überirdischen Wahren, Dich zu versichern, daß es kein Wahnglaube sei?“

„Wozu? Er begreift mich. Soll ich mich selbst abgeben, wenn ich überirdisch glücklich bin? Ich will ja nichts weiter, als sie sehen — sie hören!“

„Du hast sie schon gehört!“

„Klingelt.“

„Du bringe jede Mitternacht unter ihren Fenster zu.“

„Ja, lieber Leo, nimm's nicht übel, daß ich mir unverständlich, und ich bin geneigt, mich um Entschuldigung zu bitten, weil ich mich mehrfach mit allerlei Schimpf-namen belegt habe, wegen einer Leidenschaft für die Sonntag, die voranschreitend zu nichts führen wird, als zu Dummheiten von meiner Seite. Mit Dir verzeihen kann ich mir aber höchst verständig vor.“

„Wer weiß auch? Deine Liebe steht mit einem Fusse wenigstens auf der Erde. Und wird das andere Bein, welches Du in der Schwere hältst, dieser unangenehmen Stellung wider, dann suchst es ebenfalls den Fußboden. In welche Abgründe die beiden Rebellin Dich dann tragen, läßt sich gar nicht voraussagen. Wer solchen Gefahren ein ich sticht. Wer mit sich im Meinen ist, daß er nichts will und erstrebt, als was er schon besitzt, und was ihm Niemand rauben kann; beglückende Liebe ohne Erwidderung, . . . der hat nichts zu fürchten. Was ich von ihr begehre, das gibt sie mir, ohne zu ahnen, was diese Gabe mich befeigt. Und sie soll's nicht erfahren. Wozu auch? Das Geheimniß gehet zu meinen vollen Gläse. Die Höhe hat nicht einmal Kenntniß vom Tausen des armen Alterthums, der Leo heißt, und dennoch darf er sie die Seine nennen, darf sie lieben, in ihr leben, ihrer gedenken, ihren Tönen lauschen. Darin liegt die wahre Wesen der Liebe.“

*) Erörtert, der Uebersetzer, wiewohl dem geübten Leser bei dieser Gelegenheit das Reinschreiben als selbstverständliches Versteht.



Das Märchen von den Wägen. Originalzeichnung von H. Schmitt. (2. 1901)

ausgelegt hatten, wie sie keine Märchen gern haben. Es lagen darauf allerhand ältere Schreienbüchsen, Messen und andere herrliche Steine und Hirschen, welche sie aus ihren Kugeln herausgeholt hatten. Meistens der Wägenhüllen waren dabei überreife Früchte, der Eine hatte ihnen drei Bratpfannen, der Andere mußte den Leinwand nach schnell abdrücken, ein Dritter keinen Sackbrot und einige verordnete Farben in die aufheben.

Die beiden Wägen waren natürlich in hohen Maße überreife. Die kleine Anna hatte sehr bedenklich und wollte schon davonlasten.

Als der kleine Wägen nach, als ob sie schon lange mit ihnen verkehrt hätte, sie lobte und freute sich unendlich der kleinen brennigen Punkte und ihrer Schönheit, nahm auch davon, was ihr beliebt, und gab mehreren von ihnen ein Häubchen. Wenn sie später der Wald nicht belästert, so verhielten sie nicht, für die gutwilligen Ratten irgend einen Versteckten mitzubringen, welches sie auf einen der Wägen niederlegten.

Die Folge warfen selbst an jeder Stelle nach wie vor in der bester Schinken, aber von den Wägen hat sich keiner wieder

haben lassen, und war einmal nach haben sie ihnen verließen auf einen Wägen durch die Linsen lagen.

Als bereit sich wohl, sie haben, kleinen Märchen, und auch die Fäden, wenn ihr den ersten gebrauchten Wägen in Folge begeben, und gefolgt nicht gleich auf dieser Artbrennung die kleinen Folge, welche der kleine Wägen zum Schrein der kleinen Wägen hatten und zur Freude der Wägen Wägenplatz hat. Nach sie haben Wägen von ihm empfangen und Freude an ihrem kurzen Leben.



Einundzwanzigster Band.
 Elfter Jahrgang,
 Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung
 herausgegeben von
 F. W. Hackländer.

Stuttgart, Dezember 1868.
 Erscheint jeden Sonntag.
 Preis vierteljährlich
 Thlr. 1. — oder fl. 1. 33 kr. Rhein.

Inhalts-Übersicht.

Text: Scherensade. Novelle von H. v. G. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst.

— Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst.

Abend von A. K. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst. — Die kleine Feder. — Ein alter Jüngling. Roman von Karl von Holst.

Scherensade.

Novelle

von

H. v. G.

(H. v. G.)

3.

Am andern Morgen war die kleine Feder mit der Anfertigung eines blauvergoldeten Messers nach tüchtigen Schnitten beschäftigt, welches sie mit Silberborten besetzte. Sie sah nicht so heiter aus wie sonst. Ihre zwei gegengenen Brauen waren etwas näher zusammengedrückt, und um ihren Mund lag ein Ausdruck des Unwillens und des Trostes.

Wählig warf sie die Arbeit auf den vor ihr stehenden Tisch, sprang rasch auf und trat an das Fenster, wo sie, den Rücken gegen das Zimmer geteilt, schweigend stehen blieb.

„Nun?“ fragte ihre Tante, welche, gleichfalls mit der Vollendung ihres Amtes beschäftigt, auf dem Sofa saß, „nun, Lutz, ist das Mädchen schon fertig?“

„Nein, es ist noch nicht fertig,“ erwiderte sie, ohne ihre Stellung zu verändern, „und ich bin auch nicht willens, es zu vollenden.“

„Aber Kind, was sind das wieder für Grillen?“

„Grillen?“ wiederholte das junge Mädchen, indem sie sich umdrehte und ihre Tante in stichtischer Aufregung anblickte, „ich glaube kaum, daß dich der richtige Ausdruch ist.“

„Nun, oder eine Laune, was auf Geistes herabkommt. Veräume die Zeit nicht, viel hast Du nicht mehr übrig.“

„Ich will aber nicht,“ sagte trotzig



Karl von Holst. Originalzeichnung von K. G. (2. 17.)

die kleine Feder, „ich will gar nicht an dieser Bildhauerei teilnehmen. Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr will ich nicht, je mehr fühle ich, daß es unwürdig sein würde, sich eine solche Behandlung gefallen zu lassen.“

„Ich bitte Dich, Lutz, laß Dich nicht wieder von Deiner Heftigkeit oder Verbossenschaft zu einer Thorheit verleiten! Wie kannst Du jetzt noch zurücktreten, jetzt, wo Alles so weit gedreht ist? Und hat sich der Affektor nicht entschuldigt?“

„Was mir seine Entschuldigung! Es war ein rüchsigeloses, unschickliches, verletzendes Benehmen! Plötzlich erscheint ein mir ganz fremder Mann, setzt sich zu mir auf einen Teppich, legt die Hand um meine Taille, und dann verlangt dieser Affektor noch, ich soll ihn mit dem Ausdruck innerer Erregung ansehen.“

„Er hat dann aber seinen Fehler sogleich wieder gut gemacht, und sich Dir vorstellen lassen.“

„Ach, rede doch nicht davon,“ tief sie plötzlich heiter aussehend, „es war verdammt! Wie kann sich ein vernünftiger Mann so benehmen! Entweder: nun weiter in der einmal begonnenen Form- und Rücksichtslosigkeit, oder sie gar nicht anfangen. So wurde sie gerade am Auffälligsten hervorgehoben! Hast Du jemals etwas von diesem Professor Wilbo gehört?“

„fragte sie nach einiger Zeit, während ihre Tante geschwiegen, da sie aus Erfahrung wußte, daß Widerspruch gewöhnlich den entgegengelegten Erfolg hervorbrachte; „ich hörte gestern den Namen zum ersten Male.“

„Gedert habe ich schon früher von ihm, aber in sehr oberflächlicher Weise. Er gilt in seinem Fache für eine Autorität, genießt eines großen Ansehens unter den Professoren und

Studenten, und ist erst vor einem Vierteljahre, wenn ich nicht irre, von Turin an die hiesige Universität berufen worden."

"Mir sehr gleichgültig."

"Aufgeben zu scheitern über ihn allerlei fabelhafte Gerüchte; die Geheimräthe haben mir das gestern erst mitgetheilt; da kennt ja die alte Staatschreiberin, sie weiß Alles, aber ich glaube natürlich kein Wort davon."

"Fabelhafte Gerüchte? Worin bestehen dieselben? Es ist an solchen Dingen immer etwas Wahres."

"Ach, thörichtes, dummes Zeug! Er soll schon zweimal, die Geheimräthe behaupteten sogar schon dreimal, verheiratet gewesen sein, und der Tod seine Frauen stets auf eine sehr scharfe und mystische Weise ereilt haben."

"Aber Tante," lachte das junge Mädchen laut auf, "wie kann man solchen Unfinn glauben! Der Professor ist ja hochstens einige dreißig Jahre alt, wenn er auch seines großen schwarzen Bartes wegen etwas älter aussieht."

"Nun, deshalb könnte er immerhin schon verheiratet gewesen sein, — aber ich gebe Dir vollständig recht, es ist Unfinn, purer Unfinn. Nimm daher Dein Mädchen wieder zur Hand, verjünne die Zeit nicht länger."

"Nein," erwiderte sie trotzig, "wenn ich es mir gerade noch einmal reißig überlegen. Wie kommt es so gelehrt, erstarrt Mann dazu, sich zu solchen Karicaturen herzugeben! Ein solch zweiter Platon! — sein Bart hatte auch wirklich einen bläulichen Schimmer — und gerade zu diesem Bilde und mit mir!"

"Du wirst lachst. Hast Du nicht gehört, daß er es lediglich dem Professor, mit dem er befreundet, zu Gefallen gesagt, nachdem der Hauptmann in die Viehschule kommandirt ist. Von Dir hat er bis zu dem Augenblick, wo er Dich gesehen, gewiß nie eine Ahnung gehabt."

"Bis zu dem Augenblick!" wiederholte Luci, indem sie jäh mit dem Kopfe aufsprang: "o! ich könnte mich zu Tode schämen über diesen Augenblick!"

Das Mädchen brachte eine Karte, indem es bemerkte, es sei ein Herr draußen, der sie abgeben, und seine Aufmerksamkeit zu machen wünsche.

"Der Herr Professor Wibb!o!" rief erschrocken die Tante; "räume die Sachen fort! Hier, hier, dich, dich, dieses Mädchen und diese Treppen! Mein Gott, da liegen ja auch noch die Attributen und die schreibenden Pantoffeln! Schnell, schnell! — Es würde uns sehr unangenehm sein."

Ehe Luci einen Widerspruch erheben konnte, war das Mädchen bereits wieder verschwunden und öffnete dem Professor die Thür.

Er trat ein, erhub sich, die gestirnte, nur die dunkeln Augen blieben freundlich, verbindlich. Seine ganze Erscheinung hatte auch heute etwas imponirendes, Fremdartiges und Unerwartetes.

"Entschuldigen Sie, meine Damen," sagte er, sich verneigend, "daß ich es mir erlaube, Ihnen meinen Besuch abzugeben, obgleich ich nicht der Ehre genieße, von Ihnen gekannt zu sein. Ich würde diese Pflicht schon früher erfüllt haben, der Herr Professor Helbach hatte es jedoch unterlassen, mich von den Damen der bei den Widernatürlichkeiten in Stummheit zu setzen; überhaupt kam die Einladung an mich so plötzlich, war zugleich so dringend und fast unabweislich, daß ich nicht Zeit behielt, der feierlichen Form vorher Rechnung zu tragen."

"Bitte, was zu nehmen," erwiderte Luci's Tante, während diese schwermüthig und mit ernster, fast unfreundlicher Miene da stand.

"Ich bin hauptsächlich gekommen, mein Fräulein," wandte er sich an die, nachdem er sich gesetzt hatte, "Sie wegen meines geistigen Benehmens um Entschuldigung zu bitten."

"Ich wüßte kaum, daß es derselben bedürfte."

"Um so besser, ich erlange aus dieser Antwort die Gewißheit, daß Sie mir meiner Unschicklichkeit wegen nicht mehr zürnen."

Er sprach das Alles, welches doch eine Bitte um Entschuldigung sein sollte, mit einer Ruhe und einer Sicherheit, ja, wie es ihr vorkam, sogar mit einem Anfluge von Spott, ungeachtet wie man zu einem Kinde redet, dem man irgend ein Spielzeug verbrochen hat, und das man darüber trösten will. Es ärgerte sie dies mehr, als die ganze Geschichte, welche ihr eigentlich nur lächerlich vorgekommen war, und sie suchte nach einer Gelegenheit, ihren Unmuth zu Tage treten zu lassen.

"Sie haben ganz recht," erwiderte sie daher, "der Herr Professor allein trägt die Schuld; auch mich hat er in derselben Weise behandelt und mir sein Wort gesagt, daß der mir bekannte Hauptmann plötzlich verhindert worden ist, die ihm zugesagte Rolle zu übernehmen; ich würde sonst wahrscheinlich Anstand genommen haben, in diesem Bilde zu stehen."

"Ja, ja, mein Fräulein," erwiderte der Professor, und wie es ihr vorkam, wieder mit einem gönnerhaften Lächeln, "wenn wir nur gestanden, wäre die Szene weniger auffällig geworden; aber, wie ich bereits bemerkt, ich bin nur hierher gekommen, um mir Ihre Verzeihung dithals zu erbitten; dadurch, daß Sie mir dieselbe ertheilt, ist meine Unschicklichkeit vollständig erloschen, und wenn es daher Ihren Wünschen nicht entspricht, so Ihnen auch

nur in irgend einer Weise unangenehm sein sollte, mit mir statt des Hauptmanns in diesem Bilde zu wirken, so bin ich sehr gern bereit, das ganze Odium auf mich zu nehmen und dem Professor sogleich abzugeben."

"Es würde jetzt anfallend sein," erwiderte sie nicht ohne einige Verlegenheit.

"Dachhaus nicht," unterbrach er sie, "ich verreise auf ein paar Tage, ich habe das Glück, ein freier und unabhängiger Mann zu sein."

"Nein," sagte sie geizig und durch seinen Widerspruch gereizt, "jetzt geht das nicht mehr, wo wir bereits eine Probe gehabt; Sie hätten dann früher verreisen müssen."

"Wenn ich nur die entfernteste Ahnung davon gehabt hätte, Ihnen dadurch gefällig sein zu können, so würde es unbedingt geschehen sein."

"Sie sind noch nicht lange hier, Herr Professor," unterbrach die Tante das Gespräch, welche eine heftige Antwort Luci's befürchtete, "man sagte mir —"

"Drei Monate, gnädige Frau, mein letzter Aufenthalt war Turin."

"Ist Turin eine schöne Stadt?"

"Etwas alterthümlich und einseitig gebaut, aber es hat eine herrliche, prächtige Lage, man überblickt die ganze sanftere Alpenwelt, vom Monte Rosa bis zum Monte Viso, und in der Ferne der geradlinig gebauten Straßen, also auch in die Fenster ihrer Bewohner, blicken die fernen Schneeküppen der hohen Berge wie leichte Wolkengebilde hinein."

"Ach, das muß herrlich sein," sagte Luci lebhaft; "weshalb sind Sie nicht dort geblieben, sondern hierher gekommen in diese einsame, öde Gegend, wo man nichts hat, wenn man endlich vor das Thor kommt, als überreichende Gräben und noch überreichenen Häusern?"

"Der Mensch kann nicht immer wie er wünscht, mein Fräulein," erwiderte der Professor, während er seine weiße, schmale, fast weiblich geformte Hand langsam über seinen vollen schwarzen Bart hinlegte, welcher jetzt, da gerade die Sonne darauf fiel, wie Luci deutlich bemerkte, einen vollständig bläulichen Schimmer hatte, ungeachtet so wie das Gefieder des Raben, — wir müssen unsere Wünsche höheren Mächten unterordnen, wenn wir überhaupt danach streben, solche zu erreichen."

"An Turin vermochten Sie das nicht?"

"Nein, wenigstens nicht in dem Umfange, wie es in meinem Streben liegt, — auch waren es noch andere Verhältnisse," sagte er ernstlich hinzu, "welche es für mich unmöglich machten, die Hauptstadt von Piemont so bald als möglich zu verlassen."

"Und hier haben Sie das Alles gefunden?" fragte sie mit einem leichtem Spott, — "ich kann mir gar nicht denken, daß man hier so etwas finden sollte; es ist so nächsten, so durchaus gewöhnlich hier."

"Die äußeren Verhältnisse werden immer von unserer eigenen inneren Auffassung getragen und bezeugt, darauf kommt es allein an; außerdem," sagte er wieder mit demselben selbstbewußten Lächeln hinzu, "sind die Verhältnisse des Mannes ganz andere, als die des Weibes, und so mag es auch vielleicht kommen, daß ich nicht von allem vermisst, was Sie so schmerzlich ausbeuten."

"Ich erwidere nichts schmerzlicher," erwiderte sie empfindlich, "ich erlaube mir nur einen Vergleich zwischen unserer Stadt und Turin zu ziehen."

Zwischen zwei Orten, von denen Ihnen nur der eine bekannt ist, und gegen den Sie ohnehin noch ein Vorurtheil zu haben scheinen; aber Sie sind maßvoll, mein Fräulein," fuhr er, nach dem geöffneten Flügel gehend, plötzlich in veränderter, freundlich umschlingender Tone fort, — "Sie können auch, wie ich an den Notizen sehe, die große Liebe aus der Schöpfung, — und hier, Mozart, Beethoven, Weber! Wie beneidenswerth, daß Ihnen die Natur, neben so vielen andern schönen Gaben, auch noch diejenige des Gesanges verliehen hat!"

"Sehr unbedeutend, nicht der Erwähnung werth," erwiderte sie kurz und trotzig, denn ihr Aeußeres über das anwachsende Benehmen des Professors steigerte sich immer mehr. Sie beschloß eine wandernde Sopranstimme, sang das hohe C rein, leicht, ohne jede Hast, und in der Akademie die schmerzlichen Solopartien; aber die den Professor auch nur auszuweisen zu lassen, wäre ihr jetzt wie eine Entwürdigung ihrer selbst vorgekommen.

"Ich bin ein leidenschaftlicher Musikfreund," fuhr sie fort, "schon ein wenig Dilettant auf dem Clavier und dem Klavier; wenn Sie vielleicht die große Gabe haben wollten, mir irgend etwas vorzuspielen, damit ich nur einmal Ihre Stimme hören könnte, so würden Sie mich sehr verbinden, mein Fräulein. Da Sie die Arie singen, kann Ihr Talent nicht unbedeutend sein, ich bin gern bereit zu begleiten."

"Ach, bedauere, Herr Professor," erwiderte sie mit dem wohlklingenden Versuch, ihm etwas Unangenehmes zu sagen, "ich bin hier, überhaupt unwohl; auch junge ich diese Sachen gar nicht, sie sind nur zufällig angekommen."

"Dann bitte ich um Entschuldigung, Sie so lange belästigt zu haben," sagte er sich verneigend; "Sie sehen

so blühend und gesund aus, daß ich von Ihrem Unwohlsein keine Ahnung hatte. Meine gnädige Tante, ich habe die Ehre, und von Ihnen, gnädiges Fräulein, hoffe ich, daß Sie heute Abend ganz wohl sein werden."

"Ein anmuthiger Mensch!" fuhr die kleine Feder auf, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte; — es ist mir noch nie ein Mann so vorgetaucht. Er benimmt sich in einer Weise, als ob er mir zu befehlen hätte, mein Vorwand wäre! Und auch noch sitzen! Gleich bei dem ersten Besuche sitzen! Ich bin überzeugt, wenn ich es gelte, er würde bald hier, bald dort etwas zu bemerken gefunden haben. Das hätte mir gerade noch gefehlt!"

"Mir hat er ganz gut gefallen," sagte die Tante, "er benahm sich artig und rücksichtsvoll. Er tritt mit einer gewissen Sicherheit auf, die aber ganz zu seinem Wesen paßt. Da befindet sich heute in einer gereizten Stimmung."

"Wag sie zu seinem Wesen passen," rief die kleine Feder leidenschaftlich, "mir gefallt aber das ganze Wesen nicht; eben so wenig mag es mich jezt, daß von dem allerlei sonderbare Gerüchte umherlaufen."

4.

Am Abend desselben Tages versammelte man sich zur Generalprobe im Hofe in der Wohnung des Professors. Man kamte sich gegenseitig an, man lachte, scherzte, lach, daß diese Komödie eigentlich nicht komisch sein, als die üblichen modernen, man kam sich freudig vor, und die älteren Frauen machten keine Bemerkungen untereinander, Vieles lachend und beständig und nur dasjenige zerkennend und lobend, was sich auf ihre gegenseitigen Angehörigen bezog. Die kleine Feder, das mußte ihr selbst der Wind lassen, sah wirklich reich aus in dem engstehenden, blauweiden türkischen Lächeln, dem bis zu dem dunklen reichenden weichen, mit bunten Blumen besetzten Kissen und den bunzigen Altschiffen, die sich eigentlich wenig von einem solchen Kleide unterscheiden, so weit und hellenreich waren sie, und den goldgeflochtenen reichweiden Pantoffeln, welche die kleinen, zierlichen Füße umschloßen. Dazu hingen die langen, vollen, goldblonden Flechten fast bis an die Knöchel hinab, und den blendenden Hals umschlang eine doppelte Schnur großer, mottig-schimmernder Perlen.

Sie sah ruhig, entspannt aus, die kleine Feder, besonders wenn sie sich bemühte, ihre Belangenheit und Verlegenheit durch ein fröhliches Lachen zu bemänteln, das mußte Jeder und selbst Jede anerkennen; aber die Aufmerksamkeit aller Anwesenden lenkte sich doch sofort von ihr ab, als der Professor eintrat.

Was das wirklich derlei Mann, in dem weichen, silberreichen Lächeln und dem reichen, von Gold und Silber schimmernden weichen, matten Anzuge! Der schwarze, glänzende Bart reichte bis auf die Brust hinab, und die dunkeln, ernsten, großen Augen blickten so eigenthümlich stolz und belebend unter den schwarz gegogenen Brauen hervor, daß Jeder die feinsten unwillkürlich darge niederzuschlagen mußte. Seine hohe Gestalt hatte in dieser türkischen Tracht etwas ungemein imponirendes, was man früher weniger bemerkt oder empfunden. An seinem reich mit blühenden Steinen besetzten Hüftel hing an der linken Seite der schifförmige Säbel, an der rechten, von einer Kette gehalten, ein blühender Dolch.

Unwillkürlich entstand eine plötzliche Pause in dem Gemurre der Stimmen, welche lebend und lachend durcheinander schwärmten, und ein Jeder sah einen Moment stumm und erstarrt die fremdartige Erscheinung an. Ein wirklicher Sultan hätte nicht anders aussehen können, vielleicht sogar weniger salutarisch.

"Es freut mich sehr," sagte der Professor, sich vor der kleinen Feder leicht verneigend, "daß Ihr Unwohlsein so schnell vorübergehend gewesen ist und ich das Vergnügen habe, Sie hier zu sehen. Sie sind doch wieder ganz wohl?" sagte er fragend hinzu, da sie ihm nur durch eine stamme Verbeugung antwortete.

"Ganz wohl," erwiderte sie, "es war überhaupt nicht von Bedeutung."

"So kam es mir ebenfalls vor," sagte er lächelnd, "und unter Freund, der Professor, war also einer großen Sorge entbunden."

Damit wandte er sich wieder ab. Ueber ihren Anzug und ihr Aussehen — kein Wort, obgleich es doch wohl der Mühe werth, ja schon von der Artigkeit geboten gewesen wäre, darüber wenigstens, wenn auch nur ganz Allgemein, zu sagen, wie es alle Anderen gelien. Stolz und gemein, wie ein wirklicher Sultan, schritt er dahin und ließ sie stehen, sie, seine Maria, die er zum Klaviergeigen befohlen, und die er vielleicht auch hätte erbehalten lassen, wenn er gedurft. Aber es lag auch wieder ein großer Reiz darin, gerade mit einem solchen Sultan, unter dem man sich den wirklichen Schachmatt ohne jede Anstrengung der Phantasie vorstellen konnte, ja der das von der Entfaltung der gedachten Ideal eigentlich erst verwirklichte, in einem Bilde zusammen zu sehen. Es lag ein leichtes Leben über ihre erregten Nerven, während sie ihm nachsahen, und diese Gedanken

oder Empfindungen einen Augenblick rasch durch ihre Seele hinweg.

„Herrlich! herrlich!“ rief der eintretende Professor, als er den Professor erblickte, — „wirklich prachtvoll! Sehen Sie diesen Gesicht! Ihre Köpfe sind ausgezeichnet.“ „Aber betrachten Sie auch Scherenscheide! Nicht wahr, etwas Anderes kann man sich eigentlich gar nicht denken, als die kleine Feder in diesem Kopfe! Sie sind wirklich ein bewundernswerther Mann! — Ja, sehen Sie mich immerhin so fesselt und gleichgültig an, Sie sind es dennoch — und ich glaube, Sie wissen es auch, daß Sie es sind, und: — Sie machen mit besonderer Vorliebe in türkischen Köpfen! — Aber, wenn es gefällig wäre, meine Tante und Herren, so wollen wir ansetzen. Es wird heute etwas länger dauern, da zwischen jedem Bilde der Vorhang herabgelassen und die Dekoration gewechselt werden muß. Ich bitte nur die Mitwirkenden zu Bild Nummer eins hier zu bleiben, die Anderen aber, in dem Zuschauerraum Platz zu nehmen, damit ich nach jedem Bilde Ihr Urtheil erheben kann.“

Während der Aufführung der Bilder sah der Professor in der von der Bühne entfernten Ecke des veränderten Zuschauerraumes; die kleine Feder mit ihrer Tante hatten auf den vordersten Stühlen Platz genommen.

Nach jedem Bilde erschien der Professor vor dem herabgelassenen Vorhang, um die Beisitzenden zu empfangen, mit denen man um so verständlicher war, weil die Kritiker dieselben in gleicher Weise für sich oder ihre Angehörigen in Anspruch nahmen, und dann wechselten die Akteure.

Nachdem das fünfte Bild vorüber und gelöst worden, stand der Professor auf, trat zu der kleinen Feder heran und sagte, indem er ihr in ceremonieller Weise die Hand küßte:

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, mein Fräulein; ich glaube, wie Sie jetzt an der Reihe; gestatten Sie mir, Sie zu führen.“

Mit launem Mergel, aber doch durch seinen ruhigen, fast beschleunigten Ton gebannt, legte sie die Hände ihrer hübschen Finger in seine Hand und er führte sie fort, langsam und gemessen, als ob sie zur Polonaise antreten wollten.

Sie gelangten hinter den Vorhang auf die Bühne. Diefelbe stellte eine sehr stark leuchtende Gemach dar, mit einem schwellenden, von bunten Teppichen und Schawls überdeckten Divan.

Sie befanden sich mit dem Professor in diesem Raume ganz allein; das Schweben der Stimmen draußen vor dem Vorhang ertönte nicht, der Meeresschall gleich, an ihre Ohr, und sie sahen sich in diesem Augenblicke hülflos und verlassen, wie in die Gewalt fremder Mächte gegeben, vor.

Sie sagte laut auf, um diese abstrakten Gedanken zu vertreiben.

„Warum wir noch einen Augenblick,“ sagte der Professor, indem er sich den Schweiß abwischte, „es ist sehr heiß hier, das machen die vielen Lampen; aber ohne eine heile Beleuchtung kein Bild, — und es strengt doch einigermassen an.“

„Wir wollen uns immerhin setzen,“ bemerkte der Professor, „wie können ja unsere Stellung; ich hoffe, Sie werden nichts zu erinnern finden.“

Mit diesen Worten setzte er sich nieder, leckte die Brille, legte die rechte Hand an den Tisch und hielt die linke schwebend in der Luft, als ob er die kleine Feder damit einfangen wollte.

„Wenn es gefällig ist,“ bemerkte der Professor, indem er einen Schritt zurücktrat. Scherenscheide nahm erdrossend und mit geklumpten Lippen Platz, was sich noch vermehrte, als sie die tiefe Verwirrung der Hand des Professors um ihre Taille sah.

„Nein, nein,“ belebte der Professor, „Sie dürfen die Augen nicht niederlegen, überhaupt der ganze Ausdruck Ihres Gesichtes ist nicht der richtige; gestatten wir es viel besser. Sie müssen nicht belangen und ängstlich anblicken. Scherenscheide ist ihrer Sache gewiß, sie will den armen Sultan durch die Macht ihrer Erzählungen fesseln und bezaubern. Diesen Gesichtspunkt müssen Sie durchaus festhalten, mein Fräulein; auch etwas näher, wenn ich bitten darf.“

Sie schloß, während der Professor die letzten Worte sprach, einen flüchtigen Blick von des Professors Hand und drehte sich daher, der Stellung schnell nachzukommen. Lieberhaupt trat jetzt an die Stelle ihrer bisherigen Besonnenheit Mergel und Jörn; sie wäre am liebsten noch jetzt aufgesprungen und davongeküht. Sie sah dem Professor nun sehr nahe, noch näher war unmöglich, sie wurde es unter seiner Bedingung gefasst haben; man verlangte es glücklicher Weise auch nicht. Sie sagte sich, daß sie Alles anbieten müsse, den an sie zu machenden künstlerischen Anforderungen zu entsprechen, um nicht ähnlichen

Beleuchtungen ausgesetzt zu sein. Sie blühte daher den Sultan mit dem Ausdruck lebhafter Theilnahme und Erwartung an, während sie den lieblichen Mund, als ob sie spräche, halb öffnete und die Hand nur in sehr geringer Entfernung von seinem Gesicht in der Stellung einer Erzählenden schweben ließ.

Er sah davon gar keine Notiz zu nehmen; seine Miene blieb kalt und unverändert; nicht einen Augenblick sah er sie an, sondern starrte gleichgültig in das Meer hinaus, mit dem Ausdruck eines Mannes, der, während das Zwischeln eines Vogels an sein Ohr schlägt, seinen Gedanken nachhängt.

„Vortrefflich,“ sagte der Professor mit verhaltener Stimme, „ganz vortrefflich — das Bild würde auf der ersten Bühne Europas Effekt machen! Halten Sie diese Stellung, den Ausdruck des Gesichtes fest, unverändert, ich werde jetzt klappen und aufsteigen.“

„Bravo! Bravo!“ ertönte es aus dem Zuschauerraum, als der Vorhang gefallen war, „bis! bis! da capo!“

Sie schloß sich gehalten, im Begriff aufzusteigen — sie mußte noch einmal sitzen.

Tann wurde der Vorhang ganz aufgezogen und blieb oben, weil die Probe zu Ende war. Der Professor verabschiedete sich in freundlicher Weise von ihr und der Tante und war der Erste, welcher sich empfahl. Die Anderen folgten bald nach, man durfte heute nicht länger belästigen, da die Festgeber für den kommenden Abend doch noch Vieles zu besorgen hatten.

Die kleine Feder blieb während der Nachhausefahrt und auch noch schwermüthig und ähler Lasse, Eigenschäften, welche ihr sehr fremd waren.

Die Aufführung der Bilder selbst unterließ sich nur wenig von der Generalprobe; auch die Zuschauer hatten sich nicht erheblich verändert, da der Raum nicht gestrichelt; so war das Ganze, bis auf die maßhaltige Begleitung der Bilder und die zu denken von dem Professor gesprochenen erklärenden Gedächtnisse, fast kaum mehr oder weniger als eine Wiederholung. Ganz anders gestaltete sich dagegen der Abend nach der Aufführung, welcher mit einem gut arrangierten Souper schloß. Da die in den Bildern Mitwirkenden ziemlich den dritten Theil der Gesellschaft ausmachten und Alle im Hofe blieben, da des beschränkten Raumes wegen die erhöhte Bühne ebenfalls mitbenutzt werden mußte, so gewann das Ganze bald einen sehr heiteren, einem Maskenballe ähnlichen Charakter. Der Professor war heute viel zuvorkommender und freundlicher, ja er behandelte die kleine Feder mit einer so ganzen Aufmerksamkeit, daß diese sich wohlthunend davon berührt fühlte.

„Darf ich um die Ehre bitten, Sie zu Tische zu führen?“ sagte er zu ihr herantretend mit verbindlichem Tone. „Sie dürfen mir diese Bitte nicht abschlagen.“ Er führte sie schweigend hinzu, „was würde man sagen, wenn Scherenscheide nicht neben Scherenscheide saße!“

„Was würde vielleicht sagen, sie sei in Ungnade gefallen — aber da Sie bereits zu bemerken die Güte hatten, daß ich nicht anders dürfte, — da Sie befehlen haben —“

„Nein, nein,“ antwortete er, ihr seht in die Augen schend, — handeln Sie nach freier Entscheidung, fern sei es von mir, irgend einen Zwang ausüben zu wollen.“

„Ich wüßte auch kaum, wie Sie das machen wollten.“ spottete sie, — „aber ich werde ohne Zwang die Ehre haben,“ setzte sie sich freundlich verneigend hinzu, — „jetzt muß ich aber noch Tante antreten. Sie tanzen wahrscheinlich nicht!“

„Nein, mein Fräulein,“ sagte er wieder ernster, „ich tanze nicht; außerdem wäre ein tanzender Türke ein Widerspruch in sich!“

„Aha, hier nimmt man das nicht so genau — also: auf Wiedersehen!“

Bei Tische wurde die Gesellschaft sehr fröhlich und heiter, fast ausgelassen. Der Professor sah mit der kleinen Feder in der Mitte des Tisches, den man auf der Bühne gedekt hatte, als ob sie beide dem Ganzen präsidieren, oder ihnen zu Ehren das Fest stattfinden, wie der Sultan mit der reizenden Tante. Aber nicht allein durch den Anblick beider dieser Paar und namentlich der Professor feierte nächste Umgebung, sondern auch durch seine lebhaft und geistreiche Unterhaltung, eine Unterhaltung, wie sie der kleine Feder bis jetzt noch nie zu Theil geworden. Der Herr, die Etage, das Abgeschwundene war ganz aus seinen Jügen verschwunden, er war heiter, lebensmüthig, anregend, kurz jetzt wieder ein so veränderter Mann, daß sie ihn zuweilen heimlich bewundernd anblickte.

Bald begannen die Toaste, und kaum waren die Tische auf die Veranstalter des Festes vorüber, so erhob sich der Professor und brachte in schwermüthigen und heiteren Versen die Gefährlichkeit der kleinen Feder aus, in welche mit lautem Jubel eingestimmt wurde. Wägen in der zunehmenden geräuschvollen Feststimmung sprach sie dann wieder längere Zeit, aber mit großem Interesse, allein miteinander, so leise, daß es Niemand verstanden konnte.

Gegen zwei Uhr kam das Fest endlich zum Schluß. Der Professor führte die kleine Feder nicht nur zu ihrer

Tante zurück, sondern begleitete sie hinab bis an den Wagen. Als dieser vorfahren verabschiedet war und sie wartend unten im Hofe standen, legte er plötzlich, als ob er mit väterlicher Autorität ausgerüstet sei, die Kapuze ihres Mantels um ihren Kopf.

„Hüßen Sie sich sehr ein, mein Fräulein, recht sehr,“ sagte er fast in beschleunigtem Tone, „es zieht hier und Sie sind erregt; es würde unvernünftig sein, wenn Sie dieser Vortheile wegen krank werden sollten.“

Sie ließ sich das gefallen, erhob keinen Widerspruch, obgleich sie mit sich selbst nicht darüber im Klaren war, ob sie sein Benehmen freude oder ärgerte; er hob sie in den Wagen, leicht wie eine Feder, ihr Fuß berührte den Trittschritt.

„Gute Nacht, herrliche gute Nacht!“ tönte seine sonore Stimme durch die Dunkelheit, aus welcher dieselbe fremdliche Erwiderung an sein Ohr schlug, — dann war der Wagen verschwunden, er hüllte sich fester in den Mantel und ging einwärts in Gedanken verfunken seiner Besinnung zu.

5.

Seit dem Abende des Vortrefflichen bei dem Professor Helboch verbrachte sich ein hauptsächlich durch Mitternachtsstündlicher Lächerlichkeiten verschiedenes Gerücht von einer intimen Annäherung des Professors Wibow zu der kleinen Feder. Es drückte nicht viel Unrecht: große Ereignisse werfen ihren Schatten vor sich her; aber hier handelte es sich weder um ein großes Ereigniß, noch wurde irgend ein daffelbe vorher verändernden Schatten geworfen. Man hatte beobachtet, daß der Professor, es waren seit jenem Abende vier Wochen vergangen, zweimal bei der kleinen Feder, oder vielmehr bei ihrer Tante Besuch gemacht, immer in den üblichen Besuchsstunden; einmal war er gar nicht angekommen, das andere Mal höchstens eine Viertelstunde dort geblieben; das letztere jedoch vollständiges Material, und das Gerücht und die Klatscherei verfielen nicht, das Mangelnde reichlich zu ergänzen. Ganz aus der Luft gegriffen schien es allerdings nicht, vielmehr unzweifelhaft sowohl mit dem Professor, als mit der kleinen Feder eine unumkehrbare Veränderung vorgegangen zu sein, welche jedoch, bis jetzt wenigstens, in keiner Weise sichtbar zu Tage trat.

Der Professor war ein sehr großer Musikfreund, spielte selbst ausgezeichnet Violoncell und Klavier, belästigte dagegen nicht das mindeste Gesangsgebiet. Er hatte längst erlitten, daß der kleinen Feder die im hohen Grade zu Theil geworden, daß sie eine herrliche Sopranstimme klang, aber seinen hatte er sie selbst noch niemals gehört. Endlich fand in der Akademie die Aufführung des Haydn's Jahreszeiten statt, und er bewilligte sich, ein Billet zu erwerben, weil er wußte, daß sie das Quartett sang.

Es war ein regneriger, kalter Abend, aber das ungünstige Wetter hinderte nicht, daß sich die Räume des Konzerthauses bis auf den letzten Platz füllten. Mit keineswegs geringen Erwartungen gekommen, fand er dieselben doch weit übertroffen. Die vollen, mächtigen, bewältigenden Töne, gleichmäßig und unverändert bis in die höchsten Töne hinauf, erfüllten ihre mit einer Leichtigkeit, ohne jede Anstrengung, fast spielend, so daß es staunenswerth blieb, wie dieser abgerundete, zierliche Körper, dieser kleine, nur halbgeöffnete Mund sie hervorbringen konnte.

Der allgemeinste Beifall begleitete die sehr gelungene Aufführung, und der Professor beehrte sich daran in hervorragender Weise, sein Beifall galt nur ihr, obgleich weder sie, noch er selbst sich dessen bewußt wurde.

Er mußte sie jedenfalls heute noch hören, das stand bei ihm fest, er mußte, er wollte es, unter jeder Bedingung. Da er nicht in den für die Aufführenden bestimmten Raum gelangen konnte, noch weniger in die Damenloge, so wartete er am Portale, bis sie kommen würden. Er stand, in seinen dunkeln Mantel gehüllt, an einer Säule gelehnt und wartete, aber sie kamen immer noch nicht. Die Zuschauer hatten den Saal fast alle verlassen, da erschienen endlich auch die Sänger und Sängerinnen, ängstlich nach Prokoden oder anderen Fährgelegenheiten spärend. Der Regen goss in Strömen und wurde von einem kalten Winde heftig bis in das Thor des Gebäudes getrieben.

„Friedrich!“ rief der Professor in die Dunkelheit hinaus seinem Kutsher zu, „auf den ersten Ruf sogleich vorgefahren!“

Noch immer kamen sie nicht.

„Sie werden sich abkühlen, es war sehr heiß im Saal,“ sprach er vor sich hin; „es ist das vernünftig, anders wäre es ein Verbrechen gegen solche Stimme.“

Endlich kamen sie, sie war leicht und oberflächlich in ihrem Mantel gehüllt.

„Aha, Tante, welch ein abwechselndes Wetter!“ rief sie stehend, da zu eben der Wind den Regen wieder weit in das Portal hinauszog; „wenn nur unsere Dreifaltigkeit noch da sein wird.“

„Friedrich!“ rief der Professor vortretend, „rasch vorgefahren!“ Und dann, als dieser Befehl sofort entsprach

wurde, trat er eben so eilig auf die kleine Feder zu, die ihn erkannt und bestrahlt anseh.

„Bitte, geben Sie mir den Arm,“ sagte er wieder in dem beschleunigten Tone, — „es ist keine Zeit zu weiteren Erörterungen, Sie können sich auf den Tod verlassen, — und auch Sie, meine gnädige Frau, bitte zu folgen, mein Wagen ist bereit.“

Damit bemächtigte er sich, ohne eine weitere Erwiderung der kleinen Feder abzuwarten, ihres Armes und trug sie dann mehr, als er sie führte, in den Wagen, in welchen er rasch die Tante ebenfalls hinein hob, worauf er selbst auf dem Rückwege Platz nahm.

Es war das Alles so schnell und unerwartet vor sich gegangen, daß die Frauen kaum zur Besinnung gekommen.

„Es ist vollständige Gewalt, Tante!“ rief, während der Wagen rasch dahinschallte, während die kleine Feder, vollständige Gewalt, wie müssen uns fügen, wir können nichts dagegen machen. Der Herr Sultan haben befohlen.“

„Wir sind Ihnen zu großem Danke verpflichtet, Herr Professor, ich glaube, es war keine Nothwendigkeit mehr da.“

„Um Sie zu überzeugen, daß ich nur den künftigen Nachkommern trage und mir jede Eigenmächtigkeit durchaus fern liegt,“ wandte er sich an Tante, „bitte ich Sie jetzt, bitte Sie dringend und herzlich,“ sagte er mit erhöhter Stimme hinzu, „ziehen Sie das Fenster wieder auf, Sie sind erpicht und werden sich sonst unangenehm erkalten.“

„Nun denn ich es nun doch vorziehe, die frische Luft zu genießen!“ fragte sie mit nicht ganz harter Stimme.

„Dann würde ich annehmen, daß Sie eben so rücksichtslos gegen sich selbst wie gegen mich handeln wollen.“

„Sie zog langsam das Fenster in die Höhe und wuschte dann mit der kleinen, zierlich behandschuhten Hand über die angelaufene Scheibe: „Damit man wenigstens sehen kann,“ bemerkte sie.

„Wenn Sie uns vielleicht das Vergnügen schenken wollten, bei uns heute Abend den Thee einzunehmen, Herr Professor,“ sagte die Tante, als der Wagen sich ihrem Wohnort befand, der Herr Professor mit seiner Frau wollten ebenfalls kommen; man empfängt noch solchen unwillkürlichen Aufmerksamkeiten mehr als sonst das Bedürfnis, sich noch eine Zeitlang zu unterhalten.“

„Ich nehme Ihre gütige Einladung mit großem Danke an, gnädige Frau,“ erwiderte er, „vorgedacht, daß Ihre Frau nicht damit einverstanden ist.“

„Wie können Sie daran zweifeln?“ sagte diese mit leiserer Stimme; „aber ich glaube, wir sind zur Stelle.“

Der Wagen hielt; rasch sprang der Professor hinaus und war den Tanten wieder beim Aussteigen behilflich.

Oben fand man bereits den Professor mit seiner Frau in dem hell erleuchteten und warmen Zimmer, und empfand den Wechsel aus der kalten, nassen Luft mit diesem behaglichen Räume in angenehmer Weise.

Die Unterhaltung wurde bald sehr anregend und lebendig; der Gegenstand derselben bildete natürlich vorzugsweise die Musik und das zur Aufführung gekommene Quatuor.

„Sie besitzen eine wundervolle Stimme,“ sagte im Laufe des Gespräches der Professor zu der kleinen Feder mit dem Ausdrucke wirtlicher und wahrer Anerkennung, während diese leicht und zierlich, wie eine Gise, den Thee einrichtete; Sie können nicht dankbar genug sein für ein so werthvolles, seltenes Talent, und müssen es sorgsam pflegen und schirmen, das ist eine heilige Pflicht für Sie. Ich sage Ihnen keine Schmeichelei, mein Fräulein,“ fuhr er ernstlich fort, als sie ihn mit einem schallhaften Lachen entsetzte, und neigte an, daß Sie daran nicht zweifeln; ich spreche nur meine Überzeugung aus.“

„Ach,“ sagte sie jetzt ebenfalls mit ernster Miene, „ich erkenne es auch dankbar an, daß ich diese Gabe und diese Stimme besitze, es wird mir leicht zu singen; das, was Andere schwer nennen, vermag ich ohne Mühe, ohne Anstrengung auszuführen; es liegt mir in der Natur,“ sagte sie wieder lachend hinzu, „so wie den Vögeln ihr Gesang, nur anders. Wenn ich die Noten sehe, so weiß ich auch den Ton, ich höre ihn, ehe ich ihn singe, — aber ach — so wie ich ihn innerlich höre, so wie ich ihn fühle und empfinde, so vermag ich ihn doch niemals zu singen! O, wenn ich das könnte, wenn ich das könnte! Es ist immer nur Unvollkommenes, Stümperhaftes, die Gedanken des Meisters niemals Vermittelndes, was ich zur Darstellung bringe.“

„Wie dankbar Sie sind!“ erwiderte er, während er sie mit fast väterlicher Freundlichkeit ansah; „bedenken Sie, daß es Millionen Menschen gibt, zu denen ich leider auch gehöre, welche denselben Trang, dasselbe Bedürfnis hegen, ihre Empfindungen im Gesange ausströmen zu lassen, denen aber die Natur die Mittel dazu gänzlich verweigert hat, wie den Stummen die Sprache. Sie müssen sich damit begnügen, Andere, Begabtere, mit solcher Hingabe Begnadigte an Ihre Stelle treten zu lassen, und an denen Danksagen zu bewundern, was Ihnen selbst das Geschick verweigert. Darin allein liegt auch das Geheim-

nis des ergreifenden Gefühls, welches wir beim Klange einer uns sympathischen Stimme empfinden, — so haben wir es selbst in uns gedacht, so würden wir es selbst zur Ausführung gebracht haben, wenn uns die technischen Mittel nicht verweigert worden wären; es ist unser eigenes innerstes Empfinden, was wir in Tönen verlorpert hören. Es gibt unzählige große Sänger und Sängerinnen, die dennoch verurtheilt sind, ihre Lebenslang stumm zu bleiben. Sie gehören zu den Bevorzugten, zu den Gnadensmüthen, Auserwählten!“

Während er diese Worte zu ihr sprach, erröthete sie sonst, und seine Blicke fast leidenschaftlich auf ihre ruhigen, stand sie da mit gekrümmten Wimpern und einer Miene, als ob man sie einer Schuld zeige und sie sich derselben auch bewußt sei.

„Es war vielleicht unrecht, vielleicht anmaßend, so zu reden,“ fuhr er fort, „Sie werden mir jähnen? Aber es war gut und ehrlich gemeint.“

„Jähnen?“ erwiderte sie freundlich, „wie können Sie so etwas glauben?“

„Wenn ich einmal wieder das Glück haben werde, bei Ihnen zu sein, dann dürfen Sie mir die Bitte nicht abschlagen, ein Lied, ein einfaches Lied zu singen — denn ich möchte gern ein Lied von Ihnen hören.“

„Weßhalb wollen Sie mich große Mühe bis in eine unbestimmte Zukunft hinausschieben?“ scherzte sie, „ich bin gern bereit, sogleich, Sie haben ganz zu befehlen.“

„Heute? heute?“ fragte er fast bestrast, „heute, was Sie schon so viel gesungen haben? Es würde unangebracht, anmaßend von mir sein.“

„O! das Vögelchen Singen kommt nicht in Betracht, ich kann noch Stunden lang ohne jede Anstrengung singen, im Gegentheil — also: ich rede zu Ihren Diensten. Welches Lied wünschen Sie? Realistischer erwarten Sie, Sie wollten mich begleiten; damals hätte ich vor Ihnen nicht singen können, es wäre mir unmöglich gewesen; aber heute gern. Wollen Sie begleiten?“

„Sie beschämen mich.“

„Nun, welches Lied? Soll ich Noten holen, oder spielen Sie auswendig?“

„Wählen wir ein einfaches Lied, — vielleicht das Schauerliche Ständchen, dazu bedarf ich keiner Noten.“

„Ich auch nicht, also beginnen wir.“

Die getragene, etwas schwer-müthige und lehnwärtig-medende Melodie pflöte sowohl zu der Stimmung als der Zeit. Sie wiederholte es noch einmal, als er fragend zu ihr aufblinzelte und den ersten Akkord der Begleitung nachmals anschlug. Dann, als sie geredet, stand er rasch auf, während er ihre kleine Hand ergriß und lachte.

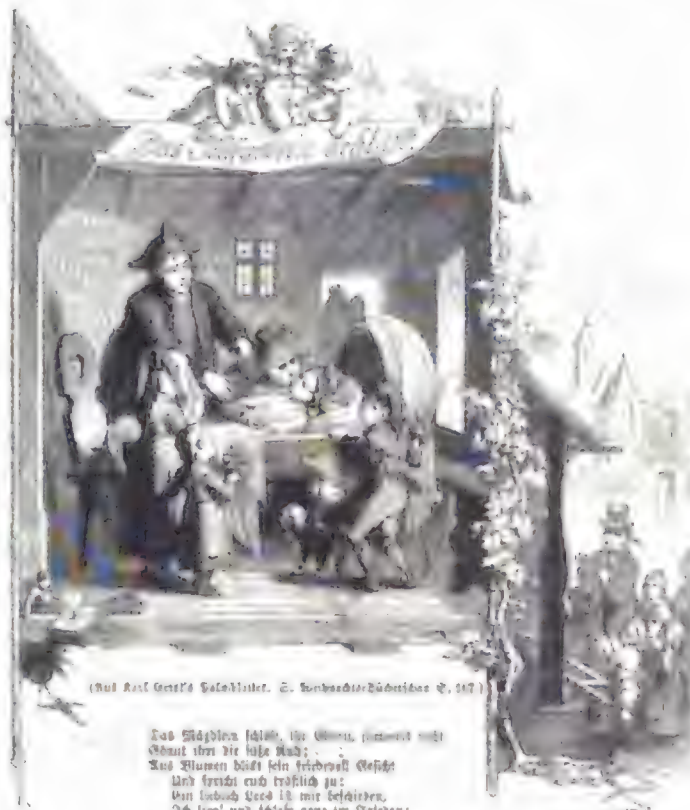
„Sie haben mir einen sehr großen Genuß bereitet,“ sagte er, „es ist fast zu viel für einen Abend, ich muß Ihr dankbarer Schuldner bleiben, nehmen Sie mich als solchen an.“

„Soll ich noch ein Lied singen?“ fragte sie freundlich, „es macht mir nicht die mindeste Mühe und ich thue es gern.“

„Nein, heute nicht, heute nicht, es wäre ein Mißbrauch Ihrer Güte — auch ich es spät. Sie haben sich sehr angestrengt und bedürfen der Ruhe.“

„Schon spät?“ sagte sie verwundert.

„Ja, mein verehrtes Fräulein,“ bemerkte der Professor, bereits halb frohlich; wenn Sie es nicht übel nehmen, so bin ich müde. Ich glaube, das Zuhören ermüdet mehr, als das Singen selbst. Lieber gehöre ich auch nur zu den stummen Sängern, von denen der Professor vorhin etwas mählich erzählte. Jetzt aber erlauben Sie, daß wir uns empfehlen dürfen, ich muß morgen früh neun Uhr bereits wieder auf dem Gericht sein, einen Tag, wie jeden Tag; ich habe acht Termine.“



(Aus Carl Gustaf Palmström's. d. Nordische Liederbuch S. 167.)

Das Mädchen schlief, ihr Ohr, so wie es war,
Schlief über die Lippen;
Aus Blumen blüht kein süßeres Gefühl
Und freudig und tröstlich zu:
Um dieses Lied ist mir bezaubert,
Ich hab' und schick' es in die Herzen;
Das Mädchen schlief.

Das Mädchen schlief; es hat sie nicht geliebt
Und hat sie nicht geliebt;
Die Dage, die es hat im Kerker nicht,
Sein liebes Gemüthsgeheim,
Sein Pöbel, den es hat geliebt,
Sein Reichthum ist ihm nun verloren;
Das Mädchen schlief.

Das Mädchen schlief; wie süß schlief es ein
In seines Vaters Arm;
Ach, war sein Herz vom Gift der Sünde so,
Dann hat es eine Forts;
Ein kühles Blut, ein kaltes Gemüth,
Das ist ein kaltes Gemüth;
Das Mädchen schlief.

Das Mädchen schlief, nur eine kurze Nacht
Verfühlte in Armen;
O wenn es doch vom Schläfer nicht erwacht,
Das wird ein Morgen sein;
Der eintritt in Jüdisches Zimmer,
Der hat dann auch einen Jüdischen;
Das Mädchen schlief.

Das Mädchen schlief; von Hölle nicht an's Herz,
Da ist ja noch kein;
Der Stern hat ein freudlich niedersich
Und hat ein Geben;
Der Stern, der mit seinen Flügeln
In diesen Marmorsäulen liegt,
Das Mädchen schlief.

Das Mädchen schlief, sein Lebenlang war mild
Und hat sein Lebenlang,
Ein Mädchen, das durch's kühne Gefühl
In Karm Hölle sich;
Sein Herz hat ihm dann's Herz geliebt,
Der letzte Kampf war bald geliebt;
Das Mädchen schlief.

Das Mädchen schlief; an's Erdemüth und Tod
Verfühlte in Armen;
Ach, Karmberg, so hat es dann, daß's mal;
Doch, ist durch die Welt;
In dieser armen Welt;
Doch, ist durch die Welt;
Das Mädchen schlief.

Das Mädchen schlief; und man den letzten Tag
Auf keinen kühnen Mund;
O Karmberg, so hat es dann, daß's mal;
Doch, ist durch die Welt;
Der Stern, der mit seinen Flügeln
In diesen Marmorsäulen liegt;
Das Mädchen schlief.

Man empfahl sich; der Professor unterließ es nicht, beim Scheiden abermals die Hand der kleinen Fieder zu nehmen und zu küssen, was sie, da es die Sitte erlaubte, nicht verweigern konnte, vielleicht auch sonst nicht verweigert haben würde, da sie ihm dieselbe willentes überließ, als sie den Druck der feinenen fühlte, und der Kuss, den er darauf drückte, ebenfalls von viel längerer Dauer war, als es die Sitte eigentlich erlaubte.

„Es war ein schöner, gemüthlicher Abend, Tante,“ sagte sie, während sie das Theezug abräumte, — „der Professor ist ein recht unterhaltender, heiterer Mann.“

(Schluß folgt.)

Professor von Niemeyer über Eigenwärme des Menschen.

König Wilhelm von Württemberg hat vor wenigen Jahren — noch kurz vor seinem Tode — mit seltener Mühsamkeit seinen getreuen Stützpunkten ein echt königliches Geschenk gemacht: den herrlichen Königsbau, der mit seinen Kolonnaden und Prachtbänken zur schönen Fieder des Schlossplatzes dient. König Karl hat die Wert königlicher Großherzigkeit ganz im Sinne des edlen Vaters fort, indem er Jahr für Jahr den prächtigen großen Saal des Königsbauers durch Kunst und Wissenschaft belebt. Die treffliche Kapelle gibt dort die edelsten Abonnementkonzerte, und seit drei Jahren halten Professoren und Dozenten der

Landesuniversität Tübingen, der land- und forstwissenschaftlichen Akademie Heubach und des städtischen Polytechnikums auf Wunsch und mit Unterstützung des Königs jeden Winter zehn populär-wissenschaftliche Vorträge, zu denen der Eintritt Jedermann unentgeltlich freisteht. Der jüngste Vortrag des Prof. Dr. Niemeyer aus Tübingen über: „Das Verhalten der Eigenwärme beim gesunden und kranken Menschen“ ist von so allgemeinem Interesse, daß wir uns nicht verjagen können, unsern Lesern einen — leider wegen unserer beschränkten Raumverhältnisse nur kurzen Auszug zu geben. Der berühmte Hebrer, durch seinen letzten Schicksal am Krankenbette wie auf dem Katheder als Lehrer der Jugend gleich ausgezeichnet — sagte etwa: Während die Menschen, deren Aufmerksamkeit über die Untersuchung der Leberwärme in dem Nudus von Frankreich



Der Hilde (H. Hildebrand) Hilde. Chrysanthemum von H. Hilde. (S. 164)

sich trenn wiederzusehen, von einer eingefassten Wärmequelle sprachen — eine Ansicht, welche bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus ihre Geltung behauptete — damit sich die richtige physiologische Erklärung jener Thatfache von der Cirkulation des Sauerstoffs durch den großen Kanaler. Er erkannte, daß der durch die Atmungszirkulation ausgetragene Sauerstoff in dem Organismus der Thiere keine andere Rolle spiele, als in der anorganischen Natur — die Rolle des die Verbrennung unterhaltenden Elementes, mit dem Unterschied, daß die Verbrennung von

gebildeten Brennstoffmaterial eine intensive, von Lichterleuchtung und höherer Temperatur begleitete, die im Organismus unterhaltenen dagegen eine langsame Verbrennung ist. Der Stoff ist aber derselbe: es wird Wärme erzeugt und die Produkte der Verbrennung sind in beiden Fällen dieselben, nämlich Kohlendioxid und Wasser. Die einzige Ursache der tierischen Wärme ist somit ein Verbrennungsprozeß. Es ist ein großes Verdienst Viebig's, die Wahrheit dieses aus den Untersuchungen Vanthier's hervorgehenden Satzes gegen erhobene Zweifel festzuhalten zu haben. Treibend ist

der Forscher Dr. Mayer's in Heilbrunn, eines Mannes von seltener Scharfsinn, der um die Wärmelehre sich unsterbliche Verdienste erworben hat: „das Blut sei eine langsame brennende Mischung“. Daß das Blut in dem eingestrichenen Sauerstoff und Luft verbrennt, und daß die Verbrennungsprodukte, Kohlendioxid und Wasser, der Wärme durch die Venen zugeführt und von dort ausgeschieden werden, ist hinlänglich bekannt; ebenso, daß die Nahrungstoffe den zur Unterhaltung dieses Prozesses notwendigen Kohlenstoff enthalten. Eine weitwichtige Entdeckung ist nun erst

Die letzte Oelung.

Die sieben Gattungen in Bildern von Johann Friedrich Overbeck in Rom, photographirt von Albert in München — Veransch-

gewisser den August Overbeck in Dresden — verdienen als neuestes Kunst des berühmten Künstlers auch in unserer Zeitung als herrliche Weihnachtsgabe von bleibendem Werthe erwähnt und eingefunden zu werden. Wände unserer Häuser, welche das Licht hatten, die Kunst-
schüler Hand zu legen und auch Overbeck's Mutter zu befehlen, wenn

den sich vielleicht noch an die Nationen selbst erinnern, welche in Rom die Fremden empfielen, und sogar von den ersten Kunstwerken des Kaiserlichen Kaiser an die Stelle gestellt werden. Diese großartigen Kompositionen sind die Frucht tiefer Eitelkeiten, welche Overbeck sich täglich hingibt. Wie freuen uns, in dieser Nummer ein Blatt



32. nicht Götterbild von Christus in Rom. Die letzte Oelung. Zeichnung von Overbeck von H. 1827

aus dem Kunstwerke bieten zu können: „Die letzte Oelung.“ Ein Sterbender empfängt hier die letzte Oelung durch den Apostel Jakobus. Umgeben von seiner in Trauer beklagten Familie und den zu seinem Hüben tretenden Jüngern liegt der Todtstunde da. Vor bedauern, daß der Mann es noch begehrt, auch die letzten Ankerbegegnung

gen hier wiederzugeben, in denen Overbeck und den Gedankenlauf des Sterbenden in einzelnen Lebensbildern veranschaulicht. Mit Ehrfurcht und tiefer religiöser Aufschauung gibt Overbeck selber einen erhellenden Text. Der Vater's Heiligkeit sind vielangeordnet und flüchtig im größten Formale aufgeführt, so daß auch die wunder-

vollen Wandersgerungen gar besten Geltung kommen. Deshalb gibt die Bilder einzeln aus: „die Ue“, ein edles Familienbild: in bereits durch alle Verhandlungen zu bejahren.



Bei dem ungarischen Gesandten. Criminalpländerung von Michael Sirovsky. (S. 166.)

Eine alte Jungfer.

Roman

von

Hart von Hölzel.

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel.



er Spiegel war zerbrochen. Comtesse Claire, in einem fast unvorstellbaren Anfall von Wuth, hatte ihren Verdruß über nicht zufriedenstellende Ansprache eines neuen Kleides dadurch betäubt, daß sie ein Glas mit brennendem Haarfirnis sich selbst, das heißt ihrem Ebenbilde in der venezianischen Glasklebe, an den Kopf geschleudert, zur Strafe, daß sie so häßlich dasthe! Nach dem es vollbracht, schämte sie sich der kindischen Anmaßung und weinte heiße Thränen, theils aus Reue über die Verwüstung des schönsten Stüdes aus dem Toilettenkiste. Ihre Schwester Benigna fand sie in diesem Zustande der Verzweiflung.

„Eist heilig in oberem Sinne gegen ein gefühlvolles Glas, dann schluchzend über eigene Thorheit, ... immer wie ein kleines Kind! Bedenke doch, Claire, daß Du in wenigen Tagen Dein siebenzehntes Jahr vollendest!“

„Und Du, meine Schwester Benigna, vergiß nicht, daß Du in's vierundzwanzigste eingetreten bist! Wenn ich erst Dein Alter habe, werd' ich auch klüger sein.“

„Das fragt sich, mein Engel! In Deinem Alter war ich bereits wie jetzt; wußte ich schon zu beherrschen.“

„Doch ist eine Kunst! Gib mir Dein Temperament, dann will ich mich auch beherrschen. Du hast die Ruhe unserer Mutter übernommen; ich habe dem Vater geerbt. Der ist ebenfalls ungestüm, leidenschaftlich gereizt.“

„Leider, ja. Mutter war ein Lieb davon zu fangen.“

„Du bist kalt von Natur, unempfindlich!“

„Meinst Du? Hörst Du das auch aus meinem Gesange?“

Der steht auf einem andern Blatte. Die Lieder, welche Du von Vater sangst, klingen viel besser, als jene, welche Du mit der Mutter anstimmst, wenn ihr vom selbigen Vater sprichst.“

„Und in welche Du einsinken würdest, wärest Du nicht, als er starb, noch unfähig gewesen, über das nachzudenken, was um Dich her geschah.“

„Glaubst Du, daß in einer Aufwallung von Zorn auch ein Spiegel zerfallen hätte?“

„Weißt Du nicht? Zerlegung ist doch das Lebensglück seiner Gemahlin!“

„Du meinst, weil er ein Verschwendunger war?“

„Und auch sonst ... Lassen wir das, Claire. Es ist kein passender Gegenstand für unsere Gespräche, die Zerthümer des verstorbenen Vaters aufzusuchen. Neben mir lieber von der Leinwand Deines Vaters. Aber hat diesen erzeugt?“

„Die Schneiderin.“

„Du warst allein hier im Zimmer, als ich Dich den Spiegel zertrümmern sah.“

„Dennach die Schneiderin! Sieh! selbst, wie erbärmlich das neue Kleid mir liegt. Und ich hatte mich so sehr darauf gefreut.“

„Schah, das läßt sich ändern.“

„Doch für heute Abend nicht mehr?“

„Wah! Du bist gerade heute besonders schmüden?“

„Vielleicht! Du weißt ja, daß wir bei Henriette's in große Gesellschaft gehen?“

„Nein, ich wußte es nicht mehr.“

„Wie kann man so etwas vergessen?“

„Du ersehest das ungenügend. Das begreif ich. Wie sind diese Gesellschaften doch langweilig, deshalb verzeih ich es gern.“

„Du wußt doch nicht etwas gar davon bleiben?“

„Wenn ich's vermag, ohne die Mutter zu ärgern, ganz gewiß. Ich fühle mich unendlich zufriedener und wohlter, wenn ich zu Hause sein darf; auch allein. Die ewige Quälerei, daß ich den Zeiten etwas vorjagen soll, wird mir nachher unermüdlich.“

„Das heißt doch aber, kumm mir's nicht übel, Benigna, den Egoismus auf die Spitze treiben. Weshalb Du den den Himmel die schöne Elanne gegeben, wenn Du nicht Andere damit erfreuen willst?“

„Er hätte, um die Gabe vollkommen zu machen, auch denen, die mich zu hören verlangen, einige Fähigkeit verleihen müssen, zu verstehen was sie hören. Die unverständigen Urtheile, die verkehrten und geschmacklosen Ansichten von Kunst, womit ich überhäuft werde, empören mein Gefühl. Da jung' ich ungleich lieber den Sternen vor. Und ich singe dann auch besser. In Gesellschaft wach' ich's immer schlafend, genüge mir niemals; hauptsächlich auch deshalb, weil ich mich höchst unvollkommen auf dem Klavier begleite. Ich habe ja wenig

geleitet, um in großem Kreise als Künstlerin aufzutreten. Und es widerspricht meinem Stolz, als kümpernde Naturtalente die Unfähigkeit schanderhafter Dilettanten zu verzeihen.“

„So ließ ich mich doch dem elenden klüglichen Klavier alkomponiren.“

„Finde mir erst einen, der's versteht; versteht nach meinem Sinne, nach meinem eigenen.“

„Nach Deinem Eigensinne! Ja, eigensinnig bist Du, das ist wahr.“

„Gnädigen, kleines! Du nennst Eigensinn, was ich Charakter nenne.“

„So ist's wohl auch, Charakter, daß Du all' die Bewerber um Deine Hand, Einen nach dem Andern, heimlichstest! Wie? Und es waren so schamante junge Herren darunter! Vornehm, reich, elegant ... Ein Jambor mit anzusehn!“

„Schamante junge Herren! Dir mögen sie dafür gelten. Mir genügt Reiz; wenigstens nicht in dem Grade, ihn als meinen Herrn und Gebieter anzuerkennen. Wenn Benigna Gräfin Kriegheim sich aus Treu' und Glauben unterwerfen, wenn sie ihren angeborenen Stolz in weichtiger Demuth aufgeben sollte, der müßte anders auftreten, als diese Trine schamanten jungen Geden!“

„Gott, wie kann man so wüthig sein! Und was wirst Du zuletzt davon haben? Eine alte Jungfer wirst Du werden!“

„Halt und halt! Ich hab's ja schon. Gib Dich zufrieden, Clairen, es drückt mich nicht. Wir hat dieser Titel nichts Abfädelndes. Verglichen mit unglücklicher Gattin' klingt er prächtig, so recht meinem Stolz zugehend. Der Hauch der Freiheit umweht ihn.“

„Benigna, Du bist mir unbegreiflich!“

„Ich glaub' Dir's gern; verlange auch gar nicht von Dir, daß Du auf meine Ansichten eingehen, oder mir nachahmen sollst. Im Gegenheil will ich gern zur Erfüllung Deiner Wünsche beitragen, die ja doch heute, wie ich wohl weiß, zunächst ein hübsche Toilette für diesen Abend gerichtet sind. Deinen armen Spiegel hast Du außer Stand gesetzt, Dir als Berater zu dienen. Begib Dich mit mir in meine Gemächer, da soll mein Spiegel Dir den besten Rath ertheilen, wie Du die Schöne sein kannst, und ich will hübsche Hand anlegen.“

„Du bist ein Engel!“

„Siehst Du, daß auch alte Jungfern Engel sein können?“

„Och! doch! Du weißt ja doch, wer die Schönste ist und bleiben wird. Hast gut reden von alten Jungfern! Neben Dir schrumpfen die Jungfrauen und Eleganten zu dürftigen Puppen ein. Ach, wenn Du wolltest ...“

„Ich will aber nicht, Mädchen!“

Es ist ein stattliches, mauerfestes Gebäu, die Villa des Herrern von Verthol. Durch höchstes Nachwort emporgewachsen, steht mehrere um Armuthen, in den letzten Jahrzehnten vorigen Jahrhunderts, in einer Periode, wo im Schatten schwebender Frömmigkeit übermüthige Leichtigkeit sich breit machte. Von beiden ist jetzt nichts mehr zu spüren. Der kinderlose Besitzer, vermählt mit einer Gräfin Nioll, bringt den Rest seines, durch häusliche Jugend etwas misgemuemten Lebens in beschaulicher Entlassung und heiter getragener Einbeziehung auf derjenigen materiellen Wünsche zu, welche das Alter sonst noch zu wüthigen lehrt. Er gönnt aber, ohne Weid, ruhigen und gesunden Wüsten, was eigene Kränklichkeit ihm weiden lehrt, sieht gern lustige Leute in seinen Sälen, freut sich an den Freuden der Jugend, liebt die schönen Künste, protegirt Künstler, ist halsstarrig ein Vorkämpfer im edelsten Sinne geworden, von Selbstsucht frei ... wofür strenge Eitertüchter ihm das nicht auch für Selbstsucht auslegen wollen. Aber urtheilen nicht so rigoristisch. Wollte Gott, es gäbe recht viele Selbstsuchter dieses Schlages!

Edward, den wir im ersten Kapitel als Begleiter Leo's und Wilhelm's bei deren Mondspazierpromenade durch den Thiergarten kennen lernten, ist seitdem altem Baron's leiblicher Neffe, ist jenes verstorbenen Bruders einziger Sohn, sein höchst wahrscheinlicher Erbe (wenn nicht vielleicht verheiratete arme Verwandte aus dem Stamme der Nioll's gegründete Hoffnungen darauf setzen, daß ihre Tante den Gemahl überlebe!), und gilt so zu sagen für den maitre de plaisir in der Verthol'schen Villa, welcher letztere mit den vergnügungsfähigen und vergnügen spendenden Bewohnern der Residenz in Verbindung halt. Denn der Heim führt höchst selten zur Stadt; sogar den Aufwartungen bel Hofe hat er sich durch seinen Arzt dispensiren lassen.

Heute soll nun, so zu sagen, die Sache in's Große getrieben werden. Eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft ist zusammenberufen, und auch nicht ein Einziger, nicht eine Einzige, hat das aus dem Einladungsarten bestehende U. N. w. g. mit Nein erwiedert. Alle, Alle haben dankbar angenommen, denn es fand ja von des Gastgebers eigener Hand unter am Hände beizugelassen: „Fraulein Henriette Sonntag will uns die Ehre ihrer Gegenwart gönnen.“ — Ja, bitte zu bedenken!

Wahrscheinlich ist es auch diese in feinsten ständischen

Letztern abgefägte Wandgasse gewesen, wodurch Gräfin Kriegheim und Comtesse Claire ihrer Benigna Widerwillen gegen große Assemblen bezeugt und sie bewegen haben, den Sälen um Begleitung nachzugeben?

Ja, wahrlich, sie tritt in den Empfangssaal, zum Entzücken der Männer, zum Erstaunen der Damen, „Comtesse Benigna!“ rufen und flüstern es, fast ungläubig, von Gruppe zu Gruppe. „Wie schön sie ist!“ — rufen die Herren. „Wie königlich!“ — rufen die jungen Mädchen. „Wie hochmüthig!“ — zischen die Frauen.

Für einige Minuten verdrängt ihr unerwartetes Erscheinen sogar die Ungeduld nach der Sonntags. Bald jedoch erheben einzelne Zweier ihre Stimmen: ob denn Baron Verthol auch wirklich der Vekieren bestimmte Zusage empfangen habe? Ob man gewiß auf sie rechnen dürfe?

„Das steht bei den Ältern.“ jagt Lieutenant Max von Teich, seinen blenden Schavortbart streichend. „Ich wollte ihr heute Mittag meine Aufwartung machen und wurde nicht eingelassen. Fraulein Waco, ihr Vertraute, fertigte mich ab mit der Entschuldigung, die nahe bevorstehende Reise nach Paris erfordere gar zu viele Vorbereitungen, und Henriette müsse mit jeder halben Stunde gehen.“

„Das klingt nicht erbaulich.“ fiel ein anderer Offizier ein. „Wir dürfen uns auf ein Abgabegieschen gefaßt halten.“

„Ich fürchte, ein solches ist es, welches gerade jetzt der Baronin überreicht wird. Seht nur, was sie für ein langes Gesicht macht! Man reißt sie's ihrem Herrn Gemahl ... nun tritt Eduard zu Oetel und Tante ... seine Frage, wie sich gepreßt. Sommerwetter, daß ich das abhen können! Jetzt wird's heißen: Dilettanten vor! Die Langeweile!“

„Wann nur wenigstens Comtesse Kriegheim's von zu kriegen wäre! Von der ihrer Stimme hört man Wunderdinge!“

„Auf die könnt ihr lange warten. Oh! die für eine Theatergängerin eintritt, geht die Welt unter. Die ist der personifizierte Stolz!“

„Nur ein Wort en passant, Eduard, haben wir richtig gerathen? Laßt sie doch und uns im Saal!“

„So ist's, und ich gönne's meiner gnädigen Tante, daß ihr diese Verleumdung zugefügt wird. Ich hab's ihr vorhergesagt; doch sie wußte sich erheben über die Möglichkeit, von einer Theatergängerin solche Vernachlässigung zu erfahren. Jetzt muß ich doch um des Teufels willen das Meinige thun, tant bien que mal die Lücke ausfüllen zu helfen. In der Noth frißt der Teufel Fliegen. Und wo die Sonntags steht, wird ein Klavierpieler eintreten.“

„Nach das noch!“

„Gib Dich zufrieden, kein gemüthlicher. In vorgerückter Abmüthung dessen, was kommen könnte, hab' ich mir die Erlaubnis errungen, einen Freund einzuladen, den ich wohl dem Namen nach kenne.“

„Ah, Du meinst den Herrn von Verthol, gewiß! Dort ist der Eck steht er ja. Von dessen unwillkürlichen Tadeln hab' ich schon viel gehört und war nicht wenig erstaunt, ihn hier zu finden. Man sagt, er lebe wie ein menschenleerer Sack, der sich geföhren Kreisen fern hält.“

„Das thut er allerdings. Auch ist mir's nicht leicht geworden, ihn zu überreden.“

„Der ist denn der seltsame Partikulier, der neben ihm steht? Wohl eine Art Förderfaher!“

„Erstehen, ein Herr Wilhelm Scherling.“

„Der macht ja Obdichte? Du beinene mich —“

„Und gar nicht! Aber. Denn hab' ich die Einladung hierher geschickt, weil ich ihn als Vorspann für Leo brauchte, welcher sehr an ihm hängt. Maniglich wollte auch Jener nicht abweisen. Wie ich ihm dann die Anwesenheit der Sonntags, die er wohnungsmäßig liebt, in Aussicht stellte, ging er auf Alles ein und überredete zuletzt auch seinen Freund.“

„Wunderliche Weilige, mit denen Du verkehrst, mein Herr Eduard!“

„Was Leo von Verthol betrifft.“ sprach Lieutenant Max dazwischen, das ist ein liebenswürdiger, gebildeter Mann, den Porten kenne ich nicht.“

„Sie passen streng genommen nicht unter uns, das geb' ich euch an. Hingegen haben sie doch auch ihr Gutes. Und auf die Länge, weiß Du, empfangen wir uns gegenseitig mörderlich. Da treten Stimmungen ein, wo man nicht ungern über andere Dinge sprechen, und sehr ungern sprechen hört, als über diejenigen, um welche sich unsere Gespräche drehen. Für solche Stimmungen tonlos! Ich mir solchen Umgang, der mir heute zu Statten kommen wird. Laßt mich nur machen, sie sollen Beide ihr Souper überdienen!“

„Es wird also fesseln?“

„Und copulieren!“

„Gottlob! Wenigstens ein Trost!“

„Obor der jungen Herren: „Ein gediegener!“ — — — — —
„Sehr wahrhaftig!“ — — — — —
„Gefährlich bei all' seiner gefälligen Frömmigkeit und Ueberredungskraft nicht gelangen sein, die beiden Sackgassen in die Weiche zu treiben, hätte nicht auf Wilhelm die

plötzliche Nachricht vom Ausbleiben der Sontag eine so gewaltige Wirkung geübt, daß er gleichsam aus Wand und Bord geriet. Wuth, Verzweiflung, Wehmuth gingen ineinander auf und brachte ihn in eine Verzweiflung, für die es eben keinen Namen gibt, weil jedweder, den man darauf anwenden möchte, immer wieder nicht zu passen scheint. Nach einer Nachtung bin vereint mit ihm in ihm fliehenden Gefühle: in dem Bedürfnisse, sich auszutoben, seinem Schmerz, seiner thörichten Liebe Worte zu geben! Deshalb griff er Edward's Vorschlag feurig an und erklärte sich ohne Weigern willig, den Reigen dilettantischer Experimente, durch welche eine hochpreisliche Versammlung für den Genuß der Sontag ersatzlos werden sollte, mit einem von ihm verfaßten Gedichte zu eröffnen. Daß dieses Gedicht keinen andern Inhalt hatte, als Henriette... wer wird's begreifen? Trug er's doch bei sich, auf seiner Brust, auf seinem Herzen, stielig abgeschrieben, um es, wenn sie geungnaht haben würde, ihr selbst! ja, so weit hatte sich die fähne Phantasie des Liebenden gewagt! zu überreichen. Jetzt mußte er sich mit der unglückseligen Hoffnung begnügen, sie werde davon hören, werde dem Dämonischen äußern, es zu lesen... und dann... nach ist nicht Alles verloren!

Es gelang ihm, seinen Vortrag mit einer ganz geschickten Wendung einzuleiten. Indem er dem allgemeinen Bedauern, sie hier eintreten zu müssen, Worte gab, fand er gerade darin eine Entschuldigung für seine Dreistigkeit; denn, sagte er, wenn meine Dichtung noch so schwach ist, behauptet sie doch den unbestreitbaren Vorzug, von nichts zu handeln, als von den wie genug zu bewundernden Gaben solcher außerordentlichen Künstlerin. Während wir von ihr reden, wird sie hier sein.

Allgemeines Gebräuel der Jaserlichkeit folgte diesem Prologe. Und Wilhelm hob an...

„Ach, wie doch wohl könnte ich der Verfasser vorliegenden Romanes jetzt zeigen, und wer dürfte ihn darüber zur Rechenhaftigkeit ziehen, wenn er diese lobende Gelegenheit benützte, dem Leser ein langes, breites, gutgezeichnetes, reingereinigtes Poem aufzubringen, welches ungleich mehr Aussicht hätte, beachtet und wirklich aufmerksam durchlesen zu werden, als irgend ein unter seinem Namen jemals erschienenes? Er widersteht nämlich der Versuchung und bemerkt bloß historisch: Heinrich's Gedicht gefiel den Hörern, obgleich es gut, obgleich es durchaus poetisch war. (Und mein „obgleich“ ist vielleicht gar nicht so paradox, wie es auf den ersten Blick aussieht.) Es hatte die Hörer einigermaßen erheitert. Man hätte fragen: Wer ist der Mensch? — Nicht ich! — Was! hübsche Verse! — Ein Wägen zu überschmücken! — Angenehmes Organ!

Wilhelm's Triumph machte ihn kühner. Er vereinte sich mit Edward, den nach immer widerstrebenden Leo an's Fortepiano zu zwingen. „Beobachte, ich wird dich hören!“ flüsterte er dem Schmeichler in's Ohr. „Was kannst du ihr nicht sagen, wenn Du deinen Empfindungen freien Spielraum gönnst? Du weißt ja auch in Dingen zu reden!“

„Ja, ich will ihr Alles sagen,“ entgegnete Leo leise; „Du hast Recht. Ich will ihr mein ganzes Herz erschließen, und meine Seele soll durch die Finger in die Salven dringen!“

„Eine merkwürdige Liebeserklärung! Könnte Unter-einen hier wirklich machen?“ brummte Wilhelm hinter Leo her, den Edward der Gesellschaft präsentierte, bevor er ihm einen Stuhl an's Klavier sah. „Eine merkwürdige Liebeserklärung, noch dazu ein Einzug, den sie nicht kennt, von dessen Erklärer sie keine Ahnung hat, und der ihr aus in Tönen deutlich machen will... Weshalb aber nicht? Bringen sie's im Orient zu Stande mit Witten und Witten, warum soll's es nicht auch verständlich werden mit Klängen und Melodien? Sollen verhalten sich zu Blumen, wie Esen sich zu Kumpfen verhalten... Nun, ich bin gespannt. Und ist das ein Abend! Die Erwartete blieb weg, was mir vielleicht das Glück verschafft, ihr meine Verse in ihre Wohnung bringen zu dürfen. Leo dagegen findet so unerwartet die unbekante Göttheit, die er mit seinem Verzei (denn Verse macht er auch, wenn er phantastet) aus ihrer Höhe ein paar Zoll herabstößt! Wer kann vorhersehen, was dieser Abend uns bringen wird?... Ha, er beginnt!“

(Fortsetzung folgt.)

Beim Zeichner des deutschen Hauses.

(Vom 2. Teil.)

Es war kein Ansehen eines jener wunderbaren Mäler der Tore'schen Welt, bei denen der Holzschnitt allein schon in seiner rein technischen Ausführung als ein erhabenwertiges Kunstwerk betrachtet werden kann, als meine Gedanken sich unwillkürlich dem zuwandten, welcher dem deutschen Holzschnitt der Jahre seiner merkwürdigen Aufschwung gegeben hatte, der ihn aus seinem Schummeren aufhellte und ihn dahin brachte, daß er heute ganz gut mit den andern Nationen rivalisiren kann. — Ich dachte an Ludwig Richter, den Freund eines jeden deutschen Hauses,

den Verlebter unserer Kinder und Frauen — den Mann, der deutsches Familiengedächtnis erstarkt, erkannt und wiedergegeben hat, als alle Verhältnisse es vermögen — den großen Künstler, dessen Kunstgassen die Zierde der Wälder und Privatgesellschaften sind und dessen Holzschnitten auf dem Bücherstapel so vieler Tausende von Familien liegen.

Eine jellame Phantasie ging mir durch's Hirn; — ich nahm ein Blatt des Richter-Album, legte es einem Tore'schen Bilde zur Seite — und ich verglich. Dem fremdlichen Leser kann ich den Rath geben, dieses Experiment zu versuchen, er wird sich eine recht genussreiche Stunde bereiten. — Wie ich, wird er, von der Gropfartigkeit des Franzosen gebildet, das bedeutsame deutsche Blatt nicht gar nicht sehen; sein Geist wird sich von dem Glanze, der überströmenden Phantasie, der überprüfenden Genialität Tore's gänzlich beherrichen lassen, — er wird annehmen, demüthend... bis zur Ueberduldung, bis zur Verwunderung wird er bewundern — mit erschauerter Hand wird er das Richter'sche Blatt nehmen — wie wird er es Anfangs klar und klar finden — wie wird er sich mit ihm mit dem Schuler zu tun und... ja, aber wie kommt es, Leser, daß plötzlich das neue Zeitalter dieses Lichts erlischt, daß sein Geist mit einem Male einen ganz andern Ausdruck annimmt — daß ein frühliches, gutmüthiges Lächeln seine Lippen umgibt — daß Du dich lediglich in diesem Reizthum zuweilen, schwermüthig, und daß — Dir selbst unbewußt — Deine Hand sich schon nach einer andern Zeichnung unseres lieben Meisters ausstreckt?

Welch, ist mir, haben wir Künstler, die zwei so scharf entgegengesetzte Richtungen verfolgen, so vollständig es verstanden, sich des ganzen Genies des Zeichners zu bemächtigen, wie es der große Richter und der jugendliche Tore gethan: — dieser, indem er unaufhörlich an seinem Geiste rüttelt und ihn in eine prächtige und farbenvolle Traumwelt einleitet — jener, welcher sich seine schöne, seine höhere Aufgabe für sich kennt, als den Menschen in seinem eigenen Streben, in seinem täglichen Willen und Schaffen zu sehen und ihm dabei zu verzeihen; — der Eine, dem der weiteste Horizont nie fern genug liegt; — der Andere, der ihn sich unendlich noch enger ziehen möchte.

Und nach letzterem, noch entscheidender tritt der Gegensatz in diesen beiden großen Künstlern auf, wenn man bedenkt, daß Richter den Winkel fortgeworfen, der „Kriemhilde“ und den „Bauhaus“ — zwei Meisterwerke geschaffen und dem Geiste des Mittelalters all seine Kunstgassen anvertraut hat, während Tore, der nunmehr weltberühmte Illustrator der Bibel, neuerdings nicht mehr schauen will, Voltaire und Büchel ergreifen hat und mit seinem Bilde auf der deutschen Ausstellung, der „Bierpils“ (dem dritten oder vierten, das er je gemacht) hat eine eben so große Verwunderung erregt hat, wie früher mit seinen Zeichnungen. — Wie gelang, der Leser kann sich einen wirklichen Kunstgenuss bereiten, wenn er sich weitestens in die Anbahnung der Werke dieser beiden großen Meister unserer Zeit vertheilt.

Eben einmal ergab ich in diesem Punkte bei Gelegenheit des Dichters Julius Sturm, wie es mich mit Gemuth zu den Mäthern treibt, die durch ihre Werke, einem Erbe gleich, von meinem Geiste befreit; — und so ging es mir auch dieses Mal wieder; — es ließ mir keine Ruhe nach, bis ich den Zeichner des deutschen Hauses von Angesicht zu Angesicht gesehen, bis er mir selbst diesen merkwürdigen Kunstproben erklärt, welcher aus dem Mäler jener fortwährenden, italienischen Landschaften, die seinen Künstlergeist fesselten, den jellamen Illustrator gemacht hatte, der mit einer gewissen kleinen Regelmäßigkeit sich kaum mehr vom Rande der Fantasie hinwegwagt und der seit langen Jahren die Verzöger seiner Inspiration in der Kinderstube einsperren sieht. Der Mäler von „Africa“ und der Zeichner so vieler bekannten Kinderzeichnungen haben mir unendlich ein und dieselbe Version zu hören — und da dem danach so war, so erlaube mir doch ein psychologisches Kunstgespräch, dessen Auslösung zu wegen es mich unaufrichtig anspornet.

Im Vorraum, einem reizenden Hagedorfe bei Dresden, wo Schiller ein Don Carlos aufstellte, wo Weber die hohe Harmonie der Götterwelt aus seinem Herzen schloß, wo Tausend und Tausend dem heiligenwichtigen Theodor Stöcker die Sprachlehre in den Kopf steckte, bewohnte Ludwig Richter im Sommer eine der herrlichsten Villen.

Ein neues Räthsel für mich. „Was brauchte dieser Mann?“ dachte ich, indem ich bei glühender Sonnenhitze den steilen Berg auf schwebenden Wege hinaufkletterte, — „weshalb brauchte dieser Mann jene merkwürdige Hermiten, wenn sein Künstlerauge sich an den Wänden des Hauses halten konnte?“ — Und immer höher stieg ich und weiter und immer weiter verschloß die Linie des Horizontes; — es war eine der schönsten Fernsichten, die ich je erblickt, als ich endlich vor dem Hause stand, in welchem er alljährlich seinen Sommeraufenthalt nimmt.

Der Meister ist jetzt 65 Jahre alt und hat ein äußeres sehr und wohl gekleidetes Gesicht, auf welchem man von der barten Welle des ersten Ausblicks einen Ausdruck voll Freude zu erkennen glaubt, der jedoch augenblicklich verschwindet, wenn ein heiteres Lächeln, das ihm eigen ist, seine Lippen umgibt. Dieses überaus feine, geistreiche Gesicht, von langen, fast schon weißen Haaren wie umrahmt, steht unwillkürlich an — in jedoch das Gesicht nicht, welches man sich als besten Gegenstand, der den Kindern ihrer Lebenszeit, aber oft so gar plumpen Humor abgelaufen hat. — Obgleich von vielen Unwohlsein geplagt, ist er doch noch rüstig und erkrankt oft zwei- oder gar dreimal des Tages jenen mühsamen Weg, der zu der letzten Begaugung führt, die er sich erlaubt.

Ich habe lange Stunden mit ihm geplaudert und seltsamer Weise war das Hauptthema unserer Unterhaltung... Tore. Wie ich habe, daß eine gewisse Bläue von Künstler, die statt der strenge des Genies, die ihnen wohl

wie beides sein wird, interimsisch die des Gendarmes tragen, und die mit einer so leuchtenden Zügeverfälschung von dem französischen Künstler sprechen... ein Jahr, nachdem sie unsere deutsche Kunst so schwach auf der pariser Ausstellung vertreten — wie ich habe, daß diese nicht die Worte unseres großen Meisters mißgünstig haben, als er von seinem jugendlichen Lebensbühnen sprach. Es war mehr als Anerkennung, mehr als Achtung; es war fast Entbehrung, als er von seinen vielen und vielfachen Leistungen sprach; — es war Freude über die Bezeichnung von heimlichem Reize, daß der Kunst ein solcher Jüngling in unserer Zeit erlaubt sei; — es war in einem Worte ein Welter, der von einem andern Meister rebele in einer hohen und edlen Weise, die den Menschen eben so treffend wie den Künstler charakterisiert... in Gedanken, die Schuler schuldig fühlen verließen und fast nie anwenden.

Er erzählte mir Tück und Jenes aus seinem Leben und was mich auf die verschiedensten Biographien, welche über ihn publizirt worden sind, von denen die eine, die von Otto Jahn, nach den Aufzeichnungen seines lange Jahre hindurch mit Regelmäßigkeit geführten Tagebuchs bearbeitet ist. — Ich entnehme ich die den Leser aus meinen interessanten Daten dieses so reizenden und belehrenden Künstlerlebens...

Am 28. September 1803 ist Adrian Ludwig Richter in Dresden geboren, der Sohn eines wohlhabenden Kupferstechers im landesherrlichen Hause aus der Jünglingschule. Die ersten Lebenserinnerungen, erzählt er, erhielt ich im Hause meines Großvaters. Mein väterlicher Großvater war ein armer Kupferstecher, der nebenbei Uhrmacherer und besonders leidenschaftlich Musikant und Goldschmied war. Er war viel mit religiösen Vorstellungen, bei seinen allgemüthlichen Studien im Zusammenhang stand, beschäftigt — in seinem Wesen dabei ruhig, aber ironisch. So häuften er in seinem dunklen Hinterhaupte, in welchem eine Anzahl von Phantasmen wie verrückt durcheinander taten und lachten und künstliche Rhythmi die Stunde schweben; — dort schweben ihn viele Verantworte heiz — verjüngte Musikanten — alte lakkenförmige Juden in den hellsten Exemplaren... und man kann sich denken, mit welcher Verwunderung und welcher Ehrer ich diesem unheimlichen Treiben zusah!

Meine Großvater von väterlicher Seite waren Crigoline anderer Art: er war Kaufmann der kleinen Kategorie, ein geldmüthiger, aber polternder und aufstrebender Mann, mit einer langen, weißen Fingerringe, hübscher und immer beweglich. Das große Gegenbild war die Großmutter, eine bide, phlegmatische Holländerin, die eine gewisse Gravidität zu entwickeln wußte, ergründet, daß sie eine geborne von der Berg und ihr Vater ein etwas größerer Kaufmann war, als ihr Vater. Nach eines Hausknechts meiner Großmutter entfinne ich mich — gleichfalls ein Holländer im hochgezogenen Frack mit blühenden Stahlschnitten, langen spanischen Hosen, kalbfarber Färbung und Haackentel, der tägliche Gast im kleinen Zimmerchen, der zusammenlag und die Tanten umherum dichte. — Unter solchen halb phantastischen, halb schillerhaften Einbildungen wuchs der Knabe unter trübenden Verhältnissen auf, zu einer Zeit, wo die schallhaften Weiterertheil Chodowitsch's einen neuen Epochen der Kunst geben zu wollen schienen. Sein Vater bestimmte ihn zum Kupferstecher, und von seinem dreizehnten bis fünfzehnten Jahre hielt er ihm mit viel mehr Fleiß bei der Herausgabe von siebenzig radirten Ansichten von Dresden und der sächsischen Schweiz. Welches Jochthum damals in jener Kunstgasse herrschte, mögen die folgenden Worte des Meisters zeigen: — „Einer meiner Lehrer,“ erzählt er, „sagte: Wenn die Dammthoch malen wollten, so nehmen sie einen Streifen Papier, brechen ihn zusammen, liegen die Spitzen herum und legen die Spitzen mit drei bis sechs Spigen in Gruppen nebeneinander, das gibt Dammthoch. Luth macht man aus Glas.“ „Wütiger Gott!“ Ich war Tags zuvor im platten Boden Grunde gewesen und war vor Wonne sah auf der Daut geblieben, wie ich auf den Wägen und an den Wägen im hochaufliegenden Grase die prächtvollen Blumen und Wägen in tausend Farben und Formen aufblühen sah; ich hatte die Umriffe der Gräben und Hohlwege, der Gräben und Wägen mit Entzücken verfolgt und sollte nun Dammthoch machen, der wie hölzernen, spanische Reiter auslief — es war zum Verzweifeln! — Und doch hatte ich zu großen Reiz vor der Weisheit der Professoren, ich mußte meinen Anstand misstrauen und den ibrigen folgen; es war ja nichts in der umgebenden Kunstwelt, das einem hätte auf die Sprünge helfen können! — Von der Noth einer wankenden Zeit hat die jetzige junge Kunstwelt gar keinen Begriff.“

Der Juchel — oder vielmehr jene Verzweiflung, welche so oft schon den Reim der Kunst in der Zeit des künftigen Hohenpriesters zur prangenenden Frucht geführt hat, trieb Richter aus dieser verdorrten dreedener Atmosphäre. Der hiesige Mariäthum, ein Chastamacher des Hauses von Wägen, wollte im Jahre 1830 eine Reise durch Frankreich machen und suchte einen gewissenmalen Zeichner, welcher in seinem Reize-Album die Wägenzeichnung an diese Reise führte. — Das war damals die Zeit der großen Schweizer — eine Stille, welche wankenden jungen Künstler die Mittel zur Reise und zum Studium gegeben hat; heute haben es diese Herrschaften bequemer — sie laufen sich photographische Anzeichen. Richter ward dem hiesigen empfohlen und machte mich so interessante Reise mit ihm. Der Winter, den er in Sizilien verlebte, hatte in ihm die wunderbarliche Schmeichele erweckt, Italien kennen zu lernen und besonders jene gelobte Stätte der Kunst: Rom — jenes Afrika, wohnen jeder Wägen keine Fingerringe machen wird. Aber wie viel Hindernisse stellten sich der Verwirklichung dieses Wägen entgegen — Hindernisse, von denen das wunderbarliche dem Leser wohl bekannt sein wird. In Schmeichele verzehrte sich der junge Mann in dem ihm sehr nach abwechselnden erdenden Treiben, als ihm wiederum eine Antie kam, von

der er eine solche sicherlich am wenigsten erwartet hätte. Der Buchhändler Ob. Arnold war einst zu Walter's Vater gekommen, um sich bei ihm nach einem Künstler zu erkundigen; dort sah er den Sohn bei der Arbeit und sagte für ihn, der dem eigenen, künftlich verstorbenen Sohne gleich, eine herrliche Jungsung. Es konnte ihm nicht entgehen, was hier noch sei; eines Tages sagte der treffliche Mann zu Walter's höchster Ueberraschung: "Nieder, junger Freund, Sie müssen fort nach Rom. Ich gebe Ihnen jährlich 400

Thaler, wofür Sie keinerlei Verbindlichkeiten einzugehen haben und ungehindert studiren können. Also in Gottes Namen auf!"

Man kann sich denken, wie hoch das Herz des nach Italien zurückkehrenden Kunstjüngers bei diesem unerwarteten Besuche Arnold's schwall und mit welcher heftigen Eile er sein Kängel schnürte, um die Pilgerfahrt in's gelobte Land anzutreten. Nur das Hof fuhr er, und am Ende Juni 1823 begann er seinen Fußmarsch bis Florenz, von wo er einen

Betturini nahm und in Rom im Oktober ankam. — Den heutigen Besuchern Roms und seiner Künstlerkolonne aller Nationen muß es schwer werden, sich einen Begriff zu machen, was diese selbe Kolonie vor vierzig Jahren war. Damals war es ein hoher, erhabener Markt, die Hunderte von Jünglingen, von dem ersten Strich ihrer stumm durchdrungen, bumm über die Piazze gehend, um ihre großen Meister mit Ehrfurcht und Liebe verjammert zu sehen — es war herzerquickend, in den Chören ihr froh-

Vier Illustrationen aus Georg Scherer's Deutscher Dichterwald.

Dritte Auflage.



Morgenrot.



In Hermann's Haus.



Zur Verlobung.



Zur Stille Nacht.

liches, von Jugend und Leben voll überflutendes Gefühl mit anzuhaften; ... es ward gelungen, getrunken und geliebt, ... vor allen Dingen aber ward gewollt. Das Vermählungsein, das das Vaterland die Auen auf den aus Rom zurückkehrenden rücken würde, verließ sie keinen Augenblick und brachte viele trübe Winter herbei — hier und da sogar einen aufzudeckten. Heute ist es in Rom ganz anders, und die alten Meister, die die Städte besahen, wo sie den glücklichsten Traum ihrer Jugend träumten, schütteln die Köpfe, wenn sie das Gestrübe ihrer Nachfolger betrachten. Der Ehrfurcht — das unheimliche Gefühl, wel-

ches dem Schüler seinen Lehrer wie einen zweiten Vater erkennen läßt — ist verschwunden. Heute wird nicht in den heutigen Meisters "Schule" und wie wenig noch gelehrt! Es ist wüthlich widerlich, unheimliche Gesellen von "Kardinalen Verzeihungen" mit ruhiger Stimme sprechen zu hören, ... von den lebenden Meistern gar nicht zu reden, die gewöhnlich nur als "alte Schabraden" aufgeführt werden.

Wie ganz anders war es in Walter's Zeiten — wie anders benahm sich Walter! Man mag ihm noch heute gedenken, wie er mit inniger, tiefergedrungener Stimme von sei-

nen damaligen Schreien stach und Tümmern von Carolsfeld sprach, wie er, der Völkern unerschrocken in Italien übertraten hat, seinen Augenblick aufzuheben, zu betheuern, daß er ihm Alles zu verhandeln habe.

Eben im nächsten Jahre trat Walter seinen Kunstgenossen, daß er würde sei, sich mit ihnen zu messen; sein "Hermann in Morgenberedung" war die Weisheit, welche der Jüngling der Kunst darbrachte. — Das Werk seines zweiten Jahres war eine Landschaft an der Nova di Mezzo, und das letzte heilige: das Thal von Amalfi. — Viele drei Meistern, welche das ihm von Arnold und seinen andern

„Aber aus des Himmels Willen,“ rief ich ihm erwidert, „warum begruben Sie sich denn dort lebendig?“
„Um leben zu können,“ erwiderte er lachend. — „Sie schienen nicht den richtigen Begriff zu haben von dem, was unsere Kunstverhältnisse damals waren und zum Theil heute noch sind. Ich hatte von der Malerei, obgleich der Beruf mich wie ein Schockfisch behandelte und ich recht fleißig war, obgleich meine Bilder sich leicht und gut verkauften, — ich hätte von der Malerei nicht leben können, jenseit da

hinaus. — Im Jahre 1836 wurde ich beim Eingehen der mecklenburger Reichsdiene an die dresdener Akademie berufen, wo ich seit 1841 als Professor und Vorstand des Reichs für Landschaftsmalerei war.“
„Und die Illustrationen?“ fragte ich von Rosen; denn, ich wiederholte es, grade die zu erfahren, interessirte mich am Meisten.
„Sehen Sie,“ versetzte er, „unser Land ist ein gar eigenenthümliches Land; wir haben einen feinen und richtigen Geschmack für Kunst und Literatur; aber wenn es, wie bekannt, so gar wenige Privatleute gibt, die eine Bibliothek besitzen — wie wenige gibt es erst, die sich eine eigene Bibliothek ankaufen!“

„Ja,“ unterbrach ich ihn, „unser Land, selbst die hoch- und kultigsten, wagen nicht, ihre Hand ohne Handschuh auf ein Gelande zu legen; aber sie lesen — im Orte sogar oft — ihre ablesenden, mit Zeit und Schweiß bearbeiteten Blätter der Feuilletonisten, die durch die Hände so und so vieler Köchinnen oft gegangen sind, ehe sie zu ihnen kommen. Es werden bei uns am meisten Bücher gelesen und am wenigsten gekauft; — es ist eine Art von platonischer Liebe für die schöne Literatur!“
„Und wenn bei uns ein Buch für den Preis eines Paar Handschuhe zu haben ist und man es dennoch lieber als schmutziges Gemeinathum aus der Feuilletonisten nimmt, wie muß es erst mit den Bildern gehen, die Hunderte von Thaler kosten?“

„Ja,“ unterbrach ich ihn, „unser Land, selbst die hoch- und kultigsten, wagen nicht, ihre Hand ohne Handschuh auf ein Gelande zu legen; aber sie lesen — im Orte sogar oft — ihre ablesenden, mit Zeit und Schweiß bearbeiteten Blätter der Feuilletonisten, die durch die Hände so und so vieler Köchinnen oft gegangen sind, ehe sie zu ihnen kommen. Es werden bei uns am meisten Bücher gelesen und am wenigsten gekauft; — es ist eine Art von platonischer Liebe für die schöne Literatur!“
„Und wenn bei uns ein Buch für den Preis eines Paar Handschuhe zu haben ist und man es dennoch lieber als schmutziges Gemeinathum aus der Feuilletonisten nimmt, wie muß es erst mit den Bildern gehen, die Hunderte von Thaler kosten?“

„Ja,“ unterbrach ich ihn, „unser Land, selbst die hoch- und kultigsten, wagen nicht, ihre Hand ohne Handschuh auf ein Gelande zu legen; aber sie lesen — im Orte sogar oft — ihre ablesenden, mit Zeit und Schweiß bearbeiteten Blätter der Feuilletonisten, die durch die Hände so und so vieler Köchinnen oft gegangen sind, ehe sie zu ihnen kommen. Es werden bei uns am meisten Bücher gelesen und am wenigsten gekauft; — es ist eine Art von platonischer Liebe für die schöne Literatur!“
„Und wenn bei uns ein Buch für den Preis eines Paar Handschuhe zu haben ist und man es dennoch lieber als schmutziges Gemeinathum aus der Feuilletonisten nimmt, wie muß es erst mit den Bildern gehen, die Hunderte von Thaler kosten?“

„Ja,“ unterbrach ich ihn, „unser Land, selbst die hoch- und kultigsten, wagen nicht, ihre Hand ohne Handschuh auf ein Gelande zu legen; aber sie lesen — im Orte sogar oft — ihre ablesenden, mit Zeit und Schweiß bearbeiteten Blätter der Feuilletonisten, die durch die Hände so und so vieler Köchinnen oft gegangen sind, ehe sie zu ihnen kommen. Es werden bei uns am meisten Bücher gelesen und am wenigsten gekauft; — es ist eine Art von platonischer Liebe für die schöne Literatur!“
„Und wenn bei uns ein Buch für den Preis eines Paar Handschuhe zu haben ist und man es dennoch lieber als schmutziges Gemeinathum aus der Feuilletonisten nimmt, wie muß es erst mit den Bildern gehen, die Hunderte von Thaler kosten?“

„Ja,“ unterbrach ich ihn, „unser Land, selbst die hoch- und kultigsten, wagen nicht, ihre Hand ohne Handschuh auf ein Gelande zu legen; aber sie lesen — im Orte sogar oft — ihre ablesenden, mit Zeit und Schweiß bearbeiteten Blätter der Feuilletonisten, die durch die Hände so und so vieler Köchinnen oft gegangen sind, ehe sie zu ihnen kommen. Es werden bei uns am meisten Bücher gelesen und am wenigsten gekauft; — es ist eine Art von platonischer Liebe für die schöne Literatur!“
„Und wenn bei uns ein Buch für den Preis eines Paar Handschuhe zu haben ist und man es dennoch lieber als schmutziges Gemeinathum aus der Feuilletonisten nimmt, wie muß es erst mit den Bildern gehen, die Hunderte von Thaler kosten?“

Der entführte Gänsebraten.

Anecdotische Bilder von Stauber. Text von Paul Rütching.

I.



„Dort oben war ein Gänsebraten
Der war mit Butter eger,
Und weil er sich bei Tisch nicht kauf,
Sah er sein Tod're hoffen:
„Mir lieber Luderchen beide,
Dich' an euch meine Freude!
Und wenn ihr nach ich's gütlich stiel,
Schmeckl' mir's wieder noch mal so gut.“



Die Wild mit Gänsebraten nicht weck,
Die Fabeln hatten selber.
Gegoffen bin, Gegoffen der:
Ihr müßt doch bald an's Meßer.
„Ja, Weibchen! gibt es Gänsebraten!“
Und als beständ'g diese
Kuch' Gänsebraten, ei, derer!
Das schmeckl' doch gar zu sehr.“



Der Schneider Rind, ein armer Gans,
Bemerkte, daß die Gänse
Nicht hagen's und der Gans' Sohn
Auch die wackelnde Gänse.
„Mir' auch gen Gänsebraten
In Weibchen! an das Gäh,
Dich' Gähle nur gütlich,
Wenn man sie freuten läßt.“



Am Tage vor Weihnachten
Kam Rind aus Gans ein.
Die hat den Gans' den Gans,
Denn sie hat seinen Gans.
„Mir' auch gen Gänsebraten
In Weibchen! an das Gäh,
Dich' Gähle nur gütlich,
Wenn man sie freuten läßt.“

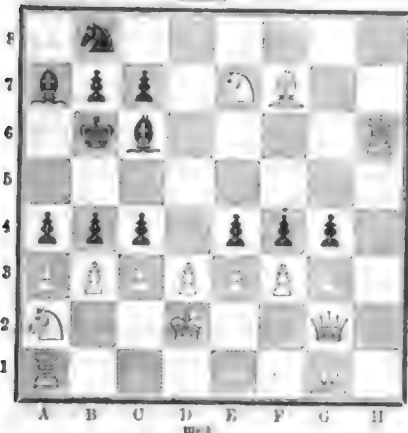
„Und wie kamen Sie dazu, Herr Professor,“ fragte ich neugierig, „nach so bedeutenden Erfolgen die Malerei zu verlassen und Ihre ganze Kraft der Illustration zuzuwenden?“
„Doch war nie mein Gedanke,“ erwiderte er, „aber das hat sich sozusagen von selbst gemacht. Zwei Jahre nach meiner Rückkunft aus Rom mußte ich, um meinem Leben eine feste Basis zu geben, eine Anstellung an der Reichshochschule der Vorlesungen in Wien anzunehmen. Ich blieb acht Jahre dort. Neben die einen wichtigen Gegenstand des großen Kunststudiums, dem die meisten Werke enthalten: acht Jahre Vorlesungen nach drei Jahren Rom!“

„Doch war nie mein Gedanke,“ erwiderte er, „aber das hat sich sozusagen von selbst gemacht. Zwei Jahre nach meiner Rückkunft aus Rom mußte ich, um meinem Leben eine feste Basis zu geben, eine Anstellung an der Reichshochschule der Vorlesungen in Wien anzunehmen. Ich blieb acht Jahre dort. Neben die einen wichtigen Gegenstand des großen Kunststudiums, dem die meisten Werke enthalten: acht Jahre Vorlesungen nach drei Jahren Rom!“

Ich bald nach meiner Rückkunft aus Italien meinen früheren Drogenraum vermittelte und die gebräuchlichste hatte, die zur fünfzigjährigen Jahre lang die treueste und liebendste Gählerin gewesen. — Doch auch dieser Missethat, diese materielle Bekümmernisse hatte ich Gans. Da wir die Mittel fehlten, nach Italien, wie es mein beider Wunsch war, zurückzukehren, machte ich Reisen in Deutschland und lernte die Schönheiten unseres herrlichen Landes

unigen Verkehr mit einem intelligenten, liebenswürdigen und wohlthätigen Verleger zu sein, als mit den sogenannten Kunstvereinen, die zwar viel Gutes schon gestiftet haben, jedoch unabhängig waren und unabhängig sind, einen jungen Künstler dem Volke lieb zu machen und . . . ihm den halberneuen Weg des Lebens zu eben, zu zeigen. Rind kann nur ein Einzelner, nicht ein Verein, der gar viele verschiedene Meinungen und Sympathien in sich vereinigt;

Schach.
(Fortsetzung von dem Vorhergehenden.)
Aufgabe Nr. 5.
Von Herrn v. Schmalz.
Zürich.



Wie geht und geht mit dem nächsten Zug?

Auflösung der Aufgabe Nr. 4.

- | | |
|-----------------------|-----------------------|
| 1) D. 6. — A. 6. | 1) C. 3. — A. 6. |
| 2) D. 6. — D. 7. | 2) C. 3. — D. 7. |
| 3) E. 4. — D. 7. | 3) E. 4. — D. 7. |
| 4) C. 3. — D. 7. | 4) C. 3. — D. 7. |
| 5) D. 6. — C. 3. | 5) D. 6. — C. 3. |

Weitere Varianten folgen.

Vollständigt 11.



Auflösung des Bilderräthsels 10 in Nr. 10.

Ein Räthsel.

Briefmappe.

Der Herr D. in Frankfurt. Der Herr D. hat sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt, die er auch sehr gut gelöst hat. Die Lösung ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden. Der Herr D. hat sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt, die er auch sehr gut gelöst hat. Die Lösung ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Dem Königl. Hofe, der sich am 1. d. M. in der Stadt Frankfurt am Main befindet, ist eine kleine Aufgabe gestellt, die er auch sehr gut gelöst hat. Die Lösung ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Prachtvolles Weihnachtsgeschenk.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Prachtvolles Weihnachtsgeschenk. Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Prachtvolles Weihnachtsgeschenk.

Verantwortliche Redaktion: Eduard Hallberger.

Bekanntmachungen aller Art.

Der Wahrheit die Ehre!

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Wois für Damen!

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Patent-Gummi-Schwämme.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ligroline

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Für praktische Hausfrauen.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Normal-Faschen-Ähren

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Normal-Faschen-Ähren

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

H. Stob'sche Patent-Schlittschuhe

ohne Riemen.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Destillation auf kaltem Wege.

Gilgigere und bessere Branntweine, Liqueure, Rum u. s. w.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Wilhelm Schiller & Co. in Berlin, Blumenstrasse 73.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Programme, Kataloge, Anerkennungen etc. gratis.

Endlich eine Schreibfeder für jede Hand!

Neueste patentirte Erfindung!



Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

General-Depot für ganz Deutschland:

Edmund Loewenthal, Berlin.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Verbindungen mit Ungarn.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

Ein junger Mann, der sich in der letzten Nummer der Zeitung eine kleine Aufgabe gestellt hat, ist in der letzten Nummer der Zeitung zu finden.

345,000 Nähmaschinen

Wheeler & Wilson Manufacturing Company

hat die
bis Ende September verkauft.

Wheeler & Wilson waren die Erfinder, welche 1847 in Lowell, Mass. die ersten Nähmaschinen für den Hausgebrauch erfanden. Diese Maschinen sind jetzt in allen Ländern bekannt und beliebt. Sie sind die besten Nähmaschinen, die je erfunden wurden. Sie sind leicht zu bedienen und sehr schnell. Sie sind auch sehr haltbar und werden viele Jahre lang gebraucht werden können. Sie sind die besten Nähmaschinen, die je erfunden wurden. Sie sind leicht zu bedienen und sehr schnell. Sie sind auch sehr haltbar und werden viele Jahre lang gebraucht werden können.

F. Armstrong, General-Agent, Hamburg.

Um das Publikum von der Leistung dieser Nähmaschinen, unter der Bezeichnung von Wheeler & Wilson Sewing Machines, Wheeler & Wilson's Patent, Wheeler & Wilson-System, deutsche Wheeler & Wilson's, zu überzeugen, werden dieselben in Hamburg, unter Aufsicht des General-Agenten, F. Armstrong, ausgestellt. Die Ausstellung findet vom 1. bis 31. October 1862 statt. Die Ausstellung ist für Jedermann frei zugänglich. Die Ausstellung ist in der Stadt Hamburg, in der Nähe des Hauptbahnhofs, zu finden.

Wheeler & Wilson M^{fr} G. Co.
BRIDGEPORT, CONN.
auf der Warte trägt. Jeder, der eine Nähmaschine zu kaufen beabsichtigt, wird, um nicht täuscht zu werden, auf die Original-Verpackung der Nähmaschine aufmerksam zu machen. Die Original-Verpackung ist mit dem Namen Wheeler & Wilson versehen. Die Original-Verpackung ist in der Stadt Hamburg, in der Nähe des Hauptbahnhofs, zu finden.

Die Königl. Sächsische 75. Landes-Lotterie

hat folgende Hauptgewinne:
am 1. October 1862: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. Januar 1863: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. April 1863: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. Juli 1863: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. October 1863: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. Januar 1864: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. April 1864: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. Juli 1864: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.
am 1. October 1864: 10,000, 5000, 2000, 3 A 1000 Thlr. u.

Stets empfiehlt die Lotterie, dass jeder, der eine Lotterie-Loose kaufen will, auf die Original-Verpackung der Lotterie-Loose aufmerksam zu machen. Die Original-Verpackung ist mit dem Namen der Lotterie versehen. Die Original-Verpackung ist in der Stadt Hamburg, in der Nähe des Hauptbahnhofs, zu finden.

C. Louis Tauber in Leipzig.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Nähmaschinen für Familiengebrauch.

Carl Beermann in Berlin.

empfiehlt Nähmaschinen nach Wheeler & Wilson vom Familiengebrauch und zur Fabrikation in tollerloser Ausführung mit Schnur- und Zuhlenvorrichtung à 38 Thlr. oder 62 R. 12 S. Verfertigung à 12 R. 12 S. — Preisveränderung nach dem Wechselkurs.

Industrielles Prachtwerk.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.

Gr. 4. Mit 1275 Holzschnitten, circa 1400 Gegenstände darstellend. Gebunden in 10 Thlr., gebunden in 10 Thlr. 15 Sgr.

Auch in 10 Lieferungen à 50 Sgr. zu beziehen.

Dieses Werk bietet einen vollen Einblick in den Stand der Industrie aller Nationen der Welt. Es ist ein Werk, das für Jedermann interessant ist. Es ist ein Werk, das für Jedermann interessant ist.

Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

2 Bände. Mit 1400 Holzschnitten, circa 2000 Gegenstände darstellend.

Gr. 4. Mit 1275 Holzschnitten, circa 1400 Gegenstände darstellend. Gebunden in 10 Thlr., gebunden in 10 Thlr. 15 Sgr.

Auch in 10 Lieferungen à 50 Sgr. zu beziehen.

Dieses Werk bietet einen vollen Einblick in den Stand der Industrie aller Nationen der Welt. Es ist ein Werk, das für Jedermann interessant ist. Es ist ein Werk, das für Jedermann interessant ist.

Robinson Crusoe par Daniel de Foë.

1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Les amis de nos enfants. Conversations d'un père avec ses enfants. 1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Nos compagnons fidèles. 1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Les Arts au moyen âge et à l'époque de la Renaissance par P. Lacroix. 1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Histoire et légendes des Plantes utiles et curieuses par J. Rambosson. 1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Histoire de Méteores et des grands Phénomènes de la nature par J. Rambosson. 1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Traité général de Botanique descriptive et analytique par E. Le Maout. 1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Die wahre Pflichtenlehre. 1 vol. in-8. 12 Sgr. Gebunden in Leinwand mit Goldschmuck. Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Paris. Firmin Didot frères, fils & Cie.

Generaldepot echt importirter Havana-Cigarren.

Hiermit erlaube ich mir ergebenst anzuzeigen, daß ich Herrn Hermann Neupert in Leipzig

Generaldepot seiner Marke La Corona ertheilt habe und beistehe erlaube ich, zu Jedem Preise abzugeben.

Assens, im August 1862.

Ref. Ernst Neupert, nicht ich, als Vertreter mit Namen aus Leipzig, um nach dem Lager Herrn Neupert in Leipzig zu gehen, um die Cigarren zu holen. Die Cigarren sind in der Stadt Leipzig, in der Nähe des Hauptbahnhofs, zu finden.

Herrmann Neupert, Leipzig, Neubau.

Brehm's illustriertes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 4 Bänden mit 830 Abbildungen von R. Kretschmer. Broschirt 10 R. 12 S. — Gebunden 15 R. 12 S.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Im Verlage

von Wilhelm Herk (Bessersche Buchhandlung) 7. Behrenstraße, Berlin, erschienen im Jahre 1862 u. A. folgende Werke:

Meraner Novellen von Paul Henke. 12 Sgr.

Wischylos von Jos. Suk. Dreyen. 12 Sgr.

Colberg. Historisches Schauspiel in fünf Akten von Paul Henke. 12 Sgr.

portifischen Literatur der Deutschen von Werner Ochs. 12 Sgr.

Dr. Moritz Busch. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. 12 Sgr.

Geschichte der deutschen Literatur. 12 Sgr.

auch für mich etwas Feinliches, Bedrückendes, führen zu rück; gehe Du allein, mein Kind, und entschuldige mich, Gesandte halber."

Die Frau des Professors hatte diesmal nicht ganz unrichtig beobachtet, der Professor war in der letzten Zeit öfter bei Heders gewesen, sogar einige Male Abends zum Thee und ganz allein. Am Vormittage desselben Tages, wo das eben angeführte Gespräch zwischen den beiden Ehegatten stattgefunden, ging er geknickt Hauptes, aber ruhigen Schrittes wieder in der Richtung nach der Hederschen Wohnung. Er war so in seine Gedanken vertieft, daß er ihm begehrende Blicke zu werfen unterließ, ja ihren Gruß nicht einmal erwiderte, weil er sie nicht bemerkte. Das Dienstmädchen empfing ihn wie einen bekannten Besucher ihrer Herrschaft, meldete ihm nicht erst an, sondern führte ihn sofort in das Zimmer.

Er fand wieder die Tante nach Luci darin; nachdem er eine Weile gewartet, trat die Erstere ein. Sie begrüßte ihn sehr freundlich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung und Vorsicht.

"Fraulein Luci ist doch nicht unwohl?" fragte er nach kurzer Zeit, in welcher er vergeblich auf ihr Erscheinen gewartet hatte.

"O nein, sie — ist noch nicht angelegen."

Es war dies etwas so Ungewöhnliches, daß er sie verwundert und unglücklich ansah. "Nun — um so besser," sagte er nicht ohne Verlegenheit, "ich kann dann zuerst mit Ihnen allein reden. Es wird Ihnen nicht unangenehm sein," fuhr er höflich sprechend fort, "daß ich in der letzten Zeit von Ihrer Gastsfreundschaft einen sehr umfangreichen Gebrauch gemacht habe. Ich bin überzeugt, Sie halten mich für einen Mann von Ehre, und sind daher über die Vermögensgründe meines Handelns niemals im Zweifel gewesen. Eine längere Ungewissenheit ist jedoch für mich unerträglich und könnte auch für Luci's Ruf leicht nachtheilig sein. Sie wissen, wie hart und lieblos die Welt urtheilt. Ich bin daher gekommen, um — nun, um mich mit Luci zu verständigen, um sie zu werben; und da der Fall mich zuerst mit Ihnen zusammenführte, so richte ich jetzt an Sie, die Sie Mutterstelle für ihn vertreten, die Frage, ob Sie unserer Verbindung zustimmen."

"Ja — ja," erwiderte Luci's Tante, über diese so bestimmt und plötzlich an sie gerichtete Frage sichtlich sehr bestürzt als erst, — "ich — wie konnte ich einen Widerspruch erheben, o nein, aber —"

"Nun, aber?" fragte der Professor, sie mit gesteigerter Spannung ansehend.

"Die Entscheidung wird von meiner Richte abhängen, und ich glaube kaum — so viel ich ihre Bestimmungen kenne, daß sie jeht —"

"Sie glauben kaum?" rief er leidenschaftlich, indem er aufsprang, "es wäre das Alles nur ein Spiel, eine Rollethei gewesen? Unmöglich, unmöglich! Ich will sie sprechen, ich will es, gnädige Frau, ich habe ein Recht darauf, Sie werden mich anerkennen und es mir nicht verweigern! Wo ist sie? Führen Sie mich zu ihr!"

"Hier," sagte die kleine Heders mit leiser, bebender Stimme, indem sie die Thür zu dem Nebenzimmer öffnete und in deren Rahmen stehen blieb, mit leiserfüllten, traurigen Mienen, und die sonst so feierlich blinkenden Augen mit schmerzvollen Ausdruck auf ihn gerichtet, — "hier bin ich. — Ich habe Alles gehört. — Ich fühle mich sehr beglückt, — sehr geehrt durch Ihren Antrag — aber," setzte sie kaum hörbar hinzu, indem sie den Kopf leise vorwärts bewegte, — "ich muß ihn doch zurückweisen."

"Luci!" rief er leidenschaftlich, doch er ungeschickt ihre Hand ergreifend, "wäre das möglich? Ihr wüthlicher Ernst!"

"Ja," sagte sie mit Festigkeit, wenn auch mit vor Schmerz zuckenden Lippen, indem sie ihm rasch ihre Hand wieder entzog, "ja, es ist mein wüthlicher Ernst und meine unumstößliche Entscheidung."

"Sie wissen vielleicht noch nicht," fuhr sie nach einiger Zeit fort, während er schweigend bestand und seine Augen mit dem Ausdruck fast verzweiflungsvollen Schmerzes auf ihr ruhten, — "Sie wissen wahrscheinlich noch nicht —"

Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden, die Thränen drohten ihr in die Augen zu treten, aber sie überwand siegreich diese Schwäche.

"Was soll ich vielleicht noch nicht wissen?" fragte er, plötzlich von einem neuen Hoffnungsstrahl belebt, "Sie meinen doch nicht etwa den unglücklichen Ausgang Ihres Projektes?"

"Ich halte das für unmöglich," fuhr er fort, als sie verlegen ihre langen Wimpern senkte, "für ganz unmöglich, denn so niedrig können Sie nicht von mir denken, von dem Manne, dem Sie sich für das ganze Leben zu eigen geben sollen."

"Luci!" sprach er leidenschaftlich weiter, während sie erschauert und bebend da stand, — "kann es denn sein! Hoffentlich ist es jetzt mündlich, damit ich ein so unhaltbares, durch Ihre augenblickliche Lage erzeugtes Verbrechen vermehren, zu Boden treten kann. Können Sie wirklich noch Ihrer wahren, inneren Ueberzeugung jemals glauben können, es wäre möglich, daß Ihr Vermögen mit meiner Werbung um Sie in irgend einem Zusammenhang stehen

könnte? Der Mensch ist ein Egoist, selbst in der Liebe, das fühle ich heute zum ersten Male, denn ich frage mich förmlich darüber, daß Sie Ihren Prozeß verloren haben! Kann ich Ihnen denn etwas Anderes oder mehr bieten, als mich selbst, mein Wissen, mein Streben und vor Allem meine Liebe? Und Sie, geben Sie nicht hundert-, tausendmal mehr, wenn Sie Ihre Liebe verachten und mit ihr den ganzen reichen Schatz Ihres Herzens! O Luci, Sie haben mein Verlangen um Sie gebildet, nicht zurückgewiesen, ich habe daraus die beglückende Hoffnung erlangt, von Ihnen — ein vernünftiges Geliebte zu werden, — lassen Sie nicht diese elenden Geldangelegenheiten zwischen den Band unserer Herzen treten! Kann man mehr geben, als sich selbst? Geben Sie Ihnen mehr? Ach, viel weniger, und verlange dennoch noch so viel! Antworten, antworten Sie mir jetzt, scheitern Sie nicht wieder mit dem Kopfe und heißen Sie mich gehen, Sie werden mich für immer unglücklich und elend machen."

Er hatte wieder ihre beiden Hände ergriffen, zog sie näher an sich und blühte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an. Sie, die ihn liebte, und in diesem Augenblicke mehr und inniger denn je, war längst in diesem unnatürlichen Kampfe zwischen Verlogung und Liebe unterlegen, und sank lebend an seine Brust.

"Luci, meine Luci!" jubelte er auf, indem er sie umschlang, emporgab, auf den Arm nahm und wie ein Kind sie hergend, küßend und an sich drückend umher trug, "meine theure, unglücklich geliebte Luci!"

Ihre Strömen war vergebens, sie gab es auch sogleich auf, sie weinte es sich gefallen lassen, weil sie fühlte, daß dadurch ihre Lage noch ungünstiger wurde. Sie verlor daher ihr Gesicht an seiner Schulter, zitternd und vor Glück bebend, während er ihr Haar, selbst ihr Kleid küßte.

Endlich setzte er sie auf das Sopha nieder und sich neben sie, sein Arm hielt sie noch immer fest umschlungen, sie redeten und küßten sich einander, eine noch gewöhnlicher Weisung sehr lange Zeit. Am anderen Tage aber erhielten die Zeitungen die kurze Anzeige:

Luci Heders,
Professor Bibbos,
Verlobte.

7.

Die Verlobung der kleinen Heders mit dem Professor Bibbos, einem allgemein bekannten, selbst berühmten, zugleich schönen und interessanten Mann, machte, wie nicht anders zu erwarten, in der Stadt großes Aufsehen. Viele, die noch gar nicht einmal Zeit gehabt, sich über den Verlust des Vermögens jenes präventiven und anmaßenden Tinges zu freuen, mußten sich jetzt schon über ihr so ganz unerwartetes Glück ärgern; beides fast in einem Athem, so daß der Aergers, als das Letztere, die Freude völlig neutralisirte. Viele beneideten sie, und nur Wenige gab es, welche ihr des Glückes Wunsch wirklich gönnten; es waren dies vorzugsweise solche, deren eigene Vertheilung daran unmöglich gewesen wäre. Essen ungeachtet beurlaubten sich Alle, und die Mittheilungen am meisten, ihre aufrichtigsten und unüßigen Glückwünsche in herzlicher und überschwänglichster Form an den Tag zu legen.

Die kleine Heders war so eben erst achtzehn Jahre alt geworden, mit der Hochzeit würde man sich daher nicht beeilen; das nahm man als feststehend an, vielleicht kam auch noch etwas dazwischen; es waren ja schon viele Verlobungen zurückgegangen. Aber auch darin irte man, denn man erfuhr, daß der Professor darauf bestete, schon in wenigen Monaten, spätestens im Anfang August sich zu verheirathen, um die Ferien, welche bis gegen Ende October dauerten, mit seiner jungen Frau nach der Schweiz und Italien zu reisen. Nach der Schweiz und Italien, wirklich unglücklich! Als es sie nicht hier bleiben, oder höchstens in eines der nahegelegenen, sich an Langweiligkeit überbietenden Bäder reisen konnten, wenn sie doch einmal absolut reisen wollten; und wo sie überhaupt das viele Geld hernehmen? Sie hatte nichts, und er hatte auch nichts, als was er verdiente; man mußte nicht recht wie viel, aber fand jetzt heraus, daß es keineswegs zu einer so großen Reise ausreichen würde, daß man daher von vorn herein mit Schwinden anfangen werde. Gleichzeitig wärmte man all' die alten Gerüchte über des Professors Vergangenheit wieder auf; man hatte die bestimtesten Nachrichten aus Turin darüber erhalten, er war wirklich schon dreimal verheirathet gewesen und der Tod seiner Frauen stets rasch und auf eine wüthliche Weise erfolgt. Die arme Heders! Sie würde ihren Vergängern bald nachfolgen, man sollte sie wirklich, jeht da es noch Zeit sei, vor diesem Vampir, diesem zweiten Blaubart warnen.

Sie aber, die Gegenstände so vieler Theilnahme, setzten sich weder daran, noch an all' das über sie ergehende Geschwätz, hielten in der Wüste Angst ganz still hochzu und dann waren sie auf und davon. Sie reisten nach dem Aelce, der Schweiz, Italien, und hielten sich an all' jenen herrlichen Punkten längere Zeit auf, welche der

liebe Gott in seiner Weisheit und Güte eigens für derartige Reisen geschaffen zu haben scheint. Längere Zeit weilten sie am Geneser, dann am Comersee, in Genas, Florenz, Rom, Neapel, dann auf der Adriatische in Venedig, und langten endlich in der letzten Woche des October über Triest und Wien wieder in der Heimat an.

Man hatte sie fast vergessen, um so mehr fand man jezt Gelegenheit, sich ihrer wieder zu erinnern. Die kleine Heders, oder die junge Frau Professorin, wie man sie jezt nennen mußte, war noch viel hübscher geworden, das mußte ihr selbst der Reid lassen, und der Professor ebenfalls sehr zu seinem Vortheil verändert, munter, heiter, gesprächig, und sie lustiger und ausgelassener denn je. Sie waren Beide noch erfüllt von den erstickenden, belebenden Eindrücken ihrer herrlichen Reise, und bedurften erst wieder einer gewissen Zeit, um sich an die durch den Stillschloß der Heimlichkeit verdrängte Luft der Stadt zu gewöhnen, wie ein Paar Edelaffen, die man in einen zoologischen Garten sperrt und dann über sie langwierige Abhandlungen schreibt. Sie fanden sich jezt bald, hielten sie doch sich, bereits einen Schatz herrlicher, bewundernder Erinnerungen und dazu süße, liebliche Hoffnungen. Was bedurften sie mehr? Sie verlangten es auch nicht.

Den Winter über wurden sie mit Einladungen überschüttet; ein so schönes, junges, interessantes Paar ist überall gern gesehen, wird zu jeder Gesellschaft gesucht, ähnlich wie guter Champagner, Austern oder Trüffeln, es gehört zum guten Ton, bei Langgesellschaften obnein anzuweilen, obgleich die Frau Professorin nicht tanzte. Man erwiderte natürlich die empfangenen Höflichkeiten, und es galt bald für eine Art Auszeichnung, zu den Gesellschaften des Professors Bibbos geladen zu werden.

Die eigentliche Saison neigte dem Ende zu, der Rennval stand vor der Thüre.

"Ich freue mich wirklich und ganz aufrichtig," sagte die kleine Heders zu ihrem Mann, als Beide eines Abends im traulichen Gespräch zusammen auf dem Sopha saßen, "du kannst mir es sicher glauben, Gerardo, ich frue mich von ganzem Herzen, daß dieses Treiben nun ein Ende nimmt, und wir Ruhe haben."

"Ja, ja, so ist der Mensch," scherzte er, "er will immer Dasjenige haben, was er nicht besitzt."

"Wie du siehst dich, dochmal schreie, könnte ich noch etwas Anderes begehren, als was ich bereits besitze — hast du das für möglich?"

"O! warum nicht?" erwiderte er neidend, "ich bin sogar sehr davon überzeugt, — doch wie wollen jezt nicht darüber reden, später — später, es hat Alles seine Zeit."

"Du bist recht unartig," sagte sie erwidert, "aber glaube mir, es hat seine bestimmten Gründe, weshalb mir diese Gesellschaften unangenehm sind."

"Ich kann mir das ungefahr denken."

"Die Leute sehen mich immer so sonderbar an, besonders die älteren Frauen —"

"Das kann ich mir ebenfalls denken."

"Ach, laß das jezt; ärgere mich nicht, ich bitte Dich herzlich darum."

"Ach Dich ärgern, Luci," sagte er zärtlich, indem er sie an sich zog, "habe ich Dich schon jemals geärgert?"

"So recht eigentlich nicht, aber zuweilen doch ein wenig."

"Nun, und weshalb sehen Dich denn die Frauen so an?" fragte er, wieder mit einem eigenthümlichen Lächeln.

"O! sie sehen mich nicht bloß an, sie reden auch über mich."

"Das ist ja natürlich."

"Ja, das ist es auch, wenigstens wird es mir unerträglich, und ich werde nächstens eine solche Verleumdung einmal öffentlich zur Rede stellen."

"Aber Luci," rief lachend der Professor, "wie kannst du über solche Nichtigkeiten so in Eifer geraten?"

"Nichtigkeiten? Ach, wenn es mich betrifft, so würde ich mir nichts daraus machen, ich verachte solche elenden Klatschereien, aber es betrifft Dich, und deshalb werde ich es mir nicht länger gefallen lassen."

"Nicht?" fragte der Professor verwundert, "mit schenken sie die Ehre?"

"Ja, sie erzählen immer noch," sagte sie mit Stodender Stimme, "du — Du siehst schon dreimal verheirathet gewesen, hast Du keine ersten drei Frauen umgebracht, und ich würde auch nicht mehr lange leben."

"Aber das ist ja zu albern, zu dumm," lachte er auf.

"Wozu es. Es ärgert mich, es kränkt mich, ich könnte so eine —"

"Nun, was könntest du, Luci?"

"Ich will es lieber nicht sagen, Du würdest es vielleicht nicht passend finden."

"Solche Dinge verlaufen im Sande, man muß sich nicht daran setzen," fuhr er fort, nachdem er zuvor einen langen und zärtlichen Blick auf ihren Mund gedrückt hatte, "man muß den Schmutz niemals aufwischen."

"Sollen wir uns das aber gefallen lassen? Weßhalb wollen wir diese Leute nicht öffentlich in einer Gesellschaft zur Rede stellen?"

„Das würde unpassend sein; zugleich würden wir ihnen die Vermögensverhältnisse geben, ihnen zu zeigen, daß wir uns darüber ärgern.“

„So müssen wir also still halten und leiden,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Wenn Du das Leiden kennst, ja. Doch,“ fuhr er nach längerem Schweigen fort, während auch sie stumm und mit gesenktem Blicke dagelegen, „da Dich diese Bagatelle so sehr interessiert, ich halte das fast für krankhaft.“

„Nun?“ fuhr sie lebhaft auf, als er wieder schwieg.

„So könnten wir ihnen mit gleicher Münze vergelten, — sie lächerlich machen, das wäre die einzige mögliche Vergeltung.“

„Das wäre herrlich, herrlich; aber wie, wie sollte das geschehen?“

„Ich habe einen Plan, vielleicht etwas abenteuerlich, aber —“

„Aber das schadet nichts, ist vielmehr um so besser.“

„Nun, so höre,“ sagte er, indem er sie näher an sich zog und mit flüsternder Stimme zu ihr sprach.

Ihre Miene wurde immer heiterer, immer belebter, und endlich sprang sie lachend und jubelnd auf.

„Gerichtlich?“ rief sie, „Du bist wirklich ein Genie, Fernando, ich bringe mich vor Dir.“

„Aber das nicht, Luci, Du bist ohnehin nicht groß,“ scherzte er, „aber wenn Du einverstanden bist, so wollen wir es so machen; jetzt laß das dumme Zeug, jetzt ein Lied! Ich schmeichle nach Deiner süßen Stimme, die ich seit geliebtem Abend nicht mehr gehöre.“

„Das heißt doch nur nicht mehr singend,“ sagte sie belehrend.

„Du hast immer recht, — aber nun ein Lied, die Barcarole vom Lago di Como!“

8.

Am anderen Tage begab sich Luci schon früh zu der Professorin, und beide junge Frauen sprachen lange und geheimnißvoll zusammen, eine Unterhaltung, welche sie öfter durch schlüssige, fast ausgelassene Lachen unterbrochen. Auch der Professor hatte mehrere geheimnißvolle Besorgungen, und vertheilte vorzugsweise mit einigen Handweibern; dann gegen Abend erriethen von der Frau Professorin Einladungen zu einem Damentische auf den nächsten Dienstag, welcher zufällig gerade auf den Karneval fiel.

Sonderbarer Weise betrafen diese Einladungen fast ausschließlich diejenigen, welche am meisten und lautesten von der mythischen Vergangenheit des Professors erzählt hatten. Als sie sich am Nachmittage jenes Tages in der Wohnung versammelten, eine nach der Andern hereintraufte, in gewählter Toilette, und sich und diese gegenseitig anstarrten, ein Geheimniß, was auf die Andern vieler Frauen denselben Reiz ausübte, wie der Geruch gebratener Zwiebeln auf einen hungrigen Magen, waren sie selbst einigermassen erschrocken, sich so vollständig zu sehen.

Die zuvorkommende Höflichkeit und Freundlichkeit der Wirthin, welche heute beinahe liebenswürdig war, ließ jedoch derartige Betrachtungen nicht aufkommen, man nahm Platz, Kaffee, Kuchen, und das Gespräch schwall bald gleich einem unaufhaltbaren Strome an. Der Kaffee verschwand und wurde durch eine ausgezeichnete Torten und eine Annas-Bowle ersetzt. Man langte zu, mit geistiger Grundlichkeit, — es war wirklich sehr nobel, und es und vielleicht sogar manches Andere stand noch in Aussicht.

„Wie schade,“ sagte die Professorin, „wie schade, Luci, daß Dein lieber Mann gerade heute verreist ist.“

„Er wird es gewiß aus weissen bedauern, aber er hatte ein unausweichbares Geschäft.“

„Wird er längere Zeit ausbleiben?“ fragte aufhorchend die Geheimrathin, während sie in die vor ihr stehende Glasbowle ein Stück Torten tauchte, so daß das Ganze ein breiartiges Aussehen erhielt.

„Ich kann darüber keine Auskunft ertheilen,“ erwiderte nicht ohne einige Verlegenheit die junge Frau, „mein Mann unternimmt öfter kleine Reisen.“

„Aber er wird Ihnen doch immer sagen, wohin, und auf wie lange Zeit!“

„Nein, das thut er niemals, ich frage ihn auch nicht darnach, da er es nicht will.“

„Das finde ich sonderbar, nicht wahr, Frau Kommerzrathin, sind Sie nicht auch meiner Meinung?“

„Vollkommen, vollkommen!“

„Mein Mann würde sich eher solche, wie soll ich sagen, eine solche — Geheimnißhülle niemals erlauben, und ich würde es ihm auch nicht gestatten.“

„Der meiste auch nicht. Er reist überhaupt nie ohne mich.“

„Nun, das versteht sich auch eigentlich von selbst.“

„Wißt Du was, Luci?“ unterbrach die Professorin dieses Zwieselsprach, „Du kennst uns, da Dein Mann abwesend ist, einmal eure ganze Wohnung zeigen, auch das Arbeitszimmer Deines Mannes; ich bin sehr neugierig, daselbst zu sehen, ich denke mir es als etwas ganz Schöneres.“

„Ach ja,“ fielen die Andern im Chor ein, „ach ja, Frau Professorin, das würde uns Alle sehr interessieren.“

„Von Herzen gern,“ erwiderte diese, jedoch, wie man deutlich bemerkte, wieder nicht ohne sichtliche Verlegenheit, — „das Arbeitszimmer meines Mannes ist ganz einfach, es ist nichts darin zu sehen, als vielleicht einige naturhistorische Sammlungen, und ich will es Ihnen zeigen, obgleich ich weiß, daß er es nicht gern hat, — aber —“

„Nun aber?“ fragte die Professorin lachend, „ist es Dir etwa verboten?“

„Nein, — nicht im Mindesten, wenn Sie es wünschen, will ich Sie herankommen, aber —“

„Aber, Luci,“ rief die Professorin wieder, „Du bist wirklich leimig, Du thust, als ob —“

„Ja, meine verehrte Frau Professorin,“ fiel die Geheimrathin mit scharfer Stimme ein, „es scheint fast, als wollten Sie uns etwas vorenthalten, etwas vor uns verbergen.“

„O nicht im Mindesten, nicht im Mindesten,“ sagte die junge Frau jetzt mit unerkennbarer Angst — „nur ein Zimmer dürfen Sie nicht betreten, das hat mir mein Mann verboten.“

„Verboten? Ein Zimmer nicht betreten!“ schallte es im Chor, „das klingt ja höchst sonderbar, fast grauenhaft.“

„Das hat Dir Dein Mann verboten?“ fragte mit erhöhter Neugierde die Professorin, „ganz und gar verboten, und Du hast Dich auch in das Verbot gefügt!“

„Weißt Du, was das heißt?“

„Aber nie den Versuch gemacht, es zu betreten?“

„Niemals.“

„Natürlich, weil es sehr verlockend ist; aber ich hätte längst den Schlüssel kommen und die Thür öffnen lassen.“

„Das wäre nicht nöthig gewesen,“ sagte die Professorin mit kaum hörbarer Stimme und niedergeschlagenen Augen, „denn ich besitze den Schlüssel.“

„Sie besitzen den Schlüssel,“ schrie es wild durch-einander, „den Schlüssel, und Sie haben noch niemals Gebrauch davon gemacht?“

„Nein, denn mein Mann hat es mir ausdrücklich verboten.“

„Aber das ist ja lächerlich, Luci,“ rief die Professorin, „wie kannst Du Dich zu einer solchen Unbereitschaft hergeben?“

„Er hat mir gesagt,“ berichtete die Professorin mit erster Miene und leiserer Stimme, während Alle mit der gespanntesten Neugierde ihrer Willkür lauschten, „dieses eine Zimmer darfst Du nie betreten, es würde Dein Verderben sein, wenn Du es thätest, Du würdest Dich und mich unglücklich machen. Hier hast Du den Schlüssel, damit Du mir nicht vorwerfen kannst, ich wollte Dir Zwang oder Gewalt anthun; ich habe volles und unbedingtes Vertrauen zu Dir, und bin überzeugt, Du wirst es niemals mißbrauchen.“

„Aber das klingt ja fabelhaft,“ rief man durcheinander, „lächerlich, grauenhaft, abenteuerlich; erriethen an Unabart — ach, Sie wollen uns zum Besten haben, Sie machen sich einen Scherz mit uns.“

„Reinen Scherz, — ach, ich hätte es Ihnen gar nicht mittheilen sollen.“

„Wissen wir doch das mysteriöse Zimmer,“ bemerkte die Professorin, „beiden wir uns einweisen die Andern.“

„Es wird schon dunkel, ich will zuvor Licht anzünden lassen.“

Ein Diener erschien, steckte den Kronleuchter an, und dann nahm die kleine Frau einen Armleuchter, öffnete die Thüre zur Nebenküche und sagte mit verhaltener aber eindringender Stimme:

„Wenn es gefällig wäre.“

Alle hatten sich erhoben und gingen neugierig der voranschreitenden Wirthin nach.

„Dies ist meines Mannes Arbeitszimmer,“ sagte sie, — „wie ich Ihnen bemerkte, ganz einfach.“

„Ja,“ sagte die Geheimrathin, indem sie ihre Blicke einem Raubvogel ähnlich, umhergerieten ließ, „ganz wie ein anderes Arbeitszimmer, wie dasjenige meines Mannes, nur fehlen die Affen.“

„Und wo führt diese Thüre hin?“

„Zu der Garderobe und dem Schlafzimmer,“ erwiderte die junge Frau verschämt, „Sie werden mir erlauben —“

„Natürlich, natürlich, könnten Sie glauben, daß wir so indiskret sein würden?“

„Aber jene!“ fragte die Professorin.

„Jene? — ja, jene, — das ist sie, — das ist die Thüre nach dem verbotenen Zimmer.“

„Das ist die Thüre?“ fragten Alle, schon zurücktretend.

„Aber Ihr habt doch noch einen großen Saal!“

„Er liegt auf der anderen Seite, wie Du weißt, ich glaube, diesen Zimmer steht damit ebenfalls in Verbindung.“

„Das glaubst Du! Du irrst, als ob Du eine Fremde in Deiner eigenen Wohnung wärest.“

„Ich bin es nur in jenem Zimmer.“

„Und Sie haben wirklich den Schlüssel?“ fragte die Geheimrathin, während man allmählich näher an die Thüre getreten war, und einzelne Ausrufe oder Beson-

ders Neugierige sogar den Versuch machten, durch das Schlüsselloch zu sehen.

„Wie ich schon sagte, den Schlüssel habe ich und frage ihn immer bei mir, damit er nicht aus Unvorsichtigkeit in andere Hände fällt.“

„Ach, das ist sehr kindisch, Luci,“ sagte die Professorin. „Ihr Herr Gemacht ist verzeiht!“ fragte wieder die Regimentsrathin.

„Verzeiht!“

„Es wäre eine herrliche Gelegenheit, Luci. Wir sind Alle zusammen, wir würden Dich beschämen. — Ach! es ist ja überhaupt Thorheit, ein einfacher Scherz von Deinem lieben Mann, er will Dich auf die Probe stellen, und hat sich gewiß schon selbst im Stillen darüber gewundert, daß Du so leichtgläubig bist.“

„Ja,“ widerholte die Geheimrathin, „es wäre eine sehr passende Gelegenheit, sind Sie nicht auch dieser Ansicht, meine Damen?“

„Vollkommen, vollkommen,“ erwiderte es im Chor.

„So zögere nicht länger, Luci, öffne, damit wir etwas zu lachen bekommen.“

„Nein,“ sagte mit ängstlicher Stimme die junge Frau, „das werde ich nicht thun, ich habe es meinem Mann versprochen, — aber wenn Eine von Ihnen die Thüre aufschließen will, so mag es geschehen, hier ist der Schlüssel.“

Man wich schon zurück, während Aller Augen auf den verhängnißvollen Schlüssel gerichtet waren, welchen Luci in der ausgestreckten Hand emporhielt.

„Geben Sie,“ sagte dann entschlossen die Geheimrathin, „wir würden uns vor uns selbst lächerlich machen, wenn wir jetzt in denselben Fehler verfallen. Sie werden Alle dicht hinter mir bleiben, und Sie, Frau Professorin, den Armleuchter halten und zugleich mit der ausgestreckten Hand in das Zimmer hineinleuchten, wenn die Thüre offen ist.“

„Ganz nach Ihrem Befehle.“

„Nun denn also, — Treten Sie dicht an mich heran! Mein Gott, wie befinden uns ja hier nicht in einem einsamen Schloß, sondern mitten in der Stadt. — Der Schlüssel passt! Die Thüre! Frau Professorin!“

Die verhängnißvolle Thüre öffnete sich mit großer Leichtigkeit, ohne jede Anstrengung, und die Schaar der neugierigen Frauen stand in und an derselben mit vorge-
streckten Hälsen und Köpfen, wie ein Trupp Hüqner, der einen Raubvogel erblickt.

„Es scheint ganz leer zu sein,“ sagte dann die Professorin beherzt mit den Lichtern weitergehend, — „ganz leer, etwas dunkel — häh! und da stehen drei weibliche Wesen!“

Zugleich waren die Andern gefolgt. Was befand sich in einem mit dunklen Tapeten bedeckten länglichen einschlängigen Zimmer, am anderen Ende sah man eine durch einen dunkeln Vorhang bedeckte Thüre, und an einer Seite standen auf einer mit rothem Luge bedeckten, altarartigen Erhöhung drei weibliche Wesen, den Hals einer jeden umschlang ein schmales rothes Band.

„Es hat etwas Schauerliches,“ flüsterte die Geheimrathin mit kaum hörbarer Stimme, — „es mögen wohl die lobten Frauen des Professors sein — häh, alle haben ein rothes Bandchen um den Hals, als ob sie enthauptet worden wären.“

„Nad was mag in jener Nische sein,“ bemerkte mit gleicher Neugierde die Professorin, „od wir nachsehen?“

„Unterlassen wir es lieber, — zu was sollte es führen?“

Wählich wurde die Thüre mit Heftigkeit zugeschlagen, die Lichter riefen und es herrschte undurchdringliche Finsternis.

Die Frauen drängten sich häuflernd und aufstreichend an der Thüre zusammen. Da öffnete sich der Vorhang an der Nische und man erblickte: Scherenscheide, Wärdchen erzählend, daselbst lebende Bild, welches von dem Professor selbst her noch in Aller Erinnerung lebte.

Scherenscheide sah heute noch finsterner und ernster als sonst aus, und Scherenscheide schenkte noch mehr demüthig, ihm die bösen Gedanken zu verheugen.

„Weißt Du, was das darüber können?“ sagte sie, „hähst Du das Deiner würdig, was kann Dich ein Grerede kümmern, von dessen Unschicklichkeit ein Jeder überzeugt ist!“

„Es kümmert mich auch wenig, aber wie kommen sie überhaupt hierher, in dieses Zimmer, dessen Schlüssel ich Dir unter der ausdrücklichsten Bedingung anvertraut habe, es nie zu öffnen?“

„Ach, theurer Schatz, sie haben mich verlockt, — ich war schwach, — ich besenne meinen Fehler, — vergib ihnen und mir.“

„Dir, meine liebe Scherenscheide, will ich vergeben, ich weiß, Du hast das nicht in böser Absicht gethan, aber ihnen — niemals! Sie sollen die verdiente Strafe erhalten, sollst gefällig werden, und zwar angemessen!“

„Denn?“ rief er mit lauter, beschallender Stimme, „herin meine Wesen! Vollstreckt meine Befehle!“

Plötzlich flammten die Lichter auf, eine andere Thüre öffnete sich und herein trug eine Anzahl weit erwehender Frauen mit langen Röcken, gezogenen Säbeln und lauten, lebendem Geschrei, die Frauen umflegend.

„Meine verehrten Damen,“ sagte Schachnar, während er freundlich lächelnd aus der Nische trat und Eheherosade umfalta hielt. — „Ich hoffe, Sie werden diesen Fastnachtstanz mit gewohnter Nachsicht und Güte aufnehmen. Ich habe nicht nöthig, Sie daran zu erinnern, daß heute Karneval ist; in diesen wird ausweichenden Musikanten aber werden Sie alle, zum Theil sehr liebe Bekannte erkennen: Herr Affessor Helbach, Herr Hauptmann v. Ehrenkreuz, Herr Rechtsanwalt Lind, Herr Privatdozent Graulich u. s. w. u. s. w.“

Dies musikalische Gemisch, in welchem ich die Ehre habe Sie zu begrüßen, ist unser Fremdenzimmer, bis jetzt allerdings noch wenig in Anspruch genommen, dagegen, wie ich nicht nöthig haben werde zu demerten und schon seine Bestimmung verrath jede ihm zu Theil werdende Aufmerksamkeit, dankbar empfangend. Ueber jene drei Büsten,“ fuhr er fort, indem er mit einem unerkennbaren Spolte die Hand danach ausstreckte, befinden Sie sich insofern im Irrthume, als, wie ich bitte, Sie dieselben für diejenigen meiner verstorbenen Frauen gehalten haben, was unmöglich ist, weil ich jetzt zum ersten Male mich des Glückes erfreue, verheiratet zu sein, aber ich will es nicht in Abrede stellen, daß es meine Geliebten sind, und ich

den schlichten Wunsch hege, mit ihre Gunst bis zu dem Ende meines Lebens zu erhalten.

„Dies, meine Damen,“ sprach er weiter, wie ein Mann, der ein Naturienlaborant erklärt, während er mit dem Zeigefinger den Kopf der einen Büste berührte, ist Pallas Athene, auch Minerva genannt, welche als ein schaffender, belebender Götterförmig dem Haupte des Kroniden entsprang. — Sie wird noch immer von den Männern der Wissenschaft im hohen Grade verehrt; diese, die zweite, ist Urania, die höchste der Mufen. Im Alterthume beischäftigte sie sich vorzugsweise mit dem Himmel und der Sternkunde, jetzt treibt sie überhaupt Naturwissenschaften, weshalb sie bei den Jüngern derselben in hohem Ansehen steht; die dritte endlich ist Euterpe, die liebste Muse und diejenige der Musik, welche hauptsächlich meiner lieben Frau wegen an unserm anspruchslosen Hause ihre Gunst zugewendet hat.

„Daß sie alle drei ein rothes Band um den Hals tragen, thut sie lediglich der Jahreszeit wegen, da es ein sicheres Schutzmittel gegen Heiserkeit und Husten ist, was ich Ihnen gleichfalls aus eigener Erfahrung an gelegentlich empfiehlen kann.“

„Und nun, meine Damen, nachdem ich Sie über un-

seren Fastnachtstanz aufgeklärt, erlauben Sie mir die Einladung meiner Frau zu vervollständigen und Sie ergehen zu bitten, den Abend bei uns zum Talle verleben zu nehmen. Sie werden mehrere gern von Ihnen gekannte Bekannte dort finden.“

Er winkte mit der Hand, ein Paar Flügelhären öffneten sich, und man blühte in den glänzend erleuchteten, bereits mit Gästen angefüllten Saal.

„Wenn ich um die Ehre bitten darf, Frau Geheimrathin,“ sagte er sich verbeugend, „so gestatten Sie mir, die Polonaise mit Ihnen zu eröffnen, — ich bin zwar kein Tänzer, aber eine Polonaise und in Ihrer belebenden Nähe —“

„Sie sind ein großer Schalk, Herr Professor,“ erwiderte geschmeichelt die Kathin, „ich hätte Ihnen das wirklich nicht zugestimmt.“

Er führte sie, von den Anderen gefolgt, in den Saal, wo sie mit lauem, fröhlichem, auch idyllischem Beifallstischen empfangen wurden.

Der Abend verlief sehr heiter, man soupirte gut und blieb bis lange nach Mitternacht.

Die Gesellschaft zerbrach sich jedoch in der Stadt herum, und hatte die natürliche Folge, daß die dabei in Hand-

Aus Georg Smerer's Kinderbuch.

(Zweite Heftausgabe, erschienen 2. 1884.)



Verfasser von Ludwig Richter.

Wenn's schnell.

Die Gensin haben's weit gemacht.
Sie fressen drinnen hinter;
Aber Tag da schlafen sie,
Aber Nacht da sind sie müde.
Haben sie nicht müde's Nacht,
Aber hat's denn kein Kind gemacht?



Verfasser von Paul Heymann.

Vom Schneider und vom Hahn.

Es gibt ein Schneider an der Hand — und nicht;
Da liegt der Hahn um auf die Hand — und nicht;
In heimlicherer Scherz hier,
Was macht Du kein Hahn mit?
Dah' Speere wie ein Hahnstange,
Denn mit nur Wund und Dorn an! — Acker!

lung befriedlich gewesenen Tamen die Gegenstände des Wiges und des Spottes wurden. Sie waren darüber sehr erbost, fanden jedoch keine Gelegenheit zur Widervergeltung, da das Ehepaar Wilbo von jener Zeit an ganz zurückgezogen lebte, und weder in Gesellschaften ging, noch solche gab.

Stell im Hochsommer fand bei ihnen ein Fest statt, nämlich die Taufe des angehenden kleinen Sohnes, dazu waren jedoch nur gemauert Bekannte oder Verwandte geladen, und außer der Affessor Helbach keine einzige von jenen Tamen, welche sich bei der Eheschließung des musikalischen Paares lächerlich gemacht hatten.

Die Gensinrathin ließ sich gerade deshalb um so mehr jede Einzelheit dieser ihr verhängten Taufhandlung am anderen Tage erzählen, und erging sich dann zu ihrer Erleichterung in den nöthigen bissigen Bemerkungen.

„Vari-on, Feder, Fernando heißt der Junge?“ fragte sie laut auslachend, „das ist ja reiz lächerlich, als ob wir mitten in Spanien lebten! Er ist überhaupt ein Narr, ein vollständiger und dabei noch ein aufgeschlossener Narr, dieser Professor Wilbo; man findet gerade unter den Gelehrten die größten und sonderbarsten Narren, und zu diesen gehört er, dazu vom reinen Wasser.“

Partant pour la Syrie.

Ein Erinnerungsbild aus meinem Künstlerleben

von

L. Brühl.

Im Jahre 1897 ließ mich die Königin Hortense in Utrecht zu sich rufen. Die Königin residierte meistens in Frankreich und kam nur selten nach Holland. Sie vertrat sich nicht händlerisch mit ihrem Gemahl, dem Könige Ludwig. In Holland war es ihre Lieblingsunterhaltung, Arien und Melodien zu belauschen oder auch zu selbstgelehrten Versen zu erfinden. Da die Königin nun aber von Komposition nichts verstand, so trällerte sie meistens mir ihre Melodie vor, und ich hatte dann das Geschönte regelrecht zu gestalten. Nachdem sie mich nun in Utrecht wieder hatte ruhen lassen, zeigte sie mir einen, wie sie sagte, von ihr selbst gedichteten kleinen Text, der „Partant pour la Syrie“ enthielt und auch als Mundstück trug. Sie wünschte dazu die Melodie zu machen und trällerte mir einige Töne zu diesem Refrain vor. Dabei sah sie beinahe den Boden und kreuzte Narren in eigenwilliger Weise auf dem Tische auf. Es war nun meine Aufgabe, aus den gehörten paar Tönen eine Komposition zu komponieren, oder vielmehr eine passende Melodie zu finden und die paar unvollständigen Töne der Königin, so gut es eben ging, dabei

zu verwenden. So entstand die bekannte Melodie zu „Partant pour la Syrie“. Als diese Komposition als von mir, einem fünfzehnjährigen noch unbekannten Buben, herührend veröffentlicht worden, so war sie wahrscheinlich unbeachtet geblieben, oder wie so viel Anderes und Besseres bald vergessen. Aber die angeblich von der Königin Hortense komponierte Melodie ward schnell allgemein bekannt und bewundert. Jedermann wollte sie haben. Sie erhielt eine Verbreitung, wie selten ein Volkslied. Sie wurde für das Musikbuch, was die Musikanten für die Republik gewiesen war. Haben wir kein Liedlied, — und einzeln, machen wir kein.

Ich war damals, wie gesagt, ein fünfzehnjähriger Bube, und freimüthig wie ein edler Holländer. Ich hatte allerlei kleine, unterhaltende Geschichten über die Königin erzählt, so daß ich nicht viele Umstände mit ihrer Majestät machte. Als ich nun die Melodie niedergeschrieben hatte, war ich so frei, zu sagen: „Sie schlagen die Karten, Madame, Sie sind also eine Janberia, und zwar eine langweilige Janberia; da ich nun die Gelegenheit habe, Ihre Komposition zu schreiben, weil Sie es nicht lassen, so sollten Sie lieber nicht wohl auf die Güte haben, mir mein Geschick zu zeigen.“

Die Königin machte Anfangs eine finstere Stirn, kam dann einen Augenblick nach und sah mir dabei sehr ins Gesicht. Ich sah sie gleichfalls an. Ich konnte die Regel der Etikette nicht ablesen, daß man mit solchen Ausdrücken

nur mit gesenkten Augen und nur um zu antworten sprechen dürfte. Sie hatte ihren Entschluß bald gefaßt, lächelte anerkennend und sagte: „Man sieht wohl, daß Sie ein — Holländer sind, ein wahrer Holländer. Nun, ich will Ihnen Sonja's erzählen! Sehen Sie sich, mein Kind, welchen Sie wohl sieht, ich will Ihnen Ihr Geschick verkünden; — aber wenn Sie das Unglück haben wollten, irgend Jemandem, wer es auch sei, selbst von Ihrer Familie, etwas von dem zu sagen, was ich Ihnen mittheilen werde, so wird von Allen, was ich Ihnen prophezeie, gerade das Gegentheil eintreffen.“ — Hierauf begann die Königin mit ernsthafter Miene die Karten zu schälen und mit einer Menge Tinas, — die einen immer häufiger als die andern — zu verfahren. Sie vergaß aber nie zu prophezeien, daß ich mit einem Augenblick später glücklich die Hände verbrennen würde, um das Feuer an Ihren Kleidern zu löschen. Sie hatte eine brennende Kerze, an der sie einen an den holländischen Admiral B... gerichteten Brief feststeckte, darauf sollten stehen: „Armes Kind!“ sagte die Königin, „wie es sich die Hände verbrannt hat, um meine Kinder zu löschen! ich wäre verloren gewesen, lebendig verbrannt. Und ich darf nicht einmal sagen, — denn man soll nicht wissen, daß ich geschrieben, daß ich einen Brief geschrieben und ein brennendes Licht damit habe.“

Sie fuhr fort, noch zu belagern, unterhielt mich mit Händen, blies darauf, daß sie sonst mit Gold-crem... wiederholte immer, daß ich ja von dem Unfälle nichts wissen würde. — „Aber,“ fuhr die Königin fort, „was ist das machen?“ Sie wollten sich morgen bei... lassen, — man rechnete darauf. Nur übermorgen... Sie versprochen, in dem Kessel zu spielen, das... im Hinterland gibt... wie werden Sie mit das mit... ihr selbst verbrannten Händen machen?“

„Verzeihen Sie,“ fuhr die Königin, — „da Sie... ich, werde ich mit Jemandem von dem Sonja... ich werde bei... sagen lassen, ich habe ein Kugelh... kommen und Sonja wird deshalb nicht hören lassen. Sonja wird ich den ganzen Tag mit ein Sch... hüllen, und der König, der immer sagt, ich arbeite... die ja wenig und ich gelte wie eine Laute, maget wie ein Geistes und habe kein Jahr mehr zu leben, — wird mich für sehr krank halten, wird mir, wie gewöhnlich, eine Schachtel Brustweiden, Orangen und Madern schicken. Der Brustweiden werde ich den Madern schenken, die Orangen gebe ich meinem König zu troffen und mit dem Madern... noch mein Vater reguliren. In acht Tagen werden meine Hände geheilt sein, dann werde ich mich bei Hofe hören lassen. Der König wird mich fragen, ob ich die Brustweiden angewendet und jeden Morgen, mindestens, einen Teller Orangen und einen Kessel voll Madern genommen habe, — ich antworte, daß ich alles das gethan habe, — und Se. Majestät glaube, daß Sie mir wieder einmal das Leben gerettet hat. — Aber ich glaube immer, man muß jedes Ding beim Anfange anfangen; sollte ich mich geirrt haben?“

„Nicht doch,“ sagte die Königin, „Sie haben sich nicht geirrt, ganz gewiß soll man jede Sache mit dem Anfang beginnen; aber noch diese sonderbare Frage?“

„Warum denn, Madame, da Sie die Güte hatten, mir zu prophezeien, sagten Sie mir nicht zu allererst den Unfall voraus, der so eben sich ereignete?“

Die Königin wurde sehr roth vor Verlegenheit. „Aber, Monsieur, Sie begreifen wohl, daß... daß man nur prophezeien kann, was in den Karten steht; dann habe ich wohl bemerkt, daß Sie ein wenig zu hoch abgehoben haben, ... man mag ungefähr in der Mitte abheben; es ist auch möglich, daß das Kartenspiel nicht von der besten Sorte ist; ja, das ist's. Die Karten sind von Brüssel, und da machen Sie nichts gut, als die Spitzen; ich werde Spielkarten aus Paris, vom besten Kartenmacher kommen lassen; ich werde Ihnen sagen, wie man abheben und was man sich dabei denken muß, und dann werden Sie sehen!“ — Im Fortgehen hörte ich den König laut fragen, woher dieser brandige Geruch käme, und des Abends wurde mir erzählt, daß die Königin früh am nächsten Tag nach Paris abreisen würde. — Ich sitze schrecklich an meinen Brandwunden, habe ein brennendes Fieber und möchte mich zu Bett legen. Um mich zu beschäftigen, fing ich an zu philosophiren, wie man eben als sechszehnjähriger Purche philosophirt. —

„Wie kommt es,“ sagte ich zu mir selbst, „daß hochgestellte Personen so kind von sich eingenommen sind? daß sie glauben, Alles besser zu wissen, als Andere, ist bei ihnen hohen Rang bedingend? Die gute Königin trallert ein paar Noten — ich komponire die Romane — und Ihre Majestät bildet sich und aller Welt ein, sie sei die Beschützerin. — Und der König erst! Als er ein Kind Herr Ludwig Bonaparte und ich noch ein ganz kleiner Junge war, gab ich ihm Musikunterricht. Er nahm meine Bemerkungen, obgleich sie nur von einem Kinde kamen, mit Glauben an; — seit er aber König ist, glaubt er Alles besser zu wissen. Er macht mir über mein Spiel Bemerkungen, gibt mir Rathschläge, wenn



Interieur des Königs in Brüssel.



Palais des Königs in Brüssel.

Freie aus dem den und in verlor Sommer überdauern Pader: Hüfte, Geisbüch der Wainauer in Düsseldorf. (Zinspart, ohne mit Zinspart.)

ich mich bei Hofe hören lasse, und das vor aller Welt! Pah! der gute König kommt wie wie ein kleiner Knabe vor, welcher leicht zu meinen glaubt, weil er sich in große Heiterlichkeit gesetzt und einen ungeheuren lachenden Regen in der Hand hat ...

„Meine Mutter legte mir wohl zwanzigmal des Tages Rahm auf meine Brandwunden, und nach acht Tagen waren meine Finger geheilt.“

Der König ließ mich ruhen, um zu erfahren, was in dem Boudoir der Königin an dem Tage, an dem ich die Romane „Partant pour la Syrie“ notirte, vorgegangen ist. Der König war in beständiger Aufregung, weil ein holländischer Fleischerhelfer, den er sehr liebte, an einem Dohmstichschwund im Halse starb. Das arme Vieh hatte Krämpfe, wand und drehte sich und war dem Erstickten nah. Der König schickte seinen ersten Kammerdiener, Verlet, zu seinem Leibergie Chirur, dem Händchen zu Hüfte zu fassen. Verlet kam bald wieder; er war athemlos und schien nicht zu liegen. „Nun!“ sagte der König, „was bleibt Monsieur Chirur?“ — „Monsieur Chirur sagt,“ rief er, „hämorrhagische Verlet.“ — „Nun, warum ist er nicht da?“ — „Weil — Eite, ... er sagt, daß ... daß ... er kein Chirur ist.“ — Dieses Wort „Chirur“ ließ den König vor Wuth erzittern. Er beschloß, schnell andere Hüfte für das arme kleine Vieh beschaffen zu lassen. — Der englische Hund lag auf einem schönen roten Teppich, mit bräunlichen Spitzen besetzten Stühlen in den letzten Augen. — Der Kammerdiener kamte wieder fort und ließ auf einem Stuhl, der in abgehobener, schmerzlicher und schmerzlicher Krämpfe seine Tage an der Palastküche zubrachte, um gelegentlich dem König Briefchen zu überreichen. Dieser arme Verlet trug den elenden Verlet, ob Feuer im Schloße ausgebrochen sei ... Verlet ergriff ihn in einigen Worten den Hals des Hundes. Da sagt der Kaiser: „Ob Sie gerathen, ist das Thierchen todt; ich aber laufe ihm nach.“ — „Wirklich?“ rief Verlet, „nun, es kommt schnell!“ — Als Verlet mit dem schmerzlichen Thiere in das Kabinett des Königs trat, machte Se. Majestät eine schreckliche Grimasse. Der arme Verlet ist aber durchaus nicht vorlegen. Er steht noch um, nimmt von dem Bureau des Königs ein Buch, — verbrüht es rasch mit einem feuchten Tuche, — stürzt dem Hundchen das Maul, stößt ihm das Gesicht hinein und reißt den Knochen abwärts, — dann läßt er das Hundchen ein wenig Wälder schlucken, — und einen Augenblick hernach springt das hübsche Thierchen lustig im Kabinett herum, will seinen Lebensgeister an, meist ihm die Hüfte, will ihn heilen, — kurz befindet sich ganz wohl. — Der König ließ dem Heiler einige Talerchen geben, und vierzehn Tage hernach war der arme Verlet in einem hübschen, wohl möblirten Haus etablirt, hatte Wagen, Pferde, einen Kutscher mit Knecht und ein ungeheures Schuld über dem Giebelhause, welches in großen, schönen Buchstaben folgende Aufschrift trug: „Mr. ... (ich habe den Namen vergessen; er entspricht auf St. Paulus de S. M. le Roi de Hollande.“

Der Arzt des Königs, der sich nicht am Hundengelegenheiten hatte einlassen wollen, durfte nie wieder am Hofe erscheinen. Also das Hundchen war gerettet; — nun kam ich an die Reihe. Sobald der König mit mir allein war, sagte er brüskelnd zu mir: „Sollten Sie sich nicht heilen?“ — Als ich sah, fragte er streng, was im Boudoir der Königin vorgefallen sei, als ich das letzte Mal dabeistand. — Ich erwiderte, die Königin habe mir eine Wiederholung eines Ziti diktirt, der „Partant pour la Syrie“ überschrieben sei. — „Und nachher?“ fragte der König. „Als die Romane geendet war,“ sagte ich, „erzählte mir der Königin, mich zurückzuführen.“

Auch allen andern Fragen des Königs über diesen Punkt wollte ich geschickt ausweichen. Als der König sah, daß er so nicht von mir errücken würde, änderte er den Ton und das Gespräch und redete mir gutlich zu.

„Erinnern Sie sich, Monsieur Derut, wie Sie mir Unterricht gaben und noch so jung waren? und hauptsächlich so war kein schlechter Unterricht. — Sie jankten mich aus, wenn ich nicht gut spielte, wenn ich schlecht mianierte. — Sie drohten mich jeder Stunde, Sie würden mich wieder kommen, wenn ich nicht mehr und besser abte.“ — „Erinnern Sie sich dessen noch?“ — „Ja,“ sagte ich, „mit Verbeugung;“ man verlangt nie ein gerechtes Vergnügen!“ — „Pah! mein Freund, Sie sprechen da wie ein Franz, und ... Sie sind doch noch ein Kind!“

Und wieder sagte der König mich über jene Oberstleutnants des „Partant pour la Syrie“ aufzufordern — natürlich vernachlässigt. Dann grüßte er mich anerkennend mit der Hand und ich war entlassen.

Der andern Tage war ich wieder am Hofe. Der König ließ mich wissen, daß ich mich damit mit meiner neuesten Komposition hören ließe. Als man ihm nun das Programm überreichte, sprach er mein Entsch.

Zwei Kostüme blühen den Trauermantel aus der „Tschilken Oker“. Den Verkleidungen wurden die 30 Orden Kollins' nachgetragen.

Den glänzenden französischen Vordenker an der ersten Kunst auf dem Pariser Salon haben aus die Worte eines deutschen Kritikers gesagt. „Kollins, der, wäre er kein berühmter Komponist gewesen, ein berühmter Dichter, und wäre er auch dieses nicht gewesen, ein eben so berühmter Historiker und Geograph, und wäre er dieses

Nichts nicht, vielleicht ein noch berühmterer Maler gewesen wäre, hätte vielleicht nur eben so viele Tage gebraucht, als der satirischste unterer Kontinentaler Jahre, um die ganze überreiche und sonderbare Melancholie zu durchdringen; aber sein angeborener Künstlergeist hätte ihn nicht auf diese Dinge, als er sich seiner selbst bewußt zu werden begann. Letztendlich betriebe er als Maler ein Leben, das er in die Abende des Kontinents vollständig eingeweiht ist. Der wollte sich gewaltig irren, der ihm eine solche geringe Tatkraft

stiftung oder gar eine echt funkelnährige Richtung seines übertragenden Talents abspähe. Die Zeit seiner Komposition zeigt das flache Verhältnis seiner Zeit und seines Volkes. Kollins war der gekorene Künstler, und für den Mehl der Kommande bester ja letzteren vorhanden; aber in vieler Beziehung hat er sich das größte Verdienst um die Aufklärung der Zeit erworben.“



Auf der Landschaft mit Christusfiguren von M. Doré. Zur Sabbatfeier. (S. 12, 1-8.)

Doré's Prachtbibel.

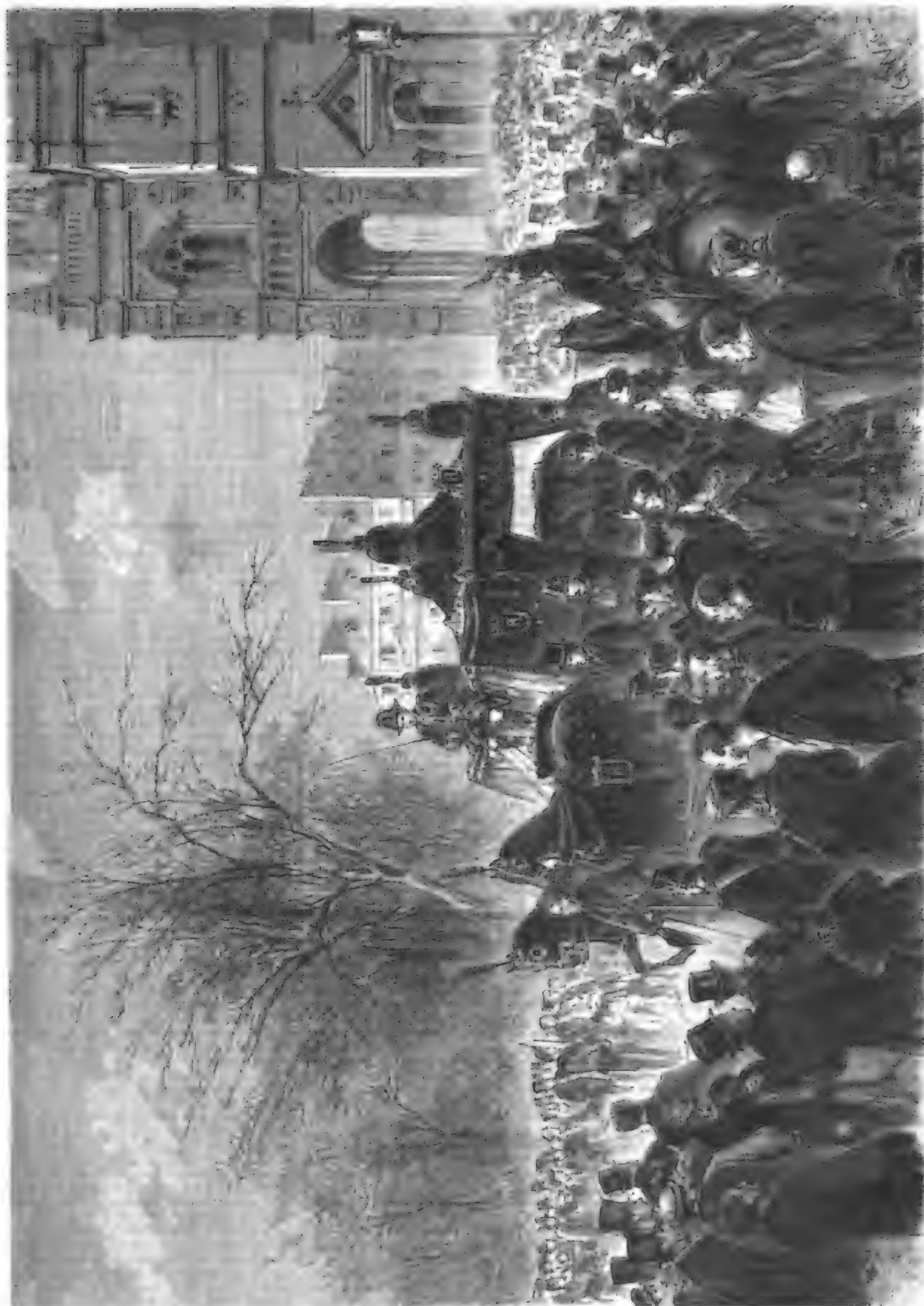
Die Sabbatfeier.

Matth. 12, 1-8.

Wie sieht die herrliche Welt des Reiches, dessen Reich wir in diesen Tagen feiern, so groß und wunderbar vor den Augen und Verstand? Wie ist die Freude an ihm drinnen, ihn mit ihm vollständig zu verstehen. Aber es will ihnen nicht gelingen: an der Hand und Wahrheit seiner Worte gleitet jede Weisheit ab! Jesus ging in Begleitung seiner Jünger und ging von meh-

renen Tharilien an einem Sabbat nach das wehende Beten, als seine Jünger, welche hunger empfanden, Aehren zu essen, die Aehren zu essen, „Siehe,“ riefen die Pharisäer, „Diese Jünger thun das, was am Sabbat nicht ziemt.“ Jesus antwortete ihnen, daß ihnen nichts davon dem Pharisäer erlaubt. Aber Jesus sprach: Ich rufe auf das Beispiel David's, der auf der Flucht vor Saul, als er nach Gilo kam, den Broten trug, die Schafherde dem König des Harn zu weihen, um sich und die Seinen zu sättigen. „Der Sabbat,“ sprach Jesus, „ist um des Menschen willen gemacht — zu seinem Nutzen, seiner Verheißung, nicht zu seiner Plage, nicht aber des Mensch um des Sabbats willen, aber daß ihr nicht gerien im Werk, daß die Thier auch am Sabbat im Tempel atmet! Bei-

richtung haben, ohne sich dadurch zu verkränken? Hier aber ist einer der größten, als auch Tempel — ich kann als überaus großer Mensch mehr Einsicht und Ausdauer verlangen, als ich von dem Tempel zu haben pflege. Falsch ist bezeugt, was Gott erfüllt hat: ich habe mehr Wohlthaten an Menschen gemacht, als an Opfer, so würdet ihr aber jene unglückliche Handlung meiner Jünger auch nicht auszuheilen lassen.“ Das ist der Reiz der schönen Worte nach Doré's Prachtbibel, welche so schön verheißt, daß in wenig Tagen der ewige Bund vollendet werden wird — ein Buch, das mehr als eines gewirkt ist, und in die herrliche Stimmung der nächsten Festtage einfließen.



Die Prozession des Heiligen Geistes am 21. November. (Originalzeichnung von Th. Schenck, 1889.)

Eine alte Jungfer.

Roman

von

Karl von Holtei.

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel.

Es schlug einige Akkorde an, theils um das Instrument zu prüfen, theils um Stille im Saale zu fordern. Dann, als beides erreicht und er durch Klang wie durch erwartungsvolles Schweigen beschieden war, fing er an, verschiedene leichte Melodien aus jenen Opern zu spielen, in denen die Sonntag bisher gesungen: „Malerin in Alger“ — „Der Scher“ — „Heldenbrödel“ — „Der Fackel in Italien“. Hosiini vertieft sich ganz hübsch mit Klavier; ihre lieblichen Weisen ließen sich gut und gern zu bunten Mäxchen einander verweben. Hosiini aber versammelte sie. Mozart schien sie erachtet zu haben, denn auch sein Scherz über unselige Nacht, und einige Motive aus „Così fan tutte“ gemauert reich die Oberherrlichkeit. Diesen schloß sie nun vermittelnde Erinnerungen aus Meister Paer's „Sargina“ an, und als das „Tullio“ „la pura fantasia“ eintrat, da war's, wie wenn Mozart fänge: „Ah, Du bist's! Die will ich Kamm gönnen; Du darfst neben mir dich hören lassen!“ — „Nun aber drängte sich unerwartet und schäuf der „Heldin Maria“ dagewichen, freilich wohl mit „Vio's“ ästhetischen Vorbehalten, schied eine Weile den Platz allein behaupten zu wollen, löste endlich den Improvisator (dessen Intentionen allerdings außer ihm nur Wilhelm verstehen konnte) hinaus in's Freie, in die Mondnacht; dort wiederholten sich ihre Gesänge über die Künstlerin, aber diesmal nicht in Worten, nein, in Tönen. Denn noch einmal sagte der musikalische Dichter sämtliche Jaden obengenannter Melodien auf, eine nach der andern, und bereitete dieselben auf so kunstgerechte Weise in ein Ganzes, daß diejenigen Anwesenden, welche selbst Klavier spielen und einen Begriff von der Sache hatten, geradezu Mitwelt schreien und laum zur Ruhe geistigt werden konnten. Nach und nach verloren sich Rosini, Kuber, Paer, Maria aus dem Gemüthe, bis zuletzt Mozart allein dem Heimkehrenden das Geleite gab. Da verstand der Mond hinter Wolken, tiefe Nacht sank hernieder, die bittre, steifliche Idee des „Così fan tutte“ litterte durch Finsterniß und umherfliegende Stille; was Freude in der Kammer heizt, schien gemüthlich, nur düstere, unaufgelöst: Wäthel schwebten wehmüthig auf dem Willen des Klaviers, immer leiser, immer schwächer, kaum noch hörbar.

Ein danges Gefühl bewogte sich der Versammlung. Ambeden gespannt saßen Damen und Herren; sogar die völlig unmusikalischen ahnten, daß etwas mehr sein, als künftliches Virtuosengeflimmer, mehr als eitle Bravoer. Dahinter steckte eine Idee; aber welche? und wo wollte der wunderliche Gast hinaus? „Auf Ehre“, hießte Lieutenant War, der mit einigen Gegnern des „langweiligen Hosenbreiters“ wohlweislich in einem Nebenzimmer Hosi gefast hatte, „auf Ehre, der Mensch singet mir förmlich an der Seele herum; das ist ja nicht zum Aushalten. Wenn man nur wüßte, was er damit sagen will! Denn daß er sich etwas dabei denkt, das ist klar. Hört er nicht bald auf, so schrei ich freier, damit Ende wird und man wieder zu Atem kommt. Das Gewinzel und Gekrammer bringt mich um. Wir ist ohnehin seit etlichen Wochen so weich um's Gemüth, besonders wenn ich Comtesse Claire —“ (den Kopf beugt er bei sich). —

Leo hatte seinen Zweck erreicht. Er hatte die Leere seines von lieblicher Kunst überfüllten und dennoch unbefriedigten Gemüthes ausgesprochen, und zwar auf so melodische Weise, daß er auch nicht einen einzigen seiner Zuhörer verlor, daß Keiner abgewand, daß ihre erwartende Aufmerksamkeit von Takte zu Takte gestiegen war. Und in diese, man könnte sagen fast andächtige Umgebung einer, theilweise aus reist stehenden Elementen bestehenden Gesellschaft, berief er jetzt den Großmeister dramatischer Imitation, den durch edelste Einfaltigkeit erhabenen, den die Kunst heilighenden Hosi Gluck; den Mann, dessen Rauberschwert eine unbefriedigte Waffe vom häßlichen Stahl und zugleich eine duftende reine Lüge ist; beides, je nachdem Wahrheit und Schönheit gebieten. Eine kurze Einleitung verhandelte, im Uebergange aus einer ernsthaften, feierlichen Stelle des Mozartschen Maskentanzes, den hier in diesem Kreise völlig fremden Stoff, und mit einem Male entwickelte sich aus scheinbaren Widersprüchen mit voller Klarheit Argemina's Klage, wie sie in der Nacht vom zwanzierten April aus der unbekannten tiefsten Brust in Leo's Herz gedrungen war. Wilhelm vernahm, daß es kühnste Klammern seien, die an kalte, metallene Töne schlugen; er wahrte die Stimme der Sängerin zu vernennen.

Diese jedoch, schon bei der Einleitung sichbarlich er-

griffen, erhob sich von ihrem Sessel und näherte sich, wie aus innerem, unbewußtem Antriebe, schier willenlos hingezogen, dem Instrumente, welches mitten im Saale einen freien Raum einnahm. Die hohe Gestalt bewegte sich langsam, würdevoll; das Hosi, auf welchem sonst nur kalter Stolz zu thronen schien, leuchtete in verklärter Begeisterung; und ehe noch Damen wie Herren, durch diese unvorhergesehene Erscheinung überrascht, ihre Bestrebungen irgendwie kund zu geben vermochten, hatte Comtesse Benigna sich bereits mit den gewaltigsten Tönen ihres wunderbaren Organs der Oberstimme bemächtigt. Ja, sie sang! Sang von einer großen Gesellschaft, deren Erlaunen aber, von solcher Herrlichkeit geradezu erdrückt, keine Meinung mochte. Wilhelm fürchtete anfänglich für Leo. Doch unangenehm. Denn dieser fand sich augenblicklich in das Außerordentliche, wie wenn es das Alltägliche wäre. Er ließ der Sängerin ihren Part und begleitete sie so fähig, ging so lieblich und sicher in ihre, mitunter willkürlichen Metarhythmen ein, ergänzte so genügend ein ganzes Orchester, daß sein Accompaniment, während es Kunstverständigen imponirte durch Selbstständigkeit, zu gleicher Zeit eine schwärmerische Huldigung für die Sängerin war. Weil diese doch erst bei der zweiten Hälfte der Arie eingefallen war, fing er, ohne zu fragen, das Stück gleich ein zweites Mal wieder von vorn an, und Benigna, als ob sich das von selbst verstände, gehorchte seinem Wille. Jetzt erst erreichten Beide das Höchste, was menschliche Fähigkeit, unterstützt und gehoben von wahrer Begeisterung, überhaupt hervorbringen vermag. Sie erreichten es nicht allein an und durch sich, sie erreichten es sogar in der Wirkung auf ihr so hart gemüthetes Publikum. Rothe, glühende Freuden, eitle, aberne Wädhungen, ältere Herren, die sonst nur am Karicaturischen Unterhaltung, bei seiner Rinde „Genuß“ finden, die zeigten sich ergötzt. Die jungen Chiquiere verjagten ihre Klüßchen hinter bittre Bemerkungen über Benigna's heulige Umwandlung zu Heiden. Lieutenant War aber wachte ganz oft und eifrig die Thronen aus den Augen und rief einmal über das andere: „Soll mich der und Jener hören, das geht über's Böhmische! Die Beiden misstamen holen Einem ja das Eingeweide aus dem Leibe und kehren den Menschen um wie einen umschleppenden Hundstuh!“ Und, er den Umkleiden unendbar künz: „das ist die Schwester meiner angebeteten Claire!“ —

Und was thaten „die Beiden“? Leo blieb, geistigen Hauptes, ohne umzuwandeln, am Flügel, wühlte sich in wilde, doch leid angeklagte Töne hinein, wie die Biene in Blumenstäube; und Benigna wendete sich, ruhig, schwebend unberührt von dieser Szene, dem Klavier wieder zu, den sie vorher neben ihrer Mutter eingenommen. Doch auf halbem Wege blieb sie stehen, schaute noch einmal an's Klavier zurück, wehte den in Gott weiß was für Trümmern Verfunkenen durch eine leichte Berührung der Schulter auf und sagte ihm, als er, wie von elektrischem Schlage getroffen, plötzlich aufsprang: „Ich habe Ihnen sehr zu danken, Herr von ...“

Die mühlerrunde Hitzzeitenden, Baron und Baronin, setzten an der Spitze, trugten den fehlenden Namen nicht zu nennen; er fiel ihnen nicht ein. Es gab eine verlegene Pause, denn der Betroffene schmeig hartnäckig. Hesse Edward schlug sich in's Mittel und ergänzte: „Leo von Verthal, mein lieber Freund.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Verthal!“ wiederholte die Comtesse.

„Meine Gnädige!“ sprach der Herr vom Hause, „es hat uns schwer getränkt, daß Fräulein Sonntag ihr Versprechen nicht erfüllte und uns so große Verlegenheit bereitet. Jetzt preiß ich ihr Ausbleiben, denn was wir zu hören das seltene, unverhoffte Glück genossen, entschädigt für jede Entbehrung. Möchten Sie, da nun einmal die Nacht gebrochen ist, Ihre Großmutter noch weiter aufdecken? wollten Sie ... Aber nein, ich wage nicht in Sie zu dringen. Es ist ja bekannt, daß Sie unerbittlich gelieben sind bei allen, noch so heftigsten Aufforderungen!“

„Gewiß. Und das war nicht Eigensinn, das war nur aufrichtige Bescheidenheit, die um so begünstigter scheint, je geringer meine musikalische Ausbildung ist. Hände sich immer ein schüßendes, zuckendes, hülfesüßes und nachsichtiger Begleiter, wie Herr von Verthal.“

„Triumph! der ist ja gefunden! Nicht wahr, Sie leiden um Ihren Verstand?“ — „An's Klavier! an's Klavier!“ riefen Alle durcheinander. — „Spielen muß er! — Loden muß er Comtesse Benigna!“ — „Unsere bitten gibt sie kein Gehör!“ — Der Wacht der Lüne kann sie nicht widerstehen. — O, Herr von Verthal, mir beschwören Sie!“

„Bedarf's der Beschwörung, wenn man bezaubert ist?“ — Tief war das erste Wort, welches Leo an diesem Abend laut gesprochen. Wie weißt du's? er gekam, auch dieses paradiesischen. Es veränderte mit einem Schlage Benigna's unbefangene Heiterkeit in eifrige Räte. Fragen ihre Jüge bis dahin den Ausdruck fernmüthiger Nachgiebigkeit in den allgemeinen Mensch, so vertieften sie nun plötzlich den Entschluß, zu verweigern, was man von

ihre erbat; und dieser Entschluß sprach sich in der Nachfrage aus: was für Gesangsstücke die musikalische Bibliothek der Baronin etwa enthalte, von denen eins oder das andere gewählt werden könne? Als darauf die Antwort erfolgte: hier im Hause werde nie gesungen, und der Vorwurf am Klavier bestünde sich auf Klavierkompositionen, ... — zog sich Comtesse Kriegsheim, folger und hochfahrender denn je, mit der letzten Erklärung zurück: „Dann bedauere ich sehr; ich weiß nichts auswendig!“ —

Je größer die Enttäuschung, desto allgemeiner war die Verstimmung. Die Gesellschaft schied sich nach ein langweiliges Ständchen hin, und erst der wohlbelegten Tafel fand sich wieder einiges Leben. Leo nahm nicht mehr Theil daran. In geräucher Beforgniß, man könne ihn noch einmal als Lückenbüßer am Fortepiano verenden wollen, hatte er den günstigen Moment bemerkt, unbedacht zu entfliehen; und Wilhelm, der seine Absicht errath, war ihm auf dem Fusse nachgesehen.

Ihre Wagen, erst zwei Stunden später befestigt, konnte noch nicht da sein. Sie wanderten zu Fuß durch die liebliche Rainacht im dastigen Walde. Wilhelm drammte vor Begier, sein Herz auszuschnitten. Zwanzigmal schre er vergänglich an und zog sich vor Leo's düsteren Schwingen jedesmal wieder zurück.

Sie näherten sich dem kleinen Leichtein, bei dem sie mit Edward jungst gesessen.

„Tams! ahnte ich nicht, daß ich mich so wahnwitzig verhalten könnte!“ seufzte Wilhelm.

Kaum hörbar sprach Leo: „Und ich hatte sie noch nicht gehört; ahnte nicht, daß auf Erden Eine ihregleichen wandle!“

„Hör, Freund, sollten wir nicht, ehrlich geredet, ein paar Karten sein, wie wir hier nebeneinander hergehen?“

„Ich geb' Dir's zu, Wilhelm, doch unter dem Vorbehalte, daß ich der größere von beiden bin.“

„Das muß sich erst zeigen.“

Gräfin Kriegsheim fuhr so zu sagen im kleinen Kriege heim mit ihren beiden Köhlern. Daß Benigna sich aus eigenem Antriebe denogen gefühlt, ihrer Stimme Zauber vor Jüngern walten zu lassen, fand der Mutter vollste Zustimmung. Daß jedoch ein, wie es schien, gänzlich ungerechtfertigter Nachsch in ihre eigenjinnige Verschlossenheit die Erwartungen der Gesellschaft gekürzt habe, in demselben Augenblicke, wo Alles auf noch einige Gaben ihres entzückenden Talentes gehofft, das tadelte die verständige Dame als einen Ueberschreiß übermüthigen, rücksichtslosen Stohes, als eine förmliche Herausforderung. „Wah! Du Dir“, fragte sie, „christlich immer neue Feinde machen? Ich dachte, Du hättest deren schon genug. Deiner Beigerung im Voraus gewiß, war es so Niemandem eingefallen, Dich zu inkommodiren. Wozu denn freiwillig die Leute in Alarm setzen, wenn man sie doch nicht zu fressen stellen will? Du sagst ewig über den Mangel guter, Dir zugehöriger Begleitung. Die heutige, denk ich, wäre tadellos gewesen ...“

„Tadellos ist zu wenig gesagt, liebe Mutter. Sie war so vortrefflich, so über jedes Erwarten herrlich, daß ich's gar nicht sagen kann!“

„Nun also? Wozu dann das Märchen von Nichts ohne Hosen-Vorlage“ zingen können? Du, die fast immer aus dem Gedächtnisse singst, im dunklen Zimmer, halbe Nächte hindurch! Wollst Du vielleicht ablenken, daß Du schon bereit warst, nachzugeben? Woher aus einmal das entzückende Nein? Hat Dich etwas verlegt? Ich habe doch aufmerksam beobachtet. Wie ist nicht zu Ohren oder zu Gesichte gekommen, was einer so brüskten Entschluß herbeizuführen konnte?“

„Mir wohl, Mutter, zu Gehör und zu Gesichte. Eine freilich kaum für Andere hörbare Aeußerung des Herrn von ... ich hab' den Namen nicht behalten. Er flüsterte sie schwach, doch laut genug, und was ihr am lauten Klange fehlte, das ersetzten des jungen Mannes Augen reichlich. Du weißt, wie ich über dergleichen abgesehenen Andeutungen denke. Von den schmachenden Eleganz unserer Ständes waren sie mir nur langweilig und lässig; von einem ... Klavierpieler, der die Stetigkeit hat, eine Herzenserklärung an mich zu richten, wird's zur Beleidigung.“

„Ned und zudringlich sah Herr von Verthal wahrlich nicht aus. Eher mocht' ich glauben, Du wäst ihn falsch verstanden.“

„Ach gut. Ich freile nicht. 's ist ja möglich, daß ich neidisch gewesen bin auf sein vollkommenes Spiel und daß ich plötzlich abdrack, weil ich meine Unvollkommenheiten nicht ein zweites Mal einem für mich beschämenden Vergleich aussetzen wollte.“

„Glaub's ihr nicht, Mutter! Das hat einen Haken. Und außerdem, Benigna, was hast Du denn mit Deinem Klavierpieler, daß Du vornehm die Nase rümpfst? Leo von Verthal treibt Klavier zur Erholung, als Dilettant; macht so wenig Klavier aus Klavierpieler, wie Du vom Gesange. Was ist denn dabei? Weidst er darum nicht, was er war? Ein angegebener Nachschgelehrter, aus gutem Hause, aus geachteter Familie, der über kurz oder lang

Kath werden laun und Präsident, vielleicht gar Staatsminister? Er lebt sehr anständig und geniesst allgemeine Achtung."

"Er, Claire, wer hat Dich denn so genau unterrichtet?"
"Wer sonst, als mein Tischgenosse, Lieutenant Delbosc?"

"Sieh, sieh! Verzeih, wenn ich Dir eingeschreie, daß ich besten Jenig für sein ganz unpartheiisches Urtheil. Gehört Herr von Verthol zu jener Rasse?"

"Nein, das thut er gar nicht. Im Gegenheil, die andern jungen Herren tadeln ihn, daß er sich von ihnen fern hält und wie ein Einsiedler lebt. Folglich ist ihr Jenig wohl unpartheiisch."

"Das spräche denn allerdings für ihn."

"Was hast Du nun wieder gegen Delbosc? Nein, wirklich, Benigna, Du bist unaussprechlich. Kein Mensch findet Gnade vor Deinen Augen. Ist's nicht wahr, Mutter, sie übertrifft's mit ihrer Strenge?"

"Manchmal allerdings. Aber was Trizen Neutnant Delbosc anbelangt, den schönen Max? — so nenne ihn ja seine Genossen..."

"Und ich meine, mit vollem Rechte."

"Ah, so siehst's mit Dir, Schwesterlein! Dann will ich nichts geäußert haben über des Neutnants Freunde, noch weniger über ihn. Der Gegenstand entzieht sich dadurch meinem Bereiche und rückt vor in's Gebiet mütterlicher Autorität."

Die Gräfin machte: hm! hm! Claire ließ das Gespräch fallen. Der Wagen hielt vor ihrer Hausthür und jede der drei Damen begab sich ohne Aufenthalt in ihre Alaije.

Mitternacht war längst vorüber, da stand die jüngere Schwester noch unentledigt — das Kammermädchen war entlassen, — vor dem garstig zugedrehten Spiegel, dessen noch unbedeutenden Bruchstücken sie mit allerlei beschwundenen Wendungen ein günstiges Zeugniß abzumuscheln versuchte über ihr Aussehen. Sie bemühte sich vor Schlafengehen noch einmal aus eigener Anschauung des Eindrucks zu vergewissern, den sie auf den „schönen Max" gemacht haben dürfte.

Benigna mag noch so geringschätzig vor ihm sprechen, und von welchem jungen Herrn spräche sie anders? — Ich fand ihn darum doch liebenswerth. Auch Mutter findet ihn so. Daß er einen reichen Vater hat, weiß die ganze Stadt. Und wenn er für mich empfindet, wie ich für ihn; wenn seine angelegentlichsten Bemühungen, mich glauben zu lassen, mehr sind als oberflächliche Galanterie; wenn er kommt, um meine Hand zu werden... ich werd' ihn nicht abweisen, dafür seht! Ich will nur der Spiegel nicht zerbrechen. So recht gewiß bin ich doch nicht, ob ich heute Abend meinen schönen Tag gehabt habe. Die Alaije und Läden geben keinen Ueberblick des ganzen Bildes in Einem. Ich sehe mich nur stückweise... aber was ich jede, gefällt mir sehr. Weßhalb sollt' ich ihm nicht gefallen? Er müßte schwer zu befriedigen sein! Jedoch, eine so erhabene Schönheit wie meine stolze Schwester bin ich nicht. Trag' auch kein Verlangen nach häufiger Begegnung, die mehr zurückschreckt mit ihrer Kälte, als daß sie vertraulich anziehen sollte. Ich bin hübsch, wie man's für's Haus braucht. Und ich will keine alte Jungfer werden, gleich Benigna, dafür büß' ich, wenigstens so viel an mir liegt... Ob sie denn kein Herz hat? Ob sich denn gar nichts in ihr bewegt und regt?... Unbegreiflich! Bei mir geht's doch so lebendig zu!... Wie hat sie heute wieder den armen, bescheidenen Herrn von Verthol behandelt! Wie lieblos ihn abgelehnt, nachdem sie kurz vorher seinem Talente einmüthig geschuldet! Wie wenig's ihr schon wieder leid gethan, als menschlichen Gefühls gegen sie haben?... Was hat' ich? Sie singt! Ich dachte, sie läge tief im ersten Schlummer... Sie singt! Und wie warm, wie geluthvoll! Und dort unten steht Einer, unheimlich Hause gegenüber, gleich einer Statue... Nein, ich täusche mich nicht: das ist der Klavierpieler! Sollte sie für den singen?... Ah, am Ende hat sie doch auch ein Herz! Das würde mich herzlich freuen!"

Zweiter Kapitel.

Die zweite Hälfte des Monatses eilte ihrem Ende zu. Nach ließen des Frühlings gediehene Verkündiger in allen Gärten und Gäßchen innerhalb der Stadt, an denen Berlin vor allen großen Städten zu jener Zeit reich war, ihrer Liebe- und Lust wohlwollende Strophen aus hohen Baumkronen, wie aus niedrigeren Büschen. Sogar die Blüthen im großen, parkähnlichen Garten hinter Mendelssohn-Bartholdy's Hause auf der leipziger Straße flüster in die Träume des Knaben Jüngling geheimnisvolle Lieber ohne Worte, so frisch und frei, als ob sie

den Spreuwall, den Ueberfluß bewohnte, nicht eine aus Steinen errichtete Kette. All' diese Säger, Stadtmüden, Kothschwänze, grünen, gelbe Vögel nicht zu vergessen, vertrieben ihren in Weiden brütenden, oder nackte Kindlein beschützenden Ehegatten mit lieblichen Gesängen die Langeweile, und Niemand von der betörenden Genossenschaft dachte an's Wandern; Alle fühlten sich an das heimliche Plätzchen gebunden, wo sie für jetzt ihre Wohnung aufgeschlagen; hatten keine Sorge, als um's tägliche Brod, will sagen: fliegen, klettern, kauen, kleine Käser, Körnelein und Krümlein; hatten keine Furcht, als höchstens vor nächtlichem Ueberfall einer streichen Daulage... Rings umher, auf Dächern wie auf Zweigen, Sang und Klang! Wie gesüß: kein Sang- und Singvogel dachte noch an's Wandern, nur die Königin des Gesanges, die ihr Nest am Alexanderplatz morgen in der Frühe verlassen wird, um einen mühsigen Ausflug in freies Land zu wagen. Nicht zufrieden mit den Huldigungen ihrer Getreuen aus der „Königsstadt", will Herrin Sonntag eine europäische, eine Weltberühmtheit werden, will zu den Kronen, die Wien, Prag, Leipzig, Berlin ihr auf's blonde Vorderhaupt gesetzt, auch pariser Kronen fügen. Mit italienischen Worten will eine edelweiss Küsslein der französischen Tonangeber für sich gewinnen. Kühnes Wagnis! Schon haben sich Parteien gebildet, die ihr die Möglichkeit jedes Erfolges zuwiderlich absprechen. Es sind jene Widersacher, welche bisher vor dem Uebergeheim der öffentlichen Meinung verstummten und nun „innendig rasonnieren". Jezt wagen sie sich um so lauter hervor, die Bitterkeit, die sich in ihnen angesammelt, so lange sie schweigen mußten, oder nur unter sich mäkeln, kritisiren, abschließend verneinen durften, macht sich jetzt Luft.

Sie wird sich blamiren... und auch! — so versichern die neidischen Gegner der Königsstädter Oper: Paris ist nicht Berlin. Dort hat man von jeder das Beste, das Große gehört. Dort ist's nicht wie hier, wo ein halbes Hundert verlebter junger Märrer und alter Weiden sich herausnehmen, den Ton anzugeben. Dort entscheidet ein unbefehltes, allgemeines Urtheil. Da wird die kleine Person mit der kleinen Stimme, sammt ihren Schmuckrequisiten und Minusculen erlaubt werden für eine recht niedliche Soubrette, aber auch nicht für mehr. Neben Sie mir von der Schürmer, das laß ich mir gefallen. Das ist eine grandiose Stimme, eine dramatische Sängern. Aber das Contagions! Na, die Pariser sollen es wohl den Starg hören! Und wie klein wird sie begeben, wenn sie widerkehrt als pomposität! Dann werden keine Hufspuren der um Wege sich räumenden Unterhändler an den Wänden des Villenverkauft-Burraus mehr sichtbar sein. Dann wird die abgegriffene Vergewitterung in Unmöglichkeit aufgelöst, und der Uebermuth in beschränkte Demuth. Sie soll nur nach Paris gehen!

Was von der andern Seite entgegen worden ist, brauchen wir nicht erst anzudeuten. Es hat an fruchtigen Widerlegungen nicht gefehlt. Und die fruchtigste gab ja der Erfolg, dessen Größe auch die kühnsten Erwartungen überbot.

Wir finden vor dem großen Gebäude, genannt „Zum Kaiser von Russland", gerade gegenüber dem damaligen Königsstädter Schauspielhaus, eine unübersehbare Menschenmasse versammelt, der mit jeder Minute neuer Zuwachs von allen Seiten kommt. Das Gemüth reißt bis zum Eingange des Theaters.

Vor letzterem begegnen wir den Freunden Wilhelm und Leo, Ersterem abermals nicht wenig überrascht durch des Letzteren Anwesenheit. „Du hier?" — „Und warum nicht?" — „Weil Deinem Wesen, Deinen Ansichten dergleichen Demonstrationen zuwider sein müßten, sollt' ich denken! Weil Deine frühere Verehrung für das Talent der Sozial bedeutend abgenommen, seitdem..."

„Seitdem die Feinde für ihre Verleumdung so bedenklich angenommen, daß sie sich in Uebeldienst übergegangen? Wohlteilst Du das sagen?"

„Das eigentlich nicht. Vielmehr spürt' ich einigen Anreiz, Dich des Göpferdienstes zu beschuldigen."

„Verschiedene Behauptung des wahrhaft Götlichen ist himmelweit unterchieden von Göpferdienst. Jene vermag zu leben und das Leben zu beglücken durch sich selbst, ohne jegliche Nahrung von Außen, während dieser an hunderteit irdischen Irregularitäten hängt."

„Dagegen will ich nicht streiten. Weiß ich doch am Besten, wie hoch Du aber mir steht in Allem, was Reinheit der Sitten, Festigkeit des Willens, Gehalt der Gesinnung heißt. Was willst Du, Lieber? Wie können nicht heraus aus unserm Leibe, und Jeder muß sich vertragen, wie er geschaffen ward. Du bist ein durchgegriffener, vornehmer Charakter; ich bin ein schwaches Wesen. Und als solches höflich nach weltlichen Freunden, in deren Ermangelung ich auch mit leeren Tauschungen vorlieb nehme, wenn sie nur stimmen. Spielwerk für die Phantasie des großgewachsenen Weltfinders. Mir ist nicht unbekant, daß Herrliche die Eingabe mit vielen liebäugelt, welche Ehren, Ansehen, Zumeist, Gold, Ruhm, Beifall, gedrucktes Lob und andere Erbsen zu spenden

vermögen; doch nicht minder gewiß scheint mir, daß nur Einer von Allen sich rühmen darf, mit andern Augen angesehen zu werden, als alle Anderen. Was die Leidenschaft im Schilde führt, außer ihrem Wappenstein, hat mein Scherz noch nicht herausgebracht. Möglich, daß seine Herrlichkeit bei sich überlegt, ob er dem Beispiele vieler britischer Staudengenossen zu Folge aus der Theaterprinzessin eine englische Lady werden soll? Möglich auch, daß sie von solcher Herrlichkeit träumt und ihm nur deshalb den Vorzug gibt? Möglich! An solche Möglichkeiten hatt' ich mich und lasse mich durch Unmöglichkeiten nicht stören. Ich liebe; bilde mir ein, ich könne wieder geliebt werden, so gut wie jeder Andere, der gleich mir kein Geschäftler, kein Graf, kein Herz, kein Earl, sondern nur ein hübscher, munterer Kerl ist, mit forschenden Fingern zum Applaudiren, mit fixen Fingern zum Zeitungsartikelverfassen verstehen und mit erweichenden poetischen Feinheiten begabt, sein Entzücken in rhythmisch fließende Reime zu bringen. Mein Gedicht von neulich Abend hat sie; sammt dazu gedruckter Strafpfeife, daß sie ablesen lassen. So weit bin ich. Wie weit bist Du?"

Weiter als Du, armer Wilhelm, denn ich hege weder Wünsche noch Erwartungen. Was ich erreichen konnte, hat ein gutes Geschick mich erreichen lassen, da mir gelang, durch meine Phantasien den Genius zu werden, den sie in ihrer Brust verschlossen hält. Freiwillig hat sie, die, wie man versichert, in Gesellschaften stets unerbittlich bleibt, ihre wunderbare Stimme erhoben. Dir Wunder hab' ich bewirkt. Was will ich mehr? Wie stehen uns fern im Leben; niemals darf ich hoffen, mich der Höfen, Stühlen zu nähern; ich bin ihr ein Fremder. Und dennoch sind wir uns nach in der Kunst. Das läßt ich; küßle, daß auch sie es küßt. Noch einmal: was will ich mehr? Die Zeitlichkeit, in der wir Erdenwesen und uns umherreiben, ist nicht bestimmt, alle Seelen sichbar, lieblich zu verbinden, welche sich anziehen, so wenig wie sie bestimmt ist, alle Kätzchen zu lösen, welche uns umschwärmen, geistig umgeben. Beides ward der Ewigkeit vorbehalten; diese wird auflösen, was hienieden Geheimniß, wird vereinen, was hienieden getrennt war."

Iu subtil für mich, Leonidas! Fürte nicht, aber ich kann mich so hoch nicht erheben. Ich bin kein Adler, der über Wolken schwebt. Mein Flug, wenn ich fliege, geht dicht am Boden hin. Und deshalb, um hübsch beschaffen am Boden zu bleiben und Dich aus Deinem Heister, aus Deinem sublimen Grise in den gewöhnlichen Sphäre herabzuholen: weßhalb sagst Du „hienieden"?

„Wie soll ich denn sagen?"

„Hast Du nicht unsern guten Jäger sein Lied vom ersten Aus in höchsten Emotionen hören?"

Ja wohl, und nicht ohne Vergnügen; wenn gleich diese Worte von Komposition und Vortrag mir ja sehr zu reichlich schmeckt."

Allerdings. Weßhalb auch Leonidas seinen Bericht darüber in der „Vossischen" mit einem Aufse an die Lebensmännlichkeit des Konstantin nach einem „Witern" schickte. Doch das bei Seite, müßtest Du wenigstens aus des Sängers Munde (was er selbst mir sagte, zugleich der Dichter, in seiner Eigenschaft als ehemaliger Schulmeister aus dem „Nebenfeld" bei Wien) gelernt haben, daß Leonidas eine willkürliche, nachlässige Korruption ist. Jäger schreibt und artistirt verständlich:

„So leht man net recht glückselig her hienieden,
In Wäldchen, doch nur ein Jäger!"

Hatte Wilhelm bedürftig, ihr Zwiesgespräch mitten im ärgsten Menschengebränge von seiner philosophischen Richtung herab zu leiten in den Lauf des Alltäglichen, so war's ihm gelungen. Denn Leo schlug ein lautes Wäldchen auf über die Poesie des schwärmerisch-schwärmenden Leonidas; folgte jedoch mitten im Wäldchen: „Der ehrliche Jäger hat nur den Ausdruck nicht gefunden für sein ahnendes Gefühl. Was er meint, ist gar nicht so übel, und streng genommen kriecht's auch mich und meinen Zustand." — „Und etwa nicht auch den meinigen?" wollte Wilhelm fragen, da kam plötzlich bestiger Bewegung in die Wälder. Alles drängte dem Theile des Wäldes zu, auf den der Ein- und Ausgang der Wälder mündete, und lautes Jubelgeschrei von jener Seite her machte kund, daß die erwartete Sängern seiden ihre Lustige bestige. Sie mußte wohl die hundert Schritte bis an ihre Wohnung im Wäldchen zurücklegen, wollte sie vermeiden, von Verehrern und Neugierigen erdrückt zu werden. Die Wälder konnten nur in langsamem Schritte sich Bahn brechen durch's Gemüth. Zum Glück, daß es die erprobten, sehr besonnenen Reize des Lebenslängers Genuß waren, welche, über Jugendfreude längst hinaus, in reifer Geduld einherwanderten, ohne sich vom Ueberfluß handlungsstiller Jungen und dem Vivatruale exzentrischer Operntruppen irre machen zu lassen. Höchstens drückten sie die Köpfe rechts und links und schnappten so weit sie vermochten nach Kräften, die für Genietie bestimmt, ihnen als blamige Erfindung zwischen die Zähne gerieten.

„Da, betrachte die Huldigungen," sagte Leo, „mit denen man den Gegenstand Deiner Andacht ehren will! Ist es nicht eine Schmach, von solchem Gefindel auf so pöbelhafte Weise umschwärmt zu werden?"

*) Ja wohl, daß gekriechen nicht: „In der Straße". Welche jedoch „auf", und mit Uebereinstimmung, weil ich mich nicht entschließen will, Straße mit Gasse zu verwechseln. Was Gasse heißt in der Wälder; es heißt auf dem an der Straße. Jene beiden von Gassen bilden ein Gasse. So heißt und laßt man kriechen. Jene beiden es ein Gasse ist bezeichnend; ja wollen „in einer Straße" laufen. Das ist aber Unfug.

„Das ist unsere Schuld,“ rief Wilhelm; „wir hätten den Wagen nicht umgeben sollen. Aber die eigentliche alte und junge Garde steht drüben aufmarschirt, vor ihrer Hausthür!“

Und bald hatte er sich in's dicke Menschengewühl gestürzt, und sich tapfer durchgeschlagen, bis dicht an die Thüre der Glasfahne, aus deren Fenster ihm vertrauliche Grüße geendet wurden. Henriette's jüngere Schwester saß neben ihr und triumphierte auch. Denn niemals hat ein junges Herz liebevoller, freier vom Reid, die Auszeichnungen mit empfunden, die der Erstgeborenen galten, als jenes der edlen Nina!

Nun begannen die großen Musikschöre ihre Aufsamkeit, doch kaum drangen die kräftigen Klänge der Musikinstrumente durch den Lärm der tausend und aber tausend Meilen, aus denen der Musik: „Wie Glück in Paris!“ laut wurde.

Wilhelm hatte Recht gehabt. Je näher die Musik dem Ziele so kurzer Fahrt kam, desto entschiedener zeigte sich, daß hier nicht mehr mühsame Gänge und Schreie, denen jedocher Lärm erwidert kommt, sondern gebührende Verehrer der großen Künstlerin versammelt waren, und welchen es Ernst schien mit ihren Huldigungen, wie mit ihren Wünschen. Wie konnten (aus eigener Anschauung und Erinnerung) eine hübsche Reihe geachteter Namen aufzählen von Männern, ja sogar von Frauen, deren Sache es niemals gewesen ist, sich in derlei gefährliche Bewegungen zu mischen, die heute doch eine Ausnahme machten, und es wagten, ... eben weil es dem Auktoritätlichen galt. Wir nennen Keinen und Keine. Denn ach! die meisten von ihnen sind so längst heimgegangen, und außer dem Verfasser dieses Buches mochten nicht Viele mehr vorhanden sein, in deren Gedächtnis jener Abend noch lebt und freudig nachklingt. Nur eines mühen wir ausdrücklich bezeichnen, dessen Gegenwart uns bestrebender dünkt, als diejenige mancher Herren in hohen Rängen und Würden. Um so bestrebender, weil wir ihn eine Minute vorher, von Wilhelm verlassen, auf den Stufen des königlichen Theaters fanden. Wie gelangte Leo, dessen Entschluß aus für die Sonntag sei dem bewußten Abende so werthlich nachgelassen, sich hier in Gleichgültigkeit verwanbelt hat, ... wie gelangte dieser an das Haus, in welchem sie jetzt eben einzutreten soll, mitten im ärgsten Gewirr? — Ja ja! ... Seht doch nur, wer vor ihm steht! Sind's nicht die Kriegsheimlichen: Mutter und beide Töchter? Benigna, Komtesse Benigna, dicht am Wagen der Sängerin? Unglaublich! Sie und Claire stehen in den Reihen, durch welche Henriette ihrem Hause zuführt. Wie alle Uebrigen hält auch sie Blumen bereit, die sie der Vorübergehenden darbietet; drei Rosen, kaum erblüht. Die Sonntag, ein Mädchen kurzlich, erkennt die Gekörte erst wie sie ihr ganz nahe kommt. „Sie hier, Komtesse?“ ruft sie hoch erregend aus; „Sie halten mich solcher Gabe werth, aus Ihrer Hand? Das ist die höchste Ehre dieses Abends; das bedeutet mir und meiner kühnen Reife Glück. Wer sich Ihres Beifalles freuen darf, braucht sich vor Paris nicht zu fürchten.“

Benigna möchte gern etwas erwidern, man sieht's in ihren Augen; doch schon drängen die nächsten Reigen dieses Auftritts beugend näher heran, und rasch verschwin-

del sie, hinter Mutter und Schwester sich verbergend, und Niemand kann sagen, ob es Stolz oder Schwermüdigkeit gewesen, die sie beschließen machen. Ueberdies hat die von Blumen überladene ihre Behausung erreicht, der Lärm hat so mächtig zugenommen, welchermassen die Musikschöre um den Vortrag, ... da erblüht die Gekörte, dicht in ihrer Nachbarschaft, den Klavierpieler von der Felschheit ihres Seins. „O, Herr von ...“ (den Namen spricht sie nicht aus, weil sie ihn nicht mehr weiß), wenn Sie uns behütlich sein wollen, daß wir zu unserer Equipage gelangen könnten? Ich vermute, der Kutscher hält jenseits, beim Eingange zu dem königlichen Logen. Unser Diener Schein und im Gewühl verloren zu haben.“

Leo bietet der Gekörten seinen rechten Arm, an den linken will er Benigna nehmen, doch diese schiebt ihr

Erstaunen in Worte zu lassen, daß die Damen sich so weit unter den Trübel gewagt hätten. — „Mein Himmel,“ sagte die Gekörte, „Sie können unmöglich mehr verwundet sein, was dort angetroffen zu haben, als ich selbst gewesen bin, mich auf einmal dort zu finden! Weiß ich, was meiner Tochter durch den Lärm gefahren? Raum war der Vorhang gefallen, die Leute schrien sich nach heiter nach der Sonntag, daß sie obermals verzeihen solle, da faßte Benigna mich heftig an und zog mich fort. „Ich muß ihr die Rosen bringen,“ rief sie ... Claire schien's ein gesunder Handel, und ich, als wohlgelegene Mutter, mußte geborchen. Aber es war keine angenehme Situation, und wir standen nicht auf Rosen, wenigstens wir Rosen brachten. Ein zweites Mal möcht' ich solche Vorkundigung nicht mitmachen. Uebrigens will ich die abnorme Idee meiner Tochter nicht tadeln, weil ich ihr das Vergnügen danke, ihnen begnügt zu sein.“

„Ja gewiß,“ fiel Claire in's Wort, „Sie waren neulich Abends so plötzlich unsichtbar geworden, daß man gar nicht Gelegenheit fand, Ihnen Dank zu sagen für Ihr wunderbares Spiel. Das war doch endlich einmal eine gründliche Entschuldigung für all' das launehafte Geklapper unabhängiger Violanten. Ach wie hübsch muß's es sein, Sie recht, recht oft zu hören!“

Leo gab keine Antwort. Er hatte auf eine Ausrufung Benigna's. Armer Leo, da hätte's Tu lange harren können! Gekörte Mutter suchte die durch gegenseitiges Schmeicheln entlandene Leere auszufüllen, indem sie plötzlich ihre Klischee entdeckte und diese Entdeckung kund gab. Nun ging's raschen Schrittes über den ziemlich leeren Raum darauf zu ... doch da schloß der Vorhang.

Der wird sich noch drüben, vor Madame Sonntag's Residenz, die Augen nach uns ausstrecken,“ lachte Claire. „Darf' ich hoffen, ihn zu erkennen, so wolle ich gern ...“

„Das war noch schöner! Nein, Herr von Verthol, so entkommen Sie mir nicht. Ich will wissen, wann und wo man Sie wieder hören kann, und wie man's anjungen mag ...“

„Das ist sehr einfach,“ sagte die Gekörte. „Herr von Verthol (sie schaltete sich bescheiden, ihn jetzt bei Namen zu nennen) wird mir gelegentlich Visite machen, wird dann die Einladung zu einem kleinen Diner, einfach wie es armen Wittwen ziemt, nicht verschmähen, und wenn Du Dich auf's Bitten legst ...“

„Daran soll's nicht mangeln. Ich kann prächtig ausfallen, nicht wahr, Benigna?“ „Wenn Du bei Herrn Verthol nicht mehr ausrichtest, als bei Deiner Schwester ...“

„Ach die! Gott sei Dank, so eigenmächtig gibt's nicht viel Menschen unterm Monde.“

Zwei scharfe Blicke trafen aus großen Augen Schwester und Mutter. Beide schrien

zusammen und ließen das Gespräch fallen. George, athemlos, stellte sich zu passender Zeit ein, denn Alle schrien sich verloren.

„A revoir,“ flüsterte die Gekörte, und stieg ein. Benigna folgte, ohne zu reden, ohne sich nach Leo umzuwenden. Claire schaltete ein phlegmisches Gesichtchen und hüpfte, dem Zurückbleibenden freundlich gute Nacht winkend, in die Musik. Diese sollte davon.

Leo wendete sich dem umstübten Hause zu, in dessen erster Etage alle Fenster beleuchtet waren.

Jedemal, wenn die Sonntag sich oben zeigte, brach



Vertheilung im Theaterpark.

Der Puckel steht in Hingehen
Der Puckel eine Blume
Ich habe: Wollt sein mein Mädchen?
Etwas gingen wir in Träne!

Die Gekörte hängt zu Johannes
Der Puckel eine Blume
Ich habe: Wollt sein mein Mädchen?
Etwas gingen wir in Träne!

Doch — können Töchter brauchen
So sehr des: Wollt sein mein Mädchen?
Etwas gingen wir in Träne!

Schwester vor, welche sich ungeziert einhändig und angestrichelt mit dem Führer zu plaudern beginnt.

So geht's auf gutes Glück hinein in die wogende Menschheit, und was den Berlinern vom Jahre achtundsechzig märchenhaft klingen wird: die Berliner vom Jahre sechsundzwanzig machen gewöhnlich Platz und liegen dem Herrn hinterherenden Maßen, seine drei Damen umgibt weiter zu bringen. Im Laufe von vierundzwanzig Jahren kann sich viel ändern, leider nicht immer zum Guten.

Als sie nur erst ein wenig Luft genommen hatten und aus dem dichten Dunkel heraus waren, suchte Leo sein

Franz Kind, Banquier-Geschäft in Leipzig.
empfiehlt sich zum Ein- und Verkauf von Staatspapieren und Aktien, Besorgung von Inkassos; auf letztere eröffnet er laufende Rechnung gegen mässige Provision.

A. Krüss's Wunder-Camera.



Dieser Apparat, den wir hiermit zum ersten Mal bekannt machen, ist ein wunderbarer Apparat, der es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops. Er ist ein wunderbarer Apparat, der es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Allen Kranken Beförderung ohne Nebenwirkung.

Do Barry's Heilmittel Revalosière

Das Do Barry's Heilmittel Revalosière ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops. Es ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Wais für Damen!

Das Wais für Damen ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops. Es ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Zauber-Apparate

Die Zauber-Apparate sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops. Es ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Beachtenswerth!

Die Beachtenswerth! sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops. Es ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Für Nähmaschinenfabrikanten.

Die Für Nähmaschinenfabrikanten sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops. Es ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Patent-Gummi-Schwämme.

Die Patent-Gummi-Schwämme sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops. Es ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Erklärung.

Zur Vermeidung von Irrthümern bitten wir Zusendungen und Briefe an unser allhergegründetes Heilmittel-Fabrikationsgeschäft unter vollständiger Bezeichnung unserer Firma:
Friedrich Fischer & Comp. in Heidelberg
zu richten, da sich in den letzten Tagen ein Geschäft unter der Firma Fischer & Comp. in Wiesbaden gebildet hat.
Heidelberg, 17. Nov. 1894.

Pianosortefabrik.
Groß & Schön, Stuttgart.
Pianos in Tht. 150-200.
Kaufpreise in Tht. 150-160.
Gerichte & Jahre.

Stuttgart. Pneumatische Heilanstalt.
Bäder in Komplexen. Luft.
Die pneumatische Heilanstalt ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Jedermann.
Compendiose Apparate zur Photographie. Verleihen, Verleihen, Verleihen.
Die Compendiose Apparate sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Das militärische Vödingenium.
unter Dr. Altk. Berlin. Kommandogruppe.
Das militärische Vödingenium ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Ligroine.
Preisveränderungen. Berlin. - zu den Preisveränderungen.
Die Preisveränderungen sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

5-12fach Zeit- und Geld-Gewinn.
nach Dr. Altk. Berlin. Kommandogruppe.
Die 5-12fach Zeit- und Geld-Gewinn sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Jungen Damen.
wollen sie wissen, dass die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Winterkuren.
zu den Winterkuren. Berlin. Kommandogruppe.
Die Winterkuren sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Heilanstalt.
zu den Heilanstalten. Berlin. Kommandogruppe.
Die Heilanstalten sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Managen und Methoden.
zu den Managen und Methoden. Berlin. Kommandogruppe.
Die Managen und Methoden sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Accordia- und Harmonika.
zu den Accordia- und Harmonika. Berlin. Kommandogruppe.
Die Accordia- und Harmonika sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

haben mit vollständigem Rechte und in allen Buchhandlungen zu haben:

DANTE ALIGHIERI'S GÖTTLICHE COMÖDIE.

Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von
Philalethes [König Johann von Sachsen].
Neue, durchgesehene und bereicherte Ausgabe.
Zweiter wohlfeiler Abdruck. Mit Dante's Portrait in Stahlstich und zahlreicher Karten und Plänen.
3 Bände. 8. Preis gebunden 3 Thlr. 27 Sgr.
— B. G. Teubner's Verlag in Leipzig. —

Besonders empfehlenswerthe Werke

Reiseführer.
Der Reiseführer ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Reiseführer.
Der Reiseführer ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Reiseführer.
Der Reiseführer ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Reiseführer.
Der Reiseführer ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Reiseführer.
Der Reiseführer ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Reiseführer.
Der Reiseführer ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Zu den schönsten, angenehmsten und nützlichsten Geschenken für die heranwachsende Jugend und für Erwachsene gehören jetzt

die Vorlagen und Geräthe zu Laubjägerarbeiten

aus der Verlagsbuchhandlung von Aug. Staats in Sippkahl.

Die Vorlagen und Geräthe sind ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

Urgeschichte des Orients.
bis zu den medischen Kriegen.
Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's Manuel d'histoire ancienne de l'Orient.

Dr. Moritz Busch.
2 Bände. 8. Geb. 2 Thlr. 20 Sgr. — 4 R. 48 fr. Seld.

Die Urgeschichte des Orients ist ein wunderbares Mittel, das es ermöglicht, die Natur in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, wie sie ist, ohne die Hilfe eines Mikroskops oder eines Teleskops.

wenigstens an seinem und an ihrem Geburtstage, zur Weihnachtszeit, bei Landposten und bei den Exzentriken des Gesellschafts nicht bezeugt werden.

Es hätte wirklich ein schmerzliches Paar gegeben. Hugo Othen forschte zwar nach den Spracharten der alten Krieger und war lieber heimlich unter den braunen, schwarz-bemalten Büsten der etruskischen Abbildung des Alkaios, in düstern, leuchtenden Räumen, als im Cyrenahaus. Sein Aeußeres aber war elegant, sein gesellschaftliches Benehmen geküßelt. Bei den Feiern der alten Krieger, die schwärmerisch-fernen Rollen, bei den lebendigen Bildern hatte ihn ein Intendant der Schauspiele nur mit Seilen betrachtet können unter Erregung des so sehr verwundeten jugendlichen Herzens. Und Ludmilla war geradezu eine Schönheit. Kopf, Schultern, Hüften, alles erschien dem plastischen Geistes. Ihre braunen Augen waren nicht immer so unruhig, wie an den Donnerstagen und Jouis in Gesellschaften, aber auch da konnten diese, zumal wenn Hugo las oder sprach, träumerisch schmelzen und, behaltet von langen, schwarzen Wimpern, auf ein tiefes Innerleben schmelzen lassen.

Aber seit dem Rationalismus auch zwischen diesem jungen Paar eine Verhimmung eingetreten. Der Schein von Zusammenhangslosigkeit, der es seitdem wie ein feiner Duft umgeben hatte, verlor sich. Ludmilla hatte zu malen angefangen. Sie besaß die Meistersinger eines Künstlers. Man drängte sich um die reiche Erbin. L'histoire, junge Beamtin näherten sich ihr um so ernstlicher, je mehr der Doktor zurückzutreten schien. Die rührenden Vergewissungen nahmen sein Ende. Der Verlust im Hause der Schwäger steigerte sich in solchem Grade, daß schon Hugo Othen tagelang ausblieb. Selbst wenn sich Ludmilla hätte darüber besorgen wollen, sie konnte es um etwa unausgefüllter Aufmerksamkeiten nicht thun. Denn sie wußte kaum, wo sie die Zeit hernehmen sollte, um allen Anforderungen, welche die Gesellschaft an sie stellte, zu genügen. Ja, ihr schien es fast lieb zu sein, daß sie sich nicht so oft vor ihrem Gewande darüber zu beschäftigen brauchte.

Die „Donnerstage“ wurden noch eingehalten, aber sie hatten sich ganz an Heiterlichkeiten verloren. Die älteren Männer und Frauen spielten Whist, die übrige Welt probierte einmalige französische Komödien, die als das Reizmittel von „Neur“ und „Wallenstein“, die man bisher gelesen hatte, übergeben worden waren. Auch hier war Ludmilla der Mittelpunkt. Sie war immer die reizende junge Wittve, die schollhafte junge Frau Walke, das verstellte Wundchen von Budenau, je nach den Dispositionen über das feststehende Repertoire. Dabei wußte alle Welt, daß sie der junge Bühnenwunderkind für die nächste Ausstellung als „Studienloos“ modellirte. Der berühmte Pianist Meyer wollte bei dem Uebel ihres Schwagers, des Regierungsraths, beim Minister des Innern, in dessen nächster Reihe, mit ihr verhandeln spielen. „Auch bei einem Häufchen der Hölle sollten lebende Bilder gestellt werden, für welche der Kommerzienrath, Ludmilla's anderer Schwager, eigens gegeben worden war um die Mitwirkung der reizendsten Kunst und Gage, die sich nur hätte finden können. Sogar bis zu Verhörungen, die Manie zu bringen, war es von Seiten einiger Offiziere gekommen, die sich ihr zu Stallmeistern angeboten hatten. Das schritt sie nur so um die immer aufgeregter Geworden und um Hugo Othen her, der sich zurückzog, ohne darum die Verachtung zu haben, über ihre Uebrig zu lachen. Denn warum sollte er auch so viel unter seinen braunen, feinsten Leinen mit den abwechselnden, schwarzen, „corraupen“, wie die Schwäger sagten, Figuren und Bildern —!

„Schandkinder“ wußte der „letzte Donnerstag der Saison“ noch einmal „in wilder Weise“ eingehalten werden. Die ältere Generation brang auf einen ersten Gegenstand. Die dreißig Personen hatten gegenseitig eine Art Fühlung bekommen. Man dachte sie einen Kreis von Vertrauten nennen. Man durfte Vorwürfe hinnehmen und antworten. Der Doktor wurde genannt. Warum brachte er denn nicht selbst etwas „Höheres“ auf's Tapet?

So erklärte er denn, eine gelehrte Vorlesung halten zu wollen, und begann, als der Kreis eingezogen war, in folgender Weise:

„Die ewige Jüdin — La juive errante — ein weiblicher Abosser —!“

„Ah —!“ ging es durch den ganzen beäugelt erdachten, mit Gasflammen erleuchteten Saal. Man rückte ihm noch Lichter und ein Glas frischen Wassers hin. Jeder suchte die besten Stellen, um gut hören zu können; die ältere Generation aber wohl nur die dunkleren, hinter dem Denschem oder einem Schattenschein von Zimmerblumen, um ihr voraussetzendes Einickumern desto verborgen zu können.

„Soll diese ewige Jüdin“, fuhr der Doktor aus einem allerdings bedächtig starken Convulsus zu sein fort, „nur ein müßiges Spiel der Phantasie sein, ein Seitenstück zum „Abosser“, wie ihn etwa der Genetemporal in der Comtemporaine, Goethe's Haupt in jener geschickten-Hahn-Hausline gefunden hat, deren Namen sie Zerk nach langem unverständlichen Suchen des Redens bei einem Negationsfehler, den die russische Diplomatie zu verwenden mochte — die Wengden's sind ja wohl Hurländer?

— ihre Verurteilung fand? Wirklich, hatte ich diesen Reinschlaggedanken eines jungen Schriftstellers, der vielleicht den „Abosser“ von Julius Moser oder den neulich erschienenen „Abosser“ eines neuen Hellen's unter den mehreren „Hellen's“ unserer Literatur las, einige Nächte nicht schlafen kann; in den Kaffeehäusern seine Cigarre mehr zu Ende raucht, seinen Fremden wie ein Nachtwandler erscheint, bis er dem Vertrauten unter ihnen, dem, dem er die Erlösung seiner Wut am frühesten darzubringen pflegt und der dafür zum Dank das schöne Vorrecht hat, die erste Regektion darüber schreiben zu dürfen, bei einer nächtlichen Wanderung durch die Stadtpromenaden das Siegel seines verfluchten Wesens löst und austritt: Himmel! Ich habe einen neuen Gedanken! Abosser, der Schuster von Jerusalem, der dem Herrn beim Tragen des Kreuzes das Kreuzbüchsen von seiner Wertigkeit verweigerte und dafür verurtheilt wurde, nimmermehr aus Eden zur Ruhe zu gelangen; dieser Abosser, der nicht sterben kann, der von Ort zu Ort, von Jerusalem zu Jerusalem, schritt in Bruder's Weltgeschichte pilgert, überall hin seine müden Augenlider trägt und sie nicht schließen kann, ob auch die Völkerveränderungen, die Kräfte, die verhängnisvollen Jahresschicksale und Taten aller Epochen um ihn her schwirren, die Lärmen nach Europa hereinbrechen, das Völkertum durch Kultur einen empfindlichen Stoß erleidet, der dreißigjährige Krieg die Barbarei der alten Jahrhunderte zurückzuführen droht, die französische Revolution aus — und der deutsche Bundeskrieg zusammenbricht; dieser Abosser, der tragische „Glor“ der Geschichte, der hinter jedem Band der Weltgeschichte an Ort und die Menschheit einen Prolet voll uralter Jermie richtet, bis zuletzt bei Gelegenheit, entweder der Emanzipation der Juden oder bei Verfassung der österreichischen Metallschmelze — darüber hat unser Reinschlag andere Ansichten als Moser, Heller, Hammerling und Andere — also entweder durch Gabriel Meier oder durch Amel Nothhild der Fluss der Legende paralysiert wird und sich Abosser, sei's den Stößen der Thronen und dem Christenthum, sei's den Prinzipien des Professors Stahl oder den Nationalidealen zur Verurteilung stellt und jetzt ruhig sterben kann, wie jeder andere menschliche Wesen des neunzehnten Jahrhunderts — mit einem Wort diese großartige typische Gestalt der tendenzvollen Dichtung — übersetzt in's — Wirkliche! Eine Abosser, ein Weib voll Unruhe, Seelenqualen, Kreuz, ewig lang in ihren Gefühlen, weiß an Hyänen und doch nicht weiß an Philosophie, das gebrochene Herz in Verwirrung, sie, die Alles versteht, die Alles verstanden hat, sie, die jedoch darum selbst noch nie verstanden worden ist, kurz die femme incomprise, die femme comprise par excellence —

„Verstehen Sie aber endlich —!“ unterbrach Ludmilla's Schwager, der Regierungsrath Dingler, den stürmischen Vortrager, der aus seinen langen Perioden herauszukommen suchte.

„Erlauben Sie“, entgegnete dieser, „daß das Unterbrechen erst an die Reihe des Grandes meines Dichters kommen muß —!“

Dann las er weiter.

„Eigentlich“ unterbricht vielleicht hier mit starrer Munde und mit dem Ausdruck der Verwunderung der bereits mächtig gewonnene Fremde. „Wie! Alles das oder wenigstens Reimschlag soll auch deiner Frau oder deiner Tochter des Schusters von Jerusalem begegnet sein —!“

„Auch noch die entrückte Meinung oder vielleicht die Zustimmung des Dichters zu vernehmen — auch die schöne Frau eines Schusters hat unter Franz I. von Frankreich Karriere machen können — das wollen wir uns nicht gehen lassen. Aber und Höheren erheben. Denn wir müssen ihnen irgend etwas vorbringen. Ich habe mir eine „ewige Jüdin“ keine Vergebung der Phantasie, kein Einspiel eines ethischen Nachmittags-Kaffees ist —“

„Ah doch!“ rief der Regierungsrath, und Ludmilla fiel sogar mit Jona ein: „Sie kommt ja auch schon in Eugen Zerk's ewigen Juden vor.“

„Das wußte ich nicht —!“ sagte der Doktor beinahe betroffen und machte Niemand, sein Gest zugestanden und sich zu erheben.

„Nein, nein! Lassen Sie sich nicht stören“, fiel Frau von Engelshaus ein, eine vielbekannte Dame, Rentenfürerin und Witwe, „es geschieht bei Eugen Zerk für unsere Interesse leider nur zufällig — wissen Sie, Ludmilla, an der Stelle, wo wir so sehr schön lachen mußten —“

„Und dieses Weib“, parodierte Ludmilla aus Eugen Zerk, „das beim Scheiden jedes Jahrhunderts aufersteht: Ah! und beim Beginn jedes Jahrhunderts: Ah! und die Gimpfe, die mit mir am Nordpol anlangt — Ah! und die Gimpfe, die mit mir am Südpol anlangt — Ah —!“

Alles lachte, selbst der Vortrager.

Der Kommerzienrath Paul hatte sich überzogen, daß Niemand von israelitischer Herkunft im Saale war. Er gehörte der Waise an, war christliches Volkstum und hatte eine Art Konfessionszweck auf die Stimme Israels. Doch stand er in allem Wahren auf der Höhe der Zeit und rief auch jetzt in die allgemeine Freiheit und das Paradies der Klagen der „ewigen Jüdin“ mit tröstlicher Stimme hinein:

„Fahren Sie fort, Doktor! Ich hoffe, daß Ihre Vorlesung ohne Verurtheilung ist und Niemanden (er sah sich im Kreise rundum) beleidigen wird...“

Alles war still. Ludmilla stellte einen Lampenschirm vor sich hin und streckte sich im Dunkel desselben auf einem weichen sammetigen Kissen. Sie bot einen reizenden Anblick. Das dunkle Haar war in diesen Flechten als Krone hochaufgestülpt, war eine schwere Last auf die eine der schönen Schultern hinab, die nur zur Hälfte von dem wiederartig heraufgehenden Leib des roth und weiß gestreiften Kleides bedeckt und in lustige Falten von weissem Seidenstoff geküßt war. Umgebend, ja ein tropisches Schmelzen schien es, daß sie immerfort jene Lode um die Finger ihrer Hand wickeln ließ.

Der Doktor las:

„Die ewige Jüdin“ ist also ein Gebild, das jenem Abosser-Geistes, aus welchem die Redensart „Ach haben“ entstammt zu sein scheint, unmittelbar nach sich zieht. Auch die „ewige Jüdin“ hat zu den Zeiten des Heilands gelebt. Sie hat viel tiefer in die erste Entwicklung der Religion der Liebe und des Jenseits eingegriffen, als der nun sagenhafte, so entschieden grob und herlos gegeneinander des neuen Messias, der Schuster von Jerusalem, der mit seinem Hahn das Judentum, gesehen wie's nur aufrichtig, erst recht wieder zum Volkstheismus seiner alten Lehre gebracht hat. Denn die Folge des Jenseits, des ewigen Aufstehens, des Nichtsterbens, des ewigen Lebens — welche ist es denn anders gewesen, obgleich im Jüdischen der Jüngstigkeit, des ungetheilten Jenseitsrechts und der Gewerkschaft? Doch wohl keine, als die, daß die Juden die Welt beherrschten. Darüber kann kein Zweifel sein. Jeder Blick in eine Zeitung beweist es, und nicht einmal der Blick in die „Jüdischen“ allein.“

Kommerzienrath Paul verzuckerte sich wieder unwillig. Er haßte die Juden, wollte aber nicht dem Schein dafür haben.

„Es war in jenen Tagen“, begann der Doktor auf's Neue, „wo Rom bereits den Mittelpunkt der Welt bildete. Die römische Republik löste sich in Brand, die Trümmern, die sich gegenseitig Kriegerische an den Kopf warfen, jedoch nur, um sich damit zu tödten, bildeten den Übergang zum Kaiserthum. Antonius hatte in den Armen der schönen Cleopatra sein Trübsal der Welterschaffung verschlingt, Octavian August, dem die Welt zwei zuverlässige Arme, Mäcen für den Frieden, Ägypta für den Krieg, gegeben hatten, wurde Gebieter über Länder und Völker, die sich bis zur Ultima Thule, dem damaligen Ende der Welt, erstreckten.“

„Die Römer waren als Eroberer sehr bekannt. Sie hatten zahllose Kronenkränze niedergelesen, die Heere derselben zerschmettert, ihre Schiffe in Brand gesteckt, aber sie vernichteten damit die Monarchien und die Dynastien selbst nicht. Sie amtierten ja, aber mit einem Schein von Selbstständigkeit, der den Völkern und ihren Herrschern gelassen wurde. Sie versahen mehr in der Form der Gestalt des preussischen Nordbundes. Es war ihnen lediglich darum zu thun, daß die mit ihnen vereinigten Länder permanenten Spenden an Geld und Truppen nach Berlin — wolle ich sagen nach Rom — sendeten. Freilich, Konspirationen mit noch unbekannten Völkern, ein Liebespaar mit den Partisanen oder Gewesenen, ein Aomaren, ob dieses nicht für sie in die Schranken treten würden, das durfte sie nicht. Aber sonst konnten gestört die Briten ihre ekkischen Gottheiten, Vereinigung seine menschenopfernden Druiden, die Könige und Väter des Orients ihre unterirdischen Naphthalammen, die sie anbeteten, behalten, wie sie wollten. Jedes Land erhielt eine Abhängigkeit von dem ihm zunächst stationierten römischen Dispositionsgeneral, der in der Regel sehr gern seine Regionen dazu herhielt, um diesen Augustus XIV., Valerianus IV., Diocletianus VIII., Severus XXII. u. s. w. ihre angehängten Throne zu erhalten, vor Allen aber ihnen die Möglichkeit der Vertreibung von Steuern und Steuern für den Nordbund zu erleichtern. Selbst den Grausamkeiten dieser Schandkinder, ihrem Widerwärtigen solcher Gegner, die sie oft im eigenen Lande fanden, ihrem oft mordgierigen Wuthen gegen die eigenen Familienangehörigen haben die Militärbeschäftigten Roms in aller Ruhe zu. Rom selbst wurde eine Aufwuchtsstätte jeder Partei. Zu dem ungeheuren Gewinn der Abhängigkeit konnten sich bewegen, leben, wie sie wollten, Alle, der Sieger und der Besiegte, der Legitime und der Illegitime, der Waispalast und der Heilender. Selbst der Kaiser nahm jeden auf, hörten jeden. Nur demjenigen drohte das bekannte „vao victis“ — der etwa in Rom nicht nicht Ruhe gehalten, hier seine Feindschaften, Wechselliebe, Konspirationen, Pamphele, Entschritten u. s. w. fortgesetzt hatte.“

Die Regierungsrath Dingler sah mit gesteigertem Erregung auf ihren Mann, den die politischen Auspielungen etwas natürlich zu machen schienen.

„Es gab damals“, fuhr der Doktor unerschrocken fort, „eine Monarchie, deren innere Revolutionen unablässig nach Rom strömten. Diese war die Dynastie des Nero's, jenseits Markomannen oder ersten Ministers des letzten der Könige aus dem Macabäerhause, der sich mit der Zeit selbst zum König von Palästina ge-

Bons de pain! — Wäre dieß Verfahren nicht nothwendig, — demüthig gemien? Wer hätte das Recht gehabt, darüber in Spotten oder es gar zu verwerfen? — Vielleicht jener Gerard de Rerval, der mitten im schauerlichen Schneegestöber seinen Kasket auslegte, die Frau und das Kind in ein Hotel garni führte und ihr das Geld gab, welches er sich wenige Stunden vorher von einem Freunde geborgt hatte! — Das war aber auch nur ein Dichter, — der nach dazu wenige Jahre später im Bahnhofs-Haus an sein Leben legte! Und welcher vernünftige Mensch gibt in solchen Sachen etwas auf die Meinung eines Dichters, welcher einen Kolchisch angriffen wollte, einen Mann, der, wie die französischen Metrologen sagen: die Wohlthätigkeit avec un discernement intelligent ausübte! — In belagerten Rälle war der Reichthum nanj anker Spiel, da er den Noth wußte — und dennoch — ich enthalte mich ganz genau — war der letzte Gedanke, mit dem ich in jener Nacht einschlief, der: „Ich möchte nicht Kolchisch sein!“ — Ich war damals sehr jung!

Der Baron James von Kolchisch war — und das mußten seine Metrologen nie außer Augen lassen — ein gewöhnlicher Mensch mit einem sehr harten Perikam und wenig allgemeinem Wissen. Der Vater kennt die Geschichte seines Hauses zu gut, als daß wir darüber zu berathen brauchen. Der alte Herr von Kolchisch, der legendäre Stammherr, hatte Europa unter seine fünf Söhne vertheilt, und dem Jakob, der sich als Rames modernisirte, war Paris zu, während seine Brüder in Frankfurt, Wien, London und Neapel residirten. — Es war, wenn auch nicht vom lautmännlichen, doch vom sozialen Standpunkte aus der schwächste, welcher demjenigen der Söhne ginstig, der eigentlich am wenigsten dazu geeignet war, ihn zu betheilen. „Kolchisch kein“ ist an und für sich schon schwer genug; aber „Kolchisch in Paris zu sein“ war ein Stück, welches der Baron in seiner sehr unglückseligen Karriere in der Weltbauphase nie und nimmer gemachten war! Seine Visionen gaben ihm das Recht, sich über einen gewissen gesellschaftlichen Zwang hinwegzusetzen — er war berechtigt, ein Original zu sein, aber ein geniales — nicht ein plummes! Vielleicht wäre es an anderen Orten gar nicht so bemerkt worden, aber er stand wirklich zu grell in dieser von Geist und Eleganz strahlenden Gesellschaft ab. Vielleicht auch hatte man ihm vergeben, einen gewissen Continens an den Tag gelegt zu haben und er selbst geblieben zu sein! — Doch nein! — er versuchte bis an sein Ende sich zu assimiliren — nichtig, gestrich zu sein, er machte Komate und Wortspiele . . . und das war traurig!

Wer kennt nicht den langen Jünglingskampf, den der Millionenfürst mit dem verbannten Heimathlande auszufechten hatte, der ihm mit seiner gewohnten Schamlosigkeit so arg und so unverzählig zu Leide that, daß gemeinlichste Freunde bei dem Töchter um Mittel für den Wiedertugenden baten! —

Seine erste finanzielle Operation in Frankreich betrafte schon das Selbstgefühl der Nation, welche nicht zu begreifen fähig war, daß ein Kolchisch eben ein Kolchisch ist und daß Centimentalität dabei gar nicht im Spiel sein kann. Die Regierung der Deutschen hatte dem durch die langjährigen napoleonischen Kriege arg vertriebenen französischen Finanzisten die Summe von tausend Millionen Franken anverleihen, um damit den abgelaufenen Emigrierten die Schäden zu vergüten, welche ihnen die Revolution zugefügt hatte. Man kann sich denken, wie wenig populär diese Maßregel war, und mit welchen grimmigen Blicken man jenen deutschen Bankier maß, welcher das Geld hierzu bereitwilligste. Seit jenen finanziellen Unternehmungen datirt sich der Spottname, den man ihm beilegte: „Ce jais du roi“ und den man später in „Ce roi des juifs“ veränderte. — Der Baron verdiente gegen zehn Millionen bei dieser Spekulation, aber er glaubte noch mehr dabei

verdient zu haben — die Günst des Hofes! — Er, dessen Name der österreichische Hof, welcher seine Familie in den Adelstand erhoben, so hoch achtete, daß Justiz Vetterlich ihn zum österreichischen Generalkonsul ernannt hatte, glaubte nach diesem ausgezeichneten Titel, den er den Bourbonen erwies, daß er wenigstens auf einige Hochachtung Anspruch

welche Macht er in Händen besäße. — Nicht, in Vergleich zu welcher die des einige Jahre später entsprochen Karl X. ein niedriger Schatten war. — Doch nein! — Der Herr Baron hatte den Affekt ruhig ein — und machte nach wie vor die Geschäfte der Regierung. Man erzählt zwar, daß er der liberalen Partei Mittel zur Verfügung stellte, um die Dourbonen zu jähren; doch ist dieß nie erwiesen worden.

Die Regierung Ludwig Philipp's — das war das Maximiren des Barons; sein Vermögen soll sich in den achteben Jahren dieser Regierung verdreifacht haben, besonders durch das Unternehmen der Nordseebahn, eine der rentabelsten der Welt. Aber auch der Volkshass hatte sich gegen ihn verheerend entfacht, und seit 1847 war seine persönliche Sicherheit bedroht — besonders während der Hungersnoth des genannten Jahres. Die entsetzten Volkselemente nach der Februarrevolution 1848 debattirten mit der gänglichen Forderung und Wahrung seines Lebenslozes zurecht, und nur der energischen Weisung des republikanischen Polizeipräsidenten Gaudissiere gelang es, die Volkshassen von dem Volke in der Rue Rivoli abzuhalten und ihn zu verhindern, Paris zu verlassen. — Man kann sich denken, daß er den Sturz der Republik, welche seinen geistlichen Umtrieb auf ein Oberringes reduzierte, ohne Gram anah und dem kaiserlichen Regime mit der Zeit eine treue und ergebene Stütze ward — wobei er seit 1854 besonders bei der italienischen Expedition jabelhafte Summen zu verdienen mußte.

Wir sagten weiter oben, daß der Baron „Kolchisch sein“ eine Idee von absoluter Freiheit in sich enthalten müßte! — War der Baron ein tiefer Mann? — Nein, nicht im Geringsten! Er schämte sich nichts, er war unfähig, für irgend Etwas eine generöse Thorheit zu begreifen, und die Verdienst- und Verlaufslos der Firma, Gebrüder von Kolchisch, waren die strengen, unerbittlich despotischen Geister, in die er sich so freudig stürzte. — War er ein mächtiger Mann? — Nein! Denn eben diese Verdienstloskeits sprazimirten ihn wie einen Sklaven, und er hatte nie den stilligen Muth, sich davon zu befreien! Man denke an den unglücklichen Morlano, der sich hunderterweise an den Baron wandte und ihm, den Glaubensgenossen, bei ihrem gemeinsamen Vathe beizuhelfen, ihm sein Kind wiederzugeben, welches ihm die römischen Könige vorzettelten. Der Mann, durch dessen Hand der größte Theil der römischen Financien geht, mußte bezeugend die Acheln — „er könne nichts anders als bitten“ — meinte er; — und als Kardinal Antonelli diese Bitte rüchweg abschlug . . . nun, da war es gut, da gütigen die Geschichte wie eben!

Wohlwollend und großmüthig müßte ein solcher Mensch sein, sagten wir, und besonders wohlthätig gegen die Menschheit! — Und der Baron war auch das nicht! Er mag wohl alles dieß gegen Einzelne gewesen sein — besonders wohlthätig; — aber was hat die Menschheit an den Phantasmen eines Privatmannes, welcher zwei Millionen Franken befehlen, sammeln? — Nicht! — Im Gegentheil! Sie hat unendlich dabei verloren!

Kolchisch ist mit seinen Brüdern die Verherrlichung der glücklichen Verheerung gemien; er hat die Spekulation eigentlich gegründet und hat keinen zahlreichen Epigonen, welche in allen Hauptstädten der Welt jetzt herrschen, den Weg gezeigt, auf welchem Reichthümer spielend erworben oder verloren werden! Er hat der Menschheit hierdurch einen Schaden angethan, an welchem sie lange Jahrhunderte noch laboriren wird; — obgleich bei Allen, was er unternahm, er wahrnehmlich einsig und allein an den Vortheil seines Hauses dachte, so hat er doch am meisten dazu beigetragen, das stillste Gefühl der Völker — besonders Frankreichs — auf die niedere Stufe zu ziehen, wo es heute steht. Der Mann des neunzehnten Jahrhunderts hat das Ansehen und den Glauben an der Arbeit verlornt — wer wollte es ihm verzeihen? Sein



Die Kaiserkrone des Kaiserthums. Trankgefäß mit Krone und Vorkronen.



Die Kaiserkrone des Kaiserthums. Silberne mit eingegrabenen Ornamenten. (2. 86.) Nach Photographien von R. A. Bartsch in Florenz.

machen könne, und daß seine Frau, die Tochter seines Bruders Salomon, wenigstens hoffähig werde! Wie künfte er sich! — Der König von Frankreich war auch genug, das Bild des jüdischen Barons anzunehmen, nicht aber um dessen Frau am Hofe zu setzen! —

Wer würde wohl damals nicht gewundert — wer würde nicht Mraus gestutzt haben, wenn Kolchisch dem letzten Erbsitz eines verbotenen Stammes geistig hatte,

den sie lange Jahrhunderte noch laboriren wird; — obgleich bei Allen, was er unternahm, er wahrnehmlich einsig und allein an den Vortheil seines Hauses dachte, so hat er doch am meisten dazu beigetragen, das stillste Gefühl der Völker — besonders Frankreichs — auf die niedere Stufe zu ziehen, wo es heute steht. Der Mann des neunzehnten Jahrhunderts hat das Ansehen und den Glauben an der Arbeit verlornt — wer wollte es ihm verzeihen? Sein

Notiz-Plätter.

Rechnungs-Plätterchen.

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

Die Unterlegung von ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

Ständige Anstalt.

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

den die Verkörperung ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

Anteil und Wissenschaft.

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

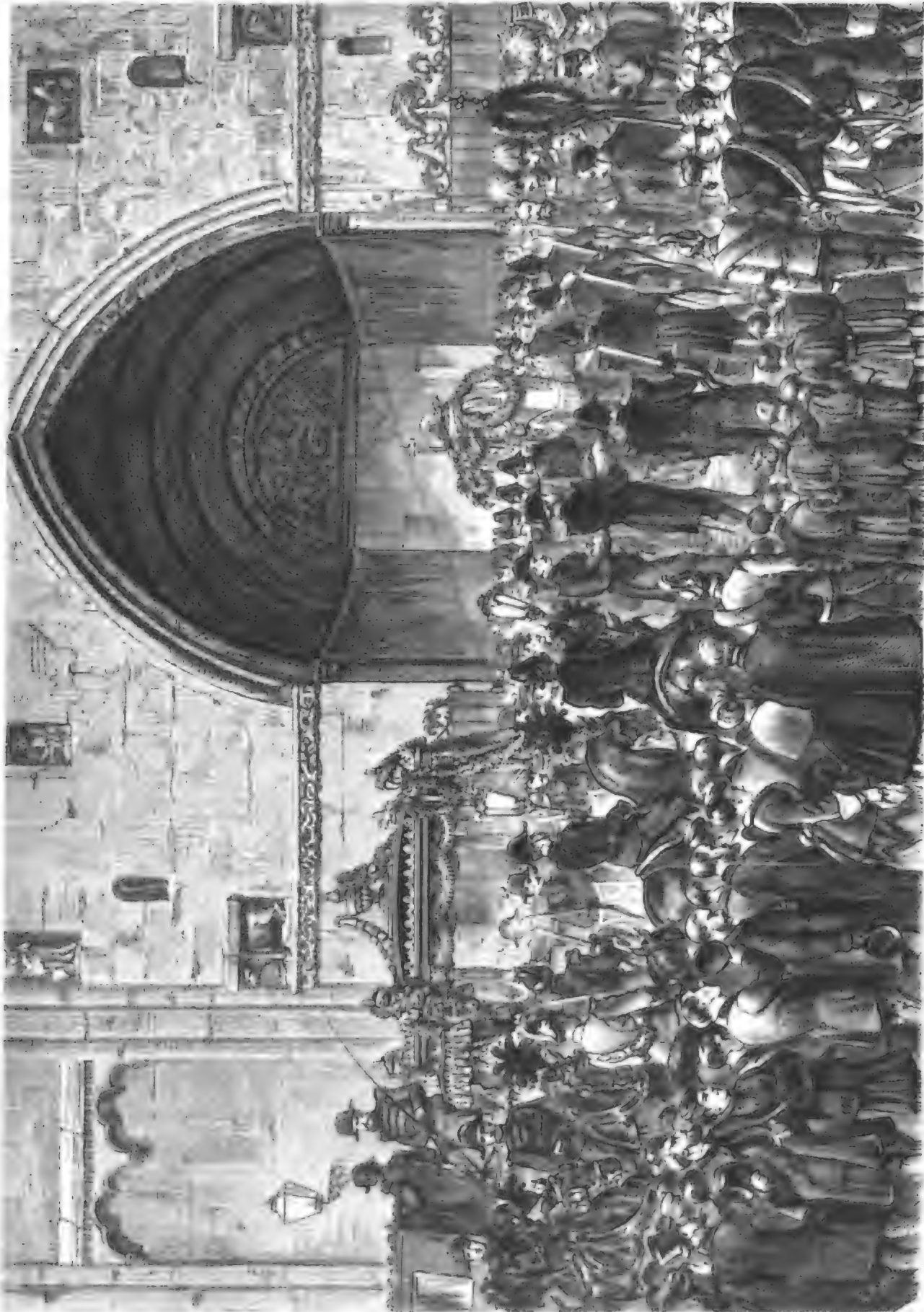
— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

Denkmäler.

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...

Neue literarische Erscheinungen.

— **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...
 — **Reise und Plätterchen.** Der Herr von ... hat ...



Einblick in das Unterwiesenthaler Schloss zu Bism. (Nach dem Original von J. Schütz, 18. 10.)

Eine alte Jungfer.

Roman

Von Karl von Holtei.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Gräfin Kriegshelm hatte vor ihrer Abreise noch eine kleine Abendgesellschaft bei sich sehen wollen, die aber unendlich viel kleiner ausfiel, als sie angelegt war. Während heißer Sommerzeit ist's um dergleichen Zusammenkünfte in einem, städtischen Wohnhause überhaupt eine undenkliche Vermuthung. Dem irgend ein Vorwand zu Gebote steht, versucht sich loszulösen und zieht, bei schönem Wetter, den Aufenthalt im Freien vor. Vollends wenn er selbst eine so reizend gelegene Villa inne hat, wie zum Beispiel der uns von seiner splendiden Feste bekannte Baron Frickhart. Dieser und die Frau Wacenis, auf die es hauptsächlich abgesehen, weil man ihnen noch eine „Invitation schuldig geblieben“, hatten sich kurzweg mit der drückenden Hitze entschädigen lassen und nahmen, wie sie sich gegenseitig lächelnd zuerkennen, die Antheilnahme für empfangen an. Nur ihr Neffe, Baron Eduard, hatte sich eingeladen. Mit ihm und durch ihn eingeführt, der zierliche Lieutenant Max von Delbald, der, wie wir wissen, bei Comtesse Claire einiges Interesse erweckte, dem die muntere junge Dame denn ebenfalls nichts weniger als gleichgültig schien. Im Ganzen machten fünfzehn bis zwanzig Eingeladene gekommen sein; eben so viele waren weggeblieben, was die Frau vom Haupte nicht besonders erheiterte. Benigna in ihrem theilnahmslosen, schweigenden Gesichte that auch wohl viel zur Aufkühlung. Derselbe eifriger ließ Claire sich die Beibehaltung des Gesprächs angelegen sein, überbot sich in ausmüthiger Sorgfalt einer aufmerksamsten Zuhörerin und verrieth durch ihr Verhalten den Wunsch, vor Max ihre ganze Liebeswürdigkeit zu entfalten. Sie schreite im Geiste wie in der That den Vers: „Gefall' ich Einem, so gefall' ich Allen“, gewissermaßen an, indem sie dachte: „Gefall' ich Allen, so gefall' ich Einem.“ Daß es ihr damit gelang, wird uns die Folge beweisen. So viel konnte sehen, vor nicht blind sein wollte, daß zwischen ihr und dem Lieutenant ein Geheimniß obwaltete, in welches ohne Zweifel auch Gräfin Mutter eingeweiht sein mußte. Der häufige Austausch bereicherter Blicke und Zeichen hätte sich auf eine besorgende Verlobung zu schließen berechtigt, wäre nicht noch ein dritter Theilnehmer und Mitwisser in Baron Eduard bemerkbar geworden, den man mit jenen drei Erstgenannten wechselfals vertraulich flüstern sah, gleich einem Eingeweihten. Sämmtliche Anwesende gaben ihre Neugier ziemlich offen kund, wenn auch nicht mit Worten, . . . zur Benigna verhielt sich theilnahmslos und behauptete die stolze Haltung, die es unter ihrer Würde fand, sich um unbedeutende Kleinigkeiten zu kümmern. Sogar als endlich der Diener mit lauter Stimme: „Herrn von Verthal“ anmeldete, und als nach Nennung dieses Namens ein zweifaches Gekummel sich erhob, von einer Hälfte fragend, von der andern erklärend (daß waren die Gesellschaften Oskis, welche sich des außerordentlichen Klavieres erinnerten), regte sich keine Miene befremdeten Erschauens in ihrem Angesicht, auch keine Wästel. „Es ist ja ruhig, unterwegs, wie wenn ein auch von ihr erwartet, sonst würde indifferenter Mensch eintreten. Die Gräfin ging ihm entgegen. Auf sein kaum verständliches: „Gnädige Gräfin haben besohlen . . .“ entgegnete diese: „Ich habe Herrn von Verthal durch seine Freunde bitten lassen, uns diesen Abend zu schenken, und bin sehr dankbar, daß Sie meiner Bitte Gehörung gaben.“

Eduard und Max zogen Leo sogleich an sich, damit er über die erste Viertelstunde in dieser ihm doch fremdartigen Umgebung hinwegkommen und sich, von ihnen gedeckt, „leichter assimiliren möge“. „Denn“, meinte Eduard ganz richtig: „Neulich, bei Onkel und Tante, war der Aufbruch so groß und der unbekannten Bürgen so viele, daß ein Verlassener sich am andern trösten konnte. Heute ist die Gesellschaft zu klein für diejenigen, die sich unbemerkt absondern wollen, und doch auch wieder zu groß für ein gemeinsames Gespräch. Da müssen wir unsern lüthig eingelagerten Vogel Sonderling bedauern und seine gute Laune erstrecht erhalten, bis er in die erwünschte Stimmung geräth, dem in Gruppen zertheilten saden Heergewand ein Ende zu machen und in Thnen das Wort zu ergreifen. Nicht wahr, Max?“

„Wie beschließt Du?“ fragte der Besagte zerstreut.

„Er hat nicht vernommen, was meine Weisheit gesprochen. Er richtet Ohr und Auge nach jedem Winkel, wo Gemüthe Claire ihr ferndestrahelndes Verlangen auf schwelendem Dione wagt. Sie hat's nun weg, daß unser jährender Lieutenant ganz weg ist vor Liebe. Schon

als er seine Antrittsverbengung leistete, als leichte Köthe seine Wangen überlag, ließ sich wahrnehmen, daß er entschlossen sei, Ernst zu machen; das konnte ihr nicht entgehen; und wärst Du früher gekommen, um Zeuge dieser Sympa zu sein, Leo, Dein musikalischer Blick hätte in Claire's schelmisch-lächelnden Mundwinkeln die Melodie geleitet, welche Weber den Worten gab: „Nur bring' gute Zeichen mit!“

„Was verstellst Du denn unter „Ernst machen“, mein ironisirender Freund Eduard? Doch nicht etwa, daß ich vor Gräfin Mutter eintreten und um die Hand ihrer jüngeren Comtesse bitten soll? Das wäre denn freilich heute nicht ausführbar; aber diesen letzten ernstesten Schritt auf dem Wege zum erwünschten Lebensziele ausgenommen, glaub' ich bis jetzt die Angelegenheit so ernsthaft betrieben zu haben, wie sich von einem jungen Gardeleutnant nur irgend erwarten läßt. Und wenn ich Euch eingesteh, von Deiner und Leo's Distiktion überzeugt, daß ich bereits meines Vaters Zustimmung schriftlich eingeholt und empfangen habe, so geh' ich, mit dem Beweise unbedingten Vertrauens in Eure Verschwiegenheit, zugleich einen Beweis, wie wenig eitel ich bin. Denn wird jetzt aus der Verbindung nichts, dann bleibt mir seine Ausrufung mehr, hinter die ich mich verbergen könnte; was umarmen und umarmen, das ist verächtlich worden bin, was eben nicht allzu schmerzhaft wäre.“

„Nun was gewiß nicht zu befürchten ist. Empfangen meinen Glückwunsch im Voraus! Ich werde Wilhelm bitten, mir ein Epithalamium zu dichten, und Leo soll es in Musik setzen.“

Dies gelang, entfernte sich Eduard, ein anderes Gespräch anzunehmen, und Max blieb mit Leo allein. Sie hatten sich bisher nur oberflächlich gekannt. Die herrliche Neigung, welche der junge Offizier bei zufälligen Begegnungen dem Jüngling immer kund gegeben, war von Letzterem minder lebhaft erwidert worden. Jetzt zeigte sich ein plötzlicher Umschlag. Dem zehnjährigen Schwager Benigna's sah Leo mit neuen Augen an, fühlte ein unüberwindliches Bedürfnis, ihm näher zu treten. Max ging zuvorkommend darauf ein. Er mochte wohl errathen, wie es um den Armen stand. Wäre er in seiner sonstigen übermüthigen Selbstgenugthuung gewesen, hätte er dem genialen Klavierspieler und Conversationskünstler scharf einige spöttische Redereien entlassen, von wegen der jähwandelnden Aehnlichkeit, für eine Dame schwärmen zu wollen, vor dem hochmüthigen Sprödigkeit schon so mancher dergeartete Anspruch sich entzündend zurückziehen gemüth. Jetzt, von heißem, eigenem Versehen wenigstens durchschauert, empfand er nur Mitleid für den bühnigen, sanften, aus klugen Augen schwermüthig lächelnden jungen Mann; wie man's etwa für den ausmüthig gelächelten Nachschmeckerling empfindet, der um die bestirrendste Lampe freit und sich blindlings die zarten Fußstapfen verleiht, um zu wollen. Er mißte deshalb in seine innigen Gedanken eine unabsichtliche Liebe für Claire deutliche Vorzeichen von Benigna's marmorartiger Würde. Indem er ihre großen, erhabenen Eigenschaften pries, gab er zugleich in gedankenloser Kürze einen formidablen catalogue raisonné sammeltlicher von ihr ausgehender Röhre. Leo wurde dadurch gar nicht beirrt, wie es schien. Er bewachte die vollständigste Ruhe, die in solchen Fällen sagen will: „Was geht das mich an? Bin ich denn in der Lage, mir einen Rath von ihr zu holen?“

So verhielt es sich auch Max. Und da er nun jedenfalls Menschen- und Herzenskraft genugsam erfüllt glaubte, that er die Absicht kund, das Zweigespräch zu beenden, um sich der von Eduard bezeichneten schwellenden Dione zu nähern.

Leo blieb allein stehen. Niemand nahm sich seiner an. Wer hat als Jüngling nicht ähnliche Momente durchlebt, wo er mitten in einer ihm fremden Gesellschaft, die, nicht so groß, um sich für unbemerkt in ihr zu glauben, doch wieder zahlreich genug ist, um sich unbedacht und verlegt zu fühlen? Man möchte gern seinem Herger Luft machen und laut aufschreien: „Hol' euch . . . dieser und Jener!“ Man thut's nicht, weil sich's nicht schickt, und weil man nun einmal der mehr oder minder wohlgezogene, eingekerkerte Sklave des Schicksals ist. Hier fand sich der Bewusstseins vielfältig williger in die wahrscheinlich zufällige Veranlassung, da ihm durch sie Gelegenheit wurde, ungetrört, und wie er wollte unbemerkt, diejenige zu beobachten, welcher seine Seele zu eigen war. Solcher Klugheit unbewußt, bewegte er sich, langsam und ohne auffällig zu werden, doch ganz entschieden weiter und immer weiter vor, bis er nach und nach in Benigna's Nähe gelangte. Erst wie er auf zwei Schritte herangekommen war, gab er sich Rechenschaft von seinem Thun, nicht ohne darüber zu erschauern. „Wie hab' ich das wagen können?“ fragte er sich selbst. Und als Antwort fiel ihm eine Erinnerung an die Kindheit auf, wenn er von des seligen Vaters Schreibtische eine Stange Siegelwachs entnahm, diese am Armel der Jode warm gerieben und mit seinen Fragmenten, vom Rande der Zeitung heimlich abgerissen, gespickt hatte. Konnte das Papierstreichselbsten daher, das es der rothen Zauberschnur zugehörte und sich jetzt an die Schlinge? Es ward wichtig ausge-

zogen; es mußte wohl der unüberwindlichen Macht folgen! „Ich bin ein überlicher, vom Rande abgetrenntes Partikelchen dieses vornehmen, ausgewählten Kreises; auch ich folgte der Attraktionskraft unüberwindlicher Elektricität, die ja neueren Entdeckungen zufolge mit dem Magnetismus schwebelich verbunden ist. Das gibt mir eine Berechnung, mein Gleichniß zu berechnen, mich vom Papier zum Eisen zu erheben, und das Siegelwachs in einen Magnetstein umzuwandeln. Und da dem Eisen zugleich die Fähigkeit beikommt, in der Nähe des wunderthätigen Eisens selbst „anziehend“ zu werden, so konnte wohl gar . . .“ — Jetzt verlor er sich in seltsame Träume, die ihn von Allem, was um ihn her geredet ward, abzogen, ihn taub machten gegen einen heftigen Vorstoß dicht neben ihm, die ihn endlich ganz übermannen, daß er mit verklärtem Antheil lächelnd in einer andern Welt weilte.

Wie einen Nachwandler plötzlich erweckte ihn die Nennung seines Namens: „Was meinen Sie dazu, Herr von Verthal? Ihr kompetentes Urtheil soll den Ausschlag geben.“ — Gräfin Kriegshelm hatte gesprochen.

„Verzeihen, gnädige Gräfin!“ stammelte Leo. Max lachte laut auf: „Das ist lobbar! Wir sehen Witz und Funge daran, weitere Meinungen zu vernehmen, und machen einen Arm dabei, daß die Waage dröhnen.“ . . . nur er hat nichts gehört, obgleich die Sache in seine Domäne gehört, und er müßte im Gesichte laub.“

„Wer kann wissen“, sprach Claire, „in welchen Regionen Herrn von Verthal's Gedanken gerade jetzt umher-schweifen?“

„Nicht weit von hier“, flüsterte Max ihr zu; „darauf dürfen Sie schwören, Comtesse.“

Die Gräfin begann wieder: „Ihre Ansicht wünschten wir zu vernehmen von den öffentlichen Ehrenbezeugungen, mit denen Frau'sen Sonntag vor der Abreise nach Paris ausgezeichnet worden ist. Obwohl wir sammt und sonder mehr oder weniger zu ihren Gönnern gehören, finden die meisten denn doch, daß man des Guten zu viel gethan!“

„Gewiß hat man das“, fiel Max ein. „Was bleibt noch für einen Monarchen übrig, wenn solches Wesen mit einer Theatersängerin, mag diese noch so viel Talent besitzen, getrieben wird?“

„O nicht doch“, rief Claire; „da muß ich widersprechen. Dem Außerordentlichen gebührt auch außerordentliche Anerkennung.“

„Ist denn diese kleine, zierliche Zaubrerin“, fragte nun ein anderer Herr, „wirklich so etwas Außerordentliches, Unerlebbes, daß die ganze Residenz in Aufruhr gebracht werden muß, weil Comtesse einige Wochen in Paris zubringen und dort französisches Geld einzustreichen denkt? Haben wir wirklich in Berlin noch nie größere Künstlerinnen gehabt? Gehlen sie gegenwärtig?“

„Ja“, hub die Gräfin abermals an, „das sollen Sie uns sagen, Herr von Verthal: verdient die Sonntags, daß eine Stadt von Berlin Umfang und Bedeutung deumachen außer sich geräth, wie wir's . . . Sie waren ja mit uns „Augen“ und „Ohrzeugen“ des toten Irthums . . . wie wir's auf dem Alexanderplatz erlebt! Ist so übertriebener Enthusiasmus überhaupt zu rechtfertigen?“

Beide eingelegte Leo: „Eobald von Enthusiasmus die Rede ist, an welchen der Kaffab der Kritik gelegt werden will, kommt meines Erachtens Alles auf den Gegenstand an, der ihn erregt.“

„Ganz richtig“, darum handelt sich's; und darüber wünschen wir Ihre Meinung zu hören.“

Hatten nun gnädige Gräfin vor einigen Monaten diese verhängliche Frage vorzulegen die Gnade gehabt, dann würde vielleicht meine Antwort anders ausgefallen sein. Heute muß ich belennen, daß auch ich so überhandnehmliche Ausbrüche des Entzückens für übertrieben und für unberechtigt halte.“

„Woher dieser Wechsel?“

„Weil ich seitdem . . . ich hatte früher keine Ahnung . . . vollendete Kunstfertigkeit erscheint mir jetzt nicht mehr so unvergleichlich . . . es gibt noch Höheres . . .“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Leo hatte sich seigergedelt. Er fühlte, daß er für Eine zu viel, für alle Uebrigen noch nichts gesagt, und fand keine passenden Ausdrücke, klar zu entwickeln, was er dachte und fühlte. In dieser Verwirrung zog er vor, einzugehen, er könne nicht weiter. Benigna's Anblick, in deren Blicken entschieden Unwille sich kund gab, raubte ihm die Besinnung.

Der ältere Herr, welcher kurz vorher seinen Anlagosismus wider den Sonntagsgesetz gehandelt, konnte nun in Leo einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben und wollte eben mit neuen Belegen in diesen eintreten. . . . da ward er von Comtesse Benigna unterbrochen: „Wahrscheinlich hat Herr von Verthal irgend eine Dilettantin ausfindig gemacht, die durch voluminöse Stimmie ihn für sich eingenommen, und seinem Urtheile, an dessen Gewissenheit ich sonst nicht zweifle, die Unbefangenheit geraubt hat. Mit aller Achtung vor der gebiegenen musikalischen Bildung, die er jüngst uns zur Bewunderung entfaltete, muß ich doch ausprechen, was ich davon denke. Der Taktaktismus, der sich zu bescheiden weiß, der nichts

da nachweisbar die ältesten Stempel der Grafen von Ravensberg eine fünfmalige Theilung durch Sparren zeigen, in nicht bekannt geworden. Vöhrlich annehmende Gründe können aber für die Vermuthung der Sparrenzahl nicht maßgebend gewesen sein, sie enthielt sich also der Kritik und muß eben angenommen werden, da sie eine schon 25jährige Geltung und Dauer hat. Die Burg Sparrenberg bei Viefelsd hat von diesen Wappensparren der Grafen von Ravensberg ihren Namen. Sie hieß früher die Löwenburg, welche Petrus von der Lippe erbaut hatte, wurde aber von Hermann III. von Ravensberg erobert und nun Sparrenberg genannt. Auch bei diesem Wappenbilde liegt der Gedanke an einen ursprünglichen Schildbeschlag sehr nahe, da es schon 1247 vorkommt.

Kolonie Donna Francisca in Brasilien.

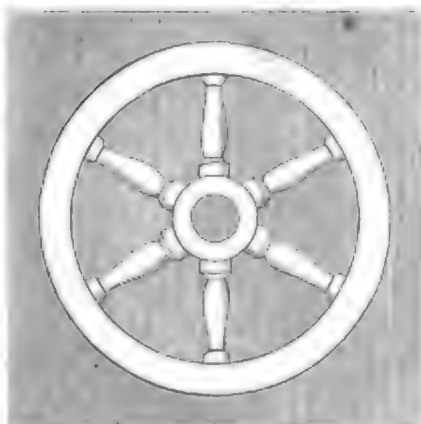
Brasile, Oktober 1869.

Mit vielem Interesse habe ich in einigen Nummern des Jahres 1867 Ihres Blattes einige Aufsätze über brasilianische Zustände gelesen, und hat mich das ermuntert, auch

von hier aus Ihnen einige Zeilen zu senden, mit der Bitte, denselben ein Plätzchen in Ihrer Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ zu gönnen. Ich wähle absichtlich dieses Blatt, weil es in allen Kreisen gelesen wird und ich also hoffen darf, auch in den Kreisen, denen hauptsächlich die Auswanderungsfrage wichtig ist, manche Irrthümer zu berichtigen, welche leider über die brasilianischen Kolonienzustände noch verbreitet und von gewissen Seiten absichtlich geleitet und verneht werden. Wir haben bisher sehr häufig schon die Genehmigung gehabt, von Seiten aus allen Ländern, die unsere Kolonie bestritten, die Bekräftigung zu bieten: „das hätten wir nicht zu finden erwartet.“ Die Kolonie Donna Francisca sowohl, wie auch die deutschen Nachbarkolonien, bilden eine gesunde Pflanzschule deutschen Lebens und deutschen Afters und haben sich sehr befreit, die große Aufgabe zu erfüllen, dem Deutschen, als Individuum und als Nation, die Achtung zu erlangen, die ihm gebührt, die ihm aber noch fast überall vorenthalten bleibt, und leider mühen wir bekennen, nicht ohne Schuld unseres deutschen Vaterlandes selbst und unserer Regierungen, die bisher die Ausgewanderten als ausgesetzten und keines Schutzes werth betrachteten, statt in ihnen einen Hebel zur Ausbreitung des deutschen Handels und damit deutscher Macht zu sehen, und uns mit allen Kräften

zu schwingen und die Verbindung mit dem alten Vaterlande zu erleichtern. Galt geht, daß durch die Knechtung Deutschlands dieser Schutzlosigkeit der Deutschen im Auslande endlich ein Ziel gesetzt wird! — Es wurde vor nicht langer Zeit von der geographischen Gesellschaft in Leipzig die Preisfrage aufgeworfen, wohin die deutsche Auswanderung zu treten sei? Ohne mich auf eine ausführliche Beantwortung dieser Frage einzulassen, möchte ich doch diese Gelegenheit benutzen, das Augenmerk dieser Herren ganz besonders auf die südlichen Provinzen Brasiliens zu richten, nämlich Parana, Santa Catharina und Rio Grande, da hier das deutsche Element sich noch selbstständig entwickeln kann, ohne, wie in Nordamerika, sofort im Plantagen unterzugehen, indem diese Provinzen dünn bevölkert sind, außerdem keine großen Rajaden und daher wenig Kneven, dagegen viele unerschöpfte Ländereien besitzen. Das Klima in diesen drei Provinzen, namentlich auf den im Innern gelegenen Hochgebirgen dreizehn, ist eines der schönsten und angenehmsten, die man auf der Welt nur finden kann.

Die Kolonie Donna Francisca wurde in's Leben gerufen durch den Wunsch des Prinzen von Joinville, den Ländereien, welche zur Totation seiner Gemahlin, der Kaiser-



Norddeutscher Vort.



Wappen des Norddeutschen Bundes.



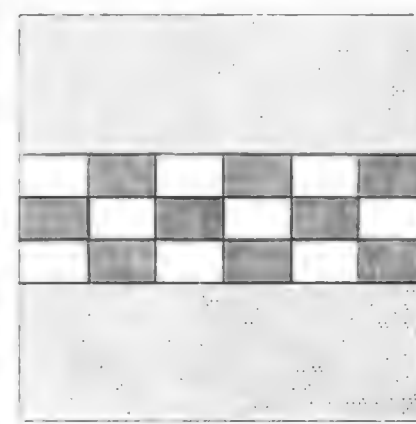
Gezeichnet Gesellschaft Frauenberg.



Wappenstempel.



Wappenstempel des preussischen Kaisers.



Wappenstempel Frauenberg.

ich brasilianischen Prinzessin Donna Francisca, gehörten, einen Werth zu geben. Zu diesem Behufe überließ der Prinz einen Theil der Ländereien, circa 9 Quadratkilometer, an einen jetzt verstorbenen hamburgischen Kaufmann, Nathaniel Schreiber, mit der Bedingung, dieses Terrain mit Kolonisten zu bevölkern. Der Kaiser bildete, um das notwendige Kapital herbeizuschaffen, eine Gesellschaft von Aktionären, welche sich unter dem Namen des hamburgischen Kolonisationsvereins 1849 konstituirte. Seitens der brasilianischen Regierung gewährte man diesem Kolonisationsunternehmen alle möglichen Erleichterungen und sah überhaupt mit der größten Spannung den Resultaten dieser Kolonisation entgegen. Im März 1851 landeten die ersten Kolonisten im Hafen von Santa Francisca do Sul.

Die Lage der Kolonie ist so günstig, wie sie nur sein kann für eine rasche Entwicklung, was die Ländereien der andern deutschen Kolonien dieser Provinz. Der Seehafen von Santa Francisca ist einer der besten im ganzen großen Süden des brasilianischen Reiches. Die Gegend ist fruchtbar und sicher, selbst für die Schiffe des größten Tiefgangs; die beste bis jetzt existierende Straße über den Hafen ist die des französischen Ateguatins-Nachwuchs, welche im Jahre 1864 in Paris erklommen ist.

Vom Hafen etwa drei Meilen im Innern des Landes beginnt das Koloniegebiet, bis wohin eine gute Wasserstraße, welche nach den Vortheilen der Ebbe und Flut genügt, die Kommunikation sehr leicht macht.

Das Terrain, wo eben dieser Wasserkommunikation wegen die Kolonisation begonnen werden mußte und wo heute der Ort Joinville liegt, war allerdings nicht sehr einladend, es war karg und zu größerer Landwirtschaft durchaus nicht fruchtbar genug; daher der Versuch, der in den ersten Jahren und leider unrichtigweise heute noch oft der Kolonie gemacht wird, daß das Land nichts taugt; ich sage: unrichtigweise, denn das ganze jetzt besetzte Terrain der Kolonie enthält Boden so fruchtbar, wie er überhaupt in der Provinz nur zu finden ist.

An die Wasserstraße schließt sich unmittelbar in Joinville die große kaiserliche Fahrstraße, welche durch das ganze Koloniegebiet, durch die prinzipalen Ländereien und durch die dahinterliegenden, größtentheils noch unerschlossenen, fruchtbaren Stampländereien der Provinz führt. Schon jetzt führen diese Straßen auf dem nur erst als breite Waldschneise fertigen oberen Theile der Straße ihre Produkte an Wech herüber, jedoch wird bei dem künftigen vortheilhaften Bau der Straße die Zeit nahe sein, wo diese Produkte auch

ihren Reichthum an Mahlkornen und Kakaocornen dem Hafen von S. Francisca zuführen können. Durch diese Straße bildet die Kolonie und der Ort Joinville nicht den natürlichen Ausgangspunkt für den Export und Import des ganzen Nordens der Provinz Santa Catharina.

Bei der Anlage der Kolonie ging man von vornherein von dem Prinzip aus, alle Kommunikation möglichst zu erleichtern, und so wurde das ganze Kolonieterrain durch fahrbare Straßen angeschlossen, an denen man den Kolonisten das Land verkaufte. Es ist dies ein Hauptvorzug dieser Kolonie vor allen andern, die jetzt erst anfangen nach und nach fahrbare Wege zu bauen.

Daß viele Schwierigkeiten zu überwinden waren, daß manches Kapital in fruchtlosen Verlusten verlören und mancher frische Mut durch die vielfachen Hindernisse gebrochen wurde, dieses Schicksal theilte unsere junge Kolonie mit jeder derartigen Anlage.

Textiler Fleiß und deutsche Frömmigkeit haben aber endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden, allerdings mit der dankbar anerkannten Hülfe der brasilianischen Regierung, welche im ausserordentlichen eigenen Interesse den Verein mit Deutschland unterstützte, als dessen eigene Mittel erschöpft waren.

Heute durchschneiden circa 28 deutsche Meilen guter fahrbarer Straßen, eingeführt auf beiden Seiten mit blauen Ziegeln und reißenden Böden, das Terrain der Kolonie, und der kleine Ort Jolville, der Ausgangspunkt der ganzen Kolonisation, macht einen freundlichen Eindruck mit seinen schönen, breiten Alleen und hübschen, deutsch gebauten, zum Theil sehr geschmackvollen Häusern. Zwei der Hauptkirchen des Ortes, die protestantische und die katholische Kirche, welche noch auf lange Zeit hinanz dem Bedarfe genügen werden, verdanken wir auch der Unterstützung der Regierung.

Was aber hauptsächlich den neuen Einwanderer hier überrascht, ist die Ausbildung der inneren Organisation der Kolonie und das rege geistige Leben, welches hier herrscht. Sammelnde Grundbesitzer der Kolonie bilden eine Gemeinde, welche durch aus ihrer Mitte gewählte Vertreter die selbstverwalteten Steuern sammeln und zur Erhaltung der so nothwendigen Wege und Brücken verwenden läßt, nachdem dieselben von der Direktion hergestellt und den Kolonisten zum Gebrauche überlassen sind.

Es existiren gesellschaftlichen, deren Einrichtung einzig in ganz Brasilien dasteht, und deren gegenwärtige Wirkungen sich schon vielfach bewährt haben; es existirt ein deutscher Turnverein, mehrere Sängergesellschaften, ein landwirthschaftlicher Kulturverein, es erscheint wöchentlich ein kleines Blatt in der hiesigen Sprache, welches die Kolonisten stets an constant hält über alles Wichtigste, was im alten Vaterlande vorgeht, und welches in seinem Annoncenbeilagen ein treffliches Bild des hiesigen Lebens und Verkehrs bildet; es existirt eine Buchhandlung, welche durch die große energische

Thätigkeit ihres Gründers und Eigentümers sich eines bedeutenden Geschäftserfolgs erfreut, und welche als die einzige deutsche Buchhandlung im ganzen Lande Brasilien im deutschen Buchhandlungsverhältnisse steht. Diese Buchhandlung verkauft jetzt fast alle Deutschen in den südlichen Provinzen Brasiliens mit den gebräuchlichsten Journalen, so z. B. vertritt sie 50 Exemplare von „Ueber Land und Meer“, 20 Exemplare „Blätter“, 10 „Händler“, 4 „Wochen“, 2 „Petermann's“ „Deutschland“ u. s. w.

Durch gemeinsames Wirken und Streben wird deutsche Sitte und deutsche Sittlichkeit erhalten, und ist die deutsche Sprache gegen die ständige Verdrängung in den Schulen, der nicht hoch genug anzuschlagen ist und der schon viele tüchtige Leute wieder nach der Kolonie zurückgeführt hat, die, vertrieben durch lohnenderen Verdienst, nach anderen Orten übergesiedelt waren.

Was die politischen Einrichtungen und die Verfassung Brasiliens betrifft, die von den Feinden des Landes stets als der deutschen und namentlich der protestantischen Einwanderung nachtheilig und feindselig verschrien wurde, so will ich gern anerkennen, daß Namhafte darin unsern Deutschen nicht völlig entspricht, muß aber dagegen bemerken, daß gewiß in keinem europäischen katholischen Staate weniger der Regierung größere oder nur gleiche Verehrung gegen Protestanten gebunden werden dürfte, und daß nur der beste Wille es leugnen könnte, daß die Regierung stets geneigt ist, allen billigen Forderungen und Bedürfnissen der Kolonisation Rechnung zu tragen.

Am den größten Theil der Einwanderer haben die bis jetzt noch unentschiedenen Fragen, wie z. B. die der Ehe, erst in zweiter Linie; dagegen ist die an den Einwanderer lokal bei der Landung herantretende Sorge um das materielle Wohl, um spätere sorglose Existenz für seine Familie zu schaffen, wohl nirgends leichter erledigt, namentlich für denjenigen Kolonisten, welcher mit seinen eigenen Körperkräften zu arbeiten gewohnt ist, als in dem milden Klima der Kolonie, wo die Sonne, die Wärme und der Grund. Der Freizügigkeit wurde ich übrigens, um allen etwaigen Annoncenbedürfnissen auszuweichen.

Der entführte Gänsebraten.

Appetitliche Bilder von Stauber. Text von Paul Nübling.

II.



Da laßt ihr mich: „Du Tannian!“
Wie mei' ich mag' ich Tinner!
Doch Du das laßt mich wissen!
Wir laden dich die Finger!
Jauch' heute' ich als Mutter,
Und wenn der Kinder vier,
Nicht ganz nicht das Fester
Hast' dich? Berstet Du mit! —



Tannan' erhebt am Tinneroch:
Hast' du' Hager's Gänsebraten,
Er drast ein Tannan' ich mag' ich
„Hast' mit ich mag' ich Tinner!“
Ich erhebe mit die Finger!
Und laß, Tannan' nicht ich wissen,
Dich meine Gänsebraten
Hast' du' Hager, hasten Sie gelacht!“



Des Hagers hat erhebt ein Tannan'
Der plötzlichen Tannan'braten.
„Du dich dem Hager!“ — „Du dich!“
Doch nicht dich die Tannan'braten;
Ich mag' ich Tannan'braten
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten.



Hast' du' Hager's Gänsebraten
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten.



Hast' du' Hager's Gänsebraten
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten,
Doch nicht dich die Tannan'braten.

den, rathen, sich in der großen Kolonie Donna Franziska anzusiedeln, da in dieser die protestantische Bevölkerung bei Weitem vorwiegend ist.

Die Kolonie bildet einen Kreisbezirk, der in 37 Quartiere getheilt ist. Neben nicht ein Quartier „Ankerhof“ vor. Jolville wird von 174 Personen bewohnt, während die Landbevölkerung 2023 Häuser umfaßt.

Das dermalen aufgeschlossene Koloniegebiet umfaßt, mit Anschließung gebirgiger und kuppiger Partien, im Ganzen 91,000 Morgen kultivierbaren Landes, von welchem ungefähr 8000 Morgen, die freilich zum Theil nicht ohne Ueberwindung von Schwierigkeiten zugänglich sind, noch unbetreten liegen.

Anßerdem sind auf dem, für die Kolonisation überaus

günstigen Hochlande längs der im Bau begriffenen Terrastrasse ferner ungefähr 102,000 Morgenmorgen von der Reichsregierung für die Kolonie angewiesen, deren Anweisung, Vermessung und Verwendbarkeit zum Zwecke der Besiedelung durch Kolonisten nahe bevorsteht.

Der Kolonist, welcher hier Land erwerben will, erhält zunächst über das Land, welches er gewählt hat, einen

Beilage: Uher Land und Meer

№ 13.

Stuttgart, Dezember 1868.

XI. Jahrgang.

Buda-Pest.

Amalie Prella von Egloffstein.

Wie die Donau, an deren Uferbänken so manche Pforte deutscher und außerdeutscher Völker ausgeht, ist, in der Mitte ihres Laufes das Doppelbild der Schwertschärfe Buda-Pest getrennt abgetheilt, so möchten die nachfolgenden einfachen Schilderungen dem Leser eine anschauliche Vorstellung dieser beiden Burste zu geben versuchen, welche durch die neueste Tagesgeschichte in ein so helles Licht gesetzt worden sind.

Buda-Pest, in Entstehung, Erscheinung und Charakter zwei wesentlich verschiedene Städte, schmelzen in dem großen Bereiche nationaler Einheit und Selbstständigkeit allmählig, aber unmerklich, zu einem Ganzen zusammen.

Von beiden Städten die ältere ist Buda, deren Namen der Deutsche in Ofen umschreibt. Man kann den wahren Grund, warum dies geschehen und geschah, nicht bestimmt angeben, die Meinungen hierüber waren und sind immer noch getheilt. Wir werden die verschiedenen Behauptungen wiederholen, ohne diese oder jene als wahr anzustellen zu wollen.

In der Nähe des im Entstehen begriffenen Ofen waren große Marktwertzen, deren Ueberreste zu der Zeit der Cinnanänderung der deutschen Kolonie noch vorhanden, und da die ersten Häuser meistens auf diesen, gegen die Ueberfluthung der Donau am Westen gesicherten Orte gebaut wurden, nannten die Anwohner die im Entstehen begriffene Stadt, der sie deshalb seinen Namen geben konnten, Ofen. Andere behaupten, daß die warmen Quellen Grund zu dem Namen gaben, noch Andere sagen, daß das Wort Pest slavischen Ursprungs ist. Mit diesem Namen wurden die Hieselben benannt, aus denen die Häuser Aemter bauten, und da Pest und Buda auch damals schon zu einem Ganzen zusammengehörten, übertrugen die deutschen Anwohner den Namen in die deutsche Sprache und nannten das Ganze Ofen. Noch Andere behaupten, daß das Wort Pest altungarischen Ursprungs ist und daher zum Beweis der Richtigkeit ihrer Behauptung an, daß noch jetzt in mehreren Dörfern des Uferlandes der Ofen Pest genannt wird. Jede dieser Behauptungen ist zu wahrheitsgemäß, als daß wir uns trauen würden, irgend eine Meinung bestimmt auszusprechen. Wir widerlegen nur, daß Ofen die ältere der beiden Städte ist.

Als Sitz der Regierung und der meisten Verwaltungsbehörden stellt sie das Haupt des Reiches dar, ein Haupt, dessen ergrautes Haar, in den alten Zinnen der Königsstadt versteinert, für die Stürze und Umwälzung zeugt, welche, von Ofen ausgehend, Jahrhunderte lang dieses stulte, jedem Ungarn so theure Haupt verdrerbendend erschütterten. Pest hingegen, die junge, aufstrebende, im rasigen Wachstum begriffene Stadt, ist unter jenem Haupt das Lebensfrische, warme Herz, Quelle und Mittelpunkt aller Bewegung. Der auch: Ofen ist die schaffende und ordnende Hand, Pest der im Sturm fortgeschrittenen Fluß, so daß von dem sich verjüngenden Reich mit Recht gesagt werden darf: es habe Hand und Fuß.

Ofen, an der einen Seite durch die Wellen der Donau bespült, an der andern an hohe Berge geklammert, bietet ein eigenenthümliches, nicht unheimliches Bild. Das Auge erblickt unregelmäßige, den Anbruch jedes Jahrhunderts tragende Gebäude und Kirchen, daneben, vorzüglich in der Wasserstadt und Fehung, moderne große Häuser; etwas weiter hohe Baumgänge, nicht selten den Dache oder der Seite eines alten Gebäudes emporragen, und so gleichsam die Verschmelzung der alten und neuen Zeit bedeutend, selbstwärts die aus dem Blockberg zur Beidmrmung oder auch Bedrohung der beiden Schwertschärfe gebaute Citadelle, an deren Stelle sonst eine Sternwarte stand, in den Bergen die maulerisch liegenden Sommerwohnungen, das sogenannte im Ofen stehende besetzte Ufer. Dieß Alles ist zwar nicht immer zusammengehörig, nicht das, was man eine regelmäßige Stadt nennt, aber schon wegen der Seltenheit ein reizvoller Anblick, vorzüglich wenn man von dem erlauchtesten pester Kai herüberblickt und Ofen mit seinen im dunklen Hintergrunde den Horizont zu berühren scheinenden, im Vordergrunde sich weit an dem Ufer verlaufenden, wie Sterne kimmern den Laternen sieht.

Das Gefühl der Verschmelzung aller Ideen und neuer Gewohnheiten, heimliche Verengung derer und lebendige Gegenwart, die keine künstliche Größe hoffen läßt, in doch trotz aller Naturhöflichkeit das einzige Gefühl, das nur bei dem Abblidee eintreten kann. Unwillkürlich bliden wir an das linke Ufer, dort, in dem jungen Pest verpirgt die Zukunft ihre schönsten Blüten natürlicher Entwicklung und Größe, dort wird des Grafen Szecseny Prophezeiung: Ungarn war nicht — Ungarn wird erst werden — sich erfüllen.

Amischen diesen beiden Städten schlängelt sich, sie mehr verbindend als trennend, die Donau, dieser Ganges der abendländischen Welt, der heilige Strom, den alle Völkerströme der Völkerwanderung und des Türkenkrieges nicht haben trüben können. Ueber seinem breiten Rücken hängt als riesiges Schmuckstück die Kettenbrücke, ein wahrhaftes Kunstwerk und das dritte Mal seines Größens, des größten Hinganges der Kunst, des großen Steinhauers Szecseny. Die Wellen auf und nieder fliegen und tricken, schweben und plätschern Dampfzüge, Schleppfähnen, Ruderboote, Böder. Ein eigenes, nirgend wiederkehrendes Bild gewähren die beiden Donauufer. An dem linken sieht man den in einer ziemlich hohen Lage ausgebauten Kai, der gegen oben und unten von dem ganz unregelmäßigen Ufer begrenzt wird; an dem oberen, gegen das jetzige Pest zu, liegen unzählige Klöße, die dieken Stadtbühl, den man die Fabrikstadt nennen könnte, verschiedene Holzprodukte zuführen. Der Anblick von der rechten Seite, wo an dem unregelmäßigen Ufer aller Muth der Stadt ausgeht, ist, wo die Mündung der Stadtkanal einen niedrigen eben anziehenden Anblick gewährt, wo neben dem Dampfthall das in Mitte der Stadt durch die rechte rechte geogene Schleppfähne, das Rufen der es leitenden Schiffer, mit dem Haken und Beinen der Dampfmaschinen einen so großen Gegenatz bildet, ist ein Bild, welches zwar nicht schön ist, jedoch schwerlich in irgend einer Hauptstadt aufkommen würde.

Herüber und hinüber leucht im regelmäßigen Laufe jede halbe Stunde die Dampfbrücke, die beiden Stadthäuser, welche den Verkehr der Ufer empfangen vermitteln. Von unregelmäßigen Reichthum ist das Bild wegen Verkehrs und rastloser Bewegung, das zu allen Tageszeiten von neuen pester Kai vor den Augen des Fußgänger sich entfaltet. Unerkennliche Schätze von Naturprodukten jeder Art, beionders Holz, Wein und Wolle, werden hier dem Bedürfnisse anderer Völker und Länder zugeführt. Die große Verkehrsstraße zwischen Ofen und Pest mündet von maulerischen Trachten und eifrig von dem Malen und den Gesängen vieler europäischen Völker. Mälerisch liegt in der Mitte des Stromes die Margarethen-Insel, deren hohe Bäume fast aus der Donau zu sprechen scheinen und ihre Kronen über den ihren Stamm leuchtenden Wellen hoch den Himmel erheben, während andere, bescheiden ihre Zweige hängen lassend, ihr Laub in die Wellen tauchen, als wollten sie durch diese Dummheit den majestätischen Strom über das hinausstreben ihrer Brüder verhindern. In der großen Vorstadt entspringt hier in dem durch Margarethe, Tochter Bela's IV., gegründeten Kloster, im Laufe der Zeit bis auf wenige Trümmer verkommenen, für den Gläubigen eine Quelle des Gedenkens. In neuerer Zeit kam durch Schenkung des Landes diese Insel in den Besitz des Erzherzogs Joseph, damaligen Valentin von Ungarn. Der zwei Jahren endlich entdeckte man hier eine Quelle, deren Bestandtheile für die leidende Menschheit als Quelle körperlichen Heiles zu betrachten sind und die durch den jetzigen Kaiser ausgebaut wird.

Steigen wir vom Mittelpunkt unseres Bildes, vom Donaustrom, zuerst an das rechte Ufer zu einer ständigen Wanderung durch die steilen und allmählichen Garten Cien, so gelangen wir zuerst an das eine der vier Rettungsthor, von denen das lüthliche einfache Festungsthor, das westliche das Stuhlförstener, das östliche das Wasserthor und das nördliche das Wienerthor heißt. Wir gehen weiter und betreten das Vataun, auf dem die königliche Residenz steht.

Vor unsern entzückten Blicken entfaltete sich ein prächtvolles Bild. Zu unsern Füßen der majestätische Strom mit seinen Silberwellen, im Hintergrunde links die dunklen nackten Klippen und Felsen des Blockberges, gleichsam die versteinerten Leiden und Kämpfe der Nation; in der Ferne die schimmernden Ruppen des jungen Pest, durch die lange Reihe palastähnlicher Gebäude das gebaute Herz erhebt, während die zum Himmel aufsteigenden Rauchsäulen Zeugen des auch hier emporsteigenden Gewerbes sind. Im Rücken von Pest sehen wir, in Mälerischem Dufte verschwunden, die Kaiser Ebene und in der Mitte des Donaustromes die Insel Giepel.

Einer der schönsten, mächtigsten Punkte des Bildes ist die Königsburg, deren Hallen wir nun betreten. Auf dem Hügel mit dem jetzigen königlichen Palast standen in der Vorzeit mächtige prächtvollere Paläste. Den ersten baute Bela IV. und ließ ihn befestigen. Später verließen Ungarns Könige Ofen und besaßen das wunderthum auf einem Hügel über der Donau gelegene Vataun. König Sigismund baute das königliche Schloss in Buda neu auf; vorzüglich beachtet war der Kellertal, dessen Bände mit kostbaren, gekrümmten, mythologischen und biblischen Bildern verzierten Teppichen bedeckt waren, und der mit Goldsäulen verzierte Hallen, der die Ansicht auf eben jenen St. Georgsplatz hatte, wo Ladislaus Hunyadi verblüete.

Das jetzige Schloss ist ein mit zwei Hügeln verbundene

Gebäude, die Hauptseite mit der Ansicht auf die Donau und Pest, die übrigen Theile auf den St. Georgsplatz blickend, der durch einen aus Eien gegossenen Obelisk geziert wird, welcher zum Andenken an Henri's schmerzhaften Tod (1849) errichtet ward. Die Veranden-Apartements der königlichen Familie bestehen aus zwölf, in jedem Geschosse mit einer, oder Pracht geschmückten Sälen. Dazu folgen die Privat-Kammern, die meistens in Licht sind, der Lieblingsstube Ihrer königlichen Majestät, desofort sind. Hier wohnt die von der Nation so allgemein angebetete, anmuthige, schone Monarchin, dem Herrn jedes Ungarn doppelt theuer durch die Liebe, mit der sie, die Anländerin, die Mutter sprache erlernte, und durch die Verabreichung ihrer Majestät mit der heiligen Krone.

In dem zweiten Stockwerk über den Privat-Apartements Ihrer Majestät und zu oberer Erde unter denselben wohnen die beiden Erzherzoginnen; im oberen Theile, zu oberer Erde Maria Theresia, die vor Kurzem in eben diesem Schloss das Tageslicht erblickte, die erste Erzherzogin, der das Sonnenlicht in Ungarn zum ersten Male lüthete, deren Geburt nicht nur die Schwertschärfe, sondern das ganze Königreich mit Jubel erfüllte.

Die beiden Majestäten leben in diesem Schlosse ein man möchte fast sagen bürgerliches Familienleben. Der Kaiser ist schon um 5 Uhr früh ganz angekleidet, nimmt sein Frühstück und geht gleich an seine Geschäfte, reist gar oder zuhause in dem halb englisch und halb französisch angelegten, nicht großen, aber eine schöne Herrschaft bietenden Schloßgarten. Nicht selten sieht man ihn da, die beiden größten Kinder an der Hand führend. Die Kaiserin ist auch viel im Schloßgarten zu sehen, gewöhnlich läßt sie sich einige Stunden von ihrer ungarischen Hofdame, Händlerin Ida Herény, vorlesen und beschäftigt sich viel mit ihren Kindern.

Vom dem Palaste, den wir jätend verlassen, sieht die mit dem Landeswappen geschmückte Kirche, in deren Nähe die heilige Erzherzogin liegt, in der auch heute noch die rechte Hand des Heiligen bewahrt wird. Unweit entfernter sind rechts die königlichen Stallungen und links die Hauptwache. Auf dem St. Georgsplatz ist das Arsenal und das sogenannte Telesch Palais mit dem deutschen Theater.

Wenn wir weiter gehen, kommen wir auf den Karlsplatz und von hier auf den zunächst gelegenen Markt, wo eine zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit errichtete Säule und ein Marmorbrunnen ist, der sein Wasser aus dem Schwabenberg erhält, da in der Fehung selbst kein einziger Brunnen ist. In wenig Schritten erreichen wir die Wallfahrtskirche, die wir hier zu beschreiben beabsichtigen wollen.

Diese Kirche ist zu Ehren der Landespatronin, der heiligen Jungfrau Maria, geweiht, und ist das einzige der Kirche geweihte Gebäude, das aus dem Alterthum noch besteht. Nachdem alle, Buda theils verfallend, theils bedrohenden Stürme auch über seinen erhabenen Thron hinweggezogen, ist es kein Wunder, wenn nur die Trümmer seiner gewöhnlichen Größe noch vorhanden sind. Das Innere erregt aber auch jetzt noch die Aufmerksamkeit des Beschauer. Das Schiff ruht auf 12 Säulen; daß in die Mauer gebaut ist noch eine solche Säulenreihe zu sehen, und die hohen Bögen der Apsiden erfüllen den Besucher mit Andacht. Im Gange enthält die Kirche siebenzehn Altäre, der Hauptaltar besteht aus einem schönen, die Himmelfahrt Maria's vorstellenden Bilde. Diese Kirche wurde noch unter Bela IV. begonnen, aber erst nach Jahrhunderten beendet. Der obere Theil des Thurmes trägt das ungarische Wappen und den Namen. Dieß beweist, daß er erst unter Mathias Corvinus Regierung beendet wurde. Die größte Pracht entfaltete diese Kirche bei der Vermählung von König Mathias und Beatrix.

Diese Kirche war lausend Wechselhällen des Schicksals unterworfen. Die Türken zerstörten den Halbmond aus ihre Ruppel und mißbrauchten die heiligen Räume zeitweise sogar als Stall. Im Jahre 1686 litt sie während der Belagerung viel, kurzte ein, wurde aber hergestellt; nur noch einmal Zeuge eines glänzenden Schauspiel, als König Franz I. sich hier krönen ließ. Während der Revolution (1849) ist sie neuerdings zusammengefallen, wurde wieder betheiligt und ist in neuester Zeit wieder Zeuge der den Frieden und zwischen Herrscher und Volk bestehende Annäherung (1867) gewesen.

Buda besteht aus sieben Stadttheilen, der Fehung, die die eigentliche Stadt ist, und den Vorstädten: die Wasserstadt, Laban und der Kellertal, Giepel, Vataun, Vataun, Kellertal und das Kronau Alt-Cien. Das Stadttheil bietet kein eben lebendiges Bild. Nur der Kellertal der königlichen Familie ist die Terrasse und der St. Georgsplatz so ziemlich belebt. In dem andern Theilen herrscht tiefe Stille, die Wasserstadt ausgenommen, wo man aller Arten Wagen und die Waggons der neu errichteten Werksbahn auf und ab eilen sieht, und der Tunnel, dieses die Giepel-

stahl mit den übrigen Stadtheiten verbindende Mauerwerk, der Brücke gegenüber sich befindet. Der Ausdruck der Architektur hat in Wien keinen bestimmten Charakter. Aus allen Zeiten, in jedem Stil findet man hier Gebäude; die neuen, vorzüglich an dem Ufer der Donau gebauten, haben ein lapidarisches Aussehen. Wenn wir dem Kaiserbade zuwenden, erblicken wir unter Weingärten einen auf einem hohen Berg gelegenen runden Thurm, dessen Quader und granitfarbene von seinem ehrwürdigen Alter zeugen. Das ist das Grabmal Kaiser Rudolph's, eines theilweisen Königs, den die Türken so hoch verehrten, daß sie auch jetzt noch jährlich hierher wallfahrten. Das Berg, auf dem der Thurm steht, war sonst mit Weinstöcken bedeckt; der jetzige merkwürdige Anblick hat diese entfernt und Weinberge ersetzt.

Man hat mehrere kleine Gärten, doch bieten die Bäder wenig Comfort, mit Ausnahme des neu gebauenen Dampfbaues in der Kärntnerstadt, denn dieses ist so schön, daß man in ganz Europa kaum ein zweites findet.

Schließen wir den Straßenlauf von unsern Fußten; die Höhe ist ununterbrochen, die Scene brennt glühend, die Steine, die wir betreten, sind heiß, doch sieht, da wohl sich ein Schatten der Felskanten, ein Wind — und wir hören auf schwellenden Wellen und kühlen in die herrlichen offenen Gebirge. Die Luft wird immer kühler und frischer, endlich sind wir auf dem Schmalenberge; schon Sommerwäldchen in einer herrlichen Natur liegen vor uns; wie atmen eine köstliche Luft ein; in unsern Füßen liegt die in Staub gefüllte Stadt.

Wieder beruhigend von den Höhen der steilen Berge, treten wir, mit dem Strome gleichsam eine Meile von mehreren Jahrhunderten abstrichend, an dessen linkem Ufer in eine neue Welt. Wenn Wien die alte Hälfte des Kaiserthums ist, in die Vergangenheit eintaucht, so gleicht Wien der jungen Hälfte, welche hell und heiter in die Zukunft schaut. Mit ruhigen Ufern graue, fast verwitterte Häuser, hohe und überhöhte Giebel, unregelmäßig auf und ab, vor- und zurückspringende Gassen; auf linken Ufer weite, ebene, regelrechte Straßen, in die Höhe und in die Breite gestreckte Häuserzeilen, ein offener Mai, mit neuen palastähnlichen Gebäuden kühn und elegant. Alles die alte Zeit, links eine moderne Welt.

Unglaublich ist es, wie seit letzter Zeit, gewissermaßen über Nacht, Wien an Umfang und Anzahl wächst. Man hat berechnet, daß seit dem Währungsjahr die Einwohnerzahl um 2000 gestiegen ist. Adelige Söhne und Töchter des Kaiserthums, die eben in Wien mit der Sonne des Kaiserthums in glänzenden Streifen sich bewegen, oder auch auf ihren Stammgütern in idyllischer Zurückgezogenheit ein nicht immer patriotischallergisches Leben führen, werden sich jetzt, mächtig angezogen, dem neuen Mittelpunkte des Kaiserthums zu. Ein Heer von Beamten, jenseit aus den Gängen des Landes rekrutirt, ist in den Kaminen des neuen Verwaltungsbüros ein. Der aufstrebende Handel und Verkehr zieht sein geflügeltes Gefieder von Provinzialen aller Art herbei, denn auch der maritimen Nachbarn der Schwemmer nicht fehlt. Mit jedem Tage erstreckt sich ein

neues Comptoir, eine Agentur oder Gesellschaftsbureau, eine Post, ein Konsulat, eine Kommandante auswärtiger Unternehmungen. Alle diese Charaktere geben der Hofstadt, welche der Stadt ein neues und kosmopolitisches Gepräge, welchem die nationale Persönlichkeit einermachen abgeht. Promenaden und Parks innerhalb der Stadt maßen an englische Häuser, Gärten und Parks an das das Vorbild Wiens. Plätze, monumentale Bauten und Denkmäler sind erst in geringer Anzahl vorhanden, werden aber sicher in nicht ferne Zeit sich einstellen. Auch eine großartige Wasserleitung ist im Entstehen begriffen und vertritt dem Mangel an guten öffentlichen Brunnen abzuheilen.

Wien, die junge Stadt, hat noch sehr wenig öffentliche Gebäude. Am Donauufer erhebt sich, einem Palais gleich, aus dem Schutze, in dem es mehrere Jahrzehnte gelegen, das Hofbauerngebäude, mit seinen hohen Säulen und Statuen eine wahre Feste des Meeres. Im Innern sind prächtige Säle, in denen Kaffee, Mergel u. s. w. abgehalten werden. Weiter oben bleibt unter Auge an einem andern Palaste stehen, das ist der Raum ein Jahrtausend alt, der Akademie, die die Nation in den letzten schweren jenseit Jahren kante und zu dem der letzte Kaiser ebenso seinen Kienig gab, als der mächtige Aristokrat seine Ländereien. Zwischen diesen beiden Gebäuden befindet sich die Börse mit ihrem immer regen Verkehr.

Gaudend stehen wir einige Augenblicke hier, nicht ruhend, wohnen wir unsere Schritte lenken sollen, doch endlich betreten wir den Josephsplatz, wo eine der gleichen Namen führende Adone, aber jetzt von dem Publikum ganz verlassene Promenade ist. Hier sehen wir ein kolossales Haus, das Hofgebäude, welches Kaiser Joseph baute, ein Kirchhof mit einer Mauer verbundenen Häusern. Mit vollkommenem Verstand betrachten wir dieses herrliche Gebäude, in dem in neuerer Zeit so viele neue Säule des Vaterlandes stützen; jetzt wird es als Militärkaserne und Depot verwendet. Neben wir von hier auswärts, so erreichen wir die Hofkammer und in seiner Entfernung den Hofplatz. Nun wenden wir unsere Schritte, kommen über die Hofkammer und bleiben neben einem halb vollendeten Gebäude stehen. Dies ist die schon seit Längem im Bau begriffene Vespaldarthe. Unter den übrigen Kirchen ist jedenfalls die reich im archaischen Stil ausgeführte kirchliche Kirche und die am Hauptplatz stehende reformirte Kirche sehr merkwürdig. In deren Nähe ist das Nationalmuseum, ein großes, im Barock gebautes, zwei Stockwerke hohes Gebäude mit einer prächtigen Terrasse. Der Säulenhallen ruht auf acht prächtigen Säulen; oben auf dem Hauptstock der Atrien sind sieben Statuen, in der Mitte die einen Vorverkauf haltende Pannonea, die Geschichte, der Glaube und die Tugend, die Wissenschaft, die Kunst und die Liebe (als junges Mädchen im Rachen dargestellt) umgeben sie. Als Gründer des Museums kann Graf Franz Sprossmann betrachtet werden; in der Nähe des Museums steht die Nationalbibliothek, ein herrliches Gebäude, und das Ständehaus, welches, in aller Eile erbaut, zu klein ist. Unter den öffentlichen Gebäuden ist noch das National-

Theater, das Hochspital, das Komitatshaus, das Josephinum, ein Frauenhaus, das Arbeitshaus, das Gasometer, das Rathhaus erwähnenswerth.

Nachdem man den ganzen Eindruck des Bildes der zwei Schwerpunkte zusammen und denkt die beiden sich als ein zusammenhängendes Ganzes, so erscheint dieses schon jetzt von einer imponierenden Größe. Die Gesamtbevölkerung beläuft sich gegenwärtig auf 250,000 Seelen, beinahe die Hälfte der Einwohnerzahl Wiens und seiner Vorstädte. Alle Bedingungen geographischen Wachstums sind in reichem Maße vorhanden: centrale Lage, ein kühler, jedem Verlechte dienender Strom, die den Anbau herausfordernde, weder durch natürliche, noch durch künstliche Hindernisse beschränkte Ebene, ein Land, das von einem sprudelföhlichen Reichthum an allen Naturprodukten froh, endlich ein Volk, das an seine Zukunft glaubt und das, wie es aus den Trümmern seiner historischen Mächte den neuen Aufbau seiner politischen Freiheit unter namlosen Epochen aufzuföhren gewußt hat, sicher auch das Gebäude nationaler Wohlfahrt zu vollenden wissen wird, als dessen Mittelpunkt Wabenzeit zu gelten hat.

Wir alle Eigenschaften zu dieser Aufgabe angethan, wird Wien, wie man ohne Uebertreibung behaupten darf, im natürlichen Lauf der Jahre und der Ereignisse zu einer wahren Großstadt sich heranbilden. Wenn nicht Wien dabei nicht allein als mitleidendes, sondern auch als warnendes Beispiel zur Seite, trotz der Straßen, in einem Centralstation, mit welcher das verwickelte System der Kaiserstadt zum Mittelpunkt des vielschichtigen Donaureiches zu machen trachtet, ist Wien nicht Wohlthat geworden in demjenigen Sinne, wie man aus Paris und London diesen Ausdruck anwenden kann. Die ferne Abgrenzung gegen alle geistigen wie materiellen Verträge mit dem Ausland prägte Wien eine allerdings charakteristische, aber auch weigliche und eingeschränkte Lebensform auf, als deren ausdrückliches Symbol der enge Gürtel der Kaiserin die Stadt am Donauufer hinter sich einlammerte. Die Kaiserin hat dieses alte Wien gebrochen. Wie viel und an lebendigen und eigenthümlichen Individualismus durch die Wandlung verloren ging, es bleibt doch ein unerschöpflicher Gewinn an allgemeinem Göttern übrig, welcher, richtig verwendet, in dem Völkergespinnste, den Centern durchmacht, gewissermaßen als Zukunftspunkt fruchtbar zu machen sein wird. Gelingt dieser Prozeß, so wird Wien, das nur eine Großstadt gewesen, zur Weltstadt sich entwickeln. Anbauzeit, die Nachbarn, in manchem Betrachter auch die Rebenbühnen der zum Teil auf seine Höhen bezogenen Kaiserstadt, kann gleichzeitig seine Wandlung und sein Wachstum zur Großstadt machen. Jeder Wahn laufen parallel, nicht feindlich nebeneinander, wie auch die Ziele verwandt sind, und der Kranz, welcher an diesen Zielen wohnt, ist wohl der friedlichen Theaters und der ausdauernden Arbeit von allen Seiten reich.

* Verantwortliche Redaktion: Eduard Galtberger.

Bekanntmachungen aller Art.

Echten Morea (Café)

aus Morea in Arabien (Tones), von welchem das unterzeichnete General-Bevollmächtigte (nicht) erhält, versendet, dasselbe finden in Paris an die 1. und 2. bei Einreichung des Heftes folgende.

Wir können Ihnen wirklich echten Morea aus Erfahrung vor empfehlen, das höchsten (nicht) zu sein, sondern auch besonders zu unseren Verhältnissen (nicht) zu sein.

Die Epilepsie ist heilbar! Nach neuesten Erfahrungen, die Epilepsie (nicht) zu sein, sondern auch besonders zu unseren Verhältnissen (nicht) zu sein.

Alle billigen Weihnachtsgeschenke!!!

Die Weihnachtszeit ist da! — nur 1 Jahr, 12 Stk.

Alle billigen Weihnachtsgeschenke!!!

Neue gediegene Romane und Novellen

aus dem Verlag von Eduard Galtberger in Stuttgart.

Karl Detlef, Bis in die Steppe. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 1. 10 Sgr. oder 11. 2. 15 Sgr. rhein.

Franz Dingelstedt, Die Amazone. Zweite Auflage. 2 Bände. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 2. oder 11. 3. 30 Sgr. rhein.

Julius Grosse, Maria Mancini. 2 Bände. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 2. 15 Sgr. oder 11. 4. 18 Sgr. rhein.

Ein Revolutionär. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 1. 10 Sgr. oder 11. 2. 15 Sgr. rhein.

F. W. Hackländer, Neue Geschichten. Zweite Aufl. 2 Bände. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 2. oder 11. 3. 30 Sgr. rhein.

Edmund Hofer, Der verlorne Sohn. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 1. 15 Sgr. oder 11. 2. 30 Sgr. rhein.

Otto Müller, Die Förstersbraut von Neunkirchen. Zweite Auflage. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 1. 10 Sgr. oder 11. 2. 15 Sgr. rhein.

Wilhelm Raabe, Der Regenbogen. 2 Bände. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 2. 15 Sgr. oder 11. 4. 18 Sgr. rhein.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie in jeder guten Bibliothek.

Die Königl. Sächsische 75. Landes-Lotterie

hat folgende Ausbeute:

11. Januar 1871: 15,000, 20,000, 30,000, 40,000, 50,000, 60,000, 70,000, 80,000, 90,000, 100,000, 110,000, 120,000, 130,000, 140,000, 150,000, 160,000, 170,000, 180,000, 190,000, 200,000, 210,000, 220,000, 230,000, 240,000, 250,000, 260,000, 270,000, 280,000, 290,000, 300,000, 310,000, 320,000, 330,000, 340,000, 350,000, 360,000, 370,000, 380,000, 390,000, 400,000, 410,000, 420,000, 430,000, 440,000, 450,000, 460,000, 470,000, 480,000, 490,000, 500,000, 510,000, 520,000, 530,000, 540,000, 550,000, 560,000, 570,000, 580,000, 590,000, 600,000, 610,000, 620,000, 630,000, 640,000, 650,000, 660,000, 670,000, 680,000, 690,000, 700,000, 710,000, 720,000, 730,000, 740,000, 750,000, 760,000, 770,000, 780,000, 790,000, 800,000, 810,000, 820,000, 830,000, 840,000, 850,000, 860,000, 870,000, 880,000, 890,000, 900,000, 910,000, 920,000, 930,000, 940,000, 950,000, 960,000, 970,000, 980,000, 990,000, 1,000,000, 1,010,000, 1,020,000, 1,030,000, 1,040,000, 1,050,000, 1,060,000, 1,070,000, 1,080,000, 1,090,000, 1,100,000, 1,110,000, 1,120,000, 1,130,000, 1,140,000, 1,150,000, 1,160,000, 1,170,000, 1,180,000, 1,190,000, 1,200,000, 1,210,000, 1,220,000, 1,230,000, 1,240,000, 1,250,000, 1,260,000, 1,270,000, 1,280,000, 1,290,000, 1,300,000, 1,310,000, 1,320,000, 1,330,000, 1,340,000, 1,350,000, 1,360,000, 1,370,000, 1,380,000, 1,390,000, 1,400,000, 1,410,000, 1,420,000, 1,430,000, 1,440,000, 1,450,000, 1,460,000, 1,470,000, 1,480,000, 1,490,000, 1,500,000, 1,510,000, 1,520,000, 1,530,000, 1,540,000, 1,550,000, 1,560,000, 1,570,000, 1,580,000, 1,590,000, 1,600,000, 1,610,000, 1,620,000, 1,630,000, 1,640,000, 1,650,000, 1,660,000, 1,670,000, 1,680,000, 1,690,000, 1,700,000, 1,710,000, 1,720,000, 1,730,000, 1,740,000, 1,750,000, 1,760,000, 1,770,000, 1,780,000, 1,790,000, 1,800,000, 1,810,000, 1,820,000, 1,830,000, 1,840,000, 1,850,000, 1,860,000, 1,870,000, 1,880,000, 1,890,000, 1,900,000, 1,910,000, 1,920,000, 1,930,000, 1,940,000, 1,950,000, 1,960,000, 1,970,000, 1,980,000, 1,990,000, 2,000,000, 2,010,000, 2,020,000, 2,030,000, 2,040,000, 2,050,000, 2,060,000, 2,070,000, 2,080,000, 2,090,000, 2,100,000, 2,110,000, 2,120,000, 2,130,000, 2,140,000, 2,150,000, 2,160,000, 2,170,000, 2,180,000, 2,190,000, 2,200,000, 2,210,000, 2,220,000, 2,230,000, 2,240,000, 2,250,000, 2,260,000, 2,270,000, 2,280,000, 2,290,000, 2,300,000, 2,310,000, 2,320,000, 2,330,000, 2,340,000, 2,350,000, 2,360,000, 2,370,000, 2,380,000, 2,390,000, 2,400,000, 2,410,000, 2,420,000, 2,430,000, 2,440,000, 2,450,000, 2,460,000, 2,470,000, 2,480,000, 2,490,000, 2,500,000, 2,510,000, 2,520,000, 2,530,000, 2,540,000, 2,550,000, 2,560,000, 2,570,000, 2,580,000, 2,590,000, 2,600,000, 2,610,000, 2,620,000, 2,630,000, 2,640,000, 2,650,000, 2,660,000, 2,670,000, 2,680,000, 2,690,000, 2,700,000, 2,710,000, 2,720,000, 2,730,000, 2,740,000, 2,750,000, 2,760,000, 2,770,000, 2,780,000, 2,790,000, 2,800,000, 2,810,000, 2,820,000, 2,830,000, 2,840,000, 2,850,000, 2,860,000, 2,870,000, 2,880,000, 2,890,000, 2,900,000, 2,910,000, 2,920,000, 2,930,000, 2,940,000, 2,950,000, 2,960,000, 2,970,000, 2,980,000, 2,990,000, 3,000,000, 3,010,000, 3,020,000, 3,030,000, 3,040,000, 3,050,000, 3,060,000, 3,070,000, 3,080,000, 3,090,000, 3,100,000, 3,110,000, 3,120,000, 3,130,000, 3,140,000, 3,150,000, 3,160,000, 3,170,000, 3,180,000, 3,190,000, 3,200,000, 3,210,000, 3,220,000, 3,230,000, 3,240,000, 3,250,000, 3,260,000, 3,270,000, 3,280,000, 3,290,000, 3,300,000, 3,310,000, 3,320,000, 3,330,000, 3,340,000, 3,350,000, 3,360,000, 3,370,000, 3,380,000, 3,390,000, 3,400,000, 3,410,000, 3,420,000, 3,430,000, 3,440,000, 3,450,000, 3,460,000, 3,470,000, 3,480,000, 3,490,000, 3,500,000, 3,510,000, 3,520,000, 3,530,000, 3,540,000, 3,550,000, 3,560,000, 3,570,000, 3,580,000, 3,590,000, 3,600,000, 3,610,000, 3,620,000, 3,630,000, 3,640,000, 3,650,000, 3,660,000, 3,670,000, 3,680,000, 3,690,000, 3,700,000, 3,710,000, 3,720,000, 3,730,000, 3,740,000, 3,750,000, 3,760,000, 3,770,000, 3,780,000, 3,790,000, 3,800,000, 3,810,000, 3,820,000, 3,830,000, 3,840,000, 3,850,000, 3,860,000, 3,870,000, 3,880,000, 3,890,000, 3,900,000, 3,910,000, 3,920,000, 3,930,000, 3,940,000, 3,950,000, 3,960,000, 3,970,000, 3,980,000, 3,990,000, 4,000,000, 4,010,000, 4,020,000, 4,030,000, 4,040,000, 4,050,000, 4,060,000, 4,070,000, 4,080,000, 4,090,000, 4,100,000, 4,110,000, 4,120,000, 4,130,000, 4,140,000, 4,150,000, 4,160,000, 4,170,000, 4,180,000, 4,190,000, 4,200,000, 4,210,000, 4,220,000, 4,230,000, 4,240,000, 4,250,000, 4,260,000, 4,270,000, 4,280,000, 4,290,000, 4,300,000, 4,310,000, 4,320,000, 4,330,000, 4,340,000, 4,350,000, 4,360,000, 4,370,000, 4,380,000, 4,390,000, 4,400,000, 4,410,000, 4,420,000, 4,430,000, 4,440,000, 4,450,000, 4,460,000, 4,470,000, 4,480,000, 4,490,000, 4,500,000, 4,510,000, 4,520,000, 4,530,000, 4,540,000, 4,550,000, 4,560,000, 4,570,000, 4,580,000, 4,590,000, 4,600,000, 4,610,000, 4,620,000, 4,630,000, 4,640,000, 4,650,000, 4,660,000, 4,670,000, 4,680,000, 4,690,000, 4,700,000, 4,710,000, 4,720,000, 4,730,000, 4,740,000, 4,750,000, 4,760,000, 4,770,000, 4,780,000, 4,790,000, 4,800,000, 4,810,000, 4,820,000, 4,830,000, 4,840,000, 4,850,000, 4,860,000, 4,870,000, 4,880,000, 4,890,000, 4,900,000, 4,910,000, 4,920,000, 4,930,000, 4,940,000, 4,950,000, 4,960,000, 4,970,000, 4,980,000, 4,990,000, 5,000,000, 5,010,000, 5,020,000, 5,030,000, 5,040,000, 5,050,000, 5,060,000, 5,070,000, 5,080,000, 5,090,000, 5,100,000, 5,110,000, 5,120,000, 5,130,000, 5,140,000, 5,150,000, 5,160,000, 5,170,000, 5,180,000, 5,190,000, 5,200,000, 5,210,000, 5,220,000, 5,230,000, 5,240,000, 5,250,000, 5,260,000, 5,270,000, 5,280,000, 5,290,000, 5,300,000, 5,310,000, 5,320,000, 5,330,000, 5,340,000, 5,350,000, 5,360,000, 5,370,000, 5,380,000, 5,390,000, 5,400,000, 5,410,000, 5,420,000, 5,430,000, 5,440,000, 5,450,000, 5,460,000, 5,470,000, 5,480,000, 5,490,000, 5,500,000, 5,510,000, 5,520,000, 5,530,000, 5,540,000, 5,550,000, 5,560,000, 5,570,000, 5,580,000, 5,590,000, 5,600,000, 5,610,000, 5,620,000, 5,630,000, 5,640,000, 5,650,000, 5,660,000, 5,670,000, 5,680,000, 5,690,000, 5,700,000, 5,710,000, 5,720,000, 5,730,000, 5,740,000, 5,750,000, 5,760,000, 5,770,000, 5,780,000, 5,790,000, 5,800,000, 5,810,000, 5,820,000, 5,830,000, 5,840,000, 5,850,000, 5,860,000, 5,870,000, 5,880,000, 5,890,000, 5,900,000, 5,910,000, 5,920,000, 5,930,000, 5,940,000, 5,950,000, 5,960,000, 5,970,000, 5,980,000, 5,990,000, 6,000,000, 6,010,000, 6,020,000, 6,030,000, 6,040,000, 6,050,000, 6,060,000, 6,070,000, 6,080,000, 6,090,000, 6,100,000, 6,110,000, 6,120,000, 6,130,000, 6,140,000, 6,150,000, 6,160,000, 6,170,000, 6,180,000, 6,190,000, 6,200,000, 6,210,000, 6,220,000, 6,230,000, 6,240,000, 6,250,000, 6,260,000, 6,270,000, 6,280,000, 6,290,000, 6,300,000, 6,310,000, 6,320,000, 6,330,000, 6,340,000, 6,350,000, 6,360,000, 6,370,000, 6,380,000, 6,390,000, 6,400,000, 6,410,000, 6,420,000, 6,430,000, 6,440,000, 6,450,000, 6,460,000, 6,470,000, 6,480,000, 6,490,000, 6,500,000, 6,510,000, 6,520,000, 6,530,000, 6,540,000, 6,550,000, 6,560,000, 6,570,000, 6,580,000, 6,590,000, 6,600,000, 6,610,000, 6,620,000, 6,630,000, 6,640,000, 6,650,000, 6,660,000, 6,670,000, 6,680,000, 6,690,000, 6,700,000, 6,710,000, 6,720,000, 6,730,000, 6,740,000, 6,750,000, 6,760,000, 6,770,000, 6,780,000, 6,790,000, 6,800,000, 6,810,000, 6,820,000, 6,830,000, 6,840,000, 6,850,000, 6,860,000, 6,870,000, 6,880,000, 6,890,000, 6,900,000, 6,910,000, 6,920,000, 6,930,000, 6,940,000, 6,950,000, 6,960,000, 6,970,000, 6,980,000, 6,990,000, 7,000,000, 7,010,000, 7,020,000, 7,030,000, 7,040,000, 7,050,000, 7,060,000, 7,070,000, 7,080,000, 7,090,000, 7,100,000, 7,110,000, 7,120,000, 7,130,000, 7,140,000, 7,150,000, 7,160,000, 7,170,000, 7,180,000, 7,190,000, 7,200,000, 7,210,000, 7,220,000, 7,230,000, 7,240,000, 7,250,000, 7,260,000, 7,270,000, 7,280,000, 7,290,000, 7,300,000, 7,310,000, 7,320,000, 7,330,000, 7,340,000, 7,350,000, 7,360,000, 7,370,000, 7,380,000, 7,390,000, 7,400,000, 7,410,000, 7,420,000, 7,430,000, 7,440,000, 7,450,000, 7,460,000, 7,470,000, 7,480,000, 7,490,000, 7,500,000, 7,510,000, 7,520,000, 7,530,000, 7,540,000, 7,550,000, 7,560,000, 7,570,000, 7,580,000, 7,590,000, 7,600,000, 7,610,000, 7,620,000, 7,630,000, 7,640,000, 7,650,000, 7,660

den Kähnen, schloß gewiß nicht. Sie wurde mit dem Plektrum geschlagen und schloß unsere Violine. Blumen lagen auf den musikalischen Strich gestreut, dicht neben der Stelle, wo die Prinzessin gelangt hatte, begleitet von dem liebenden Blick der Männer, die auf weichen, goldverbrämten Weichern am Rand der Tafel sich streckten, die leeren Becher über ihre geliebten, mit Goldbändern geschmückten Häupter hinausrückten, die ihnen gekochte Schalen immer wieder frisch aus Kannen füllten, die in einem Rausch mit Sprudelwasser zur Abkühlung standen. Silber- und Goldgeschirr ringum. Treppchen mit brennendem Räucherwerk, Fontänen von Rosenwasser, plätschernd in allen Ecken des Saales. Die Schilderungen, wie bei einem solchen Maß Wohlgerüche, ja sogar Salben verschwendet wurden, verjüngten an die Kleider, an den Körper, an die Geruchshäute, sogar an den Fußboden, wo man darüber doch ausgeht, sind für unsern Geschmack nicht zu fassen, ja sie wecken Vorstellungen von nicht anders zu beschreibenden Gerüchen, ja sogar Vorstellungen von Pöppelchen Anathemwasser.

O — O — O! — unterbrach man abtöndend. Man war erschüttert und nicht dieser bittre Liebesang —!

An welchem Ort mochten dabei die Gewänder der Frauen gestrichelt haben —! fuhr der Doktor fort. Auf feinsten Weißtuch fertigte man damals einen Silberstoff, der dem Silberrand ähnlich gewesen sein muß, denn in Rom machten die Juden damit selbst die Hefe, wo man doch Alles kannte, was schön und theuer war, Furore. Wer ein solches Kleid anhatte und zufällig die Sonne auf sich scheinen lassen konnte, der sah wie eine Lichterscheinung aus und schloß Schauer und Ehrfurcht ein. Aber zum Tanz wird selbst Silberstoff zu schwer gewesen sein, wenn er nicht in Gestalt einer engen Chlamys dicht an den schönen Formen lag. Ein Unterleid, das man jetzt mit dem profanen Namen — Chemise bezeichnet, trugen die Mädchen nicht. Die dem Körper nächst Verwandte waren dem Auge schon sofort sichtbar. Weiblich war die Tunika der Jünglerin wohlgeformt mit dem Blut der Vesperarmut. Sie war reichlich aus einem wollenen Stoff, weicher wie der junge Flaum eines sich manövrierenden Vogels. Sie reichte nur bis zum Knie, wo die goldenen Bänder begannen, die sich jetzt in purpurnen Sandalen verloren. Das Auge war gewiß von einer angebrannten Wandel mit einem schwarzen Strich unterwahrt und ließ die Blau der schönsten Sterne desto glänzender erscheinen, wie zwei brennende Strahlenherde. Oben in einem leichten Mantel gewundenen, mit Edelsteinen wie kleinen schwarzen Haaren über den goldenen Spangon am Ober, den Perlenkette am Hals wühlte sich, vom rechten Nacken, mit Spangon geschmückten Arm gebogen, gewiß ein Schleier, der sich enger zusammenziehen, wieder lösten, ganz abnehmen ließ je nach Willkür, wie Kathulus in Rom oder sein Nebenbuhler, der Tänzer Arkades, den Unterricht im Zerierung gegeben haben mag. Der Stoff ist dann Erde, die Farbe ist weiß, die Stücker golden. Den Neugierigen, den noch Jüdisch getragene hat, als sie sich schmückte, um Holofernes zu bewundern (Holofernes wurde diese Jüngste zum Königthum seiner Jüdisch pilant gefunden haben), hatte jene Zeit denn doch schon abgelegt —

„Einen Neugierig —?“ rief ein großer Theil der Damen entsetzt.

Aber Frau von Engelshaus merkte, daß der Vorleser auf die Höhe seines Vortrags gekommen war, auf die Verwandlung Salome's in die „ewige Jüdin“, und rief:

„Bitte — bitte — jetzt —!“
„Und dich, strahlende Tochter, stolze Fürstentochter,“ begann in der That der Doktor mit gehobener Stimme. — „Dich soll zwar Dante nicht auch, wie andere schöne Frauen, in die Hölle verjagt — die Hölle, den Reigen der um Liebe und Leidenschaft verdammten Seelen anzuführen, läßt er Semiramis, jener unzufriedenen Mutter, die ihren eigenen Sohn erschlug — aber die Sage hat auch dich, Salome, unter die Schwestern gestellt, von denen der düstere, unbarmherzige Hieronimus singt:

Und wie die Sinnen ihre Flügel tragen.
Ist kaum Zeit, in großer, heller Schauer,
So werden von dem Wind die Hölle weiser
Von hier, von da, herum, herab gestreut.
Und keine Wohnung fehlt die Hölle jemals
Nicht war der Hölle, kein auch nicht Hölle's Strafe.
Und wie die Sinnen fliehen, über Alles hinaus,
In Eilen sich zu langen Hölle's Hören.
Sob la brunter kommen, zerstreut, belacht.
Die Schatten, von grauer Hölle getragen —!

Salome Pharaonis ist die Knechtin, ewig Gerende, die nächtliche Pharisäer —! Die Stolz liebt den Wissenprediger, liebt ihn, wie Monarchen lieben, zumal wenn sie schon selbst wieder der Weis einer Herrscherin schmückt, wie diese Harmonien und Glanz der Kuppel die Schilf- und andere Antiken ihrer Palastgärten geliebt haben. Ach, ein einziger Sonnenstrahl der gesungenen Wochensenden kann einhundert da ein ganzes Leben, und Leid und Seele sind für immer verjagt und werden nicht. Diese Fürstinnen? O die haben nichts davon, als eine schöne Erinnerung. Sie fliegen mit Schmetterlingsflügeln

zu neuen Blumen hinüber. Der strenge Rabbi verstand diese gaudigen Worte nicht. Die herablassende Huld der gekrönten Tänzerin war an den strengen Polyhistor, an den Lehrer der Religion des unsichtbaren und unaussprechlichen Wortes verstanden. Ihm, dem selbst die Weisheit des großen Rabbi Simon, Solome des großen Hillel, der in Jochanan's Jünglingsalter in Jerusalem lehrte, zuweilen vom vergänglichem Glanz des Tempels hatte, zuweilen vom blendenden Schimmer der Marmorhallen und der erblühenden Herrlichkeit der goldenen Gefäße, ihm, der an den Pharisäern den Hochmuth und die Selbstgenüge haßte, an den Sadducern den frommen Egoismus der Gottesvergessenheit und des absoluten Nihilismus, ihm, der vom wilden Hontig und von den Heuschrecken der Wüste lebte, waren die verführerischen Gebilde der Tänzerin keine lange aus dem Bereich seiner Wünsche und Begierden entriß. Hierodias, die Mutter Salome's, kannte vielleicht das Doppelgefühl, das im Weir ihrer Tochter lebte, die Liebe und — vielleicht gar Haß! Die Weiber jener Zeit hatten meistens alle zwei solche sich widersprechende Herzenskammern. Auch Salome war, wie fast alle Frauen jener Zeit, mit Schlangengift gefüllt und unter Weiden ansetzend. Nord war ihr vielleicht wie das Rigen einer Nadel. Als dann aber doch das edle, blasse, blutlose Haupt auf der goldenen Schuppe, die sie selbst zu Herodias und seinen Gästen hineingetragen hatte, so enthielt, so fahel, so feierlich und grauenhaft schon das, als sie damit aus dem Saale verschwinden wollte, da mochte — die Uebermüthige —? — und drückte — einen Kuß auf die blassen Lippen. O, fast möchte man glauben — und Dante, der die Frauen aus seiner Zeit gesamt, wurde es für gewiß gehalten haben — daß die Möglichkeit, die Lippen eines abgestorbenen Kusses zu küssen, die selbst Klärchen in einem solchen Akt des Egoismus nicht würde wahrgenommen haben, in jene Region der Nachtseiten der menschlichen Gemüths gehört, die dem Wahnsinn nahe liegt. Das glänzende Farbenpiel der zu Liebe gemaltenen Masken, das die Köpfe bewunderten, der brennende Blick des lebenden Jüngers, die von den liebenden Umarmungen des Flammengestirns verzehrte Semel — das ist die Ögeng der Psychologie, wohnen der Sage nach der Muth der Salome aus das letzte Haupt des Johannes gehört.

„Aber der Muth, ob der Muth der Leidenschaft oder ihres Mitleids bleibt unentschieden, bekem ihr übel. Die Lippen des Hauptes schienen sich und jener Hauch, von welchem Dante an der oben angeführten Stelle spricht:

Die Altemindere, welche immer ruht,
Mit ihrem letzten Hauch die Geister,
Die sie umwirbeln und zerstreuen, so wie

diese fuhr aus dem Munde des Mäurer's, hob die Herolier, die Sänderin der charakterlichen Liebe, die Reagen für das Gute zur verpöndeten Stunde, die Mäuerin im Hölle, die Wonne aus fremdem Leide Sängende, die halbe Vesperin, die halbe Julia, wenn Julia die ganze Liebe, die Liebe für Leben und Tod ist, die Repräsentantin jener schwebenden Schiller'schen Worte: „Unberührt sind sie alle —!“ hoch, hoch, hoch in die Luft und ließ sie, wie Christus dem Abster, wandern, wandern, wandern, ruhelos, so sie, ewige Jüdin, im Leben, Hölle, gehalten nur durch die Kraft des Wirbelwindes selbst, langen, langen, langen ruhelos bis an's Ende der Tage.

Der Vorleser machte eine Pause. Alles war erschüttert. Niemand widersprach. Niemand sah auch die Marktblasse, die auf Ludmilla's Wangen getreten war.

(Zu h. folgt)

Eduard Hildebrandt.

(Gegen die Bilder 721 und 722.)

Eduard Hildebrandt wurde am 9. September 1816 als Sohn eines armen Schubmachers in Danzig geboren. Sowohl die archaische Schönheit der alten Danischstadt, als auch ihre materielle Umgebung wackten in dem Knaben den Trieb der Abbildung von Kunstwerken und Naturgenüssen, aber bei der Armuth der Familie konnte für die künstlerische Förderung der begabten Knaben nichts geschehen. Der in ihm wohnende unglückselige Drang ließ Hildebrandt nicht vor Hindernissen und Schwierigkeiten zurückstehen: im Frühling des Jahres 1837 entfloß er sich, sein Glück in Berlin zu versuchen. Die Mittel der Familie reichten nicht hin, um einen Platz im Hause der gemäßenen Hildebrandt zu bezahlen, mit der unbemittelte Knabe auf ungeschützten Wegen der Straße von dreihundert Jahren in fünfzig Jahren zurückzuführen: seine geringen Vorkenntnisse in einem Ferner, den Studien in der Hand, machte sich Hildebrandt zu Fuß auf den Weg. Nachdem er ein Unterkommen bei armen Handwerkern gefunden, war einer seiner ersten Gänge zu dem alten Direktor der Kunstakademie, dem Bildhauer Schadow, den er inoffiziell suchte, an den Vorkonten der Akademie unentgeltlich eintreten zu dürfen. Schadow war jedoch ein wunderlicher Mann und verweigerte den lehrbegriffen Jüngling lieblos genug ab. „Wer kein Geld hat, darf nicht daran denken, Künstler zu werden.“ Nach Hause zu Mutter, mein Sohn, und laß Dir

das Geld geben, sonst darfst Du nicht kommen!“ Umsonst suchte Hildebrandt den kühnen alten Mann durch Bemerkungen seiner natürlichen Anlagen wider zu stimmen, er schloß sich in die Hölle des kühnen Hieronimus und schmeckte einige abentheuerlich gekochte alte Semme nach der Mutter; Schadow neigte sich jedoch nach wie vor abweisend, indem er den Jüngling hinausjagte. Hildebrandt habe die Leidenschaft selbst angefangen. Der berühmteste Landschaftler Berlin hat nie akademische Unterweisung genossen, er war geistlos, unter den größten Entbehrungen keine Studien nach der Natur fortzusetzen. Das letzte im Jahre 1838 der Marine-maler Strauß einige Arbeiten Hildebrandt's kennen, sollte dem Talent Anerkennung und nach den jungen Mann, dessen muntere Name ihm selber, einem Originalen, zusagen mochte, in sein Atelier auf. Hier arbeitete Hildebrandt bis zum Jahre 1840, malte kleine Bilder und erwarb sich so die Mittel zu einer Studienreise durch Dänemark, Norwegen, England, Schottland und Irland. Von da ging Hildebrandt nach Paris, der Marinemaler Jachow gab Hildebrandt Unterricht und führte ihn bald so weit, daß der eifrige Schüler ein Bild im „Salon“ ausstellen konnte, das mit der kleinen goldenen Medaille beehrt wurde. Damit war dem jungen Manne der Fuß gebühret; im Jahre 1843 lehrte Hildebrandt nach Berlin zurück, wo es ihm sofort nicht an reichlicher Beschäftigung fehlte. Durch Alexander von Humboldt, den die Kaiserin des jungen Künstlers lebhaft interessierte, wurde König Friedrich Wilhelm IV. auf ihn aufmerksam gemacht und ließte ihm mehrere Aufträge ab, aber die Erzählungen seines gelebten Lebens hatten mehr und mehr seine Heiligkeit an, und zu einer großen Tour nach Nordamerika und Westindien wurden die Vorbereitungen getroffen. Auf einem Vorstich des Königs erhielt er den Auftrag, seine Reise bis Brasilien auszu-dehnen und ein Bild von Rio Janeiro zu malen, das der König dem Prinzen Karl zu weihen gedachte. Im Herbst des Jahres 1843 fuhr Hildebrandt über Varenne de Grace mit einem Geschloß nach Brasilien und lehrte durch die Vereinigten Staaten im November 1845 nach Berlin zurück. Hundert seiner Aquarellen wurden für das Kupferstichkabinett des neuen Königs angekauft, außerdem malte Hildebrandt für den König ein großes Bild: „Tropischer Regen“. Im Sommer 1847 ging Hildebrandt über England und Schottland nach Mexiko, Amerika und Gran Canaria, um durch Spanien und Portugal in die Heimat zurückzuführen. Seine neuen Bilder: „Ein Bild in der Meer“, „Eine Ansicht von Funchal“ und „Ein Abend auf Madeira“ erregten durch die Schönheit der Komposition im Hölle großes Aufsehen; noch niemals waren die großen Elemente der Natur von einer Künstlerhand so wunderbar vertheilt worden. Die unterwegs gesammelten hundert Aquarellen erwarb der König und Herr von Nagler; Hildebrandt wurde zum Hofmaler ernannt und reiste im Jahre 1851 auf den Wunsch des Königs durch Italien nach Egypten, Palästina und Jerusalem, Türkei und Griechenland. Die Mehrzahl der orientalischen Aquarellen ging in den Besitz des Königs über. Den einst abgewiesenen Schüler ernannte die Akademie jetzt zu ihrem Professor; zugleich erhielt Hildebrandt für zwei zur Ausstellung nach Paris geschickte Bilder den Ehren der Ehrenbürger und die zweite goldene Medaille. Im Jahre 1856 trat Hildebrandt eine Reise nach dem Nordsee an und lehrte zu Lande über Stockholm zurück. Die Mehrzahl der gesammelten Aquarellen kaufte die Königin, gleichzeitig wurde Hildebrandt Mitglied der Akademie. Ein 1858 in Brüssel ausgefertigtes, für den Herron von Kaiser gemaltes Bild: „Das Nordsee“, trug ihm die große goldene Medaille ein; erhielt er in folgenden Jahre zu Amsterdam für sein Bild: „Am Nordseeufer“ und wurde zum Mitglied der dortigen Akademie ernannt. Eine Reise nach der Insel Sicilien im April 1862 war nur der Vorläufer zu Hildebrandt's Reise um die Erde, die nach im September desselben Jahres angetreten wurde. Der Verlauf dieses Weltumfluges hat nach den Tagebüchern und mündlichen Berichten Hildebrandt's diese Reisebeschreibung bearbeitet und im Belege von Otto Janke 1867 der Öffentlichkeit übergeben. Im September 1864 trat Hildebrandt, zahllosen Gefahren zu Lande und Wasser glücklich entseten, wieder in Berlin ein und legte die Ergebnisse seiner Reisen durch Indien, China, Japan und Ostindien in dreihundert Aquarellen vor, die ein herrlicher Kunstschatz, Herr Richard Kobb, erstand und in Paris und London ausstellte; nur die Gallerie des kaiserlichen Museums Carlo malte Hildebrandt zwei große Bilder: „Abend in den Tropen“ (Siam) und „An den Ufern des Ganges“. Die Anlagen für die Reise waren dergestalt geordnet, daß Hildebrandt hatte je demnach theurer bezahlt, als wir damals abgeben konnten. Durch den langen Aufenthalt in dem mildernden Klima von Ostindien und Hongkong war seine Gesundheit tief erschüttert worden; er litt an fortwährenden Kopfschmerzen, die nur der Aufenthalt in freier Luft linderte. Auf der Ueberfahrt von China nach Ostindien hatte er den Grund zu jenem Gefährten-matismus gelegt, der seinen Leben vor der Zeit ein Ende machen sollte. Mit unermüdlicher Arbeit arbeitete er noch ein Jahr hindurch an einem großen Bild: „Unter dem Äquator“, das in den Jahren der kühnsten Ausdauer gehört und von dem wir unsern Lesern eine Skizze E. 229 geben. Als Mitglied der Jury war er geschäftig gewesen, bei der Platzierung der Gemälde hat manchen Aufstellungen zu unterbreiten, die mit seinen persönlichen Ansichten nicht verträglich waren; eine tiefe Verstimmlung bemächtigte sich seiner und seine Freunde hielten es für notwendig, ihn zu einem Auftrage an den Strand der Lifer zu bereiten, bei welcher Gelegenheit zu gleicher Zeit ein Familienmitglied im Hause seines Brubers in Berlin geendet wurde. Leider verlor die Reise ihren Zweck; von rheumatischen Schmerzen gequält lehrte Hildebrandt nach Berlin zurück, um sein Schwerkranke nicht mehr zu verlassen; seine unermüdlichen Hände wurden von einer Lähmung überfallen,

dazu gestellte sich ein mit Delirien verbundenes geistiges Fieber, die Seele gab wenig Hoffnung und am 25. Oktober Abend bald ist ihr machte der Tod den Leiden des genialen Künstlers ein Ende. Er starb, wie er es sich gewünscht hatte, ohne Bewußtsein und ohne Schmerzensschreien. Wir unternehmen nicht, die allgemeine Trauer zu schildern, die sich bei der Nachricht seines Ablebens in der Residenz verbreitete. Die Feier seines Leichenbegängnisses legte Zeichen für seine große Beliebtheit ab. Eine Menge Personen begleitete seine Leiche nach Stettin, wo sie auf den Wunsch des Verstorbenen beigesetzt wurden. Am ersten Tag wurde er von seinen Kollegen und Familienangehörigen betrauert, bei seinen glänzenden Ginnahmen unterhielt er bereitwillig alle Hilfsbedürftigen. Seine auf der Ausstellung befindlichen Bilder wurden mit Trauerflören und Vorbeerbängen geschmückt, kein nachgelassenes, noch unvollendetes Werk: „Ein Rennebogen auf dunklem Gemütheshimmel“, ist im Salon Cornelius zu einem wohlthätigen Zwecke ausgestellt.

ERNST KOSAK.

Die Spandauer Geschützgießerei.

(Fortsetzung aus Z. 223.)

«Si vis pacem, para bellum.»

Nach vor fünfzehn Jahren war der Platz, auf welchem sich jetzt das größte und schönste Militär-Abtheilung der Welt befindet, eine wüste Fläche mit rohen, dem Schiffs- und fahrenden Tümpeln, auf welcher die Störche gewöhnlich nach „Kobden“ gingen und die Jungen vom „Mieg“ und „Stiefel“, den Vorstädten Spandaus (deren Namen den nordischen Ursprung des Ortes bezeugen), im Frühjahr mit einem langen, um einen Stod gewickelten Faden bewässert, nach Mieg-eien suchten.

Heute mal haben die technischen Großmaschinen und Kesselschmelzen zu Hunderten dorthin, um jene großartigen Werksstätten anzuhäufen, aus denen die so schnell berühmt gewordenen preussischen Kanonen hervorgehen, und ist seine militärische Notabilität nicht durch Berlin, ohne dem alten, einst so stolzen kaiserlichen Spandau einen Besuch abzustatten.

So lange man in Preußen noch keine gegossenen Kanonen besaß, begnügte man sich mit den kleinen Gießereien in Breslau, Königsberg und Berlin für die kleineren, glatten Geschütze; die großen Mangelhämmer für die Festungen aber, die schwebenden Bombenkanonen und langen eisernen 24-Pfünder, ließ man sich für vieles Geld aus Belgien und Ainspong in Schweden kommen, wofür große Summen ins Ausland wanderten.

Später, als Anfang der fünfziger Jahre die gegossenen Hohlkugeln in Preußen konstruiert und eingeführt wurden, die ersten, welche mit wenigen Verbesserungen noch heute der ganze norddeutsche Bund führt, war man gezwungen, eine große, den Anforderungen der Neuzeit und der Größe Preußens angemessene Geschützgießerei zu gründen, und schon damals sah man den Plan, in jenem Winkel, zwischen der schiffbaren Havel und Spree, dicht neben dem Bahnhofs, jenes Militär-Abtheilung zu erbauen, welches sich heute dort mit seinen Hunderten von Thürmen ausbreitet.

Umgeben und beschützt von einem Gürtel der stärksten Artillerie und weit vorgeschoben vorwärts, liegen hier in beiden Enden des Stromes: die Pulverfabrik, der Werkplan mit der Geschützfabrik, die Mündungsfabrik, das große Feuerwerkslaboratorium auf dem Esplanade, die Geschützgießerei und die Artillerie-Ingenieurwerkstätten, mit ihren stolzen und natürlichen Bauwerken, Maschinenhäusern, Schloten und Öfen, Vorrathsschuppen, Arbeiterhäusern

u. s. w., eine große Stadt für sich, in welcher Laufende von Kanonenarmen und Maschinenkräften in immer wachsendem Maße die Werkzeuge für den Krieg erzeugen.

Vorstehendes Bild zeigt uns die Hauptfabrik der Geschützgießerei.

Zuerst, auf einem Raume von etwa 500 Schritt im Viereck erbaut, lehnt sich mit ihrem Rücken an die Havel, woselbst sich die Maschinellen und Kesselschmelzen, sowie ein kleineres Maschinenhaus befinden, und steht die Vorberont der Eisenbahn zu.

In der Mitte dieser ist ein elegantes, dreistöckiges Gebäude zur Dienstwohnung für den Direktor und dessen Mitarbeiter — lauter Offiziere — bestimmt. Außerhalb schließt sich rechts und links eine hohe Mauer mit einer Einfahrt, und die Ecken der vorderen Front bilden die natürlichen Kanäle, in welchen sich die Büreau, die reichen Modellkiste und das Laboratorium befinden.

Kanonen oder sich windende Schlangen mit reichem Schuppenpanzer, die Traube schmückt künstliches Vorwerk, und neben denselben stehen die hohen und finsternen Gebäuden der alten Stadt, die in manchen Schlachten jener blutigen Epoche mitgeschrien haben mögen, le formidabile, l'invincible, le superbe, oder auch le puissant, le vigilant — sämtlich in Strahburg, also von denselben Weibern gegossen.

Dicht daneben lagert eine lange Reihe grober, einfacher, eckiger Geschütze mit rauher Oberfläche, die Spuren häufigen Gebrauchs an sich tragend. — Ent ab — das sind die alten Drücker Friedrich's des Großen, aus den Schlachten bei Torgau, Koblenz, Jena, Borstel und Leuthen. Sie stehen wunderbar ab gegen die robusten und geschmückten Kanonen. Hinter ihnen kommen schöne englische Kanonen mit der Aufschrift: God, honny soit qui mal y pense und dann folgen jene blutigen Kanonen der Republik, die fast ebensoviele Bürgerblut als Feindeblut vergossen.

«Liberte, Egalite».
«L'an 3^e de la Republique Française» steht auf dem Bedenstuck und daneben der Name «le ravissant, le fauteur (der Kanonenbrecher)». Zwischen diesen und noch vielen anderen zum Theil zerbrochenen, zum Theil zerhöhlten Geschützen aller Kriegsführenden Nationen lagern auch lange Stapel von Eisen, neuen Kanonen, Öfen, Hammer, Oefen, Eisen, Alle bestimmt, in die Ecken zu wandern «pro gloria et patria»!). Die alten Drücker und die eleganten Franzosen, Alle stehen sie eins als preussische Hinterlader wieder auf, als «ultima ratio regis»!).

Eben werden einige jener alten Kanonen auf einem Wagens in den Arbeitsraum rechter Hand gefahren, einem langen Gießebett in, überträgt von einem dreifach mächtigen Schornstein mit riesigen eisernen Klappen.

Wir folgen ihnen und treten in das Kern- und Gießhaus. Ein wahrhaft diabolischer Apparat empfangt uns hier, und wird uns unser eigenes Werk nicht verzeihen; demselben vermindert hauptsächlich das Gewicht, eine große, durch Dampf getriebene Luftpumpe, mit einigen hundert Umdrehungen in der Minute, welche die Kugeln der Geschütze ansetzt.

Vor uns stehen einige Männer in blauen Hosen und hoch geschürzten Hemden einen langen Baum um seine eigene Achse, andere betreiben ihn mit dem und Hiebwerkzeug und umwinden diese Wäse abwechselnd mit Stahl und Berg. Daneben stehen andere an einem solchen Cylinder von Holz und Lehm mit dem Formbreite die feuchte Masse ab und geben so der Spindel eine torrette Form — dies sind die Modelle für die zu gießenden Geschütze. Sie werden getrocknet, mit „Zierloch“ abgezogen und sodann mit einem Mantel von demselben Stoffe umgeben. Diese Mäntel, aus zwei oder mehreren Lagen bestehend, werden mit eisernen Ketten umgeben, dann wird die innere Form durch Feuer und Verdrängen der Masse entfernt, und der nun hohle Baum des Mantels zeigt innerwärts genau die Form des Modells.

Aus dem Formraum treten wir und schrit in den Gießraum für die Geschütze. An der rechten Wand desselben befindet sich eine ein Dutzend doppelter Öfen mit flüssigen Metallen. Hunderte von Öfen sind ähnlich geschmiedeten Gestalten bewegen sich vor denselben hin und her. Jetzt schleppen zwei derselben ein großes topfartiges Gefäß heran und halten es unter den Öfen, ein Kott mit der mächtigen eisernen Stange und der glühende Mantel, willkürlich kleiner, feinerer Stangen umherprühend, fließt in das



Die Gießerei, nach dem Gemälde von John Henrich.

Als diese räumlich schließten sich zwei lange parallel laufende, architektonisch ähnliche Hallen, mit hohen hellen Fenstern, in welchen sich die eigentlichen Arbeits- und Maschinenräume befinden, und welche fast die ganze Seitenfront rechts und links einnehmen. Der Zutritt zu dem Abtheilung ist ohne besondere Erlaubnis untersagt, insofern wird diese von dem Direktor, Hauptmann Weber, oder einem seiner Adjutanten sehr bewacht. Man verließ sich deshalb an den Vorber, der das Weitere veranlaßt.

Als man in den weitläufigen Hofraum eingetreten, und hat man einen Augenblick sein Ohr an das Summen und Gähmen, das einem beinahe den Kopf verwirrt, gewöhnt, so bemerkt man zwischen den zahllosen Stapeln von Kanonen mit Interesse eine mächtige archaische Sammlung alter Kanonenrohre, aus allen Zeiten und von allen Nationen: Da liegt neben einer alten eisernen Donnerbüchse, einem Hinterlader aus der Schwedenzeit, eine ganze Reihe wunderbarer eiserner bronziener Kanonen, lange französische 18-Pfünder aus der Zeit des großen Königs Louis XIV. Das große Wappen von Frankreich mit Viken und Vermeln prangt stolz auf dem Vorderende derselben, die Mündung bilden stielche Drebine, mit weit auseinander

Gehst; dann wird die Öffnung mit einem bereit gehaltenen Leinwandstück geschlossen, und nun eilen auch schon die Männer mit dem fliegenden Eisen davon und gießen es in die bereit stehenden Formmatten. Dort an den Fenstern arbeiten die Geschloßmacher in dem röhrliden Formzirk, Andere schlagen die Geschosse aus den Mänteln heraus, noch Andere untersuchen, reinigen und befeilen dieselben.

Das Ganze macht einen betäubenden Lärm und wir sind froh, daß sich die Thüre hinter uns schließt und wir in des verhältnißmäßig stillen, weiten Wickraum treten. Hier stehen in gleichmäßigen Abständen an den Wänden die mächtigen Kuppelöfen mit großen eisernen Platten daran und vor ihnen befindet sich die Dammgrube.

„Festgemauert in der Erde
Liegt die Heize und Leben gekostet.“

Ein mächtiger 16-Füßler soll heute in der einen, zwei 12-Füßler in einer anderen Grube gegossen werden. — Die Mäntel sind schon eingerammt mit dem „verlorenen Kops“ nach oben, die Gießer und einige Krampe stehen um dieselben herum in halbblauem Weisrad begriffen. Ab und zu werden die doppelten Eisenhaken ausgerichtet und ganze Matten Holz in die weiten Wäuler derselben gehoben. Ein tiefschwarzer Rurige, mit einer eisernen Stange

bewaffnet, die er spielend regiert, probirt eben die flüssige Bronze, während unten andere Männer beschäftigt sind, die Gußrinne aus Zehneisen nach dem Mantel hin zu bauen.

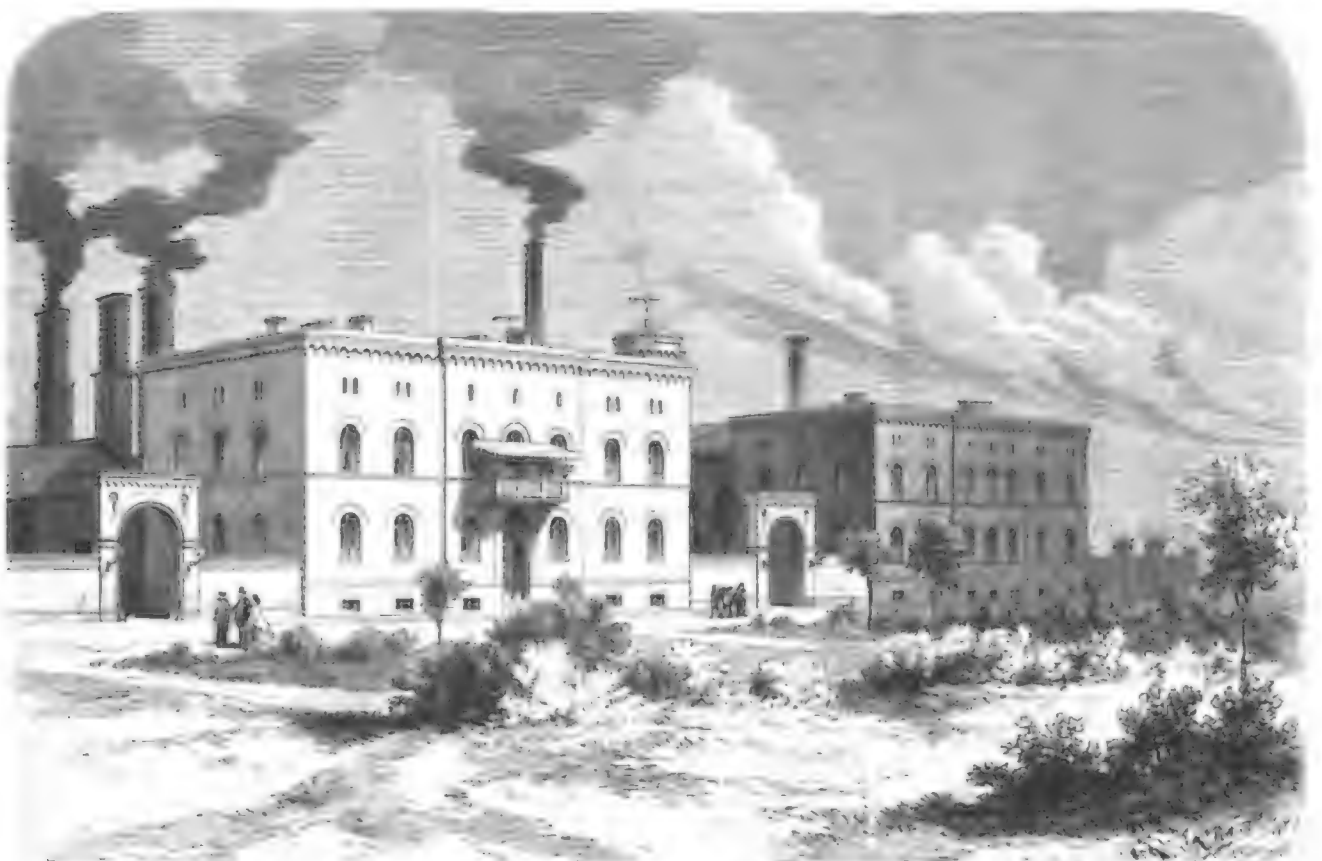
Jetzt ist Alles bereit, der Mann mit der Stange nicht schweigend einem der Beamten zu, einige kurze Worte werden gesprochen, dann steigt der Japsen heraus und der arbeitside Dampfstrom wackelnden, sprühenden Metallbesand sich mächtig heraus, ein prächtiger Anblick. — Er strömt, die Gußrinne entlang, in die Mantelöffnung hinein mit rasender Geschwindigkeit, und noch ehe Tu es für möglich hält, ist Alles vorüber. — die Geburt des 16-Füßlers, eines Hohlrohrs von etwa 180 Zentnern Gewicht, für eine Hüftenbatterie bestimmt, ging glücklich vor Deinen Augen von Statten. Schon nahen andere Männer mit Hörben voll Holzlohlen und werfen sie über den Guß. Eben an der Tede, auf mächtigen Eisenhaken, laufen kleine Kollwagen mit Hindereugen entlang. Vermittelt derselben werden die schwersten Kasten spielend aus der Dammgrube gehoben, auf kleine, ebenfalls in Schienen laufende Wagen gehoben, um damit vermittelst weniger Leute nach dem Maschinenraum gerollt zu werden. Vorher aber wird der Mantel entfernt und das nun abgeklärte und von allen Hüllen entfernte Rohr äußerlich sorgfältig revidirt,

ob sich Graben oder Gassen an demselben zeigen. Das so weit gefertigte Geschütz, ein roher, ziemlich formloser Metallkumpen, kommt nun zunächst auf die Drehbank, um hier die ihm bestimmten äußeren Abmessungen zu erhalten.

Wir folgen abermals den vier Mann, die jenen schweren bewegten Cylindern dort an der kleinen Eisenbahn über den Hof rollen, in den Maschinenraum.

In denselben eingetreten bleiben wir einen Augenblick sprachlos vor Staunen stehen. Da summt es und schwert es, da treibt und greift es, da bewegen sich allerhand mächtige Ungethüme, Räder und Stangen, da drehen sich die schweren Köhren spielend um ihre eigene Achse, schieben sich kolossale Hebel hin und her, die lange Eisenpane abhobeln, da schneiden kühlerne Messer in hartes Eisen so leicht wie in weiches Wachs. Zwei große Dampfmaschinen von 16 und 48 Pferdekraft drehen sich geräuschlos in Einschnitten der Mauer und setzen alle diese Maschinen hier in der Mitte des Saales in Bewegung, während an den Wänden entlang viele Hunderte von Hebeln und Schraubstöcken stehen, an denen gehämmert, gehohlet und geklebt wird. Eben längs der Tede läuft, wie im Viehhause, eine Eisenbahn, vermittelst welcher die Köhren von einer Maschine zur anderen gehoben werden.

Betrachten wir uns nun einmal jenen bronzenen 21-



Die Geschützwerke in London. Originalzeichnung von H. Meissner. (S. 224.)

Wunder dort etwas näher, der eben auf der Drehbank sitzt, wo er den „wichtigen äußeren Schluß“ bekommt. Es werden wenig Umstände mit dem „ungeledeten Rurigen“ gemacht. Ohne Unterlass muß er sich drehen, und jener scharsichtige Stahl dort nimmt ihm unbarmherzig alle Eden und Klanten samt den blanken Kupferplatten mit hinweg. Und kaum hat er hier die erste äußere Bildung erhalten, so markirt er auch schon auf eine andere Wand, wo derselben vorn der verlorene Kops*) ab- und hinten der „Wicklant“ angeschliffen wird.

Von da kommt er auf die Bohrbank, die sich demüht, denselben eine ichone „Seele“ einzubringen. Auch das geht ebenso glatt als zuvor. Das Rohr wird in die Bohrmachine gespannt und um keine Achse gedreht. Ein Bohrer, mit verschiedenen Schneidmessern an einem sehr funktreichen Räderwerke sitzend, welches die Bohrspindel stetig vorwärts schiebt und zugleich die Bohrspindel entfernt, dringt gleichmäßig, langsam in die Mitte des Metalles ein und bohrt die „Seele“ in glatter Form in dasselbe in drei bis vier Tagen hinein.

Die kleineren Köhren, namentlich die aus der Krupp'schen Fabrik in Essen kommenden Feldgeschütze, sind bereits alle schon gebohrt und werden nur noch gegogen.

*) Das verlorene Geschütz.

Dies geschieht auf den Hebeln, deren ich auch größere im Saale sah.

Hier liegt das Rohr seit und dreht sich um die Drehbank an einem sehr komplizierten Räderwerke, welches die Rüge in die Seele schneidet. In dieser Arbeit werden nur die geschicktesten und tüchtigsten Arbeiter ausgewählt, weil die geringste Unachtsamkeit bei derselben ein Verderben des Rohres nach sich zieht.

Sodann wird das „Kessloch“ durch den hinteren „Wicklant“ auf einer schwerfälligen Maschine gehohlet, welches zur Aufnahme des Verschluss-Apparates dient, die „Schloßspindel“ werden abgedreht und das Rohr ist nun äußerlich fertig.

Es kommt nun in den vorderen Theil des Maschinenhauses zu vielen ähnlichen größeren und kleineren Kollegen und erhält hier nach einem sehr umständlichen Gange seitens der Herren Revisoren, die ihm nicht nur genau „Wass nehmen“, sondern ihm auch „bis in die Seele hinein schauen“ — seine äußeren Hüllen, seine Kammern, seine Gewichtsbezeichnung, seine Verschlussheile u. und ist nun fertig zum Verladen.

Besonders interessant ist der Revisionsaal mit seiner Unmenge von wunderbaren und komplizierten Instrumenten zur Untersuchung der Köhren. — War mancher Grammatik kann vor den haarfahnen Augen dieser wunderlichen

geistreichen Herren nur schlecht oder gar nicht bestehen und wandert dann unbarmherzig noch einmal hinüber in das Viehhaus, um die ganze schmerzliche Prozedur noch einmal durchzumachen.

Was aber aus diesem Zimmer herauskommt, das ist auch tadellos und macht seiner Geduldshüte und dem, die es schauen und erzeugen, alle Ehre — die preiswürdigen Geschütze haben sich ja einen Weltruf erworben in den letzten zehn Jahren.

Dort unten neben dem Dampfkrane auf der Havel, welches uns nach Berlin zurückbringen soll, liegt eine Anzahl großer Röhren, in welchen unter andern eben ein paar Tausend jener glänzenden Ungethüme für Doppel und Viel verladen werden. Ein anderer nimmt dicht dabei sieben Geschütze für Mainz ein.

Die Schaukelräder des Dampfkrans biegen sich, der kleine Schornstein qualmt mit jenen großen da drüben um die Wette, und je weiter ich mich von den Riesen-Atmosphären des Viehhauses hier zwischen der Havel und Spree entferne, desto gigantischer erscheinen sie mir und desto freudiger bin ich darüber, sie und ihre Wunder aufzusuchen zu haben.

Aus dem pariser Leben.

Von Zeit zu Zeit läßt der Himmel einen schönen Tag durch den trüben Nebel und die winterliche Kälte scheitern. Dann geht der Pariser, die Kälte in die Luft gestreut und die Gasse in den Mund, auf den Boulevard umher, und die reiche Welt läßt ihre Equipagen vorfahren und fährt in das Bois de Boulogne hinaus, wo ausgepackt wird. Das ist, mit Ausnahme der Theater und Salons, die eröffnet werden, der einzige Zeitvertreib der großen Eitelkeit in dieser Jahreszeit. Mit Recht hat man daher schon die Frage aufgeworfen, ob denn Paris noch immer den Ruf verdient, die herrliche Stadt der Vergnügungen für ganz Europa zu sein. Wird doch die Suprematie bereits bedeutend beeinträchtigt. Nur die Sommerhäuser haben Um, Wiesbaden, die Abtei, besonders Baden-Baden, und noch eine Menge anderer laßig plures lange den Sieg davongetragen, von Juni bis Oktober kann Paris mit ihnen nicht konkurrieren. Weist allerdings noch die Winterzeit, aber die Touristen langen an, hat von Paris abzuweichen und ihre Schritte lieber nach Nizza, Monaco, Florenz, Rom und Neapel zu lenken. Die italienische Sonne, der schöne blaue Himmel, die Cicerone und Tragenwälder aber eine unüberwindliche Anziehungskraft aus. Dazu kommt, daß die Straßen von Paris augenblicklich mit Schaustellern gefüllt sind und daß nichts abzuwenden ist, wenn das Publikum das Ceterum censeo, Carthagoinem esse delendum endlich aufgeben wird. Paris hat seine Attraktionen, seinen Wintergarten, sein wohlhabendes aristokratisches Vergnügen, und so darf man sich nicht wundern, wenn es aufhört, die Metropole der großen Welt zu sein. Dagegen ist, daß in diesem Winter bedeutend weniger Fremde angelandigt sind als sonst, und daß ein großer Theil der verbleibenden Pariser die Absicht hat, den Winter im Süden zuzubringen. Es sind ungefähr doppelt so viel als im vergangenen Jahr. Wenn die Winternormierung so fort dauert, dann wehe dir, o Paris!

In den Salons des Quartier Saint-Germain wird augenblicklich eine große Revolution vorbereitet. Der gezeigte Vetter würde jedoch nicht erfinden, die Manieren haben dabei nichts zu thun. Es handelt sich nur um die Moden. Es scheint, als wolle die wahre Pariserin endlich erwachen, man resistent gegen die theatralischen und excentrischen Trachten, welche in den letzten Jahren zur Herrschaft gelangten. Die Damen des Faubourg Saint-Germain sind sehr entschlossen, die Reiterin der Mode abzuschleudern und der wahren Eleganz wieder Geltung zu verschaffen.

Es gibt in der hohen pariser Gesellschaft zwei Kategorien, welche noch Erklärung, Vergangenheit und Namen sehr vermissen, und ebenso gibt es zwei Klassen von großen Damen und eigentlich auch zwei Arten von Moden, welche nach Urtümlichkeit, Lebensgewohnheit und Erziehung den Frauen dieser beiden Welten sehr verschieden waren. Die eine dieser beiden Klassen besteht zum großen Theil aus dem sogenannten neuen Adel, aus Künstlerinnen, Fremden und Emporkömmlingen. Auf der andern Seite stehen die Frauen des Faubourg Saint-Germain. Hier herrscht guter Ton und gute Gesellschaft, dort hat man Desiderate, welche nach Glück suchen. Es ist das Verhältniß des Caracal gegen die alte Quadrille à la cour. Von hier aus sind die sonderbaren Moderevolutionen der letzten Zeit ausgegangen, alle die Metamorphosen in so viele phantastische Umkleekunst. Die Frauen von Gendarm, die Frauen der „Reaktion“ haben sich gegen dieses Unwesen erhoben, und so ist ein Sturm entstanden, dessen Ausgang abzuwarten bleibt.

Im Uebrigen ist aus dem Salonleben augenblicklich nichts zu merken; das elegante und aristokratische Leben ruht, wie gesagt. Die lairdische Familie ist in Compiegne und ladet in verschiedenen Serien Highlife ein, an den freiten und Vergnügungen des Hofes Theil zu nehmen. In dem Programm der Vergnügungen figuriren dieses Jahr besonders die lebenden Bilder, bei deren Darstellung manche schöne Heroisin und Marquise bewundert wird. Die lebenden Bilder sind theilweise en vogue; man fand die einzigen Monette und Ludwigen mit der Zeit zu monoton. Da nun das Volk gewöhnlich beständig das nachahmen pflegt, was am Hofe geschieht, so spielt man bereits davon, daß die Darstellung lebender Bilder in allen Herren Mode und im laufenden Winter the great attraction of the parisiens beanwundet werden wird. So muß Paris beständig lebend eine Wanne des Tages haben.

Wenn der Hof von Compiegne zurückkommt und wieder in den Tuilerienpalast einzieht, wird er denselben kaum wiedererkennen. Die Restauration der Gallerie an der Seeseite, wozu so lange gebaut wurde, ist jetzt so ziemlich beendet, eben fällt das Gerüst, aber es ist eine etwas ungraziöse Proportion, welche der neue Anbau zeigt. Das Ganze sieht auswiehl gegen den aufstehenden Louvre auf der einen Seite und die Hauptfront der Tuilerien auf der andern Seite ob, und zwar nicht bloß durch die Neubauten, sondern auch die gänzlich ungleiche Natur. Aber vor allem, ob nicht eine vollständige Rekonstruktion der Tuilerien im Zusammenhang mit dem Louvre nöthig ist.

Eine ganz sonderbare Noize, die immer mehr um sich greift, sind die kalten Nachmittage. In einem der schönsten Stadtheile von Paris lebt ein Herr, den die Verfassung kein Verbotung zur Censurpflicht verdammt zu haben scheint. Er darfstete aber danach, um jeden Preis verbannt zu werden. Da kommt ihm eine höhere Idee: er begibt sich nach einer berühmten Zeitungszentrale.

Möglich verbreitet sich durch die Journale die Nachricht, daß der Herr X. sich letzte Nacht amüsiert habe, in das linke Ohr seiner jungen, hübschen Frau geschmolzenes Wachs zu gießen. Die Correspondenz davon trägt dieses Gerücht in die Fremde. Skandal und Verwirrung

auf beiden Hemisphären: der Boulevard und der Rest des Unterhofs haben ihre Augen auf den Examen X. gerichtet. Die böse That wird ins's Publicum, ins's Verhängnis, ins's Schwärzliche und ins's Aemmeliche überliefert.

Darauf tritt das Tenebris seinen Kreislauf um die Welt an. Der glückliche Herr X. aber ist ein derbster Mann geworden, sein Name wird im ganzen Universum genannt, er erhält Beglückwünschungsschreiben aus Rom, Madrid und aus Warschau, und nirgendwo mehr bleibt seine Person unberührt. Er läßt sich photographiren, und das Bild des großen Mannes prangt in allen Schaufenstern.

Wenn diese Entenstücke, wie sie jetzt oft genug zu Tage tritt, so fortgeht, dann muß man sich auf das Vergnügen gefaßt machen. Man darf sich nicht wundern, von Menschen zu lesen, die in Städte geschickt wurden, oder von Kriegen, die mit ihren neuartigen unvorstellbaren Mordern dem Hungertode erliegen. Oder die Mütter schreiben:

„So eben wurde bei Gelegenheit der Demolition eines Hauses in einem Keller eine ganze Familie entdeckt, welche dort seit achtzig Jahren verbannt lebte, nur dem Gaskenismus zu entsagen. Die älteste Tochter, ein Engel von Schönheit, hatte inzwischen das große Loos gewonnen, konnte jedoch nicht aufgefunden werden; die jüngere Tochter wurde vergangene Woche von drei Paar Jünglingen erlitten. Mütter und Kinder befinden sich den Umständen gemäß wohl.“

In der That steht die Wahrheit, die eine arme Götin, augenblicklich in großer Ungnade, man will sie weder in der Weichte, noch in der Strenge, noch im Gepräch; man macht aus Ludwig dem Heiligen einen Augenwurm, aus Karl dem Großen einen Wahn, und aus Ludwig XV. einen teuflischen Joch; man kann alle Tage von der Verhütung eines Caudam lesen, der gar nicht existirt, man erfährt Verbrechen und Verbrecher, die pure Imagination sind.

AD. BILLOD.

Gesundheitslehre für's Haus.

Medizinisch-diätetische Briefe

Dr. med. A. Alenke.

Fleisch oder Pflanzenkost?

Wir glauben die Reihe unserer Briefe mit einem gewöhnlich wieder zur Tagesfrage erbobenen, schon vor Jahren einmal angeregten und in Unentschiedenheit zurückgelassenen Streitthema beginnen zu dürfen, nämlich: „Soll der normale Mensch aus Fleischspeisen bestehen, oder nur von Pflanzenspeisen sich ernähren?“ — Diese Frage ist in der neuesten Zeit besonders von Seiten der physiologischen Wissenschaft mit einer gesteigerten Heftigkeit gegen die angeblich in ihre überlieferten Schultheorien verfallenen Falschheiten aufgeführt und von gewissen Naturphilosophen, namentlich dem auf dem Waid bei St. Gallen, praktisch unterstellt worden, so es haben die Vertreter des „Vegetarismus“, wie man die ausschließlich pflanzliche Ernährungsweise des Menschen durch Vegetarismus nennt, dadurch ein Schmeicheln gewonnen, daß wissenschaftliche Philosophen die Angriffe auf die herrschende Theorie und Praxis als Thorheit ignorirten und tödlichern wollten, oder daß eifrige Ärzte die Streitsache aufnahmen, aber entweder mit Ironie und Witz überlieferten, oder wiederum in eifrigen Verhauptungen gerieten, die einer erlaubbaren Widerlegung nicht gewachsen waren. — Bekanntlich existirt in England eine religiöse Sekte, die Vegetarier, welche alle Fleischnahrung meiden und gewissermaßen eine Sünde darin erblickt, sich von „Abthabaren“ zu ernähren; die britische Vegetariengesellschaft, welche kürzlich ihre zwanzigste Jahresversammlung abgehalten hat, bewohnt an ihren Mitgliedern eine unermessliche Gesundheit und ein hohes, ruhiges Alter, und ähnlich günstige Resultate verzeichnen die Anstalt dieser fleischlosen Ernährungsweise in Teutland, wo besonders ein Herr Emil Weissbauer in Oppeln eifrig dafür wirkt.

Fassen wir kurz zusammen, was jene Vertreter des Vegetarismus behaupten, so ist es folgendes: 1) Der Mensch ist von Natur bestimmt, außer der thierischen Nahrung (vielleicht auch der Eier) also außer dieser Producten lebender Thiere nichts von toten Thieren, besonders nicht Fleisch und daraus bereitete Speisen zu genießen. 2) Der Mensch ist der Fleischnahrung in der Quelle der vielen Krankheiten des Menschen und der zunehmenden Abmagerung der Generation. 3) Weiterhin folgert sie weiter, daß nur der Pflanzenspeisen im Ueberschuß (Vegetarismus) das eigentlich arbeitssfähige, Kraft entwickelnde Thier, der Fleischfresser (Carnivore) aber das schwächere, der Arbeitsthat nicht gewöhnliche Thier sei; ferner, daß der vornehmlich pflanzenspeisende Landmann eben dadurch weit gesünder und kräftiger sei, als der mehr Fleisch verzehrende Stadter.

Stellen wir uns bei Beurtheilung dieser Verhauptungen und Folgerungen fertig, ohne irgend einer Partei ein Vorrecht einzuräumen, auf die geborene Wille der wissenschaftlichen Erfahrung und der daraus gewonnenen Anhalt. — Bekanntlich werden die Säugehiere (und naturgemäß auch der Mensch, auch wenn er nicht vom Affen abstammt, nicht von der Wölfe der Säugehieregeiß zu trennen) in Hinsicht ihrer Ernährungsweise in drei Ordnungen eingetheilt, in Carnivoren, Herbivoren und Omnivoren. — (Fleisch-, Pflanzen- und Allesfresser) aber diese Eintheilung geschah nicht, weil man beobachtete, daß eine Gruppe zur Fleisch-, die andere zur Pflanzennahrung, die dritte aber beides mischentlich suchte und gewöhnt, sondern weil ihr ganzes anatomisches Bau der Verdauungsorgane verhielt, je nach ihrer Ernährungsweise von der Natur ange-

legt worden ist, und dies ist doch sicherlich ein bedeutender Punkt für die Wissenschaft. Die Fleischfresser haben ganz andere gebaute Mägen, wie die Pflanzenfresser, und die Omnivoren haben Mägen aus beiden Arten gemischt. Die Natur aber spielt niemals mit den Normen, sondern hat immer Zweck der Nothwendigkeit und Nützlichkeit vor Augen, wo sie irgend Etwas gestaltet. — Man unterseheidet deshalb schon an den Mägen die Ernährungsweise der höheren Säugehiere, und der Mensch ist mit der Jahrbildung der Omnivoren begabt, soll also aus beiden organischen Nahrungsmitteln sich ernähren. Aber noch entschiedener ausgeprägt zeigt sich der Darmkanal selbst, der bei den Fleischfressern im Vergleich mit den Pflanzenfressern ausnehmend kurz, und bei den Omnivoren von mittlerer Länge ist; und der Blinddarm, dessen Bedeutung als zweiter Magen erst in neuerer Zeit durch seine normalen und kranken Zustände erkannt worden, ist bei den Fleischfressern sehr klein, bei den Pflanzenfressern sehr groß, bei den Omnivoren etwas größer als bei den Fleischfressern, und welchen abweichenden Apparat hat die Natur nicht bei den wiederkehrenden Pflanzenspeisen als Normen und Hauptnahrung z. anlegen müssen, um sie fähig zu machen, ihr Vorkommen zu verdauen. Was geht aber aus dieser abweichenden Naturanlage der Verdauungsorgane bei verschiedenen Ernährungsweisen hervor? Augenscheinlich doch, daß die Kürze und Einfachheit des Darmkanals der Fleischfresser begünstigt, wie ihre animalische Kost, als ihrem Munde und der Zusammenlegung ihrer Organe gleichartiger und verdaulicher, eines weit kürzeren Verdauungsorgans zur Ueberführung in Blut bedarf, wie bei den Pflanzenfressern, wo die Pflanzenspeisen erst eines besonders kontrahirten Magens, eines sehr langen Darmkanals und großen Blinddarms bedürftig ist, um ein langsam Wege unter länger dauernden Einwirkungen der Verdauungsstoffe der lebendigen und mechanischen Funktionen des organischen Apparates, endlich Nahrung und Blut zu werden. Da der Mensch nun, keinem anatomischen Baue nach, zwischen Fleisch- und Pflanzenspeisen, je weit mehr noch zu ernähren fähig ist, so spricht die Natur damit aus, und der Mensch drängt dazu, daß der Mensch Fleisch- und Pflanzenspeisen gleichzeitig und im richtigen Verhältniß als normale Ernährungsweise, also gesundheitsgemäß zu sich nehmen soll. — So weit der physiologische Hinweis! —

Wenden wir uns jetzt als Arzt der Erfahrung über die von dem Vögner der Fleischkost aufgestellte Verhauptung zu, daß Fleischspeisen die hauptsächlichste Quelle der Krankheiten und Mangelmischungen sei. — Die Vegetarier legen ein großes Gewicht auf die Thatsache, daß sie ohne Fleisch gesund und kräftig wägen; sie berechnen aber nicht dabei den großen Antheil, den ihr Verzicht guter, reiner, oft noch lebenswärmender Nahrung an ihrem kräftigen Wohlbefinden nimmt. Aber auch abgesehen hiervon, ist es möglich, daß ein Mensch auch ohne Fleischspeisen nicht nur leben, sondern froh und arbeitssfähig bleiben kann, und wir verordnen ärztlich Nahrung vornehmlich pflanzliche Kost, wenn keine Konstitution, Temperamentsstimmung oder Anhaltendigkeit es erfordert; wo aber die Verdauungsorgane bereits schwach und träge sind, da vermeiden wir gern die großen Mengen Strohmasse, welche die Pflanzennahrung unvermeidlich mit sich bringt, weil der Organismus auch Strohmasse zu verdauen haben muß, dieser aber im Ueberschuß, Mangel und Mangel der Nahrung bedürftig ist, die in reichlichen Mengen Strohmasse eingeheilt und vertheilt liegen, so daß, um die nöthige Menge Strohstoff (1/2 der Nahrung) zu erhalten, verhältnißmäßig zu große Portionen Strohmasse, also Rohkost, eingeheilt werden müssen, der nun wieder das Blut überlastet, wenn eine kräftige Abkühlung ihm nicht als Rohkost abnimmt und um die Bildung von Nahrungsmitteln und Abwägungen bequemt. — Ueber die Rolle, welche das Strohmasse in der Ernährungsweise der Menschen spielt, und über die Mängel, welche man dabei für die Gesundheit zu nehmen hat, werden wir in einem nächsten Briefe einmal Gelegenheit haben, breiter zu sprechen.

Nicht die Vermehrung des Fleischgenusses verursacht die so viel gewöhnliche Gesundheit und Ausdauer der Vegetarier, sondern ihre Mäßigkeit und regelmäßige Lebensweise, ihre reichliche Wassertrinken und ihre Bewegung in freier Luft; hierdurch erhalten sie sich frisch und widerstandsfähig. Es ist Thatsache, daß alle Menschen, welche nicht einer besonderen diätetischen Verfassung leben, mehr als das Doppelte aber das normale Bedürfnis ihres Organismus zu sich nehmen, weil ihr Appetit ein durch Gewohnheit und Heberregung angeregter und kein natürlicher mehr ist; das Belieben aber nicht zu überleben, denn der Magen erfordert, um in seiner Ueberarbeit die nöthige Thätigkeit auszuüben zu können, eine vermehrte Nahrung, die als Gehalt von Nahrungsmitteln, Nahrung oder Hunger auftritt, oder als Liebes zu stärkeren Heftigkeiten. Personen, welche viel essen oder das Fleisch vorziehen, weil es ihrem Magen mehr den gewöhnlichen Bedürfnissen Weis darbringt, als die mehr sanfteren Pflanzenspeisen, sind immer stürzliche Wassertrinker, lieben Schokolade und Spirituosen, und im Ernährungsgelüste die träge Mode, ohne gehörige Bewegung in freier Luft, was gerade Fleischnahrung verlangt, und so entstehen Krankheiten durch übermäßige Nahrung von Strohstoff (namentlich Blut und Strohmasse) und Ueberreizung des Verdauungsapparates und des Mutes. Würde ein Vegetarier bei aller Fleischlosigkeit ebenso leben, wie die meisten menschlichen Carnivoren, große Mengen pflanzlicher Speisen genießen, wenig Wasser trinken, wenig in freier Luft athmen und viel bewegen, er würde ganz solchen Uebelthäten an sich erkranken, überflüssig werden von Strohstoff durch Mangeltrinken, aber auch mehr von Rohkost, der dann entweder Fieber oder Verstopfung und Verstopfung, Nahrungsmittel leiden z. u. bedingt hervorgerufen würde. Es ließe sich über dieses Thema noch sehr viel sagen, aber wir können ohne irgend ein Verurtheil für das Eine oder Andere und nach streng wissenschaftlicher Erfahrung hier als wahr und unabweisbar:

Eine alte Jungfer.

Roman

Karl von Holtei.

(Fortsetzung)



Athenes Kapitol.

Einem Scherling bewohnte ein edles, "Erdbeben" in (damals) ziemlich öder, entlegener Gegend, wo der Fremde, den man zu jener Zeit durch Ausbreitung hin verlegt hätte, gewiß nicht vermuthet haben würde, daß er sich innerhalb der Ringmauern Berlins befände. Seine Fenster gingen auf's freie Feld hinaus und wurden von hübschen, alten Aulmen beschattet. Das Haus gehörte dem ehemaligen Kanzleiboten Ketter, einem jener wunderlichen Menschen, die man wohl als "Original" bezeichnet, denen jedoch manchmal ein großes Lächerliches widerfuhr, wollte man sie kurzweg für Halb-Verrückte erklären. Der Mann hatte, ostentatlicher Anstöße wegen, seine Entlassung aus dem Dienste genommen, oder hatte sie, wie seine Freunde behaupteten, einiger Veruntreuungen halber bekommen, jedoch die Erlaubnis eines kleinen Vermögens geheißen, mit letztem das Häuschen samt Gartenfeld gekauft, und lebte nun mehr ländlich als städtisch, indem er, seine Frau, ihre drei Kinder sich eifrig dem Gemüsebau widmeten, dessen Erzeugnisse Frau Ketterin selbst zu Markte brachte. Die Familie bewohnte den ganzen unteren Raum des bescheidenen Gebäudes; die oberen Gemächer hatte Wilhelm, theils in plötzlicher Anwendung sommerlicher Poetenlaune, theils um der lieben Ruhe willen, die da rings umher friedlich waltete (unerschiedliche Klettereien zwischen Nachbarkindern abgesehen), theils endlich in Berücksichtigung des erstaunlich wohlfeilen Jutes, gemiethet. Wenn er früh morgens hinreichend geschäftig, gerührt und geeizt, begab er sich in's Innere der Stadt, trieb sich dort nach Bedürfnis und Neigung herum, besuchte das Schauspiel, während der Anwesenheit der Sonntags ausschließlich das Theaterstück ... dann sang Henriette nicht, konnte sie doch als Pianistin ansetzen sein ... fiel nachher bei irgend welchem Restaurant ein und trat zuletzt die nächtliche Wanderung nach dem kühleren Felde an, nach der "Menschlichen Widmung", wie er in seiner von Schafferschen Broden durchspaltenen Federweise zu sagen beliebte.

Wir finden ihn am heiteren, lächelnden Morgen bei offenen Fenstern am Tische stehend, eifrig schreibend, bisweilen in die oder jenes der verschiedenen Zeitungsblätter, die vor ihm liegen, blickend ... er entwirft einen Aufsatz über die pariser Erfolge einer "deutschen Sängerin", und schloß nach Belegen, wo sich dergleichen nur finden lassen. Zwischen durch ergreift er von Zeit zu Zeit ein winziges Brieflein, welches seine Adresse und den pariser Poststempel trägt. Er zieht es behutsam aus dem Couvert und liest voll Aufmerksamkeit, obgleich er's längst auswendig wissen muß, denn er hat es seit gestern unzählige Male vor Augen gehabt. Es enthält positive Berichte über die ersten Auftritte der Sontag, und ist verfaßt im richtigen Style einer grünen Journal-Korrespondenz, unterzeichnet Baronin Mentenbaum. Ein solch klingender Name! Wie leicht alt-französischer Aristokratie angehörig? Wir wissen's nicht; die Trägerin desselben ist für's Erste nur eine wenig beachtete und mäßig honorirte (das gilt nur den Buchhändler-Honoraren, keineswegs persönlichen Zeichen von Achtung), mäßig honorirte Schriftstellerin, welcher das unverhoffte Glück vom Himmel fiel, die Ehrenname, die sogenannte "Theatermutter" Henriette auf dieser Kunstreise repräsentieren zu dürfen! In dieser Eigenschaft hat sie getreue, erprobte Kitter von der Feder mit Balleins zu versehen, und hatte dann auch unsern Wilhelm nicht vergessen dürfen. Er betrachtete die, wenngleich wie eine wohlbediente, dennoch wie eine Auszeichnung ... aber darin lag doch nimmermehr ein Grund, sich so ent- und verzückt zu geben, wie er wirklich that! Was hat er denn? Wir fragen ihn über die Sache ... ah, das ist's! Nun allerdings, das kann den schwärmerischen Liebenden vollends und's letzte Weichen von Fassung bringen! Unter den Schriftstücken der Blumenwelt (welchen uns das Gedächtniß nicht täuscht, auch eine Henriette) hat die andere, will sagen die einzige Henriette, kaum gefunden für ein paar würdlich getriggerte Zeilen des unheimlichen, fast kindisch-mädchenhaften Klöckchens, dessen sie sich im ersten Stadium ihres Weltwunderlaufes noch bediente, welches jedoch späterhin sich zu einer hübschen, schönen, vornehmen Schrift entwickelt und umgewandelt. Wir ziehen nach Form und Inhalt das naive Klöckchen bei Belieben der selbstbewußten Handschrift vor; denn aus's Erste knüpfen sich alle Jauher kindlicher Träume und Erwartungen. Oben erblühende Knospen sind schöner als volle Rosen. Genau können wir

nicht wiedergeben, was sie geschrieben. Daß die ersten zwei Worte "Aber Freund", sowie die letzten drei "Ihre dankbare Henriette" lauteten, das steht fest. Man denke! Von denen, die in Berlin mit Wilhelm verkehrten, besuchte ihn selten Einer. Sie waren so sicher genug, ihn in der Stadt an verschiedenen Zusammenkunftsorten zu treffen; wechelte erst den weiten Weg nach seiner "Menschlichen Widmung" machen? Ihn war das gerade recht. Wer sollte das bisweilen zur Kränklichkeit anwachsende Bedürfnis ungeschützten Alleinseins, gänzlichster Abtrennung von Menschen-Umgang, in der Seele nähren, wenn nicht der Vor- oder doch der, welcher sich dafür hält? Deshalb setzte es unsern Freund in nicht geringes Erstaunen, heute, wo die Einsamkeit ihm besonders wohl gefiel, den im Garten arbeitenden Herrn Otto Ketter nach der vorerwähnten Hausthür hin zuhören zu hören: "Ja wohl, Herr Scherling sein bei sich, erste Glöckchen!"

Gleich darauf erfolgte das von mehrfachen stolpernden Fehlritten auf steiler, sammler Treppe unterbrochene Emporsteigen besetzter Stufen; und kaum war das pariser Briefchen zurechtgerückt durch rasches Verbergen eintretend, als Leo Wilhelm's Inständig betrat.

Sie hatten sich nicht mehr gesehen seit jenem Ansturmestreffen, dessen unser letztes Kapitel Erwähnung that. Wilhelm hatte den Freund nicht aufgesucht, möglicherweise aus Furcht, dieser könnte ihn necken, wenn auch in aller Gutmüthigkeit, wegen der sehr bescheidenen Rolle, womit er sich als Liebender begäbe im unabweisbaren Körper aller wie junger Garbe. Daß Leo aber ihn aufsuchte, lag wieder in der Art ihres Verhältnisses, noch im zurückgezogenen Dasein des musikalischen Jacten, der überhaupt keinen seiner weniger nächsten Bekannten zu beenden pflegte; schon deshalb nicht, weil er Vergnügungen mit Fremden vorzuziehen gewöhnt.

Leo überstreichender wußte sein Erscheinen heute und hier! "Am Gottes willen," rief ihn Wilhelm an, "gibt's ein Unglück! Was ist Dir geschehen? Hast Du Staudal? Brauchst Du Schuldlosen? Oder was ist sonst los? Zur Unruhe, oder um meine Berge auf die Sontag Dir vorlesen zu lassen, verlaßt Du Dich nicht zu mir heraus?"

Wie war's, wenn ich Dein süßes Nest ausgepflückt hätte (müßsam genug, das ich versichere), lediglich um Dich Abtrennung wieder einmal zu leben, mich Deines Gesprächs zu erfreuen, mit Dir zu schwärmen, zu hören, was Deine Seele bewegt, Dir zu erzählen, wozu meine Seele und mein Herz voll sind? Glaubst Du nicht mehr an das Bedürfnis, einem nur einem Freunde mitzutheilen, was man allen übrigen sorgsam verbirgt? Hat Dich Liebe so gewaltig verändert, daß Du nicht mehr an Freundschaft glaubst?"

Verändert hat sie sich tüchtig, das will ich nicht leugnen; verändert, verwandelt, förmlich umgestaltet, den inneren Wesen herausgedreht, den ganzen Kern ein Widen verdrängt, erhoben, geläutert, doch nachdruckschwächer, wenn ich's genau betrachte, einem insonsequenten, sentimentalen Schatzstück aus mir gemacht. Insofern glaub' ich bei meiner jetzigen Verfassung schwach an Wohlthaten der Freundschaft, weil ich zuvörderst überzeugt sein möchte, daß der Freund gestimmt wäre, darauf einzugehen, mich und meinen Linsen gleichsam nach- und mitzunehmen, mich nicht erbarmungslos anzulachen. Ein vernünftiger, besonnener Freund wäre mir den Teufel nichts nütze; der würde mich ad absurdum führen. Wir könnten nur zulassen, wer mehr oder weniger in meiner Lage, eben so ist ...

Schatzstück, ein insonsequenter, sentimentaler wäre, meinst Du? Gluckauf! Dieser ist gesendet. Er sitzt neben Dir! Er hat den Mund auf und laß uns hören, wie's Schatzstück zukommt!"

Was soll das heißen? Steht das ein Bekenntniß vor, Du kiest aus Deinem Kether zu Boden gestiegen?

Würd' ich mich sonst einen Inkonsequenzen schelten? Würd' ich's nicht beim Sentimentalen bewenden lassen? Ja, Wilhelm, das Wort ist freilich geworden!"

Ein Wunder ist an Dir geschehen? Wana? Wo? Wie? Wieder?"

Wesens, bei ihr, dazu sie! O laß mich reden, gönne mir Gehör, ich muß sprechen, ich muß fühlen, daß ein Mensch mich vernimmt, daß er mit mir fühlt, sonst tödtet mich die Angst vor der Hoffnung."

Wie war das? Angst vor der Hoffnung? Ein pitantes Wort. Gestatte, daß ich mir's notiere. Das läßt sich, mit Deiner Einwilligung, einmal gut anbringen. Der in reiner, engerer Andeutung Liebende wird durch irgend einen Vorgang an sich und seinem Platonismus (ich meine nicht den religiösen) irre, und bekommt Angst vor der Hoffnung; id est irrdischer! So; nun bin ich wieder ganz Ehr. Verzeih' die Unterbrechung und fahre fort."

Das wird nicht so leicht gehen. Ich war im besten Juge; Du hast mir kaltes Wasser übergegossen. Auf diese Weise treibst du euer Handwerk, ihr Dichter!"

Was willst Du? Es können nicht alle schmecken; es muß auch Sammler geben. Pfeifige Bienen tragen ihren Honig aus vielen Blumentöpfen zusammen. Wenn

er nur süß wird. Ich Dich zu Gute und erzähle. Ich brenne vor Begier nach Deinen Neuigkeiten."

Leo erzählte den gestrigen Abend. Als er soweit gelangt war, wie wir am Schlusse des letzten Kapitels, brach er ab. "Nun," fragte Wilhelm dringend, "damit kann's doch nicht aus sein! Angst ist vorhanden, aber wo steht Hoffnung? Du mußt das Beste noch auf dem Herzen haben, sonst würdest Du nicht so übermäßig langweilig erröthen? Hoffentlich bist Du gehorsam gewesen? Hast improvisirt, phantastirt, triumphirt ...?"

Wenigermachen auch das letztere, denn Comtesse Benigna hat auf allgemeine Bitte, der sich auch die geringe bescheidenlich anschloß, erklärt: "Heute nicht, ich bin durch- aus nicht aufgelegt ..."

Das nennst Du triumphiren?"

Geduld! Dazu hat sie sich zu mir gewendet und hat gesagt: "Sobald wir von unserer Baberische heimkehren, will ich Sie bitten lassen, mich zu befragen. Wir wollen kriegen miteinander üben, und wenn Sie Ursache haben, zu sprechen, so sein, verpönd' ich nachzuholen, was ich heute verweigern mußte. Mutter wird Sorge tragen, daß genau dieselben Gäste zugegen sind, die uns diesen Abend ihrer Gegenwart Ehre schenken."

Das hat sie gesagt!"

Wahr und wahrhaftig. Ja, will ich Sie bitten lassen, mich zu besuchen? Versteht Du, Wilhelm, begreift Du? Wie? Nicht etwa: meine Mutter, oder: uns. Wie, wie? O, welche Seligkeit!"

Armer Leo! murmelt Wilhelm, "den hat's tächtig beim Krugen! ... Verpönd' Du aber auch nicht zu viel davon, Leo. Es klingt recht hübsch, ich begreife, daß es Dich beglückt ... nur ... weißt Du, es kann eben auch mehr Deine Klavierspiele, Deiner musikalischen Ausbildung, respektive der übrigen, gelten, als ..."

Als meiner Verleser! riefst Du. Freilich. So ist's. Doch was schadet das? Hab' ich für mich, für meine Person Ansprüche zu machen? Ist's nicht schon hinreichend, daß sie mir erlaubt, ihren Umgang zu leiten, in ihrer Nähe zu weilen, mich zu verjelen ..."

Halt, wenn ich bitten darf. Hier standest, sagt der Berliner. Wenn das hinreichend, wenn das Deine ganze Hoffnung ist, wogert die Angst vor dieser? Wie? Du widersprichst Dir. Stehst Du, es kommt, wie ich's vorhergesagt. Mit einem Reine schwimmt Du noch im guten Aether, und das andere jappelt schon nach irdischen Grund und Boden. Nimm Dich in Acht; bedenk', mit wem Du zu thun hast! Sonst könnte auf Dich und Deine gefährliche Liebe der stadtähnliche Ausdruck Anwendung finden: "Er kriegt kein Bein auf die Erde! Gewisse den Hochmuth der gekürzten Lustschifferin! War, Du bist ebenfalls von Adel, und von älterer als die Kriegsheim's glaub' ich gehört zu haben ..."

Wenn Du mir wohl willst, erspare Dir jegliches Jebohy und aber, meinen Adel und dessen Adel anzulanden. Wie es Menschen gibt, die, ohne besonders feint zu sein, vor Alterschwäche sterben, so gibt es auch solche Geschlechter. Ja, was noch mehr sagen will, mich bedauert das ganze Institut des Adels im Absterben begriffen. Höchstens wüßte ich ihm noch einige Dauer zusprechen, insofern es mit großem Grundbesitz verbunden, wenigstens die Mittel besitzt, sich seiner würdig bei Ansehen und Ehren zu erhalten, wie so manche Familie der böhmisch-österreichischen Aristokratie. Doch das ist eine Frage der Zeit, und in Politik verkehrt' ich nicht zu machen. Von einem Betitelung gleich dem meinigen kann zwischen vernünftigen Menschen im Jahre des Heils 1826 doch nicht mehr die Rede sein ... ausgenommen denn, ich begreife die Absicht, ein Regiment einzutreten, dessen Offiziersposten seinen Nachbarn bildet, eine Absicht, die mir fern liegt; die mir fern liegen würde, auch wenn ich nicht zum Dienste untüchtig erklärt worden wäre."

Du! Das Erste was ich höre! Verzeihst denn?"

Die Herren behaupten, mein Organismus sei den Anstrengungen des Soldatenlebens nicht gewachsen. Ich wurde zweimal zurückgeschickt."

Das ist mir zu hoch. Du scheinst ja so gesund wie der Rehbod im jungen Hirschan! und wärest Du nicht heppodamisch ..."

So war' ich auch gesund. Das geb' ich zu. Aber was Ihr Hypochondrie nennt, entspringt eben aus krankhaften Zuständen. Wir wollen darüber nicht streiten. Nie, seitdem ich lebe, denke, fühle, bin ich wieder entfernter gemein von niederliegenden, düsteren Empfindungen, bangen Vorahnungen. Ein bis jetzt ungelassener Wohlsein besetzt mich. Was mir gestern lästig war, läßt mich heute an. Ich sehe anderthalb oder zwei Monate vor mir, die allerdings, einer Wüste vergleichbar, sich weit und lang zu dehnen scheinen. Aber sind sie durchwandelt ... weid' ein Ziel! Welche Befriedigung! Ich bedarf, mich bei Wohl und Kraft zu erhalten, weiter gar nichts, als täglich eine Stunde, wo mir verneint ist, von jenem Lohne, jeder himmlischen Aussicht zu reden. Deshalb hab' ich Dir mein Vertrauen aufgebracht. An wen sonst soll' ich, darf' ich mich wenden? Wirst Du mir Deine Thüre, Dein Herz verschließen? Wirst Du mir versagen, mein Begleiter zu sein in der Wüste? Wie zu

erquiden durch Dein theilnehmendes Herz, durch aufseherndes Scherz, mag dieser auch mitunter in Spott umschlagen. Spottet nur! das wird gut thun. Wird mich zu rechter Zeit erinnern, daß ich der Hoffnung die den Bügel schenken lassen, daß ich nie vergehen darf, wer ich bin, wer Sie ist! Tag ich auch in ihrer Nähe steh beachte, was uns trennt! Tag ich keine andere Vereinigung träume, als die täglich regierende! Ja, daran mahne mich, streng, unerbittlich, mittheilend, . . . aber gömme mir dennoch das bescheidene Glück, die bescheidene Hoffnung, und besetze mich so von jeder Angst vor unberechtigter. Je lieber Du, nach Deiner Weise, mir die Gefahr vor Augen stellst, um so besser werd' ich, leicht und beifällig, mich an übertriebene Genüsse halten. Nur höre mich, sei mir freundlich, habe Geduld mit mir. Und fällt Dir mein seltsames Wesen bisweilen zur Last, nun, dann erwidere, wie bald es doch um eines Menschen Leben gethan ist. Sage Dir: wer weiß, der Leo wird's kaum lange machen? Mag er mich jetzt mit seinen Karikaturen noch so sehr plagen, wenn ich hinter seinen Sorgen hersehe, soll mir's die Seele laben, daß ich ihm nachsichtige Geduld verzeihe, daß ich ihn ein Stückchen durch die Wüste begleitet habe! Sieh! Wilhelm, wir sind Beide, obgleich wir zeitweise wenig mit einander verkehren, doch immer aufrichtige Freunde geblieben; von mir weiß ich's, von Dir glaub' ich's. Ohne uns mit gegenseitigen Versicherungen zu schmücken, waren wir uns gal, hatten uns lieb. Wie ich mir Neigung und Zuneigung für Dich geben, zeigte sich in vorzüglicher Nacht, um Du der Erste, der Grinze gegen mich, an den ich dachte, zu dem es mich trieb. Sage mir jetzt die Wahrheit! Ist Dir zu Muthe, wo wenn Du's ausbalancirtest mit einem langweiligen Butschen meines Schlags, der Dir unaufhörlich vorzuschlagen wird von Liebesleid und Lust?

Gesagt hat Wilhelm nichts auf diese lange Ansprache. Mein Wort ist über seine Lippen gekommen. Nur über mich aber roth ist er geworden, die Augen sind ihm voll Wasser gelaufen, und mit dem Kopfe hat er bejahend zugewinkt. Sprechen konnte er nicht. Er sah wie durch einen Schleier den blickenden Freund, und wahrte dessen Zeige sich gegenüber am Schreittische sitzend zu erblicken. Zum ersten Male bezog er den furchtbaren Ernst einer Leidenschaft, deren Bedeutung ihm bis dahin unmöglich klar werden konnte, weil sie seinem eigenen Sein und Wesen fremd war. So fremd, daß es ihm niemals gelingen wollte, etwas ihr Ähnliches in seinen poetischen Versuchen zu schildern. Niemals hatte er wohl den Anlauf dazu genommen, doch jedesmal waren ihm unter der Hand dergleichen spirituellistische Mängel in erotischer Grinze umgeschlagen. Ihn daß gar die Liebe, die irdisch-hoffnungsvolle Liebe, sich eines Gebenemmens ausschließlich zu bemächtigen, ihn im tiefsten Weich mit himmlischen Wonne zu befeigen, jede Zinnenregung, wo nicht zu erwidern, doch in süßen Schlummer zu ziehen verdränge . . . das hatte er für Wahnsinn gehalten. Nun sah er's vor sich, lebendig, wahr, annähernd, rührend. Es ist nicht an einem überspannten, in romantischen Rerieren sich gefallenden Sonderling. Er sah es am stillsten, einfachsten, angründeltesten und liebenswürdigsten all' seiner jungen Bekannten; an dem Freunde, den er um vieler edler Eigenschaften willen hoch geachtet. Wie herzlich er ihm dabei geliebt habe, das erfährt er erst in dieser Stunde, wo düstere Ahnungen in ihm aufstiegen. Worin sie eigentlich bestanden, diese Ahnungen, hatte Wilhelm nicht näher zu bezeichnen gewußt. Aber sie waren vorhanden und erfüllten ihn mit Bangigkeit. Daß der Liebende nicht an sich selbst zum Wüder werden könne, dafür bürgte Leo's Charakter eben so sicher, als die unbefangene Ansicht des ganzen Verhältnisses, dem er ja in Begleitung schon voll Entzückung, und ohne egoistische Wünsche entgegen ging. Was stand denn nun zu besorgen? Nach menschlichen Tathaltungen — nichts! Aber fragen danach jene Leichter der Nacht, die uns oft mitten am hellen Tage umschleichen, deren Wirkung noch Keiner zu ergreifen vermochte, und von denen wir nicht wissen, ob sie den Asten oder aus kamen? ob sie im Inneren unserer Brust geboren wurden?

Wilhelm raffte sich zusammen, schüttelte ab, was ihn bedrückte, reichte dem Freunde die Hand, und stieß einen Antwort auf dessen Frage, richtete er an jenen die Frage: „Wie war's, wenn Du auf diese anderthalb Monate zu mir heranziehst, meine kleine Wohnung mit mir theilst . . . Was hat den Fingeln haben wir, . . . mach' mich die Freude. Halte Deine Schwächen in der Kunst für die Wundt. Du sprichst von ihr . . . ich folgte von der Sonntag . . . und damit wie nicht völlig überdauern, ziehen wir von Zeit zu Zeit meinen Hauswirth, Herrn Otto Ketter in's Gespräch, der auch ein Halb-Verwandter ist (in anderer Art), damit er uns ein warmes Wort spende. Willst Du?“

„Gut! Ich's! Dir's! Ich komme, mit Geduld und Lust!“

Zehes Kapitel.

Leo hatte seiner Aufführung der Mozart'schen „Zauberflöte“ beigewohnt, ohne sich lässlich zu ergötzen an dem köstlichen Texte, dessen Abwesenheit in manchen Stellen so

groß ist, daß wirklich nur solche Musik darüber weggehen kann, der jedoch um, nachdem wir einmal mit ihm auf- und seine abgelesenen Worte um mit der geistlichen Komposition in's Herz ge-macht sind, allen Verehrern dieser Oper sehr zu gebührt, und durch keinen besseren ersichtbar dünkt. Ganz absonderlich gefiel ihm jedesmal Tamino's Klage, wenn dieser fabelhafte Prinz ansetzt:

Wie darf ich nicht Dein Zauberton,
Du, kalte Güte, durch Dein Spiel,
Sich mit Dir'se Führung fühlen . . .
Doch mit Sehnsucht bleibe dorten.“

Daß Seine egyptische Hebel, daß fehnächtigen Un-muthes, die schon im Bilde angebotene Prinzessin gewisser-maßen mit Löwen, Affen und andern Wesen in eine Reihe stellt, und sich bei dieser poetischen Gefühlsbezeu- gung nicht nichts Liebes denken, sondern nur der innigsten Liebe Worte schenken will, diese alberne Kindlichkeit fand unser Ausfallstiller selbst, und vertheilte sie eifrig gegen jeg- liche kritische Anfechtung, was häufig zu belächelndem Wortwechsel geführt hatte. Jetzt ward ihm täglich Ge- legenheit, jene Stellen, mit wenig Veränderungen, auf sich und sein Spiel anzuwenden. Während Wilhelm, schlechter Gewohnheit getreu, sich in Berlin herumtrieb, verweilte Leo ausdauernd in der „Wildnis“, vollkommen befriedigt durch den Versuch, in freier, freier Luft, ungestört von Wangengrößen und Straßenlärm, seine Einfühlungen in Klänge übertragen zu dürfen. Dem vertraulichen Ge- plauder blieb dann, nach Wilhelm's Heimkehr, die Hälfte der Nacht, nicht selten die größere Hälfte, die sie bis zum Anbruch des Morgens durchwachten und durchschwärmten. Der Tag ward streng geschieden eingetheilt. So wie Wil- helm den Tag geräumt, machte der Jüngling sich an juristische Studien, bei deren Betriebe er anerkanntertheilte Energie entwickelte, wie hart es ihm auch ankam. Erst Nachmittags gegen fünf Uhr verließ ihn Frau Ketter, mit welcher ein- föniglicher Vertrag, keineswegs zu ihrem Nachtheile, leicht geschlossen worden, das frugale Diner. Damit lei- der der Stubenhocker, lediglich um seiner jungen Gliedmaßen einige Bewegung zu gönnen, auf möglichst menschenleeren Plätzen außerhalb der Stadtmauer umher, wobei er reich- lich ein kleines Hofmädchen binnen einer Stunde ver- ramte. Ihn waren diese drei Melodien (denn das un- entbehrliche Wahrheit verhängen trübte er zur Necht- gehehrsamkeit und zur diätetischen Keuerei) abgethan, . . . dann erst überließ er sich all' den Gedanken und Ge- fühlen, denen er bis dahin den Tausen auf's Auge ge- drückt, und schwamm in Träumen, aus denen Löwe, in Lügen, aus denen Wohlklang, in Wohlklang, aus denen Melodie, in Melodien, aus denen reine, heilige Har- monie wurde. Da geschah es denn mitunter, daß die Ketter'schen Kinder, angezogen von der dunklen Nacht, welche Wästel, auch edlere, auf All und Jung, sogar auf rohe Ungebildete ausübt, eilendlichen Verboten zuwider, die Treppe hinaufschlichen, erst außerhalb der Thüre lau- gerten, lechzte nachher leise aufstiegen, und endlich über Köpfe durch die Öffnung flüchteten. Worauf dann Leo, um seinen Argzorn über die Ungehörigkeit der schamlosen, ungezogenen Pesterität zu kaltsiren, den Gesang an- stimmte:

Wie darf ich nicht Dein Zauberton,
Du, kalte Güte, durch Dein Spiel,
Sich mit Dir'se Führung fühlen . . .
Doch mit Sehnsucht bleibe dorten.“

Dieser allerdings schmale Witz von Humor, der dennoch an einem jungen Manne von Leo's Wesen, und in dessen damaliger Stimmung bestanden mußte, läßt sich wohl durch den intimen Umgang mit Wilhelm erklären, welcher drastisch auf ihn einwirkte; wird uns aber noch begrifflicher, wenn wir die Mitbewohner und eigentlichen Inhasen des Häusleins einer künftigen Wästerung unter- werfen. Die „wildes Thiere“ der Wandersluste wurden hier vertreten durch drei Kinder, benannt: „Ede, Ini, Abu.“ Ede wird in Berlin allgemein für Eduard ge- sagt. Ini war einem vor etwa acht Jahren in den Buch- handel gelangten, phantastischen Komane entlehnt, der den Titel führte: „Ini, oder das prächtigste Zauberkind.“ *) Mit Abu (von den beiden älteren Geschwistern „Mün- gerufen“) stand es so, daß er eigentlich Abu gekauft war, denn auf Abu wollte der Geschäftliche nicht eingehen. Aber sein Vater beharrte beim u, lehrte den Knaben sorgfältig, sich niemals anders zu unterbreiten. Sammlische Schul- büchlein trugen die Aufschrift: Abu Ketter. Vermerken wir noch, daß Ketter der Vater mit dem Taufnamen Otto, seine Galtin, geborene Gile, mit dem übrigen Anna hieß. So fällt uns, die fünf Vokale durch Anna, Ede, Ini, Otto, Abu vertreten, und sämtliche Namen aus von rückwärts buchstabirt, dieselben bleibend zu sehen. Darin

*) Der Autor dieses unbedeutenden Buches, Julius von Hof, mit gleichem als Prophet auf, indem er demselben, phantastisch, uerwun- den und technische Umänderungen kürzer Zeit aus dem letzten literari- schen Hefenbüchlein heraus für die Praxis bezeugen läßt, und Gefin- dungen entwirft, deren einige und jetzt allerdings geläufig sind, die im Jahre 1818 nach Jachsthal schrieben. Er war wenig interessant, wie längerehrgangene Grählungen mit der Gegenwart zu begreifen, und zu haben, weil von vielen fälschlich fälschlichen Überlieferungen, die im Laufe eines halben Jahrhunderts als rechte Lebensweisheit bezeugt habe?

bestand des arbeitsamen Hausbesizers und Gartenpflanzers ihre Idee. Sie war angeregt worden durch den Um- stand, daß „Otto“ und „Anna“, „Ketter“ und „Gile“ diese nicht ganz gewöhnliche Eigenschaft besaßen, von hin- ten nach vorn unverändert zu hingen. Dazu hatte sich später die Manie gefügt, solches Spiel des Zufalls weiter auszuweiten, um zugleich den fünf Selbsthauern gerecht zu werden. „A, E, I, O, U Ketter; höchst werthwüthig!“ so prahlte er oft in stolzem Selbstgefühl. Ein vierter Sprößling hätte ihn höchst unglücklich gemacht. Der würde, befürchtete er, die ganze „Symphonie“ (er wollte Symmetrie sagen) über den Haufen werfen.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß E — I — und U schon hinreichend für Belebung der übrigens ländlich stillen Ab- geschiedenheit sorgten, und daß neuer Zuwachs unnöthig schien. Die drei Klänge tobten bisweilen wirklich wie wilde Bestien. Doch ähnelten sie diesen auch in so fern, als sie die Tage verwirrtlichten von Orpheus und der Löwe Nacht. Deshalb schwante Orpheus' Leo in Ab- und Zu-Nei- gung für's tolle Dreieckspaar, je nachdem er von demsel- ben geliebt oder bewundert wurde. Ja, wenn es ihm gelang, die Kinder auf halbe Stunden durch liebliche Me- lodien fest zu bannen, so schmeichelte das seiner Gütetheit. Denn eitel sind zuletzt alle Menschen, sogar die beschei- densten Gerichts-Anstaltshoren.

Bisweilen rückten auch wohl die Eltern nach; freilich unter dem Vorwande: die ungehörige Brut wegzuschlei- den, doch jedesmal selbst gefesselt, so daß sie zu selten vergaben, und ebenfalls der Wästel lauschten. Während solcher Grinze konnte Otto Ketter seinen sonst abguküh- ligen Groll- und Born-Grinzen wider Frau Anna, ge- borene Gile, entlassen. Das Paar lebte in seiner glück- lichen Ehe, woran beide Theile gleiche Schuld trugen. Sie warf ihm gern vor, daß er sie nur um ihres kleinen Vermögens willen geheiratet, und mit diesem die Be- zügung gekauft habe, jetzt aber den Herrn spielen wollte, und sie für eine Wästel betrachte. Er vertheilte nicht die Richtigkeit ihrer Behauptung, gab willig zu, daß er sich ohne diese Nebenumstände eine hübschere Lebensgefährtin gesucht haben würde. Weider Beiderwerden und Vornamirle machten gegründet sein. Nur darin ging Otto (erst der jähre Otto genannt) zu weit, daß er der armen Anna die Schuld beimaß, an Köstlichkeit immer mehr zugewen- den; was doch gewiß nicht ihre Schuld gewesen ist und keineswegs in ihren Wünschen gelegen hat. Er verging sich oft so weit, sie fargweg „Edehals“ zu schimpfen, worauf sie ihn eben auch nicht mit liebenden Färtlich- keiten antwortete. Von dreier Funktionen war nun, so lange des Unternehmies Finger die Tassen rührten, nichts zu vernennen. Die Wästel machte den Grobian weich. Und euklupste ihm dennoch eines der nun schon einmal ge- lungen bösen Worte, so kam es doch nie unversiegt heraus. Gebändigt vom unübersehblichen Einflusse har- monischer Uebermacht schloste er: „der verheißt!“ der kann Ginen den Wägen aus dem Leibe spielen! Wundervoll! Nicht so, holdes Schenkel!

Auf letztere Zusammenstellung verfuhrte Wilhelm eine Romane zu dichten, die Leo durchaus in Wästel setzen sollte, wogegen der sich aber sträubte, als gegen eine Ent- weihung der ihm heiligen Kunst, was wiederum von Wil- helm's Seite manche Spötterei hervorrief.

(Fortsetzung folgt.)

Musikanten — Spekulant.

Berliner Stereoskopbilder.

H. v. Aldenberg.

(In den Bildern S. 312 und 313.)

Der Wind spielt mit den letzten beedüßig düren Wä- tern der zweimündigsten lebendigen Wäue des „Hästa- nenwaldes“ neben der berlner Hauptwache, die selber von Bulow und Schornhor bewacht wird. Die gemauerte Wäde und dünnen Feldwäbel Berlins haben jedoch mit blauen Fingern und roten Nägen und blauetoben wichtigsten Wädeln Regiments-„Wädeln“, „Armer“ und Bundes-„Armer- lehrle über neue patentirte Wädeln und wädelnche Unmoralität des — gemeinen Soldaten, Kommwädel, Stiel- solben, Voricht beim Verzicht der Wädeln, neue gra- nische Stielchwäner, strengen Arren, Verlebung in die zweite Wäde des Soldatenwädel und Wädeln-Wädeln in ihre tolet-lyrupmenten Wädeln nicht — der kleine runde General mit den roten Wädeln und silbernen unerschütterlichen Wädeln auf dem Helm hat seine letzte Wäde genommen, den letzten beschrieblichen Wädel gemacht, seinem „Wädeln“ eine kleine Verlebung gegen den Wädel der Wädeln abzugeben und zum letzten Wädel gelangt: „Ich danke, meine Wädel!“ — Die Wädeln haben zum letzten Mal in Nummer Wädeln ihre blauen Wädeln gegen den kleinen General und seinen obersten Wädeln gezeigt — das dritte Wädel von ganz-lyrupmenten Wädeln des zweiten Wädelregiments: Wädeln e mobile —

C wie lo rührend
Ged Wädeln . . .

aus dem „Nigolotto“ in zum Entzücken des vielschöpigen Kritikers Publikum glänzend bis auf den letzten Ton durchgeführt — die nämliche Berliner Lustparade ist im Ende!

Der kleine General führt seinen Baxing in Begleitung einiger Stabsoffiziere, denen ihre oder die Mädel ihrer schönen Hälften es erlauben, zu Sala und Taroni unter den Linden zu einem kleinen improvisierten Tejeuner mit Austern und Mordeur, Cotelettes (saucé aux herbes) und echtem Gheiterle, — Vientnants und Fährichs trinken in der nächsten erhellten „rothen Laterne“ noch schnell vor dem Linyer-Diner in der Majoren-Message einen Frühstücken, — Feldwebel, Trompeter, Postboisten und andere blende Alten des zweiten Garde-regiments fallen Hals über Kopf in's „Mändener Brauhaus“ oder in die „Goldne Erbsen-terung“ ein, the sie zu „Mutter“ und den sauren Kartoffeln mit „Hollen-Kartoffeln“ heimlehen — das ganze Gheiterpublikum spritzt sich und hungert nach allen! Strichen der Berliner Winterstraßen: solide Familienmänner und Familienmädchen eilen zu den dampfenden Schülern der heimischen vier Ställe, die Lodenmantel und das Korb- wägen, die Korbwägen-Wägen — die von dem Flug berechnenden praktischen Hausfrauen nur stets auf einen halben Tag bestellt wird: vor dem Mittageffen oder nach demselben — und die Theaterbesucher trennen sich auf das Topfen heißen Weinbrennstoffes, das die gutmüthige Nachbarin mit an ihre Stühle gestellt hat, und die trodene Sympsonnel dabei im letzten Dachkammerchen — ihr ganzes Mittageffen, — die Studenten der neuen Alma Mater stürmen zu aufgewärmten Kalbsbraten und Wurstchen in's

Café Belvedere hinter dem Opernhaus, oder die besseren „Bachstel“ in's Café Royal unter den Linden, — die Schürhungen springen ventre à terre mit den ausstrahlenden Stielen in der Hand davon, um die bei Donna's mobile verbrannte Zeit wieder einzubolen und die Kartoffeluppe der Reiterin nicht zu verlaufen, — allerlei namenlose Gekalten von ausfallender Magerkeit wickeln sich noch inniger in ihre namenlosen mageren Gewänder und verschwinden in ihren dunklen, namenlosen Kellern, wo die Teller von Cement in den Tischplatten geformt und der blecherne Kessel an dem Kesselchen daneben liegt, wo eine große innerne Spritze auf das Boden eines Silbergeschloßes eine namenlose Bräue in die Cementteller ergießt... und Alle heißen oder humzen, jubeln oder trösten beim Davonziehen:

O wie so trügerisch
Sind Winterbergen...

Auf der rechten Seite der Berliner Hauptstraße ist es leer unter den herbstlichen Kastanien, — aber auf der andern Seite, wo der melancholische fliegende Buchhändler seinen Büchertisch an die Universität lehnt und in seinen Fingerringen und halben Fingerringen wackelt schon zwanzigmal um die Erde geschaut hat, ob „Mutter“ mit der verstopften heißen Wurstsuppe noch nicht naht — wo die melancholische Donna in der melancholischen Kuchentube schnell ihre acht Tage alten Schmalstuden und Apfelforten noch mit einem frischen appetitlichen Jüder-Kuchenstaud aus der blechernen Streubüchse überhaucht — ob heute nicht endlich ein unglücklicher „Kupferte“ drauf reinfallen wird — und dabei pfeift:

O wie so trügerisch
Sind Winterbergen...

— ja, dort kommt und sieht sich noch geküßelt ein buntes, maskulines Leben.

Wir sind auf der Berliner Musikantenbörse, die hier jeden Freitag nach der Lustparade unter freiem Himmel abgehalten wird. Die Musikdirektoren oder ihre vertrauten Agenten der hundert verschiedenen großen und kleinen Theater — oder Großen-Kapellen und die valanten Musiker oder Musikanten finden sich hier täglich zusammen, um für die heutige Abendmusik in einem „Ballhaus“, einem Akrobaten, Affen, Zaubers- oder Verhülltheater, Familienfränschen mit Weibchen und steileren, Langmuß in der Harmonie der Schneidergeleiten, im „Weißhause“, „Blutigen Ritter“, „Kürstigen Wäcker“, „Köstigen Thurnagel“ u. s. w. sich zu rekrutieren oder rekrutiert zu werden.

Eine erste Violine...
Hier — hier — hier...
Nicht aber doch erst ausreden! Also: eine erste Violine mit weißer Kravatte, Bibi und schwarzem Frack — in Meier's Salon.

Da verkommen sehr viele Löhne: hier! — und wirken einen trübseligen Blick auf den einzigen getreuen verbleibenden grauen Sommerpalast, der Frack und Winterüberzieher so lange kräckerlich vertritt, bis die Bergkette es erlauben, daß der kleine Graue die salzigen Gesichter aus „Wetterstüb“ (Wetterstüb) abbildet.

Nur der „Kleine Julius“ mit dem gebremsten Boden und dem kühnen Spazierhockern, der „bei die Kiste“ sogar den Heberzieher verdammt, um sich in seiner ganzen

Vörsenphysiognomieen.

Von G. Koch.



Auf der Berliner Kaufmannsbörse.

Morie zu zeigen, hält sich und seinen Frack und reiche Kravatte für würdig, vor den sehr anspruchsvollen „Tamen“ von Meier's Goldwelt zu zeigen.

Honorar? Stabskompetenzen!

Der Nebelmeist steht als Antwort seinen Heizerfinger in die Luft.

Un peu — abgemacht — bei Philipp's Ich'n wir uns wieder, Stabskompetenzen!

Ein Frage für Mutter Gräber! (Reisigerin des Verhülltheaters.)

Was ist mit Mutter Gräber's alten Fragen?

Es ist plötzlich beider geworden...

Nein! hier ist Mutter Gräber's Frage, aber keine Spur von Dürstheit. Kollegen, ich warne alle Fragen vollständig vor Mutter Gräber! — ich habe gestern Abend einen riesigen Streich mit ihr gehabt. Denkt euch, es wurde wieder mal die „Jungfrau von Orleans“ gegeben — sehr frei nach Schiller; Mutter Gräber hat eigenhändig allen „Männern“ aus dem Stück raus geschrien, um es muntergerecht für ihre Verführer zu machen und daß nicht zu viel Was dabei drausgeht. Bei dem großen Königsgut in die Wüste hat Mutter Gräber mir ein großes Fragefoto eingeleitet, um das Ganze effektvoller zu machen — ohne mir dafür ein anderes Frack-Spielbörse zu zahlen, als eine „Weise“ und eine Kiste. Manu, wir waren die Kiste, wollen nachgerade schon über und ich sage vor der Vorstellung zu der Allen am Buffet: Mutter Gräberchen, nicht wahr, heute spielen wir mal mit „ner Schinkenstulle ab“?

Ja ob, — sagt die Alte quersüßig und beugt gerade 'ne Stulle mit dem beiläufigsten Schinken, — so uppig — denkt sich dran!

Gräberchen, Sie sind doch sonst eine so mildherzige Theatermutter! — Schmeichle ich ihr noch.

Nicht gemacht, Schwunde! — mach's in's Theater! — ruft sie und hebt ihre Hand schon mit einem gewissen Aec.

Na, dann wollen wir mal weiter sein! — sage ich, empört über solche Hartnäckigkeit. Ich gehe in's Theater — und als mein Fragefoto kommen soll, — da bleibt mein Fragestimm wie'n gekochter Hering.

Wird's bald, Schwunde! — idem die Alte aus den Couloissen zu mir hinab.

Hat ihm schon — erst die Schinkenstulle! — sage ich fastkling.

Schon lachen und lusttrampeln sie im ganzen Hause wie verrückt.

Ja — das mich nicht geist — frickt die Alte durch die Luft in's Theater — und ob ich noch einen Entschluß fassen kann, habe ich eine fünfzigjährige Frage im Gedächtnis, die sich grovdien hat... und das ganze Publikum lacht! Mutter Gräber — hat ihm schon — da capo Mutter Gräber!

Ja! da! ha! eine reizende Direktorin — aber sie hält Ordnung in der Mäde und im Theater und auf der Bühne und ist doch noch besser als die andern Alle: sie bezahlt prompt und ansändig und sorgt bei Krankheiten mütterlich für Schauspieler und Musik, und wenn sie die gute Gabe auf hat, kommt's ihr aus ein Seidel und 'ne Stulle auch nicht an... Ich gehe als Fragest zu Mutter Gräber...

Ein Seidel für die Alchemie!

Alleg!

Kühnheit Silbermorgen und zwei Seidel!

Hier — abgemacht!

Inzwischen ist ein klaghafter Kahlkopf mit einem stehenden Blick auf Fragestollen durch die Reihen geschlichen und hat bald die „vernünftige“ Violine, bald jene „vernünftige“ Klarinette oder „verschwiegene“ Kiste beim Rednagel auf die Seite gefahrt: Die jungen vornehmen Herren wollen sich heut Abend einen kleinen Spaß machen — nicht wahr, Da verneigt mich schon und bist „vernünftig“ — Jeder von uns erhält für die Nacht 3 Uhr, und Wein und Beizen nach Noten — — aber kumm wie's Grab...

Verneigt sich! Aber wo?

Kaltenbeide — Kappeler's Salon — Punkt 11 Uhr — an der Winterbühne!

Beide Kiste brüden sich verständnisvoll die Rechte, Und was bedeutet das Ganze?

O, nichts weiter — als: die Berliner jeunesse dorée fahrt heute Nacht ein kleines Bacchanalchen.

Eine Kiste für den Alcegar — eine Kiste nach Noten für Villa Colonna — ein Triangel für Kollendach's Varietetheater — ein Cello für Stroll... ne Alle werden auf der Musikantenbörse gefahrt und gebunden...

Eine Solo-Harfe...

Hier — sagt ein bleicher, sehr magerer Jüngling mit müder Stimme.

Es ist der „traumige Heimlich“ — wie ihn seine Kollegen nennen. Der „traumige Heimlich“ lacht, trinkt, plaudert und ulkt nie mit dem andern Besuchern der Musikantenbörse, — aber er spielt wunderbarlich die Harfe — „nur gar zu traumig“ — sagen die Musikantenbörse und die Alchemie. Er ist der einzige Solo-Harfenist auf der ganzen heutigen Börse.

Also soll ich werden? — fragt der traumige Heimlich leise.

„Am Cyprum . . .“
„Nein — nie — nie wieder!“ schreit Heinrich schrill auf und wird noch bleicher . . . und streckt entsetzt die Hände aus, als müßte er ein Geipenit abreiben . . . dann eilt er wild davon . . .

„Dort draußen am Rhein — in dem blauen, grünen Städtchen, war der junge Harigenspieler noch der glücklichste und fröhlichste Heinrich. Nachbars Trudchen war seine liebe, schöne, glückliche Braut. Und dann wurde die Trude plötzlich so still und so bleich — und wenn der Heinrich sie fragte: „Trude, was fehlt Dir? hast Du mich nicht mehr lieb?“ — da weinte die Trude laut auf und lief in's Haus und schloß sich in ihre Kammer ein . . . und durch die Thür konnte man ihr krampholtes Weinen hören . . .

Und dann war Trude eines Morgens aus dem blauen, grünen Städtchen am Rhein verschwunden . . . und in derselben Nacht war auch der hochadlige junge Herr, der seit sechs Wochen in der Kutsche von Trudens Mutter wohnte, um seine verweilte Gesandtheit in dem stillen Städtchen auszuspähen, mit Entschluß abgereist. Der Postillon erzählte, draußen vor der Stadt sei ein junges Frauenzimmer mit verblühtem Gesicht zu ihm in den Wagen geklettert und habe bitterlich geweint . . .

In dieser Stunde war der fröhliche, glückliche Heinrich gestorben. Der traurige Heinrich von mit seiner Karte in die Welt hinaus — nicht, um Trude zu finden — die war für ihn auf immer verloren. Das wusste der arme Harigenspieler nur zu sicher.

Er kam nach Berlin und spielte seine traurigen Harigenspieler ohne Worte in den Kaffeehäusern. Eines Abends

sollte er im Cyprum spielen — aber lustige Stüchchen! — war die Bedingung. Er kannte das Cyprum nicht. Er hatte keine Ahnung davon, was Alles der Berliner in dem einen Wort „Cyprum“ anstellt. Wie geblendet sah er auf dem Erdboden und starrte in den von tausend Gasflammen, von Gold und Marmor und bunten Glasblumen beleuchteten Saal hinein — er sah rauchende Springbrunnen blitzen und schöne, glänzende Damen durch die Blumengruppen hüpfen — er hörte ihr wiederholtes Gelächter und sah ihre Längen im beschalligten Takt — die Cigarre zwischen den hochroth geschminkten Lippen, die kalten Fäden um die tief entblühten Schultern flattern — er sah dazwischen junge und alte Herren, den Hut auf dem Kopf, lachend und Verfall flüchtig zusehender: wie die Bachantinnen sich überhoben in Freiheit und wildem Cancan . . . da ruckte er, wie er war.

Wie im Traum nahm er die Karte in den Arm, als der Kapellmeister ihm winkte — er spielte, er spielte selber nicht wie es kam — eine Weile, wie sie die Dürchen und Mädchen dort draußen am Rhein singen und wie er sie einst so oft in den Sommerabenden seinem Trudchen in der Weinlaube des kleinen Gartens begleitet hatte . . . Er spielte mit träumenden, halbgeschlossenen Augen . . . da hörte er plötzlich dicht vor ihm einen wild gellenden Schrei: Heinrich! — er sah vor sich eine der Bachantinnen im purpurrothen Kleide, das laute auf den weichen, vollen Schultern haften — in dem hochgehürnten Lockenhaar breite, goldene Ketten . . . er sah in weite, harte, entlichte — er sah so liebe, gute, glückliche Augen . . .

Und dann hab er nichts weiter.

Sie trugen den närrischen, ohnmächtigen Harigenspieler aus dem Saal.

Auf andern Morgen wurde eine unbekante Frauenleiche bei der Waisenbräute aus der Spree gezogen. Im Polizeiberichte stand: Sie war bekleidet mit einem eleganten, rotseidenen Kleide und trug einen vergoldeten Kissen im kunstlich frisirten Haar . . .

Der kaurige Heinrich schloß acht Tage lang auf der Musikantenbörse. Als er wieder erschien, war er noch bleicher und magerer und trauriger . . .

Erzählung, daß wir mit einer solchen Lektion von der Musikantenbörse scheiden! Aber es gibt nun einmal in der Lust und im Leben gar so viele kleine Nöthchen.

Es ist wenige Minuten nach 1 Uhr — da haben wir noch Zeit zu einem Besuch in einer anderen Börse.

Wir gehen über die Schloßbrücke, wo man den armen griechischen Göttern und Götinnen — wahrheitsgemäß eine Straße dafür, daß sie einst so strotz und unerschrocken auf Erden und auf dem Olymp lebten und handelten — auch nicht mal das wenigste Reigenblättchen bewilligte, sich vor der norddeutschen Winterkälte zu schützen. Wir gehen über den „Kuhgarten“, der aber recht unruhig drein schaut, vorüber an den 24 Jahre schon trauernden Rainen eines Junkersdoms — vorüber an einem verandaholischen, düsteren Hause mit blinden Fenstern und verwitterten Wänden, das ganz so aussieht, als müßte eine Champignon-Kultur prächtig drin gedeihen. Das ist die „alte Berliner Börse“ — noch ein Schritt — und wir sehen über die Spree hinüber

Börsenphysiognomien.

Von G. Koch.



Nach der Berliner Handelsbörse.

das harmonisch schönste Gebäude Berlins — ein Triumph der Architektur und Bildhauerkunst in Sandstein, Marmor und Eisen. Wir eilen über die windige, freudebräde und schon vor der „neuen Berliner Börse“ — mit der stolzen Porzellan- und den Eisenbildern des Alterthums und Dandels.

Eine Seitentür und Treppe führt uns auf die Gallerie — wie sehr in einen 221 Fuß langen, glänzend gemalten und vergoldeten Saal hinein — auf ein buntes Gemischel von Hüten, Frisuren und Gläsern, Haken und Werten, Brillen und Augenklammern, Ueberröckern und Fracks (mit und ohne Händchen), Perlenketten nebst dazu gehörigen „Alon-Plons“ und Brillantringen, Leinwandbändern und Tabakspfeifen in allen Hagen . . . die Berliner Börse ist in voller „Arbeit“ — auf der einen Seite des Saals wird in Fonds und Wechseln — auf der andern in Korn, Öl, Spiritus, Zucker, Petroleum, Zucker und noch vielen andern Dingen „gehandelt“. Das in ein Weisheit und Gekrümme, ein Rennen und Schieben bunt durcheinander — wie in einer Himmelskugel, in der man durch ein Glasfenster in der Tiefe hindurchschaut. Das unermessliche Taschengeld und den neuen Himmelskugel des veredelten Börsenmüllers Hettel in der vorgezeichneten Umlauf, die goldene, silberne oder böhmerne Kette in der Rechten, schließt sich der Eine wie ein Heil in die Gruppe, der Andere durch jene Lücke.

Der Börsenpomp der November-Liquidation ist glücklich von den geizhastigen Geldhorden gewälzt . . . Was! Florent! crescit die Gasse! Das Geld war durch viele neue Unternehmungen und Vorkäufungen in letzter Zeit „durchschieber“ — das Disconto der englischen Bank und der Satz für erste Wechsel stieg bedeutend . . . gar vielen Gemüthern

ward sehr „flau“ bei der Knappheit des Geldes, das in den Eisenbahnbauten begraben liegt — und Nothkredit in Paris schloß die Augen und einen ganzen Tag keine neuen Geldschüsse . . . Aber Nothkredit ist begraben — die eiserne Geldschüssel düstern sich wieder — es lebt Nothkredit und die Gasse!

Die Stimmung der Börse ist heute ungemein „animirt“ und die Courte, namentlich die Speculations-Courte, haben bereits einen hübschen Aufschwung genommen.

„Der Weger, Lenterreichs Kredit?“ — ganz Waare!“

„Wie theuer, Herr Kollenthal?“

„108½, Regen.“

„Se harten, — notiren Sie zwanzig Aktien zu 105 Prozent.“

„Können Sie noch ¼ Prozentchen für — um ich will kein ein Habenhalter an meine Kinder!“

Beide rücken schnell in ihre Brieftaschen und schieben sich weiter.

„Tabakspfeifenopol — Franzosen — Wabikan Kaas-Graz — Bachtung der Franzosen und Wabikan erfindenden Eisenbahnen — Lombarden — Amerikaner — Braunschweiger Vorse — Lurische Antike“ schwirren bunt durcheinander . . .

Da unser Portemonnaie trotz der allgewissen animirten Stimmung sich immer noch zu „flau“ fühlt, um auch der Königin „Gasse“ inbald zu opfern, wollen wir nichts Besseres zu thun, als uns einige hervorragende Börsenfortschritte anzusehen. Die Physiognomie abseht natürlich vorrückend derjenigen, welche vor grauen Zeiten abseht auf das goldene Halb schaute.

Da ist der Diktator der Berliner Börse — eine kleine

bewegliche Figur mit schwarz markirten, orientallisch dunklen Jäcen. Er ist simpler veredelter Börsenmüller — aber auch Redakteur des Berliner Börsen-Courzettells. Die Suchen des Papiers ist für seinen Reiter wie das Tischchen auf dem Tischchen Tedeck im Hintergedanken . . . immer und immer neue Gerichte von Gold und Silber und den deilfsten Papierchen hängen sich drauf, sobald der Herr Redakteur das rechte Wort anspricht . . . Wie heißt dieß Bauerwort, das jährlich 20—40—50tausend Thaler spielend einbringt? — „Pouffiren!“ Jene neue Bahn — diese faxlen Papiere in seinem Blatt „pouffiren“ — das ist die ganze Kunst. Auch jener vornehme Herr dort, der unseren Diktator mit so wenig freundlichen Augen anschaut — der Redakteur eines Berliner Geldblattes, Herr von H., der vor wenigen Jahren noch einfach Herr H. hieß, bis er sich einen hochadeligen Herrn Papa abesperrte, kennt diesen Jäuber ein wenig und in seinen eiserne Schranken herrschen mächtige Papiere von allen möglichen und unmöglichen Aktien, von der Sorte, die er sich zu pouffiren beliebt. Das Zeit zu Zeit werden diese wunderbaren Papiere einer fortwährenden Revision unterworfen — die „möglichen“ werden veräußert oder bis auf bessere Zeiten wieder zur Disposition gestellt — die „unmöglich“, „unmöglich“ wandern in's Kaminfeuer — immer noch das möglichste Reizungsmaterial . . .

Und doch in der Diktator der Berliner Börse, der kleinen Courzettell gleich Geigen in Hiffen in die Welt hinausschleudert, nicht glücklich. Er wohnt in einer trübenden Villa in einem wunderlichen Garten vor dem bürstenden Lohr — munterstelenallin. Vor einigen Jahren dachte der Börsendiktator daran, in diese heilige grüne Einsamkeit eine

stehend erlangter Erlaubniß des römischen Mitheerzoglümächtigen Pontizus Pilatus, ärgerte die Verdrözung. Er ging mit Herodias nach Rom, um sich gleiche Gnade auszuwirken. Da erfolgte jene verhängnisvolle Frage, angerath durch ein Heidenkind von Angerebtheit seines Schwagers Herodes Agrippa. Er erhielt Zeit, erst zu Vienne in Gallien, dann in Lyon, zuhört — die Ankunft des ründreisenden Kaisers verjagte ihn überall — in den Pyrenäen über das Ausbleiben seiner Anstoot nachzudenken. Seltsam, wie brav da die so übelberühmte Herodias gemessen —! Als eine Schwester des Agrippa (der nunmehr jener dritte Pöbel-Herodes ist, der die Apostel des gekreuzigten Jesus verfolgte) sollte sie frei gelassen erhalten, ob sie nicht lieber nach Judäa zurückkehrte. Sie entgegnete: Habe ich Glück mit meinem Bluten geheilt, will ich ihm auch in's Unglück folgen —! Und Salome, die Tänzerin, muß sie da in ihr Eifer begleitet oder sie öfters bedrückt haben. Denn wenigstens die Sage läßt sie einen gefrorenen Pyrenäenstrom betreten, vielleicht auf ihm schiffbruchsaunend, wie die Damen im Bois de Boulogne bei Paris. Sie machte, als elegante Patinireuse, auch auf dem Eise, die schönsten Pirouetten, auf zwei und auf einem Bein, jetzt wie die Fürstin Metternich oder der Ballettstar in Weiserbergs „Propheten“. Da bricht das Eis, sie sinkt unter, und als sie wieder aufsteht, brütet ihre Eiskesselgasse ganz gemächlich, grade wie ein Schorfrichter, schneit, das gleisend zum Verhängen sagt: Es hat Euch Ihr doch nicht weh?“ den Knoch aus der Schalter.“

„Das ist die Sage —!“ rufen entsetzt und mittheilsend mehr Frauen

nicht gewohnt haben in dem Jügen jenes Kopfes, den wir auf einem Medaillon unter einer der Säulen der Peterskirche zu Rom abgebildet sehen können. Der hat Christinen Innocenz XII. ein prachtvolles Denkmal setzen lassen aus der Erbschaft, die sie den Kardinalen hinterlassen hat; der französische Leibarzt hat darauf in einem Brustbilde ein Bild der Innbrüder Abkürzung ihres Glaubens; darüber hängt das Bild einer umschönen Frau, ein reines Körperprofil, eine vorgetriebene, geträumte, spitze Nase — etwas von Friedrich dem Großen. Ihre Mutter war eine Brandenburgerin —

„Bitte, das ist gefällig!“ rief der Regierungsrath.
„Tendenz!“ rief der Kommerzienrath ein.

„Nein, es interessiert doch!“ entgegnete Frau von Engelshaus. „Ich habe noch die Christinen in „Monatsschrift“ spielen sehen, oder war es die Hagen? — Also dermaßen hässlich war diese Christine!“

„Ihre Seele war es jedenfalls!“ entgegnete Hugo Osen und las: „Sie hatte Herodescapricien, diese Sibylle des Nordens!“ Sie ließ die Ritzung und die Gleichsamkeit leben, und ließ es ihr pöblich ein, so machte sie doch die Männer lächerlich, deren Talente sie zu bewundern vorgegeben. Sie ließ die Professoren, die sich mit dem Tanz oder der Kunst der Alten beschäftigten, die Hölle in ausbleichendem Lächeln tanzen, musizieren, und verlangte die von den Widerstrebenden und befehl es wie ein Tyrann, wenn sie auch vor Scham vergingen, diese Armen. Weibsmisshandlung und Mordanschuldungen der Sarabanden des altgriechischen Chors tanzten und sangen, während sie und ihre Hofschauspieler, Stallmeister Monatsdresdner, oben, sich die Seiten vor Lachen hielten. Ein französischer Arzt, Wendel, von der Art jener modernen medizinischen Nihilisten, die ebenfalls die Mädel der Welt beim Zerlegen eines wohlgerückten Trübsahns vergehen lassen —

Ein schallendes Gelächter bezaubte diese Seele, die ein Bild des Doktors in einem Mantel begleitet hatte, wo Zornisath Cusling, eine Figur von drei Fuß im Durchmesser, unter tropischen Pflanzen sanft entschimmert lag.

„Macht ihr?“ fuhr der Doktor, alle Erläuterungen abschneidend, fort, „das Veran und Wissen trocknen, daß sie Griechisch und Lateinisch sprach, lächerlich und verlangte, daß sie nur noch Cyren und Ballette studiren, Kunststücke und Eierkämpfe sehen sollte. „Ihre Gesundheit erfordert dies“, sagte der in hippokratischen Funktionen der ihr dienende Kutscher. Sie stiftete den Amaranthenorden mit christlichen Geheimnissen seltsamer Art. Einen Gesichtsführer, der sie verurteilt hatte, ließ sie entkommen. Seinen Sohn, der bei seines Vaters Werk geblieben, gab sie dem Henter als Jüngling — die reine Gruppe des Vasos! Ihre Vermögensschicht fand nur als Hinderniß Geldmangel oder Kränklichkeit. Die lutherischen Predigten machten ihr Langeweile. Da fanden jene verführten Jesuiten, auf die sich das freie Einspruchsrecht für die fremden Gesandtschaften ebenfalls erstrecken durfte — sie kamen aus Portugal — ein günstiger Terrain für eine bläuliche, an seinem Weiz der Erde mehr Gefallen findende Natur, die abseits wachte, daß sie allgemein verachtet und gehetzt war. Nachdem sie katholisch geworden, aber sogar in Rom durch ihre Privatität Mißfallen erregt hatte, legte sie Cromwell's nahe, er möchte sie nach England einladen. Ohne Zweifel würde sie wieder Protestantin geworden sein, wenn sie der strenge Pariser nicht verachtet hätte. Sie hatte das Kalkül, Liebe und Neigung, die sie durch ihre Person nicht mehr gewinnen konnte, sich aus besonderen Interessen verschaffen zu wollen. Mangel an Geld führte sie dann auf's Goldmachen. Die Fäulnis und ihre war vollständig. Schamlos wagte sie sich sogar nach ihrem eigenen Vaterlande zurück, bekam neue Regierungsgelüste und brüstete ihre Vandalen durch offene Schaulust ihres veränderten Glaubens, der ihr zur der Oppositionskraft wegen von Recht gewesen. Denn an sich füllte sie mit größtem Merges die Gesellen, die ihr die Kirche auferlegte. Die römische Kirche fürchtete nichts so sehr als das „Standale“ und empfand auch deshalb über Romewerthen mehr Wein und Verlegenheit, als wahrhaftige Vermögenshäuser. In Hamburg wollte sie ihr „Von Babylon nach Jerusalem“ ebenfalls zur Schau tragen. Dort führte das Volk ihre Wohnung und jagte sie selbst zum Thor hinaus. Sie hatte nirgends mehr Ruhe. Selbst in Rom irrte sie wie Alastor. Heute verarmte sie durch die Natur und Schenke, morgen schloß sie sich mit Possidern ein und wollte durch Antiquen Europa aus den Angeln heben. Ihre „innere Seele“ gerieth auf's Schicksal. Ihre Briefe ließ sie drucken. O welche Wunden, welche Gemeinplätze liegen da vor uns in ihren Briefen an Salomais! — Als sie endlich in Rom geschrieben war, mit offenem Bekenntnis, daß, über Pöblichkeit, die sie erlebt hätte, Menschen ohne Verstand gewesen wären, ließ die dankbare Kirche zwanzigtausend Seelenmenschen für sie lesen. Aber wenn sie ein auf die Wissenschaft, Kunst und Religion, die man bediente, aufgedrückt ließ, die strenge Ablehnung von Wissenschaft, Kunst und Religion gefunden hat, den Johannes-Gymnast, der nach Christinen von Schweden rief: hebe:

— nicht zum Tag, in die Luft, in die Dore des Himmels — so gaben ihr diese Weisen keine Ruhe. Jener Hauch legte sie des Nachts höchstens auf die Gegenstände und Hofstauben ihrer skandinavischen Heimat ab — auf das vergessende Gedächtniß um ihres Vaters willen. Sie ist eine Information der Tochter der Herodias, wie zuvor noch keine dagesessen. Uebrig ist ihr seitdem aber noch manche.“

Die Meisten darunter freilich in der Stille der Herzenskammern und in einem engeren Kreise. Die großen Dimensionen des Schicksals machen auch nicht die Ähnlichkeit. Jene Olympia Waldschim, die Beherrscherin Roms und eines andern der vielen Alexander unter den Trägern der dreifachen Krone, die einen Priester, den sie liebte und der sie verachtete, beschuldigte, er hätte sie in der Weichte geliebt, und dem sie dann doch aus Reue über ihre Lüge und aus Mitleid um die Strafen, die den Angeklagten trafen, bis zu den höchsten kirchlichen Würden emporhob, hat ein neuerer Autor um zwei Jahrhunderte später in einem Roman verpflanzt (*). Und wäre hier nicht zu reden von Lady Hamilton, der Stellungen-Mantlerin in Neapel? Von Pauline Bonaparte, die noch mehr als jener Jerome und fast wie Julia, die Tochter des August, die Würde, die von einer neuen Revolution vorausgesetzt werden mußte, bezogen hatte? Ach, auch von jener Theresine von Malescourt, der „Girce der Revolution“, die, ihr Orchestre vortragend, in dem Gedanken des Sieges der Menschrechte lauternd gelacht hatte von den Schlägen der Verbannung, in den Vorberittern der Vergeltung Erfolg für den Verlust ihrer jungfräulichen Ehre — der Wahnwitz sich in einem Irrenhaus sterben, sie, der wir das ideale Parallelsbild zu der unbekannten, nur auf Eichen und Hofstauben geduldeten Phantasie verdanken, wenn sie in ihrer berühmten Rede zum Konvent sprach: „von den rathlosen Töbchen, die nach aus seiner Arde emstendete und die zu ihm zurückkehren mußten, weil die Erde nicht mehr da war und nur noch einel Wader!“ Endlich, wäre nicht selbst Germaine von Stael zu nennen, jene Frau der absoluten Empfindlichkeit, die Frau der reinsten Idealität und dennoch — ein Weib der Hallsigkeit, geschnitten zum selbstverleierten Unglück! — Bei ihr war der unsterbliche Flug Phantasie, der Flug mit Drachenschwänzen, ja, zum Flüge mit Taubenschwänzen empor. Aber ringsum — die Schuld! Wer der Körper ihr Grad gegeben hat, das hüfere, verarmte Naudeum laminten einer wachsenden Wolkenbildung, der fühlte ihr den Schmerz ihres Lebens nach, hörte den Aufsturz einer Verzeihung, die sich nur mühsam hernäherte durch Blüthen. Das Uebste scheint es, das Töhu-Wahohu der wüsten Dore des Weltalls, wohnen sie nach einem Leben voll Täuschungen, voll — verzeigerter Johannesküsse (in Weimar —!) zu ruhesten gewöhnt.“

Die moderne Hypothese der „ewigen Jüdin“ morbel nicht mehr. Sie lebt nicht mehr in der Nähe der Wölfe. Sie lebt aber immer noch und irt und wandert noch alle Zeit. Geben sie selbst George Sand's Luthas — die sich jetzt auf den Eichbäumen und Hofstauben — der Dorchschichte austrahl! Ach, diese Ruhe ist nur Schein, sie ist nur Ermattung, Hoffnung auf Erlosung. In den Straßen einer deutschen Stadt am Rhein steht ihr auch die „ewige Jüdin“ in Gestalt einer Bägerin! Sie ist wohlhabend. Schmirbel heiler lädelt sie in die erkaunte Welt hinaus — sie trägt den Schicksalsbund zu einem Phantasiedoktor im Gittel, das sie selbst gestiftet hat — für verlorene Seelen, die zum „guten Huten“ zurückgeführt. Die „ewige Jüdin“ von heute lebt morgen, sie he heute bist; sie wird morgen bafien, was sie heute liebt. Noch immer glüht ein Trübsal der Welt dem Wohnen. Ein Drittheil lobet, was es geliebt, zerstört, was es aufgebaut. Die Nacht hält dem Tage, der Tag der Nacht nicht! O, daß ihr eines von Weiden wäret! — Und an jedem Fenster mit schattigen, holden Blumen, hinter jedem rauschenden Vorhang, wo sich träumen, schwärmen läßt, in Brautgemächern, wo sich stehende Dämonen verkörpern, von Lichtern ein Flammengericht zittert, Muth zum wirbelnden Tanz auffordert, in einer hellwunderthede des Dorfes, überall kann noch jetzt die haltlose Seele der „ewigen Jüdin“ dahinschweben, die mit Gefühlen, mit Hergen spielt, Wahrheit sich vorstellt, Mitleid nur und Thränen hat, wo sie hätte durch Selbstaufopferung Reges, mindestens den, den sie ihr Jüngling geben wollte, beglücken können. O ihr verarmenden Seelen! — Nichts kann wahrhaftig werden, als einig sein mit sich selbst und mit ganzer Seele das, was man erstreben, fest und treu bis zum Tode umfassen, das aber, was wie nicht erreichen können, mit Würde — entbehren.“

Den Vorleser lebte jetzt der reichste Beifall. Er hatte Recht behalten. Behand und Licht sprang er von seinem Sitz, nuppte erst jetzt an dem Wasserlase und schaute unter den Beglückungswünschen und Anreden an zur Ludmilla, die jedoch verknümmert war, ohne damit aufzufallen. Galt es doch jetzt die Öffnung der Hingelkühnen und das Einmischen des Soupers.

*) Anmerkung der Redaction. In den „Jahrbuch von Rom“.

Selbst die Opponenten hatten Lob und theilnehmende Würdigung. Wiederholten sie auch ihre Bedenken gegen die zutreffende Wichtigkeit der politischen Ansprüchen, so lösten sich diese doch mehr oder minder lediglich in Erläuterungen und Rederei gegen die Ansichten des Doktors über politische Dinge überhaupt auf. Auch die konfessionelle Unparteilichkeit und eine merkwürdige Anerkennung des „Judenthums“ wurde vom Kommerzienrath, der jetzt nur seine Weize und die stille Stellung der Vorbereitungen zur Parade im Kopf hatte, ausdrücklich betont. Die Hühner's aus Westphalen ließen sich die am Schluß genannte Frau in einer deutschen Stadt am Rheine des Genauer erklären, und Frau von Engelshaus hob geradezu hervor, bisher im Unklaren gewesen und jetzt erst ausreichend unterrichtet und beruhigt worden zu sein über das „Ach! Ach!“ des englischen, rathselhaften Eugen Zuckers Weibes vom Nordpol, das seine Wanderungen je nach Einbildung mit einem Kruz beydrainen Fußklappen des Alastor (seine wahrscheinlich selbstgelegenen Stiefel trugen einen derartig geformten reuevollen Stiefelschlag) einrichtete und ihn alle Jahrhunderte einmal antrat, um von ihm auf ihr „Ach —! Ach —!“ ein durch die Wälder schallendes Verwahr! —! Verwahr! —! der Grauthigung zu vernehmen.

Auch bei Tisch sah der Doktor nicht neben Ludmilla, die sogar seine Wäde vernied und mit dem Miesler über nichts als Richard Wagner'sche Muth sprach, welche nun auch der Regierungsrath beim ersten Vergehen der Knauckbombe die Muth der „ewigen Jüdin“ nennen wollte.

Am folgenden Morgen war der junge Wüdnauer Wendts nicht wenig betroffen, als er ein Billet von Frau von Ludmilla Schult empfing, worin sie ihn ohne Zulassung weiterer Einreden bat, von dem Gedanken, sie als Studienlopp auf die Ausstellung zu bringen, abzustehen. Auch Wüdnauer erhielt die verschiedensten Sachen als für sie zu schwer zurück. Sogar die für den Wader angelegte erste Probe zum Tableau Vorles (Virentant von Pfundschwert stellte den englisch verstandenen Schiffer machen und dabei aus einer Veranlung mit dem halben Chelais sichtbar werden) wurde abgelegt mit der Bitte, dem Part einer andern Dame zu übertragen. Die Manège, die auf jener Probe Pfundschwert und ewige Romeraden von verschiedenen Regiments und Waffengattungen wieder antreten wollten, konnte man ebenfalls nicht mehr zur Sprache kommen.

Mit der übertrugenden Nachricht, daß dem Doktor Osten eine zwar noch wenig Gehalt, aber schon ein gewisses Relief bringende Professur an einer schwedischen Universität angetragen worden, verbreitete sich die der Verlobung und demnächstigen Verheirathung desselben mit der eben so schönen, als geistvollen und reichen Ludmilla Schult, die ihre nicht wenig betroffenen Schwäger angeschlossen hatte, über ihre Vermögenslage endlich einen Bericht aufzusetzen und derselben — nicht ihr, sondern dem Doktor Osten mitzubringen. Die Verlobung seiend des Letzteren, als er ein Konvolut von Verrechnungen in blauem Umschlag überreicht bekam — eine Verrechnung, die Ludmilla hocherhobelt durch eine offengelassene Thüre beobachtet konnte, veranlaßte die stille und gelegentlich bedrückende Wiederaufnahme eines nur für einige trübe Wintermonate unterbrochen gebliebenen, sonst aber schon lange stiller-schwiegen, mit Selbstverleugung geübten und fast selbstverständlichen Geheimnisses.

Auf der Hochzeit, wo der ganze „Donnerstag“ anwesend war, gab auf den Wunsch, den alle Mitglieder derherren, der Doktor möchte doch seinen „so würdigen Schluß“ dieher nun leider für den nächsten Winter gliedern, wenigstens „so nicht wieder zusammen zu bringen.“ Abende im Trud erscheinen lassen, Ludmilla, statt ihres darüber etwas verlegen lächelnden Gatten, die fest und bestimmt bejahende Zusage.

Peter Anton Derryer.

Nekrologische Betrachtungen

A. Wels.

(Fortsetzung der Derryer S. 237 und S. 238.)

Es sind jetzt zwei Jahre her, daß Schreiber dieses über Derryer folgende Zeilen veröffentlichte:

„Sie stehen hier vor einem Manne, dessen persönliche Eigenschaften so sehr über denen aller gewöhnlichen Parteihäupter hervertreten, daß er wirklich manchmal unglücklich erscheint, wie auf dem herzerberührenden Boden der Politik und der Abolition ein so frisches und in seiner vollen Blüte prangendes Genie sich so lange dal erhalten konnte. — Vor drei Jahren irrte Herr Derryer das fünfzigjährige Jubiläum seiner Typographienfähigkeit, . . . oder besser gesagt: es waren fünfzig Jahre her, daß er bei all seinen ständlichen Handgebungen sich in der Minorität befunden hatte! — Und wenn man an die letzten fünfzig Jahre der menschlichen Geschichte denkt, — an diese fünfzig Jahre, die Europa bezeugen in Zerknung erhalten haben — wo so viele unverständliche Fehler gemacht worden sind — wo Frankreich so oft dem Verderben nahe war, so oft von

unfähigen oder verbrochenen Händen an den Rand des Abgrunds geführt wurde. . . wenn man an dich Alles denkt und den Mann sieht, der ein halbes Jahrhundert lang zu Allem ein energisches „Nein“ gesagt hat, so ist es fast unmöglich — zu welcher Partei man auch immer gehören möge — einer solchen eifernen Monotonie seine ungetrübte Hochachtung zu versagen.

Aber auch der Mensch — und dieser muß den Schriftsteller hauptsächlich beschäftigen — auch der Mensch in Vernet hat sich diese Hochachtung bis zu einem in dem öffentlichen französischen Leben noch nie dagewesenen Grade zu erringen und ein Menschenleben lang zu erhalten gewußt, und das — wir brauchen wohl keinen Widerspruch zu fürchten — verdient in einem Lande wie Frankreich allein schon eine ausgezeichnete Anerkennung.

Herr Vernet steht in den Augen der Arbeiter — der Bürger — der Arme und . . . des napoleonischen Volkes gleichermaßen als ein Mann da, auf den man als Franzose stolz sein kann — . . . und er ist der Chef der legitimistischen Partei! — Dieses allein würde genügen, den Mann zu charakterisiren!

Der Mann, von welchem wir vor zwei Jahren viele Seiten schreiben, hat sich vor wenigen Tagen in's Grab gelegt, und die Tugenden, welche sich der ganzen Nation, ohne Unterschied der Stände und der politischen Meinungen bemächtigt, hat ein glänzendes Zeugniß von der Wahrheit unserer damals ausgesprochenen Meinung gegeben.

„Frankreich hat einen großen Mann verloren“ — heißt es jenseits des Rheins, und wir würden gerne in jenes allgemeine Bedauern mit einklinken, wenn die kann ge-

schlossene Brust nicht eine stumme Mahnung für uns wäre, daß alle menschlichen Ermahnungen aufgehört — daß ein abgeschlossenes Ganges vor uns läge, und daß der Mann, den wir im Strudel seiner glänzenden Karriere mit geheimem Sympathie enthusiastisch begrüßten, jetzt auf einer andern Wage gewogen werden müsse — eine Wage, die nur für Lobes wagt, — die der kalten, unbegreifbaren, der objektiven Wahrheit! — Und wenn wir die Frage: „War Vernet ein großer Mann?“ — auf diese hehre Wage legen — dann sind wir gezwungen, wenn auch mit Widerstreben, eine unheimlich strenge Antwort niederzuschreiben, — ein energisches „Nein“!

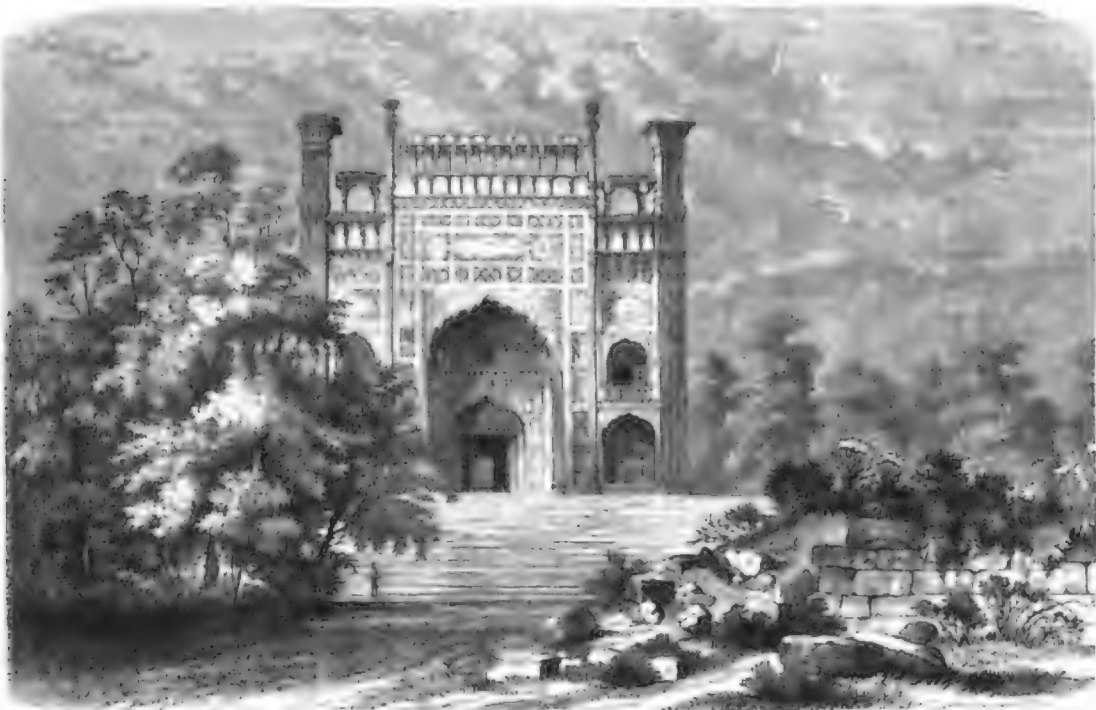
„Ein großer Mann“ — seltsamer, wie wenig erläuteter, unbestimmter und doch so leichtfertig anerkannter oder verweigelter Begriff! Was ist ein großer Mann — wer in der Vergangenheit war, wer in der Zukunft wird ein großer Mann sein? Wie viele verschiedene Antworten freuzen sich augenblicklich in unserem Geiste! War es Cæsar oder Caesar oder Brutus? — Alle drei — oder keiner? — „Cæsar bestimmt“, sagen die Einen. „Nein, Caesar“, erwidern jene, während die Andern nur Brutus gelten lassen wollen! Und so geht man die Weltgeschichte, die, wie der Dichter sagt, das Weltgericht sein soll, vom Anfang bis zum heutigen Tage durch und für jeden Namen, dem man die Eigenschaft „groß“ beilegen versucht wäre, wird man eifrige Antagonisten finden, die augenblicklich bereit sind, ihr Schild dagegen zu erheben, und einen andern großen Mann aufzustellen, den jene wiederum als solchen sich anerkennen weigern!

Man wird sich nie über den Begriff „großer Mann“ einigen können! und deshalb wollen wir einen annähernden aufstellen, damit wir wenigstens einen Prüfstein haben, an welchen wir das beschlossene Leben Vernet's legen können, um zu sehen, ob diese glänzende Erscheinung in dem politischen Leben Frankreich's reines, edles Gold gewesen, oder ob jener zweideutige täuschende Fabrikstempel darauf saß, welchen man auf den nachgemachten Schmuckstücken findet, die man sehr bezeichnend „bijoux de Paris“ nennt.

War Vernet ein Modell, welches man späteren Generationen als ein solches aufstellen kann — ein Wegweiser, der unterwandt nach einer einzigen Dämmerungsdämmerung hin mit seinem krummen Finger weist . . . nach jenem strahlenden Aetherlande, dem Urquell des Rechtes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit?

Man erlaube uns, ehe wir darüber ein Urtheil fällen, in wenigen Worten das Leben des Dahingeschiedenen zu skizziren.

Peter Anton Vernet ist am 4. Januar 1790 in Paris geboren, als Sohn eines bekannten Advokaten, dessen reine Sitten und fast spartanische Lebensweise ihm als Schulmittel gegen die Gewaltthatigkeiten der Schreckensherrschaft dienten. Die Familie kam aus Thüringen und hieß: Mittelberger. Es waren arme Handlente, welche am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts eines schlimmen Geschäfts halber von Haus und Hof gejagt wurden und sich nach Vorburgern flüchteten. Hier stützten sie den Namen in „Berger“ ab, woraus schon der Großvater des berühmten Vernet bei seiner Uebereinkunft nach Paris „Vernet“



Kaiser mit Garde in Paris. (2. 112.)

machte. Der Ober der französischen Legation hat es sich zur Ehre gerechnet, seine Genealogie bis zu dem schwedischen Bauer zu verfolgen und sein Vehl aus seiner Abstammung zu machen. — Der junge Mann wurde von den „Hörern des Orationismus“ erregt und sollte sich, dem Wunsch seiner Mutter gemäß, dem geistlichen Stande widmen. Ein eigenthümlicher Zufall änderte all diese Dispositionen. Der vierzehnjährige Knabe verließ sich in ein elfähriges Mädchen und verlangte Jura zu studiren, damit er sich so schnell wie möglich einen eigenen Herd gründen und „Mlle Chautier heirathen könne“. In seinem einundzwanzigsten Jahre — nach sieben Jahren unglücklichen Streites und rastlosen Strebens — gelang es ihm, seinen befehligen Wunsch zu erfüllen; er heirathete im Jahre 1811 die, welche die erste und einzige Liebe seines Lebens gewesen, und die Ehe, die der wenigen Jahren erst, durch den Tod der würdigen Frau, getrennt wurde, war am letzten Tage, wie am ersten — in der Stadt, wo Familienleben am wenigsten geschädigt wird, — ein leuchtendes Muster reinen häuslichen Glückes.

Das erste öffentliche Auftreten Vernet's fällt in jene dunkle Epoche der Geschichte Frankreich's, welche man im Gegentheil zu der blutigen Schreckensherrschaft Robespierre's la terreur blanche nannte. Die zwei zweiten Male von den Allüren zurückgeführten Verneten begannen ein Werk der Macht, welches sowohl des neunzehnten Jahrhunderts, als auch einer Partei, welche sich die Ehre der par excellence nannte, unwürdig war. — Am Prospekt des Marischall No ist der junge Vernet, welcher nach ein eifriger Legation gewesen, zum ersten Male seine Stimme als Ad-

vokat vernehmen, und in begeisterten Worten verteidigte er — der Royalist — den napoleonischen Feldern. Man kennt das Resultat, man weiß, daß die Sieger ihren Namen feierten, und daß am 7. Dezember 1815 so bravo des braven handbreitlich erschossen wurde. Eigenthümlicher Weise sind es gerade Tag für Tag dreißigtausend Jahre nach seinem ersten adolatorischen Versuch, daß man den Satz Vernet's in die Brust seines Schloßes Angewandte geknallt hat. — Sein zweiter Versuch war nicht glücklicher — auch der General Rebelle wurde zum Tode verurtheilt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die legale Energie des jungen Verteidigers zum ersten Male in ihrem vollen Licht. Kaum in das Todesurtheil ausgesprochen, als er in die Aulica trat — trotz aller fast unbegreifbaren Hindernisse bis zum König vordrängte, sich ihm zu Füßen wies und um Gnade für seinen Klienten bat! — Hall und Sturm vernehmend wandte sich der Monarch von ihm ab; — die seltsame Hölle lächelte, und einer derselben, der mit Thränen gefüllten Augen des jugendlichen Advokaten sah, sagte spöttisch: „Worüber weinen Sie, mein junges Herrchen?“

„Ueber das Haus Bourbon.“ — versetzte Vernet, indem er traurig das Königschloß verließ. — Aber wenige Wochen später sollte er einen glänzenden Sieg erröthen. Ein dritter der wegen Vötherraths angeklagten Verneten Napoleon's hatte ihn zu seinem Verteidiger erwählt, und diese Vertretung hat wohl den Grundstein zu seiner Popularität in Frankreich gelegt. Sein Klient war Cambonne — der Abgott der Franzosen, dessen Heldennuth man idealisiert und dem man Worte in den Mund gelegt hat, die

er nie gesagt. — In seiner Verteidigungsrede rief der junge Royalist mit bezaubernder Stimme:

— „Schande, — ewige Schande über eine Regierung, welche unter der Drohung fremder Vajouette die Heiden der Nation blutend auf den Schlachtfeldern aufstellt und sie zum Schafote jert!“

Man weiß, daß Cambonne, trotz aller Bemühungen der Regierung, freigesprochen wurde, und daß Vernet, welcher sich für obige Worte einen heftigen Beweis des Gerichtsbeides vorgesetzt hatte, der Held des Tages ward.

Toch erst nach der Revolution von 1830 tritt er in seiner vollen Macht als einer der bedeutendsten Anhänger der vertriebenen Königsfamilie auf, und in einer dantbaren Sitzung ruft er der Regierung Louis Philipp's zu:

— „Unter dem Vorwande: Frankreich durch Euren Liberalismus beglücken zu wollen, laßt Ihr die Führer des Landes gefangen; — nun wohnt! — Ihr seid Euren Liberalismus anders als in Worten, damit wir ihn richten!“

Aber auch gegen die Fehler der eigenen Partei war er unerbittlich und unermüdet, dieselben zu verhindern. Trotz aller damit verbundenen Gefahren eilte er in die Kende und bekehrte die Herzogin von Berry, von ihrem unklugen Unternehmen: den Bürgerkrieg anzufachen, abzulassen; — reiste nach Gorb, wohin sich der eukrone König Karl X. zurückgezogen, und bekehrte ihn vergänglich: das legitime Prinzip auf die Höhe der Ideen des Jahrhunderts zu stellen.

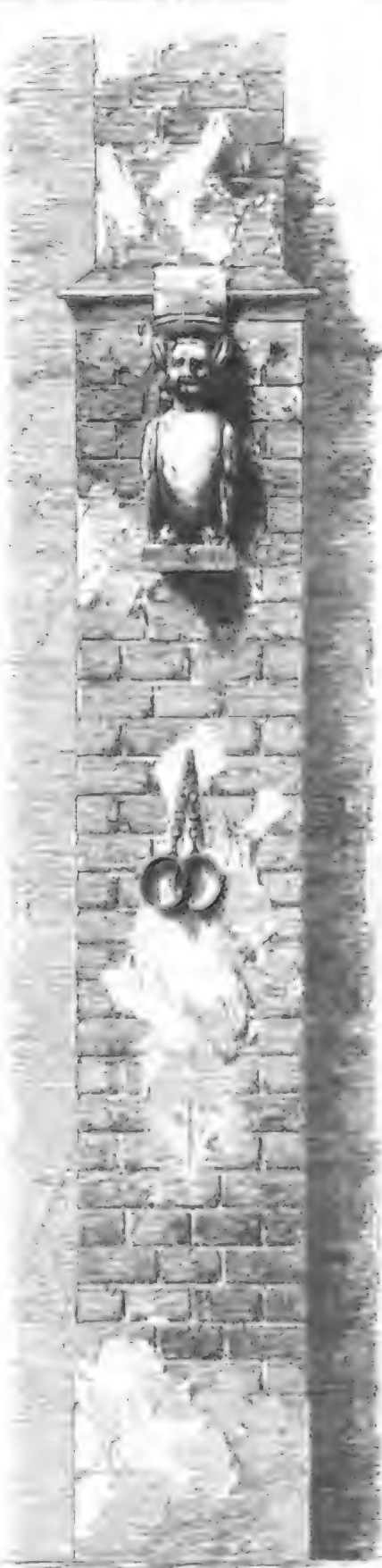
Vernet hat das System seiner Opposition gegen die Regierung Louis Philipp's achtzehn Jahre lang fortgesetzt

— ein System, welches der Autokratie tiefere Wunden geschlagen hat, als die beharrlichste Opposition der Republikaner — ja selbst als der bewährteste Widerstand der Barricadenkämpfer.

— „Ihr habt das Volk verführt,“ — rief er mit anerkennender Logik — „seiner Vergangenheit und seinem ganzen Naturell abtrümmig zu werden; — Ihr habt es verführt, seinen greisen König zum Lande hinauszuweisen und alles Das, indem Ihr ihm die Freiheit verweigert! — Ich, der Eure Freiheit nicht will — ich werde Euch unausweichlich daran mahnen, dem Volke, das Ihr verführt, gerecht zu werden! — Euer Versprechen hatten müssen . . . das wird Eure Strafe sein!“

Es lag etwas Demagogisches in dieser Logik, — welche Guizot einst veranlaßte, ihm zu antworten: — „Sie sind arger als die Demagogen, die Sie vertheidigen; — Sie sind ein Comite in Ihrem Vandalismus!“ — worauf Herr von Chambrond die allbekannten Worte erwiderte, die wie eben so viele Chambrondschläge auf das ganze System Louis Philipp's niederfielen:

— „Es gibt noch etwas Aergeres — Schändlicheres als den Vandalismus der Demagogen — es ist der Vandalismus der Klerikalen!“ — Es ist allbekannt, daß es der in seinen Angriffen gegen die Regierung unermüdlische Herr von Chambrond war, welcher den heutigen Kaiser Napoleon III. vor dem Kaiserhofe, nach der boulogner Affaire im Jahre 1840, vertheidigte, und man kann sich denken, daß es dem talentvollen Advokaten hierbei nicht an Gelegenheiten fehlte, der Regierung die betäubendsten Strauch zu verlegen. Wenig oder gar nicht bekannt mag der Wortlaut des Wortsatzes sein, welchen der zum lebenslänglichen Gefängniß verurtheilte kaiserliche Präsident vor seiner Abführung nach der Festung Ham seinem Vertheidiger schrieb. — Wir überlegen dieselben hier nach einer sorgfältigen Lesung.



Staatsrecht machte diesen und andern Träumereien ein gewaltiges Ende; und während die Kammer in Paris dominierte und sich die Trimmer der Nationalversammlung in der Mairie des ehemaligen Kronprinzen versammelten, wurde Herr von Chambrond erwählt, der seinen ehemaligen Klienten für „verführt“ erklärte. Er wurde am selben Tage arrestirt, verbrachte eine Nacht im Gefängnisse von Mazas, wurde jedoch um sechs Uhr des nächsten Morgens auf eigenhändigen Befehl Napoleon's frei gelassen und blieb unbeschädigt in Paris.

Während einiger Jahre wurde er durch die vielfach imposante Kräftigung des neuen Kaiserreichs mit seiner Partei gänzlich in den Hintergrund gedrängt und benutzte diese Zeit, um eine Vereinigung zwischen den beiden Zweigen des Hauses Bourbon herbeizuführen. Es gelang ihm, den kaiserlichen



den kaiserlichen Grafen von Chambrond zu bewegen, den Grafen von Paris, den Sohn des Herzogs von Orleans, zu adoptiren, welcher heute also die Vertheidigung des Prinzipals der legitimen und parlamentarischen Monarchie in seiner Person vertritt. — Es ist doch für Frankreich eine neue Trümmerei, der sich Frankreich hingeben, deren Erfüllung jedoch nicht so nahe ist, als sie es sich vorstellt, ja, die unserer Meinung nach viel im Reiche der Unmöglichkeit vergraben liegt.

Im Jahre 1854 ward Herr von Chambrond und die Opposition rechnete auf einen Ständel, da er auf Befehl des Grafen von Chambrond den Antrittsbuch verweigerte, welchen jeder neue Akademiker dem Staatsoberhaupt zu machen pflegt. Doch der kluge Mann in den Tullerien kam dieser beabsichtigten Manifestation zuvor, und in den Briefen an den Kanzler der Akademie, welcher das unterzeichnete Ernennungsbuch beilegte, schrieb der Kaiser: — „Der

Buch, welchen wir Herr von Chambrond machte, als ich gefangen in der Conciergerie lag, genügt mir vollkommen.“

Vor sechs Jahren endlich gelang es den mit den Republikanern lothierten Deputirten, ihn als Deputirten in Marseille wählen zu lassen, — und seit der Zeit ist kein Witz und Anekdoten in der französischen Kammer den Lesern wohl zu bekannt, als daß wir darüber zu berichten brauchen.

Bei dieser Gelegenheit ließ er dem Kaiser einen Eid, welcher lautete: „So jure solenne à l'empereur et obéissance à la Constitution — dem Kaiser schwöre ich Treue, der Verfassung Gehorsam!“

Ja! dieses Leben, welches wir so unvollständig in den vorübergehenden Zeiten skizzirt haben, — ist, wie kein anderes in unserer Zeit, dazu angethan, die öffentliche Meinung zu befeuern, zumal wenn man bedenkt, — was wir zu erwähnen verstanden, — daß in diesem langen und so mannigfaltig bewegten Leben Herr von Chambrond selbst nie den Versuch machte, seine persönliche Ehrenhaftigkeit anzulegen. Es ist verführerisch — in unserer Zeit besonders — wenn man sich einen Menschen vorstellt, der in allen Stürmen fest an ein Prinzip gehalten hat, ein Menschenleben dafür gekämpft und gerungen, und seine jener Belohnungen, welche der Eigenliebe so sehr schmeicheln, dafür erhalten hat. (Er hat sogar nie das Kreuz der Ehrenlegion annehmen wollen.) — Und um den Jubel zu vollenden, hätte man ihn reden, hätte die mächtige, volltönende Stimme hören, die Reinheit und Klarheit, Eleganz seines Periodenbaus, selbst in der Improvisation, bewundern müssen! — Man hätte es eben müssen, wie die Majoritäten in den Kammern vor seiner permanenten Kritik das Haupt beugen, — wie die Vertheidiger und Staatsanwälte sich verirrten, wenn er mit dem Geleze um das Leben, die Freiheit, die Ehre oder das Vermögen irgend eines Angeklagten rang! Und wenn man dann an sein trübes, milles Familienleben dachte, an seinen bis an sein Ende ununterbrochenen Fleiß, an seine politische Rechtschaffenheit, seine strenge Frömmigkeit, seine Menschen-

„Mein lieber Herr Herr!“
„Ich will nicht mein patriotisches Verlangen, ohne Ihnen meine Dankbezeugungen für all' die ehrenwürdigen Dienste zu erneuern, welche Sie mir während meines Prozesses geleistet haben. Im Augenblick, wo ich erfuhr, daß die Kammer der Peers mich richten würde, sagte ich den Entschluß, Sie zu bitten, mich zu vertheidigen, da ich wußte, daß die Unabhängigkeit Ihres Charakters Sie über alle Parteiprejudizien erhebt, und daß Ihr Herz ebenso leicht sich einem jeden Wahnsinnigen öffnet, wie Ihr Geist besessen ist, jedem großen Gedanken, jedes edle Gefühl zu verstehen. Ich erwählte Sie aus Achtung und treue mich jetzt von Ihnen mit Dankbarkeit und Freundschaft.“

„Ich weiß nicht, was das Schicksal mir auferlegt. — Ich weiß nicht, ob ich je im Stande sein werde, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, — noch weiß ich nicht, ob Sie die Bemühungen annehmen würden; — aber wie andere gütigen Stellen auch sein mögen, wir können dennoch außerhalb der Politik und deren traurigen Verpflichtungen Achtung und Freundschaft Einer für den Andern hegen, und ich gehe Ihnen ein, daß, wenn mein Prozeß auch kein anderes Resultat hätte, als mich in den Besitz Ihrer Freundschaft zu setzen, ich mir vorstellen würde, unendlich gewonnen und das Nicht-Verloren zu haben, mich über mein Schicksal zu beklagen.“

„Adieu, mein lieber Herr Herr, empfangen Sie die nochmalige Versicherung meiner hochachtungsvollen und dankbaren Grüße.“

Vous Louis Napoleon.“

Wir überlassen dem Leser all' die Reminiscenzen, die man über diesen eigenenthümlichen Brief machen könnte; ein Jeder mag darüber seine eigene Meinung haben; — uns kommt es vor, als wenn er aus vollem Herzen in die Feder geschrieben wäre.

Die Republik von 1848 erlaubte Herr von Chambrond, den Grafen von Chambrond als Kronpräsidenten aufzustellen; — er ist seit der äußersten Rechten der Nationalversammlung und hatte alle die um sich geschart, welche der französischen Regierung ein wiederhergestelltes Königthum anboten. Der

Der Kaiser am alten Rathhaus in Paris. (Originalgröße von 4. 240.)

Eine alte Jungfer.

Roman
von
Carl von Soller.
(Fortsetzung.)



In Reibungen zwischen den so verschieden gearteten Freunden fehlte es überhaupt nicht. Fast jedes ihrer Gespräche erregte den Vergleich. Zum Glück waren beider Naturen so stark geordnet, daß jene für vertrauten Umgang Dauer geliebte Kadikeigkeit, welche stets nur momentane Uebereinstimmung bewirkt, um dann gleich wieder in Zwietracht auszubringen, und Kisse in's Band der Freundschaft zu hinterlassen, bei ihnen unmöglich wurde. Jeder blieb Herr auf seinem Grund und Boden, respektierte die Grenzen, und darüber hinweg reichten sie sich, nach jeglichem Diebstahl, herzlich die Hände. Wir können nicht daraus aus unserem Leben — ward Wilhelm's Nachspruch. Auf diesen pflegte Leo zu erwidern: „Glad zog die Wunden den Sirenen vor.“

„In welcher Persönlichkeit Du die Wunden vereinst, mein Vetter, darüber kann kein Zweifel obwalten, und ich mache Dir und ihr die Würde nicht streitig. Aber ich denke, Du wirst so viel Gleichgültigkeit über, eine gewisse andere Persönlichkeit nicht unter die Sirenen mischen zu wollen!“

Dies sagend zog Wilhelm, eines Abends im August, mehrere französische und deutsche Journale aus der Tasche, und las verschiedene Berichte über Henriettes' pariser Gesolge vor. Helene im Vorber, Helene in Donna del Lago, Centerville, Donna Anna im Don Juan, Caroline in Heintzche Ehe . . . das sind die Partien, mit denen sie dreizehnwöchentlich hindurch den Saal der italienischen Oper zu ihrer Gemacht hat; jetzt, in dieser Jahreszeit, wo Paris eigentlich gar nicht zu Hause ist. Die größten Lebenden haben ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Überhaupt, Paer, Koffini, Boieldieu, Auber und wie sie heißen, wetteiferten in Beweisen vollständiger Anerkennung. Da, was mehr als alles Andere bedeutet: man hat ihr „la couronne“ vollet von Seiten des Publikums. Das ist in Paris, hauptsächlich in der großen Oper, oder in der italienischen, eine fast unerhörte Begebenheit. Wir dürfen dabei nicht etwa an jene Kränze denken, mit welchen viele Berliner verdienstvollermaßen umgeben, und welche nicht selten Tugendweise höchst mitleidigen Subjekten durch erlauchte Hände aus den Händen der obersten Gallerie zugefächelt werden. Vergleichend Anzug fände in Paris weder Belohnung noch Schonung, würde vielmehr unverhüllte Opposition hervorgerufen. Nur bei vollkommener Uebereinstimmung der Stimmer und „Dilettanti“ kann solche Ausnahme stattfinden. Für und wider muß lange vorher berathen, erwogen sein, bis einigen anerkannten Vertretern der öffentlichen Meinung gestattet ist, dieses Symbol ununterbrochenen Triumphes einer Künstlerin, auf offener Szene, mit bestimmtem Beifall des ganzen Hauses zu überreichen. Und diesen seltenen Triumph hat unsere „Vorstadt-Sängerin“ mit der kleinen Stimme, die nur zu italienischen Spielereien ausrückt (hier es nicht so, von jenseits der Spree!), in Paris geielet! Und zwar nachdem sie nicht allein Koffini und Cimarosa, nein, nachdem sie auch Mozart gelungen, und als Donna Anna bewiesen hat, zu welcher großen Aufgaben die kleine Stimme ausrückt. Da lies, guter Freund, und distille mich nicht mit Deinen Sirenen. Mozart darf sich immer sehen lassen neben Gluck!“

„Aber Wilhelm, wie magst Du mir zumuthen, ich hätte bei Sirenen an die Sonntag gebadet? Hast Du mich nicht oft genug ihr Lob verleiht und mit guten Gründen belegen hören?“

„Das wohl . . . einstmals . . . aber seit jener Nacht . . .“
„Entschieden abgefallen bin ich nie. Nur hat ein Stern den andern überstrahlt . . . seinen Glanz verdunkelt; verleiht gewiß nicht. Und machte mich ein allgewaltiges Gefühl ungerath; ward ich, von diesem übermannt, meiner künstlerischen Ueberzeugung vielleicht unrein, so geschah's nur auf kurze Zeit. Ist nicht Benigna selbst für Wahrheit und Recht in die Schranken getreten? Hat sie mich nicht belehrt, daß reinste Liebe einer Bewunderung nicht in den Weg treten darf? Hatt' ich nicht den Glauben sei, Alles, was die Geliebte wider heimliche Mütter und Stürmer an Henriettes' Künstlerhaftigkeit getradet, sei mir, ja mir allein, zu Weibere getradet worden? Ist mir nicht gerade aus diesem Glauben jene bezaubernde Hoffnung erwachsen, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig bin, daß sie meine begehrende Anbetung in göttlicher Würde balben wird? Hat Deine ausschweifliche Aufnahme, Dein erweiterter Umgang der Hoffnung nicht die Angst genommen? Und ich sollte nun gegen Dingenie anstreben, welche Dir ist, was mir Benigna, Jede Jedem nach seiner Weise! Nein, Wilhelm, so undankbar bin ich nicht. Ich

stelle mich freudig neben Dich im Preise der aus Frankreich's Hauptstadt heimkehrenden deutschen Sängerin. Wenn ich ihr huldige, huldige ich zugleich meiner hohen Herrin, handle nach ihrem Geheiß, in ihrem Sinne, in ihrem Geiste. Die weiße Rose, in ihrer heiligen Keinheit, vergnügt der rothen gern, daß sie der Blumen Königin heiße, blüht neidlos auf deren glänzende Farbenpracht. Rosen sind beide.“

„Das war ein kluges Wort, mein Leo: gut gebrüllt, Löwe! Dagegen nimm Deinen Lohn und erlöse heute Abend schon, was ich Dir, wärst Du verlobt gewesen, bis morgen vorenthalten hätte. Gestern Abend ist die weiße Rose in Berlin angelangt, ich habe das rothbrosige Schwesterlein aus dem Fenster gucken sehen neben Gröfin Mutter, und den Vetter unter ihnen. In Erinnerung an die Goldhaarige Seide hielt ich's für schändlich, eine Huldigung nach oben loszulassen, wobei ich ausrief: Max robiscum!“

Leo verblüht: „Sie sind in Berlin? Schon?“

„Ja! Leider nicht! Ich sage. Denn jetzt wirst Du nichts Günstigeres zu thun haben, als Deine heben Sachen zusammen zu packen, nach der Stadt zu ziehen, mich in der Widwig allein zu lassen, und den Lärmplatz phantastischer Reizen, den Jankertentanz voll von genialen Tonerschöpfungen, den allgemeinen Klimperkasten, der mich mit seinen oft vermalteiten Stiegeidampfen fast angefüllt hätte, wirst Du mir entrücken. Welch' trauriger Anblick erwartet mich des Abends, wenn ich des Tages Lust und Hitze, die ermüdenden Vergnügungen der Residenz überstanden habe, hier einsetzend den leeren Raum finde, meine schuldigen Seufzer ohne musikalische Begleitung anzuheben muß! Die Sonntag treibt sich noch in Frankfurt herum, soll in Weimar Goethe anzufragen, kann noch einen vollen Monat ausbleiben. Fürchterlich! Bin ich nicht dümmere als dumme, daß ich's nicht bei mir behalten konnte! Brauchst Du's denn zu erfahren?“

„Nimm an, Vetter, ich will's es nicht. Ich tha' bestmöglich. Gröfin Kriegskammer's Diener kennen meine Adresse. Will man dort meiner gedenken, erinnert sich Benigna ihres am letzten Abend gegebenen Versprechens, will sie's erfüllen, . . . dann wird mir ein Wunsch ertheilt, den ich geduldig abwarten. Unglücklich sei! Ich seinen Fuß in jenen Himmel, den ein stummer Borswert, meiner Jandringlichkeit gemacht, mich leicht zur Hölle umwandeln könnte. Bis dieser Wink erfolgt, bleib' ich bei Dir, Du müßtest mich denn hinauswerfen.“

„Du redest Wohl und es klingt herrlich. Aber Freund, wie soll der Wink hier heranzukommen? Wie den Weg in die Widwig finden? Deine Hausfrau wird sich begnügen, dem Boten zu erwidern: Herr von Verthol befindet sich im Sommerplaisirvergnügen. Wo das Ding liegt, ist ihr unbekannt. Dort werden sie Dich erwarten, die vielleicht großen; hier wirst Du barmen, schwachen, Dich grämen, die gepirische Gebuld wird reizen, und ich werde meine liebe Noth mit Dir haben!“

„Das wirst Du nicht, wozu Du so gütig sein willst, tagtäglich bei mir vorzuputzen, und Dich zu erlauben: es eine Bestellung für mich gemacht worden ist! Ich vertraue Dir vollständig. Ehe Du mir nicht sagst: Sie erwarten Dich! — eher noch! und welche ich nicht aus diesem Bauschen, wo ich so unbeschreiblich schöne Stunden verlebte habe, wo mich der beste Freund gern sieht, wo selbst wilde Thiere Küßkratz suchen, wo Benigna mit die Unkenntnis verläßt, auch wenn sie davon weiß! Du wirst mich noch nicht los, Wilhelm; Du darfst auf musikalische Begleitung zu Deinen Sonntagshören rechnen; der Klimperkasten soll noch ferner die Familie Ketter durch alle fünf Wokale an sich ziehen; meine Geduld wird nicht reizen!“

„Und Du willst nicht an meiner Ehrlichkeit zweifeln? Rein! Mißtrauen auskommen lassen, als könnt' ich eigenmächtig zögern; Dir vorenthalten, was ich fürchte, obgleich Du's wünschst?“

„Nur über mich, wenn ich das vermöchte! Mißtrauen ruht nicht in meiner Seele, so wenig wie eigenmächtige Falschheit in der Meinigen. Ich habe Dich immer lieb, jetzt sind wir Freunde geworden. Es ist der erste wahrhafte Freundschaftsbund, den ich geschlossen, der bleibt unentwurzelt wie meine Liebe!“

Daß dieses Gespräch gute Folgen hatte, wird Niemand bezweifeln. Zwei so gänzlich verschiedene Naturen, haben sie sich erst einmal gefunden, hatten fester zusammen als solche, die sich gleichen. Sie ergänzten sich, indem sie sich bekämpften. Sie befeigten sich, Jeder in seiner Eigenständigkeit, indem er dem Andern gleiches Recht zugesteh, wie sich selbst. Es ist wunderbar, und gibt viel zu denken, daß sich ähnliche Klugheitsigkeit und wechselseitige Anerkennung nicht ebenfalls übertragen läßt auf scharfsinnigste Verstandesarbeiten in politischer oder gar religiöser Meinung. Diese führen fast immer zu trennendem Zwiespalt, während sie am Ende auch nur im Charakter ihres Verstandes wurzeln, welcher doch jedenfalls den Mittelpunkt des ganzen Menschens bildet. Wie gesagt: wunderbar, daß mir dem Freunde weniger die Praxis einfallen lassen, als die Theorie! Aber es ist nun einmal so. Und der fittsame, jugendlich-jurückhal-

tende Leo ließ sich durch Wilhelm's diffolutes Leben nicht irren machen in seiner Anhänglichkeit für ihn. Und Wilhelm, der sonst gar zu gern die Wästen des Spottes wider das Corps der „Engelstuhler“ richtete, hätte gewiß mit Jedem auf Tod und Leben angebanden, der sich ironische Anspielungen auf des Auskultators exemplarischen Wandel hätte erlauben wollen.

Einstweilen führten sie ihr eigenthümlich Dasein weiter: des Morgens vereint, über Tag meistens getrennt, spät Abends wieder beisammen, in die Nacht hinein angetragt zu geistlichem Austausch durch Musik und Poesie; unausgesetzt sich widersprechend; stets liebreich; immer jugendlich erfrischt, Einer vom Andern. Ach, wo der unerlöschliche Quell der Jugend seine geheimnißvollen Segnungen spendet, da nimmt Alles die Farbe reichersten Glüdes an; auch Leid und Weh! . . . Immer noch seine Volkhaft von . . . dort!“ fragte Leo. — Immer noch seine, erwiderte Wilhelm. — Darauf kurzes Schweigen. Ein Seufzer! Und dann . . . lebendiges Gespräch.

Dreizehntes Kapitel.

Am siebenten September des Jahres, worin unsere Geschichte begann, fand sich eine Hauptperson derselben außer Stande, ihre bisher selbstgehaltene geduldige Würde vor sich selbst länger zu behaupten. Mit wahrhaft heroischer Herrlichkeit hatte er, seit Benigna's Heimkehr aus dem Exil, Wilhelm's alabasterdunkel; „Immer noch seine Volkhaft von dort“ lächelnd hingemommen, am nächsten Morgen beim Erwachen zu hoffen: vielleicht heute! — An jenem siebenten sprach er aber nicht: vielleicht heute! Nein, seiner ganzen Eigenthümlichkeit zufolge kullte er den „Stadthäuser“ (wie Ritter's Kinder Herrn Scherfing benannten, zum Unterschied von „Zuhausebleiber“) mit der trostigen Ausrufung: Entweder heute, oder nie mehr! — „Was soll das heißen?“ fragte Wilhelm. „Bist Du damit sagen, daß von morgen an keine Hoffnung mehr sei, sie werde sich Deiner überhaupte noch erinnern? oder willst Du andeuten, der siebente September sei Dein letzter Termn, und nach diesem haltest Du Dich endbunden, diesen Haufe zu folgen?“ — Leo erwiderte: „Eind von Weiden, meintheuerster Vetter. Ich wiederhole: Entweder heute, oder nie mehr! Ich trage das sichere Gefühl in mir, der siebente bringt Entschädigung. Es kann nicht täuschen.“ — „Und wenn's nun doch täuscht?“ — „Dann würd' ich mich nicht überzeugen, denn ich würd's nicht überleben.“ — „Wilst Du Dich umbringen?“ — „Sei so klug!“ — „Das hast Du von mir nicht zu befürchten, wie Du mich kennst. Ich werde mich nicht um's Leben bringen, wohl aber das Leben mich. Ränger halt' ich's nicht mehr aus!“ — „Und ichien's so resignirt?“ — „Auch's auch. Bin's heute nicht. Einen plausiblen Grund für solche plötzliche Veränderung weiß ich nicht anzugeben. Ich empfinde nur, daß sie eingetreten ist. Und deshalb muß ich dabei bleiben: heut' erfüllt sich mein Verdict. Von Deinen Lippen werd' ich's vernehmen. Und nun zieh' mit Voll. Ich mich nicht zu lange halten. Ich möchte vor Mitternacht völlig im Klaren sein; möchte den Jammern nicht mit binüberkriechen in einen andern Tag. Der siebente soll abschließen, gut oder übel, so oder so.“

Leo wich an jenem Tage nicht eine Stunde lang vom Klavier, nahm sich kaum zum Essen Zeit, spielte und verarbeitete in reichen Phantasien unzählige eine und dieselbe Melodie, daß es endlich gar den fünf Wokalen anfiel; daß J & U bei A anfragten, weshalb's heute immer in Einem weg „auf die alte Peyer ginge!“

Das war ein Noth aus der Noth, welche der Tenorist Franz Jäger als „Vindoro“ eingelegt, wie er am dritten August vorigen Jahres mit der Sonntag zum ersten Male in Koffini's „Natiemerin in Algier“ gesungen. Dieses für seinen Stimmumfang und sein schönes Vortragsbeifall besonders geeignete Gesangsstück gehörte ursprünglich in eine zu Prag entstandene Oper „Mährische“, deren Komponist Würfel, nach dieser Probe zu urtheilen, nicht ohne Talent gewesen sein muß. Den Text dazu hatte (wenn wie nicht sehr irren) Wilhelm Marjano geliefert, der junge österreichische Virentant, dessen Unwiderstlichkeit die Prager Wägenwelt anerkannte; derselbe Marjano, der mehrere Bühnen, damals gern gesuchte Lustspiele (z. B. „Die Brautkauer“) und das allerliebste Duodramchen für zwei Dämonen: „Die Heiden“ geschrieben; derselbe Marjano, der im Jahre 1842 als pensionirter Feldmarschall-Virentant sich nach Götz gezogen, wo er fränkisch und moros ein viltbewegtes Leben ausleben wollte, und gänzlich vergessen zu haben schien, daß er der erste gelungenste Aelter Henriettes gewesen, während diese, ein vierzehnjähriges Mädchen, im prager Konseratorium den scharfen Grund zu künftiger Künstlerhaft legte.

Wilhelm hatte, bei einem Kusszuge vom Prag, davon vernommen. Ihm war folglich der Dämon Marjano eine wichtige Persönlichkeit; dessen Verse klangen ihm wunderlich; denn sie flüsteren ja von den lüchlich erwachsenen Liebeträumen der Sonntag; wurden gewicht durch Beziehungen auf sie. Und die Worte der von Jäger ein-

gelegten Arie: „Ich rufe Dich, Geliebte, mit meiner Liebe Liden!“ ... konnten sie nicht ein Nachklang der in des Dichters Brust unerschütterlich Erinnerung an Perivie, an das kindlich-reine Glück erster ungeschwinder Reizung sein! Deshalb ward Wilhelm auch nicht müde, sich die ansprechende Weise des Leo vorzupreisen zu lassen, summierte hin: „Ich rufe Dich, Geliebte!“ fleißig mit, besonders während er sie in Paris sah. Leo war der ewiger Vertreter um Wiederholung schon müde geworden. „Heut“ aber ging er aus eigenem Antriebe davon; heute sang er den Text darzulegen, erlachte sich jedoch mehrmals auf der unwillkürlich angebrochenen Variation: „O rufe mich, Geliebte, durch Deiner Liebe Voten!“

„Armer Leo! Sind das Deine festen Entschlüsse? Ist das Deine Resignation? Ein wahres Glück, daß Niemand Dich vernimmt, außer den fünf Votalen, die nicht wissen, was es bedeutet! Wenn Wilhelm Dich hörte, wenn der Tisch dich belauscht! ... wie würde der Dich necken!“

Doch Wilhelm hat für's Erste in der Stadt genug mit sich selbst zu schaffen; für den gibt es jetzt keine Notwendigkeit; für den gibt es nur ... wir werden's wohl erfahren, sobald er heim kommt.

Einswilen bleiben wir bei Leo, auf die Gasse hin, und ein Blick mit ihm zu langweilen. Gehen wir ihm einige Schritte. Braucht er doch deren so viel für sich selbst. Ein Septembertag dauert noch ziemlich lange, obwohl schon ein Herbsttag, noch viel zu lange dem Schicksaligen.

„Ich rufe Dich, Geliebte, mit meiner Liebe Liden; mit allen meinen Voten!“

„Wer naht? Ist's ihre Votivgabe? Herr von Verthall?“ — „Ja wohl, die Treppe hinauf, die Thüre gerade“ aus, wo Mufik gemacht wird!“

Und Leo steht darin: „Hoh! Ich Sie doch aufgeföhrt! Das hat Mühe gekostet. Ihre demüthige Vertheilung schenke baren Unfuss von Mühen und Wal-dungen, wie ich endlich an Erleichterung, den ich zum Glück bei Jolly fand, wo er Geduld und Schürke. Dieser eigenjüngige Vot wußte mir den Zweck meiner Sendung abzulegen, und zeigte sich dann so unanständig, daß er mir die Kunststücken verweigerte, wo er Sie verloren hatte! Doch er vergaß den Wohnungsanzeiger.“ Mit Verstand dieses loblichen Anstalters hat ich den Wilhelm Scherling, Privatgelehrten“ ausfindig gemacht; und hat! Ich eile den, dann hat! ich auch freudig Leo. Als zunächst erlaube Sie mir, mich Ihnen als befreundeten Bräutigam der Comtesse Claire zu präsentieren. Gestern Abend haben wir, in kleinstem Kreise, die Verlobung gefeiert. Die Gassen, meine Braut und ich haben Ihre Gegenwart schmerzlich entbehrt. Nicht weniger mein guter Papa, der sich viel von Ihnen erzählt, bei sich sehr auf Ihr Klavierpiel verpißt hatte. Daß Sie auch von andern Leuten vernimmt worden sind, ging deutlich aus einigen scharfen Bemerkungen über Ihre Abgeschlossenheit von allem menschlichen Verkehr hervor. Er scheint mit dem Leben ziemlich abgeschloffen zu haben.“ — äußerte man. Ein künftiger „Schwager“ darf sich schon eine Gerte herausnehmen, und so suchte ich Gelegenheit, diese Ausrufung mit der heimlich angebrachten Frage zu übertrumpfen: Wer ist denn Schuld daran? — Es entspann sich ein Wortgeplänkel, aus welchem ich 'insofern gerecht hervor-gegangen bin, als mir Erlaubnis wurde, Sie an Ihres Vorgesprochenen Erlaubnis zu mahnen.“

„Meines Vorgesprochenen?“

„Nun ja. Haben Sie nicht versprochen, sich bei Kriegeszeiten's wieder einzufinden, wenn diese von ihrer Vorehre heimgeführt sein würden?“

„Ich dürfte voraussetzen, daß man mich in Kenntniß setzen würde.“

„Spielen Sie nicht den Wortklaubler, Leo. Jetzt hab' ich Sie in Kenntniß gesetzt, und zwar beauftragt von Benigna. Und jetzt keine Hysterien weiter. Was in Ihnen vorgeht, weiß ich längst, so gut wie Claire. Auch die Mutter ist nicht blind. Ich will offen gegen Sie sein, wie's zwei ehrlichen Jungen ziemt. Was ich an Indiskretion dabei verurtheile, mag Ihre Discretion ausgleichen. Ich glaube seit, Benigna ist nicht gleichgültig geblieben für Sie. Je hochmüthiger und abföhrlicher sie sich benimmt, desto deutlicher seh' ich, daß sie sich vor dem Erwachen einer noch nie empfundenen Reizung fürchtet. Ihnen, Freund, steht neben so vielen edlen Eigenschaften und Vorzügen noch eine Bandengenosin zur Seite, deren sich keiner Ihrer mit Worten bezeugten Vorzügen rühmen dürfte: die Mufik. Obist es eine Nacht über Benignas's Stiel, so ist's nur diese. Die Mutter betreffend, will ich gern zugeben, ein vornehmerer, reicherer Ehemann wäre ihr lieber gewesen, und auf einen solchen hat sie wohl sonst gehofft. Jetzt aber ... doch das sind Verzweiflungen, ich kann mich leicht täuschen und will eigentlich nichts gesagt haben. Dennoch sag' ich: versuchen Sie Ihre Glück. Nur hübsch vorsichtig! Auf mich und Claire dürfen Sie bauen und vertrauen. Wir wissen im Stillen für Sie. Vor allen Dingen: zeigen Sie sich!“

Leo behauptete, während und nach dieser Anrede, ungleich mehr Fassung, wie in seiner Lage billigerweise von

ihm hätte gefordert werden dürfen. Er ließ des schaudernden Bräutigams Worte auslingen bis zur letzten Silbe, wobei er ihm sofort in's Gesicht sahnte; gleichsam prüfend, ob der gardenienmanische Schall dahintersteht? War hielt die Prüfung ruhig aus, bestand sie redlich; erwiderte des Andern Blick so fest und treuerichtig, daß kein strömendes Argwohn übrig bleiben konnte. „Sie schätzen“, erwiderte Leo, „eine Fülle duftiger Blumen über mich aus. Ob prächtige Dornen mich rufen, spüre ich nicht; ich fühle nur den Blütenregen, der mich erquickt, belebt, befeuchtet. Ich halte mich an Sie. Ein Mann von Ehre würde mich nicht aufgesucht haben, würde mich nicht aus meiner Verborgenheit locken, hielt' er sich nicht fest überzeugt, daß ich dort mindestens nicht unwillkommen bin, und mehr bedarf es nicht, denn weder meine Hoffnungen, noch meine Wünsche streben weiter. Das bitt' ich Sie zu glauben, Max. Bitte Sie dringend, es auch Ihrer Frau glaublich zu machen. Und wenn Sie's, was Sie sagen und wirklich zeigen, gut mit mir meinen, dann geben Sie jeden Gedanken auf an ... an Dinge, die ich niemals zu denken wage. Ich will nur lieben dürfen, nach meinem Sinne; ich will nur denken, nach Andern scheinbar für Bestig gelten würde. Macht mich nicht irre durch Vorpiegelung eiler Träume. Gönnt mir die Seligkeit entgegenger Liebe. Ausdrücken dürfen Sie mich ... doch nicht daß ich's sehe und höre. Morgen zieh' ich zur Stadt, und übermorgen zwischen zwölf und ein Uhr laß ich mich bei der Gräfin anmelden.“

„Sie find ein Pfiffikus, Leo; ein durchtriebener schlauner Heberkrenner ... ein kernhaltiges, unerschütterliches Kind. Eins von Widern. Glückwünsche! Vielleicht gelingt's dem Rinde noch besser als dem Pfiffikus! Wir wollten Sie nicht irre machen, Claire und ich. Mein Wert darauf. Sie sollen angelöst Ihre Seligkeit genießen, und mögen sich daneben an der unsrigen freuen, welche allerdings minder überirdische Ansprüche macht. Nur bleiben Sie nicht aus. Was hatten Ihrer!“

Leo wollte noch einmal zu sprechen ansetzen; doch Max ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Nein, Mann Gottes, nicht eine Minute länger! Ihnen Sie, was es heißt, für einen wahnhaftig vertriebenen Bräutigam zwei schöne Nachmittagsstunden opfern! So viel kosten Sie mich heute. Und diese müssen Sie mir käuflich auf irgend eine Weise wiedererhalten. Wie, weiß ich noch nicht. Geborgt ist nicht gekam!“

Damit war er hinaus, rannete Einiges an kleineren Votalen über den Haufen, und eilte im Sturmschritte bewohnten Stadtheilen zu.

Die ersten Viertelstunden nach seiner Entfernung düsteten dem Zurückbleibenden nicht als ob er sie in Wahrheit erlebe, sondern mehr wie Nachklang eines Traumes, der sich noch nicht abklären lassen will. War nach und nach trat die Wirklichkeit in ihre Rechte. In zwetstündiger, kühnster Max von Telbach, kühnster Bräutigam, war als Vot der Kriegeszeiten's bei ihm gewesen, hatte ihn be-rufen, hatte ihm gesagt, daß auch Benigna ihn erwarte! Und er, Leo, hatte sich handhakt erwiesen, daß nicht fort-reisen lassen von verschollenen Zögerungen, war seiner selbstständigen Bescheidenheit treu geblieben, wie nur je-mals der entsagende, treuende Ritter in Tagen romanti-scher Minne. Nun die gescheiterte Prüfung vorüber, konnte er selbst, auf des Vientenank's fast schon schwä-geliche Kanten nicht eingegangen zu sein. Verwunderte sich schier, solcher Verführung Widerstand geleistet zu haben ... bis er sich dann ehrlich eingestehen mußte: hier sei eine Nacht im Spiele gewesen, härter als der eigene Wille; und dieser Gehorjam zu leisten, kein Verdienst. Ich konnte ja gar nicht anders, wie mich! Ich wagte ... Max ist unahängig, meine Gewerbe zu beurtheilen; so unahängig wie Wilhelm. Aber Maxen“) ist mein Mann. So etwas versteht nur der Dichter. Der hat's ausgesprochen:

Doch wer sich verheißt, er detest: wie sehr ich
Hautscholl für der Verge, es genöthigt Bestig aus
Sie Tod, kühnster Besinnung.
Eiliger Theater der Qual! —

In dieser von seligen Thränen der Qual beträufelten Wehmuth fand Wilhelm, früher als gewöhnlich heim-lehrend, den einsamen Grund, der im Dunkeln sah. Ich glaube gar, Du hast geweint!“ fragte Jener, nachdem er Licht gemacht.

„Sie hat mich ruhen lassen, durch Max. Aber Du strahlst und lästst in Benigna!“

„Sie ist da! Heute Nacht traf sie ein! Ich hab' sie gesehen!“

Diese beiden Antworten sind charakteristisch bezeichnend für beide Menschen. Dem Eizen entlockte das lang er-schente Glück süße Thränen, und wollte schweigend, nach Innen genossen sein. Dem Andern stand's in diesen Augen, schwebt's es auf lächelnden Lippen, wollte laut und freudig heraus: „Ja, mein Theurer, Benignette ist wieder hier. Von Siegesträngen gekrönt, in Paris getränkt, zog unsere Triumphegattin durch's Land, und zuletzt noch

“) Sollte Oert von Verthall die hier angelegte Ode des Achten Platen nicht genannt haben im Jahre 1868? Ist sie nicht erst folter im Text erschienen?

Annahme des Oeuvres.

aus Goethe's Händen den unverwundlichen Vorkeer zu empfangen. Und sie ist lieblicher, schöner, herrlicher, da bei anpruchsvoller dem je. Sie findet all' die ihr gewöh-neten Ehrenzeichen und Huldigungen so natürlich, daß sie's gar nicht der Mühe werth hält darüber zu erlaunen, oder uns erlaunen zu sehen. Bei ihr gestaltet sich das gerechteste, stolze Selbstbewußtsein zur unerschütterlichen Be-scheidenheit. Sie spricht von den weltwärtigen Erfolgen an der Seine nicht anders wie von jenen an der Spree: „Man ist sehr gütig gegen mich gewesen.“ — Es ist meinem kleinen Talent unendlich viel Aufmerksamkeit zu Theil ge-worden! — „Benignette hab' ich den Berliner Gönnerin keine Schande gemacht! ... so äußert sie sich. Den ersten Schritt hat hier zum ersten Mal wieder. Nach vier Tage! Wir haben Zeit, unsere Anklagen zu treffen. Wird das ein Jubel sein! Es bilden sich schon Parteien, die sie mit Hülfe empfangen wollen, weil sich Gerüchte verbreiten, sie habe sich neuerdings für Paris verpflichtet.“

„Kannst Du das zum Empfangs-Jubel?“

„Allerdings. Denn theils steigert sich dadurch die Thätigkeit begeisteter Verehrer; theils geben solche Rund-gebungen den deutlichsten Beweis, wie sehr ihr Verstand gefördert wird.“

„Denn Du das meiste, müdest Du Dich streng ge-nommen den Jähren auszuweichen. Niemand, soll' ich denken, könnte jenen Ver-ist mehr fürchten, als Du!“

„Eingelassen; ich fürcht' ihn; dennoch halt' ich ihn für unvermeidlich. Eine Künstlerin von solcher Bedeu-tung darf sich nicht mit bester Suzeffen zufriedenstellen; ja nicht einmal mit passierlichen. Ihr wohnt London. Sie muß an ihre Zukunft denken, was Guineen zusam-men fingen.“

„Das klingt verzweifelt prosaisch.“

„Gott! Klingt immer poetisch. Für's Erste ist sie noch hier; diesen Winter über gehört sie noch uns. Ein Winter ist lang.“

„Und Du hoffst wirklich ...?“

„Reine Hoffnung soll nicht einsteuern. Halte Du nur die Dinge hübsch warm. Dann bringt uns Beiden der Herbst einen blühenden Frühling, keinen Winter.“

„Es ist ein Unterfrieren, Wätheln, zwischen Hoffnung und Erwartung. Du kennst ja unsern alten Streit. Was ich zu hoffen mich laune erlaubt, ist eingetroffen, und ich erwarte weiter nichts mehr. Du aber ...“

„Ja, ich erwarte noch allerlei, Mancherlei, Bielelei. Ich will's nicht leugnen. Und warum drück' ich nicht? Seine Vorhoffst denkt nicht daran, Ernst zu machen. Das sogenannte Verhältniß löst sich allgemach. In die Käden haben schon mehrere Bewerber sich drängen wollen. Der Eine brachte Goethe'se dar, die nicht zurückgewiesen wurden, ihn jedoch nicht fordernde. Ein Anderer war aus der Ferne angelaufen, offenbar mit Necken aus früherer Zeit; sein Aussehen hat nicht lange gedauert: der schät-tliche Lord verschwand damals den edelsthaften Grafen; seiner von Beiden darf als Sieger gelten. Aus gefähr-lichsten erscheint mir, neben verschiedenen minder schät-tlichen, immer noch ein Dritter, der zwar seinen Sitz im Treffer hat, dennoch so vornehm ausseh, wie wenn er den Grafen und den Lord in seiner Person vereine; ein schöner, junger Mann ... zum Glück eben so schät-tern und verlaß als ihr gegenüber, als er kühn und energisch den Bogen führt. Sie hat ihm Ansehen gemacht. Ihm schloß der Muth, darauf einzugehen. Ich denke, auch seine Zeit ist vorüber.“

„Wie Du das Alles so genau kennst?“

„Nun schließ' ich: vermagte der Bistumstift zwei reiche Kavaliere hohen Ranges zu überflügeln ... weshalb sollte der Dichter denn nicht versuchen, es mit dem Götter anzunehmen! Was dieser an lieblicher Schönheit vor-aus hat, mag jener durch Geist ersetzen. Und so ganz abgesehen bin ich doch auch nicht. Wie?“

„Du bist ein allerliebster Burdick, Wilhelm; magst's oft genug gehört, magst oft gefallen haben. Diehmalt wird Dir's nicht zum Ziele helfen, fürcht' ich. Frei-lich kommt sehr viel darauf an, worin' ein Ziel Du Dir gesteckt hast!“

„Du wohnst doch nicht etwa, ich ginge darauf aus, ihr Ehegemahl zu werden? Nein, Leo, so dumm bin ich nicht. Mir ist's um eine Liebschaft zu thun, um eine flüchtige, vorübergehende, was noch mehr sagen will: eine ungeschickte. Ich will, sei's nur auf Tage, durch ihre Günst ausgezeichnet, für den Begegnungen gelten; mich von ihr vernemen, daß ich's bin; daß in diesem Augenblicke Niemand ihr näher steht als ich ... und dieses Glück gemessen, will ich nicht verweigern, wenn's rasch vorüber-fliehet. Will daran gehen mein Lebenlang. Will noch in spätem Jahren, wo von ihr die Rede sein wird, still-vergnügt in mich hineinsummeln: „Ach ich war in Ver-lieben!“ Du sehest, wir sind gar nicht so weit auseinander. Du bei der besten Sängerin unter sämtlichen Comtesen; ich bei der eifrigsten Weizen unter sämtlichen Sängerinnen. Denn daß sie wenigstens Gräfin wird, darauf laß ich mir die Ehre abgeben. Ubrigens hab' ich mir ein paar Zimmer in der Stadt gemietet, nicht fern vom Alexanderplatz, und verlasse morgen die Rent'sche Wohnung.“

beliebt. Letztere heißen in der Volkssprache: „Mutteln“. Wenn der Nonchauter seine höchste Verwunderung über irgend etwas Schönes ausdrücken will, so bricht er gewöhnlich in sein Lieblingswort aus: „Das is ne Pracht, ad wenn dei Mut mit 'nem Appel furtlepp!“ (Das ist eine Pracht, als wenn das Schmelz mit einem Apfel — im Maul — fortläuft!) Daren hat Nonchaut auf dem pommerischen Festlande den Epithamen „Mutland“ erhalten. Von der Welle und dem Flachs spinnen und weben im Winter Frauen und Mädchen zu der einfachen Kleidung. Auch die Männer sitzen dann an eigentümlichen großen Spinnrädern und spinnen Garn, und stricken daraus mit den kleinen Knaben und Mädchen ihr wichtigstes Lebensbedürfnis: ihre Fischeercke. Ja, ohne Fische kein Fisch und ohne Fische kein Leben auf Mönchgut. Die Mönch-

guter sind, geborene Fischer. Dazu hat sie schon seit Jahrhunderten das weite Meer gemacht, das sie von allen Seiten umwohlt. Die große und oft recht schwere Lebensfrage: „Hans — Peter — Nillas — Jochim, was willst Du werden?“ hat wohl noch nie einem Mönchauter eine böse Stunde gemacht. Von Kindebeinen an haben der Hans und der Peter, der Nillas und der Jochim den Vater Tag für Tag auf's Meer hinausgeführt, und Abends warteten sie mit der Mutter am Strande und hielten mit Anspannung aller ihrer kleinen Kräfte das Boot hoch auf den Strand sieben und die Fische aus den Netzen der Netz anseilen, auf dem Rücken nach Hause tragen und Abends die Haringe mit wunderbarer Geschwindigkeit für das Einlagern von den Eingeweiden kühnen. Natürlich werden der Hans und der Peter, der Nillas und der Jochim

Fischer, wie schon der Vater und Großvater und Urgroßvater waren. Allen hat das Meer ihr liebes tägliches Brod gegeben, und das Meer ist noch eben so reich an Fischen. Sobald im Frühlinge das Eis der Cister schmilzt, kommen vom Norden her die Nomaden des Meeres — umgehende Haringzünge, Kopf an Kopf . . . stehend vor den ewig hungrigen Wallfischen zwischen den schwimmenden Eisbergen am Nordpol — lauten sie hier zu Millionen Lärm in die weit ausgepannten Netze der Nonchauter hinein. Ein einziger Hering fällt das Boot oft bis an den Rand mit diesen farbigen Silberfischen, die schon sterben, sobald ihr Köpfchen eine Sekunde das salzige Element entbehrten muß. Der Nonchauter ist, rühmt zu Puddingen, polst und verkauft nun die Haringe in ungeheuren Mengen — oder er füttert gar seine lieben Mutteln damit,

Des Lebens verschiedene Stagen.

Von Norbert.



Erster Stid.



Zweiter Stid.



Dritter Stid.



Vierter Stid.



Fünfter Stid.



Sechster Stid.

wenn der Hans einmal so erregt ist, daß die Mutter in Stralund und Greifswald für den Wall Haringe — 84 Stid — nicht mal wenige Pfennige geben wollen. Zum Einpökeln erhalten unsere Fischer vom Staate das Salz zu einem Drittel des gewöhnlichen Preises, um den eingeführten schwedischen Haringen Konkurrenz machen zu können. Im Sommer belebt der schiefmahlige Glunder und der große, blanke, fette Straal die Cister und mancher unglücklich Dorich läuft mit in's Reg. Für die Großhändler eine theuer bezahlte Delikatess, in der arme Dorich in den Augen unserer Mutteln ein Paria unter den Fischen. Der Nonchauter würde sich lieber die Fänge abstecken, ehe er sie durch einen gelochten Dorich verunreinigt. Seit ich den Fischen einst bei einer Stiderei am Strande freimüthig mittheilte, ich hätte schon manchen Dorich mit Mutter

und Mochrich und Hochgemuth verpeist — bin ich bedenkend in ihrer Richtung gegangen. Auf Mutland ist es schon eine große Ehre für den armen Dorich, wenn er den Mutteln vorgeboten wird — und gewöhnlich liegt er, verächtlich aus dem Reg geworfen, maßlos am Strande, bis eine mitleidige Welle ihn in's naive Grab zurückspült oder ewig langsame Wöden und Seefrauen oder Landfrauen sich seiner erbarmen. Im Herbst kommt eine zweite Völkermordung der Haringe, und zum Schluß des Jahres ist der Seebund so gut, in die großen, aus Eisden geschliffenen Netze zu gehen und sich mit Kaiten todtschlagen zu lassen. Das Reg gibt einen herrlichen „Wasserdorich“ beim Fischfang, und das Seehundstich hält die Fischertrübsal geschmeidig und speist die Zubereitungen. — Freidet auch die See alljährlich ihre Opfer, moir die kurzen traurigen An-

schriften auf den beiden kleinen Fischböden zeugen — mögen auch die Wöden noch so unruhig am Strande streifen und freischen . . . unsere kühnen Fischer fahren doch wieder hinaus auf's Meer — es ist ja ihr Lebenselement.

Haben wir also am Cister See mit unterm Sieben- und siebenzig-Jährigen die Mönchauter überhört, so fällt uns sogleich die eigenartige Kleidung auf, wie unser Bild sie zeigt. Die Männer tragen den größten Kamas in Knäpeln und — Weisen. Ihre Alltagskleidung ist roth- und schwarzgestreiften Westen, und besonders die langschüssigen Sonntagseröden mit hochstehendem Kragen würden rechtlich Anzüge für ein Duzend Stadtröcke liefern. Und in Hosen thut der Nonchauter es nicht leicht unter drei Paaren an einmal, die aber sämmtlich nur bis über's Knie reichen. Das oberste Paar ist entweder von rothem oder schwarzem Unnen und



Einundzwanzigster Band.
 Elfter Jahrgang,
 erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung herausgegeben von F. W. Hackländer.

Stuttgart, Januar 1869.
 Erscheint jeden Sonntag.
 Preis vierteljährlich
 Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 fr. rhein.

Inhalts-Verzeichniss.

1. Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss. — Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss. — Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss.

Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss. — Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss. — Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss.

Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss. — Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss. — Der Hermanns Denkmale, eine Skizze von H. Meiss.

Des Seemanns Heimkehr.

Eine Skizze
 von
 H. Meiss.
 (Hierzu das Bild S. 201.)

..... — „Ja, Herr, so war's! und möge der Wagen eines Häufchens meinen Gebeinen als Grab dienen, wenn ich dem Hüllknecht einen Knochen unzerbrochen im ganzen Leibe lasse.“

„Wohi, Jim! Nachgedanken stehen einem braven Seemann, wie ihr es seid, schlecht! Ihr konnt doch nichts mehr ändern!“

„Wohi recht, Herr! — und eben weil ich nichts mehr ändern kann, darf doch jener Schuft nicht die Früchte seiner Schurerei und meines Elendes genießen! — Da müßte man ja an anderer Herren Gerechtigkeit zweifeln!“

„Lacht es gut sein, Jim! Gottes Hand wird erquicklich auf Den niederfallen, der Euch und die Euren so elend gemacht hat — müßt Ihr nicht da hinein, glaubt mir's. Lacht Gott allein wollen!“

„Das haben mir Andre auch schon gesagt; — aber ich kann, — ich kann nicht, Herr — nein! bei meiner armen Seele Heil! — Ich kann nicht! — Wie ein rother Schleier legt es sich vor meine Augen, wenn ich daran denke — o, mit meinen Händeln wollt' ich ihn das Herz aus der Brust reißen — in Tage, wochenlangen Qualen wollt' ich ihn zu meinen Füßen verjucken sehen — und ich wäre immer noch nicht gerächt ... immer noch nicht.“

„Ruhe, Mann! — Ruhe! — Es ist schrecklich, Euch zu hören — der Kapitän darf Euch nicht vom Schiff



Dr. Josef Eirichsdorfer.

lassen, wenn wir landen, sonst ist ein Unglück bald geschehen; — zumal wenn Ihr ein Glas Rum zu viel im Morse habt!“

„Rum ... zu viel? — Da laßt Ihr Euch, Herr! Das sollte mir fehlen; — nein, ich will mein volles Bewußtsein haben, wenn ich den Hüllknecht erdrossle — ich werde mich doch nicht selbst um die Freude bringen.“

„Weht mir den Brief Eurer Mutter, den Ihr in Gibraltar fandet, Jim! Ich werde ihn Euch vorlesen und da werdet Ihr auf andere Gedanken kommen.“

„Ist es, Herr — da ist er; — die alte Frau ist sehr bestraft — bestraft genug! Gott segne die alte Frau; — von mir wird sie nie ein Wort des Vorwurfs zu hören bekommen! — Da ist der Brief, Herr — ich hab' ihn heute noch nicht wieder durchgesehen, wie ich es alle Tage thue. Es soll mich Wunder nehmen, wie die Worte meiner Mutter von einer fremden Stimme klingen.“

„Seht Euch und hört ruhig zu! — Jim, mein guter Sohn! — Ich bin recht krank, während ich Dir dieses schreibe, und es ist leicht möglich, daß diese die letzten Worte sind, die Du in diesem Leben von Deiner Mutter zu hören bekommst! — Du bist mir oft genug gewesen, mein Jim — daume allen Fort aus Deinem Gemüth; denn bald wird mich außer aller Richter richten, und der wird schon Gründe genug gegen mich finden, ohne daß der Fort meines Sohnes noch mit in die Wagschale des göttlichen Strafgerichts fällt. Verzeih mir, mein Sohn — willst Du?“

„Gott segne die alte Frau! ... O, wie das schmerzhaft klingt, wenn Ihr das lest, Herr! ... Weiter — weiter!“

... Wenn man so lange einsam auf seinem Krankenbette liegt, dann denkt man viel nach, mein Jim, und dann erscheinen einem oft die Thaten, die man früher vollbracht, unter einem ganz anderen Lichte wie damals, als man sie gethan. Dein Großvater, der selige Pastor unseres Dorfes, sagte immer, daß Kranke in der Stille des Lebens doch nicht gehöret auf den Tod vorbereitet. — Und es war auch während seiner letzten Krankheit, daß er mir endlich die so lang verweigerter Einwilligung zur Heirat mit Deinem Vater gab, der so weit unter seinem Stande war, wie ein armer Farmer zum Seelenpfleger der Gemeinde! — John Jahre länger hätte er leben sollen, Dein Vater, mein Jim — und Alles wäre anders geworden! Es war ein Mann sehr viel Eifer, unerschrocken wie ein Fels, aber gut und sanft wie ein Kind, der im nächsten Augenblicke es schon vergessen hatte, wenn man ihm in diesem etwas Uebles angedenken konnte! — Gott Ihr, Jim, wie Euer Vater dachte?

„All right! ... Vest weiter, Herr — ich kann es nicht begreifen, was in mir vorgeht, wenn ich Euch diesen Brief lesen höre — es scheint mir gar nicht mehr derselbe zu sein!“

... Das Unglück war, daß ich ihn so bald verlor — und da stand ich allein und rathlos und ohne Vermögen im Dorfe, und hatte noch dazu eine Erziehung gewonnen, die mich das Alles noch herber fühlen ließ, als Andere. Had nun kam das Unglück mit meiner Schwester noch dazu, die ich glücklich in ihrer Stellung als Erziehlerin in York glaubte und die — Gott hat ihr sicherlich verziehen — mir von ihrem Todebette ihr zwei Monat alles — ihr verlorenes Kind sandte. — Du wirst von dem Alles nichts, mein Jim — Du warst ja kaum drei Jahre alt; aber vielleicht werden in Deinem Gedächtnisse noch Augenblicke auftauchen, wie Du ganz früh ausmachtest und Deine Mutter schon arbeitend standest. ... Sie war noch nicht zu Bette gegangen, mein Sohn, denn nur so konnte sie genug verdienen, um auch Deinen alle Noth zu ertragen. ... Nan, mit der Zeit wurde es besser; ich bekam die Wöchnerin im Dorfe und da ging's! — Der liebe Gott beschütze mich sichtlich und ich hatte meine Freude an Dir und an Lucy, die wie eine junge Rose aufblühte! ... Was ist das, Jim? wollt Ihr wohl die Ahnungslage fortlegen —

„Vest weiter, Herr! — wie eine junge Rose aufblühte — ich muß trinken, Herr — trinke mit mir! ... Wie eine junge Rose ... ja, das ist wahr! Wie ein Engel das Leben Herkules — und wenn Keiner mich bändigen konnte, weder meine Mutter, noch der Lehrer, noch der Herr, dann legte sie mir die Hand auf die Schulter: „Sei gut, Jim“, sagte sie — und dann ward ich ein Lamm! — Und jetzt muß ich trinken, Herr, oder ich spring in die See ... So! ... das besinne, das erstrahlt! ... Wie eine Rose aufblühte — Vest weiter, Herr! Es gibt päpstliche Hären, die sich in die schönsten Wesen legen und sie zum Verwelken bringen! ... Nach einem Seelud! — So! nun ist es gut! — Wie eine Rose aufblühte ...“

... Du weißt, was geschah, mein guter Jim — als der Notar kam und uns erklärte, daß ein hoher Herr, der nicht genannt sein wollte, auf seinem Sterbebette unserer Lucy spritzend Guineen hinterlassen habe; — Du weißt, daß ich mich verpflüchtete, sie nach der Stadt zu schicken, damit sie eine Erziehung erhalte, die ihrem neuen Stande angemessen wäre und die sie bei und nicht erhalten konnte. — Was das Unrecht! Ich weiß es nicht, mein Sohn, aber wie Menschen sind ja nicht allwissend und ich handelte recht zu Grunde! — Und daß ich sie in das Haus des Notars in London that, war konnte es mir verfallen! — Es war ja doch eine rechtschaffene Familie, und Lucy lernte bei ihnen Sitten und Manieren, wie es im Dorfe kaum möglich war. Ich war blind, mein Sohn, ich gestehe es; aber rechtschaffen war ich auch; denn ich hatte ja Lucy bei mir behalten und einen Theil der Jinsen ihres Vermögens für ihre Verpflegung beanspruchen können. So besaube ich mich ihrer mit so lieben Gegenwart, wollte keinen Fortgang ihres Vermögens für mich haben und dachte nur an ihre Zukunft, nur an ihre Glück — ich wiederhole es Dir, Jim, mein armer Sohn, Gott weiß es, daß ich gute Absichten hatte, aber ich war blind! —

„Ja ... ja! Ihr wart blind, alte Frau, blinder als Alceste, den den Engel der Hellen nicht sah! — Warum habt Ihr mir meine Pläne genommen, Herr? — Bessere! Ich denn nicht, daß ich auf diesem unbedachten Schritte, das langsam als eine Schwärze geht, trüben muß, um nicht von Sinnen zu kommen; aber verstockt will ich sein, Herr, wenn ich Tropfen über meine Jange kommt, sobald wir in England sind.“

... Du bist auch nicht ganz ohne Schuld an alle dem Unglück, was geschah, mein Jim, denn wenn ich Lucy, die ich gut aufgehoben glaubte, so ziemlich außer Acht ließ, so geschah dies nur, weil ich als mein Augenmerk auf Dich richten mußte. Wie wußt Du so wohl mit einem Male geworden? Niemand konnte Dich ja mehr bändigen; — nichts hatte ja mehr Einfluß auf Dich,

weder die Ermahnungen Deines Lehrers, noch die Strafen des Herrs, noch mein Mütter und meine Tanten! Du, der Enkel des Pastors, der Sohn des rechtschaffen und geachteten Mannes, wachst ja wie eine Pflanze für das Dorf geworben; — man ging Dir aus dem Wege, wo man Dich sah, — man wünschte Dir irgend ein Unheil, damit man Dich los werde! O, wie viele lange Nächte hab' ich auf meinen Knieen meinen Heiland gebeten, er möge Rührung mit Dir und mir haben — er möge Dich ändern; denn ich allein im ganzen Dorfe fühlte, wußte es, daß Dein Herz trotz all' Deiner tollen Streiche dennoch gut war! — Sag, hab' ich nicht Recht gehabt, mein Jim?“

„Ganz recht, alte Frau, ganz recht! Ihr hättet nur Eure Lucy nicht fortgeschicken sollen; denn seitdem sie fort war, ließ es mir weder Lust noch Ruh; — wo ich einen Menschen sah, mußte ich mich mit ihm schlagen; — es war, als wenn ein Fels auf mir lastete, als wenn es so sein müßte; ich hätte alle Geschöpfe, die so ansahen wie ich, mit Ausnahme meiner Mutter und ... doch worauf wartet Ihr, Herr, laßt fort, laßt fort!“

... „Angelang beobachtete ich Dich, suchte Dich zu zerstreuen — ich fühlte, daß Dein Gemüth krank wäre, und ich kam und kam, um ein Mittel zu finden, es zu heilen. Manchmal glaubte ich, daß es mir gelingen wäre, frohlich und meinem Gaste dankend legte ich mich nieder; — ich hörte! Am nächsten Morgen leuchteten Deine Augen düstere denn je!“

„Ja; — denn laum vor die alte Frau zu Bette, als ich zum Fenster hinausstieg, in einem Alchem bis zur Stadt lief, gewöhnlich noch gar rechten Fuß kam, um einen Blick durch das Gartenfenster des Notars zu werfen und Lucy am Thore zu sehen. Da stand ich dann wie festgebunden, und — ich weiß nicht, Herr, was mit mir vorgeging — wäre mir, wenn ich endlich den Heimweg einschlug, dann irgend Jemand — ein Mensch, er hätte sein können, wer er wollte, in den Weg gekommen; — Herr, so wußte es einen Gott im Himmel gibt, ich hätte ihn niedergebissen, aus Wuth — ohne Grund und Zweck — nur um mich an den Menschen zu rächen, die — jetzt sehe ich es ein — die mir nicht einmal etwas gethan hatten.“

„Wunderbar! doch hört weiter! ... Endlich geschah, was ich immer gefürchtet hatte, mein Jim! Gott verzeih' Dir all' das Leid, das Du mir bereitet hast, wie ich, mein Sohn, es Dir schon lange verziehen habe; — das Unglück geschah und Du müßtest die Vergangenheit — welches Unglück war das, Jim, wollt Ihr mir's erzählen?“

„Herr, Herr! ... und das war furchtbar! — Wiederum war ich eines Abends nach der Stadt gelaufen und hatte mich im Garten des Notars verstreut, um meine Lucy zu sehen. Ich mußte zu früh oder zu spät gekommen sein, ich weiß es nicht — das Geheimnis war leer und auch im übrigen Hause kein Licht. Ich dachte mir, daß die Familie noch nicht von irgend einem Ausfluge oder Besuche heimgekehrt wäre, und da mich eine unheimbare Sehnsucht trieb, das süße Gesicht Lucy's zu schauen, legte ich mich hinter einer buschigen Laube zur Erde nieder mit dem Vorfatze, sie zu erwachen. — Wie es kam, weiß ich nicht; aber ich schloß ein und wachte erst auf, als ich in der Laube leises Geräusch hörte. — Ich lauschte — lauschte aufmerksam, hob mit der größten Vorsicht meinen Kopf in die Höhe und ... ja, Herr, nun fragt mich nicht, was weiter geschah; bei Gott, ich weiß es nicht — aber einige Sekunden später lag ein von einem Harnischlage niedergeborener Mann und ein ohnmächtiges Mädchen in der Laube vor einem Verdrüßten, der mit fieberhaft stieren Blicken vor sich hin starrte; — der Verwundete war der älteste Sohn des Notars — der Thäter war ich ... das Mädchen meine Lucy! ... Had nun wußt Ihr das ganze Unglück, Herr, wißt, warum ich das Land verlassen mußte — denn der Notar meinte, ich wäre, um zu sterben, bei ihm eingebrochen, und ließ das Gerücht ausbreiten, sein Sohn habe sich beim Erstellen des Gartenzauns erlöst — kurz, Herr, Ihr wißt, warum ich fort lief und Ratsoje ward ... und nun laßt weiter, — aber springt die Lamentationen der alten Frau — schlagt die Seite um — dort unten laßt weiter.“

... „Welch' ein Leben, mein Jim, welch' namenloses Elend, welcher todtenhafter Jammer! Von der seine Nachricht und fast vor meinen Augen das verzerrte Elend Peter, die ich wie meine Tochter liebte. Schon längst war jene Verlobung, die Ursache alles Uebels, in den Händen ihres lieberlichen Vaters, der nach dem Tode seines Vaters dessen Stelle als Notar erhalten hatte, wie ein zerbrochenes, und ihr Leben war kaum zu ertragen. Wie oft, wenn der Glende sie gemeinschaftlich hatte, kam sie zu mir heraus und weinte an meinem Brust die bittersten, die kläglichsten Thränen! O, wenn Du sie gesehen hättest! ... gehet! laßt, wie sie mir sagte: O, der Haßschlag meines Jims war ein furchtbares Verbrechen, warum bin ich ihm nicht gefolgt!“

„Wenig ... genug! Kein Wort mehr ... geht her den Brief, Herr — und der Schurke, welcher das arme Geschöpf gewalt, bis sie sich lauthin in's Grab gelegt hat — der sollte nicht von meiner Hand sterben! ... Wahnsinn! Ihr seid ein Narr, Herr, wenn Ihr so etwas

von mir verlangen wolltet — her den Brief ... kein Wort mehr ... zehn Jahre meines Lebens gebe ich darum, schon am Lande zu sein!“

Er riß mir den Brief aus der Hand und stürzte hinweg. In derselben Nacht erhob sich ein gewaltiges Unwetter, welches mehrere Tage hintereinander wüthete und mich in der Kajüte gefesselt hielt. Am vierten Tag landeten wir in Southampton; — ich hatte dem Kapitän Jim's Geschichte erzählt und ihn gebeten, den Matrosen nicht vom Schiffe zu lassen; er antwortete mir jedoch, daß dies nicht ginge, da Jener sich nur auf die Fahrt von Gibraltar nach England verdingen habe. — Im nächsten Augenblicke verließ ich das Schiff, ohne den Unglücklichen wiedergehen zu haben.

II.

„Woher der Wind, Steuermann?“

„Nordwest, Señor —“

„Das kommt uns ja staaten! — wird er sich halten?“

„Ich glaube es, Señor; denn er weht langsam und der Himmel ist klar; wenn er nur zwei Tage so anhält, können wir Menzag in Portorico sein.“

„Gut! Gut! denn die Windstille der letzten Tage war entsetzlich. Nehmt eine Cigarre für Eure Begegnung! Ihr scheint das Meer hier gut zu kennen!“

„Gut's wohl, wenn man zehn Jahre lang die Fahrt von Vigo nach der Havannah hin und zurück macht, dann ist man auf diesem Meere wie zu Hause; — meinen Dank für die Cigarre, Señor, ich werde sie in zehn Minuten, wenn mein Deckquartier aus ist, rauchen.“

„Zehn Jahre dieselbe Fahrt! — und auch auf demselben Schiffe!“

„Ja, Señor, und ich müßte lügen, wenn ich erzählte, daß ich auch nur eine gefährliche Fahrt gemacht hätte. Es ist wirklich merkwürdig und man muß dem Kapitän fast Recht geben, wenn er behauptet, daß das Unabwandel von Nuestra Señora de Guadalupe, welches am Hauptmast hängt, uns beschützt. Die Matrosen glauben es und die Passagiere auch.“

„Und Ihr nicht, Steuermann?“

„Oh, Señor ...; quien sabe! ... doch ich darf mich nicht mit Ihnen unterhalten, während ich am Steuer bin; — es ist streng verboten; — nachher, wenn ich in meine Kajüte gehe, werde ich Ihre Cigarre rauchen und wenn es Ihnen beliebt, ein paar Stunden lang mit Ihnen abzuwecheln. Der Steuerwart hat mir gesagt, Sie wären ein Deutschländer. Herrliches Land, Señor — bin oft in Hamburg gewesen, als ich die Tour vom Reich nach Hamburg regelmäßig machte. Das ist die erste Stadt der Welt für einen Seemann; selbst nach der Liverpool, abgesehen das fast meine Heimat ist!“

„Wie, Ihr seid Engländer — ich hielt Euch für einen Galonier; Ihr sprecht ja trefflich Spanisch.“

„Die langen Jahre ... doch genug, Señor — bis nachher, es kommt mir vor, als wenn ich die Nase des Kapitäns irgend wo leuchten sehe — bis nachher, mein Herr.“

... „Nun ist es doch kaum glauben; — wahrlich die sonderbarste Begegnung, die ich je gemacht! — Wie — Euch Jim, mit dem ich vor zwölf Jahren von Gibraltar nach Southampton fuhr, Euch finde ich auf dem Vess Relano wieder und werde bis zur Havannah mit Euch fahren!“

„Vest, Herr, das ist mich entsetzt! ... ja ganz recht — ganz recht, so war's! Der Weir soll sich halten, wenn ich je wieder Euer Gedacht habe, Herr, und das war Unrecht von mir; denn ich entsinne mich ganz gut — Ihr gabt mir gute Lehren damals! Wahrhaftig, die guten Leute mit ihren Sprüchwortern haben ganz Recht! Nur die Wege begeben sich nicht!“

„Aber sagt mir, was macht Euer Mutter, Jim?“

„Wie alte Frau! Seit länger als zehn Jahren hat sie endlich Ruhe im Grabe gefunden! Wie die in's Paradies kam, das sicherlich Sankt Peter die beiden Himmlsthore aus einmal aufgesperrt — die hat die Ewigkeitsfreuden sich ethisch durch all' ihre Schmerzen aus Erde erworben. Was hat sie gelitten, Herr ... Es ist unjagbar; obgleich es in den letzten Jahren besser ging.“

„Erzählt mir, Jim — Ihr könnt Euch nicht denken, wie meine Mutter geknallt ist — und wie sie sich Ihr mit Eurer Tochter, mit Lucy's Mann fertig geworden! Ich entsinne mich ganz gut, mit welchen Nachgedanken Ihr das Schiff verließ.“

„Ja, Herr — und als ich nach Liverpool kam, hatte ich dieselben Gedanken immer noch — doch da verließen sie mich ganz und gar und ich ward mit einem Male ein anderer Mensch.“

„Wie so das — erzählt, — erzählt!“

„Ich schwebte durch Limer Street, als ich einen Aufschuß an einer Ecke gewahr wurde; ich trat hinzu — und, Herr, ich werde es in meinem Leben nicht vergessen — da sah ich den Glenden, der eben von einem Policeman verhaftet worden war, als er seine Hände in die Tasche eines Vorübergehenden steckte ... Ein infanter Wächter

Aus Portugal.

Reise-Fragment

von

Alfred Welgel.

(Hierzu ein Bild S. 258.)

Lisbon, mit seiner Revolution, seiner dämlichen, hangen Katholikkeit, seiner Partei-Heftigkeit und seinem volanten Thron, liegt hinter uns. — Durch die trostlosen Ebenen Estremaduras leuchtet der Bahnhofs nach dem Westen. — Die Luft ist trocken und bide Staubwolken bringen in die geöffneten Wagenfenster und schmelzen sich zögerlich in alle Poren der Haut, in Ohren, Mund und Nasen, so daß bald alle Insassen unseres Waggons mit einer rothbraunen Kruste überzogen sind.

Stundenlang sieht das Auge nichts als braune Flächen, hier und da mit spärlichem Heidekraut bedeckt, leitet von einer Gruppe Olivenbäume unterbrochen, die ihr trübseliges Geheiß mit den silbergrünen, traurigen Blättern unterm Hage entgegenstrecken, als wollten sie uns ansprechen, auch sie mit fort zu nehmen aus dieser Gegend, aber welcher die Götter der Melancholie mit bisterem Rißig thronen. Ermüdet lehnen wir uns in die Rücken zurück, und ein mir gegenüberstehender Franzose trallert wehmüthig

ein's Lied: «O, bella Espagno!» — Dort liegt Montijo, der Geburtsort Eugeniens, der Katholiken; weiter liegt Badajoz an uns vorüber — mit seinen gelben Festungsmauern — ohne Baum und Strauch in meilenweiter Umgebung. — Jetzt endlich wird die Landschaft lebendiger; Aloe und Cactus, Sand- und Tannenwälder zeigen sich, und hier und dort auch die silbernen Wellen eines Flusses. — Wir atmen auf.

Die nächste Station ist die portugiesische Grenze, und die neugierige Hand der portugiesischen Zollbeamten wählt bald in unseren Koffern und selbst in den Taschen unserer Kleidungsstücke. — Auch das ist überhoben, und voll Entzücken lehnen wir uns weit aus den Fenstern unseres rasch dahineilenden Waggons.

Ich weiß nicht, ist es der Kontrast mit jenen sonnenbrannten Wästen, die wir gesehen durchzogen; — wir glauben uns in einem Paradiesgarten zu befinden. Die Luft ist balsamischer und unter Blau fliehet rascher durch unsere Adern. Wir fliegen durch Gegenden, in denen sich die Vegetation unseres Nordens mit der des Orients vermählte, Prädungen und Wälder haben sich in ihre lebhaftesten Farben gelblich, um dieses jetzt würdig zu begeben. — Eine herrliche Halle empfängt uns; «Visto», rufen die Kontrolleure, und wir verlassen den Zug.

Nur sieben Meilen, gleich dem alten Rom, erhebt sich Lissabon; zu seinen Füßen fließt der Tejo, hier so breit, daß er einem Meerbusen gleicht und den schönsten Hafen

Europas bildet. — Im Verhältnis zu seiner Größe schaukeln sich indessen nur wenige Schiffe auf seinen Wellen: nicht der portugiesischen Flotte sind Englands und Frankreichs Farben am reichsten vertreten. — Aber auch die schwarz-weiß-rothe Flagge des Norddeutschen Bundes weht an Bord von 4-5 Schiffen. Mit innigem Vergnügen begrüßen wir diese Farben unseres neugekauften Vaterlandes, die dem Auslande erzählen, daß es auch ein großes, mächtiges Reich: Deutschland gibt, während man in der Ferne bis jetzt nur Preußen, Hamburg und jene anderen kleinen Germanias kannte.

Der Tejo! — welche Fülle von Erinnerungen birgt dieser Name! — Auf seinen Wellen schaukelten einst jene unvollkommenen, gebrechlichen Fahrzeuge, bemant mit einer Handvoll Abenteuerer, die ausgingen um eine Welt zu erobern. — Dort, von jenem phantastischen Thurm, o Torre de Belem, der mit seinen alterthümlichen Wägen, rings von Wasser umgeben, drohend empor starrt, begann Vasco seine südhine Fahrt, um Europa neue Meerestrafen, seinem Lande Macht und unzermehliche Schätze und — Neuerwerb den Stoff zu einem kleineren Weiterwerke zu erbeuten. — Wo sind sie geblieben, jene Reichtümer, jener Glanz, jene Macht, die sich einst auf diesen Mats Mendes verus gaben!

Aus einem Velle von Afrika ist eine Nation von Bettlern, aus südhine Erdbereichen Schlacke, unthätige Poltrons, und aus prächtigen Palästen sind Ruinen geworden! — Mein Nachbaderer Anblick als diese einst so große, jetzt so



Palast des portugiesischen Reichthums von J. & V. Schönmayer in Lissabon. (S. 258.)

verlorenen Nation! — Die Natur verlieh ihr das herrlichste Klima, der Boden ist fruchtbar und erfordert wenig Arbeit; die Gesteine enthalten die reichsten Miner, und die Salzwerke von Setubal sind unerschöpflich. — Fast alle diese Schätze liegen brach, nur an einzelnen Stellen werden sie, und dann meist von Fremden ausgebeutet, denen aber von allen Seiten so viele Gefahren drohen, daß die meisten derartigen Unternehmungen daran zu Grunde gehen. — Selbst das erste Handelsvolk der Welt, liegt der Großhandel Portugals heute zum größten Theile in den Händen Fremder, hauptsächlich Engländer und Deutscher, die des Landes Hauptprodukte: Salz und Weiz, in neuerer Zeit auch Vieh, exportieren und dagegen alle Arten von Industriell-Erzeugnissen einführen, da die Gewerbetätigkeit im Lande auf so niedrigem Stufe steht, daß sie trotz der außerordentlich hohen Eingangszölle der Konkurrenz des Auslandes nicht gewachsen ist.

Portugal besitzt seit der Ausrufung von Brasilien eine der reichsten Verfassungen der Welt, — aber bei der großen Reichthümlichkeit der Beamten, sowie der Unwissenheit und dem Ansehensmangel der Wahlen besteht sie fast nur aus dem Papier.

Die Kirchengüter sind längst eingezogen und die Klöster im ganzen Lande geschlossen; der Klerus besteht aber überall noch den größten Theil, und geistliche Brüderschaften (Irmãos), aus Mitgliedern aller Stände gebildet, haben die Bildung und Fleiß erlangt. — Die wunderbarsten Professionen, mit pappenen Heiligen zu Pferde und Kindern mit Engelsflügeln auf Rücken, durchziehen die

Straßen und suchen in so hohem Maße, daß selbst der König gezwungen ist, sich ihnen wenigstens einmal im Jahre — zu Fuß und barhäuptig — anzuschließen.

Einem anderen eigenhümlichen Kufuge begegnet man häufig in den Straßen: einem Hunderbengrüßer. — Im Volke herrscht der Glaube, daß Kinder, welche im Alter unter zwölf Jahren sterben, gradwegs in den Himmel einziehen und in Engeln werden, ohne erst das allen älteren Völkern bevorstehende Regenern passieren zu müssen. Der Tod eines Kindes, in diesem frühen Alter, ist demzufolge der Anlaß allgemeiner Freude in der Familie. — Man puzt den kleinen Leichnam mit buntem Papier, Goldfäden und Blumen auf's Beste heraus, schminkt ihm die Wägen schön roth, legt ihm eine Krone aus vergoldetem Weiz auf das Köpfchen, legt ihn, die Wohlhabenheit in einen offenen Sarg, die Armen in einen Korb oder auch auf ein einfaches Brettchen, das dann von einem der reichlichen Mitglieder der Familie auf den Kopf gehoben und so frei und offen nach der nächsten Kirche gebracht wird, um von da am Abend bei Laternenbeleuchtung zur Erde bestattet zu werden; darauf versammeln sich die Theilnehmer im Trauer- oder vielmehr Trauendank zu einem Zuckersch.

Die Finanzen des Landes sind völlig zertrümmert, die Steuerkraft ist erschöpft und der vollständige Bankrott jeden Tag zu erwarten.

Der Grund hierfür ist zunächst in der heillosen Steuer- und Militärzwanghaft zu suchen. — Die Beamtenstellen sind oft zwei- bis dreimal beetzt, während sie nur einem der Anhaber wenige Arbeit geben. Protektion ist

hier Alles. — Das Familienleben, zu unvorsichtig und zu beschränkt, um sich in der Industrie oder im Handel eine ehrenvolle Laufbahn zu öffnen, wird mit dem Vorleser verjagt, d. h. er schließt seinen Kleintanzenstuhl durch die Straßen, ohne vielleicht in seinem ganzen Leben eine Maierie betreten oder eine einzige militärische Ausrüstung mitgemacht zu haben. — Am Jahrestage indessen stellen sich alle pünktlich ein und empfangen ihren Sold mit einer Miene, als wären sie wenigstens ein Duzendmal schon für's Vaterland gestorben. Es wäre indessen auch nicht möglich, alle diese Braven zu beschäftigen, da die Zahl der in Aktivität befindlichen Soldaten die der Offiziere nicht viel übersteigen dürfte. — Die Armee Portugals besteht im Frieden aus circa 25,000 Mann, d. h. nur aus dem Papier, da in Wirklichkeit nicht die Hälfte derselben unter den Waffen ist, während der Sold für die ganze Nominal-Armee regelmäßig aus der Staatskasse und in die offenen Taschen einiger lieberer Offiziere fließt. — Die Disziplin ist für prenzliche Augen gar wunderbar. Ich habe nie so sorglich gelaßt, als wenn ich der Bildung jener Schildwache zuschaute, die in der Nähe untrübsamer Felsen stand — oder vielmehr sich selbst die Felsen besah. Stellte sie ihre Gewehr sofort in das Schußrohr, legte sich jede Schritte davon auf einen im Schatten liegenden Stein, zündete die unvermeidliche Cigarette an und verdonkerte ihre Langeweile so ungeniert und gemüthlich als möglich. Kommt dann nach einigen Stunden die Abkühlung, so geht der Posten bedächtig auf sein Schilderhaus zu, nimmt die verrostete Musketen aus demselben und übergibt solche feierlich seinem Nach-



Der Seehafen von St. Petersburg. Süd eine Copie des Originals von G. Thiersch. (A. B.)



Der Herrmann Schmitz, nach einer Photographie. (S. 251.)

Eine alte Jungfer.

Roman

von
Karl von Soller.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

vor mir unserm Leo in's neue Dasein folgen und beobachten, wie es ihm gelingen mag, seine Ansichten über das eigenthümliche Verhältniß, welches zwischen ihm und Benigna beginnt, festzuhalten, wußten wir der jungen Dame und deren Charakter noch einige Ausrufe zu widmen, wobei der nachsichtige Leser vergehen wird, wenn wir, um ein möglichst deutliches Bild von ihr zu geben, schon Geistes, oder doch Angebildetes, wiederholen.

Gräfin Kriegheim, ihre Mutter, ist die Witwe eines geistvollen, hochgebildeten, dennoch lebenswüthigen und beliebten, dabei leichtfertigen, arg verführerischen Gutsbesizers, der sein eigenes Vermögen, sowie die Hälfte ihres bedeutenden, ihm zugebrachten Erbtheils, in kurzer Frist vertriebsweise, und sie sodann mit zwei Töchtern und dem geritzten Herrn ehemaligen großen Reichthums zurückgelassen hat. Neben der Art seines raschen Todes sind dunkle, niemals recht aufgeklärte Gerüchte gegangen, die des Verstorbenen Ruf sehr verletzten. Durch diese Gerüchte zu widerständigem Trost gleichsam herausgefordert, hatte die ältere Tochter ihr stolzes, abschließendes Wesen sich angewöhnt, gleich einer starken Waise, die sie handhaben wußte, um böswillige, solche Anlagen abzumehren. Schon als zwölfjähriges Mädchen wachte sie jeglichen Zweifel an des seligen Vaters Würde und Ehre niederzuschlagen zu können, wenn sie die eigene recht schroff zur Schau trüge. Es war ein betrübender Arthum. Denn was Claire, die jüngere, gar nicht auskündend hübsche Schwester, durch leitere, gefällige Unprätentiosität gewann, verlor die glänzendste Benigna durch strenge, zurückstreichende Vorurtheile. Mit den Jahren hatte das jugendliche. Jetzt ist sie eine vierundzwanzigjährige, wegen ihrer Schönheit angehaute, wegen ihrer hochmüthigen Räte gemiedene Person; von den Damen beneidet und gehaßt; von den jungen Herrn gefürchtet. Einige Kapere hatten im Vertrauen auf ansehnliche Eigenschaften, als: vornehmste äußere Erscheinung, hohe Geburt, angesehene Stellung, bekannten Reichthum, wohl versucht ihr Herz zu erobern; hatten, amgeproben von so majestätischer Unerschlichkeit, um ihre Hand geworben; waren jedoch, Einer nach dem Andern, lurt, borsch, fast höhnisch abgewiesen worden. Sie trug den Spottnamen: „Ihre Hebel“, die Korbhändlerin; und sie wußte es, und fühlte sich dadurch geschmeichelt.

„Was die eiden Waisen sich einbilden,“ hatte sie, vor Fremden logar, laut ausgerufen; Benigna, Komtesse Kriegheim, dachte sich an Eimen dieses Gesichts vorzuerkennen.“

Wie viel in solch' unverblümter, übermüthiger Grobheit an edlerer Gesinnung verdeckt sein könnte, das zu ergründen nahmen sich beidseitige Bemerkungen natürlich nicht die Waise. Sie hörten nur die verkehrende Abweisung heraus. „Hebel wartet auf einen Kaiserthron,“ hieß es dann; „und wer weiß noch, ob ihr der vornehm genug, wenn er nicht zugleich Kronprinz wäre? Sie soll warten bis in die allgütige Ewigkeit!“

Endlich hatte Meiner mehr den Muth gehabt, sich an sie zu machen. Man mied sie; man schaute das kalte Marmorbild aus geiziger Entfernung verschloßen an. Nur die Wenigen, die sie etwa zufällig einmal fingen gehört, meinten: „Schade um solche Töne, daß sie in einer steinernen Brust wohnen!“

So stand es um Benigna, in deren Nähe sich öfter wagen zu dürfen, Leo sehr durch Max von Leibach Erlaubniß empfangen hatte. Der gute Leo! Er fühlte sich so beglückt.

Wir wollen ihm unser Mitleid nicht versagen. Anfanglich ging Alles wie am Schnürchen. Er war von Claire Mutter und Claire herzlich empfangen, von Benigna mit fortläufiger künftiger Vertraulichkeit begrüßt worden. „Ich hatte recht Sehnsucht nach Ihrem Accompaniment, Herr von Leibach,“ rief sie ihm entgegen. Max raunte ihm zu: „nicht gar zu blöde sein!“

Es wurde viel musirt. Der alte Leibach, ein frohlicher, trauerreicher Vandalenmann, konnte nicht genug hören. Seinen Viten fügte sich Benigna gern. Sie nahm seinen Anstich, wenn Leo in Gegenwart dieses Gesangsreundes plötzlich inne hielt, um Seile zu rügen. Es entspann sich jene gewisse Unterordnung und Folgsamkeit einer Schülerin zum Lehrer, welche gerade die stolze Dame sehr annehmlich finden. Und von Empfindlichkeit zeigte sich keine Spur. Im Gegenstheil, sie wiederholte hundertmal: „Nennen Sie mir nichts durchgehen, sein Sie recht strenge

wenn ich hable, halten Sie mir meine Karten sehr einzeln vor. Ich nehme nichts übel, so lange wir unter uns sind. Meiner guten Schwester Schwiegermutter ist kein Fremder.“

Dieses „so lange wir unter uns sind“ war der erste Tropfen feurigen Giftes, der in Leo's reine Leberung fiel; ein Tropfen, gefährlich und verderblich, wie aus jenem Jaudergeräusch, welchem der einst der prämonirte Name „Viebskrank“ beigelegt worden ist. Es klang zu verführerisch. Solche Tropfen können leicht verständliche Menschen in Tröpfen umwandeln. Hier ging es damit nicht so rasch, weil stets wiesames Gegengift bereit war. Letzteres jeandete Benigna reichlich, indem sie den gütig aufgenommenen Gesellschafter eben so vertraulich, ja noch viel vertraulicher behandelte, als die Gräfin und Claire es thaten. Das schmeckt ein Widerspruch; nicht wahr, schmeckt Verleumdung? Dennoch ist's vollkommen richtig. Denn während die Vertraulichkeit der Mutter und Schwester einfach herzlich und wohlwollend hervorstrahlte, hatte die ihrige einen bitteren Beischnack von Herablassung. Sie sah in feineren dem ebenbürtigen Genossen blutiger Geselligkeit zu gelten; sie sah fast bezeichnend auf einen Nihilanten, der dem gewöhnlichen Redefraße nach „für Geld und gute Worte“ zu haben wäre; den man bejahren würde wie sich's gehört; dem man nebenbei auch einige gute Worte spenden wollte, ohne weiter viel Anstände mit ihm zu machen; den man jedoch bei jeder Gelegenheit absichtlich fuhren läßt, er sei in diesem Kreise nur geduldet, weil man ihn braucht.

Leo's Partisan empfand jede Aeußerung ähnlicher Abhätten auf's Tiefste, und das bemalte ihn für's Erste vor der Gefahr, dem „wie sind unter uns“ dauernde Bedeutung beizulegen. Sein bescheidener Sinn, seine anstehende Vererbung für die „Munabare“, vielmals auch das ererbende Bewußtsein, an den merkwürdigen Fortschritten einer mit so anherberndem Anlagen begabten Sängerin entschiedenen Theil zu haben. . . Diese drei von einander getrennten Motive verbanden sich und schickten das bedrückte Gesichts im Innern wiederum her. Es überkam ihn im Verlaufe des Herbstes ein Friede des Herzens und der Seele, den er unerklärlich wahrnahm. Was vielleicht an seiner Liebe noch leidenschaftlich, irdisch, begehrt gewesen, auch das ging, durch künstlerische Affekte geläutert, in's Ideale über. Die ununterbrochen fortgesetzten Gesangsübungen, bei denen sich jene Entzücken an Benigna's Virtuosität mit der Entfaltung ihres herrlichen Talentes beizugie, erschöpften gewissermaßen das natürliche Bedürfnis enthusiastisch zu sein. War der Gesang verflammt; hatte er seinen Stuhl am Klavier mit einem Stiel am Theatrisch verstaubt; schwärmte Max und Claire, bräutlich abgesondert, sich ihre gärtlichen Geheimnisse zu; sah er Benigna, mit ihrer Handbreit rüthig brüchig, neben der Mutter thronen; dachte er sie nur selten ein Wort in's Geheiß werfen. . . dann dünkte ihn diese Gomtesse eine ganz andere Persönlichkeit, als jene Sängerin, die eine Stunde zuvor neben ihm gestanden, die ihn mit glühender Wärme erfüllt hatte. „Die Sängerin darf ich lieben,“ sagte er sich, „so lange sie singt; so lange ich Theil habe an ihrem Gesange; die steht mir nahe. Die Gräfin tritt als solche in ihre abgeklärte, häßliche Existenz zurück; sie wird mir eine Fremde; ich halte mich in vorzüglicher Entfernung und lasse mich nicht irren machen, weder durch eine unbedachte Aeußerung der Brautleute, noch durch einen gefährlichen Blick der Männerseiden und Liebesverächterin. Ich fühle mich stetig in diesem Tische, wie ich's jetzt fühle. Wie wird ich mich denn durch unruhige Mährheiten um meine Ehrliebe bringen?“

Wann anders verhielt sich's mit seinem Freunde Wilhelm. Wenn dieser mit Leo zusammenkam, gelang es's öfter ein, daß er sich über die Conlag, über deren ganzes Wesen, daspachschad über sich selbst geküßelt habe, und bereits anfangs sich unglücklich zu fühlen. „Ich schlug,“ sagte der sonst so lebenslustige und genussüchtige Wel. „Ihre ermunternden Aeußerungen höher an, als sie der natürlichen Bedeutung nach sind. Ich war so kindisch-eitel, zu wahren, ich sei der Einzige, welchem sie gesendet würden, und hielt mich deßhalb sehr hervorzu. Schon hab' ich einsehen gelernt, daß sie lediglich den Zweck haben, mich, und neben mir noch ein halbes Hundert anderer Verehrer in Wäthem zu halten; ja, ich finde nicht einmal rechten Grund, ihr wegen dieser Täuschung zu zürnen. Denn man sieht: es ist nicht nur meine üble Ansicht, nein, es ist gar keine eigentliche Ansicht dabei. Sie thut, was sie nach dieser Richtung hin thut, fast gedankenlos. Sie ist an solche tolleste Wandres gewöhnt; es gehört zu ihrem Wesen, sich alle Herzen zu erobern; sie wird ihrem Berufe auch außer der Bühne nichts unter; sie sieht die Eroberungen auch im Leben fort, unbekümmert um Bescheidenheit, die schwer und ernst nehmen, was sie leicht nimmt. Ihr Herz kommt nicht in's Spiel. Wohlthät sollte sie nach Anderer Herzen fragen? Seitdem ich sie durchschaut, gab ich mir alle Mühe, mich aus ihren Schlingen zu befreien; statt dessen bin ich nur desto tiefer hineingerathen. Wenn wieder im königlichen Theater die Heise Frau' gegeben, eine Oper, die bei vortheilhafter Besetzung im königlichen Opernhause ziemlich un-

achtel vorübergegangen ist. Ich begab mich mit der besten Absicht hin, gleichgültig zu bleiben, und mich nicht fortzuziehen zu lassen, was um so leichter schien, weil die Partie der Anna keine sonderlich hervorragende ist. Im ersten Akte tritt sie gar nicht auf, und ihre Arie im dritten darf geradezu unbedeutend genannt werden; weshalb auch fast alle deutschen Sängernamen von aus andere Kompositionen an deren Stelle eingeleitet haben. Vergebliche Mühe! Was müßte das für ein Panger sein, durch welchen Heintzens Waisen nicht zu bringen vermöchten? Schon im Fyrtel gab ich jeglichen Widerstand auf. Wie sie aber als Heise Frau' erschien, um den ungläubigen George Brown zu küssen, da mußte ich mir wohl eingestehen, daß mein Trost vor diesem Gefreihende verfliegen würde gleich der Syren vor dem Sturmwind. Nicht allein der lustige Unterleutenant gerieth in Zweifel, ob der liebliche Synd nicht wirklich ein überirdischer sei! Auch wir vor der Bühne hätten uns kaum gemundet, wäre Anna bei den Worten: „O welch' ein Traum, welch' ein seliger Traum!“ mit Beidiebs' himmlischen Klängen vor unsern sitzigen Augen zum Himmel emporgeschwebt; hätte sich in Aether aufgelöst. Wohinmüßiger denn je ward meine Leidenschaft. Um so gefährlicher, je reiner sie sich bei dieser Anschauung verlierte, von irdischen Nebengedanken befreite. Ich dachte gar nicht mehr an das reizende, verführerische Mädchen. Ich sah nur noch die vorliche Künstlerin, die ein herrliches Gesicht, eine erhabene musikalische Schöpfung in solcher Vollkommenheit zur Weltung brachte; die sich selbst zur Schöpferin erhob, indem sie des Dichters, des Komponisten Intentionen überbot, verdeckte. Und welch' neuen Zuwachs erhielt meine persönliche Hochachtung für sie dadurch, daß sie die in Wahrheit malle, und hinter dem Jamben des Wagners weit zurückbleibende Arie des dritten Aktes ehrlich, treu, fleißig vortrug, ohne sich an den unaussprechlichen Abfall vorhergegangenen Applauses zu setzen. Stegmayer, der Kapellmeister, hat ihr dringend angethan, auch sie möge, den Beispiele der Schöner und vieler Anderer folgend, eine wirksamere Komposition dafür einlegen. Doch sie hat entschieden entgegent: „Welch' Beidiebs' für paßend erachtet hätte, war' es ihm ja leicht gewesen, hier noch ein reines Prodnikt anzubringen. Aber das soll nicht sein. Der dritte Akt soll dem George gehören, dem Schöpfkern von Anna, dessen Rechte zu wahren Anna ihren Wohlthäter, seinen hohen Namen, gelobte. George ist der Mittelpunkt des Drama's, Anna ist seine Dienerin. Deshalb wollen Gerie und Beidiebs' sie nicht weiter in den Vordergrund schieben, und den Willen der Autoren haben wir zu respektiren!“ — „Tage selbst, Leo, sind solche Aeußerungen im Munde einer Sängerin vom Theater nicht ungewöhnlich und bewundernswürdig? Rechnet sie sich nicht auch darin vor Allen aus, als die Größte? Und ist's da möglich, sich loszumachen von ihr? O lache mich nur lächlich aus; ich erbeite dir unumschränkte Vollmacht. Auch ich, der „Lebensmüde“, beginne mich zu entlösern in meiner Liebe; auch ich möchte, „heraus aus meinem Leide“, und bete dir nach: „Wach' zög die Waisen dem Erenen vor!“ Die mir bis jetzt eine, wenn gleich hoch bedeute, doch immer eine Suere, von weltlichen und weltlichen Aeußerungen umschloßene Eirene gewesen, wird mir täglich mehr Waise. Meine Wände bilden sich von einer Nacht zur andern immer mehr in sonste, die ichedene Träume um; und in der vergangenen Nacht es lieblich um mich her: „O welch' ein Traum, welch' ein seliger Traum!“

„So hör' ich dich gern, Wilhelm. Das steht dem stehenden Dichter besser an, als der sonstige Materialismus. Und diese idealistische Richtung wird auch Deiner Poesie zu Gute kommen.“

„Wenn sie Bestand hat! Liebe mich nicht zu früh, Ich kann nicht gut sagen für mich. Es hängt Alles von der Conlag ab. Waise sie fortwährend als Anna in der Heisen Frau' und in ähnlichen Opern auftreten, dann glaub' ich selbst an meine Umwandlung und werd' ein neuer Mensch. Fällt ihr jedoch davorhin, so wird ein Rollen zu, gleich der Hestia im Juro; schmidt sie das süße Ferkelzerg wieder mit ihrer halbentimentalen, halbmodernen Kofetterie. . . dann sieh' ich für keinen Wack fall in's Bedenke.“

Dieses eine Gespräch der zwei ungleichen Freunde mag viele folgende vertreten. Sie gingen nämlich um dasselbe Thema, in stets abwechselnden, demnach sich wiederholenden Variationen. Was sie selbst, besangen in ihren Herzensangelegenheiten, nicht zu erdulden vermochten, wurde ein Dritter, der sie umbelegen beobachtet, bald wahrgenommen haben, daß Leo, während Wilhelm's Leidenschaft fürwahrlich aus glühender Waise in selbsthüthelose, sich läuternde Verehrung überging, nach und nach aus demüthiger Andeutung in allerley lustige Täuschungen gerieth, die ihm vorschickten: Komtesse Benigna sei zuletzt doch eben auch ein Weib, wenn schon ein sehr stolzes; und ihre Stille sei möglicherweise gar die schmerzhafteste Geißel eines Vulkanes, in dessen Innerem Glut lodet! — Täuschungen, oder nicht? Sie führten das ruhige

Glück, welches festhalten er sich gelobt. Und War-
tung, gewiß in guter Meinung, viel zur Anregung solcher
Tätigkeiten bei. Denn er gewann den Grund des
Hauzes täglich mehr und machte ihn so recht zu seinem
Vergnügen. Jeden als Schwager zu begrüßen, dünkte
ihm eine über Alles erfreuliche Aussicht, die er auch der
Braut eröfferte, mit welcher es aber während kleinen Jähren
abhefte, wenn diese vor unvorstelligen Schritten, die Alles
verderben könnten, sicherheit warnte.

So kam das neue Jahr heran. Was Mitte Februar
war die eheliche Verbindung des Brautpaares festgesetzt,
welche im kleinste Kreise, ohne jegliche feierliche Feiern-
gebungen nach Aussen, vor sich gehen sollte. Die Verwen-
dungen waren Willens, am Tage nach der Trauung Berlin
zu verlassen, und wollten die Hüttenboden auf dem Land-
gute zubringen, welches Papa Teichs seinem Sohne
Wax schon bei den letzten Abtritten, damit dieser sich in
die Landwirthschaft finden lasse! — Ein Wunsch des
Brautpaares, dem nach Claire, obwohl nur schüch-
tern, beistimmte, wäre Leo der einzige, nicht zur Ver-
wandtschaft einer von beiden Familien gehörige, hoch-
zeitstags gewesen. Gräfin Kriegsheim, dem jungen Manne
müthlich wohlwollend, zeigte sich auch gar nicht abgeneigt
zur Erfüllung dieser Wünsche. Dennoch gab sie, sobald
die Liebenden den Weg nach ihr beschritten, kein
unbedingtes Versprechen. Obenonien gab sie einen be-
stimmten Grund ihres Jägers an. Daß jedoch Claire
sowohl, als War, bemerkt durchschauten, war un-
verkennbar; weshalb hätten sie sonst verziehen, in Benigna's
Anwesenheit davon zu reden? weshalb immer nur, wenn
die Schwägerin nicht zugegen, die Sache anregt? Alle
Drei schickten auf unbewegbaren Widerstand zu
stehen. Doch je näher der Termin rückte, desto mehr
wandelte die Entscheidung. Da war's denn end-
lich War, der seiner Freundschaft das Opfer brachte und
die künftige Schwägerin um ihre Zustimmung bat. Sie
hielten sich gefaßt auf eine scharfe Ausrufung. Wider
Verwahrung ward ihm eine zwar laute, doch sehr ruhige
Antwort: „Dankt ihr mich für euer, daß ich nicht schon
langt bemerkt haben sollte, welche Umstände hinter
meinem Rücken stattfinden. Ihr habt euch vor mir ge-
hehelt, und das mit Recht. Denn ich habe es im höchsten
Grade an . . . unpassend, ein solches, noch dazu eine solche
Ausnahme zu machen, um so mehr, weil die Sache etwas
nicht Verstehtes hat; wenigstens dafür ausgelegt werden
könnte. Aber ihr seid eurer Treue; und rechnet wie
Wax's Vater zu, der unversiehbelt auf eure Seite
tritt, so sind es ihrer Vier, die gegen mich stimmen;
folglich bin ich überstimmt und gebe nach. Ihn wird
auch beistimmen.“

Die Einladung an Leo von Verthal erging demnach
durch die Brautmutter in einfachen, herrlichen Worten,
an denen das Verstehen hervorlief, ihr jegliche Frei-
lichkeit zu bewahren und sie als etwas Bedeutungsloses
erklären zu lassen. Daß der freudig Ueberrassende ihr
die höchste Bedeutung beilegte, war unklar gewesen sein;
doch war hat das Recht, von Liebenden seiner Gattin
bejammerte Klugheit zu verlangen?

Eine Woche vor dem zur Vermählung angesetzten Tage
sah man im königlichen Theater die erste Vorstellung der
alten, allerhöchsten leiblichen Oper „Solombo“ statt,
in welcher die Solong das „Hannchen“ übernommen. Die
Familie Kriegsheim schickte sich ihre Loge, Wilhelm
wurde verpflichtet, einen Sperrstich neben dem seinigen
für Leo reserviren zu lassen.

Das „Hannchen“ ist keine „Anna“; Nicolo Houard
sein Vorbild; der Stoff des „Solombo“, aus „Baccaro's
schillernden Novellen, durch Lafontaine's Hände gegangen,
von Viennese für die Bühne bearbeitet, weit entfernt von
jener leichten, halber-Scotischen Romantik, welche Scinde
zu meisterhaft auf seine „Weiße Frau“ zu übertragen ver-
stand. Der zweite Akt des „Solombo“ sieht sich nur für
diejenigen harmlos mit an, denen die Quellen fremd
sind, aus denen sein Verlauf geknüpft wurde. Was die
Darstellerin des „Hannchen“ an schallhafter, anmüthiger,
verführerischer Auszeichnung ihrer leiblichen Aufgabe
leistete, ward allerdings gemindert durch jene, nur ihr
eigenständige weibliche Reize, die Vieles entschuldigte.
Wenn sie jedoch im dritten Akte, als tugendhafteste
Töchterin zur Rosenkranz gekrönt, aus den Händen des
Grauen Robert die Blumenkrone empfangend, diesem gar-
lantem Abenteuerer, vor ihm knieend, einen Blick zuwarf,
der ihn gleichsam fragte: „Du reichst mir die Krone?“
— da strich sie mimische Kunst nicht an dem letzten
Glanzstein der Sitte.

Heute (sag ich nicht, weil) ein seltsamer Traum!“
flüsterte Wilhelm dem Nachbar zu. „Heute Nacht schlief
ich auf Erden; sie hat mich aus dem Hesper auf festen
menschlichen Grund und Boden versetzt.“

„Heute noch“, sagte Leo beim Heimgehen zu sich selbst,
„heute noch schreibe ich einen Entschuldigungsbrief an Gräfin
Kriegsheim; weise die Einladung zur Hochzeit zurück.“
Benigna hat mir nicht gedankt, als ich hinauf nach der
Loge grüßte und die Anderen mit freundlich zusehender.
Sie hat sich abgewandt. Sie will nichts von mir wissen.
Es war ein schrecklicher Traum. Ich bleibe fest!“

8tes Kapitel.

Was? über uns kurzlebigste Kreaturen, Menschen ge-
nannt! Wie schlecht kommen wir häufig an mit unsern
besten Absichten. Wir meinen zu beglücken, und machen
elend! Hätten War und Claire nicht darauf bestanden,
dem armen Leo unverhoffte Freuden zu bereiten, sie hätten
ihm heisse Schmerzen erspart. Er war so zufrieden mit
seinem Loos, so ergeben in's Geschick, so reich in der
Entsagung. Ein Nachtwandler, von himmlischen Har-
monien entzückt, war er sichern Schrittes, dicht an
Abgründen, träumend und beglückend, im laßen Mond-
schein, der ihm für lebenswarme Sonnenglut, für Liebes-
wonne galt. Sie hatten ihn beim Namen gerufen; er
knechte zusammen, erwiderte, sah die schwarze Kluft, die
ihn von ihr trennte. Der Traum ist ausgeräumt; das
kalte Leben umfließt ihn. Der Mond ist nicht Sonne.
Er schläft.

Das junge Paar hatte, seinem Vorzuge getreu, den
Rautenlaßtruden der Hauptstadt entzogen und sich auf's
Land gegeben, um dreißig Meilen entfernt von Berlin
für's Erste sich selbst zu leben.

Gräfin Kriegsheim fand sich einsam. Die mürrische,
geschwätzige Claire stellte ihr überall. Gemüthlich Benigna
verhielt sich schweigend dem zu. Auch die sonstige Auf-
sichtigung durch Klug blieb aus. Seitdem Leo sich nicht
mehr gezeigt, war das Fortepiano nicht geöffnet worden,
war kein Ton erklingen. „Sollte man doch glauben, wir
hätten tiefe Trauer im Hause“, sprach die Mutter eines
Abends; „unser Tage gleichen lauter ewigen Sonnen-
tagen.“ — „Meine Sonne ist's nicht“, entgegnete Benigna,
„daß Herr von Verthal und seine Gegenwart mißgünstig.
Ich habe mich zu euren Wünschen untergeordnet. Was
ihm veranlaßt haben kann, eine so ehrenvolle Auszeich-
nung, wie ihr ihm gönnen wolltet, abzulehnen, begreife
ich nicht.“

„Du weißt es besser wie ich. Er hat aus Deinem
Vertrauen ersehen, in Deinem Rath gelassen, daß Du
keinen Theil gehabt an unserer Einladung; daß Du sie
müthlichst. Ein Wunsch von so seinem Gehörge hätte
sich darüber nicht laßen. Du hast's nur zu müthlich ge-
macht. Und daß er nun ganz und gar meißt, darüber
will ich ihn, wie sehr ich seinen lebenswichtigen Umgang,
seine gediegene Kunst vermisse, an vermissen laßten. Er
hat gerade Ursache, Dich für eine Unabsehbare zu erklären;
Dich, die wahrlich unerlebens sollte, was er für Dich
gethan, wie er sein ganzes Dasein Deinem Dienste ge-
widmet. Und da wir nun einmal diesen Punkt berührt
haben, laß mich Dir offen bekennen, daß ich unsäglich bin,
sein Verfahren gegen dich vorwurfsfrei, lügen, guten,
schönen Menschen in Einladung zu bringen mit Deiner
edlen Genehmigung, Deiner Gerechtigkeitsliebe, ja mit Deinem
Stolze. Du benötigst seine Bereitwilligkeit seit Mo-
naten, gebietest über ihn und seine Zeit, wie wenn er in
unsern Diensten stünde und Heuer bezahlt würde; nimmst
ihm nach Gefallen in Anspruch . . . und nun plötzlich zeigst
Du ihm, auf nicht noble Weise, er habe Dir nur als
Mittel für den Zweck müthlicher Leiden, nur als
Maschine gegolten; der Mensch sei Dir nichts; gibst ihm
auf; läßtst ihn fallen; hältst es unter Deiner Würde, gut
zu machen, was ich'se Name, momentane hochmüthige
Grillen, an ihm verschuldet haben? Ist's nicht so? Oder
vermagst Du eine gerechte Klage wider ihn aufzubringen?
Hat er sich jemals vergehen? Ist er, vielleicht unbewußt,
aus den Grenzen geschritten, welche Bescheidenheit, gute
Sitte, Ehrerbietung um ihn und Dich gezogen? Kannst
Du ihm einen Vorwurf machen?“

„Das eigentlich nicht. Er hat nichts gethan, nichts
gesagt, was sich vor Gericht stellen ließe. Aber streng
genommen verleiht sein ganzes Wesen und Sein wider
die Bedingungen, die ich an den Umgang mit einem
Manne zu machen habe. Er ist unsäglich zu verbergen,
daß er mich liebt. Und sein Schweigen spricht lauter als
Worte vermöchten. Aus jedem Worte, den er an-
schaut, hör' ich ein Gesandniß heraus, welches mich
verlezt.“

„Dann freilich hat er unsägliches Verbrechen verübt
in der Zeit, wo er hier aus und hin ging, und der Stab
ist ihm gebrochen. Gewiß, daß er Dich zu lieben wagt,
kannst Du ihm nimmermehr vergeben. Du haßst ihn,
als einen Unverschämten. Ich besage ihn, als einen
Wahnwitzigen. Denn wer sein Herz, sein ganzes, volles,
reines Herz an eine Person hängt, der muß hochmüthig
sein. Ich hätte weiter nichts dagegen einzuwenden, wenn
diese Person nicht zufällig meine Tochter wäre. Du
hast schon Manken von Dir gelassen, der's rechtlich meinte;
mit fester kalter Hand . . . ich habe dazu geschwiegen.
Aber daß Du diesen Unverschämten, Verräther, der nichts
von Dir begehrt, als Dich anbeten zu dürfen, der Deine
Freiheit nicht gefährdet, der nur für Dich leben will,
daß Du den mit Füßen wegstoßen kannst, darüber bin
ich sehr bezaubert.“

Benigna, scheinbar ungerührt, entfernte sich stumm
und ließ ihre Mutter allein.

Doch nächsten Morgens empfing Leo ein Briefchen:
„Meine Mutter bedauert sehr, Herrn von Verthal

nicht mehr bei uns zu sehen und . . . zu hören. Sie sagt
mich deshalb an, weil sie behauptet, es sei meine Schuld.
Daraus entsteht für mich die zureichende Verpflichtung an-
zufragen, ob Er gelassen ist, seine dankbare Schwägerin
für immer aufzugeben? Mein Hügel wird eben jetzt neu
gestimmt. Er ist unbefriedigt geblieben, seit Herr von L.
mich das Vortmal begleitete.

2. P. 15. Februar 1847.

Benigna Kriegsheim.“

Wie oft er diese Zeilen durchlesen, Wort für Wort,
Buchstaben für Buchstaben erwogen haben mag, wollen
wir ungezählt lassen. Der erste Eindruck war kein be-
sonders erfreulicher. Die Aufforderung, sich wieder zu
zeigen, schien weniger aus eigenem Antriebe der Schrei-
berin hervorgegangen, als vielmehr von deren Mutter
diktiert zu sein. Doch lese nur Einer solches Eristischen
mit dem sorgenden Vater sehnlichster Liebe wieder und
immer wieder! Nach und nach wird er zwischen den
Zeilen finden, was er in den Zeilen vergeblich suchte. Es
wird ihm ergehen wie manchen Ausgelegten Schallpfeif's,
die dem Lichte Intentionen unterzöhen, an welche Jener
nicht gedacht. Bevor noch der Abend herankam, hatte
Leo in die abgemessene, höchst vorzüglich gehaltene Au-
schrift die glühendste Sehnsucht Benigna's nach seiner Ge-
genwart hinein interpretirt. „Ob er sie aufgeben wollte?“
(„die dankbare Schwägerin“ untersehend) er stand ja
deutlich zu lesen auf dem Papiere . . . Sie aufgeben?
Befragte dieser Ausdruck nicht, daß er sie schon beiseite
habe? Daß sie sich als ihm gebührend betrachtete? Kann
denn überhaupt aufgegeben werden, was man nicht sein
eigen nennen dürfte?

Die Vogel der Liebenden macht oftmals seltsame
Sprünge, und nicht selten magt ein bisher ganz ver-
zögelter, durchaus anpruchsfoller Verzeirer, die allerschärfsten.
Leo gerieth mit der feinsten so weit, daß alle bisher ge-
hegten und sorglich gepflegten Betrachtungen der eigen-
thümlichen Stellung, die er bei Kriegsheim's eingenommen,
dahinter zurückblieben. Was er gestern noch mit klaren
Blickern und hellem Verstande für unumstößliches Erzeug-
niß irgeleisierter Phantasie, was er im Widerstande zu
Benigna's Charakter für unmöglich gehalten, das wußte
sein momentrunter Taumel jetzt erreicht: Sie wollte die
Seinige werden! Sie liebte ihn! Dahin, auf immer
dahin, war nun die so oft gegen Wilhelm gepirichte, mit
reinem Aufwande poetischer Schwärmern verheißene
Schicksalslosigkeit einer heiligen, unzweifelhaften, zur
geistlichen Freundschaft, zur überirdischen Andeutung ver-
stärkten Liebe. Der Oakt im Weiden gab dem Men-
schen Mann, welchen Besitz und Genuß zum Gotte er-
heben wollten! Was sie, die Idealiste, Unmöglichkeit,
über die Verbindung mit ihm dachte! Ob sie sich ent-
schließen konnte, sein Weib zu werden? Ob sie zunächst
nur seine Geliebte sein wollte? — Ginas wie das Lan-
dere mit ihrer Verjünglichkeit geradehin unentzählich! —
Das ermag er nicht. Auf dergleichen kleinliche Erdmü-
thigkeiten gab er sich weiter zu achten nicht mehr die Mühe.
Wie hatt' er auch dazu Zeit behalten, wo er Minuten
und Stunden zählen mußte, bis endlich die Abendstunde
schlug, die ihn zu ihr führte!

Mögliherweise hätte die Wiedersehen unter so be-
denklichen Umständen noch gnädig ablaufen können, wäre
die Gräfin dabei gewesen, und hätte er Mutter und
Tochter wie gewöhnlich zusammengekommen. Er würde
dann seine feierliche Ausrufung eber bemerkt und sehr
bald wahrgenommen haben, daß Benigna's Haltung mit
seiner Auslegung ihres Briefes keineswegs übereinstimmte.
Leider jedoch hatte Gräfin Kriegsheim einer Aufforderung
der Feilschart's, mit ihnen die erste Aufführung von
Gimarof's reizender Oper „Die heimliche Parthe“ zu be-
suchen, worin Henriette Sonntag beim ersten Gastspiel
als „Caroline“ ausnehmend gefallen, nicht widerstehen
können; und Gemteile Benigna, welche über Migrane
klopte, auch nicht im Entferntesten ahnte, daß Herr von Ver-
thal ihrem (nach ihrer Meinung wenig dringlichen) Rufe
noch an demselben Tage gehorchen würde, was allein zu-
rückgeblieben. Davon unterrichtete denn auch der ihn
empfangende Diener seinen armen Freund. Dieser jedoch
gönnte dessen Abwesenheit kein Gehör, unterbrach den Be-
richt, schob den Sprechenden auf die Seite, indem er ihm
zuerst: „Das thut nichts; man erwartet mich!“ — und
dann durch. Der Diener wollte sich nicht entscheiden zur
Wehr setzen (obgleich er bestimmte Ordre hatte, Niemand
einzulassen), weil er sich besann, daß Herr von Verthal
der jungen Herrin an Verthal befohlen, und weil er
diesen beiderseitigen jungen Herrn an vernünftigen von allen
Bekannten des Hauses beachteten machte, die Unwahr-
heit zu sagen.

So fand denn Leo die Gesichte, bei matt leuchtender
Lampe, im halbmondförmigen Zimmer, von einem weiten, be-
quemen Schlafgemache umhüllt, auf dem Kucheltisch lie-
gend, und erschrak sie gewaltig durch sein Hineintriften.
Bevor sie noch Worte fand, diesen erzwungenen Eintritt
zu tadeln, lag er schon auf den Knien vor zu Füßen
und überströmte die in zornigem Entsetzen Verstumende
mit der Hülle all' jener Gefühle und Empfindungen, die
er so lange vor sich selbst verbergen und gesungen gehalten,

die er nun entseßelt zu dürfen sich berechtigt wähnte. Schwierigste Menschen, wenn sie einmal, von gewaltiger Leidenschaft (um desto gewaltiger, je länger sie gebunden war) fortgerissen, zu reden beginnen, sind jenen Enthaltamen zu vergleichen, die, des Weines ungewohnt, sich an den ersten Gläsern schon berauschen und dann jede Herrschaft über sich verlieren. Man berauscht sich nicht bloß am Weine; auch an kühnen Worten kann's geschehen. Auch des Herzens heißes Blut kann dem Sprecher zu Kopf steigen und ihm jegliche Besinnung rauben, daß er nicht mehr weiß, was er spricht. Und wie ein durch Regengüsse wild angeschwollener Strom unaufhaltsam rasend seine Dämme durchbricht, so durchbrach Leo's unbändige Wuth jene Grenzen, die Benigna's unnahbarer Stolz ihm angewiesen, die er bisher in tiefer Ehrfurcht eingehalten hatte. Die erste Wirkung seines Gefühns war stumme Verwunderung, lähmender Schreck: die Hebräer hörte ihn regungslos an. Es schloß ihm der Muth, ihm Schweigen zu gebieten, denn sie fürchtete einen plötzlich wahnsinnig Gewordenen vor sich zu sehen. Erst nachdem er sich soweit vergaß, ihre Hüfte zu küssen, ihre Hände zu ergreifen, sie umarmen zu wollen, traten beleidigter Stolz,

jugendliche Scham, weibliche Würde in ihre Rechte; sie stieß ihn von sich, sprang auf, maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem Blicke voll Verachtung, und das entseßliche Wort „Unverschämter!“ drang in seine Seele wie das schärfste Schwert. Augenblicklich schwand der Schleier, dessen trügerisches Gewebe ihm Geist und Sinn umnebelt hatte. Er sah die Wahrheit. Er begriff, daß er sich jämmerlich betrogen, daß er ihren Brief mißverstanden, von eifriger Thorheit verführt falsch ausgelegt habe. Das Täuschung irregeleiteter Sinne gewichen, erschloß sich gleich. Sie stand ihm gegenüber in all' der himmlischen Keuschheit, die er so lange, von jeder irdischen Hoffnung frei, angebetet; aber auch in all' dem Stolze, welchem er sich so lange demüthig untergeordnet, welcher jedoch jetzt, durch seine Frechheit beleidigt, in unverständlichen Zorn, in Haß übergegangen war. Ja, Haß funkelte aus ihren Augen, zitterte auf ihren bleichen Lippen. Da gab es keine Verzeihung, keine Gnade mehr für ihn. Das sah er ein. Und wie sie nun mit unbegreiflich gebieterischem Blicke ihm bedeutete, sich zu entfernen... da wandte der Bedauernswerthe hinaus, um niemals (das wußte er wohl), niemals wieder über diese Schwelle zu treten.

Am 16. Februar zur Dunkelstunde fand sich Wilhelm bei Leo ein, um, wie er sagte, wieder einmal Bericht zu erstatten „von Herzensnarrheiten und Lebenspein“.

„Du brennst kein Licht, sitzt nicht über Büchern und auch nicht am Clavicembalo? Wie soll ich mir das erklären? Wenn's nicht flüster im Zimmer wäre (und die Vorhänge sind zugezogen), daß ich Dir in's Gesicht sehen könnte, wolla' ich aus Deinen Wienen lesen, ob Du Dich weidlich vor der Welt, voll unerhörter Nothe dermaßen hermetisch hier abgeschlossen.“

„Wie kommst Du darauf?“ fragte Leo zurück.

„Stell' Dich doch nicht gar so gleichgültig an, Alter, und traue mir doch ein bißchen Kombinationsgabe zu. Eine klaffische komische Oper aus guter, alter, italienischer Schule wird zum ersten Male „draußen“ gegeben; eine von pariser Vorbereitern umkranzte Sängerin tritt darin auf; Grafin Kriegshelm besichtigt sich bei Felsbarts in der Loge. Ein Platz für Comtesse Benigna ist reservirt... Anhaberin schilt. Der von Verthall ist im Parterre nicht zu erblicken? Wo kann Dieser sitzen, wenn nicht bei Jener? So schloß ich gestern; darum beschloß ich heute, mich an seinem Glücke zu ergötzen, ihm abzulau-



Das Kaiserliche von den Zinnen. Nach einer Photographie. (Z. 265.)

sehen, was zu verbergen ihm nicht gelingen wird, mag er noch so einseitig sein; wo die Lippen schwingen, spricht das Auge... und nun hat er sich in tiefe Nacht vergraben. Ist das freundschaftlich? Erzähl' ich Dir nicht, was mich betrifft, bis auf's Geringste? „Wach' ich Dich nicht zum Theilnehmer jeglicher Freude, sei sie noch so kindisch, noch so unbedeutend? Du aber willst mir das Bedenkliche verenthalten? Ein Abend mit ihr allein... es klingt unglaublich; das wäre ja so viel und mehr, als das zärtlichste Gesändniß jeder Andern. Denn sie ist nicht wie die Andern, und keine ist wie sie. Ich will, ich muß wissen, woran ich mit Dir bin. Du brauchst nicht zu reden, ich brauche nicht zu hören; gehalte nur, daß ich Licht in die Sacke bringe, dann werd' ich schon sehen.“

Er lachte nach Feuerzungen, er brannte, nach langem, vergeblichem Umbertappen, die auf dem Tische stehende Kerze an: „Wo hast Du Dein Fortepiano gelassen? Der Platz ist leer? Und wie sieht's hier aus? Leere Stühle und Schränke? Geschlossene Koffer?... Wollst Du verreisen?“

„Nicht weit.“

„Heiliger Gott, Du gleichst einem Todten! Was ist

vorgefallen? Sprich! jetzt sprich! Auf solchen Anblick war ich nicht gefaßt. Dir ist etwas Furchtvolles widerfahren. Du bist zum Sterben krank.“

Möglich. Zwar nicht, was man krank nennt im gewöhnlichen Sinne, denn ich befinde mich ganz gesund. Dennoch zum Sterben. Eigentlich schon gestorben. Nur daß die Leiche sich noch regt, bewegt, athmet, fühlt. Weil's aber nicht schädlich ist, als Leiche zwischen Lebenden umher zu wandeln, will ich mich entfernen. Was Du hier erwidert, sind Vorbereitungen zum Begräbnisse. Du bist eingeladen, ihm beizuwohnen. Meine Ruhestelle ist bereitet. Morgen in der Frühe fahr' ich mit Ead und Had hinaus in Deine Kent'sche Wäldchen. Unsere fünf Wofale freuten sich unbändig, als ich mich heute bei ihnen anmeldete. Am Monat Februar hatten sie noch auf keinen Miether gehofft. Dort will ich mich lebendig begraben. Außer Dir darf's Niemand erfahren. Du magst bisweilen bei mir nachfragen, ob...“

„So ist's zur Sprache gekommen zwischen Dir und ihr?“

„Alles aus, lieber Wilhelm; Alles aus und vorbei. Mit mir... und auch mit der Musik.“

„Wie meinst Du das?“

„Wie ich's eben sage. Ich werde nie mehr einen Ton anschlagen. Das Instrument ist verkauft; vor wenigen Stunden haben's die Träger abgeholt.“

„Wenig, das ist nicht möglich; das wäre Dein Tod!“

„Knochen!“

„Du, ohne Musik? Du, der in ihr lebst?“

„Gerade deshalb. Sie ist Schuld an allem Unheil. Sie hat mich in's Verderben gelockt, sie hat mein Leben zerstört, ich will ohne sie ruhig sterben.“

„Man stirbt nicht gleich wie man wünscht. Du kannst Dich lange quälen. Welch' ein Tölele für Dich, wenn Du Dich nicht mehr aus der Wüste der Einsamkeit in's Meer der Töne retten sollst!“

„Schöne Redung das! Würden sie mich nicht unheimlich auf das zurückführen, was ich suchen will? Aus jedem Tone würde ihre Stimme klingen! Nein, damit ist's vorbei. Den Begräbnissen ziemt Ruhe, nicht Sang noch Klang. Tiefe, tiefe Ruhe; stiller, ungestörter Schlaf. Erst das Erwachen öffnet ihnen auf's Neue der Melodien ewiges Reich; erst die Harmonie der Sphären wird der Erde mörderischen Mißklang in Einklang lösen.“

„Aber was ist denn so Ungeheures geschehen? Das sage mir nur. Es muß sich doch erzählen lassen.“

„O, in zwei Worten: ich bin mir unrein geworden; das Thier im Menschen hat über mich Macht gewonnen. Ich habe, verblendet von eitlen Träumen, vergessen, daß ich eine Heilige verehren wollte. Ich habe mich erschreckt, ihr zu nahen wie einer Sterblichen; habe das Vertrauen gemißbraucht, dessen sie mich gewürdigt; habe mich verächtlich, dummi, gemein benommen. . . . Gott verzeih' mir's; ich werde mir's nicht vergeben. Die hässlichste Buße ist noch zu leicht für mich. Lebhafte! Ich sie mir auf und will sie lächelnd tragen. Sie entzündet.“

„Vielleicht verzeiht sie auch!“

„Das vermag nur der weltliche Tod. Für's Erste bin ich noch beim Scheintode. . . . Jetzt aber laßt mich allein, Wilhelm. Noch bin ich zu matt von den Kämpfen vergangener Nacht, von den Anstrengungen dieses Tages. Das Sprechen fällt mir schwer, das Hören thut mir weh. Jedes Wort schlägt wie ein Donnerkeil auf die armen Seelen. Hab' ich mich draußen eingerichtet; ich, was Künstler an mir sein wollte, völlig abgetrieben, bin ich ganz und gar Jurist, lang' ich an, mit eisernem Fleiße nachzuholen, was ich so lange veräußerte, . . . dann, lieber Freund, wiesst Du einen leidlich verständigen Menschen in Deiner ehemaligen Residenz vorfinden, der auch bereit ist,

theilnehmend anzuhören, was Du ihm von Deinem Thun und Treiben anvertrauen willst. Dann, hoff' ich, wird der Prozeß, den ich zur Zeit noch mit meiner Unvernunft führe, zum Nachtheile letzterer beschleunigt sein.“

„Wenn er nur sein Klavier nicht verkauft hätte!“ schrie Wilhelm auf der Treppe.

Der siebenzehnte des Monats brachte Schneegestöber und einen förmlichen Nachwinter auf mildes Wetter. Leo sah die weiße Fläche mit Befriedigung vor sich ausgebreitet. Sie verbürgte ihm eine gewisse Abgeschiedenheit von der städtischen Welt, in deren Mitte sein frommes Stillleben so grausam vernichtet worden. „Wie auf einem Friedhofe!“ wiederholte er wehmüthig den Weg entlang. Und so glücklich, wie ein zertrümmtes Herz noch werden kann, dachte er das seinige hier zu machen. Doch diesem Selbsttrug war kurze Dauer beschieden. Seine Ankunft bei Vetter's, gestern so jubelnd begrüßt, so schnell erwartet, fand heute kalten Empfang. Drei Botale: Ob, Im und Uhu, umfanden verdrießlich die Kutische und fragten, nachdem er ausgefragt, so bunt wie möglich: „Da drinn ist's auch nicht? Haben Sie's nicht mitgebracht?“

„Was denn, ihr Kinder?“

„Nu, das Portefolio!“

„Das hab' ich nicht mehr; das ist verkauft.“

„Keine Angst nicht!“ rief die in der Hausthür harrende Frau Anna; „dann ist es Ggig!“

Und sie lehnte ihm den Rücken.

„Es kann Ihr Ernst nicht sein, Herr Auskaltator,“ sprach der dazutretende Vater Otto. „Sie, ohne Klümpchen? Da könnte ja leichter ein Storch auf Reisen seinen Flügel entbehren, als Sie den Ihrigen. Er kommt ja wohl nach!“

„Mit nichts, lieber Vetter. Das Instrument würde mir nichts nützen: ich habe mir den linken Arm verlegt, hier oben in der Gegend des Herzens. Ich hab's aufgegeben.“

Wüthend und verdrehten wendeten sich die Eltern von ihm ab, die Kinder heulten. Langsam, niedergeschlagen stieg er nach seiner Wohnung hinauf. Dort brach er in Thränen aus: „Weßhalb soll' ich nicht weinen, wenn selbst wilde Thiere Mitleid fühlen?“

Zwölftes Kapitel.

Im Hause der Gräfin hatte der im vorigen Kapitel geschilderte Austritt keine merkwürdige Wirkung geübt. Denn Benigna erwähnte nichts davon, und die Mutter, welcher



Erfinden und gezeichnet von W. Segl.

unbekannt blieb, daß Leo, durch eine schriftliche Aufforderung berufen, während ihres Theaterbesuches dagewesen sei, leitete sein ferneres Ausbleiben von allzugroßer, zu lange anhaltender Empfindlichkeit her, so daß sie zuletzt ihrer Tochter beinahe Recht gab und ihre Vorwürfe weiter machte. Der Diener, der jenes verhängnißvolle Briefchen befördert und den jungen Herrn dann des Abends nicht entschieden genug abgemeldet, hatte zu viel Respekt vor der Comtesse, um das ihm durch sie auferlegte Stillschweigen über diesen Gegenstand auch nur mit einer trifen Andeutung zu umgehen. Herr von Verthals Name würde gar nicht mehr genannt werden sein, hätte Benigna nicht erst auf ihrem Entschlusse beharrt, jedwede musikalische Uebung einzustellen. Der Gräfin galt das für eine unentzählige Entbehrung. Gleichwohl schloß ihr der Muth, den Eigensinn der Tochter als solchen zu tabeln. Sie begnügte sich mit schüchternen Bitten, die sie als vernünftig zurückgewiesen wurden, und verschob eine gründliche Erkundung der Ursachen, bis sie an der jüngeren Tochter eine Befreierin haben würde. Es war beschlossen, bei dieser, auf ihrem Landgute, den Frühling erwachen zu sehen. Claire sowohl wie Max erinnerten in jedem Briefe daran. „Kommt je früher, desto besser.“ schrieb Claire. „Ihr müßt die ersten Anzeichen in ihrem Anschwellen zu Blüthen belauschen. Unser kleiner Vork liegt wunderbarlich. Wie schön wird

er sein, wenn er zu grünen beginnt! Und wie wird sich meine Mutter am Glücke ihrer Kinder freuen! Und Benigna . . . o gewiß erweckt der Anblick eines liebevollen Paares in ihrem Herzen den Wunsch, ähnlichen Glückes theilhaftig zu werden!“

Derlei Ausprüche gewannen der Hdrerin, wenn sie vorgelesen wurden, nur ein mitleidiges Lächeln ab. Im Uebrigen zeigte sie sich besser gelant, denn jemals. Raum der schärfste Beobachter dürfte etwas Ergötzliches hinter ihrer Heiterkeit geahnt haben. Sie wurde jugendlich, zog sich nicht, wie es sonst ihre Manier, von aller Gesellschaft zurück, nahm Theil an frühlichen Zusammenkünften, begleitete ihre Mutter gern in's Theater, versäumte fast keine Oper mit der Sontag, ertheilte jüngeren Herren, die sie antraten, ganz menschliche Antworten und trug nicht wenig durch ihr verändertes Benehmen zu dem nach und nach aufstehenden Gerüchte bei: sie fange nun doch an, des lebigen Standes satt zu werden und wolle sich gelegentlich nach einem Gatten umsehen. Sogar ihre Mutter gab sich einiger Hoffnung hin.

Das währte bis in den April. Die Wärme schlugen aus,“ schrieb nun Claire. „Ihr seid immer noch nicht da. Trefft Ihr nicht vor Anfang Mai hier ein, dann glaub' ich, was rechtlich ein Freund meines Vannes berichten, daß Comtesse Kieselberg durch ein jähliches Verhältniß

festgehalten sei. Nur wenn dieß der Grund Eurer Zögerung wäre, wollt' ich meine Sehnsucht nach Euch zu dämpfen versuchen.“

Raum hatte Benigna Kenntniß von diesem bedingungslos gestatteten Auszuge erhalten, als sie auch schon heftig ausrief: „Nicht wahr, Mutter, wir reisen morgen ab!“

„Wie Du willst!“ ward ihr traurig erwidert.

Die junge Frau von Delbach war den Ahrigen in einer schönen vierpännigen Kutsche entgegengekommen, um sie von der letzten Restauration selbst abzuholen und im Triumph bei sich einzuführen. Der Gräfin Reisewagen, auf welchem das Kammermädchen und ein Lakai gesessen, folgte langsam. Was eilt lustig daneben her, Schwiegermutter und Schwägerin auf die weite Ausdehnung ihm gebühriger Plätze hinzuweisen.

„So groß hält' ich mir den Besitz nicht vorgestellt!“ sagte Gräfin Kieselberg verwundert.

„Ich wollte, liebe Mutter, daß er kleiner wäre, daß aber besten Grund und Boden enthielte,“ flüsterte Claire. „Vapa Delbach hat dem armen Max ein unbeschreibliches Geschick und mit demselben Vermögensumstände aufgebunden, die einen geübten Landwirth erheischen. So behauptet der alte Schaffer vom Hofe, ein guter, schlichter Mann.“



Einundzwanzigster Band.

Elfter Jahrgang,
Neuer Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, Januar 1869.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder R. 1. 45 fr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Text: Eine Pilgerfahrt, Fragment aus den Papieren eines Diplomaten, von Bruno Krüger. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko.

Illustrationen: Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko.

Illustrationen: Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko. — Die Kaiserin Johanna, Kaiserin von Mexiko.

Eine Erholungsreise.

Fragment aus den Papieren eines
Diplomaten.

von

Bruno Krüger.

..... Der Winter von 1857-1858 hatte mich sehr angegriffen, und da es mir unmöglich war, im Herbsturlaub zu nehmen, hatte ich meine ganze Hoffnung auf den Sommer gesetzt und mir vorgenommen, einige Monate in Deutschland im Kreise meiner Familie zu verbringen. Jedoch auch dieser Plan sollte scheitern, denn der General zeigte uns eines Morgens an, daß er in wenigen Tagen seinen Urlaub antreten werde — was so viel heißen sollte, als: die Herren Sekretäre machten sich die Urlaubsgedanken aus dem Kopfe schlagen.

Wie war dies sehr unangenehm, denn, wie gesagt, ich war körperlich etwas angegriffen und auch meine Familie hatte sich auf meine Anwesenheit vorbereitet, Arrangements getroffen, Reisen aufgeschoben, Einladungen verjagt u. s. w., und dies Alles mußte nun abgeändert werden.

Doch was thun? Ich hatte einen schnellen Entschluß gefaßt und bat Sr. Excellenz noch am selben Tage, mir zu erlauben, die Zeit bis zu seiner Abreise an der Küste zu verbringen, um mich wenigstens etwas zu erholen, was mir auch sogleich gestattet wurde.

Schon am nächsten Morgen reiste ich aus Paris und es war noch nicht Mittag, als ich in Havre ankam. Ich habe immer eine sehr große Vorliebe für die Badeorte, welche zugleich „Städte“ sind, d. h. welche auch eine andere Industrie ha-



Dr. Cajetan Felder, Bürgermeister von Wien. Originalzeichnung von G. E. Krieger. (S. 21.)

ben, als die, sieben und einen halben Monat des Jahres von dem zu leben, was man in vier und einem halben Monat von den Badenden erprobt hat. Ich weiß nicht, aber in den Bädern von Dieppe, Biarritz, Arcachon und besonders in Brighton kamen mir die Bewohner wie legitime und nicht aus der Art geschlagene Nachkommen der Piraten der Küste des atlantischen Ozeans vor, während in Havre, einem der Mittelpunkte des überseeischen Handels, die Bewohner so viele andere Industriezweige haben, daß man nicht zu fürchten braucht — wie in Biarritz z. B. — ein äußerst unkomfortables Leben fabelhaft teuer zu bezahlen. Außerdem ist es in Havre gar leicht, sein Aufgebot zu bewahren und so wirklich einige Wochen Ruhe zu genießen, während dies in andern Bädern unmöglich ist. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in den benannten Badeorten hat man mindestens eben so viele Einladungen zu Dinners, Soupers, Soirées und Walken, als man in Paris den halben Winter hindurch gehabt ... und das kann man doch wahrhaftig nicht „sich erholen“ nennen; zumal da es gewöhnlich unmöglich ist, dergleichen Einladungen auszuweichen.

In Havre dagegen ist es ganz verschieden, dort verschwindet man in der Menge, und in diesem geräuschvollen thätigen Leben kümmert sich Niemand um einen Menschen, welcher des Morgens sein Bad nimmt und den Tag damit zubringt, entweder an der Meeresküste oder auf den grünen Hügel, welche die Stadt umgeben, herumzufeldern — oder auch eine Spazierfahrt auf dem Meere oder einen Ausritt nach Jumièges zu machen.

Und auf solche Weise vergangen

die ersten sechs Tage meines Aufenthalts in Havre, und ich wünschte mir Glück, den schmalen Einfluß gefolgt zu haben, diese paar Wochen hier zu verbringen.

Eine einzige Furcht hatte jedoch oft mein idyllisches Leben, — es war die, unter dem Stempel in die Hände zu fallen; denn wenn dieses Unglück mir geschehen wäre, würde ich sicherlich ohne so und so viele Einkünfte nicht davon gekommen sein, und bei meiner so kurzen Ferienzeit war jeder Tag Freiheit mir theuer.

Wer hätte denken können — als am Ende der ersten Woche ich mich freute, auf keinem meiner Spaziergänge dem breiten Gesichte und der leichten Figur des Herrn begegnet zu sein — wer hätte denken können, daß zwei Tage später ich ihn selbst auffuchen, und, als ich ihn nicht in der Stadt traf, ihm bis in sein außerhalb derselben gelegenes Landhaus nachziehen würde?

Es war eines Montag Morgens, als ich, vom Bade kommend, mir vorgenommen hatte, auf dem Hügel zu gehen, um dort während ein paar Stunden irgend eine Ansicht zu skizziren. Im Begriff, zum Thore hinaus zu gehen, sah ich einige Männer und Weiber, welche ein weinendes Mädchen umstanden und ihr durch Zeichen begreiflich zu machen suchten, daß sie nicht fähig seien, ihre Sprache zu verstehen. Ein einziger Blick, den ich auf die Weinende warf, überzeugte mich, daß es eine Deutsche und ihrer Kleidung nach eine Auswandererin sei. . . Ich war eegentlich genug, noch einen Augenblick zu warten, um zu sehen, ob Niemand sich ihr nähern und mit ihr sprechen würde. . . dann jedoch ging ich zu ihr heran und fragte sie um deutsch, was sie verlangte. Als wenn ein elektrischer Funke sie berührt hätte, fuhr sie zusammen, als ich mich deutsch sprechen hörte, bahute sich einen Weg durch den Kreis der sie Umgebenden und kam auf mich zu.

„Gott sei gedankt!“ sagte sie mit einem stark nord-deutschen Accent, indem sie sich die Thränen mit ihrer Schürze abtrocknete — „nun ist doch Jemand da, der mich versteht. . . Sind Sie ein Deutscher?“

Ich wußt nicht, was ich ihr vortrug, als ich das arme Mädchen sah, welches mich mit einem Blick voll unaußgesprochenen Hoffnungen ansah. Gewiss war sie der Verzweiflung nahe — und jetzt war wieder neues Leben in sie gekommen. Sie hoffte. . . hoffte auf meine Bereitwilligkeit, ihr zu helfen, und. . . o mein projectirter Spaziergang auf dem Hügel! mit der sah's gar kümmerlich aus!

In wenigen Worten hatte sie mir ihre ganze, höchst einfache Lebensgeschichte erzählt, und. . . ich kann mir nicht helfen, ebenso wie hochtönende Worten mich gewöhnlich kalt lassen, so haben schlichte, biedere Worte, wenn sie aus dem Herzen zu kommen scheinen, eine unumstößliche Gewalt über mich und führen mich gewöhnlich trotz meiner diplomatischen Kaltblütigkeit weiter, als ich es oft für gut halte.

Meine neue Bekannte stammte aus Posen, hatte ihren Vater schon früh verloren, und als sich ihre Mutter zum zweiten Male verheiratet, einen Dorfschulmeister zum Vater bekommen. Nach einigen Jahren war auch ihre Mutter gestorben und sie wurde im Hause ihres Stiefvaters, der zu gleicher Zeit ihr Vormund war, erzogen und diente ihren Eltern Geschwister als Mutter. Später hatte sich ihr Stiefvater wiederum verheiratet; die Familie hatte einen neuen Junodnen bekommen, und als man gar nicht mehr glaubte, mit dem Gehalte eines Dorfschulmeisters auskommen zu können, hatte man wie gewöhnlich den Wid jersprüche des Ozeans getroffen und auch bald eine Gelegen heit gefunden, gratis hinüberzuwandern, indem ein Specu lant sich verpflichtet hatte, so und so viele Kolonisten-Fam ilien nach einer der Republiken Central-Amerikas zu liefern, ihnen mit den schönsten Versprechungen einer glän zenden Zukunft die freie Ueberfahrt verschaffe — natürlich unter der Bedingung, den Preis derselben später zu ver zehren oder abzurufen! Der schon so zahlreichen Fam ilie des Schulmeisters hatte sich noch eine Person ange schlossen, Fritz Streif, — welcher auf dem nächsten Güte tenditionste — und weitere Erzählerin, Katharine Verthei macher, Bräutigam war. Fritz und seiner und voll Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft war die ganze Familie in Havre angekommen und erwartete seit vierzehn Tagen schon den Abgang des Schiffes — als am ver gangenen Freitag Fritz, welcher nach seinen Sachen im unteren Kabinen des Schiffes sehen wollte, einen Hehltritt that, auslief, in den inneren Raum fiel und mit gebrachten Beine nach dem Hospitalde gebracht werden mußte. Man kann sich Katharinas Schmerz vorstellen — noch zumal, da am vergangenen Abend die Nachricht gekommen war, daß das Schiff bestimmt am Freitag abgehe. Sie war nach dem Hospitalde gelaufen, ihren Bräutigam zu sprechen, doch dort hatte man ihr zu verstehen gegeben, daß die Kranken nur Mittwoch und Sonntag Besuche empfangen könnten. . . und das Schiff sollte Freitag Abend den Hafen schon verlassen! Die arme Anne hatte sich ganz einfach auf der Straße hingesetzt, hatte bitterlich zu weinen angefangen und hatte dem ersten Wesen, der sich ihr genäherte und sie mitleidig angeschaut hatte, warum sie weine, ihre Lebensgeschichte erzählt, unbestimmt darum,

ob er sie verstände oder nicht; und so hatte sich nach und nach der Kreis um die Weinende gebildet.

Dies Alles war mir in fünf Minuten erzählt und. . . zehn Minuten später klopfte der Herr Gesundheitssekretär an das große Thor des Hospitals, und als der Wörner ihm geöffnet, fragte er mit demselben eine höchst schwierige diplomatische Unterhandlung an, welche den Zweck haben sollte, dahin zu gelangen, Fräulein Katharine eine Unter haltung mit ihrem Fritz zu gestatten. Es ist zu hoffen, daß derjenige Herr Gesundheitssekretär in seinen späteren Unterhandlungen als Gehandter mehr Glück haben wird, als in der mit dem Wörner des Hospitals, denn sonst wäre es vielleicht besser, er ergäbe gleich eine andere Carrière. — Nichts half bei diesem gestrenge Herrn — nicht einmal la piece de cent sous. . . die ich ihm mit Geschäftigkeit zeigte — und so mußte ich mich denn in das Unermüdliche fügen, mein Zielgenie zu brechen und der Oberin des Hospitals, einer Schwester des heiligen Vincenz von Paula, meine Karte zu schicken und sie um eine Unterredung zu bitten.

Katharine hatte von alledem nichts verstanden, sie sah geduldig mit ihren immer noch naßen Augen zu mir hin aus, und obgleich sie nicht verstand, was ich that, glänzte ihre Blinde doch voll Vertrauen, als Gerberus sich zuwendete mit meiner Karte entfernte.

Schon nach einigen Minuten kam er wieder und zeigte mir — und diesmal mit ziemlich freundlicher Stimme an, daß die Mutter St. Philippe „den Herrn“ erwartete. — Ohne ihm zu antworten, ergiff ich Katharine bei der Hand und zog sie mit mir fort in's Innere des Hospitals. — Der Wörner schenkte Luft zu haben, sich dem zu wider setzen, jedoch ich ließ ihm keine Zeit dazu, sondern eilte mit meiner Begleiterin die Treppe hinaus und trat mit ihr in ein Zimmer, über welchem ich von fern schon die Aufschrift „Mère Supérieure“ gelesen hatte.

Eine kleine, alte Dame empfing uns mit der größten Freundlichkeit; ich erzählte ihr in wenigen Worten den Vorfall und sie klopfte meiner Arme herzlich auf die Wangen.

„Armes Kind!“ — sagte sie. — „Sehen Sie, mein Herr, wie Gott ein weiser Vater ist! . . . Hätte unser Portier Willkür mit ihr gehabt und sie gleich zu mir geführt, so würde sie Sie nicht getroffen haben und Sie hätten jetzt nicht die Freude, einer armen deutschen Fam ilie nützlich sein zu können. Sie werden gewiß in ihrem nächsten Weibel dem Herrn für diese Begegnung danken!“

Ich verbeugte mich und wollte mich empfehlen, als die Oberin mir sagte:

„Ich werde dieses Kind zu Ihrem Bräutigam führen, während dessen können Sie sich das Hospital ansehen; — es sind recht viele Deutsche hier, meistens als Auswan derer; vielleicht ist es Ihnen möglich, irgend einem von ihnen einen Dienst zu erweisen. . . Sie sind mir keinen Dank schuldig, ich thue nur meine Pflicht.“

Und ehe ich zu Vorzügen gekommen war, hatte sie ge schellt und eine eintretende Wärterin befohlen, Schwester St. Marie zu rufen.

„Die Schwester wird Ihnen als Führerin dienen,“ — sagte sie, — „sie kennt alle Deutschen des Hospitals und befehlen sie mit besonderer Sorgfalt, da sie selbst aus Deutschland gebürtig ist! . . . Auf Wiedersehen, mein Sohn, ich werde Ihnen nachher Ihren Schilling wieder zufließen lassen.“

Und sie verließ das Zimmer, indem sie Katharine mit sich führte. — Ich muß gestehen, daß die geschwätzte Superiorin eine viel zu gute Meinung von mir hatte; ziemlich entfernt davon, erfreut zu sein, mich für wenigstens eine Stunde hier gefangen zu sehen, betrachtete ich mit Bedauern die freundliche Sonne, welche durch das Fenster schien, dachte an den grünen Hügel mit seinen schattigen Gängen. . . und an den nächsten Montag, an dem ich wieder in Paris sein mußte, und die sich öffnende Thüre unterbrach einen Straßer, welcher wahrscheinlich be deutete:

„Du ungeschickter Fritz Streif, kommst Du Dich nicht vorsehen! Dann hättest Du Dir nicht das Bein ge brochen, wäre Deine arme Frau nicht verzweifelt und. . . ich wäre auf dem Hügel! . . . ungeschickter Mensch!“

Von der Wärterin geführt, trat eine andere Schwester des heiligen Vincenz von Paula ein.

Ich habe seit jenem Tage sehr oft an den eigen thümlichen Eindruck gedacht, welchen die Schwester bei ihrer Erscheinung auf mich machte. Sie hatte eine hohe, majes tatische Figur, welche durch das einfache, schmale Ge wand nach mehr hervorgehoben wurde — ihr Gang und ihre Bewegungen waren so geraden und ruhig und dabei doch so imponirend, daß ein Jeder wie ich das Haupt mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Gefühle vor ihr ge beugt haben würde. Sie konnte den Deutschen nahe sein, konnte sie auch vielleicht überhört haben, und ob gleich der ruhige, ernste, und doch so überaus laurige Ausdruck ihres Gesichtes kaum gestaltete, ein Urtheil zu fällen, möchte ich sagen, sie wäre schön gewesen, wenn nicht eine fast geistreiche Blässe, welche über ihr Gesicht ge haucht zu sein schien, diesem ein beinahe erschreckendes Weichen gegeben hätte.

Sie schritt gerade auf mich zu und erwiderte meine stumme Verbeugung mit einem fest freundlichen Lächeln. „Die Mutter St. Philippe sendet mich hierher, mein Herr,“ — sagte sie auf deutsch — „um Sie durch dieses Hospital zu führen.“

Ich antwortete ihr, indem ich ihr meinen Dank für ihre Güte ausdrückte, und schied mich an, ihr zu folgen, als sie mich recht herzlich anah und zu mir sagte:

„Liegt Ihnen denn wirklich so viel daran, dieses Hospital zu sehen, mein Herr? Ich versichere Sie, es hat ganz dieselbe Einrichtung, wie alle die, welche Sie wahrscheinlich schon besucht haben werden, und es bietet sich dem Beobachter hier nichts Neues dar.“

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. . . Würde es Ihnen nicht mehr konveniren, mich an die Krankenlager unserer Krankstube zu begleiten und die Zeit, welche Sie bestimmt haben, hier zu verweilen, dazu verwenden, ihr Unglück mitanzusehen, besonders da Sie durch ihre Stellung fähiger wie irgend Jemand sind, ihnen zu helfen?“

Dies Alles war mit einem Ausdruck von Würde und Ruhe gesprochen, wie ich ihn bei wenigen Frauen gesehen; es lag so viele Schärfe und Zurecht in ihrem Tone, als wenn sie es für unmöglich hielte, daß man ihre Wünsche nicht erfüllte.

Ich folgte ihr, nachdem ich sie meines guten Willens, ihres Schüpfens nützlich zu sein, versichert hatte. Wäh rend wir jedoch durch die langen Korridore schritten, fiel mir ein, daß seit einer halben Stunde ich nicht mehr Herr meines freien Willens sei und daß drei Frauen, welche ich alle drei zum ersten Male sah, nach Weichen über mich disponirten; und die Stufenleiter war merkwürdig be zeichnend: von der weinenden Katharine zur geschwätigen, gutmüthigen Mutter St. Philippe, und von dieser zur majestätischen Schwester St. Marie! . . . Ich fragte mich, welcher von diesen Dreien ich mich wohl am leichtesten widerlegen könnte. . . und blieb mir die Antwort darauf schuldig! — Mein Herr Gesundheitssekretär hatte wahrscheinlich be deutlich mit dem Kopfe geschüttelt, wenn er mein deut liches Abweichen ausdrücklich mit angehört hätte.

Während dessen waren wir, durch Korridore und Gänge schreitend, in einen langen und sehr sauber gehaltenen Saal gelangt, an dessen äußerem Ende ich Katharine an einem Bett sitzen sah.

„Hier, mein Herr,“ — sagte mir Schwester Marie — „habe ich alle Deutschen zusammen legen lassen, damit die armen Leute, welche meistens kein Wort französisch verstehen, sich mit einander unterhalten können. Wenn Sie Ihr Bedauern wollen, mein Herr — ich glaube, Sie können von Bett zu Bett nützlich sein!“

Ich ging, von der Aenne begleitet, meine Runde ab; zuerst — ich muß es gestehen — etwas unmutig, dann jedoch, als ich anfing zu begreifen, daß ich meinen Land leuten hier wirklich nützlich sein könnte, wurde bald der Faulenzer in mir besiegt, und ich steute mich aufrichtig, daß ich Katharine aus dem Wege getroffen hatte.

Alles, was ich von dem armen Kranken hörte, ließ fast auf denselben Punkt hinaus — es war fast immer die selbe Geschichte — sie waren von Versprechungen und altherkömmlichen Versprechungen vertrieben worden, Deutschland zu verlassen, um nach America auszuwandern; man hatte ihnen so viel von Renten erzählt, welche dort wohlhabend, ja sogar reich in wenigen Jahren geworden waren, hatte ihnen jedoch sorgfältig verschwiegen, wie viele tausende von deutschen Auswanderern jährlich in America verkom men und untergehen; und jetzt, wo sie nicht allein krank waren, sondern auch angingen, die Wahrheit zu erkennen, jetzt waren sie verzweifelt, da sie nicht wußten, was sie thun sollten, ob vorwärts in's fast sichere Verderben oder rückwärts dem Lande zu, über das sie sich so sehr be klagten, so lange sie es bewohnen, und nach dem sie sich jetzt so sehr sehnten!

Ich rief hier — und ich muß gestehen, daß ich das Sprichwort: „Weib im Lande und nährt Dich reich!“ als Wahre all meiner Rathschläge betrachtete — dort half ich gleich durch irgend eine Empfehlung, dort versprach ich Rath, indem ich mich den Höl aufsuchte. Schwester St. Marie begleitete mich von Bett zu Bett, blieb gewöhnlich am Fußende derselben stehen, während ich mit dem Kranken sprach, und wachte wie oft befallig zu, wenn ich ihnen den Rath gab, herab zu untergehen und in Deutschland ein neues Leben zu beginnen.

Ich hatte jedoch das Bett eines alten Mannes ver lassen und ihm versprochen, mich nach seinen Kindern zu erkundigen, als Schwester Marie sich mir näherte und mir leise sagte:

„In diesem Bett, dessen Vorhänge verschlossen sind, liegt ein sehr gebildeter Mensch; er ist Angewandter — spricht wenig, scheint aber sehr lebend und unglücklich zu sein. Nichten Sie sich danach!“

Sie verließ mich nach diesen Worten und näherte sich dem von ihr bezeichneten Bett, öffnete denselben die Vorhänge, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er nicht schlief, sprach sie einige Worte mit ihm und wachte mit ihm, heranzutreten. Ich gehorchte, und als sie sich zurückzog, beugte ich mich über den Kranken.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?“ fragte ich. Er sah mich mit jenem fast geistlosen Blick der Fieberkranken groß an. . . plötzlich jedoch schien ein heftiges Gedächtniß und Intelligenz aus seinem Blicke zu leuchten.

„Gabe ich nicht die Ehre, Herrn von * vor mir zu sehen?“ fragte er.

Ich bejahte und dachte, daß die Schwester St. Marie ihn meinen Namen genannt hatte. Ein fast heiteres Lächeln erschien auf seinen Lippen. . .

„Erinnerst Du Dich denn meiner nicht mehr?“ — fragte er, indem er sich aufrichtete. — „ich bin ja Karl B... aus A...“

Ich ließ ihn nicht fortgehen. . . ich hatte ihn schon herzlich umarmt! . . . Es war einer meiner ältesten Freunde — noch vom Gymnasium her. Wie das gewöhnlich geschieht, hatten wir uns aus dem Gedächtniß verloren und mehrerlei seit langen Jahren eine nicht mehr an den andern gedacht, als das Schicksal uns hier zusammenführte. Nach wenigen Worten hatte er mir seine Trauergeschichte, die den Leser sehr wenig interessiren wird, schon erzählt, und da die mich sühnende Schwester wohl bemerkte, daß wir mit einander zu plaudern hätten, ließ sie mich durch eine Wärterin einen Stuhl bringen und entfernte sich, indem sie mir einen leisen Gruß zündete.

Nachdem ich meines Freundes Angelegenheit ausführlich mit angehört und die nöthige Rücksprache mit ihm genommen hatte, wie ihm zu helfen sei, ging unter Gespräch nach und nach in allgemeine Reden über und bewegte sich bald auf dem Terrain seines jetzigen Aufenthalts, des Hospitals.

„Ich kann Dir nicht sagen,“ — meinte er, — „wie gut man hier gepflegt wird; jetzt, wo ich in Konvalenszen bin, sehe ich es erst recht!“ Wahrhaftig, eben so gut und noch besser, als in seinem eigenen Hause!“

„Aber das Zusammenliegen mit so vielen Kranken!“ — erwiderte ich — „ist doch unangenehm!“

„Ja,“ — sagte er, — „besonders in den ersten Tagen; aber wenn man sich erst daran gewöhnt hat, so hat auch dieses eine gute Seite!“

„Und die wäre?“

„Daß der Kranke sich nicht so sehr und so unanständig mit sich selbst beschäftigt, und daß, wenn moralische Leiden sich zu seinen physischen gesellen, ein gewisses Schamgefühl vor seinen Mitbewohnern ihn abhält, sich jenen Hinbrüden, jenem ewigen — ich möchte es Wiedererleben seines Leidens nennen, zu überlassen!“

„Ja, ich verstehe. Dir jedoch wird es schwer geworden sein, hier irgend Jemand gefunden zu haben, der Dich Dein Leiden hätte vergessen machen können.“

„Du irrst,“ — antwortete er mir, — „Schwester St. Marie ist meine Tröstlerin! . . . Sie ist ein Engel an Güte und Wohlwollen; sie weiß einen jeden Schmerz zu lindern, wenn sie versteht ihn, und oft habe ich mir gesagt, daß — was läßt sie sein, einen jeglichen Schmerz zu verstehen, sie selbst viele Schmerzen erlitten haben muß!“

Mein Freund hielt inne — dann richtete er sich auf und ergriß meine Hand, drückte sie fast bis zu meinem Ohr und sagte leise:

„Du bist vergessenen, um Deinen Vandrückten nachzufragen — vergiß nicht, daß Schwester Marie eine Deutsche ist.“

„Aber auf welche Weise?“ — fragte ich.

„Höre,“ — antwortete er mir leise, — „daß diese arme Frau unendlich leiden muß, sagst Du ihr Geschichte. . . aber ich glaube sehr, daß der Grund ihrer Leiden nie über ihre Lippen kommen wird! Ich will Dir erzählen, welche Verurtheilung hier über sie steht; man sagt, sie sei aus südtürkischer Rasse, sei, von einem schweren Schlag heimgegriffen, als Novize in ein italienisches oder spanisches Kloster getreten, habe es aber, man weiß nicht aus welchem Grunde, verlassen, ehe sie das Gelübde abgelegt — habe das Kleid des heiligen Vincenz von Paula hier genommen und sich dem Hospitaldienst gewidmet. — Das erzählt man und ich kenne Dir folgendes hinzuzufügen: Als ich krank wurde und man mich hierher brachte, sagte ich meinem Wirth, er möge mir einige Bücher schicken; doch da dieser kein Deutsch versteht, nahm er die ersten besten aus meinem Schranke und brachte sie hierher. — Ich wurde täglich kranker und der Arzt verordnete, daß das Nachts bei mir gewacht werden müßte. Das ist nun der Beruf der Schwestern. Einmal Nacht erwachte ich und siehe, wie Schwester Marie eine meiner Bücher genommen und wahrscheinlich darin gelesen hatte, denn es lag offen auf ihrem Schooße — und die großen, hellen Thränen liefen über ihre bleichen Wangen. In demselben Augenblicke hörte ich ein leises Geklüppel — es war die Oberin, die Mutter St. Hilpppe, welche eine Runde machte und Schwester St. Marie übertratscht hatte. Ich habe das ganze Gespräch mit angehört und will es Dir wiedererzählen, damit Du vernünftigen einen Vorfall hast, wenn Du Dich entschließt, Der zu helfen, die der Schwestern so vieler Deutlicher ist.“

Mein Freund schloß einige Augenblicke, um sich zu erholen. Ich . . . ich war in tiefes Nachdenken versunken, denn gar manche Erinnerung aus meiner diploma-

tischen Karriere tauchte mit einem Male wieder in meinem Gedächtnisse auf! . . . Eine deutsche Fräulein, welche in einem Kloster einen Zufluchtsort gegen Familienintrigen gesucht hatte! — Ich erinnere mich ganz gut, diese traurige Geschichte einst gehört zu haben — aber wo? . . . wann? Und hing diese Geschichte nicht mit jener anderen zusammen, welche uns der Sekretär unserer Gesandtschaft am Hofe zu Madrid einst auf seiner Durchreise durch Paris erzählte und worüber wir so viel lachten. Ein hoher Geistlicher sei nämlich auf die Gesandtschaft in Madrid gekommen und habe angefragt, ob die Gesandtschaft Deutschlands nicht erlauben, eine aus dem Kloster entlassene Nonne zu verfolgen. Man habe ihn ausgeköpft und glaubte zu errathen, daß eine Nonne, Deutsche von Geburt, und sogar von hoher Geburt, aus einem spanischen Kloster entwichen sei, und der gute geistliche Herr hatte die Hoffnung, daß die Gesandtschaft ihm Mittel zur Verfolgung der Flüchtigen geben würde! — Alle diese und noch mehrere andere Erinnerungen tauchten mit einem Male in meinem Gedächtnisse auf und spanten meine Aufmerksamkeit bei der Erzählung meines Freundes auf's Höchste.

(Schluß folgt.)

Dr. Kajetan Felder, Bürgermeister von Wien.

(Von G. 591.)

Es wandelt ein armer Anabe zur Winterzeit durch die hellbeleuchteten Straßen Wiens. Der Weihnachtsmarkt am Hof, der Rastplatz in der inneren Stadt, bei der Christbaum- und Lichter- und Spielzeite, welche hier aufgestellt sind. Aus den fremden Kammern die und da bereits die unzähligen Kerzen des Weihnachtsbaums heraus. — Der arme Anabe steht und kratzt, ihm ist nichts beizugehen und deshalb, er ist ein Waisenkind, die Eltern sind todt, er ist zur Noth untergebracht. Er hat zu dem Waisenhaus der hohen Stenier hinauf, die dem Bürgermeister Wiens gehören, welche auf diesem Wege wohnt; er denkt, in einer solchen Stube nur einen Augenblick zu weilen, müßte eine Seligkeit sein!

Jahre vergehen, Jahre vergehen — der arme Waisenknabe ist in der hohen Stube mit den hellleuchteten Kerzen, er ist selbst der Bürgermeister, er ist der Vater aller der Waisen in Wien, er ist der Führer und höchste Mann in der Reihe der Bürger, welche diese große, prächtige Stadt zähl!

Ein armer Anabe singt in dem Chöre der Dominikaner und sieht mit Stolz und Ehrgefühl nach dem untersten Platz im Refektorium. Wenn er auch nur einmal so speisen und bei so beschwunderter Herrlichkeit sitzen könnte!

Das alte Waisenkind, nun Jüngling gereift, durchzieht die Welt, er lernt alle die Höfen und Hofmitten der Armut kennen; er steigt alle Poststationen in Stau und Wetter auf einem Schiffe und durchfährt den Ocean, um die ferne Welt und die Menschen kennen zu lernen, getrieben von einem unwiderstehlichen Wanderdrange und Eifer zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Der arme Vagabund, der nach jenseitigen Schicksale mit vertrieben, um nur erwünscht durch die Welt zu kommen, der arme Sängerknabe bei den Gesellen, — er wird zuletzt an den seinen Tadeln sitzen, bei denen alle Jovis wettern, ihre Federbüschel darzubringen; er wird die höchsten Gesellen als seine Gäste — er wird ihre Auszeichnungen in seiner bedeutenden Würde empfangen, und nicht nur über ein Häuflein Vagabunde in einem Schiffe wird er Kapitan sein, sondern der Leiter und Führer des Volkes einer ganzen Stadt, die fast dreihundert Millionen Seelen hat; er wird zudem als Vorkämpfer und Vorkämpfer in der Staats eine hohe Rolle spielen; er wird im „Gartenhaus“, unter Fürsten und Prinzen als ein Berater, Gleichberechtigter und mit demselben Gemüthe Stimmender und Entscheidender sitzen!

So ist das hier Vorgeschichte eine kurze, allgemeine Skizze des Lebens des jetzigen Bürgermeisters von Wien, Dr. Kajetan Felder's.

Es bleibt ein unwiderstehlicher Vorzug des konstitutionellen Epitomes, der freien Wahlungsbegehren für alle Talente, daß sie aus den Tiefen, aus den unbekannten Orten und Schicksalen hervorgekommen vermögen, um ihre Stellung zu erkämpfen und zu erringen.

Wie wäre es denkbar, daß der arme Anabe und Studientisch sich emporschwingen dazu: gekleidet, gekleidet und gewandt von der Bevölkerung zu werden, wenn ihm nicht zuvor Gelegenheit gegeben würde, seinen Eifer für die Sache, seinen Verstand und seine Geschicklichkeit und Erfahrung öffentlich geltend zu machen!

So hat Wien wieder einmal in seinem neuen Bürgermeister ein edles Wiener Kind an der Spitze, und das erzeugt bei den Bürgern und Einwohnern der Stadt immerhin ein betriebigendes Gefühl. Kajetan Felder ist 1814 in Wien geboren. Sein Großvater war ein armer Schuhmacher und die Schöne derselben folgte im christlichen Glauben, bis auf einen, welcher durch Unterstützung von Verwandten es zum Studien und in Folge dessen zum Dozenten brachte. Aber hohe Würden erlitten der Mann nicht, noch weniger Reichthum; seine Frau starb ihm frühzeitig und inmitten des Kampfes mit der Schwermuth, seine drei unumwundenen Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen,

zu erziehen, tief ihn selbst der Tod ab — die Kinder blieben verwaist, verlassen, arm und! Die verwandten Handwerker hatten nun ihre liebe Noth mit dieser Hinterlassenschaft und es mußte Rath geklärt werden.

Der Anabe hatte ein angenehmes Stimmchen und in der Schule singen gelernt. Die Kirchen- und die Kloster-Konvente, denen die meist gelehrt, schienen den Wunsch bei dem Götterdienste. Man bedarf immer neu der jungen Stimmen, welche den Gesangschor erfüllen müssen; und da die jungen Stimmchen oft plötzlich mit den vorrückenden Tagen in allerlei Raubheit des Jünglingsalters begangen umhüllten, bedarf man auch oft neuer nachwachsender Kräfte. So fand sich für den kleinen Knaben ein Plätzchen bei den Dominikanern, dann sogar bei den Benediktinern in Seitenklöster in der Propaganda, welche selbst ein Gönnerhaus waren. Die Klöster verließen und unterrichteten immer die Sängerknaben. Bessere Lasse sie auch oft von benachbarten Klosterhöfen thun, wenn sie im engeren Kloster keine haben. Aus solchen Schulen und auf diese Weise sind schon bedeutende Talente aller Art gebildet, oder ist ihnen vielmehr die Möglichkeit gegeben worden, bei ihrer Reife eine Studien-Karriere anzuschlagen. Mit der zu Ende gehenden Sopranstimme und Unter-Gymnasialist war die kirchlich-klosterliche Thätigkeit des jungen Felder ebenfalls zu Ende. Dem schwarzen Lohr sich ganz hingeben, schien er doch seine Neigung zu haben; ein Verwandter in Brünn nahm sich des hohen so künftigen Schülers an und ließ ihn die höheren Gymnasialklassen benützen. Dann wanderte der Studious Philosoph nach Wien, ließ sich an der Universität immatrikuliren und hatte zu tractiren, wie er mit Geist und der Welt und dem Vorkommen neben den Studien fertig wurde. Es gelang. Und nach hatte der achtzehn- und dann zwanzigjährige Jüngling Lust und ein paar Groschen, um während der Ferienmonate nach verschiedenen Ländern, Alpen, Seen und Flüssen zu ziehen. Er mag bei manchen Barrern und Klößen, nach damals noch blühender alter Eile, eingetroffen, und für seine guten Zeugnisse sich ein Wahl, ein Rathlager und vielleicht auch ein kleines Amtchen verschafft haben. Es ging auch ziemlich weit besser, und Italien, fremde Länder und Klößen wurden aufgesucht. So wurde endlich aus dem Jüngling ein Doctor Juris und zwar bereits 1841. Er hatte mehr studirt als Andere, und die gelehrte, die Professorenlaufbahn im Auge. 1843 war er bereits Supplent für Völkerrecht und Statistik. Immer weiter dehnte er in der freien Zeit seine Reisen in ferne Länder aus. 1845 wurde er Gerichtsdolmetsch für die spanische und französische Sprache, auch für Englisch, Dänisch, Holländisch wurde er zeitweilig verwendet. Im Jahre 1848 wendete er sich von dem Lehren ganz der Advocatur zu. Bei den öffentlichen Wahlen für den neuen Gemeinderath trat er als Kandidat an und wurde gewählt, und von jener Zeit datirt sein Vernt als öffentlicher Vertreter. Er war in dem später reorganisirten Rathe Schlichter, er gewann das öffentliche Vertrauen abwärts bei der neuen Wendung der Dinge, und für den Posten eines Vorkämpfers. Seit der Zeit war sein Stern im Hellen Wachsen. Er wurde in den Vorkämpfers gewählt und an der Spitze seines Freundes, des Bürgermeisters Jelinek, zum Vorkämpfer. Dabei beschäftigte er sich aber auch immer noch mit den Wissenschaften. Er legte den verschiedenen Akademien Abhandlungen über naturhistorische Stoffe vor, wurde zum Mitgliede der kaiserlich-karolinischen Akademie der Naturforscher ernannt und zum Correspondenten und Mitgliede vieler naturwissenschaftlicher und gelehrter Vereine. Er ist selbst Verfasser einer bedeutenden Naturalienausstellung, in der sich mancher Gelehrte Rath und Anstalt hat.

So leben wir endlich Dr. Kajetan Felder nach dem Tode des früheren, allgemein beliebten Bürgermeisters Dr. Jelinek an dessen Stelle treten, ja mit weit mehr Liebe und vorausgesetzter Kraft, als jenem bei seinem Amtsantritt zu Theil wurde. In Felder vereinigten sich viele, selten zu Verein getrossene Vorzüge und Eigenschaften. Er ist ein Wiener Kind. Er hat es durch Streben und Ringen vom armen Waisenknaben zu seiner Stellung, seiner Ehre und seinem öffentlichen Verthe gebracht. Ihn haben nicht Verwände, nicht reiche noch adeliche Comenionen leicht in seiner ganzen Erziehung gehindert. Er ist Bürger Wiens und zwar ward er's bereits früher, zur Anerkennung seiner Verdienste um das gemeinsame kaiserliche und öffentliche Wohl. Er ist Gelehrter und doch schlicht, Allen leicht verständlich und ohne Pedanterie. Er hat Welt gesehen wie keiner der Bürgermeister Wiens vor ihm. Er hat Südamerika, die Tropen und Jovis durchzogen, bereits als nicht mehr junger Mann. Er arbeitet mit an dem Weltmissionenwerke der „Propaganda“, und ebenens erhebt in prächtiger Illustrations-Ausstellung seiner ihm zugewiesene Theil. Er kennt also die Welt und die Bedürfnisse der Großstädte, wie Venedig; er hat ebenso die Schule der Armut ergründet; er mag und kann man allen Schönen ein helles Vorbild, ein angenehmer Genosse, ein nützlicher Führer sein.

Sein Sinn ist auf das Praktische gerichtet, in allen materiellen Berührungspunkten war Felder thätig und fördernd. Kaum dürfte aus dem Momente ein Bürgermeister sein, der so wenige Gaben, Kenntnisse, eine solche Summe von Erfordernissen und zugleich sich vereinigen Vorzüge besitzt. Die Stadt Wien darf sich zu stolz sein auf ihren neuen Bürgermeister, als dieser auf seinen hohen Vernt, seine Stadt und die Zahl seiner bedeutenden Bürger. Dr. Felder ist kräftig, eine hohe, schmale Gestalt mit einnehmenden, milden Zügen, und rüßig in voller Manneskraft, und wie seine Rede bei der Eröffnungsgesellschaft, daß, während die erregenden Freuden der Gemeinde und des Staates sich und unerschütterlich zu wahren, für neue energisch mitzuwirken und ringen um die Ausbildung aller leblichen und geistlichen Fähigkeiten unablässig zu fördern. So ist ihm und seinen Mitbürgern eine lange Dauer der Thätigkeit beschieden. Der Wiener Volk

bis er sich wieder vollständig erholen kann. Aber die deutschen Kaufleute hatten auch ziemlich lange aus, und während sie auf bessere Zeiten hoffen, kämpfen sie wacker gegen die Ischlehen an.

Und ist es jetzt irgendwo besser in der Welt? — Wir trugen hinsehen wollen wir wollen, so sehr wir, wenn nicht offenen Krieg oder Revolution, doch überall Mißtrauen oder gar Furcht. In Europa wie in Amerika — in den Vereinigten Staaten wie in sämtlichen spanischen Reichen, in Indien wie in der Türkei und Griechenland, überall gährt und kocht es, und nur die Vassallensiede und bei dem Kriegshandwerk beteiligten Arbeiter machen gute Gesichter. Kein Mensch auch weiß, woher das eigentlich kommt — ob es in der Luft liegt, oder in den gefährlichen Gassen, die gegenständig aus allen Erdspalten aufsteigen und selbst den festesten Boden da und dort erbeben machen. Es wird aber nachgerade ein etwas gefährlicher und sehr unverständlicher Zustand, und wahrscheinlich lieber ein tüchtiger, gesunder Krieg, der die Erde zur Entschärfung bringt, als die ewige Dredon oder Beschöpfung und heimliche Vorden von Gewehren und Revolvern.

Wohin ich auch jetzt gekommen bin, überall fand ich den nämlichen unglücklichen Zustand. In Europa thut Napoleon fortwährend, als ob Frankreich von Deutschland verdrängt werden sollte, weil die Dänen nicht mehr mitzureden dürfen, dem Kaiserthum von Oesterreich durch mehrere furchtbare Bedrohungen, sein Land zu verlassen, der König von Hannover nicht mehr die Wege durch sein Reich sperren kann. In Nordamerika gährt es äger als je, alle Geschäfte liegen darnieder, die große Armee der Republik ruft offen und die Fackel gegen den Präsidenten wurde vorbereitet. In Mexiko war der Zustand vollständig, in Ecuador hatte man gar keinen Präsidenten und in Venezuela ist es so, wie man den, den man hatte, unter jeder Bedingung los werden. Selbst auf den westindischen Inseln lag es, in San Thomas mußte man nicht, so man verlorst oder ist, förmlich oder republikanisch sei, in Jamaika lagen die Soldaten rings um die Stadt, um im Fall eines neuen Ausbruchs völlig getüth zu sein, und selbst in den weit im Inneren liegenden Goldminen von Venezuela war Aufwörung und wenigstens 48 Soldaten mit genau 22 Gewehren mußten sich dort stellen und aufmarschieren.

Wie gut kanten es die Leute in der Welt haben, und wie vertheuern sie sich doch das kurze Leben so unheimlich und fortwährend durch Ehrgeiz und Brodewid und andere böse Leidenschaften!

Doch wir können die Welt nicht ändern, und da wir nun einmal in Venezuela sind, wollen wir auch einmal nach Caracas hinaufziehen, um von vornherein ein schönes Stück Erde zu erreichen und zu genießen.

Caracas war von je die Hauptstadt des Landes, und wie alle übrigen in ganz Südamerika ist, weit in das Land hineinreichend, damit die spanischen und englischen Freibeuter, die an den Küsten herumzogen, nicht so leicht dorthin gelangen und die reichen Wälder plündern könnten. Lagunaira ist auch nur der Hafen von Caracas und ziemlich tief in den Tiegeln liegend, während Caracas, etwa 3000 Fuß über der Meereshöhe, ein weit höheres und reichlich prächtiges Klima hat.

Schon von Bord aus hatten wir den neu angelegten recht guten Fahrweg erkennen können, der sich an den Hängen hin den Berg hinaufzog. Dieser ist aber hauptsächlich nur für Fuhrwerk bestimmt, und auch viel weiter als die Reistage, die freilich ziemlich tief den Berg bis zu 5000 Fuß hinaufziehen und dann wieder in das Thal hinabsteigen.

Auch wieder südamerikanische Wirtschaft. Es existirt ein alter, schon von den Spaniern angelegter Weg, der erst eine Straße am Strand und dann allmählich in die Berge, ohne eine einzige hübsche Steigung hinaufsteigt; als aber die Regierung einen neuen Kontrakt mit einem der Herren machte, fand dieser nicht für gut, diesen Weg, der weit weniger gefahrlos haben würde und viel näher und bequemer lag, zu benutzen, denn — ein Bedenken vor ihm hatte an dem anderen Berggang bedeutende Beschwörungen, und durch diese mußte ebenfalls die Hauptstraße gelegt werden, wenn der Mann je einen Nutzen davon haben sollte.

Die Entfernung zwischen Caracas und Lagunaira kann in gerader Linie, wenn man in Eile reist, den Berg zu durchsteigen, kaum eine Legua betragen. Selbst auf diesem Umwege, über den 5000 Fuß hohen Berggipfel reist man es mit einem guten Thier in etwa 3 Stunden — und in weniger bergab, und der Reispfad dort hinauf ist wirklich entzückend. Schöner aber ist nach der Fahrt, wenn man bergab kommt, und dann plötzlich das Meer und weit voraus in Cocopalmbäumen und Mangobäumen das reizende Lagunaira vor sich liegen sieht — links dabei das Meer, mit Schiffen und Dampfern, rechts die in die grünen Büsche hinaufsteigenden hohen Häuser, und dazwischen alle die Baumgruppen, Gärten, Blumenbeete und sich daran einschlingenden Wege. Man kann sich wirklich kaum wieder von dem Anblick losreißen.

Von Lagunaira nach Caracas führt der Reispfad aus dem Thal unmittelbar und tief, ohne eine einzige Unterbrechung, bis auf die Höhe hinauf, übersteigt diese und zeigt dem Wanderer gleich darauf ein neues, prächtiges Bild: das in dem weiten Thal ausgebreitete, von hohen Bergen rings umschlossene und in grade, sich quer durchschneidende Straßen ausgelegte Caracas — besonders bekannt durch das juristische Erbeben, das im März 1812 diese Stadt sowohl, wie auch Lagunaira zum großen Theil verwüstete. Und die Spuren sieht man noch so deutlich bis auf den heutigen Tag, wie die Fußspuren, welche vorweltliche Thiere dem weichen Schiefer eingebrannt. Die spanischen Kolonien sind sehr kontrastirte Staaten, und man scheint selbst die Künste zu achten, wenn auch nicht, wie bei uns, als Erinnerungsmale einer vergangenen Zeit.

Westlich von Lagunaira hat früher der eigentliche Hafenplatz gelegen (und haben kann es überhaupt kaum nennen, denn es ist nichts als eine offene Bucht, von der die Schiffe bei einem sich erhebenden Meeressturm flüchten müssen), und dort stehen auch noch die Spuren einer früheren Stadt: eine halbe Kirche mit ihren Asten, eingestürzten Wauern, Seitenwände von Häusern und Gassen, in deren innerem Raum schon wieder Büsche und Bäume wachsen.

Ob es den Leuten zu viel Mühe schien, diese alte Ruinenstadt einzusehen, oder ob sie fürchteten, daß sich die Erdbeben wiederholen könnten, oder sie seien sich etwas weiter nach Osten, nach dazu in einem mehr von den heißen Hängen beengten Thale, und dort entstand denn das jetzige Lagunaira. — Und der Hafen?

Wäre der Platz in nordamerikanischen Händen, so würden diese Alles daraus gemacht haben; die Südamerikaner dagegen thun Nichts. Dieser sogenannte Hafen hat nicht einmal einen geeigneten Platz, wo Boote die unruhiger See — und die See ist hier fast immer unruhig — ohne Gefahr landen können. Es ist ein kleiner Steinbamm angelegt, aber ohne genügenden Schutz zu geben, und auch schon wieder zum Theil weggebrochen, und mit viel leichter Mühe wäre hier ein wirklicher Hafen, selbst für größere Schiffe, leicht zu bauen, bezugsichtigt! Die ganze Stadt ist von steilen, felsigen Bergen so dicht eingeschlossen, daß es sogar an Baumplätzen darin fehlt, und diese allein würden die ganzen Kosten des Unternehmens tragen. Eine lange Schienenbahn müßte von den Bergen aus über das Meer geleitet und weiter hinausgeführt werden, je mehr der Damm vorrückt, dann aber wäre es auch ein wahre Kleinigkeit, die jetzt nur im Wege stehenden Felsen ins Meer zu werfen und einen Damm herzustellen, der allen in dieser Breite verkehrenden Schiffen bequeme die Fahrt bieten könnte. Nein — läßtlich verunmuthen selbst Menschen an der Vollendung, und auf der anderen Seite stehen ihnen die Steine im Weg, doch selbst gewissmuthen daß man sie nicht an die Arbeit, sondern lassen lieber ihren Kindern auch noch etwas zu thun übrig.

Doch am wieder auf Caracas zurückkommen — denn die Südamerikaner ändern wir nun einmal nicht —, so übertrifft den Menschen wirklich der erste Anblick der Stadt ungemein, denn so groß und ausgedehnt hat man sie sich gewöhnlich nicht gedacht. Weit durch das Thal dehnt sie sich, wie ein mit dem Uebel gezeigter Plan, und die Lichter (es bammerte gerade, als ich die Höhe erreichte) kitzten dabei von allen Seiten aus.

Auch ein wirklich, lebendiger Charakter ist in Caracas, mit einem wirklichen Thor, durch das man reiten und vorher einen Reel begreifen muß (nach einem Fuß wird nirgendwo gefragt, und man hat den meinsten mit der gründlichsten Berechnung beabsichtigt).

Alter in Caracas wie in Lagunaira war es, als ob ich fast in meine eigene Heimat gekommen wäre. Schon nach Lagunaira hinab hatte mit einer der dortigen Deutschen, Herr Alfred Kötze, geschrieben und mich freundlich in sein Haus eingeladen, und nicht allein das; er kam mit sogar bis hoch in die Berge hinein entgegengeritten und führte mich selber in seinen kleinen fremdländischen Familienkreis ein. So war ich denn auch dort, bei den guten Menschen bald häuslich eingestrichelt, und wieder durfte eine kurze Nacht die Glieder — diesmal zu einem weiteren Nachhinein — kitzeln.

Caracas selber hat viele Deutsche, Kaufleute sowohl als Handwerker, ebenso wie Lagunaira, und das deutsche Element hält überhaupt weit besser in spanischen als in englischen Kolonien oder in Amerika zusammen. Aufgesallen ist mir aber doch — und ebenfalls ein sehr gutes Zeichen für die venezolanischen Damen — daß sich so viele von ihnen mit Engländern (d. h. im Land geborenen Weißen) verheiratet haben, eine glückliche Ehe führen, ganze Schwärme von allerliebsten Kindern um sich her aufziehen und doch dabei auch immer Deutsche bleiben.

In Nordamerika ist das Verhalten ganz anders. Die amerikanischen Deutschen, und besonders jene Reichen, welche die sich selbst, deutsch zu sein, beizubehalten natürlich stets Amerikanerinnen, aber in ihrem Hause wird auch nur englisch gesprochen, und ihre Kinder haben das Wort „Dutchman“ so oft im Munde, wie gute amerikanische Straßensprachen. Die aber, die wirklich Deutsche bleiben wollen, — einzelne Fälle natürlich ausgenommen, wo ihnen Amor einmal einen Streich spielt — gehen nach Deutschland zurück, holen sich dort eine Frau und bleiben dann in Amerika, bis sie sich etwas verdient haben.

Der Verkehr zwischen den deutschen Familien hat durch diese Verhältnisse allerdings einen etwas gemäßigten Charakter erhalten; die gebildeten venezolanischen Familien stehen aber Europa viel näher als in irgend einem andern Theile des amerikanischen Continents — was sie ihm ja auch schon durch ihre Lage näher gerückt hat. Sehr viele Venezolaner haben den Kontinent besucht — oft auch mit ihren Frauen, und sprechen französisch oder auch englisch, neigen sich überhaupt mehr den Fremden zu und verlegen gern mit ihnen. So kommt man selbst in venezolanischen Familien, wo man fast alle Nationen vertreten findet, und wenn auch die Amerikaner solcher gemischten Ehen lieber spanisch als deutsch reden, weil sie schon in den Schulen das Spanische allein hören, so schämen sie sich doch nicht, wenn herangewachsen, Deutsche zu sein, und geben sich sogar Mühe, die Sprache nicht ganz zu verlieren.

Die Umgegend von Caracas ist wirklich wunderbar schön, wenn auch nicht gerade sehr tropisch. Kaffee und Zucker, Bananen und auch selbst einige Holzpflanzen wachsen dort überdies; die letzteren tragen aber auf dieser Höhe von 3000 Fuß nur selten Früchte. Leider hat ich das Land nicht in seinem frühen Grün wie es sich schon wenige Wochen nach dem Beginn der Regen zeigt. Die lange Trockenheit hatte von sehr vielen Bäumen die Blätter total hinabgeworfen, daß sie dastanden, wie bei uns im

Winter, ohne Laub, und auch der Boden zeigte nirgend junges Gras und sah an manchen Stellen gelb und verwelt aus. Ueberdies man aber die Thäler, durch welche Wasser strömte, so konnte man leicht erkennen, wie üppig der Boden hier ein war, und welche Vegetation er hervorbringen konnte, wenn erst einmal die Wälder ihre Schrecken öffneten.

Uebrigens machten wir prächtige Spaziergänge in der Umgegend, die nach allen Richtungen hin, selbst in dieser Jahreszeit, wunderhübsche Ansichten bietet. Bald ging es da an Kaffeeplantagen und reisenden Gärten mit prächtigen alten Bäumen hin, bald zu Ruinen aus der spanischen Zeit, verfallen und verlassen, wie sie von ihren früheren Herren und den Herren des Landes geräumt worden. Bald am Guaira hinaus der Stelle zu, wo es vor zwei Jahren Vergebens gebildet wird, und ein überaus trübendes, mit Juckreiz bespanntes Thal durchströmt, und gerade dort draußen lag der Major-General Colina, die Geisel von Caracas und von dem Volk El Colera genannt, mit seinen Wanden. Aber das Herz mußte selbst einem Fremden bluten, wenn er sah, wie das arme Land hier, durch eine erbarmliche und gewissenlose Regierung mißhandelt, ausgebeutet und zerstört wurde.

Die Umgegend war ja wunderbar schön; überall, wohin das Auge sah, hoben sich die malerisch gezeichneten Bergketten empor, überall spannte sich der blaue Himmel. Hier blühte der kleine saunete Strom, dort unten im Thal lagen die schönen Gassen mit ihren hübschen Fuchsen, aber dicht herum an der Straße war Alles Verwüstung, als ob ein Heuschreckenschwarm über ein Waldfeld herabgekommen wäre — und wohl hatten die Herrn auch wie die Deutschen gewüthet!

Ueberall am Wege trafen wir Soldatentruppen von drei oder vier Mann, die theils kleine Herden von Hindern, theils einzelne Städte vor sich her trieben. Es war noch, daß sie den armen Leuten wegzunehmen, veranlaßt wenig fragend, ob die Familie vielleicht nur die eine Kuh hatte und davon lebte, oder ob sie es aus einer großen Herde nahmen. Es gab eine Konstitution im Lande, aber nicht herum an der Straße war Alles Verwüstung, als ob ein Heuschreckenschwarm über ein Waldfeld herabgekommen wäre — und wohl hatten die Herrn auch wie die Deutschen gewüthet!

Auch die selber am Weg waren total verarmt — Reis und Zuckerrohr durch Verste und Kautschuk abgetrieben, und in den kleinen Städten, die sie polierten, fanden von vier Häusern immer drei verfallenen und von ihren Bewohnern verlassen. Der wollte denn zwischen diesem Gefinde haufen und ihm seine Thier gestohlen halten!

Unterwegs begegneten wir dem General Colina zu Pferd. Er selber, ein tüchtiger Mann, kam mit einem braunen und einem gelben Anzug an — eine hübsche Schattierung — aus der Stadt geritten, und ich hinter genug aus. Er hatte wahrlich keine seine Schiessere — denn die Soldaten belamen überhaupt nichts — Ged helen wollen und eine Anweisung auf das Jellant erhalten.

Es ist das eine Eigenthümlichkeit dieses Präsidenten Fulcon, daß er eben selbst für sich selber brockt, denn nicht einmal die Soldaten, die ihn doch wenigstens noch eine kurze Zeit in seiner Stellung hielten, konnten den ihnen gebührenden Sold erhalten — von den übrigen Beamten gar nicht zu reden. Daher denn auch diese Verwüstung in der Hauptstadt, wenn ein Ministerium abtrat, war ein neues mit einem andern Beamtenhain an seine Stelle kam — ein Zustand, der oft an das Römische grünte, wenn man überhaupt etwas somit finden kann, was auf den Fall des ganzen Landes hinwirkte. So — um ein Beispiel zu erwähnen, nachdem die Sekretäre im Ministerium, wenn sie ausgetrieben wurden, nicht allein sämtliches Papier, Couriere und Geld, sondern auch die Vintenkäse, ja in einzelnen Fällen sogar die Lijbdrücken mit, und die neuen Beamten, mit keinem Centavo in der Hand und ebensowenig Arbeit, mußten sehen, wie sie sich nach und nach wieder neues Material beschafften.

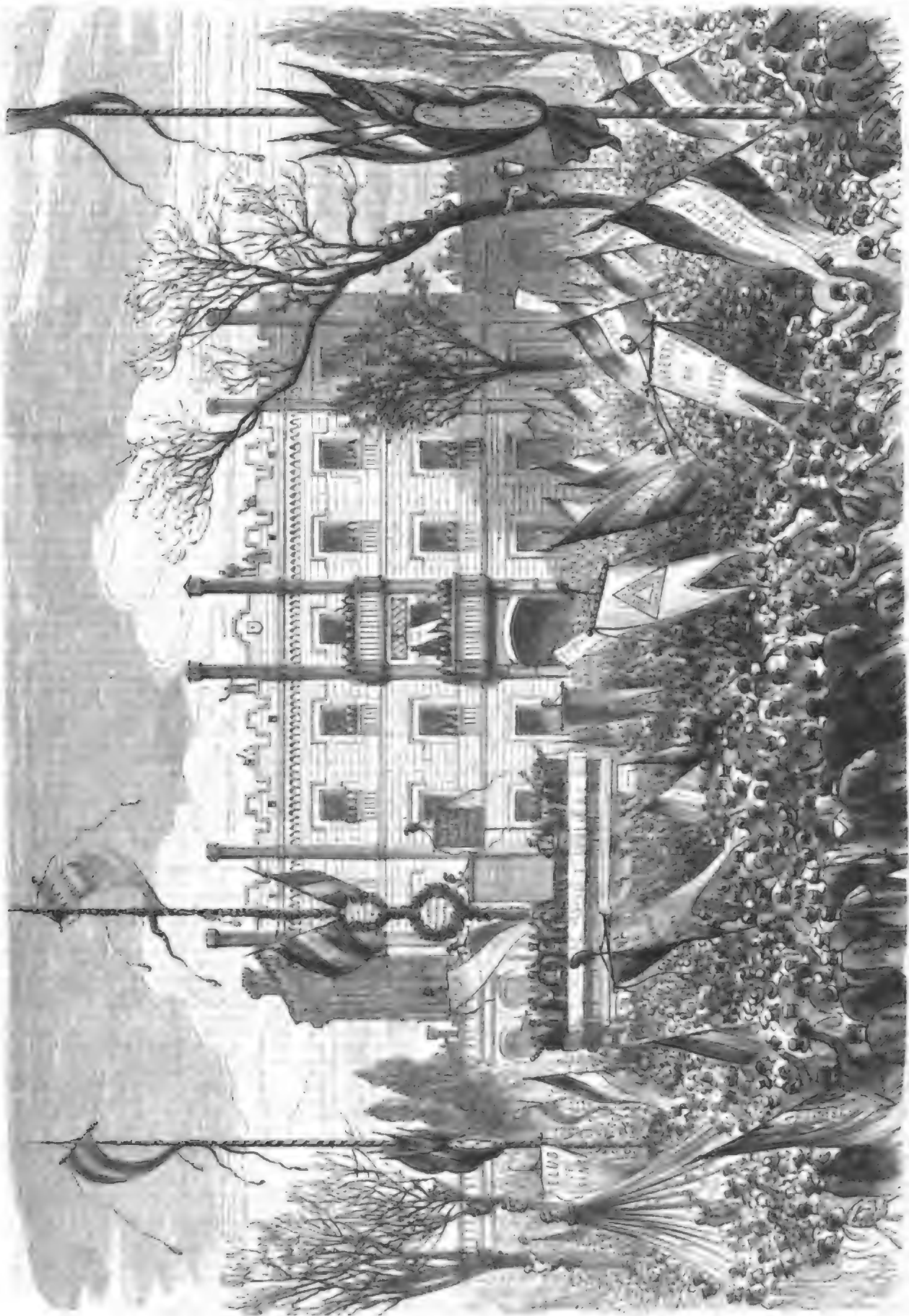
Das klingt in der That unglücklich, ist aber nicht desto weniger wahr und trägt ein Bild von dem Zustand geben, der in diesen Republiken, besonders aber in Venezuela herrscht.

Caracas selber machte auf mich, wie ich schon erwähnte, als ich es den ersten Abend betrat und durch die, wie es mir vorkam, engen Straßen ritt, keinen besonders merkwürdigen Eindruck. Ich mußte, daß ich die Hauptstadt des Landes betrat, und mit der Erinnerung an das erst vor kurzer Zeit verlassene Mexiko kam mir das Alles hier entzücklich heimlich vor. Aber es war noch Abends, der überhaupt Alles niederbricht und Berge, Wälder wie Häuser flüchtig erscheinen läßt, als sie wirklich sind. Am hellen Tag fand ich auch, daß der erste Eindruck kein ganz richtiger gewesen, wie denn ja auch die allerdings etwas niedere Bauart der Häuser ihren ganz berechtigten Grund in der gefährlichen Lage des Ortes selber hat.

Sollkommen verkehrt ist Caracas aber sowohl als auch Lagunaira von allen übrigen südamerikanischen Städten Amerikas gebaut, denn es hat gar keine sogenannte auswärts oder flachen Thäler, sondern liegt höher, wie irgend eine deutsche Stadt. Uebrigens in sie, in den Hauptstraßen wenigstens, mit guten Treppeln versehen und hat von Füssen oft unheimbare, im Inneren aber reizend eingerichtete Häuser, mit nur einer Unbequemlichkeit für die Straße selber. Die Fenster sind nämlich alle verputzt, die eiserne Stangen aber, fast einen Fuß tief, nach der Straße und über das schon ansehnliche schmale Trottoir hinausgehoben, so daß dort zwei Personen nie nebeneinander gehen können, ohne alle Augenblicke diesen Hülfsstücken auszuweichen. Für die Bewohner der Häuser selber bietet diese polyemwändige Bauart allerdings viel Angenehmes — und manchmal auch für die auf der Straße Vertheilspassenden. Die Lanten sehen sich nämlich sehr gern und häufig darin, wie auf einem offenen Balkon,



Die kreuzförmige Grotte bei Dierikon an der Rinde-Eng-Strasse. Originalzeichnung von J. Kretzschmar. (S. 272.)



Die französische Section. Hauptausstellungsweltplatz in Paris. (E. 1889.)

Eine alte Jungfer.

Roman

von

Karl von Sollen.

(Fortsetzung)

„O verging der Sommer. Ach, und wie schnell! Ist's doch wahrlich, als beschleunigte eine gewisse Einformigkeit und Beschränkung der äußeren Existenz den Flug der Zeit! Die Monate, in denen viel geschieht um uns her, in denen wir viel erleben, die uns mannigfache Abwechslung bringen, scheinen uns oftmals ungleich länger zu währen. Es ist eine seltsame Täuschung. Ihr unterlagen auch die Götze in Schloss Gelben. Erst von fallenden gelben Blättern mußte ihnen zugehelfen werden, daß die Rosen längst abgeblüht, daß Georginen und Asters ihr Reich angetreten hatten, daß der Herbst da sei, daß der Winter nahe. Vorzüglich Benigna wollte von bevorstehender Heimkehr zur Stadt nichts hören. „Läst uns hier abzuwintern“, bat sie, müder wie sonst ihre Art; „ich hab' ein Grausen vor den vielen Häusern in Berlin.“

Unleibbar würde, wie gewöhnlich, die Mutter sich ihrem Wunsch gefügt haben, hätte nicht Max, der zum ersten Mal als Gehörer auftrat, eine andere Entscheidung herbeigeführt. Er bestand darauf, Claire müsse im Hause der Mutter ihre Niedertracht erwarren, damit (was Gott verhüte) im Falle der Noth ärztlicher Beistand, womit es hier in der Nähe schmach bestell sei, nicht fehle. Das schlug durch. Die Gräfin hörte des lieben Sohnes Umficht; die junge Frau weigerte sich Anfangs ein bißchen, stellte vor: es müßten ja so viele Weiser rings umher in ähnlicher Lage auf Gottes Hilfe vertrauen; weshalb man für sie so viele Anstände machen, die arme Mutter belästigen, ihre häusliche Ordnung umfluren wolle! ...

Doch Benigna ließ sie nicht weiter sprechen: „Das ist eine glorreiche Idee! Was, von jetzt an bist Du mir doppelt lieb. Ja, freilich, bei uns! Nur bei uns! Es kann, es darf nicht anders sein. Wie wollen wir sie pflegen! Es soll ihr an nichts fehlen. Tag und Nacht will ich um sie bleiben, jede Dienstleistung verrichten, keine fremde Hand darf ihr nahe kommen, ihr ... und dem Kind. Nein, das wird ja schon sein! Weis man doch endlich einmal, was man auf der Welt ist! Gibt's doch endlich einmal Gelegenheit, eine ernste, heilige Pflicht zu erfüllen! Ich möchte die die Hände lassen, Schwäger, für diese Wohlthat. Nun, Du sollst nicht bereuen, daß Du mir so viel Vertrauen geschenkt. Walter, wir gehen morgen. Bleib ruhig sitzen. Ich packe zusammen. Wir müssen eilen, in die Stadt zu kommen, damit wir Alles bequem und gut einrichten für unsere Claire.“

„Aber wo bleibt Max?“ fragte diese ängstlich. „Ich reise ab und zu, mein liebes Kind. Bei Deiner Mutter kann ich unmöglich wohnen, das wäre zuviel verlangt. Ich nehme ein Stübchen im nächsten Hotel und bin bald hier, bald bei euch, wie's nun gerade notwendig ist.“

„Übermal's klug und vernünftig! Max, Du bist ein prächtiger Schwager! Dabei bleibst. Laßt Euch nicht führen. Ich weise mich auf unsere Koffer. O, jetzt schaudre ich nicht mehr zurück vor den vielen Häusern Berlins, hab' ich doch in einem dieser Häuser einen schönen Platz zu erfüllen.“

„Und die will nicht heirathen!“ rief Max ihr nach; „ist himmelstreichend.“

Claire hielt schon eine außerordentliche Rede in Bereitschaft für, vielmehr gegen die geliebte und ... gefürchtete Schwester, bei deren Abwesenheit sie den Rath zu solchen Entschlüssen fand, den sie vor der Anwesenden vergeblich aufbot ... da bemerkte sie der Mutter schmerzhafter Betrübnis. Ihr kindliches Gesicht siegte allmählich über die eitle Lust, „weisse Frau“ zu spielen, und sie hauchte nach einem andern Stöße des Gesprächs. Die auf dem Tische liegenden berliner Zeitungblätter beteten solchen Stoff reichlich dar. „Die Sonntag“, rief sie, „hat ihr Gesicht in Breslau glänzend benützt und ist wieder in Berlin aufgetreten.“

„Das ist eine alte Geschichte“, sagte Max; „schon vor acht Tagen stand in der Spenerischen ein Aufsatz über ihre Donna Anna im Don Juan.“

„Der ist mir entgangen“, sprach die Gräfin, sichtlich bewußt, ihren traurigen Gedanken eine andere Richtung aufzuzeigen. Und Claire setzte hinzu: „Solltest Du nicht wieder Konfusion machen, Max? Wie könne „Don Juan“ in die Rinnslad!“

„Frage lieber: wie kommt die Sonntag in's Hoftheater?“

„Was? Die Sonntag im großen Opernhause? Na, wenn sie da nur mit ihrem jarten Stimmchen ansetzt!“

„Sie muß doch, denn sie hat gleich nachher die „Huthe“ gesungen und mehr dergleichen. Was nur noch, Claire,

aber aufmerksam, bist ich, dann wirst Du sehen, daß von „Huthe“ im unterbrochenen Opernfest das Beste berichtet wird, und wirst reumüthig eingestehen, nicht Dein unterpassionierter Gemüth, sondern dessen allgemeine Herrin sei es, die Konfusion macht!“

„Allerdings! Wenn's eine Sonntag betrifft, bist Du nie zerstreut; das hält ich wissen sollen. Ich beuge mich als unbedruckte Gehäufte.“

„Bravo! Eiferfüchtiges Weib! O, das thut wohl! Das laßt eines alten Ehebrüchels Herz; das bringt jungen Fräulein in herbstliche Fütterwochen; das macht vergesslich, daß wir schon sieben Monate verheirathet sind. Nur zu! Hoffentlich wirst Du mir unterfragen, wenn ich Dich in Berlin besuche, Mama in die Oper zu begleiten?“

„Cela dépend! Befind' ich mich, den Umständen angemessen“, so wohl, daß ich mitgehen kann, und fährst Du Dich sonst recht artig auf, dann darfst Du von der Partie sein. Nur allzulebte Kaufungen des Einzeldienstes will ich mir im Voraus vorbehalten haben.“

„Sei nicht unruhig, Germaine! Ich soll doch nicht wie ein Stoch sitzen, wenn um uns her Alt und Jung in Begleitung aufsteht! Ich muß doch applaudiren!“

„Eine Bewegung der Hand zum Klatschen ... und ich werde Dich, bis Du schreist!“

„Frei! Ich schreie gern; ich schreie aber: himmelstreichend, einzige, bewundernde Heerliche! Unwiderstehliche, schöne Sängerin!“

„Dann laß ich mich scheiden.“

„Steh zu Befehl. Noa einem solchen Reichthum, der einer Sängerin nicht die Lust und einem Flügelmann der jungen Garbe nicht die Lust am Gesange vergähnt, trenn' ich mich gern. Zieh hin! Auch ich werde singen. Ich werde meine Vaterrechte vor dem Ehecheidungsgerichte geltend machen, werde das Kind behalten und werde singen: „Geh! Du nur hin, ich hab' mein Heil!“ Strenge Du dieses Liedchen!“

„Ach, schiedler Renick; wie kannst Du so kochhaft scherzen! Wie so wach thum!“

„Ist's noch! Das streut mich. Ha ha, ich will Dich lehren, wie zu singen, wenn ich der Sonntag Befehl klatsche, Du Gespitz.“

„Klatsche, rufe, schreie; ich stimme ein.“

Sie umarmten sich zärtlich und schloßten fort, unsinnige Späße, für sie reich an Sinn.

Die Gräfin ließ sie gemächlich und sagte betrübt: „Jetzt geh' ich gern nach Berlin; werd' ich doch wieder einmal singen hören! Hier hört' ich's nicht.“

Dreizehntes Kapitel.

An einem jener wunderbaren Oktobertage, wo frostiger Morgengraus die Dächer weiß überzieht, daß der langschweifige Schalter durch dinstigelaufene Fensterheben schon in den Winter hinüberzuweisen fürcht, bis dann plötzlich die Sonne, klar und mächtig, aus Nebelwolken hervor, einen Spülmann auf der Erde wirft, der an Reinheit, an erfrischender Wärme keinem Frühlinge nachsteht ... an einem solchen Tage warteten die Gräfin und Claire vom Delbach (welch' letztere seit vorgestern wieder heimlich geworden in der ehemaligen Heimal) mit dem Koffer vergebens auf Benigna, bis ihnen gemeldet wurde, Gostasse sei ausgegangen und lasse bitten, man möge nicht Wärsicht auf sie nehmen; sie könne nicht bestimmen, wie lange sie wegbleibe.

Die Mutter hauchte ihre Tochter, die Tochter ihre Mutter an. Das war eine merkwürdige Begebenheit. Es fand sich dabei durchaus keine plausible Erklärung. Nur durch Benigna, die sich fast zwei Stunden nach der im Hause abgelaufenen Zeit am Frühstückstisch einstellte, erhielten die Jüngern den ungeduldig erwarteten, immer noch nicht befriedigenden Aufschluß. Nachste derselbe die Hederinnen noch so heftig überreden und ersprechen; er ward mit einer Entschiedenheit, einer Seelenruhe gegeben, als ob er sich von selbst verstände; als ob gar nichts Befremdliches darin läge. Sie sprach: „Ich traf gestern zufällig den ... sein Name ist mir unbekannt ... den Herrn, der in der Soirée bei Felsch's das stürmische Gedicht auf die Sonntag vortrug, wozumir ich abgesehen werden sollten für die Sonntag selbst; Ihr bekennt Euch wohl noch darauf? Er kam mit Baron Eduard mit gerade entgegen. Der junge Felsch hat begriffen meine Rückkehr nach Berlin; ich stand nicht lange Rede; mir ist dieser Baron nicht besonders angenehm.“

„Welcher von unsern jungen Herrn wäre Dir's?“ warf Claire ein.

„Deshalb winkt' ich den mir nachfolgenden Diener herbei, als hält' ich ihn für die Antwort zu reichen. Felsch hat begriffen die Absicht und empfahl sich; der sogenannte Dichter mit ihm. Doch der Letztere lehnte wieder um, trat mir näher und erklärte mir, zwar sehr verlegen und lüthlich, doch vollkommen verständlich, daß sein „lieber Freund“, Herr von Verth, lebensgefährlich erkrankt sei. Dadurch fand ich mich veranlaßt, heute seinen Arzt zu befragen, nach dessen Namen ich mich gestern erkundigt hatte. Ich wollte die Wahrheit von ihm hören. Es ist der Hofmedicus und Medizinalrath Basse, ein Mann von Geist

und guten, geselligen Formen. Er zögerte lange; erst durch vieles Zureden hab' ich ihn doch zu dem Eingeständniß getracht, wie geringe, richtiger gesagt gar keine Aussicht auf Genesung vorhanden ist. Er führte Gründe an, die seinem durch Erfahrung erweiterten Wissen den schlimmsten Ausgang zeigten.“

„Welchen Namen gibt er der Krankheit?“

„Diese Frage hab' auch ich gestellt und darauf die Bezeichnung erhalten: der Zustand sei sehr komplizirt, könne jedoch als theils nervöses, theils abgebrochenes Fieber betrachtet werden.“

„Da die Ergiebigungen mitleidigen Antheils von Seiten der Jüngern ganz Benigna nicht ein. Sie nahm mit scheinbar ungeförter Gemüthsruhe ihr Schicksal zu sich, nach besser Verständigung sie sich sogleich zurückzog.“

„Nein“, brach Claire unwillig aus, „das ist geradezu empörend! Keine Silbe des Mitleids für einen Menschen, der ihr mit so rührender Liebe anhängt, der sich geradezu für sie und ihre Gesangsweise aufgeopfert hat, der wahrscheinlich aus Gram über ihre laute, höhnliche Abweisung krank geworden ist, der für sie starr!“

„Ihr seht auch nicht zu viel, Claire! Verdamme nicht zu rasch. Wie willst Du Deine Anlagen aufrecht halten und verringern, damit, daß sie früh Morgens bei unwillkürlichem Herbschnebel sich auf den Weg macht und ohne Begleitung durch die Stadt läuft, keinen Arzt auszusuchen?“

„Sie, die in derlei Dingen sich den jeder Probe gezeigt bis zum Ueber? In solch' ungewöhnlichem Schritte kann nur warmes Gefühl, kein bloßes Reue ... oder verborgene Leidenschaft sie getrieben haben.“

„Walter, was kommt Dir in den Sinn? Benigna und Reue? Sie, deren hohe Begriffe von sich selbst jeglichen Zweifel an eigener Unfehlbarkeit ausschließen? Benigna ... und Leidenschaft? Liebe! ... Liebe für einen armen, geringen, schlichteren Arbeiter, den sie von oben herab anseh, eben nur gnädig gelächelt, daß er ihr Dienste kräfte, gleichsam als zweites Instrument am Instrumente? Nein, liebe Walter, solche Widersprüche gibt es nicht; die sind unmöglich.“

„Dem Herzen, der Seele, ja dem Charakter des Weibes ist Alles möglich, ist jeder Widerspruch zugutruhen. Etwas Härte kann über Nacht in weiche Hingebung zerfließen, sobald eine längt klammende, gewaltiam verhaltene Blut flammend emporsteigt; eine Blut, an deren Hitze Eis aufthaut, und sogar Eisen zerbricht.“

„Aber einzige Mutter, von so „ner flammenden Liebe müßten andere christliche Leute nahe dabei auch ein bißchen was spüren? Sie müßte doch wenigstens aus den Augen herausleuchten? Hast Du davon nur ein Fränkchen an ihr entdeckt? Ich nicht. Im Gegentheil, sie hat ihre Muttersemmel und ihre reichen Eier heute mit bestem Appetit verzehrt, wie jemals. Und von dem Todtstranken hat sie so gleichgültig geredet, als betrafte das ärztliche Bulletin den verworrensten Paria Hindostans. Wenn ich mich nicht immer rech, auch als verheirathete Frau, aus den Kinderjahren her vor ihr fürchtete ... ich hält' ihr meine Meinung gern sagen mögen.“

„Wie widerst Du Dich schließlich an ihr verständigem Vorgehen. In's Innerste der Herzen dringt kein Menschliches Wort; das steht nur der liebe Gott.“

„Na, da wird er bei Gostasse Schwester sein blaues Wunder sehen, fürcht' ich, und geschwind die Augen wieder schließen.“

So planterten beide Damen ein Stündchen durch, für und wider, Beide unkluglich, ob und auf welche Weise am Zweckmäßigsten dem Kranken Beistand geleistet werden könne! ... Da stand mit Einemmale die von ihrer jüngeren Schwester stark Angehängelte, von der Mutter schwach Vertheidigte vor ihnen. Sie trug ein schicktes Hauskleid grüneren Schlags, ein buntes Umhangkleid, und hielt unter'm Arme ein großes Palet Leibwäsche. Ein schwarzer Sammethut mit dichtem grünem Schleier verborg ihr Antlitz. „Ich komme, euch Lebewohl zu sagen“, begann sie mit seltener Stimme. — „Lebewohl!“ — „Auf unbestimmte Zeit.“ — „Gedenkt Du zu verreisen? Und wohin?“ — „Verreisen kann man's nicht nennen; ich bleibe innerhalb der Stadtmauer.“ — „Zu wem aber?“

„Zu Ihm, zu dem des Herzens Nichts mich rast. Er bedarf sorgfältiger, verständiger Pflege, die kein Mithing genügt. Auch darf er nicht sterben, ohne vorher zu erfahren, daß ich ihn liebe, so heiß wie blenden nur je geliebt worden ist. Ich will nicht mehr von seinem Lager weichen, bis ich ihm die Augen zugeblickt habe.“

„Gott segne Dich“, schluchzte Claire; „Gott segne Dich, Benigna!“

„Wenn aber“, hob ängstlich erkannte die Gräfin an, „der Arzt sich fürchtet? Wenn Herr von Verth dennoch genesen sollte?“

„Dann schied' ich, wie ich kam, und er sieht mich nicht wieder!“

Die Mutter flüsterte: „Der Himmel sei mit Dir!“ — Claire warf sich betrübt in ihre Sopha und weinte laut. Sicherer Schritte ging Benigna von dannen.

Die fünf Wefale fanden vor dem Ketter'schen Häuschen. Die drei Kinder schrien und summelten laut. Herr Otto, wie Frau Anna beschworen Wilhelm Verding, er möge sie nicht in ihrer Noth verlassen, und nur ja gegen Abend wieder kommen; denn bei Nacht, versicherten sie, würden sie gar zu schreckliche Angst aus. „Mein Mann und die Kinder zum Wohl nicht“, setzte die Frau hinzu; „die Kinder aber kommt kein Schlaf, weil ich mich immerwährend fürchte, der Herr von Verthal könnte unterdessen sterben, und es läge hernachgebends eine Leiche vor mir, beim Erwachen. Ich kann keine Todtgenossen sehen, das ist meine Abversion.“

„Eine schöne Pflegerin“, murmelte Wilhelm; „das geht so länger nicht.“ Der Medizinalrath muß mir eine zuverlässige Person verschaffen.“

Entschlossen versprach er, sich spätestens gegen zehn Uhr einzufinden, und eilte fort.

Geb und Wku wurden zur Schule entlassen, Ani ward in die Küche geschickt, wo sie ihre Mutter vertreten sollte, die sich schlich verdrösten in's Krankenzimmer, und Ketter begab sich an seine Gartenarbeit.

„Was er nur immer mit seinen verirrten Redensarten will!“ Räumte doch ich eine Nadel abgestrichen habe, schreit er auf und erschreckt mich, und wenn ich frage, ob er nach mir gewesen hat, weist er die Augen auf, quasi eine Waise Anian zusammen, wo kein Mensch draus geschickt wird, von neuem Briefe, ich soll ihn verzeihen. Comtesse kennt er mich... „Stimmt“ ich man wenigstens rausbringen was dahinter steht! Denn Liebesgeschichten sind's, die ihn um den Verstand bringen, da nehm' ich gleich drauf. „Wußt das eine Gans sein, die den nicht gemacht hat! So 'n netter Junge. Heißt das, ist er gewesen. Jetzt liegt er da wie ein Stiel so abgehakt; Knochen und Pelle; das reine Gerippe. Wenn's lieber geschwind zu Ende mit ihm ginge, daß es überhanden wäre! Denn warum, helfen kann ihm der Doktor so wie so nicht, und ich möchte die Plage vom Hause haben. So 'n Malheur, daß er gerade bei uns lag einklegt! Hätt' er nicht eine Woge vorher ausgehen können?... „Woh, da rumpelt Doktors Gehepöde vor. Wo wollen wir uns ruhig eine andere Hygiene anknüpfen, sonst heißt's gleich, man hat kein Mitleid für einen Thaler auf den Tag.“

Sie war nicht wenig erstaunt, den Arzt in Begleitung einer fremden Dame eintreten zu sehen. Ehe sie noch ihren fleißig einklinkenden Kapperei beginnen konnte, stellte ihr der Medizinalrath in seiner Begleiterin die Schwärze des Kranken vor, welche auf seinen Ruf aus der Ferne angelangt sei, Madame Ketter abzulösen, damit diese sich wiederum ungehindert der eigenen Wirkthätigkeit widmen möge: „Es versteht sich von selbst, daß die Ihnen dargebotene Vergütung durch diesen Wechsel nicht beeinträchtigt wird. Sie empfangen noch vier täglich Ihren Thaler, überlassen jedoch dem gnädigen Fräulein die Sorge für den Bräuer.“

„O Sie haben zu befehlen; nicht mehr wie gerne!“

„Comtesse“, sagte Doktor Wasse, nachdem das milde Weib sie verlassen, „Vorherrschaft und Verhöhnung haben ich Ihnen leider nicht zu geben. Was gegeben kann, dem Leidenden erlöschende Labung zu verschaffen, findet Ihre Einsicht aus, ohne meinen Haß. Die Wissenschaft steht an Ziehe. Ich wiederhole Ihnen: so weit die meiste reicht, erwidert sie nicht anders als den Tod. Wie nahe, wie fern... bleibt unbekannt. Heilmittel für diese Krankheit sind mir nicht bekannt. Pflanzengemäch vornehmlich Palliative. Wad' es noch Aussicht auf Genesung... nur Ihre Nähe könnte die Möglichkeit herbeiführen. Jedenfalls wird sie günstig wirken; wird dem Armen wohl thun; vielleicht das Fieber künftigen. Und gelangt er zur Besserung, erkennt er Sie... dann dürfen Sie hoffen, daß ihm der Tod leicht werde, daß er beruhigt, beglückt hinüber gehe. Ich komme täglich nach ihm... nach Ihnen zu sehen. Und Ihres Vertrauens will ich mich würdig zeigen. Nehmen Sie herzlichen Dank, daß Sie mir es gönnen.“

Ehrfurchtsvoll küßte er Benigna's Hand, und diese blieb allein mit dem Geliebten. Und da stand sie mit gestreckten Händen vor seinem Lager und starrte in die entstellten, kaum erkennbaren Züge. Reuend hob sich, nach Außen ringend, des Gemarterten Brust; trampfhaft jacten die Lippen, die sich den Mühen zu Minute schneuten, und zerrissene, anjammelhängende Sätze herausstießen. Ihr Kater kam davor nicht vor, bemerkt fand sie in jedem einzelnen Worte irgend eine Verleumdung auf sich. Mehrmals versuchte sie darauf zu erwidern, ob er etwa empfindlich wäre für ihrer Stimme Klang? Vergeblich. Das sie auch sagte, wie eindrucklich sie ihn hat, sich zu sammeln, es verhalte spurlos. In wahrer Seelenangst nannte sie ihren Namen, den heimlichen, tief: „Veo, lieber Veo, Benigna spricht zu Dir!“ — „Ein Zeichen des Verstandes.“ Sie blickte umher, das Klavier suchend, ohne welches er ja nicht gedacht werden konnte; sie sah nach dem andern Zimmer... auch dort nichts! Verwirrt rang sie die Hände: „Wenn er nun sterben müßte, eh' ich ihm das Gebländ abgelegt, daß ich ihn

liebe!“ Das wäre zu fürchterlich!“ — Da kam es über sie gleich einer Eingebung von oben; nur mehr denn menschlicher Willenskraft gebot sie der eng zusammengekauerten Seele, Gehorsam zu leisten, und ihm Thranen gewaltig hemmend sang sie aus vollem Herzen: „O laßt mich dieses Gebengte sehn!“

Die Klänge zitterten über's Sterbette hin, wie von einer zersprungenen Glode. Allmählig verschwanden aus des Kranken Gesichtszügen jene Anzeichen qualender Fieberträume; die starrte Verzerrung des Mundes löste sich nach und nach in schmerzhaft süßes Lächeln auf... die bleichen Lippen lispelten: „Sie singt!“ — Er hob die Augenlider... er sah Benigna über sich gebeugt... er schloß den Kopf auf seiner heißen Stirn... er hatte sie erkannt.

Weiter in ihn zu bringen war' ihr freestehend, selbstständig erschienen. Sie gönnte ihm Ruhe. Ruhe, kaum hörbar, brachte sie mit emigen Händen Sauberkeit und Ordnung in's Krankenzimmer; räumte fort, was an ihre nachlässige Vorgängerin erinnern konnte; machte einen Schub für ihre Wäsche leer; zickelte sich förmlich ein; schlich hinab, mit der Wirthin alles für die Häuslichkeit Nöthige zu besprechen; ließ sich die erste beste grobe Wärrerei reichen, die gefordert werden sollte... und dann legte sie sich ihm zu Füßen, geduldig erwartend was über sie verhängt sei.

Wilhelm fand an diesem Tage einen Kuße, sogar hinter den Kissen des königlichen Opernhauses nicht, wohin es ihm gelangen war, sich unter Protektion der Contag einzuschmuggeln, und wo diese während einer Requisitionprobe der für den Abend angetretenen „Curantbe“ ihm theilnehmende Fragen nach seines Freundes Zustand vorlegte. Er war der Sängerin werth geworden durch unerschütterliche Verehrung und Andänglichkeit, die erst in ihrem vollen Lichte hervortrat, seitdem sie ihm eifrig geliebt, daß sie seine Liebe niemals erwidern könne. Wie er sich darin ergab, mit der treueren Verehrung, das andere nichts in seinen Empfindungen für sie, und das berühmte Goethe'sche Wort citirte: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“ da hatte sie ihn die Hand gereicht, und mit jenem Lächeln, von dessen zauberhafter Anmut nur einen Weggess haben kann, war es sah, nicht ohne Würdigung gekant: „Sie sind eine feine Ausnahme; die Andern' großen gleich, wenn man aufrichtig zu ihnen spricht.“ — „Nun hat' er auch kein Geheimniß mehr vor ihr; sie wußte, wo er an sein Freund Veo litt und starb; sie lobte ihn, daß er die seine Leidenschaft männlich befrage.“ — Wenn er darauf antwortete: „weniger männlich, als leidenschaftlich.“ — da bewies sie gern, auch ihr steh ein Goethe'sches Wort zu Gebote: „Wir können's nicht ertragen, daß uns nicht den hohen Menschenn die Natur verleihe.“ Immer hüßlich bald, immer hüßlich leidenschaftlich, Freund Verding; es wäre mir gar zu traurig, Ihre Wärrerei zu heißen.“ — Auf diese Weise kamen sie jedesmal scherzend auseinander.

Heute wußt' es mit dem Scherze nicht geringen. Vergessens ist er sich in's Gedächtnis, wie kindlich er sich gestru habe auf die „Curantbe“. Sie sind es ja, der Behör damals, im Beginn Ihrer glorreichen Künstlerlaufbahn, das Vertrauen schenkte, sein Werk den Wienern vorzuführen; wie herrlich muß die poetische und musikalische Bedeutung dieser Schöpfung durch Sie zur Geltung kommen!“

„Mein armer Weber!“ sprach Henriette, und sich fuzend den Kopf ein Weiden hängen; „was hat' er da zu leiden, und wie mit ihm! Wenn ich zurückdenke an Veo, an Wien, an die kindliche Freude, die mich erfüllte, als er durchbrang, als die Worten des Ruhmes ihm sich öffneten... und da muß' er in London sterben, schier verloschen, in der Fremde... hu, ich möchte nicht in der Fremde sterben! Mein lieber armer Weber! Ich, war' er heute hier! Stünd' er im Orchester und dürft' ich vor ihm singen!... Aber Sie, Verding, fuhr sie plötzlich auf, „Sie dürfen diesen Abend nicht im Theater zugehen. So ungern ich Sie vermissen (denn Sie sind ein tapferer Kämpfer für meine Cause!), Ihr Platz ist draußen beim Kranken. Ich beurlaube Sie. Wir Beide würden uns Vorwürfe machen, wenn er stürbe, indeß sein bester, sein einziger Freund und mein willkürlicher Gebildener wäre.“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Was recht und billig ist. Morgen bringen Sie mir Nachricht; und ich will Ihnen dann Rapport abkriegen über meine Curantbe.“

Wilhelm gehorchte ihr. Er übertrug sein Fiedlungsreferat einem zuverlässigen Manne, brachte allerlei anderweitige Geschäfte in Ordnung, und trat mit Anbruch der Abenddämmerung in seiner alten „steinernen Wärrerei“ ein. Niemand von den Bewohnern vertrat ihm den Weg; unbemerkt erreichte er die wohlbekannte Stubenthüre, öffnete sie vorsichtig, und schloß übergeugt, die im Halbdunkel an Veo's Lager gekauerten Person sei Frau Ketter, näherte er sich ihr. Erst wie sie, hoch aufgerichtet, ihm gegenüber stand, gewahrte er den Unterschied.

Sie finden ihn nicht viel anders, als Sie ihn heute früh verlassen haben. Einige Lichtblicke nur sind in die

geistige Nacht gedrungen, die ihn umhüllt. Er hat mich erkannt, und hat das Kind gesehen... nicht mit Worten, doch mit den Augen. Es ist aber nur vorübergehend gewesen.“

„Comtesse Kriegsherr... Sie in diesem Gemach? an Veo's Krankentisch?“

„Ich gehöre hierher. Weiden wir, hie! ich, weitere Auseinandersetzungen. Sie sind hier mit dem Anrecht der Freundschaft; ich mit dem der Liebe. Wir Beide üben unsere Pflicht, wir Beide folgen unserm Herzen. Betrachten Sie mich, so lange wir uns bei Veo zusammenfinden, wie eine zuverlässige Wärterin, die der Freund des Kranken mit seinem Vertrauen beehrt. Verzeihen laß' ich mich nicht, das erklärt' ich bestimmt, demselb noch ein Lebenshauch sich in ihm regt!“

„Ich Sie verzeihen? Niederwerfen müßt' ich mich vor Ihnen und Sie anbeten, gleich einer Gottheit, die Segen bringt und himmlische Veröhnung... aber ach, weshalb so spät?“

„Eben deshalb, weil es die himmlische Veröhnung ist, die erst eintreten kann, wenn der Tod sie herbeiführt. Mit dem Leben hat sie nichts gemein. Streiten wir darüber nicht; Sie und ich dürfen uns kaum verlässigen. Doch in der Hingebung für unsern... Freund, den ich, wollen wir einig bleiben; wollen es wenigstens sein, bis er hinüber ist. Wägen Sie mir dann fluchen, mögen Sie mir die Nützlichkeit an seinem Tode aufzählen; ich vertheidige mich nicht. Ich kam hierher auf Alles gefaßt, und hege überhaupt nur noch einen Wunsch. Es ist der, daß Veo, bevor Leib und Seele sich trennen, vor vollen Klarheit des Geistes erwache, sei's auf Minuten, daß er mich erkenne; daß er vernahme wie ich ihn liebe; daß er die Uebereignung mit in's Jenseits nehme: Benigna wird ihm Treue bewahren, über Grab und Zeit! Gönnt ihm die ewige Gnade solchen Lichtblick, gönnt mir ein solches Abschiedswort an ihn, dann hab' ich nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu erstreben, und mein künftiges Dasein gehört den Vätern der Lohrer, der Sammler. Ihnen biete ich, wenn Sie nicht glauben mich helfen zu müssen, aufrichtige Freundschaft. Nicht allein weil Sie sein bester Freund gewesen, nein, auch aus Eigenmuth, weil Sie sein Vertrauter waren; weil ich durch Sie hören will von ihm; weil Sie der Einzige sind, mit dem ich von ihm reden kann. Denn zwischen den Weiden und mir wird kein Name nicht mehr genannt; das ist beschlossen. Ja seinen Streifen schalt mein stolzes Herz keine Mahnung für die Verwundung wehmüthig-weißer Stunden. Die können nur Sie mir bieten, und ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir dieses Opfer bringen. Vielleicht bringen Sie es zugleich dem armen Freunde?... denn was wissen wir davon, ob den Angehörigen nicht gekantet ist, Gespräche zu belauschen, welche ihnen gelten? Ich halte an diesem beglückenden Glauben fest. Ihnen steht frei darüber zu lächeln.“

„Ich beuge mich vor ihm, wie vor Demjenigen, die ihn hegt. Und jetzt, Geduld, jetzt beneid' ich den Sterbenden. So gelte es werden in im Tode, nach dem Tode, ist das höchste Leben.“

Wilhelm dachte dabei, wie er früher selbst zugestanden, an die Anstaltungen, die, wenig Stunden zuvor, ihm gemacht worden waren, in Betreff seiner eigenen, glücklichen, doch unermesslichen Leidenhaft. Der Vergleich lag nahe, desto schroffer gelernt traten die Ergebnisse hervor. Auf seiner Seite: aufrichtige, heilige Jenseitsgung, sonder Scheu und Bräute; auf Veo's Seite: hochmüthige Verstellung, die erst vor dem grinsenden Gespenst des Todes die Maske ablegt, aber dann auch wahrhaftig großartige Zugeständnisse macht; rückfichtlos nachholt, was freilich zu spät kommt. Der Kampf in Wilhelm's Innern, für und wider Benigna, dauerte nicht lange. Mit ganzer Seele gab er sich ihr hin, schwor ihr Verehrung, getreue Andänglichkeit, unverbrüchliche Discretion. „Nun ich bin Einer“, sagte er hinzu, „der unglücklich liebt; nur mit dem Unterschiede, daß mich kein Verthum täuscht, daß ich auf dem Sterbette nicht hören werde, was anjem Freund zu hören vortheilhaft ist.“

Benigna nickte ihm zu, mit dem Ausdruck des Verständnisses. Sie kannte ja aus Veo's Andenkungen seine Idolatrie für Henriette. Sie hatte öfters in ihrer wegwerfenden Ranzel gesagt: „Ich konnte nie begreifen, daß ein Mann von Geist und Selbstgefühl sein Herz auf die Schaubühne trägt... durch die Sontag wird mir's begreiflich.“ — Dasselbe wiederholte sie dem Vertrauten ihrer Liebe, den seine, von jeder Bitterkeit freie, Entlassung sehr wohl stredete. Von dieser Stunde waren sie befreundet und jind's geblieben, wie wir des Weiteiten untereinander betrachteten wollen. Tagtäglich, wenn Wilhelm die unvermeidliche Krankenwärterin bei ihrem frommen Wirken zu belauschen kann, hatte sie ihm von hellen Augenblicken zu erzählen, wo Veo lächeln gemessen, sie zu hören, ihre Gesandnisse in sich aufzunehmen, sein Glück auszusprechen, sie zu trösten, ihr zu danken. Einmalig ward' es dem Vertrauten dieses schauerlichen Bundes am Rande des Grabes gar so gut, Zeuge solcher tiefstehenden Momente zu werden, und auch seinen Anteil davon zu empfangen. Doch niemals duldete Benigna, daß er lange

vermählte. Immer trieb sie ihn bald wieder weg; zwang ihm das Versprechen ab, die Oper zu besuchen; seinen Austritt der Sonntag zu versäumen. „Ich schreie“, sprach sie, „die Kraft, deren ich hier bedarf, aus dem Anblick des Geliebten, der für mich stirbt. Sie müssen die Kraft, die Sie nicht entbehren können, aus der Kunstbegabung der Geliebten schöpfen, die für Andere lebt; Sie müssen der Welt, dem Erdentreiben gänzlich lernen, was ihm gehört, wie ich meine Ansprüche auf diesen der Ewigkeit überlasse. Und Beiden darf nur das Gedächtnis bleiben.“

Am dritten November hatte die Sonntag zum zweiten Male „Deidemonia“ im „Cithello“ gesungen. Der letzte Akt dieses melodischen Werkes, in welchem Rossini sich

aus seinem bisweilen oberflächlichen Singhang zu dramatischer Größe erhebt, so daß einzelne Stellen, wie zum Beispiel jenes Lied von „der Weide“ und der Gondolier-gefang, Gluck's oder Mozart's würdig wären, ... der letzte Akt war verlaufen; die Leichen auf den Brethern deckte der Vorhang ... Wilhelm rannte hinaus in die trübste Nacht, von Leichen, die vor ihm hereschwebten, geleitet. Unwiderstehliche Ahnung rief ihn. Sie trug nicht. Leo lag im Verstecken.

Benigna kniete zu seiner Füßen. Wilhelm nahm den Platz zur Rechten ein. Der Sterbende war bei vollem Bewußtsein. „Auch Du bei mir in dieser schönen Stunde?“ lächelte er mäßig und freundlich dem Freunde zu. „O wie

gnädig ist Gott! Weißt Du's, mein Vater? hat sie Dir's entdeckt? Sie liebt mich, liebte mich immer, liebte mich am Gläubigsten, da sie mich von sich stieß ... Wiederhol' es mir ... noch ... einmal ... laut ... laut Benigna. Ja, Du ... bist mein ... ewig ... ewig ... dieß Wort ... hat Schwingen ... sie tragen mich empor ... in's ... Reich ... der Harmonien ... finge ... Geliebte meiner Seele ... finge ... ich ... höre ... Dich ... noch ...

Sie sang nicht. Sie sprach: „Nicht hin, Geliebter; ich bleib' Dir treu!“ — Ob er's noch gehört hat?

(Fortsetzung folgt.)



240 Riesen teleskop des Weltheims. (S. 270.)

Aus Spaniens Revolution.

von
A. Mels.

(Morgs. 148. 243. 2. 277.)

Einige Wochen sind verfloßen, seit Schreiber dieses seine Betrachtungen über Spanien hat ruben lassen; — er wollte den Lesenden die Zeit sparen, seine Vorbeurtheilungen lösen zu lassen oder sie zu bekräftigen. Aber da sie noch immer hängen, da die Periode der Verwicklungen immer noch nicht beendet ist, so mag der Leser noch einmal seinen Blick dem Chaos zuwenden und ihn auf einige Punkte in demselben richten, welche klar erscheinen.

Bei bedeutenden Ereignissen haben seit einigen Wochen in Spanien Kämpfungen, welche wir nicht so nahe geglaubt hätten! — Blut ist in den Straßen von Madrid und Ma-

laga geflossen — der Herzog von Montpensier hat eine Seite seiner Krone geliebt, und Don Juan Prim hat sich in ein gemüthliches Zügelweiden eingebüßt. — Das erste dieser Ereignisse bekundet das Gesehene des Glaubens der Republikaner, die europäischen Volkselemente nach ihrem Gesallen in die Schranken der Ordnung zurückdrängen zu können; — das zweite zeigt deutlich das Vorkommen, welches aus der Lohengrin hervorgeht, die sich die spanische Revolution bei ihrem Beginn umgeben; — und das Dritte endlich bedeutet, daß etwas dem Scher Don Juan Prim mitgeteilt sei! — Was? ... wir können es nur ahnen; aber seine Anhänger mögen sich trösten, er ist der Mann, der die Partei nach einem Aufbruch aufzuheben, und wenn er wirklich einen Taktwechsel bewerkstelligt, so ist er am geeignetsten, jene Person vorzustellen, von der das Sprichwort sagt: „elle nous pour nous venter!“

Es hat uns bis jetzt stets an Gelegenheit und Raum gefehlt, einige Worte über den General zu sagen, welchem

von allen Dingen, die spanische Verhältnisse genau kennen, die intellektuelle Arbeitskraft der letzten Revolution zugesprochen wird. Jedoch es scheint uns, daß der Leser stets im Unklaren bleiben wird über das, was in Spanien vorgeht, wenn er nicht eine genauere Kenntniss als die, welche er in den politischen Blättern oder gar in Konversationslexikonen findet, von dem Manne erlangt, welcher sich zwar als spanische Individualität Don Juan Prim nennt und in Spanien lebt, der aber in allen Ländern, welche ein öffentliches Leben haben, zu finden ist, und dort unter irgend einem andern Namen eine ganze Kategorie Menschen vertritt, deren Ansprüche an das Leben nie nur sie genügend befriedigt werden, und welche sich stets in offener oder geheimer Kampf gegen irgend eine Klasse der Gesellschaft befinden.

Der „Primismus“ bedeutet vor allen Dingen Arbeitsschätzung seiner selbst, und daher der ununterbrochene Glaube, daß ihm stets weiter Entschlossen und nicht genug Gutes zu-

geirgt werde, — und aus diesem wiederum die Ansicht, daß Andere viel mehr erhalten, als sie verdienen. Gerechtigkeit, Reich u. s. w. sind die nachtheiligen Folgen dieses Grundgedankes der „Primitiven“ Charaktere. — In zweiter Reihe kommt dann eine sogenannte geniale Lächerlichkeit; oder um uns wilder auszudrücken: der Glaube, daß gewisse Geister, welche die Gesellschaft regierten, nachdem dieselbe sich überhaupt Gesellschaft nennen kann und darf, nicht für einen so

ausgezeichneten Mann, wie man sich selbst hält, geschaffen sind und daß man sie deshalb auch nicht zu beackern braucht, z. B. Sportlichkeit und Eubung. Die Folge dieser Einbildung ist eine gewisse Verschwendungssucht, die dann mit dem Namen: „angeborene Generosität“ getauft wird, und natürlich zuletzt... Geldmangel! Man folgerte man weiter: der Geistes des natürlichen, gewöhnlichen Verstandes passen nicht, würden jedenfalls zu langsam zum Ziele führen und

... nun wozu ist man denn ein außerordentlicher Mensch, wenn man nicht zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen berechtigt wäre?

Dies ist in ihren Hauptgrundzügen die kurze Charakteristik derjenigen Menschen, die wir „Primitiven“ nannten, und die — wie der Leser es wohl gleich gefühlt haben wird — im Leben häufiger vorkommen, als man es wohl glaubt. — Und legen wir die Hand auf's Herz — sind wir denn nicht

Der Liebesbrief.

Humoreske von C. Borkowka.



Ob Sie mich lieben?

Doch weißt?



Wenn Sie mich lieben?



Denn kann ein Brief da (für Sie) nicht?



Weber nicht!



Der will dem Brief? Nicht!



Ob man einer da (für Sie) nicht?



Unmöglich, ich bring' dich von.



Jetzt weißt mir der Briefträger (den von Weber aus).



Wach!



Zurückgehen des Briefes.



Freundgespräch.



Da Sie lieber Brief, daß Sie thun.



Und aus's Herz befehlen.



Denn der Briefe Welt für die Welt!



Schmerzliches Lesen in trauer Begleit.

Wie einmal mehr oder weniger Primitiven gewesen? Haben wir denn nie geglaubt, daß wir unerschöpflich wären, nie uns für berechtigt gehalten, einen andern Maßstab an uns selbst anzulegen, als ein anderer Nebenmensch?

Doch im gewöhnlichen Leben sind diese Erscheinungen, selbst wenn dieselben die deutlichste Anspornung des hohen künftigen Charakters tragen, ungelährlich. Man kommt vermehrt oft mit blutigem Noth aus dem Kreislauf der Gesellschaft zurück, wenn man versucht, den „Außerordentlichen“ zu spielen, daß man nach einigen zirkulierenden Abenteuer zu sprechen ist, in die große Heerstraße des sozialen Lebens

zurückkehren und beiderseits Weise sich — sich selbst gegenüber als unerschöpfliches Genie qualifizieren zu können.

Nicht so im öffentlichen — im politischen Leben! Da sind diese Menschen gefährlicher als die Ungefährlichen! — Ein Staat — ob autoritär oder konstitutionell oder gar republikanisch regiert, hat keine unheilbringenderen Feinde für seinen äußeren Frieden sowohl als für sein inneres Gedeihen, als die sich selbst überhebenden Mittelmächte, denen alle Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen, Lawentien, die — sein einziges, es mag heißen, wie es wolle, vermeiden, und denen — besonders in denjenigen

Staaten, deren Konstitution auf Parlamentarismus beruht — es fast immer gelinge, wenn sie auch nur ein Atom von Glück haben, das wahre Genie zu überführen. Wie viele solcher Abrahamen sind in den letzten hundert Jahren zu Macht und Ehren gekommen, und wie wenig haben sie von dem gehalten, was man sich von ihnen verspricht? Welche dem Staat, dessen Einrichtungen und Nationalcharakter das Unvermögen solcher Parastellungen begünstigt? — Sie vermachten sich auf eine erschreckende Weise und sind schon, in wenigen Jahren das Werk einer Nation auszuüben. Die hundertjährige Jahre der Regierung Isabella's II. und das

treffendste Beispiel, um zu beweisen, bis zu welchem Punkte eine Nation unter der Herrschaft solcher Männer sinken kann!

Don Juan Prim ist der ausgeprägte Typus dieser Art, dem wir vielleicht in diesem Jahrhundert begegnen werden. — Die schändliche That, die bei dem letzten spanischen Befreiungskriege eine Schande zu früh beendet wurde, — es schien wirklich nur einige trübselige Waisenkinder, um das Bild eines nicht gedenkbaren Mannes zu beenden; — aber man mag sagen, was man will, diese Waisenkinder sehen nun einmal, und etwas Unvollendetes steht da — ... unvollendet an Talent, an Geist, an Muth, an Schachtmuth — und an sittlichem Gehalt, an Ehrgefühl, an Rechtlichkeit — ja sogar — und wagen seine Verehrer noch so unglaublich den Kopf schütteln — unvollendet selbst an persönlichem Muth!

Und — wir widerstehen es — dieser Entwurf der Natur zu einem ungewöhnlichen Menschen, wenn wir uns so ausdrücken können, ist bei einem leicht zu enthusemirenden Volke — jama! im Vergleich mit den Nullitäten, welche ihn umgeben — für Spaniens Wohlgeraden die glücklichste aller Gelegenheiten!

Sie hören, indem wir diese Worte nieder schreiben, den ganzen Ehor der politischen Skulptur, welche uns umsonst zurufen: Wie magst Du das Talent des Mannes zu bewahren, der sich, ohne je eine Schlacht geliefert zu haben, vom Feindeslügen bis zum Feldmarschall emporgeschwungen hat — den Geist dessen, der mit Herrn Emil von Girardin öffentliche Anordnungen führt — die Abgibt eines Mannes, der so und so oft zum Tode verurtheilt und nie erwidert worden ist — des Schatzkammerbeamten, welcher, um die Bourbonen zu stützen, das Geld der Herzogin von Montpensier nimmt, um damit deren Schwester Johanna zu versorgen — die hohe Eitelkeit dessen, der die Freiheit proklamirt und die Rechtlichkeit eines Mannes, der jetzt all seine Schulden bezahlt hat! — Und übrigens bedienen wir uns seiner nur zu lange, wir ihn brauchen — sein Ehrgefühl macht uns keine Sorge!

Ihr Thoren, Thoren — unverständliche Thoren! Wie oft habt Ihr nun schon dieses Experiment wiederholt, welches Euch jedesmal mißlungen ist? — Das Don Juan Prim von Spanien und mit Spanien thun will, ist Euch wie uns unbekannt; aber wenn Ihr nicht sehen wollt davon überzeugt sein, daß dieser Mann nur ein seine Verban, an seinen Ehrgeiz, an seine Bedürfnisse, an seine Zukunft denkt und Euch nur dazu gebraucht — Euch und die hohen Werte: Vaterland und Freiheit — um zur Verwirklichung alles dessen zu gelangen, was er erdummt und gehofft — dann hat Euch die Geistes der Vernunft mit Waisenkinder geschlagen. — Freilich es wird eine steile Classe geben, um zu sehen, wer von Euch sich des Scheiterns am ersten entzückt — aber ein ruhiger und unparteiischer Zuschauer — ein Habitus der spanischen Kennen nach Vertheilung wird sich eines gegen ihn zu thun gegen Euch wehren.

Es ist wahrlich ein trauriges Stigma unserer Zeit — eine Ausgeburt des öffentlichen Lebens, wie keine andere Epoche etwas Gleiches aufzuweisen hat! — Jenseits des Liberalismus! — gibt es wohl eine Zusammenstellung von Worten, die fündiger erscheinen könnte, als diese? — Jenseits von den Jenseits selbst abgelesene Axiome: „Der Zweck heiligt die Mittel“ — im Zeichen der Freiheit, jener zweiten Religion, welche wie das Bewusstsein der Ewigkeit eines höheren Wesens dem Menschen — wir möchten fast sagen, angeboren wird! Die ständige Erhebung eines bei getauften Volkes auf der Basis des Mindeuten, des Verrathes, der Verrätherie! — das heißen die Schwärmer für die junge spanische Regeneration, welche auf der Brücke von Melara geboren wurde!

Es wäre ungerecht, Don Juan Prim für solche Thorheiten verantwortlich zu machen; — er wird entweder sich ruhig die Macht aus den Händen nehmen lassen, nachdem er einige Waisenkinder, die das große Publikum nie gekannt wird, gehabt — wird sich dann als Einzelnem oder Garibaldi feiern lassen, — oder er wird einen Gewaltstreich ausführen, der alle Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hat; denn es gibt schon heute eine große Partei in Spanien, die sich nach einer Regierung — einer wirklichen, heiligen, heiligen, wie sie wolle, — und das Blut der Väter hat erst die Kaiserkrone jener großen Städte gekostet! Man merke! — wir haben leider die Gewohnheit, daß es bald äger werden wird; — dann wird jene Partei von Tag zu Tag, der Lame gleich, wachsen — und endlich sich in die Arme des ersten Verräthers, der die Macht hat, dem Lande Frieden und Ruhe — wenn auch nur scheinbar zu geben!

Dieses Augenblick erwartet Don Juan Prim!

Nein, das Land Spanien kann durch diese Revolution und deren Folgen sich nicht emporschieben, und wir, welche das ständige Wohl eines Volkes weit höher als dessen materielles Wohlergehen halten — wir wären beinahe versucht, darüber Verdrüssung zu empfinden. Wollte man diese Erhebung herbeizumachen — wollte man darauf bestehen oder gar daran glauben, so müßte man auch all die Mittel billigen, welche dazu geübt haben, dieselbe herbeizuführen! Und das mag sein rechtlicher Mensch ohne Gröhen — das mag die schlaueste Moral sein — das haben selbst jene Skulptur, für die der Erfolg die einzige Gottheit ist, welche zu vereinnamen, zu beschönigen!

Fritz Anton von Orleans, Herzog von Montpensier — der Sohn Ludwig Philipp's — welcher der Sohn war Philipp's (Grafen!) — Seltsam! durch drei Generationen zieht sich derselbe Gewaltstreich, wiederholen sich die beiden Epochen — gegen die beiden dicken Figuren. — Dem Großvater gelang es nur, seinen königlichen Verwanden auf's Schloß zu bringen, ohne daß er den am thronenden Thron erreicht; — der Sohn ist schon länger —

der schied seinen freien König, welcher das Schicksal eines Kindes in seine Hände gelegt hat, mit samt diesem Kinde in die Verbannung und ließ sich gemüthlich auf den jetzt leeren Thron! — Der Enkel endlich besaß eine Revolution gegen seiner Gemahlin Schwärmer und verlor sie, ob es nicht möglich ist, sich oder einen seiner Söhne auf den Thron, dessen Sturz ihm ein schwerer Stützpunkt gelohnt hat, zu erheben!

Könnte man nicht zu träumen, wenn man sich so etwas vorstellt! Und wenn man dann denkt, daß es eine Partei gibt, die sich die Orleans'sche nennt, und in welcher sich, wie in allen Parteien, gute, reichthümliche, beschlagene Männer befinden, dann traut man seiner Vernunft nicht! — Sind wir denn in unserem hochgeprägten Jahrhundert so tief gesunken, daß wir die Verwirrung und Unklarheit der Parteien für Gut und Schlicht verloren haben — daß wir nicht fühlen, daß der Name Orleans gleichbedeutend mit Schmach — mit niedriger, elektrischer Schmach ist! Hat man denn keine Idee mehr von jenem Lichte, jenem Feingefühl des Herzens, welches bei unseren Vätern noch so viel galt! — Sich Orleans nennen, wenn man ein Gerecht, das in hundert Jahren drei Männer wie diese hervorgebracht hat, als Haupt der Partei zu nehmen?

Selbst! Der erste Bourbon, welcher diesen ominösen Titel eines Herzogs von Orleans trug, war der Sohn Heinrich IV., Gaston — und er konstituirte sich mit den Feinden Frankreichs, um seinen Bruder Ludwig XIII. und später dessen unmündigen Sohn Ludwig XIV. vom Thron zu stürzen! Man lese Frankreich's Geschichte und man wird die Leiden der Partei Gaston's von Orleans durch alle Kämpfe Richelieu's mit den Desseins, Mazarin's mit der Fronde finden. — Aber wahrlich jene Zeit bedauert uns; denn die Geschichtsschreiber, die in ihr leben, wagen es zu sagen: „Es gibt in dieser Zeit verachteten Namen, als Mazarin“ (Nicht des Bruders der Könige von Frankreich).

Und kaum ist eine neue Generation aufgestanden, als wir wieder einen Herzog von Orleans finden. — Philipp, Bruder Ludwig XIV., — der überall nach einem Thron herumspaziert und seinen Anspitzen nur durch die eigene Hand dieses Königs niedergedrückt werden konnten! — Jetzt kommt doch einmal eine ruhmvolle Ausnahme in der langen Geschichte dieser Familie — aber welche, großer Gott! Der verachtete Regent, auch ein Philipp von Orleans, der tollste Wüstling seines Jahrhunderts — der Hochmeister der schmutzigen Laster — der Mann, der demoralisirt hat, daß man anfang, zu Ehren der Menschheit an seinem Verstand zu zweifeln! — Jagen die Memoiren — der Mann machte allein eine ehrenhafte Ausnahme in der Politik seiner Familie, welche die Illustration als Tugend anerkennen zu haben scheint. — Ihn ward das Kind, Ludwig XV., anerkannt, um während seiner Minderjährigkeit zu regieren — wie seinem Onkel Ludwig Philipp das Kind Heinrich V. anvertraut ward — und jener entsetzte Wüstling hat in seiner hohen Berufswelt eine große That geleistet, um die hohe Pflicht treu und redlich zu erfüllen und seinen Hellen des ihm anvertrauten Landes zu vertheidigen! Welch ein Mädel für die Vögel! Der Mann, welcher so fittensverderbt war, daß ein sich selbst achtender Mensch sogar vernied, seinen Namen auszusprechen, ergrüßte sich in seinen ersten Tagen, daß der junge König plötzlich todtstarr geworden sei. Die durch einen Jambardisch ermordet, spinget er von der Lask, kurz in die Auferstehung und ruft verzweifelt: „Man wird sagen, ich habe ihm nach dem Leben getrachtet, um König zu werden!“

Also für diesen grund- und bodenlos verdorbenen Menschen gab es keine größere Schmach auf Erden, als ein unmündiges Kind um sein Erbe zu bringen! Und Ludwig Philipp — war ein so fittensverderbter Mann, wie es noch in Frankreich gibt, und sein Sohn Montpensier ist jenseits aller Kritik als auch geistig das getreue Ebenbild seines Vaters!

Nicht dann ein Blick auf dieser Familie und will das merkwürdige Schicksal es denn darthun nicht bilden, daß ein edler Jüngling diesem verdorbenen Namen entprieß! Der catalanische nicht jenseits hochberigter Menschen, welcher in unserer Zeit den berühmtesten Titel eines Herzogs von Orleans trug und der an der Seite seiner deutschen Gemahlin, — der treuen und guten Helene von Welfenburg, dem französischen Volk ein leuchtendes Beispiel von Tapferkeit und weiblicher Größe gab! Der entsank sich nicht seines grauenhaften Todes! — Und einige Jahre später der Stützpunkt der Vertheilung!

Ludwig Philipp, der vom Thron gedrückt in Claremont lebte — das war für die geistliche Moral eine Bemerkung, wie man sich eine bessere kaum wünschen konnte; und man fing schon an, der ganzen und dem Vaterlande verbannten Familie eine Art von Indemnität zu ertheilen — als der jüngste Sohn des letzten Königs von Frankreich die von seinen Vorfahren verlorene Krone wieder aufnahm, und — es liegt außerhalb des Bereiches eines jetzigen Jenseits — mit seinem Gelde die Vertheilung seiner Schwägerin selbst inhereitete und durch die Herren Serrano, Llorente, Lopez und Prim ausführen ließ. — Man weiß, daß er sich einige Zeit zurückgezogen hielt und erst vor einigen Jahren während der Revolution in Cadix von Neuem wieder aufstand und diesmal sich über seinen Sohn selbst als Präsidenten anstellte.

Wir wollen hier den Verräther einen Teil eines Reiches mittheilen, welchen Schreiber dieses vor einigen Tagen von einer Partei erhielt, welche eine hervorragende Rolle in der letzten Bewegung gespielt hat und für die Zukunft wahrscheinlich noch zu spielen beabsichtigt.

Sie haben Wacker, wir haben einen Freund, der gerade aus Lissabon gekommen ist, um mit seinem guten Schwerte Spanien zu verteidigen, so truglich aufzufallen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß dem hier gar nicht so ist, obgleich

man weiß, daß Serrano und Lopez Verpfändungen gegen ihn eingeworfen hat. Die Garantie jedoch ist, daß Prim keinerlei Verpflichtungen gegen ihn hat! ... Ich kann Ihnen versichern, daß ein gut Theil unserer Reiter den neuen Herzog als den kommenden Theil unserer Revolution betrachten — denn die Rolle muß ja auch bei den großen Schachspielen vertreten sein! — Sie wissen, wie genau ich den guten Mann kenne, und wenn ich an seinen schmerzlichen Geiz denke, welcher die seines Vaters himmelst hoch übertrug, und mir dann seine Beförderung um die Millionen vorstelle, die er dem Volk geliehen, um seine Schwägerin zu stützen, dann kann ich mich des Lachens nicht enthalten! So unvorsichtig sein Geld auszugeben — guter Herzog! Wahrscheinlich sein Geld auszugeben — guter Herzog! ... Schlicht sieht es aus, aber nicht so schlicht, wie Sie es sich vorstellen! Geben Sie uns noch ein wenig Zeit und Sie werden sehen, daß wir würdig sind, uns bereit zu haben! Ja, wir sind frei! Bereichen Sie uns auch einen kleinen Hauch, der bald der Rückkehrer Platz machen wird — wir sind dazwischen frei, daß selbst Ihre Artikel, welche Sie gegen uns in der Zeitlichkeit „Ueber Land und Meer“ geschrieben haben, überholt und verdrängt worden sind und die Freunde der Gegner unserer Revolution gemacht haben! — Sie begreifen uns in diesen Artikeln, lieber Freund, nämlich daß wir jetzt 1848 schreiben und das Ihre „Vorsicht“ Anachronismus sind! Denken Sie an die Zukunft der Waisenkinder, mit denen man eine Johanna und einen Mazarin vergleicht, das kann nur ein Poet, der auf seinen Feinden geistert ist ... es enoore! Ihre Waisenkinder mit Johanna, Ihre Verachtung unserer großen Männer kommt mir — vergleichen Sie meine Offenheit — gerade so lächerlich vor, von einer anderen Seite betrachtet, wie das Wohlwollen des Montpensier. — Lassen Sie Don Juan (— Prim —) machen! Spanien wird freude an ihm erleben! Er und sein Bruder hat es befreit — er und sein Bruder wird es retten.

Dieser Brief ist von einem Ehrenmann von Schellert bis zur Erde geschrieben. — Was denken! Wahrscheinlich es kommt uns manchmal vor, daß die große Anzahl Fehler, welche selbst das Beste nicht durch zweideutige Mittel beiseite geführt werden wollen, wirklich Anachronismen sind — Leute, die nicht auf dem Höhepunkt der Zeit stehen ... unserer Zeit!!!

Die republikanische Partei Spaniens, welche ihr Umlauf vor kurzem in den Straßen von Cadix und Malaga erhalten, hat einen großen Vortheil über alle anderen Parteien in diesem Lande, — die meisten der Vergangenheit ihrer Führer! Namen wie Orense, Castelar, Pi y Margall, Erbas y Rodilla und Andere können andere Parteien nicht in den Reihen ihrer Führer zählen! Und dann hat diese Partei ihrer Anführer für die spanische Zukunft die einzige geliebte, die einzig im Volk begründete Basis untergelegt — die der Föderation. Der Spanier kennt, wird augenblicklich darin einstimmen, daß dieses System der Föderation noch mehr in der Natur des Landes liegt, als in der Schwere! — Spaniens Delaberg beginnt im Augenblicke, — ein freier König — Ferdinand der Katholische — die verschiedenen Königsreiche der Halbinsel unter seiner und seiner Frau Isabella mit Gewalt vereinigt. Nach drei Generationen war Spanien verloren!

Wir können uns nicht zu der republikanischen Meinung, — wir sind zu liberal dazu; — und endlich die wie ein Paradoxon klingt, so hoffen wir dennoch von einem großen Theil unserer Leser verstanden zu werden. Aber wir verlangen, daß man einen Mann, welches dazwischen republikanisch geknickt ist, seinen Monarchen aufhebe, ebenso wie wir verlangen, daß man ein Volk, welches monarchisch regiert sein will, nicht durch blutige Revolutionen zu jenen verführe, republikanisch zu sein. — In Spanien bietet sich ein Land dar, in welchem auf Grundlage der Föderation ein wirklich heiliges und des neunzehnten Jahrhunderts würdiges Experiment gemacht werden könnte! — Sollte es denn wirklich unmöglich sein, daß ein König von Aragon z. B. weber dem Präsidenten der Republik von Catalonien im spanischen Bundesrathe in Madrid vertreten sei? Und wenn man sich vor allen Dingen mit prinzipieller Sorgfalt davor hütet, irgend einem der Bundesstaaten eine militärische Suprematie über den anderen zu geben — wo wäre dann die Klippe, an der Spaniens Wohlgeraden scheitern könnte?

Man hätte uns nicht einen Trümmern! Die Partei, deren Programm wir hier aufstellen, kommt die ersten, die vaterlandskühnen Männer um sich, und ihr gehört die Zukunft!

Es gibt nur zwei durch und durch republikanisch geknickte Provinzen in Spanien, Catalonien und Sevilla. Und von letzterer wird schon jetzt in ihrer Majorität bestritten, während in Catalonien kein Zweifel möglich ist. Und wenn auch hier und da eine große Stadt, wie Malaga z. B., republikanisch geknickt ist, so gibt es doch ganze und die beinahe alle Länder, die unmonarchisch denken — Navarra, Baskien, Alizeira, Leon, Aragon u. s. w.; — alle jedoch haben eine oft genug ausgesprochene und entgegengesetzte autonomistische Tendenz! In allen Provinzen findet sich der spanische Nationalismus — jedoch einer isolierten Föderation untergeordnet, welcher die Einheitsdiktatur wohl verdrängen mag, den sie jedoch nicht verdrängen können.

Wie ein Mann ganz ganz Spanien an, um den fremden Eroberer zu vertreiben, wie es dasselbe auch heute thun würde — aber heute würden die Soldaten, wie sie es damals gethan, mit demselben Schwertswort in den Feind jagen: Viva Leon — viva Navarra u. s. m.!

Wie geknickt, wie Nationalisten ist wirklich republikanisch geknickt — und unter heutigen Umständen ist eine würdige und tapferste Nationalität dieser Partei auf der Plaza de Catalonien in Barcelona! Man stelle das Programm einer



Ich sah und der ganze Einfluß meiner Stellung
disponieren haben.
„Er untere Meinungsverschiedenheit in der Politik?“
„Gör! auf, so lange Du unglücklich bist. Besuche
in Paris, Herr! Da?“
Er nahm meine Hand in seine beiden und schüttelte
sie heftig.

„Vergiß die Schwester nicht!“ — sagte er — „und 2
propos . . . der Pommer da unten, der sich das Bein
gebrochen hat, der kann den Glück sagen, daß er nicht
mit hinüber braucht! Ich kenne das Unternehmen . . .
der schändlichste Menschenhandel, den es nur gibt! Weißt
Du, wie die Gallanten von den Deutschen reden? Ich
habe es selbst mit anhören müssen! „La traite du negro
blanc est permise! (Der Handel mit weißen Negern ist
erlaubt)“ sagen sie. Ich sehe meinen Kopf zum Pande,
daß von der ganzen Ladung, die hinüber geht, in einem
Jahre kein Viertel mehr existirt.“

Ich hörte kaum das Besagte meines Freundes —
eine Welt von Gedanken war mit einem Male in meinem
Geiste eingedrungen und hatte davon Besiß genommen. —
Mein Gedächtniß war mit einem Schlage erwacht und
nach und nach enthüllten sich meinem Geiste Epochen
eines Ereignisses, welches ich vor Jahren gekostet und mich
damals nie erträutet hatte, später aber im Strudel des
Lebens mir entfallen war.

Ja, so war's . . . die, welche hier Schwester St.
Marie genannt wurde, war, wenn sie es wirklich ist, eine
Tochter des fürstlichen Hauses von . . . Ganz früh eine
Waise, ward sie von ihres Vaters Bruder, welcher diesem
gefolgt war, mit dessen Tochter, welche einige Jahre jünger
als sie war, aufgezogen. . . Ein fremder, ja, wenn ich
nicht irre, ein aus seinem Vaterlande vertriebener Fürst,
hatte um ihre Hand angehalten; jedoch mit einer Entschlei-
denheit, welche man ihrem lauten Gemüthe nicht zuge-
traut hatte, wies sie seinen Antrag zurück. Ihr Oheim
sah Alles auf's Spiel, um sie zu dieser Heirath zu be-
wegen, jedoch das junge Mädchen beharrte auf ihrer Wei-
gerung. Warum? . . . Sie wollte keine Gründe an-
geben; nur verneinte sie irgend, daß der Bräutigam ihrer Hand
für den nächsten Abschuß eintreffe. . . Ehen, wie man
deren in Romaneu liest, sollen auf dem Schlosse zu . . .
Hofgefeuden haben; man wollte die Hofstättige zwingen,
sich selbst Familieninteressen zu opfern! . . . Da brach
der Sturm von 1848 über Deutschland aus — und sie
war wohl die Einzige im ganzen Vaterlande, der das
Ungewitter wenigstens für einige Zeit Ruhe und Frieden
brachte — doch nur für einige Zeit; denn kaum war der
erste Sturm vorüber, als ihr altes Leben im Schlosse
ihres Oheims von Neuem begann! . . . Da sagte sie
einem stolzen Entschluß . . . und eines Morgens war sie
verschunden. — Jetzt fing die diplomatische Handlung
gegen sie an; man wollte eine Prinzessin nicht öffentlich
verfolgen; jedoch man suchte auf alle mögliche Art und
Weise ihren Ansehen allmählich zu schaden. Endlich erfuhr
man ihn . . . die Fürstin war in Genua — sie, die Waise,
hatte sich zum Vater aller Katholiken, zum Papste, ge-
flüchtet und suchte um Schutz — und das Nachwort des
damals zwar kühnen, aber immer noch geistig mäch-
tigen Kirchenfürsten gab der glücklichen in irgend einem
anständigen, unbekanten Kloster ein Asyl! . . .

Hier hörten meine Erinnerungen bezüglich dieses Er-
eignisses auf. — Sollte Schwester St. Marie die Fürstin
von . . . sein? fragte ich mich, als ich das Bild meines
Freundes verließ, und als ich die hohe Gestalt sich mir
näheren sah, sagte eine innere, unbegreifliche Stimme mir,
daß sie es wäre.

„Wollen wir weiter gehen?“ fragte sie mit demselben
huldbollen Lächeln.

„Ich stehe zu Befehl Ew. Durchlaucht!“ — antwortete
ich, ohne an die Indistinktion, die ich bezog, zu denken.

An meinem Leben — selbst auf einem Hübe — habe
ich keinen bittereren, herberen Schmerz gekostet, als den,
welcher sich plötzlich über die edlen Äuge der Schwester
St. Marie verbreitete. . . Sie antwortete mir keine
Silbe — ihre hohe, majestätische Gestalt schien wie zu-
sammengedrückt . . . mit einem Worte, es schien, als wenn
ihre ein überaus großes Unglück widerfahren wäre.

Ich sah sie tief reglosen an. . . was war denn ge-
schehen? Und war der Gedanke, daß ihr Infamie ver-
raten sei, der alleinige Grund ihrer blöden Erregung?
. . . Das konnte doch nicht sein; denn Karl hatte mir ja
gesagt, daß alle Kranken davon sprächen, daß sie eine
Fürstin sei — und das mußte sie doch wissen!

Wir kamen an das Welt, an welchem Katharine bi-
terlich weinend neben ihrem Bräutigam saß. — Dieser,
ein echter Pommer, ohne viel danach zu fragen, wer ich
wohl sein konnte, streckte mir die Hand entgegen und be-
drückte sich bei seiner Braut geküßten Dienst. Er
bejahte mich, Alles angenommen, damit sein künftiger
Schwiegervater nicht abseie, denn auch er hatte von den
Unternehmern ihres Transportes wenig Gutes gehört,
und als ich ihm sagte, daß dieß schwer, wenn nicht un-
möglich sei, da seine künftige Braut schon an Bord
wäre, so wollte er wenigstens das Versprechen von mir
haben, daß ich Katharine irgendwo unterbringe, bis

er geküßt den Küstweg mit ihr nach Hause einschlagen
könnte.

Die Mutter St. Philippe trat in diesem Augenblicke
mit ihrem immer freundlichen Gesichte in den Saal und
kam zu mir heran.

„Nun, mein Sohn!“ — sagte sie, — „sind Sie be-
friedigt mit Ihren Vandalen? Werden Sie es bald
dabin bringen, daß wir hier weitere Gefährten sehen?“

Ich weiß nicht, was ich der kleinen Frau antwortete,
denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf Schwester St.
Marie gerichtet, welche auf sie zutritt und sich verneig-
end sagte:

„Erlaubt mir meine Mutter, daß ich mit dem Herrn
eine Unterredung habe!“

Die Oberin war ihr einen durchdringenden Blick zu.
„Neben welchen Gegenstand, meine Tochter?“ fragte sie.

„Es handelt sich um Familienverhältnisse einer un-
glücklichen Deutschen!“ — antwortete die Schwester.

Die Oberin warf einen Blick auf Katharine, auf die
sie dieß zu beziehen schien und welche mit heißen Augen
auf uns schaute. . . Sie schien verstanden zu haben, denn
sie sagte:

„Gehen Sie, meine Tochter . . . und Ihnen, mein
Herr, empfehle ich dieß arme Kind an — sie interessiert
mich, sie hat einen recht treuen und offenen Blick.“

Schwester St. Marie's Wangen rötheten sich leicht,
doch verneigte sie sich schnell vor ihrer Oberin und, ohne
mich anzusehen, bat sie mich, ihr zu folgen. Nachdem ich
Katharine geküßt hatte, wußte ich zu erwasen, geborene ich,
und als ich vor Karl's Thüre vorbeikam, traf mich dessen
fragender Blick! . . . Ich bejahte ihn mit einem Kopf-
nicken.

Einige Augenblicke später waren wir in dem Kabinett,
in welchem mich die Mutter St. Philippe empfangen hatte.
Mit einer hohen Handbewegung zeigte mir die Schwester
einen Stuhl und nahm mir gegenüber Platz.

„Mein Herr,“ — sagte sie mit ernster Stimme, —
„ich habe Sie hierher geführt, um Sie im Namen . . .
ich weiß nicht, welchen Namen ich anrufen soll, um Ihr
Interesse zu erwecken, im Namen unseres gemeinsamen
Vaterlandes zu beschwören, daß was Sie in diesen Sälen
sehen und gehört haben, sich immer zu verschweigen.“

Ich sah sie erlaucht an. . . es war mir unangenehm,
daß sie nur daran zweifeln könnte.

„Sie verstehen mich nicht,“ — sagte sie, — „ich weiß
ganz gut, daß Sie die Ihnen von den Kranken anver-
trauten Familiengeheimnisse als solche behandeln werden;
aber man hat Ihnen unvorzüglicher Weise auch von . . .
den Nichtkranken gesprochen und ich fürchte, daß Sie der
Versuchung nicht widerstehen können, außerhalb dieser
Wauern zu erzählen, daß im Hospitale zu Havre sich eine
hohe deutsche Dame unter dem seltene des heiligen Vin-
zenz von Paula verbirgt. Die Folge Ihrer Ansdrektion,
mein Herr, würde sein, daß die Neugierigen mich aus
diesem Hospitale vertrieben würden . . . und ich fürchte,
daß unsere tranken Vandalen darunter leiden könnten!“

„Es genügt, Durchlaucht,“ — erwiderte ich, —
„Niemand wird von meinen Lippen erfahren, daß Sie sich
hier befinden.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ — sagte sie einfach,
indem sie Miene machte, sich zu erheben.

„Dürfte ich Ew. Durchlaucht bitten, Ihrerseits mir
eine Frage zu erlauben?“ fragte ich.

Sie machte ein beherendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Dürfte ich Sie aber fragen,“ — sagte ich, — „wie
Ew. Durchlaucht verhindern will, daß all' die Kranken,
denen Sie Ihre aufopfernde Pflege angedeihen lassen, Ihrer
ewig dankbar gedenken und Freunden und Bekannten er-
zählen von jener süßlichen Schutzengel, den sie da fan-
den, wo sie ihn am wenigsten vermutheten?“

„O, die Kreise, in denen sich diese armen Auswanderer
bewegen!“

„Und Leute wie mein Freund Karl J.“ — unter-
brach ich.

Sie hob schüchtern ihren Blick zu mir empor und
sagte:

„Ich möchte Sie bitten, sich von Ihrem Freunde das-
selbe Versprechen geben zu lassen, welches Sie mir gegeben
haben, daß sie es sein.“

„Wahr,“ — erwiderte ich, — „doch ich fürchte, daß
das nicht helfen wird. Karl ist so von Ihrer Güte gegen
die Kranken bewegt, daß er, einmal genant, nicht ruhen
wird, bis er Ihnen seine Dankbarkeit bewiesen hat, und
obgleich Ew. Durchlaucht bezeugen, daß die beste Art
und Weise, diese Dankbarkeit zu bezeugen, darin besteht,
dieser zu sein, glaube ich nicht, daß Karl J. dieß zu
auffassen wird, da er glaubt, daß . . . Durchlaucht un-
glücklich sei!“

Die Schwester hob ihr Haupt mit Würde und Stolz
in die Höhe und sagte:

„Und was kümmert es Herrn J., ob ich unglücklich
bin oder nicht?“

Die Mutter St. Philippe schien recht zu haben. . .
das schwärze Gewand der Nonne hatte den Hochmuth der
Fürstin noch nicht beseitigt.

„Und glauben Sie,“ — sagte ich, — „daß ein Mann
von Ehre und Bildung die Wohlthaten und die Aufopfer-
ung einer Frau so ruhig hinnehmen, und wenn er die-
selbe dann unter einem verdächtigen Veid verkommen sieht,
nicht Alles aufbieten wird, um ihr zu vergelten, was sie
für ihn gethan? O, da laufen sich Ew. Durchlaucht!“

„Entweder behandeln Sie die Kranken des Hospitals
. . . nun, wie soll ich sagen? — wie man sie überall
behandelt, oder Sie müssen sich dem aussetzen, daß heute
oder morgen irgend einer der lauen Menschen einen
unüberlegten Streich unternimmt, um das Unglück, welches
Sie verleiht. . .“

„Und weher wissen Sie, daß ich unglücklich bin?“
unterbrach sie kleinlaut.

Ich schwieg. . . „Doch Sie können theilweise in dem,
was Sie sagen, recht haben,“ — fuhr sie nach einer klei-
nen Pause fort, — „mein Herr ist zu weich und zu schwach;
der Herr hat mir nicht die Kraft unzerstörter Schwärmen ver-
liehen, die so viele Weiden mit anfehen und ihnen helfen,
ohne daß der Schmerz ihrer Brüder sie selbst angreift. Ich
fühle, daß meine Schwestern recht haben, ihre Geir zu
kämpfen, ich bin zu schwach — der Herr überläßt mich oft
mir selbst und jedesmal muß er mich dann von einem Ab-
grunde wieder hinwegreißen! . . . Sich aufheben für mich?
Welcher Wahnsinn! . . . Wäre es nicht Sünde, es zu thun?
Rara ich denn anders glauben, als daß es der Herr ist,
welcher mir das schwere Kreuz, das ich seit Jahren
trage, auferlegt hat? und daß es gegen seinen Willen ge-
handelt wäre, es abzuwerfen, mich dann zu befreien! —
Ich habe es ja gesehen. . . Ich darf nicht, ich soll nicht!“

Ich hörte diese mir vollständig unerwartlichen Aeu-
ßerungen mit Erstaunen an. . . plötzlich fuhr die Fürstin zu-
sammen — ich mich schreck an, und wie aus einem Traume
erwachend sagte sie mit fast barbarischer Stimme:

„Mit einem Worte, mein Herr, was wollen Sie von
mir? Man lasse mich zufrieden, ich muß an das Heil
meiner Seele denken — es ist Zeit, die Stillsitz der heil-
igen Väter ist zu Ende. — Diese Güte ohne Grenzen,
welche mir eine Vorzeit von Jahren und wieder neuen
Jahren gestattete — ich habe sie mißbraucht, indem ich
immer noch nicht den Entschluß fassen konnte, mich meinem
Heilande ganz zu verbieten. . . o wenn Sie wüßten, mit
welchen mühseligen Willen die anderen Schwestern mich
anfehen, wie sie mich bedauern, noch dermaßen in den
Fesseln der Welt zu liegen! . . . Aber ich werde siegen —
ich verwerpe es — doch ich muß fort — ich darf keine
Menschen sehen, besonders keine Deutschen! Die Deutschen
haben sich und mir Heil Unglück gebracht!“

Ich kann nicht sagen, welchen Eindruck diese sicherhaft
ausgesprochenen Worte auf mich machten; — ich vergaß, wo
ich war, vergaß, daß ich gar keinen Verstand hatte, es die
Fürstin diejenige sei, welche ich mir einbildete. . . daß
auf jeden Fall ich dieß sein mußte, da sie ihre Fam-
liensangelegenheiten doch wahrheitsgemäß nicht von einem
Fremden berührt zu wissen wünschte — ich vergaß Alles
und fast auf dieselbe Weise, wie sie ja mir gesagt, ant-
wortete ich ihr:

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

„Aber was hindert Sie, jetzt zur Welt zurückzukehren,
gnädigste Frau, jetzt, wo die Prinzess von . . . den Fürsten
geheiratet hat?“

zung sehr viel näher lag. Dem schwertförmigen Grahen schilde roth und gold bezeugt man zuerst im Jahre 1313. Es war aber nicht das Einzige, welches von diesem Grahen-geheute zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ab-
zweigungen gebraucht wurde. So kommt 1225 das sch-
wartz weisse Pferd, aber nicht springend, sondern gehend vor,
und 1267 ein Waun zwischen zwei unbekannten Thiere-
geheuten, die für Löwen oder Stürken, Drachen oder Grei-
fen gehalten worden sind. Auch die Aufeinanderfolge der
Färbung war in dieser Zeit oft eine andere, nämlich
oben gold und unten roth.

Grafschaft Mansfeld.

Im silbernen Felde steht in zwei Reihen aufgestellte tothe
Kanten. Obgleich 1815 nach den Beschlüssen des Wiener
Kongresses von Preußen wieder in Besitz genommen, ging
das Wappenbild der Grafschaft Mansfeld doch nicht in
das 1817 blasonierte große preussische Wappen über, son-
dern kam erst 1844 in der letzten Blasonierung zu seinem
Rechte und konnte eine Stelle erhalten, da die Grafschaften
Zedlitzburg und Lützen in nur ein Feld zusammengejogen

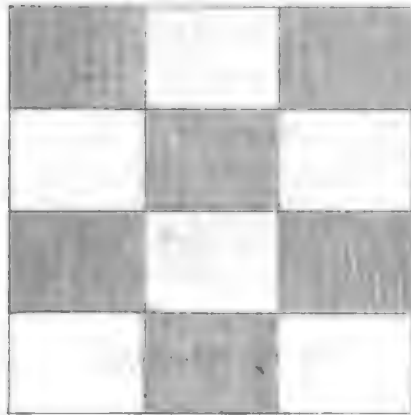
worden sind. In dem kaiserlich-mansfeld'schen Wappen kom-
men die rothen Kanten viermal vor, nämlich an zweiter
und dritter Stelle (Quartier) im ersten und ebenso im vierten
Felde, und zwar zusammen mit drei Balken für Cuesfurt.
Mansfeld, d. h. ungefähr zwei Drittel dieser Grafschaft,
nämlich die östliche Schloßplan und Mansfeld selbst gingen
1780 an Preußen über, während Sachsen drei Drittel da-
von erhielt.

Grafschaft Krensberg.

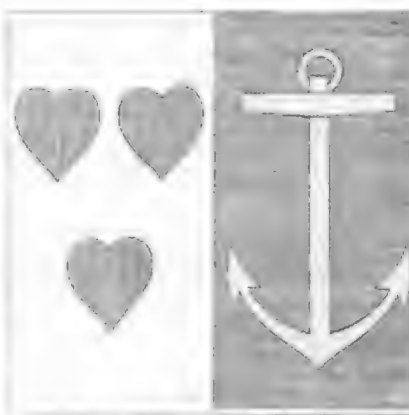
Ein silberner, goldbewehrter und rothbezungter Adler
in blauem Felde, also denkwürdiger Adler, wie ihn Kuppin in
rothem Felde hat. Der Adler ist auch hier ein lebendes
Wappen durch die rote Zunge des Namens Kar-nenberg.
Eine Burg Krensberg (Kriegerburg) kommt schon im elften,
der sie bezeichnende Wappenadler im zwölften Jahrhundert,
und zwar unter dem Grafen Heinrich vor, so daß das
Wappen überhaupt eines der ältesten mit Thiergeheuten ist.
Das Wappenbild kam 1817 aus dem erbkaiserlich säch-
sischen in das preussische Wappen, das aber 1864 seine Stelle
verlor, da es bis dahin an der Spitze stand.

Grafschaft Sigmaringen.

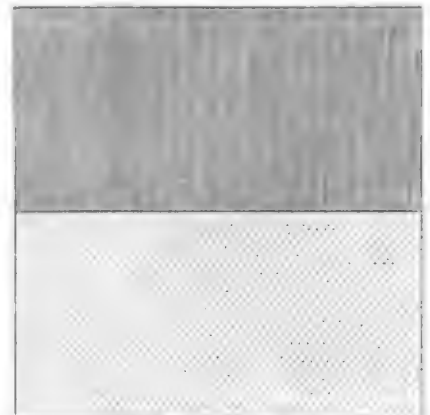
Ein goldener, auf grünem, dreifüßigem Hügel stehender
Hirsch in blauem Felde ist das dem jetzt kaiserlich
Sigmaringen'schen Zweige des hohenzollern'schen Hauses eigen-
thümliche Wappenbild. Im vorigen Jahrhundert stehen im
ersten und vierten Quartier des kaiserlichen Wappens das
hohenzollern'sche schwarz und weiß quadrierte Feld, und im
zweiten und dritten der Hirsch, während in der Mitte als
Verzierung der Scepter des Erzherzogs kreuzweise über-
einandergelegt im blauen Felde erschienen. Die Helmschilde
waren Draken, Scepter und Hirschgeweihe. Später nahm
Sigmaringen im ersten und vierten Quartier den näherber-
ger Löwen, im zweiten das schwarz und weiß quadrierte und
nur im dritten den Hirsch an, während die Draken in lei-
der ganz moderner Form zu Schildhaltern wurden. Der
Scepter schreift sich dem Grafen Carl Friedrich bei, der
die Würde des Reichserbkammerers schon 1512 bekleidete.
Da Preußen zur Brandenburg bereits das Scepter in seinem
Wappen führt, der Kaiser für Krensberg von Hohenzollern
ebenfalls, so kam 1864 nur noch der echt Sigmaringen'sche
Hirsch hinzu.



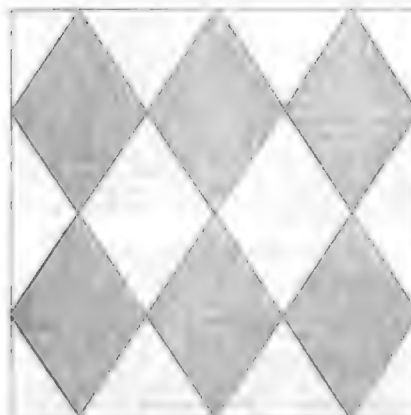
Wappenbild Hohenstein.



Die Grafschaften Zedlitzburg und Lützen.



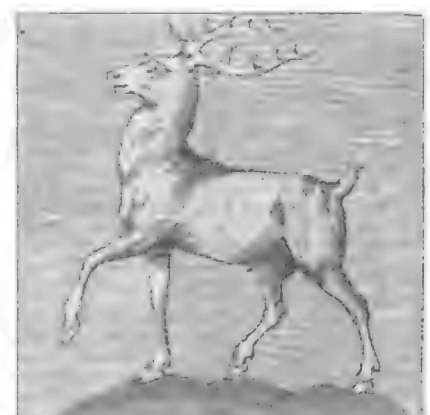
Wappenbild Sigmaringen.



Wappenbild Mansfeld.



Wappenbild Krensberg.
Wappenbild des preussischen Wappens.



Wappenbild Sigmaringen.

Eine Familie am Klavier.

(Hierzu das Bild S. 292.)

.... Vom Gesichtspunkte jener bloßen Philanthropie
aus, welche die Grausamkeit nur in vergessenen Blute und
in verurtheilten Gliedern nicht, wäre es vielleicht empfehlbar
gewesen, daß man die Pianofortur unter die Folter- und
Klammernzeuge des Mittelalters aufgenommen hätte. Es
wäre mehr als wahrscheinlich gewesen, daß selbst die ver-
schiedensten Verbrecher, ja selbst die Hoch- und Landesverräter
der unumkehrbaren Qual, täglich neben bis acht Stunden
Zusatzern und Ringen zu spielen, nicht hätten wider-
stehen können und daß sie bald ein reumüthiges Gesandnis
ihrer Thaten, Miß- und Uebelthaten abgelegt hätten. —
Wir geben dich gern zu, jedoch im Namen jener einst
wahren, geküßten Philanthropie, die wir verlieren, hätten
wir sehr gegen diese schändliche aller Torturen proletrirt
und hätten im Namen der Menschlichkeit die Anwendung
aller bekannten Klammernzeuge vorgezogen. Nur und
weil wir durch ein Wunder der heiligen Jungfrau zwar
lebendig, aber mit sehr abgetrimmten Verstande aus dieser
schauererregenden Gesandnisbehandlung gerettet wurden, nicht

ein moderner Klavierlehrer auf derselben Stufe der Mensch-
lichkeit, als während Fr. Franz der Kardinal Torquemada,
Großinquisitor von Spanien.

Die launigen Worte schrieb einer der geachteten
Schriftsteller unseres Jahrhunderts, einer der beständigen
Satoriter aller Zeiten, Don Mariano Jose de Larra —
in Deutschland, wie die ganze moderne spanische Literatur,
natürlich unbekannt: — der Mann, der nicht allein Satiren
schrieb, sondern auch Sagen . . . ausübte; denn, als es
ihm eines Tages nicht gelang, seiner Feder die rechte Würde
zu geben, um die Liebe launenhaft heid zu behandeln, fand
er sein besseres Nachkommittel . . . als sich selbst zu ver-
lieben, und um dem Werke einen eleganten Abschluß zu
geben, sich am 13. Februar 1837 eine Kugel durch den
Hos zu jagen. — Die Frau aber, welche von dem schall-
baren Pöbel geliebt wurde, blieb — der Leser wird es
schwerlich nicht glauben — hief. Donna Christina von Bour-
bon, berühmteste Angewandte — war königlich-könig-
licher der heutigen Königin Isabella, und hatte sich mit
ihrem Leibarzt, Don Jose Nuñez, einige Zeit vorher
verheiratet.

Die oben citierten Worte fiesel mir ein, als ich einen
Bild auf das Bild der Familie Wick warf und ich mich

meines eigenen Klavierlehrers entsann. — Gott habe den
Mann selig, der mit der schönsten Nachmittagsstunden mei-
ner Kindheit vergiftet hat. Es war eine baumlange Figur,
hatte unheimlich sprühende Augen, und wenn ich einen sol-
chen Ton gief, dann ließ er mich in den Arm, daß ich
tagelang die blauen Kleider zu sehen waren. Dabei war
er ein herzensguter Mensch und hatte mich auch lieb; aber
ein kaltes Ich gief ihm das Hien, wie er sagte, und
während eines selbst ausübten Monettes wäre er fähig
gewesen, seinen eigenen Bruder zu ermeden. — Wenn das
Monette nicht halt, dann mühte ich zehn Minuten hinter-
einander dieselbe Folter über das ganze Klavier hin-
zuweisen, und wenn ich dann — halbverrückt, seine Ausmen-
samkeit für das vor mir liegende Tonstück hatte, dann kam
der dritte Grad des „hoo“ und nachemlichen Galsgerich-
tes — dann mühte ich die fünf Finger auf fünf Tasten
legen und hienemandsz Mal hintereinander (Gott weiß,
warum immer gerade diese Zahl) den vierten Finger an-
schlagen. Bei diesem Stadium der Folter fing ich dann
gewöhnlich an zu weinen und er ging während fort.

Ich will wohl glauben, daß mein selbiger Klavierlehrer
das einzige Exemplar seiner Art gewesen sein mag; aber
ich wage dennoch zu behaupten, daß es vielen der Welt wie



(2. 2.) 1861 von K. K. K.

die stille Sehnsucht um die Erinnerung an die ungarische Garde, welche in der vergangenen politischen Epoche einzu-



Herde aus Glinde in Wäldern. (H. Meyer.)

Eine alte Jungfer.

Roman

von

Hart von Hottel.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

in kalter Winter von Achtzehnhundertzwei-
zig dreiundvierzig! — Der Oktober hatte
sich freilich angezehlet, Wetterpropheten
verkündigten sibirische Kälte, Alle Land-
straßen, so gen Berlin führen, waren von
schwereladenen Holzwagen, die liebe Spree
war von Trossen überfüllt. Sammt-
liche mit Baumaterialien handelnde Spe-
kulanten meinten nicht genug Vorrath hebeschaffen zu
können! . . . Sie hatten sich verrechnet. Den verfrachten
drei Frosttagen folgten vier Monate. Es gab eigent-
lich gar keinen Winter. Am Weihnachts- und Neujahr-
feiern Millionen kummender Menschenwärme ihre phan-
tasischen Dürme unter den Kissen auf, und Frühling
schwebte in der kalten Luft. Die Mitglieder einer im
sonnigblauen Theater fahrenden italienischen Opertruppe
außen in der Fremde über das nordische Klima, wel-
ches ihnen so furchtbar gefährdet worden. „Weßhalb“,
fragten sie, „haben wir uns die theuren Fahrten an-
geschafft? In Kurin ist's unglaublich kälter um diese Jah-
reszeit!“

An einem dieser sonnenklaren Wintertage ging ein
junger, fünfzehnähriger Bursch von feinem blühendem
Aussehen ruhig und selbst aufstehend die Dresdnerstraße
entlang. Offenbar kam er aus der Schule, denn er trug
eine Koll-Bücher, durch fleißigen Gebrauch abgenutzt, in
einen ledernen Kissen zusammengeknüllt, worin das Bündel
Werkzeugen wie den leichtesten Ball vor sich in die Hand
fiel, er schickte auf, ließ es abermals emporspringen und
belustigte sich recht lustig an solchen Spielen. Die braun-
nen Ledern, unter einer feinsten gestickten Mütze heraus-
quellend, flatterten um sein hübsches lächelndes Angesicht.
Das Rollspiel aber hinderte ihn, nicht große Schritte zu
nehmen. Er griff leicht aus, gleich einem der weit zu
gehen hat, und sein Ziel bald erreichen mochte.

„Du rannst ja wie Füßchen Pücker's Schwämmchen, Ernst
Wenzel“, rief es hinter ihm her; „Ich Dich doch einholen,
Freund Leo, und nimm mich mit!“

„Ah, Oskar Wilhelm, bist Du's, der hinter mir her
kappst? Da mußt ich wohl warten und Dich geleiten,
damit Du Dich nicht verläufst. Hast Dich ja wer weiß
wie lange nicht bei uns blicken lassen; wirst nicht mehr
hinausfinden. Wo hast Du denn geirrt? Mutter hatte
schon Bange, Du kommst krank sein, und ich sollte bei
Dir herangehen. Es gibt nur jetzt so unheimlich zu arbeiten
für's Gymnasium. Morgen ist Sonntag; da war' ich so
wie so gekommen.“

„Krank bin ich ja nicht gewesen . . . nur . . .
nur über Lerne, hypercondisch, müde und leber-
verdräht. Ich kenne Dir, Spiegelberg, Du, Mutter
soll Dir wieder einmal die Gesundheit lesen, warst an!“

Wie folgten den Beiden. Sie biegen in ein Seiten-
gäßchen ein . . . hier sind wir von früher her bekannt . . .
wahrlich das geht nach unserer „Realistischen Wänsch“ . . .
Wie hat sich's hier verändert? Ist's dasselbe Häuschen,
wo vor sechzehn Jahren die „himf Wänsch“ wohnten?
Ja, es kann nicht anders sein: Häuser sieht man nicht
von einem Fleck auf den andern. Es ist dasselbe, nur
hat's eine neue Hypothekonomie gewonnen. Nicht bloß von
Außen, auch von Innen waltet jetzt ein kesseler Geist,
das verkündet die todten Wänsche, das bezeugt die ganze
Umgebung!

Weshalb wir einen flüchtigen Rückblick auf die, seit
Leo von Verthal's Tode vergangenen Jahre. Anfang
November war er gestorben. Am ersten Januar 1828
gehor Oskar von Verthal einem Knaben. Sie hatte
schwer leiden müssen und erholte sich langsam, leidendwegs
erquicklich. Als sie fünfzehn Monate später zum zweiten
Male Mutter wurde, gab sie einem Mädchen das Leben,
und dieses Tochterlein gab ihr zum Lohn dafür den Tod.
Die arme Claire! Ihre Vorsehung in des Vaters As-
samt hatte sie leider nicht geküßelt. Ihr Absterben ent-
zog sie dem Schmerz, Jeunig zu werden vom gähnlichen
Verfall der Wirklichkeit, welcher Max in seinem Leichtsinn
nicht gewachsen war. Und der alte Verthal konnte nicht
leben, weil er selbst in Schulden steckte. Grafin Kriegs-
heim hatte bereits nicht gethan, als ihre Vermögensum-
stände erschütterten. Sie gab den Eidam, der sich ihr
ohnedisk anstandslos bemies, entschieden auf; sie erklärte,
daß die Wänsch ihres Vaters den Enkeln erhalten bleiben
müßten; sie nahm die Kinder in ihre Obhut; Benigna
wurde der Waisen Mutter. Was ist verflochten. — Alte
bekannte Geschichten, die sich leider überall und immer
auf's Neue zutragen, aus denen jedoch unsere „jungen
Herren“ keine guten Lehren ziehen können. Das Ende ist:

dann geschloß: eine Kugel vor die Stirn . . . oder
Amerika! — Auch die schöne Gegend. — Maxa Kriegs-
heim überlebte den Ruin des Schwiegerjüngers, den Ver-
lust ihrer (einst so heucheligen) Claire nicht. Sie verließ,
nachdem sie ihr Zeitliches geordnet und befestigt, in Ve-
nigina's Armen, segnete diese, sowie Claire's (nun Ve-
nigina's) Kinder voll mütterlicher Liebe, und ihre letzten
Worte lauteten: erziehe sie zu rechtschaffenen Menschen; bewahre
sie vor thörichtem Hochmut. Soze ihnen, daß dieser
nicht glücklich macht. Du weißt's am besten. Du selbst
hast ihnen in der Taufe die Namen Leo und Leonine
beigelegt. Trage Sorge, daß unser Leo sein idealisti-
scher, schwärmerischer, unpraktischer Schwärmer, — daß
Leonine seine . . . Benigna werde. Wenigstens nicht in
deinen schroffen Harn. Im Uebrigen sei ihr Muster und
Vorbild zu jeder Tugend, welcher Dir eigne!

Und als nun die Gräfin begraben war, da wanderte
Benigna hinaus, dahin wo Leo's Bahre gestanden. Wi-
derum hatte ihr gesagt, daß es mit Mutter's Jählich stehe;
daß die kleine Benigna jubelhaft werden solle, auf An-
trag eines angeblichen Hypothekengläubigers. Das waren
dürftig-armüthige Verhältnisse. Mit einigen Tausend Tha-
lern ließ sich Alles abmachen. Benigna schloß nicht.
Sie kaufte Haus, Garten, Feld; verpachtete das Letztere,
sauberte den Garten, richtete das Haus wohnlich ein,
vachte ihre Kinder zusammen, bezog es mit diesen und
einem weiblichen Dienstmädchen . . . und wie Wilhelm sie
dort das erste Mal nach ihrem Entzuge besuchte, hat sie
ihn mit dem Glücke empfangen: „Willkommen bei der
alten Jungfer!“

Wilhelm war ein Mann von achtundzwanzig Jahren
gewesen, da er Leo's Leiche zur letzten Ruhe bestattete.
Benigna hatte im fünfandzwanzigsten gestanden. Sich
als „alte Jungfer“ wenige Jahre nachher, und in Folge
weiblicher Schönheit, zu bezeichnen, hätte bei jeder An-
derten hyperbolisch gelungen; bei ihr sang die Wahrheit
des unerschütterlichen Einheitsgesetzes heraus, noch bestärkt
durch den Hinblick auf die beiden Stender, welche sie als
die ihrigen betrachtete. „Eine alte Jungfer“, sprach sie
mit dem Ausdruck heftiger Verleugung, „muß not-
wendig auch Tante sein; muß Kinder zu verorgen, zu
erziehen haben; sonst ist sie nicht vollkommen; sonst hat sie
auch keine Vererbung zu erkränken. Nur indem sie die
Pflichten der Mutter für eine Verlebte übernimmt,
glaubt sie aus, was sie selbst an der Bestimmung, am
Verlust des Lebens, auf Erden verliert. Die's nicht
so glücklich trafen, denen der Himmel keine Gesandten-
kinder zuwies, haben dann die Aufgabe, sich und ihre
Sorgsält Fremden zuzuwenden, was schon unglaublich schwe-
riger ausfällt. Ich bin mit voller Seele dankbar für das
mir anvertraute Glück.“

Wilhelm als „Treisiger“ durfte damals noch nicht
für einen Hagenknecht gelten, obgleich er schon Ansprüche
auf diesen Titel machte.

Heute, wo wiederum dreizehn Jahre über ihre Mütter
dahingezogen sind, steht das anders. Sein Lebensalter
geht mit dem Jahrhundert fort . . . Benigna zählt neun-
unddreißig. Was ihr etwa noch zur legitimen alten Jung-
fer abgehen möchte, erzieht sie durch ihre matriomoniale
Anerkennung; sie bemüht sich älter zu erscheinen, wie sie ist.
Wilhelm, der Dreiundvierziger, läßt's an ähnlichen Künsten
nicht fehlen. Er verdammt, konsequent, sich modern zu
kleiden. Seiner Tracht nach müßte man ihn für einen
Schullehrer von geklammertem Wesen halten. Er geht unab-
änderlich schwarz. „Ich trage doppelt Trauer“, sagt er,
„um die ausgegebene Wänsch, und um die ausgegebene
Vorfie. Die Sonntag wollte von mir nichts wissen, und
sie that wohl daran. Die Dichtkunst verurtheilt mich
vollständig. Ein Poet soll's! Ich sein, wollt' ich sein . . .
die Vorfie wollte nicht; so bin ich (wie man's nennt)
ein „Schriftsteller“ geworden, der um's liebe Brod schreibt.
Und weil ich mich und meine Feder für seinen Preis ver-
kaufe, weil ich nur drucken lasse, was ich mit gutem Ge-
wissen geteilt kann von Gott und mir, . . . bleibe der
Bessen Brod oftters dünn und schmal. Aber ich bin zu-
frieden; trotz' unverdrossen mein dürftig Junggesellenthum
und meine Armut.“

„Ich bring' ihm mit!“ schrie Leo Verthal von unten
der Tante Mutter zu; „ich bring' Euch den guten Onkel
Wilm!“

Leonine nahm sich kaum Zeit, dem Eintretenden die
Hand zu schütteln, weil sie, die regsame kleine Haus-
wirthin, am schon gedachten Tische Platz nehmen wollte;
denn, meinte sie, er laßt zum Essen hier, das versteht
sich. — Dann rief sie zur Küche.

Benigna sprach: „Aber Freund Verthal, ist das
tödtlich? Eine ganze Weile haben wir Sie nicht ge-
sehen.“

„Er hat wieder einmal seinen bösen Kaputt durch-
gemacht“, rief Leo, bevor er nach seinem Stübchen ging.
die Schulbäcker abzuliegen.

„Und was war's denn für ein Kaputt?“ fragte Be-
nigna weiter; „ein hässliches? oder ein sentimentales?“
„Ah, beste Gemiehe, ein gemischtes; wie sie in

Oesterreich den Kaffee mit „Obere“ nennen. Und eine
starke Portion, ohne Zucker. Ich bezeugte Meeresbeet
in der Dorothienstraße, als er eben aus einer musikal-
ischen Matinee kam, welche Gräfin Wänsch bei sich veran-
staltet hatte, zu Ehren der in Berlin anwesenden vor-
trefflichen Sängerin Wänsch-Garcia. Meiner Giacomo
hat mich niedergeworfen, und ich hab' mir sein Herz im
Sturze erobert, durch den Aufsatz über die erste Dar-
stellung der Hugenotten.“

„Der war auch dazu angethan. Was Sie über den
vierten Akt dieses Werkes geschrieben, hätte mir beinahe
Luft gemacht, ihn zu hören. . . . wenn ich überhaupt in
der Lage wäre, jemals wieder ein Theater zu betreten.“

„Dahin wänschens mehr! Zunächst meine Beileide;
denn Sie sind ja mein Beichtvater. Der Herr General-
Musikdirektor führte seine Gemahlin an die Klavir, tief
ihre Hände: „Gib' mir, Wänsch, ich geh' in ein Stübchen
mit Herrn Verthal!“ — dann laß' er mich unter und
schloßte mir in ledernen Hosen die Herrlichkeiten und
Hunder, welche im Salon der Frau Gräfin zu Tage
gekommen waren. Er spendete der Wänsch das feurigste
Lob, legte ihr die höchsten Ehrenitel bei; schien sie jedoch
nur so hoch zu erheben, weil er seinen Vorgesetzten mit
der Verleugung schloßte wollte: die erste von allen, allen
lebenden Genialitäten ist und bleibt aber doch die
Kunst. Die hat im Laufe der Zeit und der Eße nicht
allzu nichts verloren, weder an Stämme, noch an Herrlich-
keit, noch an Gefühl, noch an Verständniß, noch an
Seele . . . was, es ist als ob nach jeder Einbildung
diese Eigenschaften bei ihr zugenommen, ihre Reiskraft
und Kraft von Jahr zu Jahr gewonnen hätten. Sie
sehen mich heute wieder völlig überwältigt von dieser
Vollendung, welche um so mächtiger wirkt, je länger sie
gepaart ist mit naiver Annuit. Von den feinen Hüls-
mitteln der Koffetterie, die sie als junges Mädchen auf
der Bühne nicht verschmähte, ist auch seine Spur mehr
sichtbar an der vornehmen Dame, an der sorgsam
Mutter, der jählichen Gattin. Im gerechten Vertrauen
auf ihre geistige Gewalt, ihre technische Vollkommenheit,
behaupet sie die Würde einer Herrscherin,
womit sie die Gräfin einer noch immer hübschen Frau,
die Anspruchshaltigkeit einer beiseitenden Dilettantin zu
vereinigen weiß. Nachhaltig, Verding, ich bin ganz weg.
Und das will viel sagen, denn ich geh' mich nicht so leicht
gefangen!“

Er ahnte nicht, als er sich in dieser Weise äußerte,
welchen Tumult er in seiner Brust heraufbeschwor. Was
ich längst begraben wollte, wachte wieder auf. Wachte
denn die jüdische Negierung den Herrn Grafen just am
preussischen Hofe akkreditiren? Waren nicht Er und Ihre
Exzellenz seine Gemahlin im Haag, in Wien, in Peters-
burg eben so gut aufgehoben!

„Was denn Herr Wilhelm Verthal ein so großes
Kind sein! Abhorret über Thorheit! Sie hatten ja
männlich, gefast, sonder Groß entragt, schon damals,
bevor wir zwei uns näher traten. Die Vererbung der
Sonntag hatte Sie vollständig bereubigt; ja Sie freuten
sich ihres Glückes! Und jetzt . . . welche Intonierung
in euch starken Wänschen!“

„Wird doch, Gemiehe. Das ist durchaus konsequent.
Als Henriette von der Bühne schied, als sie in's gewöhn-
liche Leben zurücktrat, Hausfrau, Mutter zu werden . . .
da gehörte sie Niemandem weiter, als ihrem Gatten; da
war sie dem Publikum entzückt; da leg' ich auch mein
bischen Anrecht auf Bewunderung der öffentlichen Kün-
stlerin wie eine thronenthronale Opiergabe an den Stufen
ihres Hausaltars nieder. Wer beist sie denn auch einmal
wieder singen . . .?“

„Freund, Sie sind ein Narr. Können Sie's nicht
vertragen, von Anderen hören zu müssen, wie schon sie
singt; wollen Sie, weil der Neid Sie quält, durchaus
selbst hören . . . nun gut, dann machen Sie Lust bei
ih; lassen Sie sich dem Grafen vorstellen . . .“

„Wo denken Sie hin! Ach, der oblique, unbedeutende
Schriftsteller unter jenen Leuten! Sie würde mich ver-
leugnen, sich meiner kaum noch erinnern. Was liegt
nicht zwischen jenen Tagen und der Gegenwart! Die
Gemahlin des Grafen, die Kaiserin Wänsch, Madame
Kosjagol nannte, die in französischem Verlebe mit dem
Großfürstinnen stand, die hier Sonnenjäger und Neuen
macht . . . und ich . . . Danach bin ich doch nicht
lüstern, daß mir irgend ein infolenter Unfall die Thüre
schließt.“

„Wohl gesprochen. Auch diese Ansicht mag gelten,
obwohl ich sie nicht theile. Die halten Sie nun aber
auch fest, damit Sie künftigen Anfällen von Schwäche
Widerstand leisten können. Wer wird sich durch die Ver-
leugung eines Morgensartories bei Gräfin Wänsch aus
der Hoffung bringen lassen? Henriette Sonntag und die
Liebe zu ihr hatten Sie ja begraben, Friede mit unzeren
Töden, und mit uns selbst . . . Wie-the's, Linda,
bist Du so weit!“

„Ja, Mutter, die Suppe dampft auf dem Tisch.“
Benigna bot Wilhelm den Arm, Leo führte seine
Schwester, und sie begaben sich in's kleine Speisezimmer
neben der Küche, zum einfachen, wohlthuenden Mittag-
essen.“

lang in einem fort weint und schreit, bis es vor Müdigkeit einschlüpft, um beim Erwachen zu beginnen, wo es geendigt hatte. Die Nachbarschaft gewöhnt sich gar bald an



Die Mutter des Redners.

diese Töne und betrachtet sie als ein natürliches Geräusch, etwa wie das Ticken einer Uhr oder das Hämmern des Kupferhammerdres. Man würde sogar unruhig werden, wenn das Geräusch ungewöhnlich lange ausbleiben sollte, und man findet mit Recht eine gewisse Harmonie darin, wenn es drei oder vier Kinderstimmen aus den benachbarten Gemächern akkompagniert. Nach Verlauf einiger Monate hat der Säugling inständig begierig, wie sein Vorgesetzter doch eigentlich jenseits, dazu etwas erfindend ist. Er stellt dasselbe also nach und nach ganz ein und begnügt sich, Stundenlang auf einem Fleck zu sitzen oder spielend nach den Klingen zu greifen, die die hereinströmende Sonne auf die Betende wirft. Diese schönen Tages werden seine Bewegungen besonders ungeduldig, er rückt aus der Wiege, und die bräunliche Mutter ruft ihm zu, wie er vernünftig im Zimmer umherläuft und jedes Möbel neugierig betastet. So ist schon einige Abwechslung in das kindliche Stillsitzen gekommen; hat der Knabe aber Müde, brüht ihn auch zuweilen des Nachbarn Mähe, mit der er bald befreundet ist, und die ihm, gleich seiner Mutter, mit ihren Voten etwas zurechtweist.

Der Sommer ist zum dritten Male gekommen, und das körperlich und geistig sehr rasch entwickelte Kind spielt mit einer Schaar von Kollegen vor der Hausthüre. Die Sonne bräunt ihren Teint, ohne daß es Jemand bemerkt. Unter seiner Haut ist jedoch die Leber hinuntergewandert und dreimal unter einem Kissen hervorgezogen worden, jetzt ohne besondere Nachtheile. Die Ereignisse haben die Mutter nur wenig außer Fassung setzen können; sie betrachtet dieselben wie die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, zu denen der Knabe indes nicht die geringste Neigung hat. Tagelang ruht er viel in der Wiege. Seine Mutterprache kennt er anfangs leicht und schnell, ohne jeden Unterricht; nur wird kein Ausdruck in ein grammatisch reiner, und lebenslang hängt das Idiom der Gasse durch.

Er beginnt nun seine ersten Ausflüge, indem er sich an die Schürze der Mutter hängt und mit dieser in die verschiedenen Häuser, zu den verschiedensten Leuten kommt, wobei er einen großen Eitz- und Personensinn entwickelt, indem er bald jedes Gäßchen, jeden Prellstein, jeden Hund und jeden Fußgänger kennt.

In den nun folgenden Jahren geschieht er ganz das Bild des geistigsten Gamin, und diese Blüthezeit ist ihm noch im spätesten Alter, auf dem Gipfel seines Daseins eine wehmüthig freudige, die seine Erinnerung. Er schwimmt jetzt in einem Meer von Glück und Lust, und seine stets reichhaltige Raune kann selbst durch die Schule nicht getrübt werden, die er indes nur selten besucht, etwa an kalten Wintertagen, wo man zu Hause nicht gehet, oder bei öffentlichen Christbefeuerungen. Seine Lehrer und alle philistinen Leute erklären ihn für einen Geizhals, doch bessere Menschenkenner machen bald jagden, daß er ein wirkliches Talent und unabhängig angestrichelt beschäftigt ist. Er schwimmt wie eine Ente, läuft wie ein Hase, miaut und flüster wie eine Katze, und spielt alle möglichen und unmöglichen Hohnreden und Caricaturen. Er hat nie eine Nothbedingung gekannt und man erachtet ihn gewöhnlich im jähren Trabe, wobei er sehr heult, miaut, jodelt, brüllt oder pfeift, von Zeit zu Zeit gegen den Kopf einer Höckerin prallend, oder freitliche Kinder umlaufend, oder Hunde aufeinander legend, auch wohl alle Jahr Minuten in einen Straßenkampf mit Pöbeln verwickelt, wobei er Mädel von Haaren einbüßt oder solche als Trophäen fortträgt. Er ist von jeder Tageszeit genau und pfeift unterrichtet, er läuft meilenweit zu jedem Straßenkampf, begleitet

treulich jeden Kantenbold, und weiß bei einer Feuerbrunst oder Bräuterei immer den besten Zuschauersplatz zu behaupten, wo er dann die Kämpfer durch Zurufe anzuert, oder sie mit Rufen bewirft. Er geht den verschiedensten Erwerbszweigen nach, ist zu jedem Gange, zu jeder Versorgung bereit, mit der Bezahlung aber nie zufrieden; er sammelt alle weggeworfenen oder verlorenen Dinge, stellt sich an die Eingänge der Theater, Schaubuden und öffentlichen Lokale, um die Herandrängenden anzubieten, weil er diese, auch ohne Alexander Thomas spielen zu haben, als die Günstigsten kennt. Sein Scharfsinn läßt ihn sofort Fremde und Leute aus der Provinz entdecken, welche er entweder gleichfalls anstellt oder zu täuschen sucht. Er fürchtet keinen Menschen, ausgenommen den Polizeibehörden, der ihm das böse Gewissen ist. Dieser Beamte hat ihn denn auch unter eine Aufsicht gestellt: — bei jeder abgerissenen Mägelhülle, bei jeder eingeworfenen Kastenwunde, bei jeder Verabfolgung oder Verabfolgung einer öffentlichen Anlage scheidet er zuerst auf wahren Helden. — So ist der Sohn der Provinz auf seiner öffentlichen Laufbahn gelangt vor- bereitet, und wir lassen ihn deshalb in diese eintreten.

Nur mit vieler Mühe, nur nach inständigen Bitten der Mutter hat der Kirchspielsgesinde sich bewegen lassen, den fünfjährigen Knaben, dessen wissenschaftliche Vorbildung ihn wohl mangelhaft dant, in den großen Bund der Christenheit aufzunehmen. Das neue Mitglied, das die Kirch- wendigkeit seiner Aufnahme kaum begreift, jedenfalls die ihm dadurch erwiesene Ehre nicht besonders hoch ansetzt, hat schon vor diesem Ereignis seine Wahl getroffen, in schon vorher seinen Beruf gewählt. Ein Handwerk zu erlernen, meiß ihm übrigens mancherlei Erfordernisse fehlen möchten, hält er sich denn doch für zu gut; er will zunächst nur von dem Wundliche geleitet, seinen irdisch knurrenden Magen zu befriedigen, und wie konnte er wohl besser für ihn sorgen, als indem er in eines jener menschenfreundlichen Eta- blissements eintritt, wo jeder Hungerige und Durstige auf das Bereitwilligste mit Speise und Trank erwidert wird.

Schon lange hat der Knabe schuldige Wäde durch die Thüren und Fenster der nächsten Restauration geworfen, und schon vor der Konfirmation hat er dort Umgang und Aufnahme gefunden, ist er dem Hauswesen dortselbst glück- lich eingezeichnet worden. Natürlich nicht gleich als eint- mäßiger Beamter, nicht gleich als müßiger Kellner. Be- wahre! Die edle Kellnerin muß wie andere Mädel und Wissenschaften gründlich erlernt werden und hat ihre gar man-



Die Jugend des Redners.

niglichen Abtunungen und Würden; zahlreichere als selbst die Gelehrtenrepublik sie kennt. Unter Heil in als Kellner- Lehrling angenommen. Als solcher trägt er eine kurze, schwarze Jacke, die gewöhnlich dadurch gekennzeichnet wird, daß man einen außerordentlichen Kellnertrick die Schwänze ab- schneidet; unter dem Hausnamen heißt er, welchen Vor- namen er auch in der Laune erhalten haben mag, stets Artz, die Gasse aber ruft ihn eben so regelmäßig — Tritt (stylus).

Daß seine Funktionen bestimmt, so sind dieselben sehr unbestimmter Natur und sehr wechselnder Art. Er hat sich im ganzen Deutschland, wo es auch immer sei, in den Dienst wie Gastmännern, in der Küche wie im Keller nach Kräften nützlich zu machen; er wußte dem Prinzipal, der Kellnerin, jedem der anderen männlichen und weiblichen Beamten, wo er kam, zur Hand geben, und wo es ver- langt wird, zu Waschen und zu Tisch setzen; in einem Worte, überall eintreten und ausbleiben, wo man seiner bedarf. Namentlich liegen ihm ob eine Menge von Wägen, Bettelungen und Verordnungen, die ebenso zahllos wie unheimlich sind, das Umhören und Herabschleppen von Lebensmitteln und sonstiger Requiriten; daneben das Reinigen der Zimmer, das Spülen der Gläser und Teller, das Wiederaufstellen der Servietten u. s. m. Zum Bedienen der

Gäste dagegen wird er nur ausnahmsweise, bei außer- ordentlichen Frequenz, selbst dann aber nicht zum Entlasten des Geldes zugelassen, was vielmehr wegen der dabei ab- fallenden Trinkgelder das ausschließliche Vorrecht des wirt- lichen Kellners bleibt.

Mit dem Sprunge von der Gasse in die Restauration beginnt in dem Leben und Habitus des Knaben eine völlige Wandlung. Zwar hat er noch immer voll Ruch- willen und Durchtriebenheit, zwar spielt er Gassen und Haus- gewissen manchen Schachernack, aber jetzt weiß er dabei eine herrliche Amüsamente zu betreiben. Seine ehemaligen Kollegen von der Gasse kennt er entweder gar nicht mehr, oder er nicht ihnen beim Besuchen nur vornehm zu, ohne sich weiter mit ihnen auszubilden. Der Ernst des Lebens



Der Kellner-Vertrag.

beginnt ihm aufzugehen, die Würde und Bedeutung seiner Stellung wird ihm täglich klarer. Da ein eigentlicher Unterricht nicht stattfindet, so wendet er hauptsächlich auf eigenes Studium angewiesen ist, so sucht er den Kellnern all ihre Künste und Weisen abzuheben, ist sich, sobald er dazu Lust findet, im Billardspiel, und dort auf- merksam auf die Verrichte der Gäste. Aus diesen Ge- sprächen, die sich in einem öffentlichen Lokal gewöhnlich auch um öffentliche Angelegenheiten zu drehen pflegen, schöpft er seine politische Bildung, bildet er sich sein politisches Glaubensbekenntnis, das selbstverständlich immer mit dem der Gasse übereinstimmt. Je nachdem die Neugier der Bekanntschaft dem gemäßigten oder begehrenden Fortschritt baldigt, ist auch der Stellenerlebung ein Hindernis oder ein Gegner des Ministeriums. Eine andere Quelle seiner Bil- dung sind die ausliegenden Zeitungen, deren Lektüre ihm allerdings nicht leicht wird, da er in der Schule alle die Kunst des Buchstabens kaum hinausgekommen ist. Im Verlaufe geht sein Denken und Trachten natürlich dahin, die Verträge, die gerade nicht alljährlich bezeugt in und in der Regel zwischen einem und drei Jahren schließt, nach Möglichkeit abzukürzen, sich zum wirtlichen Kellner auszu- schwingen, und seine Anlage und Geschicklichkeit einzuheben, eine plötzlich hier oder dort einwirkende Palanz anderer- seits bringen ihn nicht selten noch schneller an das Ziel seiner Wünsche, als er zu hoffen gewagt hat.

Frach und Serviette sind die Insignien des wirt- lichen Kellners, kennzeichnen seinen öffentlichen Charakter. Wenn es irgend möglich ist, sucht er sich einen Backenbart zu beschaffen, nützlichfalls auf künstlichem Wege zu er- zeugen, insofern ihm dieser ein höheres Ansehen verleiht. Schürze, Kinn- und Vollbart sind ihm bekanntlich nicht gestattet; viele Restaurationen verlangen sogar völlig glat- te Kellnergesichter, was leider an die Sklaven im klassi- schen Altertum erinnert. Das Lebensprinzip des Kellners, die Frische, unter welcher er steht und läuft, heißt — Trinkschuld. Ohne Trinkschuld — kein Kellner! Die Trink- gelder sind eine neue Art von Besteuerung, unter welcher die moderne Gesellschaft leidet; obwohl noch in seinem Buchstabe der Nationalökonomie erscheint, besteht die Steuer der Trinkschuld doch tatsächlich in allen civilisirten Lan- dern, ist sie schon lange nicht mehr eine bloß fiskalische, sondern eine entschieden obligatorische Steuer, die das Publi- cum zu entrichten hat, und der es sich nicht entziehen kann. Der Kellner steht in jedem Gast einen ihm persö- nlich gehörigen Steuerpflichtigen, und er betrachtet ihn wie einen kosen Schuldner, wie einen gewissenlosen Verräter, wenn die Abgabe verweigert wird. In der That ist er auf Trinkschuld angewiesen, denn sie bilden seine Hauptrenten, seine eigentliche Verdienst; der sogenannte „Gehalt“, welchen er vom Prinzipal bezieht, ist ein bloßer Expendiermas, dieser bezahlt ihn aus der Laune der Gäste, mit den von den Gästen zu erlegenden Trinkschulden. Und andererseits gebietet das eigene Interesse des Kellners, sich in die Steuer willig zu fügen. Wehe dem Unglücklichen, der sie zu ver-

weinem magt. Der Kellerer erweist ihm eine Pflicht, indem er das herausragende Weid jähren. Stuk am Stuk, hervorhebt, indem er ausfallend lange nach dem letzten Strohen sucht und diesen endlich mit befeuchteter Kanne oder ausdrückendem Augenblinzeln kühlt; bleibt Jener trotzdem hartnäckig, so empfängt er dafür einen Witz voll der bodenlosesten Verachtung, der Kellerer reißt ihm das laumgeleitete Glas vor der Nase fort und lehrt ihm in offenkundiger Weise den Haken. Solch ein Steuererweigerer mag sich hüten widerzukommen; er kann lange zucken und klopfen, bis Jemand erscheint, lange warten, bis er das Verlangte erhält, und wenn er's endlich erhält, findet er's nach Quantität und Qualität so schlecht als nur möglich. Fortan sind abgetandenes Bier, halbrothe Weine, kalte Keller, schmutzige Messer und Gläser sein regelmäßiges Trankament; denn ein Kellerer jagt's dem andern, und der Steuererweigerer ist bald von der ganzen Bedienung in Acht und Bann gethan. — Wer dagegen mit Trinkgeldern nicht spart, ist gut aufgehoben, denn er genießt die volle Protection des Kellerers, der ihm auch noch im dicksten Gedränge einen Platz zu verschaffen weiß, der ihm nicht seine Zeitung bereit hält, ihn mit Bindezettel bedient, ihn bei der Auswahl von Speisen und Getränken mit feinsinnigen Rathschlägen unterstützt, ihn leise vor allen Proben und verdächtigen Kapuzen warnt. Die Größe des Trinkgeldes ist der einzige Maßstab, welchen der Kellerer bei der moralischen Schätzung der Gäste anlegt. Wer selten und wenig gibt, ist ihm einfach ein „Lump“; wer die Steuer voll und regelmäßig entrichtet — „ein anständiger Mann“; wogegen der Spender von reichlichen Trinkgeldern ein „noble Herr“ heißt.

Der Kellerer ist auf Trinkgelde angewiesen, aber er kann sich damit allein nicht begnügen; sein strebsamer Geist reißt sich noch eine weitere Einnahmequelle zu schaffen. Diese sucht ihm aus calculirten Verhältnissen, welche selbstverständlich immer zu seinen Gunsten ausfallen. Wenn er dem Gast die Kasse macht, rechnet er lieber nach eigenem System, als nach dem von Adam Riese; d. h. 3 mal 3 und ihm nicht 9, sondern gewöhnlich 10, und unter Umständen 11 und 12; und, wo's irgend kassirbar, berechnet er nicht nur das, was der Gast wirklich getrunken und gegessen hat, sondern auch das, was er nach seinem (des Kellerers) Ermessen noch hätte trinken und essen können, resp. sollen, indem er sich dabei auf das schwache Gedächtniß oder auf die Friedensliebe der Betroffenen verläßt — eine Zuversicht, die ihn auch unter vier Hällen nur einmal täuscht. Nach bringt er diese Notizen nicht nur gegen „Steuererweigerer“ und „Lumpen“, sondern ebensoviele gegen „anständige Leute“ und „noble Herren“ zur Anwendung, und zwar gegen Letztere mit dem Gefühl moralischer Verwundung, als eine nothwendige Nothwendigkeit, um zu dem Seinigen zu kommen.

So lebt und waltet der Kellerer in seinem ansehnlichen Bereiche; bis in die späte Nacht hinein, bis zum grauen den Morgen unabhängig thätig, und zwar dann am thätigsten, wenn die übrige Menschheit feiert, wenn sie sich erholt und vergnügt, weshalb er sich mit Recht als den gebornen Wohltäter des Publikums, als einen Vorkämpfer für das öffentliche Wohl betrachtet. Seine eigenen Ruhetunden sind sehr sorgfältig bemessen, nur selten findet er Gelegenheit, sich dem öffentlichen Dienst zu entziehen und sich als bloßer Privatmann zu bewegen. Er besucht dann entweder einen Kollegen oder die Gasse, oder er ergötzt sich, wenn er schon verheiratet ist, im Schooße seiner Familie. Sein Intelligenz bleibt jedoch immer ein durchdringendes, gewisse Kamenzen und Bewegungen verrathen auch im Privatleben den öffentlichen Charakter und lassen ihn leicht aus der Rolle fallen. Wenn er z. B. selber als Gast in einem öffentlichen Lokale sitzt, kann ihn das Klappern mit dem Teller eines Vergessenen in stichelle Unruhe versetzen, der „Kellner!“ ihn wie elektrisch aufspringen und „Herr, Herr!“ „Gleich, Herr!“ antworten lassen, bis er auf halbem Wege zur Pörmung kommt oder von seiner Begleitung an den Redaktionsstühlen zurückgehalten wird.

Denn wir zum Schluß eine kurze Charakteristik der hauptsächlichsten Sippen geben, in welche die Familie der Schaustellerer zerfällt, so müssen wir vorweg bemerken, daß eine scharfe Trennung derselben nicht besteht, vielmehr ein häufiger Uebergang von einer zur andern Sippe stattfindet. Die Scheidung beginnt mit dem Augenblick, wo der angehende Kellerer die öffentliche Arena betritt, wird durch die Art des Establishments bestimmt, das er sich zum Schauplatz seiner Thaten erwählt, und oft verbleibt er auch dauernd innerhalb der einmal eingeschlagenen Späße; aber im Großen und Ganzen läßt der Schaustellerer doch den Wechsel, er wechselt nicht nur mit den Lokalen, sondern auch mit den Branchen.

Da in Deutschland noch immer mehr Bier als Wein getrunken wird, so bietet sich als die nächste, weil ständige Sippe

Der Bier-Kellerer (*Cellarius cerevisiae vulgaris*). Jedermann weiß, was für eine unendliche Verschwendung und Wastage unter den Vokalen obwaltet, in welchen der alte Gierigkeit kränzt wird; von den fabelhaften Ecken, wo Geheimnisse und Parlamentsmitglieder ihr Glas „schöpfen“ schülten, herab bis zu den niedrigen geschwätzten Kneipen, wo Spielbretter und kleine Handwerker ihre langen Pfeifen zu einem Krug Dübener rauchen, oder gar noch tiefer herab, bis zu den unterirdischen Bunkern, wo Kaffeträger und Drohnenführer ihren Schoppen trinkend trüben. Ebenso verschiedenartig sind auch die Kellerer, welche in den resp. Lokalen fungieren, und namentlich die Bierkneipen fast überall mehr und mehr verdrängen. Es gibt da schmierige, verstaubte Exempelare, welche die Besucher in follequalischer Weise behelmen; es gibt hässliche, rothe Jünglinge, die es sich nur mit lauter Stimmungen zu thun haben und zu denen in einem patriarchalischen Verhältnisse stehen; es gibt aber auch auf der Höhe auch junge und ältere

Herren, die in Haltung und Kleidung jedem Salzen Ehre machen würden, trotzdem aber vor ihren bühnigten Vätern in Devotion erliegen. Und doch haben alle Bier-Kellerer wieder etwas Gemeinsames, Zusammengehöriges. Gleichviel, in welcher Art von Establishment sie fungieren: sie bewegen sich, in Folge ihrer gehäufte dringenden Berufsgefühle, alle in einem gewissen Dauerlauf, sie zeigen alle



Der Kellerer.

eine eigenthümliche Gangart, die sich in den stark vortretenden und stark auswärts gebogenen Knien abprägt. Ein anderes noch mehr charakteristisches Merkmal des Bier-Kellerers ist sein Naturell, seine Gemüthsart. Im Gegensatz zu seinem Betier, dem Wein-Kellerer, herrscht bei ihm stets das jauchzende Temperament vor. Allerdings etwas reizbar und empfindlich, wie er denn ein lebhaftes Gefühl und ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein besitzt, bemüht er sich dennoch meistens in heiterer, frohlicher Stimmung. Unter seinen Leitern bewahrt er sich am liebsten den Charakter seiner Jugend, entfernt sich weit weniger als jene von der Natur und behält selbsten seine ursprüngliche Berde. Er ist entschieden Optimist, findet sich mit der Welt und dem Leben in ungetrübter Harmonie, und weiß den Dingen stets die beste, das heißt die ihm vortheilhafteste Seite abzugewinnen. Aus seinen Worten und Thaten spricht unverbunden ein gesunder Humor, und im Umgang mit dem Publikum läßt er sich gern von philanthropischen Grundgedanken leiten, auf die er nur dann verzichtet, wenn er seine Interessen gefährdet sieht, und selbst dann nicht ohne Bedauern und Wehmuth.

Seine eigene Sippe, sondern nur Spielarten des Bier-Kellerers sind der Billard-Kellerer und der Garten-Kellerer.

In dem meisten Bier- und Kneipenhäusern trifft man gewöhnlich auch ein Billard, und wir haben gesehen, daß sich auf diesem der Kellerer schon während seiner Freizeit zu üben pflegt. Bezieht er dafür eine besondere Anlage, so widmet er sich unter Umständen ganz und gar der grünen Tafel, und wir haben dann den Billard-Kellerer (*Cellarius pilae*), der in der Regel ein hinter, elastischer Jüngling mit geschmeidiger, leicht markierter Gesichtsbildung ist, weshalb er auch in Norddeutschland Marquett titulirt wird. An seinem Schadel läßt sich, wie der große Pyrenäische Schöde nachgewiesen, sowohl das Organ des Zahlenfinns, als das des mathematischen Talents entdecken, die sonst nur selten vereint vorkommen; aber der Billard-Kellerer hat dieses wie jenes mäßig. Von dem mathematischen Vermögen, dessen Organ rechts und links der Oberstirne, an der Stelle der sogenannten Stirnhöhler liegt, hängt keine Kunstfertigkeit ab; von dem Zahlenfinn, dessen Werkzeug an dem beiden Enden der Hagenbrauen zu finden ist — keine Erwerbsfähigkeit. Da er nämlich Trinktgelde weit leichter als der eigentliche Schaustellerer erhält, trotzdem aber von dem Prinzipal nicht besser honorirt wird, so ist er wesentlich auf die Ausbeute seines Zahlenfinns angewiesen. Letzterer besteht aber nicht etwa, wie bei andern Weingenieen, in einem schnellen und sichern Durchdringen der Zahlen, sondern im geschickten Vertauschen und Fingieren derselben. Das muß sagen, er läßt sich von den Spielern sowohl als möglich bezahlen, und gibt davon an den Prinzipal so wenig als möglich heraus; Selbstregel ist's, den rechtmäßigen Erlös mit ihm zur Hälfte zu theilen.

Selbst es Biergarten gibt, seitdem das Publikum sich gewöhnt hat, seinen Schoppen während der schönen Jahreszeit im Freien, unter dem Schatten eines Baumes zu trinken — erstirt auch der Garten-Kellerer (*Cellarius hortensis*). Er ist in der Regel ein hehrer Jüngling, meistens schon verheiratet und Familienvater; und dieser Umstand kommt ihm sehr gut zu Statten, da er es nicht nur mit Herren, sondern auch mit Damen und ganzen Familien zu thun hat. Er weiß, was er dem schönen Geschlecht schuldig ist, und

läßt es diesem gegenüber nie an echt ritterlicher Galanterie fehlen, während er die Männerwelt mit völlerischem Wohlwollen behandelt. Im Uebrigen unterscheidet er sich nicht von dem Bier-Kellerer, von dem er, wie gesagt, nur eine Spielart ist.

Ob wir als solche auch den Pilsener oder Pils-Kellerer (*Cellarius domestica*) bezeichnen dürfen, darüber sind wir nicht wenig zweifelhaft. Dieser Pilsener kommt ebensoviele eine eigene Sippe oder gar eine eigene Familie bilden, ja es bleibt fraglich, ob er überhaupt dem Genus der Kellerer angehört, denn er hat mit diesen nur den Namen gemein, insofern zwischen ihm und dem Publikum keine direkte Verbindung stattfindet, er vielmehr auf den Verkehr mit den Kellerern beschränkt bleibt, denen er die resp. Getränke und Speisen zur Weiterbeförderung an die Konsumanten verabfolgt. Dagegen hat er die Kellerer auch gar nicht erkannt, sondern doch einem ganz andern Stande angehört, ist etwa ein vernünftiger Landwirth oder ein zu Fall gekommener Mannmann, der aus der Noth eine Tugend gemacht und diesen Posten angenommen hat. Bei solchen Ausweichungen betrachtet er sich wohl als eine verlorne Größe, der die Welt kämmeres Unrecht gethan hat, weshalb er ihr eine verdorrte Miene und ein trübseliges Wesen zeigt; in den überwiegenden Fällen ist er jedoch ein ganz angesehener Pilsenmann, der hinter seiner Loge das ihn umgebende Gewirr und Geräusch mit vollkommenster Gelassenheit betrachtet, alle fünf Minuten sich vertheilt den Gläsern anschaut, und so eine Weile herabschaut, die an Hülle und rosigem Glanz ihrer Gläsern sucht. Selbstverständlich thut er das aus Kosten der Gäste, denen er, namentlich bei starkem Andrang, mit einem Rucke mikt, das sogar unter den Kellerern Hochachtung und Muthen hervorruft.

Einen scharfen Gegensatz zu allen Bier-Kellerern und deren Spielarten bildet nun die folgende Sippe, der Wein-Kellerer (*Cellarius vinifer* oder *C. vinulentus*). Wenn der Bier-Kellerer seinen Anstand nehmen wird, in einen Weinhandlung überzugehen, so kommt der umgekehrte Fall daher selten vor, denn der Wein-Kellerer betrachtet sich von Hause aus als etwas Besseres und eine Anstellung im Bierhause, nach der er nur in äußerster Noth greifen wird, als eine Degradation. Im Denken und Wesen mehr „Kultur“, wie er's denn nie mit der großen Kasse halt, neigt er zum Pessimismus und zur Melancholie. Er trägt dem Publikum lange nicht das Wohlwollen entgegen, wie sein Betier, der Bier-Kellerer, und beschränkt sich im Verkehr mit seinen Gästen, die ihm viel serner stehen, auf die nothwendigsten Fragen und Antworten. Er hat von der Würde des Menschen, da er diesen weit häufiger in bedrückenden Zustände sieht, einen ungleich geringeren Begriff, und er findet die Freuden und Genüsse der Welt, die sich ihm weit leichter bieten, bald eitel und eitel. Mit einem Worte, der Wein-Kellerer erweist sich stets mehr oder weniger blaß, er hat keine ursprüngliche Naturfrische und Lebenslust eingebüßt, bewegt sich kühl und langsam, ist ernst, oft düstern Sinnes und leidet nicht selten an Anfällen von



Der Kellerer.

Schwermuth, wo er dann die besten Weine des Kellers hervorruft und sie vertheilt über dem Mädel seines Dilemmas brüht.

Lange haben wir gezögert, ob wir auch den Kaffee-Kellerer (*Cellarius mocrallus* oder *C. graciosus*) als besondere Sippe hinstellen sollen, und uns erst in der zwölften Stunde dazu entschlossen. Bei oberflächlicher Betrachtung gewinnt es nämlich den Anschein, als ob zwischen Bier- und Kaffee-Kellerer keine wesentliche Verschiedenheit existierte, zumal in den meisten Bierhäusern auch Kaffee, in vielen Kaffeehäusern auch nebenbei Bier geschloß wird, und andererseits mancher Kellerer abwechselnd hier und dort fungirt. So indeß, wie in Süddeutschland, westliche Kaffeehäuser

Nikolaibridge schwang sich in gewaltigen Bögen über den breiten, wasserreichen Etowah, der Winterpalast, der der ungemeinen Pracht nach Katharina's II. noch zu klein dänke, enthielt seine Iskolais Fassade, das Warmopalais des Großfürsten Romanow, die zahllosen, von ausländischen Gesandten und runden grünen seltsam bewohnten Privatpalästen erheben sich längs der Mauer — man muß es begreiflich finden, daß dem Kuiten im Auslande Alles ärmtlich und mangelhaft erscheint. Ueberall, an der Grenzlinie — dem Hebronsich der Nemo, die den Sommergarten begreift und an dem winzigen Häuschen Peter's des Großen vorbeizieht — auf der Uferlinie, der Sergiejewaja, dem Krewi's Tempel, überall tragen hohe Paläste; und naht man nach den Tempeln, so werden die ersten und ältesten Namen Anthonde genannt. Da find die Katharinen, die sich auf ihren Winternästen einbald: Prinzessin oder Madame Katharina schreiben, zwei Jedermann weiß, daß ihre Familie so alt wie die der Romanow's ist; die Erlow, die Kotschetowna; die Kotschubow, deren Name durch Wuklisch unendlich seit dem Knappe's verbreitet ist; die Jussupow, die so reich sind, daß sie eine Verewerung ihrer Verewen um 40,000 Rubel nur ein passant erwenden. Legation's erzählte mir der Legationssekretär ein kleinen deutschen Geschäftsdie, der Juri Jussupow hatte ihm lachend von dem Versuch eines halb wärrischen Franzosen gesagt, der in ihn gedrunz, ihm die Ungehörigkeit einer Strophe des Wolgawitz, um die sich die Verewer nicht gekummert, zu versprechen. Der Franzose glaubte trotz der Sachzume von 40,000 Rubeln aus dem Ertrage des Krawatz nach einem eidehellen Glauben zu ziehen. Der Juri hatte das so gleichmüthig hingeprochen, während er eine poire durchsehe, eine gner schlüßten in der Mitz reisenden Netzen, die so groß sind, daß sie den Keller vollstänbig bedecken, stielte

schönte und geistige. Der Präsidentschaft, dessen Souveränität eine sehr knappe Geschichte bedarf, war ganz erregt vom Hohen. Reichthum ist allerdings das wesentliche Erbschaft, um die glänzende Seite Petersburgs kennen zu lernen. Der Unbekannte muß Alles entdecken, weil ein jeder, auch der einstufige Genie, so oft ist. Eine Dame, die durchaus nicht zu den Vorurtheilen gehörte, fragte mich einmal tief: „Haben Sie es für möglich, hier ausständig zu erscheinen, wenn man weniger wie 50,000 Rubel jährlich zu verdienen hat?“

Ich blieb ihr die Antwort darauf schuldig. Die Bekannte haben sich freilich in den letzten Jahren auffallend geändert. Die Ausbildung der Selbstständigkeit hat den großen Reiz eines empfindlichen Eifers vertrieben. Doch ist noch immer genug geblieben, um deutschen Augen merkwürdig zu erscheinen — nur mit dem Unterschiede, daß jetzt die Domäne Weniger ist, woran früher eine Menge Antheil hatten.

Unendlich liebenswürdig ist die ausgebreitete Gastfreundschaft, die in Petersburg allgemein ist. Lange, unerschöpfliche Leute brauchen in den letzten Fällen im Hotel oder im Klub zu bleiben. In den ihnen bekannten Häusern liegt stets ein Couvert für sie bereit; es bedarf dazu weder einer Einladung noch einer Einladung. A la fortune ad hoc, sagt die Welt, lachend und winkt den Geist an ihre Seite. Inzwischen fehlt auch hierbei nicht die Schamhaftigkeit, wenn gleich der Gast sie nicht bemerkt. Kinder und Genossen scheinen sich mit sehr ungeschicklichen Worten ihre Wege zu öffnen, wenn der Zufall die Gastfreundschaft besonders häufig veranlaßt. Vom Stofen und vom Teller wird nur wenig zu ihnen gelangen; dem kleinen, stämmigen Burken in gelberem Klee und hohen Stiefeln ist das beste gleichgültig, denn die strenge Französin hat ihn, wegen mangelhaften Verlangens einiger Seiten de l'histoire romaine, so eben die beliebte Straße durch: „Vous n'aurez rien de desservant.“

Weitens fängt schon der Hof dafür, daß das Diner für ein halbes Dutzend Personen mehr ausreicht. In den meisten Häusern betrifft die Einrichtung, wie bei einem sehr vornehmen und sehr reichen Senator, der noch gar keine Veränderung, und seinem Hofe eine bestimmte, nie zu überschreitende Summe ausreichte, mit der Meinung: nicht mehr Portionen mit Hauptgerichten zu reichen. „Aber mache es elegant.“ Eleganz war es auch, wie ich gelegentlich habe, mich zu überzeugen, jedoch außerordentlich knapp, so knapp, daß mir die Ereignisse der Geschichte floge, sie hätten sich seit einer Woche nicht hat essen können, weil das Unglück täglich Besuch herbeiführt. Eine Kette, die ich nicht unbedingt liebt. Der Senator kehrt einen der schönsten Paläste an der Moskwa; wenn er reist, nimmt er nur sich und seinen Lieblingspapagen einen Wagen, nicht bloß ein Coupee, erster Klasse ganz allein in Antiquität; ein Paß, zu dem er die lauterliche Familie einlädt, kostet ihn, wie er behauptet, 12,000 Rubel. Er ist als Original, als Charakter in Petersburg bekannt. Zahlreiche Porträts in die Spiegel der anmuthigen Frau von M., die mich vertraulich fragte, ob ich nicht auch der Ansicht wäre, daß ihr Hof sie unermesslich betrüge, gestern habe er geschworen, sie — im Ganzen sechs Personen — hätten ein Coupee von 32 Pfund sparsam vertrieben. Ich gab ihr den Rath, ihn fortzusetzen; sie weinte, das ginge nicht an, er gedrehe eben zu ihren Ehren, sie sei die Kaumutter ihres kleinen Sohnes, er würde sie nicht verlassen wollen. Wahrscheinlich liebt er nur die Familien, deren Bekanntschaft ein Coupee von 32 Pfund vertragen kann, das ist im Stillen.

Während der langen siebenwöchentlichen Fastenzeit ist es für den Anschein nicht rar, daß ohne Belieben zum Diner einfinden. Ganz Petersburg schwimmt in Del, und die kalte Windstille, eine aus lauten Wägen, wohl und abwechselnd Angenehmlichkeiten bestehende unangenehme Aftenspeise, ist nicht für jeden Magen. Es trauert die Dame vom Hause ist, je mehr sie im November auf Wägen und in Coupees geschwebt hat, um so fester hält sie daran, daß die Verdienste der Fastenzeit genau beobachtet werden. Statt der Söhne — Nichte und Nichten — hat Vater — Del und nichts als Del! Der gelten als Fresser, und ein Dutzend Präten würde dem Väter den besten Platz in der Halle ausfüllen. Nicht alle Ehemänner verfahren so diplomatisch mit der Ehem. R. Er hatte den Hof rufen lassen und zu ihm gesagt:

„Die Herrin will nur pomeur (das französische faire malgre) einen — Du verstehst? Der Herrin mußst Du natürlich gehorchen, aber, daß ich nie etwas von Del merke — es muß ganz wie Butter schmecken. Hast Du mich gehört? Ganz wie Butter ... hier hast Du zum Aufseher.“ Der Hof vernahm sich nicht: „Ich höre, Herr.“ Und Frau von M. fragte mich: „Haben Sie nicht, daß unser Hof ausgezeichnet ist? Sollte man so glauben, daß diese Fasten in Del gebadet sind, und nicht in Butter? Es war sehr vernünftig von mir, im nächsten des Sommers in den englischen Klub zum Vorn zu laiden.“

Die ungenannte Heiterkeit, die der Diner bei den Worten seiner abgemessenen Götter zu seiner Unterbrechung konnte, erklärte er mir nach Tisch, als wir eine Cigarette rauchten und Willard spielten.

Unter den vielen Familien, die mich gütlich und herzlich aufgenommen, gibt es keine, die so viel Anspitz auf meine duldende Erinnerung hätte, wie die des wirklichen Staatsraths von M. Der hatte nicht das einfache, niedrige, hölzerne Haus an der Hofkammerstraße gekauft — noch ein Stückchen vom alten Petersburg — das sich bei den an die prächtigen, feineren Gebäude lehnte, von denen es auffallend abhob; um so wärmer und gewöhnlicher war es daher. Die atmende, schlaue Einrichtung, die mobil und elegant gewesen, wie das alte Coupee als Kennzeichen ausgezeichnet, hatte sich in nichts verändert. Die kleinen kleinen Teppiche in den Zimmern, die eben die

neuesten Teppiche auf dem Boden, dieselben bannartigen Rosen- und Wandteppiche. Eine, vortheilhafte Pension, Reichen mit goldenen Herzen, der Staatsrath, seine Gattin und seine unerschöpfliche Schere! In ihnen vereinigen sich die besten Eigenschaften der Russen und der Deutschen. Von den Ersteren hatten sie die gewinnenden, artigen Umgangsformen, das warme, ergiebige Temperament; aus den Letzteren, etwas gedanklichen Charakteren, war ihnen die Bescheidenheit, der ruhige Sinn, die Treue überkommen. Da sie keine Kinder hatten, war die gesamte arme Verwandtschaft, alle Hülsen- und Treibbedürftigen ihre Kinder. Es mochte wohl kaum ein Tag im Jahre sein, an welchem die drei Allen allein an ihrer Tafel gesessen hätten. Die zahlreichen Kisten, Betten, Auszüge, die in der Hochschule, im Ingenieurkorps, in der Jurienschule erworben wurden, waren die stehenden, stehenden Sonntagsgäste; an sie schloßen sich die jungen Leute, die in den Ministerien und im Senat arbeiteten, Offiziere, eingeführte Fremde, Studenten, Lehrer, Künstler, Alle wurden ohne Unterschied mit der gleichen herzlich und doch herzlich Bescheidenheit empfangen. Es hing unangenehm und ist trotzdem nur die ungeschickteste Bescheidenheit, daß eine junge Frau, die ihren, im Amern Reichthum verschollenen Mann aufsuchen wollte und ohne Mittel dem bittlichen Elend preisgegeben war, mit ihrem Kinde zu den alten Leuten kam und einladend sagte: Sie hätte von ihrer Mithätigkeit gehört, ob sie sich nicht ihrer Bescheidenheit erkranken wollten. Nicht bedachte es nicht; es wurde nicht gefragt, wer und woher sie sei, sie war hübsch, sie sprach, sie klangelte, sie zeugte — das war genug, um die guten Herzen zu rühren. Man wies ihr ein warmes, beheiztes Zimmer an, sie und das Kind wurden bescheiden, vom Tisch der Herrschaft getrennt, und sie blieb fünf oder sechs Monate im Hause dieser edlen Gattin. Während der Zeit hatte der Staatsrath seine Kasse gekostet, um etwas über den sparsamen verschundenen Mann zu erfahren. Er war beim Minister, beim Polizeiminister gewesen und endlich konnte er der betrübten jungen Frau erfreuliche Nachrichten bringen. Ihr Mann lebte! Er war mittlerweile aus dem Goldbesitzer, deren Intendant er gewesen, zurückgefallen worden; als er seine Entlassung erhielt, hatte man ihm den ausbeutenden Gehalt verweigert, seine Bescheidenheit war verdrahtet und er in einer kleinen Stadt fröhen gelassen; er hatte viel Schmerz erduldet, aber er lebte! Und der Staatsrath sagte dazu, daß der Janpole die Reise fortsetzen konnte, er sorgte auch dafür, daß er eine bessere, einladende Stellung bei einem gütigen Herrn erhielt. Wie die junge Frau vor Freude weinend den Alten die Hände küßte, warbte sich das Coupee verlegen ab — mein Gott, sie hatten ja nur ihre zehnjährige Waise gekostet, es bedurfte nicht des Dankes.

Die beste Gesellschaft versammelte sich in den langen, niedrigen Zimmern, die ein wahres Sortiment von ungewaschenen, kalten, edlen Möbeln aufwiesen. Trauben nahmen die Wägenreiter die ganze Straße ein; binnen begabene man den höchsten Frauen, den elegantesten Toiletten, den ersten Mänteln. Denn die alten Leute waren so jung und frisch geblieben, weil sie Schokolade und Kunst liebten. An dem Erbschaften füllte im Salon hatte Tisch geistig, Robert und Maria Schumann hatten hier in würdiger Weise deutsche Kunst vertreten, Heine, der Gelehrte und Bekannte, war immer Hausfreund, und nur die Hüften des liebenswürdigen Bräutigams von M., die selbst eine vorzügliche Pianistin, vermochten es, seinen trankhaften Widerwillen gegen alles Fortschritt zu überwinden und die lauschenden Jähore oft Stundenlang zu erwidern. Keiner von den vielen Künstlern, die nach Petersburg kamen, verstand es, in dem unheimlichen Hause an der Hofkammerstraße seine Karte abzugeben, und auch der vollständig Fremde suchte sich in diesem Streife gleich heimlich. Mit welcher Heiligkeit verstanden die alten Leute seine Eigenschaft, seinen Geschmack herauszufühlen, seiner Bescheidenheit zu Hülfe zu kommen, ihn den Personen vorzustellen und zu empfehlen, die ihm zuzugien, ihm nützlich sein konnten. Es gab kein zweites Haus, in welchem das Gute, das Gute so natürlich, mit so wenig Eitelkeit gehen wurde, wo man so viel Nachsicht für Unrichtiges und Nützliches, so viel Begeisterung für Nützliches und Bedeutendes hatte.

Ihre Equipage war ein hübscher, schwerfälliger Wagen, der Kaiser durchaus kein petersburger Prachtremplum mit wohlgepflegtem lauem Bart und hoher Haltung, aber beide waren jetzt unterwegs, um hier eine alte Souveräne, die von einer kleinen Pension lebte, nach Hause zu führen, dort einen armen Kranken zu einer ersten Nachsicht abzuholen, oder ein kleines alterliches Mädchen, dem die Staatsräthe nach im letzten Augenblick die Tücher mit Rosen und Apfeln gestülpt, am Sonntagabend in das Institut zurückzubringen.

Das deutsche Element, d. h. die zahlreichen Russen und Russinnen, die sich von jeder Art der irren und eitelwilligen Unterthanen des Kaisers bewiesen, und die dem russischen Gouvernement eine nicht hoch genug zu veranschlagende Summe von Intelligenz und Arbeitskraft zuzuführen, war in diesem Streife überwiegend. Unden läßt sich schwer die Grenzlinie ziehen, wo der Deutsche anföht und der Russe beginnt. Die Männer, die mit wenig Ausnahmen in den kaiserlichen Corps, Leuten, in der Hochschule erworben sind, vertragen nur durch ihren Namen die Abstammung. Sie sprechen russisch wie ihre Mutterprache, sie haben Alle längere oder längere Zeit im Amern, in den entfernteren Gouvernements, im Kaukasus gedient, in ihren vollständigen und sozialen Anschauungen sind sie echte Russen und nur im Schooß der Familie, bei einer Verwandtenreise in die bamalichen Provinzen tritt das Deutsche hervor. Eine gewisse Erhaltung, ein stilles Festhalten an Principien, unerschütterliche Aristokratie und Verstand von der des eigentlichen Anstalts. Tiefe

hat sich in neuerer Zeit viel liberaler als jene gezeigt, i. A. bei Aufhebung der Selbstständigkeit, Regelung der ländlichen Gemeindefürsorge, wegen die baltischen Provinzen sich nicht einschließen konnten, die Protagone ihres Ansehens aufzugeben, und sich noch immer als die Nachkommen der mächtigen Deutschen fühlen.

Ein eigenthümlich anstehender Zug der petersburger Deutschen ist ihre vorwiegend frische Bräutlichkeit, ohne jede Beimischung von künstlichem Schmuck oder reicherlicher Eitelkeit. Die Weiblichen sind in Wahrheit die Seelherren, die Freunde der Familien. Am Heil trägt ihre äußere Stellung viel dazu bei, ihren Einfluß zu vergrößern. Die griechischen Römern sind durchweg gut, ein glänzendes, aber nicht hoher Staatsbeamter in Deutschland würde zufrieden sein, die Einkünfte eines evangelischen Pastors der Armen- oder Wittelschule zu besitzen. Da demnach die theologische Laufbahn auch in materieller Hinsicht Vortheil bietet, wird sie von den Söhnen der ersten Familien gern ergriffen, und dem Titel: Hochwürden folgt häufig ein adeliger Name der russ- oder holländischen Herkunft. Von Katharina II. erzählt man die Anekdote, daß sie auf die Frage, in welchen Ämtern (Klassifikation) die Geistlichen einzurufen seien, geantwortet hätte: Immer einen Ältsen höher wie der, mit dem Sie eben sprechen.

Unter der evangelischen Geistlichkeit Petersburgs trifft man nicht nur ausgezeichnete Kausale, sondern auch feingebildete Männer, die die gewöhnlichen Formen vollständig beherrschen, die exajoviel belebendes Unterhaltungs talent und Humor am Bescheid der vernünftigen Dame, wie überwindende Veredelmheit auf der Kanzel enthalten. Treppen die evangelischen Kirchengemeinden sehr ausgebeutet sind — die größten zählen bis 16,000 Seelen — besteht das in möglichst persönlicher Verkehr zwischen dem Pastor und den einzelnen Gläubigen. Bis in die höchsten Kreise hinauf ist es Sitte, bei Anwesenheit, bei Familienereignissen freudiger oder trauriger Art den Seelherren als Lehrer und Berater hinzuzurufen. Doch, wie gesagt, ohne daß dieser Verkehr sich in ungewissen gewinniger Weise äußert. Die protestantische Kirche in Russland ist eben nur eine gebildete, der man gern hier und da die Flügel bedeuten möchte, daraus hat sie sich bis jetzt von geistlichem Hochmuth, von lieblicher Intoleranz, die die Folge weltlicher Machtstellung sind, frei gehalten.

Einer der letzten Abende, die ich im gastlichen Hause auf der Hofkammerstraße verlebte, brachte mir die innige Hochachtung zwischen Kirche und Familie zur lebendigen Anschauung. Ein Kette des Staatsraths von M. hatte sich mit einer hübschen Gräfin verlobt. Es war, was man gemeinhin eine glückliche Verbindung nennt; beide sehr jung, ohne Mittel, ohne Ansehen. Die gastfreundlichen, alten Leute im höhernen Hause, die leineweise der Weltlichkeit evangelischen, hatten anlässlich ihre Zustimmung vernagt, jedoch — das Paar liebte sich jählich, so gaben sie dem nach. In ihrem liebevollen Sinn machten sie sich schon Vermögen, daß sie jetzt so fertig und fast verständig gesprochen; um das vermeintliche Unrecht auszugleichen, verpöptelten sie ihren Eifer, ihre Bemühungen für die Liebenden. Der Staatsrath, dem es nicht an Romerismen fehlte, wies dem Bräutigam eine Anstellung beim Senat aus, und da die Gräfin dieselben nicht zum Lebensunterhalt ausreichten, wurde der Seitenlägel des Hauses auf der Hofkammerstraße für das junge Paar neu eingerichtet.

„Sie sollen ihre eigene Wohlthätigkeit haben“, sagte Gräfin von M., als sie mir mit freudigglänzenden Blicken die für die Emancipierten bestimmten Zimmer zeigte, „sie werden sonst glauben, daß es abhängig zu sein, sich nach uns richten zu müssen.“ Die Hochzeit war in Russland gefeiert worden, unmittelbar darauf reisten die Brautleute nach Petersburg ab, um in die ihnen ganz bereite Heimat einzuziehen. Verwandte und Freunde wurden zum feierlichen Empfang vernagt. Alles, damit Niemand auf die Vermählung kam, daß sich Cattel und Laute Crier aufstellen, um diesen neuangehenden Haushalt mitzutheilen. Einige namhafte Künstler hatten bereitwillig ihre musikalische Mitwirkung versprochen — in dem atmenden Salon zeigte sich eben ein Leber von der liebenswürdigsten Seite. Als die Gesellschaft versammelt war, gingen Herr und Frau von M., das junge Paar, das am Morgen angekommen, zu holer. Sie fahrten sie sichtlich in den glänzenden Streif, und ihnen folgten trat im nächsten, kaiserlichen Zalar der befreundete Vater, um sie in herzlichster Ansprache willkommen zu heißen und ihren Eingang zu segnen. Es mochte mir einen eigenhümlichen Eindruck in dieser Umgebung, der in den goldgeschmückten, decorativen Uniformen der Herren, in den feinsten Schleiern der Frauen, juncingekleideten, den weißen Aden so stolz tragenden Damen das Gepräge starker Weltlichkeit ausgedrückt haben, die ersten, erbaulichen Worte des Evangeliums zu hören. Und wo ich auch hinblühte, irgendwo irte ein spöttisches Wachen um die Lippen, nirgends eine gelangweilte Miene, die jarten Hände bewegten nicht mehr den Jäger in so letzten Spiel, die stählenden Augen waren höchst genant. — Niemand fand etwas Sonderbares, Ausgeremtes in diesem friedlichen Intercourse. Die alten Leute lächelten glücklich, als sie ihnen eine Danksagung widerfahren, ließen Worte und Worte nicht von der Hand und führten sie vornehmlich von einem zum nächsten. Mit dieser lieben Erinnerung nehmte ich Abschied von ihnen. Nicht lange mühte es, da wurde uns von ihnen von Todesengel abgeholt. Die Staatsräthe gingen voran; die Zurückgebliebenen waren durch den Verlust sehr gebüht, aber sie strebten nach wie vor, fröhlich und zu mitem. Nach kaum Jahresfrist stand der alte Herr und die verarmte Dame vor dem Hofe, die herzlich zu ihren lieben Angehörigen. Ihr Wunsch wurde erfüllt, und jetzt, da ich dich kenne, ist jede Spur von dem Hause, das sich mir zu jeder Zeit freundlich aufgethan, verschwunden. Es ist niedriger, um einen grohen, kleineren Gebäude Platz zu machen,

Stille ist einst wieder durch die Wohlthätigkeit (haben, werden meine Augen nehmlich nach der vertrauten Stelle blicken.

Den denkbarsten Gegenstand zu dieser vortheilhaften Familie, einen Gegenstand, wie man ihn nur in Petersburg finden kann, bildete die Gräfin V., die ebenfalls zu meinen ältesten Bekannten zählte. Ich nenne sie zuerst, und nicht ihren Gemahl, das hiesigen, blauen Oberen, weil sie die tonangebende Dame, die voluminöse Kanne, die schone, gestrichelte Feder war; er, nur er war eben der Mann der Gräfin V. Ich glaube, er besuchte manchmal seine Besessenen, das hiesige Oberhaupt der Kaiserin gehobener zu haben. Er trug ziemlich hart, er spielte, er verstand, die für eine reiche junge noch hübsche Adlige der Comedie française, die aber außerordentlich eilige war, enorme Summen — im Ganzen genommen hatte er jedoch nichts zu verdienen, um diese Gräfin zu verdienen. Ich habe sie noch bei meinem ersten Besuch. Sie lag auf dem Sofa, die Arme über den Kopf gekreuzt, die zerlumpten Füße sehr weit ausgebreitet, eine Cigarette zwischen den Lippen, von mehreren, ebenfalls rauchenden Herren umringt. Die schone Frau schien in gelassener, überflüssiger Stimmung.

„Was ich von einem Mann verlange?“ fragte sie scharf und schneidend. Der seine Hand suchte juchend. „Aber das Eine, das er mir Geld schafft, so viel ich brauche — und ich brauche nicht wenig, sagt man. Woher er es nimmt, ist mir gleichgültig. Je so mehr desto besser.“ Dabei blies sie den Cigarettenrauch über ein kleines, aus den letzten Blumen zusammengepacktes Bouquet, das der Major V., ein Verehrer der lapidären Kunst, ihr eben geschickt hatte. Sie sammelte aus Paris von einer bestimmten Blumenhandlerin, die allein die Kunst verstand, die geschmackvollen Straußen zu arrangieren und sie so geschickt zwischen Kees, Sand und Wasser zu verpacken, daß sie frisch und duftend in Petersburg anlangten.

Der Major durfte sich diese schließliche Galanterie erlauben, war sein Vater doch ein reicher Kaufmann erster Güte in Moskau, und er der einzige Sohn. Er war ein Mann ohne Nebenbedenken — mit sechzehn Jahren hatte das Erben ihm seinen Genuß mehr zu bieten vermocht — aber von einem unmaßigen, lächerlichen Tadel erfüllt. Jeder jedoch wissenschaftliche oder politische Thema urtheilte er mit der Sicherheit, die bloß die Unwissenheit geben kann, aber gewöhnlich alle Autoritäten der Welt an, als ob er an seinem Geiste gewandelt hätte. Aus den Vergleichungen ersten Ranges gegen häufige solche Ignoranten hervor: die Studienplätze umhüllen nämlich alle Zweige des Wissens, und ein gelehrter, fremder Staatsmann äußerte, daß danach das Gegenstand z. B. die Philosophie von Göttern sein müßte. In der Praxis bestand sich jedoch der Unterricht darauf, die Jünglinge zu den Gramen zu pedantieren, indem man sie einige geschichtliche Tabellen, ein paar geographische Pläne und etliche physikalische Verträge und chemische Formeln auswendig lernen ließ, die sie natürlich den folgenden Tag vergessen haben, aber sich dennoch berechtigt glaubten, von ihren gründlichen historischen oder chemischen Studien zu sprechen. Die Hauptaufgabe dieser Schulbildung wird auch von vielen Seiten eingesehen und man strebt die Vexierkunst zu vereinfachen, damit weniger und daher schneller gelernt wird. Major V. war mir deshalb interressant, weil er der richtige Tugend eines sogenannten premier ordre, der mit seinen Belohnungen in jedem Gramen gefloßt hatte, war. Er verstand sich auch in allen schönen Künsten, und ein Hofstaat von armenigen Sprachgelehrten, hundertsten Musikern, die aller Orten in Petersburg eine launische Kritik hin- und her, weil ihnen die Mittel zur Küchler in's Bärenland fehlten, hatte die Verpflichtung, die Produktionen des Majors zu bewundern. Dabei durften sie sich an seinem Tisch fast essen und den Wein bei ihm trinken.

„Ich muß Ihnen meine neueste Komposition vortragen“, sagte er vertraulich zu mir, „Waller — Sie kennen doch Waller, den ausgezeichneten Musiker? — ist entzückt. Er versichert, daß er sie anfanglich für eine noch unbekannte Komposition Beethoven's gehalten.“ Und dabei veränderte seine Miene in nichts den ernsthaft vornehmsten Ausdruck. Das war es, komponierte er, bestand darin, daß er mit einem Finger eine Melodie auf dem Klavier ausgab, die der unglückliche Waller aufschrieb, vorleser und mit Begleitung versehen mußte. Oder er sagte: „Sie wollen Rimonsky's Melodie bezeugen? Sie werden nichts Neues finden, er wiederholt sich. Kommen Sie, meine Klänge zu hören. Hören — Sie kennen doch Hören, den berühmten Meister? — nennt sie meistebasi.“ Die Melodie ist es, die ihn bestimmt, die Gräfin V., eine der ersten Töchter der Reichlichkeit, anzubieten — so weit sich das mit der eigenen Selbstverpflichtung verträgt. Der Nymphen war ziemlich unbekannt, denn die Gräfin ist die personifizierte Reuehaftigkeit und in ihren Augen unerschütterbar. Wenn sie ihre Rosalinde bis zum Tagesanbruch wieder gelangt, erkundete sie sie mit vortheilhaften Aufträgen nach allen Dummelgelegenheiten; öfters sie gegen Mittag die verdammten Augen, so erwartete sie ihre Besuche und Wünsche erfüllt zu haben.

„Sie werden mir doch Lotterielose abnehmen, Michail Petrovitch?“ sagt sie zum Major, „ein abat-jour, den ich schon gewollt, ist unter den Gewinnen.“

„Sie viel Lose sind im Ganzen?“

„Fünfhundert.“

„Ich nehme die Hälfte. Der abat-jour wird hoffentlich auf mein Theil fallen.“

„Vous êtes charmant!“ erwidert die Dame mit leichtem Gähnen und mischt die empfangenen 100 Rubelcheine um die kleinen Finger; „Sie wissen — une oeuvre de bienfaisance.“

Der Major verzieht, und obgleich er ein Skizzen zu sein begierig, fortwährend Belästigt zitiert, heißt er im

Stillen, daß die Heiligen diese seine edle That ihm im Himmel ausgeliehen.

Womit die Gräfin ihre Zeit hinbrachte, ist schwer anzugeben. Dieses Leben, dieses anstrengende Leben, sagte sie mir oft, ich habe keinen Augenblick Ruhe.

Eine solche und nicht zu umgebende Sittlichkeit sind die vielen Mühen, die die Damen unter sich aufstehen und empfangen; je höher die Stellung, je mehr man sich durch den Besuch ausgezehnet fühlt, um so schneller muß er erwidert werden; der nächste Tag ist dann de rigueur. Zwischen ein und vier Uhr rollen die Equipagen fortwährend hin und her, und bei den großen Entfernungen sind die Ausfahrten sehr anstrengend genug. Nach dem Dinner wird in die italienische Oper, dann zu Schützen und Vällen, das erste nach Schluß des Theaters begreifen, gefahren — das ist die Tagesvertheilung. Die verheirateten Damen erlauben sich gewöhnlich allein in Gesellschaft, die Herren Gemahnen und entweder bei anderen Heiligkeit oder sozamen später. Die Gräfin V., die eleganteste Frau, war immer sehr erstaunt, mit ihrem Mann in einem fremden Hause zusammenzutreffen: „C'est vous! Comme c'est drôle!“

Was sie an Gesellschaften besah, lenktirte sich ausschließlich auf ihre einzige Tochter; außer dieser ließen noch drei oder vier Maßen in reichen Gemälden und schwarzen Sammetdecken im Hause herum, bei dem Hofmeister durch ihre Unabgibtigkeit das Leben erschweren. Um diese sammelte sich die Gräfin jedoch wenig. Sie pflegte mit komischer Naivität zu sagen: „Die Tochter gehört mir, die Söhne meinem Mann.“ Je desto les garçons, desto sie wohl noch hinaus. Die kleine Olga wurde nach englischer Manier erzogen. Sie ging mit bloßen Armen und Beinen, das offene Haar wusch wie eine Wäsche um die geräucherte Gesicht. Nur einmal und französisch gilt bei den Russen, das Deutsche wird über die Köpfe angelesen. Wedemögliche Olga zu Ehren haben dann und wann Kinderfeste statt, zu denen die Gräfin ihre nächsten Bekannten einladet, um sich nicht allzuweit zu entfernen. So veränderte sich, mich einzuhalten, denn es war ein erfolgreiches Schauspiel. Selbstverdienst bequamt der Ball etwas früher; vor neun Uhr kamen die kleinen Herren und Damen indessen selten zu kommen. Früheren Olga machte die Honneurs, indem sie mit gräßlicher Vertreibung die Eintretenden begrüßte, und sie zu der Gräfin führte, die in romantischer Halbkreislinie eine Art Barriere von schwarzen perlmutter Seidenstoff, aber ein mit Goldbändern gefülltes, reiches Halbmantelkleid geworfen — auf einem niedrigen Stuhl lag wie ein Laß, und die kleinen Gäste, die dicht vor ihr standen, mit dem Kognon betrachtete. (Kurzweiligkeit ist in Petersburg Mode.) Diese waren von ihren Vorurteilen befreit, die hier, wie bei den meisten Gelegenheiten, nur als notwendiges Uebel angesehen wurden. Sie erlaubten sich jedoch, daß sie sich gegenseitig die Reden ihrer Stellung sagten, und nicht eben belästigt die Familienheimlichkeit behandelten. Die Gesellschaft war beinahe vollständig — ich hatte meinen Platz neben der Gräfin, und sie kritisierte laut die blonden und braunen lockigen Köpfe vor uns — als ein etwa sechsjähriges Mädchen in einem solennem Kleidchen, über welches ein Spitzenüberwurf fiel, in der Hand einen Fächer, den sie sehr geschickt zu branden verstand, mit ihrer Gouvernante eintrat. „Est-elle délicate?“ rief die Gräfin und lächelte die Kleine, die sich tief und formidabel verzog, grüßte. Faire la révérence ist ein Hauptbestandtheil der Erziehung. Die Kleine ließ sich durch diesen warmen Empfang nicht aus der Fassung bringen, sondern entsetzte sich sehr gemäß einer Vollkraft ihrer Mutter, wobei sie häufig anbrachte: Mama bezaubert unendlich, Mama wird sich außerordentlich freuen. Die Gouvernante sprach sein Wort, Witten in ihrem Bedenken näherte sich ein hübscher, nicht viel älterer Knabe und fragte, ob Mademoiselle noch einen Tanz frei hätte.

„Tout de suite, monsieur,“ warf sie ihm vornehm über die Schulter, „Sie sehen, daß ich mit Frau Gräfin spreche.“

Der allzu eifrige Tänzer wurde glühend roth, um so mehr, weil die Gräfin hell aufblitzte, und zog sich verlegen zurück.

Es ging genau ebenso wie auf den großen Vällen zu. Die Tänzer, von denen keiner über zwölf Jahre alt war, holten ihre Damen und führten sie verbindlich zu ihren Plätzen zurück. Im Colosse wurden die Gelehrten mit Blumen und Wohlthun überschüttet. In den Zwischenpausen hörte man ähnliche Reden: „Warten Sie in der Oper, Mademoiselle.“ — „Ich habe Herma gesehen, die da Braut war himmlisch.“ — „An der Oper liegt mir nicht viel, weil ich Kunst nicht besonders liebe, aber ich schwärme für das Ballet, Petipa und St. Leon sind entzückend.“

Die Quadrillen gingen ohne die leiseste Modifikation: auch beim Tanzen verrieth sich keine Spur von kindlicher Originalität. Nur die Tochter der Gräfin und ihre intimste Freundin machten in gewisser Hinsicht eine Ausnahme. Beide hatten etwas Herausforderndes in ihren leichtgeschwätzten Kleidern, die ihnen von den Schultern zu fallen drohten — nach englischer Sitte trugen sie sich zu allen Jahreszeiten weiß — und sie waren mit ihren elf Jahren wohl schon zu groß, um noch mit weißen Beinen zu erscheinen. Fräulein Olga liebte den Tanz leidenschaftlich, sie hatte das nehm der Schöpfung von ihrer Mutter geerbt; doch wie sie den Körper dabei herumwarf und die großen Augen glänzend blinzelte, erinnerte sie mehrmals an eine Cascanziangierin en miniature. Die bezaubernde kindliche Temperament trat noch mehr hervor, als sie mit einem Knaben aus dem charakteristischen ausstieß, einen kleinrussischen Nationaltanz, der darstellte, wie eine letzte Dorschöne einen blauen Schächer jagt. Ihr Tänzer, ein blonden Junge mit breiten rüchigen Flagen, geriet ganz außer sich, als sie sich plötzlich in seine Arme warf und ihn mit sich herumwirbelte, daß man unter die weißen Röcke fliegen sah.

Die Gräfin machte das leichte Lächeln der Umgebung bemerkbar. Sie riefelte die Seiten: „Asses, Olga!“ rief sie, und zu der englischen Gouvernante, einer älteren Dame, gemandt: „Sie müssen nicht erlauben, daß sich Olga so schmeißt.“

Wir wurde förmlich lange bei diesen Reden, wohl dreierlei Kindern, die die Handhabe nicht einen Augenblick ablegten. Ich lehnte mich nach einer kleinen Zügellosigkeit, einer derben Naivität. Doch — wie mehr das möglich gewesen unter den Augen der Gouvernanten, die an den Händen aufgezogen waren und ihre Jünglinge streng überwachten. Als das Souper im Châtel serviert wurde, brach sich endlich die tiefe Natur Bahn. „Oho hat mir meine Handtasche fortgenommen.“ Ich sah die kleine Dame mit dem Fächer und die geballte Faust schlug heftig auf den nachhaltigen Tischnachbar los. „Gott sei Dank!“ flüsternte ich unwillkürlich und hörte mit Wohlgefallen, wie sich die Streitenden mit recht kräftigen russischen Schimpfwörtern beehrten, und ihr elegantes Französisch und Englisch gärrig darüber vergahen.

Ob Fräulein Olga ihr Talent zum Cancon weiter ausgebildet, was aus der schönen, bloßten Gräfin, die so glücklich zu plaudern verstand, geworden, kann ich nicht sagen. Sie verschwanden vollständig von der Szene, und Niemand sprach mehr von ihnen. Es ist das charakteristisch für Petersburg, wo man nur dem Augenblick lebt — ungenügend wird man schneller vergessen. Auch der Major V., der sich unterdessen verheiratet — aus Willeh — er lagte, um gewissermaßen zu entschuldigen, daß seine hübsche rothbackige Gattin die Tochter eines kleinen Gutsherrn und seines vornehmen Schwagers war — dachte nicht mehr an die glänzende Kanne. Nach vielen Fragen ersah ich, als ich von meinem Sommeraufenthalt in den Steppen zurückkehrte, daß die Vermögensverhältnisse der Gräfin V. jetzt nicht gemein, die Aufhebung der Leibeigenschaft habe das Ihrige gethan, sie hätten Hotel, Einrichtung, Alles den Gläubigern überlassen müssen und wären irgendwohin ins Ausland, vielleicht nach Deutschland gegangen, um behaglicher zu leben. Mehr wußten weder die, welche die Gräfin angeheiratet und bewundert, noch die, welche sie befreundet und verleumdet hatten. Jeder Wäler fördert neue Verleumdungen im Strom des geselligen Lebens zu Tage, fast niemals ruhet man diebische Schleichheit wieder, der man im Frühlings ein à revoir zugewinkt. Darum gibt man sich so unangenehm, schließt so schnell Bekanntschaften, ist so nachlässig gegen Schwarmköpfe; man weiß, daß die Zeit zu kurz gemessen, um sich nach der Vergangenheit zu erkundigen, was auf Sympathien zu warten — nur nicht langweilig! das ist die einzige conditio sine qua non.

Karl Klein,

Mitglied des Reichstages des Norddeutschen Bundes und Reichstagsabgeordneter.
(1848-1891.)

Die Felsen der Dargitz, welche man auf Denksteine sieht, aber mit Denksteine nicht, waren entweder Reiter oder Poeten. Die Zeit ist prächtig geworden, sie erkennen, daß man sich der Welt auch höchst nützlich erwiesen kann, wenn man auch nicht Gebirge der ständigen Plankette erzeugt, oder — Nymphen im Rausche lobt. — das ein langes, in Nähe und Dürre für bürgerliche Zwecke hingebendes Leben den Todesschmerz eines frühen Augenblicks antwortet. Aus dieser Unwissenheit geht die hohe Werthschätzung der Männer der vorliegenden Gewerbe und industriellen Berufswegs hervor, und wie aus etwa Jacques in diesem Jahrhundert bereits mehr gilt, als irgend einer der französischen Generale Napoleon's, welcher an dem einen Tage eine Schlacht mit unzähligen Menschenopfern gewann, um sie aus nächsten mit gleichen Stücken auszuverlieren, so schätzen wir auch heute den Gelehrten über Millionen Kapitalen höher, der damit Fabriken erhält und Hunderte oder Tausende von Menschen ernährt, als den höchsten Befehl von Millionen werthen Bürgern, der die selben im Gemüthlichen oder Widerstande hindern und vielleicht nur erhalten läßt, um Abzuhner und einige Schachmänner daraus zu machen.

Eine Woche in dem Sinne des jetzigen Jahrhunderts, ein Mann, welcher „Geld machte“ und Best zu sich brachte, nicht bloß um seinem Kump zu fröhnen, sondern mit dem Herr der Kapitale das Wohl des Staates, der Industrie und seiner Mitmenschen zu fördern, war Karl Klein, welcher am 27. October des vergangenen Jahres seine edle Seele in Wien anssandte, weil in einem Wirtelalter von 72 Jahren, aber noch so kräftig, so jugendlich mit hoffnungsvollen Plänen erfüllt, so weitausgehend und mit klarem Auge in die Zukunft blickend, daß der unerwartliche Tod mit diesem Leben eine reiche Ernte hielt und viele Felder noch am die schönsten reifen Garben betrug!

Karl Klein ward aus der ergründeten Stufe des Reichthums geboren, die in Wien statt ein höheres Zutritt zur Höhe, nur ein Fallstrick zur Tiefe war; denn der Reichthum der Eltern verlockt sehr häufig zu dem unbedingten Stolze auf den Besitz, zu dem man gar nicht mitgewirkt; er verlockt zu dem sorglosen Schicksalsspielen und Vernachlässigen der Auszubildung der Kräfte und Fähigkeiten; und wenn der Reichthum schließlich gar nichts bedeutet, als das Mittel zu einer stagnanten Existenz, so ist er ein Uebel.

Karl Klein kostete bereits als Jüngling so. Er war im Jahre 1797 in St. Petersburg geboren. Sein Vater war Theilhaber an dem berühmten Rüstfabrikanten „Sternik und Kompagnie“ dalselbst. Der junge Mann ging nach London, um in einigen Jahren zu reüssieren, und als er wieder nach einigen Jahren heimkehrte, hatte er sich so viele Kennt-

nisse und Geschäftstüchtigkeit erworben, daß er die Forderung stellen konnte, öffentlicher Gesellschafter eines so berühmten Hauses zu werden, ja noch mehr, daß man sich bemühte und beehrte, dieses eben so thätigkeits- als geistreiche junge Talent für das alte Haus zu gewinnen.

Werkthätig ist, daß die geistige Energie, die durchgebildete Solidität des jungen Karl Klein ihm half, die bedeutlichen Schwankungen der leblichen Konstitution zu überwinden. Karl Klein war als Fressling geboren. Sein Bruder starb bald nach der Geburt. Es war augenscheinlich der Schwächliche, welcher übrig geblieben, und alle Sorgfalt mußte angewendet werden. Doch sie wäre für wenige Jahre verschwunden gewesen, hätte der reiche junge Mann den Verlockungen seines Standes Folge gegeben, und man hätte den exstremsten Sprößling eines bedeutenden Namens und Vermögens mit Pomp und Kränzen in Gräbe getragen, welche aber doch nur, wie so oft, die gewöhnlichen Hoffnungen der Eltern bezeichnet und geschmückt haben würden.

Karl Klein bildete sich selbst, regelte klug und frühzeitig bekonnen sein Talent; Streben nach Ehre und wür-

diger Thätigkeit in der menschlichen Gesellschaft war seine Triebfeder.

Das Petersburger Klima legte der Gesundheit des Jünglings jedoch ein festes Kämpfen auf. Die viele geistige Energie, welche gründliche Kenntnisse er beizug, denen zufolge er es wagen konnte, eine so bedeutende Stellung als Gesellschafter des berühmten Hauses anzunehmen und sich selbstständig anderen Orten ein eigenes Haus zu gründen, — dies bewiesen eben der beglückte Entschluß und die ausgeführte That.

Klein ging 1836 nach Wien. Freilich wußten die Neigungen des Herzens mit. Er hatte eine Wienerin geheiratet, welche vielumwoben und deren Familienname zu den bedeutendsten gehörte. Die Tochter des Bankiers von Benkstein ward seine Frau. Sie lebte bereits ein Jahrzehnt an seiner Seite in Petersburg, aber das schöne Wien, das trauliche Familienleben darin und das mildeste Klima machten ihre vereinte Anziehungskraft über.

Die Firma des Großhändlers „Karl Klein“ gehörte in Wien rasch zu den geschätztesten und gerühmtesten. Seine Velterfahrungen auf Hauptplätzen, wie London und Petersburg, seine Reisen und Erfahrungen mußten hier

doppelt geschätzt werden. Bald, 1840 bereits, sah er im Direktorium der Donaudampfschiffahrt, wenn nicht der bedeutendsten, doch sicherlich einer der bedeutendsten Unternehmungen jener Zeit, und kein Witz war ein noch heute dankbar anerkanntes. 1842 kaufte er ein Messinghüttenwerk, das nun so berühmte Reichramming, welches den Aufschwung seinem unermüdbaren Schaffen, Eifern und Fördern zu verdanken hat. Später kaufte er noch ein Steinlohmwerk an der Militärgrenze (Drenkwar), im Laufe der Jahre auch noch eine Zuckfabrik in Niederösterreich. Bei allen Unternehmungen hatte er es darauf abgesehen, neue Arbeit und neue ergiebige Arbeit für die Beschäftigung zu schaffen. Er war wahrhaftig bei diesen Unternehmungen nicht immer auf Kosten gebettet. Der reiche Mann hätte es mit der „Papier- oder Güter-Rente“ im Leben viel bequemer haben können. In jener Zeit waren die Industriewerke vielen hässlichen Proben und schwer zu überwindenden Gefahren ausgesetzt. Aus all den Risikoläden führte sie Klein schließlich siegreich heraus.

Seine Verdienste um die Industrie und sein seltener Geist werden von so vielen neuen Unternehmungsgesellschaften



Der Vegetarier in Wien. Nach einer Skizze von G. Richter auf Holz geschnitten von P. Böhm. (S. 305.)

anerkannt. Kaum tauchte eine auf, welche nicht gern die Kraft Karl Klein's unter den ihren gezählt hätte. Inzwischen ergreift er ansehnlich die Initiative zu neuen Schöpfungen. So wurde er 1856 Verwaltungsrath der L. L. priv. Karl-Ludwigsbahn, 1859 der L. L. Staatsverleibahngesellschaft, 1864 der Lemberg-Galizischer Bahn, 1863 auch Mitbegründer und Vizepräsident der Anglo-Austrian-Bank, in den letzten Jahren ebenfalls Mitbegründer der österreichischen Depotsbank und als Vertreter der Anglo-Bank einer der hervorragendsten Faktoren der Transman-Gesellschaft.

Klein, das ist ein reiches Feld der Thätigkeit und die Quelle unablässigen Arbeitens. Damit war aber der Kreis seines Wirkens und Schaffens noch nicht geschlossen. Am Jahre 1861 ernannte ihn die kaiserliche österreichische Regierung zum Vizepräsidenten und 1862 ernannte ihn das Vernehmen der Kammer- und Handelskammer zum Präsidenten der Handels- und Gewerbekammer. In allen diesen Verufenweigen entwickelte er die größte Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit. Er war ein Muster in der Verrichtung.

Wie leicht vermöchte ein solcher Mann dem Reize

der Güte zu unterliegen! Die Reize seiner Titel und Würden wurde verstärkt durch einen der höchsten, welcher einen Mann in Österreich jener Zeit, durch den des „Vize“, das heißt „Mitglied des Herrenhauses“. Der höchste Kaufmann stimmte mit oder gegen Prinzipien und Äußerungen. Die Lebensenden, welche ihm die Regierungen und Potentaten an die Brust hefteten, waren zahlreich. Er ward allmählich Vater des kaiserl. Leopold-Ordens, des dänischen Dannebrog, er befaß den osmanischen Nishan-Ätihar und noch manchen andern Orden. Auch königlich dänischer Kommerzienrath war er. Der erlangte, der kaiserlich österreichische Orden, hätte ihn zum Freiherren berechtigt. Klein ist niemals darum eingekommen; er wollte seinen einfachen Familiennamen nicht verändern.

Er ging damit zu Grunde.

Die Seelherren der evangelischen Gemeinde hatten ihm die letzte Rede zu halten, seiner Gemeinde, in der er ein solches, den Aemtern wohlbekanntes Mitglied war. Es war nach allen übereinstimmenden Mittheilungen ein edles Herz, welches schon von der Erde bedeckt wird. Schlicht

wie er waren wenige. Er schätzte jede Kraft, die er fand, und förderte sie wo er konnte. Es gibt noch Menschen, der ihm an Herz und Willen an Aemtern gleich, aber einen Reichtum wie es kaum, einen Reichtum wie es kaum geben! — Klein mag ein Vorbild sein, was der Einzelne seinen Nebenmenschen zu leisten vermag, wenn er Wohlstand als Mittel zur Bildung, zur Entfaltung ungenügender Kräfte, aus zum Wohle seiner Mitbürger betrachtet und nutzt. Seine milden Tugenden auf jenem sehr gelungenen Portrait sind so einnehmend, daß sie das günstigste Vorurtheil und die angebene Uebersicht seiner Thätigkeit rechtfertigen und bekräftigen.

Sein Haus theilt sich in seinen drei Söhnen, und der Kreis von sieben Geschwistern, welcher sich um die Eltern geschlossen, hoffte in wenigen Jahren das glänzende Nest der goldenen Hochzeit bereichern zu können. Mit ihnen trauert ein weiterer Kreis, und wenn hierin, so wie in dem ungetrübten Andenken ein Trost liegen kann, ist er im reichlichsten Maße gegeben.

mende dem Jugendunterrichte zuwenden, treffe in den ersten
 Stufen beide Geschlechter gleich, sobald aber ein gewisses
 Lebensalter und ein gewisser Bildungsgrad überschritten
 seien, treffe ein sehr erheblicher Unterschied hervor. Der
 männlichen Jugend sollten viele Vorkenntnisse zur Vertheilung
 zu Gebote, nicht so der weiblichen, für deren Weiter-
 bildung keine Grenzen gezogen sind. Der Staat bedürfe
 theilich der Nachkommen und müsse daher für Vorkenntnisse
 auch in deren allgemeiner Ausbildung sorgen. Die höhere
 Vorkenntnisse für das weibliche Geschlecht können diese Ziele
 nicht haben, und wenn es somit gerechtfertigt sei, daß aus
 öffentlichen Mitteln für das weibliche Geschlecht nicht in
 gleicher Weise wie für Männer geholfen werde, so dürfe
 man dem Staat doch nicht der Verantwortung vertheilichen, die
 es habe, daß die Frauen in ihrer Späthe den Männern
 nicht nachstehen, sie vielmehr stets vervollkommen. Der
 Unterricht in dem Vortrage habe sich ebenso zu halten vor
 dilettantischer Vorkenntnisse und dem Werke mit reinen In-
 gen, als vor Aufzählung einer großen Fülle von Material.
 Es handle sich darum, aus allen Gebieten des Wissens anzu-
 wählend, was durch Fortbildung heilsamlich, sich mit dem
 Tacten der Vernunft vereinigen läßt. Die Aufgabe sei
 nicht leicht, sie lege derthatlich über den Stoff vor, und
 ihrer Lösung stelle sich die Schwierigkeit der wachsenden
 Aufzählung entgegen; das geistige Leben der Gegenwart
 wolle dem weiblichen Geschlechte, so weit es ihm zugänglich
 ist, eröffnet werden. Die Aufnahme, welche der Platz ge-
 funden, zeige für die Mangelhaftigkeit des Vorlesens, und wenn
 die hohen Würdigen die neue Anzahl Vorträge genau habe,
 so sei damit bezeichnet, daß der Unterricht zu geringer Er-
 hebung und Vererbung dienen solle. Gleich nach der Ent-
 fernung der Frau von der Wissenschaft begannen die Vorträge
 mit einer Vorlesung des Dr. David Müller über den deut-
 schen Literatur. Die Zahl der angeordneten Zuhörerinnen betrug
 dem Vernehmen nach bereits an hundert und achtzig. Die
 Königin Augusta richtet ihr Augenmerk zuerst auf das
 weiche Wohl der armeren Massen; ihrem nächsten Be-
 ziele der Bekämpfung von Erbkrankung der Nation in all-
 gemeine Anerkennung gestellt worden. Die Königin be-
 schäftigt das Mäthen- und Jünglingsalter, überzeuge sich von dem
 Wohlgeheim der Vorkenntnisse, die sie in hunderttausend
 Scherz als ihr Vorkenntnis begründet, und bediene sich einer
 Abkürzung eines silbernen Schloßes eines der im Lokale
 ständigen Vorkenntnisse. Nachdem der Vorträge, Direktor Ver-
 mann, ihr die freireichlichen Aufzählenden und die aus
 der Ordnung dieser Vorkenntnisse viel verdiente Frau Frau von
 Werngrün vorgelegt hatte, erhielt letztere von der Königin
 eine lobbare Droge, das Mäthenpersonal aller ansehnlichen
 Vorkenntnisse.

Հայրենիք, Ըրիւմ, Երեւան:

Illustrationen zu deutschen Dichtern.

Schön Hedwig.

Gedicht von Friedrich Heibel; illustriert von G. Koch.



Im Kerle der Kaskaden steh'
Der Ritter, jung und schön;
Sein dunkles Harnischkleid
Als wähl' er sich zum Kampfe,
Und seine Wägen glänzen.

Gie lachend Mädchen tritt herein
Und füllt ihm den Vokal.
Nur mit Lächeln tritt sie denn,
Da läßt auf ihrer Stirne
Der starke Regenstrahl.

Der Ritter aber leht für stumm
Bei ihrer reichen Hand.
Die blaue Rose, frisch und rot,
Sie blüht es erst zu Boden,
Dann hebt sie's unermüdet.

„Schön Hedwig, die du hier mit stehst,
Drei Tage lag' mir fern:
Wieder du kommst, wachst du auf,
Wozum du hier mir stehst,
Das sind die Dinge die.“

„Wieder ich komm'! Ich komm' von Gott,
So hat man mir gesagt,
Als ich verließ den Lohn und Spott,
Nach Vater und nach Mutter
Mit Kindern mich gefragt.“

„Wachst ich auf! Nichts treibt mich fort,
Die Welt ist gar zu weit,
Wes trübe ich mich um Ort!
Sie ist ja allenthalben
So voll von Göttern.“

„Wachst ich auf! Nichts treibt mich fort,
Die Welt ist gar zu weit,
Wes trübe ich mich um Ort!
Sie ist ja allenthalben
So voll von Göttern.“

„So frage ich, du kleines Kind,
Neh' um ein Wortes dich:
Ist dir die Welt gar zu weit,
Dann sag' ich dich nicht weiter,
Sag, Mädchen, liebt du mich!“

Im Stille steht sie hart und stumm:
Dann staut sie langsam sich
Im Arm der ersten Liebe hin,
Und stützt ihr Haupt
Auf seine Brust.

„Nun aber weiß ich auch, wachst
Ich geh' mit dir von hier:
Wachst ich hier in meinem Sinn
Nachdem ich dich erkannt,
Denn nur der Liebe mir!“

„Und wenn du sagst, du kommst von Gott,
So fühl' ich, das ist wahr,
Denn ich' ich auch, trotz Liebe und Spott,
Als ihre liebe Tochter
Nach dem dich zum Ritter.“

„Ihr edlen Herrn, ich hab verkannt
An einem dich auch ein:
Ihr Ritter, folgt und hochgerühmt,
So folgt mir zur Kapelle,
So soll mein Ständchen sein.“

3. 6.

Eine alte Jungfer.

Roman

Carl von Hoffei.

(Fortsetzung.)

Hochheutes Kapitel.



Im Inhalt obigen, im vierzehnten Kapitel nur kurz angedeuteten Gesprächs erwog Wilhelm bei sich sehr genau, als er am nächsten Morgen von seinem Nachtlager sich erhob. Er hatte mit diesen Ermüdungen bereits die größere Hälfte des Schlummeres gelöst, und schien jetzt wieder in einer bringenden Arbeit sich dadurch hören zu lassen. „Gut, edel, verständig, poetisch wahr, Alles was sie sprach . . . dennoch nicht anwendbar auf mich! Sie hat leicht reden: den sie liebt und dennoch verflucht, modert im tiefen Grabe. Die ich geliebt und von der ich verabschiedet wurde, lebt in Glanz und Hülle. Leo ist verschollen, Niemand gedenkt seiner, nur als kleines Schattensbild schwärmt er um sie . . . Henriette ist als vornehme Dame, als Bärbe besser Gesellschaft doppelter Macht, denn sie blieb zugleich . . . ein Fall sonder Beispiel! . . . die große, einzige Künstlerin. Der Graf, der Grafenbinde formt ich mich schon fern und fremd fühlen, könnte sogar Gefallen finden an irgend erzwungener Gleichgültigkeit gegen sie. Wegen die Sängerin vermag ich's nicht. Was sie mir von ihrem stets erneuten Triumphieren vorerzählen, versteht mich stets in die Lage des süßen Launels zurück, wo Hoffnung und Furcht so lieblich in mir kämpfen, wo ich mich so gern und willig lasse. Nein, zwischen meinem Tamara und heute steht kein Gang, liegt kein Grab; das vergibt Benigna. Wie gesagt: sie hat leicht reden! Verzeiht! ich sie nicht über Alles, war ich ihr nicht so innig ergeben, ihr und den Kindern . . . ich könnte sie deuten um ihren beruhigten, friedlichen Gram, um ihre Liebe unter der Erde!“

Hier warf er die Feder von sich, sprang heftig auf und sahte sich fest an den traurigen Dazwischen, seinen Kopf schüttelnd: „Verzeiht mir Gott die Sünde, was bin ich für ein gemeiner, selbstmüthiger Kerl! Röcht! ich nicht etwa gar, daß Henriette Sonntag im Grabe lag, wie Leo Zerthel; nur damit Herr Wilhelm Verfling durch Grafen Roski und deren musikalische Malinen nicht aus seiner Bequemlichkeit geführt würde! Hui, alter Säufer, wie niederträchtig, wie dumm! Du willst ein selbiger Hagestolz heißen, willst mit Leben, Liebe, Hoffnung, Güte abgepflochten haben, und fällst in derlei nichts-würdige Sentenzen zurück! Wad! Dich nicht lächerlich vor Dir selbst. Ergrübele wiederum die stumpfe Feder; bearbeite mit ihr Dein mageres Aderfeld, das trodene Papier; bemühe Dich, ihm ein paar dürftige Halme abzugewinnen; binde die geringe Ernte in dünne Garben . . . und laß die genügen. Frage nicht, was in den Säden der Vernunft liegt. Sei zufrieden, daß im kleinen Häufchen Deiner ehemaligen Kent'schen Wunden Dir eine Lähre offen steht, welche zum Wohnsitz reiner Liebe, zum Centralpunkt treuer Freundschaft führt! Fort mit thörichten Träumereien des Jünglings! Je früher der alternde Mann ihnen entsagt, desto früher wird er sich einbüßen auf's künftige Glückselium, desto leichter wird er's tragen!“

Wilhelm gewann es über sich, thätig zu sein. Er vergrub sich so recht eigentlich die schweremüthigen Gedanken, so daß er gegen zwei Uhr Nachmittags sein Pensum im Kleinen hatte. Er streckte sich an, trug selbst die Manuscripte ab und wanderte sodann dem sogenannten Exercierplatze am Thiergarten zu, wo er bei Meyerbeer's Mutter, durch diesen, zu Tisch geladen war. Die würdige, sehr alte Dame hatte gegen ihren Sohn den Wunsch geäußert, jenen Mann persönlich kennen zu lernen, welcher „so schön geschrieben über Giacomo“. Sie hatte sich das mehrmals vorlesen lassen, weil sie wegen ihrer mit zunehmendem Alter abnehmenden Selbstliebe nicht mehr lesen konnte. Einige Stellen, besonders eine über das Duett des vierten Aktes der Huguenoten, wußte sie auswendig und liebte sie herzuzeigen. Es war Meyerbeer nicht leicht geworden, den fast menschenscheuen, größeren geistigen Verkehr gänzlich entmenschten Verfling zur Annahme dieser Einladung zu bewegen. Er hatte erst geloben müssen: sie würden ohne Gäste, nur unter sich speisen. Wie nun Wilhelm sich dem Herr'schen Hause näherte, von dessen glänzendem Glanzlicht er schon so viel und oft vernommen, und vor demselben eine Equipage halten sah, wußte er gewiß umgeben und künftighin geworden sein, daß er nicht vorausgesetzt, diese Kunstgelehrte Madame Meyerbeer, und der Ruchherz barte nur der Bestimmung, um welche Stunde er seine Herrin abholen sollte. Und diese behauptete ja doch unerschütterlich zu dem „unsern“ sich. Denn nicht nur, daß sie die Schwieger-

tochter des Hauses, war Frau Winna zugleich die leidliche Nichte der Frau Amalie Beer, eine geborene Wosjan. Für diese hielt er denn auch die im Halbkreis eines dichten verhangenen Zimmers aus dem Sophia neben der vermeinten Tante stehende Dame. Gräfin von Montalbas, die Gesellschaftlerin, meldete leise die Mahnung „des Herrn, den Ginepro verprochen habe“, und Mama Beer begrüßte ihn herzlich als solchen. Ein Name wurde weiter nicht genannt, auch erfolgte keine Präsentation. Man schien anzuwachen, gegenseitige Bekanntschaft verließ sich von selbst. Das durch Wilhelm nur momentan unterbrochene Gespräch ward sogleich wieder aufgenommen. Es drehte sich um die italienische Oper in der Königsstadt; zunächst um deren Prima Donna, Signora Affandri. Mama Beer urtheilte anerkennend, doch toll von dieser Sängerin. „Ich habe sie nur einmal gehört, und süßte gerade kein Verlangen nach mehr. In unserm lieben Königsstädter muß ich immer an die Eine, unergründliche denken, und diese Erinnerung verdrängt's allen Uebrigen.“

Die Dame, welche der schweigende Gast bisher für Meyerbeer's Gemahlin gehalten, ergiff jetzt das Wort, um der Signora Affandri volle Gerechtigkeit anzudeuten zu lassen. Kaum hatte sie zu reden begonnen, da wußte Wilhelm wer sie war; da hatte die wohlbekannte, oft gehörte Stimme ihren alten Zauber erneuert; da erkannte er die Sonntag; und in dem Grade, wie seine Augen sich nach und nach an die vorbereitete Dunkelheit gewöhnten, traten ihm auch die Züge der Sprecherin immer deutlicher hervor. Ihr Stand er gegenüber, der noch einmal so nahe zu begreifen ihm vor wenig Minuten als Unmöglichkeit gegolten! Das Herz erlachte ihm in der Brust, wie von einem Todesstrampfe befallen. Er verlor beinahe das Bewußtsein, überwältigt von unbeschreiblichen Empfindungen. Er presste an der Brusttafel und dachte nur: es träumt mir, daß ich ihr so nahe bin, aber ich werde gleich erwachen und den peinlichen dämpften Traum von meinen Gliedern streifen!

Doch die Stimme thut fort und fort, immer sinder, lieblicher drang sie zum Herzen, und das Herz begann wärmer zu schlagen, und die peinliche Angst wich sanften Empfindungen:

„Ja, sie ist's, die ich so heiß geliebt . . . und sie ahnt nicht, daß ich's bin. Aber ich gebe mich nicht zu erkennen. Wer weiß denn auch, ob sie mich noch erkennen wollte? Ob sie den alten Freund nicht längst vergessen hat? Gewiß hat sie's! Hunderte sind seitdem an ihr vorübergegangen, ganz andere Leute haben ihr gehuldet, fürchten und Herten . . . wo ist das Bild des Armes geblieben, der sie feurig befang? . . . Entschuldigen Sie ihren Gedächtnis. Wie war's anders möglich!“

„Nun, meine liebe Mama Beer,“ sagte Gräfin Roski, „nun hab' ich mich überzeugt, daß Sie wieder wohl sind; nun will ich mich aufmachen, in aller Hast noch einige Willenshulden abtragen, und dann . . . à propos, war Hubini bei Ihnen?“

„Ja wohl, er kam mit Vigi.“

„Hat er hier gezwungen?“

„Nein nicht. Meine Unpäßlichkeit verhinderte mich, größere Gesellschaft zu sehen.“

„So haben Sie ihn auch nicht auf der Bühne gehört? O dann verdamme Sie nicht die nächste Wiederholung der Lucia. Seine Erscheinung im dritten Akte ist das Wunderbarste, was jemals in der Gesangs Kunst geistert wurde. Wenn er das rührende Thema der Arie verabschiedet kühn aus, den Tact in der Brust . . . ich weiß doch auch ein bißchen, was Fleiß und gute Schule vermögen; doch das geht wirklich über's Mögliche. Und da hat man noch Klagen wegen der doppelten Preise! Als wenn ein Hubini überhaupt zu bezahlen wäre!“

Wilhelm konnte kein Entzücken über diese kollegialische Begeisterung der Gräfin nicht beherrschen. Er äußerte gegen Gräfin Montalbas gewendet: „Durch solches Lob aus solchem Munde ist er's zu dreifachen Preisen!“

Als das heraus war, kerkerte er's auch schon, und zog sich gleich wieder zurück.

„Wer ist der Herr?“ fragte Gräfin Roski.

„Ein Bekannter von Giacomo, ein geistreicher Schriftsteller; ein Herr . . . helfen Sie mir auf Ihren Namen!“

„Verfling.“ schüttelte Jener. „Wilhelm Verfling; es ist ein sehr ansehnlicher Name.“

„Wie war das? viel die Gräfin; sprechen Sie noch einmal, mehr, laut; sind Sie . . .?“

„Ich hatte einst die Ehre . . . Excellenz waren so gnädig zu gestatten . . .“

Excellenz wird die Ehre haben, Ihnen eine Hand voll Voten anzuverleihen, wenn Sie auf solche Weise mit ihr sprechen. Sind Sie's wirklich! Sind Sie mein guter, getreuer Freund, der auch . . . Vorwärts, an's Fenster! Die Gardine zurück, daß die Sonne auf Sie scheine . . . Wahrhaftig, er ist's! Das edelste, blasse Gesicht aus jener jähren Zeit! (Aber weinen dürfen Sie nicht.) Und Sie muß ich aus dem dritten Orte haben? Sie haben nicht nach mir gefragt? Sind nicht bei mir bliden lassen?“

„Wie darf' ich? Kommt! ich wissen . . .?“

„Freilich. Es war' an mir, es wäre Pflicht der Dankbarkeit gewesen, mich nach Ihnen zu erkundigen. Was wollen Sie? In dem Strudel, worin ich gelebt habe, lebe, umhergeirrt werde! Findet man denn Zeit, sich und seine Erinnerungen zu sammeln? Bei Ihrem Andacht Alles vor mir. Wie freu' ich mich, Sie wieder zu sehen! Besuchen Sie mich bald. Ich will Sie meinem Manne vorstellen; will ihm sagen, daß Sie Verzeihen sind, von dem ich ihm oft erzählte, als von einem der Wenigen, die den aus meiner Hand empfangenen Noth leblich benützten, um ihn stets auf's Neue mit frischen Blumen für mich zu füllen. O ich besinne mich genau. All Ihre Verse an mich gerichtet liegen gut verwahrt in der Mappe, ein Erbtheil für meine Kinder. Tische will ich Ihnen auch zeigen. Kommen Sie bald! Adieu Mama Beer, Adieu Gräfin, Adieu alter guter Freund!“

„Da sieht man, was ein edles Herz ist!“ riefen die Damen hinter der Gräfin her. Gleich darauf kam Meyerbeer mit Frau Winna (diesmal die richtige) und Wilhelm Beer mit Frau Doris, und man ging zu Tisch. Daß während des ganzen copiosen Dinners fast nur von Gräfin Roski die Rede war, dafür sorgte Wilhelm Verfling; weniger der andere Wilhelm, welcher sein vor sechzehn Jahren empfangenes Aderbchen keineswegs mit Blumen zu schmücken genötigt schien.

„Was ist Ihnen denn Gutes widerfahren?“ redete Benigna den beschiedenen Hausfreund theilnehmend an, als er einige Tage nach oben erwähnten Diner sich bei ihr einfand. „Sie strahlen so strahlend; gewiß haben Sie mir etwas Erfreuliches zu berichten!“

„Das Beste, Comtesse, was einem alten Junggefallen geschehen konnte, der sich bisweilen in seiner Position noch nicht zurecht fand; den immer noch der jugendlich feinstmollende Altschell in den Aden schlug, auf schmerzhaft Weise. Verzeihen Sie mein Glück.“

Und nun erzählte er ihr, was ihr bereits wissen, weil wir es theilweise mit erlebten. Dann ging er über auf eine Schilderung seines Besuchs bei Gräfin Henriette:

„Sie hat mich herzlich und natürlich empfangen, recht wie einen Genossen der vielbesungenen Sonntagzeit. Weder hat sie die vornehme Frau gespielt, noch hat sie nöthig gehabt einen Anlauf zu nehmen für eine erzwungene Rolle, die an beabsichtigte Kommoderie geistert hätte. Sie ließ ihr eigenes Wesen vollkommen, einfach, ungelächelt, wohlwollend, heiter, ehrlich. Ihrem Gemäthe nannte sie mich als einen ihrer wärmsten Verehrer, der „manches hübsche Steinchen zu der Axt des Gefühls, auf der sie emporgestiegen“; der nicht aufgehört habe, ihren Ruhm zu vergrößern und zu vermehren, auch nachdem sie ihm offen erkläre, sie könne kein „Reignag“ nicht erwidern; der nie gegrollt, nie geschmollt, unveränderlich für sie gewirkt habe, und ein recht lieber braver Mensch, wenn schon ein „senkrechtlicher Schmeichler“ sei. Den Kindern süßte sie mich vor als einen ihrer treuesten Freunde, der „viel für die Mutter gethan“. Nachher septe sie sich an's Klavier und begann Desdemona's Lied von der Weide. Doch wie sie bemerkte, daß ich davon schmerzhaft ergötzt wurde, hielt sie inne und fragte halb mitleidig, halb tollt: „Nicht immer!“ — Darauf entgegnete ich: „Wieg, Gräfin!“

Aber das ist's nicht, was mir jetzt die Thränen entlockt. Dieses Lied, und Ihr Vortrag, wie er mich an Ihre damalige Darstellung der Desdemona erinnert, macht mich auch an meinen liebsten, meinen einzigen Freund, der in jener Nacht hinübergang . . . Und dann . . . jahren Sie mir, Comtesse, ich darf's nicht verschweigen, dann hab' ich ihr die Geschichte erzählt von einem verstorbenen Leo und einer gewissen Benigna. Wir waren allein, Gräfin Roski und ich. Sie hörte andächtig zu. Einiges war ihr schon damals bekannt geworden, unvollständig, wohl auch entstellt, wie's denn gerade gerüchtheit und untergegraben worden ist. Meia unständlicher, bis in die feinsten und kleinsten Einzelheiten dringender Bericht drang ihr sichtbar zu Gemüthe. Mit ganzer Seele hörte sie, ging auf Alles ein. Die stolze Comtesse Kriegsheim, sagte sie finzend, . . . „Ja, ich erinnere mich des jungen Mannes; er stand neben ihr, da sie mir ihr Bouquet reichte . . . und das hat sie getrag.“ . . . den Sterbenden hat sie gepflegt . . . hat ihren Sitz der Liebe gewahrt . . . wie schön! wie rührend; wie beneidenswerth. Und sie lebt . . .?“

„Nur für ihn und sein Gedächtniß,“ fuhr ich fort, und gab ein Bild ihres heiligen Tiefsins, welches getheilt ist zwischen der Erinnerung an den Verstorbenen, und zwischen der gewissenhaften Sorge für Ihre Angehörigen. O, sie ist glücklich, diese Benigna; sprach Gräfin Roski; sie ist beneidenswerth. Auf diese Weise um eine begnadete Liebe zu trauern, das muß göttlich sein! — Darauf erwiderte ich: „Ja, Gräfin Henriette, Benigna ist glücklich! Und von heute an bin ich es auch. (Sie sah mich groß an.) Ob ein Hügel auf dem Friedhofe liegt über begnadete Liebe wölbt, ob wir nur im eigenen Herzen sie zur vollkommenen Ruhe beiruhet haben, es kommt auf Eins heraus. Die Hauptsache bleibt, daß sie in Wahrheit begraben sei für diese Erde, . . . dann

darf sie ohne Gefahr ewig leben. Wisher hab' ich Vernunft bemerkt um den Wohlthun jeder qualenden Knecht, den sie dem Tode des Geliebten verdankt. Von heute an hab' ich auch abgeschloffen. Und ihrer Güte würd' ich Sie als beglückende, zufriedene Gattin und Mutter anschauen. . . das letzte Resten trübsinniger Nothdurft ist verflücht. Die Liebe zu Henriette Sonntag ist dem Grabe anvertraut; auf dem Grabe steht freilich kein Kreuz, kein Gedenkstein; es ist eine Mutter mit ihren Kindern, die darüber hinstandelt. An diese mag ich denken, ohne des Grabes Rude zu entweichen. Mein Herz hat Frieden durch Dessenige selbst, die ihm einst den Frieden raubte. Gott lohn' es ihr! — Damit bin ich von ihr gegangen. . . und was ist's aus mir aus, Comtesse? jenen Sie mir? Sollen Sie mich indessert?

„Ich Sie scheiden? Ich Ihnen jürnen? Alles kindisch! Comtesse Henriette gehört der Vergangenheit an, ist gewichen. Was von der geredet, geküßelt wird, und was's das Heißste, berührt, erreicht wird nicht mehr; findet nicht den Weg in meine Einsamkeit. Sie haben nur die Wahrheit gesprochen von mir. . . wie sollte die mir Schande bringen! Darin bin ich unverändert jene „Hohe“ Wenigste geblieben, doch ich mich verzweifelt halte; ich könne nichts gethan haben, was meinen angeborenen Adel entbehrt. Wer mein Versehen anders beurtheilt, verdammt sich selbst, und beweist nur, daß er mir nicht ebenbürtig ist. Sie sind mein Vertrauter geworden. Sie hatten das Recht, Iden in dieses Vertrauen zu ziehen, den Sie besten würdig erachteten. Hätten Sie sich getäußelt; wäre Götter Henriette unfähig, Sie und mich zu verstehen. . . nun, das Unglück ließe sich leicht ertragen. Eine mehr oder weniger, die den Stab über mich bräche. . . gleichviel. Doch ich glaube gern an Ihren Glauben, und ich Sie ermuntere. Wohlan denn, so legen auch Sie den gasigen Trübsinn weg, den ich trotz aller Gegenversicherungen stets für ein befehlendes nicht ganz bestiegter Eitelkeit gehalten habe. Tragen Sie ein freies, frohes Angeicht zur Schau; leben Sie sich die stillen Freuden der Wehmuth auf für einsame Stunden, mit denen Sie sich bisweilen belohnen dürfen, wenn Sie recht brav und wacker waren. So halt' ich's. Was brauchen Andere das Aushängeschild unseres Inneren anzusehen? Und wie können Andere dazu, mitten in unbefangenen Gesprächen gehört zu werden, weil wir plötzlich die Trauerwerke aufziehen? Man lernt sich beherrschen, man lernt seine düstern Gefühle unterdrücken, und jeder Sieg, den wir erkämpfen, macht jene schwächer, macht uns stärker, folglich auch heiterer. Welche Freude für Leo und Leonine, wenn ihr lieber Freund seine ihnen nicht erschließenden, belebenden Unterhaltungen nicht mehr durch Seufzen und Stöhnen unterbrechen wird, wie er's in der letzten Zeit gethan! Ich möchte Ihren Mund, guter Dersing, und uns auch. . . Aber weil ich gerade der Kinder gedachte, noch eine Gewissensfrage, die der lebenserfahrenen Mann einer alten Jungfer und ihrer Unbefangenheit mit der äußeren Welt zu Gute halten mag: Finden Sie nicht auch, daß Leo sich in den längst vergangenen Monaten auffällig verändert hat?

„Unmöglich! In wie fern? Er veränderte sich eben wie jeder Junge bei'm Uebertritt in's Jünglingsalter.“

„Natürlich. Doch das ist's nicht allein. Er sieht an länger weggewichenen, bemüht adreßte Vorwände sich fortzusetzen, hat bald bei diesem, bald bei jenem Kameraden etwas abgehoben, gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten, kurz, er. . .

„Nun, er beginnt selbstständig werden zu wollen, meinen Sie. Ja, das mein' ich ebenfalls, und ich kann ihn darüber nicht tadeln.“

„Ich eigentlich auch nicht. Dennoch mach's mich besorgt, wenn er über Abend nicht bei uns ist. Wir haben schon bis gegen zehn Uhr mit dem Essen auf ihn gewartet.“

„Das war unnütz. Womit entschuldigst er sich?“

„Er habe sich bei Freunden aufgehalten; erst hätten sie Schulaufgaben miteinander fertig gebracht, dann sich verplaudert.“

„Und kennen Sie, Comtesse, jene seine näheren Schulfreunde? Kommen dieselben auch bisweilen zu ihm?“

„Dadurch nicht. Ich habe mir dergleichen Besuche streng verboten.“

„Dann erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie allein die Schuld tragen an Leo's Reizen Ueberreizungen Ihrer Hausordnung. Ein junger munterer Bursch wie er verlangt intimen Umgang mit Gleichgesinnten; und wird ihm ein solcher daheim nicht gestattet, dann sucht er ihn anderswo. Mit vollem Rechte, nach meiner Ansicht. Die Jugendzeit ist deshalb so schön, bleibt gerade deshalb ein so hell-bezogenen Lichtpunkt in unserer Lebens Hinführung, weil sie verflucht zwischen Schulfreundschaften; zwischen Verbindungen, welche im ersten Feuer der Frühlingsblüte geschlossen wurden. Diese zerfallen freilich oftmals; gehen sogar nicht selten in Feindschaften über. Das thut dennoch der Erinnerung keinen Eintrag. Wir denken deshalb doch beizeln an jene Epoche, auch an ihre Lämpfungen, und wie begreifen jederzeit ihre Angehörigen, der uns später einmal begegnet, mit

inniger Freude; sogar dann, wenn er damals aus einem Freunde ein Feind geworden wäre. Der Groll hat sich verjährt, die Liebe ist geblieben. Bringt er uns ja doch in den Winter späterer Lebensjahre einen Streifen blauen Frühlingshimmels mit! Deshalb sollte nach meinem Gefühl die Jugend so wenig als möglich in ihren, gewöhnlich leichtsinnigen, sogar gefährlichen, Verbindungen befangen werden. Gefahren drohen überall, auf jedem Schritte; nicht Wackeln, noch strenge Beaufsichtigung, vermögen darüber zu schützen. Gute wie schlechte Elemente treffen immer zusammen. Je früher ein harter Wind sie erkennen und sondern lernt, desto besser. Durch weise Lehren und Vorschriften ist noch kein Mensch klug geworden; stets nur durch Erfahrung. Der Feind bezahlt die Feindschaft theurer als der Feinde. Das ist Sache des Glückes, der Bestimmung, des Verhängnisses. . . wie wir's nennen wollen. Was Eltern und Erzieher vor Allem aufrecht erhalten müssen, ist das Vertrauen Derjenigen, deren Wohl ihnen am Herzen liegt. Solches Vertrauen wird am sichersten gewonnen durch Gegenseitigkeit. Sobald Sie Ihrem Leo Erlaubnis geben, von seinen Kameraden bei sich zu leben, wer ihn geküßt, entbehren Sie ihn der Nothwendigkeit, seinen Umgang anderswo aufzusuchen, und Weisemisse vor Ihnen zu haben. Ich gebe gern zu, daß diese Erlaubnis hier und da Unbequemlichkeiten nach sich zieht, mancherlei unzulässige Unterbrechungen Ihrer häuslichen Ruhe vernachlässigen kann. Es ist ein Opfer, welches Sie bringen, das leugne ich nicht. Doch wer so viele, so große Opfer gebracht; weihen ganzes Dasein wie ein erhabenes Opfer betrachtet werden darf, wird von dem geringsten nicht zurücktreten. Nach trägt es seinen Lohn in sich; denn auf diese Weise veranlassen Sie sich Gelegenheit zu beobachten, zu prüfen, zu beurtheilen, ohne daß Sie nötig haben heimliche Nachforschungen anzustellen. Ja, noch mehr, Leo's edles Gemüth wird in Auswahl der Freunde um so befehlender sein, je dankbarer es für Ihre Güte sich verpflichtet fühlt. Leben Sie mich nicht aus, Comtesse, wegen meiner doctriinären Fadermüßigkeit. Ich weiß wohl, wie schlecht sie mich steht; würde mir dergleichen Aeußen gegenüber auch nimmermehr erlauben, betrieße es nicht ausnahmsweise einen Gegenstand, den ein Mann vielleicht richtiger zu fassen vermag, als eine Frau, mag er moralisch sonst so tief unter letzterer stehen, als ich unter Ihnen.“

„Ich lache nicht. Im Gegentheil, ich werde ernstlich darüber nachdenken. Haben Sie mich auch noch nicht überzeugt. . . denn aufrichtig gesagt, lieber Dersing, zum Jünglingsalter halt' ich Sie nicht gerade bereiten. . . in Ihren Ausgrenzungen liegt viel Treffendes, nur daß ich mir's erst in weislichem Sinne assimilieren muß. Ein andermal mehr davon. Kommen wir noch einmal auf die Sonntag zurück. Sie scheinen lange dort geblieben zu sein. War Ihre Weisheit ungestört?“

„Wohl eine gute Stunde. Dann wurde es unterbrochen durch einen alten, lebenswürdigen Herrn, den englischen Gesandten, Lord Westmoreland, einen der leidenschaftlichsten Musikfreunde, der, wie man sagt, selbst viel komponiren soll. Ob er ein produktives Talent besitzt, weiß ich nicht. Reinesfalls macht ihn sein Bestreben süßlos oder ungerecht gegen andere Schöpfer. Er geht völlig auf in Musik. Oesters schon hab' ich mich an seinen Enthusiasmus im Theater erqu coast, wenn ringsherum die Betrüder ihre stillen Ralte bezauberten. Ein Rednerstück ist er nicht; ihm schmeckt leicht Alles was klingt. Aber seine Verwurzung für die Sonntag ist so gediegen wie ihre Kunst. Sie müßten sehen, mit welchem Respekt er vor ihr steht; als ob er vor ihr anstimmten wollte: „God save the Queen.“ Ich verlor mich in Vergleichen zwischen dieser fast eurythmischen Huldigung, und jener leeren, hochmuthigen, lokalismatischen, die der einst sein Vorgänger Herrichten dargeboten: Beide Vertreter Alt-Englands; beide vom Zauber befangen, den Sie ausübt.“

„Nun, was ist das Resultat Ihrer Vergleiche geworden?“

„Daß die Achtung des alten Herrn mehr werth sei, als die Galanterie des ehemaligen Ruemachers.“

(Gottsegen folgt.)

Die Einteilung zur Tragödie.

Bilde auf die pariser Neugier

A. Wels.

(Paris 22. Juli 1868.)

Ohne daß es einer erneuerten Verbesserung bedürfte, wird der Reiz dieser Heißhitz sich selbst schon erhalten haben, daß wie nie eine besondere Härlichkeit für die Zeit, in welcher wir leben, empfanden, und daß wir es oft für eine unabwiderbare Pflicht unseres Schriftstellers gehalten haben, Menschen und Thiere mit einem ganz andern Auge zu beleuchten, als mit dem, welches den trüben Larmen der politischen Parteien durch Gläser entstellt —

die oft nicht einmal sauber sind, immer jedoch in den Händen einer bestimmten Partei jenen dampfen Schrein widergeben, der ansehnend über das Dunkel bricht, jedoch weder zum Erhellten noch zum Erleuchteten dienen kann.

Dieses wohlwollende für uns selbst ist daher das Gefühl, Worte des Lobes und der aufrichtigen Anerkennung einer Errungenschaft unserer Zeit spenden zu können, die zwar von den hochwürdigen Reden der Tagesparole spöttisch belächelt wird, die — wir müssen es bekennen — bis jetzt nur winzige Resultate geliefert hat, der jedoch unwiderstehlich die Zukunft gebührt; denn sie beruht auf dem stillen Gefühl der Milder und — wie können und werden uns nie des feinsten Glaubens entschlagen, daß dieses Gefühl unsern glücklichen Euteln als einzige Richtschnur in ihrem ethischen Leben eins dienen wird.

Wie meinen die Konterengen, welche sich seit einigen Jahren mit dem Beruf des Vermittlers jedesmal vernehmen, wenn in Europa ein Krieg ausbrechen droht.

Freilich ist bis jetzt, mit einer einzigen Ausnahme, den Konterengen, selbst dem Vordränge derselben, das Mitvergnügen auf dem Hübe gelangt; aber demungestachtet haben diejenigen Mureth, die einer solchen Versammlung a priori die Befähigung absprechen, die Weltfrage zu vermittelte, die Freigen abzumachen und der Welt — wenn auch nur eine Zeit nur den Frieden zu beschaffen. In einer Zeit, wo königlich preussische Gumnasiallehrer den Krieg als die ultima ratio humanitatis verberthigen, ist und muß es ein wohlthuendes Gefühl sein, wenn man die Beherrlicher Europas, die Vorkämpfer so vieler Millionen Soldaten, ruhig und gelassen durch ihre Minister beratben sieht, ob der streitige Punkt sich nicht durch Nachgeben von beiden Seiten schlichtlich ließe — und wenn sich nicht gelingt — wenn die Länder zu stündlich schreit sich einander gegenüberstehen, stierlich das Prinzip des Rechtes festsetzen, der brutalen Kraft und dem blutigen Gekrie eine Heilung freien Raum lassen, um endlich mit einem gewissen Will auf den Sieger zu brachen, wenn dieser sich hundert Jahre, seinen Sieg zu misbrauchen. Doch ist eine der reinsten Errungenschaften der Menschheit, und wenn auch die königlich preussische Schulweisheit sich durch das vielbekannte Wort des Herrn Oberlehrers Dr. Kallion dagegen stemmt, so haben wir ihr doch die zwei Jahre Frieden zu verdanken, welche der Kontereng in der luxemburger Kiste gefügt sind, und diese zwei Jahre sind für Deutschland und Frankreich höher anzuschlagen, als die Wüthung einer Partei, welche in den großen Ereignissen von 1866 immer noch weiter nichts zu entdecken fähig ist, als „gewonnene Schlachten“.

Der Reiz wird uns verzeihen, wenn wir ihm so wenig wie möglich von der sogenannten orientalischen Frage sprechen. — Sie ist zum Bernache fast zehn Jahre alt und man hat Zeit genug gehabt, den Geschmack daran zu verlieren. — Wir haben mehrere Monate im Orient verbracht, und so umhagigend unsere Meinung auch sein mag, so sind wir doch überzeugt, daß es wohl hundertmal unserer Vandalen, die jenes Land auszuhebeln als wir kennen, ebenso wie uns ergangen sein wird. Wenn der Eutrud, welcher die Taten auf uns machen, wenn ihm nicht so war, so war der der Griechen in der Türkei geradezu widerlich. Es gibt wohl in Europa keine freierden, klauere und hinterlistigere Menschengattung, als die der in dem osmanischen Reiche wohnhaften Griechen; — die Nachkommen jenes herrlichen Volkes, das der Welt Kultur, Kunst und Wissenschaft gegeben — des Volkes, welches man uns seit dem ersten Vallen unserer Völkung noch verzeihen gehört hat, stehen auf einer tieferen Charakterstufe als irgend eine Nation der civilisierten Welt.

Es gibt in der Türkei auf fünfzehn Millionen Mosambedaner neun Millionen Christen oder Konfessionen, welche durch den Hott-Humajum vom 13. Februar 1860 eine vollständige Gleichberechtigung mit den Mosambedanern erlangt haben. Mit dieser Gleichberechtigung ist es jedoch ein ganz eigenenthümliches Ding! Sobald der Griche in der Türkei von der Regierung etwas zu fordern hat, beruht er sich logisch auf bezogen Hott-Humajum; — wenn es die Regierung sich jedoch einfallen läßt, von ihm etwas zu fordern, — besonders Achtung über veraltete Vergehen, so wird augenblicklich die Jurisdiction desjenigen Griche oder Reajus angerufen, welcher in der Türkei als der gebotene Beizüher aller Griche angesehen wird. Der Reiz begreift, daß wir von dem offiziellen Agenten der russischen Regierung sprechen.

Die neuere Geschichte Griechenlands ist zu bekannt, als daß wir ein Wort darüber zu verlieren brauchen. Man weiß, wie nach der Verjagung des gutmüthigen und schwachen Königs Otto von Bayern, England lieber die jonischen Inseln opferte, als den Herzog von Leuchtenberg als König von Griechenland erwählt zu sehen, und wie der zweitgeborene Sohn des Königs von Dänemark, der Bruder der Kronprinzessin von England und von Rußland, den Königsthem beizug und sich bald darauf mit der Königin des Kaisers von Rußland, der Großfürstin Olga, Tochter des kaiserlichen und kaiserlichen aller russischen Kriegen, des Großfürsten Konstantin verheiratete. Ob er ein großer Prophet zu sein, hätte man damals leicht voraussetzen können, daß der Schwager des zukünftigen Kaisers von Rußland und des Königs von England sich nicht mit dem mikroskopischen Ebron begnügen würde, welchen die Schwägerin ihm in Athen auferlegt hatten, und wirklich begannen auch bald nach seiner Verheirathung jene dampfen Grenzintrigen, welche der Regierung einen Vorwand geben sollten, um das, was man in St. Petersburg den jüdisch-türkischen Beruf Griechenlands nennt, anzubacken; — d. h. den Platten den ihnen so oft schon verpörrten Weg nach Konstantinopel zu ebnen!

Doch was seitdem geschah und in den letzten Tagen des verfluchten Jahres in dieser Angelegenheit geschehen



Deutsche Lieder für Pianoforte

von
Wilhelm Krüger.

III.

Andersen, Gedicht von Matthison, komponirt von Beethoven.

Allegretto. *Lied.*

Piano.

tr. *p* *cresc.* *dim.* *p*

sf *p* *quasi recitativo* *a tempo.* *sf* *cresc.* *dim.*

p *trasto* *cresc.* *f* *molto cresc.* *dim.*

f *crescendo.* *morendo.* *dim.*

p *cresc.* *f* *dim.* *p* *sf*

morendo. *dim.*



ist — wir meinen „öffentlich“ gelassen ist, muß dem Leser so daraus bekannt sein, daß wir es für überflüssig halten, davon zu sprechen. Am 9. Januar verlammtte sich — auf Vorschlag Preussens, wie man sagt, die Konferenz in Paris, um darüber zu debattiren, auf welche Weise man das Mächtigkeiten zwischen der Türkei und Griechenland verhindern, den Aufstand auf Kreta dämpfen und der fürchtbaren Gesichtswelt neuen Mut zu ihren Spekulationen einflößen könne.

Über lange vor dem Beginn der Konferenz hatten gar viele weitläufige Beobachter umhina die Dinge geschaut; die drei Thatsachen waren ganz und gar dazu geeignet, selbst diejenigen, welche mit der größten Kamerhamkeit die politischen Ereignisse verfolgten, in Erstaunen zu setzen: — die fast gewisse Art und Weise, mit welcher Griechenland in seinen ungerathenen Angriffen gegen die Türkei sich zeigte, und die unermessliche Energie, mit welcher letztere ihm gegenüber trat, und das halbgegründete Schwert nicht einmal auf Seiten seiner sogenannten besten Freunde, England und Frankreich, ganz in die Scheide geschoben, während man in Paris um den Frieden debattirte.

Wir werden weiter unten anführen, was wir von der Genese des Konflikts erzählen haben.

Der Marquis von La Pallete führt die Verhandlungen des Kongresses als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs. — Es ist doch so gerade ein Dicker, wie ein Napoleon III. Sie brauchen kein — talentvoll genug, um jedem Geschäft gewachsen zu sein, besitzt er doch nicht einen Funken von jenem diplomatischen oder administrativen Genie, welches andere Staatsmänner dieser Zeit

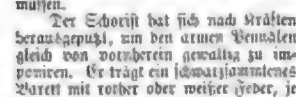
ausgewiesen hat. Seine Wahl in jängster Zeit zum Minister des Auswärtigen ist weniger der gefahrvollen Pracht seines Vorgängers zuzuschreiben, als dem Umstande, daß der Kaiser eben keine so ausgezeichneten Charaktere wie die Herren de Rouvier und Binard in seinem Rathe dulden konnte. Ein Mann, welcher die Rolle eines Napoleons III. bis an's Ende würdig durchspielen will, kann nun eben keine Rathgeber brauchen — in dem Sinne, wie man einen Minister in einem konstitutionellen Staate versteht; — leistungsvolle, intelligente und treue Diener sind die einzigen, welche dem französischen Kaiser genügen können — Diener, welche sich nichts zu vergeben scheuen, wenn sie zu Tugenden einer Politik werden, welche verurtheilt ist, hin und her zu schwanken, so lange es in Frankreich noch dynastische Oppositionen gibt. — Herr von La Pallete ist ein solcher Mann; — er war beim Beginn des Kremling'schen Gesandten in Konstantinopel — er war es, der am 12. Januar 1862 als französischer Gesandter in Rom vom Kardinal Antonelli das zum Spruchwort gewordene: Non possumus! zur Antwort erhielt — und er war es endlich, der als interministerieller Minister des Auswärtigen bald nach Königreich jenes allbekannte Circular schrieb, in welchem er den Gang der Völker des neunzehnten Jahrhunderts, ein großes Ganze zu bilden, beschrieb. Er erhielt einige Wochen später den Schwarzen Adlerorden vom König Wilhelm von Preußen.

Vord' Raons, der großbritannische Bevollmächtigte bei der Konferenz, trägt einen Namen, an den man den Mangel von Heftigkeit und Energie zu kühnen berechnigt ist. Der Sohn des Marquis von Raons und Anburn, des Reichthums der russischen Völkchen im Norden Meere, besitzt in der zunehmenden Vergangenheit seines Vaters und in dem

Gedanken an den Heldentod seines Vaters, den eine russische Aue vor Sebastopol tödtete, ein leuchtendes Vorbild. Er selbst war während des Bürgerkrieges Gesandter in Washington, wo er der englischen Regierung ausgezeichnete Dienste leistete, wurde, nachdem er was dort abberufen, Gesandter in Konstantinopel, und erzielte im vergangenen Jahre den sich in's Privatleben zurückziehenden Lord Cowley in Paris. Sein diplomatisches Glaubensbekenntnis, mit dem er leinestwegs geheim hält, ist: Zumeistiges Zusammengehen in allen Fragen Englands mit Frankreich.

Graf Staselsberg, der russische Bevollmächtigte, ist von Wien nach Paris berufen worden, da seine während des Jahres 1860 offen an den Tag gelegte Sympathie für Preußen seinen Aufenthalt in der Kaiserstadt nach dem Frieden nicht mehr gestattete. — Schreiber dieses war gegenwärtig, als Graf Staselsberg mit großem Pomp und einem Anhang von Reichthümern dem Gesandten das laute russische Wappent von seinem Gesandtschaftspalaste in Wien einreichten, und eben dem Könige Viktor Emanuel eine Abschiedsbesuche zu machen, mit jenem ganzen Personal die damalige Hauptstadt Italiens verließ. Dieser Art war die Vertretung des russischen Kabinetts gegen die Politik der Annexionen. — Wie sich die Zeiten ändern! — Wie allein, daß einige Jahre später der Herr Graf für die preussischen Annexionen in die Schranken tritt, sondern auf dieser Konferenz vertritt er mit vielem Glor die geübliche Politik, welche „Tergiversation à tout prix“ als Prinzip aufgestellt hat.

Herr Johann Dettmich, der Vertreter Oesterreichs, ist ohne Zweifel ein sehr begabter Diplomat und man sagt, daß wenn das österreichische Kabinet seine Jahre hindurch



„Ein Stab- und Kachelstein, um den bis auf die entblößten Hals gestülpte lüne oder Spizen-... enganliegendes rothes oder sonst grellfarbiges... mit farbigen Pappen an den engen Hemmeln, angetragene Unterhosen, die aber dem Knie zusammengeklebt, schwarze Lederhosen, über der rechten Schulter ein putzputztes spanisches Mantelchen, und an der linken Hüfte einen langen Stöckchen mit Korbhülle. Wichtige eigene Sporen führen an seinen Hüften. Dazu kommt noch ein buntes ledernes Band am Bart oder am Tergum, dessen Farbe angeht, zu welcher Rektion der „Schorist“ gehört.“

Er vornehmer und reicher der Student ist, desto spärlicher und karger der Student ist, desto spärlicher ist die geklebte Kleidung, desto hundert Ellen Luch oder Seide und ebenen noch gar den ganzen Hals-... „Wichtig“ der linken Hüfte. Da blüht den linken Schenken dann natürlich nichts Anderes übrig, als den Wirt-... die Rechte und den „Dumppump“, dem Professor das Hochgehorchens, den Kräutern, Parfieren, Wiedererleichen und sonstigen geistlichen Kisten die Korbhülle hinhalt zu bleiben — und eines schönen Morgens aus Jena spurlos zu verschwinden. Um diesen Schicksal zu begreifen, hat das Concilium academicum schon manchen gedruckten Vorschlag gegen den „Hochschul“ geschleudert... aber vergebens. Je weiter und unerlässlicher die Hölle mit der Zeit wurde, desto weniger schämte sich das Mantelchen ein... die gute alte Zeit in Jena, wo der Student „sein ehrbar“ in langen Mäntel einführte.

In ähnlicher Weise wie ihre Herren sind die „Studenten-...“ betrübend — nur am einige Grade schärfer. In den Herbergen eines Studentenlagers geholt auch die nächste Anwartschaft auf die abgelegte Garde des Lebens.

So ähnlich die Schoristen — so sogar die Studenten-... jenen einzufließen — so armlich kläglich die noch durchdringende Pinnale hinterher. In zerlumten, unbehaglichen Herbergen und Kellern, in zerfallenen Kammern und Häusern, ohne Regen und Licht, hat das Mantelchen einen Tagelager auf der Hüfte — spritzen sie die Wirtin auf jedes Kommando des Schoristen oder seines Jungen... ein Fährte oder ein Dieb mit der Degenertheit ist ihr Dant... aber bald ist ja die Pinnale abgefallen — dann haben sie mit der Pinnale die ständige Unterdrückung an — sie sind höher, höher, gebietend, furchtbar Schoristen... noch ihren armen Pinnalen!

Am Gedächtnis der Kammern, in einem weiten, niedrigen Gemach, stehen und lernen die Schoristen und ihr Gefolge. Der alte Kammern Christian Schenk, ein be-... Mantel mit einem runden, rothen Gefälle und fasthaken Mantel glänzt schon wie eine Vingtstunde — so hater muß er sich werden lassen, die vielen leeren Räume mit seinen schäumenden eigenen Gebrauchs stets wieder zu füllen. Die Feder drücken:

„Zeit und Menschen und denken bis morgen.
Zeit und Mensch sein ohne Segen?
Wer und nicht denken will, seine wegen?
Wer haben nur sein Zeit hier auf freien.
Zum Maß für und frei und sich noch werden.
Wer einmal hier, der liegt und nicht liegen.
Wo ist es mit Willen und mit Vergnügen.
Wer haben nach von Reinen vernommen.
Er ist von der Erde ganz abgetrennt.“

„Vater Schenk — Wie her, ich verurtheile!“

„Gleich, Kind — Einer nach dem Andern!“

„Alter, ich bin doch besser von Deinem Tochterlein — da würd's hier noch mal so schnell gleiten!“

„Ja — ja — Sibylla her — wo ist die schöne Sibylla Schenk!“

„Was ausgedacht, ihr Herren — nicht mal 'ne Kiste findet Eintritt zu ihr, denn in der Johannisnacht hab' ich mich ausgedacht ein gesundes Püschlein auf die Schwelle ge-...“

„Hatten wir denn auch solche Gesellschaften für ein so lauberes weises Kätzlein — besser ist, ihr Christian, das Tagelager in so schändlichen Püschlein, wie wir sind, Ge-...“

„Ja, ich bin ein Kindelein, wie? Bruder Stedio —“

„Ich bin ein Kindelein, wie? Bruder Stedio —“

„Ich bin ein Kindelein, wie? Bruder Stedio —“

„Haben, haben bei Tag und Nacht.
Anstehen, lehren die Nacht.
Das haben ja die Studenten erachtet!“

— wie es in Euren kauderchen Köpflein heißt.“

Nur Vater Schenk, wegen seiner frühen Jahre, seines Vampregers in Individuum und seines vortheilhaften Vaters bei Bruder Stedio sehr in Gnaden, darf sich leicht verweisen. Wört ungedruckt herauskommen.

„Und doch, alter Herrmeister — trotz Deines Püschlein-...“

„Hochapollas soll Dein Schönlies.“

Da springt ein richtiger Schorist auf und schlägt mit der Faust auf die Brust, daß das Bier umherwirbelt — und donnert: „Siebenhundertachtundfünfzigster sollen Sie in Deinen enggeschlossenen Hals hinabstiegen, Hand eines Hundes, wenn Du mein Mädchen Sibylla noch mal mit Deiner geistlichen Junge betriffst!“

„Was geht's Dich an, Du Heide Götz! von einem Wirtshaus!“ — freit der Andere dagegen und reißt seinen Stöckchen stehend von der Seite. „Hol! hol! wie doch hier Kapstachel, das Matthias Stedenberger — mag sein Vater aus der furchtbar reiche Weltmann von Jena sein — als Heuchler zu den Außen der Jönchen Om-... Sibylla noch keine Seite genannt hat...“

„Sibylla will von ihrem Herrn Vater kein Stücklein mehr wissen, als vor...“

„Hut! — Hut!“ brüllt der Heide — schon klirren die Regen an einander...“

Da sitzt ein auf Knienstapf angelegter Studenten-... mit dem Stedenberger in das Gemach: „Sie kom-... — sie kommen — die Winterkälte sind da!“

„Dem erwidert das Wort halten selbst die gekniet-... Stöckchen nicht zu — sie setzen sich bis auf ruhige-... Jenseit. Die ganze Kiste stürzt auf die Wandstöße.“

„Und Recht hat er“ — brummt Matthias Stedenberger in sich hinein: „Diese Sibylla will von mir nichts wissen, sie hat mir schon mehr als einmal in's Gesicht hineingehaut, einem so lüderlichen Schoristen, einem solchen Kauder und Arakentelbe könne sie nimmer gut sein... und das nehme ich Alles geduldig hin, die Sibylla hat's mir einmal mit ihren blauen Augen angesehen... nun, ich will das Trin-... und warte Leben auch abgeben... morgen...“

„Auf der Wandstöße halten sieben Jünglinge auf reich mit Mantelblenden bedachten Verben und schauen die sie umringenden Schoristen halb neugierig, halb ängstlich an. Sie sind noch Mägen, wohl kaum 16 Jahr. Sie müssen guet Leute Kinder sein; ihre glänzenden Mäntel sind neu und vom feinsten Luch, und die Mantelstücke wollen schier plagen vor der Fülle ihrer Anhalts.“

„Eine jungen Jünglings-Kaplein“ — sagt ein alter Schorist, der als „Vergessenerpater“ berufen ist, mit ipoti-... „Ich hier die Kiste der jenseitigen Studenten vor! Für höchsten Verachtung sind wir Euch emigeneren und laden Euch aneig zu einem seltsamen Hochhauswein hier auf der Kammern ein. Denn freit von Euren Köpfen, die werden unsere Ju-... mit ihre Leben nehmen und Euch auch die Kammern in die Kammern nachtragen. Treut ein, daß wir Euch einen Willkommensent entgegenbringen, wie die Seite der Pinnale es gebietet!“

„An einem Fenster regt sich ein weißer Vorhang — dahinter lauht das holde Kallertdöcklein auf die neuen Anstimmung hinab — da sieht es es wie einen Stuch durch das junge sechshundertjährige Zeit, die Thüren springen ihr in die Augen und die Lippen bebend: „O — der arme, kleine Kauder — wie wird es ihn unter der Kiste Moras ergeben!“

„Aber es sind ja sieben neue Studenten da? — Sibylla sieht nur den Vinen, dessen schlanke, schmale Figur über alle Kauder hinausragt — deren großes braunes Auge so gar eigen leuchtet — sunst — dem die reichsten schambräunten Koden um das glänzende, schone, edle — ist die Verität spielen...“

Die Schoristen sind mit ihrer Seite in der Kammern ver-... mehrere Gipsenpater nehmen sie gleich ins Ver-... und nun beider ist doch, ihre Kiste Lall-... modogenit (eben geborne Kinder), wie es mit dem Aller-... besten steht, das Euch die lieben Eltern auf die Universität umgeben konnten — laßt Euch Gebetecken sehen, ob sie auch gut geistig sind... es ist nicht an, daß so grüne Kap-... schen Kiste eigen Werk in der Jüngling bekommen — wir Schorist-... werden und der Kiste unterliegen und für Euer jetzt anzureichende Pinnaljahr Eure Sedel-... stellt sein — glaubt mir, wir haben eine trüchliche Verität für uns, die blauen Kallertdöcklein auf's Kallert durch die Finger gleiten zu lassen!...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Nicht, nicht, nicht — das ist die Kiste der Kiste...“

„Erhart Bicktor aus Württemberg. Mein Vater ist dort am Ruder ein Varrer — und ich will selber einer werden.“

„Mit leuchtenden Augen schaut er das erröthende Wäghlein dabei an. Dann verbeugt er sich ehrerbietig vor ihr und folgt seinem neuen Herrn und Meister, Matthias Stedenberger, zur Stadt.“

Stebilla Schenkt steht noch lange am offenen Fenster ihres Kammerkens und läßt sich die glühenden Wangen vom Abendwinde kühlen, und ihre Lippen flüstern halb unbewußt: „Erhart Bicktor!“ — und wie der Wind leise durch die Kamine rauscht, mißt sie an das Paradies des fernsten Nordens denken und an ein kühles, heiliges Märchenhaus und einen jungen Varrer und . . . da springen ihr die Thränen auf den Augen und das Inospende, Blütenahnende Herz thut ihr so weh — so wunderbar schmerzhaft — wie noch nie.

„Nun in's Kollegienhaus zur Deposition, junges Pönnel!“ — jagt der Schorist Matthias Stedenberger nach wenigen Tagen zu seinem Schützling Erhart Bicktor, der in dem stillen Hause des hochachtungsvollen Gelehrtenmannes Andreas Stedenberger am Markte Wohnung und Kost gefunden hat. „Jetzt sind ein Duzend Vögel alias Pönnelchen bestimmt und der hochwürdige decaano philosophiae Paulus Crufius wird sonst ungeduldig auf die hinfällige Nebenbühnen der Depositionstagen. Die Deposition kann ich dir nicht ersparen, Pönnelchen . . . selbst nicht — ich zu Vögel!“ — jekt der alte Schorist leise — hat was bekümmert. Die Deposition gebet einmal mit zum Studiren — wie die Faust auf's Auge — fiktional der neue Studirende, der Pönnel ein pecus campi, ein, et rite ad publicum lecturam praeparat, curans deinde deus — der Pönnel ist ein Pönnel, das seine Hörner ablegen muß, um sich anständig auf die öffentlichen Redaktionen vorzubereiten.“ Und Erhart Bicktor geht an der Seite seines Herrn und Meisters in das Kollegienhaus.

Das Auditorium des alten Pauluskrüsters, dessen drei letzte Räume vor zwanzig Jahren den einziehenden protestantischen Missionen und Scholaren weichen mußten, ist mit einer bunten, lauten Menge von Studenten, Professoren und deren Frauen und Töchtern fast überfüllt.

„Jener ehrwürdige Mann mit dem kühnen Haar ist der Rector magnificus Johann Schorist, den der gelehrte Pönnel als Professor der Theologie in Wien hatte kennen und lieben lernen.“

Dort steht neben Johann Schorist ein stattlicher Mann mit ungeschornen starken, breiten Schultern und mächtigen Händen. Sein röthiges Gesicht leuchtet von Weisheit. Es ist Victorius Stiegel, der seinen Kollegen und Kollegen, den großen Vögel der Theologie Matthias Stedenberger, mit dem er fortwährend in theologischen Streitsachen und den heiligen Kämpfen lebe, eines Tages, als Victorius ihn — mit einer Anspielung auf die großen Hände des Vögelers — sagte: „Gott, Ihr bittet farnach eine trefflichen Redner abzugeben!“ — ruhig bei der Hand nahm und antwortete: „Gott, da habe ich den Pönnel schon in der Hand.“

Die Großheit des Matthias Stedenberger war ja in Jena sprichwörtlich geworden, so daß man bald jeden großen Menschen einen Stedenberger — Steden — Steden nannte.

Vor diesem Pönnel stehen auf einer langen Bank und in einem wunderlichen Pönnel die zwölf Vögelchen. Sie tragen einen großen, sechseckigen Vögelchenrock, ein hölzernes Füllhorn und gelumpfte Hute mit Hörnern. Ihre Arme und Beine, Brust und Rücken sind mit Spänen und Strauchwerk umwunden. Mächtige Übergänge hängen aus ihrem Munde vor.

Der vom Tönnel verpönnelte und verpönnete famulus communis — der „Depositor“ — ein beliebiger Vögelchen der Schoristen — steht mit dem großen Vögelchenrock vor den Vögelchen und einmal mit dem lumbischen Pönnel, daß sie sich den ritus depositionis recht zu Herzen nehmen und durch die feierliche ceremonie eine dauernde impressio in ihre jungen Ingensia erhalten möchten, dem Jovet der depositor auch recht erkennen, ihre großen, bärtigen Mores, die Jovet gegen das decorum und die kühle Seite — ihr ganzes verpönnetes lumbisches Wesen ablegen und aus der depositor als ganz andere Vögelchen hervorgehen möchten.

Hierauf nimmt der Depositor aus seinem Saal ein Bild und schlägt den Vögelchen der Reihe nach die Hörner von den Hüften, — daß sich Vögelchen das vorher inwendigende wilde und unbändige Gemüth und der Uebermuth, der Guch in den Hörnern so hoch steht, sich in Leiseligkeit und Geduld verleihe.“

Wie einer großen eisernen Jange reißt er die Vögelchen aus, — daß der neuen Studirende alle wilden, beuckenden, freissenden qualitates des pecus campi und der Jahn der Vögelchen gemessen werden.“

Der Depositor gibt Art und Habel her: „Pueruli, Ihr seid noch so ungelert von dem vielen Guch anstehenden Vögel — ich will Guch gefällig machen. Ersetzt Guch sein Ehrbar auf die Bank, daß sich Art und Habel gut traktiren können. Dad! da ist mancher Art, mancher herbe Knacker abzugeben — sei! wie die Spane liegen! So, nun legt Guch geduldig auf den Bank, daß ich den Rücken glatt hobeln kann — bene, nun legt Ihr rita von allem Vögel. Zum Dank bläst Eurem Depositor und Vögelchen beschneien publico ein Studen auf dieser Stöle . . . si wie ungeschornen Vögelchen Ihr noch seid: da habt Ihr Guch die Vögelchen ganz voll Guch gefällig — nun, pueruli, nicht, Mädelchen, ich will Guch ja schon ein und bärde Guch mit diesem Tabul . . . je mehr Guch dabei ablegt, desto besser für den Vögelchenrock, der Guch inwendig. Die muß Guch aber das Haar noch ficht — da mein die rittige Schere und dieser hölzernen Mann Ritz . . . wie, Ihr möcht pflügen, Vögelchen, wenn im Ritz mal ein Vögelchen Haare sitzen bleibt? Ritzet ein exemplum daran, wie

büchig reinlich Ihr Guch in Zukunft als Studist zu halten habt — so, nun seid Ihr so weis und klug, als könnt Ihr lust von der friedrichsdorfer Reich.“

„Schorist! ein Fleck hat weg — ritz! da lag ein Fleck! Ihr seid jetzt Studisten — von dann und von dann!“

Wie aber steht es mit Eurer Weisheit? — da muß ich Guch noch auf den Jahn kühlen, um, denen einbühlichen Ignoranten die herbe Vögelchen unter die Augen zu reiben, dazumal Ritz zur Ausbildung des Jovet anzuweisen, künftige Vögelchen aber mit etwas gelinderen Art zur Schärfung des Verstandes und Erlernung der Philosophie, auf deren weisse Deposition die Jovet einzuwirken sind, anzureizen.“

„Schorist! mein Pönnel, da hast Du eine Vögelchen auf Abbiß! — damit Du bei Zeiten aufwachen lernst . . . nun sage mir, Ritzdops: hast Du eine Mutter gebot?“

Schürstern jagt der vögeliche Vögelchen: „Ich denke doch, mein hochverehrter Herr Depositor.“

Schorist! hat auf der anderen Wange des Vögelchen auch eine Vögelchen: „Da solltet doch wissen, Du Schelm, daß Deine Mutter Ritz gebot hat.“

„Hauptlein, wie ist die Erde auf die Welt gekommen?“

„Ich, mein hochverehrter Herr Depositor — ich habe mein Vögelchen nicht gern Erbit gegeben — wie sollte ich das wohl wissen.“

Schorist! So wisse in Zukunft, Du Ignorant, daß die Erde rund und ungelobt und ohne eine Vögelchen von Schürstern auf die Welt gekommen ist.“

„Mein Vögelchen, das weißt Du mir oder lagen können, wie viel kleine schwarze Bluthäuser in einen Scherf gehen?“

„Ich, mein hochverehrter Herr Depositor, das hat mit mein Herr Vögelchen in der Schule nicht gelehrt.“

Schorist! so deute ich Dir jetzt, Du Schelm, und Guch anderen unwissenden Vögelchen, daß sein reichthümlicher pönnel so lange im Scherf verharret, bis nur der Vögelchen von seinem Volk befreit ist — er springt alsobald wieder heraus.“

„In der eben logia bist Du noch spottischkeit beklagen, Pönnelchen — wie steht es nun über die latinitas?“

„Sage mir doch gleich: wie heißt das Vögelchen?“

„Antur muris!“ — jagt der Vögelchen, froh, daß er doch etwas weiß. . . aber schon wieder brennt die Hand des Examinators auf seiner Wange: „Pecus campi, merke Dir, daß das Vögelchen im ersten Studentenlatin Mysterium heißt.“

„Aber, mein Pönnel, nachdem Du von mir anjeto eine ganz künftliche Reihe von Vögelchen erhalten hast, wirst Du mir doch gewiß sagen können: wie heißt die Vögelchen auf Lateinisch?“

„Colaphus — alapa — damnum — factura, mein hochverehrter Herr Depositor.“ — Ritzet der Vögelchen mit Julten und Jagen.

Schorist! da hast Du eine — bei mir heißt eine Vögelchen: accidens — recipe! — was Du zukünftig, ficht mit Dank ein! — Aber ich rede mit Schmerzen, daß Du noch sehr dumm bist, mein Vögelchen — darum herre das Gebete Deiner Jahnzeit mit auf und empfangen mit dieser Hand voll Salz das Salz der Weisheit . . . wie? Du schneidest Vögelchen? — da, ritz den Wein der Fröhlichkeit! — und der Depositor gießt dem armen, fröhlichen Vögelchen ein Guch mit Wasser über den Kopf.

In jectlicher Rede empfielt nun der Depositor seine Vögelchen dem decaano philosophiae und bittet für sie um Ertheilung eines Depositionszeichens.

Der Decan Paulus Crufius antwortet lateinisch und nimmt die Vögelchen als Pönnel unter die Jucht der Studenten auf. Er ermahnt sie, sich eines rechten gesunden Studentenlebens zu befleißigen und ihren rechtmässigen, noch akademischen Senate ihren gelehnten Kussheben — den Schoristen — in allen Dingen unwilliglichen Vögelchen zu leisten — denselben Guch zu machen, die correctiores und Ermahnungen wohl anzunehmen und ihre Reden und Thaten stets mit guter Lehr und Weisheit zu mägen.“

„So, mein Pönnel, nun bist Du für das nächste Jahr und 6 Monate 6 Wochen 6 Tage 6 Stunden und 6 Minuten mein Vögelchen.“ jagt Matthias Stedenberger zu Erhart Bicktor, als bei dem Kollegienhaus verlassen, — jedoch wenn Du ein reichthümlicher Vögel bist, sollst Du es gut bei mir haben . . . ich zu Vögel, manneit er in sich hinein, — ja, wenn ich ihr zu Vögel doch auch das Bier und die Würfel und das Kaufen lassen könnte . . . puh! heute weg mit diesen dummen Vögelchen . . . Mi nil, nun wollen wir in die „goldene Gans“ zum Pönnelkammer gehen und dann heut! Abend auf einen Berg, wo nach der eine Thurm aus den Trümmern des lüderberger Schlosses so hoch aufragt — da rufen wir Euch jungen Schulknechtlein die letzten Vögelchen aus und das Fuchschmällein ab, mit dem Ihr decorirt werdet — dazumal nennen wir den Thurm auch den Fuchsthurm.“ Ihr aber begibt die Fuchsthe.“

Am Abend geht es bei dem Fuchsthurm brechen auf dem Hausberge gar wild und lüderlich ja — Vögelchen und Haken von trockenem Weinreben geben ja der wüthlichen Legie die Belustigung her. Als der Schorist Matthias Stedenberger sich im stillen der Reihe nach schon längst toll und voll getrunken hat und den Pönnel zum Salch der Fuchsthe — ein überauslich Guch von Litz, Wut, Butter, Kussheben, gekniffenen Vögelchen, gekniffenen Vögelchen, Salz und Guchlein unwillig eintrittet wird, daß gar Wandern das Blut aus Mund und Nase strömt . . . ist das Pönnel Erhart Bicktor verpönnend . . .

Wie ist in die Lure, dazumal Vögelchen hinein aber wandeln und pönnel, kupfen und glücken zwei junge, selige Vögelchen mit einander durch den still verpönnenden Garten der alten Ritzmühle . . . und dann während der wunderthümlicher Jahre gar oft.

Es ist eine wunder — wunderliche Welt — so kaum

gibt's aber wohl ein geketztes Wunder als das: wie schnell sich zwei junge reine Vögelchen finden . . . und dann für's ganze Leben nicht wieder loslassen.

Und zum vierten Male ist seit jenem Aprilabend anno 1599 der Schnee auf den Bergen um Jena geschmolzen — die Berge schimmern jetzt hell grün und auf den Hängen blühen wieder blaue Veilchen und goldgelbe Ranunkeln.

Es ist ein sonniger Frühmorgen bald nach dem Osterfest. Vor der Ritzmühle hält ein schmuckes Vögelchen, mit einem müthigen Schimmel bespannt und reich mit Trüben und Äpfeln besetzt.

Darüber steht der alte lustige Ritzmüller Christian Schenel — er ist aber heut gar nicht so lüderlich wie sonst, die Thränen rollen über seine runden, roten Waden. An seiner breiten Brust hängt sein Vögelchen Stebilla ihr blaues, Tränenleuchtendes Gesicht.

Da tritt ein junger Mann in Ritzmüller Tracht an das Paar heran — wie erkennen in ihm das Pönnel Erhart Bicktor kaum wieder — so still ist er inzwischen geworden.

Er legt seinen Arm sanft um den schlanken Leib Stebilla's: „Nicht weichen, nun laß das Vögelchen so wenig sein . . . der Herr Vater hat uns ja versprochen, wenn er des nächsten Lebens mit den Studenten müde ist, zu uns in unser schmuckes Vögelchen an den Ritz zu ziehen.“

„Ja, wenn ich des nächsten Studentenlebens müde bin, komme ich zu Euch, Kinder!“ jagt der alte Ritzmüller mit einem Anflug seiner alten schalkhaften Laune . . . er denkt: so lange ich noch einen Krug schäumendes Bier jagen und die Kreide führen kann, werde ich meiner Vögelchen, übermüthigen jenseitigen Studenten nicht müde . . . sie und der alte Christian Schenel auf der Ritzmühle sind mit einander ja eng verknüpft.

„Vater“, jagt Stebilla leise, — bringt dem Vater Matthias von mir ein vergiltes Lebensbild . . . und er soll mir nicht weis sein, daß ich ihn nicht hat haben konnte . . . ich laß ihn noch einmal von Bergen bitten, daß er sein müdes Leben aufhört. Es hat mir durch die Seele geschüttelt, daß er gestern auf meiner Hochzeit so ausgelassen lach war — ich weiß, ich war nicht so um's Herz.“

Der alte Ritzmüller schüttelt sein weisses Haupt: „Auch, ich fürchte, dem Matthias hat sein Vögelchen und Vögelchen mehr — er lebt nun schon sieben Jahre als wüthlicher Schorist, und seit seiner Mutter Tode, der alte Andreas Stedenberger auf dem Markt, gestirbt ist und dem Jungen ein gut Stück Geld hinterlassen hat . . . und seit Du dem Vögelchen gut machst, treibst er's nur noch wilder. Er wird als Schorist leben und als Schorist sterben — mit dem Vögelchen in der Hand.“

„Das mocht Gott nicht!“ jagt Erhart Bicktor. „Der Matthias ist im Grunde kein schlechter Mensch, er hat mir sein Haar ja trimmen gelacht, selbst als Stebilla ihn für immer verloren war — aber er ist schwach, furchtlich schwach. Und nun Gott befehlen, Herr Vater — auf ein fröhliches Wiedersehen an Ritz!“ — Bedenke hat er sein junges Vögelchen umfaßt und auf den Wagen gehoben — er schenkt sich selber hinauf, schüttelt dem Pönnel noch einmal die Hand . . . und firt geht's das grüne Tabul hinauf.

Am der Ecke des Weges hält der Wagen auf Stebilla's Vögelchen — sie schauen noch einmal zurück: vor der Ritzmühle steht Vater Schenel, die Hand schwingend über den Augen schaut er seinen Kindern nach . . . über die grünen Hügel herüber grüßen Jena's Thürme . . . vom hohen, fahlen Hausberge leuchtet im Glanz der Morgensonne der Fuchsturm — wie ein fröhliches Anzeichen aus Ende eines Vögelchens . . . eines gelegenten Lebensabschnittes . . .

„Was war das?“ jagt Stebilla, leise zusammenfassend, — „das klang ja wie ein feier Seufzer.“

Auch Erhart schaut sich verwundert um — ungenü.

Und doch war es ein Seufzer aus einer qualvoll durchwühlten Vögelchenbrust.

Hinter einem grünen Verdeck am Berge kauert Matthias Stedenberger, der alte Schorist, und lauscht auf das junge Paar nieder . . . „Es ist ich, daß, der sie mir nahm — das Einzige aus dieser Welt, das ich so recht von Bergen geliebt habe!“ — Nein, er wird sie glückselig machen . . . ich hätte das nicht gekannt . . . o! mein elendes, erbärmliches Leben . . .

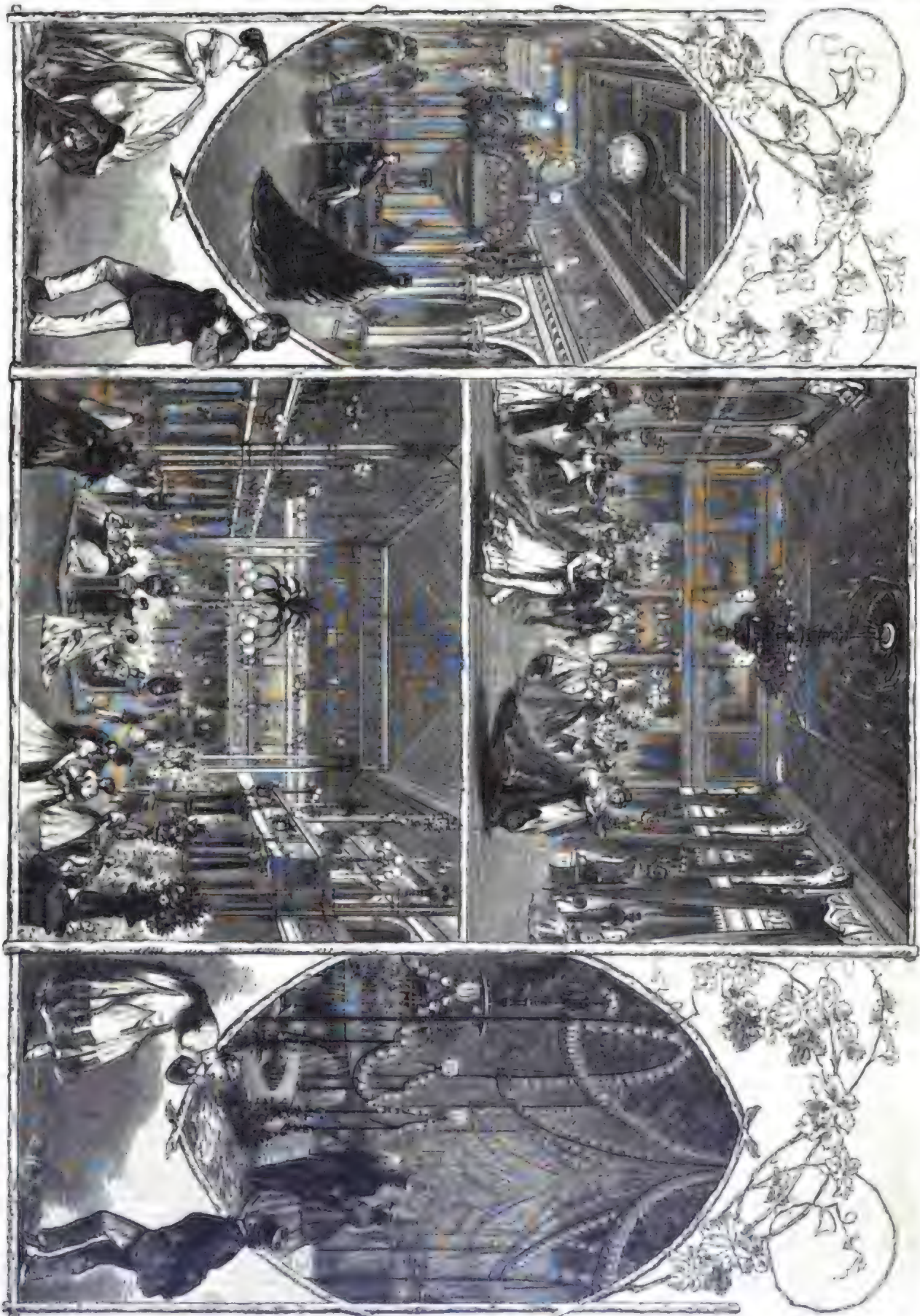
Der Wagen der Glücklichsten reißt vorüber . . . das wilde Aufschluchzen des alten Schoristen verhallt in dem Geräusch der Räder.

Präsident Ritz.

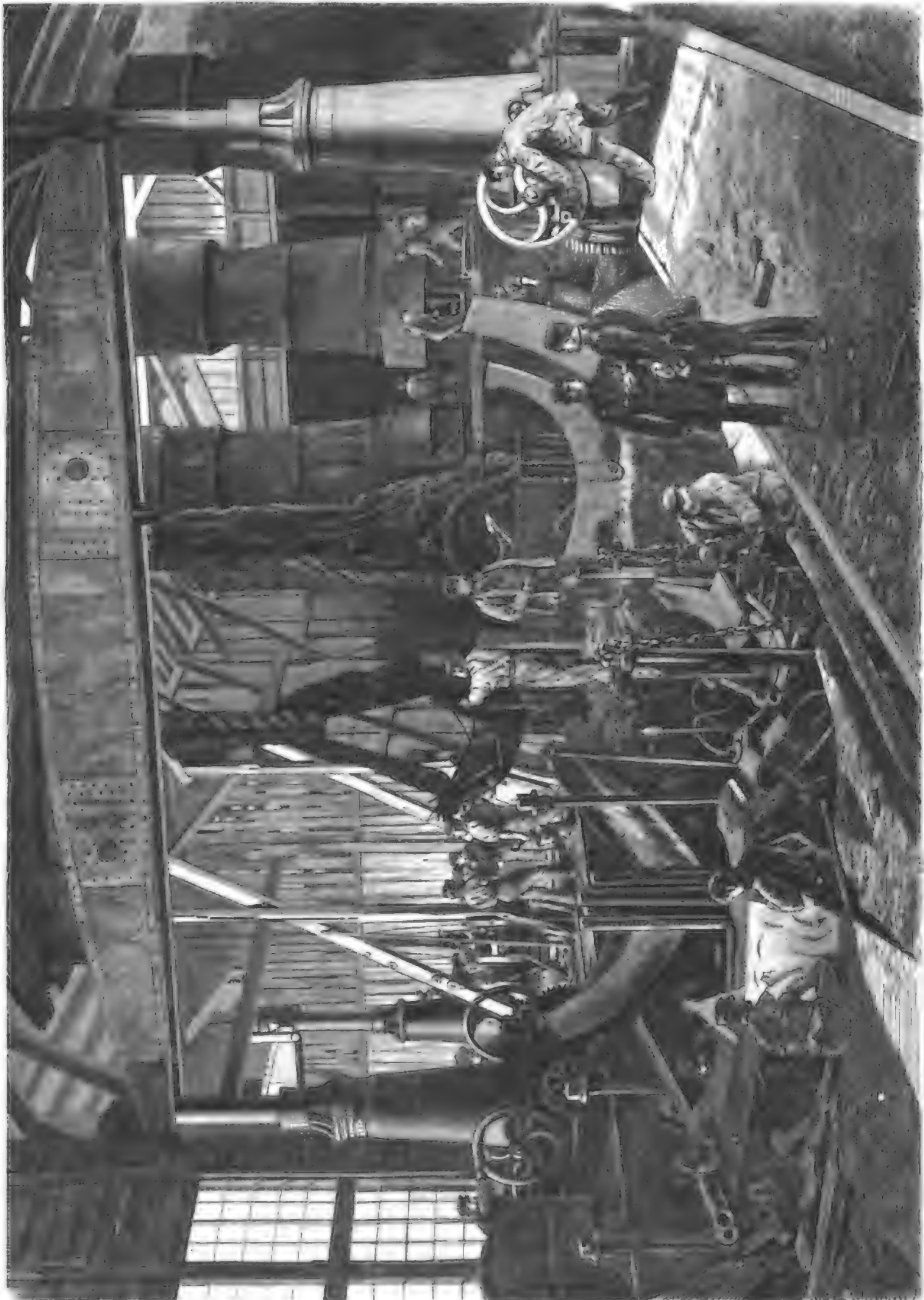
(vom 8. 317.)

Als ich im Frühjahr 1867 während des ersten kaiserlichen Reichstages des Reichstages in Berlin auf der Jovetallgemeinversamlung saß, wurde mir eine Frage unter den Guch gar bald von einem kleinen Mannes Wänden gestellt, das ritzelst, wie Cuckiller, brühig kein Blick machte, ich sah ihn, bald dort stehend, bald Litz, bald Jena orientir. Jovetann ja lassen und den Jovetmann gekannt zu werden. So war die Reihe, ich schüttelte nicht im ganzen Saale, dazu in diesen Augen wie in einem Vögelchen eine dazumal, allerbühliche Gedankung. Vögelchen Vögel er eine kleine Zeit in der Hand, die er auf das Fröhlichste verknüpft. Dann wollte mir glauben, der Ritz, unheimliche Herr, dessen Ritzmühle so wilden wenig ist, ist — der Fröhliche Vögel, also eine der gemüthlichen Reichthümlein im vögelchen des vögelchenlebens, einer der vögelchen Wände auf Jovetallgemeinversamlung und vögelchenlebens Guch.

Dann haben sie ihn nach im Jovetallgemeinversamlung, auch hier im regeln Versteht mit den Vögelchen der Jovet, aber ein kleinen Vögelchen ein klein und klein. Und doch war seine Zeit abgelaufen. Eben im Sommer Wögel er ich etwas mit und wüthig.



241. Einmal in Berlin. Einmal in der Stadt von G. Schenk. 18. 1811



Das Innere der Fabrik für den chemischen Gaseinsatz und den Betrieb des Gases, Kuppelung des Gases, Kuppelung des Gases.

„alte Jungfer.“

Roman

Carl von Soller.

(Fortsetzung.)

Begehrtes Kapitel.



In einem der herrlichsten Spätherbstmorgens des Jahres achtzehnhundertachtundsechzigundvierzig zog ein Duzend sehr junger Männer, deren jedes mit leichter Mühe der jüngst zur Universität emporgestiegene Obergymnasialabschüler war, den Weg am Ufer der Spree entlang, auf Stralow zu. Sie gingen schweigend, derben Hüllern, die ihnen erst aus der Puppenhülle geklüppelt sind und ihre, von bisherigen Zwängen noch zusammengebrückten Flügel an freier Luft zu entfalten gebieten. Die mündliche Prüfung pro maturitate hatten sie in den heutigen Vormittagsstunden ausnehmend rasch und glücklich überstanden, nachdem die schriftliche glorieus vorhergegangen; so glorieus, daß Mehreren die mündliche ganz und gar entfallen worden. In diesen Mehreren gehörte Leo von Delbach, wegen dessen lawenradikalistischer Umgang mit Romantismen im vorigen Kapitel Verurteilung zwischen Wilhelm Dersling und der jungfräulichen Pflegenmutter festgesetzt. Jetzt ist von derlei Uebervachung längst nicht mehr die Rede. Der Jüngling im neunzehnten Jahre zeigt sich vollkommen selbstständig, der Töne und ihrer Bedenklichkeit in jedem Sinne erwachsen. Es ist ein tüchtiger Mensch, von gewinnendem Wesen, von Verstand und Wissen; leider auch, wo er sich gehen läßt, von rohen Sitten. Nicht als ob solche Rohheit ein Grundzug seines Wesens wäre. Im Gegenstand, je liegt ihm eigentlich fern, ist nur angenommen, weniger natürlich, als er zu sein. Sie ist die Folge des häufig vorstehenden Gezwanges, der sich bei gebundenen, häufigen Persönlichkeiten oftmals zeigt, wenn sie in Opposition treten wider vorbildliche Erziehungsmaßregeln. Leo verehrte und liebte seine Tante-Mutter viel zu sehr, um sie und ihre Ansprüche auf gesellschaftliche Formen, deren durch legend ein unparteiisch Wort zu verlegen. Weil aber die Eleganz seiner Schulbildung, die Stillschaltung seiner Bewegungen, seiner Ausdrucksweise anfanglich verpörrt, und er mit der weiblich-verzärtelten Aufsicht als „Mutterhändchen“ gerade worden war, hatte er gewöhnlich gelunden, sich ebenfalls nach der burschikosen Richtung hin auszubilden, sich vor den Genossen so sehr wie möglich zu erweisen, und hatte darin des Guten viel zu viel gethan. Wenn Wilhelm zufällig Jungs davon geworden war, hatte dieser noch mehr das Recht des älteren Mannes bezeugt und ihn gescholten; woraus nach und nach eine Spannung entstanden, die, in Venignas Gegenwart zwar schonend verpörrt, desto stärker hervortrat, sobald die beiden unter sich blieben. Diese Spannung hatte zugenommen, je näher der Gymnasial der Universität gerückt war. Wie er den lieben Onkel Wilhelm so oft aufsucht, wird er ihn jetzt. Der Vetter trug diese Entfremdung schweigend, gab sich alle Mühe, seine Verbundenheit zu verbergen. Venigna mußte ja geküßt sein vor jeglichem Verdruss. Wilhelm sagte sich selbst: „Ich hab's nicht besser gewollt; das ist die Folge meiner weichen Nachsicht.“ — Und in dieser Absehung lag viel Wahres.

Die jungen Leute hatten beschlossen, den Tag, der ihnen das Schuljahr abgenommen und sie ungebundener, selbstständiger Freiheit im Leben wie im Studium entgegenführte, recht gründlich zu feiern; das heißt: sich voll und toll zu trinken! Denn das Geschlecht, von welchem Schiller's Wallenstein, glaub' ich, wegwirft liegt, es könne sich nicht anders freuen als beim Weine, stiehl leider niemals aus, erzeugt sich ewig neu, verändert sich mit der Zeit nur losloren, als es vom Weine zum Bierre übergeht, in volch' letzterem stiehl das ganze Menschengeschlecht badet und schwimmt bei allen möglichen und unmöglichen Verleihen. Der kleine Verein, der heute zu „Lomerkern“ gedachte, zählte mehrere Genossen, denen es unangenehm gewesen wäre, Jungs der lieblichen Niederlage zu haben, die ihrem heiligen Siege folgen sollte; deshalb hatte derselbe eine der minder bescheiden ländlichen Anwesen am Wasser für sich mit Beschlag belegt, und gehörige Vorstände „anschleppen“ lassen. Unter dieser Aufsicht gehörte natürlich auch Leo. Er war Allen; er, der sich's übrigens von Venigna erbeten und nach manchem Kampfe durchgesetzt hatte, daß er vom Begriffe des „akademischen Bürgerkames“ an die Wohnung in ihrem Dörschen ausziehen und ein Studentenbühnen in der Stadt, unter des Universitätsgebäudes, beziehen dürfe. Der Gründe, welche er dafür anführte, waren viele; der einzige Grund, welcher die Tante einwilligen ließ, war die Befürchtung,

der Bruder Leonorens könne im Triumph der jüngst erworbenen Würde verfallen, daß nicht Irthümer, dessen Umgang ihm gerade behage, geeignet sei, ein Ende auszugehen, wo die zur Jungfrau herangewachsene Schwester haute. Das Studentenbühnen war gemietet; der Rückzug aus der Schlacht mit vollem Glänze folglich geboten. Das Gelage durfte sorglos begonnen werden! Und es begann, wurde stürmisch fortgesetzt, artete bald in wildes Toben aus. Auch Jant und Streit schloß nicht, sogar eilige „Paukerien“ wurden unter Freunden „Montabiri“, das gehört ja zum Vergnügen, soll es vollständig sein. Jungs Blut, durch Wein erhitzt, sucht irgend einen Ausweg, und mühte ihn die Klinge des Freundes zu eröffnen. So lange die Händel „in der Freundschafft“ blieben, in den Grenzen des „Gemeins“, haben sie nicht viel auf sich. Entweder sie lassen sich, bei nichterzürnender Wuth, verjöhlich beilegen, oder sie werden durch einige Schwärmen ausgetrieben, die hübsigen Gefährten bisweilen gar nicht übel sehen. Meiste Männer weisen später lächelnd darauf hin: ich war ein Nordstern; ecce signum!

Sobald jedoch fremdartige, feindselige, gemeine Widersacher sich in solch' deraufgesetztem Convivium drängen, ist es von ernstlicher Gefahr bedroht. Gegner, denen die Horden nichts gelten, in welchen wissenschaftlich-gebildete Jünglinge sich auch dann noch behaupten, nachdem sie die Herrschafft über sich selbst beim Glase verloren haben, können Exzesse herbeiführen, deren sich die Theilnehmer nicht rühmen dürfen, auch dann nicht, wenn ihnen der Sieg blieb. Denn wer Schanz angreift, gebietet sich.

Eine Bande überlicher Herumtreiber schloß nach Mitternacht, da unsere Studenten auf dem Gipfel ihrer Beifallschafft schwebten, mit heiserem Gejohle auf schwallendem Bahne von Treppen über die Spree, und erhob beim Abstieg der noch so spät erleuchteten Häuser rosendes Gebrüll. Gleich nachher donnerten sie mit harten Häufen an die verschlossene Thür, Einlaß fodernd. Die Wirthschafter verbargen sich, großen Standal voraussehend. Das Schloß ward gesprängt, die Treppe erklimmt, der Saal genommen. . . drei Gruppen standen sich gegenüber. In beiden hausten böse Geister; ihre vom Weiz, dort von Bier und Fasel; das war der ganze Unterschied zwischen ihnen; beirunken waren sie Alle, hüben wie drüben. Als tüchtige Anführer führten jene harte Anführer. Mit denen schlugen sie auf Tische und Fensterbretter, „Heda, Wirthschafter!“ schreien. Sie waren in der Mitternacht. Deshalb meinten die Enderten, es mit ihnen, trotz ihrer Knüttel, und gählig unbesonnen, aufzumein zu können. Siehen stellten sie sich bereit, da trat Leo vor und bat seine Freunde um Geduld. Er fand zu passender Zeit die Befimmung vobder. In dem nächsten der Eindringlinge hatte er den jüngsten der „Wesler“, den Sohn Retters, erkannt, der ihm getauft, Udu geheßen, in der Widmung „Udu“ gerufen worden. Er hatte als Anabe den zum Taugenichts frühzeitig emmdeitenden Burgen mehrmals gesehen, wenn jener, vom Vater abgewiesen, der Käufer des Grundstückes allerlei unbegründete, schriftliche Gesuche wegen nachträglicher Kaufabschließungen überbrachte. Die widerwärtige Byhognomie war ihm seit im Gedächtniß geblieben. Auf dieses Erkennen stehend, redete der tüchtige Wirthschafter den unruhigen Geistes an: „Bildet ihr euch etwa ein, uns zu schreden und in Furcht zu jagen mit euren Stöcken? Nicht bloß weil wir unserer Treie mehr als ihr, sondern hauptsächlich weil wir im Rechte sind, raib' ich euch, kein äußerlich abzulegen. Ihr scheint in eurer Dummheit nicht zu wissen, was es bedeutet, Schläger zu sprengen, Thüren zu erbrechen, und bei Nacht gewaltthun in Häuser zu fallen wie Räuber und Mörder? Wir haben dieses Lokal gemietet, wir sind in unserem Eigenthum, ihr habt freventlich das Geleß übertritten, seid schwerer Strafe verfallen, und dieser den! ich euch zu liefern, wofem ihr euch nicht augenblicklich verzieht!“

„Großmaul“, krummte Retter junior; „ich man einen liebert, muß man ihn leshalten! Probiert doch, mich sehzukalten, dummer Schwinde!“

„Dafür find meine Hände zu rein. Ist auch nicht nöthig. Nebelthäter hält man schon fest genug, wenn man sie bei Namen zu erkennen und der Beförde zu bezeichnen weih.“

„Na na! wer wdt' ich denn, Rosch? Bange machen gilt nicht; noch lange nicht! Sag' Er doch wie ich haibe, wenn Er so geschreit ist!“

Leo ging dicht an den Herausfordernden heran, blinnte ihm scharf in die Augen, flüsterte ihm in's Ohr: „Soll' ich den saubern „Udu“ nicht kennen?“

Das war wie ein Zauber. Udu Retter ließ die hochgeschwungene Reule sinken, bekrach sich leise mit den Geschäften; sie murten zwar, dennoch fügten sie sich. Es schien, als wenn es die Anfänger wäre, dem sie Gehorsam leisten mußten. Einer nach dem andern schlich hinaus. Udu war der Letzte. In der Thüre drehte er sich noch einmal um: „Irgt weih' ich auch, wer Sie sind; das Weibsbild, wo Sie zugehören, hat meinen Vater über's Ohr gebauen, hat von unserer Noth profitirt, hat mich um's Vertheil gebracht. Heute geh' ich, werb' mich Jhre wegen nicht mit's Kriminal einlassen. 's ist noch nicht

Zeit. Aber warten Sie man. Wir kommen auch an die Reize, und nachhergehend wird sich's ausweisen. Solche geistliche Euphorie soll am längsten dem armen Volke das Maal ausgehauet haben!“

„Was soll der Schuft für Unfinn!“ fragten einige der das schändliche Schlachtfeld behauptenden. Es hatte Keiner von ihnen recht darauf gehört, noch minder begriffen, worauf sich's bezog. Keiner außer Leo, dem der Sinn des Unfinns nicht entgangen war.

„Bestie! Verleumderei, nichtermüdliche Bestie!“ sprach er kopfschüttelnd. „Steht denn nichts auf Erden so hoch, daß Niederträchtigkeit nicht ihr Gift darauf zu spreien vermöchte?“

„Ich bewundere Dich, Delbach“, rief der Streitsüchtige seiner Herausforderer von vorn; „und in Anerkennung Deiner Verdienste zieh' ich meinen Tusch zurück und proponire der Romancie ein volles Glas auf ihn, der eiligen Standal und pöbelschte Holzerri vertrieben, durch eine fürerlich gehaltene Baute. Delbach hat sich um das Symphonion verdient gemacht; er lebe dreimal hoch. Aber das Gene erlaube mir, Du wartst doch auch gehet angefallen, wie launst Du so urtheilich den Kauf niederschlagen!“

„Durch seßen Willen! Und wer das nicht vermag, hat überhaupt kein Recht, sich in gutem Weine zu betraufen. Erst komm' ich und meine Ehre, dann kommt der Kauf. Wein Anacht muß er sein, ich niemals der feimige!“

„Om, hm.“ hüstelten die Soldaten; „Ist'st gejagt, aber schwer gethan.“

Derselbe Abend fand Wilhelm Dersling bei Comtesse Venigna, die seine Glückwünsche zu Leo's „Nummer Eins mit Auszeichnung“ freudig entgegengeworren, den erprobten Freund sodann aufgefordert hatte, ihr und Leonorens Gesellschaft zu leisten. „Die jungen Herren machen sich lustig in ihrer burschikosen Art; da dürfen wir Allen mit Recht Anspruch haben auf ein paar mißliche Plautenstümpchen. Und findet Frontine unser Gespräch langweilig, darf sie ja nur die Erbickheit, welche ihr durch des Bruders Auszug aus diesem Hause, in Form eines eigenen Stübchens, fällt, heute schon antreten und mit einem guten Buge unterm Arme sich zurückziehen. Wie wdt's, mein Engel, könnte Goethe's Tasso Dich vergnügen? . . . Sie jängelt lange danach. Ich habe sie von belletristischer Leierlei so viel wie möglich fern gehalten, um ihrem Gang zu romanstischen Träumen nicht noch ernüchternde Nahrung zu geben. Heute lag mir daran, mit Ihnen zu besprechen, was die Kleine nicht zu hören braucht. Und der Tasso geht zur Noth. Sie liest für ihre Jugend ausserkram und bedächtig genug. Hoffentlich sollen die schönen Sentenzen und Lehren, an denen diese Richtung überirrt ist, ihr Stoff zum Nachsinnen bieten, und ihre Plautenstümpchen von alku lebhaftem Interesse für Torquato's unglückliche Leidenschaft abziehen.“

„Wie alt ist Leonore?“ fragte Wilhelm; „nach meiner Berechnung muß sie bald das hieberschneute Nahe erreicht haben.“

„Im nächsten Mail. Das war's eben, weshalb ich Ihnen einen Auftrag geben möchte. Von Ihrer treuen Gefinnung für mich und die Meinigen bin ich überzeugt.“

„Was soll ich thun? Gebieten Sie aber mich.“

„Sie sollen . . . hysieren.“

„O weh, dazu seih' mir's an . . . an Geschid.“

„Und an daß; sehr begreiflich. Dennoch ferd' ich von Ihrer Freundschafft, daß Sie sich auf Rundschaft legen. Sie wissen, wie eingenogen wir leben, fast ohne jeglichen äußeren Verkehr, ohne Umgang . . . gewiß durch meine Schuld. Wird sich der Einsamkeit ergebt, der ist gar bald allein.“ Die arme Leonore hat viel entbehren müssen, meinetwegen, was munterer Kinder Dasein schmückt. Ich habe das tief empfunden, habe mich häufig gescholten, daß ich ihr verlose, worauf sie naturgemäße Ansprüche mitgebracht . . . ledialich aus Eigenmuth; aus dem Verdruß, mich der Welt fern zu halten. Auch wdt' ich mich überwunden, würde diese konsequente Zurückgezogenheit aufgegeben, würde Leonore mehr Vergnügungen verschafft haben, ddt' ich nicht die Heberzeugung gewonnen, für diese Persönlichkeit gerade, für deren Individualität, sei's vortheilhaft, sich in der Stille zu entwickeln, sich neben einem Charakter wie der meine zu stellen, um meinem Vorurtheil zu erlösen. Das Wdden hat bei allen gelegentlichen Gaben doch auch viel von ihren verstorbenen Eltern. Im leeren, vergnügungsflüsternden Treiben moderner Zeit wäre mein geliebtes Kind nicht geworden, was es ist, Gott sei Dank, wichtig ist: ein jungfräulich-reines, kernig-ernstes, köstlich-frommes, anspruchsloses Geschöpf. Doch die unschuldige Naivität, die kindliche Unkenntnis des Lebens schänt nicht gegen geheimnißvolle Neigungen in Herz und Seele. Meine Erziehungskunst erweist sich null und nichts; meine mütterliche Vorliebe nur vergeblich; Leonore lebt!“

Wilhelm sprach mit einem Sage vom Stuhl in die Höhe: „Aus jedem andern Munde würde mir das wie Scherz klingen; aber aus dem Ihrigen, Comtesse . . .“

Römische Nouvelletten

D. Otto.

II.

San Pancrazio.

Die Nacht hatte Frieden und Ruhe gebracht; Frieden unter den streitenden Parteien, Ruhe in dem blutigen Kampf. Von Civita-vecchia her waren die Franzosen gekommen, ihre Feuerschlünde hatten Tod und Verderben nach Rom getragen; manches Holzhaus war schon gefallen, manches Lapidarwerk hatte aufgehört zu schlagen. Die schönen Wälder des Gianicolo der Villa Pamphili, die Freude und der Stolz der Römer, deren grünes Dach mit Jahrhunderten Schatten und Erquickung überdeckt, sie waren gefallen durch die Kugeln der französischen Kanonen; weit verstreut lagen ihre grünen Äste, ihre gehörten Stämme umher, — Baumstämme aus der Schlacht des Waldes.

Bei San Pancrazio war heftig gekämpft worden, um den Eingang in die Stadt zu erzwingen; die Porta hielt sich tapfer, die Kugeln drangen in ihre Mauer, doch dieselbe mannte nicht. Auch die Kirche San Pancrazio war von den Franzosen mehrmals angegriffen und von den Römern tapfer verteidigt worden. Das Dunkel der Nacht hatte endlich Ruhe gebracht, — Ruhe für wenige Stunden nur.

In dem Marmeliter-Kloster zu San Pancrazio brennt in der Ecke des Abts noch ein mattes Licht, doch ausgerichtet steht dieser vor einem jungen Mönch und legt segnend seine Rechte auf dessen Haupt.

„Siehe hin in Frieden, mein Sohn,“ sagt er ernst, „siehe hin nach Osten, dort unter Palmen den armen Heiden das Kreuz zu predigen, sie auf dem Wege des Heils in den Himmel der Seligkeit zu führen. Wie beneide ich dich um deinen Weg nach dem fernem Indien! In dem du unter heiligen Gebot folgst, mit dem Licht der Erkenntnis des Herrn die dunkeln Seelen der armen Siamesen zu erhellen, indem du die herrliche Mission erfüllst, die Jesus Christi auszubreiten dort, wo noch die Nacht des Heidenthums herrscht, wandelst du auf dem heiligen Wege des Ruhms und der Seligkeit, während wir hier verflucht schon in den nächsten Stunden unser Leben unter dem Dolch der Feinde auszuhauben. Eine schwere Zeit liegt über Rom; das geachtete Oberhaupt unserer Kirche weilt flüchtig im fernen Papst; in der Stadt herrscht der Aufruhr, außer derselben wüthet der Feind. Das Jahr 1848 und 1849 wird im Auge des Herrn dunkel angeschrieben stehen! Es ist eine schwere, schwere Zeit!“

„Geh jetzt in die Kirche, mein Sohn, deren Friedensküste heute durch Kampf und Mord entweiht worden ist. Die Nacht hat auch dort Ruhe gebracht, die streitenden Parteien haben sich zurückgezogen, du kannst das Haus

des Herrn jetzt ungestört betreten. Aus dem Hochaltar leuchte nieder, um nach unserem Gebrauch daselbst Deine Andacht zu halten, ehe du den Weg nach Indien antrittst. An dieser Stätte, wo die Uebeine des heiligen Calcepodius ruhen, der erst vierzehn Jahre alt unter Necetian den Märtyrertod für seinen Glauben erlitt, — an dieser heiligen Stätte stärke dich im andächtigen Gebet zu Deiner Reise. Und nun gehe mit Gott und der heiligen Immaculata!“

erheben, die Fenster klirren. Bald folgen Mitternachtsstöße, das Rauschen des Meingenschliefens wird hörbar. Italienische und französische Mäute tönen daselbst. „Vive la France!“ klingt es auf der einen, „Evviva Garibaldi!“ auf der andern Seite. Der Kampf ist mit dem Morgenlicht wieder erwacht. Strahlige Kolbenschläge erschallen an der Thür der Kirche, krachend springt sie auf und herein drängt sich Kopf an Kopf eine Kompanie französischer Jäger. Hoch auferhoben steht der junge Marmelitermönch am Hochaltar, sein weisses Gewand glänzt im silbernen

Schein, die aufsteigende Morgenröthe bestrahlt sein Haupt mit einer goldschimmernden Glorie. Die eindringenden Soldaten sind von dieser Verhüllung nie gekendet, sie bleiben stehen, — dann schreiten sie leise wieder vorwärts. Die Hände gefaltet, das Haupt gebeugt. So nahen sie sich dem Hochaltar.

„Votus benediction, saint pere,“ rufen sie leise, „votus benediction pour un brave camarade, qui est blessé à la mort.“

„Zwei große, strahlige Chapeaux leuchten jetzt vor, sie tragen einen scheinbar lebigen jungen Mann, dessen Antlitz von der Blässe des Todes überzogen ist. Seine Glieder hangen schlaff herunter, seine Uniform ist mit Blut besetzt. Leise legen sie ihn auf die Stufen des Hochaltars zu den Füßen des sich fromm beugenden Mönchs nieder. Dieser beugt sich nieder zu dem Verwundeten, ein heller Wurmherz emsiget seiner Brust. „Mein Bruder, mein Bruder!“ ruft er heftig und sinkt neben dem leblosen französischen Chapeau in die Kniee. Der beiden Mäute schließt der Ägypter seine Augen auf und erblickt das über ihn gebeugte Antlitz des Mönchs.

„Charles,“ ruft er leise, „siehe ich dich noch einmal wieder, ehe ich scheide aus dem Leben? Welch ein namenloses Glück ist dies? Dein Anblick tröstet mich in meiner Sterbestunde. Mir ist jetzt so wohl, ich fühle keine Schmerzen. Die Bilder der Kindheit dämmern vor mir auf. Ich habe dich wieder, ich sitze mit dir vor der uralten Kiste und wir warten auf die Rückkehr des Vaters, der mit seinem Magen in das Meer hinausgefahren ist auf den Fischfang. Das Meer tobt und brandet, draußen schimmern die Thürme von Marseille. In der Kiste, da glüht das Feuer auf dem Herd, die Mutter steht davor und kocht die Abendwuppe. Charles, die Mutter ruht, wie sollen wir schlafen.“

„Wo bist du, Charles, ich sehe dich ja nicht mehr? — Ach, du bist in der Klosterküche, bei den frommen Patres, und der Vater ist bei dem großen Sturm im Meer entrundet. Charles, die Mutter ruht, ich gebe zu ihr! —“

Noch einige unverständliche Mäute, sein Auge blickt, — er ist verschieden.

Andächtige Stille herrscht in der Kirche, die Chapeaux stehen mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen neben dem lebenden Marmelitermönch. In seiner Seele ruht noch immer der junge Marmelitermönch, dessen bleiches Gesicht von den herabrollenden Thränen überdeckt wird. Ein weisses



Das große Zierhaus (Serre de l'Oranger) im Jardin des Plantes in Paris. (Z. 300.)

Das Fräulein schimmert an den Fenstern der Kirche von San Pancrazio und wirft einen glühenden Lichtreißer auf den Hochaltar, auf dessen Stufen der junge Marmelitermönch kniet, im stillen Gebet versunken. Das weinwolkene Gewand der Marmeliter vom Orden der Pariser fällt fälschlich bis auf seine Schenkel herab, deren hartes Leder allein den unbedeckten Fuß gegen Törnen und Stein schützt. Die dunkeln Augen des jungen Geistlichen sind ernst auf das Kreuz des Altars gerichtet; zwischen seinen weichen Zähnen perlen seine Worte des Gebets hervor. Da dröhnt ein Kanonenschuß über die Kirche hinweg; ihre Mauern

meht? — Ach, du bist in der Klosterküche, bei den frommen Patres, und der Vater ist bei dem großen Sturm im Meer entrundet. Charles, die Mutter ruht, ich gebe zu ihr! —

Gewand trägt die Blutspuren von dem mit Wunden bedeckten Körper des Todten, seine Hände ruhen auf dessen Brust, auf dem Herzen, dessen Schlag nun nicht mehr erbebt.

„Gehe ein in Frieden, mein Bruder, mein geliebter Jules.“ tönt es jetzt küßend über seine Lippen, „den ich noch länger, länger Trennung wiederfinden mußte, um ihn auf ewig zu verlieren! Der heilige Valerianus, auf dessen Grabstätte Du deinen letzten Lebenskühler ausgehaucht hast, möge auf seinen Engelschwingen Deine Seele zum Himmel tragen!“

Eine Stunde später fand sich der junge Nephew auf dem Wege nach Jüriem.

A. B. C. für Haus und Welt.

Von der Feder eines alten Diplomaten.

Von
Gisbert Freiherrn Plinke.

A.

A. B. C. Schützen — bleiben wir Alle. Wer A sagt, muß B sagen, aber keiner lernte das Alphabet des Lebens von A bis Z. Wenn die Schulzeit aus ist, steht's bedenklich um das Abgangsdatt.

Den Kopf oben! Die Augen offen! Das Herz auf dem rechten Fleck! Die Hände nicht im Schooß! Das

sind lebenswichtige Elementarregeln, so leicht behalten — und so schwer befolgt!

Alter — siehe „Legend“.

Anstand — es gibt zwei Sorten, äußern und innern; sie können gleichwohl sein, aber nicht zugleich immer. Fehlt der innere dem äußern, folgt Enttäuschung; fehlt der äußere dem innern, folgt Ueberwältigung.

Auftreiben — in Büchern ist nicht zu empfehlen, falls Du die leibliche Schwäche besitzt, Deine Bücher zu verlesen; der Leser erhält den Ariadnefaden für das Labyrinth der anstrengenden Seele. Aber nicht alle Menschen sind so leuchtende Kreditoren; Franz Gozard's Bücherstempel trug die Aufschrift: „Meine Leihbibliothek!“

Anzug — er ist die Chronologie der strebsamen Jugend, so lange sie lebt gleich dem Blumen des Feldes:

K ü n s t l e r t y p e n .

Originalzeichnungen von J. Schöberg.



Idyll.



Unglück.

Die ersten Hölle — Seligkeit!
Der erste Grad — Verlegenheit!
Der erste Mut — Verwegenheit!

Später wird diese Zeitrechnung ungemächlich, denn auf unserm Budget laßt die Schneiderrechnung.

Arroganz — ist die Multiplikation des eigenen Wertes mit einer imaginären Größe. Der Dummheit verhöhlter — gleicht sie dem stolzierten „Silber grand moussoux“, dessen Primaoberechtlung in einem Kartoffelfeld wurzelt; wo Geist durch Arroganz Kellerei macht, da denkt man trübselig an eine floße Schloß Jeschannberger mit Stoppeln geschmückt.

Wer das Privilegium viarpiert, seinen Will auf fremde Kosten leuchten zu lassen, dem gebührt Vorschreibung in gleicher Münze; dann quirtiert er schweigend und man lacht auf seine Kosten.

Aufdringliche: — ihre Erfolge sichern die Lust, Andere verlegen zu machen. Das Gegenstück ist einladend: sei überaus höflich, überaus ruhig, aber bis oben hin zugeknöpft. Die fremde Behandlung macht sie verlegen und es wird zum kalten Küßgen geblieben; denn Verlegenheit ist ihnen reichlich zu unbedauer, als den Kloten der Treppe zugetraut.

B.

Bilderaushängen — scheint leichter, als es ist. Man kann zwei Absichten: sie sollen sich entweder auf die Stellung der Möbel — oder auf die Symmetrie der Wandfläche. Absolut hat keine recht; am besten, wenn beide zusammenstreffen. Entscheidend bleibt, was nicht Jeder besitzt und doch Jeder zu sehen meint: — Geschmack!

Bilderbesehen — paßt nicht für die Gesellschaft. Der Eine möchte hier verweilen, der Andere dort, ein Dritter ist bloß Zuschauer, er sieht gar nichts. So ist es, wenn zu früh oder zu langsam, und aus theoretischem Bewußt wird praktisches Unbehagen.

Briefe — sind schwerer zu schreiben als Briefe; ihr Signalment ist: kurz, einseitig, prägnant. Das ist nicht Jedermanns Sache und darum liest man so oft mehr als man will.

Schon der Reichsteiner Vinius der Jüngere schrieb



Geldschmerz.

dem Fremden: „Du erhaltst einen langen Brief, weil wir die Zeit nicht zu einem kurzen.“
Wieder: „Du erhaltst einen langen Brief, weil wir die Zeit nicht zu einem kurzen.“
Wieder: „Du erhaltst einen langen Brief, weil wir die Zeit nicht zu einem kurzen.“
Wieder: „Du erhaltst einen langen Brief, weil wir die Zeit nicht zu einem kurzen.“

C.

Cigarete — in voller Fülle die Frau Wuth der Gedanken, im Männerkreise die Klotz des Gesprächs. Wer

ne verachtet, erst nur, daß er sie nicht kennt. Siehe auch „Butler“.

Concerte — sind Stimmen der Händel. Musikinteressen mag kleiner zu klingen, zur Vergnügung hat Jeder ein Recht; aber mehr lebend als tadelnd — das ist leichter, und große Namen geben Ueberwind. Was hat's eben für Sünde wider den guten Ton, nicht eifrig zu sein von guten Tönen; und wenn die Töne klingen, kann man flüstern, und wenn die Töne schweigen, kann man plaudern. Tanten bilden die Majorität im Konzertpublikum. Bei den Engländern gibt es eine Wagemaschine für Sovereigns, welche die richtigen zur Rechten, die leichten zur Linken hinabwirft. Diese sich an den Thüren der Konzertsäle nach dieser Muster eine Treibschube betreiben, welche die Töne von den Schallern sondern und alle Unschlichkeiten mittels einer Ventilation zur Unterwelt speidieren möchte, dann — würden die Kapellmeister klagen aber mangelhafte Absatz der Werke.

Coquette — ist die Kunst, sein natürliches Gehen zu lassen. Nach des Reduktions von Sundry Gedächtnis dieser Kunst kam die Coquette auf unter Katharina von Rußland — will sagen das Wort, denn die Sache bestand schon einige tausend Jahre.

Bei der Coquette kommt's vor, daß man die Absicht merkt, aber nicht vermerkt wird, nämlich dann nicht, wenn die Schönheit ihre Wut ist, die Gezeiten zu Coquette fischen, und endlich — wenn das Kind die Kinderstube nie verläßt.

Correspondenz. Briefe sind das Surrogat mündlicher Unterhaltung: zuerst beantwortet den empfangenen, sodann viele neuen Stoff zur Antwort, sonst wird die Correspondenz monotonisch fast dialektisch. Das Talent des Briefschreibers in härterer als das des Briefbeantworters. Gibt es einen groben Brief zu schreiben, so entwirft ihn in der ersten Hitze und laßt den Entwurf ablagern zur Revision; dann paßt sich primäre Kraft sekundärer Klugheit.

Die Klugheit, daß der Text in anderen Redeformen schreibt als typisch, ist zwar ermüdet, aber leider nicht belebt. Quousque tandem!

(Fortsetzung folgt.)



eine belagerte Festung. Die Dorfbewohner geduldeten sich, es zu umgeben; die Kinder wurden angehalten, nicht in seiner Nähe zu spielen, noch nach den Fenstern zu gaffen; es herrschte eine Stille um das alte, grobe Gebäude herum, die den Eindruck des märchenhaft Geheimnißvollen erweckte.

Natürlich fehlte es, so seltsamen Menschen gegenüber, nicht an neugierigen Vermuthungen. Der Graf war eine wohlgebauete, kräftigste Gestalt in der höchsten Blüte des Lebens; man hatte weder Grund, ihn für einen Sonderling, noch für einen schmerzlichen Menschenfeind zu halten. Sein Wohlwollen, seine Milde zeigte sich in hundert Handlungen verständiger Wohlthatigkeit oder garer Theilnahme; jeder Leidende, jeder Unglückliche im ganzen Lande hatte ihn für irgend einen Beweis von Menschenliebe zu danken; denn in seiner Abgeschiedenheit wußte er doch von Allen. Was konnte diesen Mann vermocht haben, sich in ein so wunderliches Exzentrisches zurückzuziehen? Was konnte ihn vermögen, dieses Leben Jahrzehnte lang mit so unerbittlicher Strenge durchzuführen? — Niemand wußte, wer er war, auch die Regierung nicht. Wie es scheint, hatte man nie nach seinen Papieren gefragt; in der damals noch geläufigen Voraussetzung, daß er als französischer Emigrant verbannt sei, sich in Geheimniß zu hüllen. Aber wenn man auch sein eigenes Geheimniß ehren wollte, — wer war diese unsichtbare Dame, die er wie eine Gesangene zu halten schien? Was zwang ihn aber sie, ihr Gesicht, ihre Stimme jeder menschlichen Wahrnehmung zu entziehen? Niemand konnte sich rühren, je einen Laut von ihren Lippen gehört zu haben. Wenn man sie von der Schloßterrasse in den Wagen, oder — seit der Graf sich auch dieser Verbindung mit der Außenwelt begeben hatte — in ihren hoch umfriebenen Garten eilen sah, so konnte man wohl ihre schlanke Figur, ihre herrlich lebhaften Bewegungen wahrnehmen, weiter jedoch nichts. Während die Einen bewunderten, durch den blauen Schleier ihre Jugend und Schönheit erkennen zu haben, waren die Andern der festen Ueberzeugung, daß sie einem Schweinstüßel habe, und um das zu verbergen, trage sie eine Larve. Noch Raubenthierere meinten, sie müsse eine hohe, fürstliche Person sein, die aus Gründen der allergeheimsten Politik verborgen gehalten werde. Denn wenn der „Graf“ mit ihr ausfuhr, führte er sie stets mit dem Hut in der Hand die Treppe herab an den Wagenschlag und verbeugte sich gegen sie, ehe er sie hineinstieg. Dieß war freilich auffallend und schien die Unterordnung unter eine Höherstehende zu verrathen. Kurz, man erschöpfte sich Jahre lang in Vermuthungen aller Art; man geizte sich endlich, wie das Auge sich an das ungewisse Dunkel gewöhnt, an dieses lässig wiederkehrende Räthsel, und konnte zuletzt nicht umhin, in dem Wohlthäter des ganzen Landes einen edlen Menschen zu ehren, an dem die geheimthuende Verleumdung nicht zu haften vermochte.

Der Graf hatte in dieser Gegend einen einzigen Freund; aber einen Freund, mit dem er noch nie ein Wort gewechselt hatte. Nicht weit vom Schloß, so nahe, daß die Bewohner sich von ihren Fenstern aus wenigstens durch Ferngesehen erkennen konnten, lag das Pfarrhaus des Dorfs. Aus der alte Geistliche starr, der seit etwa dreißig Jahren hier gewohnt hatte, und der neue Pfarrer, ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, Geisteskraft und Weltkenntnis, in das Haus unter den alten, hohen Linden einzog, hing der Gutsbesitzer im Schloß damit an, ihm durch seine „Wohn“ einige politische Zeitungen zur täglichen Lesart anzubieten. Daraus entspann sich nach und nach ein Verkehr von der ängstlichen Selbstsamkeit. Der Graf gewöhnte sich, seinem Mitarbeiter durch die „Wohn“ einzelne mündliche Bemerkungen, dann auch gelegentliche Wünsche und Anliegen überbringen zu lassen. Als dieses Verfahren nicht mehr ausreichen wollte, ging er weiter und schickte dem Geistlichen, was er ihm zu sagen hatte, auf Zettel geschrieben zu. Er begann an diesem unschuldigen Verkehr Gefallen zu finden. Er wagte sich, zum ersten Male in seinem wunderbaren Einsiedlerleben, in einen schnell und schneller wachsenden Briefwechsel hinein, der endlich Alles umfaßte, was das Gemeinleben zweier Männer verbinden kann. Jedes Ereigniß der großen wie der kleinen Welt, jede Frage des politischen wie des wissenschaftlichen Lebens ward auf diesen hin und her getragenen Blättern verhandelt; Familienveränderungen des Pfarrers, Ereignisse des Dorfs, Heirathen und Tode gingen, wie sonst im mündlichen Gespräch der Menschen, durch diese wandelnde Post herüber und hinüber. Aber die Form dieses Verkehrs sollte den Pfarrer täglich daran erinnern, daß er es mit einem räthselhaften Menschen zu thun hatte. Nie blieb ein Blatt von des Grafen Hand — alle ohne Unterbrechung, ohne Unterschrift — in seinen Händen; jeder Zettel, sowie er gelesen war, ward von der Familienkammer stehenden Fußes an den Grafen zurückgeschickt. Wie enthielten diese trübselig plaudernden Blätter die leiseste Hindeutung auf das Geheimniß des Schloßes; nie ward der „Graf“ auch nur mit einer Silbe erwähnt. Wie endlich ward dem Geistlichen vergönnt, mit dem Namen, der ihm auf dem Papier fast täglich vorkam, Gefühle, Stimungen und Wünsche auszudrücken, ein gesprochenes Wort

zu tauschen. Keiner betrat je des Andern Haus. Wenn sie sich draußen begegneten, — der Pfarrer zu Pferde, der Graf im Wagen — so zogen sie, wie höfliche Fremde, vor einander den Hut. Einen Blickensaus von einander entfernt lebten sie so, wie wenn sie der atlantische Ocean getrennt und nur der untersehrliche Telegraph durch täglichen Depeschwechsel miteinander verbunden hätte.

So blieb das Geheimniß dieser Menschen wie hinter den Gittern eines mittelalterslichen Klosters verwahrt, bis es eines Tages — nachdem es schon Jahrzehnte lang die Augen der Menschen umspielte und geblendet hatte — sich wenigstens Einer Seele schieferlos enthüllen sollte.

2.

Am einem Sonntag im Sommer des Jahres 1822 klopfte an die Thür des Pfarrers, der in seinem Studierzimmer in der kühlen Dämmerung seiner Vorhänge lag, ein Fremder, ein hochachtziger Herr, blondhäutiger, etwas karger Mann, mit schlichtem Haar, das an den Schläfen vor der Zeit ergreist war, im Kleider und in hohen Stiefeln. Er stellte sich dem Pfarrer als einen Durchreisenden vor, der durch plötzlich eingetretene Umstände gezwungen sei, über Nacht im Wirthshaus des Dorfs zu bleiben, und der sich die Freiheit nehme, ihm, wenn es erlaubt sei, eine kleine Stunde seines Sonntags zu stehlen. Es war Nachmittag; der Pfarrer sah unwillkürlich nach der Uhr, und indem er den Fremden, der hinter seinen ruhigen, noch abgemessenen Formen große Aufregung zu verbergen schien, auf's Freundlichste abhielt, sich niederzulassen, setzte er lächelnd hinzu, er habe allerdings bis zur Nachmittagspredigt nur noch eine kleine Stunde zur Verfügung; es werde ihm aber ein besonderes Vergnügen sein, wenn der Herr nach der Predigt und am Abend sein Gast sein wolle. Der Fremde lehnte diese Aufforderung nicht ab, noch nahm er sie an; er bat nur, sich in Nichts durch ihn stören zu lassen, erzählte in einigen hingeworfenen Worten den Unfall, der ihn zu diesem Aufenthalt gezwungen habe, betrachtete die Wände, und sah wie von Ungefahr durch die nicht ganz geschlossenen Vorhänge zum Fenster hinaus. „Ah“, sagte er, „da ist wieder dieses alte Schloß, das mit mein Aeltere heute Morgen gesagt und von dem er mir so wunderbare Dinge erzählt hat! Sagen Sie, Herr Pfarrer, ist es wahr, daß dort ein unheimliche Einsiedler mit einer Gesangenen haust?“

Der Geistliche lächelte, und indem er nach einer Zeitung griff, die auf dem Tische lag, antwortete er: „Räuscher und Leute reden! Ihr Aeltere, Sie und ich, wir wissen von dieser „Gesangenen“ alle gleich viel. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich seit zehn Jahren die Zeitungen dieses Einsiedlers lese, fast eben so lange sein Korrespondent bin, und bis heute keinen Grund habe, ihn für einen Reclamekünstler zu halten.“

Der Fremde nahm die Zeitung in die Hand, warf sie wieder hin, ließ einen schlingigen Blick über das volle, weithellige Gesicht des Pfarrers gleiten und fragte wie nebenher, was er denn sonst von diesem Einsiedler halte? Ob dieser Mann — wie ihn ein Mitreisender gesagt habe — ein reicher Holländer sei? — Der Pfarrer sah etwas überrascht zu dem Fremden auf und erwiderte, noch nie habe er diese Vermuthung äußern hören; ein einziges Mal — in Folge einer jährlischen Bemerkung des Grafen — sei sie ihm selber gekommen, aber wieder aufgesallen. Er wollte weiter reden, als der Fremde ihn mit der Frage unterbrach, ob er ihm diese schriftliche Bemerkung nicht zeigen könne? Etwas verwundert schüttelte der Pfarrer den Kopf; und da die Augen des Andern wie fragend auf ihm ruhten, fügte er zur Erläuterung hinzu, wie es mit dieser absonderlichen Korrespondenz bestellt sei, erklärte die ganze Art ihres Verkehrs und gestand endlich, daß er noch heute nicht im Stande sein würde, Gehalt und Gesicht seines Grundes mit voller Genauigkeit zu bezeichnen.

Unter dessen war der Fremde an das Fenster getreten, hatte den Vorhang spielend ein wenig zurückgeschoben und sah, die Hand über den Augen, um sich gegen das blendende Sonnenlicht zu schützen, nach den Fenstern des räthselhaften Schloßes hinüber. „Ich glaube Ihren Freund zu sehen“, sagte er und zog ein kleines Fernrohr aus der Tasche, stellte es und begann die unendliche Erscheinung, die an einem der Fenster aufgetaucht war, wie ein Offizier auf dem Schloßfeld zu beobachten. Der Pfarrer machte ein unruhiges Gesicht und eine unwillkürliche Bewegung, ihm in den Arm zu fallen. „Mein werther Herr“, sagte er, „es ist so ausdrücklich des Grafen Wunsch, nicht beobachtet zu werden, daß ich Sie aus's Freundlichste ersuchen muß, mich in seine Verlegenheit zu setzen und sich von dem Fenster Ihrer ergebenden Distanz zu entfernen.“

Auf diese Worte erröthete der Fremde, ließ sein Fernrohr sinken, schob es wieder auf und stellte sich ferngerade vor den ehrlichen Pfarrer hin. „Sie haben Recht“, sagte er; „verzeihen Sie meine Unart. Ich bin Ihnen fremd. Ich bin in dem Hause eines sehr würdigen Mannes. Ich glaube, es steht mir sehr wohl an, Ihnen gegenüber keine Ränke zu brauchen, und die Wahrheit

zu sagen, ich habe auch in diesen Ränken keine Uebung. Der Graf da oben“ — indem er nach dem Schloß hinüberging — „hat für mich ein größeres Interesse, als das der gewöhnlichen Neugier. Es ist sehr möglich, daß ich in ihm einen mir längst bekannten, einen mir wichtigen Menschen wiederfinde, — einen Menschen, den ich um jeden Preis anzusehen muß. Wollen Sie nun Gültigkeit mit Gültigkeit erwidern, Herr Pfarrer, und mir noch besten Willen eine Frage beantworten?“

Der Geistliche verlor seine Ueberzeugung, sein Erschrecken bei diesem Betheuerungs, sein karger Gesicht mit unruhigen Augen an und sah nach der Thür, wie wenn sie jemand überfallen könnte. „Ich habe noch nie die Möglichkeit empfunden, unehrlich zu sein“, erwiderte er mit dem Ausdruck des würdevollsten Stolzes. „Der Graf ist mein Freund; ich achte und ehre ihn; ich möchte nicht, daß irgend Jemand ihn zu betrachten käme. Aber ich wüßte auch nicht, was ich Ihnen verrathen oder verschweigen könnte. Seine Verhältnisse, seine Schicksale sind mir fremd. Wenn Sie Ihre Frage, mein Herr, was ich Ihnen antworten kann, wird Sie schwerlich aufklären.“

„Es thut mir leid, daß Sie mich falsch verstehen“, fuhr der Fremde fort, unter neuem Erschrecken. „Ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, mich in irgend ein Ihnen anvertrautes Geheimniß einzubringen zu wollen. Was ich Sie zu fragen wünsche, betrifft nur eine Thatsache, die Ihnen gleichgültig sein kann.“

„Fragen Sie, mein Herr.“

„Waren Sie schon Pfarrer in diesem Ort, als die verbündeten Truppen 1814 nach Frankreich durchzogen?“

„Ja, mein Herr.“

„Erinnern Sie sich eines russischen Hauptmanns, der damals — ich weiß nicht wie lange — bei Ihnen im Quartier lag?“

„Allerdings“, erwiderte der Pfarrer nach kurzem Besinnen. „Ein russischer Hauptmann, der aber deutsch sprach.“

„Der Fremde nickte. „Ein finsterner Mann von etwas rauhen Manieren?“

„Ja, mein Herr; ein Mann, der sich unsere Liebe nicht gewann; finster und hart. Doch verzeihen Sie, daß ich so offen über ihn rede, zu Ihnen, der Sie ihn ohne Zweifel kennen.“

„Ich hatte Sie um Offenheit gebeten, würdiger Herr! — Erinnern Sie sich seines Namens?“

„Nein. Ich hatte den ganzen Mann — wie alles Unangenehme, das mir begegnet — bald vollkommen vergessen.“

„Auch thut der Name nichts zur Sache“, fuhr der Fremde mit einem finsternen Lächeln fort. „Ich danke Ihnen; ich weiß nun, was ich bisher nur zu wissen glaubte. Es war also hier.“

Der Pfarrer betrachtete seinen Gast mit lebhaftesten Blicken; die Stimme, das Mimenspiel schienen das Bild jenes vergessenen Mannes in ihm aufzuwecken. „Ich weiß nicht“, sagte er langsam, „warum Ihr Abbild mich an diesen Hauptmann erinnert. Sie konnten kein Bruder sein. Er war schlank wie Sie, aber kräftiger, breiter. Er hatte Ihre blauen Augen, mein Herr, aber kälter. Ich erinnere mich — er hatte dieselbe Stimm. Aber alle seine Züge waren wie aus Eisen geschmiedet.“

„Sie haben Recht“, erwiderte der Andere mit demselben finstern, melanchoischen Lächeln. „Es kann kein Zweifel mehr sein. Sie also — Sie haben diesen Mann damals verhindert, in das Schloß zu dringen.“

„Ja, mein Herr, ich habe ihn verhindert“, gab der Pfarrer, mit einer plötzlichen Glut im Gesichte, zurück. „Er verlangte von mir, daß ich ihn hineinführen oder ihm wenigstens den Grafen zeigen sollte. Er behauptete, es sei wahrscheinlich, daß der Graf und er Bekannte seien, — ganz wie Sie, mein Herr. Er schien ihn mit all' dem Hoch zu bedrohen, der sich auf seinen menschenfeindlichen Augen angesetzt hätte. Mir, mein Herr, lag die Ruhe meines Grundes am Herzen. Ich wollte nicht durch die Jähdringlichkeit eines Menschen, der vielleicht nichts als neugierig und übermüthig war, den Klostersfrieden jenes edlen Mannes da drinnen zerrütten lassen. Und so erbat ich den Vorwand, der Ihren Hauptmann eine Stunde vor der Ausfertigung seines Vorhabens von hier entfernte; — und ich werde diese List vor meinem höchsten Richter zu verantworten wissen.“

„Ich habe nie daran gezweifelt“, erwiderte der Fremde und trat einen Schritt zurück. „Der Graf ist Ihr Freund, und ich hätte jederzeit für einen Freund dasselbe gethan. Sie hatten ihn für einen vortheilhaften, schuldlosen Mann. Ich — verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen meine Meinung verschweige. Ich werde Ihnen weiter sagen, was ich denke, noch was ich vor habe. Nur einen Sie überzeuge — und ich gelob' es Ihnen bei meiner Ehre — daß ich mich nicht erdreisten werde, den Frieden dieses Mannes unberechtigter Weise zu unterbrechen.“

(Fortsetzung folgt.)

berg nach Habel, zwischen der Brabe und der Aegge, wodurch Weichsel und Oder fortan in Verbindung standen. Seitdem hob sich Bromberg — damals „ein Fischer- und Häubersort mit 400 Einwohnern“ — gewaltig, in einem Reichthum vergessend sich seine Ursprung, und in ähnlicher Weise ließen Handel und Schiffahrt, für die in Folge des Kanals jetzt eine neue Ära begann, Katt, Herten und andere Orte aufblühen. Allein an Baukalksgeldern gab Friedrich der Große den verdorbenen Städten in der ersten Zeit jährlich über eine Million Thaler.

Während der Siebenjähriger einen solchen Aufschwung nahm, verarbeitete der übrige (südliche) Theil des Großherzogthums in der alten Fäulnis, bis auch dieser prächtig wurde. Da begann es auch in ihm besser und freundlicher zu werden. Edmund Rattner, ein Schriftsteller, der durch Geburt der Provinz Polen angehört, sagt darüber in der Zeitschrift „Globe“ Band X, Seite 184 Folgendes:

„Was wir freilich, seit 1815, aus den verkommenen Städten gemacht haben, ist für Denjenigen, welcher mit den Vorstellungen der alten Provinzen über das wilde Polen nach dem Polen'schen kommt, wahrhaft überraschend. Die Menge freundlicher, sauberer Stadtbilder ist hier größer als in manchen andern deutschen Landschaft. Allerhöchste Parawerte kommen allerdings selten vor und bestehen dann fast immer nur aus herrlichen Gebäuden. Hier ist Alles

frisch und neu; die Wohnhäuser sind nach den Ansprüchen der Zeit bequem und geräumig eingerichtet, überwiegend massiv mit Ziegeldach, oft in einem geschmackvollen Stile erbaut. Zwischen diesen stattlichen Häusern, oder doch zwischen Altbäumen oder Pappeln, oft schon von stattlicher Höhe, freundliche Vorgärten sind vor der Thüre angelegt. Auffallend durch Umlang, Größe und edle Formen ragen aus der Mitte außer der Kirche auch das Gerichtsbauwerk, das Rathhaus oder die Schule hervor. Ob- und Gemüthsanlagen umfassen das Ganze. Im Südwesten des Landes prangen noch oft als herrliche Fierden Wälderberge oder Hapfepflanzungen. Dort, vorzugsweise in Neutomschl, ist bekanntlich einer der bedeutendsten Hopfenmärkte Europas.“

In der That ist die ganze Provinz seit 1815 nicht mehr wieder zu erkennen, hat sie heute Städte aufzuweisen, die in keiner Hinsicht denen im übrigen Deutschland nachstehen.

Da ist vor allen andern Vosen, die Hauptstadt der Provinz. Als sie 1793 zum ersten Mal an Preußen fiel, hatte sie etwa 12,000, 1815 circa 18,000 Einwohner, wogegen sie heute deren nahe an 60,000 zählt. Von diesen sind fast zwei Drittel Deutsche, und auch das übrige Drittel ist bis auf wenige Tausende, die mit polnisch sprechen, der deutschen Sprache mächtig. Die Stadt liegt zwischen den breiten Flüssen, die das Warthegebiet begrenzen, und ist

im Norden und Süden von anmuthigen Wiesenflächen umgeben. Die riesigen Festungsanlagen geräuen ihr nicht weniger zum imponirenden Ansehen, wie zum malerischen Schmuck; als ein Reiterweg der neuern Baukunst wird beispielsweise die auf zwölf Pfosten ruhende massive Festungsbrücke angesehen, die sich etwas unterhalb der Stadt befindet und mit einem Weidenlepie einzieht. Die breite Warthe, welche die Stadt durchfließt, ist jetzt mit einer Menge von Kahlschiffen bedeckt; und zahlreiche Fabriken, Brauereien, Brennerien und Mühlenwerke zeigen von der Gewerthätigkeit, verschiedene Fabrikationsanlagen, Buchhandlungen und mehrere täglich erscheinende Zeitungen von der Annehmlichkeit, die jetzt in ihr verbreitet ist. Erst der große Brand von 1805, welcher den größten Theil der Altstadt und das ganze Judenviertel vernichtete, gab Gelegenheit, die Stadt und die Vorstädte mehr auszubauen und zu verschönern. Die amter preussischer Herrschaft erbaute Neustadt kann durch Breite der Gassen, durch Schönheit und Großartigkeit der Gebäude und Plätze mit Berlin wetteifern. Namentlich bietet der Wilhelmplatz einen stolzen Anblick; hier erhebt sich das Stadthaus und die prächtige Kaiserliche Bibliothek, nach dem Muster des Louvre erbaut und an der Vorderseite mit 24 Säulen aus Gussstein geschmückt. Außerdem hat Vosen eine Menge von geschmackvollen öffentlichen Gebäuden und viele Paläste, die dem polnischen Adel gehören. Wenn die pol-



Gedruckte in einem polnischen Stile. Originalzeichnung von E. Schiffner. (S. 336.)

nischen Grafen und Fürsten Woiwode in die Stadt ziehen, entfaltete sich nicht selten eine glänzende Saison; und ein noch demorgeler, geschwollenes Leben gewährten die drei Meinen und die beiden Weidmänner, welche alljährlich hier stattfanden, von aus und fern stark besucht werden, und nicht einen großen Umlauf herbeiführen. Aber auch zu jeder andern Zeit bietet Vosen in Folge der starken Garnison, die hier liegt, und insofern es der Sitz eines ausgebreiteten Handels und einer fortwährend wachsenden Industrie ist, ein mächtig geschäftliches Treiben, einen ununterbrochenen und regen Verkehrsverkehr.

Eine noch rapidere Entwicklung als Vosen hat Bromberg, die zweite Stadt der Provinz, erfahren. Wenn Preußen gefolgt wird, was es denn eigentlich für das Großherzogthum gethan habe, so darf es eigentlich nur auf Bromberg weisen. Das es 1772 bei Abtritt des preussischen Regiments war, und daß die Produktion sich bald darauf vergrößerte, ist bereits gesagt worden. Aber ein noch größerer Aufschwung hat es erst in der allerjüngsten Zeit, seit dem Verlehen der Schabot, an der es einen Knotenpunkt bildet, gefunden. Der ganze Jahresumsatz ist 800,000, heute über 10,000,000. Unzählige kleiner Fabriken, der großen Maschinenwerke an der Straße, des lebhaften Handels und Verkehrs, in manchen Theilen des geistigen und geistlichen Lebens macht es Vosen den

Rang streitig; während es durch landschaftliche Umgebung diese Stadt weit übertrifft. Ausgedehnte Gärten, stattliche Baumplantagen, stattliche Spaziergänge und andere Anlagen längs dem Kanal erstrecken sich und Auge. Und das Alles ist wieder erst unter preussischer Herrschaft entstanden. „Es gibt noch alte Leute“, sagt Edmund Rattner, welche sich der Zeit am Anfang dieses Jahrhunderts erinnern, wo der belebteste oder gar einzige Vergnügungsort in einem Garten mitten in einer tohlen Sandfläche bestand. Der Reiz des Gartens bestand in einfachen Sauerbrotbäcken, unter deren mythenähnliche Schatten man Kaffee trank. Es gab eben damals noch keine schattigen Bäume. Die jetzigen Meilen am Kanal, welche ursprünglich gepflanzt worden sind, um den Sand, welcher immer vom Winde in denselben hineingetrieben wurde, zum Stehen zu bringen, waren damals noch zu klein. Erstlich wurde verändert eine Sandbank.“

Abgesehen von Vosen und Bromberg gibt es jetzt in Großherzogthum noch eine Menge von wohlgebauten und gutbevölkerten Mittelstädten, in denen mannlicher Handel und Industrie blühen und wachsen, und welche alle erst im laufenden Jahrhundert sich zu dem voranstehenden haben, was sie jetzt sind; z. B. Anowaslaw, Robinsk, Schneidermühl, Rilehaz, Weiden, Schminn, Gnesen, Krasnopol, Neuen, Metern, Stelmisch, Stankow, Pissa, Krasnopol etc. Da noch vor zwanzig Jahren hatte die Hälfte aller Städte

im Vosen'schen weniger als je 1000, eine ganze Anzahl nur je 7—20 Einwohner aufzuweisen; jetzt gibt es solcher winzigen Städtchen höchstens noch ein paar Duzend.

Aber es gibt immer noch, und daraus folgt, daß, so viel die preussische Regierung auch für Vosen gethan hat, ihr noch immer viel zu thun übrig bleibt. In der That steht der Krieger zuweilen auf Stöße, die an die schlimmste Zeit der polnischen Herrschaft erinnern, und an Schwarm und Anarchie durchaus nicht weniger leisten als alte vielbreitigen Schwärmen im russischen Polen.

Selbst Städtchen unterscheiden sich von einem Dorfe durch nichts mehr als durch einen Marktplatz und einige Ziegeldächer. Es ist auch der Marktplatz nicht einmal vorhanden, sondern nur eine einzige Samale, dazu noch sehr unregelmäßige Gassen, die ohne jeden Uebergang in das freie Feld auslaufen. Die Häuser, von halbrunden Hahnenstänzen, Lehn und Stroh ausgeführt und mit Holzscheiteln gedeckt, sind meist und ausgedehnt, sitzen dicht und mackel, so daß sie jeden Augenblick umzufallen drohen, und sie würden auch wirklich umfallen, wenn sie sich für's Erste nicht noch gegenseitig stützten. Einige sind bloße Lehmbrücken, so niedrig, daß man mit dem Kopf an das Dach stoßt, und statt der Fenster nur mit knochentartigen Ermanen versehen, die des Nachts und bei schlechter Witterung mit Lampen verdeckt werden. Der Fußboden ist in der Regel

ungebitt, und fast der Treppen hat man Venträ. In diesen Hütten leben Menschen und Handwerker in friedlicher Eintracht beisammen. Das einzige Wohnzimmer ist nicht nur zugleich Küche und Schlafgemach, sondern es enthält auch noch einen Verschlag für die über Alles geliebten Schweinechen, die für gewöhnlich aber frei in der Stube umherlaufen, als vollständige Hausgenossen betrachtet werden und auch häufig den ganzen Reichtum der Familie ausmachen. Die Gassen sind theils ungepflastert, theils ist das Pflaster in Hüben und Lücken, die nur im heißen Sommer verschwinden, erkranten. Vor den Thüren thürmen sich Tüngerhaufen auf, und ein pestilenzartiger Gestank erfüllt die Luft. Die Kleidung der Vermählten besteht zum größten Theil aus Lumpen, während die Kinder, wenn es die Witterung irgend erlaubt, im bloßen Hemde, ja splitternackt einherlaufen, und sich in diesem Anzuge mit den Schweinen um die Bette auf der Gasse herumwälzen. In solchem Nest ist selten ein Arzt, oft nicht ein Barbier anzutreffen; die ganze Einwohnerzahl besteht aus armen Handwerkern, Bauern, Ackerleuten und halbverhungerten Juden.

Wehe dem Fremden, der sich hierher verirrt! Seine Erscheinung bringt die ganze Stadt in Aufruhr. Männer und Weiber stürzen heraus, um ihn zu betrachten, um ihm in tiefer Ehrfurcht Hände und Knie zu küßen. Männer und Weiber, Erwachsene und Kinder hängen sich an seine

Beine, verfolgen ihn auf Schritt und Tritt und stehen in den häufigsten Pantomimen, mit den jämmerlichsten Gebärden um ein Almosen, und lassen sich weder durch Flüche noch Scheltworte, ja selbst durch Faustschläge und Stockschläge nicht zurückschrecken, sondern barren mit entschlossener Geduld aus, bis sie endlich eine kleine Münze erschnappen. **St.**

Wiener Chronik

von
August Silberstein.

VII.

Der Kaiserhof, Hofkapelle und viele Regelmäßigkeiten. Generaloberst-
jungen. Die Herren Hies, ein neues Rad am Leopoldstern.
Hilber, Kaiser Hans. L'Amant.

Madrid siebert, Konstantinopel und Athen haben sich.
Paris hält Sitzung, London hält feil, Berlin stant —
Wien tanzt!

Im Abgeordnetenhaus verlangen die Arbeiter kürzere
Arbeitszeit, die Polen längere Schritte zur Verziehung nach dem

General, die Vain weitere Übergehe, die Liberalen höhere
Freiheiten — es wird gelangt!

Alljährlich mahnt man nicht, scheint Politik, Industrie,
Kunst u. s. w. hoch nur die Nebenbühne, das Tanzen, eigent-
lich das Ballbühnen, die Hauptbühne!

Die Herren, welche man noch vor wenigen Stunden
in den ersten, wichtigsten Staatsdiskussionen sah, das
gesammte Ministerium, die Diplomaten, die haute finance,
die Lehrweisheit, die Medizinal und die Tragödie ... nur
noch ein Wächter, und hier stehen sie im Tanzsaal, auf
dem spiegelnden Parquet, mit lächelnden Mienen, fröhlichem
Munde, als hätte es nie ernste Dinge gegeben und wäre die
karnavalistische Anzweit die Hauptaufgabe des Lebens.

Der diesjährige Karneval hat es aber auch kurz ge-
macht. Er ritt im reichsten Schritte über das Terrain
und jetzt seine Reize wie eine Pistole am die Brust: „Die
Hörte oder die Reue!“ — Die Reue über das „zu spät“
scheinen die Wenigsten über sich kommen lassen zu wollen,
und so geben die Leute lieber ihre Baarhaftigkeit her, zu kon-
tribuire noch Schulden, um den „lügen Hauben“ (wie es im
Karlshofen-Wiede heißt) zu beirathigen. Es ist aber auch
keine kleine Aufgabe, dies zu thun. Der Tag ist jetzt so
kurz, die Nacht ist so unheimlich so lang. Wie viele Zeit hat
man denn eigentlich jetzt, um sich zu dem nächsten Ball
vorzubereiten! — Immer tiefergründlicher erschließen sich uns



Gezeichnet von der Feinbilderei in Venedig. Originalzeichnung von L. Kaffler. (2. Abb.)

im Leben die Geheimnisse desselben, und so müssen wir es
als eine höchst künzige und weise Einrichtung betrachten,
dass der Karneval zur Zeit der längsten Nächte stattfindet.
Und so ist der nächste Tag nicht lange genug zur Refin-
nung, gerade nur ausreichend, um die nächste Toilette, die
zulängende Einnahme, oder die hinreichenden Schulden zu
machen — für den nächsten Ball.

Ich kann in dieser meiner Lebensanschauung irren, ich
gebe dich zu; aber in Wien scheint sie jetzt die normal-
ste, die einzige zu sein.

Und man zeige es jedoch keineswegs des Geistesinn;
im Gegenstheil, zu keiner Zeit, und zu keiner Gelegenheit
kann man so schön, so gründliche Betrachtungen über den
Erm und die Verantwortlichkeit der Schicksalswege machen, als
bei dem Balle im Karneval. Es wäre die Behauptung
aufzustellen, der Ballsaal ist der von Weisheit erfüllte Hörsaal,
die Balltoilette das wahre Promotionskleid und der
edleste Kathederhabitus, die Auszeichnung zum Empfangen
der bedeutungsvollsten Lehren für das ganze Leben. Es
ist nicht Leichtsinn, nein, vielmehr philosophischer Drama,
tiefer Wissenschaft in diesem Wien, wodurch es in die Ball-
säle gedrängt wird. Lassen wir zum Beispiel's Votum an
einem geeigneten Saalpunkte, in der Nähe der Vorbälle,
oder bei dem Trichter, sehen wir knapp vor uns hin.
Hier Seine Excellenz! Sei die exzellente Würde, welche sie

sei, vielleicht auch die eines neuen Pairs. Noch vor we-
nigen Jahren konnte man mit ihm in einem kleineren Com-
toir, in einer nichts weniger als glänzenden Abdecker-
kanzlei, in einem Amtslokalschreibstube, selbst auch in
einem Laden verkehren. Heute der große Stern, heute die
hohe Würde, die vielen Vereinigungen und das breite Läch-
eln vor ihm. Dort sein Herr, er stand auf der Lebens-
höhe noch vor weniger Zeit; heute kommt er tiefer, um
nicht ganz verschollen und vergessen zu werden, vielleicht
auch durch ein Wächeln sich bemerkbar machen zu kön-
nen. — Geleitete Schöne von einst — jetzt „leiert“ ihre
Schönheit, „leiert“ die Komplimente, haben die Anbeter
hier das heilige Kostlos! Meine Wägen- und Tribünen-
Erlebnisse von gestern, aus der Provinz; heute sind sie
große, unwiderrufliche, in der Residenz!

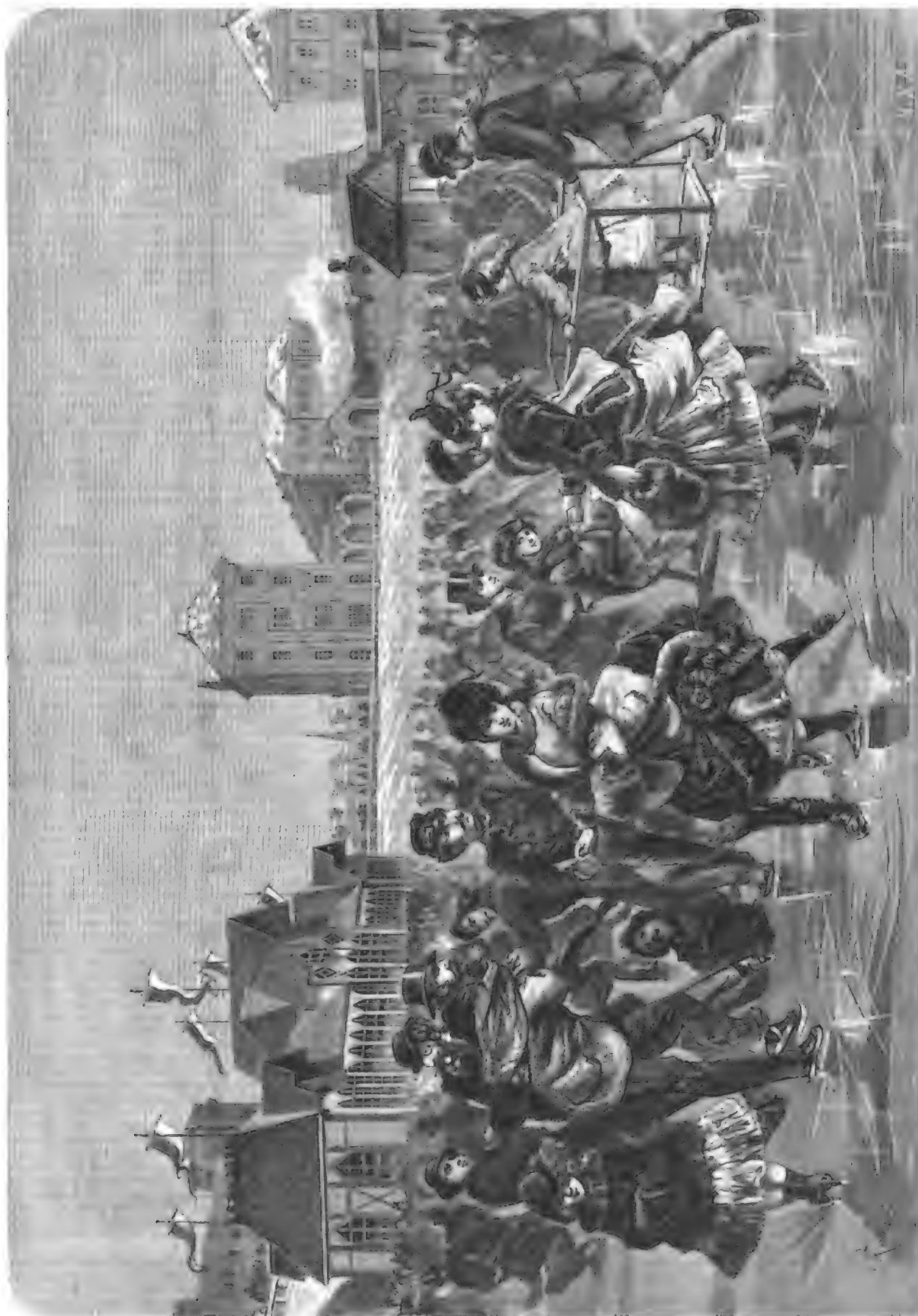
Wien also zieht seine Lehren aus dem Ballsaal. Man
kann nicht allen zwanzig neuen Pairs, die eben in's Herren-
haus geschickt wurden, dieselbe nachgeben, dann etwa wie-
der in die Kiemer fahren und rennen, um die neuen Er-
lebensschicksal und hohen Ränge kennen zu lernen, oder alle
Wägen und Tribünen aufsuchen, um die Geliebten in
besten Nähe und feinsten Toilette zu sehen, oder man kann
auch vergebens warten, um dem General, dem Geheimen,

dem Diplomaten, der Größe vom Hofe nahe zu sein, ja
selbst mit ihnen freundliche Worte zu wechseln. Hier aber
acting es; hier sieht man die in weitesten Kreisen und Her-
ren Vereinten beisammen; hier ist die Welt; hier könnte
selbst Archimedes den Raft finden, um sie zu bewegen;
— schade, dass er nicht lebt und fast des sprachlosen
Sandes, auf welchem er glücklich gelodet wurde, des glatten
Parquetboden Wiens kennen lernt, auf welchem sich leben
läßt!

Gibt es also einen reicheren, einen philosophi-
schergründlicheren Ort zu weiten Lebensbetrachtungen, als den
Ballsaal? Wie taxt also Weisheit, schließt an der Bren-
denz-Tafel der Seele, hört in den Walzen-Rant- und
Schoppenbauer'sche Philologie, ist und trinkt beim Re-
kharant Budle's Geschichte der Constitution und Darwin's
Schöpfungstheorien dieser Welt!

So selbstan und verlehrt also auch Manches äußerlich
erscheinen mag, es heft dennoch tiefer Sinn darin. Und
so sonderlich es den Leuten vorkommen mag, dass gerade
nach Neujahr, zur Zeit als der Karneval drängt, die Ge-
neralversammlungen der Mittheilungswissenschaften stattfinden; so hat
auch die dennoch keine tiefe Begründung. Die Aktionäre
haben noch nicht angeschlossen, ihnen klingt es noch traum-
haft in den Ohren «arance!» «erweis!» und sie ver-
wechseln den roßigen Geschäftsbericht mit der Tanzordnung,





Ein Blick auf Markt-Platz, Cologneser von Paris (S. 316.)

Eine alte Jungfer.

Roman

Carl von Holtei.

(Fortsetzung.)

Siebenzehntes Kapitel.



über, welche neben ihren (früher) auch nur um ein Jahr) jüngeren Schwestern zu Männern empor, und denen die anblühenden Jungfrauen in's geistvollste Herz gewachsen sind, wollen gewöhnlich, wie sie bereits ausstehenden Theil an kindischen Spielen hatten, ihren Einfluß auch ferner behaupten, wenn tiefere Gefühle in's Spiel kommen und Kraft aus diesem Spiele machen. Sie kennen nur Jückerlei: entweder brüderliche Vortragsweise für denjenigen ihrer Freunde, den sie der Schwester zu denken, dem sie, vor andern Mitbewerbern, kameradschaftliche Protection zuzuwenden, den sie sich zum Schwäger wünschelt! ... oder ungerathene Bezeichnung gegen denjenigen, der ihre Beistände umgeben, durch eigene, sich vertrauende und genügende Persönlichkeit sein Ziel zu erreichen sucht. Einen solchen betrachteten sie wohl wie ihren Feind, weil er sich zwischen sie und die nächste blutsverwandte Genossin der Kindheit drängte. So auch betrachtete Leo den auszunehmenden, leidenschaftlichen Aristokraten, dem Benigna, mit Wilhelm's genauen Forschungen und Versuchen im höchsten Grade zusahen, voll mütterlicher Zuneigung eingekerkert war. Richard hatte freien Zutritt, herrliche Aufnahme in ihrem Hause gefunden; hatte den müdebrachten guten Wein nicht allein bewacht, sondern noch weiß übertrassen; hatte mit der hingebenden, fast verzehrenden Neugier Leonorens zugleich die unerschütterliche Aversität der Pflegemutter, die von Achtung getragene Freundschaft des Hausfreundes erworben. Wilhelm zeigte sich nicht nur beschränkt von des jungen Künstlers männlich-befriedenem, mild-fröhlichem Wesen und Betragen, er zeigte sich auch begeistert von dessen originellem Talente. „Das ist einmal ein Baumeister, der Geschmack und Erfindungsgebe mit gediegenen Studien und Kenntnissen verbindet; der kann bauen!“

Benigna setzte dann immer hinzu: „Er ist aber auch ein Baumeister, auf den man bauen kann; was mir noch wichtiger ist, als seine künftigen Bauten!“

Wenn nun der soß schon als Schwägerin betrachtete Richard über drei Stämmen zu seinen Gunsten gebieten konnte ... die viertheilung sich ihm. Leo war gleich beim Beginn der akademischen Laufbahn in eine Verbindung getreten, deren erster Zweck mehr politisch als wissenschaftlich gewesen sein mag. Sie hatten sich als Aufgabe gestellt, der „äußersten Nothwendigkeit“ anzugehen, der „Verengung“ entgegen zu treten; letztere, soweit ihre Kräfte reichten, zu bekämpfen. Aus dieser übertriebenen, besonders aufgedunsenen Einseitigkeit, aus welcher die Unruhe ihrer Verstandigen nicht minder deutlich wurde, als diejenige, deren sie die Widersacher von der „äußersten Noth“ anklagten, hatte bereits zwischen Wilhelm und Leo vielfache Streitigkeiten angefangen, ehe noch Richard in nähere Beziehung zur Familie getreten war. Wilhelm hatte aufgehört Leo's erklärter Feindling und „einstufiger, bester Feind“ zu sein, sondern er umzuwandeln ausgeprochen: aus diesen Kämpfen und schließlichen Spaltungen könne nichts Gutes entstehen, sie würden unermesslich hereinbrechendes Unheil nur noch vermehren.

Nun war das Unheil hereingebrochen. Was im Jahre siebenundvierzig unter Benigna's friedfertiger Autorität mit beschwichtigenden Worten etwa noch beizulegen gewesen, das führte im Sommer achtundvierzig zu offenbaren Jernstößen. Leo war endlich ganz und gar fremd im Kreise der Seinigen geworden. Wer nicht kläud und stamm zu seiner Fajade schänden wollte, hieß ihm ein Todfeind. Vergessend der sich Wilhelm auf seine unwandelbar royalistischen Grundzüge; vergessend was er darauf hin, daß auch Richard denselben Prinzipie treu anhängte; daß er nur gegen vielerlei Maßregeln ngerichtet habe und eiferte, die sein unbefangener Bereich geistiger Freiheit rechtferntigen könne. Vergessend das Benigna, stehle Leonore ... der exaltirte Anarchist war! Alles in einen Topf, flugte sie jämmerlich als Hebrillen an, mit denen er nichts mehr zu schaffen haben dürfe: „Unsere Wege sind getrennt für immer; dieses Haus bettet' ich nicht mehr!“

Jene schwere Zeit lag also doppelt schwer auf untern Freunden, bedrückte sie tieflich, von Außen wie im Innern ihres ausprachstollen Daseins. „Wenn ich nur wüßte“, rief Leonore öfters weinend aus, „was der Bruder eigentlich will mit seiner zur Schau getragenen Aristokratie? Wie armen Kinder, die verhungert werden ohne unsere Wohlthäterin, wir haben doch keine Ansprüche auf solche Wohlthätigkeit. Hat ihm Mutter Benigna nicht ein

rührendes Beispiel gegeben von Entfagung? Versteht er denn, daß auch er wird arbeiten müssen, um sein Dasein mit Ehre fortzuführen? Wer ist denn ein Herr Leo von Delbach, daß er sich berufen wähnt, Vorkämpfer zu sein in einer Sache, die ihn gar nichts mehr angeht? Und aufzugeben, um seiner ansehenden Mutter willen, die ihn, den armen Teufel, doch nur über die Asche anschauen!“

„Sie sind ungerecht, Leonore!“ sprach dann Richard. „Wir wollen Ihres Bruders Gefühle ehren, wenngleich deren allgütige Herzerregung mich und Desing gewissermaßen in's Gesicht schlugen. Was Sie an ihm tadeln, daß er nicht für selbstgegene Interessen streift, macht ihn mir schätzbarer. Er enthußt sich für eine Idee. Schon das gereicht ihm bei mir zum Lobe, in einer Epoche, wo die Mehrzahl tonangebender Schreier ihre ehrsüchtigen und höflichen Absichten nur hinter Ideen, obenan sehr unklaren, zu verhehlen weiß. Er sah den Thron wanken, er steht den Inhaber des Thrones schauend, er sieht den Boden unter seinen Füßen beben; er hebt die Welt in Aufrühr; dürfen wir ihn tadeln und verdammten, wenn er in Aufrühr geräth? Es ist das Feuer der Jugend. Lassen wir's toben. Er wird zurückkommen von seinen Extravaganzen, wie er zurückkommen wird zu Mutter, Schwester, zu uns. Bin ich doch zurückgekommen von vielen Aufzügen, die mir, dem bräutlichen zehn Jahre Älteren, vor wenigen Monaten noch die höchsten Wahheiten galten. Die Theorie träumt, die Praxis belehrt; redlich meinede Schüler lernen; und auf dem Wege aus der Schule begreifen sie sich, drücken sich erst stillverloren die Hände, wandern späterhin kleine Strecken zusammen, geben endlich Einer dem Andern nach, und schließlich zuletzt Versöhnung, indem sie sich einigen über Vieles, was sie entweit hatte. Das ist gelangen unheilbar alle politischen Gegner (se ererbitterte sie waren, um desto sicherer), wenn es ihnen wirklich um die Sache zu thun gewesen, nicht um ihr liebes Ich. Das Leo zu diesen gehört, so gut wie ich, unterliegt keinem Zweifel. Darum hinweg mit Euren Besorgnissen! Es wird Alles gut werden!“

„Wie aus der Seele geredet“, sagte Wilhelm bei. „Ich gehe noch weiter. Ich behaupte: Leo ist klug genug, um einzusehen, daß er sich verkannt, daß er sich an eine Partei gebängt hat, die sich theilhaft vermisst, in ihrem Schiffe dem Strome der Zeit zu trogen, anstatt von seiner Sturmpist getragen zwischen Klippen und Untiefen wohlbehaltend zu steuern, rettend was sich noch retten läßt. Er schämt sich's einzugehen, deshalb weicht er uns; nicht weil er aufgehört hätte aus zu lieben. Können' er das jemals? Ich will nicht von mir sprechen, aber von seiner Schwester, von seiner Mutter, die nicht seine Mutter, die ihm mehr als das ist! ... Er thut sich Gewalt an, Leonore, um großen, daß sie ihre Liebe einem Manne zugewendet, in welchem er den Feind seiner eigenen Freunde zu erblicken sich einbildet; er zwingt sich zum Jorne gegen die edelbergige Beschüßlerin dieser Liebe, weil Comtesse Benigna es unter ihrer Würde hält, kleinliche Partisanen aufzuwerfen; weil sie hochgehalten steht über jussalligen Unterwürigen; weil sie gelernt hat (in ihrer Schule, in der strengsten Schule des Lebens und des Todes!), am Menschen nur das rein Menschliche, will sagen: das Gütliche zu achten. Kann solche Verleumdung dauernd sein bei einem Jüngling von Leo's Charakter? Rimmermehr! Gines kriegen Anstehen nur bedarf's, und er bringt sich selbst und sein mater peccavi! Er wird der Erste sein, wenig auszusprechen, das Alle zusammengehört, die das Gute und Rechte wollen, mögen ihre Meinungen von einander weichen. ... wenn sie sich nur mit Recht rühmen dürfen, immer und überall schlechte, ungerechte Mittel verabschiedet zu haben. Darum ... ich wiederhole Richard's Trostwort ... darum hinweg mit Euren Besorgnissen! Wer weiß wie nahe der Feinde, mitten im Kriege. Vielleicht ist die Volkshoch schon unterwegs, die ihn zu finden sich muß!“

„Danaß setzen die Voten, welche hier anrücken, gerade nicht aus“, sprach Richard, der am Fenster stand. „In friedlichen Absichten kommen und scheiden diese Gefellen nur dann, wenn ihren Ansprüchen genügt wird.“

Desing war vorgefahren um hinab zu schauen: „Wollen wir sie nicht unten in Empfang nehmen? Sie verhindern davon zu bringen!“

„Ich denke, nein. Es scheint mir zweckmäßiger, sie gehorsam zu lassen, keine Spur von Miströzen zu zeigen.“

„Was geschieht denn?“ fragte ruhig Benigna. Leonore regt, schauend, Richard's Arm.

„Heitere, unbefangene Mienen, wenn ich bitten darf, meine Damen ... Lassen Sie herein, Comtesse, sobald es paßt.“

„Frederike will ihnen den Eintritt versagen ... man hört sie laut und heftig widersprechen. Soll ich sie schwelgen lassen?“

„Wird nicht nötig sein. Diese Herren lassen sich nicht so leicht zurückweichen, sind nicht geneigt sich erst annehmen zu lassen. Schwächheit ist nicht der Fehler

unseres souveränen Volkes. Da, die Treppentufen brachen bereit unter den festen Triten ... Jetzt ... bitte: herein!“

Die Thüre that sich auf, die Anwesenden sahen sechs Bummel untergeordneten Alters, doch gleichmäßig verumpt, auf dem Flure sich drängen, deren keiner Lust zeigte, als Erster einzutreten. Vor ihnen her, ihre Nähe verdrängend, schwebte eine von Schnaps geschwängerte Dankschöle.

„Na, man ein, Hehrer, man ein!“ erscholl es nun die Treppe herauf; wo werden wie und in die Freigebiet lange aufhalten? Immer' raxd davor, Madamchen, pro Mann' uca Dabier, und die Wacht ist schenkt ... Et, sehr Se mal, Herr Baumeister, sind Sie auch hier? Je länger der Tag, desto schöner die Nacht!“

Der die Galsengast voll machende, offenbar der Anführer des ganzen Rubels, mochte wohl, trotz dieser nach seinem Dufschalten höchst verbindlichen Begrüßung, von Richard's Anwesenheit nur mäßig erregt sein. Die beiden konnten sich, und schließlich zu Herrn Viehle's Vortheil. Denn der Architekt rebete ihn fasz und fest an: „Was habt ihr zu suchen hier, Viehle?“

Der scharfe Accent dieser Frage wirkte im ersten Augenblick lähmend auf die Freiheit des Reits, der noch nicht vergessen hatte, unter welchen Umständen der Baumeister ihn im vorigen Jahre aus der Arbeit gejagt. Mehr stotternd als redend antwortete er: „Hehrer sind wir!“

„Das ist nichts Neues. Aber was wollt ihr hier? Sind hier die Rehrer? Man hat, um einen Alagen wegen Mangel an Beschäftigung den Vorwand zu entziehen, und euch einen Erwerb zuzuwenden, die Erbschaft in jener Gegend schließlich für euch erlunden. Man bezahlt euch genügend. Die Widerständigen ziehen jedoch vor, sich trunpische jauchemunterten und Almosen zu erbetteln, wo nicht zu erpressen. Unbelämmert um Weib und Kind tragt ihr euren Klauf in die Schnapskuben, und verlaßt dann die unerschämtesten Angriffe.“

„Davor ist Freiheit!“

Der Teufel soll Alle holen, die euch diesen Begriff von Freiheit beigebracht haben, durch Schrift und Rede! Die Freiheit hat gar keine schlimmeren Feinde als jene und euch. Ihr und euresgleichen seid Schuld, wenn die wünschenswerthe Entfaltung weltlicher Freiheit gewaltsam gehemmt wird. Kein Mensch darf sich bekümmern über Willkür und Beschränkung, sobald das Volk, ihr dessen Recht und Schug-er gläubig in die Schranken trat, seine Mühen und Opfer durch Ländel vergüt. Für arme, fleißige Arbeiter, die in Noth gerathen, bin ich bereit mein Leben zu lassen. Faulen, verroffenen Gesindel eurer Sorte aber will ich furchtlos entgegenreten, wo es immer sei! Nein, Comtesse.“ sprach er, sich zu Benigna wendend, die Niene machte, den Tugendbären ein Gesicht zu reichen, „bestärken Sie nicht durch überlangebrachte Gaben diese Judringelien um Wahne, sie hätten zu fordern, was man Hülfsebedürftigen, die beschiden bitten, schenken mag; was aber solche Trunfelnbode schändlich vergewalt. Ich warne Sie ernstlich. Geben Sie heute nach, so haben Sie fuder keine Ruhe mehr vor ihnen. Besser, daß man gleich den ersten Anfall zurückschlägt.“

„Schlagen!“ wiederholte grinsend Herr Viehle, und streifte die zerfessenen Kessel seiner Jacke auf, um „freie Hand“ zu bekommen. „Hören Sie mal, Herr Baumeister, an Ihre Stelle würd' ich mir deimal bequemen, es' hier von der Keiterei anfangen, denn Sie sind ihre Zwei, und der Eine steht nicht selbst aus; und wir sind unter Sieben. Verstehen Sie mich? Hebrigen haben wir mit Sie nichts zu schaffen, und ich rathe Ihnen Jutes, daß Sie sich in unser Reichthum nicht manquanter mengen. Leben Sie Wohl! Wir wollen Ihnen unerspreiz lehen lassen, von wegen die alle Bekanntheit. Den andern Muscheln meinetwegen auch. Wir haben mit die Madame zu rechnen, und da lust all' Ihr Gequassel nicht nide; nide die Probe jag' ich Ihnen. Verreckt wird, abgerechnet, und das regular. Sie sind köstlich uf'm Holwege, wenn Sie mich vor'n Beller eskimieren. Ich und meine Kameraden sind Erkerlicher und wir treiben alle Forderungen in, von diese Weisung!“

„Wer hat Forderungen an mich?“ fragte Benigna, deren aller Stolz heftig erachte, in drohendem Tone; „wer untersteht sich zu behaupten, daß bezugenden an mich zu stellen sind? Wer will als mein Gläubiger aufzutreten wagen?“

„Ich, mit Erlaubniß!“ schloß die keisere Stimme eines verwöhnten, doch nicht ohne Ansprüche auf Eleganz getriebenen Menschen, der unmerklich hinter Viehle und dessen Gefellen gekauert hatte, und sich auf sein Gleichmuth vorbrängte. Den beiden Damen war er eben so unbekannt, wie dem Architekten, und sein unermitteltes Erschrecken bestreute sie. Er laumelte gerade nicht, doch wollten wir beruhigen, er habe sicher auf seinen Füßen gestanden, müßten wir lügen. Dennoch blieb er seiner Junge Herr:

„Die alte Jungfer will mich nicht mehr kennen, und auch das junge Ningslerchen stellt sich an, wie wenn sie nicht wüßte, wo sie nach hinfenden soll! Wer nicht an dem, Herr Desing, wir Zwei kennen uns noch von

dummeln! Wenn Sie das auch so weit nicht einzuwenden, denn Sie haben immer gut bezahlt an Werten, sowie der verdorbene Klavierpieler gleichfalls; und war der arme Teufel an'n Leben geblieben, war's mit Werten und Werten nicht so weit gekommen; denn warum, er hat ausgeholfen wenn's faßbar ging. Aber den hat die hochgeborne Komtesse zu Tode gequält, und wie er endlich vor Gram drauß ging, hat sie sich erschrecklich gehakt; war man so'n Weibchen. Geht mich auch weiter nichts an. Deso mehr geht's mich an, daß die Jungfer Gräfin prostituiert hat von unsrer Noth, wie wir seinen Mörder fanden und konnten keinen Hinz zahlen, und Vater mußte loschlagen, daß er nur die paar Großkronen bei Seite brachte, er's ausrückte. Er ist todt, und Mutter ist todt, und wo meine Geschwister stehen, darum bestimme ich mir nicht. A — E — U — O sind stumm. U lebt noch. Uhu, oder wenn Sie möchten: Uhu Ketter, lebt noch. Dem wird jetzt herausgehakt, was den Einigen abgewandt worden war. Ich will mich schämen, wenn ich eine Gräfin heiße. Dreizehnter Thaler zu wenig haben wir geteilt; die bit' ich mir jetzt aus, als rechtsmässiger Erbe, ohne allen Embarras, auf einem Beile, fern wird's nicht jut. Und dazu hab' ich mir die fidele Reibberger bestellt, daß meine Sache gekündet Nachdruck bekommt. Denn ich dachte, ich könnte vielleicht den dummen Jungen, den Studenten, hier treffen, und dem halt' ich eine Tracht Prügel versprochen. Na, der hat heute gesehn, also ein andermal! Mit Herrn Derking will ich keinen Skandal haben, und mit dem Wälschen erst gar nicht, außer dem, sie habberien in's Schloß und machten sich unruhig. Das sollen sie wohl bleiben lassen, den! Ich. Und nun raus mit der Knappe, krißt das blaue Knappe; Silber oder Gold! Papier wird nicht genommen; da weiß Niemand, wie lange die Kappen noch durchhalten.

Benigna hatte den bis dahin unangefochtenen Muth verloren, bei der Andeutung ihres Verhältnisses zu Leo. Die Worte: „wie er endlich vor Gram draußging“, warf sie nieder. Von gereiztem Zorn und Verachtung übermächtigt, barg sie ihr glühendes Antlitz in den Rissen des Kanarees und schloß die, die Niemand jemals reinen gesehen. Leonine kniete neben ihr, ganz erlaßt von diesem Anblick. Auch Wälschen war sprachlos. „Ich habe keine Furcht für mich“, sprach er leise zu Richard; „und sind Sie der Ansicht, daß wir uns der Gewalt widerlegen sollen, so wird ich nicht feig zurückweichen. Doch exponieren wir nicht die Tamen? War's nicht zweckmäßiger, eine glückliche Ueberrumpfung zu versuchen? Mit dem Drucke der begehren Summe werden wir wahrscheinlich das Gesindel fortbringen, und dann läßt sich ja Schuß finden.“

„Nicht mit einem Hunderttheile“, rief Richard so kräftig, daß die Fensterläden klirren. „Nicht mit einem Hengst! Hier nachgeben, auch nur ein Haar breit, heißt sich selbst entehren. Nein, Onkel Wälschen, das verlange nicht von mir! Und soll' ich den Reiz allein die Spitze bieten.“

„Mein Mut ist nicht besser als Deines, und an meinen Knochen nichts gelegen; ich steh' die fest zur Seite. Nur Benigna... Leonine... was wird mit denen?“ — Richard stand unerschrocken. Der Uhu bereich' sich eilig mit seinen Heferschneidern, die wenig Luft bezogen, sich am Baumstamm thätig zu betheiligen.

Diese Pause benützte Wälschen. Er drückte Richard's Hand, gab ihm und Leonine verheißene Winke des Einverständnisses und sagte dann laut: „Wenn's einmal nicht anders ist, so war's, mein' ich, das beste. Sie führen Ihre Tante hinter das Haus, wo ihr Sekretär steht, damit Sie vorläufig den Kassenbestand untersuchen, wie weit er etwa reichen möchte. Herrn Ketter Sohn zu befrichtigen! Unterdessen könnten wir die Sache hier zum Abschluß bringen.“

Einem Moment gogerte das brave Mädchen. Sie hatte den treuen Freundes Absicht, Benigna aus dieser gefährlichen Umgebung zu befreien, so gleich begriffen. Deshalb begriß sie auch die Gefahr, welche dem Geliebten nach ihrer Entfernung drohte. Doch der Zwirnpalt ihrer Gelüste dauerte nicht lange. Rindliche Genußsucht war stärker, als die Parteilichkeit für Richard. Sie begnügte sich, ihn um „Mithigung“ anzusprechen, und zog die milde, laue Mutter mit sich fort. Ja, sie hatte so viel Besonnenheit, das Heiden, welches Wälschen ihr gab, zu erschaffen, den Schlüssel zu ergreifen, und die Thüre, welche den Ausgang des Unfugs von den übrigen Gemächern trennte, außerhalb doppelt zu verschließen.

Nun hatte Richard's mühsam gebändigte Muth freien Spielraum. Dennoch hielt er sich mächtig zurück. Mit untergelegten Armen, als ob er sich vor einem gewaltsamen, unwillkürlichen Ausbruch hüten wollte, trat er dicht vor die beiden Anführer des Hauses und betrauerte sie mit trübenden Blicken. Uhu und Wälschen nahmen den vorerfundenen Klang ein. Lepertun redete er an: „Was dieser Mensch zu verlangen sich berechtigt wähnt, muß unschuldig gepußt werden, bevor ich, als künftiger Sohn des Hauses, einwillige, daß ihm ein Verloren, unter dem Titel nachträglicher Entschädigung, zu fallen dürfte. Gehe diese

Prüfung hinsichtlich, habt ihr Anderen auch zu erlernen; eure Angelegenheit ist es nicht, es ist die feine. Er mag hier bleiben und seine Witten beschreiben darlegen. Ihr werdet gehen... und dort hinaus! ohne Aufschub! ohne Widerrede! Hört mit euch!“

So groß war des Mannes moralisches Uebergewicht, so entschieden die Macht seiner Augen und Rede, daß Wälschen, eingeschüchtert, schon halb links und rechts wollte, was den Rückzug der Uebriegen, die ihn ihren „Haupten“ hießen, so gleich veranlaßt haben würde. Da ergriß ihn Uhu am Karmel:

„So haben wir nicht gebrudert, daß ihr mich im Stiche laßt und die zwei „Heinen“ mir hernachgehend Verfolger seht. Hier geblieben, Reibberger! Wir haben veranlaßt, auf'n Mann ein blonder Schwärze, Wälschen besteht drei Stud; soll mir auf fünf auch nicht ankommen; aber na nu keine Koppauddieschlingelgeheire! Mit gegangen, mit gegangen!“

„Mit gegangen, mit gegangen!“ reponierte Herr Wälschen in einem Anfluge düsterer Abnung.

„Hat sich was, Wälschen, Todesstrafe abgeköpft.“ „Es ist lange genug Recht vor Gewalt gegangen. Allewege geht Gewalt vor Recht, und ich will nichts haben als mein Recht mit Gewalt. Der Rechtsbrecher hat's geübt, daß die alte Jungfer meinem Alten dreizehnter Thaler abdrückte vor's „Jamentium“, die muß sie wieder raus würgen, und wenn noch zwei Paar solche „gute Freunde“ ihr beistehen wollten. Die beiden sollen wir doch wohl unterfragen, und ihre Finten von Verwirrungsstücken und Hühnerwischen sollen ihnen nichts helfen. Sind wir mit Soldaten fertig geworden und ihre Anklagen... was gibt's da große Umstände mit solche Stupers, die sich mal benachteiligt sind? Kretsch! Erst schmeißen wir die Noth, die Kadettenkare raus, und dann hast du nicht geübt.“

„Nicht bewaffnet!“ schrie höhnisch lachend Richard. „Was war denn das, wenn keine Wälschen? ...“ — Und er schlug dem Reiter die Faust in's Gesicht, daß dieser zu Boden stürzte.

„Also wirklich Reiterei? Wenn's absolut sein muß, denn man bruch! ...“ Wälschen und die drei Nachsten hinter ihm warfen sich auf Richard, der, auf so solchen Angriff nicht vorbereitet, unterlag. Wälschen trieb ihm auf die Brust: „Stille liegen, Herr Baumstumpf, nicht tragen! Spür' ich Blut, man eine Troppe, denn steh' ich für nichts nicht!“ Wälschen eilte zwar dem Freunde zum Beistande. Er konnte nicht mehr helfen. Herr drei, die noch unabgeschüttelt jagtschaut, bemächtigten sich seiner, und was er an verzweifelter Gegenwehr zu leisten vermochte, wurde völlig unterdrückt, nachdem Uhu sich erst wieder aufgerafft dem bedauerten Schläge und jetzt den Schweißfüßler entgelten ließ, was der Reiter ihm zugefügt. So lagen beide Freunde, jeder von drei Feinden danebengehalten, in ohnmächtiger Forme hirschtend, in quälendster Angst, nicht um sich, sondern um Benigna und Leonine; keine Aussicht auf Abwendung fernere Gefahren, als die in der Mächtigkeits lag, die alte Tantein könne den Varm gehört und Nachharn herbei geholt haben. Diesen Trost riefen sie sich zu, erreichten jedoch dadurch nichts, als daß sie die Beforgnis Uhu's und Wälschen's vor Ueberfall rege machten, und bei diesen würdigen Männern den Gedanken erweckten, beide zu knebeln, zu binden, um sodann rasch aufzuräumen.

„Nun fit.“ lautete die Parole. „Sehe Jengen kommen. Was gethan ist, das ist gethan! Wozu der unnütze Aufschall!“

Ausgerüstet mit den zu so schändlicher Mißhandlung erforderlichen Werkzeugen hatte sich die Bande nicht. Wären die Reibberger ja doch nur zufällig an dem Uhu gelangt und in der Schnapsbude von diesem zu einem Ueberfall beschuldigt worden, den sie jetzt schon bereuten. Nachdem sie aber einmal so weit gegangen, sahen sie sich gleichsam gezwungen, auch das Letzte zu wagen. Sie rissen sich die Ärmel vom Halse, um diese zu benützen; waren jedoch mit Anwendung derselben noch nicht zu Stande... da fielen auf die Schadel der beiden Führer zwei betäubende Hiebe, von starkem Arme mit scharfem Schläger geführt; Fußtritte, nach rechts und links geküßt angebracht, befreiten die Uebermächtigten von ihren Trägern, und Richard wie Wälschen, jeder sechs schamige Flüsse abschüttelnd, seiner Betöngungen Herr, standen vor den verblüfften Wummern; Leo mit geschwungenem Hieb zwischen ihnen. Beide wie Uhu wühlten sich das von ihren Wunden herabstürzende Blut aus den Augen. Ersterer war mit der Faust des Schädels zugleich die Einigkeit aufgegeben worden, daß er sich zu großem Frevel verführen lassen, und der Aderlaß kühlte sein wildes Feuer wunderbar ab. Uhu im Gegentheile geriet beim Anblick des gefahrenen Leibes in desto unüberwindlicher Wuth. „Der Student!“ brüllte er, und wollte atermals, rasend voll Rachsucht, handgemein werden.

„Ja, der Student“, wiederholte Leo, „dessen Kommilitonen dort unten, hinter dem Vorhang des Bretterbaums verheimlicht, nur seines Rufes harren, um euch zusammenzuführen, wie es Bestien eurer Art gebührt.“ — Dies gesagt, öffnete er einen Fensterflügel und beugte sich

hinaus. Wälschen rief: „Halt, man nicht! Herr Baumstumpf, lassen Sie ihn nicht rufen! Es Wälschen schon ohne dem zu viel! Wir wollen Frieden machen und uns ganz stille drücken. Ich hab' meine Schwärze weg...“ (Rude, nehme das Tuch, wo ich Herrn Richard mit knebeln wollte, und bind' mir den Terg drin ein...) und die Andern sind in ihre Umkleide hinter mir her jelsosen, wie die Schwärze hinter Hamamel. Kommt, Jungen, drücken wir uns... und dadurch keine Feindschaft nicht! Nehmt Ketten in die Mitte, daß er sich schuppiert. Der Reiz könnte sonst wer weiß was anstellen; die Hundsbänge sind noch nicht vorkel. Haß doll is er schonst, und wir warten doch wie sich geschiedt... Werden Sie uns anzeigen, Herr Baumstumpf!“

„Wenn ihr wirklich mit eurem Denzettel zufrieden seid, euch von heute an nichts zu Schanden kommen laßt und Sorge tragt, daß dieser maßlose Mensch die Dame des Hauses nie mehr belästigt...“

„So wahr! Nicht Wap der er nicht machen, oder ich schlag' ihm die Rippen zu Naß...“

„Dann: vergehen und vergehen! Nicht ab!“

Die drei Zankstüchler sahen sich nach Entfernung jener Bande in sichtbarer Verlegenheit. Reiner fand das erste Wort bei solchem Wiedersehen nach längerer, gespannter Trennung. Richard brach das erste Schweigen durch heftigen Dank für tapferen Hülfe im possentischen Zeitpunkt: „Ich hätte mit einigem Gel in den fetten Wälschen empfangen, der mir in den Mund geschoben werden sollte.“ — „Ich genos bereits den Vorgeschmack des einen Juchses von Uhu's roth- und schwarzfarbtem Tschentusch“, äußerte Wälschen, Leo's Rechte schüttelnd.

„Aber wo bleiben die Tante und meine Schwester?“

Die alte Friederike strich als Antwort auf diese Frage den Kopf durch die Seitenthüre: „Dürfen sie kommen? Ist die Luft rein?“

Leonine floz an Richard's Brust. Benigna umarmte den theuren Pfleger. Wälschen führte das Brautpaar herbei. Die Schwärze streichelte des Bruders Wangen: „Sei uns gut, hab' uns lieb, mache der Mutter keinen Gram!“

„Versöhnung, Eintracht, Zusammenhalten.“ jubelte Wälschen. „Er hat nie aufgehört, der Unsrige zu sein!“

„Wär' ich sonst dem Kadettengel Uhu nachgesehen, als ich ihn mit seinem Gefellen die Richtung nach unter alten Wälschen einschlagen sah! Mir ahnete, was er vorhabet!“

„Und willst du nun Deine Kommilitonen hinterm Jaune stehen lassen? Geh' und bringe sie uns, damit wir...“

„Nicht laßet, Mutter! Kein Atom von einem lebendigen Studio vorhanden, außer mir. War bloß Kriegskunst.“

„Ohne Succurs, und doch so hüßig! Du bist ein braves Bruderges, Leo. Wir wollen fest aneinander halten, für's Leben!“

„Gott geb'! Mögest Du uns einsehen lernen, wohin Du Dich mit Deinen phantastischen Phantasien verirrt hast! Wären das nicht ein bißchen die Uerigen, diese Herrn Arbeiter, die sich da über euch her gemacht hatten, Dich und Wälschen zu bearbeiten? Bedenkliche Verbiendung!“

„Nicht bedenklischer als die Deine, Leo. Wälschen, kommt Du für Alle gut stehen, die Deine Farbe tragen! Hand auf's Herz, müdest Du nicht mangen der Euzigen zum Henter wünschen, weil Du ihm abwerst, vor's Gefesse Rind er ist! Ich bitte Dich, verzichte nicht redliche, fleißige Arbeiter mit verpönten Wälschensängern. Wie ich diese verachtete, eben so aufrichtig schäme ich jene. Glaub' mir, ich kenne die Leute besser als Du, denn ich lebe ja unter ihnen. Ich hab' auch will ich für sie leben; will nicht müde werden, ihr Bestes fördern zu helfen. Und vielleicht wirkte ich gerade dadurch am ausgiebigsten mit zur Errichtung des Heiles, welches Deine Partei sich gescheit hat. Es sind nicht Alle Umsturz männer, die zu stürzen trachten, was morsch geworden, ebensowenig wie Alle für Stützen des Bestehenden gelten dürfen, die sich Konervative nennen. Im Gegentheil...“

„Du willst doch nicht etwas leugnen, und heute gewiß nicht, wie gefährlich eure Exzerzimente...“

„Leo“, rief Benigna, „nicht weiter! Ihr habt Versöhnung geschlossen. Wälschen Brüder und Freunde. Bringt den Varm der Zeit nicht hierher. Auch Gegner können sich lieb haben, wenn Einer den Andern kennt und anerkennt. Richard ist ein Mann. Du bist ein Jüngling, bist mein Sohn, Deine Schwester ist seine Braut, hier ist neutrales Gebiet, hier will ich Frieden haben, Eintracht, hier darf kein Zwist aufkommen. Zum ersten Male mach' ich Dich an die Pflichten der Dankbarkeit. Wie ich der Verstorbenen Kinder als meine Kinder aufnahm, mein Dofrin ihnen widmete, nur ihnen lebte, erwarb ich mir Mitterrechte. Ich habe Richard würdig erkannt, ihm Leonine anzuvertrauen. Er ist mein brüderlind Kind geworden, steht mir so nahe wie Du. Zwillingsbrüder duld' ich keinen Groll. Er ist ein treuer, guter Bruder... so nicht: werde auch ferner die Schwester, mich, meinen Freund Wälschen. Du hast die Wahl!“

„Und sie soll ihm leicht gemacht werden,“ sprach Richard, ihn umarmend. Wilhelm und Leonine näherten sich den Beiden. Alle Vier umgaben Benigna und legten in ihre Hände den Schwur ab, ihr zu gehorchen, ihr keinen Kummer zu machen, nachgiebig zu sein gegen einander, und nur an Einem festzuhalten: an der Ehrfurcht für Sie!

„Und wenn wir das thun,“ erklärte Wilhelm, „dann sind wir fest verbunden; dann vermag nichts uns zu trennen; dann gibt's keine Reibung mehr . . . denn die Planeten gehen folgjam und friedfertig um ihre Sonne.“

(Schluß folgt.)

San Fernando de Apure.

Venezolanische Skizze

Friedrich Gerstäcker.

San Fernando, jenes Städtchen am Apure, das ich nach langem, mühsamen Ritt durch die Páanos erreichte und von wo aus ich meine Fahrt den Apure hinab und in den

Orinoco hinein fortsetzen wollte, wäre eigentlich zu unbedeutend, viele Worte darüber zu verlieren, wenn es nicht zugleich ein kleines Spiegelbild aller dieser Pläze im Innern von Venezuela wäre. Nur deshalb mag es hier doch einen Platz verdienen.

In der That liegt es fast im Mittelpunkt des ganzen ungeheuren Staates, und man kann eigentlich gar nicht sagen, daß ein wirklicher Weg dahin führt oder daß es, wenn man es endlich erreicht, wirklich so ausfällt, als ob es mehr als einen Sammelpunkt von Menschen umschloße, zwischen denen sich ein paar kleine Ströme niedergelassen haben, um ihnen die allererforderlichsten Bedürfnisse zuzuführen. Trotzdem aber ist San Fernando einer der bedeutendsten Handelsplätze Venezuelas, und in ruhigen Zeiten — wie selten freilich in diesem von Revolutionen zerstückten Land — kann manches nicht unbedeutende Vermögen dort verdient werden.

Die Stadt selber sieht nicht danach aus. Sie ist allerdings über einen ziemlich großen Flächenraum verstreut, hat aber schmale Straßen und niedere, kleine Häuser, mit der Gassefronte fast einzig und allein am Ufer des Apure; während der Platz, wenn man diesen Theil der Stadt verläßt, im Innern fast wie ausgestorben erscheint.

Auch die Bauart ist nicht die anderer altspanischer Städte von Südamerika, denn flache Dächer sieht man nir-

gends, sondern bei den besseren Wohnungen Ziegeldächer, während die ärmeren Wohnungen mit den Blättern der diesem Himmelstrich eigenen palma sombrero gedeckt sind. Dasselbe ist aber fast in dem ganzen nördlichen Theil von Venezuela und ebenso in Neu-Granada und Ecuador der Fall und mag seinen Grund in den furchtbaren Regengüssen haben, die hier in der heißen Jahreszeit vom Himmel niederzuschütten. Caracas, La Guaira, Puerto-Cabello, Bogotá in Neu-Granada, Cuito und Guayaquil in Ecuador, und fast alle größeren Städte haben diese Bauart, und selbst im äußersten Süden, in Valparaiso, Valdivia, tritt sie wieder auf, während aber Peru und Argentina ganz den alten Charakter bewahrt haben.

Nach in Mexiko habe ich kaum ein anderes Haus als mit einer sogenannten Azotea (einem flachen Dach) gesehen.

Die Gebäude in San Fernando haben alle nur einen Stock, obgleich ich kaum glaube, daß diese außerordentlich flache Gegend, die ohne einen einzigen Stein, doch wohl ausschließlich aus angeschwemmtem Grund besteht, je von Erdbeben heimgesucht werden könnte. Aber die Leute haben ja auch Platz genug und brauchen dann ebenfalls keine Treppen zu steigen.

Nur ein einziges zweistöckiges Haus stand in San Fernando an der Plaza. Dort war das Hauptkommando der Regierungstruppen und oben wohnte General Pedro Ruiz.



Die Trochit-Kapell auf dem Orinoco. Originalzeichnung von H. Dietz. (S. 138.)

Rojas, ein Mann, der vielleicht in Venezuela hätte eine bedeutende Rolle spielen können, wenn er das früher gethan, was doch jetzt nicht ausbleiben konnte — daß er nämlich die Regierungsgeschäfte für verloren sah und entschieden zur andern Partei übertrat. Er war aber einer jener Politiker, die man in Amerika fencible nennt. Er sah oben auf der Frenz und jagerte so lange nach einer oder der andern Seite hinabzuspringen — bis es ihm nichts weiter half, als daß er sich persönlich in Sicherheit brachte. Erst als Nelson Rückkehr, ging er mit seinen Truppen zu der Partei der Plänen über. Wenn er aber früher selbst die Chance hatte, Präsident zu werden — denn er würde den traurigen Konflikt dadurch augenblicklich gehoben oder vielmehr entschieden haben, so scheint das jetzt vorbei. Er that es nicht freiwillig, sondern nur gezwungen, und die Unionspartei traut ihm eben nicht mehr.

Gehör kann der Herr aber nicht haben, denn nicht und unmittelbar unter seinem Fenster vollführten die Soldaten den ganzen ausschlagenden Tag einen solchen Heidenlärm mit Fischen, Trommeln und Trompeten, und Nachts mit Singen und Gitarre spielen, daß jeder Andere davon taub geworden wäre und es die Nachbarschaft wirklich zur Verzweiflung trieb. Aber es schien ihm gar nicht zu rühren, und so lange ich mich in San Fernando aufhielt, wurde es hartnäckig und unverbessert fortgesetzt.

San Fernando hat aber wirklich eine so günstige Lage, wie sie nur eine Binnenstadt haben kann — etwa wie St. Louis in Nordamerika, und wären die Amerikaner im Besitz des Landes statt der spanischen Kräfte, so würde der Ort auch seine Einwohner nach Hunderttausenden zählen. So aber wächst es nur langsam und allmählich fort, ja scheint in solchen Zeiten, wie die jetzigen, kaum sein Dasein.

Der Apure selbst ist jetzt prächtigen Baugründe wegen berühmt, und sämtliches Vieh, das daraus nach dem nördlichen Markt getrieben wird, muß hier den Fluß kreuzen. Dabei bildet es den Centralpunkt jeden Handels nicht allein für die Planeros (Bewohner der Planos), sondern auch mit dem oberen Apure, Nutrias und einigen noch weiter oben gelegenen Städten — in der Regenzeit natürlich.

Die Wasserverbindung in diesen Gegenden ist auch wirklich eine außerordentliche, und wenn wir eine Karte von Venezuela ansehen und eine Menge von kleinen Klüften darauf angesehen finden, so glauben wir kaum, daß das ist außer mächtigen Strömen, die ganz enorme Lasten tragen können, da sie selbst in der trockenen Jahreszeit Wasser genug halten.

In diese Wasserverbindung reißt eigentlich hinein bis in die Gebirge, denn von Bogotá in Neu-Granada herab — wenigstens nur kurze Strecken von jener Hauptstadt der

Schweizerrepublik entfernt, — kommen große Flußarme, die dort gebaut und dann Tausende von Meilen entfernt in Bolivia am Orinoco aufgeleitet und vervollkommen werden, den mächtigen Meta-Ström herab, während ebenso die Andianer vom Rio Negro — eines Tributaris — ja man könnte sagen eines Arms des Amazonenstroms, ihre Produkte ebenfalls an den Apure schaffen und ihre Fahrzeuge mit Waren beladen wieder zurücknehmen. Ein Hauptarm des Orinoco, der Cahuquiere, fließt ja auch mit dem Rio Negro in so genauer Verbindung, daß fast gar keine Wasserhöhe zwischen beiden zu liegen scheint, daß die Canoes der Andianer — vielleicht mit einem kurzen „Trageplatz“ dazwischen, aus einem in den andern Strom passiren können, das einzige derartige Beispiel zwischen zwei so gemähten Wasserläufen vielleicht auf der Welt.

Der Fischhandel mit seiner Durchpassage bleibt aber für jetzt noch immer die Hauptfrage für San Fernando, und seit der aufgeführt hat, da Niemand es magt, ein einziges Stück in die Nähe der Amariños zu bringen, so liegt auch der Handel in der Stadt so total darnieder, daß nicht einmal eine einzige Kassa (Kasse, futterartige Fahrzeuge) dort Frucht fand und den Apure hinunter wegzunehmen wäre, weshalb ich selber selber ein Canoe mieten mußte, nur um meine Reise fortzusetzen.

Die Art, wie die Thiere über den Strom gebracht

werden — da an dem Platz noch nicht einmal ein größeres Fährboot als ein Gange existirt, ist eigentümlich. Die Fährboote werden nämlich, wenn sie am Fluß ankommen, in einen sogenannten Canal oder eine Umfassung getrieben, die mit nach dem Flußrand zu offen ist, und sobald Alles vorberedet und die Treiber stationirt sind, reitet einer der Mannen zwischen die Thiere hinein und nach dem unmittelbaren Uferstrand. Man beginnt am Ufer das Schreien und Heulen, um die Herde in den Strom zu drängen, den sie aber nur sehr ungern annehmen. Soweit sie aber durch die hinten befindlichen dem Wasser jugedrängt werden, springt der Mann, der ein tüchtiger Schwimmer sein muß, mit seinem Pferd in den Strom hinein, wirt sich, unten angekommen, aus dem Sattel und schwimmt neben dem Pferd des andern Ufer zu.

Nicht folgen auch die Kinder — zuerst einige der besten oder kühnsten, wie man es nehmen will, die durch das Schreien eingeschüchtern werden, dann die ganze Herde nach, und letzten geschieht dabei, trotz der Breite des Stromes, ein Unfall.

Der Fluß ist übrigens ein ganz tüchtiger Strom und reichlich noch einmal so breit, als die Elbe bei Dresden; er nimmt aber auch eine Menge von anderen großen Strömen auf und fließt zu dem Rio de la Plata in einem ähnlichen Verhältnis, wie in Nordamerika der Mississippi zu dem Mississippi.

Nicht lag, wie gesagt, der Handel ganz darnieder und viele der Händler hatten sogar ihren Laden nicht einmal geöffnet — besonders wenn sie Schwarzwaren feil hielten, denn die Soldaten kamen häufig hinein, kauften etwas und hatten dann wie Geld, um es zu bezahlen.

Fremde sind wenig in San Fernando, Spanien ausgenommen, in deren Händen auch der meiste Verkehr ist. Einige Italiener dagegen haben die verschiedensten Läden inne — wie überhaupt in ganz Südamerika — wo sie kleine Schenkstände oder Materialwaaren-Handlungen halten. Auch ein italienischer Schneider war dort anzufinden, wie ein deutscher Hutmacher. Das nächste ist eine Eigentümlichkeit Südamerikas oder vielmehr der spanischen Kolonien, daß man, wenn auch in einer Stadt keinen einzigen Deutschen, doch jedenfalls einen deutschen Hutmacher findet.

Natürlich quartierte ich mich gleich in der besten Posada ein, aber selbst die nicht

ein getrenntes Bild derartiger Blöße in spanischen Ländern und verdient deshalb ein paar Worte.

Das etwa vierstündige (im Verhältnis des Mannes nach, denn sonst hätte es gar nicht) Haus war in zwei Hälften geteilt. Die linke nahm eine Pulperia oder ein Krautladen ein, die rechte war das Parlor und Speisezimmer. Und wo schliefen die Gäste? — Wo sie schliefen. Rechts im Hof lag die Küche und eine Art Vorratskammer, links zwei kleine — Stuben kann man eigent-

lich kaum sagen, mit fahlen, ungewaschenen Leinwandtüchern, die ein anderes Ansehung hatten, als in jeder Wand einen eigenen Fleck. In denen konnte der Gast seine Chinchorro aufhängen, denn auf der Erde schlief hier kein Mensch. Es gibt auch wirklich manches Angezielter am Boden, und besonders ist San Fernando seiner Niguan oder Sandhölzer wegen, von denen ich mir auch einen mit auf die Reise nahm, betrübt.

Im Hof stand noch eine Art von Veranda, wie das ganze Gebäude mit Stielen gedeckt, wo ein Halb und eine Gelin angebunden standen. Zwischen diesen beiden, da ich stets in trüger Luft schlief, wenn ich es haben kann, hing ich mir meine Hängematte auf und schlief dort vorzüglich, wenn nicht die verschiedenen Haus- thiere manchmal ein Konzert gaben, und das war wirklich der Mühe wert.

Mit Ausnahme einzelner Kautschuk- (Werde habe ich dort gar keine gesehen, da man sie wahrscheinlich alle aus dem Bereich der Soldaten gebracht) gab es nur viel in der Stadt, die zum Wasserholen und hundert anderen Dingen regelmäßig benutzt wurden. Aber gerade jetzt den Schülern, wenn es Nacht — was jede Nacht wenigstens zweimal geschah — einen der viel eifriger, seine Stimme in dem kläglichen Geheul dieser Thiere ertönen zu lassen. Vielleicht rief er die Gelin, die aber antwortete ihm, ein oder zwei Quadras entfernt, daß sie ja angebunden sei und nicht fort könne, und nun hatte die ganze Familie, von den verschiedensten Seiten her, ebenfalls ein Wort mit dreinjureden. Und das nicht allein, die Kautschuk- nahmen Theil an dem unglücklichen Schicksal der Lebenden, die Jahre hingen dann regelmäßig an zu tränen, die Hunde an zu bellen, und es war, für eine Viertelstunde wenigstens, ein wahrer Höllenlärm.

Arme Gelin, sie haben ein Recht zu schreien, denn wenn irgend ein Thier auf der Welt schlecht behandelt wird, so sind es die Gelin in Südamerika. Das Kautschuk muß auch schwere Lasten tragen, aber man verwendet doch auf diese mehr Sorge, denn ein gutes Kautschuk liefert von zwei bis dreihundert Peisos. Für zehn Peisos bekommt man aber einen Gelin und dem wird jetzt aufgeladen, was er eben aushalten kann. Sein Haken ist mundgerieben; nimmt man ihm den Pochstiel ab, so setzen sich handgroße, wundgedennte und oft eiternde Stellen, auf welche sich augen-

Künstlertypen.

Originalzeichnungen von F. Schöberg.



Kunstlertypen.



Illustration.



Illustration.

blüht die Fliegen setzen. Aber was thut das? Sobald man ihm die gewöhnliche Zeit zum Streichen gelassen — ob er dranhin in den dünnen Flansen etwas geschoben oder nicht, bleibt sich gleich — wird ihm der Pochstiel wieder aufgelegt und unerbittlich festgeschraubt, und sagt man den Leuten etwas darüber, so ist die einzige Antwort, die man bekommt: „Warum ist es ein Gelin geworden.“

Thierquartiere-Bereine mit weichen Mitgliedern, die kleine, unangenehme Wunde haben und sie zuweilen besser füttern und küssen, als arme Kinder geküßt und gebettelt werden — hier solltet ihr eure Wirksamkeit entfalten, — aber, anstatt auszugehen und jenen Elend ein Ende zu machen, bleiben die Damen zu Hause und leisten ihrem letzten Vitzlicher Gesellschaft.

Der südamerikanischen Gelin ist aber in der That nicht zu helfen und wir thäten nur immer die jungen Gelinlein leid, die so verunglückt am Wege standen und mit den schon

völlig ausgewachsenen Ohren und dem biden, wulstigen Kopf gar so ruhig und vermischt aussahen. Sie kennen das Leben bis jetzt nur von der glücklichen Seite, aber ihre Zeit kommt auch, wo ihnen zum ersten Mal ein Pochstiel aufgelegt wird, und dann sind ihre frohen Tage vorbei — schöne Jugendzeit.

In San Fernando lag, wie gesagt, eine Truppe Regierungssoldaten, die sich in einem geräbels vermauertem Zustand befanden, wie die am Calaboya. Mächtig genug haben sie aber aus, wenn man Abends, bald nach Sonnenuntergang — denn später wurde man fortwährend von ihnen um die Parole angefahren — an ihnen vorüberging. Auf der Plaza lagen eine Menge von Stuhlwunden und auf diesen hatten sie sich ihre Betten gemacht, d. h. ihre Cobia darüber gebreitet und sich mit ihrer Wustete drauf gelegt. Dort wurde auch Abends gefungen und Guariate gespielt — oder vielmehr geschlagen, und die Frauen ließen indessen

zwischen den verschiedenen Gruppen herum und suchten an einzelnen kleinen Feuern ihre Mahlzeiten. Diese Arbeiter waren auch eben so leutlich, als die Soldaten von Caracas, die sie einen Realis oder etwas kleine Ränge verschämten; doch muß ich gestehen, daß ich von diesen verarmten Soldaten weit weniger angezogen worden bin, als im Norden von den regulären Truppen.

Am zweiten Tag wurden indessen die Häute abgeholt. Der eigentliche Reiter machte doch wohl besetzt werden, da ihm schon ein paar Abenden gekommen waren, ohne daß er den „glücklichen Kinder“ hätte aufreizen können. Die Soldaten mußten sich jetzt auf ihre Leichen legen. Uebrigens blieb es noch immer trocken, obgleich man die Regenzeit schon seit etwa 14 Tagen stündlich mit Sehnsucht erwartete. Der Fluß lag ausnahmsweise trocken, während der Harico, aus dem sonst ebenfalls kleine Vögel herauskamen, ordentlich flaubte.

spielte zu. Dann richtete sie sich auf, der zierliche Wand ward ernst, ihre Blicke starrten in die Ferne, — und nun sah der Mann, der das Geruchrohr unterwand am Auge hielt, daß die langen Jahre, seit er diese Dame nicht gesehen, auch über ihre lieblichen Züge nicht spurlos hinweggewischt waren.

Er erkannte sie trotzdem; nur zu deutlich erkannte er die Frau, die ihm vor zwanzig Jahren eben hier, an demselben Ort, in allem Glanz der ersten Jugendblüthe, vor Augen gestanden. So hatte sie auch damals wohl vom Fenster herab über die Gasse hin geblickt, die er seitdem nicht mehr betreten, nur noch im Traume zuweilen sich vorgestellt hatte. So prägte er auch damals zu ihrem Fenster hinauf, aus dem Schatten der Ahornbäume zu ihren Füßen, — nur mit anderen, veränderten Gefühlen als heute, mit Gefühlen verklärter Eifersucht, ob ihr Gesicht nicht edelmehr und ihre Stimme nicht reifer. Zwanzig Jahre waren seit jenen Sommertagen dahin — und da lagen nun ihre kleinen Hände auf demselben Sims, und er spähte wieder hinüber, — als wären die zwanzig Jahre, oder dieser Augenblick, eine Geburt des Traums. Abnunglos stand sie da, den Schleiher für einen Augenblick von ihrem Leben gelüftet, eine Verköhlte, Vergessene, hinter einem dunklen Geheimniß gelehnt, — und zweihundert Schritte von ihr stand der Mann, der sich das Wort gegeben hatte, ihr Geheimniß und ihre Ketten zu zerbrechen.

Er ließ endlich das zitternde Geruchrohr sinken und rauchte sich aus seinen Gedanken auf, um nicht die lang-gemeinere Zeit zur That zu verlieren. Die Glocken ver-läuteten, die letzten Kirchengänger glitten eben über den grünen Platz vor dem Portal dahin, die Straßen lagen todt in der vollen Sonne. Leise Stühle, dachte er, ist besser als die Nacht, und schloß unwillkürlich nach der Tische, in der seine Waffnen stunden. Noch stand die Dorne im Fenster und starrte hinaus. Eine Hand legte sich ihr plötzlich aus dem Dunkel des Zimmers her auf die Schulter; bei dieser Berührung saß sie leicht zusammen und wandte mit einem träumerischen Lächeln den Kopf zurück. Der Späher streifte all seine Schreie an, den Kopf, der hinter ihr aufschaukte, zu erkennen; aber die Nacht des Raumes zog ihn wieder auf. Die schöne Frau, wie wenn sie gehalten wäre, zog schnell den Schleier über das Gesicht; die Hand auf ihrer Schulter verschwand, sie trat zurück, die Vorhänge schlossen sich und die ganze Erscheinung war wie ein Bild des Geheimnisses verschwunden.

Der Fremde ersuchte wie aus einem Traum. Er rief alle Rathlosigkeit und Häßung auf, deren er fähig war, und er sah noch klar besonnen hatte, was in seiner wunderbaren Lage zu thun sei, war er schon den Hügel hinunter und schritt an der Mauer des stillen Nachtheils entlang seinem Ziel entgegen. Das Schloß lag am äußersten Ende des Dorfs; er lief seine Gefahr, daß einer der Dorfbewohner ihn hier entdeckte. Nur vor den großen dunklen Augen des Schlosses, den langgestreckten Fenstern, wünschte er sich zu verbergen. In seinem Gedächtniß wachte ein heimliches, dämmeriges, dicht überlautetes Bild des kleinen Schlossgartens wieder auf, in dem er einst die ersten schmerzlichen Gefühle seines Herzens gefühlt hatte. Aber nicht er sich näherte, erkannte er nicht mehr, der ganze Garten schien zerstört zu sein. Nur eine Wiege mit wenigen Bäumen zog sich, wie das Glorid um eine Felsung, auf drei Seiten um das Schloß herum. Er wandte sich nun vorsichtig der oben, fensterarmen Rückseite des alten Gebäudes zu: ihm war, als müsse er hier ein verdecktes, rundes Fenster wiederfinden, das er als Knabe einmal verlockend geöffnet hatte, um unbemerkt in das Schloß zurück zu gelangen. „Es gibt kein anderes Mittel“, sagte er sich, als ihm bei dieser Vorstellung das Blut vor Scham ins Gesicht schloß; „ich muß mich einzuschleichen suchen wie der Dieb in der Nacht. Geheimniß gegen Geheimniß — bis ich Raum habe, mich ihm offen zu zeigen.“

Er hatte sich nicht getäuscht: in dem Winkel, den ein Vorsprung in der Mauer bildete, über einer stark verriegelten Thür, die in den Keller hinunterführen mochte, erkannte er das tief in die Wand eingelassene bogenförmige Fenster, durch ein Wetterdach gegen jeden Blick von oben herab geschützt. Er trat eilig hinein, Niemand schien ihn zu sehen. Die Vertiefung, in der dieses Fenster lag, war von unten mit der Hand zu erreichen, und wenn er sich, auf einen Einbruch in die Mauer gefaßt, hinaufschwang, so konnte er in der Vertiefung niederstehen, um das Fenster zu öffnen. Er überwand den Rest von Widerwillen, der sich noch in ihm ankettete, und glitt geräuschlos empor. Auch das trüb, verstaubte Glas des Fensters sah er in das dunkle Licht hinein. Von innen war es durch eine Krampe festgehalten; er zog sein Dolchmesser hervor und hing an, den Haken nach wegzuschieben, um für eine eindringende Hand Raum zu gewinnen. Doch es dauerte seiner Ungeduld zu lange; von der Aufregung übermannt, stieß er die große Fensterscheibe ohne Weiteres mit dem Dolchmesser ein, daß die Stücke klirrend noch innen stürzten, und wängte sich eilig nach, in den dämmernden Raum hinauf.

Es war ein langer Gang, in dem er sich wiederfand;

vom andern Ende leuchtete der Tag in breiten Lichtern herein. Noch hörte er nichts. Der Gang war öde und kalt. Er zog seine doppelwändige Pistole aus ihrem Versteck hervor und ging mit lauten Schritten über den kalten Steinboden auf jene Wüstung zu. Als er sie erreicht hatte und durch eine halbverfallene Thür auf das große Treppenhaus hinaustrat, vernahm er endlich den ersten fremden Laut, einen unterdrückten Schrei, — und sah auf der Treppe, mit halb offenem Munde über das steinerne Geländer vorgebeugt, eine seltsame Gestalt. Ein mächtiger, breitschulteriger Mann mit schneeweißem Haar und vollem, rötlichem Gesicht, in reich betriehter Vorree, starrte auf den Eindringling herunter, wie wenn seine Züge in diesem Augenblick eingefroren wären, und hielt die Arme heftig gegen ihn ausgebreitet.

„Fürchten Sie nichts“, sagte der Fremde leise. „Ich bin weder Räuber noch Geisteskrank. Ich habe ein Wort mit Ihrem Herrn zu reden, in aller Stille. Ersparen Sie ihm und sich jeden Anstoß und führen Sie mich zu ihm.“ — „sogar, wo er auch sein mag.“

„Er wird Sie niederstrecken“, sagte der Alte, als er endlich Stimme gewann, und schien an allen Gliedern zu zittern.

„Das ist meine Sorge“, erwiderte der Fremde. „Sie sollen ihn durchaus nicht auf meinen Besuch vorbereiten, mein Freund; so ist es nicht gemeint. Sie sollen mir nur das Zimmer zeigen, wo ich ihn finde.“

Er hatte unterdessen die Treppe erreicht, und da der Diener noch schlaflos stehen blieb, sprang er, ohne sich lange zu bekümmern, an ihm vorbei, über die schalldämpfenden Teppiche hinauf, die die Stufen bedeckten. Nun stand er oben und sah sich vor einer hohen Thür, die ein wenig geöffnet war und hinter der ein dunkler Vorhang sich im Lustig bewegte. Er glanste drinnen ein Geräusch zu hören, so that er sich, schob den Vorhang zurück und trat hinein.

In einer Nische des hohen, verhangenen, halbdunklen Gemachs erblickte er den Mann, den er suchte. Obwohl sein Auge sich erst an die Dämmerung gewöhnen mußte, erkannte er das dunkelfarbige, schärf umrissene Gesicht und die feurigen Augen, die unter der stark gewölbten Stirn hervorblitzten. Der Graf schien eben von dem Schloß hinter ihm aufgesprungen zu sein; seine kraftvolle Gestalt stand etwas vorgebeugt, wie wenn er noch vor einem Augenblick, ganz Ohr, gehorcht hätte. Jetzt, da er den Fremden einbringen sah, griff er wie mechanisch nach den Waffen, die an der Wand hingen. Der Eingetretene zog rasch die Thür hinter sich zu, trat dem Grafen einige Schritte näher und hielt seine eigene Waffe vor sich hin.

„Leonardus Cornelius“, sagte er mit erzwungener Ruhe, „Ihr kennt mich vielleicht nicht mehr. Ich habe mir erlaubt, Euch zu erkennen, und dringe hier so un-gemeinlich ein, um Euch zur Rechenschaft zu ziehen und das Weib meines Bruders zurückzufordern.“

Der Graf sah ihm einen Augenblick mit durchdrin-genden Augen an und nickte dann still. Er hatte eine Pistole von der Wand genommen, und mit dem Ansdruck der wildsten Entschlossenheit hand er dem erkannten Feinde gegenüber. „Man dran“, sagte er, „so werde ich Euch zu tödten fassen. Ihr oder ich — Einer muß aus der Welt. Es thut mir leid, daß ich Euch keine andere Be-willkommung anbieten kann.“

„Ich habe keine andere erwartet“, erwiderte der Fremde. „Ihr begreift auch wohl, daß, wenn ich eine andere Entscheidung gefaßt hätte, ich nicht so verstoßen und als einzelner Mann, sondern mit den Hülfstruppen der Gerichte zu Euch gekommen wäre. Aber ich zog die-ses geräuschlose Verfahren vor. Die Frau meines Bruders soll nicht am zweiten Male zur allgemeinen Fabel werden, — das begreift Ihr so gut wie ich. Entweder Ihr tödtet mich, und dann möge Ihr thun, was Ihr könnt, Euer Geheimniß zu wahren; oder ich tödte Euch, — und dann sei es meine Sorge, die Unglückliche zu beschützen.“

Der Graf, der unterdessen regungslos dagestanden hatte, warf einen wilden Blick und trat einen Schritt auf den Andern zu. „Die Unglückliche, sagt Ihr! Was wißt Ihr von dieser Frau? Wer hat Euch gesagt, daß sie unglücklich ist?“

„Ihr mißversteh mich. Ich weiß nichts von ihr, und will nichts wissen, als daß sie meines Bruders Weib ist. Und ich stehe hier, um meinen Bruder und — und unser Haus an ihrem Entföhrer zu rächen.“

„Ich sehe nur Euch“, erwiderte der Graf. „Wo ist Euer Bruder? Warum kommt er nicht selbst, um sein angebliches Eigenthum zurückzufordern?“

„Ich bin Euch keine Rechenschaft darüber schuldig, — so wenig wie er. Ich stehe hier in seinem Namen; das muß Euch genügen.“

Der Graf starrte finster vor sich hin und legte dann langsam, wie wenn die hohen schwebenden Gedanken folgten, seine Pistole auf den Tisch. „Mein, mein“, sagte er und schüttelte den Kopf. „Nicht ja. Nur Euch war möglich, Gabriel: daß Ihr mich im ersten Augenblick über den Haufen schaffet. — Ihr müht, oder ich Euch. Dann

wir's geschieden, und das Schicksal hätte durch eine Au-ge entschieden. Aber nun — ist es zu spät. Ich schäme mich nicht mit Euch. Euer Blut soll nicht aus mich kommen. Sophie — Sophie soll nicht um eines augen-blicklichen Risikos willen mich und Gluck und Zukunft ver-lieren. Ich habe die Sorge für ihr Glück, ihr Dasein übernommen — und ich darf sie nicht wie ein Knabe vergessen.“

Der Fremde — oder Gabriel — starrte den Grafen ohne Häßung an. „Was gedenkt Ihr denn zu thun, wenn ich fragen darf? Ihr werdet Euch nicht mit mir schlagen, sagt Ihr; — was habt Ihr vor, das ein Mann von Ehre thun darf?“

„Euch zu widerlegen“, erwiderte der Graf und hielt seine klaren, feurigen Augen fest auf ihn gerichtet. „Euch zu beweisen, daß dieser Fall in keinem Sinne zu den Dugendthaten gehört, die man mit der Pistole zwi-schen den Fingern spielt; daß Ihr mir durchaus keine Rache schuldig seid, und ich Euch keine Genugthuung. Gabriel! Ihr seid Beide keine Jünglinge mehr. Ihr wartet, so lange ich Euch lausche, ein edler Mensch. Ich denke, Ihr seid es noch. Werth ich Euch nun beweise, Gabriel, daß Euer Bruder kein Recht mehr auf sie hatte; daß sie vor Gott und allen edel denkenden Menschen frei war, zu thun und zu lassen was sie wollte; daß sie Nie-mand entführt hat, sondern nur sich ein Mann fand, der sie mit tausend Opfern vor Vergewaltigung und Untergang zu retten mochte. — Doch was red' ich von mir! — Wenn ich Euch beweise, daß Ihr kein Recht mehr habt, hier einzubringen — ich weiß nicht wie — und wenn Ihr selber das bekennen müßtet, würdet Ihr dann darauf verzichten, zu Eurer Waise zu greifen?“

„Ich verleihe Euch nicht, Leonardus“, sagte der Andere finster. „Wie getraut Ihr Euch, diese Dinge zu be-merken? Mein Bruder verlangte seine Frau von Euch, die ihm kein Gott und kein Mensch abgeprochen hatte, Ihr entführte sie mit Gewalt, Ihr verurteilt ihn zu tödten, Ihr vergarbt sie darauf in das tiefste Geheimniß. Ihr habt sie in die feinerne Höhle eingesperrt, in der Ihr ihr nichts gelassen habt, als die Lust, um zu atmen, in der sie zu keiner lebenden Seele reden darf, als zu Euch, vor keinem Auge sich entschleiern, als vor den Euren — nennt Ihr das Alles ein unglückliches Weib vor Ver-gewaltigung retten? seiner Freiheit zurückgeben? für ihr Glück, für ihr Dasein sorgen? Ist das ein Tadel? — Wenn Alldemgegen, — und wenn ich nicht hier wäre, um an-dere Bekämpfung zu rächen, so triebe mich die heilige Pflicht, diese Gefangene einem Wahnsinnigen zu ent-lassen!“

Der Graf fuhr auf, doch nur einen Augenblick; dann heftete er seine Augen auf den Teppich und lächelte mit einer schmerzlichen Bewegung vor sich hin. „Es ist wan-derbar“, sagte er nach einer Weile; „so, ganz so, fast mit diesen Worten, hat' ich mir vor Jahren diese Scene gedacht. In den Jahren, wo ich noch daran dachte, Euch oder Euren Bruder eines Tages in meiner Höhle zu sehen; — wo ich oft sehr gefährlich war, mir den Dialog zwi-schen uns in jeder ganzen möglichen Entwicklung auszu-malen. Jetzt — jetzt erwartete ich Euch nicht mehr. — Aber was thut's — Ihr seid hier. Ihr sagt, was ich schon mußte. Ungefähr, was ich auch gesagt hätte. Er-laubt mir nun, Gabriel, auch mitleidig das zu sagen, was Ihr an meinem Plage sagen würdet.“

Er blinnte dabei mit einem feinen Lächeln in das ver-wirrte Gesicht ihm gegenüber, und warf ein halbes Auge auf die allmählig niedergelassene Waise in Gabriel's Hand. Gabriel, ohne ganz zu wissen was er that, den über-legenen Auge des Grafen ausweichend, trat an den Tisch und legte seine Pistole neben der andern hin. „Achtel!“ sagte er nach kurzem Schweigen. „Da Ihr schon so lange wißt, was Ihr in diesem Dialog zu sagen habt, so wird es Euch leicht werden, es — in aller Kürze zu sagen.“

Der Graf nickte. „Drei Worte sind genug“, erwie-derte er. „Gabriel, — Ihr habt sie lieb gehabt; Ihr wartet Sophien's Freund. Euer Bruder hat Euch darzu-gepaßt und sie mißhandelt. Wollt Ihr jetzt ihr Schicksal sein, ohne zu fragen, was es ihr bedeutet? Ob Ihr sie zerrütet oder nicht? — Ich werde mich an Euer Ge-wissen, Gabriel. Kein Mensch hat das Recht, das Leben eines Andern zu zerstören, weil er es nicht begreift — und wenn er diesen Andern auch noch so sehr geliebt hat.“

Gabriel zwang bei diesen Worten zusammen. Der Graf trat näher auf ihn zu und ließ sein Auge auf der Tische ruhen, aus der das Geruchrohr ein wenig hervor-ragte. „Was Euch auch immer das Ding da erspaßt haben mag“, fuhr er, mit einem leisen Klang von Ironie in der Stimme, fort, — „Alles, Gabriel, kommt es Euch nicht verfallen. In Sophien's Seele hat es Euch nicht ganz hineingeführt. Wenn Ihr auch davon etwas mehr zu erfahren wünscht — und wenn Ihr noch einen Rest von Gefühl für sie übrig habt — so laßt Euch die Mühe nicht verheizen, sie aufzuwecken. Schließt Eure Entscheidung auf, bis Ihr die Gefangene gesehen, bis Ihr sie und ihr Zusammenleben mit diesem Wahnsinnigen“ ein wenig geprüft habt. So werde keine Waise daran verkommen, sie vorzubereiten, auf sie einzumischen, oder

vergleichen. So wie wir hier stehen, schau' ich Euch zu ihr. Sowas Ihr über mich fertig habt, so oder so, entlass' ich Euch ungekränkt, — und Ihr mögt dann thun, was der Geist Euch gebietet."

Gabriel stand noch unerschrocken und horchte; denn ihm war, als hätte er in diesem Augenblick, durch einige Entfernung gedämpft, ein helles Lachen gehört, ein Lachen, das ihm nur zu wohl bekannt war. Es klang in dieses erste Gespräch hinein herein. Eine plötzliche Bewegung übermannte ihn; die Begierde, vor dieses lachende Gesicht zu treten und Sophiens Schicksal von ihm abzuleiten. Ohne hinzublicken, sah er die fragenden Augen des Grafen auf sich gerichtet, und um ihnen zu antworten, neigte er langsam den Kopf. „Ich danke Euch," murmelte der Graf. „Iret hier herein, Gabriel!" — Er hatte die Thür neben der Nische geöffnet, und ein heiteres Gemach, halbduffelt wie das erste, das sich auf die Wände mit Bildern bedeckt, ein großes Himmelszelt dem verhängten Fenster gegenüber. Sie traten ein; der Graf ging voran, in seinen atmodischen Schuhen, über denen die weichen seidnen Strümpfe glänzten, soß launlos über den dunklen Teppich gleitend, und hob einen Vorhang auf, der dieses Gemach von dem nächsten trennte. Mit einer halben Gebärde wies er seinem Gast; dieser trat an die Schwelle und blickte in die Dämmerung eines langen, etwas alterthümlichen Saals hinein. Nach hier drehte die riefenhafte Treppe den ganzen Boden. Das Licht floß gedämpft, und zum Theil durch farbige Gläser, aus den hohen Fensterhöfen herab, und spielte dort auf dem Teppich und auf dem Rücken einer weichen Kugel, ganz wie die, welche sich vorhin auf der Wiege bewegt hatte. Aber hier lag sie still zu den Füßen einer herrlichen, in sich verankerten, wohlbekannten Gestalt, die nahe am Fenster auf einem Sesselchen saß. In dem blaßgelben Kleid, in dem sie sich vorhin im Fensterhain gezeigt, ein schwarzrothes Band im dunklen Haar, die kleine Hand in ihrem Schooß mit einer goldenen Kette spielend, soß die noch immer schöne, geheimnißvolle Frau vor einem Bild, das auf einem kleinen Fuß vor ihr aufgestellt war, und las. Das schönste Mädchen ging eben über ihr Gesicht, und ihre Lippen lingen an, lautlos, aber in sichtbarer, aufgeregter Theilnahme, mitzulesen. Auf einmal brach sie wieder in dieselbe seltene Lachend aus, das schon vorhin Gabriel's Ohr berührt hatte, mochte mit einer unwillkürlichen Bewegung den Kopf, — und sah nun den Grafen und seinen Begleiter hinter dem Vorhang stehen.

Sie sprach auf; der Schreck schien sie erst in die Höhe zu reißten und dann an den Boden zu nageln. Der Graf stand still, diese Erregung ging über seine Züge. „Sophie," sagte er endlich mit ruhiger Stimme, „ich bringe Dir einen Gast, — den ersten, den wir in unserer Hause begrüßen. Er hat das Verlangen, seine alte Freundin wieder zu sehen. Wie Du siehst, hab' ich's ihm nicht verweigert. Ueberbringen wir dreißig Jahre und fangen wir da wieder an, wo wir als Kinder in eben diesem alten Saal aufgehört haben; verlaßten wir ein paar Stunden mit einander. Was er sonst noch will, das wird er uns selber sagen. Macht es Euch bequem, Gabriel! Dieses Zimmer ist das höchste im ganzen Hause. Was im Uebrigen den Empfang betrifft, so müßt Ihr es mit ein paar Einsiedlern nicht zu genau nehmen, die seit fünfzehn Jahren nicht mehr wissen, was es heißt, einen Gast zu sehen. Wie ich hier nur auf Küssen empfangt — wobei der Graf auf die weiße Kugel herantastet, die sich langsam mit getrimmtem Rücken genähert hatte und den Fremden verwardete aufgabte. Dieses da ist übrigens keine vergaberte Prinzessin, wie Ihr, nach Euren großen Augen zu schließen, anzunehmen scheint! Es geht hier bis jetzt noch Alles mit natürlichen Dingen zu, — und ich werde ganz profanisch dem Philipp Klingen, um eine kleine Verführung aus dem Stecker zu kolen."

Der Graf war mit diesen Worten in das kleinere Gemach zurückgetreten und zog an einer Schnur; im nächsten Augenblick kam der weißhaarige Kammerdiener aus des Grafen Studierzimmer hervor, warf einen verführerischen Blick auf den Eindringling und blieb dann gewaltsam vor seinem Herrn stehen, um dessen Weisheit zu empfangen. Gabriel hörte nur ein halbes, unverständliches Flüstern. Er näherte sich in einer unbefriedigten Erregung der Gräfin, die ihre schwarzen Augen auf ihn gefestigt hielt und durch ihre stumme Wäße sagte, was sie empfand. „Sophie," flammelte er langsam, „ich war eigentlich nicht darauf gefaßt, Sie — oder Dich — wiederzusehen." — Sie flarrte ihn fragend an. — „Ich dachte Dich nicht eher wiederzusehen," sagte er sich selber fort, „als bis ich — als bis ich mit Leonardus abgemacht hätte. Du weißt damit genug, am Dir zu sagen, daß ich Deinen ganzen Haß verdiene. Ich will nicht harmlos vor Dir erscheinen, als ich bin." — In diesem Augenblick kam der Graf zurück und näherte sich den Beden. Gabriel verstand. Die blaße Frau sah ihn schweigend an und schüttelte nur den Kopf. Der Blick, der diese Bewegung begleitete, sagte ihm mit einer stillen, schmerzlichen Bitterkeit, daß sie ihn dennoch nicht haßte. Sie reichte ihm ihre Hand und zog ihn leise auf einen Stuhl, der neben dem großen runden Tisch in der Mitte des

Saals stand. „Sei was Du willst," sagte sie endlich mit etwas zitternder Stimme. „Was geschieht, ist ja Schicksal. Setz Dich; Du bist blaß; dich Alles wird Dich angegriffen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Vonaventura Genelli.

(Von E. H.)

Der geniale unglückliche Maler Namens Jakob Correns, so hochachtungsvoll um die Erhaltung der deutschen Kunst, war 1798 zu Rom gestorben. Seinem theuren Freunde, dem talentvollen Landschaftler Janus Genelli, hatte Correns das von ihm 1792 beim ersten Konkurrenzschreiben geschaffene Gipsmodell zum Denkmale Friedrich's des Großen zu Werde und viele herrliche Handzeichnungen vererbt — hatte er doch am liebsten mit der deutschitalienischen Künstlerfamilie Genelli verkehrt — und in dem gastfreundlichen Hause so oft Trost und Speise und Kleidung, und zuletzt sogar die Mittel zu einer reich erschienenen Romreise gefunden. Der alte Giuseppe Genelli war als römischer Maler und Kunstversteher nach Neapel und von dort auf den Ruf des großen Friedrich nach Berlin gekommen. Seine drei Söhne wendeten sich gleichfalls mit großem Eifer der Kunst zu. Im Todesjahre von Correns — am 7. September 1798 — wurde dem Landschaftler Janus Genelli zu Berlin sein erster Sohn geboren. Er nannte ihn Vonaventura — denn nach der Bräuer die schöne römische Jagdenzeit nie verließen. Ein heisses Sehnen zog sie erst nach dem verlorenen schönen Lande der Kaiserlichen Kunst und des verbliebenen Lebens. Und seine Schicksal sollte Vonaventura erben. Aber auch seine Mutter eine Deutsche — ja sogar eine Veronicerin — Vonaventura Genelli hat sich sein Lebenlang nicht in den engen, kleinbürgerlichen Schranken des deutschen Künstlerlebens: das nach Brod geht! — zurechtfinden können.

Es war ein ideal schöner Knabe mit klassisch reinen Zügen, großen flammenden Augen und wallenden Locken, dessen liebtes Spielzeug des großen Preussenkönigs Gipsmodell von Correns' Neiterstand war. Ständelung konnte er träumerisch hüpfen und das süßigste weisse Kammerl mit leuchtenden Augen anschauen. Da jagte wohl die erste ahnungsloser Traum von demjenigen eigenem Kunstschaffen durch des Knaben jugendliche, flammende Seele — hatte er doch von ersten Tagen an im Hause nur das, liebvolle Verwunderung für den Schöpfer seines Lieblingspielzeugs gehört. Und dann kamen die Franzosen nach Berlin — und im rohen Uebermut übertrugen sie das Denmal des unerschrockenen und wegen seines Stützpunktes so reichlich gekosteten alten Fritz mit einer schwarzen Ueberhaube. O, wie die großen Augen des schätzbaren Vonaventura von Jota und Jota und im Bewußtsein seiner eigenen Unmacht blühten — wie sich das kleine Herz frampelte zusammen, da er sein geliebtes Ideal von so rohen Barbarenhänden gezeichnet — für immer vernichtet sah. Sein Lebenlang hat er diesen Abdruck gegen französische Feindschaft und barbarische Kunstverächter nicht überwinden. Sein Junke moderner französischer Theateraufführungen glänzt in Vonaventura Genelli's Kunstschöpfungen.

Auch viele Handzeichnungen Correns', die der Vater befaß und der Knabe nie müde werden konnte anzusehen und auf seiner Schiefertafel wiederzugeben, legten früh das Samenleben klassischer Kunstformen in die junge, fruchtbare Seele. Sein erster Lehrer war kein Anderer als Johann Christian — der geniale Architekt und künstlerisch und wissenschaftlich gleich hochgebildete Hans Genelli — Kahl von Barbagens bewunderter und zu wenig gekannter Freund. Während der Weisung Berlins durch die Franzosen nahm Onkel Hans seinen lieben Schüler mit in die ländliche Einsamkeit zu seinem Freunde von Schierfeld nach Reichswalde. Mit den Vätern des Alten Testaments und der Dämonen Ueberzeugung des Homer, mit Don Quixote und Dantes — mit seinem glühenden, träumenden Herzen und seiner schäumenden Phantasie zog der schöne, lebensmüde Knabe sich gern in die rauschende Waldesheimlichkeit von Reichswalde zurück.

Schon mit fünfzehn Jahren verlor er seinen Vater. Als Schüler der Berliner Kunstakademie wollte er das Andenken desselben in seiner Weise ehren — und verfuhrte einen schönen Kartes des Verstorbenen in Farbe auszuführen.

Und kammer losender wußte das Land seiner Väter — seiner heißen Italienelandschaft — das Land mit dem ewig klauen Himmel und Sonnenchein und den schönen Wein — der alten reifen Kunstschätze und der ewig jungen klüßenden Kunst — die Erde mit Correns' Wäße: — Italia! Aber dem jungen Künstler waren die Schicksalsflügel durch blutige Hände der Lebensprosa gebunden: — er hatte kein Reisegeld! Da trat eine hochherzige Fürstin zu dem jungen traurigen Wanderer, und auf ihren lächelnden Will felen die bleichen Erdengötter — und mit gelblichzinnernden Schwingen flog Vonaventura Genelli nach Eudon — nach der großen Kunstakademie auf den hohen Bergen am Tiber. Seine Wohlthäterin, die Königin der Niederlande und Tochter Friedrich Wilhelm II. von Preußen, hat Genelli bis an sein Ende im dankbaren Herzen getragen.

Wahrscheinlich ein neues reiches Wunderleben blühte ihm da auf unter den Mythen- und Vorberäumen, unter den Sitzgelegenheiten und Kunsttrümmern der alten Kaiserstadt — unter den furchenpflanzenden Gärten und ideal lebendigen, plätschernden Becken der neueren Roma — unter den hohen Menschen mit den Fernen eines Antinous oder Elapio, einer Venus oder Juno, einer Helena oder Vene-

lope — unter den frohlichen, genialischen Mäulern Iphigeneia, Sphaera, Buanarotti, Corbelli, Cornelius, Rhodens, Reinhardt — nicht zu vergessen der misgrubende, küß etwas zu genialisches noch und der liebe kaiserliche Maler Wäße — auch Trakselmüller genannt!

Ja, das waren zehn reiche, herrliche Lebensjahre für unsern Genelli — und doch waren seine Schöpfungen auf seinen einzigen Lehrer hin — wie Genelli auch seinen einzigen Schüler hinterlassen hat. So ursprünglich, so durch und durch Original war Genelli in seiner Empfindung, in der schwingvollen — oft titanischen Phantasie und in der genialen Stubeit seines Geistes bei der Ausführung seiner Zeichnungen. Ja, weiter als Karlens stammt aus jeder römischen Zeit nichts — aber an neuen und frappanten Ideen, an mächtigen Linienführung und harmonischer Schönheit der Formen und Gruppierungen stehen sie noch heute unerreicht da. Das ursprüngliche seiner klassischen Natur ließ ihn keine Stoffe auch fast nur auf antiken Boden sinken. So zeichnete Genelli in Rom: Simon und Delia, Rebekka am Brunnen, Nachts unter den Rußen, Stranzig des Nachts und der Liebde, Kleop das Dürren Fabeln erzählend und Homer den Griechen seine Gedichte rezitirend, Apoll unter den Hirten, Les's Auswanderung aus Sodom, Joseph und Potiphar's Weib und noch vieles Andere.

Seine üppig blühende Phantasie, seine flammende junge Phantasie, das rings um ihn her stündlich quellende, laumelnde römische Leben hatten den Geist unserer Künstler aber fast als Abwesen geführt. Tod sein deutscher Sinn und die freie Phantasie seiner Freunde ließen ihn das Gefährliche des betretenden Weges bald einsehen und — verlassen. Als diese Mäße voll sinnlich erloschener Lustwäße verschwand für immer in seinem römischen Kamin. Viel hatte Genelli in Rom gelernt — nur eines nicht: daß die Kunst in unsern Tagen nach Brod gehen muß, wenn der Künstler nicht hungert!

Wie froh — wie beglückt folgte Genelli der Anforderung des reichen leipziger Buchhändlers Dörfl, einen Saal seines neuen Hauses mit Wandgemälden zu schmücken! Schon nach zwölf kleinen Gemälden über den Jenseits — aus dem Reich des Verfalls, Gammels, Traur und niederen Liebesgötter — ließ Genelli mühelos den Pinsel sinken — er konnte seine künstlerische Ueberzeugung nicht verlassen! Nur ein freies, lebendes Weib nahm er aus Leipzig mit, — sie folgte ihm erst nach Berlin und dann nach München in — nach und immer. Mühelos, in stiller Jutadagogenheit arbeitete Genelli weiter — aber seine Karlens mit den wunderbaren Linien, in denen eine einfache Linie des schönen Geistes oft mehr ausdrückt, als hundert Pinselstriche der goldverwundenen Lagsmaler — fanden nur wenige Käufer und geringen Lohn. Unter bitterem Mangel — unterstützt von seinen Freunden dank Genelli hier in München seine Knechtgeschichten zu Dante's göttlicher Komödie, zum Homer, zu Don Quixote, — die genialen freien Kompositionen: das Leben einer Hete — das Leben eines Wäßlings — an die sich späterhin die vierundzwanzig großen lebensvollen Mäße: „aus dem Leben eines Künstlers" anschließen — das eigene Leben Genelli's in seinen Hoffen und Träumen, Streben und Wenden, Kämpfen und Jagen und — Leben mit erschütternder Wahrheit darstellend.

Viele dieser Mäße sind durch Stich- und Steinzeichnungen vervielfältigt worden — aber lange nicht so bekannt, wie sie es verdienen. Ihre titanische Größe — ihr tiefer Gedankensinhalt ließen ihnen im Wege, um in deren Sinne populär zu werden. Cornelius und Raubach erkannten ihren Werth — die ganze ursprüngliche Originalität der ureigenen, edel bleibenden, antiken, idealischen Natur Genelli's an. Auch wo er einen fertigen antiken Stoff nahm, zeigt sich doch überall sein selbständiges bildendes Schaffen — seine unerschöpfliche Phantasie. Das antike, idyllische Leben war sein Element. Man nannte ihn: einen antiken Römer mit griechischer Bildung. Ein selbsten seines Geistes für Unmöglichkeit der menschlichen Formen, — Größe, Anmut, Grazie schweben alle seine Karlens — die Griechartigkeit und Stubeit der Umriffe war seine Größe. Bei allem Ungewöhnlichen, Abentheuerlichen — selbst im Dämonischen blüht Genelli doch stets geistreich und friedlich. Selbst das ehestigste Schicksal wird durch seinen Geist schön — die gewöhnlichen Situationen des hässlich Menschlichen, das quälende Klüßende gleich erscheinen auch ohne Fingerringe in leichter parodischer Unschuld. „In me non c'è regola" — für mich gibt's keine Regel — war sein Lieblingspruch.

Wie in der Kunst ein antiker Römer mit griechischer Bildung — so war Genelli im Leben an Herz, Charakter, Denken und Handeln ein echter Deutscher. Hochgebildet konnte er sich ganz in die Werte seiner Lieblingsliteratur vertiefen: Homer, Dante, Schopenhauer, Goethe. Aber ihnen und aus dem Alten Testamenten lag er tiefergehend immer neue wunderbare Ideen. Von den Werken neuerer Dichter liehte seine phantasievolle Natur Zimmermann's Wäßbäuben am meisten. Für das deutsche Volkswäße hatte er keinen Sinn, ebenso für die neue Wäße nicht. Glück und die alten italienischen Wäße entsanden ihm.

Seinen Freunden war er ein sehr opferwilliger, treuer Helfer und Kämpfer — den vielen Gegnern seiner familiären Eigenart ein milder, gerechter Feind. Sein tiefstes heiteres Erklärerlächel wandte den meisten Feinden ab.

Im praktischen Leben blieb der einsame — ja majestätische Künstler-Narr ein Kind bis an sein Ende. Er verstand es nie, das gelbe Glas am Flgel zu lassen und zu halten. Unverwundet um den Bruch der Nenge und um goldenen Lohn erbeutete Genelli in München zwanzig Jahre lang fast wäße — in bitterer Dürftigkeit unerschöpfend weiter.

Da — endlich — als Genelli schon nahe daran war, sein arme immervolle Leben von sich zu werfen, nahen sich ihm mit liebreicher Hand drei edle Wäße dieser Erde.

Der Freier von Schaf gab ihm zuerst Gelegenheit und das nöthige Brod dazu, sich auch als Meister der Farben zu zeigen. Genelli's große Leinwand: der Kampf der Europa — und: Hercules und Lyncus, gezeichnet noch heute zu den lebhaftesten Schöpfen der reichen Schaf'schen Gallerie in München. Sie, sowie seine vielen überall verstreuten Aquarellen, zeugen von seinem, makellosen Fortschreiten. Von diesen Bildern sprach Genelli's Ruf, schnell über ganz Europa aus. Zugleich bald ihm der edle, harte Geist und die milde, zartfühlige Hand der Fürstin Karoline Wittgenstein, Liszt's Freundin, die Nichte von Kaiser's Erbprinzen leicht trugen — bis Karl Alexander von Weimar dem vordringenden Genius in dem schönen, stillen Weimar im Jahre 1859 einen sorglosen, friedlichen Lebensabend bereite. Dort hat Konstantin Genelli am 15. November vorigen Jahres auch einen lobenswerthen, ehrenvollen Grabhügel gefunden.

Und bis an seinen letzten Lebenszug blieb Genelli seiner Kunst — sich selbst treu. Er lebte und starb als ein edler Künstler — als ein ganzer Mann. Die Kodelarbeiten und Entwürfe in der Kunst und im Leben verräthte er gleich tief. Wie dankbar er auch dem Großherzog für den stillen, sonnigen Aufenthalt in Weimar war — so lebte er doch mit Freimuth den ihm von seinem väterlichen Vorgesetzten Titel „Protektor“ bestimmt ab. Der Name „Konstantin Genelli“ war ihm mehr als alle Ehrenämter — er sollte auch der Welt genügen. „Nach ich habe einen Degen“, sagte er gern und brüderlich. Und der Großherzog verstand diesen edlen Mannesstolz zu schätzen — er ging auf diese Ablehnungsgelüste selber zu dem stolzen Künstler und verhöferte ihn seiner Hochachtung. „Ach ja, wer das hätte immer haben können!“ liebte Genelli mit frohem Wachen zu sagen, wenn er vor seinem hohen, künstlerischen Stillleben in Weimar sprach — und als er eines gefragt wurde, ob er wohl nach München zurückkehren möchte, da schüttelte er sich: „Dort! wie könnte ich wohl dahin zurückverlangen, wo ich mehr als zwanzig Jahre in Gefangenschaft gelebt habe!“

Wir schließen unsere kurze, kadenzvolle Lebens- und Künstlerzüge mit dem betreffenden Wort, das ein geistreicher Kritiker über Genelli's lebergeheimen Dägel hinstellt:

„Seine Werke sind keine Schule — sie sind eine Saat. Wie das Korn, das man in den vom Winden Kugeln gefunden hat, nach so vielen Jahren herrliche Früchte trägt — so wird auch diese Saat kinnen und grünen und goldene Früchte tragen — nach Jahrbunderten!“

Arnold Heilmann.

Reisebilder aus Rumänien.

I.

Ich hielt an der rumänischen Grenze.

Ein L. L. Grenzbeamter nahm meinen Reisepass in Empfang und gab, nachdem er sich von der Unverfälschtheit meiner Individualität überzeugt, das Zeichen zur Eröffnung des Reisepasses Nr. 1.



Ganz von der Luft
1890-1891

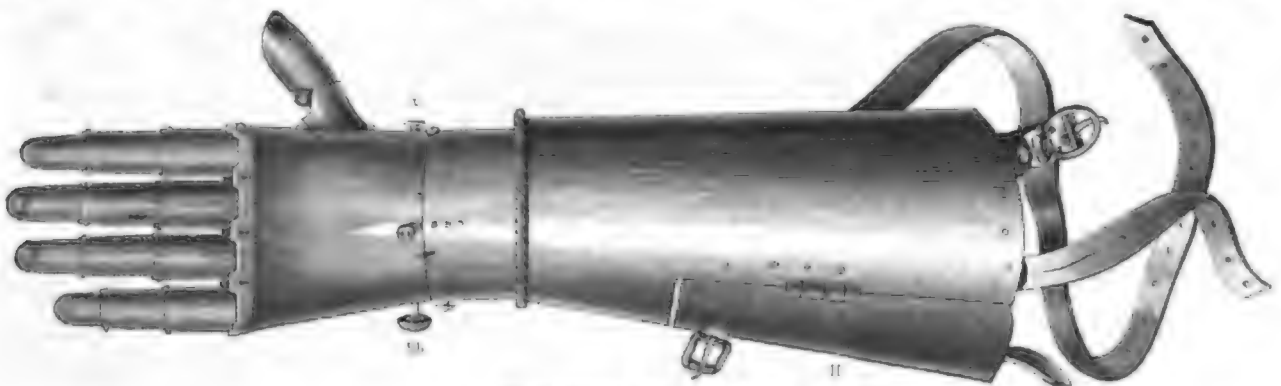
Der geübte Leser muß nämlich wissen, daß die Putzma von Waldo-Rumänien durch einen Graben geschützt ist, der zeitweilig Wasser enthalten soll, darum ein Grenzfluß genannt wird und dann auch, glaube ich, einen eigenen Namen hat. Dieser Graben kam nun hier sehr gelegen und man nahm mit Vergnügen die Gelegenheit wahr, über ihn eine Brücke zu schlagen und bräutete Brücke mit drei soliden Böden zu versehen — mehr gingen nicht darauf.

Das Thor Nr. 1 war verhältnismäßig ohne Schwierigkeiten passiert, nun aber standen wir vor dem Mittelthor Nr. 2, das, als neutrales, von beiden Seiten hin und her vertheilt wurde, und hielten die Dinge, die da kommen sollten. Aber es kam nichts. Als erzwungener Ausweg brannte nach die im Bewußtsein der Sonne heiß herab auf Mensch und Vieh, was unsere Situation noch un-

begünstig machte. Mein Fuhrmann wurde endlich ungeduldig und trieb einige gehäufte Worte an den jenseitigen, noch unheimlichen Thorwächter. Da erhob sich drüben eine schwebende uniformierte Gestalt, welche uns weit vom Wege eine Seite geboten, schwanke schlafranten und mahnend, ob der gedörrten Rinde, heran, öffnete mit Behutsamkeit das Thor und gab uns Einlaß. — Am dritten Thor, das aus der Sommerie halber da zu sein scheint, bereitete man uns merkwürdigerweise keine weiteren Schwierigkeiten. Mein Mann von der Grenzwaide war schon wieder auf dem Wege nach seinem Ruheplätzchen, und diesmal ging er schneller. Auf mein zurückendes Befragen, wo die Wälle revidiert wurden, wies er lakonisch auf ein am Wege stehendes niedriges Häuschen und verschwand.

Dahin trat ich nun und klopfte an verschlossene Thüren. Mein Kazi! Ich gehe in den Winterhof. Dort liegt im Schatten der schattigen Mauer ein menschliches Wesen, dessen sonores Schmeicheln sich in ungewöhnlicher Weise an die Ruhebedürftigkeit der menschlichen Natur anlehnt; einige Vorleserinnen können sich gerührt in aufgewählten Lager. Erst meinen wiederholten Anstachelungen gelang es, den Schläfer zu ermannen. Er richtete sich auf, rief sich die Augen, gab mir ein trübsames Lächeln. Auf meinen Wunsch, den Herrn Vorkühler zu sehen, erhob er sich ohne allzu große Mühe, mit dem Bedenken: er wolle nachsehen, ob sein Herr schon aufgemacht sei. „Also der schläft auch“, dachte ich mit und sah in Hamlet'scher Weise meinen ersten rumänischen Reiseindruck in der Erfahrungsfähigkeit zusammen: Man kann viel schlafen, ja sehr viel schlafen, und doch zur rumänischen Grenzwaide gehören. Endlich erschien die kontrollierende Vorkühlerin; aber keineswegs mit gestrenger Antomiene, nein, in Verwundbarkeit und Pantomime und jenem unbeschreiblichen je ne sais quoi in den Augen, mit jener verhängenden Unsicherheit in der Gesichtsfarbe und der Kinnung der Haare, die so ungewöhnlich auf ein plötzlich gekörtes Mittagsbischöfen deutet. Ich trat in das niedrige Kachelzimmer, dort Rode und Antwort zu suchen. Der Herr Vorkühler schien beherztlich von der Ansicht ausgehen, daß ein Fremder Rumänien nur in Geschäftsangelegenheiten betreten könne; als ich ihm denn meine Reise als eine Vergnügungsfahrt darzustellen bemüht war, betrachtete er mich mit einer Art von Mißleid und schien nach Sparen von Geistesverwirrung in mir zu suchen. Hätte er nur im geringsten Verdacht gegen meine christliche Konfession geschöpft, so würde er mich ohne Zweifel als Pagabund haben ausweisen lassen. Endlich entließ er mich.

Am nächsten, dem ich mich nun zuwandte, schloß man nicht. Ein dem mit der Gepäckrollen betrauten Zollbeamten verabschiedetes kleines Teacut bewilligte einen plötzlichen Anschlag seiner gegen mich gerichteten inquisitorischen Schannungen. — Während der Zeit lag mein Kollekter in Oeden mit den Ohren der Vorkühlerin, welche die innige Gewohnheit angenommen haben, von jedem die Grenze überschreitenden Fuhrmann auf eigene Faust eine Art Vierdecker zu erheben. Der meiste hatte vier Pferde, ergo vier Taktten zu zahlen; nach längeren Debatten einigten sich endlich die Parteien, und die Streit-



Das von Verfüßler's d. H. (2. 134)

frage wurde mit zwei Takten beigestellt. Und so rollten wir denn hinein in's rumänische Land.

Der Grenzort Widdaherz selbst ist ein langgestrecktes Dorf, das eigentlich nur aus einer einzigen Straße besteht und des Schenkenwesens nicht fehlt. Edelmützig, fast ausschließlich von handeltreibenden Juden bewohnte Paraden geben dem Reizenden gleich beim Eintritt eine schauerliche Vorstellung rumänischer Nationalarchitektur; unzählige, halb nackte, im Staube der Landstraße spielende Kinder weisen auf den Stand der rumänischen Kultur hin; während einige neben den Ruinen liegende und ihren Nahrung ausbleibende biedere Landleute auf die Rülle der ihnen gebotenen geringen Anregungen schielen lassen.

Allmählich verschwanden die letzten Häuser vor meinen Augen und ich ließ den Blick über die sich nun eröffnende baumlose Ebene gleiten, als mein Fuhrmann plötzlich im Radern inne hielt, dem Wille eines vorbeigehenden vorrückenden Wägenzuges folgend, welcher nun herantrat und mit schmerzlicher Entschlossenheit auf dem steinstreusigen Platz nahm. Ich wunderte mich etwas über das Aussehen des neuen Aufkommens, sagte jedoch nichts. Die Gegend war einkernig, die Nachmittagszeit einladend: ich lehnte mich in eine Wagende und schielte ein. — Als ich aufwachte, zeigte es gegen Abend, die erkrankten Pferde zogen langsam ihres Weges — da erblickte ich mit einzigem Erstaunen vor mir, an der anderen Seite des Aufkommens,

den breiten Rücken einer höchst corpulenten Jüdin, die zum Heberflus noch ein 10—12jähriges Schindeln auf ihren Hüften hielt. Die unwillkürliche, wenigstens zwei Zentner wiegende Zugabe gab mir nun den Momentan zur augenblicklich sehr verminderten Schnelligkeit meines Fortschritts und veranlaßte mich, an den Verhältnissen die motivierte Unvorsichtigkeit zu rüden, den gegen meinen Willen ungenügendem Vollaß über Bord zu werfen — was denn auch nach einigen Umwendungen gelang.

Nach lag im röhlichen Scheine des sinkenden Tages, geizig die Stadt Widdaherz vor uns. Die Wägenräder und Thurmzinnen leuchteten in der Abendsonne, die kleinen weißen Häuser sahen gar nicht unfreundlich drein und

[illegible]

halten gehört. Das war freilich eine lachende Sache bei solchen Umständen, wie sie sich vorfinden können.

Was man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr. Dieser, ist aber immerhin ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit zu finden. Was man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Die Reize, die man nun nicht vernehmen war man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Man könnte, wenn man will, es läßt sich auf der andern Seite auch nicht leugnen, daß die Beschäftigung des kranken Menschen, wie sie auch in seiner Psychologie der Augen ist, ein wenig nachlässig hingehört hat, und zwar als das Bisher nicht mehr.

Hofkühnen.

G. Freiherrn v. Thüngen.

(Hierzu das Bild S. 121.)

Neben dem Herrn und Fräulein lebt in den vorerwähnten Wohnungen noch ein kleiner Hund der Familie der Hofkühnen, das Hofkühnchen. Dieser kleine Hund ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Der kleine Hund ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht. Er ist sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein, und er ist sehr hübsch.

Der kleine Hund ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht. Er ist sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein, und er ist sehr hübsch.

Der kleine Hund ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht. Er ist sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein, und er ist sehr hübsch.

Der kleine Hund ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht. Er ist sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein, und er ist sehr hübsch.

Der neue Filtrir-Apparat für Gruppen auf dem Marsch.

(Hierzu das Bild S. 121.)

Die große Wasserleitung, welche in der Gegend von Berlin liegt, ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die große Wasserleitung, welche in der Gegend von Berlin liegt, ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die große Wasserleitung, welche in der Gegend von Berlin liegt, ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die große Wasserleitung, welche in der Gegend von Berlin liegt, ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die große Wasserleitung, welche in der Gegend von Berlin liegt, ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Es mit diesen Vorfällen nicht leicht gemacht, da nicht mit der neuen Methode der Filtration und der neuen Methode der Filtration.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Die neue Methode der Filtration ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Notiz-Blätter.

Literatur.

Der Herr G. Freiherrn v. Thüngen ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.

Der Herr G. Freiherrn v. Thüngen ist ein sehr hübsches Thier, das sehr gut zu seinen Herrn und Fräulein steht.



Gartenbauer. Von K. Peters. (2. H.).



Ein Ball im Saal der Villa. (Aus der Sammlung des H. Hofes, 18. Jhr.)

Eine alte Jungfer.

Roman

Karl von Holtei.

(Schluß)

Achtzehntes Kapitel.

Wie sind Richard und Leonore vermählt worden! Das junge Paar nimmt an winterlich-kaltem Abende Venetia's Treppen ein; die alte Jungfer hat ihren bequemen Lehmsessel dem Sohne Leo überlassen, der langausgestreckt, von den Strapazen der brüderlichen Brautführung sich erholen muß! — Sie selbst hält sich, auf einem Rohrstuhl ohne Lehne, starr und gerade emporgerichtet, und arbeitet ewig an einigen Spülungen der Ausstattung. Nur ein Gast wird noch erwartet zu solchem Besuche und stillen aller Hochzeitsfeier; doch dieser schämt über die Geduld. Richard spricht sein Ersuchen aus: „Er wollte doch schließlich um sieben Uhr wieder bei uns sein!“ — Die junge Frau schneidet: „Das hält ich vom Onkel Wilhelm nicht gedacht, daß er mich an meinem Ehren- und Freudenfest vergessen würde!“ — „In's Theater wird er gelaufen sein.“ vermutet Leo; „er hat nicht wenigstens eine Viertelstunde Kompensationszeit bei uns!“ — „Er hat sich gar nicht bedacht.“

„Wer weiß, was ihm durch den Sinn laufen mag!“ führt Richard fort; „die ganze Woche war er sehr sehr gestreut, ganz auf sein zukunftsabhängendes Gespräch mehr ein, gab verkehrte Antworten. Ich hab' mir schon gedacht, ob er etwa gar in Selbstvergessenheit verfallen möchte? Fragen wollt' ich ihn nicht, aus Furcht ihn zu beleidigen. Denn in diesen Dingen ist er sehr empfindlich.“

„Dahin seid unbedarft“, fiel Venetia ein: „Der Onkel hält ordentlich Haus, versteht seine Ausgaben genau nach den kleinen Einnahmen zu regeln, welche die einspruchsfreie Schriftstellerin ihm abwirft, hat niemals Schulden, und nennt sich selbst den pflichthaftesten Bedanten unter Allen, die in Berlin von ihrer Feder leben.“

„Ich habe schon deshalb“, pflegt er scherzhaft zu versichern, „seinen Anspruch auf Ruhm und Ruhm, weil ein geborener Dichter unmöglich so gute, solide Wirtschaft treiben würde!“

„Nein, was ihn dieser Tage beunruhigt hat, was ihn wahrscheinlich auch heute verheißt glücklich zu sein, sieht im innigsten Zusammenhange mit seiner alten, immer jungen Liebe.“

„Wie?“ wiederholten laut lachend das neue Ehepaar und Leo wie aus einem Munde. „Onkel Wilhelm liebt! Das klingt unglaublich.“

„Und ist unmöglich“, sagte Leo; „denn davon müßte Unserer doch etwas gewußt haben! Ich kenne seine Verbindungen, seinen Umgang, die Einteilung seiner Zeit bis auf die Minute. Ein Mann über die fünfzig ist nicht lapidar, heimliche Verhältnisse zu falsifizieren, wenn ein zwanzigjähriger Beobachter ihm zur Seite steht.“

„Wer denkt daran? Ihr jungen Herren der Gegenwart habt kein Verständnis von tiefen Seelenbewegungen, die aus der Jugend in's Alter hineinreichen, und fortleben ohne Wunsch, ohne Groß, nur um ihrer selbst willen. Die niemals Erneuerung fanden, noch begehren, oder die, wenn sie erwidert wurden, den Begehrten geopfert wurden. Die unglücklich wachen, und dennoch in ihrer Einsamkeit, reinen Entlassung dauernd beglückt.“

„Hier deutete sich Leonore zur Mutter hinüber und zog deren Hand an ihre Lippen.“

„Unser Freund Wilhelm“, fuhr diese fort, „trägt eine solche treue Liebe in der Brust. Es mag derin eine wildlebende, heftige Flamme gewesen sein. Jetzt ist's eine gelandete, heilige Glut, die ihn verewigend bezieht, die vielleicht mehr in der Idee, als in der Person ihre Nahrung findet, deren Gegenstand aber sich ebenfalls gelandert und erhoben hat. Ich war und bin seine Vertraute, ... ist er doch der Meinige gewesen. Ich mißbrauche dieß Vertrauen auch nicht, wenn ich vor euch den Schleier des kleinen Geheimnisses lüfte. Ihr müßt erfahren, was ihn gerade jetzt bewegt und beunruhigt, damit ihr bequemer jede Verheißung unterbrecht, die ihn verlegen könnte, wenn ihr Ereignisse betrübt, von denen die ganze Stadt voll ist. Eurer Begegnungsbild bin ich sicher, nicht wahr? Ihr werdet den besten der Menschen, den erprobten Freund, nicht tranken wollen durch private Rapselungen und Späße? Auch Du nicht, Leo? Versich mir's!“

„Aber Mutter.“

„Gut. Ihr habt gehört, daß der am höchsten Hofe akkreditirte Gesandte eines italienischen Königs diesem den Dienst gekündigt und seine Entlassung genommen hat!“

„Hier brach Richard aus: „Schlecht genug! Anstatt freudig Zehn zu nehmen an der süßen Zeit jenes Fürsten, der sich entschlöß, für des Vaterlandes Freiheit und

Einheit in den Kampf zu ziehen, sagt sich der engherzige Graf eitel und verachtet los.“

„Weil er“, fiel jetzt Leo heftig ein, „als ehrenhafter Edelmann die Verdienste des Verräthers verachtet; weil er an dem Bündnisse mit Oesterreich festhält; weil er einen Eidbruch nicht länger verteidigen wollte. Graf Rossi ist mein Mann. Ich laße nichts auf ihn kommen!“

„Still, schweig! Beide. Unterbrecht mich nicht. Ihr wißt's, hier soll neutraler Boden sein, heute mehr denn je. Das haben wir abgemacht. Nichts von politischen Zwistigkeiten! Ich ersähe auch eine Herzensgeschichte; Herzen spielen keine Rolle in Politik und Diplomatie.“

„Ich gehorche. Nur zu hören bin ich begierig, was die sardinische Legation mit Onkel Wilhelm's Herzen ... ah, was! ein Lichtstrahl! Es gibt eine Gräfin Rossi!“

„Geborene Sonntag, mein Sohn, Henriette Sonntag. Ihr jungen Leute habt keine Ahnung, was dieses Namens Klang für Empfindungen wach ruft, in uns, die wir vor zwanzig Jahren leblich jung gewesen sind. Ihr könnt euch davon keinen Begriff machen, weil ihr vergessenen nie gebot und geliebt habt. Ja, noch mehr, ich fürchte fast, wenn solche Erscheinung noch einmal käme, wenn sie, ausgeglüht mit jedem Janber nur ihr eigen, in das Wirbel unserer Tage träte ... sie würde bezauberten Eindruck nicht hervorbringen!“

„Gewiß nicht“, rief Richard. „Und dessen bin ich froh. Die Welt hat jetzt gewaltigere Interessen. So weit sind wir nun endlich durchgedrungen zur Bedeutung des öffentlichen Lebens; darüber sind wir hinaus, die Talente einer niedlichen Theaterdame als Mittelpunkt beiseite zu betragen. Das war eine traurige, faule Zeit, wo man sich mit nichts Besseren zu beschäftigen mußte. Die hätten wir glücklich hinter uns!“

„Veracht' mich nicht allzuviel, Richard. Wenn ich gestehe: ich wünschte sie mir öfters zurück. Besonders während des jüngstvergangenen Jahres ... doch darüber steht uns Frauen kein Urtheil zu. So viel kann ich bezeugen: wenn in Anerkennung und Entzügen über Henriette Sonntag, hier wie anderswo, des Guten zu viel geschehen sein sollte, der Gegenstand dieses „Juwels“ war wenigstens kein unwürdiger, und ich kann mich sehr wohl auf eigene Gemüthsbestimmungen besinnen, wo mich dieses Juvell nicht zu wenig bedauerte. Ich hab' auch einmal ein bißchen gelungen ... (dabei verblühte die alte Jungfer, ihre Lippen zitterten, sie war genöthigt eine Pause zu machen) doch das gehört nicht hierher. Genuß, Wilhelm ward ergriffen von der feinsten Vergeltung für Henriette, die Tugend mit ihm theilte. Den Weilen sind Kausal und Fieber verflohen; sie begnügen sich mit oberflächlichen Erinnerungen und stellen höchsten Vergleiche an, die vielleicht sogar bisweilen vom Vortheile gegenwärtig bewunderter Künstlerinnen ausfallen. Manche jedoch mögen wohl ein frommeres Gedächtniß bewahren. Und bei Wilhelm ist im Laufe der Zeit aus erotisch-pastoraler Kultivierung für die Sängerin ein rührender, ihr verewigender Kultus für die Frau, die Gattin, die Mutter entstanden. Den trägt er, unentwirrt durch flüchtige Nebengedanken und Neugierigkeiten, mit sich herum, verbirgt ihn sorgfältig vor neugierigen Blicken, vergnügt nur mit denen mit ihm zu reden, bietet sich aber vorzüglich Sie wissen zu lassen, daß er niemals aufgehört hat sie zu lieben. Obgleich sie ihn bei zufälliger Begegnung gültig begrüßt, läßt ihr Haus geöffnet hat, war er doch seither nur einmal und nicht wieder dort gewesen. Erst jetzt, wo Gerüchte von des Grafen würdiger Lage verbreitet werden, wo man sich zuvorn, daß die Familie durch seinen Eintritt vom Aste ihrer Existenzmittel beraubt, großen Verlegenheiten entgegenstehe ... erst jetzt wieder hat er, wie es dem echten Freunde geziemt, der sich im Unglück als solcher zeigt, sich entschlossen mögen, sie zu besuchen. Ich habe natürlich vermerkt, ihn zu befragen mit Fragen, obwohl ich überzeugt bin, daß er unterrichtet ist von den Anstalten, welche Gräfin Henriette trifft, für sich und die übrigen Sorge zu tragen. Jedoch hängt ihm selbige Ausbleiben damit zusammen, denn ich weiß, daß man ihn mit verschiedenen Anträgen beehrt hat. Bekahls hoff ich, ihr werdet ihn darüber weder reden noch schellen, werdet ihn freundschaftlich spüren, die ganze Sache nicht berühren; und um dieser eurer Distanz mich zu versichern, bin ich indifferenter gewesen, indem ich euch erwiderte, was ich so lange versprochen habe. Wollt ihr euer Kind sein? Und besonders Du, Leo, willst Du Deinem Neidermuth ein Schloß vorlegen?“

„Sei unbedarft, gute Mutter. Sobald ich weiß, der alte Knabe ist nach jung im Herzen, und pflegt eine unglückliche Leidenschaft mit schmerzender Entlassung ... was braucht's weiter für mich! Waszinnige verpörricht man nicht. Was bemitleidet sie unter dem Vorbehalte, in ähnlichem Falle mit ähnlicher Schonung jart behandelt zu werden.“

Leonore schloß ihrem Gatten in's Ohr: „Hut! ich nicht recht, Richard!“

„Es scheint so. Der Löwe ist gequält; das Schicksal hat ihm ein Erdenhändchen beigegeben, welches ihn unterjocht.“

„Was habt ihr zu zischen, neugeborene Eheleute! Geht's über mich?“

„Und wenn? 's war nur zu Deinem Lobe. Denn wer sich fähig hält, diejer Art von Wahnsinn anheimzufallen, der verdient ...“

„Nichts weiter davon, Richard!“ unterbrach ihn Venetia; „ich höre Friedrichen, die Wilhelm mit Vorwürfen über sein Jazzeren begrüßt. Sie darf's, wir dürfen's nicht.“

„Diese letzte Ermahnung wäre nicht nöthig gewesen. Der klünige Gast führte sich gleich mit der Bitte um Nachsicht ein: „Sie werden mir's nicht glauben, Comtesse, das nur etwas Außerordentliches mich verhindern konnte, heute pünktlich zu sein!“

„Sie sind willkommen, Derling, und jene Veränderung ist's mir nicht minder, weil aus Ihren Augen die Gemüthsheit leuchtet, es sei eine Sie beglückende gewesen.“

„So ist's. Und deshalb auch gestatten Sie mir, mich des Wortes zu bemächtigen und Ihnen zu erzählen, was mich freudig erfüllt. Mit dem Kummer, der auf mich lastet, den vor Ihnen zu verbergen mir wahrscheinlich leicht gelingen ist, darf ich Sie nicht beschämen; an meiner Freude Sie Theil nehmen zu lassen, bin ich verpflichtet, weil meine Freude diesmal auch die Ihrige sein wird.“

„Zuerst, nicht bloß diesmal! Aber Sie spannen unsere Neugier!“

„Hast Du eine Erbschaft gemacht, Onkel?“

„Gewissmaßen ja; wenn auch nicht nach juristischem Begriffe.“

„Wie? zum Heute mit der Jurisprudenz! Ad rem!“

„Ob der rasche Schritt des Grafen Rossi ein über-eiltes, ein in Anbetracht seiner perennanten Verhältnisse und in Rücksicht auf seine Familie zu mißbilligender genannt werden müsse? darüber waren bekanntlich die Meinungen sehr getheilt. Daß er aus nobler Gesinnung, aus edelm Herzen hervorgegangen, setzen mir nicht anstößig. Und was das der Gräfin zu sagen, um ihr Glück zu wünschen, überwand ich die mir einwohnende Scheu vor Unbilligkeit, und ließ mich, früher gesunkenen Beschlüssen zuwider, bei ihr anmelden. Mit dem „Gnädigsten“ sah's nun freudig selbst aus. Die Bräute hinter ihnen war verbannt, jeglicher Nützung abgesehen, und vor ihnen lag eine bedeutende, sehr trostliche Zukunft. Die Gräfin verheiratete das nicht. Ich hatte sie glücklicher weise allein angetroffen, konnte ohne Zeugen mit ihr sprechen, und sie ließ sich und ihr Leid frei geben; schäuferte umfänglich die bevorstehende Noth, welche eben weil sie keine Kleinode, mit ästhetischer Tüchtigkeit gepaarte, sondern eine mehr sentimentelle, hinter gewissen Familien-leiten verborgene zu werden drohte, um desto bitterer, ja im Hinblick auf ihre Kinder unerträglich erschien. All ihre zureichenden Klagen hervorzuheben, das hör' ich bald heraus, auf ein bestimmtes Ziel; doch diese zu erörtern vermochte ich nicht, bis sie selbst mir's in der freien Rede vorhielt: „Trauen Sie meinem Talente noch so viel Ansehungsstärke zu, mich abermals hinaus zu tragen, und ...“

„Gräfin, Sie wollen ...“

„Wieder werden, was ich war: Sängerin! Was finden Sie daran so Entsetzliches?“

„Ihr könnt euch vorstellen, wie mich das überrollte. Die vornehme Dame, die Grelle, und endlich auf-treten, für Gelderwerb singen, Komödie spielen, sich trübseligem ... in ihren Tagen ...“

„Denn Klagehunden-dreier ist sie geboren, und wir schreiben jetzt Keunand-vierzig. Ich mag recht dumm und verbohrt dazwischen gekaut haben; sie lachte plötzlich durch ihre Thränen; freilich, Sie haben mich nicht mehr gehört seit jenem letzten Abende im hiesigen Opernhaus; die Einladungen zu meinen musikalischen Gesellschaften haben Sie eigensinnig verweigert. Sie wissen nichts mehr, wollten nichts mehr wissen von der „alten Zelle!“ Dennoch ist mir viel gelegen an Ihrem Urtheile, gerade weil es kein schmeicheleisches, weil es nur ein menschliches ist. Sie werden sich nicht beschämen lassen durch Kunstfertigkeit; Sie werden mir ehrlich sagen, ob die Stimme noch wie sonst zur Seele redet? Nieder-geheiß, ehemaliger abgeheißer Amoroso, Ohren aufgeben, Augen geschlossen ...“

„Ich that wie Sie befohl. Sie giff ein paar herzbaste Afforde und sang die Mozart'sche Arie: Dove sono i bei momenti ...“

„Bragt mich nicht, wie sie singen; zu sagen müßt' ich's euch doch nicht. Ich hab's auch ihr nicht gesagt. War wie sie sich nach umsehete, und schallhaft-lostet, ganz in der früheren Weise, spürte: „Kann ich's noch?“ — Da wies ich schmei-gend auf die Jählerin, die mir über's Gesicht rannen und langsam herriedertroffen. „Diese Arie“, sprach sie, „singt-bar aufgemunter von meiner Wahrung, ist ein guter Verdienst für die Verschaffenheit der Stimme. Darin bin ich meiner Sache sicher. Aber die Verheißung ...“

„Figur ...“

„Lasse ...“

„Mama Zelle!“ wird sich müssen tüchtig „zusammensetzen“ als Hofme und Regimentskapitel! Wie? Nun, in himmlischen Namen; sie that's nicht und schickte, sie that's für ihre Kinder! — Aber Grelle werden doch nicht hier am Orte beginnen? — Grelle wird sich hüten; pas si bene que cela. Grelle dünt in Deutschland überhaupt nicht lange unruhig und unglück zu

hiera, sondern geraden Weges auf England loszugehen. Von dort erst nach Amerika! — Ich schlug die Hände überm Kopfe zusammen: „Amerika! — Für meine Kunstreise durch die neue Welt wären erprobte Anstalten schon getroffen; vorher jedoch müßten wir London haben.“ — „Das bietet doch keine Schwierigkeiten! — Die größten, wofür es mir erfüllen soll, was ich davon verlange. Gehen Sie wohl Achtung, Verling! ich will Ihnen aus einandersehen, überzeugt von Ihrer Zuverlässigkeit und treuen Freundschaft, was öfter uns nur noch drei Menschen in ganz Berlin wissen: der österreichische Gesandte, der englische, und Graf Redern. Theater und Kongress sind nach nicht hinterzogene Felle, um eine Geldsumme ein groß zu machen, deren ich für den Anfang bedarf. Das Wichtigste in der ungeheuren Weltstadt voll Widersprüche sind die Sitten, die vornehmen Gesellschaften, für welche der dabei mitwirkende Künstler enorm bezahlt wird, ... wenn er eben in der Mode ist. Nun begreifen Sie, daß ich just keine Neigung habe, in solchen Konten mitzugehen, abgesehen von ihren Herrlichkeiten durch eine Schaar, oder wenigstens ausgefallenen kompromittierten Versteher. So lang ich singe, bin ich Madame Sonntag ... hab' ich das Rollenblatt ausgelegt, will und muß ich Gräfin Rossi sein, und die gesellschaftlichen Rechte behaupten dürfen, welche der Stellung dieser Dame gebühren. Das bin ich nicht nur meinem Gemüth schuldig, es gehört auch sozusagen nach „seinen Humbug“, und wird mäßig „ziehen“, eben weil es neu, so sehr werthet wäre. Dafür ist denn auch mit Schwierigkeiten verknüpft, die unabsehbare Scheitern, so zwar, daß meine eigenen Rathgeber Protest und Weiden an der Ausfühbarkeit verweigerten. Der Dritte im Bunde, Westmoreland, gab freilich zu, daß es nach herkömmlichen Begriffen unmöglich sei, daß aber dieses Miß aus dem englischen Diktandum gestrichen werden müßte, wo es sich der Erfüllung meiner Wünsche entgegenstehe. Diese Erfüllung, meinte der liebenswürdigste Lord und Melomane, könne nur vom Hofe ausgehen. Was dort bezieht werde, gelte sodann als feststehendes Gesetz für sämtliche Aristokratie. Hätte Ihre Majestät Gräfin Rossi als solche empfangen, und sie auch als solche wieder angerebet, nachdem am Heutigen Sonntag in königlichen Appartements gesungen ... dann wäre Alles in Ordnung. Il no va pas par quatre chemins der gute Westmoreland, und hat glänzend, im hübschen Vereine mit dem Grafen und Baron Proteß, alle Kabinete jener alten Majestät, „Hofgesellschaft“ gegeben, in Bewegung gesetzt. Ich aber hatte mit erdlicher Ungeduld der Entscheidung. Bevor diese erfolgt, muß, damit ich, wenn's möglich, nicht ausgelacht werde, unverkündigtes Schweigen die Parole sein. Auf dieses rechte ich auch bei Ihnen.“ — So sprach die seltsame Frau zu mir. Es ist mir schwer gefallen, Comtesse, auch Ihnen gegenüber dieses Schweigen festzuhalten. Wenigstens rechtsfertigt der Trud dieses mir anvertrauten Geheimnisses, und die Furcht vor unglücklichem Ausgange, mein mitunter seltsames Betragen in jüngstvergangenem Zeit. Doch ich heute froh und frei auszuwachen, was ich bis dahin streng verschwiegen, was Ihnen den Beweis liefern, welcher günstigen Erfolg die Bemühungen einflussreicher Männer gehabt. Alle Hindernisse sind beseitigt ... Gräfin Rossi tritt ihre große Reise an, begünstigt von vielerprechenden Vorgesetzten, ... und Henriette Sonntag, wie bereits die alte Welt, wird jetzt auch, sobald die londoner Reise eingeleitet ist, die neue Welt entdecken! ... Und nun bist' ich endlich um eine Tasse Aber.“

Richard, Leonzie, Leo geben ihre sehr abweichenden Ansichten zum Besten, über den Einfluß der Gräfin sowohl, als auch über den zu erwartenden Erfolg. Leonzie fand außerordentlich dabei glückte sie ihrer seligen Mutter (Vater) die „Exzellenz-Mutter“ schon zu weit am Jahren vorgezogen, um eine zweite theatrale Karriere zu beginnen.

Richard wollte sich kein Urtheil erlauben über den londoner Success; doch die amerikanischen Dollarsäume bezeichnete er als Schäume: „Dort bringt sie nicht durch mit der Exzellenz und all' dem Salonwindel; die Leute halten sich an's Sterbe.“

Am Gegenheil,“ sagte Wilhelm auf; „ich fürchte, die Sonntag ist eine viel zu reelle Künstlerin, um in Amerika Geschäfte zu machen; gerade die Leute wollen beschwinnen sein.“

So ging's hinüber und herüber, für und wider. Leo betheiligte sich erst zuletzt an diesem Austausch verschiedener Ansichten: „Wie ist's nur erstaunlich, daß ein Mann wie Graf Rossi, der meine ganze Hochachtung erobert hatte, durch den heroischen Rücktritt von einem, nicht ferner mit seiner politischen Gefinnung vereinbarten Posten, jetzt einwilligen sollte, daß seine Gemahlin wieder zum Theater laufen will! Erschauend und kaum denkbar! Wie verdammt sich das mit der Ehre seines Namens, mit der Bedeutung seines Standes und Ansehens? Wie poßt es zu der Stellung, die er eingenommen hat? Wohlthatig sich, was Ernst Wilhelm erzählt, und waren zu zweifeln wie sein Recht haben, dann verliert Seine Exzellenz in meiner Meinung sehr viel!“

Mit einer Lebendigkeit des Ausdrucks, welche Benigna

gewöhnlich nie zeigte, erwiderte sie: „Desio mehr gewinnt er in der meinsten!“

„Das ist wohl nur Dein Scherz, Mutter?“

„Es ist mein ernsthaftester Wunsch, Leo! Und ich behaupte, Dich dessen versichern zu müssen. Deine Exposition vertritt eben den jugendlich-unerfahrenen Menschen, der von Bekehrten verblendet oberflächlich abspriht, eh' er sich noch Mühe gab, zu denken und zu prüfen. Gerade weil ich annehme, daß des Grafen Zustimmung ihm nicht leicht wird; daß dieses zweite Opfer, den Umwälzungen in Staat und Leben dargebracht, ihm viel schwerer werden mag, als jenes erste, gerade darum steigt der brave Mann in meiner Hochachtung. Wie er sich von der Politik seines Schwagers losgelöst, durch' er, des Beifalls aller Parteien und der meisten Standesgenossen sicher, auf eine, wenn nur flüchtige, Glorie rechnen, die der Gerechtigkeit immer schmeichelt, ob sie auch unvermeidliche Verluste kauft. Jetzt hat er auf die glänzende, Hoffkühnheit, Tadel jeder Haltung, im besten Falle auf halbverachtliches Wädel zu rechnen. Gleich Dir werden sich die Weissen ähneln, die ihm bisher zu den „Ihrigen“ zählten; und endlich gelöst, lieber Leo, mit größtem Rechte als Du. Denn Deine gewaltige aristokratische Exklusivität kommt mir ein bißchen gemäht vor. Das davon will ich nicht reden. Ich wollte dich meine Handlung und geben dem Grafen, dem vornehmen Herrn, der nicht allein den Muth gehabt, eine Aktiäre par Gräfin zu machen, und an ihrer Hand sich auf glatter Bahn mit großen Hindernissen zu behaupten; der nun auch, durch eigenen Entschluß aus dieser Bahn geschieden, in unerhöhllicher Komplexion den Stolz des hochgeborenen Kavalliers' keinen Vaterpflichten unterworfen verbleibt. Er benimmt sich klug, prahlisch, lobenswerth. Und mögt ihr ihn ansechten wie ich will, niemals wird es euch gelingen, sein Verfahren der verständigen, gerechten Menschen herabzusetzen. Ich weiß, was ich damit meine ... und freudig Wilhelm vertheidigt mich. Ich darf ein Wort auch in der Sache reden. Verdient aber der Mann vollständige Anerkennung, so verdient die Frau unsere Ehrfurcht. Ja, auf Henriette Sonntag findet das abgemessene, vertrauenswürdige Gleichniß von der Peitschen-Mutter, findet die Sage, an die freilich kein Naturkundiger glaubt, frische bedeutsame Anwendung. Mit dem Blute ihrer Brust will sie die Kinder nähren, erhalten, ihr Dürftigkeit süßen. Was der Menge, der Mehrzahl vernunftschwacher, gleichgültiger Hörer für ein leichtes Mittel gilt, mit glücklicher Heile Geld zusammen zu bringen, so leidend zu erwerben ... mir ist's eine große, erhabene That, bewundernswürdig, wie jemals eine gethan worden. Leid und Leben hinzuwerfen für ihre Kinder ... das mag zeitlichen Mätern ein Spiel sein; ich vermag's mitzufrühen, obwohl ich keine eigenen Kinder besaß; war' ich doch mit so großem Muth für der seligen Schwester Kinder gestorben! Aber in vorgerücktem Alter sich noch einmal in die Wüsten zu stürzen, die dem Kunststreich unermesslich anhängen; noch einmal um die Gunst einer zum Theil rohen, zum Theil verblendeten Masse zu buhlen; aus dem Verhagen eines züchtigen geregelten Haushaltes, aus wohlgeordneten kulturen Umgebungen, aus angenehmen geselligen Verhältnissen, deren ständlicher Anblick sie gewohnt ... sich auf oft entzweiten Brettern der Bühne, hinter schmeichlichen Coalitionen, zwischen neidischen oder klugden Kunstgenossen dem „verderbten Publikum“ produzieren ... ich kann's mir nicht ersichtlich genug vorstellen, wenn ich mich in die Lage dieser Frau versetze. Dennoch werde ich nicht am Gelingen. Die ewige Nacht, die ihr jezt unvergleichliche Talent gegeben, wird ihr auch Kraft und Ausdauer verleihe, alle Schwierigkeiten zu besiegen. Und ist sie erst wieder im Zuge; hat ihr schlummernder Genius erst wieder die Flügel zu freier Bewegung entfaltet ... dann wird er auch, der armenigen Schranken konventioneller Form spottend, sie mit sich forttragen zu höheren Regionen. Henriette Sonntag wird dann vergessen, daß sie Gräfin Rossi heiße, daß sie, von Excellenz schiefe angehen, neben diesen als Excellenz im großen Cercle sich einmischte; wird vergessen, daß sie an einer goldenen Kette lag. Von Blumenketten umwunden wird sie nicht gedenken, wie viel Jahre zwischen ihren älteren Triumpfen und ihren neueren lagen. Die Jugend wird ihr wiederkehren, und Niemand von Allen, die sie hören und sehen, wird ahnen, welcher Kampf dieser Wiedergeburt voranging. Ja, ihr Muth soll belohnt werden. Wohl ihr, daß Gott ihr Fähigkeit und Kraft ließ, ihn geltend zu machen! ... (Ach, wer zu rechter Zeit auch solchen Muth gehabt hätte!) Leo, darum laßere nicht!“

Selter Kapitel.

Nach einmal, und zum letzten Male, lieber Leser, reiche mir die Hand, Dich von mir geleiten zu lassen in Wilhelm Terling's, Dir vielleicht auch ein wenig liebgewordene „Kunstliche Widmung“, welche jedoch längst aufgegeben hat, ihren Spottnamen zu verdienen, weil sie, rings von neuen Bauten umgeben, nur auf den Tod ihrer Besitzerin wartet, um ebenfalls niedergefallen zu werden, wie ihre Nachbarn früherer Zeit, und jetzt nur noch eine düstige Hölle zwi-

schen hohen Wolken zeigt. Der größte Theil des zu ihr gehörenden Gartenfeldes ward bereits abgebaut.

Es ist am siebenzehnten Juni des Jahres Achtzehnhundertvierundfünfzig. Die alte Jungfer, langsam gepflegt von der uralten treuen Friederike, weiß, ihren Tod ruhig erwartend, auf dem innerlich-unerfahrenen Menschen, welches dieselbe Stelle einnimmt, wo mir sie vor Leo Terling's Sterbeteile saßen. Der nämliche Arzt, der jenem die letzten Tage und Stunden zu erleichtern bestrbt gewesen, wendet seine Sorgfalt auch der sanftleidenden Benigna zu. Sie hat den alten Herrn dringend ermahnt, sich ihr nicht entgegen zu stellen, und sie hat lebhafteste Freude bezeugt, als Wilhelm, durch den sie ihn bitten ließ, ihr die Nachsicht brachte, daß er noch lebe. „Er kann mich,“ hatte sie lächelnd gesagt, „ebenbürtig am Leben erhalten, wie damals den geliebten Leo; das heißt ich, das weiß ich; aber es ist doch schön, ihn vor mir zu erblicken, mit ihm vom Vergangenen zu reden, ihn an unser erstes Zusammenstreffen zu erinnern. Das thut mir wohlher wie seine Artznen. Und er ist so theilnehmend, so herzlich, der gute Buße; läßt sich so mäßig von mir korplandern; erzählt mir gern von seiner einzigen geliebten Tochter Marie ... Gott segne ihn und die Seinen!“

Heute nun hatte, auf ausdrückliches und wiederholtes Verlangen, der sanftige Arzt schäftigt, was eigene Aburtheil der Patientin deutlich verstandete, daß dieser Tag wohl ihr Todestag sein, daß die malle Kette, Lebensstift genannt, friedlich zerfallen werde. Dankbar, frohbetreit, gerührt, nahm sie Abschied von ihm.

Sie war recht einjam, unsere Benigna. Richard ist einem glänzenden Ruhe in's Ausland gezogen, den abzuweisen Abscheu gewesen wäre. Natürlich hat Leonzie den Gatten begleitet; daß sie ihre zwei kleinen Knaben nicht zurücklassen konnten, versteht sich von selbst. Als Richard sah, wie schwer es der jungen Frau wurde, sich von der Pflegemutter zu trennen, wollte er zurücktreten, die vorthrillhafte Stellung aufgeben ... doch darüber lehnte sich Comtesse Kriegsgeliebte auf, mit all' ihrer alten, strengen Energie. Ja, sie machte sich stark, jag des Eidsams Nachgiebigkeit in's Lächerliche, wies auf baldiges Wiedersehen hin, auf ihre wahrcheinliche Ueberriedlung nach dem neuen Wohnorte, und wußte das so naderdrücklich zu thun, daß dem jungen Paare kein Zweifel daran aufsteigen konnte, sie spreche aus Ueberzeugung. Sie jedoch zweifelte nicht an ihrem nah bevorstehenden Tode, während sie ihnen mit hellenmüthiger Heiterkeit Lebenswohl sagte. Ganz ebenso, ihrer großen Seele getreu, verfuhr sie, da Leo, einen Monat nach der Schwester Abreise, ihr keinen Entschluß antändigte, in russische Dienste zu treten.

In den letzten Tagen des März war die Kriegserklärung der (stimmig genug: Franzosen, Engländer, Russen u.) verbündeten Mächte gegen den Zar aller Weichen proklamirt worden; da prellamirt der junge Mann; er hatte dieses Bündniß für ein unabweigendes; die Bedeutung desselben sei auf Umkehr alles Vordringens gerichtet; Nikolaus selbst zwinge mit eigener Faust noch die Welt zusammen; mit diesem kleinen monarchischen Gewalt wolle er, Leo, fügen, oder für ihn und sein System sterben!“ — Umsonst Wilhelm's Beschwörungen, erfolglos Richard's und Leonzine's Bedenken, wann die Grabschriften ... der entgütete Mensch beharrte auf seinem Willen. „Auch das noch,“ sagte Benigna. „Es ist! Ich halte Dich nicht zurück. Nir ist nicht verborren geblieben, was Du geheimnißvoll verschwiegen, was Du hinter theilweise fingierter Begeisterung für den nordischen Anstalten verdeckt. Ich ihre Deines Herzens Geheimniß, begriffe Deinen Entschluß ... und Gott sei mit Dir!“

Als er aber hinausgefahren war, wendete sie sich zu Wilhelm: „Nun ist's geschehen. Meine Pflichten hab' ich treu erfüllt. Nun tre' ich wieder in die eigenen Wechte. Nicht wahr, Freund, jetzt darf ich mir leben, das heißt: mich langsam sterben lassen?“

Das hatte sie denn auch vollzogen. April und Mai haben vergeblich ihre Wästen auf, sie noch mit einiger Lust am Tosen zu täuschen. Von Tage zu Tage schwanden die Kräfte des Körpers hin; sie ließ sich sterben, im eigentlichen Sinne. Der Geist blieb hell und klar. „Solchen Zustand,“ versicherte der Arzt, „hab' er niemals beobachtet.“

Wollte Wilhelm von Leonzine, von Leo's Unabbarkeit anheben, alsobald gebot sie freundlich Schmeicheln: „Wahr' ich mich auch solche Trennung nicht gefast halten, da ich Mutterstelle bei den Wästen übernahm! Ging es nach Ihren liebevollen Wünschen, mein guter Terling, dann sollten freilich Kinder und Enkel dich Bett umgeben, und von ihnen gebet und betrauert soll' ich scheiden! Aber hält' ich solche Sterbefunde verdient! Gebühre solch' lebendiges Zeugniß inniger Anhänglichkeit einer hochmüthigen Benigna? Nein, mir geschieht nur, was ich mir zugeeignet, was ich an Ihrem seligen Freunde geschuldet habe. Ein Uebermaß ewiger Guld ist es, welches mich die Gegenwart des Getreuen gönnst für dieses Tages letzte Stunden; des Getreuen, der ich sterben sah, der auch mich will sterben sehen. Darf ich mehr fordern! Und weil der Himmel mir dieses Glück beschied, so machden

Sie es vollkommen, und schreiben Sie die Grüße nieder, die ich an Leonine und deren Bruder Ihnen diktiert will. Ich würde die Feder nicht mehr so lange halten können, doch mein „Benigna“ unter Ihrer Handschrift zu stellen, wird' ich noch Kraft gewinnen.“

Wilhelm schrieb:

Tochter meiner Schwester! Kind meines Herzens! Die Reise zu euch unterbleibt. Ich habe eine größere Reise vor. Der Arzt hat den Voratz schon aufgestellt. Was für die Welt noch auszuordnen war, ist bejagt. Dein Mann empfangt beifolgend aus unserer Friederike's Händen (denn diese send' ich euch, damit ihr die treue Seele versorgt,) alle nöthigen Papiere mit einer Abschrift des Testaments, zu dessen Vollstrecker ich „Onkel Wilhelm“ ernannt habe. Bitte Richard in meinem Namen, er möge Deinem Bruder nicht jütten; möge Nachsicht üben, wenn gleich ihre Ansichten noch so weit auseinander gehen. Zu entscheiden, auf welcher Seite bei ihnen immer wieder ausbrechenden Zwistigkeiten Recht oder Unrecht lag, vermag den' ich, kein Sterblicher. Ich quäle mich auch nicht mehr, darüber nachzugrübeln. Der Gewissheit so nahe, erscheint mir jeglicher Zwist wegen irdischer Begierlust

kleinlich und nichtsbedeutend. Verlaßt den wilden Jungen nicht, wofür er Beistand und Hilfe braucht; tragt's ihm nicht nach, daß sein Trost ihn vielleicht in's Elend jagte. Hört nicht auf ihn zu lachen, um meinethwillen, und denkt in Gutem eurer Mutter.“

„Lieber Leo! Der Name, den ich Dir am Taufsteine gab, war ein Nachhall meiner Liebe und . . . Neue. Er sollte mich in jeder Stunde, die ich Deiner frühesten Kindheit widmete, an den Heimgegangenen erinnern; er sollte mich zugleich ermahnen, Dich voll mütterlicher Sorgfalt vor dem traurigen Gescheh'n des Lebens zu bewahren, welcher ihn trug, bevor Dir dieses Vermächtniß zuziel. Ich wollte Dich durch Erziehung und warnende Lehre auf einen Weg leiten, der unsere bescheidenen Verhältnissen angemessen wäre. Welch' ein Vorhaben! Welch' beschämendes Scheitern jenes noch immer in mir waltenden Hochmuthes! Ich bin solcher Aufgabe nicht gewachsen, bin nicht fähig gewesen, Dich zu schützen gegen Dich und Dein Naturall. Du hast, getrieben von verblendeter Leidenschaft, Dein Herz an eine vornehme Dame gehängt, der Du nichts warst, als ein armer, geduldeter Unvermögendes ihres hocharistokratischen Bruders. Man hat

Dich mitlaufen lassen, so lange man Deiner zu irgend welchem Zwecke bedurfte; man hat Dich höhnisch verachtet, sobald Du ein Gefährdich wagtest. Diese schändliche Behandlung hat Dich hinausgetrieben in einen blutigen, heftigen, klagenwerthen Krieg, mit dem Deine patriotische Seele nichts gemein haben kann. Die Leute mögen sich täuschen über die Ursachen dieses unzeitigen Entschlusses . . . ich habe mich nicht gekümmert und kenne den wahren Grund. Es ist der Huch, der an Deiner Pflegemutter haftet, den sie Dir vererbt hat mit dem Namen eines edlen Menschen, welchen ihr Stolz dahinsperrte. Verzeihe mir! Darum moll' ich Dich bitten, da wir uns trennten, doch ich war zu feig. Jetzt, am Rande des Grabes, hol' ich die Bitte nach. Meine Buxe ist schwer. Möchte die Erde mir leicht sein!“

Nur widerstrebend hatte sich Wilhelm dazwischen ergeben, diese selbstläuternden Ansagen, die er für ungerecht erklärte, widerzusprechen. Benigna bestand auf ihrem letzten Willen. Sie können ja hinzufügen, sprach sie, daß bei einzigem Widersprechen Sie mich vertheidigen wollen, soweit mit der Klugheit vereinbar ist.“

Dabei blieb's, und sie unterzeichnete mit festen, deut-



Der neue Auster-Hauptst. beim englischen Militär. (H. 300.)

lichen Äußerungen auf beiden Vätern ihr „Benigna“. Dann entsand ihr die Feder: „Das wäre denn auch vollbracht, den Pflichten gegen Andere ist genug gethan,“ wiederholte sie befricdigt; „jetzt darf ich mir leben und . . . sterben!“

Noch mehrere Stunden lang währte ihr Tobestampf, der kein Kampf, der nur ein freiwilliges Aufgeben irdischen Daseins genannt werden durfte; ein liebliches Entschlummern, aus welchem sie selbst sich von Zeit zu Zeit erweckte, um noch manches wohlwollende Wort, manche Mahnung an Vergangenes auszusprechen. Auch nach den neuesten Nachrichten über den Zug der Sonntags durch Amerika befragte sie den stillen Freund, der sonst so gern und willig dergleichen Auskunft erteilt hatte; der jetzt, in Erwartung ihres Scheidens, minder geprähig, sich auf kurze Kritzensnoten beschränkte. „Was will ich denn,“ unterbrach sie plötzlich einen eben erst begonnenen Wunsch für besten Erfolg ihrer bekümmerten Reise; „was kümmert mich denn um Deszertens Kunststücken auf Erden? Die sind ja beendet!“

„Wie so beendet?“ fragte Wilhelm, erschreckt vom seltsamen Wechsel der Stimme, vom fremdartigen Ausdruck des Antlitzes; „wie so beendet?“

„Weil sie die Reise schon zurückgelegt hat in's große Land der ewigen Ruhe; die Reise, von der ich Sie Leoninen melden ließ, daß ich mich darauf bereitet hatte. Um einige Schritte geht Henriette mir voran . . . Schaut! Tu Dich um nach mir? O ich folge rasch . . . Ja, guter „Onkel Wilhelm“, so ist's. Welches Datum haben wir heute?“

„Den siebentzehnten Juni, den?“ id.“
„Wenige Stunden vor mir . . . in der Ferne . . . weit, weit in unwirklicher Ferne . . . arme Henriette! Ah, wie gnädig ist Gott mir! Ich sterbe dabei, wo Leo starb! Begrabt mich neben ihm. Zwei schlichte Steine: Leo — Benigna — die Todestage, weiter nichts. Ihr und Ihn, Beiden bring' ich des Freundes Gruß. Auf Wiedersehen, Wilhelm!“

Am zwölften des Juli monates kam Wilhelm Terling vom Friedhofe, wo Gemalte Kriegsheim neben Leo Verthal begraben liegt. Er hatte den Stein aufstellen lassen, der den Namen „Benigna“ trug; und darunter: „† 17. Juni 1854.“

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mann, den er lange nicht gesehen, mit dem er einst wohl verkehrt, den er späterhin mehr gemieden als ausgesucht hatte. Er wie Jener hatten sich sehr verändert, waren in zwanzigjähriger Entfernung recht alt geworden. Dennoch erkannten sie sich: „Ah, Herr Terling, wenn ich nicht irre?“ — „Baron Feisbart?“ — „Gehorsamer Diener!“

So gingen sie aneinander vorüber. Wilhelm gedachte ihrer Abendwanderung im Tiergarten, der Gesellschaft in Charlottenburg, seines Gedächtnisses auf die Sonntag . . . da rief es hinter ihm her: „Apropos, Herr Terling, haben Sie schon gehört, daß Grafen Rossi todt ist?“

Wilhelm lehnte um: „Sie sagen, Herr Baron . . .?“ „Grafen Rossi, die Sonntag; vor einer Stunde erstürzt ich's bei Kransler; die Meldung über Newgort, London, Paris eben hier eingetroffen. Ja, die Sonntag ist gestorben. In Mexiko am siebentzehnten Juni in den Morgenstunden. Ich dachte gleich, daß Sie das interessieren würde; Sie waren ja auch ein Verehrer von ihr. Adieu, Herr Terling.“

Wilhelm ließ den Kopf sinken und ging sinnend und

murmelt weiter: „So hat Benigna wirklich in die Fremde geblüht, in die Fremde! Und in der Fremde mußte wirklich ihr Auge schließen, die dem seligen Karl Maria Weber damals innig bedauerte. Ha, was ist London gegen Mexiko!? Weit, weit . . . und dennoch nahe! Mir immer nahe! Jetzt um so näher . . . Wenn aber Sterbende im Tode sehen, was Zeit und Raum uns Lebendigen verhüllen, welche Schrecken könnte dann der Tod noch

haben? Ich erwarte ihn getrost, mehr denn jemals überzeugt, daß er wiedergibt, was er nahm, daß er vereint, was getrennt war. Wie? Wann? Wo? Darüber wollen wir uns keine Sorge machen. Henriette, Benigna, Leo, ihr habt nicht aufgehört zu sein. Und wo ihr wollt, wird sich auch noch ein Plätzchen finden für den armen Wilhelm.“

Ein Ballfest im Theater an der Wien.

(Qu. des Bild. S. 357.)

Wien zählt im Carneval nicht wenige der Feste, der sogenannten Glitzbälle und der Maskenbälle. Zu den wenigen, welche sich im Wandel der Zeit ungeschminkt und mit alter Anziehungskraft aufrecht zu erhalten vermochten, da der Geschmack nirgends so wie hier stets neue Formen

Charakterstudien in Rauch.

Originalzeichnungen von K. v. G.

I.



Smoker des goldenen
Pfeils und Wappens präpariert . . .



Arm an Herrn — reich an Talent,
Vorleser der Zeit zum Scherz.



Ich bin ein echter English-man.
Bist du mit mir an der Gigarette an.



Im Bild und auf der Erde,
Es ist ich meine Freunde . . .

und Variationen sucht, gehören in erster Reihe die Feste im Theater an der Wien. Nur die Redoute konfiscirte noch mit ihnen und zwar in der Fremde, da beide auf das nahezu gleiche Publikum spezialisiert und der Hauptgenuss nicht in dem äußerlich Gebotenen, sondern in dem Verleichte liegen sollte, dem sich die Versuchter, die Masken und die Maskierten, die Thätigen und die Unthätigen, selbstständig herauszubilden haben. Darin gleichen sich beide Ballfeste — es wird nicht gelacht, und wenn es hier oder dort zu dem wirklichen Arrangement eines Tanzorganges kommen sollte, so müßte vorerst das Schlimmste eintreten, was diese „Bälle“ betreffen könnte, das heißt sie müßten schlecht befrucht und deshalb mit genügendem Raum versehen sein. Höchstens nach der Kaffeezeit, höchstens wenn in den der Morgentrotte entgegenstehenden Stunden ein Rest von

Beisuchern zurückbleibt, welcher bereits besonders heiter angeregt wurde, vermag der Tanzarrangement keine Stimme zu erheben und auch einmal sein Kommando ertönen zu lassen.

„Maskenball“ lautet der Titel eines solchen Festes. Es ist jedoch ebensovienig ein Ball, als sämtliche Reuehende Masken sind. Aber es ist ein Stellbildlein für Alle, die Lust, Stellung, Bekanntschaft besitzen oder einen höheren Eintrittspreis bezahlen wollen, um sich in der Masse Jener zu bewegen, welche in einer Gesellschaft sich auf der Höhe befinden und das Augenmerk auf sich zu lenken vermögen. Dies gilt sowohl von Herren als Damen. Hierher kommt die Prima Ballerina, die Primadonna, die erste Liebhaberin, Bekanntschaftin und Komikerin, die erste Tragödin, die zweite und die dritte, die allerletzte zumellen auch, und selten mißlingt es ihnen, trotz der Maske, sofort gelannt zu sein, sich

dem Einen und dem Andern besonders bemerkbar, dem gesammten Publikum aber präsent zu machen. Man darf fast mit Bestimmtheit darauf rechnen, die neuesten kostbaren Seidengewänder, Schmuck, Perlen, Diamanten und Korallen der talentvollen Damen bewundern oder mit dabei sein zu können, wie sich um dieselben ihre Verehrer verdient machen. Die Herren Diplomaten, Bankiers, Privatsiers, Künstler bewegen sich im schwarzen Frack wie auf einer Promenade, man macht Freunde in einer Loge, man setzt sich nebeneinander und schaut eine Weile, verläßt den Platz, von einer Maske gerufen, oder um mit dieser in einem Eckchen und Winkelchen die pilantischen Gelsprache und Neugierde zu vollenden — man wandelt auf und ab, isst, liebt, lacht, wirft verblödete und offene Maske — kaum hat man hier etwas zu verbergen oder läßt sich etwas

für gewöhnliche Augen verbergen. Aber auf dem Kostenballe des Theaters an der Wien muß man gewesen sein, es gebt zum guten Theile, davon erzählen zu können. Die Herren gehen gerne, weil — und die Damen obgleich! In ja auch hier wie nirgendwo dafür gesorgt, daß man alles Jagdglück und Ehre von sich abhalten kann, und vermag die feine, elegante Familie sich durch eine Lage je nach ihrem Range, oder durch die von dem eigentlichen Geschiebe ferne zu halten und die Tage zu beschönigen wie den Sturm und die Brandung im Rette von einem Leuchthurme, wie eine Herrschaft von einem Hochplatze.

Die Menge drängt sich herab und hinauf — man empfängt Oubligungen und bewußte Verbeugungen, herausfordernde Blicke und Winke, je nach den Beziehungen, in denen man zu den Einzelnen oder dem Gesamten steht. Die Damen zeigen ihre Toilette in der strahlenden Beleuchtung, ihre Hüften in den Logen besonders gerne, und für Jünglingsblicke und Bewunderer gibt es hier eine besonders reiche Anstellung.

Die Damen der Bühne haben förmlich Soli. Auch erscheinen sie, obwohl sofort beim Eintritt erkannt, mit der Originalmaske. Das Verkleide reich, die Abwechselung macht noch reizvoller, und nach einer Weile kann man die Damen unverkühlt an Arme besonders begünstigter Besucher durch den Saal promeniren sehen, eine so endlose, schwere Schleppe hinter sich, welche schon einen stützenden Herrn erfordert und deshalb ein festes Augenmerk; oder man erblickt sie an der Brüstung einer Loge, die Besucher ebenfalls schauernd, sowohl im Hintergrunde, als vorne im Saale ausgepflegt. Die neuere Menge der Fremden und Frauen natürlich als nicht bezeichnend, welche die ihre Bewegung im Saale durch die bunte Anordnung nicht wenig hemmt.

Ein besonderer Vorzug dieser Halle besteht darin, daß man sie auch ohne logenartige große Toilette ganz bequem besuchen kann, wie eine Promenade. Die Macht sie auch den Fremden, welche nicht vorgehen sind, zugänglich, und deshalb auch das Wiederbringen ihres Rutes und Ruhmes in die letzten Streife und in alle Welt.

Der Eindruck, den das bisher schönste und größte Theater Wien auf Einzelne sowohl als Fremde macht, ist kein, so oft man es auch gesehen haben mag, ein reiner. Wir wandeln auf einem Parterre, welches sich auf gleicher Höhe gerade von der Bühne über alle Stiege der Gallerien hinzieht. Die Plätze sind nicht fortbewegt, sie liegen genau unter dem neuen provisorischen Boden, morgen wird er hinweggeräumt sein, werden die Wand- und Spiegelreflexionen an der Seite der Bühne auseinandergerissen und die Gesichter aus ihrer Zurückstellung wieder vorgehoben sein, und man wird sogar ohne die geringste Störung ein komplizirtes Anordnungsstück spielen, denn auch die Dekorationen bleiben aufgestellt ständen und ein provisorischer, schwacher, leichter Vorhang steht. Die feine Erhöhung der Bühne gegen den Hintergrund ist geblieben, und von dort aus sieht man über die Köpfe der wimmelnden Menge hinweg oder in die einzelnen Gruppen hinein, durch den kolossalen Rahmen der Bühne in den Querschnitt des riesigen erhellten Zuschauerraumes vorne hin, und der Inhalt ist doch malerisch! Die Architekturlinien, die ruhige Menge, die Toiletten und einzelnen Köpfe — es ist ein reizendes Bild!

Kein Saal vermag einen solchen Anblick zu bieten, seine geraden Linien können nicht mit der malerischen Anordnung des Bühnen- und Zuschauerraumes, die man in einem verhältnißmäßig nicht mit den symmetrisch wechselnden Linien des Gallerienhochbaues lehrerren. Aus den Gallerien schmettern die Orchester betend, die sich stets abblenden und also eine endlose Reihe von Orchesterpielen bilden, an der eigenenthümlichen und trefflichen Musik des Hauses auch eine selten gebotene Stille finden.

Unter Künstler hat bemerkenswerte Gruppen hervorgehoben, da ihm künstlerisch geboten war, eine dichtgedrängte Menge, wie sie oft hier weil und im Schweben ihres Angewandten, zu vermeiden. Wiener, oder Wien zugehörig, kennen die Damen an den Hauptstellen der Gruppen; diejenigen, welche die Damen nicht gleich ertrotzen, mögen wissen, daß es die besten Schönen der Wiener Vorstadt sind. So sehr sie sich durch theatrale Leidenheiten bekämpfen, hier in neutraler Boden, hier treten sie die Wirklichkeit gelblicher mit dem trüben Licht und wahren ihre Kräfte — die Köpfe kommen, um das stehende und ruhende Schauspiel zu genießen.

In dem hinteren Gedränge des Theaterbauhauses bewegt sich stets eine elegante und gewandte Gesellschaft, in fadeste Toilette, mit dem Glace und einem Glace unter dem Arme. Es ist Direktor Strampfer, die Seele des Hauses, der bewegende Geist in diesen Räumen, der Gebieter der Herrschaften, welcher zugleich die Dames zu machen hat, bald Mitglieder des allerhöchsten Hofes empfängt, bald Personen höchsten Ranges zum erstenmal in der Welt, bald Personen höchsten Ranges zum erstenmal in der Welt, bald Personen höchsten Ranges zum erstenmal in der Welt, bald Personen höchsten Ranges zum erstenmal in der Welt.

Sein Bild, das in der kleinste der Gruppen gänzlich verloren ging, befindet sich in der Traperie über dem Bühnenraum vor und sichtbar gemacht, da man in weiteren Kreisen sicherlich den Namen gerne von Angesichte kennen will, welcher es versteht, seit nahezu zehn Jahren welches die Wiener in Reue zu erhalten und in ungeheurer Menge nach seiner Bühne zu drängen. Strampfer ist ein hochbedeutendes Direktorialtalent. Er hat sich von der Fülle des Schauspielers zum Generaldirektor des Direktoriums emporgearbeitet und hat seine Studien 25 Jahre lang gemacht. Strampfer ist nach dem halben Jahrhundert alt, zählt nur 45 Jahre und begann seine Künstlerlaufbahn vielversprechend als jugendlicher Liebhaber und Held. Sein Vater, welcher in Wien engagiert war, starb von einer Sichel tödlich getroffen, im Oktober 1848. Schon 1843

ging der junge Strampfer, von La Roche und Frau von Goethe empfohlen, nach Weimar, ward dort ein sehr beliebtes Bühnenmitglied, wußte aber seine Stellung verlassen, weil er gegen höheren Willen und ohne landesübliche Verhältnisse die Primadonna Fräulein v. Oettingen geheiratet hatte. Er galt in Wien auf dem Hofbühnenbühnen und sehr besonders. War Umstände, welche man vielleicht kollegiale Umtriebe nennen könnte, hinderten, daß er nicht engagiert wurde, wie es das beifällige Publikum gewünscht. Gute wäre er wohl Hofbühnenbühnen, aber der Titel eines Bühnenbühnen und Theaterdirektors ersten Ranges ist in reiferen Jahren doch angenehmer zu werden. Den mit seinem eigenen Kasse auf Bühnenbühnen reisenden Willen trotz der Bewegung des Jahres 1848. Er jagt es bald vor, anhalt auf eine gebührende feste Stellung der irgend einer der erhabenen Bühnen zu harren, sich selbst eine freie Stellung zu verschaffen. Er wurde Theaterdirektor in Ungarn oder, was gleichbedeutend bedeutet, Eisenbürgen. In Temeswar dirigierte er sehr lange, spielte das Theater und bildete den Geschmack. Seine eigene Leitung war eine feste Stütze seiner Bühne. Es ist natürlich, daß ein so hochgebildeter, den Hofbühnen nachstehender Darsteller den Provinzbühnen besonders willkommen sein mußte. Strampfer reiste weiter und höher. Die Direktion des Theaters an der Wien in Wien war in Konstantinopel, der Stadt wurde ausgeführt, Strampfer führte die Bühne über, ihn zu erwerben und alle zu überleben. Der ersten Schritt führte er aus, und bedenklich schätzten die Behörden die Bühne über dem hohen Provinztheaterdirektor. Strampfer führte zuerst seine alte Garde in's Feld, darunter — die Gallmeister! Dieses in der Provinz frei und drall entwickelte Talent zwangte, Wien begreife in die einen weichen Kissen, die Bühne war neu geordnet, und über dreihundert Vorstellungen eines kostbar schönen Trüdes lieferten den ersten Anstoß und die Töne des neuen Direktoriums. Nun ging Strampfer mit der Bühne und mit dem Ausstattungsgedanke vor. Was er brachte, zeigte, war außerordentlich und schied, eine außerordentlich geordnete und feste Hand zeigte sich in Allem. Das seit Jahren desolathe Theater ward der Verarmungsangst Wiens. Strampfer hat allerdings keine Klugheit geleistet, aber er erlaube auch nicht mit seinem Kasse den ungeliebten Widerstand gegen das Freigeist und die unaufrichtige Richtung. Er ward durch die Situation, indem er sich Eiferkühn bemühte, und er gestaltet noch ähnlich, was Weitzer und andere Bühnen in's Publikum zu ziehen drücken. Man muß anerkennen, die Darstellungen an der Wien haben den Reiz der Originalität, trotz alledem, was man ihn nirgend findet. Die Weitzer ward von Strampfer gefunden und geleitet. Seine Bühne ist künstlerisch, sein erster Liebhaber Swoboda führte seine Opernleistungen an der ersten Hofbühnen sein, seine Komiker sind trefflich, aber — er hat Wien wieder ein Ensemble gegeben, wie man es für immer vermählt glaubte. Eine bessere Meßzeit will sich verarmen; der Schauspieler, welcher lange Jahre im Drama Leidungs geleitet, baut als Direktor der zweiten Bühne sein Haus — das Publikum ruft ihm vergeblich: „Wah!“

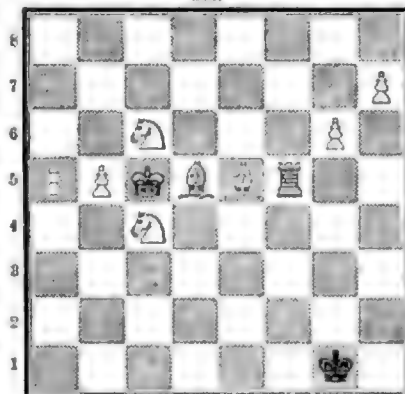
Schach.

(Beitrag von Jean Zutterer.)

Aufgabe No. 8.

Von Herrn v. Schallert in St. Veitshaus.

Wird.



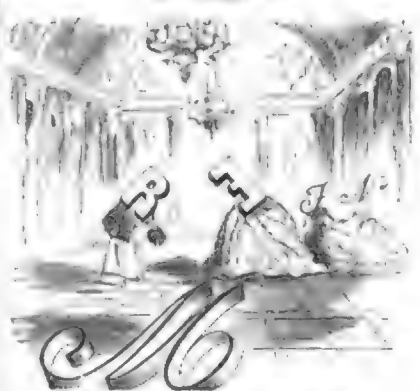
Das Schach der Demasies.

Wird gleich und ist mit dem besten Zuge matt.

Schach-Korrespondenz.

Herr A. ... in ... Ihre elegante ... Aufgabe zur ... Lösung ...
Herr B. ... in ... Lösung ...
Herr C. ... in ... Lösung ...
Herr D. ... in ... Lösung ...
Herr E. ... in ... Lösung ...
Herr F. ... in ... Lösung ...
Herr G. ... in ... Lösung ...
Herr H. ... in ... Lösung ...

Bilderräthsel 22.



Auflösung des Bilderräthsels 21 in No. 21.

Einige.

Auflösung des Räthsels in No. 21.

Einige.

Briefmappe.

Herr A. ... in ... Brief ...
Herr B. ... in ... Brief ...
Herr C. ... in ... Brief ...
Herr D. ... in ... Brief ...
Herr E. ... in ... Brief ...
Herr F. ... in ... Brief ...
Herr G. ... in ... Brief ...
Herr H. ... in ... Brief ...

Eschen wurden im Besitze von Eduard Hallberger in Stuttgart

ausgegeben und sind in jeder Buchhandlung einzufinden:

Die illustrierte Welt. Erstes Heft. Preis 5 Gr.

Inhalt: In der Welt, ...
Herr A. ... in ... Brief ...
Herr B. ... in ... Brief ...
Herr C. ... in ... Brief ...
Herr D. ... in ... Brief ...
Herr E. ... in ... Brief ...
Herr F. ... in ... Brief ...
Herr G. ... in ... Brief ...
Herr H. ... in ... Brief ...

In Halle. Gedächtnis und Bilder zur Unterhaltung und

Belehrung. Erstes Heft. Preis 3 Gr.

Inhalt: ...
Herr A. ... in ... Brief ...
Herr B. ... in ... Brief ...
Herr C. ... in ... Brief ...
Herr D. ... in ... Brief ...
Herr E. ... in ... Brief ...
Herr F. ... in ... Brief ...
Herr G. ... in ... Brief ...
Herr H. ... in ... Brief ...

Verantwortliche Redaction: Eduard Hallberger.



Thir. 1. — ober fl. 1. 45 fr. rhein.

Illustrationen: Dr. Carl Friedrich Zimmer, von Herz Mecklenburg. —
König und das Heidevögel, von H. Heber. — Jener Hirt hat seine
Lied zu hören, von H. Schuler. — Eine Hochzeit in Dalmatien, von
J. Schuler. — Das Orgelbauer's Fest. — Harnschaffler des perussischen
Königs: musicalisch singend; Der alte Weid, Kerkisch: Stargard.
Die Perussischen Knecht und Hühner fressen Daisigeln auf Heide.
Waldschaffler in Wald. H. Alex Kerkisch'sche Bilder von H. v. G.

Der alte Diener blinnte wieder mit der ganzen Verflörung seines Innern auf diese unfassbare Erscheinung herab, nahm das Glas und glitt

unverkümmert hinaus. Gabriel starrte in die helle Flüssigkeit und schaute stumm. „Ich denke, der Wein ist gut,“ rief der Graf wieder an. „Ja, diesem Einen Punkt haben sich die Menschen bisher betheeren. Es ist mein alter Heut Souverain, den ich nun seit fünfzig Jahren trinke; und seit zehn Jahren liebt ihn auch Sophie. Denn die andere Fülle hat sie dazu gebracht, um ihn sich langsam in die Seele hineinzulassen. Aber Ihr trinkt nicht! Ist Euch vielleicht mit etwas Anderem gedient? — Ihr dankt? — Ich muß Euch sagen, Gabriel, daß Ihr hier zwar nicht die herrlichste Negation, aber auch keineswegs die theilhaftigste Wüste findet. Wir hatten noch so ziemlich Schritt mit der Zeit, im Kopf wie im Magen. Ihr würdet raunen, wenn Ihr eine Weile bei uns bliebet, was für Feinschmecker wir sind; — Ihr wißt, daß ich auf der hohen Schule Paris ausgelesen habe.“

„Ich habe ohnehin genug zu raunen,“ antwortete der Graf mit einem langen Blick auf das liebliche Gesicht ihm gegenüber, das seine volle, dunkle, warme Färbung wieder gewonnen hatte, ein wenig vom Wein geröthet. „Ich erkenne, daß ich nicht begreife, wie diese Weltabgeschiedenheit, diese — Gefangenhaft — und diese klügelnde junge Frau —“

Sophie hatte den Arm auf den Tisch gestützt und die Wangen in die Hand gelegt, und lächelte ihn an. „Du wißt es noch begreiflicher! — sagte sie. „Wir leben hinter unserm Gitter wie der Vogel im Käfig: wir flattern und schwärzen und streifen auf unsere Stange, und da klickt man geschuld. Wenn um diese Stunde nicht Gäste kommen,“ fuhr sie scherzend fort, „so fliegen hier Tag für Tag die Federbälle, oft stundenlang; und wärst Du nur ein wenig später herbeigekommen, so hättest Du sie aber unsern Köpfen fliegen sehen. Aber komm, Gabriel; — Dir schmeckt der Wein nicht! Er macht auch um diese Stunde heiß — und schwer. Kommt, wir wollen die unsere Zwiinger zeigen, in dem mich mein geistlicher Vater täglich auf- und abwandeln läßt; und unter Büchern, unter Späßen und Laubästen!“ — Indem sie das sagte, ging sie ihnen voran; und Gabriel glaubte, während sie so vor ihm hinschwebte, das leise Ritzeln der Haare in ihrem Gliedern zu sehen. Er stand auf und folgte ihr in träumerischer Ergebung. Sie hatte sich an des Grafen Arm gehängt; auf einmal schien sie sich zu befinnen, daß sie nicht wie sonst mit ihm allein sei, und zog ihre Hand zurück. So gingen sie durch die Gemächer, durch die er gekommen war. An dem letzten Fenster in des Grafen Zimmer stand Sophie still, schaute es und schob den Vorhang zurück.

Nun erst sah Gabriel in dem Raum sich um, für den er beim ersten Eintritt sein Auge gehabt hatte. Die Wände waren hier noch hinaus mit Büchern bedeckt, einige bekannte Büsten großer Männer dazwischen; in der Ecke ein in die Wand eingelassener Sessel, auf dem mit großen Buchstaben und Schmucksteinen das Wort „Hausapostel“ gemalt war. Ein künstlerischer Versuch unserer Philister,“ sagte der Graf, indem er hinzutrat; „die Einkamkeit treibt allerlei solche Wägen auf! Was im übrigen diese Apostel betrifft, so nehmt ich die Sache sehr ernst, wie alle Dilettanten. Ich habe seitdem den Resten in's Handwerk geschaut, und noch nie einen andern Menschen an meinen Pinsel gelassen, als mich selbst. Wir stehen uns bei dieser Methode vorzüglich, Sophie und ich. Doch Ihr sollt ja den sogenannten Zwiinger sehen; — kommt, Gabriel, thut mir dieser Dame ihren Willen.“

Er wies mit dem Kopf nach dem Fenster zu, und Gabriel, von einem flatternden Geräusch angezogen, wandte sich um. In dem offenen Rahmen, gegen den blauen Himmel gezeichnet, stand Sophie in der anmutigsten Bewegung, von Tönen umschwebt, die ihre Erscheinung sogleich betäubelt hatte und deren rothe Fäden sich auf ihren Schultern und Händen niederließen. Sie suchte auch ihre Lippen, und ein wunderliches, eiserfülltes Gefühl fuhr durch Gabriel hin. Endlich machte sie eine ihrer Hände frei, griff in ein Kissen, das unten in der Fensterbank lag, und streute Körner auf dem Fensterbrett aus. Die Vögel mit einem dolben Schmeißfliegen antwortend. Ein Zweil flog auf den Tisch, und das Faltel aufzuheben, die andern blieben auf Sophies Schultern sitzen und liebsten sie. Nun kam auch ein ganzer Schwarm von Sperlingen angefliegen und fiel mit unmittelbarem Gescheit über das Futterkorn her. Der Graf lachte ihnen zu und streute immer neue Hände voll für die großen und kleinen Vögel. Endlich schaffte er in die Hände, Sophie schüttelte sich, und alle die Tanten und Sperlinge flogen wie auf ein Kommando davon.

„Nun muß ich Euch Gite zeigen!“ sagte der Graf und lachte. Denn wollte er seinen gedankenvollen Gast heran und bog sich über das Fensterbrett hinaus, „Seht hier unsere Arena,“ fuhr er fort und zeigte hinunter; „das ist Alles, was uns nach der Welt gebet, was unsere Größe betreten!“ — Gabriel blickte hinab; neben dem Saftig lief auf dieser Erde ein feigekletterter Bach hin, eine schmale Brücke führte hinüber und an die Thüre eines mit grünen Rosen bedeckten, durch Dornbäume beschnittenen Gartens, den eine natürliche Heide von Buschwerk und

dichten Weiden umgab, aber gleichwohl noch eine hohe Einfassung von Weiden besaß. Hier und da war durch den Asten ein Pfad getreten, in den Ecken blühten blaue und rothe Blumen auf dunklen Rabatten. „Hier wandern wir täglich in den Morgenstunden, Einer nach dem Andern,“ fuhr der Graf fort und spielte leise mit Sophies Hand. „Die Gewohnheit macht Alles freundlich, — und der gute Wille macht es groß und weit. Von hier oben seht ich ihr zu, wenn sie bräutet auf und nieder träumt, und studirt die Wolken — meine alte Herrlichkeit. Unterdeß hält unter „Vollst“ an der verschlossenen Gartenthür Wache. Wenn die gnädige Frau in's Schloß zurückkehren wünscht, so wirft sie ihr Schnupstuch in die Höhe; auf dieses Zeichen warte ich der Vollst, und sie schließt wieder auf und führt ihre verheiratete Herrin über den Steg zurück, wie sie sie hingelegt hat. Diese Schreier halten nicht,“ setzte er mit einem eigenthümlich dunklen Lachen hinzu: „die Leute wundern sich sehr, daß die „Vollst“ bis auf diesen Tag nicht weiß, was sie eigentlich bis an den Garten geleitet.“

Sophie starrte während dessen schweigend auf das Fensterbrett nieder. Plötzlich wandte sie sich zu Gabriel und fragte wie von ungefähr: „Wie bist Du herbeigekommen? Woher wußtest Du, daß Du uns hier finden würdest?“ — Ihre Augen sahen ihn mit äußerster Ruhe an, aber die Stimme klang die innere, zitternde Erregung nicht verbergen. Gabriel wollte eben erwidern — er mußte nicht was — als der Graf seine Hand mit sichbarem Druck auf Sophies Schulter legte und ihn in's Wort fuhr: „Gabriel, antwortet dieser Neugierigen nicht. Ihr sollt uns nicht sagen, als wäret Euch von selbst auf die Lippen tritt. Nicht eine Syllabe. Ihr seid da; das sei uns vollkommen genug. Wenn ich neugierig sein wollte,“ — und er sah seinem Gast mit einem leise spottenden Blick der weislichen Augen in's Gesicht. „So würde ich mich fragen, was es bedeutet, daß unser Vorterr zum ersten Mal seit langen Jahren in seiner Thüre steht um herüberzugehen. Aber ich frage mich nicht. Tritt zurück, Sophie. Lassen wir diesen Vorhang wieder fallen. Sonst würden am Ende selbst die fernen Augen da drüben entdecken, daß unsere Gefälligkeit sich um Einen vermehrt hat.“

Bei diesen Worten hatte er sich ausgerichtet und zog sich vom Fensterbrett zurück; Sophie beglückte; nur Gabriel blieb noch einen Augenblick stehen und starrte zu dem weißen Warthaus unter den Linden hinüber. „Ihr erlaubt,“ sagte er, und hob sein Fernglas aus's Auge. Der Geistliche, im Ornat — er schien eben aus der Kirche heimgekehrt zu sein — lehnte an seiner Thüre und blickte mit erkennbarer Linde zum Schloß hinaus; als wäret er irgend ein unerhörtes Ereignis sichtbar werden sehen. Dann schien er sich plötzlich zu erinnern, daß diese Neugier gegen sein Gewerbe sei; denn er schüttelte den Kopf, drehte ihn weg und ging in sein Haus hinein.

Gabriel ließ sein Fernglas wieder sinken; der Graf trat leise vor, zog die Vorhänge zur Hälfte zu und blieb dann neben seinem Wäse stehen. „Seht immer hinaus, Gabriel,“ sagte er ernst; „Ihr seht da meine Welt. Dieses Dorf, diese Dörfchen, dieser ferne Gebirgsdurst, in den die Sonne leht ihr Gold hineinmalen, — und das blassen Himmelsgewölbe darüber — das ist mein Stück Welt. Huet sehr ich alle Tage Hundstagen und fische hinaus; — denn so weit unter Wäse geht, so weit geht ja unser Dasein! Mit meinem großen Auge da“ — er zeigte auf ein ungewöhnliches Fernrohr, das auf dem Tisch in der Nische lag — „betracht ich das ganze Land, auf und ab, und hin überall zu Hause. So, wie Ihr da eben zum Vorterr hinüberseht, so hab ich seit langen Jahren in sein kleines Reich hineingeschaut; ich kenne ihn und die Seinen, wie wenn ich sie alle Tage auf meinen Füßen betrat hätte. Es sind vorzüglichste Menschen. Und ein Paradies! eine Treue, eine Theilnahme! — Auch um das Warthaus herum wohnen mehrere Leute. Ich kenne sie alle. Es liegt eine Kraft der Erkenntnis in so einem Instrument — indem er sein Fernrohr in die Hand nahm — „die ich keinem schenken kann, der sie nicht selber erprobt hat. Es muß mir wohl ähnlich zu Wäse sein wie einem Blinder, der alle seine anderen Sinne so üppig entwickelt hat, daß er nicht mehr darauf denkt, was ihm die Sehkraft noch gewähren könnte. Mit diesem Glas am Auge die Menschen zu beobachten, ohne daß sie mich darin unterbrechen können; — alle die leichten Bewegungen des Lebens, der Empfindung, des Wechselspiels zwischen Mensch und Mensch auswendig zu lernen: — Dinge zu erraten, von denen ein andres Auge keine Spur mehr gefaßt hätte — und das Alles aus meiner Unschicklichkeit, aus meinem Geheimniß heraus — das ist ein Preis, von dem — von dem ich nicht weiter reden will, denn Ihr hört mich an und könnt es doch nicht begreifen.“

Gabriel schweig. Sophie stand neben ihm und sah vor sich hin. „Wahnt mir,“ fuhr der Graf nach einer Weile fort, „es verleiht sich kein der Wäse, ein einfacher Mensch zu sein. Wo hätte ich sonst den wunderbaren Frieden gefunden, mit dem ich hier aufwache und schlafen gehe, — und die Wäse, alle die edlen Trüster

da, die großen Schriftsteller aller großen Nationen in ihrer eigenen Sprache zwei- und dreimal zu lesen! — Das ist eine Gefälligkeit, sag ich Euch, mit der sich sehr viele „Honoratarien“ unserer guten Hauptstadt nicht messen können! Die Menschen sehen kann ich hier so gut wie anderswo; ihnen wahrhaftig Gutes thun wie nirgend. Ich lese die besten Zeitungen von Europa; ich lebe mit Allen, was geschieht; — aber meine Begierde kann mich nicht mehr, wie sonst, zu widerstehlichen Thorheiten verleiten. Der Himmel, die Wolken und die Sterne sind hier so nah und so fern, wie auf Euren ganzen Erdball. Glaubt mir, — der alte Cicero hat ein Buch zum Lob des Alters geschrieben; man könnte auch eins zum Preise der Einkamkeit schreiben, — wenn uns nur irgend ein andres Buch belehren könnte, als das große Hauptbuch des Schicksals.“

Er sah seinen Zuhörer an und schien einen Antwort zu erwarten. Indessen Gabriel, statt aller Erwiderung, heftete sein finstres Auge auf die schöne Frau, die, wieder bleich und in sich versunken, ihm zur Seite stand. „Ich verstehe Euch,“ fuhr ihm der Graf in die stumme Rede. „Es kümmert Euch wenig, wie hoch bei mir die Einkamkeit im Preise steht; Ihr denkt an Sophie. Ihr haltet sie für —“ Schweigen war davon. „Was heißt es, wenn ich Euch sage, wie wir geliebt haben; Ihr wollt die Gegenwart sehen, mit dem eigenen Auge. Wenn ich Euch erzähle, daß ich sie drei Sprachen gelehrt habe, daß wir fast Alles mit einander lesen, daß es nichts gibt, was ich nicht mit ihr theile; — daß da drinnen in dem Pult die Papiere zu Hause liegen, auf denen ich ihre die alten Herren überlegt habe, die sie selber nicht lesen kann —“ Wozu das Alles. Ihr werdet nicht glauben, was keiner glauben wird, daß diese Frau —“ Er brach ab, blickte die Lippe mit den Zähnen, starrte auf den Teppich und schritt durch das Zimmer hin, bis er am Thürvorhang stehen blieb und seine brennenden Augen in diesen Hängen bohrte, als wäret er mit sich und seinen Gedanken allein.

Endlich kam er zurück und trat vor seinen schweigenden Gast, der noch immer gegen die Fensterbank lehnte. „Was meint Ihr, Gabriel,“ fuhr er in leichtem Tone wieder an, — „ich habe in Sophies Zimmer unser kleines Abendessen auftragen lassen. Es ist zwar noch früh; aber Ihr kommt von der Reise — und am gedachten Tisch plaudert sich's besser. Ihr beiden Einsiedler sind gewohnt, diese Zwischensätze durch Vorlesen oder durch Schachspiel auszufüllen; mit dem Einen wie mit dem Andern würde Euch schwerlich gedient. Laßt uns also den Tag zum Abend machen und daran denken, daß wir täglich und Wein find und zum Besten unserer lieben Erde unser Abendbrot zu verzehren haben.“

Damit ging er schon in seiner ruhigen, entschlossenen Art voran, schob den Vorhang zum nächsten Zimmer zurück und wählte seinem Gast auf's Verbindlichste, über die Schwelle zu treten. Der Saal, in den sie zurückkehrten, war durch eine Reihe silberner Kandelaber erleuchtet, die Fensterbühnen völlig geschlossen; der Tisch in der Mitte mit Wein und Speisen besetzt. Philipp empfing sie mit einer tiefen Verbeugung, ward dann durch eine Handbewegung des Grafen entlassen und zog sich wieder zurück. Geräuschlos, wie Alles um sie her war, legten die Drei sich am Tische nieder. Sie richteten sich die Speisen hin und her, mit ihren Gedanken beschäftigt. Das Gespräch wollte nicht fließen; nur dann und wann fiel ein einzelnes Wort. Der Graf, mit zusammengelegten Armen auf den Tisch starrend, schaute mit seiner Gabel im Tischlicht; Sophie suchte ihren Gast freundlich zu ermuntern, daß er es ihnen möge, ließ aber selbst fast Alles, was sie nahm, unberührt liegen. Endlich, nachdem sie schätzbar blasse und bläuliche geworden war, näherte sie ihr Gesicht dem Grafen und flüsterte etwas an sein Ohr. Er nickte. Nun erhob sie sich, und mit einem bleichen Lächeln, das ihr unendlich hold zu Gesicht stand, sagte sie: „Verzeiht mir, Gabriel! Ich lasse Euch allein. Ich war schon den Tag über nicht wohl, und nun — nun hab ich mich vollends nicht begehrt. Ich weiß, ich setze Euch noch. Du wirst uns nicht verlassen, Gabriel, eh' wir einander nicht Alles gesagt haben, was dieses Wiedersehen und unsere alte Freundschaft von uns fordert.“

Sie trat auf ihn zu und gab dem verweirten Aufsprungen ihre weiße Hand. „Gute Nacht,“ sagte sie leise. Dann ging sie auf die Wand zu und öffnete eine Thüre in der Kapete. Hier blieb sie noch einmal stehen und nickte stumm mit einem halb verhöhlenen, unigen Blick dem Grafen zu, der ihr gefolgt war und ihre Hand in der seinen hielt. Sie hob ihre Arme, wie wenn sie nach ihrer Gewohnheit ihn zur guten Nacht umfassen wollte; aber mit einem Blick auf den Tischen ließ sie sie wieder sinken, lächelte still und verschwand hinter der Kapete.

Der Graf kam zurück und die Männer nahmen auf's Neue am Tisch Platz, einander gegenüber. Gabriel sah in sein erdrones Glas, trank ein wenig und schämte. Jadesinn schien der Graf von ihm das erste Wort zu erwarten; er spielte mit den Fingern an seinen knochenenden Venenentzick, starrte sein Gewand an und triff sich vor

daten zurückhalten. Da hatte auch unsere Mutter ihre liebe Noth. Sie straffte zwar sehr streng, iperrte nicht selten die Brüder bei hässlicher Noth ein, — doch das half nur auf kurze Zeit.

Durch die Treiben drohte auch ich zu verwildern, denn ich liebte die Brüder über Alles und begleitete sie nur zu gern, wenn Abreisen oder Nadeln zu sehen waren. Ich juchzte dann lustig mit: Hura! oder: Vive l'Empereur! —

Bis zu meinem sechsten Jahre lebte die Mutter mich als Stube, weil ich zu unschön als Mädchen ausfiel. Die harten Jäger, die große Kiste packten eher zum gelackten Kreuzkopf, und ein leichter Glanz, stinkes Benehmen ließen mich im Ansehensthum erträglich erscheinen. Ich war auch nicht wenig stolz auf meinen Sonntagsgang von dunkel-blauem Tuch, Spitzenträger und hellgelben Seidenkieseln. Ich hatte zwei Titel: „Großmutter“ und „Meine Komödiantin“. Der erste demüthigte mich gar nicht, der zweite erfüllte mich mit Stolz. Ich bildete mir nicht wenig darauf ein, das Spiel einer Wandtruppe, die in Braßhal einige Vorstellungen gegeben, nachahmen zu können, so auch den Tanz eines Seiltänzers, den ich als kleiner Knirps mit angesehen. Wenn Trübhorn im Haus herrschte, hieß es von den Brüdern gewöhnlich: „Großmutter, spiele uns etwas vor!“ — und die kleine Komödiantin gab sich alle Mühe, die Trau- rigen zu erheitern. Wenn bei Kaffeestunden die Unter-

tung stockte, hieß es: „Linsen, Linsen!“ — und freudetrüb- lehnd that ich mein Bestes. Einen Stuhl als Balancierstange nach Art der Seiltänzer haltend, stellte ich mich auf eine Reihe des Fußbodens, und hin und her ging es auf dem Preuß-Feil mit den tierlichsten Was. Eine alte Dame, die einst viele Seiltänzerprüfungen sah, hielt mich für — beherzt — und schlug das Kreuz vor mir. Erst meinte der Ham- merjunger abgezandten Lieder: „In einem Thal bei armen Hirtin“, und „Willst Du, Doktor, erig von mir wenden“, weicht ich rein und wohlklingend soll gesungen haben, ver- suchten sie etwas zu beruhigen. Einstens mußten viele Knaben Braßhals in's Gefängnis wandern, so auch meine Brüder als Hauptschuldige — als Anführer. Sie hatten ein Feuerwerk abtrennen wollen — und verbrannten sich dabei nebst einigen Scheuern. Die Brüder sahen im Nord- und Südthurm. Da war es wenigstens hell und lustig. Eine ganze Woche lang wanderte ich nun nach dem Nord- und Südthurm. Meine Schritte ich nicht, aber von außen hinaufsprechen und Obst und Brod für sie abliefern. Da stand ich denn zuerst am Nordthurm: „Louis! wie geht Dir's da oben?“ — Ein klägliches, feines Gesicht sah zum kleinen Fenster heraus: „Ganz gut, Linsen!“ — „Doch Du Hunger?“ — „Nein! gib es dem Karl; lebe wohl! grüß die Mutter.“ — Dann eilte ich nach dem Südthurm: „Karl, wie geht's Dir in Deinem Korbchen?“ — Das runde Ge-

sicht meines ältesten Bruders sah so wehmüthig nieder. „Nicht gut, Linsen!“ — „Willst Du Obst, Brod, Karl?“ — „Gewiß! ich habe Hunger.“ — und der Väter trug ihm meine Schätze hinauf! —

Wir zogen nach Karlsruhe, Louis kam in eine Pen- sion, um sich zum Kaufmann auszubilden, Karl in die Junterschule. Die Mutter trennte sich ungern von Braßhal, sie hatte mit ihrem Vater, der beim Tragoner-Regiment Heimtot stand, dort glückliche Jahre verbracht. Doch be- stand meiner Erziehung wegen ging sie nach Karlsruhe. Die Knabenkleidung ward beseitigt, und ich erschien schon we- niger häßlich als Mädchen; die Kiste hielt glücklicherweise im Wackelthum inne und mich schmückte blühendste Gesundheit.

In Karlsruhe ging mir ein neues Leben auf — und vor Allen ein Knezen von der Bedeutung des Wortes „Komödiantin“, nachdem ich einige Vorstellungen auf dem großherzoglichen Theater gesehen hatte. Nichts vermochte mich so zu bezaubern, als wenn ich es besuchen durfte; mit nichts wurde mein Hiech mehr angeporat, als durch das Versprechen: „Du darfst dann auch morgen in's Theater gehen!“ Als die Handel-Schule „lebende Bilder“ stellte, stand ich mit den der Mutter abgetheilten 24 Kreuzern schon zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung an der Eingangstür des Theaters. Aber nachdem ich diese in der That lebendigen Bilder gesehen, wurde es de-



Kreuzer und das bunte Licht. (Zerst. Bild.) Originalzeichnung von J. H. W. (Z. 370.)

Mutter mit mir fast zu bunt. Was einem Vorhang, Schawl, einer Traperie gleich, wurde zusammengeklappt und benutzt, um die Handel-Schule nachzuahmen, bis endlich das wider- liche Nachspiel dem Treiben ein Ende machte. Die schon ziemlich erwachsene Komödiantin durfte sogar nur selten noch das Theater besuchen. Meine Mutter eilte mich stets zum größten Noth an: „Benutze die kostbare Zeit!“ Sie er- laubte mir, daß ich mich bedienen ließ. Ich mußte mich ohne Hülle trüsten, mich selbst ankleiden, das Zimmer auf- räumen, meine Kleider und Wäsche in Ordnung halten... und auf rebellische Fragen: „Aber, Mama, wozu ich denn die Hammerjunger da?“ gab's die erste Antwort: „Karl, Du wirst es mir später noch danken! — Je mehr Du Dir genüß, desto unabhängiger wirst Du sein und jede schwe- rige Lage leichter ertragen!“

Ich lernte eifrig und wurde bald die Erste in der Klasse. Auf dem Theater übte ich mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit. Die Mutter hielt mir den besten und theuer- sten Marceller, Warr. Noch nicht 13 Jahre alt, spielte ich das D-moll-Monster von Nojart mit Erstbesetzung in einem Tiletantenverein im Musiksaal. Wenn hätte ich mich der Kunst gewidmet. — Einige Wochen, nachdem ich das Nojartische Monstergespiel hatte, kam ein großer Brief mit mächtigem Siegel an. „Postscriptum Eisenach?“ hieß die Mutter, „dort lebe ich niemand als meine Stief-

schwester.“ — Doch als sie den Inhalt überflog, kam sie todtenblau auf's Sopha. . . Die Stiefschwester hatte eine gerichtliche Klage wegen der Verjährung vom seligen Groß- vater angestrengt. Sie beantragte die Hälfte von Allem, was meine Großmutter zur Zeit erhalten.

Die dunkelste Stunde meines Lebens folgte dieser Noth- post! — Berührte die Mutter den Vorschlag und mußte heranzu- zahlen, so blieb ihr nur die mühsige Person als Mittels- stückswirtin. Unsere Erziehung und die Kriegsjahre hatten große Opfer gefordert. — Der berühmteste Advokat wußte auch keinen besseren Trost: „Am schlimmsten Falle müssen Sie das Geld erst nach einem Jahr herauszahlen.“

Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Als wir allein waren und die Mutter klug und ausgeglichen ihr Herz durch Thränen erleichterte, fiel ich ihr um den Hals — und froh- lich, juvenilisch rief ich aus: „Sei ruhig! — in einem Jahre nehme ich Dir alle Sorgen ab! Mutter, laß die kleine Komödiantin Schauspielerin werden — ich jähle: es soll so sein — gewiß, ich habe Talent. Weßhalb mühte ich mich als Mayer mich, um das Obel vor der Konfir- mation zu sprechen, mich von sechs vornommen, reicheten und begabten Mädchen! — Weßhalb? — Weil er voraussetzte, daß ich es am besten vorbringen würde. . . Und hat man nicht in der großen Kirche jedes Wort ver- standen? Weinten nicht Viele und sagten nachher, ich hätte

sie durch meine gefühlvolle Deklamation zu Thränen ge- rührt? O, ich will mich übermüthig anfragen, um vor dem 14. Jahr aufzutreten zu können, und mit dem 14. nehme ich die erste Gage ein.“ Die Mutter umarmte mich, sagte aber trotz wiederholter Bitten noch nicht ja. Bekannte und Freunde wurden zu Rath gezogen, es wurde dafür und dagegen gesprochen. Die Mutter schrieb nach Basel an den Bruder des seligen Vaters, den Grafen General, allein dieser rieth zu meiner Verweilung ab. Das Haupt der Fam- ilie in stobung sollte entscheiden, der Hefe der Mutter, der nachher so berühmte geworbene Baron Todmar. Wir reis- ten nach Koburg, die Verwandten lernten mich kennen, und — der kluge, prächtige Vater sagte in seiner baweri- schen, herzigen Weise zur Mutter: „Christiane! — Du seht ist unsere Familie mit Talenten nicht geeignet gemein, es soll mich freuen, eine Künstlerin Louise nennen zu kö- nen; aber das bitte ich mir, Lina, daß Du eine wahre, edle, tüchtige Künstlerin wirst.“

Ich hatte also gesagt! — und mit Hiezenritten ging es dem ersten Versuch entgegen.

Mein Lehrer der Musik war der berühmte Alois Schreiber (Verantwörter der rheinischen Liederblätter), ein herrlicher Freund des hohen alemannischen Nothel. Er wurde mir das Glück, diese herrlichen Männer sprechen zu hören. Nothel kam gern in's gastliche Haus des Professors

und fühlte sich behaglich in dem trauten Familienkreise, in dem auch ich bald heimisch war. Wie lauchten wir Jungen auf jedes Wort! Mit innigster Verehrung blühte ich auf die Sprechenden mit dem niedersinkenden Haar, den edlen Jagen und den ausdrucksvollen, klugen, mild verklärten Augen. Gähnendes Lächeln umspielte die Lippen und ermunterte uns zu bescheidenen Fragen. Welch goldene Lehren prädestinirte sich da für ewig in's junge Herz und Gedächtnis! Was wie harmlos weiter konnten diese lebensmüthigen Weisheiten sich und uns nützen!

Wie werde ich vergehen, wie annuhtig überredend Schreier einst fragte: „Weckhalt! kenahmen Sie denn Ludwig! Tied jede Hoffnung, Neues schaffen zu können, lieber Freund!“ — „Weil ich nicht gegen meine Ueberzeugung sprechen durfte!“ — „Dürfen wir nichts davon erfahren?“ — riefen wir im Chor. — „Nebel nicht lachelnd und Schreier nicht fort!“ — Tied hielt sich einige Tage auf seiner Reise nach Baden hier auf und wir sahen ihn öfters. Als ich ihm mit Freund Nebel Lebewohl sagte, kam das Gespräch auf die alemannischen Gedichte. Tied erschrak sich in Lobesbetreibungen und sagte: „Weckhalt! Verehrter, schreibe Sie nicht mehr solcher allerliebsten Sachen? Treuherrig und mit größter Ruhe antwortete unser Kirchenth: „Weil mir nichts mehr einfallen thut.“

„Tied schien seinen Ohren nicht zu trauen, und wiederholte in seiner gewinnenden, bezaubernden Sprachweise im leinsten Dodekasyth: „A! Sie wollen die Welt mit herrlichen Dingen überhäufen! Aber unter Nebel wiederholte unerschütterlich in seiner gemüthlichen Mundart: „Nun, lieber Herr, es wird mir nichts mehr einfallen!“ — Da lachte Nebel recht herzlich und mir Augen getrauten uns einzustimmen. Der Professor aber sagte geräthet: „Nun, wenn die alemannischen Gedichte eingeleitet, der kann auf seinen Vorbeeren ruhen!“ — und dem Dichter die Hand reichend, fügte er hinzu: „Und hätten Sie auch nur „Vergänglichkeit“ geschrieben, theurer Freund!“

Alle, Demmer, eine Schülerin Jßland's, welche sich in Mannheim zur vortheilhaftesten Kunstlerin herausgebildet hatte, gab mir Stunden in der Deklamation. Sie machte der Bühne im Jenseit ihres Ruhmes Lebenslauf sagen, wurde passionirt, — weil plötzlich während des Spielens sie ein Starrkrampf überfiel — die Worte verhallten, und unbeweglich, aber ihres Blicks flammte sie die entsehten Zuhörer an! Ihr Bruder (auch in Mannheim gebildet und geschickter Künstler) stürzte dann leichtsinnig aus der Coullie und suchte die Schwester zu befähigen. Einmal war ich Zeugin von dieser erschütternden Szene, sie erinnerte an den Abschied in der Jungfrau von Orléans, als alle Welt sich von Johanna wendete, sie allein blickte (im 4. Akt) — und der treue Raimond ihre Hand fassend sagt: „Ich will Euch führen.“ — „Ich konnte den Eindruck gar nicht los werden.

Die Familie Demmer, Mutter, Bruder, Schwester — waren achtungswürdige Menschen; das Geschwisterpaar seltene Künstler, gebildet, gut, edel, lebten aber so zurückgezogen seit der Pensionierung, daß sie unbekannt und menschlich wurden. Herr Demmer gab sich der Kunst mit voller Seele hin und war sehr beliebt; seine Schwester litt an nicht zu besiegendem Trübsinn und hatte der Puhne entzogen. Monate lang zauderte ich jeden Vormittag bis an's Ende der langen Straße zu ihrer Wohnung, und meine Anwesenheit belohnte dann die sonst so stillen Räume. Sie hielten wieder vom Kampf mit dem Trauen.“ — „Ein frommer Mord war freilich!“ — und als das Einstürzen der Margarethe in den Gassenstößen von Jßland begann, da glaubte ich das glücklichste Geschick der Welt zu sein! Wie ein Feindlag lag die Ju-

lanit vor mir! Nichts schien wie zu schwer — Alles zu erreichen durch beharrlichen Fleiß und begeistertes Streben. Da ich sehr groß für mein Alter war, glaubte meine Lehrer, ich könne den ersten Versuch bald wagen. Drei Monate, bevor ich 14 Jahr wurde, stand auf dem Theaterzetteln: „Die Dagevolgen . . . Margarethe — Mlle. Marolite B. als erster Versuch.“ Aus besondrer Rücksicht für mich fanden zwei Proben vor dem oft gekehrten Stadthaus, damit ich doch etwas von der Bühne, dem Projektorium, dem Kommen und Abgehen bekannt werde. Der große altväterliche Theaterwagen, den ich so oft schuldhaft betrachtet hatte, brachte mich mit Mlle. Demmer an's Schau-

mir saß den Rücken und das Herz klopfte hörbar. Zum Glück konnte ich nach und nach etwas Haltung erringen; ich hatte erst im ersten Akt zu erscheinen. Mit welchem Interesse beobachtete ich jetzt in der Nähe das Spiel der von mir so oft schon bewunderten Künstler — wie kenahmen sich Alle so würdevoll, einhellig edel! Ich hätte fast rufen mögen: „Gibt mich doch ein Zeichen lieb, ich gehöre ja nun auch zu Euch — und ich will mit Eurer und Fleiß an meine Aufgabe gehn!“ Das Zeichen zum vierten Akt ertönte, ich mußte sprechen . . . und die reinigende Angst war nach den ersten Worten wie durch Haaber verschwunden! Immer vertrauter wurde mir die Umgebung, ich sang auch das Lied ohne Bangen, und am Schluß der Probe lobte, ermunterte man mich. Mlle. Demmer schien zufrieden, ja — gerührt zu sein und hatte wenig zu fadeln. In erhöhter, glücklicher Stimmung kam ich nach Hause und erzählte der besorgten Mutter, wie Alles über Erwarten gelungen sei. Die Hauptprobe am nächsten Vormittag ging prächtig, ich wurde viel zutraulicher begrüßt, die Schauspieler mochten sich wohl ihres ersten Versuches erinnern.

Mittags vernahmte ich vor Aufregung keine Hilfen zu eilen. Selbst Bruder Karl's freudigster und himmelstürmender Ueberrausch hatte sich in Ernst verwandelt, und die Mutter verhielt sich umso ihr Bangen zu verbergen. Um vier Uhr schon mußte ich mich als Muerin kleiden — ich ließ mich heute noch im grünen, wollenen Rock, rothen Aufschlägen, weißen Armbüschel, großer, halber Schürze, am schwarzen Sammetbande das silberne Kreuzchen, was dem Margarethe zu sprechen hat, die Haare zurückgestrichen und in Kopie geklöchten widerhängend. — Ich kam mir zu dünn vor und laß mich nur — ziemlich bühnisch in dem Kostüm. Um 5 Uhr sollte Mlle. Demmer die Mutter ab, sie sah ausgeregt aus und ihre Wangen glühten. Sie zeigte mir noch, wie ich mich verhalten mußte . . . im Fall ich hervorgetreten würde, und fragte, was ich dann sprechen sollte? — „O, in die Verlegenheit werde ich wohl nicht kommen!“ — „Aber, Kind, im Fall es doch geschehen sollte, wie wollen Sie danken?“ — „Nun, ich werde sprechen — was mir gerade einfallt!“ — entgegnete ich ruhig. Der Vater sollte daran, der Theaterdiener klopfte und hat um die mitzubehaltenden Sachen. Ich umarmte Mutter, Bruder, Mlle. Demmer — das — ja ruhig zu sein. — Schnell klappte ich die Treppen hinauf, in den Wagen — der Schlag klopfte zu — und einer Ohnmacht nahe schloß ich die Augen und bat Gott um seinen Beistand . . . Im Konvulsionszimmer verhielt ich mich sehr still und ging die Kelle noch in Gedanken durch. Herr Demmer, der den Konjunkt Wackel spielte, schmeckte mich. — Ich hörte die Omelette, vernahm das Klingeln am Aufschlag, mochte aber nicht zuwischen der lauten Danksagung. Da klingelte es zum dritten Male — Herr Demmer führte mich zu dem

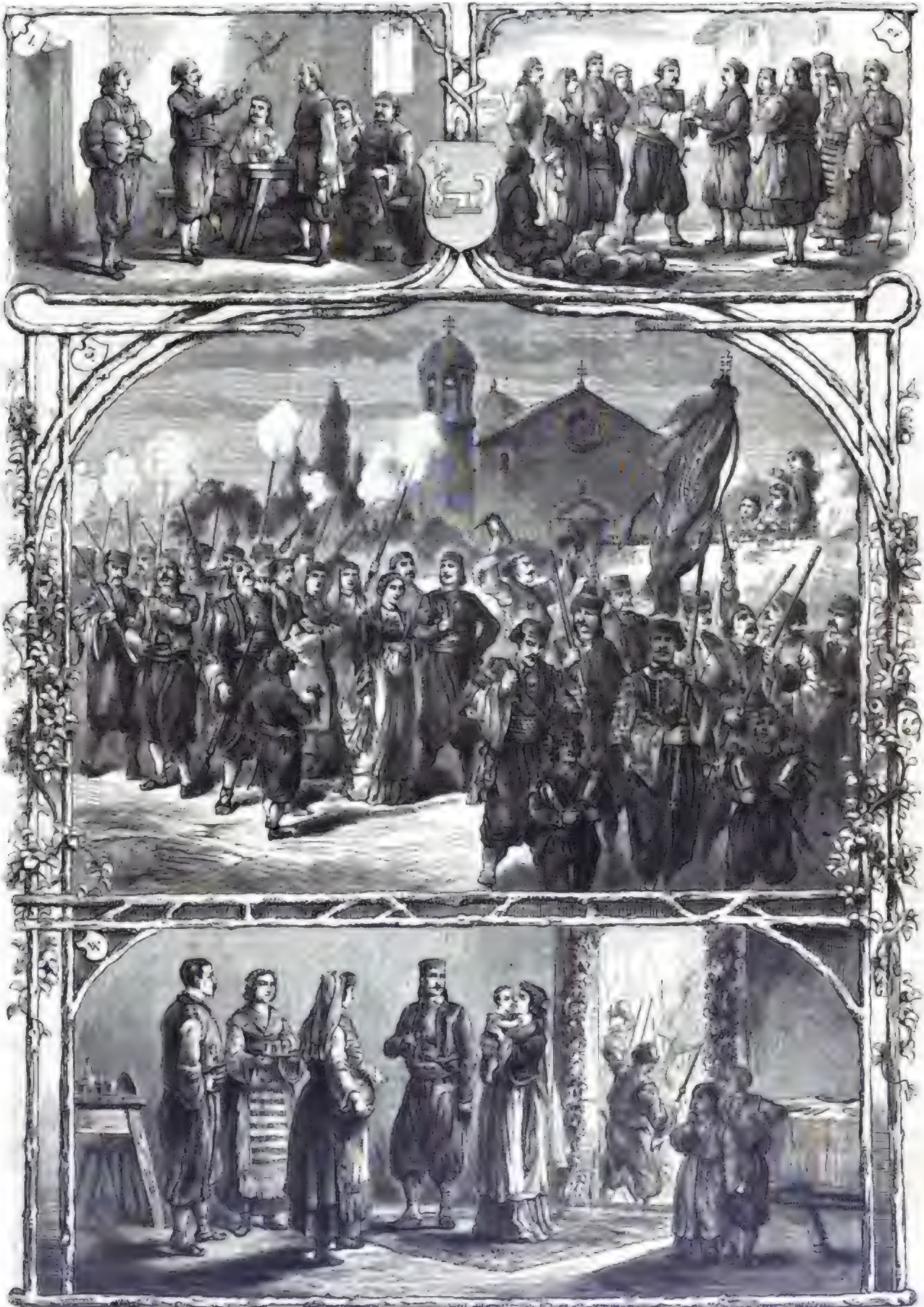
Hügel, von welchem ich herab zu kommen hatte. Ich fand, des Stüchmors harrend, mit Rehen, Putz, Wassertrug — nicht! Der war verfallen. — „Rein Wassertrug!“ rief ich — und der Requisite vernahmte ich mir noch zu geben. „Jetzt!“ flüsterte Herr Demmer — ich trat vor und wurde durch Beifall empfangen! — Darauf war ich nicht vorbereitet, ich wachte nicht, sollte ich mich verbeugen oder sprechen, es flimmerte mir vor den Augen, die helle Beleuchtung blendete mich förmlich, aber mein Stühel: „Ehler Gott, ich mir bei!“ — das — und hell und leblich begann ich: „In der Schwager noch nicht da!“ . . . — Wie ich die Margarethe darstellte — weiß ich nicht; ob ich den Beifall verdiente — eben so wenig, — ich erinnere mich nur, daß es mir war, als ich wirklich die Margarethe!



Jedem Kiter hat seine Art zu lesen. Zeichnung von H. Scher.

spielhaus. Sie wollte im Zuschauerraum der Probe beobachten, um zu hören, ob ich laut genug spräche, und mir überdies noch manche Anmerkungen nach berathen geben.

Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßte mich, als ich an der Hand meiner Lehrerin auf die weltbedeutenen Treppen trat. Sie stellte mich den Mitgliedern vor, das um mich für die Aufzögerin, und Alle bewillkommten mich herzlich. Es wurde mit einer gewissen Freilichkeit begonnen. — wenigstens kam es mir so vor. Vor letzter sollte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß da, wo Achtung und Fleiß für die Kunst herrscht, die Proben nicht mit Ernst und größter Aufmerksamkeit abgehalten werden. Die schwache Beleuchtung, der große, dunkle Raum, die feierliche Stille, die Angst, daß ich nun bald sprechen müßte, rannte



Eine Fohirell in Jerusalem, Constantinopel am 2. October 1848.



20. Richard's Heim.

Deutsche im Ausland.

Fragment aus dem Papieren eines Diplomaten



A. Weiss.

„Mama ich manchmal mit meinen Herren Kollegen anderer Gesandtschaften im Klub oder in Gesellschaften zusammenkam, in denen wir beim Glase Punsch und mit einer Cigarette im Munde über höchst wichtige diplomatische Gegenstände, als da sind: Roden, Zängerinnen, Sängerrinnen, Scheidungsprozesse u. plauderten, hörte ich oft die Phrase: „Was habe ich heute wieder mit meinen Landsleuten zu thun gehabt!“ — Besonders waren es die französischen und italienischen Attaches, welche sich am öftesten beklagten; die Spanier, Engländer und Russen weniger, nur wir Deutschen schwiegen bescheiden.“

Der Viconte von B. L., kaiserlicher Gesandtschaftssekretär in Florenz, fragte mich eines Tages, ob mir denn die Arbeit, einen ganzen Morgen über die Klagen unserer Landsleute mit anzuhören, ihr Nothgeber, Vermittler, Vertheidiger, Helfer und Beschützer zu sein, nie die Nerven angriffe, und war höchst erstaunt, als ich ihm antwortete, daß meine Landsleute mich größtentheils in Ruhe und Frieden des Morgens meine Zeitungen lesen ließen und daß, wenn auch hier und da einmal einer kame, um mich über dieß und jenes um Rath zu fragen oder sich unter unsere Protection zu stellen, doch kein Grund zum Klagen vorhanden wäre.

„Ich wünschte Ihnen Glück“, sagte der Viconte, „ich möchte einen Kontrakt abschließen auf ein halbes Duzend jeden Morgen, und ich würde mich nicht beklagen! Ich begreife nicht, wie Sie sich's Glück haben — es gibt doch so viele Deutsche hier.“

Als ich später nach Madrid versetzt wurde, erfuhr ich durch meinen Vorgänger, daß meine Stellung eine wirkliche Sinesure wäre, und daß außer dem politischen Theil der Mission die Protection unserer Landsleute gar keine Bedeutung hätte, da dieselben auch gern in Frieden ließen. Infalligerweise war es derselbe Herr von C., den ich nach einigen Jahren wiederum erfuhr, und zwar in London, von wo er als Gesandtschaftsrath unserer Hofes nach Amerika ging.

„Sie werden hier mehr als in Madrid zu thun haben“, sagte er, „wir haben mehr als eine halbe Million Deutsche in England; treffen Sie sich jedoch mit den französischen, belgischen und italienischen Gesandten — ich sage Ihnen, es sind wahre Schreckenstheoren.“

Und in der That, in den zwei Jahren, die ich in London verlebte, war die Zahl der Deutschen, die bei der Gesandtschaft um Schutz und Rath einkamen, so gering im Vergleich zu der anderer Nationalitäten, daß ich wirklich gar keinen Grund zur Klage hatte.

Ich vertraute London mit Paris, und da ich so oft gehet hatte, wie es den Gesandtschaften zuzurufen geungen war, das Vermögen, die Freiheit, die Ehre, so sogar das Leben ihrer Landsleute zu retten, ärgerte ich mich wirklich, daß auch hier im Centrum alles Wirkens und aller Antragsen mir so wenig Gelegenheit geboten wurde, meinem Lande und seinen in der Fremde verweilenden Kindern nützlich sein zu können.

Als der Graf B., unser Gesandter, uns eines Abends zum Thee bei sich hatte, kamen wir zufälligerweise auf dieses Thema, und der in den Gesandtschaften regierende Herr gab uns darüber folgende Erklärung:

„Der Deutsche im Ausland, meine Herren, hat gewöhnlich aus der Heimat nicht allein so viel Gutes und Gutes, wie ihm nur irgend möglich, sondern auch all seine Meinungen und Anschauungsweisen mitgebracht; und wenn erstes fest und sicher in Köpfen und Rippen verpackt liegt, so sind letzteres doch ebenso geordnet und unantastbar in seinem Kopfe und seinem Herzen über die Grenze mitgenommen. Ob es ein Freier oder eine Jungfrau ist, daß der Deutsche, so schnell er es nur kann, die Sitten und Gebräuche des Landes, welches ihn aufgenommen hat, sich aneignen sucht, will ich nicht entscheiden; jedenfalls aber gelingt es ihm sehr selten, und jahrelang bleibt er im Auslande eine oft heftigere, manchmal auch wildere erregende Materialität des Eingeborenen. Mit der Zeit gelangt es ihm, seine Augenblicke abzuschleifen; er lernt sprechen, sich bewegen, er lernt ausländisch leben, jedoch es gelangt ihm fast nie, seine angeborene, biedere, rechtschaffene, deutsche Denkart zu verlernen. Hieraus entstehen verärgerte Annahmen, die Ihnen gewiß schon aufgefallen sein werden, und eine davon ist förmlich die, daß die Deutschen sehr unartig und fast nur gezwungen sich an die Gesandtschaft ihres Landes wenden. — Sie

verstehen mich nicht, meine Herren!“ fuhr der Graf nach einer kurzen Pause fort, da er sah, daß wir wirklich den Anschein hatten, seine Gedanken nicht recht zu fassen; „ich will Ihnen dieß erstlich auseinanderlegen. Der Deutsche, wenn er seinem Vaterlande den Rücken dreht und sich irgendwo niedergelassen hat, kommt gewöhnlich mit den Behörden des Landes sehr wenig in Berührung, da es schon in seiner ganzen Natur liegt, ein guter, friedlicher und ruhiger Bürger zu sein. Von seinen neuen Landsleuten jedoch muß er — wie das übrigens in Deutschland auch geschieht — fortwährend Klagen über die Veranlassungen der Regierung hören; — es ist das eine uralte Klage, von der, wenn sie auch zuweilen gerechtfertigt ist, die Leute in neuerer Zeit einen fast lächerlichen Mißbrauch machen. Zu sehen, zu vernehmen, um in seiner Stellung als Fremder Partei zu ergreifen, gewohnt er sich doch mit der Zeit diesen und Deutschen sich angenehmen Mißspiel vor jeglicher Obacht ab und tritt in dem Lande, in dem er lebt, ebenso umgeben wie dessen Eingeborene gegen dieses Beispiel auf. Das geht, so lange er sich den fremden Behörden gegenüber befindet, ganz gut; sobald er aber zufälligerweise in Kontakt mit einer deutschen Kommune, erwacht auch in ihm jenes Selbstgefühl, mit dem er groß geworden ist; er ist verblüfft, einzuschüchtern, seine Ausdrücke haben für einige Augenblicke eine längst vergangene Form — eine Art von Komplexion — angenommen; doch kaum ist er wieder in seinen Kreis zurückgekehrt, so hängt er an, sich über sich selbst und seine Jagdhaftigkeit, wie er es nennt, zu ärgern, und um seinem Unwillen Luft zu machen — schimpft er auf die deutschen Behörden, vertritt sich, wie wieder mit ihnen in Berührung zu kommen, und bedrückt seine Landsleute, ein Glückes zu thun. — Ich höre eines Tages dem Gepränge zweier Deutscher vor dem Portal dieses Palais zu. „Was willst Du da,“ jagte der eine zum andern, „erst mußt Du eine Viertelstunde warten, ehe Du vorgehen wirst; dann ist da ein junges Herrchen, das schreibt; das mußt Du Herr Sekretär nennen und sein höflich mit ihm sprechen. — Ich sage Dir, solch eine deutsche Gesandtschaft ist etwas Schauderhaftes; komme lieber zu einem Advokaten!“ — Und sie gingen und haben wahrscheinlich eine ganze Stunde bei dem Advokaten Anstichprobe machen müssen, haben auch Herr Advokat gesagt und wären schließlich hinausgeworfen worden, wenn sie nicht höflich gewesen wären. Doch darüber beklagen Sie sich nicht — ein Advokat ist ja keine deutsche Behörde! Ja, ja,“ fuhr der alte Herr schüchtern und schamvoll fort, „das Selbstgefühl, das der Deutsche vor einer deutschen Obacht hat, kann ich doch nicht verleugnen. Sehen Sie sich dort jene Landsknecht über dem Guerdon an, meine Herren — es ist ein prachtvolles Bild von Gohenna, das ich in einer Wette von Lord Winto gewonnen habe. Wir waren in einer Gesellschaft beim Herzoge von Newcastle, als einer unserer berühmtesten republikanischen Führer von 1848 angemeldet wurde.“

„Da werden Sie einen Mann im wahren Sinne des Wortes kennen lernen“, sagte Lord Winto, „dessen politische Meinungen Ihnen bekannt sind, zu mir, der bruch das Haupt vor seinem Gericht, wage es ein politisches oder sojedisches sein — er nennt mich sogar Monsieur Winto!“

„Wollen Sie wetten, das, wenn ich eine halbe Stunde mit ihm spreche, er mich Excellenz nennt!“ sagte ich. Lord Winto zwinkte mit den Schultern. „Ja so versteht beurtheilen Sie und Ihre Regierungen den Zeitpunkt, auf dem wir stehen“, sagte er.

„Lassen wir den Zeitpunkt bei Seite“, erwiderte ich, „wollen Sie Herrn Gohenna gegen zweiundert Guineen wetten, daß dieser Herr in einer halben Stunde mich Excellenz nennt?“

Nach einigem Zögern nahm Lord Winto an, denn er ist ein leidenschaftlicher Wette, wie überhaupt alle Engländer; er stellte mich meinem damals wüthenden Landsmanne vor und ich muß noch sagen, wenn ich an dessen bunter-farbes Gesicht denke, als er meinen Titel hörte. Er war glücklicherweise ein sehr gebildeter und sein erregter Mann, sonst lief ich Gefahr, daß er mich den Rücken drehte; so aber ging er ein Gespräch mit mir ein, das sehr interessant für uns Beide war — es handelte sich um seinen Vater, mit dem ich auf der Universität gewesen war. Er nannte mich zuerst „mein Herr“ — bald sagte er „Herr Gohenna“. Der „Herr Graf“ ließ eine ganze Viertelstunde auf sich warten — aber mein Triumph war doppelt, als endlich die ersehnte Phrase kam:

„Können Excellenz zu der Zeit auch den intimsten Freund meines Vaters, den nachmaligen königlich „Jeden Oberbaurath von B.“ frage er.“

„Eh bien, Monsieur Winto“, sagte ich, „mich an den Lord wendend und die Frage des gewesenen Republikaners mit einer Kopfbewegung nehmend, „wann schiden Sie mir Ihren Gohenna?“

Mein Landsmann mußte wohl an dem Tone, den ich auf das Wort Monsieur gelegt hatte, etwas gemerkt haben, denn er wurde roth, grünte und entsetzte sich.

„Ich bitte, Excellenz“, sagte ich, „erzählen Sie uns doch irgend eine Episode aus Ihrer Karriere, in der es

Ihren gelungen ist, durch Ihre diplomatische Einwirkung unseren Landsleuten zu helfen.“

„Gerne“, erwiderte der Graf, „und Sie werden sehen, daß wir viel mehr für die Deutschen im Auslande thun konnten, wenn sie mehr Vertrauen zu uns hätten.“

Es sind einige Jahre her, als mir eines Morgens einer der Herren Sekretäre einen Brief brachte, auf dessen Rückseite das Wort „particulier“ am das Siegel, welches ein G. mit einer Gräflichen trug, gedruckt stand. Ich öffnete — los und war für den ganzen Morgen verstimmt. Sie werden einen alten Diplomaten nicht begreifen, meine Herren, welcher jedesmal einen sehr unangenehmen Tag verleiht, wenn ihm ein solches Abenteuer zustoßt; — aber man ist Mensch! Ich war also sehr verstimmt, obgleich der Brief, den ich soeben gelesen hatte, mir eine sehr erfolgreiche Perspektive für die Mission, mit der ich damals beauftragt war, darbot. Ich gab den Befehl, daß, wenn Jemand am selben Nachmittag sich unter dem Namen Frederic Müller präsentire, man ihn in mein Wohnzimmer führen und es mir anzeigen sollte. Gleich darauf ließ ich an unser Polizeipräsidenten die Frage: „Oben Sie mir Auskunft über einen Grafen M., politischen Flüchtling?“ telegraphisch und erhielt einige Stunden später die Antwort: „Abgesehen von dem Namen keine Familie; — Graf M. muß sehr wenig kompromittirt sein, denn gänzlich unbekannt — ist seit Jahren auswärts.“ Ich wartete den ganzen Nachmittag auf den mir angekündigten Besuch und meine Laune wurde durch dessen Ausbleiben immer gereizter, als man mir endlich in der Dämmerungstunde den erwarteten Besuch anzeigte. Ich begab mich in mein Wohnzimmer und fand einen Menschen im Anfang der Dreißiger von sehr einnehmendem Aussehen, jedoch sehr bedenklicher Kleidung, welcher sich ziemlich befangen vor mir verbeugte, als ich eintrat. Ich gese sehr viel auf den ersten Eindruck, meine Herren; er hat mich selten getäuscht, und dieser Mensch machte einen ausnahmsweise günstigen auf mich. —

„Sie haben mir geschrieben, mein Herr“, sagte ich, „und sich angeboten, dießer Gesandtschaft einige Aufklärungen über das Wesen und Treiben der revolutionären Partei im Auslande zu geben.“

„Mit andern Worten, Excellenz“, sagte er mit fester, aber wohlklingender Stimme, „ich habe mich erboten, ein geheimer Agent, ein Spion zu sein.“

Ich war etwas... verblüfft, doch ich sagte fort: „Wollen Sie mir sagen, wie es Ihnen gelingen wird, die Pläne und Absichten der Flüchtlinge zu erfahren, um sie mir mitzuthun?“

„Ich genieße das Vertrauen der Häupter meiner Partei“, antwortete er, „die meisten ihrer Geheimnisse sind mir bekannt, die anderen werde ich auszuforschen suchen, um sie Ew. Excellenz mitzutheilen.“

Das Alles war, ich wiederhole es Ihnen, mit äußerster wohlklingender Stimme gesagt, und diese Schmeicheleien kamen aus dem Munde eines Mannes, dessen Erscheinung in jeder Gesellschaft Aufsehen erregt hätte. Sie wissen, wie wir es den politischen Spionen halten, und daß es eine der schwersten Aufgaben unserer Stellung ist, solchen Leuten gegenüber ein augenblickliches Wohlwollen zu heucheln; ich war sehr oft mit ihnen in Berührung gekommen, aber wie hatte ich eine mir unangenehmere Sympathie für einen Menschen, den ich aus tieferer Seele verachtete, empfunden?

Da es doch wohl gegen alle Vorsicht ist, daß man die öfters im Geheimnisschreiberei sehr, so wäre es gut, daß wir uns miteinander besprächen, auf welche Art und Weise Sie mir Ihre Mittheilungen und ich Ihnen die meinen machen könnte“, sagte ich.

„Ich werde Ew. Excellenz einen wöchentlichen Rapport bringen, und wenn Sie mir einen Beschl auf ertheilen wollen, so bitte ich Sie, mir nach der Adresse No. 10 zu schreiben.“ antwortete er mit vollkommen ruhiger Stimme.

Wie unterhielten uns, nachdem ich die Adresse aufgeschrieben hatte, über die politische Partei, deren Geheimnisse und Unternehmungen zu verathen er mir vorgelegt hatte; und obgleich ich wohl bemerkte, daß er mir nicht die geringste Mittheilung darüber machte, so sah ich doch deutlich, daß er sie ganz genau kannte.

„Wollen Excellenz mir erlauben“, sagte er endlich, „von den materiellen Bedingungen der Stellung, die ich beabsichtige, zu sprechen? Ich verlange tausend Franken monatlich.“

„Ich kann Ihnen nichts versprechen“, erwiderte ich, „es ist mir nicht erlaubt, ohne Bewilligung der Regierung irgend eine Stellung, wie Sie es nennen, zu vergeben; aber wir können diese Schwierigkeit umgehen; schiden Sie mir wöchentlich einen Rapport, den ich Ihnen mit zweihundertfrankig Franken bezahle.“

Er zeigte einen Augenblick und es schien mir, als wenn er eine hüßige, innere Aufregung betämpfte.

„Können Excellenz mir nicht die ersten zweihundertfrankig Franken vorstrecken?“ sagte er endlich, indem er roth wie Feuer wurde.

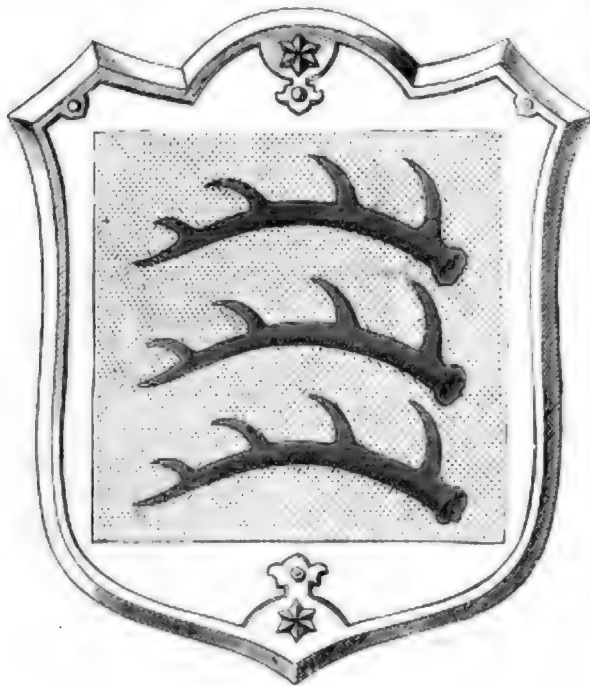
Ich war erstaunt und dieser räthselhafte Mensch erwiderte mein Interesse immer mehr. Unlügen Leutes hatte er mir vor einigen Augenblicken vorgeschlagen, seine Ge-

von der Natur ausgestattet mit einer geistigen Reife, mit einer leistungsfähigen, instinktiven Aufnahmefähigkeit, welche sehr häufig die unserer Studenten weit übertrifft, werden unsere erwachsenen Mädchen, sowie alle Frauen, welche sich ganz abheben von ihrer Altersstufe, den Wissensdurst bezeugen haben, selbstverständlich andere Ansprüche an wissenschaftliche Vorträge stellen, als die Studenten, selbst bei dem gleichen Thema der Vorlesungen."

In den ersten Tagen des Januar ist nun das Programm des „Victoria-Vocums“ ausgegeben, und am 18. Januar wurden die Vorlesungen eröffnet. Die Aufsicht steht unter dem Vortragsrat der Kronprinzessin von Preußen, Victoria, und ist begründet von der Erzieherin der kaiserlichen Kinder, Frau Krüger. Als Gebühren für die Aufnahme in das Victoria-Vocum ist 1 Thaler, als Honorar für die Vorlesungen jedes Quartals sind 3 Thaler

zu entrichten. Die Leitung des Unterrichts übernahm ein Auditorium, in dem sich Männer wie die Professoren Gneist, v. Holzdorn, Vaguer u. A. befinden.

Es soll sich Vocum einen weitestgehenden Unterricht in den Naturwissenschaften, der Welt- und Kunstgeschichte, sowie in der Geschichte der Literatur der hauptsächlichsten Völker, und zwar in deren Landessprache leisten, in der Form von Vorlesungen gewähren. Es ist die Einrichtung ge-



Universität Bonn.



Universität Bonn.



Universität Bonn.



Die Universität Bonn und Bonn (siehe Folgerich und Hirsch).

Wappenblätter des preussischen Wappens. (2. 18.)

troffen, daß in jedem Winter zwei Kurse abgehalten werden, von denen der erste vom Oktober bis Dezember, der zweite vom Januar bis April dauert. Da jede Disziplin mindestens einmal gelesen wird, so umfaßt jede einen Collus von 12-16 Vorlesungen. Wie aus der Universität, steht die Wahl der Vorlesungen, welche man besuchen will, jedem Mitglied des Vocums frei. Als Zeit für die Vorlesungen ist die Stunde von 12-1 gewählt worden, welche den Da-

men gestattet, den häuslichen Pflichten des Morgens nachzukommen, und die anderweitige Benutzung des Nachmittags nicht stört. — Die Einrichtungen dieses Instituts dürfen mit der freudigsten Zustimmung aufgenommen werden; es ist mit denselben eine der jetzt einzig dastehende Gelegenheit geboten, sich mit den Resultaten der neueren Wissenschaft in internationaler Weise vertraut zu machen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird es bald ein Dauerinstitut unserer

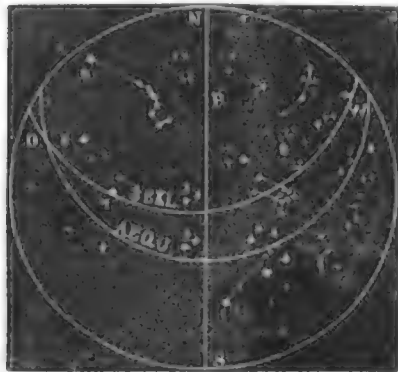
Damenwelt sein, zu den Mitgliedern des Victoria-Vocums zu gehören."

Ein Institut ganz anderer Art kündigte uns eine Aufsicht an, die sich in der Neuen Wilhelmstraße über der Thür eines großen, dunklen Gebäudes, einer früheren Arbeiterwerkstatt, befindet. Es vorher Wenigsten gehalten waren, Werkzeuge zur massenhaften Vermehrung ihrer Vermehrung zu bereiten, ist jetzt die stillschweigende, baumartige

Astronomisches Tagebuch.

März.

Der Abendhimmel zeigt uns die zwei Planeten Mars und Jupiter, welche die hellere Sternbilder der nördlichen Hemisphäre. Mars ist ziemlich hoch über dem Horizont, fast senkrecht der südlichen glänzende Stern auf, dessen Licht wegen seiner geringen Entfernung von der Erde sehr lebhaft ist; am nächsten Morgen erscheint als heller Stern der Jupiter im Süd der Höhe. Mars ist mit unserm Blick nach Süden, so zeigt sich ein 25 Grad über dem Horizont der Sirius des großen Hundes (1), und auf der linken Seite der Milchstraße etwas über Aquarierhülle der Praese des kleinen Hundes (2). Nördlich von diesen sind die bekannten Frühlingssternen Castor und Pollux (3), und in der Höhe unseres Horizont, oder nicht von fern glänzt die Cassiopea (4) im Himmelsraum. Wenn wir weiter nach Sirius aus, so finden wir regelmäßig ebenfalls das gleiche



Sternbild des Orion und wieder rechts oberhalb von diesem dem Sirius mit seinen beiden Begleitern. Der Rest des Himmels bildet ein riesiges T, an dessen östlicher Ecke der Aldebaran (5) das rechte Auge darstellt; die beiden der Stirn sind durch zwei am Haupte der Milchstraße liegende Sterne bezeichnet. Weiter gegen Westen ist das Sternbild des Perseus mit dem Medusenkopf (6) und neben diesem die Andromeda, deren Stern ein großer Bogen um den westlichen Eckstein der Cassiopea als Winkelpunkt bezeichnen. Die Sterne des Perseus sind recht untergeordnet, nicht weniger ist sich nach oben dem Horizont. Am östlichen Himmel sehen wir durch den Mars die Sterne des großen kleinen Hundes; links unterhalb Mars zeigt sich Regulus (7) in der Höhe und über ihm die zwei Kopf und Hals stehenden Sterne, weiter gegen Osten am Schwanz des kleinen Hundes der Denebola (8). Im nördlichen Richtung ist die Gruppe der Perseus und der Kentauros (9) im Norden, welcher in der Verlängerung der Schwanzspitze des großen Hunden aufsteht.

Sollertziehungen im Monat März.

Am 1. Stadt Reich 100 Franken-Corée à 3%, vom Jahre 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 3301, 3302, 3303, 3304, 3305, 3306, 3307, 3308, 3309, 3310, 3311, 3312, 3313, 3314, 3315, 3316, 3317, 3318, 3319, 3320, 3321, 3322, 3323, 3324, 3325, 3326, 3327, 3328, 3329, 3330, 3331, 3332, 3333, 3334, 3335, 3336, 3337, 3338, 3339, 3340, 3341, 3342, 3343, 3344, 3345, 3346, 3347, 3348, 3349, 3350, 3351, 3352, 3353, 3354, 3355, 3356, 3357, 3358, 3359, 3360, 3361, 3362, 3363, 3364, 3365, 3366, 3367, 3368, 3369, 3370, 3371, 3372, 3373, 3374, 3375, 3376, 3377, 3378, 3379, 3380, 3381, 3382, 3383, 3384, 3385, 3386, 3387, 3388, 3389, 3390, 3391, 3392, 3393, 3394, 3395, 3396, 3397, 3398, 3399, 3400, 3401, 3402, 3403, 3404, 3405, 3406, 3407, 3408, 3409, 3410, 3411, 3412, 3413, 3414, 3415, 3416, 3417, 3418, 3419, 3420, 3421, 3422, 3423, 3424, 3425, 3426, 3427, 3428, 3429, 3430, 3431, 3432, 3433, 3434, 3435, 3436, 3437, 3438, 3439, 3440, 3441, 3442, 3443, 3444, 3445, 3446, 3447, 3448, 3449, 3450, 3451, 3452, 3453, 3454, 3455, 3456, 3457, 3458, 3459, 3460, 3461, 3462, 3463, 3464, 3465, 3466, 3467, 3468, 3469, 3470, 3471, 3472, 3473, 3474, 3475, 3476, 3477, 3478, 3479, 3480, 3481, 3482, 3483, 3484, 3485, 3486, 3487, 3488, 3489, 3490, 3491, 3492, 3493, 3494, 3495, 3496, 3497, 3498, 3499, 3500, 3501, 3502, 3503, 3504, 3505, 3506, 3507, 3508, 3509, 3510, 3511, 3512, 3513, 3514, 3515, 3516, 3517, 3518, 3519, 3520, 3521, 3522, 3523, 3524, 3525, 3526, 3527, 3528, 3529, 3530, 3531, 3532, 3533, 3534, 3535, 3536, 3537, 3538, 3539, 3540, 3541, 3542, 3543, 3544, 3545, 3546, 3547, 3548, 3549, 3550, 3551, 3552, 3553, 3554, 3555, 3556, 3557, 3558, 3559, 3560, 3561, 3562, 3563, 3564, 3565, 3566, 3567, 3568, 3569, 3570, 3571, 3572, 3573, 3574, 3575, 3576, 3577, 3578, 3579, 3580, 3581, 3582, 3583, 3584, 3585, 3586, 3587, 3588, 3589, 3590, 3591, 3592, 3593, 3594, 3595, 3596, 3597, 3598, 3599, 3600, 3601, 3602, 3603, 3604, 3605, 3606, 3607, 3608, 3609, 3610, 3611, 3612, 3613, 3614, 3615, 3616, 3617, 3618, 3619, 3620, 3621, 3622, 3623, 3624, 3625, 3626, 3627, 3628, 3629, 3630, 3631, 3632, 3633, 3634, 3635, 3636, 3637, 3638, 3639, 3640, 3641, 3642, 3643, 3644, 3645, 3646, 3647, 3648, 3649, 3650, 3651, 3652, 3653, 3654, 3655, 3656, 3657, 3658, 3659, 3660, 3661, 3662, 3663, 3664, 3665, 3666, 3667, 3668, 3669, 3670, 3671, 3672, 3673, 3674, 3675, 3676, 3677, 3678, 3679, 3680, 3681, 3682, 3683, 3684, 3685, 3686, 3687, 3688, 3689, 3690, 3691, 3692, 3693, 3694, 3695, 3696, 3697, 3698, 3699, 3700, 3701, 3702, 3703, 3704, 3705, 3706, 3707, 3708, 3709, 3710, 3711, 3712, 3713, 3714, 3715, 3716, 3717, 3718, 3719, 3720, 3721, 3722, 3723, 3724, 3725, 3726, 3727, 3728, 3729, 3730, 3731, 3732, 3733, 3734, 3735, 3736, 3737, 3738, 3739, 3740, 3741, 3742, 3743, 3744, 3745, 3746, 3747, 3748, 3749, 3750, 3751, 3752, 3753, 3754, 3755, 3756, 3757, 3758, 3759, 3760, 3761, 3762, 3763, 3764, 3765, 3766, 3767, 3768, 3769, 3770, 3771, 3772, 3773, 3774, 3775, 3776, 3777, 37

mein ganzes Herz an meine einzige Schwester. Sie war ein Jahr jünger als ich, die kleine Johanna; in unserm großen, hohen, weiten Haus in Amsterdam waren wir die einzigen Kinder. Von den kleinen Kaufmannsleuten seiner unsrer Schwelle; ich entbehrte sie nicht, ich wollte Johanna ganz für mich allein. Wir lebten, wie wenn wir zehnjährige Gebrüder wären. Wenn ich las oder schrieb, mußte sie neben mir sitzen, sonst war mir nicht wohl. Hatte ich sie einmal verlassen müssen, so mußte sie mich so möglich schon an der Schwelle empfangen. Meine gute Johanna! — Sie war vom Blut aus lebhafter, gefelliger, weltlicher als ich; aber aus Liebe zu mir that sie, was ich wollte. Ihre großen schwarzen Augen lebten nur für mich; ihre kleine Hand ruhte so gern in der meinen. Und so floß uns die Zeit in dieser stillen, zweiseitigen, dahin, als sollten wir in demselben Haus, derselben Abgeschiedenheit bis an's Ende verbleiben.

Sophie, es ist ein wunderbarer Gesandte, — mir zu sagen, daß diese finstliche Klosterzeit der Vorherrschaft meines, unersetzten Lebens war! daß Natur und Schicksal, die uns hier vereinigt haben, mir damals, wie durch ein umgekehrtes Fernglas, das Bild meiner Zukunft in jener stillen Betrachtung vor Augen stellten! — Es dauerte nicht lange; — meine Johanna schloß ihre armen schwarzen, jählichen Augen viel vor der Zeit. Eines Morgens stand ich in dampfender Geduld vor ihrem Leichenbette und begriff, daß sie plötzlich über Nacht darauf verstorben hatte, meine Geliebte zu sein. Ich erinnere mich, daß ich bei diesem Gedankens nicht weinen konnte; daß ich zwischen der Beklemmung, das ganze Haus in Thränen und Trauer zu setzen, und der Unfähigkeit, meinen Verlußt schon in Wahrheit zu empfinden, in einen Zustand starrer Unruhe gerieth, der sich nicht ausdrücken läßt. Ich konnte still mit gekrümmten Armen dastehen und sie ohne Regung betrachten. Ich versuchte zu weinen wie die Andern, und schloß, daß es ganz unmöglich war. Aber mehr das Haus in diesem Augenblick über ihr und mir zusammengefallen, ich glasse, Sophie, ich hätte kein Glied gerührt, mich zu erheben.

Von diesem Tage an war ich wieder allein und mußte versuchen, mich zu andern Menschen zu gesellen. Ich schloß mich an Knaben an, lernte ihre Spiele, ertheilte eine wachsende Leidenschaft, die Niemand an mir gekannt hatte; einen jählichen Trieb, jedes Hinderniß meines einmal erregten Willens zu zerbrechen. Aber viel stärker noch drängte sich eine starrere, tropische Wahrheitsliebe hervor. Es konnte sich ereignen was da wollte, ich folgte meinem thierischen Instinct, vor Niemand etwas zu verhehlen, und meinem Mangel, die Unmöglichkeit der Andern aufzufinden. Die Welt rückte sich, wie es natürlich war: tastend Zusammenstöße waren die Folge, ich stürzte in Verdruss und Verlegenheiten jeder Art, ich mißfiel den Menschen. Vergebens, daß ich endlich diesen Dämon bekämpfte; er beherrschte mich, wie ein Herr seinen Knecht. Ich ward nicht ertragen, Sophie; in meinem Vater hatte ich keinen Freund. So wuchs denn auch meine ungebändigte, seltsame Doppelart immer stärker heran: bald aus's Unmögliche getrieben, Alles zu ergünden, zu betasten, auszuspähen, bald voll des schwerwüthigsten Verlangens, mich von Allem aus sich selbst zurückzuziehen. Was ich auch sah oder hörte, that oder litt, — früh schon, Sophie, erschien ich mir als ein Fremdling, als ein Durchreisender auf dieser Erde — ich weiß es nicht anders zu nennen. Ich hatte an nichts eine so geheimnißvolle Freude, wie an den Wellen, die auch so ohne Tausch, ohne Untergrund über die Erde dahinjagen. Wie lange Stunden konnte ich auf dem Rücken liegen und ihre wechselnden Formen, ihr fernes, geräuschloses Wandern, ihre leuchtende Wüstenpracht betrachten. Und wenn dann zwischen den abendlichen, zerfallenden Wellen die ersten Sterne erschienen! Wenn ihr matter Silberglanz mir langsam entgegenwuchs, und je länger ich hinausflorte, desto mehr dieser stammende, räthselhaften Augen aus dem melancholischen Blau des Nachthimmels hervordrangen! — Ich habe mir oft gewünscht, Sophie, ein fliegender Vogel zu sein; aber bis zur Sehnsucht quoll der Wunsch in mir auf, aus dieser Sternenhöhe auf die Erde und mich selbst herabzuschauen — alles Treiben der Menschen und mein eigenes mit so einem Strengeauge zu überfliegen und in all' seiner mächtigsten Kleinheit zu empfinden. Und wenn ich denn da lag, die Augen nach oben getehrt, von der sommernarbenen Abendluft umflossen, in dem ganzen wüthigen Gefühl meines Daseins, — und nun überdachte, wie diese zauberhafte Welt, in deren Schooß ich dalag, von wimmelnden Geschöpfen bedeckt sei, vom Kleinem zum Großen, und alle dazu geschaffen, einander zu quälen, zu verfolgen, zu tödten — und wie dieser Wunderbau, der mir die Erde vor Ergründung bellener, sich aus empor, erbarmungsloser Verhüllung alles Geschaffenen aufstürzte — und wie doch mein armes Herz alles Geschaffene und Lebende mit Liebe umfasse: da wünschte ich mir nichts, als rasch die Welt im Fluge zu genießen und dann von dannen zu gehen, sei es in's Nichts, oder in die Einsamkeit, um diese selbstmörderische Welt nur noch im Stelenauge, in fernster Betrachtung, wie von einem andern Stern herab, zu sehen.

Ich war unterdessen herangewachsen; meine stürmische Jugendkraft rief mich aus allen solchen Träumen immer wieder in den Tag hinaus, und wie wenn bald die Glöde zur Weiterreise rufen würde, eilte ich dieses Erdenleben auszulösen. Aus meiner Heimat, aus dem engen, flachen Holland strebte ich hinaus; ich war ohnehin kein echter Holländer im Herzen — bis auf ein paar Lugenden oder Fehler, mit denen Du mich so oft gemeist hast: meine romantische Keimlichkeit, meine Ordnungsliebe, die Eigenschaften meiner Ahnen. Ich hatte einen Freund, mit dem ich eine Weile in meiner leidenschaftlichen Art zusammenhing; er predigte mir seinen jugendlichen, französischen Atheismus, ich ihm meinen Sternenglauben; wir studierten zusammen, wir beklopfen auch zusammen aus die hohe Schule des Lebens zu gehen und für den Anfang Deutschland zu Fuß zu durchwandern. Wir gingen heimlich davon, um uns dann heimlich von unserm Vaterm Verzeihung und Reisegeid zu erbitten. Seine zwanzig und meine neunzehn Jahre waren magerlich genug, und unterwegs so viel Abenteuer heranzuziehen, als wir nur irgend begehrt; und diese Art, die Welt zu sehen und die Reise durch's Leben wirklich in Reiselust aufzuführen, gefiel mir unendlich. Mein ganzes Weien fliegerte sich, ich glaubte zum ersten Mal unter den Menschen lebenswürdig zu werden, ich überbot mich in immer tolleren, glücklicheren Einfällen. So waren wir noch Monate langer Wanderung eines Abends in dieses Thal gelangt, das sich hier unten klärte. Die Sonne ging eben unter, wir hatten uns müde gelaufen und mein Begleiter stand still, als wir dem Schloß nahe kamen, und sagte leidend: Wer heute in diesem angenehmen Städtchen so recht bequem übernachten könnte! — Ich sah ihn in's Gesicht, erwiderte nichts und nahm ihn auf einmal unter den Arm, um ihn von der Landstraße auf den Seitenweg zu ziehen, der zwischen den Dorfkauern hin zum Schloß führte. Was willst Du thun? fragte er, und ließ sich geduldig ziehen. Dort einkehren, erwiderte ich; warum sollen zwei Jünglinge, wie wir, nicht in den besten Betten schlafen, die du haben kannst? Kommt, laß uns ein Abenteuer erleben; ich weiß einen Vorwand, der uns einführen soll; — und wenn uns Alles nichts nützt, was können wir uns Schlimmeres antun, als uns die Dorfherrn empfehlen!

Mein Kamerad lachte und wir hielten Arm in Arm — denn unsere wund gelovenen Hüte hatten schon mehr als genug — dem Schloßportal zu. Das Herz klopfte mir so angenehm; und völlig abgelenkt, was ich jetzt und in Zukunft in diesem verhängnißvollen alten Bau erleben sollte, legte ich mir meine Axt an die unbekannten Schloßthüren zurecht und wollte eben die Stufen zur Thür hinaufsteigen, als mir jast hinter dem Haus, vom Garten her, ein lautes, mädchenhaftes Lachen hörten. Galt sei Dank, es gibt hier Leute, welche lachen können, sagte mein Begleiter, dem doch bei dem Abenteuer etwas bedenklich zu werden schien. Gehen wir erst ein wenig dieser lustigen Stimme nach, eh' wir uns in den alten Rosten hineinwagen! — Und damit jog er mich dem Garten zu. Ich sah ihn mit einer etwas höflichen Miene an, aber erwiderte nichts. Das helle, lede Lachen wiederholte sich, gerade als es uns verhöhen wollte. Meine Klugheit erwachte; wir hogen uns die Axt und traten auf den Hofstein, der sich vor den Thüren des Gartens hingog. Eine schlauete Mädchengehalt in einem rothen Kleid schritt vor uns auf, mit Sägen wie ein Reh über die Wiese hin und in die Büsche hinein, und als wir verdußt stehen blieben, erklang von dort her wieder dasselbe laute, übermüthige Lachen.

Weshalb war nicht nötig, uns uns hinter diesem Mädchen herzugeben. Wir hielten dreist über den Hofstein hinweg und standen endlich in dem Garten still, in dem die Apotheksbäume schon die vollen Schatten der Abenddämmerung heranzustellen. Inzwischen nun hörten wir nichts mehr; auch von dem rothen Kleid war nirgends ein Schein zu sehen. Es rückte sich nichts als der Kies unter unsern Füßen. Die Hege ist verschwunden, küßte mein Freund, und keuchte. Ist der Garten noch lang? — Ich verstand, was er meinte; denn er sah dabei auf seine Füße herunter und lehnte sich gegen den nächsten Baum, um sich zu stützen. Es wäre schade umzugehen, wollte ich eben sagen, — als sich plötzlich eine andere Stimme nicht weit von uns hören ließ, in einem halblauten, finstlichen Gesang, der unsrer Nähe nicht zu ahnen schien. Ich trat ein paar Schritte auf die Stimme zu, und als die Jasminbüsche sich lösten, sah ich zwischen ihnen durch, in einem lieblichen, geheimnißvollen Dämmer, auf einem abgeblühten Giebelbaum, dessen Aeste sich nach beiden Seiten auszubereiteten, ein Mädchen im Kinderkleidchen sitzen, dessen schwarze Augen mich unerwartet, aber vermuntert anstarrten. Sie trach ihr Vordrehen ab, sah aber ruhig still. Ihr grünes Kleid schien nur ein wenig aus dem gleichfarbigen Laub hervor. Sie hatte einen Kranz von Lindenblüthen um ihr langschönes Haar geschlungen und sah wie ein Waldkind da, das sich auf dem Baume wiegt, in dem es geboren ist.

Sophie, ich sehe sie noch! — Ich achte nicht, daß es das Mädchen war, das ich dreimal verlor und verlorst in eben dieses Schloß zurückzuführen sollte.

Wir ist, als wüßte ich noch jedes unser Worte, Sophie; indem ich mir das Bild mit aller Kraft wieder vor die Sinne rufe, wachst unter ganzem Gepolter in meinem Gedächtniß auf. Du, natürlich, erkennst dich nicht mehr. Ich war der kleinen Ritz langsam näher getreten; mein Freund kam mir nach. Ich sah auf deine rethen Schöße und dann wieder in die ersten, silberwunderbaren Augen, und fragte endlich: Liebes Kind, wie heißt du? Du antwortest ruhig: Sophie.

Und das Schloß gehört deinem Vater? Nein, Monfrur. Ich habe keinen Vater, Aber deiner Mutter?

Ich habe keine Mutter. Bist du denn so auf dem Baum gewachsen? fragte ich unwillkürlich. Die kleine Oreade lachte; aber ein so kluges, trauriges Lächeln, daß ich verwundert verstimmt. Ich glaube einen Hasenbald, da sieht kein Kind mehr, und dein Reizchen, dein Essenwusch müßte mich betrogen haben. Mein Freund nahm das Wort, wie wenn er dasselbe gefühlt hätte, und fragte mit seiner gutmüthigen Stimme: Wie alt bist du?

Neun Jahre.

Dann hast du deine Eltern viel zu früh verloren, sagte ich mitleidig. Aber was wohlst denn hier? Mein zweiter Vater.

Ist er alt?

Kennen Sie ihn nicht? fragtest du und sahst mich sehr seltsam an, daß ich in diesen Garten gekommen sei, ohne den Schloßherren zu kennen.

Nein, keines Dorckröschen; aber wie möchten ihn kennen lernen. Ist er sehr alt?

So alt wie ein General.

Und brummig?

Nur gegen schlechte Menschen.

Also wenn wir ihn heute besuchen wollten, so würdest er darüber nicht böse sein?

Du schättestest den Kopf und sahst mich wie forschend an. Mein Gesicht schien der kleinen Probacterin Vertrauen einzufloßen; nach einer Weile septeist du hingu: Wie heißen Sie?

Leonardus Cornelius, sagte ich. Gefällt dir der Name? Nein. So setzen Sie gar nicht aus. Leonardus Cornelius, das klingt so gelehrt.

Nun, wie soll ich denn heißen?

Warum heißen Sie nicht Ludwig? fragtest du nach einer Pause, mit einer reizend ernsthaltenden Miene.

Ja, da hast du Recht, Sophie; ich konnte auch Ludwig heißen. Daran hat man bei meiner Taufe nicht gedacht. Aber wenn es dir Vergnügen macht, so nenne mich Ludwig.

Und wie heißen Sie? fragtest du und wandtest dich an meinen Begleiter.

Adrian.

Du lächtest und sagtest nichts. Auf einmal sahst du mir wieder in die Augen und fragtest vertraulich: Woher Sie nicht hier bleiben?

Ja, wenn man es uns erlaubt!

Ich will Sie zu meinem Onkel General führen, sagtest du rasch und sprangst mit einem Satz aus dem Baumhüften herunter. Der kleine Kranz auf deinem Kopf verlor sich; ich drückte ihn dir zurecht, und über dein Gesicht ging ein holdes, drollig mädchenhaftes Grinsen. Aber du lächelst es wieder hinweg und nahmst Adrian und mich bei der Hand und zogst uns dem Schloß zu. Ich ging wie in einem wüthlichen Märchen neben dir her. Wir war wie dem Bringen zu Ruch, den eine kleine Prinzessin durch Kornesgrupp, das sich von selbst zertheilt, in eine verzauberte Burg führt, und drinnen im Bronzsaal sitzt der alte König und schläft seinen hundertjährigen Schlaf, aber das Prinzchen ruft ihn laut an: Gib mir ein Ei! und weckt ihn auf, und in dem Augenblick erdnt eine schmetternde Fanfare, aus dem entzauerten Kind ist eine Jungfrau geworden und küßt den Bräutigam auf den Mund, und sie leben nun in dem Schloß, der Welt entrückt, bis an ihr seliges Ende.

— Drinnen im Saal empfing uns nicht der alte König, aber ein anderer alter Mann mit eisgraumem Bart; denn „Onkel General“. Ich sehe ihn, Sophie, wie er uns entgegenkam und unter den toilden, trübsigen Augenbrauen seine kleinen, gutmüthigen Augen über uns hinforchteten, und wie deine zierliche Gestalt dazwischentrat und der alte Herr sich groß ansetzte, als du ihm eifrig erzähltest, daß du uns eingeladen, — und wie mir nun doch der Abenteuererth zusammenstürzte. Adrian stand neben mir und zog mich vollkommen am Neck. Der Saal war von Wandteppichen und Kerzen überfüllt, in der offenen Thür zum nächsten Zimmer stand eine ganze Schar junger Mädchen und Frauen und ich uns verwundert und mit heimlichem Lächeln an, — und mitten drunter stand das reiche Kleid aus dem Garten. Ueber diesem Kleid aber leuchtete ein matter Hals, auf diesem Hals ein braun eingefashtes Gesicht, halb Kind, halb Jungfrau, und die braunen Kehrgangen dieses Gesichts lachten uns lässig übermüthig entgegen. Wir waren verlegen, wie ich mich nie gekannt hatte. Ich stammelte endlich mit erzwungener Heiterkeit hervor, daß uns die Abenteuerlust in den Schloß-

garien gelockt habe — wobei ein höheres Richter an der Gegend des rothen Kleides herüberlang — und daß wir aus Abentheuer der Kleinen hierher gefahrt wären, ohne zu wissen warum. Der alte General lachte uns bedächtig in's Gesicht; dieß ermutigte uns und wir lachten als sein Echo zurück. Nun, so sollen Sie auch Ihre Abentheuerlust büssen! sagte er und wies die Frauen mit schelmischem Zwinkern zu; Sie werden heute nicht wieder fortgelassen, Sie leisten unsern jungen Volk Gefälligkeit — nicht wahr, meine kleine Sophia? — Sophia's schwarze Augen strahlten uns an, und während der ganze Saal sich mit mir zu brechen anfing, traten uns die gepuderten Damen und voran das Mädchen im rothen Kleide entgegen. Ich fühlte mich von einem unwürdigen Schwindel gepackt, hatte ich, mich an Adrian zu halten — und was ich an diesem Abend gethan oder gesagt habe, davon weiß ich nichts mehr.

Als man uns endlich entließ, hatte man uns in einem großen, hohen, alterthümlichen Zimmer im oberen Stockwerk geteilt; dort lag ich noch lange schlaflos, noch immer wie von den Lichtern und Gefühlen gekränzt, und träumte während von Johanna und dir. Ja, du hastest mich an meine Schwester erinnert. Als du vor dem Abendessen zu mir an meinen Stuhl gekommen warst und wie mit deinem ersten Gesicht, die großen Augen auf mich gesteuert, so freundlich gute Nacht sagtest, fuhr es mir auf einmal durch die Seele, daß dich so ganz die schwarzen Augen meiner Johanna seien. Ich ward auf's Neue wundertham verwirrt, und während ich deine Hand, als war's es die ihre, schloß, vergaß ich fast, deinen Gute-Nachtruf zu erwiedern. Das folgte mir in meine wachen Träume. Ich glaubte die todte Schwester wieder gewonnen zu haben, und doch fühlte ich einen unerklärlichen, bitteren Schmerz. Ich sah euch nebeneinander stehen und allmählich in Eins verschmelzen, — und dann trübte sich einmal aus euren vermischten Zügen das unwürdige Gesicht mit den Kehagen hervor, und eine seltsam schauernde Begierde spielte mit meinen Sinnen.

Am nächsten Morgen fand ich mich vom Bett aus aus dem Zimmer, während mein leidenschaftlicher Kammerdich noch schlief, und ging in den Garten hinunter, um mir die Seiten und die Wangen zu erfrischen. Unter den Abendbäumen wandelten drei der jungen Mädchen Arm in Arm, in der frohlichen Art der Hochzeiten, bald so eng aneinander gedrängt, als hätten sie zusammen nur noch einen Mund und drei Chren, bald so weit zerstreut und so regellos hin und her, als wären sie nur zufällig aneinander gedrängt worden. Als sie mich sahen, fingen sie an noch heimlicher und noch mehr zusammengeedrängt zu flüstern und zuweilen mit einem halben Finger auf mich zu weisen; und man erkannte auch ich die eine von ihnen: es war die Lageria von gestern im rothen Kleide. Sie trug aber heute ein helles Morgenkleidchen, und über die nackten Schultern leste ein Tuch gedrängt. Auf einmal wachte sie mir, ließ ihre Freundinnen los und kam auf mich zu, und ich, in meiner Verwirrung, blieb wie eine Reize stehen.

Ich hatte sie während des Abendessens an der langen, geschnittenen Tafel nur von ferne betrachtet und zuweilen einen ihrer vollen Blicke empfangen, und mit schmerzlicher Wärme erwiedert, ohne daß mir noch ein Wort gewechselt hätte. Aber sie kam ganz vertraulich auf mich zu, und während sie ihre wunderbar einwirkende, gekrümmte Gestalt außer Fassung brachte, haben mich aus ihren Augen ihre vierzehn Jahre mit lieblichen Lachen an, und sie sagte: Ich sollte Sie eigentlich Sie nennen, Monsieur; aber ich habe eben von Adele gehört, wie Sie heißen, denn du hast die letzten Abende deines Vaters gesagt, — und doch wie Vater und Cousine hin; wie gefällt dir das? — Damit hielt sie mir ihre Hand hin. Wir sollten uns eigentlich schon kennen, fuhr sie fort, denn ich bin als ein ganz kleines Ding bei euch in Amsterdam gewesen und habe mit deiner Schwester gespielt; doch das haben wir wohl Beide vergessen. Wenn du übrigens wissen willst, wie deine köstliche Cousine Angelika aussieht, so schau mich nur an; ich bin von Kopf zu Fuß genau wie sie! — Dabei lachte sie in einer eigenthümlich drolligen Art und warf einen lustigen Blick zu ihren Freundinnen hinüber, die dieser Erleuchtungsebene sehr eifrig von fern zusehen. Ich erinnerte mich nun endlich, fuhr sie galant die dargebotene Hand — was sie sich mit einem fröhlich stolzen Blick gefallen ließ — und erklärte mir, indem meine Verlegenheit erwachte, wie sehr es mich freue, sie auf eine so lustige Weise wiederzufinden. Dieses neue Abenteuer hing mir vollends zu Kopf. Ich hatte von dem stolzen Verwandten lange nichts gehört, auch nie nach ihnen gefragt oder mich um ihr Dasein gekümmert; aber nun erschienen sie mir auf einmal in einem sehr warmen Licht und als nächste Blutsverwandte. Ich sah der schönen Cousine meinen Arm und sie mußte mir den tausend Tingen erzählen, wie wenn ich längst darauf gewartet hätte. Sie war mit ihrer Tante — die ich hier zum ersten Male sah — zu deren Freundin, der Tochter des alten Generals, geteilt, und mit dieser Freundin auf einige Tage hierher, um ein Familienfest mitzufieren zu helfen. Alles gefiel ihr; sie fühlte mich geschäftig im ganzen Garten, im ganzen Hause herum. Sie sprach von Amsterdam, wie wenn sie

sich doch noch dunkel erinnerte, mich dort gesehen zu haben. Ich meinerseits, der ich so viel älter war, erinnerte mich sehr wohl; aber ich entsinne mich auch, daß sie mir damals in ihrem hässlichen, trogigen Eigenthum sehr wenig gefallen hatte. Meine alte Eitelkeit zwang mich, ihr das, wenn auch mit Lachen, zu sagen. Sie wurde roth, schlug mich auf die Hand, dann lachte sie gleichfalls und sah mir mit einem Blick in die Augen, der mir den Rücken hinunterließ. Ich zog wieder ihre Finger an meinen Mund und sagte ihr, wie unaussprechlich viel besser sie mir jetzt gefalle; und so gingen wir endlich Arm in Arm wieder die Treppe hinauf und dem Garten zu, und es währte nicht lange, so lagten wir uns durch die Büsche und über den Hecken hin, wie wenn wir uns schon jahrelang auf's Beste gekannt hätten.

Nach einer Weile erschien auch meine kleine Wadnige, die mich in dieses Abenteuer eingeführt hatte; aber ich hatte heute keine Augen für sie, ich dachte nur vordringlich zu dem Kinde hinüber. Ein Knabe ging hinter dir, der wie ein Voge die ein Schmeicheln nachgrüßte; ein anderer, größerer, fast erwachsener, folgte, mit einem seltsam finsternen Gesicht und kalten blauen Augen, die mit unabländiger Gleichgültigkeit über uns alle hinscharrten. Ich hatte ihn gestern an der Tafel schon verwundert betrachtet. In dem ich Angelika's heiße Hand in der meinen hielt, fragte ich sie, wer dieser sonderbare Junge sei. Sie warf ihm einen unlieblichen Blick zu und sagte: Ein kleiner Großvater, der um gerne ein Bißchen kochen möchte; er kann uns alle nicht leiden! Der andre da ist kein Bruder; sie sind Beide aus dem deutschen Ausland und der General ist ihr Onkel. Lassen wir sie gehen; der Welschkeit da wurde uns jedes Spiel verderben. — Und wer ist das kleine Mädchen? fragte ich. Die seltsame Angelika warf die kleinen auf und sagte eine Weile nichts; endlich erwiederte sie: Eine arme Waise, die der General aus Mitleid angenommen hat, — sie und ihre Brüder. Die Leute finden sie alle so schön; ich finde sie etwas altfug. Sieh nur, wie der kleine Bursche da, der Gabriel, in das Ding verliebt ist! Der hängt bei Helten an; — aber wollen wir nicht mit den andern Mädchen ein wenig Federball spielen?

Sie zog mich bei der Hand zu ihren Freundinnen hin, und ich folgte ihr stumm; ich hatte in diesem Augenblick nicht den Muth, ihr zu sagen, wie sehr sie mir soeben mißfallen hatte. Das Federballspiel fing an; sie hatte schon lange ihr Halsstück abgeworfen, und die glänzenden Schultern, ihre ganze einkamischte, unendlich bewegliche Gestalt, im Spiel eckigend sich hin und her schlingend, ihr lautes, thöneses Lachen machten mich in der warmen Sonne trunken wie von Wein. Ich drückte ihre Worte und sah nur ihr Spiel. Wo sie stand, fiel mir ein Voll zur Erde; ihr Kader traf so sicher, wie ihre Augen, die von Zeit zu Zeit, mitten aus der kühnen, sinnlichen Unbekümmertheit heraus, mir wie feurige Pfeile in's Gesicht flogen. Adrien kam hinzu; mit ihm der älteste Bruder meiner kleinen Sophie, in seinem langen, schwarzen Rock, seinen schlängelnden Strümpfen und seiner kagerten Gestalt; ich hatte ihn schon am Abend angelächelt, ohne ihn zu kennen. Sowie diese sonderbare, Holz verlegene Erziehung in unsern Kreis eingetreten war, brach Angelika in das zwangloseste Lachen aus und fing an, ihn mit ihrem vollen Liebesmuth zu nicken. Sie hingelte ihm ihr Tuch um die Schultern, wie wenn er aus seinem überdies, schwarzen Rock nicht genug hätte, drückte ihm in jede Hand ein Kader und winkte den Mädchen, alle zugleich ihre Federbälle nach ihm zu schleudern. Als dieser Einfall ihr gelungen war und die Waise wie Tauben am seinen Kopf und durch seine langen Haare flogen, warf sie auf einmal lachend ihr Kader hin, erklärte, daß sie von dem langweiligen Spiel nun genug habe, rief ihre Freundinnen zu sich heran und ließ, ohne sich weiter um uns zu bekümmern, einer der Tauben zu, in der ihre quersüßerne Gestalt wie eine Gidraße verstand.

Ich wollte dem Beispiel ihrer Freundinnen folgen und ihr nachsehen; indeß Adrien und sein Begleiter hielten mich auf und fragten mich, wann ich weiter zu wandern dachte; ob es nicht für heute Morgen schon zu heiß geworden sei. Ich hatte wirklich an's Weiterwandern noch gar nicht gedacht; bei dieser Frage starrte ich sie an, wie wenn man mich aus einem ständigen lebhaften Traum aufgerüttelt hätte. Ueber etwas zu erwiedern, sah ich den Himmel an und erklärte, die Sonne stehe allerdings schon zu hoch und brenne unerbittlich; und während sie noch einige Worte darüber wechselten, schloß ich, wie zufällig oder in Gedanken, über den Hecken fort und der Lärbe zu. Angelika, die mich wohl kommen hätte, trat halb aus der Dämmerung, in der die Mädchen mit einander flüsterten und lachten, hervor und hob einen drohenden Finger gegen mich auf: Zurück! sagte sie mit ihrer übermüthig gebieterischen Stimme; hier wird kein Mannsbild geduldet, hier sind wir Mädchen allein. — Hast ihr Kinder schon Geheimnisse? fragte ich lachend und trat ohne Weiteres auf sie zu. Sie suchte mich stolz von oben herunter anzusehen; aber zugleich traf mich ein so zündender, voller Blick, daß die Lärbe aus mir herauslief. Zurück! wiederholte sie; Kinder haben auch Hände, — und schüttelte

ihre lose rechte Hand. Ich trat sorglos und dreist heran. Alsobald hob sie die Hand, ohne sich zu bekümmern, und ließ sie mir flüchtig auf die Nase fallen.

Die Mädchen in der Lärbe schrien auf, stürzten heraus und liefen lachend davon; Angelika blieb indeß ruhig stehen. Sie sah mich nur verlegen lächelnd an; dann aber begann sie auf einmal heftig zu erröthen. Ich sagte sie bei der Hand, ohne daß sie sich wehrte, und sagte, während ich mit meinem eigenen Erröthen kämpfte: Weist du, Angelika, was nun geschehen wird?

Nein.
Weist du, was die natürliche Erwidrerung ist, wenn ein Mädchen sich herausnimmt, einem jungen Mann eine Ohrfeige zu geben?

Nein.
Er läßt sie.
Das ist albern.
Daher magst du denken wie du willst. Ich bin es meiner Ehre schuldig, dich zu küssen.

Das ist eine sonderbare Ehrengabe! — Ich werde davonlaufen.

O nein; ich werde dich festhalten.
Wollst du mich nicht auch küssen? — Es mag ein außerordentliches Vergnügen sein, ein Mädchen zu küssen wie ein Vollziehdat. Man muß sich sehr ebel, sehr ritterlich, sehr großartig vernehmen.

Mein Kind, du zwingst mich dazu.
Ich bin dein Kind nicht. Lediglich, wenn du mich gebeten hättest, so hätte ich dir, als meinem Vetter, vielleicht freiwillig einen Kuss gegeben; — aber bloß deiner Ehre zu Liebe ist! Ich's nicht. Wenn ich ein Mann wäre —

Was? was dann?
Dann würde ich viel zu stolz sein, um mit einem Kuss mit Gewalt zu rauben, den ich mir vielleicht durch meine Lebenswürdigkeit verdienen könnte.

Sie sah mich hierauf so gutherzig, so vertrauensvoll an, wie wenn ich diesen freiwilligen Kuss schon auf meinen Lippen spüren möchte. Die Lippen glühten, und ich hielt es kaum mehr aus, sie anzusehen. Versprichst du mir etwas? sagte ich. Sie blühte mir großmüthig in's Gesicht, ohne zu antworten; ich unterdrückte sanft ihre Hand aus meinen nachlässigen Fingern, und so wie sie sich befreit hatte, lachte sie hell auf und flog wie ein Reh davon.

Ich stand einige Augenblicke verdukt da, so lang und so breit ich war; als ich mich endlich entschloß, ihr nachzugehen, war sie schon in der Gartenthür des Schlosses verschwunden. Adrien und dein Bruder sahen vom Rasenplatz mit, wie mir voran, spöttischen Gesichtern herüber; du selbst lehntest an deinem Fiederbaum und riefst deine großen verunderten Augen auf mich gerichtet. Ich wandte mich ab, um keinen von euch zu sehen, und stand an, während die Gestalt, die dieses ganze Erlebnis in mir entzündet hatte, langsam verdampfte, über Angelika's kindliche Reden nachdachte. Allmählich fand ich, daß sie nicht Unrecht hatte. Ich dachte an meine neunzehn Jahre, und daß es in jedem Sinne meiner würdig sei, mich an meinem dritten Mädchen aus eben die Art zu rächen, die sie mir listiger Weise verespigelt hatte. Sie sollte mich, ehe ich davonginge, freiwillig küssen; noch wußte ich nicht wie; ich hatte nur das dunkle Gefühl meiner Lebenswürdigkeit, und daß es mir bei gutem Willen nicht fehlen konnte, auf dieses Kind den nöthigen Eindruck zu machen. So kam ich endlich auf Umwegen in das Schloss zurück, eben als die Mittagsglocke zu läuten anfing. Angelika's Tante, eine schlanke Dame in mittleren Jahren, stand mit dem General und dessen Tochter auf der Treppe. Sie rief mich heran, stellte mich dem alten Herrn als ihren Nefeen vor, drückte mir die Hand, und der General lud mich unter herzlichem Lachen ein, bei so bewandten Umständen noch eine Weile sein Gast zu bleiben. Unterdeß kam auch mein widerwilliger Flüchtlings die Treppe herauf; und während ich eben in wohlgelegter Rede, die Hände aus Verlegenheit aus dem Rücken, meinen Dank hervorbrachte, stand sie hinter mir und band mir mit meinem Schnapstuch, das sie mir aus der Tasche zog, in lautloser Geschicklichkeit die Hände zusammen. Dann ging sie mit dem ernstesten Gesicht an mir vorbei, begrüßte mich sehr geschäftig, und erst als sie auf dem Korridor hinschlüpfte, hörte ich ihr unterdrücktes, triumphirendes Lachen.

Ich hatte inzwischen meine Rede mit einiger Mühe vollendet, meine Handgelenke langsam und verflochten aus der Schlinge befreit, und man ging zum Essen in den Saal hinauf. Angelika saß bei Tische neben mir, thut wie wenn nichts vorgefallen wäre, und spielte diese Rolle mit einer Kunst, die weit über ihre Jahre ging. Indessen entkam ich mich, daß sie mehrere Jahre in Holland gewesen sei und meine Muttersprache noch so primär verstanden müsse; ich wandte mich also, während unsre Nachbarn mit einander beschäftigt waren, zu gefassen zu ihr, wie mir möglich war, und erklärte ihr auf Holländisch, daß ich ihre eintägige Wirtin zu machen hätte. Sie sah mich mit ihren braunen, kugeln Augen erwartend an. Du hast von Neuem die Straße herausgefordert, fuhr ich fort, die ich dir vorhin schuldig geblieben bin.

Ich werde dennoch großmüthig sein, Angelika, und sie dir erlassen, und admetten was du thun wilst, um mit Vergnügen zu geben. — Angelika blickte an mir vorbei auf die Wand und sagte nichts. — Ich habe dir über ganz noch etwas Anderes zu sagen, jetzt ist noch einer Zeile hienau. Es ist hier eine sogenannte „arme Witze“ am Tisch, von der du vorher sehr unliebendmüthig gesprochen hast, Angelika! Es ist nicht schön, gegen junge Männer übermüthig zu sein; aber es ist sehr häßlich, über ein armes Geschöpf — das vielleicht zu hübsch ist — so lieblos zu denken und zu reden. Bereich' das ich so oft bin; aber weil ich dich gern habe, ton' ich es nicht ertragen, dich so sprechen zu hören. — Das Mädchen singt auf einmal an, am ganzen Weibe zu zittern. Sie ließ einen Keller mit Früchten fallen, den ihr der andere Nachbar eben zugereicht hatte, und die Krangen, Feigen und Nüsse rollten über den Boden hin. Alles sah sie an, ein kleiner Aufschub entstand. Jetzt sprang sie hochroth vom Stuhl auf, und mit hervorströmenden Thränen, die sie durch eine heftige Kopfbewegung zu verbergen suchte, lief sie hinaus.

Ich blieb in einer sehr begreiflichen Verwirrung zurück, beschloß erfordern über eine Werdung, die ich am allergeringsten erwartet hatte. Man hob Angelita's seltsames Benehmen auf den kleinsten Unfall und ihre leidenschaftliche, oft noch kindliche Art; ich schwieg und dachte nur, wie ich sie wieder verstehen sollte. Endlich ward die Tafel aufgehoben und ich hing an sie zu sezen. Im Saal, im Garten durchstöberte ich jeden Raum, tief sie bald mit sanfter, bald mit leiser Stimme; indessen das wunderliche Mädchen war nirgends zu finden. Endlich trat ich auf den Hofeplatz vor dem Schloß hinaus und tief auch hier einmal über das andere ihren Namen. Unversehens legte sich eine warme Hand um die meine, und eine weiche Stimme flüsterte mir, wie ein leises Echo, denselben Namen in's Ohr. Ich drehte mich um und sah Angelita. Sie schlug mich sanft in die Hand. Du bist recht böse, sagte sie; blut, wie kann man nur so böse sein! Aber du hast's Recht. Sag' es mir nur warmer, wenn ich Unrecht gethan habe. Und jetzt ruh' mich nicht mehr; was müssen die Leute denken, wenn ich ausgerufen werde wie eine verlorne Hirschkuh! Adieu, böser Vetter!

ich muß zur Tante hinauf! — Und damit schimmerte auch ihr abwechselnd erröthetes und erblaßtes Gesicht noch einmal an und sie sprang wieder in das Haus hinein.

Adrian kam nach einer Weile zu mir — Ich stand noch immer auf demselben Platz — und fragte mich etwas verbirgisch, wie lange ich denn noch hier zu bleiben gedächte; ob wir denn nicht in den schönen Abendstunden für den nächsten Festabend weiterandern wollten. Mit diesen halben Kindern ländliche Spiele zu spielen, davon habe man doch bald genug; das Abenteuer ist recht spasshaft gewesen — aber nun wieder weiter? — Ich wußte nichts dagegen zu erwidern und sah nur missgelaunzt auf die Sonne, die schon sehr vergab glüht. Endlich nahm er mich unter dem Arm und führte mich wieder in den Saal hinaus, um dort die letzte Stunde vor dem Ausbruch mit der verammelten Gesellschaft zu verleben. Man sah um den großen Saalherd herum; Angélica stand mit meiner kleinen Freundin in einer Ecke, hielt ihre Hand und sah mich, als ich eintrat, mit ersten Augen an, wie um zu fragen, ob ich nun mit ihr aufzubrechen lie. Ich ging auf die Beiden zu, und plötzlich bot mir das Gefühl getroffen



Der Verfassung-Vorschlag des Reiches. Originalausfertigung von H. Eberstadt. (2. Teil)

daß auch ich mich dem schwarzgüngigen Niemen heute wenig freundlich gezeigt hatte, setzte ich mich zu dir auf dein Schwemmel nieder und hing wieder wie gestern mit dir zu loylen on. Der kleine Gabriel stand dabei und warf mit von Zeit zu Zeit einen ungeduldigen, feindseligen Blick zu. Angelica aber hatte still deine Hand wieder losgelassen und trat aus's Fenster, und flarrte nur von dort zu mir herüber. Zugleich kam auch der alte General und die Damen riefen mich zu sich an den Tisch. Ich mußte versuchen, sein und unterhaltend zu sein, man fragte nach unserm weitem Reiseplan, die Tante empfahl sich allen ihren theuren Verwandten. So lief die Stunde dahin. Adrian kam gerührt und drängte, indem er mich verfluchten zapfte, zum Aufbruch. Ich gerieth in neue Verwirrung, von diesem raschen Ende eines so schönen, aufregenden Abenteuers verflummt. Ich stammelte mich von Einem zum Andern, brachle ihr wie der summen Angelica laum die Hand, wünschte in meiner Zerstretheit der ganzen Gesellschaft eine glückliche Reise, und schaukelte dann die Treppe hinauf und der Doffstraße zu.

Wir waren aber erst am dem Rastplatz vor dem Schloß vorbei und wollten eben durch das Gitterthor auf die Straße treten, als Angelika's heile Stimme mich anrief.

Mein Begleiter drehte sich nur flüchtig um und ging dann ungeduldiß vorwärts; aber ich blieb stehen und ließ die schlante Gestalt des Radeswegs erantommen. Sie war weniger hastig als sonst, und als sie neben mir stand, schlug ihr die rothe Locke im Gesicht empor. Da hast noch etwas vergehen! sagte sie. Ich bin dir noch etwas schuldig. Komm' hier an diesen Busch; ich muß es dir in's Ohr sagen — und in ihrem Erötheten lachelnd zog sie mich in den hundertler am Hüter, der uns vor den Schloßsperrern verbarg. Du bist mir gar zu großmüthig, fuhr sie fort, und ich kann das nicht auf mir sitzen lassen; und weil du mein böser Vetter bist, — da hast du ihn! — und sie hob sich auf den Felsen und fuhr mich auf der Hand. Im nächsten Augenblick ließ sie mich wieder los, rief mir ein letztes Adieu zu und floh davon. Ich ließ ihr nach; ihre dunkelrothen, aufgeschwulsten Lippen schienen mir noch immer auf den meinen zu brennen. Ein geheimes Jauchzen schloß mir wie eine Schwelme in's Gesicht, ich stand und blieb stehen; — endlich hörte ich Adrian's verzweifeltes Rufen.

1984:12 (12)

Wiener Chronik

August Silberstein.

VIII.

[illegible]

Wenn die Welt nicht bereits erschaffen, Wien nicht gegründet und selbst die Marie nicht bereits bestehend wäre —
 jetzt würde dich sicherlich geschehen und zwar ingezogen
 mittels Affen!

Es gibt keine zu abzulehnende und keine zu billigende Idee, für die jetzt nicht sofort eine Alienengruppe in's Leben träte. Selbst Affingewaltigkeiten, um Affingewaltigkeiten zu dulcanen, sind vorhanden, und es bleibt nur noch übrig, eine Affingewaltigkeit zu gründen mit dem Zwecke, keine Affingewaltigkeiten dulcan zu lassen!

und, welche sich gegenwärtig zu offenbaren beginnen. Und gerade in der Thatenzeit, in welcher man sich aller Aufregungen und weltlicher Genüsse enthalten soll, geht das Treiben los. Aber es ist jetzt ein solches Alles verkehrt. Die Wälle, welche so lange öffentlich gestärkt, haben nicht etwa einer Abwanzung und Ermüdung Platz gemacht: im Gegentheil, es hat sich das Volk Treiben noch

Anker nach Innen gezogen, der große Strom hat sich in kleine Kanäle zertheilt und er bewahrt selbst den geringfügigsten Weingraben enger Häuslichkeit, auf welchem nur das frische Gras der winterlichen Hausunterhaltungen erst recht aufzuwacht!

Und unsere Herren Wirthe und Ball-Stranger, Verschlechter, welche wesentliche Helden der freien Bewegung unter sich haben, werden als die Herren von der neuen Freiheit und Abhängigkeit gebotener Normulage präsentiert.

Man zählt an den Straßenseiten gerade so viele Häuser, als in der letzten Zeit.

Und wesentlich an diesen Tagen, welche früher die verpönten waren, legt man eine neue Färbung herein, die jetzt schon in der ersten Zeit zu erkennen ist! — Komme Herren älterer Schule haben hierüber gegenwärtige Nachrichten gehört und haben der lässlichen Dittschkeit Verhellungen und Entzungen gemocht.

Tief Überbörde hat jedoch die Entscheidung an die Unterbörde gewiesen, und diese steht nun vor dem Dilemma, entweder jene Populanz, deren ich noch nie eine Partei erfuhrte, in noch mehrerer Jahren hinauszuweisen, oder gerade als Vorgesandenen in erscheinen und in jedem Falle parlamentarische Gegner haben und klänge herauf zu hören.

Nach ist meistens aus den Aussagen des konstitutionellen Ausschusses über den Herrn „König“ genommen und die Politik dürfte aus dem „H“ sein, nämlich „Königreich“.

Aber wie gesagt, jetzt ist Alles umgedreht. Wir haben schon wieder einmal im Winter Moneten, mit Reichen und Spargelbären im einen Haaren. Aber nicht in geschäftlicher, als aber solche, überaus von Weltungsgeheimnissen zu berichten. Zudem ich einmal meine „Chronik“ zur Hand nahm und über das wunderbare warere Wetter las, während ich entlegentlich war und jetzt noch eine große Schippe stehen in den Ecken stehen. Zudem bin ich dunkel vorwärts und entlegentlich furchtbar in solchen Tagen.

Tiefdahl vermahe ich mich hier sofort gegen die etwaigen Anzeichen und Fortbeweiser im Versteck der werthen Väter, welche ihnen kein Leben dieser erstenkündigen Maierzeit armen können, und will ausdrücklich nur etwas sehr Wetterwendiges damit gesagt haben.

Und jetzt ist ja die Zeit, in welcher man bereits sehr das Winterwetter dem Gedächtnis. Die Damen namentlich, welche, wie ich bereits erwähnte, bei Nacht tanzen, erhalten sich bei Tage damit, daß sie die Fische in die Umgebungen unternehmen, um Sommerwundern auszufragen zu machen. Man häufl eine halbe Gasse tief in die See, um vor einer am-lich auszuenden hätte sich zu bleiben, vor welcher einige bärre Mangelstände im Winter schaueln und einige große Tügel aus Stroh stehen, unter denen man etwas verbergen kann, um sich Angehts dieser Fische deuten zu lassen, daß im Sommer die Fische in verlichten Grün prangen und ein wahrer Semiramisarten seine Wunderpracht entfalte. Mithet man nun die Sommerwunder, so wird man ausgelegt, wieviel man sie nicht, so wird man noch beobachtet! — was ist zu troheln!

Man sieht, was die Städer leiden. Im Winter haben die Sommerplagen und im Sommer Winterorgien. Jedoch eine eher so große Veränderung, als die über die Nachfolge des Vaters und des Vaters angeht, hat sich ein- für möglich halten, daß nach so vielen wunden Fällen noch immer ein neuer möglich sei! Und dennoch! Der Mann läßt eine Frau mit drei Kindern in Glend und Vollständigkeit zurück. — Die Schuld trifft nicht den Vater allein, sondern in solchen Fällen die Gelegenheitsgeber. Man irrt den Fingelbecker, welcher einen einzigen Fingel auf dem Dache so leicht befreit, daß er durch Gerathen einen Verabredeten Jähling konnte; man macht den Vadenbecker verantwortlich, welcher durch nachlässiges Schließen oder Verwahren Tischen Gelegenheiten zur Ausübung ihres Wanders wagt. Und feststehend können wir bei großen Verräthen von Vertrauensbruch, Nachlässigkeit und Verle. Sollte nicht das Götze, welche

Verr geübt, festlich nicht auf einem stehen, sondern viel mehr auf die der Verbeibst-Missionäre, da man einmal nichts oder Affen unternehmen werden kann. Der Herr Kaiser bei der Kaiserlichen der Nachbarn ist mit beidung zweimalhunderttausend Gulden durchzusetzen. Er wird wahrscheinlich die Herren Wägen in Amerika beuten und sie werden eine Affenartigkeit gründen zur Bekämpfung seiner Affenartigkeit, welche derdagegenen Kaffiere be- können oder übel bezaumt werden, Man sollte es nicht

Entschädigung ohnehin antreibt, auch noch anderwärts eintreten! Es wurden Familien bei einem reiblichen nähert und Gezeiten frei von Schuld erhalten, die nur durch Gelegenheiten diebisch gemacht werden.

Zu gestohlen wird, ist also nicht neu; aber daß Ver- verzeihung den Seiten obfichtlich ist's Hand gebracht, heimlich aufgehoben wird, dies dürfte denn doch neu sein. Die Dandeleier, die neue monumentale Schöpfung un- seres Gemeinderathes, hat die Wunder vollbracht. Man kommt eines schönen Tages nach Hause und findet ein zitterndes, zitterndes Händchen in seiner Wohnung oder an seiner Thüre angebunden. Man hört von einer Empfehlung des Herrn oder der Madame Sonnbis, an die man sich Heilebens nicht erinnern kann, und empfängt einen kleinen Vierbeinigen, welcher mit erdärmlicher Miene und reizenden Augen um keine Kränze steht! Die Hundeleier ist unerbittlich, vernichtend; sie trifft jede ärmere Familie hart. Diese will das vierbeinige Mitglied nicht der Donan vor deren bevorstehender Regierung an- vertrauen — sie erweist vor dem gleichen Kanne mit der Seele ebenso wie vor der Elemt — sie findet den Canadapfeifen, welcher früher eine Summe gestiftet haben würde, an Verzen, von denen der Killeid und vier Gulden Opferfähigkeit voraussetzt. Wie soll das enden? Mit Gnade-Benignitäten, Gnade-Verzeihen, oder einer parzerungstüchtigen Cry- arantamkeit, welche an die ärgsten Ansehungen dererlicher Wärfenheit und Gebramome erinnern mag! — Und so (dich ist die tiefsinnige Leber bei dem Glauben) kann selbst das Dexterte auf den Grund kommen!

Es ist allerdings nicht zu verhehlen, daß keine menschliche Angelegenheit im Augenblicke hier so große Unrechtlichkeit hervorbringt, als die Ende des taubendürigen Reiches der freien Arbeiter, und das Nagelwunderbaude in der unrichtigsten Jolge der staatsrechtlichen Familientragödien! Es ist wahrhaft Zeit und schreiet glücklicher Weise auch mit Reichenheiten heran, daß der Mensch in den Vordergrund komme. Und ein großes, ein lebens- weiches, ein schicksalbeden- tendes Schauspiel steht uns in der That bevor, die erste Einreibung aller waf- fensfähigen Mannschait in die Vaterlandsverpflichtung! Man muß sagen, die Frage streift in ge- ring, ja noch weniger, sie ist laus zu vernachlässigen! Mit Blaskheit schied sich die Welt, namentlich die Jüngere, in die Kämpfe, welche alle Maffen, alle Ständen und Stände gleichzeitig trifft, an alle Herzen die gleiche Forde- rung stellt.

Nach sieht wieder, was das Wort „Gemeinsam“ bedeutet und welcher große Angriff „das Vaterland“ ist!

Leider, daß die Kunst nicht in allen Zweigen sich überall gleichartig bewegt und namentlich nicht im deut- schen Vaterlande überall gleich gelaud betrachten kann. So gewiß hier Herr Vebild aus Weimar bei steigendem In- teresse eines Theiles des Publikums, während sich ein an- derer und mit vielen auch Kritik gegen Herrn Vebild er- hebt. Er ist einer jener denkenden Mimen, deren Schule der Berliner Seidelmann meistens geistig ist, und wenn er gegen Verkommen darstellt, so muß man ihm doch das Bewußt geben, daß er, bei anderen Begebenheiten der Natur, ein tiefer Denker und ein von hoher Intelligenz geleiteter Künstler ist. Daß sehr vielen der hier gemachten Schule entzogen, ist nicht seine Schuld, sogar ein Verdienst und



Ein typische Wärfenagrie. Cistaltjähling von Vebild. (Z. 385.)

Kinder bestraft — und es gibt ein Schicksal, Scherz, Weiden,
Pleasern — vielleicht über's Jahr kann die Hochzeit sein!
Daher Wassertrichter nicht nach dem Tage wird. Kommt der

Wasser, oder trübt sie nach ihm vergessend? Nicht sie hat ein
Zeichen mit den Augen bedeutungsvoll zu!
Die schwarzbraune Tochter der Gode & Kulant. trüffig. Das

das sie hat in einem geistlich und die langen Strahlen sind nach
rechts in einer Rinde verbunden, die über den Rücken lang
hinabfällt, von einem leuchtigen Bande durchschnitten, mit einer



646) Schlosshof des Kärntners. Originalzeichnung von Hrn. Matthies. (S. 391.)

Wasser und Kletterrad unten gelassen. Selbst wenn der Hahn
nicht sein Spiel treibt, ist es rührend, die Birne weiß dabei selbst zu
maneuverieren. Das harte Rad ist materiell aufgeschliffen und zeigt
flammen, schlanke Räder, unelastische Gasse. Hi! Schube sind ein

gar theurer Kritik, und wenn der Vater eine beladene Kutsch-
nung will zu Tode werden lassen, wenn der Geliebte seine Verjüng-
ung auf's Höchste bedingten will, läuft er auf dem Hahnorte
des schäfer, doch viele Meilen wird entfernter Marktstand ein Paar

Gebäude, mit rothem Bande eingekleidet, mit rothem Hölzchen, und
er ist der reichsten Lebens genoss. Das lebhafte Gut für die he-
teten Jügendzeiten bewahrt — und über's Jahr kann Hochzeit sein!

Deutsche im Ausland.

Fragment aus dem Papieren eines Diplomaten

A. Wels.
(Schluß)

Der Graf ging in's Nebenzimmer; wir waren alle sehr gespannt und meine Kollegen wünschten mir Glück, die Übergehung zu haben, den Gesandten zur Erzählung dieser Episode aufzufordern. Einige Augenblicke später legte der Graf zurück und las den folgenden Brief vor:

Herr Gesandter!

Das Individuum, welches unter dem Namen Frederic Müller an dem von Ihnen bezeichneten Orte wohnt, ist vor ungefähr einem Jahre in äußerst arbeitsreichen Umständen nach Paris gekommen. Er wohnte damals in einem Hotel ganz in der rue Verthois, aus dem er eines Abends mit Zurückbehaltung eines kleinen Koffers, in dem seine wenigen Effekten enthalten waren, entlassen wurde, da er eine Rechnung von sechzehn Franken, die er dem Wirthschaftshaus, nicht bezahlen konnte. Zwei Monate lang ist keine Spur der Polizei eingegangen, aber seit beinahe neun Monaten wohnt er bei einem gewissen B., früheren Intendanten des Herzogs von Caradoucand und beschäftigt sich mit Kopiren und Sprachunterricht. Zwischen ihm und der Familie seines Wirthes scheint ein ziemlich intimes Verhältnis zu bestehen. Er versteht oft mit hervorragenden deutschen Persönlichkeiten, besonders von republikanischer Partei. Das ist Alles, was ich Ihnen, Herr Gesandter, vorläufig mittheilen kann.

„Dich ist der Brief des Herrn Cartier, meine Herren,“ fuhr der Graf fort, „Sie sehen, wie unbedeutend er war, und werden nicht begreifen können, was mich darin so interessirte. Es war die eine Probe: Zwischen ihm und der Familie seines Wirthes scheint ein ziemlich intimes Verhältnis zu bestehen...“ Ich fragte mich aber, welche eine Art von Verhältnis wohl zwischen dem republikanischen Grafen, der sich zum Spion anbot, und dem früheren Intendanten des legitimistischen Herzogs von Caradoucand bestehen könnte? — Ich beauftragte meinen Bedienten, Erkundigungen einzuziehen, und einige Tage später mußte ich Alles, was ich wissen wollte und... war noch vermehrt als vorher!

Ich erfuhr, daß der alte Intendant, welcher von einer Pension des Herzogs von Caradoucand, dem er lange Jahre treu und redlich gedient, lebte, eine einzige Tochter hatte, welche die eifrige Republikanerin ihres ganzen Lebens war, daß sie früher mit einem Gastwirthe in Lyon verheiratet, diese Partei aber der politischen Meinungen des Brautigams halber hatte zurückgeben lassen, und sich jetzt bald mit Herrn Frederic Müller verheirathen werde! Sie sehen mich erstaunt an, meine Herren, aber seiner von Ihnen war in den Jahren 1848 und 1849 in Paris, seiner von Ihnen hat einen Begriff, welche exaltirte Republikanerin die Frauen hier waren! — Kurz, die politischen Meinungen meines neuen Agenten hatten nachtheilich Gnahe vor den Augen der jungen Pariserin gefunden, und das begreift ich ganz wohl, denn, wie ich Ihnen schon gesagt habe, war der Graf ein sehr schöner Mann; aber da doch das Glück ihn nicht dazu trieb, warum hatte er denn dieses niedrige Handwerk ergriffen?

Ich verlor mich in Voraussetzungen und erwartete mit Ungeduld den bestimmten Anstalt, an dem er mir seinen ersten Rapport vorzulegen hatte. Montag Abend jedoch trat diese Episode in eine neue, mir so unerwartete Phase, daß — ich gestehe es Ihnen — ich anlang, den Kopf zu verlieren. Als ich gegen sechs Uhr aus der Kammerstube kam, näherte sich mir beim Aussteigen aus meinem Wagen eine tief verschleierte Dame und bat mich dringend um einige Augenblicke Audienz. — Ich ließ sie zu mir hinauf-führen und beobachtete sie einige Augenblicke, ehe ich zu ihr hintrat, durch die Gluthür meines Kabinetts. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und ich sah ein wunderschönes Mädchen von ungefähr vierundzwanzig Jahren in ungeheurer Aufregung an! — und abgeben, indem sie einen Brief in ihren Händen fest gerietztete. Ich trat ein — sie stürzte fast auf mich zu.

„Mein Herr,“ rief sie, „Sie sind ein Greis; man kann öffentlichen Vertreter einer republikanischen Macht und im Privatleben doch ein rechtschaffener Mann sein. Lassen Sie und lassen Sie mir, ob dieser Brief nicht eine schändliche Verleumdung enthält!“

Sie gab mir den Brief, den sie in der Hand hielt. Ich las die Aufschrift: An Madame Eulalie B. Es war also die Tochter des Intendanten, die Brant des Spions! — Der Brief — ein anonym — zeigte dem jungen Mädchen an, daß seit einigen Tagen ihr zukünftiger Gatte ein meiner Verschöpfung ähnlichartiger politischer Spion sei, daß er am nächsten Dinstag hertommen würde,

und daß er neulich zweihundert Franken erhalten hätte. — Sie können sich denken, meine Herren, wie erstaunt ich war, alle diese so genauen Details in dem anonymen Briefe zu lesen. Ich hatte mit Niemandem davon gesprochen — der junge Mann gewiß doch auch nicht... ich wußte nicht, auf wen ich so, als mir endlich einfiel, daß Herr Cartier oder einer seiner Agenten mit diesen Streich gespielt haben könnte; denn wie natürlich protegierte die republikanische Regierung Frankreichs die Flüchtlinge, und meine Fragen nach Frederic Müller hatten den Polizeipräsidenten vielleicht auf die Spur des Gesandten gebracht. Ich nahm mir vor, sehr behutsam zu Werke zu gehen.

„Es ist mir unmöglich, mein Fräulein, Ihnen heute eine kategorische Antwort zu geben,“ sagte ich, „es ist sehr leicht möglich, daß dieser Herr, obgleich Flüchtling, vor einigen Tagen hier gewesen und vielleicht auch morgen wieder kommen werde; aber es kommen ja täglich Deutsche in die Kanzlei der Gesandtschaft, um — wenn es auch keinen anderen Zweck hätte — irgend eine Auskunft über die Gesetze ihres Vaterlandes zu holen, oder sogar über ihre Familien, von denen sie seit lange keine Nachricht gehabt haben — und sind deshalb doch keine geheimen Agenten.“

„Aber das Geld,“ rief das junge Mädchen, „Sie müssen doch wissen, ob Sie ihm Geld gegeben haben!“ — „Nach das kann ich Ihnen nicht sagen, da meistens meine Sekretäre sich mit solchen Angelegenheiten befassen; — doch auch das wäre noch kein Beweis, denn es gibt viele Familien in Deutschland, welche die Unterhaltungen, die sie ihren Angehörigen zukommen lassen, nur durch die Gesandtschaften führen.“

Das junge Mädchen stand unschlüssig da... „Wenn Sie meine persönliche Meinung wissen wollen,“ rief ich, „ich sage Ihnen mit wohlwollendem Tone, so legen Sie nicht zu viel Gewicht auf dieses Schreiben; warten Sie bis morgen wenigstens, ich werde Erkundigungen einziehen; besuchen Sie mich am neunten Abends, und ich werde Ihnen raten — nicht als Vertreter einer politischen Partei, wie sie vorhin sagten, aber als ein Greis, der eine so hübsche Tochter wie Sie haben möchte.“

Das arme Mädchen meine beifig, küßte mir die Hand und versprach mir im Fortgehen, nichts vor dem folgenden Abende zu beschließen.

Mit welcher Ungeduld ich den nächsten Tag erwartete, können Sie sich wohl denken, meine Herren! — Ich fürchtete nur eins, nämlich, daß mein Agent mir nicht Wort halten würde. Er kam gegen vier Uhr; ich sah ihn über den Hof kommen — nachschaffig, er sah nicht aus wie ein Mensch, der den ersten Schritt auf einem Wege, der zur öffentlichen Verachtung führt, zu thun im Begriff war! Als er bei mir eintrat, bemerkte ich, daß er etwas angegriffen aussehe, aber seine Stimme war ruhig, als er mich begrüßte und mir einen verpackten Brief überreichte.

„Sehen Sie sich, mein Herr,“ sagte ich ihm, „ich bitte Sie, mir einen Augenblick mit Ruhe und Aufmerksamkeit zuzuhören! Wie gebühren zwei ganz entgegengegesetzten politischen Parteien an, und jeder von uns beiden wird alle Mittel anzuwenden suchen, um den andern zu bekämpfen. Das ist recht — aber auf einem Punkte stehen wir Beide auf demselben Terrain — wir sind Beide Deutsche, sind Beide im Auslande — und wenn das noch Werth für Sie hätte, würde ich hinzufügen, wir sind Beide Edelmannen und tragen alle, ehrenwerthe Namen, denen Niemand in unserm Vaterlande den Respekt verweigern kann. Wenn einer von uns beiden die vielleicht momentane unglückliche Lage des andern anzuhören suchte, um ihn zu einer eines Deutschen, eines Edelmannes unwürdigen Handlung zu verleiten, das wäre nicht mehr Politik, nicht mehr Diplomatie — das wäre unrecht und schändlich! — Dort, Herr Graf von B., liegt Ihr Brief, und dort brennt Feuer im Kamin; vergessen Sie, wen Sie das flos haben, vertrauen Sie sich mir an — ein Deutscher dem andern — ich kann und werde Ihnen helfen, mein Ehrenwort darauf! Schützen Sie sich nicht einer momentanen Verleitung Ihres Ehrgefühls — noch ist Alles gut zu machen, nehmen Sie Ihren Brief zurück! Sobald ich ihn eröffne, ist es zu spät, dann steht der Gesandte vor einem Spione — jetzt hand mit noch Landesteile, die mit einander plaudern... Altwass, Herr Graf, geben Sie mir Ihre Hand, sehen Sie, wie ich dieselbe drücke — in fünf Minuten, wenn Sie diesen Brief nicht zurücknehmen, werde ich den Handschuh fortwerfen, mit dem ich Ihre Hand berührt habe.“

Nehmen Sie diesen Brief zurück... ich kann so viele französische Spione finden, wie ich will; aber ich würde mich schämen, vor meinen königlichen Herrn zu treten, wenn ich die Last auf dem Gewissen hätte, einen unglücklichen Deutschen im Auslande — er müge einer politischen Partei angehören oder nicht — zu einer Schandthat verführt zu haben!“

Der Graf sah mich ruhig an. — „Sie sind ein Ehrenmann, Excellenz,“ sagte er gelassen, „ich freue mich, ich bin stolz, ein Deutscher zu sein, denn die Worte, die Sie mir eben gesagt haben, waren aus keinem andern Diplomaten Munde gekommen, — jedoch ich habe wohl berechnet,

was ich Ihnen wollte, ich danke Ihnen... aber effnen Sie meinen Koffer!“

Ich stand schmerzlichen Herzens auf und nahm den Brief, der auf meinem Schreibtische lag. Noch einmal legte ich: bedenken Sie!

Öffnen Sie! Öffnen Sie! rief er hastig.

Ich öffnete.

Zwischen zwei weißen Blättern lagen zweihundertundfünfzig Franken in Bankbilleten.

... Ich athmete auf... ich hatte den Grafen umarmen mögen.

„Und nun hören Sie mir zu, Excellenz,“ sagte er, „ich muß Ihnen Alles erzählen, damit Sie mich verstehen, Sie... Sie gedenkt zu haben, denn ich habe nie die geringste Best. gehabt, Ihr oder Ihrer Regierung Spion zu sein.“

Ich fiel aus den Wolken... „Wie,“ rief ich, „aber Unglücklicher, wissen Sie, daß Ihre Braut einen anonymen Brief erhalten hat, der Sie dieser Handlung anklagt!“

„Ich weiß es gar wohl,“ antwortete der junge Mann, „ich habe den anonymen Brief selbst diktiert.“

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, meine Herren, daß ich anfangs mich zu fragen, ob ich wasche oder irasme, aber ich war genug Herr meiner selbst, um diesen Zustand zu verbergen, und sagte dem Grafen so gelassen wie es mir irgend möglich war, daß ich wirklich sehr begierig wäre, den Zusammenhang dieser mir räthselhaften Episode zu erfahren.

„Sie wissen, Excellenz,“ sagte mein Ex-Agent, „wie ich, beim höchsten Aufstunde betheilig, Deutschland verlassen mußte und nach Paris kam, wo meine Kenntnisse — so hoffe ich wenigstens — mir ein leichtes Brod verschaffen würden.“

„Ja, und ich weiß auch,“ unterbrach ich, „daß man Sie eines Abends in der rue Verthois aus Ihrem Hotel entließ, da Sie sechzehn Franken nicht bezahlen konnten.“

Er sah mich erstaunt an. — „Wan, dann wissen Sie auch wahrscheinlich, daß ich elf Nächte im bois de Boulogne schlief und bei Tage den Arbeitern an der Eisenbahn ablaben half, wofür sie mir einen Teller Suppe gaben. Vielleicht wissen Sie auch, daß eines Morgens der alte Herr B., der im bois de Boulogne mit seiner Tochter eine Frühpromenade machte, mich unter einem Baume schlafend fand, daß er mich aufwachte und mich benachrichtigte, daß die Wächter mich arretriren würden, wenn sie mich da fanden; daß ich mit Beiden ein Gespräch anfang, ihnen nach und nach meine ganze peinliche Lage anvertraute; daß sie mich mit zu sich nahmen, mich kleideten, mir Kopiren und Sprachstunden verschafften — in einem Worte, mich so weit brachten, daß ich mich heute ziemlich anständig ernähren kann.“

Obgleich ich von dem Allem nicht ein Wort wußte, machte ich doch ein bezeichnendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Fräulein Eulalie B.,“ fuhr der Graf fort, „ist ein schönes Mädchen; sie ist mehr als das, sie ist gut — sie hat sogar einige Bildung; sie hat mich wie die liebevollste Schwester gepflegt... aber Excellenz, lassen Sie nicht, ihre politischen Exaltationen machen sie mir unentraglich; — sie kämpft nur für Victor-Rollin, Mazzini und Louis Blanc!“

„Sie sind ja aber selbst Republikaner, Herr Graf,“ unterbrach ich.

„Gewiß,“ antwortete er mir, „und zwar aus völliger Ueberzeugung; aber von der Gesährlichkeit meines Lebens erwarte ich etwas Anderes, als sozialistische Vorträge. Ich hatte schon lange den Entschluß gefaßt, entweder dem Pflichtgefühl, mich dankbar zu zeigen, mein Lebensglück zu opfern oder — diese Pflicht zu verachten und mich zu entfernen; aber immer ließ mich die Hoffnung, sie würde ihrer Liebe — denn sie liebt mich — ihre politische Schwärmerei opfern, noch zögern; es ist jedoch Alles vergebens gewesen... es sollte nicht sein! Endlich nach vielen Szenen und Auftritten, deren Details ich Ihnen verschweige, kam ich auf den Gedanken, mich in ihren Augen verächtlich zu machen, damit die Zärtlichkeit, die sie für mich fühlte, aufhöre. — Sie wissen, wie ich es angefangen habe, Excellenz! Nun bleibt mir nichts übrig, als Sie am Verzeihung zu bitten, mich Ihrer bedient zu haben, um zu meinem Ziele zu gelangen.“

Er stand auf... ich versicherte ihm, daß ich ihm nicht den geringsten Groll nachtrage, er entfernte sich und ich machte mir selbst einfallen, daß meine Excellenz in ihrer ganzen diplomatischen Würde als Spielwerk in den Händen eines verliebten Paars gedient hatte. Am selben Abend kam Gräfin Eulalie zu mir — ich erschrak ihr Alles — sie war wütend und schwur, den Unantastbaren zu vergelten... Das, meine Herren,“ endete der Gesandte, „ist die Episode, die ich Ihnen zu erzählen gedachte.“

„Und Sie haben das so hingehen lassen?“ fragte ich. „Sie haben dem republikanischen Grafen gar nicht fühlen lassen, daß man sich nicht angetanbe die...“

„Ich hätte mich vor dem Gesandten der Republik St. Marino und des Fürstenthums Monaco geschämt.“

personal jüdischen immer noch ergötliche Ausbeuten, die man zum theil mittelalt hat. Unter jeld hilt dem Portier-Gremien die Vangeweile vertrieben, indem er mit ihm eine Partie Gedächtnissspiel spielt. Dantbar gestaltet ihm der Poksch, eine Cigarette zu rauchen, und freudig kann unser Freund für den kleinen Staat, Hotel genannt, eine wichtige, selbst von den Vorgesetzten gefürchtete Person werden. Er ist Alle. Jeantzer, der ersten Beschließerin, grällig gewesen, und diese hat den Prinzipal auf das Beste des jüngsten Beamtens aufmerksam gemacht. Der Stellvertreter wurde das Kastuum des Poksch, mit dem er über die wichtigsten Dinge nachschlägt, und dem er über das Verhalten des ganzen Personals getreulich berichtet. Während der Lehrzeit vor dem Oberkellner und dem Kassierer äußerlich im Stande kriecht, ist er thatsächlich deren Aufseher und Kontrolleur geworden.

So verlaufen zwei oder drei Jahre wie ein schöner Traum. Einem breiten Morgens werden sämtliche Beamte in das Arbeitskabinett ihres Herrn geführt. Sie sehen eine herrliche Handlung, erscheinen im Grade und in weißer Halbinde, und köstlichen um den Prinzipal einen Halbmond. Dieser thronet auf einem hohen Comptoirsbecken, seine Hände schaukeln in der Luft und streifen die blaue Nase des kleinen dicken Poksch. Der Hotelier öffnet den Mund; er ist unmerklich entzündet, Gelassenheit zu einer Rede und geduldige Zuhörer gefunden zu haben. Er spricht:

„Meine Herren! Ich will Ihrem Reise heute einen neuen Kollegen zuführen. Jacques! Der Sohn der Tischlermeister erhält hiermit zum ersten Mal einen erheblichen Namen, und dazu noch einen französischen! — Jacques, Sie haben mir drei Jahre treu und eifrig gedient, und in

„Kollegen!“ (Einnütziges Beifallsgemurmel. Der Oberkellner bringt ein Koch auf den Prinzipal aus, in das die Uebertigen begeistert einstimmen. Alle entfernen sich rüchmarts gehend unter ehrerbietigen Verbeugungen, welche der noch immer auf dem Comptoirsbecken thronende Chef mit gnädigem Nicken und herablassendem Lächeln in Empfang nimmt.)

Als dem Korridor wird Jacques von sämtlichen Herren kühnlich begrüßend und hierauf zu den Damen



Unter jeld wird „das deutsche Vokabular“ über das Stein und Zehn vom Feldherrn grüßlich begrüßt.

geführt, wo er den gebornen Skandalier spielt. Ueberhaupt ist von diesem herrlichen Augenblick mit seinem innern und äußern Menschen eine gewaltige Metamorphose vorgegangen, auf die wir gleich zurückkommen. Zur Stunde ist aber auch ein neuer Verlauf in das Haus getreten, den Jacques reichlich entgelten läßt, was er in seiner Studienzeit gelitten und nicht gelitten; denn Jacques ist nunmehr — ein öffentlicher Charakter.

Die Familie der Hotelierin zerfällt in nur zwei Sippen, in den Zimmerkellner und den Oberkellner.



Unter jeld als Nachbarn zum Wählung des Portier-Poksch anwesend.

Der Zimmerkellner (Cellarius cabularia) ist — und dadurch unterscheidet sich die ganze Familie überhaupt von allen Schankkellnern — einer anderen Erbseinsung nach stets ein niedlicher Stutzer, in Kirs und Karicieren wendend zu drei Vierteln ein Gentleman. Seine Stellung, sowie das Ansehen des Hotels, das er zu repräsentieren hat, verlangen, daß er in jeder Hinsicht ansehnlich, was er nur immer aufzubieten vermag. Seit gestern, wo er insalliert worden, ist Jacques kaum wieder zu erkennen. Viel zu kleine Lackstiefel, die ihm deßhalb auch entsetzliche Schmerzen verursachen und ihn selbst mit lebendigen Schmerzen beizenden, zieren seine Füße; schmerzliche Mandetten seine allerdings vollen und gestützten Hände,

die er fortan wohl täglich zehnmal mit Mandetten reibt, das mit Spitzen besetzte Jackett weist einen abwärts hängend geschlungenen Knoten, und auf der Seite knistert eine dicke, statt im Feuer vergebene Wollfelle noch einem Paar von Peltschalen in allen Farben des Regenbogens. Dazu läuft Jacques wie ein Vorläufer, und jeden Knoten läßt er durch den Reiter des Hotels, bevor dieser sich noch an die Fremden macht, sein etwas vorstiges Haar ermen und arrangieren, so daß es in krausen, letzten Fällen seine langen Ohren bedeckt. Seine Wangen sind nunmehr eine Art von Langel, und stundenlang steht er vor dem Spiegel, um sich in den ansehnlichsten Verbeugungen zu versuchen, oder überhand mündliche und pantomimische Studien zu treiben. Selbst seine Ausprache ist eine völlig andere geworden; bald läßt er die Stimme hören, bald etwas schwauchen, bald spricht er im Brüllen, bald leise und weipernd; je nachdem er Koch oder Bedient, Mannlein oder Fräulein vor sich hat. Ueber Alles liebt er Fremdwörter; an jedem Morgen lernt er ein Tausend auswendig, um sie im Laufe des Tages, wo er nur kann, anzubringen; mag er dabei sich auch öfters verzeihen. Indes steht er bald ein, daß es solch bloß oberflächliche Bildung nicht thut, daß ihm ein systematischer Unterricht nötig ist, besonders in fremden Sprachen, ohne welche er höchstwahrscheinlich nicht fortkommen kann. Er laßt sich deßhalb ein Werk wie „Der kleine Franzose“, oder „Anweisung die französische Sprache in 24 Stunden perfekt sprechen und schreiben zu lernen“, oder er gibt sich zu einem jener berühmten Sprachmeister in die Hand, der dasselbe, wenn auch nicht in 24 Stunden, so doch allerdings in 8 Tagen lehrte. Sobald Jacques über „Bonjour“ und „Mercredi!“ hinausgekommen, sucht er seine französischen Verrücktheiten selbst solchen Gästen gegenüber in Anwendung zu



Jacques laßt sich den Tausch ein.

bringen, von denen er genau weiß, daß sie nur Deutsche sind; und fortan hört er sich lieber „Bouet!“ als „Mein Vierter!“ rufen.

Zur vollständigen Ausbildung gehört auch, daß Jacques sich in einer Bibliothek abonniert, wo er sich dann durch Berge von abwechselnd lieblichen und schauerlichen Romanen und andern höchst wahrhaften Geschichten durcharbeitet. In Folge dieser unermüdeten Lektüre erwacht in seinem jugendlichen Herzen die Leidenschaft, die delikatesse Weichen in Güter und Güter in Waaren emmanzelt. Jacques hat noch nie geliebt; er sagt sich jetzt, daß es hohe Zeit sei, das Verhängnis nachzugeben, und beginnt eifrig nach seinem Ideal zu suchen. Allerdings ist er aber dieses Ideal sich noch unklar; nur nimmt er sich vor, daß es ein Ausbund von Schönheit und Vernehmlichkeit sein solle. Die Jungfern des Hauses, denen er als Beistand verschämte Goldstücke darbrachte, und die ihm jetzt ermunternde und vielversprechende Blicke zuwerfen, köstlichen ihm seiner Aufmerksamkeit nicht mehr vollständig; er verliert sich dagegen in alle einkermenden jungen und hübschen Damen, die im Hotel einziehen, ohne daß es eine von ihnen bemerkt. Kommt es dazu, ist einem eigenen Verd zu gründen, endlich er sich zum Verlassen, so wagt er nicht eine Kollegin, daß er in den Tagen kinderverzerrter Jugend so hochmütig übertrieben hat. Was ist auch in zwischen all geworden und wie rasch gewesen sein, die ist entweder eine veraltete Köchin, oder hat sich als Stubenjungfer ein kahles Summen eripart; in das ihre Talente aber diese Erparnisse sie in den Stand setzen, eine Spielwiese zu anzulegen oder einen kleinen Wäldchen zu pflanzen.

Ueberlassen wir nun Jacques seiner Gemahlin, die in der Regel ein strenges Regiment über ihn führt und ihm nie vergißt, daß er ein verführerischer konnte, ihn oft und bitter seine ehemaligen Verführerfahrten empfinden läßt — und sprechen wir wieder vom Zimmerkellner im Allgemeinen.



Ein Mitglied des „Kreises für Hotelierinnen“ erweist sich über die Stunden jenseits jenseits.

diesem Zeitraum sich selbst ausgebildet. Ich ernehme Sie hiermit zum Zimmerkellner (allgemeines Köchen) und gebe Ihnen die Stelle von Louis, den ich wegen der ihm wohlbedachten Unterschlagung mit dieser Stunde entlasse. (Die Verarmung erhebt, während der schuldbehaftete Louis stumm fortstiehlt.) Ich hoffe, Sie werden die wichtigen Pflichten, welche Ihnen mit Ihrer neuen Stellung überkommen, stets eingedenk sein, und durch treue Handlung oder Unterlassung die öffentliche Achtung schmeikeln, deren Ihr Stand sich erfreut. — Mein Sohn (die Stimme des Redners ertönt vor Kühlung und Wohlwollen), auch ich war einst ein armer, umwinkender Mäusche, wie Du es geworden bist, und ich habe die lange Leiter vom Stellvertreter bis zum Hotelier mühsam, aber glücklich erklimmt. Ich habe nie eine Erblichkeit gemacht, auch nie in der Kaserne gewesen; nur, indem ich meinen Herren treu diente und die Fremden ehrlich behandelte, ist es mir möglich geworden, dieses Hotel für 100.000 Thaler zu kaufen. Wenn's schlecht stand es mit meiner unbedingten Bildung. Ich bin als Quasibund geboren und habe nie eine Universität, nicht einmal ein Gymnasium besucht. Ich laute mit nur auf eineruktion zehn Jahrgänge des Kellermagazins und stülte sie auf meinen Schreibtisch. Nach acht Tagen war ich im Stande, mit den Chronographen über das wunderbare Welt der Wälder, mit den Aeronomen über die großen Verhältnisse im Ozean, mit den Nationalökonomien über Schatzkammer und Freiheit zu disputieren; und meine Wirtinart haben mir gegenwärtig die Ehre erzeigt, mich für das Abgeordnetenhaus als Kandidaten anzustellen. — Meine Herren, ich darf Sie wohl aufbieten, meinen Beispiel nachzufolgen: Ehrlichkeit und Anlehnung, Fleiß und Unschick können Ihnen von Ihnen zu der Höhe emportragen, auf der Sie jetzt sich befinden. Aus einem tüchtigen, fleißigen Kellner kann aber in unserer Zeit Alles werden! — Meine Herren, lassen Sie sich für meine Rechnung einen Vorstreichener geben, und trinken Sie auf meine Gesundheit und auf eine glänzende Entfaltung Ihres jungen

Nach dieser ist, obgleich er ungleich besser salztet und als kein Pöbel Schankellner, doch ebenfalls auf Trinkgelder angewiesen, und sie fallen für ihn weit größer aus als bei jenem. Während der Schankellner mit Trinken und Gessen zufrieden ist, darf der Kellner dem Hotelkellner mit Geld keinen Pfennig nicht kommen. Und doch wird die Trinkgeldsteuer in den Gasthöfen nicht leicht einzeln entrichtet. Der Gast bezahlt sogar dreimal die Dienste, welche er im Hotel empfängt, denn eigentlich sind die doch schon mitbezahlt in den auf der Rechnung spezifizierten Kosten für Zimmer, Heizung, Licht, Speisen, Getränke u. s. w.; trotzdem



Der gute kleine Jüngling aus Thierau.

den paradiesen sie noch besonders als „Service“; und zum Dritten macht sie nach jeder Beichte des Hotels, vom Oberkellner bis zum Stiefelpolier, für keine Person direkt geltend. Gegenüber dieser komplexen dreifachen Verteilung muß man Mühe erhaschen über den wunderlichen Charakter, wie über die unheimliche Gleichzeitigkeit und Unklarheit des deutschen Publikum andersseits. Nebenfalls haben wir hier die genialste Erinnerung der ganzen Kulturgeschichte; darum war sie auch der meiste Teil, dem letzten Jahrhundert vorbehalten. Wer nicht viel länger als einem Jahrhundert begannen die deutschen Gastwirthe unter dem Vorzeichen, sie wollten dadurch ihren Gästen die bestmögliche Unterhaltung mit den besten Speisen, das „Service“ auf die Rechnung zu legen. Aber nun kamen die Kellner und wandten ein, daß sie von dem „Service“ nicht das Geringste erhielten, sondern direkt ungeliebt in die Tasche ihres Prinzipals fielen. Und das ist die reine Wahrheit: der Kellner bezahlt mit dem Service nicht nur seine Kasse, sondern es bleibt ihm auch noch ein ethischer Ueberfluß. Was Wunder, wenn die Kellner ihre Ansprüche auf Trinkgeld nicht aufgeben wollten, sondern diese Steuer nach wie vor von den Kellnern erzwungen ließen. Und der Prinzipal ist human genug, sie nicht nur geduldet zu lassen, sondern er leitet ihnen in Anwendung ihres historischen Rechts noch jeden erthigen Vorbehalt.

Ein anderer Punkt, worin der Hotelkellner sich wesentlich vom Schankellner unterscheidet, ist die vollendete Art, mit der er sich außerhalb des Dienstes als Privatmann bewegt, wo man ihm seinen öffentlichen Charakter nicht so leicht anmerken wird. Nimmt man z. B. auf der Promenade die elegantesten Pöbel, an denen die Damen mit hellem Gesicht, mit prächtigen Wägen vorbeiziehen, so befinden sich unter ihnen wahrlich die Kellner, die Erben aller Geschlechter, die Söhne hoher Beamter, die Erben großer Väter, aber auch mancher Hotelkellner, der die jeunesse doree auf das laudende Lippen zu kopieren weiß. Ebenso kühn und leicht ist sie auch ein Theater, wo er neben ihr im roten Mantel steht, wie sie mit Augenlider und Vorgehen ausstrahlt, wie sie in seiner Haltung ganz Regiments und Adolent, wie sie die vornehmen Damen hundert und hundert Mal überwindet. Nur eins kann dem Beobachter an ihm irren machen, wenn er sich nämlich, bei seiner außerordentlich hohen Stimmung, dazu hinreißt, den Kellnerhelfer oder den Garderobier vor sich Kugeln ein Trinkgeld zu reichen, das viel zu hoch ist, als daß sich ein wirkliches Mitglied der jeunesse doree zu dieser Art Bekundung verlegen sollte.

Weber die andere Seite, den Hotelkellner (Cellarier maximus) können wir uns ziemlich klar vorstellen, da er fast immer aus dem Stande der Zimmerkellner hervorgeht, pflegt, nur eine höhere Charge bildet, allerdings die höchste unter dem ganzen Beamtenpersonal. Nur wenige Hotelkellner, nur Junglinge von besonders Anlagen und tüchtiger, gebiegender Bildung können diese Höhe erreichen, denn der Hotelkellner ist der Alter aus des Hotelkellners, dem als solchen sämtliche Beamte direkt untergeordnet sind, und über die er gemeinlich ein weit breiteres Regiment als der Oberkellner führt. Der Hotelkellner hat nichts eigenständiges, er muß und befehlt nur. Wenn die Fremden ankomen

men oder abfahren, teilt er hinaus, um die Hommage des Hauses zu machen, aber er wird sich nie so weit verlegen, ihnen dabei selber eine Handreichung zu leisten; und falls ihm eine solche Zustimmung gemacht wird, tritt er erhabenen Hauptes zurück und winkt seinen Knechten. Hier den Schlag zu öffnen oder dort eine Meistliche abzunehmen. Er muß eine tiefe Respektentwässerung besitzen, er muß es verstehen, beim ersten Anblick des Reisenden dessen Rang, Stand und Verle zu tasten, um ihn darnach in der Belletage oder unter dem Dache, nach vorn oder hinten heraus zu placieren. Reklamationen dagegen beachtet er nur ausnahmsweise und weiß sie in der Regel mit einem Achselzucken und unter einem plausiblen Vorwande zurück. Hat er sich einmal in dem Charakter des Fremden geirrt, so weiß er kein Versehen gehend zu revidieren und jenen an den richtigen Platz zu versetzen. Alle Wünsche der Gäste sind ihm, sollen sie Berücksichtigung finden, in politischer Form vorzutragen, und es ist nichts rathamer, sich gegen keine Annahmen anzuklagen, der Attentatist muß es stets, sei es aus Goldbeutel, sei es durch systematische Verschwendung, haben. Besonders Last, seines Abwägens aller Verhältnisse und Umstände erfordert das Aufschreiben der Rechnung, indem dabei fast jedem Gast eine andere Laxe unterlegen ist; eine Laxe, die sich keiner Individualität genau anpassen muß. Solche Gasthausrechnung ist oft ein arithmetisches wie psychologisches Meisterstück, das von dem Genie und der Phantasie des Kellners ein herrliches Zeugnis ablegt. Wie der Oberkellner die Rechnung aufschreibt, so pflegt er sie auch zu prüfen und einzulassen. Es ist das die einzige Verfertigung, zu der er sich selber herbeiläßt, und wofür er denn auch von dem Hause eine außerordentliche Belohnung erwartet. Die Uebergabe der Rechnung wird gern bis auf den allerletzten Moment hinausgeschoben, wo der Reisende, von Eile und Hast getrieben, keine Zeit mehr findet, das Reiterwerk zu prüfen, und wo er lieber auf das ihm herauszugehende Geld verzichtet, als daß er den Einkaufszug veräumen sollte. Der Oberkellner trägt schon nicht mehr den stillernden, sondern gleich dem Prinzipal einen civilen Oberd; Fremde von Distinktion behandelt er mit einer gewissen Höflichkeit, wogegen er auf das Grob der Reisenden tief herabsieht.

Wir haben die Familie der Hotelkellner in nur zwei Tüppchen eingeteilt, aber wir sehen uns genöthigt, noch eine dritte, allerdings ungenügende Tüppe aufzustellen, nämlich den Portier (Jannarius Verberus). Dieser Beamte verhält sich etwa zu den Hotelkellnern, wie der Wäpfer oder Kellner zu den eigentlichen Schankkellnern, indem er gleichfalls eine Ausnahmestellung bekleidet. Nach er respektiert sich nicht immer aus geordneten Stellen, sondern häufig aus ganz anderen Berufsweisen, die mit der ganzen Kellnerrei nicht das Mindeste gemein haben. Wir kennen z. B. einen Portier, der ursprünglich die Zahnheilkunde studirt hat, und einen anderen, der vorher Polizeibeamter gewesen ist. Viele unter ihnen haben wohl keine bis zwölfmal mit der Branche gemeinlich und ein trübendes, geradezu abenteuerrich zu nennendes Leben aufzuweisen, und gerade solche sind vorzugsweise geeignet, den eben so schwierigen als wichtigen Posten eines Portiers zu bekleiden.

Das erste Erforderniß für diesen Beamten ist eine wohlgebaute, stattliche, repräsentable Figur. Ein Portier



Der Portier als Verberus.

darf nicht gut unter 200 Pfund wiegen, bei Weib nicht wohl und mager, sondern prall und wohlgenährt sein; eine Gestalt muß Kraft und Ausdauer verkörpern, Haltung und Vertrauen einflößen. Er darf nicht zu jung und nicht zu alt sein; am liebsten hält das Hotel einen Dreißiger oder Vierziger, der gewissermaßen jedem Alter und beiden Geschlechtern eine Garantie bietet. Neben solchen körperlichen Vortuggen sind geistige Gaben nicht minder notwendig. Schon das Gesicht eines Portiers muß den Stempel

der Intelligenz tragen, und noch mehr muß ihm Intelligenz wirklich bewohnen, namentlich ein scharfer Verstand, ein unübertreffliches Gedächtniß und ein schneller Verstand für alle Wünsche und Bedürfnisse der Fremden, ja ein Gerathen dertelben. Immer auf der Wacht, daß Niemand in das Hotel gelangt, der hier nichts zu thun hat oder auch nur unbehaglich fallen könnte, jeden Ein- und Ausgehenden scharf ansehend und ihn genau sich merkend, muß er zu jeder Auskunft, zu jedem Rathschlag gerüstet sein. Was auch der Fremde begehrt, sei es ein Billet zu der bereits ausverkauften Opernvorstellung, oder die Befreiung eines



Der Kellner hat sich in seinen kleinen Verricht.

Wachstums — der Portier muß es beschaffen können, und sollte er im letzten Falle das Geschäft selber machen. Wie viel Geheimnisse werden ihm nicht anvertraut, und wie viel andere kommen nicht wider den Willen des Verhehligen zu seiner Kenntniß. Aber er versteht zu schweigen und zu reden, je nachdem ihm Schweigen oder Reden Silber oder Gold einträgt. Und was die Hauptsache ist, er schweigt und redet in nicht Sprachen, als der berühmte General von Wolke. Jeder Portier ist ein geborner Linguist und neben ihm bleiben Kellner wie Wilhelm von Humboldt und Richard Voss bloße Dilettanten. Als z. B. der einzigen Jahren die japanische Gesandtschaft in Berlin eintraf, gab es außer dem Dolmetscher, welchen sie mit sich führte, in der ganzen für so geleitet geltenden Stadt nur einen einzigen, mit dem sich die Herren in ihrer Primälsprache unterhalten konnten, und dieser Einzige war, wie er selber uns verrieth — der Portier des Hotels, wo sie logirten, der Portier vom Hotel de Brandebourg.

In Erwägung alles dessen wird man es erklärlich finden, daß vor allen Beamten des Hotels die meisten und reichlichen Trinkgelder dem Portier fließen. Jeder Gast bezahlt ihn, weil ihn jeder Gast braucht. Auch der verständigste Steuererweigerer darf es nicht wagen, ihn zu ignorieren, denn es handelt sich hier nicht nur um einen moralischen, sondern um einen geistlichen Irrthum. Am Tage jeder Gasthausrechnung laus man in einer Note lesen „Service inklusive Hausknecht und Portier“; d. h. also: Du sollst und mußt den Portier besonders lehren. Der Chef selber tritt für den Portier ein, und das hat einen guten Grund. Dieser Beamte erhält in der Regel nicht den geringsten Gehalt, sondern er ist einzig und allein auf Trinkgelder angewiesen; ja — man höre und staune! — in großen Hotels erhält der Portier nicht nur seinen Lohn, sondern umgekehrt, er zahlt für die Ehre, in der Portierloge sitzen zu dürfen, an den Chef noch jährlich ein Pauschquantum von tausend und mehr Thalern. Trotzdem sind seine Einkünfte nicht selten der Art, daß er auch in dieser Hinsicht schwerlich mit einem vorragenden Kasse als Ministerio oder gar mit dem Präsidenten eines Obergerichts tauschen würde. Eine glänzende Überlegung der noch immer bei und da auftauchenden Behauptung, daß unsere Zeit nicht dem Talent gerecht werde, und daß die Nation ihre großen Geister nach wie vor darben lasse.

Wir hatten jetzt Kellner, und würden dadurch vielleicht dem Verfall manches Vaters erweisen, aber wir haben uns gedrungen, noch einmal vom Kellner überhaupt zu sprechen, indem es uns nöthig scheint, auch noch anzudeuten, wie sehr verchieden sich seine Karriere gestalten kann.

Nicht alle Kellner, nur der kleinste Theil derselben vermag es dahin zu bringen, selber ein Gasthauskellner, sei es ein Hotel ersten Ranges, bei es die elendeste Kneipe, zu gründen. Die meisten Kellner bleiben wo sie sind, leben und sterben als Kellner. Sie verheirathen sich und zeugen wieder Kellner und Schankkellner. Es kommt nicht zu selten vor, daß Vater, Sohn und Enkel gleichzeitig als Kellner fungiren; der himmlische Wille neben dem kräftigen Mann und neben dem elastiischen Vetter. Allerdings findet der Kellner, sobald er gewisse Jahre überschritten, kaum mehr ein solches Engagement; er wird in den Gasthöfen nur noch



Einundzwanzigster Band.

Elfter Jahrgang,

Grüner Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, März 1869.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich

Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 fr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Verheiratheten, von Adolf Hilbrandt, Jochimsen. — Der letzte Kampf des riesenhaften Titanen. — Kainmörder aus Numidien. II. Theil. — Berliner Schenke, von Gustav Kellner. — Kainmörder aus Numidien. — Die Götter Olymps. — Die Götter Olymps. — Die Götter Olymps.

Die Götter Olymps! Von J. v. Schönbach. — Der Kartenspieler der „Schlachter“ in Prag. — Das Wirtshaus. — Kainmörder aus Numidien. — Die Götter Olymps. — Der Kartenspieler der „Schlachter“ in Prag. — Das Wirtshaus. — Kainmörder aus Numidien. — Die Götter Olymps.

Illustrationen: Kainmörder aus Numidien, apostrophischer Prometheus. — Die Götter Olymps. — Der Kartenspieler der „Schlachter“ in Prag. — Das Wirtshaus. — Kainmörder aus Numidien. — Die Götter Olymps.

Die Verschollenen.

Von

Adolf Hilbrandt.

(Fortsetzung)

II.

O Jugendtage! — Da bist du und schreibe Tage lang, halbe Nächte lang, und die Erinnerung, aus ihrem Koffig losgelassen, führt mich, wie ein Hündchen am Band, durch alle Winkel herum. Wo du erlaßt! ich dir das alles, Sophie! Diese gute, wilde Angelika lebt nicht mehr; und Alles, was sie und ich seit jenem Tag uns zu Liebe und zu Leide gethan haben, liegt mit ihr begraben. Aber die Feder läuft wie ein Kind der Erinnerung nach. Und es ist ein altes Wort, daß wir nie geschwägerter werden, als wenn wir aus unsrer Jugendtagen erzählen.

Ich habe dir über diese Angelika mehr als einmal gebrüht; du weißt, daß jener freiwillige Aufbruch am Holländerbusch mein Verhängnis war. Ich hatte es erreicht, und nun war ich verloren. Das Bild dieses halberwachten, heißblütigen, zutraulichen Kindes weckte meine Phantasie, die bis dahin nur um künstliche Schattenbilder gespielt hatte, aus ihrem jungfräulichen Halbschlummer auf; es zog mich auf den deutschen Landstrassen umher, folgte mir nach Holland in mein einsames Arbeitszimmer, saß unter meiner Lampe und flüsterte mir auf's Papier, und labte mich, wenn ich im Gefühl meiner Ede vergessen wollte, immer wieder mit jenem ersten, vielverheißenden Auf. Ich lebte nach unsrer Rückkehr ein Jahr lang still für mich hin, bis zum Ueberrumpfen meinen Wissenschaften



Adolf Hilbrandt, Schriftsteller.

ergehen, in einer gleichförmigen Einsamkeit, wie ich sie nie wieder gekannt habe. Die großen Schriftsteller und ihre Sprachen, alter und neuer Zeit, waren meine einzige Gesellschaft; sonst sah ich nur meinen Vater, meine Verwandten und hier und da einen mich besuchenden Freund. Ich hatte mir vorgesetzt, seinen Ruf von Angelika's Lippen, da sie mir den ersten Geschenk hatte, einem Andern zu gönnen; also mußte sie meine Frau werden; also durfte ich sie nicht lange warten lassen. Und so betrieb ich eintweilen nichts, als meine Gelehrsamkeit. Ich wollte thun, was ich konnte, um schneller als die Andern ein Mann zu werden. Ich wußte noch nicht, daß man nicht bei der Studienamse, sondern in der Welt zum Manne wird.

Diese meine stillen, idlen, wunderlichen Zeiten sind mir dunkel, Sophie; ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß zwei Jahre vergingen, ehe ich meines verschwiegene Wunsch erfüllte und den köstlichen Dom und meine schlaue Cousine wieder sah. Sie war unterdessen vollends herangewachsen; ihre Gestalt von hinreichender Weichmüdigkeit und Übermaß — dir, meine kleine Venus, darf ich es sagen — und in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen eine verführerische Urtheile, die mich wie an einem möglichen Faden hinter ihr herzog. Ich wohnte in ihrem Hause; nach einer Woche waren wir verlobt. Sie gelang mir am ersten Abend ihrer Brautnacht, daß sie seit jenem Auf sich in ihrem kleinen Gewissen als die Kleine betrachtet hatte; denn es war ihr hernach schwer auf's Herz gefallen, daß sie mich durchaus nicht wie einen Bekker geliebt habe. Wir waren selig, wie man ist, wenn man noch

das Ideal liebt, das man der Wirklichkeit zugehängt hat. Ich erlaube mir an ihrem Arm als ein fertiger Mann, — die Welt glaubte ich nun zu erkennen, — und gehe in meiner Brust regte sich das Gefühl, daß es für mich eine innerliche Nothwendigkeit gewesen sei, mich so früh zu verbinden, da mir doch verhängt sei, das Leben nur im Fluge zu lassen.

Ihrer sonderbare Aberglaube verließ mich auch in den Blüthenstunden meines Glückes nicht; aber bald gefühlte sich eine andre Empfindung hinzu, mich aus meinen zufriedenen Träumen aufzuwecken. Als ich Angelika ruhiger zu beobachten anfing, sah ich zu meiner tiefen Verwunderung, wie zusammenhanglos ihr Wesen sei. Ihre Mährchen, ihre Kaffeeplaudereien schienen nichts als der ewige Streit der Gegensätze zu sein, die unter ihrem braunen Stimmhaar gegeneinander kühnten. Sie hatte einen Gang zur Ausgelassenheit, der oft alles Maß verlor, und daneben einen blinden Trübsinn, den nichts beschwichtigen konnte. Sie besaß eine Stala von Gefühlsleben, groß genug, um sich in derselben Stunde zu befeiden und zu vergnügen. Sie war gewaltig, wie ich je eine Frau gesehen habe; nie schloß sie allein, wogte sie im Dunkeln allein an Klängen vorbeiziehend, — aber in Gesellschaft, bei beiden Lichtern zeigte es sich, über jede Art von Furcht und Aberglauben wie ein Mann zu lästern. Sie war kühnlich aufgeregter, wie ich; aber während bei mir längst die Philosophie gesiegt hatte, schwante sie auf's Seltsamste zwischen Freimuthigkeit und Spottigkeit hin und her. Wie oft, wenn mich mein verliesenes Herz allem Unglauben zum Trotz in den Dom gezogen hatte, um diese hinterlistige Geistes in ihrem Behälter zu sehen, lag bei dem Anblick ihrer glühenden, lebenslustigen, weltvergeßenen Mährchen das Gefühl der Einsamkeit in mir auf; und wenn ich dann halbverloren wieder über ihre Schwärme trat und sie aus ihrer Heftigkeit mit entgegenwies, mit welcher Willigkeit, lachendem Selbstverleugern konnte sie sich auflösen, daß sie wieder so ungetrübter gewesen sei, einen Gott neben mir zu haben! Mit welcher gefassten Muth konnte sie ihre frommen Wünsche zerstreuen und, wie ein Kind gesessenen Blumenstammen, lachend in die Luft blasen! — Das Alles fühlte ich tief, und doch konnte ich von ihrer Seele nicht lassen. Sie hatte alle Leidenschaften, die in mir war, entfesselt. Sie hing an mir und stieß mich wieder zurück, um mich dann doppelt glühend an ihre Brust zu heften; und so zwischen tiefer Unzufriedenheit und höchster Entzückung verstrich mir mein Herzblut und meine thatigen Tage.

Indessen kam nach diesem sehr unseligen Sommer der Herbst heran, und mit ihm mein anerkanntes Schicksal. Unser Entschluß war längst, so bald wie möglich zu heiraten; meine Jugend machte mir wenig Sorge, gegen andere Mährchen war ich durch meinen Reichtum geschützt, und ich hoffte mit Angelika die Welt zu sehen und da draußen ihre wilde, fröhliche Unvernunft allmählich nachreisen zu lassen. Angelika's Eltern hatten indessen in unsrer Verbindung nur widersprechend gewilligt; sie trauten meiner schwärmerischen, unwilligen Anlage nicht, und vertheilten kaum, daß sie ein zuverlässigeres Glück, einen derbeeren Wanderer für ihr Kind gewonnen hätten. Ein reicher französischer Offizier, der nach dem ihrer stillen Verlobung nichts erlähren hatte, ward um sie bei den Eltern; ein einfacher, braungebrannter, soldatischer Mensch, der hohe Erwartungen hatte und jede Sache am richtigen Rißel angriff. Man schaute sich nicht, Angelika diese neue Aussicht zu eröffnen. Sie geriet darüber außer sich, zerfiel in Thränen und schloß sich nur um so jählicher an mich an. Aber auch um so eifriger forderte sie nun jede Regung meiner Brust für sich; ihre Treue sollte ich ihr mit unbegrenzter Hingebung lohnen und ihre Jähzornigkeit wollte stets wie in einem verfluchten Echo wiederhallen.

So zogt mir an den milden Herbsttagen, zur Zeit der frohlichen Weisheit, in seltsam aufgeregter Verfassung mit unsrer Gesellschaft und mit einander umher, den Fluß, die Gegend, die allgemeine Heiterkeit und unser ruhiges Glück zu genießen. Wir waren eines Abends, von einem größeren Ausflug heimkehrend, zufällig allein geblieben und sahen, unsres Vergegenwärtigen froh, vom Abendroth angeleuchtet, am Rhein, auf dem dunklen Ufer, blickten den Fluß hinab und zu den Mauern und Thürmen von Köln hinüber. Kein Mensch war in der Nähe, uns aus dem träumerischen Gefühl unsrer Verschollenheit aufzuwecken; ein paar schwarze Weiden standen zu unsren Seiten und ließen ihre Zweige wie ein Gewölbe über uns zusammenhängen. Angelika spielte mit meiner Hand und küßte sie; ihre unruhigen Augen saßen mich zuweilen mit brennender Jähzornigkeit an und schienen zu erwarten, daß diese Stunde einen ganz neuen, ungesamten Segen von Liebe und Glück über sie ausströmen müßte. Wir war in dieser Abendstille von Dingen wech, und von ihrer leidenschaftlichen Annäherung bewußt drückte ich sie an meine Brust und stülte sie mit tausend Liebesworten, die sie, wie eine dürstende Blume den Gewitterregen, in schwallender Sehnsucht einlug. Sie erinnerte sich und mich an unsre erste Begegnung, an den Schmerz, den ich ihr an jenem Mittag durch meinen offeneren Tadel gemacht, an das kind-

liche Gelübde der Besserung, mit dem sie diesen Schmerz zur Kette geknüpft hatte. Du hast mich lange nicht mehr geliebt, sagte sie endlich leiser blau und streichelte wieder jählich meine Hand. Du schreist mich; ich weiß es. Du hast etwas gegen mich auf dem Herzen; aber du willst es nicht sagen. Wenn du mich liebst, Bernhard — und ihr Bild, in stiller Schwärmerie auf mich gerichtet, suchte meinen Augen auf den Grund zu sehen — wenn du mich so lieb hast, wie ich mich träume, so sage mir heute, in dieser schönen, weichen Abendstunde, Alles, was du mir verzeihst; alle meine Fehler. Laß mich einmal wissen, was ich dir! Du bist so wahrhaft, du läßt und schmeichelt nicht wie die Andern; darum lieb' ich dich auch. Komm', laß mich dir ins Herz sehen; sprich, wie wenn du mit dir selber sprichst; ich will stille halten wie ein Kind und hernach die Lippen lassen, die mir meine schwarze Seele aufgedrückt haben.

O stia, Angelika, sagte ich und legte meine Hand auf ihren Mund; du bist eine Närrin; diese glückliche Stunde ist nicht zum Schelten da, sondern zum Liebeslofen. Ich will geschwiegen sein, erwiderte sie mit einem schwachen Lächeln. Die Wahrheit aus deinem Mund ist ja süß; — und wenn du sie mir nicht sagen willst, so glaub' ich auch an all' deine Liebesworten nicht mehr. Schüt mich eine Närrin, das ist mir gleich. Ich will wissen, was du von mir denkst, und nie kann eine bessere Stunde kommen, mir das Alles zu sagen.

Sie zog wieder meine Finger an ihre Lippen, und mit der ganzen eigenwilligen Hingebung eines Kindes legte sie mir ihre Bitte flumm an's Herz. Ihre schwärmerische Trunkenheit kam auch über mich; ich sah sie so reich, wie ich sie noch nie gesehen hatte, und wie durch die Magie ihres Blicks hervorgerufen, trat mir die ganze besinnungslose Heftigkeit meiner Knabenjahre auf die Zunge. Ich sagte ihr, was ich seit dem Tag, da ich sie zu beobachten anfang, empfunden hatte; wie ich über ihr widerprüchvolles Wesen erschrocken sei, wie viel Mühe es mich gekostet hätte, mich an diese ewige Unruhe ihrer Triebe zu gewöhnen. Sie sah lautlos und horchte; und da ich sie jählich fragte, ob ich ihr wehe thue, schüttelte sie lächelnd den Kopf. Ich stellte ihr vor — da mein Dämon immer stärker über mich kam — wie ganz notwendig es sei, daß sie ihre stürmische Natur endlich bändigen lerne; wie oft mir sei, als erkenne ich sie nicht mehr; wie unheimlich ihre Tönnern ihr entstellten. Sie sah das seltsame Gekommen, das ich je gesehen; ein Register von Gegenjahren, die ich für unverbesserbar gehalten hätte. Zum Beispiel: habe ich sie, indem sie vor sich nieder sah, mit fast unhörbarer Stimme hervor. Ich erinnerte sie — mit einer Offenheit des Ausdrucks, wie wenn ich zu mir selber spräche — an ihre kindliche Anbacht und ihre unförmlichen Lästereien; an ihre Gespensterfurcht, und wie sie über fremden Aberglauben spottete; und wie ungerecht sie bei Andern gegen die Fehler sei, die sie selber besaß. Sie sah noch immer ohne Bewegung da, die Augen in's Gras gekettet. Nun endlich fing ihre Stummheit mich zu ängstigen an. Indem ich mich anrühre zu ihr niederbog, sah ich die Todtenblässe ihres Gesichts, auf der die letzten halben Lichter des Abends spielten. Hab' ich die wehe gethan? fragte ich erschrocken von Neuem. Sie wollte wieder den Kopf schütteln, aber die Bewegung erstarb. Sie schämte und starrte wie eine Wüsthin in's Leere, bis ich sie sonst am Arm zu schütteln anfing und sie außer mir anrief, was ich denn anders gethan hätte, als ihr Verlangen erfüllen? warum sie denn so ganz unglücklich verlor? Sie schüttelte mit stummer Bitterkeit vor sich hin; hand endlich auf, ohne meine Hüfte anzunehmen, und legte sich ihr Tuch auf die Schultern. Es ward lüth und Nacht, sagte sie, wir sollten nach Hause gehen. Wir hätten uns nicht so verpfunden sollen; sie werden uns längst erwarten.

Was ist dir, Angelika? Warum antwortest du mir nicht? Was hab' ich dir denn so Unausprechliches zu Leide gethan?

Nichts, sagte sie. Du hast ja nur gethan, was ich wollte. Laß mich; — frage mich ein andermal — morgen — wenn du willst. Jetzt laß uns nach Hause gehen. — Und damit wandte sie sich der Straße zu und ging so hastig voran, daß ich, in meiner grenzenlosen Verwunderung, fast das Herz verloren hätte, ihr zu folgen.

Zuletzt lief ich ihr nach; aber eben jetzt erreichte uns eine andere heimtückende Gesellschaft, die Angelika kannte, hielt uns auf und schloß sich uns mit heftiger Scherzreden an. Angelika ließ Alles schweigend, mit einem unheimlichen Lächeln, über sich niederfließen; ging neben den Andern her, ohne einen Blick auf mich zu werfen, und giht wie ein Schatten durch die einbrechende Nacht dahin. Meinen Zustand, indem ich flumm hinterdrein schritt, verdaue ich nicht zu beschreiben. Wir kamen über die Brücke, bis an den Dom, vor ihr Haus; hier blieb ich endlich stehen. Angelika, sagte ich, meine vernünftigen Gefühle niederlappend, — gute Nacht für heute; ich gehe diesmal nicht mehr mit dir hinaus. Gehe deine Eltern! — Die Gesellschaft stand noch um und Wende herum. — Gute Nacht, sagte sie ruhig. Mit einem Blick auf die Andern gab sie mir jähend ihre kalte Hand; dann ver-

neigte sie sich gegen die Gesellschaft und trat in die dunkle Thür. Ich blieb noch stehen, während die Andern sich entfernten, — ein Chaos im Kopf. Freilich, setzte sie mit halbloser Stimme hinzu, was kann die noch an mir gelegen sein, wenn du so von mir denkst! — Gute Nacht, wiederholte sie, in einem Ton, kalt wie Eis, und verschwand im Dunkel. Ich stand auf demselben Fleck an der Thürschwelle, ohne mich zu rühren; mir war, als müßte nun ihr Haus über mich hereinfallen.

Am andern Morgen brachte mir ein Knabe den Brief, den sie in der Nacht geschrieben hatte; ihren Abschiedsbrief. Sie konnte nur ihre Fehler, schrieb sie mir, und wisse, daß ich sie nicht lieben konnte. Und also gebe sie mir mein Wort zurück. Ich sollte keinen Versuch mehr machen, sie wiederzusehen. Ihr Entschluß ist unwiderruflich. Ich will Alles sagen; ich bin dir wahrlich schuldig, wie ich sie von dir verlangt habe. Ich liebe dich nicht mehr; seit du mir gesagt hast, was ich in deinen Augen bin, hat sich alle meine Liebe verwandelt. Ich wünsche dich nie mehr zu sehen; lebe wohl; du hast mich nie geliebt.

Ich machte in meiner sargungslosen, beläbten Verwirrung keinen Versuch, sie wiederzusehen. Am Abend desselben Tages noch verließ ich die Stadt. Nach einigen Wochen hörte ich in Paris, daß sie dem französischen Offizier ihre Hand gereicht hatte.

7.

Du weißt, Sophie, daß hier die Zeit beginnt, die mich mir selber entzieht; in der ich meinen großen Schmerz über den größten Hoffnungen des Jahrhunderts zu vergehen sah. Ich kam mit gekalteter Seele, mit einem binneren Ekel an der Welt, nach Paris; hier stürzte ich in den ungeheuren Wogenstich der Revolution, in den Arm der Straßen, die Kälte aller Leidenschaften, die ganze neue Ideenwelt, die unsre alte Erde zu verjüngen schien, und meine Jugend rief mich in den allgemeinen Hauch hinein, der meine Qualen keldabte. In den Stunden der Erleuchtung fühlte ich nun erst ganz, wie sehr ich Angelika geliebt hatte; aber diesen heißen Heftigkeit an den Lippen, in dessen Genuß ein ganzes Volk seine frühere Menschlichkeit vergaß, lernte ich vernünftigen Muthes kennen. Ich wollte nichts mehr sein, als ein Bürger dieser neuen Zeit. Ich sah es in tropischen Stunden fast wie eine Fügung an, daß mich mein Schicksal von diesem einzelnen kleinen Ort zu losgerissen und in die Brandung der erhabenen Leidenschaften hinausgeschleudert hatte. Meine einsamen Arbeitsjahre vom eodem, meine stillen Hengstschritte haben sich nun durch ein wildes, schwärmerisches Leben nach außen abgelöst; ich erlaube, wie wenig Mühe es mich kostete, mich dem Strom der Menschen anzuschließen, mich plötzlich unter ganzen Haufen junger Freunde zu sehen, die hinter den Schwärmen des Tages herliefen. Hier wurde meine persönliche Philosophie lebendig und wirklich; die Verwerfung alles Aberglaubens, die Verachtung der Mäße, die Selbstherrlichkeit des freien Ich, und rother Genuß des Lebens. Wir schwammen so von Stunde zu Stunde fort, als könnte schon die nächste uns wieder an's nadtliche Ufer des Nichts schwimmen; — Alles Leidenschaften, Alles Feuer und Rauch, Besinnung war Klüppelarbeit, und Klüppelarbeit Tod. Das alte Europa lag endlich an, diesen Zustand bedenklich zu finden, und drohte dem jungen Frankreich mit Krieg; ich, wir Alle traten in die Arme, um diese Schlangengraben heimzuführen und die neue Fahne nach Europa hinaufzutragen. Und während Angelika in Le Mass an der Wiege ihres ersten Kindes lag, lag ich mit derselben Arme, die ihr ihren Gatten entführte, nach der Grenze, die mir jetzt als die Grenze meines eigenen und einzigen Vaterlandes erschien; denn nur das Land der Freiheit konnte mein Vaterland sein.

O Sophie, wie hab' ich für diesen Knaben glauben gekämpft! Wie unaussprechlich, wie beherzbedeudend bin ich enttäuscht worden! — Freiheit! Das Land der Freiheit! — Und als nun die Zeit der fürstlichsten Unterdrückung erschien! als im Namen aller Menschenrechte der große selbstmörderische Überfall begann, mit dem sich Frankreich seines edelsten Blutes zu entledigen eilte! — Ich hatte gewohnt, ein zerrissenes, ermitteltes Volk keine sich im Sturm frei und groß machen; aber der Sturm kam nur das herbstliche Laub von den Bäumen schütteln, und ein wüthendes Volk kam nur zerstreuen, nicht aufbauen. Als ich endlich mit Gefühlen sah, wohin diese göttlich-therische Trunkenheit führte; als zu uns die Nachricht aus Paris herüberkam, daß man den König hingerichtet habe und die Sache der Ordnung, der Menschlichkeit ohne Rettung verloren sei, — da brach's in mir aus. Ich erklärte im Kreise unsrer Offiziere, daß ich dieser theils gewordenen Republik nicht mehr dienen konnte, daß ich meinen Abschied nehmen werde. Man sagte mir für einen Verräther aus, man forderte mich von allen Seiten; ich trat einen von ihnen todlich und ward vom Andern verwundet. So endete mein Feldzug für die Freiheit. Man wollte mich den Kommissären des Konvents ausliefern; ich entflohe, mit Hilfe des einzigen Freundes, den ich behalten hatte. Der Weg über die Grenze war verperrt, ich verstaute in Verkleidung durch Nordfrankreich nach England zu

auskommen; unterwegs ward ich festgehalten, für verdächtig erklärt, und nur durch einen vorweggenommenen Sprung gelang es mir, mich zu retten. Ich habe dir von dieser Nacht erzählt, Sophie; laß mich jetzt nicht alle ihre Schrecken noch von Neuem erleben.

Um einzuweichen mein Dasein zu süßen, flüchtete ich nach Paris: in der großen, aufgeregten, ordnungslosen Stadt kostete ich unerschrocken zu leben, bis ich meinen Fluchtversuch nach England wiederholen konnte. So kam der Tag heran, wo, nach so vielen eblen und unebenen Opfern, auch das edelste, Marie Roland, vor den Augen dieses nachsinnigen Volkes wie eine Verbrecherin ihren Kaden unter das Beil legen sollte. Was für ein Tag, Sophie! — Ich hatte sie gekannt, in ihrem Hause, wo sie wie eine liebenswürdige, bescheidene Königin herrschte, hatte ich sie stiller, jugendlicher Anbeter, ihr jumeilen gehuldigt. Eine außerordentliche Begierde trieb mich jetzt aus meinem Versteck hervor, um diese unglückselige Unthat mit meinen sehenden Augen zu begreifen. Und wie sie nur auf dem Ratten angestrichen kam — ich stand mitten unter der Menge — mit diesem stillen, großen Wädeln über die Menschen hin, sie, ein Weib, noch in der ganzen Blüte ihrer Anmuth und Schönheit, — und dieses Volk von betrunkenen Hyänen um sie her — wie ward übel unter einem Kranke, und als ihr Kopf wie eine unbesetzte Kugel herunterrollte, fiel ich ohnmächtig hin. Ich weiß nicht, wie ich dann nach Hause kam; — aber ich fühle wieder alle jene grauenhaften Gefühle. Auf meinem Bette lag ich stundenlang und meinte wie ein Kind. Es schien mir unmöglich, noch länger unter den Menschen zu leben. Ich hielt sie nicht mehr für meinesgleichen. Ich verfluchte sie, und unerträglich drückte mich der Schmerz, sie nicht vernichten zu können.

Aus dieser wüsten Jernrüstung wachte mich der nächste helle Morgen wieder auf; aber wie der Rest des Lebens verjaßte mich seitdem das Wort, das ich am andern Tag gehört hatte, das letzte Wort, das die Roland auf dem Blutgerüste, zu der riesigen Bildsäule der Freiheit hinaufstehend, ausgesprochen: „O Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ — Ja, ich hab' es erlebt, Sophie, und wie soll ich's vergeffen. Die Menschen reden von Freiheit und sie meinen die Willkür; sie reden von Wahrheit und sie meinen das Schein. Und wer die wahre Freiheit seines Ich zu behaupten weiß, den eilen sie unter ihre Füße zu treten.

Laß mich über diese eben Ertrittenen meines Lebens hinweggehen; sie rühren mir nur das heiße Blut wieder auf. Ich entsah endlich von Paris nach England; von da wieder in meine Heimat. Meine Jugendkraft verlangte nach Thätigkeit, nach Entfaltung. Als die Ungeheuer der Sprechensherrschschaft gefallen und nach langen Kämpfen eine neue Ordnung, das Directorium an der Spitze, ausgerichtet war und die ruhigeren Elemente sich zu sammeln angingen, wachte ein Rest meiner alten Hoffnungen wieder auf. Ich schloß darnach, meinen Gedanken an die Menschheit wiederherzustellen und sie in irgend einer Weise nützlich zu sein. Was ich damals gegen die Republik gethan hatte, war inzwischen vergessen; wie ein neuer, unbekannter Mensch kam ich im Jahre 1796, als Mitglied der holländischen Gesandtschaft, nach Paris zurück. Ich kam freudig auch in jedem Sinne verwandelt. Statt der jugendlichen Trübsal, mit der ich damals zu unerschütterlichen Idealen hingehagert hatte, ging nun ein nüchternes Wirken neben mir her. Mein Bild war grauam gefärbt, überall das Unglückliche zu entdecken; mein üppig warmes Blut sagte mir, daß ich ein Thier wäre, in dieser sonst so elenden Welt auf die greifbaren Freuden zu verzichten. In der Gesellschaft der pariser Jugend, unter geistreichen Spöttern und Genuesmenschen, fand ich wenigstens kurze Abwandlungen jenes Lebensrausches wieder, ohne daß mir das Dasein ein dumpfes Hinbrüten und der Waise nicht werth war. Ich sah, daß die Dinge gingen, wie sie bei der Erbarmlichkeit der handelnden Menschen gehen konnten und wußten, daß auch der kleine Rest meiner alten Träume bald erledigt sein werde; und mein altes Gefühl, nur ein durchdringender Gast auf dieser Erde zu sein, trieb mich, um so häufiger ihre Früchte zu brechen.

In diesen wilden, gemüthlichen Tagen war es, Sophie — Laae, deren ich nur mit Widrigung gedachte — als ich von Angelika's traurigem Gesicht und dem Zustand ihres Herzens erfuhr. Man erzählte mir, daß sie in Mainz in der ständigen Verfassung lebe, von ihrem Gatten schon seit Jahren getrennt, von dessen Familie eifersüchtig bewacht und in bitterer Abhängigkeit erhalten. Ihres Herzens nicht fähig, da sie sich ihm nur aus plötzlicher Verblüdung gegen mich in die Arme geworfen hatte, schenkte er sie von Anfang an drangobnd zu haben; ihr lebhaftes Blut, ihr starker Trieb, zu gefahren und getrieben zu sein, nährte sein Mißtrauen; endlich, da er sich sagte, daß sie ohne Gefahr für ihn und ihm nur eine Last sei, zog er sich ganz zurück und überließ die Sorge für sie seinen Verwandten, um von ihr getrennt seinen größten Neigungen zu leben. Indem man mir das Alles erzählte, küßte man endlich mich, daß die Unglückliche ihren Jähren das gegen mich nur zu bald wieder verlornt habe; daß

gleich nach ihrer Vermählung die alten Gefühle für mich wieder aufgewacht seien und diese Entdeckung den ersten Anstoß zu der Eifersucht ihres Gemüths gegeben habe. Mein Herz hing in dem Augenblick, da ich diese erfuhr, wieder zu schlagen an. Ich sah mit Entsetzen, wie leicht meine alten Empfindungen für Angelika sich von Neuem erregen ließen. Das natürliche Mitleid kam ihnen zu Hilfe, und meine allzu französisch gewordene Phantasie that ihre Wunde hinzu. Ich schrieb an Angelika durch einen heimlichen Vermittler. Ich bot ihr meine Dienste an, beklagte ihr Loos und unsere ungeliebte Trennung und bat sie, mich bei jeder Entschuldigung, die sie fassen konnte, als ihren Freund zu betrachten.

Sophie, du hast einen Theil ihrer Briefe an mich gelesen; du weißt, wie herzlich diese arme Seele meinen leidenschaftlichen Redungen widerstand. Sie hatte mich lieb; es war ihr ein rettendes Gefühl, mich als ihren Freund zu wissen und von mir Trostsworte zu empfangen; aber sie hatte sich geschworen, nichts zu thun, was sie mit ihrem himmlischen Richter und Beschützer entzweien könnte. Denn ihre Gewissenhaftigkeit hatte in diesen traurigen Prüfungszeiten über ihr Blut geherrscht. Sie hielt es für ihre höchste Pflicht, ihr Wort am Altar gegebenen Gelübde zu halten. Darum weigerte sie sich, auf die Schweregeheiß ihres Mannes einzugehen, und hoffte, daß er noch einst sein Unrecht erkennen und zu ihr zurückkehren werde; darum verwehrt sie meinen Gedanken, sie nach Deutschland zu reiten. Sie erkannte mein wieder erwachtes Gefühl mit einem heimlichen Jandgen, das ihre Briefe wider Willen verriethen; sie sagte sich an, so bestimmunglos, so empfindlich an mir gewesen zu haben; aber nie gab sie mir ein Echo auf meine Wünsche. Als ich, durch diesen Widerstand nur noch mehr entzündet, fruchtiger in sie drang, bejahte sie mich, sie zu vergeffen; machte mich auf andere, glänzende Verbindungen aufmerksam, die sich mir wie ein Bild von oben darboten, und suchte mit schmerzlicher Liebe mein schwermüthiges Verlangen zu bekämpfen. Das Schicksal hatte es wunderbar mit uns beiden gemeint; romantisch hatte es uns zusammengeführt, in einem tolen Augenblick uns auseinandergetrieben, und dann gab es sich die Mühe, unsere vernarrten Wunden wieder aufzureißen und uns zu einander hin zu ziehen, als es zur Vereinigung zu spät war.

Damals, Sophie — als mir ihre Briefe dieses „zu spät“ nur zu deutlich gezeigt hatten — damals kämpfte ich zuerst mit dem Entschluß, mich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Mein Leben schien mir ausgekloppt, die Freuden der Welt verdraußt; die letzten Freizeitträume für die Menschheit waren zu Schanden gemacht, die innere Zerrüttung der französischen Republik vollendet, und der zukünftige erste Konflikt Bonaparte zog eben aus Afrika heran, um diesem Beispiel ein Ende zu machen. Ich dachte nach Deutschland zu gehen und mich dort an irgend einem Ort in ewiger Abgeschiedenheit zu vergraben. Meiner Phantasie jagte die Schicksal in diesem friedlichen Thal melancholisch verlornt vor; ich dachte mir die Menschen hinweg und mich mit meinen Büchern und den hereinfliehenden Wolken allein. Dann trüßte ich auf einmal in deinem langgrünen Kleide den und begrüßte mich mit deinen ersten Augen. Ich nahm dich auf meinen Schooß und bebielt dich als verlassenes Dornröschen bei mir, — und ohne daran zu denken, daß du inzwischen auch erwachen sein werde, spielte ich mit dem Traum, dich wie mein Kind hinter diesen Mauern aufzuheben und in diesem freundlichen Wädeln die Menschheit zu vergeffen.

Ich verrieth Angelika meinen verweirten Plan; sie bekämpfte ihn mit allen Gründen, die ihre weibliche Veranüst ihr eingab, aber sie blieb bei ihrer Weigerung, ihr Schicksal mit dem meinen zu verbinden. Endlich schrieb sie mir ihren letzten Brief, kurz und dunkel: um ihrer reinlichen Lage zu entgehen, gedente sie Mainz und die Familie ihres Vaters zu verlassen und eine Reise nach Deutschland zu ihren Vätern zu machen. Wie dieser Brief zu verstehen sei, ob er mir Hoffnungen erwecken solle oder nicht, davon berieth er nichts. Ich entschloß mich endlich zu hoffen; und da ich mit ihren Vätern in brieflichem Verkehr stand, erfuhr ich bald, zu welchem von ihnen sie sich zunächst gewandt hatte. Ich schrieb ihr dorthin — nach Zweibrücken —, daß ich sie aufsuchen würde. Die letzten Beziehungen zu meiner Gesandtschaft waren schnell gelöst, ich sagte Paris für immer Lebewohl, und kam am dem Abend, auf den ich mich angehängelt hatte, in Zweibrücken an. Zu meiner Verwunderung aber fand ich, statt von ihr allein erwartet zu werden, alle Fenster erleuchtet. Ich stieg die Treppe hinauf und trat in eine Gesellschaft, Männer, Frauen und Mädchen aus der Stadt, die mich zu erwarten schienen. Angelika, in einem schwarzen Kleid, ging mir mit ansehnlicher Freundschaft entgegen; blüß, abgekümmert, verändert, daß ich sie fast nicht erkannt hätte. Sie stellte mich der Gesellschaft als ihren großmüthigen Freund und Helfer vor, der auf der Durchreise nach Süddeutschland sie auf einen Tag bejucken wolle, obwohl sie diese freundschaftliche Aufmerksamkeit nicht von ihm verdient habe. Dann führte sie mich an den Platz neben ihrem Stuhl, bat mich, ihr von meinem

pariser Leben zu erzählen, und erwiderte mir auf's Offenste alle Artigkeit, die man einem besonders angenehmen Gast zu erweisen pflegt.

Ich saß auf meinem Stuhl wie auf glühendem Eisen, in Empfindungen, die ich dir nicht zu schildern brauche. Die Gesellschaft blieb noch lange Stunden beisammen; man scherzte und lachte in kleinlicher Unterhaltung, erwiderte mich mit neugierigen Fragen nach der großen Welt, ging endlich schwerfällig und nach langem Stehen bleiben zwischen Thür und Angel auseinander. Es war mehr als Mitternacht, als sich der letzte Gast und zuletzt auch die Familie ihres Bruders entfernte hatte und ich in dem verödeten, hellen Saal mich mit der todtsassen Angelika allein sah. Sie stand mir gegenüber; aber ihre Kräfte verließen sie jetzt und sie sank sich hin; und wie sie eben zu reden begonnen wollte, sah sie mir mit einem traurigen Blick in's Gesicht, der sie selber außer Fassung brachte, lehnte sich zurück und fing auf's Bitterlichste zu weinen an. Ihr Anblick erschütterte mich und beklemmte mir das Herz. Ihre weichen Wangen waren eingewallen, die ganze Gestalt vergeßigt, das jugendliche Feuer ihrer Bewegungen kalt geworden. Was ihre Briefe nur halb verriethen hatten, sah ich nun ganz mit Augen: daß die Angelika, von der ich träumte, nicht mehr da sei. Sie schloß meine Gedanken. Dem Himmel sei Dank, sagte sie endlich mit einer müden Stimme, die noch zu scherzen versuchte, — auch das ist nun geschehen! Du weißt nun, daß du dich ganz umsonst nach mir geseht hastest. Ich bin eine alte Frau geworden, ohne daß du es wußtest. Ich hätte nicht einmal mehr nöthig gehabt — so eitel, wie ich noch war — dir diese Gesellschaft einzuladen und allen Leuten zu erzählen, daß du morgen wieder abreiten würdest; — du wüßtest auch ohne das freiwillig gegangen. Sieh! mich nicht mehr an, Leonhard! Setzte sie nach einer Pause hinzu; — es thut mir weh, es dir gar so deutlich anzudeuten, daß es keine Mühe mehr kostet, auf mich zu verzichten.

Ich stürzte mich, in einem augenblicklichen Gefühl der mitleidigen Liebe, ihr zu Füßen hin; aber Angelika zog mich rasch vom Boden auf. Um Gotteswillen, sagte sie, nicht du wieder anfangen, uns Beide zu täuschen! Ich will dich so nicht sehen; steh auf; setze dich hin. Ich wollte dir nichts mehr sagen, Leonhard, als daß — als daß du über mich spotten magst, so viel du willst; aber ich habe auf diese Welt verzichtet und will von keiner Liebe, keiner Hoffnung mehr wissen, als die mit Gott und seiner Gnade zu thun haben. Ich weiß, daß du über das Alles lächerst, — und dir zu Urthe habe ich es auch einst gesagt; aber man muß Muth haben, wenn man's früh nicht gemerkt hat! Unsere Leiden trennen nicht umsonst; sie holen nach, was wir im Glück verstimmt haben. Du siehst mich so hart an; — ich weiß, Leonhard, du verleiht mich nicht. Du hast auch meine Briefe nicht verlesen wollen. Und eine Weile — eine Weile hastest du mich wieder an mir irre gemacht. Aber das ist nun vorbei. Nein — es war gut, daß ich den Muth fand, zu stehen! In Mainz, in der drückenden, bleiern Luft dort im Hause, und meine kleine, liebe Tochter neben mir, — da hat' ich mich doch zu diesem Leben nie entschlossen. Lade mich nicht aus — ich weiß, du wirst mich jetzt anlachen: — ich werde die Schwärzung annehmen und — in's Kloster gehen. Für mein Kind wird gesorgt; — sie ist gar zu hübsch — ach, auch sie wird dereinst das Kloster gut thun. Warum lachst du nicht? fuhr sie fort, stand auf und warf einen angstvollen Blick zu mir herüber; warum kommen die die Thränen in die Augen. Leonhard! Scheint es dir so ernstlich jammervoll, in's Kloster zu gehen? Kannst du dir denn nichts, nichts mehr denken über dieses Leben hinaus? Und wenn ich auch auf Alles verzichtet habe, was mir Menschen sonst Glück verleiht, — wenn ich dafür diese unergänzliche Seele rette — mein Gott, wie siehst du mich an — und wenn ich mir Gottes Liebe rette und Alles, was er uns nach verborhen hat, und die Seligkeit, für dich bitten zu dürfen —

Ja, mein Freund, sagte sie mit zitterndem Achseln und trat einen Schritt auf mich zu, um ihre weiße Hand auf meinen Scheitel zu legen; ja, mein Freund, ich will für dich Ketten bitten, während du draußen in der Welt über mich protestirst — Und bei diesen Worten berührte mich ihre lebende Hand. Aber indem sie die Berührung fühlte, verließ sie die letzte Kraft; und mit ihrer ganzen jähren Aufregung sank sie zusammen und stürzte neben mich auf den Boden hin.

(Zweibrücken 1812)

Der schönste Schmuck des preussischen Kronsaales.

(Gebrauch des Bildes G. 400.)

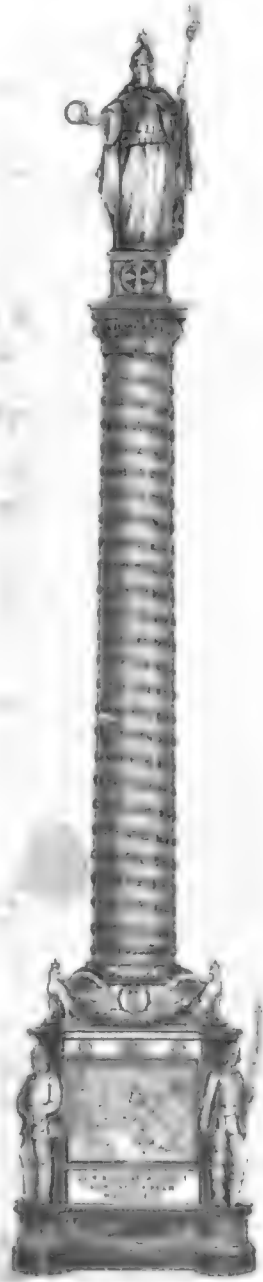
Bei dem jährlich am 15. Januar stattfindenden preussischen Kronungs- und Erbkönigsfeier ist es auch einem größeren Publikum gestattet, die Reihe prächtiger Sätze in betreten, welche im Berliner Schloß zur Abhaltung großer

Hofgesellschaften bestimmt sind. Nämlich in der Mitte derselben liegt der Thronsaal, in welchem die feierlichen und Staatserceremonien vorgenommen werden, wenn das nothwendig dabei anwesende Gefolge von Würdenträgern und Beamten nicht zu zahlreich ist, daß der Vorgang in den sogenannten „Weissen Saal“ verlegt werden muß. Wie wohl alle Thronsäle, ist auch dieser reich geschmückt und glänzend ausgestattet; seinen Schmuck, weil bedeutungsvollen Schmuck hat er aber erst im Januar des Jahres 1888 durch Anstellung einer majestätischen Krone, auf hohen Gedächtnissäulen erhalten, welche die kaiserlichen Chiffre der preussischen Armee und Marine dem Könige Wilhelm zu seinem 40jährigen Militärdienstjubiläum gewidmet haben. — Da davor auf den ersten Januar 1887 fiel, so wurden schon zu Anfang des Jahres 1886, wo noch Niemand ahnte, welche Begebenheiten dem Kaiserfest des Königs neue und immergrüne Blätter einreiben sollten, — die Vorbereitungen für einen solchen Beweis der Dankbarkeit und Anhänglichkeit der Armee getroffen, und es war Anfangs von einer monumentalen Denksäule die Rede, welche aus der Bronze eroberter Geschütze gegossen, in Streifen aufgestellt, und die solche richtigen Zeugnissen erhalten sollte. Dazu hätte es jedenfalls der Erlaubnis des Königs bedurft. Als sie von dem Generalleutnant Grafen Wrangel, als Repräsentanten der Armee, erhalten wurde, lehnte der König diese Art der Huldigung ab, weil er bei seinen Lebzeiten nie gesehen würde, daß man ihn aus Gegenstände öffentlicher Danksagungen mache, somit sein Wort nicht verhindern könne. Als nun der Feldmarschall die bedeutende Summe nannte, welche bereits durch Beiträge eingebracht sei, erklärte der König, es würde ihm lieb sein, wenn dieselbe zu einer Stiftung für invalide Soldaten bestimmt würde, dann wolle er auch, um die Anhänglichkeit und Liebe der Armee freudig anzuerkennen, irgend ein kleines Kunstwerk annehmen, welches er zur Erinnerung in seinem Zimmer aufstellen könne. Ein Komitee beschäftigte sich mit der Ausführung des Gedankens, bestimmte sofort 20,000 Thaler für die Errichtung eines Wilhelmstempels und beschloß, für den Rest der eingebrachten Beiträge eine silberne Denksäule anfertigen zu lassen, auf welcher alle denkwürdigen Thaten und Vorgänge aus dem Leben des Königs Wilhelm, insofern sie in irgend einer Beziehung zur Armee gehörend, eingegraben oder bildlich dargestellt werden sollten. Die Vorarbeiten des Komitee, wie die Arbeit der mit der Ausführung betrauten Künstler, wurden durch die Ereignisse des Jahres und Sommers 1886 unterbrochen, und als endlich im November Alles fertiggestellt und beschlossen war, konnte die Ausführung des Kunstwerkes bis zum Jubiläumstage nicht mehr ermöglicht werden, und so erfolgte denn die Ueberreichung erst später. Da die Denksäule aber sowohl zu groß als zu schwer war, um in einem kleinen Räume aufgestellt zu werden, so beschloß König Wilhelm, ihr einen Platz im Thronsaal anzuweisen, wo sie seitdem einen mächtigen Eindruck auf jeden Besucher macht. Sie erhebt sich auf einem polirten Granitsockel von 3½ Fuß Höhe, 16 Fuß breit und ruht über diesem auf einer leicht dreieckigen schwarzen Marmorplatte, so daß sich alle Seiten der Säule und des vierseitigen Piedestals nach der Aussenfläche des Saales drehen lassen, um jedem der Reliefs und Details volles Licht für die genauere Betrachtung zulassen zu lassen. Unsere Abbildung gibt die Säule, ohne den Granitsockel und ohne die dreieckige Marmorplatte, nur in ihrem reinen silbernen Theile. Das vierseitige, an seinen Ecken zu einem Kegel abgeplatteten Piedestal zeigt auf jeder Seite ein ungemein sauber und sorgfältig ausgeführtes Reliefbild, hier den Moment, wo der König in der Schlacht bei Königgrätz die Kavallerie zur Verfolgung führt, und zuletzt von seinen heldenmüthigen Truppen begrüßt wird. Darunter die Widmung:

Dem Könige Wilhelm
Sein treues Heer.
MCCCXVII.

Auf den drei andern Seiten zeigt sich der König als Prinz von Preußen in der Campagna 1819 gegen die Infanteristen in der Pfalz und Baden, wie er seinem Stabe im Gefolge die Befehle erteilt, dann der Moment, wo er in den eroberten doppelten Schlangen 1848 dem General v. Manstein den Orden p. L. merite überreicht, und endlich der Einzug des kaiserlichen Heeres am 20. September 1871 in Paris. In den Portraits wie in der Ausführung sind diese vier Reliefbilder von einem Silber kleine Meisterwerke, die mächtig neben den beiden dieser Art stehen. An den vier abgeplatteten Ecken des Piedestals stehen vier Figuren, ein Infanterist, ein Dragoner, ein Kavallerist und ein Pioniermann, die vier Waffengattungen des Heeres repräsentierend. Es sind Portraitausdrücke ansehnlicher, für ihre Größe fast im Maßstabe 1886 deutscher Soldaten. Bei unserer Abbildung links der Dragoner Jura vom preussischen Dragoner-Regiment Nr. 3, welcher im Handgemenge mit überreichem Harnisch einen ihm umgehenden Feind erschossen, wobei ihm der linke Arm verloren wurde. Er erhielt zwei Ballwunden in's Gesicht, einen Stich in den Mund, und einen von hinten durch die Schulter in die Brust, und einen Stich durch die drei letzten Rippen der linken Hand. Als sein Pferd endlich von einer Kugel getroffen wurde, versenkte er es in's Blut und stieg zu Fuß auf den Feind. Der Infanterist rechts wird von dem Sergeanten Zitt vom preussischen Infanterie-Regiment Nr. 2 repräsentiert, der in der Schlacht bei Königgrätz dem folgenden Subunteroffizier seines Bataillons das theure Panzer entriß, und die Kanonkugel, durch die Brust und Lende gehend, dem Feinde entgegenwarf. Auf dem von vier Soldaten umgebenen Sockel zwischen Piedestal und Säule sind die Bannern der neuen Provinzen Preussens, und oben an dem Kuppel der Victoria die vier großen Orden der Monarchie angebracht. Die zwanzigste Gold Medaille der Victoria ist von Silber modelliert und trug das Ganze in einen so imposanten, als sinniger

Weise. Um die Säule herum schlingt sich ein Band, auf welchem 162 denkwürdige Momente aus dem Leben des Königs mit blanker Schrift auf weissen Grunde verzeichnet sind. Sie sind aus den vollständigen Aufzeichnungen zusammengestellt, welche der Geheim-Schreiber L. Schneider in seinem „Soldatenfreund“ gegeben, der sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, alles Material für eine künftige Biographie des Königs zu sammeln. Das lange Verzeichnis beginnt mit der Ernennung zum Offizier 1807 in Stettin, und endet mit der Verleihung der Tapferkeitsmedaille am 1. März 1887. Nicht allein an und für sich schön, oder als



Silberne Denksäule für den König Wilhelm von Preußen.
Entwurf des H. Kallst.

Kunstwerk macht diese Denksäule einen so tiefen Eindruck auf den Betrachter, sondern auch durch den Ort, wo sie steht, dem Thron gegenüber, von dem der durch die Gefährte lobte Reich für das Wohl seines Volkes, wie für die Ruhe und Wohlfahrt ganz Deutschlands halt. In den 162 Daten aus dem Leben des Königs, wie sie sich um den Säulenfuß schlingen, spricht sich vornehmlich der Gedanke aus, den Friede als Nothwendigkeit für sein Wirken aufstellte. Ein König von Preußen muß der erste Diener des Staates sein! und wahrlich, König Wilhelm kann mit Recht sagen, diese einfache Andenkenrede von

Daten seien, von denen jedes ein dem Staate geleisteter Dienst ist, gleichviel ob als Lieutenant und anführender Offizier, oder als Feldherr, — als Kommandant eines für Reformen oder als Agent, als Reichsträger seines königlichen Vaters und Bruders, oder als Befehlshaber und Monarch!

Reisebilder aus Rumänien.

II.
(Zaule)

Um von Bacau nach Cerna zu gelangen, muß man über den zwar nicht hohen, aber steilen Gebirgsstrang, der südlich von den Karpathen abzweigt, die Wasserscheide zwischen dem Pruththal und dem Tiszaflusse bilden. Es sind parallel laufende Bergzüge, durch tiefe Senken von einem anderen getrennt. Wenn man daher, von dem westlich von Bacau liegenden Dorfe Salanga aufsteigt, die Spitze des ersten kahlen Bergkammes erklimmt, so wird man überrascht durch den Anblick, den die Landschaft darbietet. Eben noch die rauhe, urbare Ebene, und hier eine fast senkrecht abfallende Schlucht von einigen hundert Fuß Tiefe, aus der gegenüber ein etwas flacher, aber doch bewaldeter Kegel emporragt, und hinter ihm und neben ihm andere grüne Hügel wie zusammenhängende Hügel durch Zufall nicht einander getrennt. Wie einund ein will es hier zu! Selbst das kleine, aus der Wurzel des abgehauenen Stammes wieder emporsteigende Gestrüpp sieht wie zerhacktes Holz aus und gibt der Gegend eine Art Hochgebirgsgepräge. — Die ersten in der Schlucht, durch die sich mühsam ein kleiner Bach seine Bahn bricht, sieht ein Stücklein mit einigen Häusern ringsum. Wie die Leute es anfangen, bei einem so reichlichen Wasser da herauszukommen, dabei ich mir nicht erklären können. — Der jetzt etwas tiefer bergabwärts führt auf und niederwärts durch lauthelle Gebirgsbäche und schallend emporragende Buchenwälder, von der Stelle, wo er sich wieder in das enge Thälchen hinabsenkt, hat man bei klarer Witterung die Aussicht auf einen großen Theil des Hauptgebirgszuges der Karpathen.

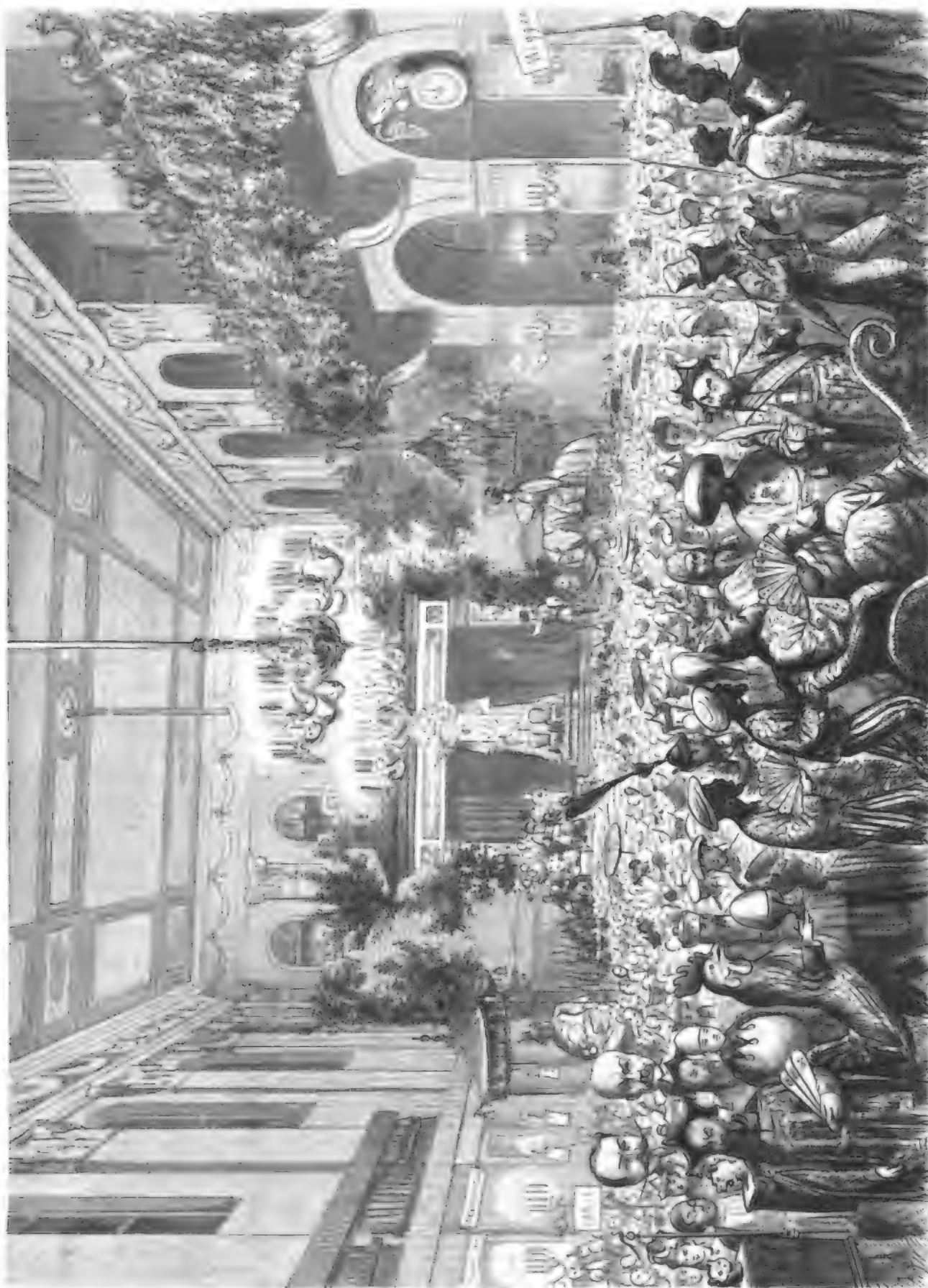
Das Thälchen mündet in das breitere Thal des Pruthflusses. Hier liegt das ruhmreiche bekannte Bojaren-Sitzes, der alte Ort und Ort Cernăuţi, ein strategisch wichtiger Ort und Mittelpunkt dreier Gebirgszüge. Im Grunde des Thales liegt noch die Erinnerung an einige Brandenburger des unglücklichen Generals Dem, der hier einst die Wunden, treppte sie in der Uebermuth waren und trotzdem er fast keine ganze Division verlor, das Thälchen hinabzuleiten und sich im ansehnlichen Fortschritt der Pruthflusse legte, von der die russischen Offiziere in Haft entlassen waren. Höher im Gebirge zeigt man noch den Ort, wo Dem damals kampfte.

Die Bevölkerung dieser am Fuße der Berge liegenden Thäler bieten den Bewohnern der Ebene gegenüber einige Unterchiede. Sie sind kräftiger und entschlossener Charakter. Die Stadt der Bojaren: das weiße Haus, der dunkle Unterbau aus grobem Stoff, mit dem reihen, breiten Zugbügel an den Hüften zusammengehalten — sieht sehr reinlich aus und erinnert etwas an die rumänische. Diese Gebirgsbewohner haben nicht selten, wenn sie jung sind, einen hübschen Wuchs und weisen sich auch ganz leicht aufzuheben. Noch einer in Rumänien seltenen Erscheinung begegnet man hier zuweilen, nämlich wohlhabenden Bauern. Eine ganz eigenthümliche Art der Bevölkerung, meistens fremden Ursprungs, wenn auch im Laufe der Zeiten rumänisiert, kennt das Land in den zwischen den Grenzbergen und den eigentlichen Banatländern stehenden Wäldern. Anderswo wurde man das der Bürger nennen, hier aber sind es halb ruinirte Waldhüter, Spekulanten, denen das Glück heute lächelt und morgen den Rücken kehrt; Spieler, die auf den Jahrmärkten dieses Thales verkehren und dem jugendlichen selbst nachgeben, wenn es möglich erscheint; Leute mit weitem Gesichte und nichts weniger als maßvollem Witz — ein typisches Produkt solcher halbwüthiger Staaten wie Rumänien. Sie fangen als Hühnerhändler an, avancieren dann in Lauben, erwerben sich durch allerlei kleine Flecken in dieser Stellung das Vertrauen ihres Vorgesetzten, den sie reichlich bestechen, lauten dann im Thale für ihre — Eigenschaften Grund und Boden, fällen darauf selbständige Kerkungen und erheben als letzte Punkt von ihrem Reichtum, er solle sie zum Primar (Vorgemeindevorsteher) machen. Ein Wert an den Unterpräfekten, der für seine Pferde doch auch den und keine braucht, genug in diesem Lande. Der neue Primar tritt in Amt und Würden, gibt der Gemeinde eine Garantie und diese gibt ihm dagegen ihr Geld — zur Einnahme eines hohen Lohnes verpflichtend aber unter Wahrung der nahe Grenze — in der Ueberlieferung hat er auch die kleine mitgenommen. — Er hätte eigentlich ganz ruhig im Lande seiner Väter bleiben können, — in einem hohen Falle hat man jedoch lieber etwas zu viel, als zu wenig. Die Gemeinde aber bemerkt zu ihrem Entsetzen, daß der in ihrem Lande ruhende Garant illegal und seinen Para erteilt. Wie solches Anno 1888 geschah in dem genannten Kreise der Karpathen.

Mit der Primar hingegen, nach rumänischen Begriffen, ehrlich, so bestraft er sich auf eine andere Unternehmung. Bei der Grundvertheilung an die Bauern gelegentlich der Auflösung ihres Verleihenverhältnisses waren viele unzufrieden über die große Menge Land, die ihnen zugetheilt wurde. In Land und zu bedürftig, es zu bearbeiten, machten sie es auch nicht brach liegen lassen, da sie davon die Grundsteuerzahlungen und die Steuern an den Staat zu extrahieren hatten. So mußten sie manchmal sogar — argumentum ad hominem — durch Färgel zur



Er ist ein Mitglied! (re i + 2.1.14. 1.2.0.1.)



Zur Darstellung des „Gefahrens“ in Wien. Originalgemälde. (S. 402.)

Römische Novellen



von
O. Otto.

III.

II Francesca in Roma.

Der Nachhimmel wölbt sich über Rom, heller Sternenglanz schimmert aus den Fenstern der Villa L. — In den Sälen der Villa wogt eine bunte Menge auf und nieder. Prächtig geschmückte Frauen, in deren nachschwarzen Haaren rothe Granatblüten prangen, deren schlanke Hals diamantene Ketten umschließen, lachen dem leisen Flüstern der Kavaliere. Die schwarze Seidene der Missethäter wie die glänzende Uniform französischer und päpstlicher Offiziere tanzt zwischen blauen Engländer und römischen Studenten auf. Der Glanz der Ketten bricht sich an den hellen Narrenköpfen, durch die gestrichelten Hemden trägt die Nachtluft den süßen Duft der Orangebäume herein.

An dem Arme des Gemäls schreibt die Contessa durch den Saal, an ihre Güte einige arge Worte oder eine Verwünschung richtend. Ihre goldfarbene Mäntel streift das Parquet des Fußbodens, der Glanz ihrer Augen weilt sich mit dem ihrer Jüwelen. Ihr folgt eine junge Mädchengetalt in weissen, lustigen Gewande, das volle braune Haar mit einem Kranz weißer Rosen geschmückt, die schönen Augen schillern zu hohen Glanz. Jetzt erhebt sie die Seiten. An der Purpurcarbine des Balcons lehnt ein junger Mann in der Uniform eines Offiziers der französischen Garde, sein Blick trifft den des Mädchens. Wie lachend hebt ihre rechte Hand den Hüften empor und berührt mit demselben zweimal die Finger der linken. Die Contessa wendet sich um:

„Ich werde auf dem rechten Thron neben der Ostfalsche sitzen Platz nehmen, folge mir dahin, Violante.“

Das junge Mädchen neigt ihren Kopf bejahend und nimmt den ihr bezeichnenden Platz ein.

Von dem hohen Orchester ertönt eine schmetternde Musik, der Tanz beginnt. Von den einmündlichen Tönen getragen, schwebt Violante an dem Arme eines Kavaliere dahin, nachdem sie gerade, ihren Blick neben der Mutter wieder richtend. Man tritt zum zweiten Tanz an; da naht der französische Offizier der letzten Tänzer des Saales und führt sie in die tangenden Reihen. Ein finsterner Blick aus den Augen der Contessa trifft das Paar; doch tritt alsbald ein lachendes Mädchen auf ihre Lippen, als sie das Plagen eines alten Herrn bemerkt, auf dessen Brust mehrere Ordensterne glänzen. Er tritt dicht an die Dame heran und tritt schon ergötzt Haupt zu ihr niederbeugend, flüstert er ihr zu:

„Du scheinst nicht zu bemerken, Contessa, daß Violante mit dem Franzosen tanzt.“

„Wah! habe ich nicht bemerkt?“ erwidert sie mit freundlichem Blick, „aber es nicht hindern können. Auch hat ja ein hässlicher Tanz nichts zu bedeuten.“

„Der Andere freilich nicht,“ lacht er fort: „doch leider ist das Verhältnis Violantes mit dem Kapudan Charles durchaus nicht harmlos zu nennen.“

Die Contessa fuhr von ihrem Sitz export. „Prinzip, ich muß Sie ermahnen, Ihre Worte zu wählen; ich möchte nicht, wie das Wort Verhältniß auf meine Tochter und den Kapudan Charles passen dürfte.“

„Aber ich weiß es, Madame. Oder nennen Sie das kein Verhältnis, wenn ein junges Mädchen sich mit einem Mann ein Rendezvous gibt und von ihm Vieles erhält?“

„Seien Sie ruhig, unser Gespräch möchte sonst Mißverständnisse erregen. Ich bin von Allem unterrichtet; gestern Morgen sprach Violante dem Franzosen in der Kirche Arnica de Monte, und heute Abend erhielt sie von ihm einen Blumenkranz, in welchem ein Bildet verborgen war. Bildet und Rendezvous wirft einen Wackel auf ein junges Mädchen, und ein solcher darf auf meiner zukünftigen Gattin nicht haben.“

Die Contessa verbirgt ihr glühendes Antlitz hinter dem Fächer, ohne einer Antwort würdig zu sein. Der Tanz ist beendet, Violante steht wieder neben der Mutter.

„Hier der Prinzip, Sie erwarten meinen Gruß,“ erinnert die Contessa ihre Tochter. Diese wendet sich artig gegen den alten, finsternen Mann, der seine kalten Augen erhebt und klarer Stimme zu ihr spricht:

„Violantes Glück hat in dem Augenblick, in welchem sie aus vorher an dem Arme des Fremden dahinstand, keinen Vorzug für mich.“

Ein Bild des Stolzes und des Hasses trifft ihn aus des jungen Mädchens schönen Augen, welches sich dann hinter den Sitz der Mutter zurückzieht und an dem Gespräch keinen Antheil mehr nimmt.

Die ersten Strahlen der Morgensonne leuchten durch die bunten Fensterladen der Kirche Santa Maria sopra Minerva. Ueber die Piazza schreitet ein Dominikanermonch, der, die Kapuze seiner Mütze tief über den Kopf gezogen, mit ziemlich raschen Schritten in die Kirche tritt. Auf der linken Seite des Eingangs, in der Nähe des Grabmals des Angelico Fiesole, nimmt er in einem Beichtstuhl Platz, und noch immer mit der Kapuze sein Antlitz bedeckend, senkt er das rechte anständig auf seine gekollerten Hände nieder. Die Kirche ist ganz menschenleer, noch hat die Messe nicht begonnen, noch haben sich keine Andächtigen in diesen Räumen eingefunden. Da wird der Vorhang der Beichtstühle

aufgehoben, zwei schwarz verkleidete Frauengehaltn treten herein, und während die eine derselben in einer Bank nahe am Hochaltar Platz nimmt, schreitet die andere auf den Beichtstuhl zu, in welchem der Vater sitzt; sie kniet auf der Seite zur Rechten nieder.

Der Vater neigt sein Ohr an die Oeffnung, eine leise Stimme flüstert:

„So ist unter Voss gelacht, Voss, ich treffe Dich wirklich hier an, kann mit Dir sprechen. Sage mir, wie Du dich angelangen?“

„Mein Jugendfreund, der Vater Lorenzo im nahen Dominikanerkloster, der wie ich in Tours geboren und bis zum 12. Jahre mit mir dieselbe Schule besucht hat, trotzlich heute Morgen verabschiedet hat auf der Piazza. Wir gingen zusammen in das Hotel Minerva, wo ich ein Zimmer nahm, dort Lorenzo's Kiste angoz und dann hierher in die Kirche eilte. Lorenzo wartet nun, bis ich zurückkomme und ihm eine Kiste wiederbringe. Wir verlassen dann gemeinsam das Hotel, in welchem es durchaus nicht ausfällt, wenn ein Mensch und ein Offizier dort aus- und eingehen. Aber dich ist ich nicht: sage Du mir, ob Du gestern noch mit Deiner Mutter gesprochen und ihr unsere Liebe gestanden hast, und ob ich öffentlich bei Deinen Eltern um Deine Hand werden darf?“

„Voss, es ist Alles darüber, unter Glück, unsere Hoffnung auf mich vernichtet. Ich sage Dir heute ein letztes Lebenswort. Entweder ich erlaube meine Hand dem alten Prinzipen S. oder nehme im Kloster der englischen Franziskaner zu Trinita de Monte den Nonnenkleider. Geht mit der Beschleunigung der Eile, welche heute Nacht zwischen meiner Mutter und mir stattgefunden hat. Ich werde nun gleich einer Schlangengrube bewacht, darf keinen Schritt allein thun, mein Augenlicht allein bleibt, buchst heute nur von der Camera meiner Mutter begleitet hierher zur Beichte gehen. Minuten hind ist jetzt noch mein; wenn noch ein Lebenswort, dann muß ich scheiden. Voss, vergiß mein nicht, wie ich Deine Kiste verpacken werde.“

„Violante,“ tönt die Stimme des Missethäter, „wie Du auch entscheiden magst, ich bin ein Teil der Schärpe der Brand oder der Schärpe der Nause deit. — Gottes Segen über Dich — Willst Du mich verlassen, so laßt es mich nicht mehr in Rom. Noch heute reise ich ab, gehe nach Neapel und schreibe mich mit unsern Truppen nach Neapel ein. Dort ist ein tapferer Arm jetzt willkommen. Darf ich für Dich nicht leben, so will ich für den Ruhm meines Vaterlandes sterben. Lebenswohl!“

Auf der Scala di Spagna drängt sich die Menge nach der Kirche Trinita de Monte, vor deren Portal sich Wagen an Wagen reiht. Es ist ein seltsames Schauspiel zu sehen, die schone junge Tochter des Conte L. nimmt im Kloster der englischen Bräuten den Nonnenkleider, nachdem ihr Kousal um ein halbes Jahr abgesetzt worden ist. Es ist der Tag ihrer Einsegnung. Um schlichten weissen Gewande und weissen Rosenkranz, wie sie einst auf dem Ball ihrer Mutter erschienen war, naht sie nun dem Altar, um das Gelübde als eine Braut Christi abzulegen. Dann fällt ihr volles, braunes Haar unter der Schärpe, der Nonnenkleider über die Haupt, das weisse Gewand ihre schlanke Gestalt. Sie ist von der Welt geschieden.

In dem Café Français auf der Piazza Colonna lag man an demselben Tage in dem Moment, daß die Franzosen in Neapel die Stadt Neapel fleglich genommen hätten. Freilich war der Sieg durch schwere Opfer erlangt worden; manches tapferer Franzosenherd, sei auf der Wahlstatt gelieben, mancher Offizier dort den Heldentod gestorben. Unter letzteren auch der ehemalige Kapitän des 5. Chasseur-Regiments, Leon Charles. „Al! etait un bravo camarade,“ sagten die Offiziere im Café Français und legten den Moniteur bei Seite.

Sieben Opferfesttage in Egypten.

Lagebeschreiber

WILHELM WILHELM.

Ein Ortsweg auf der Ober-Ägypten. Etwas und kein mehr Tempel. Die alte Weltlichkeit ist in der Höhe. Die Wälder und der Kalkstein. Längst gut Regnet. Ein Kalkstein. Dessen abseht.

Das ist der Höhe der Höhe. Die Wälder und der Kalkstein. Längst gut Regnet. Ein Kalkstein. Dessen abseht.

Wenn man in Males der Höhe, dem Stande und der Langenweite der Höhe, geht man in die Höhe. Nach europäischen Begriffen ist das vielleicht ebenso absurd, als wenn jemand behaupten würde: er fröge gewöhnlich in einen gehetzten Dackel, wenn er sich im Sommer eine Erholung verschaffen wolle, und doch ist es wirklich wahr: man sucht in Ägypten die Höhe auf, wenn man frische Luft, Abkühlung und Unterhaltung haben will.

Eine solche Erholungsart, die ich wiederholt machte, machte ich dem Leser bekannt.

Freund Heinz, der Neudorfer Striegels, und ich hatten uns verabredet, die Pyramiden zu besuchen, und besuchten eines schönen Nachmittags im April die Gegend, welche in Ägypten das heile und höchste Beobachtungsmittel sind. Drei handliche Kletterer, aus deren bloßen Mänteln hervorstechend verschiedene Gegenstände hervorstechen, ließen stehend und schweigend neben ihrem Führer her und feuerten dieselben zu immer schnellerem Laufe an, obgleich der korpulente Neudorfer schon verdächtig im Schritt

schwankte und sich mit beiden Händen halten mußte, um nicht zu fallen.

„Heute,“ meinte Heinz, „haben Sie schon zu viel getrunken, lieber Striegels, denn Sie gehen immer mehr aus der Contenance, und wir werden noch erleben, daß Sie unter die Füße Ihres Wägenrades gerathen.“

„E,“ sagte Striegels, „Sie haben gut spotten, wären Sie doch in meiner Lage; das Wägenrad stößt mir die Wille heraus. Meinen Tropfen habe ich getrunken, alle Flakken sind ja noch verfort und vernichtet. — O, Voss, halt! Reiz, wenn Sie das ein Vergnügen nennen.“

Und der Versuch, den das Kaimento augenblicklich Spaß machte, ließ seinen Brauen wiederholt mit dem schlagigen Stock in's Hinterhals, daß das gereizte Thier nie während hinten auslief.

So erreichten wir Alt-Rairo. Ohne den Afford abzuwarten, warf sich Striegels stöhnend in eines der flachen Boote, die aus über den Nil sehen sollten, und wir mußten wohl oder übel folgen, obgleich man gewöhnlich von der hier herrschenden Stille zu profitieren sucht.

„Hören Sie mal,“ sagte der Neudorfer, nachdem er einen tiefen Blick in die Flakke gethan, „Sie mögen mir sagen, was Sie wollen, in unseren civilisirten Vaterländern sieht man besser, wenn man reist. Die Götter sind eine internalische Erfindung, und wenn nicht Trost in den Flakken vorhanden wäre, so hätten Sie Ihre trockene Wüste allein bejehen, denn ich bin schon.“ — den Satz vollendete er in meinem Ohr.

„Dann gratulire ich, und reise Ihnen den Rum zu besseren Jochen auszuaparen,“ lachte Heinz, der das Geheimnis erathen hatte.

„Also das ist der Nil?“ fuhr Striegels fort, „zu für Ägypten ist das ein ganz netter Strom, aber in Neudorf würde man ihn reicher halten, daß verzeihe ich Ihnen; aber man sieht man nicht einmal den Blick so braunes Wasser vor, und nicht die Kalkstein betriebl, so wurde man ein so tiefes Neudorf auch nicht dulden — Neudorf bleibt doch Neudorf.“

„Und der Kalkstein geist hier wie dort!“ lachte Heinz hinzu.

„Aber auch die Palme — ich verzeihe Ihnen — wir haben Palmen die Menge in Neudorf, dazu braucht man nicht nach Ägypten zu gehen, worauf ich neugierig bin, das ist nur der Wägel; sehen Sie, die Wüste, die freilich so sehr düstert, die haben wir nicht in Neudorf.“

„Wissen Sie, wie ich mir die Wüste denke?“

„Nun ungefähr wie die lüneburger Heide!“

„Ich denke mir die Wüste wie ein großes, offenes Buch; die Menschen darin sind Gedankenwörter — weiter steht nichts drin und nun kann man reistieren.“

„Sehr gut, aber es gibt auch Ägypten in der Wüste und Dämon und.“

„Wüste!“ lachte Heinz hinzu.

„Al!“ machte Striegels, und wir landeten. Die Häubte, welche meine Wägenleiter für Engländer und mich für ihre Dolmetscher hielten, da ich in der Landstraße stand, wackelten nun den Versuch, uns zu überheuern und blieben mit steinernen Gesichtern an und blühen, bis einige Eingeborne die Schreckensbilder machten und uns von den Wägen befreiten.

Striegels, der auf dem trabenden Esel wieder seine Grimaßen schnitt, schüttelte den Kopf, als die Bootleute fort waren.

„Jehn Wägel fährst,“ sagte er, „das sind nach unterm Götze 15 Silberpfennig, damit den Geld und ein Geheimrat über den Sitz legen — nein, was sind diese Araber unverständig.“

Kaum hatten wir das Dorf Gizeh hinter uns, so hielten ein Beduine heraus, der augenblicklich auf der Daut gelegen hatte, mit etwa um Neudorf zu erwarben und zu plündern, sondern um ihnen als Gierone ein Vorwand zu bieten, was nicht viel besser ist, als ausgeraubt werden. Es war ein schlanker, intelligent aussehender Türke mit schärfen Profil und dunklen, leuchtenden Augen.

Da ich arabische Tracht trug, wie gesagt, und Striegels seiner Wägen wegen ein wirklich in ägyptischer Kleidung schritt, so wandte sich der Beduine an Heinz und suchte mit diesem ein Gespräch anzuknüpfen.

„Kute araf arabi, ja hawago?“ fragte er.

Heinz schüttelte mit dem Kopf.

„Antworten Sie auf meine Frage,“ rief ich Heinz zu, „wie wollen den Araber annehmen.“

„Türkisch, dalkarnak, eselwim?“ fragte der Beduine sein Geman fort.

„Abermaliges Schütteln des Kopfes.“

„Zeres romoka, kure?“ fragte er.

Heinz vernickte wieder.

Und nun folgte dieselbe Frage mehr oder minder fehlerhaft in englischer, französischer, deutscher, italienischer und spanischer Sprache, ohne daß der Erfolg ein besserer gewesen wäre.

„Wallah, b—Wallah!“ rief plötzlich der Beduine, indem er sich mit meinem Esel heranbinnen ließ, „ich Dein Port stumm, daß er keinen meiner Worte beachtet!“

„Sehen Sie sich,“ erwiderte ich und bog mich vertraulich zum Esel des Beduinen, „sieht Du den blauen Leint des Herrn nicht?“, sieht Du nicht seine stolze Haltung, siehst Du nicht, wie charakteristisch ihm sein folgen — er ist ein deutscher Prinz und spricht nicht mit jedem Dämon.“

„Was?“ rief der Beduine, indem sich alle Gefühnen seines Gesichtes erweiterten, „was, sind denn die deutschen Fürsten blau?“

„Dunkel Du arabisch, o schlauer Herr!“

„Nimm Du Deine, Arabische!“

„Nimm die Arabische, Herr!“

„Nimm die Arabische, Herr!“

„Nimm die Arabische, Herr!“

„Nimm die Arabische, Herr!“

schämte sich die sizze Berichterin, daß der legendäre Nilgott überhaupt so viel Gewalt gehabt habe in ihrem Gebiete. So, im fortwährenden Kampf zwischen Sand und Wasser, entstand das Nilthal überhaupt. Das Terrain, über welches wirritten, war weder fruchtbares Feld noch todtte Wüste. Wo das Wasser gestanden hatte und wohin Nilflut oder Wind Stürmen führten, da sproßte und grünte und blühte es lustig empor, trotz der kälteischen Hitze, die, gelb vor Leid, aus sich entwickelnde Leben schauerte. Jiegen, Schafe und Kameele weideten auf dem herrlichen Terrain, und arme Fellachen besaßen den Boden, der bei meinem letzten Durchgang vor einem Jahre eine nur von Kamelstrauch, Tüfeln und grauen Büscheln bewachsene, kahlige Steppe war. Hinter, oder besser links von dem halben Stuturlande lagen wohlbebaute Felder, rechts die wellenförmigen Hügelketten der libyischen Wüste, mit ihren Numidienlagern und untergründeten Schächten, ihren gebildeten, morischen Knochenbergen und ihrem ewigen Sande.

Wir passierten nun die unbedeutenden Nachsteppungen von Abur und fanden unweit davon in einem romantischen Palmengarten eine Gesellschaft von romantischen Deutschen, die uns einfach deshalb einen Trunk Wasser abkühlten, weil sie Paderburger und mit Verzeihen, resp. Paderburger waren.

„Na, denn ich, lieber Landsmann!“ sagte Feing und wirritten weiter in die jetzt glühende Nillandschaft hinein und lagerten uns unweit Sallarabs unter einer prachtvollen Solomone, deren tiefer Schatten entschieden wohlthuerender war, als die deutsche Glanzlandschaft unter ägyptischen Palmen. Ungarischer Wein köhlte hier auch unterm Turst und kahl köhlte uns ein geistiger Mittagschlaf nach den Anstrengungen des Morgens.

„Was thun?“ fragte Feing, nachdem wir angeschlossen hatten, diese hübschen Paderburger gehen zweifelsohne zum Schach nach Sallarab; ich möchte mit ihnen nicht unter einem Tuche schlafen!

„Nein, ich denke auch, wir überlassen ihnen das Ungeliebte, und erwig ungeduldet und übermüdet in den Apisgräbern.“

„Ist das weit von hier?“ fragte Striegels, „ich fühle mich halb geräthert, halb geschunden!“

„Nicht weiter als vom Kopfe eines Paderburgers zum Verzeihen!“ lachte ich.

„Dann kommen wir heute nicht mehr hin!“ bemerkte der Herr.

„Verzeihen wir es!“

Wir einigen Paderburgern brachten wir die arg mangelhafte, gleichmäßige des braven Paderburgers schließlich in den Sattel.

Der Weg zu den heiligen Stiergräbern führt aus der Oase eine Treibhügelkette hinauf, die hier das alte, riesige Memphis bedeckt. Man wendet sich von der Stufen- oder besser „getreuten“ Pyramide Sallarabs in nordwestlicher Richtung den Apisgräbern zu. Wohin man sieht, entdeckt man Berühre, durch Ausgrabungen dem Wüstenboden die Alterthümer zu entreißen, auf welche er ein laubjähiges Recht hat. Rechts und links blöselte Numidienhügel und Katalombenränge von unbekannter Tiefe, gewaltiges Kauerwerk, halbherausgegrabene Tempeltheile, grinzende Säulen, Reste von Knochen, zusammengetragen, um in Cairo zur Futtertränke verwendet zu werden, und plötzlich dicht vor Dir, in einer Tiefe von mindestens zwanzig Fuß, ein alter Tempel, so neu, so frisch, so wohl erhalten, als sei er nicht etwa zertrümmert, sondern noch unvollendet. Unvollendet ist er auch in der That noch, und Marietta zerbricht sich den Kopf, womit er es hier zu thun hat. Die Säulen des Eingangs sind mit Götter- und Pflanzengestalten bedeckt, ganz vollendet und an den Kolumnen bereits wieder zerfallene Hausheile, während die acht vieredigen Säulen des Tempelvorhofs aus fast noch rohen Sandsteinblöcken bestehen und nur auf wenig bebauten Stellen die Anlage von Stulpturen in Gipsrelief zeigen. Links von der Basis der hinteren Wand des Vorhofes führt ein Loch augenscheinlich in unterirdische noch



Der Eiferer. Einmalige Aufnahme. (Z. 10.)

verandete Gemäuer, die vielleicht mit den Apisgräbern oder Ibiagrotten in Verbindung stehen. Ein schmaler, kaum zwei Fuß breiter Gang, dessen Wände überreich mit Hieroglyphen bedeckt sind, führt in das Allerheiligste des Tempels. Rechts befindet sich eine schmale, gegenwärtig unbedeckte Kammer, die wohl zur Aufnahme von Opfergaben bestimmt war, da die gut erhaltenen Wandgemälde jenseit Männer und Weiber darstellen, welche mit Feld- und Gartenfrüchten dochgefüllte Körbe auf den Äpfeln tragen oder Opferthiere fährten. Ein längliches Viereck bildet der Hauptaal, dessen aus Quadern zusammengebaute Decke zwei wie Obeliden beschriebene Stellen tragen. Auf der rechten Seite vom Eingang zeigen sich zwei Wandnischen, vor denen wahrscheinlich die Götterfiguren standen.

Die drei übrigen Wände sind bis zur Decke mit Wandbildern und Hieroglyphen in Gipsrelief bedeckt; sie prägten in bunten, meist jaspelrothen und so wohl erhaltenen Farben, als seien sie erst gestern gemalt worden. Die Wandgemälde enthalten in der bekannten Weise ausgeführte Szenen des Lebens der alten Ägypter: Ackerbau, von der Saat bis zur Ernte; Fischeerei und Jagd auf große Wasserthiere, wie Krokodile und Hippopotamen, Schiffbau, Schlachterei, Viehzucht u. s. w. Besonders fiel uns unter diesen wohl erhaltenen, in scharfen Umzügen geschnittenen Bildern auf: das Auftreten des Getraides durch die, die vorzüglich

dargestellt waren; das Jagen der Krokodile mit einer Art von Harpunen; das Nehmen des Schiffesbaubolzes mit Axtschneidern; die Verzeichnung des Apis durch eine heilige Kravatte mit „Kranz“ und das augenscheinliche Künden von Göttern und Thieren.

Letzteres war es besonders, was Striegels ganz aus dem Gehen brachte.

„Jetzt bezeuge ich auch nicht“, riefte er, „daß meine Vorfahren aus Ägypten kamen, denn in meiner Familie ist das Nadeln der Götter ehrenlich und umsonst schmerzhaft nicht für gedachte Götter.“

„Und umsonst sind Sie nicht so dick!“ setzte Feing hinzu, der gar kein Gefühl für die gekrönten Nadeln nachgedenken des kühnen Paderburgers verriet.

Die wiederholte Darstellung von heiligen Thieren und Stieren im Tempel schien mir anzudeuten, daß derselbe, da er außerdem ganz in der Nähe der heiligen Stiergräber liegt, dem Isis und Apis, oder einem von beiden geweiht war. Ich bringe diese Vermutung jedoch nur in Vorschlag, da ich selbst nur bis und Marietta, der uns besser belehren könnte, in London zur Ausstellung ist. Ein Nadeln an die bildende Kunst der alten Ägypter ist kaum zu legen, da dieselbe gar sehr von der der Griechen und Römer, die uns zur Norm dient, abweicht. Die Umrisse der Götterfiguren und die der Statuen und Wandreliefs sind

so regelmäßig und streng gezeichnet, daß es ganz unmöglich ist, sich dieselben reiner zu denken. Tagelang haben Skulptoren und menschliche Wesen eine so stereotype Technik, etwas so polizeimäßig Uniformes, daß es ausfällt, als ob sie alle durch die Schablone, oder doch von einer und derselben Künstlerhand gemacht seien. Von Nadeln und Perspektiven hatten sie gar keine Begriffe, und der Schiffsführer im Vordergrund einer Jagdszene — dessen höhere gesellschaftliche Stellung man wahrnehmlich gleichzeitig andeuten wollte — war genau noch einmal so groß gezeichnet, als die Kuberküste des Schiffes. Die Farben erschienen ohne Schatten und Licht und waren in großer Monotonie neben einander angetragen.

Nachdem wir den ganzen Tempel besichtigt hatten, waren wir bald mit uns einig, daß in dem Hauptaal unser Lager aufgeschlagen werden müsse, und während die Götter ihre Thiere in der Opferkammer unterbrachten und Sand für unser Lager in den Tempelraum trugen, begaben wir uns in die Apisgräber.

Wir betraten die Katakomben der heiligen Stiere von der Seite aus, an welcher Marietta Eisenketten legen ließ, um einen der Hirschenkopfgehirne hinaus und in das neue ägyptische Museum nach Boulaque schaffen zu lassen. Die Führer und wir waren mit Lichtern versehen und verfolgten die unterirdischen Gänge bis zu ihrem andern

Ende. Das Serapeum ist kreisförmig, gleich einer breiten Gallerie in die Sandsteinblöcke eingeprengt und zeigt rechts und links verschiedene, einige Fuß hoher liegende Grabkammern, welche Sarkophage von dunklen Granit beherbergen und vermauert waren, wie hohe Schutzhütten andeuten. Viele der von uns besichtigten Steinfiguren haben eine Höhe von sieben Fuß, sind zehn Fuß lang, fünf Fuß breit und

erhöhen sich aus einem einzigen Granitblock gemeißelt. Ihre Form ist entweder eine länglich viereckige mit scharfen Kanten, oder die des Königsstuhls (—). Einige tragen an den vierseitigen Seitenflächen scharf zurechtene Inschriften und ist unter diesen der vierte Sarkophag der interessanteste. Andere zeigen auf den betageltesten, runden Granitblöcken den Namen des Königs, unter welchem

der heilige Stier beigelegt wurde. Wären möchte ich, wie die alten Ägypter diese Sarkophagblöcke, die heute kaum mit andern Mitteln von der Stelle zu bewegen sind, in ihre Kammern brachten? Obgleich die Gallerie und die so schmal, daß Marienta von den Wänden abgewichen laufen muß, um einen der Steinfiguren betastend zu können. Wahrscheinlich wurden die Sarkophage vom eben in ihre Grab-

Skizzen aus dem oberösterreichischen Dorfleben.

Originalzeichnungen von Alois Greil.



Der Herr Pfarzer.



Der Schulmeister.



Der Gemeindevorstand.



Der Wirthschafter.



Sie (Alois) Schusterin.



Der Krämer.



Der Gemeinderath oder Gerichtsherr.



Der Kuchenschneider.



Sie (Alois) Weinbauer.

lammern gekent, aber woher dann die Gallerie und woher die vermauerten Eingänge?

Die Mauern vor den Grabkammern wurden beim ersten Definieren des Serapeums durch Europäer bereits zerstört vorgefunden.

Unter der XXVII. Dynastie drang nämlich Nubien zerstörend in Ägypten ein und es war es auch, der, Schätze suchend, die Gräber der heiligen Stiere nicht schonte. Er ließ die Katakomben öffnen, zerbrach von den Särgen und die Stiermumien aus ihrer ewigen Ruhe, in ihren Eingeweiden nach Gold und Edelsteinen suchend, wovon er

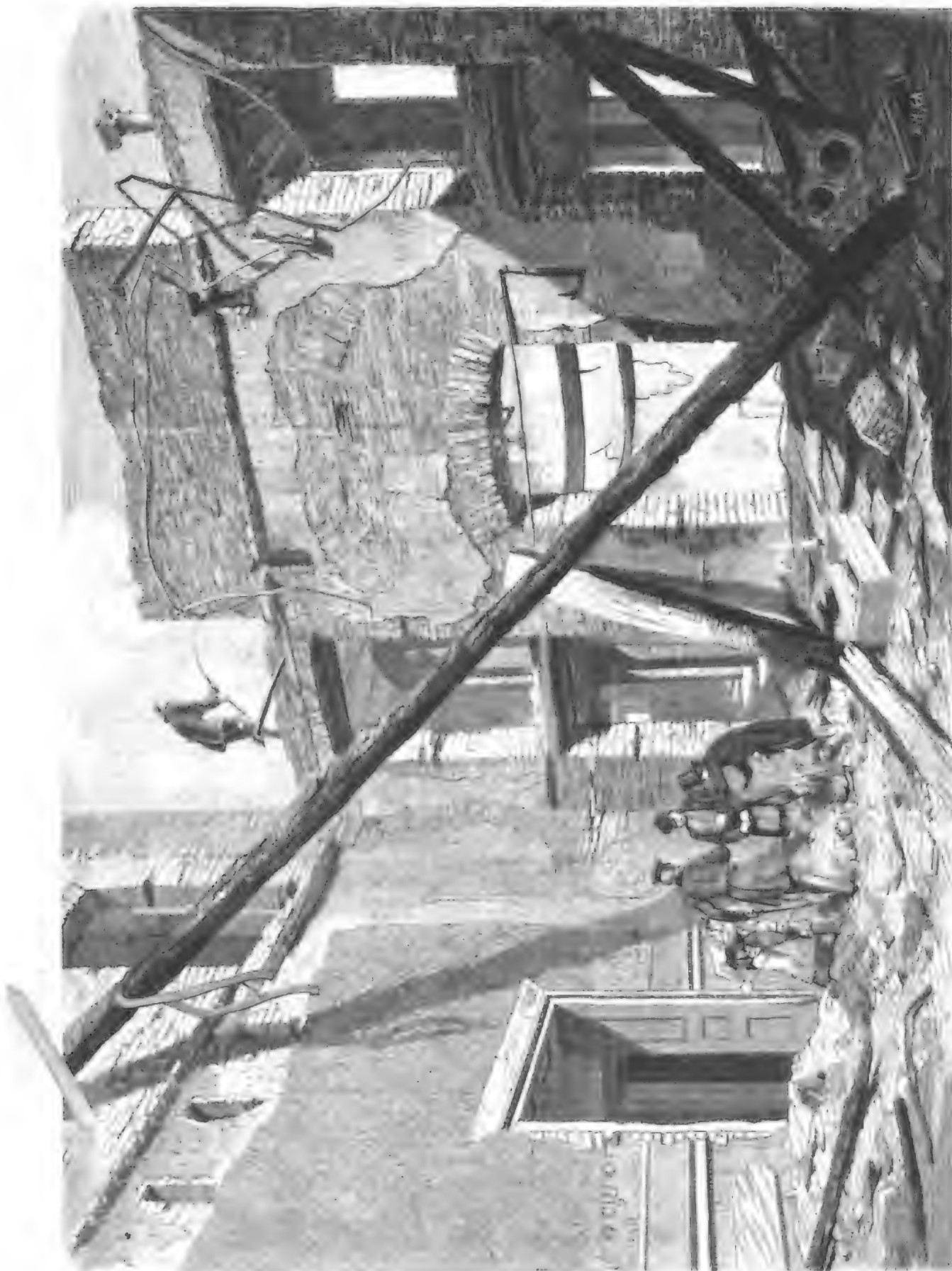
reichlich gefunden haben soll. Die Europäer, welche die Apisgräber zuerst öffneten, fanden nichts darin, als die Verwüstung, die der Herrscher jenseits, und kaum eine wohlverhaltene Leinwand. Inzwischen enthält die Grabgrube nur am Eingang, jetzt und jedoch auch viele Leinwandstücke und zwar wie die Inschrift sagt: weil einer der Herren Kerkthumsforscher dieselben nicht zerstören konnte und nachfolgenden Kerkthums nicht den Ruhm gönnte, dieselben zu lesen.

Die Apisgräber konnten wir leider nicht besuchen, da die Eingänge wieder vom Krebsland, meinet auch von Marietta selbst, verdrängt waren. Dasselbe sind auch un-

wichtig, wenn man die Apisgräber sehen hat. Eine Gallerie enthielt in unzähligen Nischen die mit Ägypten umwickelten heiligen Vogelkugeln theils in rohen Strüngen vermauert, theils lose aufgehängt. Die Sammelmuth toller Engländer hat auch hier fortgenommen, was gut, und zerstört, was nicht mitnehmenswert war, so daß die Vogelkugeln heute nichts als ein wildes Bild der Zerstörung, ein Chaos von zerstückelten Strüngen und zertrümmerten Abis-

(Zweiter Teil.)





Entladung der Kohlen auf dem Zentralkanal in Wien. Von einer Höhe von 3. u. 4. Meilen, auf 100 Fuß über dem Meeresspiegel. 18. Juni 1881

Beilage: Aler Land und Meer

№ 26.

Stuttgart, März 1869.

XI. Jahrgang.

Der Roman einer Abenddämmerung *).

von
Adios.

Ein Reisender wanderte durch die Berge an der Grenze von Steiermark. Der Nachmittag sank schon in langen Sonnenstrahlen nieder, die Berge erschienen gleichsam höher, man sah die Kette der Nadelwälder auf den Berggipfeln so feindlich wie Spizen, durch die rothe Sonne schimmert. Der Nachmittag war im Sinken und der Wanderer dachte an das Nachtlager, das seine müden Hüfte begehrt. Er konnte wohl noch irgend einen kleinen Ort erreichen, wo ein Wirth ein einzelnes Zimmer oder ein Strohlager abzugeben hatte. Die Wälder waren selten auf diesem Wege, der so nahe an dem Wunderort Maria-Jell lag, und dahin wanderten zu dieser Zeit täglich Hunderte und neue Hunderte von Wallfahrern. Es war im Frühjahre des Jahres achtundsechzig.

Die einzigen Gedanken des Wanderers waren also auf ein Nachtlager gerichtet. Er war so müde, daß er seine Augen mehr hatte für die verführerischen Baumfiguren oder für das Jucken des rauschenden Baues an seinem Wege. Und vor sich erblickte er nirgends ein Haus zwischen den hohen, einsamen, stillen Berggipfeln. Nur einen rothglühenden Schein sah er durch die dunkelblauen Nebenschichten zum Himmel aufsteigen, wie den heißen Hauch von Abel's Opfer.

Er konnte dieses himmelhohe Feuerzeichen im Abenddunkel. Es war eine Senfenschmiede, und die stachen nie weit von kleinen Marktsiedeln aus. Aber als er die Senfenschmiede erreichte, war er so müde, daß er den Marktsiedeln, so nahe er sein mochte, nicht mehr erreichen konnte und ausruhen mußte. Er trat also in die Schmiede ein, aus der ein hellen Licht von Gekloppe, Gejuch und Gedächtnis erscholl. Vorgesetzt der riesige Schreier phn und freilich ihm durch alle Kernen. Und die vielen schweren Hämmer hatten wie während auf feuerstehendes, rothglühendes Eisen nieder.

Der Reisende grüßte und setzte sich auf eine schwarz-ruthige Steinbank in der Nähe eines Ofens, dessen Flammen weit heraus leuchteten. Da wollte er ruhen. Er hatte seit Stunden keinen Menschen gesehen. So war er über drinnen lieber als draußen. Der Senfenschmied, welcher ihm am nächsten saß, war wie alle Andern. Sein Gesicht war schwarz vom Rauch, der Aengst hatte die Farbe seines Gesichts, und Haat und Ruppe und Hände auch. Er war ein verdrähter Ruch. Er empfing die glühenden reichen Eisenballen aus den Händen des Schmiedes, der den Hrd bediente, und wandte sie hin und her, und ließ den riesigen, wuchtigen, vom Widwaffer gebrochen und gelenkten Hammer drauf hämmern, daß das Stid bald zu einer breiten, dünnen Eisenform geglättet wurde.

Der Reisende sann darüber nach, an was dieser Schmied da vor ihm und all' die Andern hier, die Tag für Tag in diesem beläubenden, schrecklichen Gefetisch und Jucken und Flammenlofen und Rutenprügen einge-

schlossen waren, wohl denken mochten? Konnten Liebe oder Erinnerung, oder sonst ein sanftes Sinnen diesen tagelangen, dunkelstern, rothglühenden Höllelarm be-doltern? Nein, — die wilde Naturkraft in zu laut, zu siegend, zu machtvoll, als daß der Mensch hier in die-tem Chaos von Donner und Flammen eine Rolle spielen könnte. Der Reisende dachte, wie nutzlos es sei, den Aberglauben und das Träumen des Volkes durch wüster-nen Verstand ersetzen zu wollen. Diese Menschen, die von der Schreckhaft stammen oder schreckhaft lauten ein-samen Natur umfungen gehalten werden, kennen nur die Träume und Gott. Und bei ihnen wird die Poesie er-halten bleiben, wenn sie auch beim letzten Straßenschreier schon geschwunden sein wird. Denn wo der Verstand sich vor Göttern klein fñgt, fängt das Gefühl an, und wo die Weisheit zu schwach wird, strahlt das Licht Gottes.

Aber das Chaos der Senfenschmiede war nicht so hellarm, daß nicht ein, zwei getragene Töne eines Gottesliedes durchdringen konnten. Der Reisende ging vor die Thüre. Er stand noch mitten in dem schwarzen Ruch, aber draußen lag Alles in dem durchsichtigen, Dunkel des Spätabends.

Eine Wallfahrt zog vorbei. Frauen mit verheugenen Strohhüten und knieenden Stützen, und Männer in schmutzigen Stiefeln und mit weinlichen Stimmen. Der Reisende schloß sich an. Er war ausgerathet und dachte in Begleitung den nahen Markt angenehmer zu erreichen. Er stimmte in die wohlbekannte fromme Weise ein. Aber auf einmal verstand er in seinem Ate. Es ging eine gar zu seltsame Gestalt neben ihm einher. Die ganze Proportion bestand aus niedrigem Wirt, meistens aus alten Weibern. Aber die Gestalt neben ihm saß ganz grell von Allen ab.

Es war ein Weib. Sie trug ein lichtblaues, helles, leichtes Kleid, das mit niedergestreckten Falten, ver-zogen und zerfetzt über einem feingestickten, aber sehr ungenommene Unterleide flatterte. Sie mochte etwa dreißig Jahre alt sein. Ihre Züge waren schön, aber Schmutz oder Staub hatten rothe und graue Flecken auf dem Gesichte gebildet. Ein reicher, kunter Schal war um ihren Kopf geschlungen, und an Hals und Armen bligte ein wunderbarer Schmutz in dem Sonnenbunde. Waren es denn wirklich Brillanten, die diese Funken warfen, so reich, so taufendfarbig? Oder war es der Schmutz einer närrischen Theaterprinzessin? War dieses seltsame Wesen eine Bakantische? — Der Reisende wich von ihr zurück. Sie ging stumm zwischen den hülflosen, hehrklingenden Wallfahrern durch — den Blick zu Boden gesenkt, die Hände um einen Pilgerstock gefaltet. Sie mußte sehr schön sein: geistreich, lächelnd und im frischen Ballanquage. So aber war sie ein lächerliches, elendes Wesen. Alle Wallfahrer warfen von Zeit zu Zeit einen neugierigen, schenen Blick auf die seltsame Fremde.

Jetzt war man an die Kirche gekommen, die am An-fange des Gebirgsfiedens stand. Es war schon ganz finster geworden. In der Kirche brannten fünf, sechs Kerzen, die wie Wädhwürmer in der Finsternis leuchteten. Die Wallfahrer traten ein und sangen heiser und müd. Der alte Warrer des Ortes nahm das Wildelstische und machte damit das Kreuzzeichen. Alle Wallfahrer sangen, aber viele Augen waren auf die stille, sonderbare Fremde ge-

richtet, deren Schmutz wie taufendfarbiges Feuer um sie her leuchtete.

Der Reisende fragte in einer Pause des Gebetes und als der Priester sang einen alten Mann, der neben ihm kniete:

„Wer ist die Frau, die dort kniet und so sonderbar gekleidet ist?“

Der Alte schien ganz glückselig, über dieses Thema reden zu können. „Das weiß Niemand so recht,“ sagte er. „Sie soll eine Gräfin — nein, gar eine Fürstin sein. Sie geht von Wien aus schon seit und. Ueberall jagt sie eine große Wette. Sie muß wahrlich sein. Ihren Schmutz soll sie in Zell opfern wollen in die Schatzkammer der Mutter Gottes.“

Der Reisende übernachtete mit den Wallfahrern in dem Heden und ging mit ihnen dann weiter bis nach Maria-Jell. Eine seltsame Schen hielt ihn von der sonderbaren Frau in dem diffonierten Ballkleide, mit dem kostbaren Schmutz und dem schmutzverwischten Gesichte fern, daß er ganz hinten ging, um sie nicht anstarren zu müssen. War sie wahnsinnig, so war sie ihm gewöhnlich. War sie eine Wäherin, so war die Neugierde eine Kolheit.

Was kam spät in der Nacht in Zell an. Die hohe, fastere Wunderkirche wurde nur durch die Kerzen der Andächtigen erleuchtet, die hängenhängend um den Hoch-altar herumgingen. Auch um die steinernen Marienfiguren brannten Hunderte von winzigen Wachskerzen für die Seelen der Verstorbenen, aber sie erhöhten nur das Dunkel. Die zahllosen Bilder, welche die Wunder darstellen, waren ganz in Finsternis getaucht und schienen ermüdet zu schlammern. Die silberne kleine Kapelle im Mittel des Tempels, welche das eigentliche wunderthätige Mutter-gottesbild von Zell enthält, war belagert von Hunderten von Andächtigen. Das lichtleuchtende Dunkel ver-zichtete Züge und Gestalten. Der Reisende dachte an seine ferne Mutter.

Am andern Morgen, als er wieder zur Kirche ging, erkannte er sich an die sonderbare Fremde von gestern. Er kam an die Kirchenthüre. Die Wallfahrt trat eben wohlgeordnet aus der Kirche. Die sonderbare Fremde mit dem verzogenen Ballkleide und dem feingestickten, zerfetzten Unterleide war unter ihnen — aber ohne Schmutz!

Neben dem Reisenden stand ein alter Rüter im rothen Tuschfel. „Sehen Sie die dort in dem blauen Platten-den langen Kleide?“ sagte er zu dem Reisenden. „Das soll eine Fürstin sein. Sie hat dem Herrn Warrer einen Schmutz gegeben, der viele Tausende werth ist, daß er ihn in die Schatzkammer lege. Und sie hat viele Wesen gekostet — weiß gar nicht wie viele! — für die Seele des selbigen Fürsten Nuloch, der neulich umgebracht worden ist.“

Die Prozeßion war verschwunden — und die Wäherin, die einen Reichthum gepflegt hatte den Mann eines er-mordeten Fürsten, mit ihr. Von Sonnenarbeiten verfeinert, leuchteten die Berge matt in das grüne, einsame Thal hinein. Und die Wunderkirche schaute roth, weingelblich, großartig, allwissend über die Berge hinüber den uner-zählten Wäthen oder der unergählten Krue nach.

Verantwortliche Redaktion: Oswald Gollberger.

Bekanntmachungen aller Art.

In Verlage von **Georg Olshausen** in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie in jeder Volksbibliothek zu haben:

Abu Celfan

oder

Die Heimkehr vom Mondgebirge.

Roman

von
Wilhelm Haacke.

Drei Bände. 8. Elegant broschirt. Preis 3 Thlr. oder 5 fl. 15 fr. rplz.

Ein für alle Zeit unergängliches Studienwerk ersten Ranges.

Köhler's klassische Hochschule für Pianisten

ist jetzt in 5 Bänden erschienen und (wie einzeln und Beilage der Köhler'schen Zeitung aus Ver-
größer zu beizugehen) Verste zu haben.

Crämer, 10 ausgewählte Etüden 1 Thlr. 3 Sgr. Clementi, Grädes od. Parnassum zu 11 Etüden 1 Thlr. 12 Sgr. D. Scarlatti, 12 Fugen und Sonaten 1 Thlr. Handel, 12 Präludien und Variationen 1 Thlr. Handel, 12 ausgewählte Fugen 1 Thlr. 2 S. Bach, 10 Präludien und Inventionen 1 Thlr. J. S. Bach, 10 Präludien, Fugals- und Concerti-Stücke 1 Thlr. 2 S. Bach, Wohltemperirte Klavier, 34 Fugen 1 Thlr. 10 Sgr.

Zur Kritik: Jede Kritik ist von 2. Köhler genau erwählt, von den höchsten Musikforschern ge-
rühmt, und meistens (unverzüglich) und mit einer Empfehlung zum Kaufman bezeugt.

Dem Kaufman kann gegeben sein die möglichste Nachsicht.

Bei Köhler'schen in 5 Bänden ist auch der 6. Band des Köhler'schen Lehrbuchs zum Gebrauche
der Schulen (für alle Vorklasse) zu haben.

1) Anleitung zum Gebrauch der Köhler'schen Klavier- und Orgel- und Harmonik- und
2) Praktische Anleitung zum Gebrauche der Orgel und des Contrapunkts.

D. Schuberth & Co., Leipzig & New-York.

BAND 22.

1869.

Der Land und Meer



Allgemeine illustrierte Zeitung

HERAUSGEBEN VON W. HACKLANDER

Dr. phil. Edgar, Edward Hallberger

Dr. phil. Hallberger

S. Bickel in New-York.

Digitized by Google



die erste träumerische Verwirrung, nur ein gewisses über-
töses Gefühl die gestern jene Thüren abgedrückt habe.
Du siehst mit deinem Gesicht nicht aufzuheben; du begeh-
rtest seines Knechtens Willen, Alles sei gut und ich solle die
nur ein freundliches Gedenken in die Ferne bewahren. Ich
sah vor mich hin und schwieg. Was sollte ich sagen? — Es
war wieder so lebendig im Zimmer wie gestern, als ich an
deinem Sterbebett gesessen habe. Endlich unterbrachst du
die Stille mit etwas jütender Stimme und fragst mich
nach Angelika's Schicksal. Ich erzählte dir, wie ich sie
verloren, widergesunden und nun für immer verlassen.
Eine große Thräne stand dir schon lange im Auge. O
wie hat Recht! sagst du endlich und starrst in die ver-
lorenen Luft hinaus. Wozu belagern Sie sie? Wenn man un-
glücklich ist, — warum soll man sich nicht in die Welt-
abgeschiedenheit, in die Einsamkeit retten? Ich würde
mich nie davor fürchten. Ganz das ist, was man im
Innersten ist — und Ruhe und Frieden — und seinen
Kummer der Welt nicht zeigen müssen — O wenn
ich unglücklich wäre, und wenn ich mich schämen dürfte —
— Hier übermannte dich deine Bewegung; du müdest
dein Aushalten in die Augen blicken, um die hervorströmenden
Thänen aufzuhalten. Ich wollte nicht, was ich thun
sollte, bleiben oder gehen; mir war unglücklich bekommen.
In diesem Augenblick trat dein Verlobter herein, wir
hatten ihn nicht gehört. Er sah uns eine Weile stumm
in's Gesicht, vernahm ich fast gegen mich und ging wieder
hinaus. Mir war, als hätten wir Beide ein Verbrechen
begangen. Sein Gesicht war wie der Tod. Ich fühlte,
daß du in seiner Nähe hinfürben müßtest. Raum war
er draußen, so wandte ich dich wieder zu mir und sagtest
hastig: Sie bleiben zu lange; gehen Sie. Er ruft! Ver-
lassen Sie mich! — Dein Geist, deine Nerven, Alles
war verflucht. Ich ging, — am das Haus nicht mehr
zu betreten.

Ja, Sophie, diese letzte Scene sieht mir ganz wieder
vor Augen. Und mein Schmerz, als ich nun draußen
war und ohne Ziel auf der nebeligen Straße weiterging,
dein Schicksal, deine ruhende Gestalt im Herzen. Ich
wollte, ich könnte dich nicht mehr sehen, aber mir schau-
erte davor, dich nun für alle Ewigkeit zu verlassen, dich
mit im Ewig zu denken. Ich weiß nicht, wie ich am
Abend, in der Herberge in meinem trüben Zimmer ein-
geschlafen, auf den Gedanken kam, daß es doch nicht im
Ernst so gemeint sein konnte, wie diese traurige Welt sich
dem Unglücklichen darstellt; daß es doch ein Jenseits
geben müsse, in dem so viel Opfer und Entagung, so
viel räthselhafte Trübsal ihre Auflösung und Vergeltung
fände. Mein Kopf ward irre an seiner stolzen Vernunft.
Ich legte die von ihren Schmerzern erweichte Stirn an
die Fensterscheiben, sah die Sterne aus dem nebeligen
Himmel hervorbrechen und sah sie wie einen unaussprech-
lichen Trost, daß die Welt noch groß und geheimnißvoll,
und diese Erde nicht des Schöpfers letztes Wort sei.

Ich, ich war in mir zerbrochen. Sophie; mein Herz
irrt sich nach einem fernen Balsam. Ich dachte, ob
nicht vielleicht Angelika wirklich beneidenswerth sei, daß
sie in ihrem Glauben doch einen festen Boden unter den
Füßen habe. Unter mir schwankten die Willen auf und
ab. Meine Träume von der Höhe der menschlichen
Vernunft lagen in Grundtrüben begraben; kein armer Ich
hatte sich für seine Hoffnungen nichts als Wunden und
Narben eingetauscht; Alles, was ich liebte, hatte auf irdi-
sche Glückseligkeit Verzicht gethan. Ich sah mich zu
schmach, diesen Ausgang in seiner finsternen, stillen, blin-
den Notwendigkeit zu begreifen. Ich sehnte mich, ihn
für die bewusste Prüfung eines fremden Willens halten
zu dürfen, der uns Wunden schloß, um sie dann mit
Weiserhand zu heilen; der uns von Schule zu Schule
führt, um uns aus Kindern der Erde zu Söhnen der
Ewigkeit zu machen.

— So kam ich nach Rom. — Urtheile, Sophie, ob
ich vorbereitet war, das Schicksal, das hier meiner armen
Seele harrte, zu erleben.

9.

Rom ist ein Fieberhof; ja, Sophie, ein großer Fieber-
hof der Menschheit. Wie auch die immer jugendliche
Natur ihn ausschmücken mag, — die Todten sind dort
mehr als die Lebenden, und die Lebenden kommen, um
die Todten zu ehren. Ich weiß nicht, ob zu einmal von
jener alten Leichenhalle bei Nerva gesehen hast, den „epi-
staphischen Feldern“, die einst dem ganzen Aponelaland als
sein vornehmster Friedhof heilig waren: Griechen, Römer
und Völkersiegen lag hier zur Ruhe legen, und die
gestalteten Särge hängen oft, durch nichts als durch
ihre Ehrwürdigkeit geschützt, den Fuß hinab, um in Ares
an's Ufer geführt und unter den unzähligen Kirchen und
Kapellen dieser Todtenstadt begraben zu werden. Ich
habe oft das große Rom mit ihr verglichen, Sophie. Die
Menschen dort erschienen mir nur dazu bestimmt, diesen
wunderbaren Friedhof zu pflügen und den neugierigen
Lebenden zu zeigen. In dem weiten Narkotring sah ich
die Denkmale der todten Geistesherren umhergekreut: die
Obelisk des Egyptens, die geschwundenen Mammothüber im
Vatikan, die Trümmer der römischen Tempel und Pa-

läste, die Basiliken und Katakomben der Christen, und
dazwischen die Hundert Kirchen und Kapellen der lebenden
Todtenstädter, die hier das Gedächtniß der Menschheit
in die Gedanken an die Ewigkeit verknüpfen. Der Papst
erschien mir als der ehrenwürdigste Hüter dieses Seelen-
reichs, an dessen Mauern seine heilige Wohnung steht und
dessen Schlüssel er mit feierlicher Symbolik verwahrt. Und
wenn zu Zeiten das Bild der lebenden Bewohner in ir-
discher Frohlichkeit überwallt und ihre Lebenslust sich
mitten in dieser Gräberwelt mit Narren- und Masken-
spiel austreibt, so ziehen am Tage nach dieser wilden Lust-
hastigkeit die Todtengräber, die Verführer, mit Fische be-
stehen umher, und fangen ihre Aethermitte und Fuß-
gefänge, um durch den düstern Narkotring die ausge-
störten Todten zu verführen.

Ich kam in diese melancholische Stadt mit dem gan-
zen Durst meiner narbenlosen Jugend, Seelenruhe zu
finden; mit jener weichen Sehnsucht, die nicht mehr
zu kämpfen, sondern besiegt zu werden verlangt. Die
Welt ist es offen bekennen: seit du mir an jenem Abend
im Schloß — in dem Gedächtniß bei Tische, in dem mir
deine besorgte, holdselig schmerzende Liebe zu deinem
jüngeren Bruder entgegentrat — seit da mir damals die
wunderbare Verheißung des Alters, seinen pflanzlichen Lebens-
gang vom Geschwätzen des Alters zum beglückten
Altersglauben erzählt hatte, seitdem begann schon dieses
frühe Wachsen in mir, wenn es sein konnte, im gleich-
en Hosen zu landen. Aber ich nannte es nur den Frieden
nach Wahrheit, der sich vor seiner Prüfung schenken dürfe.
Raum hatte ich mich in Rom ein paar kühnliche Tage
umgesehen, als ich diesen deinen Bruder, den neuen Je-
suitenorden Benediktus, in seiner dämmerigen Zelle auf-
suchte, um über die Wahrheiten, die er gefunden zu haben
glaubte, mit ihm zu streiten. Nichts ist so sehr des Men-
schen würdig, sagte ich mir, als sich in jede Meinung
bis an ihr Herz zu vertiefen, und es gebe keinen besseren
Trost für mich, als so einem beglückten Gläubigen gegen-
über die unüberwindliche, wenn auch finstere Nacht meiner
Verunsicherung zu erproben.

Ich fand deinen Bruder in einem hohen, tiefen, spär-
lich erleuchteten Gemach, über alte Kirchenwörter gebeugt;
in seinen langen, flachen Jügen ein wenig von der Durch-
sichtigkeit, die aus Nachtwachen und einsamen Seelen-
kämpfen zu erwaschen pflegt. Des schüchternen und ver-
schlossenen Jüngling, den ich damals hier im Schloßgarten
gesehen, den Angesta so erbarmungslos verpöchtelt hatte,
erkannte ich nicht wieder; die bäre Gestalt war zu einer
gewissen strengen Fülle gediehen, die Nachsichtigkeit seiner
Kleidung hatte nichts Väterliches mehr, der verlegene
Stolz, mit dem er sich damals gegen die Redereien zu
wappern suchte, war einer fast gebieterischen Energie des
Ausdrucks gewichen. Nur in den hohen Augen lag noch
dieser ungewisse Glanz, der mich schon damals beständig
und beunruhigend hatte. Mit einem Blick, aus dem ich
dieser Glanz verlorst anstrahlte, trat er mir entgegen,
fragte nach meinem Begehre, schien mich zu erkennen, als
ich ihm meinen Namen gesagt hatte. Ich brachte ihm
diese Gesichte, nahm dann Platz und erklärte ihm ohne
alle Umstände den Zweck meines Kommens. Ich sei —
wie er sich leicht noch aus jugendlichen Redereien von
damals erinnere — ein höchst freigeistiger Mensch;
aber ich empfände gleichwohl einen noch ungefüllten Drang
in mir, den ganzen Umfang des katholischen Dogmas,
wie wenn es eben erst entdeckt wäre, zu prüfen. Und da
hier ein gegenwärtiger Freigeist einem gewissen Freigeist
gegenüberstehe, so würde es für mich von höchstem Werthe
sein, mit ihm zwanglos und öfter über seine Glaubens-
sätze zu disputieren.

Benediktus sah mich mit einem verhaltenen triumph-
renden Lächeln an, daß ich sehr wohl bemerkte, erwiderte
dann deutlich, daß er dazu bereit sein werde, so oft
seine Absichten es ihm erlaubten, und setzte zunächst, in
seiner langsamsten, höchsten Wohlbedacht, zu anderen
Dingen zurück. Er bot mir in diesem fremdartigen Rom
auch für alle weltlichen Interessen seine Dienste an, erin-
nerte sich sehr lebhaft des einen Jagendbundes, den wir
mit einander vertrieben hätten, sprach von den großen Opfern,
die seine Schwester dem Glück ihrer Brüder gebracht habe,
und mit einigen lauten, kurzen Worten auch von dem an-
dern Bruder, dem Benjamin, dem mit glücklichem Künstler-
einstimmen von seiner Freiheit Gebrauch machte und in der
Welt umherziehe, um das Wissen Schauen des Lebens
abzuschürfen. Inzwischen ging er auch darüber rasch hin-
ter, stürzte in seiner Billigkeit und brachte mehrere
alte Werte herbei, die zunächst, wie er sagte, für meinen
Wissensdurst allerlei feistige Tranklein enthalten würden.
Ich sah zu meinem Erstaunen, als ich hineinblickte, daß
es sammtlich lehrreiche Schriften waren, von hier und da
ein rechtgläubiger Traktat angehängt. Benediktus be-
merkte meine Verwunderung und blühte mich mit nervöser
Heiterkeit an. Seine Sie sang ruhig, ich sagte er, und fürcht-
te Sie nicht meine Schalkheit; ich sagte wahrscheinlich
mit dem Aegern an, um mit den Rechtgläubigen der
Rechtgläubigen anzuhalten! Diese Schalkheit übrigens
widrigenfalls sich selbst. Doch ich will Ihnen nicht vor-
greifen. Lesen Sie, so viel Sie davon vertragen können,

und besuchen Sie mich wieder, wenn es Ihnen beliebt,
um zu disputieren. In den späten Abendstunden bin ich
stets bereit; — Benediktus, wissen Sie, kam auch bei
Nacht! Doch ich merke, siehe er in derselben künftigen
Gedankenfolge hinzu, daß ich zu lästern anfangte; wahr-
scheinlich, das wird Ihnen nicht viel gefallen.

Ich ging mit meinen Büchern nach Hause, las,
verließ mich ein wenig, ermüdete bald und suchte ihn wieder
auf, um mich an die feistere Quelle der mündlichen Be-
lehrung zu wenden. Er lächelte, als ich ihm die Bücher
zurückbrachte, ohne sie auszufragen zu haben. Lesen thut's
freilich nicht, sagte er pfeiflich, indem er mich aufforderte,
niederzuknien und meine Hände gleich ihm über das Kohlen-
becken zu halten; — Lesen nicht und disputieren auch
nicht; denn sagen Sie selbst: wie könnten wir uns gegen-
seitig widerlegen? Sie glauben etwa dem Spinoza,
ich dem heiligen Augustinus. Keiner von Beiden hat
mathematische Beweise, und selbst dann käme es noch
immer auf den guten Willen des Lesers an, der sich
etwas beweisen lassen soll. Sie glauben zu wissen, und
ich weiß, daß ich glaube. Aus ja; über Leben von uns
entscheidet das, was wir innerlich erlebt haben. Hätte
ich nie die Erfahrung gemacht, die mich aus meiner
dummen Selbstverfälschung aufgeweckt hat, so würde ich
noch heute Atheist sein; und hätte Ihr Weg Sie durch
ein ähnliches Gezeuere geführt, wie mich, so würden
Sie kein Bedürfnis mehr haben, mit mir zu disputieren.

Und von dann für eine Erfahrung reden Sie? Was
versehen Sie unter Ihrem Feuer?

Benediktus schweig eine Weile und starrte in die Koh-
len. Nehmen Sie den Fall, sang er endlich an, indem er
eine fahrbare hervorziehende Aufregung in seinen harten
Jügen unterdrückte, — nehmen Sie den Fall — ich werde
Ihnen wahrscheinlich einen Fall erzählen, der nicht selten
vorkommt — daß zwei Brüder mit einander aufwachen,
der Eine ausfallend schön, liebenswürdig, zutraulich, hin-
reichend, der Andere etwa ein von der Natur vernachlässig-
ter, ungezügelter Geselle, ohne Anmuth, ohne Schmei-
chelmerei, ohne die Kunst zu gefallen. Der Eine ist natür-
lich der allgemeine Liebling, der Andere dient ihm als
Folie, spielt die Rolle der schwarzen Krähe neben dem
weißen Schwan. Der Eine hat etwa — sehen wir den
Fall — nur einfache, mittelmaßige Gesinnungen, aber
die richtige Form, sie geltend zu machen; er wird bewun-
dert, geschätzt, gleichsam herangezogen, um ja Niemand
um den Glanz dieses Abblids zu betragen. Der Andere
— lassen wir ihn überlassen, viel Geist, ein hohes Stre-
ben, einen natürlichen Stolz, aber nicht die Kunst, sich
den Menschen vorzuziehen; natürlich wird er übersehen,
vergessen, oder wegen seiner Ungleichartigkeit, seiner un-
jugendlichen, verflochtenen Art verpöchtelt. Man fühlt
sich durchaus berechtigt, ihn verachten zu dürfen, man hält
es für sehr überflüssig, daß er überhaupt da ist, — und
wenn er etwa noch eine Schwärmer hat — sehen wir den
Fall — so ist Jener gegen Eins zu wetten, daß auch sie
ihre Herz an den hohen Höhen hängen wird und den
dünnen Träumen mit einem — nun, mit einem sehr ge-
wissenhaften, auf's Allermeiste abgemessenen Willkür
bedenken.

Anders Benediktus diesen Fall erzählt, begann auf
seinem Gesicht das nervöse Spiel, das ich zum ersten
Mal an ihm entdeckte. Er konnte keine Aemern nicht
mehr beherrschen, obwohl seine Stimme, bei aller Schärfe
des Ringens, sich unerschütterlich gleich blieb. Ich glaubte
zu verstehen, von welchen Geschwütern er redete, und
schweig. Auf einmal legte er die Hand auf meinen Arm
und sagte fort: Sie sind ein Mensch, dem die Leidenschaft
aus den Augen sieht; — glauben Sie wohl, daß so eine
Rolle, wie sie dieser gedachte vernachlässigte Bruder spielt,
Sie bis zu Aengstlichkeiten treiben könnte?

Ich betenne dir, ich sage unwillkürlich zusammen. Auf
eine Frage dieser Art war ich nicht gefaßt. Ich glaube,
ich habe dir noch nie erzählt, Sophie, daß sie damals aus
seinem Mund an mich gestellt wurde.

Sie brauchen nicht zu antworten, sagte er, da er
meine Bewegung bemerkte, mit einem feineren Gesicht
hinzu. Wir kennen uns übrigens noch wenig; zu solchen
Mittheilungen ist wohl noch nicht die Zeit. Obwohl ich
Ihnen sagen muß, mein Herr Freigeist, daß ich — ein
armer Mittheilungslübler wie ich bin — vor seiner Offen-
herzigkeit zurücksetzte, wenn Sie von Krankheiten meiner
Seele sprachen, die ich durch die Richtigkeit zu Gott über-
wunden habe.

Ich achte kein Gesicht so sehr, wie dieses, erwiderte
ich. Offenherzigkeit ist das Natürlichste, was ich kenne,
und abgelegte Fehler einzugehen, würde ich mich nie
einen Augenblick denken. Wenn Sie also kein Bedenken
haben, von diesen vergangenen Krankheiten Ihrer Seele
zu mir zu sprechen —

Sie sind ein Freund meiner Schwester, unterbrach er
mich; Sie kennen ohne Zweifel ihr menschenfreundliches,
liebendes Herz. Und dennoch, sage ich Ihnen, habe ich
zu Zeiten geglaubt, daß sie nichts als ein Gefühl des
Hasses für mich habe, daß es ihr lieber wäre, wenn ein
zweiter Bruder neben ihrem Liebling, ihrem Benjamin,
stünde. So hatte man mir meine Empfindungen ver-



Das bayerische Gebirgsbathen im Wildpark.

versteht, oft weit ab vom der Möglichkeit, sie mit Decisions-
spielen zu erreichen, und es gehört mehr Zeit dazu, als sich
mit der Aussicht auf einen, Krall oder Erphen vernünftiger
sollt. Da auch seine besonderen Trümpfe für die Ver-
schönerung zu erlangen sind, wünschen wir die Vordienste
darüber aus, und viele der interessanten Punkte kommen,
— um im Hauptkloster zu reden, durchaus nicht zur Ver-
sorption. So wollen wir denn meistens schrittweise und
schrittweise zu ergänzen versuchen, was Vordienste und
Vordienstleistungen in Vordienst vermeiden, der Vordienst
selbst nur selten besucht und der Berliner nur
zufällig erfährt, weil er überhaupt die „weite Re-
gion“ nur am Tag besucht, was die Vordienste
bringen.“

Das bayerische Gebirgsbathen im Wildpark ist
ein überaus reiches, subdientes Joch im Land,
Sumpf und See des Nordens; — aniam, verücht,
behaullich und friedlich, entstand das „königliche
Gebirgsbathen“ wie durch einen Hauberichlag im Herbst
des Jahres 1847, als die jetzt vermittelte, in Men-
tione weisende Königin Elisabeth von Preußen, geborne
Prinzessin von Bayern, bei einer Sommerreise durch
den 1841 dicht bei Sanssouci angelegten Wildpark
den Wunsch äußerte: „Als diese Höhen nicht ich
wohl ein Hauschen besitzen, wie sie im bayerischen Ge-
birge so häufig sind!“ Es war zwar schon bei An-
lage des Wildparks überdacht worden, Vordienst
genommen, daß der König hier ein viel a terre
haben müßte, und ursprünglich der große Unterlän-
ger dalar bestimmt worden. Nun wurde aber der
Schloßberg dazu gewählt, auf dessen Niveau die
Königin ihren Wunsch wegen der Aussicht gedankt,
die in der That in den rings den Horizont begren-
zenden Havelbergen den Charakter einer Gebirgs-
landschaft trägt. Der König Friedrich Wilhelm IV.
hatte zwar nichts erwidert, aber kaum nach Sans-
souci zurückgekehrt, erfolgte auch der Befehl zum Bau
des hier abgedachten, in seinem Gedächtnis seiner
Händchen, mit einem hölzernen Oberbau, ganz nach
dem Muster eines bayerischen Gebirgsbathes, auch
im Innern vorzugsweise mit Erinnerungen an die
bayerische Heimat der Königin geschmückt. Ansehen
von Rosenholz am Ständerberge, von Hohen-
schwamm, Lärchen und bayerische Volkstänze, sämt-
lich von L. Quaglio gemalt. In nur sechs Wochen sollte
Alles fertig sein, da die Königin unterdessen eine Reise nach
Joch machte und bei ihrer Rückkehr mit der Erfüllung ihres
Wunsches übertraut werden sollte, und so stand denn am
15. Oktober, dem Geburtstag des Königs, der Wunsch er-
füllt da. Eiser und bereits Mittel hatten das Werk nach Re-
hen gefördert. Um eine dauernde Aussicht für den künftigen
Jahrs des Baues zu gewinnen, war es in seinem unter-
massigen Stockwerk zur Wohnung für einen Förster gemacht,
denn dann auch, als der Heiz des Ortes und die Erfolge
dieses königlichen Lustortes bekannter wurde, das Recht,
Gäste zu setzen, bewilligt wurde, allerdings mit allen Be-
schränkungen, welche der häufige Besuch der königlichen Fa-
milie und der eifrigste Charakter der Anlage forderten.
Auch der hier zuerst angelegte Förster Schuppe, eine in
ganz Potsdam bekannte und beliebte Persönlichkeit, war
eine Kuriosität. Als Jäger im Garde-Jägerbataillon, wel-
ches damals nur Forstbeamte und Söhne von Forstbeamten
zur Weisung ihrer Militärdienstpflicht annahm, kam seine
Fraut in den Verdacht eines Verstoßes, und er mußte
sich dadurch in seiner Ehre so verletzt, daß er seine Bucht
mit in's Bett nahm und sich erhob. Die Schwierigkeit
des Kosbades mit dem Fuße ließ die Kugel aber bei den
Knieen hängen und an der Schulter herumschlagen, so daß
keine äußeren Theile verletzt wurden. Die Heilnahme,
welche der sonst muthwillige Mensch fand, veranlaßte ihn
endlich diese behagliche Stellung und unterhielt sich die ko-
nigliche Familie immer gern mit ihm. Von der Gallerie,
welche das zweite, aus Holzrahmen zusammengebaute Stock-
werk mit dem königlichen Wohnzimmer umgibt, ist die Aus-
sicht in der That eine ungemein reizende. Unmittelbar
unter sich das prächtige Wäldchen des Wildparks mit
seinen alten Eichen und Buchen, — die Weiden, auf welche
das Bild in mächtigen Wäldern heraustritt, — die breiten
Flächen der Havelwälder, in denen das städtische Weiden
mit seiner schönen Weide auf einer Insel liegt, die bewal-
deten Höhen, in der Ferne die prächtigen Thürme von

das sie nicht fürstlich, sondern leinorabel sein sollen. In
dem kleinen Häuschen neben dem Hauptgebäude wurden
jährelang einige Gemäler erhalten, welche der König von
Papern 1866 dorthin geschickt hatte. Aber weder der Enten-
fänger noch der Schloßberg konnte den Thieren das bayeri-
sche Vordienst erweisen, — so gingen sie ein, wie der
Jäger-Ausdruck dafür lautet. Wenn die Königin Wilhel-
mine während des Sommers auf Sanssouci reist, bringt sie



Die Porta triumphalis zur Ehren bei Sanssouci.

oft den Abend in ihrem bayerischen Häuschen zu, verweilt
aber meistens den Besuch des Vordienstes nicht, der überdies
nicht sehr häufig ist, weil der Wildpark ja weit von Potsdam
entfernt, ganz aus dem Wege der gewöhnlichen Touristen
und so hoch liegt, daß Droschkensleute den langen Weg
nicht überwinden können, und gerade dies bewirkt, daß
brimlichen Wäldchen seine so eigenthümliche Pflanzengemein-
schaft.

Potsdam, rings umher tiefe Wald-
einfamilie! Ein herrliches Altes
Gebäude. Als der hochwürdige König an
seinen Geburtstag 1847 der über-
reichsten Gärten das Vordienstplatz-
schen zeigte, abste er wirklich nicht,
daß er nach den Stufen der am
1848 folgenden Jahre auch seinen
legten Geburtstag im Jahre 1861,
schwer beimgelacht und lebend, hier
absteigen wurde. Da der frucht-
barste nur noch in einem Vordienst-
gebäude werden konnte, wurden Auf-
sätze bis zur Gallerie angesetzt,
die nach jetzt vorhanden sind und
an die tragende Leichtigkeit des viel-
gepflanzten, geistreichen und wohl-
wollenden Fürsten erinnern. Der
Schmuck des Innern, die kunstigen
und bewundernswürdigen, Kuriositäten
und stimmungsvollen zu bezeichnen,
oder auch nur anzudeuten, mühe
erfahren werden. Es ist eben
eines jener stützlichen Wäldchen,
Wäldchen, Wäldchen, die sich
in diesem Schmuck überall gleich
und allen Hauptzügen darin haben,
daß sie nicht fürstlich, sondern leinorabel sein sollen. In
dem kleinen Häuschen neben dem Hauptgebäude wurden
jährelang einige Gemäler erhalten, welche der König von
Papern 1866 dorthin geschickt hatte. Aber weder der Enten-
fänger noch der Schloßberg konnte den Thieren das bayeri-
sche Vordienst erweisen, — so gingen sie ein, wie der
Jäger-Ausdruck dafür lautet. Wenn die Königin Wilhel-
mine während des Sommers auf Sanssouci reist, bringt sie

Zu Ehren des Prinzen von Preußen, Friedrich
Wilhelm Ludwig, der Führer und der Krieger, welche
den Krieger in der Kriegerial und Vorden bezeugen.
MCCCLXII.

Das Thor ist aus gebranntem Thon, aus den
berühmten Kunstwerkstätten von Berlin in Berlin und
Nach in Oberlößnitz, erbaut und macht durch die
angenehm laubende Ausgestaltung des Details in der
Ornamentik und in den Sculpturen einen ebenso ge-
fälligen als ansehnlichen Eindruck. Der Kunstwerk
an den inneren Wänden der Durchfahrt, von Schloßberg
modellirt, zeigen den König und die Königin. Die
Statuen in beiden Seiten der Porta zeigen die
vier Könige und die vier Königin-Prinzessen, von
Wäldchen modellirt. Auf dem Vordienst ist bezeich-
net das reich entworfenen Vordienst, — die
eigentliche Vordienst des künftigen Königs, — in wel-
chem er ganz die schönen Sommerwälder anbrachte;
auch während seiner letzten langen und schweren Kran-
kheit sah man ihn oft dort sitzen und lächelnd sin-
nend den Blick auf die im Thal vor ihm liegende
Stadt richten.

Kannte er doch von dort die lieblichsten Punkte
der Umgegend Potsdams mit dem Auge erreichen,
selbst das Kasino in Klein-Glied, welches heute
einen durchaus anderen Charakter trägt. Dann rief
dem Kronprinzen, später König Friedrich Wilhelm IV.,
war es in der jährlichen Familie König Friedrich
Wilhelm's III. vorzüglich der dritte Sohn, Prinz Karl
von Preußen, jetzt General-Feldzeugmeister und Chef
der Artillerie, welcher schon früh Verliebe und Ver-
ständnis für Kunstschöpfungen zeigte. Er war auch
der erste der vier lebenden Söhne des unvergessenen
„alten Herrn“, der sich außerhalb Berlins mit einer Villa
erbaute, deren Areal früher im Besitz des Staatskgl.
Fürsten Hardenberg gewesen, und hier nach und nach ein
fürstliches Vordienst kaufte, das nach jetzt mit dem städti-
schen gegenüber auf dem städtischen Vordienst liegenden, aber später
entstandenen Havelberg — dem Sanssouci des Königs
Wilhelm — weiterver. Auf unserem Felde sehen wir zwar



Das Kasino in Klein-Glied.

nichts von dem eigentlichen Palais, dafür aber rechts einen erhöhten runden Garten, der "Vallée des Capucins", jenem choragischen Monumente des Voltaire nachgebildet, ein Theater, von dem man die Chaussee nach Berlin, die mächtige Havelbrücke, den Weg nach der Blumeninsel, Jagdschloß Glienicke (den Wohnsitz des Prinzen Friedrich Karl), Babelsberg, die Stadt Potsdam und den weiten Havelsee mit Sacrow, der Kieterei und dem Kapellenberge überblickt. In der Mitte das Kasino selbst und dahinter links der Turm der Dampfmaschine, welche den ganzen ausgedehnten Park bewässert und die Fontänen am Palais dauernd spritzen läßt. Da das Palais selbst weiter zurück im Park liegt, dessen sorgsame Pflege das Kasino und die Freude jedes Potsdamer begehrenden Fremden ist, so hat sich der Prinz dieses Kasino unmittelbar an das Ufer der Havel gebaut und damit eines der ansehnlichsten Gebäude in der Umgegend der Stadt geschaffen, — ein Museum von Kunstschätzen aller Art und ein lieblicher Platz für jeden Sommerabend. Wenn man zu Wasser oder auf dem vorzüglich gehaltenen Schauffern vorbeifährt, sieht man die prinzipale Familie und deren Umgebung meist bei einer großen Strallampe in der Mitte zwischen den beiden zur wenig hervorstechenden Fialiten des Kasinos auf dem dort sich anbahnenden Balkon sitzen. Landstreitlich sieht es von überall her den Blick aus und in seinem Innern birgt es eine Sammlung höchst interessanter Sculpturen, Bildwerke und Erinnerungen. Die kaiserlichen Aufkaden der Kaiserin Gemahlin wurden 1860 mit Marmor getheilt. Die mittleren Theile dieses Winterparlors stammen aus den Ruinen des alten Palastes der Catinina Cornaro auf Capri. In den mittleren Räumen sind auch die Wandmalereien von Veronesi. Kein Möbel, keine Vorrichtung ist in diesem Kasino ohne künstlerischen Schmuck. Statuen, Gemmen, Kupfer,

Haut- und Porzellan, Vase, Geräth. Alles ist antik oder nach antiken Mustern, aus kostbarem Material und mit dem feinsten Geschmack geordnet. Selbst die Blumen zu diesem Wunderbau sind mit kunstfertiger Handarbeit und feiner Anordnung geschmückt. Wie kalt liegt sich eine Beschreibung, wo eben der Eindruck des Ganzen wirken soll!

liche Bäume ist. Es lag da ein ganz gewöhnliches Wohnhaus mit obigen Fingerringen, laublos, sandig, mooriges Bienenland, viel Landwirtschaft und Colonie, gut nicht fürstlich oder auch nur behaglich! Willst du das gerade gut, denn es mußte eben alles neu geschaffen werden, und der Herrsprung hatte Mann zu zeichnen, anzugeben, zu vertheilen, woher Lente ihm beland und dem Schönen das Schöne beifügend zur Seite fand. Eine Zeichnung der Villa Albani bei Rom mit ihrer Terrasse gab das Muster für den Plan des kleinen Palais mit seinen Fontänen, Veranden u. s. w., wie es uns hier im Park vorliegt und vollständig die Aufgabe einer italienischen Villenarchitektur löst. Das Palais liegt durch aus allein, keinerlei Wirtschaft- und Hausgegend so nahe, daß man sie erblicken könnte, und entspricht damit ganz dem Wunsche nach vollständiger Abgeschlossenheit, oder doch nur weitestgehender Umgehung, wie ihn damals schon der Kronprinz und später als König, Friedrich Wilhelm IV., ausdrückte. Darauf wies schon die Einrichtung eines Wohnzimmers für Alexander v. Humboldt hin, der seinem königlichen Freunde stets in nächster Nähe erreichbar sein sollte, für welchen Zweck aufrichtiger Zuneigung hat der große Gelehrte in seinen Briefen an Varnhagen von Ense beifolgend schönst gezeichnet. Charlottenhof war bis zu den letzten Lebensjahren Friedrich Wilhelm's IV. ein Lieblingsaufenthalt für das königliche Paar und entspricht in seinem ganzen Wesen allen Reigungen, allem Wissen, allem Thun des geistreichen und wohlwollenden Fürsten. Unter den vier Säulen des Vorbauwerks bradte er gern eine freie Stunde zu. Aber ganz außer, hier nicht sichtbar, und so, daß die schöne Fassade die Mitte zwischen Palais und Hundpark bildet, denadel sich die antike Vela, so nach einem Zelle (Vestibulum) genannt, welches über demselben ausgepannt werden kann und Schatten gewährt, während das fortwährende Hinausgehen der Fontänen auf und vor der Terrasse von Außen



Charlottenhof.

Das Kasino des Prinzen Karl muß gesehen, in seiner Totalität wie in seinen Details empfunden werden. Geben wir lieber das Nachhinein des Besichtigens auf und wenden uns nach Charlottenhof, von dem ja auch Alles zu erzählen ist.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1825 nämlich fand der damalige Kronprinz auf seinem Weihnachtsstriebe die Schenkungsakten eines Areals von 150 Morgen Sand- und Sumpfland, südwestlich von Sandhagen, aus einem Privatbesitz für 30,000 Thaler zusammengekauft. Der liebevolle Vater, Friedrich Wilhelm III., hatte den lebhaften Wunsch seinen Thronerben ertzuden, sich selbst eine ländliche Besitzung zu schaffen, und dazu ein Grundstück in unmittelbarer Nähe des Friedrichianischen Sandhagen gewählt, dem es nach jetzt eine weitestgehende Verwirklichung und eine abermals freund-

lich, der seinem königlichen Freunde stets in nächster Nähe erreichbar sein sollte, für welchen Zweck aufrichtiger Zuneigung hat der große Gelehrte in seinen Briefen an Varnhagen von Ense beifolgend schönst gezeichnet. Charlottenhof war bis zu den letzten Lebensjahren Friedrich Wilhelm's IV. ein Lieblingsaufenthalt für das königliche Paar und entspricht in seinem ganzen Wesen allen Reigungen, allem Wissen, allem Thun des geistreichen und wohlwollenden Fürsten. Unter den vier Säulen des Vorbauwerks bradte er gern eine freie Stunde zu. Aber ganz außer, hier nicht sichtbar, und so, daß die schöne Fassade die Mitte zwischen Palais und Hundpark bildet, denadel sich die antike Vela, so nach einem Zelle (Vestibulum) genannt, welches über demselben ausgepannt werden kann und Schatten gewährt, während das fortwährende Hinausgehen der Fontänen auf und vor der Terrasse von Außen



Karl in einem kleinen deutschen Stadl. Originalzeichnung von H. Hoff, (S. 434.)

Nahrung bringt. Es ist so viel Interessantes in und um dieses fiedelnde Erde gewonnen, daß man sich mit dem Eindeinen nicht befassen darf, mit man nicht einen „Hemdenmacher“ (Hemden) für eine das berühmte, Tesebam und Samsouci für eine Silbergoldes. Wie aus dem Folgenden tritt auch in der Wirtschaft des Hebräers überall abgelesene Verborgtheit, Kunstschmuck, aristokratische Verhältnisse, feiner Natur und Lebensgefühl entgegen. Christentum ist als Einleitung oder als Schluß eines Lebens von Samsouci gleich wichtig und bedeutend. Es gehört nicht allein geschichtlich, sondern auch landschaftlich dazu, vornehmlich es und rundet es ab. Neben der starken, goldenen Einkünfte des Schlosses „Samsouci“, den vermittelnden Boden eines Gartens, macht ein Bild von der Fülle der Obstbäume auf den ganzen Reiz dieser Schöpfung einen wohlthuenden, fast verführerischen Eindruck.

(Fortsetzung folgt.)

Shigen aus der Provinz Vosen.

II.

(Hierauf hat das C. 431.)

Ein alter Iohanniter Spruch sagt: „Vosen ist der Himmel der Vögel, das Paradies der Vögel, die Vögel der Vögel und das Paradies der Vögel.“ Wie alle Sprüche enthält auch dieses Wahres und Falsches; dennoch ist's richtig, daß die Juden nirgends zahlreicher, nirgends besser als in den Ländern des westlichen polnischen Reichs. „Wenn man aus dem mittleren Deutschland nach Osten hintritt“, sagt J. B. Kohl, „so vermehrt sich die Zahl der Juden von dem Minimum, das sie in Thüringen haben mag, immer mehr und mehr. In Sachsen, Preußen und Posen, findet man schon kleine Kolonien; in Schlesien, in Preußen steigt ihre Anzahl bedeutend, in Vosen noch mehr. In Kleinpolen, Krakau und Warschau ist ihre Zahl die größte Höhe zu erreichen, um dann wieder bis zur kühnen Grenze des ehemaligen Polenreichs hin allmählich abzunehmen.“ Im eigentlichen alten Ausland kommen sie nur noch spärlicher vor; hier tritt ihnen der Charakter der russischen Nation hinderlich entgegen, als Charakter, in dem gleichfalls viel Verworrenheit und Schamhaftigkeit, Geheimthätigkeit und Spekulationsgeist liegt, so daß Väter der Vögel demselben bedauert: ein Jude werde sich von einem Juden schwerlich betrogen lassen, im Gegentheil nehme er ein Auge mit zwei Augen an. Aber vom schwarzen Meer bis zur Elbe, von Odesa bis Viena, Warschau und Danzig rasi das Hauptgeschäft noch immer in den Händen der Juden, deren Anzahl in den demnächstigen Ländern etwa drei Millionen beträgt. Die Einwanderung der Juden in Vosen geschah fast gleichzeitig mit der der Deutschen, und sie kamen gleichfalls aus Deutschland, wo sie Unabständigkeit und blutige Verfolgungen um ihres Glaubens willen vertrieben. Im zwölften Jahrhundert überfielen sie moskowitische die polnischen Provinzen, wo sie kaum genug fanden und lange Zeit hindurch unangesehen blieben. Mit letzter Wende demüthigte sie die Vögel, der in Vosen noch ganzlich demüthigt, und für den die polnische Nation überaus die Einsicht gab. Das der unterdrückte, kranke Vögel nicht verstand, und der vornehm, sorglose Herr verschämte, nahm der betrieblame Jude an. Er trieb Geschäftlichkeit und allerlei Handel, und wurde der Geschäftsführer und Bankier der großen Herren, denen er in jeder Verlegenheit, für jedes Bedürfnis zu dienen wußte. Die Sprache der Juden war und blieb die deutsche, an Bildung waren sie den Vögel weit überlegen. Nach die Juden vertrieben sich in getheilten Gemeinden, wählten sich ihre eigenen Vorstände und Richter, und lagen emsig dem Landmann ob.

Allen auch in Vosen begann man die Juden allmählich zu bedauern und zu verachten. Von den Städten, welche der Geschäftlichkeit gaben, haben sie sich ausgedehnt; trotzdem mußten sie an verschiedenen Orten der habgierigen Geschäftlichkeit eine jährliche Zahlung als „ewige Schuld“ leisten; weil der Sage nach ein Jude einmahl hundert Jahre in Kette gebracht hatte. Krone und Stadtbürger bedrückten sie mit schwerer sich fortwährend noch steigenden Abgaben, erlaubten sich unter nichtigen Vorwänden die grausamsten Erpressungen, oder begnügen gar den Uebelsinn auf sie, der dann ein Judenverleumdung nach Herzenslust brannte, mordete und plünderte.

Vornehmlich hatten sie von den Magnaten und Ritterschaften zu leiden. Als die Juden gemessen, kam den Städten nicht zu nütze, weil sie ansehnlich der Gemeinde standen. In größeren Orten nahmen sie ein eigenes Viertel ein, und wenn es ging, erbaute sie in ihm eine gemauerte Synagoge. Ihren Vögel schied ein Thor aus zwei Thüren mit gegenüberstehenden Thürbänken von der übrigen Stadt; wie und da laufen sie auch in der Stadt hin und her, allein daß sie mitten unter der christlichen Gemeinde wohnen durften, wurde ihnen später bestritten und förmlich untersagt. Die christlichen Kaufleute und Gewerbetreibenden, welche sich durch die Juden in ihren Geschäften beeinträchtigt sahen, trachten nach und nach immer größere Rechte zu erlangen. Seit 1538 entzogen die Juden steigenden Preise. Alle Staatsstellen wurden ihnen verweigert; die Verpachtung von Wäldern, Eisensteinen und Salzniederlagen an sie für annehmlich erklärt; ihnen unterliegt, an gewöhnlichen Meistbietenden Lebensmitteln und Waaren eher einzukaufen, als die Christen sich verweigern konnten; ihnen bei 100 Mark Strafe verboten, Christen in jeden Dienst zu nehmen; nur zu Feste und Hochzeiten durften sie Christen diene. Sonach war ihnen der meiste Erwerb abgekauft. Sie verarmten sich den Edelknechten sowie den Reisenden als

Halbstar, d. h. als Besorger ihrer Aufträge, pachteten Mühlen, Brennereien und Schenken, ergriffen das Fuhrwesen und betrieben endlich solche Handwerke, welche die Hände ihnen nicht verwehrt; hauptsächlich waren sie Schlichter, Röder, Barbier, Schneider, Kürschner, Gerber, Seifenmacher, Knopfmacher, Wäfler, Poliermacher, Goldschmiede, Uhrmacher. (V. Wäfler, Stillschneider des Landes Vosen.) Es wurden die Ein- und Abgaben der Magnaten und Könige so groß, daß die Juden sich genöthigt sahen, dagegen bei den kaiserlichen Statthaltern, unter dessen spezieller Schutz sie standen, Schutz und Abhilfe zu suchen; und jenen trat der Statthalter, aus gewissen Gründen der Politik aber von ihnen bestritten, auch auf ihre Seite.

Ein weit besterter Verhältniß gestaltete sich von vorne bereit zu den Edelknechten, denen sich die Juden bald unentbehrlich zu machen wußten. Ihre gegenseitigen Charaktereigenschaften, Talente und Schwächen ergaben sich vortreflich. Der polnische Edelmann ist herrschsüchtig und hochmüthig, gewaltthätig und aufstrebend; der Jude gewaltig und nicht unterwürdig, dienlich und zu Allem zu fähig. Jener ist grobkühnlich und verheerend, dieser verheerend vortreflich zu rechnen und jeden sich ihm darbietenden Vortheil auszunutzen. Alle Einträge und Beiträge sich der Edelmann durch den Juden besorgen, und wenn Jener in ewigen Geldnöthen war, so wußte dieser stets Geld anzuschaffen; natürlich gegen etwas hohe Procente, aber darauf kam es dem Edelmann nicht an. War die Schuld gar zu hoch angeschwollen, so machte er einfach einen Strich durch die Rechnung, und der Jude mußte sich wohl oder übel damit fügen. Den Schuldnern zu versagen, wäre dem Edelmann gewesen, denn ein polnischer Edelmann konnte vor Mord nicht die Wuth bekommen; in solchen Fällen suchte der Jude sich in irgend anderer Weise zu entschuldigen, oder daß die Schuld mit Geld zu bezahlen, oder zu kommen. Ebenso handelte es mit der persönlichen Behandlung. Einen Juden zu prüfen, war durch Geiz außerordentlich verboten, aber Geiz trieb für den polnischen Edelmann überhaupt nicht, und so erlangte der Jude gewöhnlich die Behandlung, die sein Grundherr in einem Anfall böser Laune oder auch nur aus bloßem Uebermut ihm zufügen mochte; ja er war der Wuth der Tölpel gegenüber nicht einmal seiner Lebens fähig. Nichtsdestoweniger liebte der Edelmann den Juden und hielt ihn gern um sich. Auf vielen Schlössern fanden sich Juden als Bedienten, Hausknechte, Wirtschaftshausknechte; ja mancher vornehmliche Herr hielt sich einen Juden als Dolmetscher, Räuber ihn lothbar, kletterte ihn mit Ketten, behandelte ihn fälschlich, und trachtete ihn dann wieder mit Suppen oder ließ ihn durch den Diener aufspringen.

Das neue preussische Regiment schien die Lage der Juden eher verschlimmerte, denn verbeserte zu wollen, weshalb sie sich aus der Erde ihm sehr abneigend zeigten und ihren zu ihren Vorgesetzten, den Edelknechten, hielten. Friedrich der Große trieb 4000 Juden, weil sie bettelnd umherzogen oder die Bauern bedrückten, aus dem gewonnenen Heeresdienst über die neue polnische Grenze. Sein Nachfolger dagegen erließ mehrere Befehle zu Gunsten der Juden; eine gewisse Regelung ihrer Verhältnisse erfolgte jedoch erst durch die Verordnung vom 17. Juni 1813. Darin wurden unterdrückten „natürlichkeit“ und „gebildete“ Juden. Naturalisirt wurden Alle, die sich in öffentlichen Angelegenheiten der deutschen Sprache bedienten, bestimmte Familiennamen annahmen, seit dem 1. Juni 1815 ihren Wohnsitz in der Provinz haben und den Nachweis führen, daß sie sich entweder mit einer Kunst oder Wissenschaft beschäftigen, oder ein landwirthschaftliches oder ein städtisches Gewerbe betreiben, oder in einer Stadt ein nambenhaft lebendes Gewerbe treiben. Diejenigen, welche diesen Nachweis führten, wurden mit Naturalisationspapieren versehen, denen jedoch ihren Wohnsitz in eine andere Provinz nur mit Genehmigung des Ministeriums verlegen. Die nicht naturalisirten Juden sollten nur in den Städten wohnen, waren aber nicht förmlich, das jüdische Bürgerrecht zu gewinnen, auch vom Hauszettel ausgeschlossen; christliche Gelehrte, Priester und Dienstboten ausgenommen, blieben ihnen unterlag; Töchtergeschäfte durften sie nur gegen gerichtliche Schuldscheine abschließen, und Forderungen für dazugehörige Beträge sollten keine rechtliche Gültigkeit haben.

So bestraft und auch die „Recht“ bestreben, die Juden nahmen sie als eine wertvolle Verbesserung mit Jubel auf. Ein Exemplar der Verordnung wurde in Pracht einband und auf einem Sammelgange durch die Judenstraßen zu Vosen getragen, und alle Häuser derselben waren feierlich erleuchtet. (V. Verle, Geschichte der Juden in Vosen.)

Das Jahr 1848 beendete alle solche Beirathungen, und seitdem ist der rechtliche Zustand der Juden in den preussischen Provinzen geblieben als irgend anders. An der jüdischen Realhülle in Vosen sungrit schon lange ein Jude als oberster Lehrer, und im Magistratskollegium sitzt ein beiderseitiger jüdischer Stadtrath, allerdings bisher der einzige seiner Art in der ganzen preussischen Monarchie.

Seit 1834 sind die Juden des Großherzogthums in 106 Gemeinden oder Korporationen mit schlagwählbaren Repräsentanten und Verwaltungsräumen vereinigt. In 43 Städten besitzen Judenmengen mit mehr als 500 Mitgliedern; die bedeutendsten sind zu Vosen mit circa 10,000, zu Kamen und Vissa mit je 4000, zu Krosowitz mit circa 3000 Mitgliedern. Die Gesamtzahl aller Juden im Großherzogthum beträgt ungefähr 80,000; sie machen im Regierungsbezirk Bromberg circa $\frac{1}{10}$, im Regierungsbezirk Vosen wie in der ganzen Provinz circa $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung, und fast $\frac{1}{10}$ aller preussischen Juden aus.

In den letzten dreißig Jahren hat die Anzahl der Juden im Großherzogthum eher ab- als zugenommen, indem alljährlich eine Menge ihrer Heimat verlassen. Sie wandern nach anderen Provinzen und Ländern, wo sie nicht eine so große Konkurrenz mit ihren Stammgenossen zu befürchten haben und ein leichteres Fortkommen finden. Eine

Menge wandert in jedem Jahre nach Amerika aus; theils sind es Schulden, die sich vor ihren Gläubigern drücken; theils junge Leute, welche der Emigration zum Militär aus dem Wege gehen. Eine ganze Anzahl endlich nagabundirt beinahe ununter und macht namentlich die größten Städte Norddeutschlands unsicher. Es sind doch die bekräftigten jüdischen Chazzer, die sich seit 12 großen Jahren vereinigen, mit christlicher Arbeit wie Gewandtheit die größten Verhältnisse und Einkünfte verdienen, und unter sich als Gemeinprache ein jüdisches Hochdeutsch sprechen. Bekannt ist der Kriesenprophet gegen Rom und des Christen, welcher im Jahre 1831 so angeheures Aufsehen erregte. Damals wurden über 500 jüdische Chazzer gefangen gefesselt, und nachdem die Untersuchung sich volle sechs Jahre hinzog, gegen 200 von ihnen zu Andulhaus bis 30 Jahren verurtheilt.

Trotz der starken Auswanderung spielt das Judentum im Großherzogthum eine bedeutende Rolle, vorzugsweise was Industrie und Handel betrifft. Während sie in anderen Provinzen und Ländern sich fast nur mit landwirthschaftlichen Geschäften befassen, treiben sie im Vosen fast alle möglichen Handwerke und Gewerbe; nur jüdische Schneider und jüdische Hutmacher werden höchst selten angetroffen. Ebenso gibt es hier unter den Fabrikbesitzern viele Juden, und manche wichtige Einrichtung des öffentlichen Verkehrs ist von Juden in's Leben gerufen, z. B. das Droschkensystem in den Städten Vosen und Bromberg, sowie die Dampfstraßenbahn auf der Weichsel und Warbe.

Der Handel der Provinz befindet sich nun überwiegend größtentheils in ihren Händen. In den Städten wie aus dem platten Lande sind die meisten Auktionen, Creditoren, Agenten, Krämer etc. — Juden. Da das Handels- und Geschäftsgeschäft fast ausschließlich von ihnen betrieben wird, so erwerben sie damit sehr viel Güterpantentheile. Man kann annehmen, daß ein Viertel des größten Grundbesitzes von Vosen theils ihnen verpachtet ist, theils ihnen eigenthümlich gehört. Weitens haben sie die Güter im Konkurs erstanden, um ihre darauf eingetragenen Kapitalien zu wahren. Jährlich kaufen sie vielerlei aus freier Hand von Vosen, indem viele, wenn sie sich nicht mehr halten können, immer lieber an Juden als an Deutsche verkaufen. Vor jenen aber behalten die Juden die erstandenen Güter, um sie selber zu verwerthen. Als Landwirthe besitzen sie weder Grund noch Grund genug; sie sind auch zu gute Rechner, um nicht zu wissen, daß bei der Landwirthschaft sich das Kapital nur leicht zu vergraben pflegt. Wo behalten sie die Güter in der Regel nur so lange, bis sie dieselben mit möglichstem Vortheil wieder verkaufen können, was meistens an Deutsche geschieht. Auf diese Weise werden sie dann die Vermittler zum Fortgange des deutschen Elements.

Die Kuchigkeit und Strebsamkeit der polnischen Juden, sowie die Carriere, welche viele zu machen pflegen, schildert Gnapat Kattner sehr treffend in folgenden Sätzen:

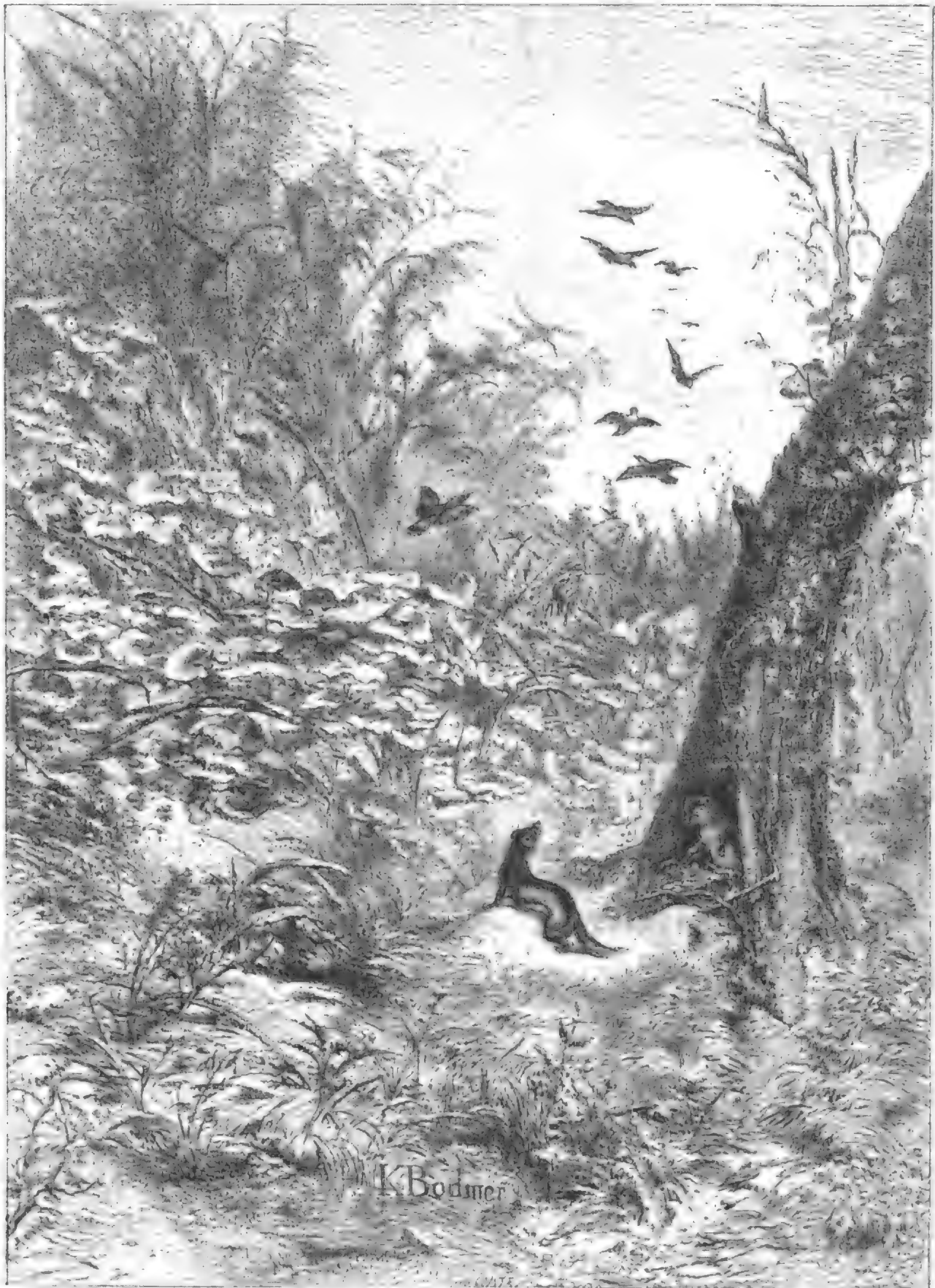
„Wenn der Jude durch Schand und Aram sich auf dem Tische tanzend und mehr Thaler erworben hat, dann zieht er nach einer kleinen Rast. Aus dem Schand wird dort eine Teufelung, aus dem Aram ein Schmittsackengeld; oder er handelt um „Produkten“, das heißt mit Getreide, Spiritus, Wäde und dergleichen künftigen Rohstoffen. Dazwischen betreibt er auch Alles, wobei etwas zu verdienen ist. Hat er sich zu 10,000 Thalern angeschwungen, dann zieht er nach Vosen oder Bromberg und behält die Geschäfte auch weiter aus. Ueberdies treibt sein Vermögen 100,000 Thaler, dann wird er in Berlin Großhändler, oder setzt sich dort zu Ruhe, und trachtet nur zu seiner Zeitung etwas Geldgeschäfte, die ihm natürlich viel mehr einbringen, als einem andern Christlichen Unternehmungen, an die er keine ganz klare Kraft.“

Zwischen den Juden und den politischen Vögelten dauert das gute Einvernehmen fort. Wie wie vor hat jeder adelige Herr einen Juden als Faktotum, der ihm je nach Verträge verkauft, für ihn Steuern abkocht und erp. vorsteht, für ihn Geschäfte, Wirtschaftsbäume, Kaufleute und Coexistenzanten engagiert, ihm Wäden und Pferde, Weine und Cigaretten liefert, mit einem Worte den ganzen Haushalt mit Allem versorgt, was erforderlich ist oder gewünscht wird, so daß man sagen darf, der polnische Edelmann lebt und regiert nur durch Vermittelung des Juden. Trotz dieses intimen Verhältnisses sind die Juden schon lange lebhafte Anhänger des preussischen Regiments, indem sie nicht verstehen, daß sie diesem allein die Versorgung und Sicherung ihrer Lage verdanken und bei einer Wende der politischen Herrschaft nur verlieren können. Nur vereinzelt haben sie sich an den politischen Aufständen betheiligte, den Kaiserlichen hin und wieder als Spione und Armeelieferanten gehandelt; im Großen und Ganzen hielten sie sich von allen solchen Manipulationen vorzüglich zurück, indem sie sich über das Geschick und Vertheile derselben nie äußerten.

Auch der Reizende ist im Vosenischen noch immer auf die Juden angewiesen, die ihn überall wo sie fliegen ungeschworen, ihn mit hundertlei Dienstleistungen versorgen und ihm auch vielfach die wichtigsten Dienste leisten. Als der Verhältnissen der Provinz auf das Innigste verwickelt, sind sie allem im Lande, ihm jede Auskunft zu geben; sie liefern und begleiten ihn von Haus zu Haus, von einem Orte zum andern, dienen ihm als Richter, Solawerker und Konsumirer, verkaufen und verachten seine Waaren, schicken für ihn Bettelge, ab und wirken ihm Alles in's Besondere, was zur Nahrung hat. Wer ige Vermittelung verweigert, selber laufen oder verkaufen will, sich durch irgend etwas zu befragen sucht, wird dabei weit schlechter fahren, und oft gar nicht zum Ziele kommen; denn der Edelmann wie der Bauer hat einmal gewohnt, sich bei jedem Geschäfte der Juden zu bedienen, und weigern sich nicht selten dagegen, mit einem Fremden zu verhandeln. Auf allen Wärdern zimmelt von Juden, die sich



Reisberg Joseph, General-Comand. Originalzeichnung von J. Schöner, (Z. 439.)



301. Dinosaurier. Von R. Schenk. (C. 439.)

inneren Einrichtungen und Mit-
tionen gebildet, aber noch nie
dem Fuß hineingetreten, viel we-
niger daselbst gebadet haben,
und aus einer gewissen Scheu
vor dem Neuen und Unbekann-
ten, dem ohnehin Phantasie und
Vorurtheil ein etwas Ungeheuer-
liches beimaßten, lieber das be-
kannte römische Dampfbad
oder ein solches warme Bannen-
bad bei Erlösung oder Keim-
ungsbedürfnis vorziehen. —
Das Wort „Römerbad“ erin-
nert Tenenigen, welcher noch
keine Schulfestung von der Ge-
schichte der alten Römer bewahrt
hat, an die weltberühmten Thier-
men eines Hippia, Antonius,
Caracalla, Diocletian, Nero,
Titus &c., wo reiches Wohlleben
und Luxus sich vereinigten, nicht
nur dem klassischen Badbedürf-
nis zu dienen, sondern durch
Reizwerke der plastischen
Kunst und durch sinnliche Reize
aller Art den verheerenden Rö-
mern zu schmeicheln. Diese Vor-
stellung hat sich untermischelt in
die moderne Nachbildung und
den Unternehmungsgestirnt ver-
wickelt, und auch den Gelehrten
Einrichtung fast überall und ge-
wissermaßen nicht ohne den Ge-
danken, daß nur der Wohl-
habendste eintreten werde, den
Charakter des Luxus aufge-
prägt. Dieser Prachtbau ist es
namentlich, der die modernen
römischen Bäder (die wir, vom
ärztlichen und diätetischen
Standpunkte aus, für vollstän-
diger und ein öffentlicher Ni-
tel zur Gesundheit halten, zu
dessen Gebrauche ein Jeder ohne
große Opfer Gelegenheit finden
sollte) immer noch nicht vollstän-
digmäßig und zum Bedürfnis
der Menge oder zum Nutzen der
Bedürftigen hat kommen lassen,
denen die Anlage und Unter-
haltungskosten luxuriöser Eta-
blishments fordern eine Ein-
nahme, die das einzelne Bad
zu theuer werden läßt, um Ten-
enigen zugänglich zu sein, wel-
chem ein Bäder (so hoch be-
läuft sich das Bad mit Trink-
geld in den billigsten deutschen
Etablishments dieser Art) für
eine jedesmalige Handlung zum
Becken der Gesundheit ein zu
großes Opfer ist.

Der Unterschied zwischen den mo-
dern römischen Bädern und
den altrömischen überman ein
himmelweiter; von Luxus dür-
fen wir gar nicht reden, denn
dort hielt das prächtige mo-
derne Römerbad nicht den leis-
sten Vergleich mit dem einfa-
chen alten Privatbade aus; was
aber das für uns Wesentliche,
die auf Gesundheitspflege hin-
zielende Einrichtung der heu-
tigen Bäder betrifft, so haben
wir, durch die fortgeschrittene
Wissenschaft vom gesunden und
kranken Leben, einen bedeu-
tenden Fortschritt voraus und han-
deln mit Wissenschaft des Rich-
tigen in den Aktionen, welche
wir römisches Bad nennen.

Es wird dem Publikum
gerne angenehm sein, über den
Ursprung der modernen Römer-
bäder, ihre innere Einrichtung,
über die darin vorkommenden
Arten und die Wirkung derselben
auf den gesunden oder kranken
Zustand des Badenden, sowie
über die Ansicht der hierin er-
fahrenen Ärzte, ob dieß Bad
für die öffentliche Gesundheits-
pflege empfehlenswert sei oder
nicht, in gedrängten Worten
berichten zu werden.

Nicht nur die Römer, auch
die Christen kannten diese
Beize zu haben schon vor
mehreren tausend Jahren. In
irische Ärzte, Araber und
vorzüglich Parier, verpflanzten
dieselbe nach Irland, wo in der
Anstalt St. Ann's Hill An-
sehen erregende Erfolge durch

Hundesperre in München.

Originalzeichnungen von Stauber.

I.

(Bei den jüngst in München vorgenommenen Fällen von Hundswuth erließ die Polizei die Verordnung:
alle Hunde an der Leine zu führen.)



Fräulein Kramel geht mit ihrem Hündchen:
O Polizei — Du bist irrt Perry!



Herr Lieutenant Schnapper macht Hundswuth:
nach Herr und nicht wie sein Herr.



Hilfsmeister stellt sich vor:
sein Hündchen hat die Rede zuhört.

sie erzielt wurden. Bald hatten
alle größeren Städte Englands
ein Römerbad, und wir hörten
von deutschen Brüdern, welche
dort Gelegenheit nahmen, dieses
Bad zu erproben, große Lobes-
erhebungen über die erquickende,
belebende und wohlthätige Wir-
kung desselben. So blieb es
nicht aus, daß auch Deutschland
bald in größeren Städten gleiche
Etablishments entstehen sah. —
Einrichtung und Aktionen des
Bades sind folgende: Ein allge-
meines Wartezimmer empfängt
den Eingetretenen. Von hier
aus tritt man in einen Raum,
Frigidarium genannt, wo eine
dehnbare Temperatur von 20
Gr. R. herrscht und sich eine
Anzahl Kubbetten befindet.
Hier entkleidet man sich, erhält
Dübel oder Badehölz, auch aus
Wusch einen Bademantel, der
für Damen vorhanden ist, steht
die Füße in Sandalen mit höl-
zernen Sohlen, bekommt ein
großes Handtuch und begibt sich
dann, unbedeckten Kopfes, dem
Wärter folgend, in das zweite
Gemach, Tepidarium genannt
(bei den Türken: Hissial), wo
die Temperatur 30—35 Gr. R.
beträgt und man promenirt,
ruhend, leidend oder sich mit
Anderen unterhaltend verweilt,
bis der Schweiß ausbricht, was
je nach der Persönlichkeit eine
halbe bis ganze Stunde dauert
und bei ja isorhythmischen oder jo-
geradem Ausbruche durch Reiz-
ben der Haut mit dem groben
Handtuche oder einem der hier
vorhandenen harten Handhand-
schuhe gefördert werden kann.
Alsdann begibt man sich in das
Gemach, Sudatorium genannt,
wo man in einer Temperatur
von 40—50 Gr. R. dem Schweiß
freien Abfluß läßt. Bei diesem
Verweilen fühlt man er-
deutlich ein Zucken der heißen,
trockenen Luft, um sich mit der
Schweißentlastung zu jähen;
alle organischen Säfte des Kör-
pers strömen kühler, aber nicht
unangenehm nach der Betupfer-
ung. Nach etwa 10—12 Mi-
nuten wendet man sich dem wohli-
gen Gemach der warmen Lech-
tigkeit die Empfindung für die
Hitz der Luft nachzulassen be-
ginn, früher aber, wenn der
Kopf eingenommen wird, begibt
man sich in ein viertes Gemach,
das Lavacrum, mit nur 25
Gr. R. Hitze, legt sich auf eine
höckerne Bank und wird nun
vom eingewandten Wärter me-
thodisch massirt (gestrichelt), was
sehr wichtig ist und trotz einigen
Stöhnens und Seufzens aus-
gehalten werden muß. Es
kommt hier weniger auf Strei-
ken der Haut, als auf ein
sanftes, gleichmäßiges Anheben
sämtlicher Muskeln und die er-
reichbaren inneren Organe durch
stetige Manipulationen erregt,
gedrückt, bewegt, gehoben und
sämmtliche Gelenke wiederholt
gehoben und gestreckt werden.
Hiernach tritt man in eine flache
Wanne hinab, wo man vom
Wärter vom Kopfe bis zu den
Füßen mit parfümirter Seife
eingerieben, mit einer weichen
Decke oder einem lauwarmen
Handtuch bedeckt und sodann
in lauwarmem Wasser übergeben wird,
bis sich ein merkliches Gefühl
der Abkühlung einstellt, wobei
man die Empfindung hat, als
würde das auf uns herabge-
fallene Wasser immer kälter.
Jetzt wird der Kopf mit einem
Handtuche umwickelt, der Ab-
druck abgetrocknet und der
Kudweg in das Frigidarium
genommen, wo man sich un-
bedeckt oder nur mit einem dün-
nen Decken überwerfen auf
eine Kubbett legt und die wei-
tere Abkühlung abwartet, aber
versteht, daß man von Neuem
in Schweiß geräth, denn die

Bekanntmachungen aller Art.

Die Epilepsie ist heilbar!

Ein Anfall, die Epilepsie (Hysterie, Krampf) durch die nicht unheilbare Epilepsie (Hysterie) mittelst eines neuen Heilmittels, welches in der Natur der Epilepsie liegt, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Epilepsie liegt, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Epilepsie liegt, ist heilbar.

Keine Hämorrhoiden mehr! Heilung von einem furchtbaren Leiden und Unbehagen durch Anwendung aller Art gewährt einzig und allein nach Ausweis zahlreicher Atteste von Dr. Beck's, den der amer. Heilmittel, Prospecto gratis auf Wunsch. An die Drogenhandlung von Louis Muller in Leipzig. 754

Venus-Schlüssel.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Venus-Schlüssel liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Venus-Schlüssel liegt, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Venus-Schlüssel liegt, ist heilbar.

Metachromatypie.

Decalcomanie oder Abgießbilder von Carl. Vorwand und Glasbilder. 23
Einige Heilmittel, welche in der Natur der Metachromatypie liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Metachromatypie liegt, ist heilbar.

Für Nähmaschinenhändler.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Nähmaschinenhändler liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Nähmaschinenhändler liegt, ist heilbar.

Edle Briefmarken.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Edlen Briefmarken liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Edlen Briefmarken liegt, ist heilbar.

Mineralwasserapparate.

Gebr. H. & B. Schultze, Berlin, Oranienstrasse 118. 119

Reines Malzextrakt.

E. Scherling, Apothekenbesitzer, Berlin, Chaussee-Str. 21.

Malzextrakt mit Eisen.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Malzextrakt mit Eisen liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Malzextrakt mit Eisen liegt, ist heilbar.

Malzextrakt-Pastillen.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Malzextrakt-Pastillen liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Malzextrakt-Pastillen liegt, ist heilbar.

Edle Verstein-Schmuckfaden.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Edlen Verstein-Schmuckfaden liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Edlen Verstein-Schmuckfaden liegt, ist heilbar.

Goldfäden.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Goldfäden liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Goldfäden liegt, ist heilbar.

Edle Verstein-Schmuckfaden.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Edlen Verstein-Schmuckfaden liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Edlen Verstein-Schmuckfaden liegt, ist heilbar.

Goldfäden.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Goldfäden liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Goldfäden liegt, ist heilbar.

Edle Verstein-Schmuckfaden.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Edlen Verstein-Schmuckfaden liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Edlen Verstein-Schmuckfaden liegt, ist heilbar.

Goldfäden.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Goldfäden liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Goldfäden liegt, ist heilbar.

The greatest happiness of the world is "good health".
Das höchste Glück ist: "gute Gesundheit".
Von den edlen amerikanischen
Leffington-Pillen
ist die prävalente und bewährteste Schmecker-Pille.

Droguerie Aug. Herm. Böldt à Genève

Die besten Heilmittel, welche in der Natur der Droguerie Aug. Herm. Böldt à Genève liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Droguerie Aug. Herm. Böldt à Genève liegt, ist heilbar.

Diese Pillen
reinigen das Blut von Grund aus,
alle schlechten Säfte
und Heilkeimel.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Droguerie Aug. Herm. Böldt à Genève liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Droguerie Aug. Herm. Böldt à Genève liegt, ist heilbar.

Depots:
Einige Heilmittel, welche in der Natur der Depots liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Depots liegt, ist heilbar.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Depots liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Depots liegt, ist heilbar.

M. Webers' transportable Dampf-Maschinen.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der M. Webers' transportable Dampf-Maschinen liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der M. Webers' transportable Dampf-Maschinen liegt, ist heilbar.

Bereits ca. 200 Maschinen in Deutschland und im Auslande in Thätigkeit.

Das Neueste in
Siegel-Obolaten,
Medaille Paris 1867. Medaille London 1862.

Carl Kühn & Söhne, Berlin
Einige Heilmittel, welche in der Natur der Carl Kühn & Söhne, Berlin liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Carl Kühn & Söhne, Berlin liegt, ist heilbar.

Lehranstalt für erwachsene Töchter zu Leipzig.
Einige Heilmittel, welche in der Natur der Lehranstalt für erwachsene Töchter zu Leipzig liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Lehranstalt für erwachsene Töchter zu Leipzig liegt, ist heilbar.

Carl Kühn & Söhne, Berlin
Einige Heilmittel, welche in der Natur der Carl Kühn & Söhne, Berlin liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Carl Kühn & Söhne, Berlin liegt, ist heilbar.

Lehranstalt für erwachsene Töchter zu Leipzig.
Einige Heilmittel, welche in der Natur der Lehranstalt für erwachsene Töchter zu Leipzig liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Lehranstalt für erwachsene Töchter zu Leipzig liegt, ist heilbar.

Münchener Rithern,

mit Schalen zum Schmelzen des Instrumente
A. G. R. 15 und 16 Nr. 17.
Vertheilungen der Instrumente, 170

Kober Thumhart,

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Kober Thumhart liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Kober Thumhart liegt, ist heilbar.

Die erste deutsche Velocipèdes-Fabrik Stuttgart, C. G. Müller.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Velocipèdes-Fabrik Stuttgart, C. G. Müller liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Velocipèdes-Fabrik Stuttgart, C. G. Müller liegt, ist heilbar.

Patente und deren Verkauf

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Patente und deren Verkauf liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Patente und deren Verkauf liegt, ist heilbar.

Pianosortefabrik.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Pianosortefabrik liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Pianosortefabrik liegt, ist heilbar.

Ehr. Umbach in Dillingheim

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Ehr. Umbach in Dillingheim liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Ehr. Umbach in Dillingheim liegt, ist heilbar.

Dampfkochtöpfe

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Dampfkochtöpfe liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Dampfkochtöpfe liegt, ist heilbar.

Die hohe Auflage

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Die hohe Auflage liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Die hohe Auflage liegt, ist heilbar.

Alleiniges Haupt-Annahme-Bureau Rudolf Mosse.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Alleiniges Haupt-Annahme-Bureau Rudolf Mosse liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Alleiniges Haupt-Annahme-Bureau Rudolf Mosse liegt, ist heilbar.

Unentbehrlich für Doctoren u. Patienten.

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Unentbehrlich für Doctoren u. Patienten liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Unentbehrlich für Doctoren u. Patienten liegt, ist heilbar.

Schreibstiftographie

Einige Heilmittel, welche in der Natur der Schreibstiftographie liegen, ist heilbar. Dieses Heilmittel ist ein Heilmittel, welches in der Natur der Schreibstiftographie liegt, ist heilbar.

einer Seite geschloffen, die man um Mitternacht verläßt, um noch einen Weil mitzumachen. Zwischenzeitlich eine Schiltpartie mit braunerem Kouda, über die Hemeln-Verhältnisse nach den Inseln. In Paris wird bloß geschlafen und die Toilette gewaschen. Jeden Sonntagmorgen reichen wirklich nicht aus, um all die Weltlichkeit abzuhäuten!

Die Erziehungsinstitute und Gymnasien haben in der Wintermode Ferien, die Kinder sollen ebenfalls an den Festschulstunden Theil nehmen. Bei dem Hauptgeneral von L. hatte einer der Adjutanten, der von den näheren Bekannten als l'aidé de camp des enfants et des gouvernantes bezeichnet wurde, das Amt, dieselben auf allerlei amüsanten Exkursionen zu begleiten. Ich glaube, er sollte manchmal leise über diese Pflicht, denn die kleine Alexandra Frederovna verstand es bereits vorzüglich, den cavaliere vorwärts zu ermuntern und zu quälen. Er war weder reich noch vornehm, seine Erziehung war durchaus nicht elegant und er sprach nicht französisch, er verstand seine Karriere ausschließlich dem General: so meinte er denn in seiner Beziehung, daß es keine Schamlosigkeit sei, die Tugenden der Kinder, die Ansprüche der Gouvernanten zu ertragen. Seine Gutmüthigkeit ist belohnt worden, er ist jetzt Polizeiminister in Woroneß und es gehört zu seinen glänzendsten petzburger Aemtern, wenn er erzählt, wie er mit den jungen Grafinnen in den Balagarni gelacht; seine dike, solennistische Frau kommt ein und sagt, daß sie den süßen, reinen Herrschaften mit Wilhelms, frisch aus der Pampa, aufwarten.

Ich begegnete der winterlichen Gesellschaft an einem herrlichen, klaren Vormittag: sie ließen die Equipage halten und die beiden Mädchen, deren sinnliche, sichere Gewandtheit in nichts an die Wildigkeit und Unbeholfenheit des russischen Adels erinnert, steckten die reizenden Köpfe zum Wagenfenster heraus, und blickten mich mit Bitten, mich ihnen anzuschließen. Der schlanke Kammerpage Witsch, der den Schwärzer zu Schützen folgte, sprang eilig aus, um mir heimlich einen Platz neben sich anzubieten. Ich willigte gern ein, weil ich nichts Besseres vorhatte und mir etwas Neues, Unbekanntes verheißt wurde. Wir fuhren über den Admiralsplatz bis dicht an die Kama. Dort wurde ausgestiegen. Der Diener schleppte Pelzdecken und Hütsche haben; der gutmüthige Adjutant, der seit etwa einer Stunde gebuldet wartete, hatte bereits vortheilhafte Unterhandlungen mit den Besigern der Kenntlichkeitskarten angeknüpft. Wir sollten, von Samojeden geleitet, von Kenntlichkeitskarten, eine Expeditionsfahrt auf der spiegelglatten Flußfläche der Kama machen. Die hübsche, dunkelblauige Alexandra, eine fertige, kleine Kette, lagte mit herabgehangenen Kette, sie verdiente eigentlich einen Dankschuss für diesen amüsanten Exkurs, ob ich mich jemals in Deutschland mit einem Geispaum Kenntliche führen könnte!

Die Kenntliche waren echt, die Schlitzen, die aus einem mit rauhem Fell bezogenen, leichten Holzstück bestanden, in welchem man wie in einer Kiste mehr lag als sah. waren es ebenfalls, und auch die Samojeden schienen die unerschütterlichen Bewohner entfernter, eisiger Gebirge zu sein. Sie waren merkwürdig schwarz, und blickten hart nach Thran und alten, getrockneten Fischen; ihre Nasen waren sehr platt, ihre Backenrücken sehr vorstehend, ihre Augen sehr klein und klein; sie saßen in einem Kasten von Fellen, den sie nie ablegten — während des Winters wenigstens nicht — und trugen eine joggige, spitze Pelzhüte auf dem Kopf, sie sprachen mangelhaft russisch und ihre Intelligenz erreichte nur beim Anblick von Kopeken und Silbermünzen.

Sobald die Kama jenseits lag, konnten die Samojeden vom Norden herunter, baten sich eine kleine Hütte auf dem Eise und stellten sich und ihre Schlitzen gegen ein geringes Entgelt dem Publikum zur Verfügung. Ein jeder Schlitzen, in dem nicht mehr wie zwei Personen Platz hatten, war mit vier Kenntlichen bespannt, die von dem Samojeden vermittelt einer langen Stange gelenkt wurden. Die Thiere liefen rasch und ausdauernd, und wir durchmachten eine Strecke von mehreren Werst in großer Schnelligkeit. Ich hätte vorgezogen, den Kavalier der kaiserlichen, tolligen Engländerin abzugeben, aber ein unglücklicher, verurtheilter Blick der alten Frau zeigte, die die Oberhaupter der vorstehenden, zügellosen auf ihre Seite. Madame Chappuis war immer glücklich, wenn sie einen Jährling für ihre Remontationskiste fand. Auch heute kümmerte sie die gewöhnliche Hangengeldschleife, obgleich der Blick und, vom Meere her, immerhin fast entzogen blieb. In eines ihrer Worte muß ich denken, weil es eine ganze Lebensgeschichte in sich schloß: Sous la peau rousse d'un vieillesse gouvernante se cache ou se dissimule un vase martyre! Weniger ernst und verzweifelt klang es, als sie mir entzückt erzählte, daß selbst die Winterzeit einen Unterschied zwischen ihr und der Königin des Nord machte. Freilich, wie sie von der Generalin mit verschiedenen Aufträgen in die Wägenzone geschickt worden, hätte der kleine Dimitri — der erste Kutscher, der die Equipage der Generalin fuhr —, als sie eingestiegen, mit unwilligem Blick gesagt: „Wenn der alte Gouvernante hätte ich gewiß nicht die neue Reiterin genommen

— ich dachte, es wäre die junge, hübsche Anglisthanka (Engländerin).“ Das russische Volk ist ungemein empfänglich für weibliche Schönheit, und seine Aemtionen sind in diesem Punkt oft von sonderlicher Naivität.

Als unsere Kenntlichkeitspartie beendet, verknüpften die jungen Herrschaften gebietend, nach den Balagarni geführt zu werden. Der kleine Adjutant war in leidenschaftlicher Verlegenheit. Die Kinder waren sehr ernstlich in ihren Pelzen, und diese veranlaßten ihn, wenn sie aus Winterhand ließen, häufig in recht unartige Bemerkungen. Andererseits mußte er bedenken, daß der General ihn zur bestimmten Stunde erwartete, und Herr von L. war wegen seiner Heftigkeit und Strenge ebenso gefährlich, wie wegen seiner Heftigkeit und Heftigkeit gefährlich. Wenn er in Zorn gerieth, war er furchtbar, und es hatten sich schon Szenen zwischen ihm und den unter seinem Befehl stehenden Offizieren ereignet, die nur mit Mühe ausgeglichen und todschweigend wurden. Der Adjutant vertraute mir, daß er in den zwölf Jahren, die er in der nächsten Umgebung seines Oheims verbracht, es nicht gelernt hätte, ohne Verfluchen das Zeichen zum Eintritt zu geben, jagte ihm jedesmal Jitters ein. Die jüngere Tochter, die der Liebhaber des Generals war, hatte labellen nicht auf die Unterwerfung des unglücklichen Adjutanten, der sich mit dem Taschentuch die Stirne trocknete und Schweiß wiederholte: „Es geht nicht an, Alexandra Frederovna.“

„Oh, es geht,“ entgegnete die zwölfjährige Trepotzin, „seien Sie nicht langweilig, ich werde Sie bei Papa entschuldigen. Rufen Sie ihn und Sie werden zwei andere Adjutanten da, weshalb sollte man Sie gerade vernünftigen?“

(Schluß folgt.)

A.-D.-C. für Haus und Welt.

Nach der Natur eines alten Diplomaten.

Globet Freieren Pläne.

(Fortsetzung.)

G.

Gäste. — Hier kommt vor: 1) der gebetene Gast; 2) der unbetetene Gast; 3) die Wirkung; der gebetene und doch unbetetene Gast, ein Kind des Platzgefühls und der Dankschuld.

2. und 3. sind Ausnahmen, sie entstehen sich der Regel, welche nur 1. gilt.

a. Wenn Du Gäste hast: sag ihnen die Hausordnung, setze Dich zu ihrer Verfügung, aber spüre sie nicht ein in die Fäden Deiner Freizeit, sondern laß ihnen die persönliche Freiheit.

b. Wenn Du Gäste bist: beachte die Hausordnung, benutze den Wirth nicht als Hausgenossen, sondern gönne ihm Ruhe für seine Arbeit. Merke ab, so lange Du noch sicher bist, daß man Dich noch behalten möchte.

Gedächtnisse. — Bewahre treu, aber laß nicht merken, daß Du sie bewahrst. Wer sich den Schatz gibt, Gedächtnisse zu hüten, die er nicht verwahren will, begeht seinen Vortritt nicht: er meint, sich interessant zu machen, und macht sich unangenehm.

Geld. — Ist dasjenige Material, dessen Behandlung die größte Kunst erfordert. Wer's nicht hat, begehrt es, wer's hat, begehrt mehr. Wels verstehen es nie, vom eigenen Gelde zu leben. Wenige verstehen es, nur vom fremdem Gelde zu leben. Bei Jenen heißt die Kunst des Lebens, bei Diesen wird die Kunst zum Handwerk.

Der Verfall: Geldbesitz verdirbt die Freundschaft! Wurzel darin, daß die Menschen gegen Fremde gewöhnlicher sind, als gegen Freunde.

Geschenke geben. — Ist eine kleine Kunst. Geschenke nehmen begreifen. Die Theorie liegt im Gefühl. Gute Dankschuld, daß Du nicht Vergeltung bereitest, wo Du Freude bereiten willst.

Geschichtenerzählen. — Jeder versucht's, nicht Jedem gelingt's. Als der Kammerjunker Graf V. an der Spitze einer Geschichte begann und in derselben festsitz blieb, sagte ihm der alte Hofmarschall: „Lieber Graf, die erste Regel, wenn man eine Geschichte erzählen will, lautet: — daß man sie auch weiß.“

Die zweite Regel wäre: „Vertraue die Punkte nicht voraus und laß keine Spalte über die Punkte hinaus.“ Die dritte: „Brich keine Geschichte vom Jann, denn wenn sie nur als Krabbelste des Gesprächs.“

Die vierte: „Jede Geschichte laßt sich erzählen, es kommt einzig auf das an.“ Wer eine gute Geschichte schlecht erzählt, der hätte besser geschwiegen. Wer eine schlechte Geschichte gut erzählt, der ist der Meister. Es

gibt auch „Geschichten ohne Inhalt“, welche von der Persönlichkeit des Erzählers getragen werden, daß das jährliche Festspiel nicht ist durch seine persönliche Bistigkeit. Der bekannte Dichter v. D. J. D. erging sich gern in folgender Jugendberührung:

„Meine Herren,“ pflegte er zu beginnen, „das Auge des Diplomaten muß sich einen Prospektbild aneignen. Als ich Legationsrat geworden war, schwebte zwischen uns und einem Kadavere — ich verheirathe lieber den Namen — ein diplomatischer Skizzen, dessen näherer Beschreibung mir das Amtsgeheimnis verbot. Beiläufiger Schriftwechsel hatte keinen Erfolg gehabt, da ertheilte mir mein Chef den ehrenvollen Auftrag, die Sache im freundlichen Lager persönlich zu verhandeln. Ich treibe mit Extrapolit ab; auf der zweiten Session brachte man mir neue Zeichnungen mit der Nachricht von bedeutenden Personalveränderungen in der Staats, welchem die Mission galt. Geben Sie Acht,“ sagte ich zu meinem Sekretär, „so denke ich mir die neue Situation und so demgemäß das Resultat unserer Sendung.“ Der Mann, sonst ein tüchtiger Kopf, ein gewiegter Arbeiter, bestritt mit mancherlei Gegenargumenten. Drei Stationen weiter fanden wir abermals detaillierte Mittheilungen aus der Residenz, die unser Reiseziel war. „Was sagen Sie nun?“ fragte ich meinen Begleiter. Er blieb bei seiner vorigen Ansicht. In der Morgenstunde gelangten wir an Ort und Stelle. Gleich die erste Konferenz war entscheidend, die Delegation erwiderte sich meinen Vermuthungen förmlich: ich hatte überall Recht gehabt. Und dann, meine Herren, sage ich: das Auge des Diplomaten muß sich einen Prospektbild aneignen.“

Graf A. nannte solche Erzählungen: „Käse- und Gelehrten.“

Geselliger Ton. — Ihn charakterisirt nicht das, was er erlaubt, sondern das, was er verbietet: alles Unzulässige nämlich, alle harten Ecken, damit die Umgänge im harmonischen Akkord zusammenklingen. Die lieblichste löstliche Heil wird zum geselligen Spiel durch Erhebung und Bewandlung. Wenn diese Letztere nicht zur Seite standen, der veränderte die letzte Sitzung als ernstliche Wichtigkeit der natürlichen Freiheit; er überließ mir, daß jede Gemüthsart der Menschen, daß Familie, Gemeinde, Staat dem Einzelnen stets Befürchtungen aufzulegen, die notwendig werden zum Wohle des Ganzen. Es gibt Menschen, denen verhängt ist, durch geistlichen Schicksal als Brillanten zu glänzen, darum wählen sie das Extrem und thun sich hervor als überbe Sonderlinge — eine Variation von Caesar's Grundzug, der lieber anderswo der Erste, als in Rom der Zweite sein wollte. Weicht der Plan verfehlt, dann ist er nicht eitel erdacht: sie wagen sich durch Originalität bemerkbar, und Originalität brüht.

Geselligkeiten. — Die kleinen dürfen nie langweilig sein, oder Weisheit und Weisheit verheißt die Dunkelheit nicht — (vergleiche im Allgemeinen „Dreier“), die großen müssen sich ihre geistige Nahrung selbst beschaffen. Wirth und Wirthin liefern dazu nur allgemeine Nahrungsmittel und gute Naturalverpflegung, denn der Leib regnet auf den Geist. Dabei bleibt jeder sein eigener Herr — im Kommen und Gehen, im Leben und Sterben, im Schwärzen und Denken, in Speisen, Getränken. Die republikanische Zwanglosigkeit wirkt wesentlich wie ein Wahren, im ruhigen Wechsel vertheilen sich die Sterne des Lebens, was sich finden will, findet sich nur um so leichter, und Kabinette oder Gesellschaften bieten die Hohenbüchel für Paul und Virginie, für Hummel und Lina.

Angehende Schüler einer Hauslichkeit mögen sich die häufigste Noth merken, daß mindestens 25 Prozent der Eingeladenen abfallen. Künftigen: Lebende Bilder oder gar Viehscherbehalter im Programm.

Gewichtsordnung des Salongesprächs: — das Gewicht des Salongesprächs steht im umgekehrten Verhältniß zur Hörszahl: was Einer Allen erzählt, ist die leichteste Waare; spricht er nur zu Fünften, so denkt Jeder: „Auf mich kommt bloß ein Fünftel“; aber das Wort unter vier Augen fällt schwer in die Waagschale.

Eine besondere Species der Unterhaltungen ist dem Hörer nur dann willkommen, wenn es zweifelhaft bleiben kann, ob er sie höre, wenn ihm die Antwort geknallt ist. Freie Unterhaltungen macht man jungen Damen mit Unbefangenheit während des Dinnabens: das Wort verdichtet unter Aufsicht gegen fremde Neugier (konf. „Schneidehaken“).

Guter Rath. — Wenige verstehen ihn zu ertheilen, denn die Weisheit ertheilt ihm aus ihrem Gesichtspunkt, statt aus dem des Rathsuchenden: Wenige verstehen ihn zu benutzen, denn die Weisheit wollen nur das Hören, was ihrem Egoismus entspricht: den unermesslichen Rath nennen sie — schlecht. So ist denn guter Rath eine gefasste Waare, die man schwer erst erhalt und die in der Regel schlecht bezahlt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaktion: Oswald Hallerger.

Erkenntnismachungen aller Art.

Mineralwasser- und Champagner-Maschinen

vertheilt in allen Provinzen und in allen Städten

Mineralwasser-Maschinen auf Hand- und Fußkraft

Epileptische Krämpfe (Fallsucht)

heilt der Spezialarzt für Epilepsie Dr. O. Kuntze in Berlin, jetzt Mittelstrasse Nr. 6. — Auswärtige brieflich. Schon über Hundert geheilt.

Mineralwasser-Maschinen à 1200 bis 1300.

Cismaschinen jeder Größe. Illustrierte Preisverzeichnisse gratis. Frankfurt.

704

N. Gressler, Halle a. d. Saale.

Für Freunde der Deutschen in Amerika,

und speziell der deutschen Deutschländer Zögner.

Ersten in erschienen:

„Zehnzig Jahre des Bestehens der Schlesischen Provinzial-Literatur in New-York.“ Die Preisverzeichnisse gratis von E. Stricker, 23. Straße, 1. St.

„Wie es leidet nach der Zeit“ von Richard von Langen von

E. Stricker, Betreuer und Buchhändler, in New-York.



Zweihundzwanzigster Band.
 Elfter Jahrgang,
 Zweites Heft.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

Herausgegeben von
F. W. Hackländer.

Stuttgart, April 1869.
 Erscheint jeden Sonntag.
 Preis vierteljährlich
 Thlr. 1. — oder fl. 1. 40 fr. Rhein.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Die Verschollenen. von Adolf Holtzmann. — Aus der Geschichte der Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz.

Bilder: Maria von Albrecht. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz.

Illustrationen: Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz. — Die Kaiserin von Frankreich. von H. Schütz.

Die Verschollenen.

Von Adolf Holtzmann.

(Fortsetzung.)

10.

Ich war nun in den Schoß meiner Mutterkirche zurückgekehrt und glaubte — zu glauben; aber vor Allen trieb es mich, etwas zu thun, mir die Erde und den Himmel zu verdienen. So ward ich Maltheesritter und stellte mich zur Verfügung, so es wozu es sei. Man hatte untern Orden, wie du weisst, von untern Inseln vertrieben; um so mehr war es nun seine Pflicht, für die Ausbreitung der Kirche an andern Orten zu wirken. Ich übernahm einige gefährliche Aufträge, die ich mit persönlicher Vermuthungslosigkeit erfüllte; ein netter Genuß war es in mir erwacht, ein Krieg, alles Weltliche in mir abzuwischen, mein Ich zu opfern. Ich fühlte so manchen Freund in meiner Brust, in meiner Gesellschafter, den ich befehlen mußte, um wirklich glauben zu können. Damit ich ihrer Wirt würde, gab ich mich ganz dem einen Gedanken hin, der Menschheit alle meine Kräfte zu widmen. Auf den Reisen, die ich im Dienst der Kirche machte, hatte ich mit barbarischen Völkern verkehrt und durch geistige Mittel auf sie wirken gelernt; nun kam ich nach Rom zurück, und in der römischen Campagna fiel mir der Gedanke überaus auf's Herz, daß hier für einen selbstlos opferfähigen Menschen das allerbestmögliche Feld sei, keinen

vermögendsten Weibern zu nützen. Ich fragte mich, warum man Wissenschaft und Wissenschaftler von Rom nach Afrika und Asien schickte, um dort Glauben und Sitte zu verbreiten, während vor den Thoren der ewigen Stadt ein Geschlecht von halbverwahrlosten Menschen lebe, wie von einem irdischen, bösen Dämon dorthin gefesselt, um der Kirche ihre Ohnmacht ständlich vor Augen zu halten. Diese

Campagna-Hirten, mit ihren grauen und schwarzen Herden über das weite, melancholische Trümmerfeld umhergestreut, in ihren streichen und schlaffen Hüten, ungeachtet wie ihre weißen Hände, trübseliges Weiden im Blut, überglänzend wie nur irgend die Hünder der Goldstücke; mit ihrer wortarmen, verfinsterten Sprache, ihrer stumpfen Gelegenheit in die einsam wiederkehrende Fieber-



Die neue Campagna auf dem berühmten Hügel von St. Peter, nach einer Skizze von H. Schütz, von J. Schütz, 1869.

wein, die durch ihre gelben, sternen Gesichtern jähert — diese Menschen sollten weniger der Fürsorge bedürfen, als die schwarzen Herden Afrikas, nur weil sie den Namen nach schon Christen waren! Wachte denn der Name den Christen? — Vor dieser laubenthielten Sprache blieb ich stehen, und allen Schritten ausweichend, versuchte ich es auf meine eigene Hand, die Gedankenlosigkeit der Kirche gut zu machen. Ich hatte zunächst meine Thesen in aller Demuth auf eine so nahe liegende Aufgabe hingeworfen; sie wurden die nächsten, es lag ihnen näher, neue Pläne für ferne Welttheile anzubringen. Ich ließ mich nicht entmutigen, und wendete nun fast Tag für Tag in die Campagna hinaus, um mich mit den Campagnen bekannt zu machen, ihr Wesen und zu erkennen, und unvermerkt zu ihrem Lehrer zu werden. Meine Kleidung, mit Menschen schicklicher Art zu leben, gewann mir bald ihr Vertrauen; meine Bedürfnislosigkeit, die sie für Armuth hielten, meine einfache Kleidung schätzten mich gegen ihre Habgier. Auch die wilden Scherbenbunde gewöhnten sich an mich; ich lernte sie baldigen wie ihre eigenen Herren. Und wenn ich, an einem der alten Aquadukte oder auf einem

halsberstürzten römischen Grab, mit diesen christlichen Heiden lagerte und ihre uralten, einschüdernden Katakomben von ihnen lernte, oder ihnen von fremden Vätern erzählte und, als Nachahmer des Sokrates, sie durch ein Labyrinth von gewöhnlichen Fragen zu meinen Ideen führte, — die Jünger, Schafe und Hunde glöbten um uns her, die Grillen im Grase schreien, Cicconcolonen über dem blauen Gebirg, und am Horizont die Peterskuppel in der Sonne blinkend, — so verging ich, wo ich war, Sophie, und glaubte im Orient in irgend einer unbekannten Ebene zu rasten, im fremdesten Märchen von Tausend und Eine Nacht, und als müßte ich beim letzten Wort des Erzählers aus diesem Traum in meiner Heimat erwachen.

Zuweilen zog ich auch mit mir allein in die weite Einsamkeit der Ebene hinaus; und sollte mich ein unerwarteter herrlicher Tag, wie sie der römischen Campagna so oft geschenkt werden, so ritt ich in's Gebirge hinaus, um von diesem wunderlichen Treiben anzurufen und das schönste Land der Welt in seiner ganzen Entfaltung zu überblicken. Höhen, Ebene, Hügelkette, Rom und Meer schoben sich dann, wie von einer zäubernden Hand geführt, zu einem Kunstgebilde zusammen, das in allem Licht des ersten göttlichen Wiederlebens zu schweben schien. Dann kamen wieder jene wallenden Trübe der Jünglingszeit über mich, Sophie, die mich im selben Augenblick jagenden und bestimmenden; jene Sehnacht, die ganze Herrlichkeit der Welt in einem Blick, einem Gefühl zu genießen, und dann bei Seite zu geben, um mich vor ihren Anstößen und Orkanen in die Stille der Weltentfernung zu retten.

So war ich eines Tages, das Lenzentheil hinauf, nach Sagro Epero geritten, das hinter Subiaco im Sabinergebiet liegt. In einem engen Thal, hinter einem Eichenhain, in dem man feierlich durch ein Thor hineintritt, zeigt sich auf einmal das Kloster wie ein Schwalbennest an den Felsen gehängt; auf dem römischen Hügel zur Thalschlucht nur eben noch Platz genug, um ein kleines Gärtchen, mit den heiligen Rosen des Brautkultus, zu tragen. Tiefer und phantastischer Abgeschiedenheit hatte ich nie gesehen. Der große Geist dieser Erde erfüllte mich. Hier, dachte ich, mindestens da still und feierlich deine Tage beschließen! Dann wieder schüttelte ich meine Augen, mein Verstand, meine Kraft; ich wußte nicht, was ich sollte, was ich wollte. Wanderschaft, stübenweg, ritt ich endlich nach Subiaco zurück. Unterwegs, an der Thalschlucht, kam ich an einen kleinen Eichenhain, mit Roskiden umsäumt, einige Ruinenreste in der Nähe. Die Sonne brannte sehr warm, der Herbst goß noch einmal Sommergluten aus, und halberstarrt lenkte ich von der Straße dem Schatten dieser Baumgruppen zu. Als ich näher kam, hörte ich lautes, lustiges Gelächter, deutliche Stimmen, und sah auf einmal zwischen den Bäumen durch eine Gesellschaft junger Männer, die sich phantastisch betrunken hatten und auf dem Boden hingelagert aus großen Bechern sich zutoasteten. Der Organismus dieses Anblicks zu meiner eigenen Stimmung war so unwiderstehlich, so stark, daß ich unwillkürlich einen Augenblick anhielt, um in die seltsame Erscheinung hineinzufahren. Eben wollte ich dann mein Pferd herumlenken, als einer der Jünglinge aufsprang und auf mich zu lief. Er rief mich mit italienischen und deutschen Worten an, verneigte sich mit der größten Anmuth, die man sehen konnte, und ersuchte mich im Namen seiner Freunde, an ihrem antiken Waldesfest theilzunehmen. Ich erwiderte ihm lächelnd, daß ich an so heidnische Festlichkeiten allzu wenig gewöhnt sei, und konnte dabei nicht wissen, auf seine Gestalt einen unverhohlenen bewundernden Blick zu werfen. Er erschien mir als ein Mensch von wahrhaftig griechischer Schönheit; der Kopf von der auffallendsten Gestalt, die länglichen, vollen Wangen von braunem, fast lachendem Haar umrahmt, eine Stirn wie aus warmem, gelblichem Marmor gewenkt, und unter dieser Stirn schwarze, große, träumende Augen, wie deine. Ich sah hinein und meinte plötzlich in allen Zügen dieselbe auffallende Lebhaftigkeit zu entdecken, hielt, ohne zu reden, still, und starrte ihn an. Endlich glaubte er mir wohl lange genug Stand gehalten zu haben, und fragte heiter mit der einseitigsten Aufmerksamkeit, ob ich etwa auch ein Künstler sei, daß ich so gründliche Untersuchungen anstelle. Nein, erwiderte ich, aber nannte ihm den Namen Benjamin und den seiner Schwester und fragte, ob er der junge Bildhauer sei, für den ich ihn nach seinem Gesichte halten mußte. Kaum hatte er die beiden Namen gehört, als er lebhaft mit dem Kopfe nicken, mein Werk ohne Weiteres beim Jügel halten und in der übermüthigsten Laune ausrief: Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, ich sehe, das önische Forum führt Sie her, und es scheint mir sehr notwendig, daß wir in ordentlicher Sitzung mit einander Bekanntschaft machen.

Damit zog er mich seinen Kameraden zu, die mittlerweile gleichfalls aufgefunden waren. Ich erklärte ihm, daß ich ein Freund seiner Schwester sei, er nicht wieder, als hab' er es schon erzählt, und drückte mir lebhaft die Hand. Ob' ich mich recht bestimmen konnte, waren wir an Ort und Stelle und ich vom Pferde herab. Man umarmte mich, forschte mich von allen Seiten auf, ihr Gäß zu sein. Mit einem Blick auf Benjamin, dessen Augen unwiderstehlich auf mich wirkten, gab ich mich einverle-

ben und nahm in ihrer Mitte auf einer Baumwurzel Platz. Das befranzte Weinfaß ward näher gerückt. Unter dessen hatte sich Benjamin neben mich niedergelassen, schob seinen Arm um meine Stirn und lächelte mit etwas weintraurigen Blicken, unter denen die schönsten Wangen glühten, über mich hin. Ich war — wie soll ich die erregten, Sophie, in welchem Lärm ich doch! Jüngendliche Wärmegedühle, wie damals, als ich dich auf dem Friedhofsbäumen fand, rieselten über mich her. Ich schüttelte mich versucht, dein liebendwürdiges Ebenbild in meine Arme zu schließen und alle meine Empfindungen für dich und ihn auf seinen blühenden Lippen zu besiegeln.

Ah, Sophie, wie schön war dein Bruder! Du hast ihn nicht mehr in diesem glückseligen Glanz der Lebensfreude gesehen. Wie schmerzte seine unermüthige Gestalt sich jeder inneren Bewegung an; wie breitet lächelte sein vornehm geformter, italienischer Mund; wie leuchtete das ideale Gefühl des Daseins auf seinen schmalen Augen! — Mich durchdrante ein Zug des Herzens zu ihm, wie ich ihn nie zu einem Wesen meines Geschlechts empfunden hatte. Wir gingen am Abend neben einander nach Subiaco zurück; die jungen Männer — deutsche und nordische Künstler — schwärzten singend und lachend vor und auf; ich wurde ganz still, in meine Gefühle verloren. Er nahm meinen Arm und erklärte mir, daß er erst seit einigen Wochen in Rom und der glückseligen Wälsch sei. Auf einmal fiel ihm ein, nach meinem Namen zu fragen, was er bis zu diesem Augenblick noch nicht gekannt hatte. Ich sagte ihm, wer ich sei; — sofort rührte sich sein Arm in dem meinen und machte eine Bewegung, wie um sich zurückzuziehen. Ich blinde ihn sagend an. Sein Gesicht ward roth; dann sah er vor sich hin und erklärte mir, er habe schon davon gehört, daß ich ein Freund seines Bruders, des Jesuiten — und hier stockte seine Zunge ein wenig — und ebenso wie er zum Kirchenglauben zurückgekehrt sei. Ich bejahte das und fragte, ob er gegen so einen Menschen ein natürliches Gefühl der Abneigung, des Widerwillens habe? Nicht das, sagte er, und schüttelte mit einer sehr liebendwürdigen Gebärde den Kopf; aber er wolle mir offenherzig gestehen, daß er von einem Mann — und gar von einem Manne mit meinem Gesicht, meiner großen Stirn — so einen Scheit nicht verstehen könne. Es sei vielleicht seine Schuld; denn er sei, so lange er denken könne, stets ein Heide gewesen. Sein Gott habe nichts mit Priestern und mit Kirken zu thun. Er hatte das Alles für — Doch warum davon reden, sagte er auf einmal und sah mich jugendlich zurecht in's Gesicht, was geht mich Ihr Christenthum an! Sie sind ein Freund meiner Schwester, Sophie hat Sie lieb, sie hat mir in jedem Brief von Ihnen geschrieben. Man muß auch seine Feinde lieben können! Setzte er mit einem hinreißenden Lächeln hinzu, blieb stehen und gab mir die Hand. Ich hielt sie fest, und sein Lächeln erwidierend gelang es ihm, daß ich ihn schon von Herzen liebte.

Von dieser Stunde an war unsere Freundschaft erfüllt; — und ich muß es dir von Aemem sagen, Sophie, was ich dir so oft in deine Thränen hinein verflücht habe, daß ich außer die keinen Menschen so geliebt habe wie ihn. Er wurde mir der Inbegriff jugendlicher Anmuth und Güte. Ich fand so viel Männlichkeit und Weiblichkeit in ihm vereint, daß ich fast vergaß, wer er war; ich konnte mir einbilden, den reinen Menschen, aus den getrennten Geschlechtern wieder hergeleitet, vor Augen zu sehen. Sein bloßer Anblick rührte mich von Herzen, weckte mich aus dem schwermüthigen Träumen auf. Wie von Saul der böse Geist wich, wenn David's Harfe erklang, so ward es in mir, wenn Benjamin auf meiner Schwelle erschien und sein freundlich grüßendes Auge auf mich ruhte. Ich redete mir endlich ein, in diesem liebevollen Freundschaftsbund einen Ersatz für Alles, was ich durch mein Gedulde ausgegeben hatte, für Frohenleide und Eitelkeit, am Herzen zu halten. Und wenn mich zuweilen die allzu weibliche Weichheit seiner Seele ängstete, wenn die frühe Abnung in mir aufstieg, daß er die Stürme dieser Welt nicht ertragen werde, — dann tröstete mich das schmerzliche Gefühl, daß ich ja dieser zarten Seele zum Manne bestimmt sei; und jung und verträumt, wie ich selber noch war, gab ich meinem guten Stern die Kraft, alle uns feindlichen Mächte zu bezwingen.

O Thor! o Thor! O ihr Wagnisse des Stolzes! — Ich glaubte diesen Jüngling und unser Schicksal zu führen, und ward geführt; ich glaubte meine Seele zu bilden, und sie nahm der meinen unendlich ihre verführerische Form. Ich ein fertiges Wandervogel, der vor mir da, die Seele eines rein und ganz ästhetischen Menschen, der dem Andern seinen Glauben lieh, doch für sich selber nichts damit zu machen wollte; denn er brachte nichts als die schöne Welt, in ihr sah und liebte er seinen Gott, und Alles, was nicht den Todestrieb des Künstlers in ihm erregte, war für ihn todt. Mit wachsender Befremdung sah ich diesen reinen Menschen an, der ruhig und schloß — denn sein Herz, Sophie, war ohne Sünde! — mit sanfter Freude, mit Liebe zu allen Wesen seines Weges ging, seinen eigenen Gott im Herzen; der nicht fassen konnte, was ich unter göttlicher Gnade und Vermittlung verstand. Er sah die Welt wie ein Kunstgebilde

an, das unter unsichtbarem Weisheitsflog fort und fort entfiel, ewig sich gleich und ungleich, und nur da, um zu sein; das zu sehen ist, um noch etwas über sich zu stellen, und zu unermesslich, um sich je zu vollenden. Wie viele Gleichnisse warf seine ruhige, schwebende, lachende Phantasie gleich bunten Blasen hervor, um sein poetisch-schönes Weltgefühl in mich auszufließen!

Wie hat es ein wunderliches Verhältnis zwischen einem heimischen Künstler und einem Italiener gegeben, als zwischen deinem Benjamin und mir. Ich mußte darauf verzichten, ihn zu bekehren; ich fühlte meine ganze Ohnmacht, ihm einen andern Glauben für seine Seele zu geben, als meine Liebe und mein persönliches Ich. Da ich begann an Allem irre zu werden, was ich geglaubt hatte; meine eigenen Jugendgeister machten wieder auf, ich erschau vor mir selbst. All mein bisheriges Treiben war mir verabschiedet. Und zugleich — und zugleich mußte ich mit Verwunderung sehen, wie sehr sich Benjamin's weiches, menschenfreundliches Herz seinem Bruder entzündet hatte; wie der Humanismus, der Glaubensflog, mit dem auch ihn Benediktus zu bekehren versuchte, ein tiefes Gefühl der Verachtung in ihm entzündet hatte, dem er nicht widerstand. Du wirst es mir zu gut, an welchen Anfängen dieser gegenwärtigen Widerwille der beiden Brüder herabzuwurzeln; wie abgrundtief er in ihren Naturen begründet war. Benediktus wußte sich vergebens mit Stolz gegen den freisinnigen Reid; Benjamin suchte Vergessen in seiner Brust nach einem Brudergefühl für diese scharfe, blinde, stunde Seele. Wie oft spielt das Schicksal dieses grauenhaften Spiel, daß es durch Wende des Wais zwei Menschen zusammenpreßt, die sich ewig nie hätten begegnen sollen!

Und dieser Jüngling, Sophie, der seinem Bruder kalt und widerwärtig gegenüberstand, wie liebte er seine Schwester! Wie hing ihm jähliches Herz an dir; wie zehrte es ihm oft alle Lebensfreude weg, an dein Opfer und an dein Gedenk zu denken! — Und wie ward ich erschüttert, als ich nun von ihm erfuhr, wohin der Wahnsinn des Egoismus seinen Geistes verführt hatte; daß er aus Eiferigkeit auf diesen allzu warm geliebten Bruder, aus Haß auf den Unschuldigen, an dem deine Seele hing, jeden Verkehr zwischen euch zerrissen, die das Natürlichste, was es auf Erden gab, wie ein Verbrechen verurteilt hatte! Wie ich erfuhr, wie sehr du das Verbrechen müde geworden, wie du dann endlich den Mann der Tyrannnei zerbrochen, mit Hülfe deines treuen Philipp den heimlichen Briefwechsel mit Benjamin begonnen hast, der nun zwischen Bruder und Schwester wie zwischen sträflich Liebenden verflochten hin und her ging! Weil ihr ja von der Gnade dieses Menschen lebte, der die täglich sein Wohlthaten vorbrachte, der dafür alle Gedanken seines Herzens für sich verlangte! — O Sophie, noch jetzt, wenn ich nach so manchen Jahren daran denke, wallt wieder alle Empörung in mir auf. An jenem Abend, als ich diese Dinge aus Benjamin's Mund erfuhr, schüttelte ich zum ersten Male deutlich, wie sich Hoff und Liebe in mir mischten; daß ich dich liebte, Sophie — ja, aus tiefstem Willen brach, wie die Blume dieses Gefühls, die Empfindung auf, vor der ich fünf Jahren stob, die sich in Benjamin's Gestalt in meine angesehene Brust geschlichen hatte.

Ich glaube nur ich zu lieben und liebe dich; und in diese halbschlechte Dämmerung gehüllt, vor der Wahrheit stehend, stob ich nach Menschenart meinem Geschick entgegen.

11.

Es kam endlich der Tag, an dem sich mir das Geheimnis enthüllen sollte, das den Stein zu unser aller Schicksal in sich trug. Der Namestag ging zu Ende; ich hatte ihn, wie es meinem Verfall geziemte, mein still in meiner Klausur zugebracht, und der lebenslustige Benjamin in seiner Herzensgüte mir oft Gesellschaft geleistet. Am letzten Tage aber ließ er mir keine Ruhe; ohne auf meine Einwände zu achten, zog er mich auf die Straße hinaus und in das allgemeine Markenschum hinein, um wenigstens die große Schlacht zu erleben. Die Hand in meiner Rocktasche, wie er es liebte, schenkte er neben mir durch die Gassen hin, in denen es schon zu dunkeln anging, aber das bunteste Treiben auf und nieder schwärmte, und drängte sich mit mir, eben da das Vortreiben begann sollte, in den Corso hinein. Wie Johanniswürmchen tauchten hier die Lichtfanten brennender Nachschrecken an allen Enden, in allen Ecken und Winkeln. Die langen Wagenreihen erstreckten sich mit Laternen, die Fußgänger hielten ihre Ketten in die Höhe, die Balkone räumten von hin- und herabwinkenden Reflektoren, auf denen das Licht bald aufstrahlte, bald erlosch; und nun begann überall mit wildem Getöse der Kampf gegen die brennenden „Arcofio“, mit Händen und Fußentwürfen, Blumensträußen, Lappen an Stangen gebunden, — von Allen gegen Alle, und doch flammt es herrlich, immer weiter, die ganze hohe Straße auf und nieder. Ich stand an ein Haus gelehnt in stiller Betrachtung da, sah brands von dem barchantischen Gewirte. Benjamin aber, dem die Augen leuchteten, kämpfte mit und schien mir noch ein Gefühl der Lust zu sein. Eine ungeheure Menschen-

welle warf ihn plötzlich auf die andere Seite der Straße; doch ebenso plötzlich tauchte er über den Rücken der Menge wieder empor und flüchtete auf den Schultern eines Raders, in dem ich einen feinen jungen Fremden erkannte, zu einem Rejanianer hin, um seine ausgesagte Kette an dem Licht einer reisenden jungen Römerin wieder anzuzünden. Die Menge unten, die sein Vorhaben vereiteln wollte, schlug schreiend und lachend mit Fäustern und Stangen nach den schwankenden Lichtern, bombardirte sie mit weißen Sträußen. Benjamin aber, durch nichts beirrt, blieb oben stehen und wiederholte seinen Versuch immer dem Neuen, während die Schöne sehr eifrig bemüht war, ihm zu helfen. Endlich gelang es ihm wirklich. Er vernagte sich dankend gegen die Römerin, und in diesem Augenblick sog ihm aus ihren Augen ein kurzer, aber so geheimnißvoll bedeckter Blick zu, daß ich, auf meinem Zuschauerplatz an der Wand, fast zusammenlief. Er schien ich ebenso häufig und ebenso bereit zu erwidern. Ein eigenenthümliches Eiferjuckgefühls lief mir über die Haut; ganz betroffen starrte ich hinüber. Benjamin warf noch einen triumphirenden Blick umher, ohne mich zu sehen, sprang wieder herunter, und im nächsten Augenblick war auch seine Kette ausgelöscht und er in der Menge verschwunden.

Als sich der Blick nach einer Weile etwas lüthete, machte ich mir Bahn, um ihn zu suchen. Er stand noch unter jenem Fenster, an dem er seine liebliche Gestalt mehr zu sehen war, und blinnte wie von ungesagter mit halben Augen hinaus. Ich legte meine Hand auf seine Schulter; er wurde leicht zusammen. Benjamin, flüchtete ich an seinem Ohr, — du liebst sie. — Eine dunkle Rölke schlug in seinem glühenden Antlitz auf. Dann lächelte er mich an. Du hast es wirklich erkannt, erwiderte er nach einer Weile und zog mich hinweg. Die Straße ward frei, das funkelnde Lichterlächeln hing an sie erlöschend; — und mir schien es, Sophie, als gingen auch in meiner Brust die Flammen aus. Ein feinerer Schmerz legte sich mir am's Herz; mir war, als hätte ich Benjamin verloren. Ich fragte nicht weiter. Unterdeß hatte die Nacht geist, das Fest war zu Ende, wir verließen den Florio und wandten uns heimwärts in die Stadt. Benjamin hing an meinem Arm und sang leise vor sich hin. Endlich schien ihn doch mein Schmerz zu bedrücken, und zu mir gewandt fragte er unschlüssig, ob mir etwas fehle? Die abnungsvollen Worte verdoppelten meinen Schmerz. Aber ich bezwang mich. Stillschweigend, diese schweremüthige, trankte Eiferjuck mit ihrem Laut zu verdrängen, drückte ich ihm mit einem Schmerz die Hand und schloß ihn, daß er ein Geheimniß vor mir gehabt habe. Konstantin, sagte er, was willst du? Soll ich dir, wenn du mit diesem überirdischen Ernst, wie alle die Tage her, mich Gebensohn anblindest, — soll ich dir dann so kleine Herzensgeschichten erzählen? Konstantin, über die du längst erhaben bist! — Aber jetzt, da du es erlauben hast, jetzt soll ich dir sagen, Konstantin, daß ich mich indessen fürchte als ich, und daß ich ein Mensch bin, dem die Götter beneiden! — Und auch einmal fiel er mir um den Hals und preßte mich so lieblich in seine Arme, daß mir, im Durch-einanderfließen der verschiedensten Gefühle, fast die Sinne vergingen.

Er nahm dann wieder meinen Arm und zog mich weiter, und während die Wachen, die lachenden Gruppen, die raschenden Tambouren und ansturmenden, erlaubte er mir leise die kurze Geschichte seines Liebesglücks. Daß seine Lucia eine junge Witwe sei, aber frisch und blühend wie das unschuldigste Mädchen; daß sie seit zwei Tagen heimlich verlobt sei; daß ihnen aber allerdings noch manchem Klein im Wege liege, weil Lucia's Familie überaus bigott und er — der Himmel wisse, durch welchen Schleier — ihnen schon als ein unverbesserlicher Ketter verdächtigt sei. Dann aber schwärmte er wieder von ihrer Kammt, ihrer holden Seele. Ich hörte ihm schweigend zu. In seinem Geräusch waren wir an eine der großen Oefen am Kapitol gekommen; hier hand er still und hat mich mit unwiderstehlicher Stimme, mit ihm einzutreten und ein Glas Frascalet auf seine Lucia zu trinken. Wie traten ein; in dem tiefen Gemüth der Luft von Musik, eine Gesellschaft von Männern in den leuchtenden Sonnenstrahlen sah an einem Tisch und kimperte auf ihren Mandolinen, ein weißer Bajazzo schlug die Kastagnetten, von anderen Tischen her fiel man, indem man die Gläser klingen ließ, im Takte ein oder trommelte mit den Füßen. Unterdeß offen die Frauen mit römischer Unermüdlichkeit, Säuglinge schrien auf den Armen ihrer Mütter, die größeren Knaben sagten sich, Tambouren schwenkend, mit entzücktem Geschrei um die Götterbilder herum, und eine wahre Hölle-lustigkeit schwirte durch die Gasse. Wir ward übel und weh; Benjamin aber, von seinem eigenen Seelenrausch erfüllt, bildete fröhlich in den Tumult hinein und lächelte mir das verklärte Echo seiner Freude darin zu hören. Wir tranken, ließen die Gläser zusammenklingen, und ich fühlte mich immer einen unangenehmen Schmerz. Die ganze Einsamkeit meines Dahins Wand wieder nach vor mir in Bewußtsein. Ich war nun wieder allein, und dieser letzte und thörichteste meiner Träume zu Ende! — Endlich legte ich mich auf, zog ihn mit hinaus und füllte die Bestimmung,

auf der gelbensten Kissenluft in die ruhige Nacht hinaus-zutreten. Der Sternenhimmel richtete mich auf und löste den Kampf in mir. Ich sah mich wieder als den Fremdling auf dieser Erde, der zum Entgehen bestimmt sei; sah durch Benjamin's schwarze, schimmernde Augen in sein reines, weiches, liebebedürftiges Gemüth, — und es erschien mir ungeheuerlich, ihm sein Glück nicht zu gönnen. Plötzlich stand ich still, nahm seine Hände, und während er mir verwundert in's Gesicht sah, gelächte ich ihm, daß Lucia sein werden sollte, was auch für Hindernisse sich vor uns aufthürmen möchten.

O Sophie, — und was sollte nun für ein Tag! Wie sollte ich Abnungselser und tiefen Aushauch der Liebe und Entzückung, aus diesem bergereichernden Klauben auf-wachen! — Ich ging, umhingend, wie ich noch war, am Alchermittelweg im kalten Regen durch die verfinsterten Straßen, um Benjamin in seiner Herkules aufzuheben. Als ich hineintrat, fand ich die Türe erschrocken, einige angefangene Worte zerfallen am Boden und mit Blut beschrift, und ein Geknarr, oder was er war, lag in der Ecke. Auf meine erschrockene Frage, was das Alles be-deute, trat der junge Walter, auf dessen Schultern Benjamin sich gelassen das Licht und den Blick erobert hatte, aus dem anstehenden Schlafzimmer hervor, begrüßte mich still, führte mich hinaus und fing an, mir in der größten Ver-äuerung zu erzählen. Wie der wenigen Stunden der Brau-der Benediktus gekommen sei, um Benjamin offen zu be-zeugen, daß er es sei, der seine Verlobung mit Lucia zu vereiteln suchte; daß sie nur dann die Seine werden dürfe, wenn er aufrichtig und vor der Welt zur Kirche zurückkehrte; daß darin die ganze Familie einmüthig und auch Lucia bereits auf Alles gelassen sei. Der junge Wal-ter setzte — während ich ihm fastungslos in's Gesicht starrte — hinzu, daß er im Nebenzimmer die ganze Un-terredung der Brüder mitangehört habe; und wie Ben-jamin auf einmal in eine Art von Rasterei gerathen sei, den Benediktus an der Brust gepackt, ihm geschworen habe, daß er nie vor diesen Priestern und Pharisäern trüben werde, und daß ihm kein Schmerz Lucia entziehen solle. Worauf Benediktus laut erwiderte habe, Lucia sei eine gläubige Tochter der Kirche, und man werde sie noch heute an eine sichere Stätte bringen, um sie vor den Nach-stellungen eines sinnlosen Gotteslästerers zu schützen. Und darauf sei das geschrien, was er nicht ganz klar erzählen könne, weil er es nicht mit Augen gesehen habe; auf Ben-jamin's leidenschaftliche Vermuthungen sei der Andere plötzlich, wie von einem Schlag, zurückgeworfen und mit einem halb unterdrückten Schrei auf den Fußboden hin-gefallen. Was dann er aus dem Nebenzimmer hervor-gekreist sei, habe er Benjamin beschäftigt gefunden, den Bruder aufzurichten und seinen von dem Fall blutenden Kopf zu untersuchen; schwermüthig, todtenähnlich, ohne die Miere zu wechseln. Unterdeß seien durch den Lärm einige Bewohner des Hauses an die Thüre gestürzt worden; auf einmal habe Benjamin sich wie ein Sinnloser vor die Thüre geschlagen und sei hinausgeführt und nicht mehr erschienen.

Ich höre wieder jedes seiner Worte, fühle wieder Alles, was ich empfand. Als ich eine Stunde später, halb ver-klärten Geistes, in Benedikt's Zimmer trat, haßte ich noch, die beiden Brüder hier versteinert beisammen zu sehen; aber ich fand Benedikt allein. Er lag unruhig auf und nie-der, ein Aushauch um den Kopf gebunden, blaß und mit er-schreckend tiefen Kugeln zwischen den Augen; bei meinem Eintritt schien er mit sich selber zu sprechen. Ich fragte ihn, was geschehen sei, ob Benjamin ihn in einem Anfall von Verwirrung wirklich verwundet habe. Er schüttelte den Kopf. Er sei nur bei dessen wilden Redungen und Vermuthungen unwillkürlich zurückgewichen und dabei strauchelnd mit einem Gefäß kenternübergefallen. Ich fragte, ob er es für seine Pflicht gehalten habe, Ben-jamin's Lebensgefahr zu prüfen. Darauf sah er mich mit verdunkelten Augen an und murmelte endlich, daß er keine Pflichten zu kennen glaube und keine Bekehrung erwarte. Seine Finger zitterten, seine ganze Gestalt schien unsicher und erschauert zu sein. Plötzlich setzte er sich nieder und starrte mit einem ansehnlichen, ungewissen Lächeln vor sich hin, in dem sein ganzer Zustand zu lesen war: halb triumphirend, daß sein Gottesdieser ihm Kampf, Verfol-gung und Leiden eingebracht, halb erschreckt, daß die Saat des Bruderschiedes so furchtbarlich ausgegangen. Was sollten Sie noch? fragte er endlich. Ich trat vor ihn hin und sagte: Sie sind ein Mensch, Benedikt; Sie werden nicht entschließen sein, Ihren Bruder elend zu machen.

Keinen Bruder! murmelte er und brach wieder ab. Nach einer Weile setzte er hinzu: Er ist mein Bruder nicht mehr. Er hat der Bruderschaft entsagt, mit Worten, die ich nicht widerholen will. Uebrigens thue ich nichts als meine Pflicht, und ich wollte — fuhr er mit einem wilden, mißtrauischen Blick auf mich fort — das könnten auch Andere von sich sagen.

Wer hat Sie zu Lucia's Hüter gemacht? fragte ich, — ohne etwas Anderes dabei zu denken, als was in der Sache lag. Bei diesen Worten sah Benedikt auf, und nun sah ich seine glühenden Augen, aus denen alle ver-klärte Leidenschaft hervorsprang. Ich entsetzte mich über

diesen halb teuflischen Ausdruck. Nun, und wenn ich mich zu ihrem Hüter aufwerfe, tief er aus, was geht es Sie an? Klauben Sie, daß ich noch unheimliche Gefühle habe, weil ich einmal krank und von Sinnen war? — Ich weiß, was ich thue. Diese Lucia, eben diese, habe ich geliebt; ja, mein Herr Götterrichter, allerdings; ich habe sie geliebt, als es ein Verbrechen war, als sie noch ihrem Mann gehörte. Und ich habe diese Liebe meinem Gott nach einem Kampf geopfert, von dem eure hebräische Weisheit keine Ahnung hat; habe auf Alles verzichtet, was man Genug, was man Erdenglück nennt — und nun, meint ihr, soll ich einem Menschen ohne Glauben, einem Schmetterling, einem eilen, gotteslästerlichen, lästernen Knaben diese Beute hinwerfen? Ihn soll ich das ge-nießen und besitzen lassen, was ich mir mit Feuer und Schwert aus der Brust ausgerollt habe? Nie, nie, nie! rief er mit ganz entseelter, schallender Stimme aus, die Arme wie ein Rastender vor sich hinstreckend; nie, so lange ich lebe — und müßten er und ich darüber zu Grunde gehen! Werden Sie das Ihrem Schilling, der Sie hieher geschickt hat, — melden Sie ihm das, und mag er mich und Himmel und Erde verzeihen — Lucia ist vor ihm sicher, die Kirche gibt sie nicht wieder heraus, und weder die offenen, noch die verkappten Ketter sollen sie uns entreißen!

Er war außer sich, seine Augen irrten umher, ohne gelenkt zu werden, seine Gesichtsmuskeln zuckten willkürlich auf und nieder. Ich stand entsetzt und starrte ihn schwei-gend an. Was sollte ich diesem Rastenden sagen? Eine Ahnung lief wie ein Schauer über mich hin, daß hier noch irgend ein furchtlicher Ausgange bevorstehe. Ich trat endlich, da er sich wieder zu fassen schien, noch einmal auf ihn zu und fragte, ob dies sein letztes Wort sei. Er antwortete nicht. Er warf mir nur einen Blick voll Hoff-zu und wies nach der Thüre. Sagen Sie ihm, murmelte er endlich, — und sprach wieder ab. Gehen Sie. Dieser Bruder — und er starrte wie ein Verklärter vor sich nie-der — dieser Bruder stand mir stets im Wege. Auch hier, sehen Sie, auch hier. Das mußte ein Ende neh-men! — Uebrigens, wenn Einer von uns darüber wahn-sinnig werden sollte, so braucht sich Niemand zu wundern, auch unser Vater war wahnhaftig. Was ich Ihnen ge-sagt habe, habe ich gesagt. Er mag sich ein Mädchen suchen, die Welt ist groß. Ich bin nicht an gedrohenem Herzen gestorben; wird auch diese arme Seele noch zu-sammengestalten! Er hat so gern aber unsere ohnmächtige Priesterweisheit geipfelt; aber er es erleben, daß wir wenigstens Macht genug haben, ihm seinen Raub wieder aus den Händen zu reißen.

Ich erwiderte nichts mehr und ging. Wie soll ich dir sagen, Sophie, was ich empfand! Ich sah in einem Augenblick hinunter und wachte die Augen schließen. Alles war in mir aufgelöst. In Hause fand ich einen Zettel von Benjamin, — den traurigen Zettel, den ich dir aus-bewahrt habe: daß er am Leben verzweifelte, daß Lucia verschwunden sei, und daß ich ihn nicht wiedersehen werde. Er verließ Rom. Ich ersuhr nicht, wohin. Ich war in einem Zustand, der sich nicht beschreiben läßt, und die Fäden meiner Gedanken gingen an zu reißen.

Es war mittlerweile Nacht geworden; in meinem Zimmer ließ es mir keine Ruhe, ich stürzte auf die Straße hinaus und dem Thore zu. Der Regen flog sagte nieder, die rauhe Schwärze des Abends legte sich mir über die Stirn. Ich spürte das Fieber in meinem Blut und die wachsende Kälte an meinen Schößen. So viele Erschüt-terungen, so viele Schmerzen hatten seit Wochen meine Kraft unterwühlt; ich fühlte nun mit Verdrückung, daß die erkrankte Seele einen Theil ihrer Last auf den Körper hinüberwälzte. Der fiebernde Nervengeist hing an zu schwärmen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Jarenstadt.

Erinnerungen

Karl Petter.

II.

(Schluß.)

Wir begannen also nach den Valaganni auf den Dominikushügel. Hier steht das Volk eines Rarogol, und zwar mit einem Helmin, einer ausgefallenen Heiler-keit, einer Vermöglichkeit der Geister und Wägen, daß sich unwillkürlich der Vergleich mit den Italienern aufdrängt. Raz sollte meinen, daß die fremde Räte ein Volkstheil im freien eben nicht begünstigt, doch im Gegenheil — so versteht ihm eine feste, kräftige Frische, die eine wärmere Sonne vielleicht nicht in demselben Maße erzeugen würde. Auf dem großen, weiten Platz stehen in dichten Reihen Rarogol, die von Tausenden besahen werden; römische Bahnen, zu denen man eine Treppe hinauf steigt, um dann von beträchtlicher Höhe in einem kleinen Schützen

wendet, erfüllte die Luft; dazu die erregenden Klänge der Musik, die leicht kinkenden Gestalten der Tänzenden, die schnellfliehende Monotonie in den verschiedensten Sprachen, das Alles konnte wohl die Sinne betäuseln! Doch würde dieser Abend, der nur die Wiederholung von vielen anderen, nicht besonders in meiner Erinnerung haften, wenn er sich nicht durch einen eigenthümlichen Zwischenfall auszeichnete, durch ein kleines Ereigniß, wie es nur in den Momenten des vorübergehenden Lebens vorkommt, das aus Hyperästhetik, Aberglauben, Egoismus, emotionaler Engherzigkeit, freigeschüttelten Egoismus, nationaler gutmüthiger Egoisterei zusammengeleitet ist.

Eine Cavatille, die sich in meiner Nähe formirte, unterbrach plötzlich das Lärmen. Man drängte sich um ein schönes, blondes Mädchen mit wundervollen Armen und Haaren, von rosa lustigen Stoffen umwogen, die unbeweglich, leblos dahinstanden; die weit geöffneten Augen starrten mit leerem Ausdruck nach einem jungen, eleganten Mann, der seinen Blick fest auf sie gerichtet hielt. Er hob die Hände, und das schöne Mädchen schritt wie ein vom unsichtbaren Faden bewegter Automat willenlos auf ihn zu. Ich hörte nur noch, wie eine alte Dame, die eilig näher getreten, in halblautem, zornigem Tone zu dem Herrn sagte: „Geben Sie doch Spiel!“ Dann wurde das junge Mädchen, die ohnmächtig niederkniete, fortgeführt. Ich wandte mich eilends und fragend an die Gräfin, die den Vorgang spöttisch lächelnd beobachtete.

„Jen sais le mot, die Dame war übrigens recht geschickt arrangirt.“ Sie erzählte folgendes. Das schöne Mädchen war die Tochter des Generals E., der junge Mann ihr leiblicher, rechter Vater. Beide liebten sich sehr, wie Cousin und Cousine zu thun verpflichtet sind, beide beschäftigten sich mit Spiritismus und Magieismus mehr, wie ihre Ältern vertragen konnten. Diese Art mystische, unklare Schwärmerei findet in Petersburg unter der vornehmen Welt zahlreiche Anhänger. Die Eltern wünschten diese Verbindung für ihre Tochter nicht, schon deswegen, weil die griechische Kirche Heirathen zwischen Geschwisterkindern verbietet, und ein Dispens nur mit großen Kosten und Umständen zu verlangen ist. Dem jungen Mann wurde das Haus verboten und der General veranlaßte seine Verheirathung nach Vario zur Umbildung. Dort verheiratete er seine schöne Cousine nicht, und verlebte viel mit Magieisten und Clairvoyanten. Er erbat sich nach einiger Zeit Urlaub und erwiderte, zum Verwundern des Generals, wieder in Petersburg. Jede Annäherung der Liebenden wurde sogleich verhindert; die den Eltern befreundeten Familien verhielten es sogar, sie in derselben Gesellschaft zu vertheilichen. Man sich zu rächen, oder um die Einwilligung zu erlangen, hatte der junge Mann zu dem sehr alten Mittel gegriffen. Auf einem Ball, am dritten Ort, wo der General keine Anwesenheit nicht vernünftigt, hatte er sich der Geliebten genähert und sie durch Einwirkung der ihm eigenthümlichen magnetischen Kraft in

Illustrationen zu deutschen Dichtern.

Deutschlands Ehre.

Gedicht von Walter von der Vogelweide, überliefert von H. Eimrod; illustriert von E. Koch.



Drüht sich froh willkommen sein,
Der euch Hens bringt, das bin ich;
Erliebt mich nicht's allein,
Die ihr mich verachtet: ich frage mich
Wenn ihr mich gerachtet
Nur den Tod nicht scheut,
Wollt ich sterben lassen, was die Drogen leitet:
Seht, wie sie mich wärmt, ehrt.

Ja verleihe deutschen Frau'n
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Nur begieriger wird zu sehen:
Tollt man' ich nicht Gut noch Geld,
Was wolt' ich von den Eiden?
Wie ich mich zu lebe:
Teure Leibel ich mich und biete sie nichts nicht
Als daß sie mich sterblich grüßen.

Reine hat' ich viel geliebt,
Nur den besten blüht' ich allerschönst:
Nur der Liebe mich geliebt,
Wenn ich le beuten ließ mein Herz.
Zeh' ich nicht's allein,
Nur der Liebe mich geliebt:
Wenn ich leuten ließ mein Herz:
Nur der Liebe mich geliebt:
Nur der Liebe mich geliebt:

Von der Liebe bis zum Rhein
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt:

Wahrlich ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n hat er geliebt und er;
Wahrlich, was sie heißen kann,
Anderer mehrlich mag es nimmer sein:
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt,
Nur der Liebe mich geliebt:

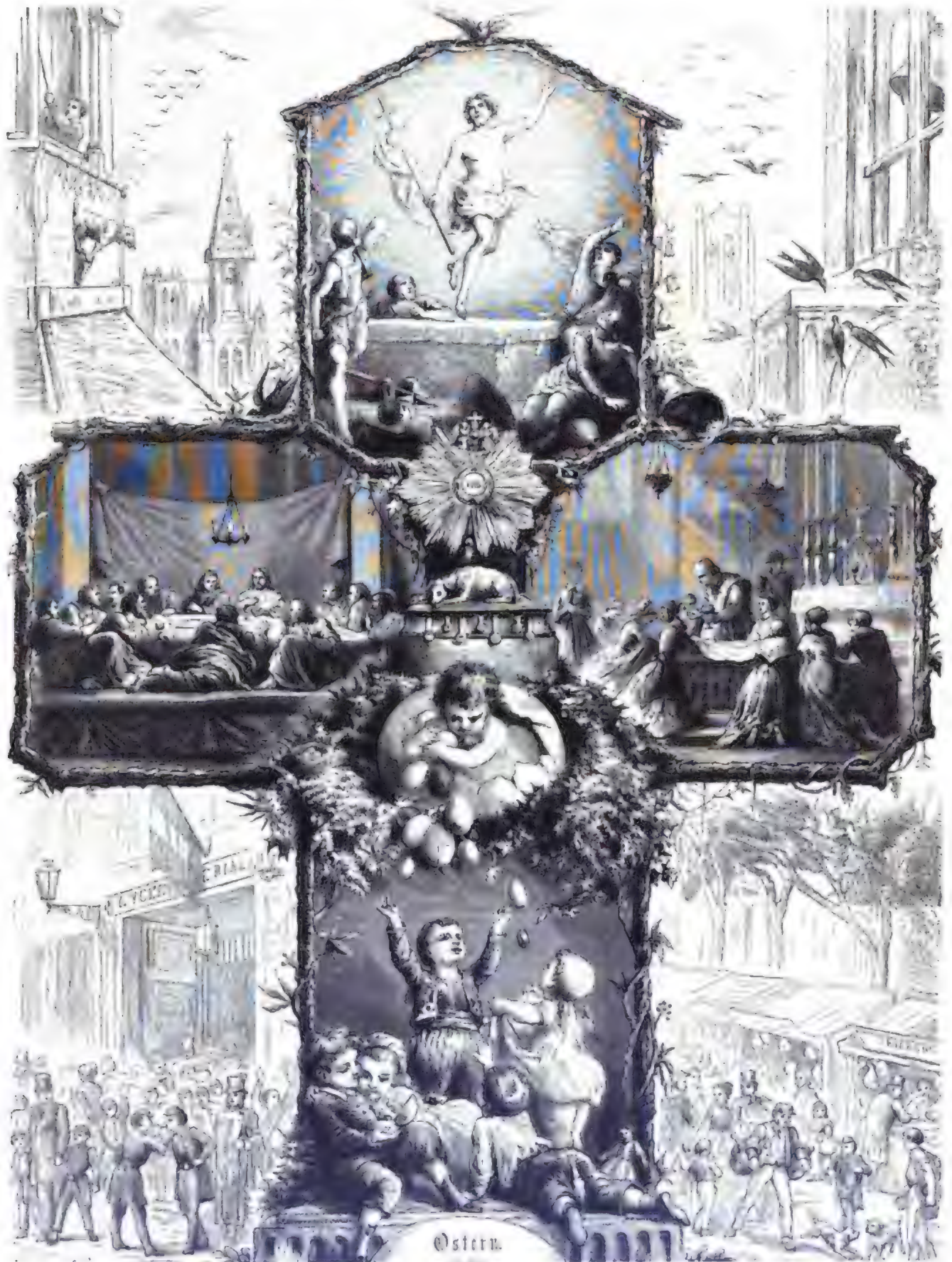
Wahrlich halb bewußtsten Zustand verleiht.

„Ich glaube auch nicht an den Magnetismus und sein Nebensache“, sagte die Gräfin, als sie meine vorübergehende Anekdote erzählte. „In das Ganze in dessen zur Komödie, so muß man gehen, daß die Akteure gut spielen. Der magnetische Schlaf der Demoselle soll erst drei Tage dauern. Die heutige Produktion ist bereits die dritte in zwei Wochen.“

„Und das Ende?“
„Das Ende wird sein, daß der alte, einsinnige General entweder nachhinkt, die Schulden seines künftigen Schwieger Sohns bezahlt, oder, daß das Paar ins Ausland flüchtet, wo sie in irgend einer Residenz einen nicht abnehmenden russischen Vertrieben finden werden, der sie einigsetzt.“

Der strenge, orthodox gläubige General, der eine Ehe, die von der Kirche nur in besonderen Ausnahmefällen sanktioniert wird, für eine schwere Sünde hielt, wandte sich direkt an den Kaiser, mit der Bitte, den gefährlichen Cousin für mehrere Jahre aus Petersburg zu verbannen. Den Erfolg dieses Schrittes wartete das liebende Paar nicht ab, sondern erfüllte die Bezauberung der Gräfin E. Der Dispens wurde nachträglich eingeholt, der erjähnte Vater verließ — sie fand am Ziel ihrer Wünsche. — Wenn la journee folle, der letzte Tag des Karnevals, wo die rauschenden Lustbarkeiten sich in athemlosem Jagd folgen, vorüber, begannen die sieben heißen Wochen der Fastenzeit. Dies ist der günstigste Zeitpunkt für Virtuosen, die sich hören lassen und Geld verdienen wollen. Kunstisten verlaunte nie, um diese Zeit kein Konzert in dem italienischen Opernhaus, das ihm zu dem Zweck überlassen wurde, zu geben. Der Andrang des Publikums war stets ein so großer, daß man sich wochenlang vorher eines Platzes verschern mußte.

Während der Fasten hört man hauptsächlich zwei Fragen, nämlich: Wo halten Sie Ihre Devotionen? und: Wo werden Sie den Sommer zubringen? Die Gegenwart ist arm an Vereinerungen, so bleibt nichts übrig, als sich in himmlische Regionen zu verlieren und Reisepläne zu machen. Faire des dévotions spielt eine wichtige Rolle. Jeder geht zum Abendmahl, die Offiziere und Beamten, die einen vom Größten darüber angestellten Schenken der Bekörderung einreichen müssen, die leistungsfähigen, schönen Frauen, die Kinder bis zum schreienden Baby herab. Es ist das in der Welt eine kleine Ruhe für die vielfachen Verhandlungen, denn die Vorbereitung dazu ist anstrengend genug. Am frühen Morgen näherten die Reite hörten, Stundenlang auf den Knieen liegen — in den russischen Kirchen gibt es keine Sitzplätze — strenge Hagen beobachten, also weder Heiß, noch Eier, Butter, Milch genießen — manche Konstitutionen erliegen fast diesem Regime. Die Kirchen, auch die protestantischen, sind überfüllt, die Austheilung der Kommunion nimmt viele Stunden in Anspruch. Alles schenkt sich nach dem Zeit der Erlösung, nach Oftern! Zu Oftern verleiht der Kaiser Ordensdekorationen, Belohnungen und Beförderungen, erhalten Kinder und Hausgenossen Geschenke:





Reichthum. Darstellung von Th. Wern. (B. 44.)

Aus meinem Bühnenleben.

Des
Marceline W....

II.

Das erste Engagement.

Als Debitante auf der kais. Hoftheater Bühne gab ich in Klopstock's *Agamemnon* die Klytemnestra. Es war eine höchst unglückliche Wahl. Diese Aufgabe erfordert nicht bloß Wahngewandtheit, als natürliches Geschick und Verstand. Ueberdies sollte mir bald beim Einstudiren neuer Rollen der Beistand meiner treulichen Lehrerin fehlen. Sie zog sich zurück — wegen einer grünen Schürze! Nach Mlle. Desnoes's Bühnenlehrerinnen Mlle. Schütz sah nämlich als Kostüm im Antiquat eine schwarzseidene Schürze an. Die Mutter wollte mich aber zum ersten, einfachen Reize lieber mit einer goldenen leben. Mlle. Desnoes vermachte ihre persönliche Autorität nicht zu verweigern, — und versagte fortan ihre mir so unentbehrliche Hilfe. Sie war vollkommen im Recht und ich — mußte ihr keine so verheißungsvolle Kritik der Mutter bösen. Denn ich sah die ersten Schritte der guten Lehrerin, als sie vor der Vorstellung kam, um im Theaterwagen mit uns ins Schauspielhaus zu fahren, und mich weiß und grün fand.

Die Freude über den freundlichsten Empfang und Beifall war keine so ungetrübte wie nach den Vorstellungen! Die Mutter kämpfte während der Vorstellung mit den Thränen, denn ihre Larm über die Wippen der neuen ihr schenken sollte so künftigen Lehrerin. Diese sinnliche Schwärze lebte und Mütter-Empfindlichkeit schloß.

So wurden Mutter und Tochter nun auf eigene Hand verlassen: *de condigno leare barque!* ... Daß der arme Boden nicht gleich am Beginn des klippigen Theaterschiffes zerbröckelte, bezeugt ich jetzt — da ich mich am Abend meines Lebens recht bewußt, mit der Devise:

„Gerecht gegen Andere, streng gegen mich“

klaren, lebensdienlichen Willens die fernere Vergangenheit zu schützen — oft selber laun.

Wie waren die gute Mutter und ihr vierzehnjähriges Töchterchen doch so gar unerwartet und unpraktisch in allem Gesehensdingen! — und wie zu befehlenden für's Theaterleben!

Wir verstanden nicht einmal: mich vortheilhaft zu schminken. Als ich eben so unerwartete Fremdbenken mir rietzen, die blauen Augenbrauen zu schwarzem, um meinen reinlichen Gesicht mehr Ausdruck zu geben, — da jagte ich im Eifer so schneidende Worte, daß ich schließlich auslief, zu meiner Unglück hatte ich überdies gehört, daß schwarze Punkte unter den Augenwimpern den Auge flammende spanische Glut geben — und ich fand auch hier das Geste mehr als zu viel.

Es handelte sich schließlich um die kleine Komödiantin, und ichsa belassen mir unter dem Wink der Theaterschule manches willkürliche Schicksal zu sehen, mochte zweifelhaftes Wort über mein Talent zu hören.

Das Alles trieb mich, etwas Selbstvertrauen zu haben. Ich wollte als zweites Debit ansetzen — *Proserpina*!

Ganz Karlsruher griechisch in Kostüm, daß ich — das Maßange, unerwartete Ding, überhaupt erst einmal vor's Publikum getreten, nach der geistlichen, schönen Amalie Neumann die schwere Rolle der *Proserpina* spielen wollte. Die arme Mutter kam immer halbtot aus ihren Zeremonien nach Hause — so sehr hatten die Damen ihr wegen meiner „*Proserpina*“ bange gemacht. Selbst Bruder Karl, der langweiligen Chyrie geworden, beklagte oft heimlich, daß seine besten Kameraden am Gelingen zu zweifeln angingen. Die Frau Marggräfin ließ mir durch Major Deambroser schmeichelnd ihr Bedenken äußern, ob meine junge Stimme auch für die poetischen Stellen der *Proserpina* anreichen würde.

Wen ich aber die kommende Mutter anfaß, so wuchs mir das muthige Wollen. Und ich lebte meine ganze junge Kraft daran, die Feuerprobe muthig zu bestehen.

Auf meine gute arrangierte Weltmeisterin Hess ich kräftiges Solo: *Pan* de rephir der Götter für mich zu Weber's entzückender Musik. — *Proserpina*'s berühmtes Bild: „Einam bin ich nicht alleine!“ schenkte mir Göttergötter Berger flüchtig ein, und die melodische Deklamation übte ich unermüdet nach dem Klavierklangen. Bruder Karl gehörte eine leichte Jagdflut und erzählte mich wie einen Reduten damit ein, Unklarheit zu geben, während der Rede abwechselnd und bei der geringsten Bewegung des Zuhörerhauptmanns wieder anzusetzen.

Und mit welchem Entzücken schätzte die gute Mutter ihre *Proserpina* heraus: spanisches Kostüm, himmelblau mit Silber, graublaue Karabazul aus dem Kopf! So wünschte mich später Vater Wenzel in München zu sehen. Er wählte die Scene, wo *Proserpina* wie verlor! Alexio's Bouquet ausgegeben. Ob das Bild noch in einer muthigen Gallerie — ob in einer Trübsünde... ich weiß es nicht.

Das Debit war überflüssig und vor Beginn der Ständes in entgegengesetzter — ja, die Besucher von Mlle. Neumann in launigster Stimmung. Und wie flopte ich selber das junge, bange Herz! Aber schon während der ersten, beifälligen Reden der Operette kam mir eine wunderbare Ruhe... und mit Gefühl und Begeisterung konnte ich sprechen:

„Während fast der ständes nicht, König's erhaben Deklamation...“

Der freudigste Beifall erhöhte meinen Muth — meine Begeisterung — mein Glück!

Das eingeleitete Solo sang ich, den Tambourin schwingend, wie von Flügel zu fliegen... und ich dachte lächelnd dabei an des muthigen Muthigen Entzückungsräume auf der Theaterbühne. Auch wenn durch das Einklinken des Horns und der Flöte im Zeit so schweres Lied gelang glücklich. Das Debit wurde nicht mehr, die neue *Proserpina* zu rufen. Ich hatte vollständig gefiegt... und doch vor mein Glück kein so harmloses, ungetrübtes, wie nach meinem ersten Erfolge als *Marquise*. Ich hatte in diesen wenigen Monaten die „brüderlichen“ ahnen gelernt. Das Anfangs so lachend nahe Fernland der idealen Kunst war in immer weitere Ferne getücht. Würde ich es je erreichen? Würde ich je eine wahre, edle Künstlerin werden? Daß es nur nach vielen bitteren Erfahrungen — nach hartem, schwerem Kampf und Mühen sein konnte, wußte ich jetzt schon. Aus der ständes und nachgehenden durch's Leben hängenden kleinen Komödiantin war — die nachdenkliche Schauspielerin einer breiteren Welt geworden.

Nach diesem zweiten glücklichen Debit trat ich in Reich und Glück mit dem weit ausgezeichneten Künstler des kais. Hoftheaters.

Hatte Ludwig Tieck doch viele „edle Komödianten“ — wie er am liebsten den muthigen, launigsten Schauspieler nannte — sehen können! Er wäre entzückt gewesen. Verheißung — je gegenüber doch späterhin in Treiben stets hartnäckig: „Es ist ein Nachteil für die wahre Kunst, daß die Komödianten nicht mehr die „*Paras*“ des bürgerlichen Lebens sind. Werden sie kein bürgerlich, so ist es mit dem Künstler vorbei. Wie oben, auf dem sie nur wachsen können, ist das Land der Dichter. Ich kann trotz meiner 25 Jahre den Gedanken an ein romanisches Künstlerleben nicht verlieren. Kennen die Dichter Künstler auch noch auch immer — den Komödianten!“

Unser karlsruher Komödianten machten sich selber zu „*Paras*“ des geistlichen Lebens. Und doch hätten sie nach ihrer weit gediegenen Bildung in den besten Gesellschaften glänzen können. Aber sie, die einst in Jugendbegeisterung Heimat, Fremde, glückliche Verhältnisse verlassen hatten, dem verführerischen Loden der Kunst zu folgen — in Stumm, Reich, Unklarheiten jeder Art hatten sie mit der Zeit — menschlichen gemacht.

Wahr kamme der Dichter des Publikums, der auf der Bühne so lebendig, so humoristisch — ja abermüthig freche Komödianten! Dürft's Leben eile er freier, — in trübe Gedanken verfallen.

In dem treulichen Willen Schöpfung und seiner lieblichen Frau schauete ich, unzählige Komödianten. Beim Beginn der Theaterzeiten verschwanden beide immer spärlich. Nur eins fand ein Bekannter das gemeinsame Paar — in einem muthigen Landhause, auf einer aus Bettstücken und Zerkersgarnen improvisierten Bühne... Bettelstücken spielen. Sie konnten nun einmal das Komödiantenleben nicht lassen!

Der lästige, hässliche Komiker Rabes, der das ganze Haus bei seinen „Kustiren“ stets vom dämmerigen Lachen der Zuschauer erlösen machte — löstete im Leben nie. In seinen Tagen war er sogar ein hochgeachteter kleiner Opern. Er spielte prächtig *Blaise* — aber im abgelegten Winkel seiner Wohnung, hinter mehreren verstellten Thüren.

Bei welcher Wadentruppe hatte der tiefgebildete Regisseur Mittel seine Theaterlaufbahn begonnen? — Er sprach nie darüber.

Auch die karlsruher Oper hatte damals einen wohlverdienten Ruf. Mlle. Gervais, die gelehrte erste Sängerin, war die Tochter eines pariser Langmülers.

Die Verle unserer Bühne war aber unstreitig Amalie Neumann, die auch heute als Frau Daisinger am Wiener Hofburgtheater glänzt und im Jahr der „*sonnigen Alen*“ unbedeutend in Deutschland bishier. Wer aber damals zu sagen gewagt hätte: Amalie Neumann — das reigebige Wollen in der „*Entführung aus dem Serail*“ — der liebliche Benjamin in „*Job* und seine Söhne“ — die entzückende jugendliche Liebhaberin in hundert neuen oder sentimentalen Rollen im Lustspiel... mit eins eine prächtige „*sonnige Alen*“ werden und die guten Wäcker als „*Martha*“ im Faust entzücken, — den hätten unsere jungen Theaterenthusiasten sicher auf Wäcken gelodert. Unsere himmlische Amalie Neumann — unendlich!... Und doch wird in 48 Jahren, die seitdem hinabgerollt sind, im Leben so Wäcker nachfolgt.

Amalie Neumann war 1800 in Karlsruhe geboren. In einer Wohlthätigkeitsanstalt brach das liebliche zehn-jährige Kind in Wäcker's jetzt vergessener Oper „*Oberton*“ in der Theaterrolle zum ersten Male die Bühne. Der Erfolg des kleinen Kindes entzückte für ein Künstlerleben. Mit fünfzehn Jahren war Amalie Mitglied des karlsruher Hoftheaters, Anfangs zur in kleinen Opernpartien thätig. Ein Jahr darauf beauftragte sie den Schauspieler Neumann und trat ihre erste glänzende Schpielrolle durch *Deutschland* an. Aus einem zweiten Gespiel in Berlin im Jahr 1824 schrieb mir Amalie Woll, Wöber's geliebte Schülerin und die damals gelehrte Künstlerin der breiten Hofbühne, über die dramatische Persönlichkeit von Amalie Neumann: „Ein Wesen, wie eine verklärte Prinzessin anzusehen, trat zu mir in's Zimmer, stehend wie die Frühlingssonne in blühender Schönheit. Hellblauer Mouselin umwallte die runde und gebräunte, aber doch zierliche Gestalt. Ein runter italienischer Strohhut mit weitem Rand, wie ihn die englischen Touristinnen tragen, bekränzte reiche, hellblonde Locken. Verjüngende Augen blühten mich schelmisch-freudig an. Griechisches Profil, purpurrother lieblicher Mund, Glühendes in den Wangen, reißig eingehaucht — sanfte, wohlthätige Stimme... so

beglaubend die ganze Erscheinung, daß ich vor stannender Bewunderung kaum zu entsetzen vermochte!“

Wenn eine Kollegin — eine Schwestern in solche Begeisterung ausbrach: ist es da zu verwundern, wenn in jener Zeit des Theaterenthusiasmus die ganze junge und alte Männerwelt der Amalie Neumann's Schwestern fast nördlich vor Entzücken wurde? In Leipzig begnügte man sich nicht mit Entzücken, Gedichten, Werkausgaben — nein, die Entzückten gründeten in allem Ernst zu Ehren Amalie Neumann's einen „*Neinorden*“, und als Königin mußte die Gefeerte präsidieren. In Wien hatten ihre extravagantesten Verehrer sich einen von den goldenen Schuben zu verschaffen gewußt, die *Mad. Neumann* als „*Nichendebel*“ getragen... und aus diesem Gedächtnis auf das Wohl der Verehrerinnen die Reihe herum Champagner getrunken...!

Mit dieser reizenden Künstlerin spielte ich mit großem Fleiß zweite und dritte Rollen. Auch ich bewunderte sie nichtlos mit sinnlicher Begeisterung. Sie war damals unstreitig die wichtigste Schauspielerin Deutschlands und un-nachlässig in keiteren Konversationen, neuen und sentimentalen Wäckenrollen. Sie spielte mit unerschöpflicher Wärme des Geistes, reizender Anmuth und me mader Laune. Dazu lang sie allseitlich. Nur das tragische Fach war ihr verfallen.

Während meines Debits war Amalie Neumann auf Gastreisen. Sie nahm die jugendliche Kollegin bei ihrer Wiederkehr freundlich auf. Nur einmal wußten wir, schied sie Freunde die Harmonie des Verkehrs zu führen. Sie hatten gegen die Neumann das an mir gerührt, was sie nicht brach: die Wärme, geschmeichelte Muth und Leidenschaft des Tances... und die sonst so reich ausgestaltete hatte darauf gereist und unfreudlich über die Mädelgarn gesprochen. Natürlich wurde mir dies schmerzhaft hinterbracht und ich fühlte mich natürlich sehr geschmeichelt, daß die prächtige, bewunderte Reize der berühmten Künstlerin nicht können wolle, auch bemerkt zu werden!

Das Lob über mein Tange als *Proserpina* konnte sie nicht verzeihen. „Liebe Reize, welche das haben können zu dem Beifall verholten?“ fragte sie mich einst. — „*Pan* de rephir aus der Götterwelt!“ — „D, die tange ich auch!“ rief sie vergnügt. „Wer wollen sie im „*Kühnen*“ zumal mentangen.“

Ich ging gern darauf ein. Amalie Neumann hatte die heilige Rolle der *Wäckerin*, ich die langweilige sentimentale der *Elise*. Eigentlich soll *Wäckerin* tange, um dem armen Branden den Kopf zu verdecken, und *Elise* dazu klauer werden. Aber wie mußten es uns schon zu rechtzulegen und üben Reiz das *Pan* de rephir. Am dritten Akt sagte dann auch *Wäckerin* zum Entzücken des Publikums: „Branden, spie kein lustig Stück auf Deiner Blaise — wie wollen tange!“

Brandenkläres gerate die Götter — und ich tange mit Berzengluft und — bemerkt gar nicht, daß mein *Vis-a-vis* nicht gleichen Reiz hielt.

Am andern Morgen erhielt ich ein herrliches Plamen-bouquet mit einem ansonsten Bild: „Die Blumenpender gratuliren der letzten Januarnie zum Sieg über die schwarze Kavallerie.“

Als alte Frau darf ich wohl von einem solchen kleinen Triumphe sprechen. In meiner letzten Freude kann ich aber hinzufügen, daß Amalie Neumann's liebliches Bild und ihre liebenswürdige Kollegialität gegen die junge Anfängerin der mir noch heute unvergessen sind. So habe ich schon keine erste Liebesgaben neben mir gehabt, die ihren Kolleginnen gegenüber so wenig verächtlich war, wie Amalie Neumann.

Zwei liebliche kleine Mädchen knospieten damals neben der vollblühenden Mutter auf. Komie Neumann entfaltete sich zur leuchtenden Wäckerin in den deutschen Lustspielen, — bis Graf Schönfeld in Graz sie der Kunst entzog. Wäckerin Neumann's laum entfaltete Blüte brach — der Tod.

Sechs Monate nach dem Debit als *Proserpina* trat ich mit achtjährigem Uelau meine erste Gastreise an — nach Mannheim! Der Götter, mit den ausgezeichneten Künstlern aus der Schule Flind's, Wäcker's und Schiller's spielen zu dürfen, erlachte mein junges, entzücktes Herz mit Stolz und Entzücken. Glücklich packte ich mein beifälliges Reisegepäck für *Marquise* und *Proserpina*, und für die dritte Rolle die *Antirenenform* in Klopstock's Lustspiel: „*Brant und Wäckerin* in einer Version“ ein.

Ferdinand Wöber fand damals im Wäckerin muthigen und künstlerischen Schönheit, — eine edle, bezauberliche Erscheinung. Ein wunderbarer Hauber umschloß alle seine Kunstgebilde. Er hatte gleich mein junges, entzücktes Herz gefangen. Während der Probe von *Proserpina*, als ich im zweiten Akt *Alano's* Jäger zu beschreiben hatte, hielt ich plötzlich inne: „Hat Sie Alexander Wöber persönlich gekannt?“ — „Ja, — aber warum?“

„D, da hat er also an Sie gedacht, als er diese Verse dichtete!“

Wöber schätzte anmuthig über den Anbruch meiner kindlichen Bewunderung... und jetzt wurden auch *Proserpina's* Worte:

„Mad die Götter Schenken!“

auf's Schönste wahr. So oft ich Heinrich Heine's Werke aus den Akten lese:

Während ich mit im Gedächtnis
Die kleine Wäckerin...
Die reißt ich die reißt
Zuerst die Wäckerin...

Das war eben diese Götter.
Die geht mit den den den!
Und sie muthig Wäckerin...
Stroh aus diesen eben Jäger...“

und der reiche Fabrikant hebt sich gesellschaftlich ganz so über ihn empor, als der besitzlose Arbeiter unter ihn herabsinkt, um einwärts das Kapital immer mächtiger zu machen, andererseits den viel schärfer prononcirt hervorretenden vierten Stand, das Proletariat der Gesellschaft, kolossal anzuwaschen zu lassen. So stehen die mächtigen Kapitalverbindungen, diese ungeheuren Triebkräfte der industriellen Massenbewegung, auf demselben Boden, wie der im Arbeiterstande stehend gewordene Kieselgebirge einer allgemeinen Korporation Verbrüderung, dessen theilweise Realisirung bereits blutige Revolutionen heraufbeschworen und — was bedeutender ist — die Lausen der Injustizien geschaffen hat, durch welche der Stand sich selber zu helfen und zu erlösen geht. Das ist eine im Ganzen geräuschlose, aber vielleicht die grandiosste Thatsache nicht bloß in unserer Zeit überhaupt, sondern für alle Zeiten! Später werde ich eingehend darauf zu sprechen kommen.

Nur jetzt haben wir neben jenen sozialen Besonderheiten der Fabrik und des Handwerks noch einer anderen Eigenthümlichkeit der Fabrikindustrie zu gedenken: ich meine die lokale und geographische Konzentration bestimmter Gewerbezweige auf bestimmte Orte und Distrikte, also eine sogar

auf ganze Städte und Gegenden ausgedehnte Arbeitstheilung, die wir am fernsten und konsequentesten in England durchgeleitet finden. Dort hört man von „Baumwollstädten“, „Wollenstädten“, „Lösserbestätten“ (potteries) reden und hat jeder bedeutende Industrieweg seine Residenz, wo er hauptsächlich thronet: die Wollenindustrie hat ihre Residenz in Leeds aufgeschlagen, die Hauptstadt der Stahlmattenmanufaktur ist Sheffield, die der Kurzwaaren oder Linnenmanufaktur Birmingham, die der Baumwollenspinndruck Manchester. Rings um eine solche Residenz liegt dann ein Bezirk, welcher ihr gewissermaßen lehnbar ist. So zieht sich um Manchester der merkwürdige Baumwollendistrikt, wo die großen Städte schnell und massenhaft wie Pilze aus der Erde geschossen sind; Städte, welche wir in Deutschland ihrer Menschenzahl und Bedeutung nach zu den größten rechnen würden, liegen dort so dichtgedrängt zusammen, wie bei uns die kleinen Dörfer: in einem Umkreise von 12 englischen Meilen zählt man über 200 Baumwollenspinndruck und Dörfer, lauter Manchester im Kleinen oder durch Eigenschaften veränderte Vorstädte ihrer riesigen Industriekapitale, deren Vorne ihre souveräne Gebieterin ist. Einer solchen Konzentration liegt vor Allem die Voraussetzung einer dichten Bevölkerung zu Grunde, der die

stehige Zahl von Arbeitern zu entnehmen ist, welche theils eine soziales traditionelle Geschicklichkeit in dem bestimmten, die Bevölkerung von Jugend auf rings umgebenden Gewerbezweige besitzen, theils durch ihr Arbeitsangebot verhältnismäßig wohlthätige Löhne erzeugen. Der moderne Handwerksbetrieb — denn der alte war eng an Stadt und Markt gebunden, mochten die Fabrik von Anfang an der Freiheit in der Wahl des Tommils und in der Ausdehnung des Betriebs sich erfreute — der moderne Handwerksbetrieb, sage ich, verlor, insofern er in erster Linie nur für den Bedarf seiner nächsten Umgebung sorgte, so viel als möglich die direkte Nachbarschaft eines Gewerbezogenen, und bei freier Wahl in der Niederlassung sucht er sich einen Ort aus, der in seiner Branche nicht „überfüllt“ zu sein scheint. Der Fabrikant jedoch sucht, wenn er seinen Vortheil recht versteht, gerade solche Orte auf, wo seine Konkurrenten bereits seit Jahren mit höchlichem Erfolge arbeiten, denn der vorher erwähnte Umstand wiegt sogar schwerer, als die Nähe der Produktionsstätte des Rohstoffes, so unumgänglich auch dieselbe in dem einen oder anderen Falle (wie bei der Baumwollenspinndruck) der Natur des Fabrikats nach ist. Wo viele Fabrikanten gleicher Art vereinigt sind, da bildet sich schließlich auch ein Markt für



Schloß Cast. bei Vitoria o. d. J. Originalzeichnung von H. Thiersch. (2. A.)

ihre Rohstoffe, wenigstens finden sich Grauwacken, die den Bezug erleichtern, wie andererseits Derjenige, welcher i. d. Maschinen laufen oder bestellen will, einen Ort anfinden wird, an dem er im Voraus von der Reichhaltigkeit der Ausmahl überzeugt sein kann.

Eine weitere wichtige Veranlassung der in Rede stehenden Konzentration ist, nachdem die Dampfmaschine die Industrie von den nahbaren Elementarkräften, insbesondere der Wasserkraft, emancipirt hat, die Nähe guter Kohlenlager. Alle jene englischen Fabrikdistrikte haben sich daher auf Kohlenfeldern erhoben, während die ganze südliche Partie von England heutzutage verhältnismäßig industriarm ist, weil sie keine Kohlen hat. So bedingt der durch die Dampfmaschinen hervorgerufene Zusammenhang bodenreicher Industrieweise mit einer bodenständigen Produktion, dem Kohlenverbrauch, den grundverschiedenen Charakter der englischen Städte. Auf der einen Seite stehen die Städte der Vergangenheit, der geschäftlichen Tradition mit ihren Schmiedezug, alterthümlichen Kathedralen, ihren ephemerischen Mauern und ihren alten Thürmen und Zinnen, an welche die Pforte der farbigen Welt klopft: die alten Bischofsstädte, wie Exeter, Winchester, Salisbury, vor allen aber die alte Romerkastel Worcester oder York, die sich noch heutzutage stolz die zweite Stadt Englands nennt. Neben diesen ahnenreichen Städten steht auf der anderen Seite ein anderes Geschlecht von Städten, deren Stammbaum nicht

aus den Tagen des Römertums oder des Mittelalters, sondern von heute und gestern datirt. Ohne Geschichte und ohne Poesie sind sie wie durch einen Zauberstrich aus der Erde gewachsen; statt der himmelstreichenden Thürme der Kathedralen haben sie Hunderte von Fabrikförmeln aufzuweisen, statt der alten Alleen und Schlösser ihre hohen Waarenhäuser und Magazine. Und ähnlich gestaltet es sich auch bereits in unsern Vaterlande. Um nur ein Beispiel anzuführen, will ich an das preussische Münsterland erinnern. Ungefähr die Mitte der Nacht von Münster nimmt die alte Hauptstadt gleichen Namens ein. Die größeren Vorderschlösser des Südrandes in Verbindung mit dem naturgemäßen Wege durch die Porta Westphalia nach der wichtigsten Rheinbucht haben aber an diesem (dem Südrande) eine Reihe von bodenständigen Orten emporblühen lassen, welche die Wichtigkeit jenes Hauptortes gänzlich in den Hintergrund gestellt haben. An diesem Südrande und von da bis zur schiefen Linie haben wir Dörfer, Öfen mit dem trupplichen Klein-Handwerk, der ersten Unvollständigkeit der Welt, Pöbels, Haltern, Portmann, Garmen, Kamen, Anna, Welle, Seel, Altpfadt, Weide, Zalsleben und Gaderborn in einem dichten Gürtel zusammen.

So ist die Fabrikindustrie zu einer außerordentlichen Städtegründerin geworden!

Spanische Hofgeschichten.

20.
Gustav Risch.
II.

Während der reaktionären Regierungsperiode O'Donnells machte der royalistisch-mönchliche Geist am Hofe Isabella's immer größere Fortschritte. Die Erzbischöfe von Toledo und Saragossa waren die eigentlichen Regenten Spaniens. Die Jesuiten bildeten das Mittelglied zwischen ihnen und dem römischen Stuhl, der sie inspirierte. Als Marionetten der Bischöfe und der Jesuiten fungierten in Madrid wiederum der Vater Claret und die Nonne Patrocinio. Die Magdoline der Königin und Francisco's benutzend, übten Beide eine unbedingte Herrschaft am spanischen Hofe aus, der sich das Ministerium oft genug, um sich zu halten, gebeugt hat. Eines Tages sah das Volk von Madrid O'Donnell in einer Prokession, die die Nonne Patrocinio als Heiligin ihres Meisters in Aranjuez verankert hatte, eine gemachte Kette tragen. Mit dieser geweihten Kette erlösch O'Donnell's afrikanischer Ruhmspland; aber der mächtige General und Minister konnte sich dem immer mächtiger auftretenden ablutisch-mönchlichen Geiste nicht entziehen. Und wie waren der Vater Claret und die Nonne Patrocinio!

Hundesperre in München.

Originalzeichnungen von Stauber.

II.

(Bei den jüngst in München vorgewonnenen Fällen des Hundewahns rief die Polizei die Besetzung: alle Hunde an der Leine zu führen.)



Es lautet schon vom braven Pol, ...
Ach toll mich der Zwangsleib!



Mein Herr! haben mich gelangen als
Und ist auch er doch Hundewahns!



Hab die Herrsch von der Welt! ...
Viel auf der Erde ihre Tugend nicht!

Vater Claret möchte in Deutsch-
land weniger bekannt sein; ich
will deshalb von ihm zuerst er-
zählen. Claret ist von ganz ge-
wöhnlicher Herkunft, Sohn eines
Zielmachers aus Barcelona,
und trat früh als Köch in ein
Kloster. Ich weiß nicht, ob seine
Ignoranz größer ist als sein for-
tistischer Fanatismus. Die Ver-
fahren, welche wir ihn gelehrt
haben, waren darüber in Zwei-
fel. Er hat ein Buch geschrie-
ben, welches unter dem Namen
„Der goldene Schlüssel“ in ganz
Spanien wohl bekannt ist. Der
„goldene Schlüssel“ enthält unter
anderem geistlichen Dingen eine
Anweisung für den Geistlichen
im Priesteramt, ein langes Pro-
gramm, dessen er sich im
Priesteramt Frauen und Mäd-
chen gegenüber bedienen soll,
und ist so unästhetisch, daß
dies die weltliche Censur sich
genötigt sah, den goldenen
„Schlüssel“ Vater Claret's zu
verbieten. Es gab bis zur Ex-
trembedeutung des vorigen
Jahres in Spanien sowohl eine
geistliche, als eine weltliche Cen-
sur. In der langjährigen Kar-
listenaufständ in Gascogne's
Zeit diente Vater Claret als Un-
terschwärmer eines Heiligtums in einem
lateinischen Regiment. Eines
Tages verstand er mit der
Regimentalblase. Lange nachher,
als er schon Priester der Kö-
nigin und Bischof ein partibus-
war, begnadete ihn sein ehema-
liger Ober in Madrid in der
Strafe von Sevilla, als er im
bischöflichen Casate zwischen zwei
Priestern langsam und wahr-
voll durch die Strafe schreite,
um in seinen an der Erde hal-
tenden Wagen zu steigen. Der
Ober ist ganz erschaut, seinen
ehemaligen Unterschwärmer so un-
erwartet „in pontificalibus“ vor-
sich zu sehen. „Hollente“, rief
er ihn an, „wie kommst Du in
dies Kleid; oder, will ich lieber
fragen, wie kommst dich Kleid
zu Dir; wo hast Du meine von
Dir gestohlene Regimentalblase
gelassen?“ Aber Vater Claret
ist nicht so leicht in Verlegenheit
zu bringen. Lächelnd bleibt er
stehen und schaut seinen Oberen
an. „Sonderbarer Mann, dieser
Ober!“ wendet er sich dann zu
den beiden ihn begleitenden Prie-
stern, „war immer seine Gewohn-
heit, so schlechte Späße zu ma-
chen! Ich sehe, er hat die Ge-
wohnheit immer noch nicht ab-
gelegt.“ Dann wendet er sich
ab, und steigt muthwillig mit
den beiden Priestern in seinen
bischöflichen Wagen.

Doch Vater Claret seine
mächtige Stellung am Hofe be-
nutzt hat, um sich selbst in der
verschobenen Weise zu betrei-
ben, weiß in Madrid Jedem-
mann. Er machte es darin ja
nur, wie es alle spanischen Ad-
ministrativbeamten während der
Regierungen der spanischen
Bourbonen gemacht haben.
Wenn ich hier Nachmittags im
Prado spazieren gehe, werden
mir täglich eine Menge von Per-
sonen in glänzenden Equipagen,
mit prächtigen Kutschernden be-
spannt, gesagt und mit dabei
erzählt, wie sie zu ihrem Anse-
hen und zu ihrem Reichthum ge-
kommen sind. Nicht durch neben der
Verwaltung ihrer Ämter betrie-
bene Spekulationen, son-
dern einfach durch Unterschla-
gung der ihnen anvertrauten
oder durch ihre Hände gehenden
Staatsgelder. Mit wenigen
rühmlichen Ausnahmen be-
deckeren sich sämtliche Admini-
strativbeamten in dieser Weise.
Die Götter machten es, wie die
Unterschwärmer, und daraus gab
es nie eine Unterjochung noch
eine Befragung. Außer Nabel
haben es alle Nachfolger Karl's
des Dritten auf dem spanischen
Hofe ja ebenso gemacht. Wie-
halb sollten die Minister, die

Verwaltungsbeamten und ihre
Götter daselbst anders machen,
als ihre Väter? Von der Ma-
gazin Christine habe ich einige
ihrer „schönen Briefe“ in das
Staatsvermögen bereits erzählt.
Von Ferdinand VII. sagt Char-
rino: „Er war bisig und hab-
schickig und theilte mit seinen
Ministern, was beim Verkauf
von Aemtern und sonstigen Ver-
schönerungen abfiel. Man ver-
steht, der bekannte Calomarde
habe ihm vorgezeigt, die Auk-
teure von Cadix verlangten, daß
ihre Stadi zum Freiheben er-
klärt werde, und der König ihn
ertrug: „Wie viel zahlen sie
dafür?“ — „3000000000.“ —
„Gut, so laß Dir auch für
mich 3000000000 geben und wir wollen
ihnen den Freiheben gewähren.“
— „Sie vergessen ganz“, er-
widerte mir kürzlich ein biederer
hoher Staatsbeamter, als ich
mit ihm über diese in Spanien
übliche Barbarei sprach, daß
der Vandalismus nicht unendlich
ist, was man in Deutschland
unter andere Rubriken zu brin-
gen pflegt.“ — „Nein“, erwie-
derte ich ihm, „ich vergesse das
ganz nicht; denn ich habe die
Barbarei in Neapel unter dem
„Re Bomba“, dem Bruder Chri-
stians, aus eigener Anschauung
kennen gelernt; sie wird der bi-
geren auf ein Paar. „Re Bomba“
vermehrte mit seinem ei-
genen, und schätzte die Jahre-
rente des erlernten in seine eigene
Laihe, und sämtliche neo-po-
litischen Administrativbeam-
ten theilten die Ansicht ihres Kö-
nigs und machten es ihm nach.“
Die spanischen Bourbonen gin-
gen in Madrid ganz von der
selben Anschauung aus, wie die
in Neapel. Sie betrachteten das
Land als ihre Leihdomäne und
die Unterthanen als ihre Leih-
eigenen. Und schätzte die Jahre-
rente auch der spanischen Bour-
bonen alle ihre Unterthanen mit
„Du“ an. Aber, um wieder auf
den mächtigen Verwalter der
Majestät, Vater Claret, zu kom-
men, warum sollte es Vater Cla-
ret nicht machen, wie es Ma-
jor, wie es Gonzalez Bravo
machte? Bevor er nach der
Schlacht von Alcala spantes
verwand, lernte Gonzalez
Bravo die Regierungsfähigkeit,
die er in die Hände bekommen konnte,
und nahm den Inhalt derselben
mit sich über die spanisch-fran-
zösische Grenze. Er vergaß sich
sogar an der biedersten Depoiten-
fahne und stellte den ganzen ba-
ren Betrag, den er vorband, in
die Tasche; das sind hier Alles
notorische Thatfachen. Der ge-
heimrätige Minister Sagasta
und Aguero, ehrliche Leute,
suchten sich ganz ungenützt dar-
über. Als Vater Claret nun
nach der Schlacht bei Alcala
Spanien ebenso heimlich ver-
ließ, wie alle Andern, begab er
sich vorher in's Escorial und
entnahm aus den reichen dorti-
gen Kassen für 7 Millio-
nen Realen Hofbarkeiten und
Altenobien. Als die biedersten Ge-
richte davon Anzeige erhielten,
wurde Vater Claret in Anklage-
zustand versetzt und seine Aus-
lieferung von der französischen
Regierung verlangt, und zwar
„wegen Diebstahls“. Diese recht-
liche Angelegenheit des Wicht-
vaters der Königin hat sich aber
plötzlich in erpresserliche Weise
geändert. Einige madrider Blä-
ter haben die Nachricht gebracht,
daß sich die vermeintlich gefoh-
lenen Altenobien und Hofbar-
keiten in einem verborgenen
Waldhause wieder gefunden
haben. Daß diese Nachricht auf
einer einseitigen Lage der Regie-
rung beruht, welche mit dem
Verbreiten nicht ganz brechen
will, und der Verwalter der
Königin die Nachsendung der
gefohlenen Altenobien der Ans-

346 Dr. Gremm in Sealsfeld (Büding)



Beisundzwanzigster Band.
Elfter Jahrgang,
Jahres Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung
herausgegeben von
F. W. Hackländer.

Stuttgart, April 1869.
Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 fr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Tragt die Verlobten, von Adolf Hilbrandt. — Der
mensch am Curstisch, von Alfred Meißel. — Ein
malte die Geschichte, von Wilhelm Meißel. — Ein
malte die Geschichte, von Wilhelm Meißel.

Die Verlobten, von Adolf Hilbrandt. — Der
mensch am Curstisch, von Alfred Meißel. — Ein
malte die Geschichte, von Wilhelm Meißel. — Ein
malte die Geschichte, von Wilhelm Meißel.

Die Verlobten, von Adolf Hilbrandt. — Der
mensch am Curstisch, von Alfred Meißel. — Ein
malte die Geschichte, von Wilhelm Meißel. — Ein
malte die Geschichte, von Wilhelm Meißel.

Die Verschollenen.

Von
Adolf Hilbrandt.
(Zweiter Theil.)

Ich ging — meine Waffe unter
dem Mantel — auf das dunkle Feld
hinaus, in die Campagna hinein, die
ägyptische Gräberstraße entlang. Alles
war grau und still. Der immer
langsamere tropfende Regen verlegte
endlich, der Mond drang durch einen
Wolkenfleck hervor und ergoß sein Licht
über die nassen, glänzenden Ruinen
am Wege. Die verstreuten, umge-
stürzten Säulenmaße, die verfallenen
Wälle und zerfallenen Stä-
tuen an den Grabkapellen, die phan-
tastischen Verzierungen der Sarko-
phage leuchteten geisterlich. Ich
stand und starrte über das Alles hin;
ich dachte an dich, an Benjamin, an
Angelika, ihr erschein mir Alle wie
tote, auf diesem Friedhof begabten.
Hier und dort brachen zwischen dem
Gehäus vertheilte Sterne hervor,
trübe, matt, als wären sie eben im
Gräbchen begraben. Mit schauernder
Schnüst starrte ich hinaus. Ich
war wieder hilflos, feuerlos, un-
wissend wie ein Kind, in die Räthsel
des Lebens und des Jenseits mich
ohne Hülfe, ohne Glauben hinein-
wühlend.

Endlich begann mich zu frieren,
trotz der Hitzeglut. Ich flüchtete
mich in eins der alten, halb erhaltenen
Grabmäler, das ich früher auf
meinen Campagna-Wanderungen oft
besucht und dreimal mit dem Hirtin am
Feuer geistert hatte: in dasselbe,
Sophie, das auch du bereits betreten
soltest. In dieser dunklen Quadern-
halle streckte ich mich hin, wie in mei-
ner eigenen Gruft, und erwartete den



Adolf Hilbrandt. Originalzeichnung von Julius Bräuer. (2. Hft.)

Schloß, oder was da konnte. Mein
Geist begann sich zu verwirren; nach
Nacht, dachte ich, gehst du nicht mehr
zurück; hier wirst du bleiben und ster-
ben. In sinnlosen Fieberträumen
schlief ich endlich ein. Meine Ge-
danken verzerrten sich zu den seltsam-
sten Phantasien; ich glaubte gestor-
ben und auf einem andern Stern
wieder erwacht zu sein, mit einer dum-
pfen Erinnerung an dich und Benja-
min und die Erde, und doch ohne
Bewußtsein meines Ich; — und von
dieser wahrwichtigen Vorstellung ge-
drängt fuhr ich in die Höhe. Der
Tag schien andern zu wollen.
Kampagnen ritten auf ihren schwarz-
braunen Pferden an meiner Höhe
vorbei. Ich raffte mich wieder auf,
mit grauem Anor, hier allein zu sein.
Auf meinen Stab gestützt, wandte ich
hinaus und schlich, zum Sterben
matt, auf der Straße nach Rom da-
hin. Mir war noch, als käm' ich
aus einer andern Welt in diese zu-
rück; meine fiebernde Seele träumte
dahinschwebend fort. Nicht weit von
der Stadtmauer steht am Weg eine
Kirche; ich hörte Gelang und Orgel-
ton und trat in die offene Thür. Und
wie ich nun im Morgenmümmellicht
im Ober den von Bergen beleuch-
teten Weiterzügen sah, und davor
die aufgeschlagenen reiche Bächer
auf den Balken, wie Haubert-
Beschneidungsbücher ansehe, und
um sie her die eintönig singenden
Gestalten in ihren roten und weißen
und violetten Gewändern, und den
Einem im schwarzweißen Kleid, der
immer auf und ab das glühende
Kreuzschiff schwang, — da fing mein
Bewußtsein wieder zu sammeln an.
Ich lehnte mich gegen die Wand
und suchte meine zerstückelten Ge-
danken zu fassen. Was will der

dort am Kreuz? fragte ich mich; was wollen diese Gedanken, auf die er herunterblickt? — Bei dem dumpfen Orgelson machten meine Schmerzen, meine Schicksale wieder in mir auf; — Sophie, es war ein schreckliches Erbrechen. Ich starrte noch immer hin, die Gestalt am Kreuz verbandelte sich mit in meinen geliebten Freund, in der Jammerschmerz zu seinen Füßen meinte ich seine weinende Lucia zu sehen. O nun verfluche ich Alles, dachte ich, von einem herabwollenden Grimm gejollert, den kein Wort dir beschreiben kann, — sie sagen dem Himmel durch wahrhaftigen Gehör, daß sie wieder einen Menschen an's Kreuz geschlagen und ein lebensfrohes Herz gebrochen haben! — O Gott, marterte ich, und das Wort der Hölle trat mir auf die Lippen, — wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen! — Ich schwannte hinweg, meine Seele voll von Bitterkeiten. Der letzte Rest von Glauben war in mir ausgelöscht. Ich kam in die Stadt, die Strohen waren noch da. Mit der äußersten, sterbenden Kraft schleppte ich mich meiner Wohnung zu, und war zusehnd, mit schwindendem Bewußtsein auf mein Bett zu sinken.

Nun endlich, Sophie, hatte mich die Krankheit übermannt, und Wochen lang lag ich da. Das Fieber nahm mir die Arbeit ab, an meinem Leben zu zehren. Ich hörte unterdessen nichts von Benjamin, nichts von Benedikt; und als ich nach den langen Stunden wieder erstand und von meinem Fenster aus Rom blickte, war mir, als hätte inzwischen die ganze Welt gerührt, nichts sich fortgesetzt. Mir graute davon, in ihrem wimmelnden Lärm zurückzuführen und den Fortgang aller Dinge zu erleben. Ich war entschlossen, es wenigstens nicht an diesem verlogenen Ort zu thun; entschlossen, Rom, die Kirche, die Campagna, meine letzten, beschämendsten Irthümer zu verlassen.

So — so fordest du mich. Mein erster Gang sollte mich der geliebten Seele entgegenführen, die für mein ruheloses Schicksal zur Ankerstütze bestimmt war! — Ich fühlte noch die sanfte, dämmende Wälderzeit, in der ich an jenem Sonntag, mitten unter den Menschen unaufrichtig allein, die spanische Treppe hinaufstieg, als mich auf einmal eine Hand am Armel riss und eine geheimnißvolle, verheißene Freundschaft neben mir fand. Und wie ich sie dann meinen Namen küßte hörte und verwunderte den Zettel fühlte, den sie mir in die Hand drückte und verschwand. Und als ich nun gehen hatte, wohin mich die räthselhafte Erscheinung befiel, und im neugierigsten Grübeln durch jenen dunklen Gang in das hell besonnene Zimmer trat, — und dich erblickte! — O Sophie, wie befremdlich, wie räthselhaft führten uns unsere Gesichte!

Laß mich schweigen von alledem, was nun noch geschah, was mir in gesehnen Schmerzen erlebte! — Ich habe dir gesagt, Sophie, was ich von mir weiß; ich habe mir gleichsam die Vergangenheit von der Seele geschrieben, — und unterdessen, geliebtes Herz, bist du wieder gewesen und siehst mich mit sternen Augen der Liebe und Freude an. Wägen sie über diesen Bildern sich noch einmal trüben, noch einmal alle deine Erinnerungen und den traurigen Untergang deiner Brüder beweinen; — aber weine nicht mehr um dich und mich! Du siehst, du fühlst, daß ich an mir nur erfüllt, was in mich gelegt war; daß du mir die Zukunft rettetest, nicht mich um sie betrogst. Du fühlst auch, geliebte Seele, daß wir beide verloren waren, jeder ohne den andern. Wie sehen uns, und unser tragischer Lebensgang stand uns beiden vor Augen; wir lebten uns, weil unsere Seelen nicht mehr konnten, um einander zu weinen. Hätten wir uns nicht lieben sollen? Nein, Sophie; auf der einsamen Höhe des Elends, auf der wir uns fanden, war die Liebe Pflicht. Unsere Gelübde lagen beide zertrümmert da, und trennte nichts, als die Menschen. Und waren sie etwa mehr als Unserer gleichen? Können sie mehr als wir, — als leben und lieben?

Hier diese Scholle, Sophie, wissen sie uns lassen; dieses einsame Klostermädchen gönne sie uns! Und sie atmen nicht, wie viel Glück sie uns gönnen! O glaube mir, in mir ist Ruhe und Frieden, und ich will nichts mehr, als mit meinem Weib leben und sterben."

12.

Gabriel hatte die Schrift schon lange zu Ende gelesen und sah noch immer unbeweglich da; in starrer Verzweiflung und tiefen Gedanken. Er fühlte den Geist dieses Menschen auf seinem Geist, die Schwermuth, den Adel, den stolzen Ernst dieser Seele, und fühlte die Willenskraft, mit der Leonardus' weiches, schwermüthiges Gemüth sich gleichwohl dieses wunderbare, verborgene Leben geschnitten. Dann trieb ihn wieder der Gedanke an Sophie aus seinem Glauben auf, und mit schmerzlicher Wuthgründe verließ er sich in ihr Dasein, ihre Geschichte. Er ging im Zimmer anzuheben auf und ab, nicht fähig zu schlafen. Zuweilen glaubte er nebenan leises Flüstern zu hören; er trat der Wand näher, nun war Alles still. Es schien

ihm, als hätten ihn seine erregten Sinne geläuscht. Doch während er noch stand und dachte, näherte sich deutlich ein leiser Fuß, und an einer bisher übersehenen Thür in der Tapete hörte er klopfen. Er rief verwundert herein. Sophie, in denselben Kleidern, wie sie ihn verlassen hatte, trat über die Schwelle.

"Erstreck nicht," sagte sie mit lieblichem Lächeln, — "kein Nachtschmerz! — es ist nur Sophie. Ich habe dich gesehen, Gabriel. Ich kann nicht schlafen; der Versuch war vergebens. Auch du nicht. Und wir werden auch nicht schlafen, als bis wir uns Alles gesagt haben! Sieh' mich nicht so verwundert an; alle diese Zimmer hängen zusammen: ich habe da drinnen schon lange gesessen und gelauscht, ob du noch wachstest. O Gabriel, — weh! ein Wiedersehen! — Setz dich, mein Freund; laß uns niederlegen. Ich habe dir Mandarini zu sagen; willst du mich anhören?"

Ihre stille, wehmüthige Lieblichkeit wirkte auf Gabriel, wie vor langen Zeiten; er setzte sich schweigend hin, als hätte er von ihr kein Schicksal zu erwarten. "Du hast sie gelesen," fuhr sie fort, mit einem Blick auf die Schrift, deren letzte Seite ausgeklappt lag, "ich dachte es wohl. Leonardus hatte mir davon gesagt. Er weiß auch, daß ich hier bin. Dean — in dieser Schrift da steht so Manches, was dich zu wissen verlangen wird. Und weiß ich, — Gabriel, — weil ich mir Deine Achtung und Deine Liebe wiedergewinnen will, darum läßt es mir keine Ruhe, ich dich Alles gesagt habe."

"O Sophie!" sagte er nicht ohne Verwunderung, "glaubst du, daß du sie zu verlieren hast?"

"Daran willst du es fragen?" erwiderte sie mit sanfter Schwermuth in der Stimme. "Was es nicht so natürlich! Beistehst du, wie Alles gekommen war? Kommt' ich Dir's je offenbaren? Und was wird Dir Dein Bruder von meinem Recht und meinem Unrecht gesagt haben?"

"Ich weiß, Sophie, daß er im Unrecht war. Er beklagte dich; er unterdrückte dich."

"O mein, mein Freund," erwiderte sie und schüttelte den Kopf. "Das war es nicht. Ich habe Biele ertragen, ohne ihn zu verlassen. Ich habe ertragen, daß er dich aus meiner Nähe verbannte, daß er mir unter schmerzlichen Weidigungen den einzigen Freund entriß, weil er die meine schmerzliche Liebe nicht gönnte. Ich habe ertragen, daß er mich von Benjamin losriß, weil ich diesen Bruder als zu jählich liebte, — und ich nicht. Ich habe ertragen, daß ich abgeworfen, wie eine Schwangere neben ihm lebte, die vor den Gefährten ihres Mutterlebens litt. Und doch, Gabriel, — und doch hatte ich Stolz und Leidenschaft so gut wie er, und ein Herz, das nicht nur lieben, das auch hassen konnte! Aber ich hatte mir's geschworen, um meiner Brüder willen Alles zu dulden. War das Recht oder Unrecht? Ich weiß es nicht; Gott mag's entscheiden. Ich weiß nur — fuhr sie mit bebender Stimme fort — daß ich Unmensliches ertragen habe. Und wenn ich das Eine gegen ihn vertrat, daß ich sein Gebot übertrat, seine Briefe mit meinem Bruder zu wechseln, so habe er den Muth, mich darum zu verurtheilen. Wer, wie hat' ich mich darin gebogen? Nie hat' ich mich zu dieser grenzenlosen Freigebigkeit erniedrigt, einen Bruder, der nach meiner Liebe sammelte, um eines Wahnsinnigen willen zu verurtheilen."

Ihr ganzes Angesicht glühte, und die sanften Züge verzerrten sich vor Erregung. Gabriel hatte sie nie mit so entschlossenem, selbstgewissen Ausdruck gesehen; er fühlte, daß das Leben sie entwidelt hatte. Zudem er sie betrachtete, vergaß er zu antworten, obwohl sie eine Erinnerung zu erwarten schien. Endlich fragte er langsam: "Und wie kam es, Sophie, daß du ihn dennoch vertiehlst?"

"Wie es kam?" fragte sie und starrte ihn mit allmählich sich füllenden Augen an. "Es kam jeder Brief an mich, jener Brief aus Rom, den mir Benjamin in all' seiner Verzweiflung schrieb: daß man ihm Lucia entziehen habe, daß er seinen Bruder tödten wolle, sich selbst, — daß er fürchte, den Verstand zu verlieren. Daß er unendliche Sehnsucht habe, mich noch einmal zu sehen. Er befragte mich, zu ihm zu kommen, nach Rom, und ihn, wenn es nach sein könne, vor dem Verderben zu retten. Ich las aus jeder Zeile heraus, daß er schon halb verstorben war, daß seine Gedanken sich im Schreiben verzerrt hatten. Bedenke, Gabriel, wie mir zu Muth war, mit diesem Brief in der Hand. Ich ging zu meinem Bruder, der auf seinem Bett lag und lag, und gab ihm den Brief, und bekannte ihm, daß ich dieses Schreiben, wie andere, heimlich empfangen hatte. Ich sah ihn, da er mich anzuheben, auf meinen Armen, mich in dieser äußersten Noth nach Rom zu meinem Bruder zu bringen, oder was er sonst für ihn thun wolle. Statt aller Antwort warf er mir sein Buch in's Gesicht; und während ich fastungslos aufstand, schwur er mir, daß er mich nicht über die Schwelle lassen werde; daß seine Langmuth zu Ende sei; daß, wer sich in einem Fall so trübselig gezeigt habe, es auch im schlimmeren sein werde. Was er mir sonst noch gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Ich erklärte ihm, ich würde das Zimmer verlassen, bis ihm die Besinnung wieder-

gekommen sei. Kaum hatte ich das gesprochen, als er in sinnloser Wuth sich auf mich stürzte, — um die Frau, die er bis dahin nur mit taubend Redungen im Herzen verwundet hatte, auch mit seinen Händen zu mißhandeln."

Gabriel sprach bei diesen letzten Worten von Ueberrassungen und Gefühlen auf; aber Sophies stille Hand wühlte ihm machend wieder auf seinen Platz zurück. "Das also wußtest du nicht!" sagte sie mit einer bitteren Wille. "Das verziehst du mir, — die und der Welt. Ich war ja nicht da, um es auch zu sagen! — Aber ich sage dir heute, Gabriel, daß ich von dieser Stunde an nichts mehr mit ihm gemein hatte. Nichts mehr, nichts. Ich kenne keine Wille, die darüber hinaus noch binden könnte! Damals hab' ich mir in meiner Seele geschworen, ihn zu verlassen, und ich würde mich ewig verachten, wenn ich es nicht gethan hätte. Weil er mich gefangen hielt, griff ich zur Flucht. In der nächsten Nacht riß ich mit meinem einzigen Geliebten, mit dem Philipp, davon; auf meinem Bett ließ ich einen Brief an deinen Bruder zurück, in dem ich mich feierlich, für immer, von ihm löste, mit das Gelübde der Liebe und Treue aus dem Pagen riß, das er vor Gott und meinem Gewissen versichert hatte."

"Ich war durch satanischen Rachegeist an ihn gebunden," fuhr sie fort; sie nannte die Ehe unaufheblich; das wußte ich wohl. Wir stand nur das Eine vor der Seele, daß ich mich von ihm trennen, den Schutz der Ehe nicht gegen ihn aussetzen, — aber das ich vor Allen zu meinem unglücklichen Bruder eilen müsse. Darum floh ich nach Rom. Schon unterwegs entdedten wir, daß uns Dein Bruder verfolgte. Ich hatte ihm leicht entgehen können, in anderer Richtung fliehen; aber ich wollte nach Rom. Ich hatte mich gelobt, Benjamin nicht zu verlassen. Ich fand — ich fand nicht ihn, sondern Leonardus. Was soll ich Dir sagen?" fuhr sie zögernd fort und starrte auf den Tisch. "Der unglückliche Benjamin war verschwunden, ich in Rom allein, — dieser einzige Freund in meiner Nähe. Ich hatte ihn lieb, — so arglos, so unschuldig, wie man lieben kann. Wie hatte ich mit Gedanken an ihn gedacht, die ich vor irgend Jemand hätte verbergen müssen. Aber nun sah ich ihn in seinen tiefsten Schmerzen, seine ganze edle, leidende Seele, und sein unendliches Mißgefiel mit Benjamin und mir. Ich konnte nicht anders, als mein ganzes Herz vor ihm aufschließen. Und als es geklopfen war und sein Mitleid und seine Liebe zu meinem Bruder hervorbrach, und er auch seine Verzweiflung, seine Trauer über die Welt, seine tiefen Schmerzen ausgedrückt hatte, da floßen meine Tränen, und ich fühlte, daß ich ihn von Herzen liebte. Wir saßen uns gegenüber, das Abendroth fiel durch die Fenster herein; er war endlich still geworden und hielt meine Hand. Er drückte sie launig; aber es war uns Weib, als hätten sich unsere Leiden und unsere Herzen verbunden. Und als er endlich wieder ging — ohne daß seine Arme oder seine Lippen mich drückten hatten — fiel ich auf die Knie, als hätte ich wieder einen Himmel über mir, und küßte, daß es mir wieder in allen Schmerzen ein Glück war, zu leben."

Gabriel stand auf, blinnte sie schweigend an und drückte ihr die Hand. "Es mußte wohl so sein," sagte er endlich in etwas schwermüthigen Ton. "Ihr fandet euch Einer im Andern wieder; das versteht sich. Und ja, — Du warst frei. Mein Bruder war — wehe mir nicht von ihm! Es ist vorbei. Alles kam, wie es mußte. O Sophie — und er ergriff noch einmal ihre Hand und sah ihr mit tiefer Bewegung in die Augen — und Deine Brüder — — Sie sind todt, das weiß ich; aber noch heute weiß ich nicht, durch welches Schicksal sie starben."

"Wie solltest du es auch wissen?" sagte sie mit ihrer dunkelsten Stimme. "Haben wir sie nicht verflucht und verachtet, wie wenn wir sie mit unsern Händen gelodet hätten? — O dieser Nerven, als mein Benjamin in mein Zimmer trat, von seiner Irrfahrt zurückgekehrt, — verwildert, verflucht, wie so veränderten Büßen! Es war mir kaum möglich, ihm so den Hals zu fassen, so grausam mir, so vergriffen mich seine lächelnden Blicke! — Leonardus kam hinzu; er hatte nur eine Weile seinen Liebbling und dessen ganzes Gebahren angesehen, als er es nicht mehr aushielte und darob, um einen letzten Versuch auf Benedikt's Herz zu machen. Nach einer Stunde kam er mit ihm zurück. Benedikt ging etwas gebeugt, war bleich wie eine Waise, wagte mich mit keinem Blick zu begrüßen und blieb an der Schwelle stehen. Endlich, da Benjamin ihn in schmerzlicher Gelassenheit anblinnte, trat er ein wenig näher und wandte sich an den Bruder, um ihm, wie er sagte, eine traurige Besichtigung zu bringen. Und damit zog er einen Brief hervor, — den Abschiedsbrief von Lucia, den sie einige Stunden vor ihrem Tode geschrieben. Benjamin, plötzlich am ganzen Leib zitternd, legte den Brief, starrt festzuhalten, in seine Hand und forderte mich auf, ihn mit lauter Stimme zu lesen. Ich that es in aller meiner Herzensangst und Laß. Der hat an Gott gestofft, schrieb die Unglückliche, und mit eigener Hand ihren Tod gezeichnet; sie bereue es von Herzen und hoffe auf den Verdammten, und Gott werde die Jünger erwecken, daß sie diesen ihren letzten Gruß dem Geliebten

Nach Vollendung des Südrailstrahls, der bei unserem Belage bereits eine Länge von 150 englischen Meilen hatte, dürfte auch noch einem gewissen Zeitraum die Vertheilung des Jthmas zum Wenigsten in den von ihm durchzogenen Theilen eine vollständige Umwandlung eintreten. Der Sand der Wüste ist kalkhaltig, und gilt nach einigen Jahren fürgefehrter Bewässerung mit kaltem Wasser einen ganz ausgezeichneten Kulturboden. Heute heute liegen sich an vielen Stellen zur Erde dieses Rohmaterials selbst, kalte Wälder, die, rings um der ihm Sandfläche umgeben, einen wohlthätigen regulirten Einfluß ausstrahlen. Eine Meile von Jomana 1. V. liegt ein Hügel des Hauptunternehmens des Eisenwerks, Herr von Kersch, mitten in diesen geraden Sandebenen aber rings umgeben von höchsten Bäumen, das nur durch künstliche Bewässerung hervorgerufen ist. Der Vorhof des Hirs ist in St-Gast ist schon in diesem Augenblick ein blühender Park mit Blumen, Bäumen und Gebäuden. Allerdings dürfte nach viele Jahre über den Jthmas von Jomana hinreichen, die bei Bedeutung seiner Arbeit mehr als den Namen eines gelungenen Versuches verdienen. Nach Jomana der Provinz auf einem Hofe durch keine Wälder, und die einzelnen Hektare dieser romantischen, aber sehr fruchtigen Hügelhöfe mit ihrem Rauschen bilden die Hauptthemen der Landschaft. Das Rauschen ist hier noch immer das Hauptthema der Landschaft. Das Rauschen ist hier noch immer das Hauptthema der Landschaft. Das Rauschen ist hier noch immer das Hauptthema der Landschaft.

Welchen bewundernden Eindruck diese dritte Wasserkrone auf dem hier so weit entfernten Gebirge in jenseitiger Distanz haben wird, kann sich ein entfernter Zuschauer zeigen. Dasselbe und Schiffsahrt in diesen Tagen und jeder beliebigen. Jomana nach Jomana" cobingen, und die Zurückgekehrten des Jthmas von Jomana dürfte in der Weltgeschichte gleiche Epoche machen, wie die Entdeckung des Gewerks aus das Reg der guten Hoffnung.

Spanische Hofgeschichten.

Von
Gustav Kalk.
III.

Einer meiner hiesigen Freunde, Dr. Reinhold Brehm, Bruder Alfred Brehm's, des Zoologen und Auktorisirenden, der erste hiesige Arzt, der sowohl gesellschaftlich wie durch seine große Praxis viel in die sogenannten vornehmen Kreise kommt, hat den Gemahl der ehemaligen Königin von Spanien recht gut gekannt. Er machte ihm Besuche im Palast und sie gingen Beide häufig miteinander auf die Jagd. Dr. Brehm schildert mir sein Wesen und seinen

Umgang nicht unangenehm; in Betreff der Verhältnissen Francisco's hienur seine Schilderung ganz mit der oben von mir entworfenen Skizze überein. Francisco von Asti war nichts weniger als ein angebildeter Mann. Er interessierte sich speziell für Naturwissenschaft und Musik, war in der ersten ziemlich bewandert und ein guter Klavier- und Violinist. Auf den vor den Fenstern der hiesigen Bildergalerien ausgestellten Karikaturen ist Francisco deßhalb auch häufig als Violinist abgebildet, während er Vater Klavier, Mariori, Gonzales Bravo und der Könige Votrocinio zum Gehen aufsteht. In Betreff seiner Willensäußerungen war aus Francisco ebensowenig zu rechnen, wie aus Isabella. Sie erließ ihre Minister plötzlich, wenn sie gar keine Abnung davon hatten. Seine Verfügungen waren gleich Null. C'Donnel tanzte mit der Königin noch um Mitternacht auf einem Festball und war der Meinung, seine Ministerpräsidenten stünde leiser als je. Nachts um 5 Uhr wurde er gemeldet. „Adjutant der Königin“, lautet die Meldung des Kammerdieners. Der Kammerdiener läßt den Adjutanten vor sein Bett kommen und überreicht das Schreiben, das der Adjutant ihm überreicht. Staunend liest der Kammerdiener das Schreiben. Er ruft: „Das ist ja ganz unmöglich; es sind ja noch nicht drei Stunden verfloßen, wo ich mit der Königin ganz d'accord über alle



Vormauer von Burglans. (2. 467.)

politischen Fragen war.“ Der Adjutant packt die Köpfe und geht. C'Donnel ist wirklich exaltiert. Die Königin hat nach der Verwendung des Hofball's noch mit der Königin Votrocinio gesprochen. Wahrscheinlich war sie das Motto der Entlassung des Ministers.

Ganz ähnliche Ministerentlassungen sind mir mehrere in Madrid erzählt und mir die Personen dazu gezeigt worden. Mit Francisco's persönlichen Versicherungen und Versprechungen war es gerade so. Einer der Titelloren verlor ihm, den Vorhof der Nordbahn nahe beim Palast anzulegen. Der Gemahl der Königin nickte ihm zu, daß die Gesellschaft das Terrain zum Bahnhof umfassen haben solle. Als der Bau des Bahnhofs in Angriff genommen ist, erhebt bei dem Direktor der Nordbahn der Intendant des kaiserlichen Palastes. Es war der Vorgänger Mariori's. Er spricht dem Direktor seine Verwunderung aus, daß er auf kaiserlichen Grund und Boden bauen lasse, ohne den Grund und Boden erworben zu haben. Der Direktor erwidert, der Gemahl der Königin habe ihm den Grund und Boden geschenkt. „Ach was“, sagte der Intendant, „Don Francisco hat gar nichts zu verzeichnen. Der Grund und Boden kostet 5 Millionen Reales.“ — Der Direktor geht zu Don Francisco, ihm den Vorfall mittheilend. „Geben Sie ruhig zu Haus“, erwidert ihm der Gemahl der Königin, „ich

werde die Sache in Ordnung bringen.“ Neue Aufforderung des Intendanten an den Direktor, den Kaufpreis zu bezahlen; neue Reklamationen desselben bei Don Francisco. „Ich werde mit der Isabella sprechen“, entsetzt ihn der Intendant, „der Intendant ist ein Narr.“ Aber der Eisenbahndirektor kommt mit dem Intendanten zu keinem Resultat. Nochmalige Audienz desselben beim Gemahl der Königin. Und was ist das Ende der Geschichte? „Wissen Sie was“, sagt Don Francisco, „zahlen Sie die Hälfte und die Sache ist in Ordnung.“ Und der Direktor muß die Hälfte bezahlen. Bei der Königin, seiner Gemahlin, war Don Francisco's Wort immer ganz ohne Einspruch. Er war und blieb ihr unantastbar. Sie gestirnte sich für gewöhnlich Beide gar nicht. Er bewohnte eine andere Seite des Palastes, als die Königin, und sie sahen sich oft nachgelang nicht. Zwischen aber gab es doch harte Konflikte, welche bis zu Thätlichkeiten ausarteten. Einmal konnte Don Francisco an einer Versammlung in der Oberrunde nicht Theil nehmen, weil die Königin ihm eine Schmitz an den Kopf geschleudert hatte. Mehrmals verließ Don Francisco sogar den Palast und bezog das Jagdschloß in Vardo. Marshall Rarvey hat mehrere dergleichen Konflikte gewaltig befähigt; er war ein heftiger, rücksichtsloser Charakter. Jemal nahm er dem Gemahl der Königin den Fingerring und legte ihn in seinen Studenarrst auf. C'Donnel, der berechnende,

kluge Jemand, hatte diese Energie nicht. Mariori hatte auf Isabel großen Einfluß. Mehrmals war er es, der das Ministerium Gonzales Bravo zusammenhielt. Bekanntlich befehlte er in diesem Ministerium einmal auch den Besten eines Finanzministers. Er hat in Spanien eine glänzende Karriere gemacht. Vom Kisterbedienten stieg er, ein weitläufiger Betwahrer des Marshall's Rarvey, zum Kisterbedienten, zum Civilgouverneur von Madrid, zum Finanzminister und zum Intendanten des Palastes. Das Mariori mit der Königin ein intimes Verhältnis gehabt habe, wird mir hier vielfach bestritten, und zwar von Leuten, welche in ihrer Stellung zu Hofe wohl unterrichtet sein konnten. Mariori hat den Ruf eines tüchtigen Verwaltungsbeamten. Daß er, wie alle Verwaltungsbeamten, bei seinen Verwaltungen von Besitzthümern der Königin auch in seine eigene Tasche geschoben hat, ist selbstverständlich. Uebrigens ist der in Deutschland so übel berüchtigte Intendant kein junger Mann mehr. Er wird heute vierundfünfzig Jahre alt sein. Das Kisterbedienten zu Isabel ist also wohl in seinen Beziehungen zur kaiserlichen Königin von Spanien gerade nicht von großer Bedeutung gewesen. Nebenfalls standen die Gesinnungen Francisco's in moralischer Beziehung aber noch weit unter den Gesinnungen Mariori's, und diese Gesinnungsunterschiede ist es, welche ihn in Spanien und in Madrid, abgesehen von allen seinen

lern und Rastern, und abgesehen davon, daß er ganz unter dem Einfluß der Priester gehalten hat, so sehr verhaßt gemacht haben. Zwei Subjekte figurirten unter vielen Günstlingen in erster Reihe. Ihre Namen sind in Deutschland gar nicht bekannt, und doch waren sie von großem Einfluß auf die Geschicke der letzten spanischen Bourbonen, da der mächtigste von ihnen in sehr naher Beziehung zur Königin Maria Christina stand und viel mit derselben in Anwesenheit verkehrte. Der Charakter Guechens war nach höchstlicher, als der Charakter des Meneses. Hatte man Guechen nach der Schlacht bei Alcala und nach der Flucht des Hofes nach Madrid gefunden, das Volk hätte ihn auf der Straße todtgeschlagen, verurtheilt man ihn sehr richtig, so verhaßt war er. Guechen, gebürtig aus Navarra, wirkte als des Königs Privatlehrer. Er war ein recht guter Maniermann, gab auch in Madrid während der Zeiten seiner Exilierung. Man schätzte daraus aber in nicht auf eine unbedeutende Stellung. Guechen machte in Madrid ein großes Haus und war ein ganz hochschwebender Purzler, hatte täglich im Palast Zutritt und redete es manchem hochgestellten Namen als eine Gnade an, wenn er ihm einen Besuch machte. Der Hof in Francisco's Nähe gebracht hat, darüber äußern sich meine Berichterstatter verschieden.

Nach dunkler und die Beziehungen, welche von Francisco mit Meneses verbunden. Meneses machte in Madrid ebenfalls ein großes Haus, und der König wurde oft bei ihm gezeihen. Meneses hatte während der ganzen Zeit, wo er in Madrid in der Nähe des Gemahls der Königin war, eine sehr schöne, junge Dame bei sich, deren Namen bis jetzt unbekannt ist. Der Vertreter einer aufstrebenden Macht am spanischen Hofe war der Meinung, daß die Beziehungen Francisco's zu Meneses in der Liebe des Hofes zu dieser Dame gewurzelt habe. Was dem nun sein, wie ihm wolle, genug, Meneses war der mächtige Günstling von Francisco's, und in, ebenso wie Guechen, noch heute in Paris in seiner nächsten Umgebung. Ich werde nun erzählen, was Meneses war, und man kann sich dann einen Begriff machen, welche Subjekte eigentlich am spanischen Hofe regiert haben, und zwar insbesondere als Privatsekretäre des Königs. Meneses kam aus Sevilla und ist seinem Gewerbe nach ein Straßenkünstler. Einmal Tages heilt der Gouverneur von Cordoba Meneses, den er aus Sevilla kannte, in prächtiger Umgebung in Cordoba. Er erkundigt sich und hört, daß der Straßenkünstler bei einigen Tanten in Cordoba wohne und einen großen Aufwand mache. Der Gouverneur, in der Meinung, der Mensch sei durch irgend ein Verbrechen zu Geld gekommen, ließ ihn gefangen nehmen und vor sich führen. Meneses erklärte ihm, er besaße die Menschen zu seinem Aufwande von einer vornehmen, russischen Dame in Paris, mit der er ein Liebesverhältnis habe. Der Gouverneur wendete sich an die pariser Polizei. Die Polizei fragte bei der von Meneses bezeichneten Dame an. Die Dame verhielt sich mißlich wie Meneses geklagt hat. Der Gouverneur von Cordoba hat also seine weitere Veranlassung, ihn festzunehmen. Meneses wird auf freien Fuß gesetzt. Bald nach diesem Vorfall reist Meneses mit der russischen Dame nach Italien. In Kalta wird die Dame ermordet. Guechen und Meneses werden in ihrem Nachlaß nicht vergessenen. Aber gegen Meneses erhebt sich ein schwerer Verdacht, daß ein Mordmord vorliegt und er der Mörder der Dame sei. Die Untersuchung führte zu keinem Resultat, obwohl das Verbrechen nie aufgedeckt

worden ist. Meneses verhielt sich in Italien spurlos. Mehrere Jahre nach diesem Vorfall begegnet der spanische Gesandte in Paris dem Straßenkünstler aus Sevilla im Salon eines vornehmen Hauses. Meneses ist mit zwei großen spanischen Orden bedeckt. Der Gesandte berichtet über die Begegnung nach Madrid. Er erhält die Auskunft, daß Meneses niemals in Spanien einen Orden erhalten, aber der Verdacht eines an einer russischen Dame in Kalta verübten Mordmordes auf ihm liege. Guechen requirirt die spanische Regierung die französische Gerechtigkeit wegen Verhinderung und Auslieferung des Meneses. Meneses verschwindet wiederum spurlos. Jahr und Tag nach diesem Vorfall

Ein aller Soldat der Freiheit!

(Hierzu das Bild: Karl Theodor Welker, S. 469.)

Die glühende Hingebung, die die Unglücksboten der von Preußen — nein von Deutschlands Niederlage bei Jena und Auerstedt und von dem hohlen, höhnischen der Siegeszüge des übermühten Horion durch die permangsten Fluten des Vaterlandes auf die Herzen der deutschen Studierenden Jugend... und diese Hingebungen brachten fort und fort, bis aus ihnen eine thatkräftige Begründung für Befreiung des Vaterlandes und Wahrung der

So brannten und blühten um's Jahr des Unheils 1817 auch die Herzen der jungen Studenten zu Wien... und da war es der Allen ein blühend lebender, siebenzehnjähriger Student der Jurisprudenz, dem diese frischen Hingebungen unangenehm auf die Nerven anfielen... und mit stammenden Wangen und blühenden Augen stand er da auf dem zur Rednertribüne erhöhten Stühle im Kreise seiner Kommilitonen und auch glühende Freiheits- und Vaterlandsliebe und emporhob die Hände des Gründers nach: Gut Gott — Euthelkeit — Vaterland — Freiheit — Recht!

Der junge Herrmann aber hieß: Karl Theodor Welker. Er war am 29. März 1800 zu Terebren, einem Dorfe im Großherzogthum Heiden, geboren. Und seit Jahren hatte der Name Welker schon einen guten Klang in Wien. War doch der Vater so berühmt genannter Friedrich Gottlieb Welker, der sechs Jahre ältere Bruder unseres Karl Theodor, ebenfalls Student und später Lehrer am Polytechnum in Wien, — damals gerade auf seiner ersten Studienreise in Italien — ja, war doch Friedrich Gottlieb ein eben so glühender Patriot und Kämpfer für Freiheit und Recht, wie sein jüngerer Bruder.

Karl Theodor Welker hatte aber durch die Verbindung seiner Eltern mit goldenen Studienverbindungen in Wien der bald so bedeutungsvoll aufzuwachsenden und mächtig wirkenden preussischen „Lehrbuche des Vorkursus“ den Weg — und dies nahm die Freiheit ihrer ersten Verbindung in Wien an.

Im Jahr 1811 studierte Karl Theodor Welker in Heidelberg und schrieb hier sein erstes Werk: „Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe“ — das schon das tiefe Wissen, das warme deutsche Herz und das unerschütterliche Recht und Freiheitsbewusstsein und Streben des Mannes und des Geistes Welker ankündigte.

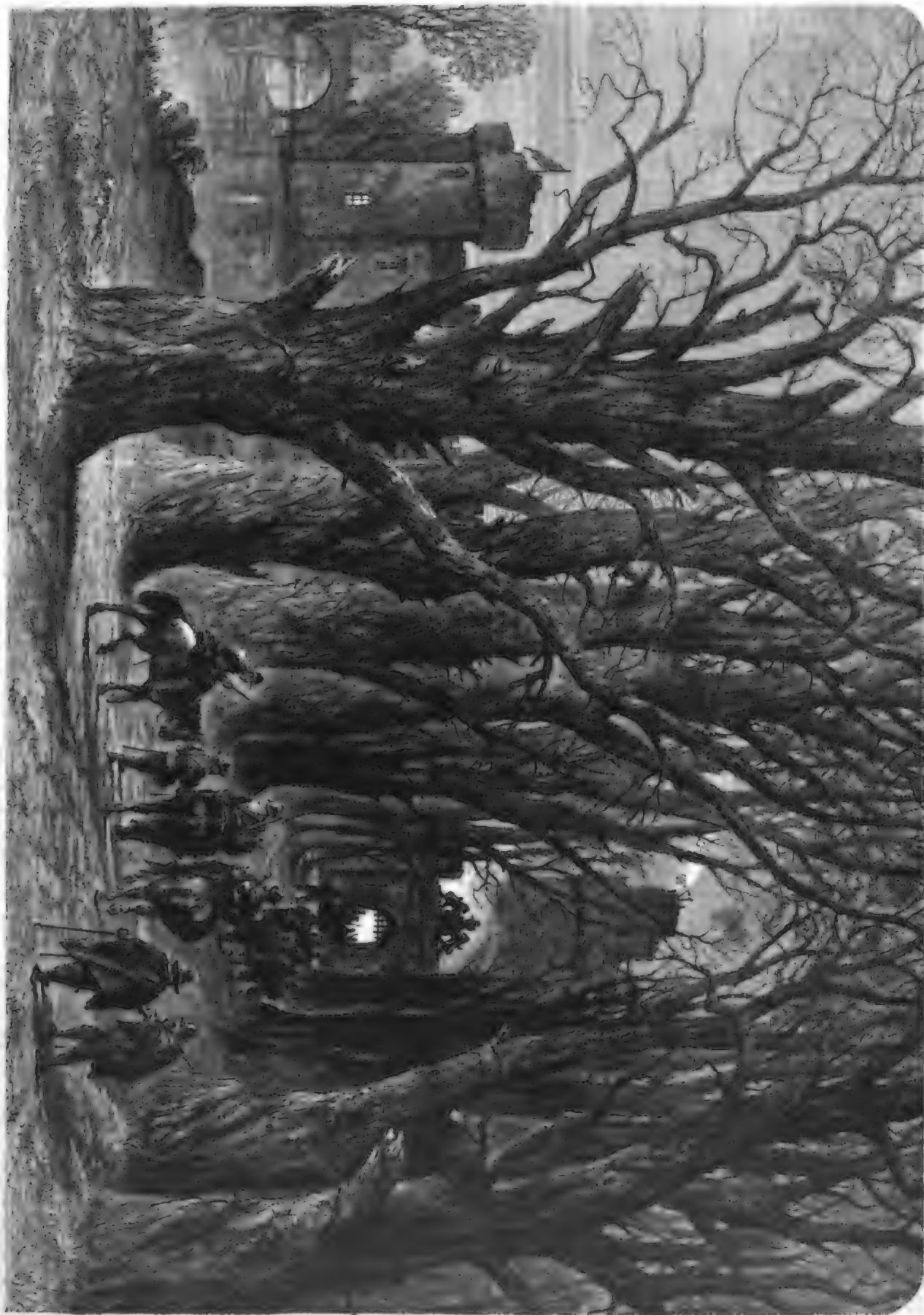
Schon den 29jährigen Jüngling finden wir als geachteten Lehrer an der Universität Gießen wirken; ein Jahr darauf bereits als außerordentlichen Professor. Wie brante es ihn so mächtig, auf den Ruf des Königs von Preußen für Befreiung des über Alles hoch und heilig gehaltenen Vaterlandes mit seinen Studenten als Freiwilliger in den Reihen zu eilen — doch der Großherzog verweigerte ihm den Urlaub. Bald darauf sehen wir den jungen Professor Welker in Kiel in stürmischer Freundschaft mit Dahlmann und in Gemeinschaft mit Rolfs und Witten die damals so bedeutungsvollen, mächtig kühnenden „Kiel's Blätter“ herausgeben. Seine junge Kraft machte schon damals so großes Aufsehen, daß die dänische Regierung ihn mit der Frei-

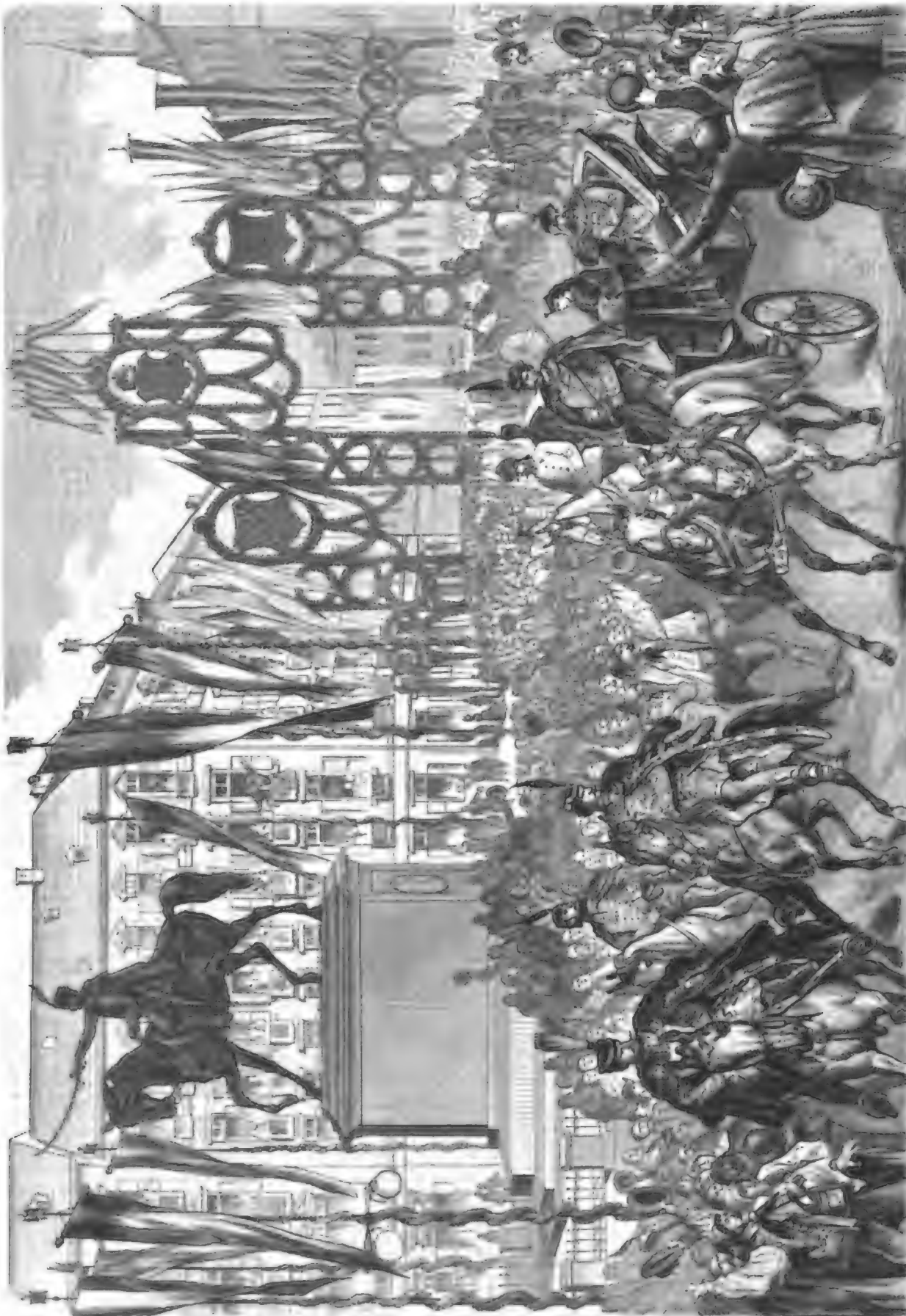


Der Ruf der Freiheit im Schulsaal in Bonn. Originalzeichnung von Kellay. (S. 469.)

machte Meneses plötzlich in Madrid auf. Aber er ist unanerkennbar. Meneses ist reich, macht ein großes Haus — und in der allmächtigen Günstling von Francisco's von Afrika, des Gemahls der Königin von Spanien. Alles Welche habe ich in Verrech des ehemaligen Straßenkünstlers bereits erzählt. Das sind Charakteristiken einiger mächtiger Günstlinge am spanischen Hofe, Charakteristiken, wie sie mit wenigen Strichen zu zeichnen möglich waren. Aber jeder von diesen Strichen ist reich, nur weniger sind aufgetragen, als ich es nach den mir gemachten Mittheilungen im Stube gewesen wäre. Vater Guechen, die Königin Maria Christina und Guechen! Welch' heilloses Verbrechen!

Geirung von den Engländern einem Kiste gefangen. (S. 474.)





Das internationale Festspiel in Wien. (Continuation von S. 472. 473.)

König Blaubart.

Historisches Elfenblatt

von

Arnold Bräuer.

(Hierzu das Bild Seite 473.)



und London — durch England läuft ein frohes Rüstern: König Heinrich VIII. ist krank — todtkrank! ... König Heinrich, der sonatliche Tyrann — der blutige Wüstling — der Schänder der Straße und der Ehe — der königliche Blaubart, der zwei Frauen mordete und zwei verließ — denkt an's Sterben! ... Gelobt sei Gott, der diesen Alp ent-

schlich von dem schönen England nimmt — o, wie leichtfertig werden wir auflücken! ... Aber König Heinrich VIII. denkt noch nicht an's Sterben — er sinnt auf neue Belohnung, saße — künigliche Kette! Es ist um's Jahr 1546.

Ein trüber Winterabend, da sich wie ein bläher, kleifarbiges Schleier über London gelegt. Von den hochgehenden Räumen, Ecken und Thürnen der hohen Steinburg Whitehall in Westminster fähet der Nebel in großen Tropfen nieder — als meinte er über das Elend, das von diesem Hause schon ausgegangen! ...

Vor 20 Jahren hieß Whitehall noch Northou und gehörte des Königs allmächtigen Cardinal Wolsey, dem Heinrich in seinem letzten Wille gegen die Furcht zum Erbprinzen von York ernannt hatte. Und der übermüthige Emporkömmling — der Edda aus dem Volk — hatte sich sein Vorkönig ... sein, das Schloß seiner mühen Wille auf's Prachtvolle und Ueppigste geschmückt — mit dem Gold, das er dem armen England ausgezogen, das er bei der Währungs der Rüstern, der Verwüstung der diamantenen Reliquien für sich der Seite geschnitten, das er den Hunderten von armen Opfern abgenommen, die seine Willkür aus den Schreierhäusern oder unter das Heil des Heilers geliefert hatte. Hier damals ging es gar lustig zu in Northou! ... Der hohe Cardinal ließ sich wie ein König mit gebogenen Knie bei der feierlichen Tafel bedienen und sangte, scherte, koste bei den raffinierten nächsten Nachbarn mit seinen, leuchtenden Frauen ... und morgen, wenn er ihrer überdrüssig war, schickte er sie als Reiter oder Hochverräter auf den Schreierhäusern — von der Kammertammer aus's Schloß!

Und dann war König Heinrich eines Tags seines letzten, letzten Gänzlichers selber überdrüssig. Er trat ihn aus Laune in den Staub, wie er ihn aus Laune vom Stange auf seine schwebende Höhe erhoben hatte. Einige Lebensstage erlebte Wolsey sich noch durch die Abtreibung seiner Edda und des prächtigen Hofstaats mit den dazugehörigen herrlichen Gärten und Ländereien an den künftigen König. Aber es war eben nur eine Heilerkür, König Heinrich taunte und schickte die Klage des ränkenden, eckigen Cardinals, der beim Tode Papst Hadrian's seine Hand so gar nach der ränkenden Thron ausgereckt gewagt hatte, der in die königlichen Briefe und Kettensätze schrieb: Ich und der König werden zu verfügen ... der auf die königliche Kette seinen Cardinalsstuhl tragen ließ ... Der König ließ ihn aufheben und nach dem Tower führen. Als man dort den Wagen öffnete, barg er nur eine Leiche. Wolsey mußte aus seiner langjährigen Waise ja sehr gut, wie sehr der Weg vom Tower bis zum Schloß! ... Er hatte Wirt genommen.

So war aus Northou das königliche Whitehall geworden! Aber die Zeit der ägigen Freude scheint für das stolze Schloß dahin zu sein. Rüstern und Schmeißend karrt es heut Abend aus den mittelalten Parkbäumen und aus dem bleichen Nebel vor.

Ein Laut fällt durch die weiten Räume. Die Diener huschen leise wie Geister über die kalten Teppiche der weiten Korridore. Welches Licht schimmert müde durch die hohen Fenster. Es ist wie in einem Kranzleim.

Darum Rüstern London — England: König Heinrich denkt an's Sterben!

Und wer die Lebenskraft-vermähnte Gestalt, das pudende, bleiche, finstere Gesicht jenes alten Mannes dort aus den reichsammetten Polstern neben dem Kammerdiener jetzt ruhen sieht, muß denken: Verdon — England haben Recht!

Und doch ist dieser Greis erst 55 Jahre alt. Wer die Jahre wider Leidenschaften zählt doppelt.

Aber wird es nicht jüngerer Gestalt — diesem alschredenden Tobensturm mit dem verwilderten ränklichen Haar und den blutunterlaufenen sternen Augen glauben: daß ganz England ihm einst als kleiner Freude und Hoffnung jungebte, als König Heinrich VII. seine mit dem Blut und Schwert des ausgelegten Landes überreich gefüllten Schatzkammern jurastellen mußte — beim Glanzstufen in die finstere Königsgruft!

Und jetzt — wenn dies Auge schaut: nichts als Blut und immer neues Blut! Selbst die rothen, jugendlichen Klammern des Kammerdiener grinsen ihn so blutig an ... und sie können so furchtbar lächeln — wie ein Schreierhaus, aus dem ein armer, geprüelter, unschuldiger Mensch verbannt wird ...

Dal da sind ja auch schon die todenbleichen Gesichter von Empion und Duden, die Leiter der kaiserlichen Kommissen, die König Heinrich VII. einlegte, seine Gahndt zu beschreiben ... und von ihren künftigen Typen sieht es: wir wurden geprüelt, um den jungen König beim angetragenen Wille belüsten zu machen ... Nein, nein, mein lieber lustiger Buckingham, ich hab' Dich nicht aus Dab-luch gemordet ... die Sternkammer hat Dich zum Tode

verurtheilt, weil Du nach meinem Thron strebst! ... ha! ha! die Richter der Sternkammer, die ich mit einem Juden der Angewandten lenkte! ... Das schlafe, Buckingham, auf einem Stuhl ohne Kissen hast England's Krone nicht! ... Das willst Du hier, Katharina von Aragonien? Nein, ich hab' Dich nicht gemordet, laß mich die Arbeit ... Du bist aus Gram gestorben — am gebrochenen Herzen — ganz todtrecht! ... Was geht mich das an? Ja, Du warst auch einst schön und jung und begehrt, als Du noch meines Bruders Arthur Frau warst — und ich habe Dich ehlich geheiratet! ... aber dann wurde Du mit den Tadeln so alt und ernst und langweilig stumm — Du handelst mitten in der Nacht auf, um ja keine Deiner spanischen Neffen zu veräumen — auf Deinem verstellten Leibe trugst Du das hässliche Habit des heiligen Franziskus, brüchtest zweimal und stielstest zwei ganze Tage in der Wöche, um meine Sünden gegen Deinen brügeligen Vater zu büßen. Du laßest den ganzen Tag langweilige Legenden von längst ver-schollenen Heiligen, und weinstest, wenn ich mich aus blühenden Leben fräste! ... Und Anna Bolens war so jung und blühend schön und heiter wie ich, wie sie von Frankreich jur-rückgekehrt an unser Hofe erschien! ... Gleich des ersten Abend erzählte sie mir Lachen und wüßprühenden Scherzen ein neues französisches Märchen: von dem Ritter Raus mit dem blauen Bart, der bei einer Reize seiner schönen jungen Frau einen goldenen Schlüssel übergab, mit dem Beschl: das eine Zimmer seines Schlosses, zu dem jener Schlüssel paßte, ja nicht zu öffnen! ... Und dann ist Ritter Raus fort, so trübt sie die Kämmer in jenes verbotene Zimmer! ... und sie findet Blut und die Klage von jenen erkrankten Frauen und läßt vor Schreck den Schlüssel in das Blut fallen, und so viel sie auch wäscht und spült: der Blutstich will nicht wieder von dem goldenen Schlüssel weichen — er wird an ihrer Reize zum Verräther! ... und an anderen Tage steht ihr der Kaiser Raus selber in der Blutkammer! ... Und es wurde dem Abend unter Lachen und Reden viel darüber und dagegen geschrieben, und ich gab dem Ritter Raus vollen-mechen Recht: hatten die Weiber doch kein Verbot abtreten! ... Wie sie mich da anstarrte mit dem Manken, verführerischen Augen und dem besten jugendlichen, lächelndem Gesicht und übermüthig herbeilte: König Heinrich VIII. von England, so müdet ihr am Ende selbst gar ein wenig Blaubart spielen! ... Und ich lachte: Schöne Anna, unsere Königin ist ja alt und fromm und zu wenig neugierig nach verbotenen Früchten! ... aber Guter Schönheit und Jugend löstete mich schon reizte, daß auf die Probe zu stellen! ... So verurtheilt' doch, König Blaubart! glitzerte die schöne Schlang! ... Das Wunder, daß sie mir selber geht, wie die alle mahlende Katharina, des verbotenen Ritters Lante! Aber sie war auch klug und juristbaltend, die ver-schäuterliche Anna — sie wollte nicht den König Blaubart führen, ohne Deine Krone, Katharina! ... und da der Papst mich nicht von Dir scheiden wollte, schickte ich mich selber! ... Hatte ich nicht etwa ein Recht dazu, ich; denn die heiligen Räter ja selber wegen jener treuen Anhänglichkeit und seiner Schritten gegen den Reher Luther die Titel gegeben hatten: Christlicher König — Kämpfer der Kirche — Be-schützer des Glaubens! Ka, ha, das war nicht klug von dem guten Vater! ... machte sie mich dadurch doch selbst zu einem jenen Konstantin dem Großen, der der Kirche Ge-istes vorstehend! ... und sie wollten mich doch ein wenig's lebend geliebt haben! Da machte ich mir mit mein Ge-lund doch lieber selber eine Kirche zurecht, die weber katoli-sch noch lutherisch war — und mer meizen ich's Glaubens-ortzeln widerrechtete: Raus! auf! Raus! auf! Nein, ich war kein Parteimann: Papisten und Protestanten zusammenzu-bunden fanden zu Handeln auf dem Schreierhäuser! ... Hört Du es, Katharina? Du, es ist kalt, Katharina — lege Dich in Deinem Konventstube schlafen, — die hungigen Unioersitäten schlafen mein Geld und erkranken unter Ehe für unglücklich, und der Bischof von Canterbury war so ge-fällig, uns regelrecht zu scheiden — und meine rechtmäßige Prinzeß mit Anna Bolens zu proklamieren! ... Ja, Anna Bolens war schön und liebenswürdig und klug! ... aber ihr Hofmeisterin Johanna Seymour war doch noch schöner und liebenswürdig und klug! ... und auch sie wollte England's Krone tragen! ... Was reißt Du mir Dein blutiges Haupt mit den großen, offenen, blauen Augen und den langen, bleichen Ringellocken — Anna! Es mußte im Tower fallen — damit ich die Krone aus Johanna Seymours Engelstophen legen konnte! ... Da warte un-schuldig, Anna! Nicht möglich, Kind — meine Sternkammer hat ja auf meine Klage den Blutstich auf dem goldenen Schlüssel gedrückt: also daß Du auch mit einem schönen, simplen Knäuel unsere königliche Ehe gebrochen! ... Anna, höre nicht mich an: die Sternkammer hat Dich gerichtet und Tod und den Waisanten und Deinen Bruder töpeln lassen! ... Und wie ich den goldenen Königsstern der schon Johanna Seymours fand! ... Die Leute sagten, es wäre ein wenig früh gewesen, schon am Tage nach Deiner Hinrichtung langweilige Dredel zu büßen! ... Doch, was geht einen „aller-christlichen König und Beschützer des Glaubens“ und das „Haupt der englischen Kirche“ die Leute an! ... Hoff mich nicht an mit der kalten Hand — laß mich nicht mit den Klaffen, eligen Lippen! ... geh in Dein Grab, Anna Bolens! ... Aber, was willst Du hier, Katharina Seymours — so jung und schön und todenbleich? Hast du doch Deinen weichen Hals an — der Kopf ist ja sehr darauf! ... Die war ich kein König Blaubart! ... Du willst wissen, Katharina, ob ich auch Dich gleich allen Lebenden geprüelt habe, wahr! Da nicht schon nach einigen Monaten gestorben! Wer kann das wirren, Kind! ... Dal dier's Ederle Cromwell, der mich mit der höchsten protestantischen Anna von Clerc verheiratete und mich durch ein lägenhohes Vortrad bringte — er hat das Bild mit einem Kopfe und seinem vielen roten Golde, das er den Besessenen abspalt, begehrt! ... Natürlich geht der Handel nicht und Anna von Clerc war so vernünftig, sich ohne viel Lärm von mir scheiden zu

lassen und dem lieblichen Ränkchen Howard Platz zu machen. ... Ah! da ist sie ja auch schon — mein weiches Lächeln mit dem rechten Halsbände — so schön wie die Schneide eines schärften Messers und so leuchtend roth wie süßes junges Verbal! ... Sieh mich nicht so traurig an — es hat den großen, unglücklichen Ränkern — es war ein kleiner Irrthum, daß ich Dich für treulich hielt, aber ein Kopf! — und ich es auch der reuevolle Kopf einer jungen Königin — laß ich für alle Ehre der Erde nicht wieder auf den Hals legen! ... Sei vernünftig, Katharina — für ein Jahr's Kron-tragen ist selbst ein schöner Frauenkopf nicht zu theuer! ... Du willst nicht weichen, blutiges Geistes! — und jetzt sind auch die andern alle wieder da: Anna Bolens und Katharina von Aragonien und Johanna Seymours — Thomas Moore, Buckingham, Rochester, Cromwell, Robert Kele und die Hunderte von Vorkämpfern und Wüßlingen und Wap-tisten! ... und alle rufen mich mit den eiligen Todten-händen an! ... zu Hölle! zu Hölle! ...

Heinrich's Vertraute, der Kämmer Blaubart und der Bischof Gardiner, die im Nebenzimmer gemauert, finden den König mit großen Angstreizen auf der Stirn wie wach-sinnig in die Klammern des Ränkens starrte. Dicks! Dicks! und lüthige Gesicht! daß die Geistesverwirrung! ruit er mit heiserem Lachen. — Wie die rothen Feuerzungen über sein geistlich bleiches, verzerrtes Gesicht zuden, hat es selber etwas Geistesliches, Dämonisches.

Der Kämmer und der Bischof sind solche Emen längst gewohnt. Sie suchen sie aber den Blicken der Menge so viel wie möglich zu verborgen. Darum rufen sie auch jetzt keine Diener — nicht den Kämmer. Kein Kopf kann Ge-wissensbisse heilen. Der Kämmer zündet förmliche Ketten an auf den großen silbernen Armleuchtern — die erst in den geplünderten katholischen Klosterkirchen grünten, — der Bischof reißt dem Könige eine goldene Schale aus der wüßigen feurigen Beins! ... und diese Schale stand vor noch nicht langer Zeit auf dem Altare neben den silbernen Leuchtern.

„Gardiner,“ sagt der König mit wildem Blick und rauher Stimme — „Gardiner, Ihr wart ja wohl dabei, wie Anna Bolens das französische Märchen vom Ritter Blaubart erzählte — wie war doch noch der Schluß?“

„Er — laßt die alle einstufige Ränkergeschichte — sie macht nur müde Träume für die Nacht.“

„D, ich glaub' ich weiß den Schluß selber noch: So tödtete der Ritter Blaubart sechs Frauen — und als er die siebente werden wollte, gab sie ihren Brüdern ein Zeichen und sie kamen und tödteten den bösen Blaubart! ... Käm-ler, soleich setzt den Schlüssel auf für Katharina Herz's Brüder — Katharina Herz ist unsere letzte königliche Gemahlin und es könnte ja sein, daß der Schlüssel auf dem goldenen Schlüssel uns zwingt, sie zu Anna Bolens und Katharina Howard zu schicken! ... und dann kommen die Brüder und tödten König Blaubart — und ich will nicht sterben — dort! Ich will nicht!“

Gardiner ist die fast maßlose Anstrengung des Königs auf dem Höhepunkt angelangt! — bei jener Todeszeit! Jetzt gilt es, den König auf andere Gedanken zu bringen. „Er, ich war nach Eurem Beschl bei der schönen Anna Bolens,“ sagt der Kämmer schmeichelnd.

„Und warum brachtet Ihr sie nicht gleich mit, die läge Katharina! Ich dürfte mich ihrem Gatten ... Sie — sie allein kann mich wieder gesund machen und die finstern Geistes der — Todten wegheln! ... Und das blut-geröthete Gesicht des Königs brennt in unheimlichem Glanze.“

„Es wollte mir nicht folgen — sie will nicht!“

„So habt Ihr nicht genug Gold Ringen — nicht die Diamanten meiner Schatzkammer janzeln lassen? — Jene bestrickenden Diamanten, die Anna Bolens und Katharina Howard so schön liebeten! ...

„Alles, Ihr — aber sie hat mich mit ihren großen, blühenden Augen so zornig und verachtungsvoll an — sie stampfte mit dem Fuß, sozogen Hübe und — wie mir die Lär!“

„Und die Krone — kisset Ihr denn nicht die Krone von Katharina Herz — die Krone von England's Königin in der Hrone leuchten! ... ha! diesem Goldstich hat doch keine Krone widerstanden!“

„Sie sagte: England's Krone gehört der guten, edlen Königin Katharina Herz.“

„So lange ich will, Kämmer Blaubart — ein Wirt von Heinrich's Hand und die Krone liegt der Königin Anna Bolens zu Füßen — im Northou zugleich mit Katharina's Haupt. Die Königin sangt an zu alten und — mich zu langweilen.“

„Die Königin und Anna Bolens sind solche Freunde — und Reiterinnen!“ schreit der Bischof Gardiner mit leiser, kostangsvoller Stimme an. „Sie Webe machen leiz Heil daraus, daß die den Glauben jenes treuen deut-schen Königs theilen, der seine Schritt: Contra Henricum regem M. Lutherus in die Welt schickte!“

„Grund genug, der Königin den Weg zu machen — aber bei einer so reizenden kleinen Reiterin, wie Anna Bolens, und mir genügt, unsere königliche Gnade malen zu lassen! Trost ihr nur ein wenig mit der Roster und dem Schreierhäuser! ... und das stolze Lächeln zieht die Klagen ein und birgt sich mit froher Hoff unter dem königlichen Permel an unserer liebgehabten Brust! Ja, Katharina, wir tunen die Weiber!“

Der Kämmer zuckt die Achseln. „Anna Bolens, Ihr, dürfte eine Lachschmeiß machen. Ich habe zwei Stunden mit ihr über religiöse Dinge disputirt. Sie entwickelte eine seltene dialektische Schlagfertigkeit und einen fast männlichen Geist und Wuth; mit heiterer Verfrohenheit wollte sie mir besonders das Thema unserer allerchristlichen Kirche: die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl! abspitzeln! ...

„Das ist ja offenkundige Keterei — sie muß brennen!“ schreit Bischof Gardiner dazwischen.

„Vrennen — in Liebe zu ihrem Könige, Herr Bischof von Winchester —“ laut Heinrich mit freudlicher Lust. „Wegert nicht, daß wir in England das allmächtige Heiligtum der Kirche sind und brennen lassen, was es das Reich. Und nun, Bischof von Winchester, rüht das geschwundene ein Heiligtum zu brennen — wir haben Lust, noch heute Abend auf die Landstraße zu gehen.“

„Sie — bei diesen eifrigen Reden — bei Eurer Fieber — unmöglich!“

„Unmöglich, Mylord? Das Wort existirt für Heinrich den Kisten von England nicht. Als! Schnell — bei Unserem Hohn! Wir sind nicht krank — wir denken noch lange nicht an's Sterben — wir denken an's Leben, junge Liebe! Der Gedanke, ein trotziges weisses Tüchlein zu fassen, läßt das Blut wieder so heilig durch unsere Adern rollen, wie vor dreißig Jahren!“

Eine Stunde darauf reitet ein kleiner Trupp Gewappener durch den kisterlosen St. Jamespark. Nicht weit vom St. Jamespalast besaß Anna Asten ein kleines, schönes, schmuckes Landhaus. Sie ist jetzt kaum sechsundzwanzig Jahre alt und war sehr jung an den streng katholischen Lord Asten verheiratet. Die Verschönerung ihrer religiösen Ansichten trennte die Gatten bald. Anna nahm ihren Widdensnamen wieder an. Sie lebte fortan sehr eingeengt und grubelte über den herrlichen religiösen Katholizismus. Sie las alle darüber erscheinenden Schriften, besonders die von Luther und Kämpfer. Sie war der lateinischen Sprache mächtig und las in lutherischen Geistesexaminationen piae, — so conspecta und andere religiöse Abhandlungen. Die protestantischen Sympathien verbanden sie innig mit der geistreichen Königin Katharina Parr. Vor diesem Hause hielt der Heertrupp an. Es ist Alles dunkel und still. Auf das laute Klöpfen: „Im Namen des Königs!“ erscheint zitternd ein geistreier Diener. Seine Herrin sei — bei der Königin!

„Auf, nach St. James — da ruhet Ihr Eure Aetheringen zu hübsch beizulegen, Mylord Rastler und mein Herr Gesandter von Winchester!“

„Ist die heilige Stimme des einen verlassenen Heilers, daß dem alten Diener das Blut in den Adern erheitert und die Hand seiner zitternden Hand entfällt. „Bei Gott, es war der blutige König — mein Gott, erbarnte dich meiner armen Lady!“

Nur wenige mude Lichter schimmern vom St. Jamespalast durch die schwebenden Wolken. Es ist ein stattliches herrliches Schloss, von König Heinrich VIII. nach der geschmackvollen Pläne des Kardinal Wolsey erbaut. Wolsey hatte einen kleinen Schatzkammer für Musik und den Schmuck an Wänden im Könige zu werden verstanden. An Wänden fehlte es nicht. . . das herrliche ja die eingelegenen Güter der Aetherlinge von armen Katholikenspeisen.

Im prächtigen St. Jamespalast — gewöhnlich kurzweilig genannt — hat Königin Katharina Parr die Wohnung. Seit König Heinrich ihrer verblühten Schönheit müde geworden, wies er ihr diesen goldenen König an und blieb selber in Wüthung.

In einem dümmrigen Gemach vom St. James — die dunkelste Sammetkammer laugt das Licht der beiden Armleuchter fast ganz ein — finden wir zwei Frauen. Die eine sitzt in einem goldgekleideten Armleuchter, dessen hohe Lehne eine goldene Königskrone schmückt. Die edle königliche Gestalt mit den schönen, leicht verblühten Zügen läßt sich immer abhaken, daß das Auge eines Heinrich VIII. sich an der herrlichen konnte — daß er den königlichen Purpur um die Schultern der Tochter des Heilighen Vaters, der Witwe des Lord Latimer legte, um sie sein zu nennen.

Vor der Königin kniet auf einem niedrigen Tabouret eine junge, sechsundzwanzigjährige Anna Asten in dem schwarzen Sammetkleide, das reicher ausgestattet, goldschmückten Leinwand, die sich um das hübsche, todliche Gesicht mit den großen, lichtblauen weichen Augenbrauen ringeln — wie sie die weichen, schlanken Hände stehend gestützt zu der Königin aufsteht. . .

„Verabreite dich, Kind — ich weiß ja, daß du unschuldig bist, daß du dem Könige nie Veranlassung gabst, die Kasse zu treten. . . ich weiß ja, daß dich der blutige Heinrich von England nicht einmal nötig ist. Er sieht eine neue, schönere, frisch erblühte Blume — und mit schneller Hand wiewert er die an seiner Brust so schnell verwelkte in den Staub — ja, er zerritt sie wohl gar mit hartem Fuß. Und daß dich auch ein mein Loos — Anna, das hätte ich wissen müssen. — O, wie schon diesen Todten Englands Krone sehen wird. . .“

„Nie, nie, Königin — eher den Tod!“

„Kind, das dachst — das sagst du auch eifrig, als das Blut von Katharina Howard noch so frisch roth auf dieser Krone glühte. . . und doch jetzt ist sie nach zwei Jahren mir in's Haar. . . ich schauerte und zitterte bei der Erinnerung des goldenen, blutbestreuten Rasens. . . aber ich darf nicht mehr denken an mich. Kind, auch du wirst nicht — vielleicht schon morgen erheben! wiewert ein herausfordernd, knirschender Harter von einer Königinkrone angesetzt — wenn das böse Schicksal, das sie von Anna Asten's und Katharina Howard's schönen Köpfen schickte, sie auch zu den Füßen fallen läßt. . . Anna steht wohl ein wenig Blut von Katharina Parr daran. . .“

„Still, Königin — um Gottes willen still — so kennst Ihr Anna Asten noch nicht!“

Wie im trübsinnigen, weichen Stutzen fährt die Königin mit leiser, müder, gleichgültiger Stimme fort: „Es war ein wunderbarer Meistertag — der Donnerstag des Königs. Es hat noch nicht fünfzehn Jahre her. Da ward die schöne Anna Asten in prächtig geschmückten Farben, unter dem Jubelruf der Musik, unter dem Brüllen der Kanonen des Tower vom Lord Mayor und den

Gewerken in feierlichem Zuge von Greenwich abgeholt und in den Tower des Englands Königin eingekerkert. Am Sonnabend darauf hielt sie ihren ersten feierlichen, fröhlichen Zug durch die City nach Westminster. Zu Ehren des Tages hatte der prächtige, verleihe König achtzig Ritter des Bathordens geschlagen. Im blühenden Orbenkranz ritten sie der neuen Königin zur Seite, die im vollen Glanz der jugendlichen Schönheit und lächelnden, stolzen Glanz auf einem von weißen Rossen getragenen purpurnen Thron saß. Die Vorrede der fünf Tische hielten über ihrem strahlenden Haupt einen Baldachin. Ich hab den glänzenden Zug von einem Fenster aus. . . ich dachte an Katharina von Aragonien, die man verurtheilt, entehrt — wieder zu einer Prinzessin-Witwe gemacht, als hätte ihre Häßliche Ehe mit dem Könige gar nicht bestanden, — deren Tochter der königliche Vater selbst den königlichen Namen genommen hatte. . . und doch mein Herz ging es wie ein Stich! Am andern Tage sah ich Anna Asten von dem Erbkönig von Conteburg und sechs Widdens und dreizehn Ritters geleitet die Straße von Westminster herab — zur Krönung. Wie schon ihr der leuchtende Purpur stand! Königin kamen aus den höchsten Adel Englands, nach alter Sitte in Schärpf gefolgt, hielten die Schleppe der jungen Königin. Der Herzog von Suffolk trug die Krone vor ihr her und der Erbkönig von Conteburg setzte sie auf die leuchtenden Locken. Wichtige Leuzner wurden geschaltet. Der König, so froh, so glücklich in seiner neuen Liebe, ritt mit dem Schwerte und dem goldenen Helm, die ihm einst Papst Julius II. geschenkt hatte, in die Schranken und that es im Ritterkämpfe Alles voran — zu Ehren der schönen, glücklichen Königin. . . Und dazu — nach kaum vier Jahren, legte diese schöne, glückliche Königin ihren Kopf auf den Noth im Tower — und am andern Tage trug Johanna Segmour die blutbestreute Krone. . . Da zitterst, Kind? — ja auch mein junges Mädchenherz durchdrangte es damals eifrig, wenn ich an die blutige Königskrone dachte. . . und ich konnte Johanna Segmour und Anna von Cleve und Katharina Howard nicht sehen, daß sie unter dieser kühnen Krone nicht schon bei der Krönung todt zusammenbrachen. . . Aber dann, als Katharina Howard ihr wenige Monate getragen und dabei mit ihrem Blut behaftet hatte — ja, da war ich doch nicht stark genug, die doppelte Krone von mir zu werfen. . . Und morgen — übermorgen. . . nach einigen Wochen — Womalen lebt das Blut von drei Königinnen daran. . . Doch! hörst du die Pferde dröhnen kumpfen? — ja, vielleicht kommt der Denker schon heute. . .“

Anna Asten ist aufgesprungen. Gleich und farr, wie eine Marmorkasse, steht sie da.

Gegen das Schlossdach dröhnen heilige Schläge. „Im Namen des Königs!“ und die Flügel springen auf. Rührende Schritte eilen die Kammerpforte hinaus und die Korridore entlang. Die Thüren krängen auf: der Rastler Whistlerlein, der Bischof Gardiner und ein verkappter Ritter treten in das Gemach. Die übrigen Gewappenen halten die Thüren bereit.

Der Rastler verneigt sich vor den Frauen: Königin von England und Ihr, Anna Asten; sich von dem hier gegenwärtigen Bischof Gardiner von Winchester der lehrreichen Konversation gegen die durch König Heinrich gegründete anglikanische Kirche angeht. Im Namen des Königs seid Ihr verhaftet. Ihr, Königin, werdet, bis die Anklage abgesehen ist, die Schloß nicht verlassen — Ihr, Anna Asten, folgt uns!“

Zwischen ihr der verkappte Ritter an Anna Asten's Seite tritt und hat ihr leise zugeflüstert: „Seid ohne Sorge, liebe Anna, Euer treuer Ritter wird Euch begleiten — ein Wert von Euren Könnissen und ich lene Euch für immer zu Fuß, Katharina Anna von England!“

Mit solcher Hölle tritt Anna Asten einen Schritt zurück: „Sparrt Eure Worte, König von England — Eine Anna Asten — Eine Katharina Howard sind genug, Euch — so Gott will, bald an seinem Thron die Gattenmörder anzuklagen!“

Wenige Wochen wurde Anna Asten in ihrem Hause im St. Jamespark gefangen gehalten. Doch es war ein goldenes Netz — vergiftet von allen Seiten des Lebens, die der König über sie aufzuziehen ließ. Verrath und bestürmten der König, Gardiner und Whistlerlein sie mit Bitten — mit Drohungen. Sie blieb standhaft. Sie wies alle Liebesanträge des Königs mit Verachtung vom sich.

Da wurden die harten Straßen herausgedrückt. Die Anklage auf Verrath gab den Vorwand dazu her. Anna ward in einen hinkenden, ledernen Ketten des Tower geführt. Ihr harter Leib zitterte bei Hunger und Kälte auf dem rüßigen steinernen Fußboden, der ihr Lager bildete. . . aber ihre Seele blieb stark und standhaft, so oft die Versuchung auch in die Grab künftigen.

Doch der königliche Denker wird nicht so leicht müde in seinen Verleumdungen.

Auf der Folterbank zittern und schägen die schönen, blühenden, jungen Glieder Anna Asten's unter den blutigen Kartentrüchsen — aber ihre Lippen bleiben stumm. Zwei verdamnte Henkersknechte stehen dabei und wälzen sich an ihrer Schönheit und an ihrer Qual.

„Anna, werde mein und Du bist frei und unmöglich. . .“ flüstert der Eine.

„König von England — ich verachte dich!“

„Denker, so hab die Schranken an, daß die Gefenke springen. . .“

Doch der Denker, dessen Tagewort unter Heinrich VIII. von England ein gewöhnlichstündiges Marten in der Folterkammer ist, hat nicht das Herz dazu. Seine Hände vertragen ihm das Werk. Da springt die andere verdamnte Gestalt — der Rastler Whistlerlein an die Thor-

schwelle und greift in die furchbare Maschine. . . die Glieder dehnen sich aus den Gelenken — die jarten Muskeln zerschneiden. . .

„Anna, heige von der Folterbank auf Englands Rastlerkron.“

„Mein Wort kommt mehr über Anna Asten's Lippen. Unmöglich! — Du willst es: so heige von der Folterbank auf den Scheiterhaufen!“

Ganz London ist in Bewegung: Die schöne, junge Anna Asten soll heute lebendig verbrannt werden.

Schmerzvoll mit gebrochenen Knieen sitzt sie auf dem Scheiterhaufen. Doch ihr Auge ist klar und ruhig.

Die Henkersknechte müssen sie vom Harren heben und auf den Holzstoß tragen — die aus den Gelenken gerissenen Glieder verlegen den Dorn.

Schon ist sie an den Pfahl gebunden — da tritt der Rastler Whistlerlein an den Scheiterhaufen, ein großes Papier mit dem königlichen Siegel und Namenszuge in der Hand: „Eure Heiligsünde, Anna Asten! Ein Wort von Deinen Lippen für den König — eins gegen die Königin. . . und Du bist gerettet!“

Mit verklärtem Lächeln schüttelt die Märtyrerin das schöne, blasse Schmerzenshaupt. . .

Da kündigt der entzündete Rastler den Verrathsbuchbrief an der Fackel des Heilers an und weist ihn auf den bürten Holzstoß. . .

Die Flammen jäheln schnell empor — aus dem Feuermeer löst es laut und schredig:

„Nehmt ihr den Leib.
Auf, Ihr, Asten und Leid:
Sich selbst leiten.
Sich selbst leiten.
Das Reich muß aus sich selbst. . .“

Die bestende Stimme wird schwächer und schwächer. . . jetzt ist Alles still.

Katharina Parr war gerettet. Sie fand der neuen Königin ja nicht mehr im Wege. Damit fiel auch die Anklage gegen ihre Heirath in sich zusammen. Die kluge Katharina wußte sich sogar durch eine Schwärze über seine bis zur Karren geliebte theologische Gleichheit bei dem Irrthum wieder so in Schutz zu legen, daß der Rastler Whistlerlein und der Bischof Gardiner ihrem neu auflebenden Stern weichen mußten. — Der Chronist sagt über sie: Katharina Parr wurde, sich mit klugen Verstand und Tugend bezaubernd.

Ja, Anna Asten blieb den streng katholischen Herzog Thomas von Norfolk, den mächtigen Erbkönigswidder von England und Obern der unglücklichen Anna Bolton, der Katharina Parr längst feindlich gegenüberstand, nebst seinem Sohne verhaften. Der junge Norfolk, Graf Surrey, dessen schändlicher Plan: seine eigene Schwester die Königin Anna Asten bei dem hinkenden König spielen zu lassen, an der Tugend seiner Schwester scheiterte, ward hingerichtet und der 29. Januar 1547 war zum Todestage des Vaters bestimmt — da forderie ein höherer Richter die Seele des klugen königlichen Tyrannen am Abend vorher zur Rechenschaft. . .

An diesem grauenhaften Sturzbett voll blüder, wahrer sinniger Todesangst und kluger Gedächtnis des Gewissens leuchtete neben den bleichen, schönen Gestirnen von Anna Asten und Katharina Howard auch Anna Asten's ruhendes, traumhaftes Gesicht an.

Der Chronist schreibt über den König Heinrich auf Englands Thron: „Ein Herr von trefflichen Gaben der Natur, in welchem überaus viel herrliche Tugenden, aber daneben auch gar viele grobe Laster zu finden waren!“

7. Fortsetzung.

Der Garten des Kardinals Richelieu in Richelieu.

(Fortsetzung des 12. H. 474.)

Der mächtige Minister Richelieu's XIII. baute sich nicht nur in Paris jenes prächtige Schloss, das, einst in Palais-Cardinal, heute Palais Royal heißt und wozu diesen Namen der Welt bekannt ist, er baute sich auch in seiner Heimat ein großes Schloss im Stolz der französischen Aristokratie. Richelieu, in Perpetuum Jünger-Heiler, war zu der höchsten Jugendzeit ein edler Mann, der ein paar Streikthemen besaß, aber das jenseitige Glück, in den der Cardinal getreten wurde, so klar und schärfen es war, mächtig emporgelugt. Er wachte auf dem ersten Tag der Stadt mit geraden und hellen Zügen, und aus dem Ordenshaus eines Pabst, der eine Königin würdig war, trug er das Gesicht umgeben, in denen das Wasser des kleinen fließenden Baches fließt, er sah sich inmitten eines weiten Gartens im vollen hellen Morgen, unter dem Schlägen breitere sich ein reichhaltiges von Gelb und goldener Seiten aus, der aus vier leuchtenden Partien bestand. Richelieu's Garten war ein großes Paradies umgeben von hohen Mauern, die eine lange Straße ab, die mit Eichen, Eichen und Stuten geschmückt war. Rings umher gegen sich und andere Pflanzen, Acker und Obstgärten, Weinbäume und Waldes, durch welche lange Eichen Alleen, Alleen und Alleen durch seine Frau von einem Pfahl, den er in den Garten des A. Richelieu gemacht: „Ich flügelte in die Gärten hinein, welche sehr groß und reich angelegt sind und mit dem Part vollkommen. Der Part ist ein ganzes Land, wieweil man sagen: laßt es das herrliche Bild. Die Gärten sind mit großen Bäumen besetzt, so man einen Berg durch absteigen möchte. Richelieu besaß einen der größten Gärten in den berühmtesten Gärten. Von dem Part aus, von dem die viele Gärten besaßen, sah man über einen weiten Ozean und weiter hinaus in die eifrigen, blühen Wälder, in denen die besten Gärten besaßen, wie es das Gemach des Parten so wunderbarlich angelegt. Gleich als wenn ganz Abend war, konnte ich mir nicht denken, nach eine Stunde darin zu schlafen.“

Der mächtige Minister hatte leider auch Gend gehabt und gewohnt. „Al! diese Wälder der Kunst und Natur sollen ihn rich-

überleben. Nach seinem Tode fand die von ihm gezeichnete Stadt verlassen, die Straße wie das Schicksal seinen in Ruinen. Heute ist die Stadt ein belebter Friedhof, und die prächtige Terrasse des Schlosses, welche während der Revolution verkauft und zerstückelt wurde, ist für den Fremden heute noch aus einigen Ruinen und einigen handwerklichen Baumgruppen zu erkennen, den Ueberresten der hochbeglückten Blüte des großen Nationalen.

Literarische Streiflichter aus Paris.

Was den Fremden, der sich längere Zeit in Paris aufhält, unabweislich hinreißt und fesselt, ist das geistige Leben, das Drogen, Kisten und Aufsprüngen der verschiedenartigen Ideen, das Kämpfen der entgegengesetzten Meinungen, mit einem Worte, das brausende und nimmer ruhende Meer der Gedanken und Gefühle. Ganz Frankreich centralisiert sich in Paris; alle Fäden des geistigen Lebens laufen hier in einen Knotenpunkt zusammen; hier reihen alle Hände der Gedankenwelt ein, hier vereinigen sich die unzähligen Strömungen, rollen sich, jagen und brausen. Neben in die Höhe und in die Tiefe und geben dann geklärt oder gekütert mit dem Salze der Weltstadt wieder auseinander, um den entstellten Provinzen das neu-geschaffene Licht mitzutheilen.

Frankreich hat mehrere Herde der geistigen Kultur; Frankreich hat nur einen, und das ist Paris. Die französische Literatur weiß wenig Namen auf, die nicht aus Paris erklingen sind, und das ist so wahr, daß selbst der menschlichen Gattung und der Gesellschaft feindliche Philosophen von Gess, Rousseau, nach Paris pilgerte, um dazwischen seine Weihe zu empfangen. Uebrigens erweist sich heute die Weltstadt als die Weltstadt, hat sie ihm doch das Gefühl abgeköpft: „Der glühende, er heisse ein Genie, er müsse einige Zeit nach Paris gehen; entwirre sich sein Genie dann nicht, habe er nie ein solches beieinen.“

Alles, was aus den Provinzen kommt, wird mit Geringfügigkeit angesehen; Alles, was von Paris ausgeht, imponiert dem Franzosen, und so kann man wohl sagen, daß es die Wiege der Hauptstadt ist, an der die Geister Frankreichs ihren Thron stellen. Paris zieht denn auch alle Intelligenzen, alle Genies an sich; man braucht nur einige Monate in Paris zu verweilen und man wird bemerken, daß eine Masse von geistreichen Köpfen, von Schriftstellern und Rednern die Stadt besetzt.

Die goldene Zeit Ludwig's XIV., wo ein ehrgeiziger und despotischer König die geistigen Kräfte seines Landes sich demüthigen zu machen wußte, ist zwar längst verschwunden. Wenige Dichten und Schriftsteller befeigen und bejäheln heute Napoleon III.; sein einseitiges Nord hält die verschiedenen Ansätze zusammen, aber deshalb ist die Arbeit, ist das Ringen und Kämpfen nicht geringer, wenn auch die Früchte nicht so glänzend sind wie in jener Zeit. Eine Linke kann man umschließen; es sind vielleicht nicht zwei Federn, die unter der gleichen Fahne dienen. Die Romane, die mit Bistrot Hugo begannen und noch sehr viele Vertreter im Drama und im Romane findet; die letzten Anfänge an die klassische Literatur, auf deren Boden das größte Genie Frankreichs, Voltaire, nach gelandete; die lokalen Tendenzen, für die Roubaux gekämpft und George Sand und eine Reihe weniger einflussreicher Jünger bis auf unsere Tage fortgewirkt; endlich ein literarisches Treiben, das nach seinen bestimmten Ideen jagt, sondern nach Gewissen, machen sich heute die Verhältnisse über das Publikum streiten. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod, denn die meisten Männer, welche für diese Ideen auftreten, ringen für ihre Existenz; die Macht des Publikums ist für sie das Höchste, die Bismarck, sich diese Gerechtigkeit zu erwerben, ist das, was nach diesen Genies streben, die aus den Provinzen nach Paris kommen und nicht mitbringen, als ihr Talent und einen kleinen Tuft nach Vermögen und Ruhm.

Der ägyptische Weg, beschützt und reich zu werden, ist für den Schriftsteller in Paris der, wenn es ihm gelingt, der lehrreichste Weg; täglich etwas Neues und Interessantes zu bieten, den richtigen Ton zu treffen, die Wünsche und Lehren, die Schwächen und die Unklarheit der einzelnen Klassen zu treffen; wenn er es versteht, dürfte Gegenstände

in einer angenehmen Weise anzustellen, wenn er weizen, lassen und Spah treiben kann im nächsten Augenblick, wenn er ein echter Pariser ist, wie Vaugelas ihn in seinen lebensvollen Reden so plastisch zum Ausdruck gebracht hat. Alle literarischen Größen der Gegenwart haben mit Journalen angefangen; ein Journal ist der Brennpunkt, in dem sich alle Bestrebungen sammeln, ein Journal kann in einem Tage ein junges Genie verdammt machen. Ein einziger Artikel, geistreich und pikant geschrieben, bringt oft ein frisches Talent höher, als ein dickes Buch einen Gelehrten, der zehn Jahre daran gearbeitet hat. Die Zahl der Blätter, die täglich und wöchentlich in Paris erscheinen, ist deshalb enorm; man kann sie, ohne zu übertreiben, auf 8-1000 Stück schätzen; jeder Stand, jeder Beruf, jedes Alter hat sein Journal; es gibt Blätter für alle Konfessionen, für alle Gemüthsstimmungen, für den Himmel und die Erde, für Schneider, Hutmacher, Coiffeurs, für Barbier und Photographen, für den Lederhandel und die Glasfabrikation, für Jäger und Juchendbrillanten, ein Journal für die Verlorenen und für die, welche von einem Tag ins andere reiten; wir haben 42 Romane, von denen täglich nur die zwei, welche unter den Fingern der Regierung stehen, einige Verurtheilung erlangen dürfen und eine erträgliche Existenz führen. Würde man aus dieser großen Anzahl die wirklich guten Blätter aufzählen, so würde die Zahl sehr gering sein, denn gerade in diesem Zeuge der Literatur zeigt sich die gemeine, schmeicheleiche und nach Genuß haschende Tendenz der Schriftsteller, denen es nicht um die Aufklärung und Bildung des Publikums, sondern um materielle Vorteile zu thun ist.

anpassen will, wo es die Natur des Gegenstandes nicht verdrängt; seiner eigentümlich diktatorischen Ausdruckweise nicht das Wort reden, nur wollen nur beweisen, wie weit es ein tüchtiges Talent auf diesem Gebiete in Paris bringen kann. So ist es auch bezeichnend, daß er eine Kasse jünger hat, denen keine glänzende Stellung in die Augen springt; nur vergreifen diese Männer, daß ihnen das Genie ihres Vorbildes fehlt; die Journale, die sie um die Worte anstreben, entstehen gewöhnlich nach einigen elenden Athemzügen.

Die politische Presse hat durchaus keine glänzende Stellung. Der literarische Stempel, der jedem Blatte aufgedrückt wird, das politische Natur ist, verleiht einem solchen Theil des jährlichen Ertrages. Uebrigens die großen Journale sind täglich in 20-30,000 Exemplaren abgehen und sich die Abonnenten per Seite mit 2 Fr. bezahlen lassen, ab 4 doch nur wenige, die gute Geschäfte machen. Die einzelnen Blätter finden den erwünschten Erfolg nicht; eine Ausnahme macht der Moniteur, der seine Stempelgebühren abt und zudem noch gratis an alle Gemeinden versendet wird. Während jedes Stück Zeitung drei Sous kostet, steht man den Moniteur an alle öffentlichen Gebäude der Stadt, und so sieht man denn oft die französischen Bürger wie angelehnt an den Thoren der Stadthäuser stehen und da in diesen Zimmern die süßsauren Pöbel des Regierungsapparates verweilen. In Paris hat man seinen Genuß umsonst, nur den Moniteur kann man gratis genießen. Die Oppositionsblätter werden zwar etwas gelesen, aber man erwacht nicht, ihnen von Zeit zu Zeit das schmerzliche Flöhen des Verfallens aufzulegen, was jedesmal ein heftiges Verfallschrei ist. Es ist Thatsache, daß mehrere dieser Blätter



Der Saal des Academiens in Paris. (S. 177.)

Es lebte ein Mann in Paris, der in der Schweiz auf die Welt kam und der im zwanzigsten Jahre erst vor den Augen der Welt einen Vater und damit einen rechtmäßigen Namen erhielt. Der junge Mann, der sich Ruhm und Vermögen erkämpfen wollte, warf sich mit aller jugendlichen Kraft in den journalistischen Kampf; er gründete ein Blatt nach dem andern, er arbeitete Tag und Nacht und erdachte oft das Feuer gleichzeitig in mehreren Blättern. Begabt mit einer logischen und strengen Herablichkeit, mit einem schärfsten Verstande und für die Schwächen seiner Feinde unerbittlichen Verstande, schloß er sich mit seiner scharfen Feder die Thüren in den Marmor, auf den er emporklimmen sich beehrte. Nachdem er bereits zwölf politischen Zeilungen das Leben gegeben und mehrere andere, die er gleichfalls geschaffen, in's Grab hatte sinken lassen; nachdem er einen Heberling geküßt hatte, der manche andere eifersüchtige hätte brechen können, ist er endlich dahin gelangt, wo ihm tausend Andere nachfolgen möchten: er hat sich nicht bloß einen großen Namen, sondern auch Millionen erworben. Emil de Girardin — so heißt dieser, auch in Deutschland wohlbekannt, merkwürdige Mann — selbst wurde eine größere Rolle als mancher Fürst; Napoleon III. verschmähte es nach seiner Thronbesteigung nicht, ihm in's Ohr zu flüsten, über später einen persönlichen Besuch in seinem königlichen Palaste abzusenden und ihm eine Ministerstelle anzutragen. Emil de Girardin war lange Zeit ein naher Freund des Prinzen Napoleon; seine Feder ruht noch nicht; man weiß, wie seine Artikel in der „Globe“ in allen Ländern verbreiteten. Wir wollen seinen oft belamantierten Feind, seinen streng mathematischen Nachkommen, die er auch da

vollen Worte fanden: „Die Cmelette wird gemacht werden.“ Weiter stand nichts darauf. Einige Tage vergingen, man suchte auf alle mögliche Weise den Sinn der Worte zu errathen, die Blätter sprachen davon; endlich erschien ein zweites Blatt, wo sie lesen war: „Die Cmelette ist gemacht“, und folgenden Tages boten die Zeitungsverkäufer ein neues Journal mit dem Titel: „Die Cmelette“ herum, das einen den Abzug fand; freilich fand sich, daß die „Cmelette“ eigentlich schlecht war, und wurde deshalb nach dritten Male nicht wieder aufgelegt. — In einem Programme, das mit zu Geschehe kam, las ich neben vielen anderen glänzenden Berechnungen auch die Berechnung, der Unternehmern des neuen Blattes sei im Besitze eines Geheimnisses, mittels dessen das unterirdische Telegraphennetz nutzbar geworden und Lebensnahrung in Europa ohne Telegraphenlinien mit seinen Feinden in Amerika korrespondieren könnte, und daß zu jeder Zeit und ausgedehnt. Ich hatte Gelegenheit, mit diesem erfindungsreichen Manne zu reden, und da er mir dieß, daß ich die Geheimnis in Folgendem beistehe: Nehmen wir an, es existiere ein Stoff, dessen Theile, wenn sie voneinander getrennt sind, mit einander in so naher und unzögerlicher Verbindung stehen, daß eine auf den einen Theil ausgeübte Operation in dem andern getrennten Theile die gleichen Wirkungen hervorbringt. Es sind zwei Freunde, von denen der Eine in Europa, der Andere in Amerika ist; beide besitzen eine Uhr, welche einen Gegenstand in sich schließt, der die genannten Eigenschaften besitzt. Gut dieser Gegenstand die Form eines Leigers, so wird der Freund in Europa den Feind verschiedene Gedanken machen lassen und damit Schachmatten und Abzüge ausdrücken; der Feind des Freundes in Amerika wird

gleichzeitig, durch eine geheimnissvolle Wirkung in Bewegung gesetzt, die gleichen Wendungen machen und auf solche Weise ihm ein Telegramm liefern. „Ich begreife das,“ sagte ich dem Manne, „aber den Stoff, woraus diese Zeiger bestehen, den möchte ich kennen.“ — „Das ist eben das Geheimniss,“ erwiderte er lächelnd, „Niemand kennt es,

Sie nicht und ich auch nicht. Das beschäftigt mich vor der Hand auch gar nicht. Bis mein Blatt auf seinen Füßen steht, verstreichen Jahre; unterdessen gelingt es vielleicht einem Weltweisen, diesen Stoff zu entdecken, und dann ist auch mir geholfen.“ Und der geistreiche Mann rieb sich vergnügt die Hände und knöpfte sich den Rock zu.

Die neuere französische Literatur geht hauptsächlich vom Zeitgeist aus; diesen hat sie eine Richtung zu verlaufen, die von großer und wohlthätiger Einflüsse gewirkt ist. Napoleon I. war auch in der Literatur ein Zeitgeist, eine freie und selbstständige Bewegung war unter seiner eisernten Regierung unmöglich. Ein Mann, der in einem seiner

Bühnen-Charaktere.

Originalzeichnungen von Schmelzer.



Dichter (vor der Aufführung seiner neuen Tragödie):
Ein kühner Charakter — ein kühner Charakter! —
Ein weiser Mann — das, das! das!



Ägypterin (Sängerin von den ersten):
Vater in der Nacht — im Leben und —
Wenn ich im Auge die Sterne sehe.



Feldspieler (bei einer Landstrasse):
Ein so sehr ein starker Mann: das!
So sehr wie das Leben im Leben.



Polizist (bei einer Ausbreitungsfahrt):
So sehr doch! — denn gibt's wohl ein solches Spiel,
Wie einen Hundstreck, den's Herz brechen will?



Charakterspieler:
Zwei spielen — das Spielchen so furchtbarlich...
Charakterespiel! ich nur — selber mich!



Für alle Rollen:
Fest steht's, wegen tragisch, dann Scherz-Beitrag.
Das Spielchen! das! sind alten Scherzspielchen!

riefen den Befehl ertheilte: „Er verlange, daß die politischen Plätter seine anderen Anständen hätten, als die des Konstantins“ (Konstantin, Napoleon's I.), konnte unmöglich eine Literatur beunruhigen, die sich nicht an den Strahlen seines Genies fütterte. Es kam die Zeit der Restauration und mit ihr ein Nachdenken über die erste große Revolution und die traurigen Folgen des ersten Kaiserreiches. Es war

das noch eine sehr matte und unruhige Zeit; doch suchten sich die Ideen allmählich Bahn zu brechen. Damals entstand ein Blatt, „Le Globe“, in welchem die ersten Kritiker auftraten; sie wagten noch nicht, den bestehenden Verhältnissen und der daraus entspringenden Literatur direkt zu Leide zu rufen. Sie versenkten sich in das 16. Jahrhundert, wo analoge Verhältnisse eine literarische Opposition

voll Feuer und Kraft hervorgehen hatten. Saint-Marc Girardin und Sainte-Beuve gaben geistreich geschriebene, mit spitzen Bemerkungen versehene Gemälde dieser Literatur; andere Talente traten noch später auf und so gelangte man endlich zum vollständigen Bruch mit der offiziellen Kritik. Seitdem sind der Regierung die Fägel, womit sie Jahrhunderte hindurch die Geistesrichtungen in der ihr

Hingebung befähigte, während seine Jährlingszeit nur noch durch ihre Schwäche und Nachlässigkeit geübertet wurde.

In diesem Augenblick, wo er sich unbewußt glaubte, ruhten seine Augen voll Verlangen auf der kräftig so angelegenen Frau, welche, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, an seiner Seite saß und jede Bewegung des Kranken mit ängstlicher Jährlingszeit beobachtete, deren seiner Wünsche, noch bevor er ausgesprochen wurde, zu erröthen suchte.

Bei dem Gedanken an sie und seine verlassenem Kinder drängte sich unwillkürlich ein schmerzlicher Seufzer aus der gepreßten Brust des bestimmten Mannes.

„Dachst Du wieder der Schmerz?“ fragte die Majorin, sich ihm nähernd, indem sie seine feberheißte Hand ergriff.

„Nicht doch!“ erwiderte der Kranke mit ertheuchtem Nachsicht. „Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt, als gerade jetzt. Deshalb dachte ich, daß Du Dir ein stillendes Auge gönnen und mit den Kindern in's Freie gehen sollst.“

„Wie! Ich sollte Dich allein lassen?“ fragte sie verwundert, so empfindlich.

„Freudlich kann ich ja ablassen. Der alte, treue Bursche hat schon mehr als einmal an meinem Bette gesessen und mich gepflegt, als ich noch Junggefellte war.“

„Jetzt aber bist du da, und so lange ich noch die Kraft habe, soll mich Niemand bei Dir ersehen.“

„Aber ich wünsche sehr, daß Du Dich erholst. Der Doktor kündigt, daß Du die Anstrengung nicht mehr lange ertragen wirst, und verlangt deshalb, daß Du in die frische Luft gehst. Was soll aus mir werden, wenn Du auch erkrankst würdest? Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du Dich um meinerwillen nutzlos aufreißt. Du mußt dich für mich und die Kinder zu erhalten suchen. Darum bitte ich Dich, liebe Louise, besorge den Rath des Arztes. Der Tag ist so schön, die Sonne scheint so freundlich durch das Fenster. Eine kleine Promenade wird Dich erfrischen und stärken. Nimm aber ja die Kinder mit; sie kommen ohnehin jetzt selten in die Luft und kalibren jede Zerstreuung.“

Es lag etwas Dringendes, fast Befehlendes in den Worten des Majors, so daß sie nicht länger zu widerstehen vermochte, obgleich sie ihm nur ungern gehorchte. In der That war er sichtlich bemüht, sie zu entlassen, um allein zu sein. Sobald sie mit den Kindern endlich fortgegangen war, rief er seinen alten Bedienten, der schon seit Jahren sein vollstes Vertrauen genoß.

„Du bist doch bei dem Oberst gewesen, wie ich Dir gestern gesagt habe?“ fragte er gespannt.

„Ja, Herr Major!“

„Und was hat er auf Deine Bestellung geantwortet?“

„Der Herr Oberst wollte gleich nach der Parade kommen.“

„Wie viel Uhr haben wir jetzt?“

„Es hat bereits halb zwölf geschlagen.“

„Dann kommt Wilhelmsbach schon hier sein.“ bemerkte der Kranke mit schmerzlicher Ungeduld.

„Wenn der Herr Oberst nur nicht die ganze Bestellung wieder vergessen hat. Das kommt bei ihm nicht selten vor, wenn er gerade bei der Weinschlaf oder sonst wo liegen bleibt.“

„Wilhelmsbach ist ein Ehrenmann und mein bester Freund.“ fuhr der Major den alten, verdienstvollen Burschen an. „Es schadet dir nicht, wenn ein Diener so respektvoll von dem Kameraden seines Herrn spricht.“

„Wißt mir merken.“ brummte Friedrich, „aber ich sage nur, was die ganze Stadt weiß. Der Herr Oberst treiben es ein Bißchen gar zu toll, schlimmer als der jüngste Leutenant im Regiment. Nacht für Nacht am Spielplatz und am alten Oren, wo sonst ein anständiger Herr nicht hingehört.“

„Das geht keinen Menschen etwas an, obgleich ich das Leben und Treiben Wilhelmsbachs auch nicht immer gut heißen kann. Aber hast Du jemals gehört, daß der Oberst einen Kameraden im Stich gelassen, einem armen Teufel seine Briele verfallen hat? Er theilt den letzten Groschen mit seinen Freunden, und trotz aller tollen Streiche sitzt das Herz bei ihm auf dem rechten Fleck.“

„Das ist wahr und ein tüchtiger Soldat ist er auch, das muß ihm der Reich lassen; schau in den Dienst, aber ein Vater für seine Leute. Schade nur, daß er ein so wildes Leben führt und weder an Wohl noch Lust glaubt.“

„Daran ist allein der lange Friede Schuld.“ beschwerte der Kranke, indem er nicht nur vor dem alten Diener, sondern vor sich selbst den abwesenden Freund zu vertheidigen suchte. „Der Oberst laßt nicht für das langweilige Garnisonleben und den einsinnigen Gamaschendienst. Sein feuriger Geist ist zu gut dafür und verläßt deshalb auf Abentheueren. In der Evidenz ruhet der beste Stahl, aber wenn es wieder einmal zum Kriege kommen sollte, so wird ihm auch der alte Klang nicht fehlen.“

„Während so der Kranke mit mehr Eifer, als ihm zuträglich war, den Oberst rediretete und dessen störrischen Willen zu beschwichtigen suchte, standen die beiden städtischen Bedienten, die den Kranken begleiteten, die Ankunft des längst Erwarteten an. In der Thüre traten eine hohe, kräftige Gestalt in kleinem Uniform, der Typus eines edlen, klugen Reiter-Offiziers.

Trotz des vorgerückten Alters verrieth der ebenmäßige, elastische Wiederbau und die straffe militärische Haltung eine unverwundliche Jugendkraft. Unter den schwarzen, buschigen Augenbrauen blickten feurig die scharfen blauen Augen. Die gebauchten Wangen, die gebogene Adern und der dunkle, sorgfältig gepflegte Schnurrbart verliehen seinem Gesicht einen ritterlichen Ausdruck voll Muth und Energie, während um den üppig sinnlichen Mund und das volle gerundete Kinn die Geister der Genüßsucht und der Lebenslust ihr übermüthiges Spiel trieben. Nur der schiefe Schritt, von dünnen, ergrauten Knien eingeklinkt, sowie die tiefen Furchen um die hohe Stirn und die eingesunkenen Augenwinkel erzählten von den Verwüstungen der Zeit, von heißen Tagen und wild durchwachten Nächten.

In der ganzen Erscheinung dieses außerordentlichen Mannes lag etwas Ungewöhnliches, ein genialer oder vielmehr dämonischer Zug, der seiner eigenthümlich geistigen Begabung und Lebensanschauung vollkommen entsprach. Der Oberst war in der ganzen Armee wegen seiner Tapferkeit und seiner ungewöhnlichen Bildung allgemein bekannt, wegen seines rücksichtslosen Witzes und seiner schneidenden Kritik gefürchtet, wegen seiner Extravaganzen und tollen Streiche verachtet.

König wäre er zum General befördert worden, wenn er sich damals bei den Hofkreisen herrschenden politischen Richtung anbequemt hätte, über die er bei jeder Gelegenheit seinen keisenden Spott ergoß. Seine zahlreichen Feinde, die er sich deshalb zugezogen, suchten ihm zwar so viel als möglich zu schaden, aber ohne Erfolg, da er sich im Dienste nicht die geringste Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließ. Im Kriege hatte er sich durch seine außerordentlichen Tugenden ausgezeichnet, im Frieden galt sein Regiment für das beste und wurde häufig den übrigen als Muster aufgestellt. Seine Untergebenen liebten ihn, weil er nicht kleinlich war und außer dem Dienst wie ein Vater für sie sorgte, während die höherrangigen Offiziere und selbst seine Vorgesetzten ihn wegen seiner geistigen Ueberspannung und schonungslosen Witzes fürchteten, seine militärische Tüchtigkeit aber anerkennen mußten.

Außerdem war der Oberst der lebenswürdigste Gesellschaftler, der beste Kamerad, der treueste Freund, stets zu jedem Opfer bereit, aber auch eben so heikeltüchtig und stolz im Joren ansehend, wenn er sich verletzt glaubte, eifersüchtig auf seine Ehre, trotzdem seine Würde dieses weitgehend, um sie eben so leicht, wenn es ihm gefiel, wieder aufzunehmen, fest und biglora wie Stahl, gesährlich für Andere und noch mehr für sich selbst, besonders aber dem weiblichen Geschlecht, auf das er selbst noch im vorgerückten Alter einen eigenthümlichen Zauber ausübte.

Trotz der gänzligen Verschiedenheit der Charaktere und Lebensansichten hing er mit seltener Treue an dem frommen Major von Welden. Beide waren Jugendfreunde, hatten in demselben Regimente gedient und gemeinlich den Feldzug mitgemacht, worin der Major in einem blutigen Gefecht mit eigener Gefährdung des Oberst das Leben gerettet hatte.

„Nun, Alter!“ sagte er freundlich, dem Kranken seine Hand entgegenstreckend, „da bin ich, wie Du es gewünscht hast. Hoffentlich geht es besser mit Dir.“

„Leider immer schlechter. Ich fühle mich meinem Ende nahe.“

„Ach! Man muß nicht den Rath verlieren. Der Frühling ist vor der Thür, die alten Bäume schlagen wieder aus und treiben frische Knospen. Du wirst Dich erholen, in's Bad gehen, nach dem Süden reisen und dem Tod noch einmal ein Schnippen schlagen.“

„Ich habe keine Hoffnung mehr und ebensovornig der Doktor, der wie ein ehrlicher Mann mit mir gesprochen hat. Diesmal ist es Ernst, ich weiß, daß meine Tage gezählt sind. Ich fürchte mich auch nicht vor dem Sterben, aber der Abschied von Weib und Kindern, die ich leider unverjüngt zurücklassen muß, geht mir nahe.“

„Streich, lieber Welden! Kann ich Dir helfen, Dir in irgend einer Weise nützlich sein?“

„Eben deshalb habe ich Dich rufen lassen, um mit Dir Rücksprache zu nehmen und meine irdischen Angelegenheiten mit Deiner Hilfe zu ordnen.“

„Das kann in keinem Falle schaden und ich sehe Dir gern zu Diensten, wenn ich Dir dabei nützen kann.“

„Wilhelmsbach!“ sagte der Major im feierlichen Tone. „Ich kenne Dich besser wie die Welt, die Dich nur noch dem Schein beutelt; ich weiß, daß ich im Leben wie im Tode auf Dich rechnen kann.“

„Das versteht sich ganz von selbst und ich freue mich, daß Du an mich gedacht hast. Sage mir nur, was ich für Dich zu thun kann.“

„Du sollst der Vormund meiner verlassenem Frau und der verwaisten Kinder werden.“

„Alle Wetter!“ rief der Oberst überrascht. „Das habe ich nicht erwartet. Da hast Du Dir den schicklichsten Verwandten von der ganzen Welt ausgesucht. Ich verstehe ja nicht einmal meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung zu halten.“

„Aber, Du jagst, Du wirst im Stande, einem ster-

benden Freunde seinen letzten Wunsch zu versorgen?“ fragte der bestimmte Kranke vorwurfsvoll.

„Du irrst mir Unrecht, aber ich wollte Dich nur darauf aufmerksam machen, daß Du nach meiner Ansicht eben nicht die beste Wahl getroffen hast. Ich kenne mich besser und Du solltest mich doch ebenfalls kennen.“

„Ich weiß nur, daß Du ein Ehrenmann bist und unter allen Fällen Deine Pflicht thun wirst, wenn sie Dir auch noch so schwer ankommen mag.“

„Reinnetwegen! Wenn Dir ein Gefallen geschieht, wird ich der Vormund Deiner Familie werden, obgleich ich zu dem Posten so wenig taugte, wie die Faust auf's Auge.“

„Du wirst, wie ich überzeuge bin, mein Vertrauen nicht täuschen, meiner armen Frau mit Rath und That beistehen, und meinen Heinrich, den ich zum Soldaten bestimmt habe, zu einem tüchtigen, ehrenwerthen Mann erziehen.“

„Ich will es wenigstens versuchen, obgleich ich selbst gerade nicht viel taue.“

„Was meine geliebte Tochter Marika betrifft, so wünsche ich, daß sie bei der Mutter bleibt, bis sie einen würdigen Mann findet. Leider wird das schwer halten, da sie kein Vermögen hat.“

„Das laß Dich nicht anfechten. Ich werde für sie sorgen, als ob sie mein eigenes Kind wäre; das schund' ich Dir bei meiner Freundschaft.“

„Gott lobet Dir dich Wert; er hört Deinen Schmerz und wird Dich für den Treu segnen, den Du einem bekümmerten Vater in seinen letzten Stunden gibst.“

Der Kranke lächelte sich so angegriffen und erschüttert, daß er nicht weiter sprechen konnte; er reichte nur die feberheißte Hand dem Freunde und sah ihn mit dankbaren Augen rührend an.

„Hast Du sonst noch einen Wunsch?“ fragte der Oberst, den Kopf, als er zeigen wollte.

„Mein alter Friedrich!“ versetzte der Major nach einer Pause, „verleihen, wenn ich sterbe, seinen Dienst. Ich möchte ihn gern noch vorher versorgt wissen und habe ihn deshalb dringend dem Rittmeister Baumbach empfohlen, der gerade einen Verzicht brauchte. Aber die treue Seele wollte mich nicht verlassen, obgleich ich ihm die Postwendigkeit vorstellte. Er wird nicht bald wieder ein so gutes Unterkommen finden. Es schmerzt mich, wenn ich daran denke, daß er meinestwegen Noth leiden sollte.“

„Das soll er auch nicht, so lang ich lebe; ich werde ihn in meine Dienste nehmen. Schon oft habe ich Dich um das alte Wädel beneidet; ich bin ein Freund von Notho-Figuren.“

„Er hat nur den einzigen Fehler, daß er zuweilen den Kopf verliert, dafür aber ist er treu wie Gold.“

„Wir werden schon mit einander ankommen. Wenn er bei mir eintrifft, so nehme ich ihn mit Vergnügen.“

Gerade in diesem Augenblick erschien der alte Diener, der sich unter dem Vorzeichen des Majors aufgehalten hatte, und meldete die Ankunft des Regiment-Prädicators Lorenzen, welchen der Kranke ebenfalls in Abwesenheit seiner Familie zu sprechen gewünscht hatte.

„Teufel!“ rief der Oberst ärrerisch. „Da muß ich machen, daß ich fortkomme. Was hat denn der Pfaffe hier zu suchen?“

„Ich habe den würdigen Mann bitten lassen, mich mit den Tröstungen der Religion zu versehen. Nachdem ich mit Dir meine irdischen Angelegenheiten besprochen habe, ist es nur in der Ordnung, daß ich mich mit meinem Seelenheil im Angesicht des Grobes beschäftige.“

„Wirst Du nicht auf Deine alten Tage noch ein Nader werden? Hätte Dir eine solche Thorheit nicht zugestanden?“

„Ich bin immer ein guter Christ gewesen, und bei dem Gedanken an die Ewigkeit fühle ich doppelt das Bedürfnis, mich zu meinem Heiland und Erlöser zu wenden.“

„Chacun son goût.“ brummte der Oberst. „Ich will Dich nicht geirren.“

„Wilhelmsbach!“ bat der Kranke. „Höre die mahnende Stimme eines sterbenden Freundes, dem der nahe Tod ein Recht gibt, Dich zu warnen. Auch für Dich wird früher oder später die verhängnisvolle Stunde schlagen, wo die schwebeladene Seele vor ihren Richter tritt. Willst Du nicht bei dem Gedanken, daß Du dich selbst abzugeben hast für Dein Leben und Treiben? Glaubst Du wirklich, daß mit diesem Leben Alles beendet ist, daß es weder einem Welt noch eine Unsterblichkeit gibt?“

Während der Kranke so mit bewegter, zitternder Stimme sprach, schwebte ein spöttisches Lächeln, eine cynische Antwort auf den Lippen des ungläubigen Oberst, welche er jedoch aus Rücksicht auf den sterbenden Freund gewaltsam unterdrückte.

„Nur es gut sein.“ sagte er abwehrend. „Ich verkenne nicht Deine Freundschaft, die sich in Deiner Besorgnis um mein Seelenheil ausdrückt. Aber in der Liebe und Religion geht über seinen eigenen Weg, und man kann ebensovornig einen Menschen wider seine Meinung selig und gläubig machen, wie einen Verleumdung von seiner Thorheit heilen.“

Teufel solle drein schlagen; . . . und nirgends lebt man demnach dem Teufel so zum Trost und trutzmächtig wohl, nirgends steht man sich zuletzt so den Teufel um den Teufel, wie hier!

Das ist charakteristisch für Wien. Die Zeiten ver-schieden sich, nach allgemeinem Dafürhalten, fortwährend. Alles wäre außer Rand und Band. — Und Alles ist in Rand und Band, die Leute leben, als ginge es dem ewigen Mattheus zu, als hätte der liebe Herrgott gesagt: und morgen ist wieder ein Festtag!

Wien wächst, Wien vergrößert sich, Wien wird ge-lächert und verachtet; und besucht man zuletzt den Ringen und den Schreden, so sind alle Hotels, alle Wohnungen, alle Magazine voll; und fliegen endlich nicht die gebratenen Tauben (auch noch mit der Salzfischel auf dem Schwanz) herum, so ist doch ein allgemeines Gebrechen der Welt und soll hoffentlich entweder durch die Fortschritte der Mechanik oder der Sozialwissenschaft und National-ökonomie demnächst behoben werden!

Wenn es sich darum handeln würde, nachzuweisen, daß Wien in allen seinen Verhältnissen im raschen und ras-sischen Umschwunge begriffen ist, so würde der Nachweis nicht schwer werden. Er vermehrt vielmehr, er hört alle und lange Geschwätz, er erregt Bedenken und Kopf-schütteln, er wird da und dort unbesuem, er hat seine

großen Mängel — ja, das ist Alles wahr; aber ein ge-müthlicher Herr von Gellert! (damit wir ihm wienisch die gebührende Bezeichnung geben und nicht respektlos ent-gegenstehen) sagte schon: „o pur si muove!“ — Sie bewegt sich doch! Die Welt geht ihren Weg! Wien schreitet vor! und da steht der Teufel: es heißt der Teufel nicht!

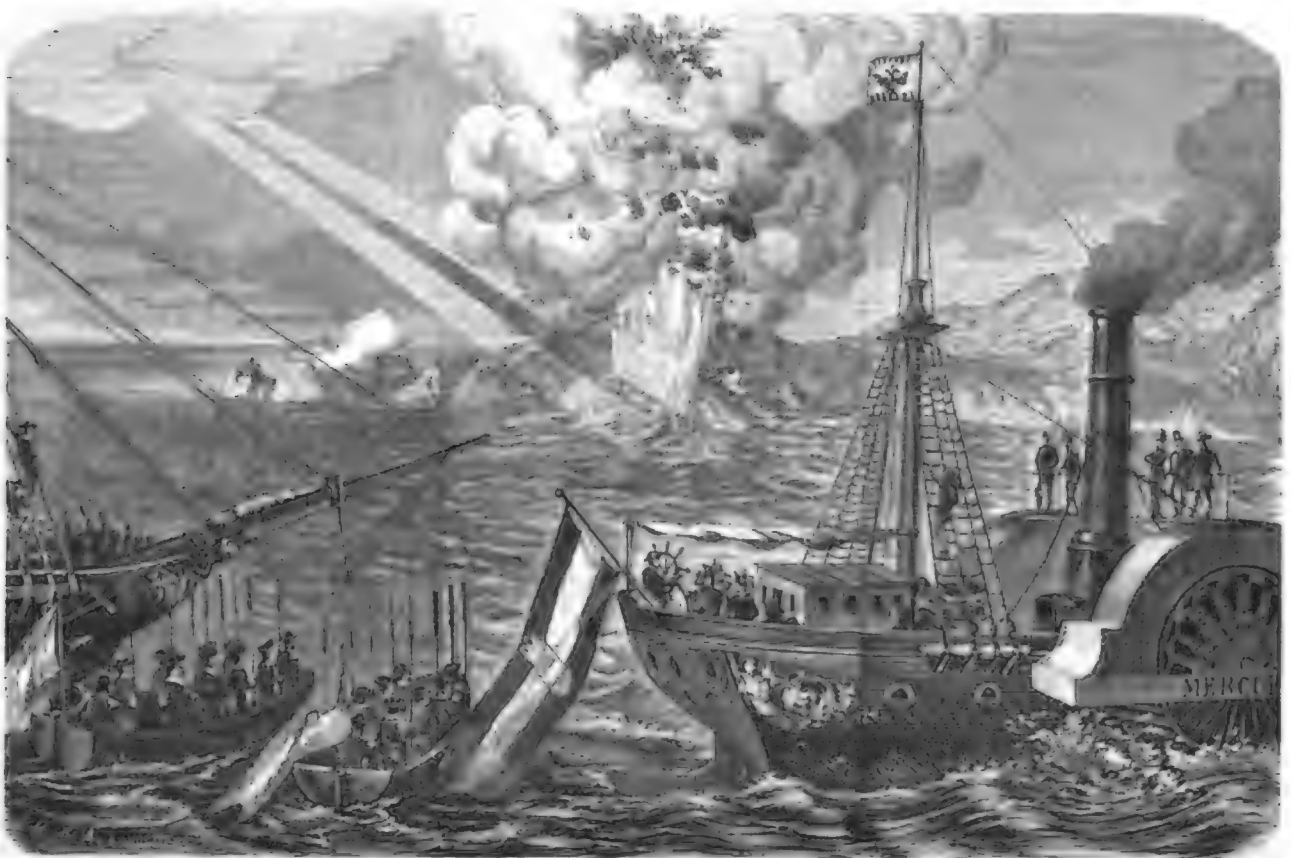
Wisse man zum erst, neben allen neuen Eisenbahnen, die Donau regulierung durchgeführt sein. Kasse man die Donau, wie es das festgestellte Projekt vorsehrt, den rollenden breiten und tiefen Stromgang bis an die Vorstadt herandrängen, lasse man erst die großen dampf-gefüllten Frachtkisten im Kleinfeld des Sommer- und Winterhafens Quartier nehmen . . . und Wien wird noch besser seine Weltmission erfüllen, die deutsche Kultur sicherer nach Osten tragen, als es frühere Zustände und Pläne vermochten, und eine noch mehr nach allen Seiten ge-schäftige Charakteristik entwickeln!

Wir entbehren den allerhöchsten Hof längere Zeit, jetzt wird auch dieser das öffentlich bewegte Leben krönen. Es kommt die Zeit der Ausfahrten, der weltbekannten Rasttage, die ohne Fräulein und ohne Anhangsgeheimnisse sich gehalten, lediglich dadurch, daß die Menschen zusammenkommen; es kommt der „Lust“ in das allgemeine Programm; schon sind die Anforderungen für die Bettelstühle präsentiert; schon rufen sich die Männer des „Sport“, die Namen der

Sieger werden im Walle von Wunde zum Wunde geben, gerade wie jetzt jene der Vorwärtstaktors, um wieder wie diese rasch vorzugehen zu werden!

O wäre ich ein Schneider! welche Wunder könnte ich Ihnen schon jetzt und erst später berichten! So viel kann ich Ihnen auf Schere schwören, daß solche Pracht und Herr-schaft noch nie vorher entfaltet wurden, wie jetzt. Man staunt über Glanz, Feinheit und Vornehmheit der Stoffe. Und findet man die Trachten selbst, feiner, feiner, feiner, und feiner! das Dekorationsstudium „Krausenzimmer“ war niemals so reichlich ausgestattet, doch muß man gestehen. Und sagen wir geradezu: es ist malerisch; in die reale Prosa anderer dingetfüllten Begriffswelt tritt es noch als ein Stück wandelnder Poesie und Phantasie herein; es hat seine eigene Freude daran, und einen hohen Anblick und eine heile Lausung zu gewähren; — wer mag schon immer während des Ständes tragen, was aus den Schau-spielen hinterher wird? oder gar, was sie vorher ge-wesen?

Die Welt ist groß und Wien zählt dreierlei Mil-lionen Gesteigerte und Leutelsbedachte; wer vermag da zu leugnen, daß darunter die höchsten, höchsten, un-schuldbringsten, feinsten, herrlichsten, lächelndsten, häßlich-ten und abgehenden wie beständigsten Gestalten sein! — ein Dutzend von ihnen haben wir für unsere Leser aus-



Der Kaiser von Österreich bei den ersten Kaiserjahren. Nach einer Skizze von Kaiser, gezeichnet von Meissner. (2. 481.)

dem Wiener Theater, kein Beginn der glänzenden Strahlungs-sonne, denn absterblich (S. 481).

Also leben wir alle Tage; und wenn Aristokraten Theaterbesuchungen geben, bei denen einer einzuwendendig-tausend Gulden einkommen zum besten Verzugsfaktor, näm-lich bei Anlaß der Explosion auf dem Schiffe „Kaderly“, so ist dies gewiß auch nicht übel und kann auch nicht leicht anderswo vorkommen wie hier, wo es bei und durch die Kaiserin Schwarzenberg geschah. Wohlthätigkeit aller Or-ten und Zusammenstehen zu humanitären Zwecken, selbst bis zur Bekämpfung von Epidemien für solche arme Ge-melken und Armenvereine, welche sonst nicht zusammenleben könnten. — Es ist rührend und hat seine Momente; aber vielleicht wird beim Lachen doch auch das Auge feucht!

Es ist in Wien zuletzt nichts Werthwüdiges von kleinen Ereignissen aufgetaucht, was die allgemeine Aufmerksamkeit zu leicht vermocht, oder ein Gefühl verleiht hätte. Die Währungsfrage, der Grundbesitz, die Projektion der neuen Aktienanstalten mit und ohne Verrechnung, das anhal-tend vergrößerte, und darüber wurden Sie von mir bereits unterrichtet.

In aller Eile werden die spiegelblank lackierten Wa-gen der kaiserlichen Miliz verfahren; nur noch wenige Tage und sie werden mit blauen Händen und Füßen die letzten Kundhaber fällen; ihr Jargon wird andring-

lich auf den Luft-Tribünen zu vernehmen sein; ihre Reiter werden die Figur machen, wie jene der Generale Napo-leon's I. bei Hofs, welche so viel Lachen und Widerwillen erregten; sie werden Ziel wie Kasse in ihre Pfeilschale stoßen; und wenn auch manche verstimmt, verkommen, ver-jammert nebenher gehen, welche der Schwindel um Wohl-stand und Ruhe gebracht, was kummert das den Sturzstiel und die Vorze?

Die Kunst, wenigstens die musikalische, beruht sich noch vor den Monarchen im Walde, sich zur Geltung zu brin-gen. Die Gesellschaft der Musikfreunde brachte in außer-ordentlichen Leistungen die große Hoffmanns-Bach's und Vieux's Legende der heil. Elisabeth zu Gehör. Beide Aufführungen waren außerordentlich, von außerordentlicher Kraft und Zartheit. Vorher dirigiert. Vieux's Legende war eine Art musikalischer Erzählung. Er kam ja Gaste und ja den Proben, aber er hielt sich bei der Aufführung als Redner zurückgegriffen. Das geistvolle, mit allen rhetorischen Hoff-nungen und feinsten Klängen der modernen Tonkunst ausgestattete Werk erhielt die Zeichen der höchsten Ver-ehrung. Der von langen schneeweißen Haaren, wie ein-st von den Klängen, umhangene, schwarzschattene, geistvolle Kopf, welcher von der schwarzen Toulane des Abbe sich noch interstizial abhebt, wachte sit auf der Vorbergehen hervor und sich vor dem erregten Publikum verbergen.

Den alten, geistlichschwebenden Meister auf dem Piano zu hören, war nicht möglich. Und man konnte ihm schmecken, ob des verzeigten Jambos!

Von hienigen bedeutenden Künstlern werden die gro-ßen Städte bald einen höchst interessanten Lerne lernen, Herrn Tucher, Parkenwirtin. Er zieht in die Ferne und wird zuverlässig mit der reichlichen Behandlung seines poetischen Instrumentes jene große Wirkung machen, die er hier auf die subtilsten Klänge, wie auf das geistliche Publikum, hauptsächlich in seinem letzten großen Konkrete, erteilt.

Die Theater haben es für gut, bei den letzten Erwin-genischen zu beharren, die sie sich in neue, für diese kaiser-liche Nation bedeutende Experimente einzeln. Das Donautheater wird noch eines der aus der Prekonfessionen rühmlichen Stände aufzuheben, die Hofoper konzentriert alle ihre gesammelten Kräfte für das neue Komödie, welches sich als pracht- und durchdringende Wäntelste erweisen soll.

Und so bleiben wir noch die freundlichen Niederstalten der Vereine, mit dem Anblicke in's frische, junge Grün, und so wird uns der liebe Himmel noch ferner, nament-lich für die kommenden Venz- und Sommerreden bewah-ren, im Rechte, vor allen erdumteten und wehren Anstän-den der Ainförtn!

Literarische Streiflichter aus Paris.

(主として)

In die Aufhüpfen dieser Blätter trat zunächst der „Nigaro“, ein Zentral, das jegige französische Literatur am besten charakterisiert. Als Stearnsarchiv in „Nigaro's Hochst“ die lebensvolle Figur sah, in welcher alle Reize des französischen Geistes losbrachen, wo sich in freier und feier die französische Spottlust, das heiterste Lachen über alle Dinge in der Hölle und Hölle, das Aufsteigen gegen

Ne vor die gefährdetste lebende Stamme, wo er sich, wie er
sich selbst sagt, zu heimlich hülfe mit zu Hause. So ist wahr-
scheinlich derjenige Mann in Frankreich, der am meisten
verachtet wird wurde. So wenig diese seine Rede,
kräftig auszubauende Hörergestalt beugt, ebenjovienig vermag
es seine Stempelstöße zu schwächen; rathlos stand er an,
speert kein kühnliches Roth, und während ich diese Zeilen
schreibe, legt er ein neues neben dem „financé“ stehenden
Blatt: „le diable à quatre“, vor mir, worin der alte
Kämpfer mit neuer Kraft loszieht. Von den Schriftstellern,
die unter seiner Fahne dienen, wollen wir neben Albert
Weyl, einem Deutschen, der die französische Sprache trefflich

Gerichts mals Willenshaft Hochfort entlassen; man weiß, daß hierauf seine „Katerne“ erblüht, deren Anfang nicht von dem trügerischen Ausgang abzuheilen. Hochfort hat nichts vom Viktor Hugo's brennender Gerechtfertigkeit, die alle Randgruben der menschlichen Gedanken, Gefühl und Leidenschaften erschöpft, die baskenartig wie ein großer Strom Hochfort ist eine kalte, frostige Natur; sein mageres Gesicht, seine harten Augen bilden durch die lateinischen Zeilen, die ganz Frankreich in Bewegung gesetzt haben. Er stellt sich vor seinen Gegenstand an wie ein Fels mit dem Zerkleinerer, er führt selbständig die tiefsten Schritte; er spricht in ungleichen Sätzen, aber legt einen tiefen Kern hinein; sondern steht eher eine geheimnisvolle Welt in die Herzen des Lesers. Ich erlaube nicht über das Verhalten der Regierung, ich erlaube nur, daß sie nicht eher eintritt, denn Hochfort würde auf das Publikum, wie noch kein Schriftsteller auf dieselbe eingewirkt hat. Die „Katerne“ wurde jeden Samstag mit einer feierlichen Spannung erwartet, und nicht bloß in den Cafés, auf den Böden, in den Straßen hielt Jedermann die „Katerne“ in der Hand, sondern auch die Mäuler laien das erste Buchlein auf ihren Höfen, ein Ereignis, das noch nie festgewor-

Wenn der „*Figaro*“ der Mittelpunkt einer Literatur ist, in der die Franzosen sich auszeichnen und mit Stolz einen Materialis, einen Voltairer und Beaumarchais in ihren Vorbildern rechnen, so gilt's dagegen eine andere Art von Journalen, worin sich eine andere Eigenheit des französischen Geistes zeigt. Der *Figaro* plaudert gerne; er lachet, auf kleinsten rührenden Begebenheiten ist ihm zuwider; er spricht gerne von „Allem,“ streift aber nicht auf den Grund; er nimmt gleichsam von jeder Sache nur den Tuft, das Angenehme, das er mit feinem Witz in einer reizenden Weise bereitet. Er verwirft nicht gerne lange bei demselben Gegenstande, sondern springt von dem einen auf den andern über, der Zusammenhang ist ihm gleichgültig. Diese Eigenheit, die man leicht bemerkt, wenn man mit einem Franzosen redet, hat die sogenannten „*Cavalliers*“ geschaffen, die in der französischen Literatur eine große Rolle spielen und die wir Deutschen in ihrer wahren Form nicht kennen. Es gibt eine Klasse von Männern, die nichts thum als angenehm plaudern, wozu ihnen die Weltkraft Stoff genug bietet; die erste Stelle nimmt das „petit Journal“ ein, das eine so große Verbreitung hat und so nahe mit dem pariser Leben zusammenhängt, daß man sich das heutige Paris nicht ohne dieses Blatt denken kann. In der Rue Laivolette steht ein prächtiges Gebäude, „le palais du petit journal“, geschrieben, worin die jahrelangen Redakteure, Chroniqueurs, Novellisten, die Administration und vier hundertsechzig von Racineot täglich bis 200.000 Exemplare dieses Blattes schaffen und in die Welt hinaus-schicken. Schon die merkwürdige Arbeit ist ein Wunder; jede der vier Blätter fliehet in einer Stunde 25.000 Exemplare, alle vier würden in einem Nachmittage über ein Wäldchen erweisen können, und dasbedarft es nicht mehr als zwölf Seher. Racineot's Gründung ist von ungemeinem Vortheil für dieses Blatt, denn Gebrauchs in das Jahr 1863 falls und das eines der besten war, welches sich für einen Les. verkaufte. Man kann nicht leugnen, daß dieses Blatt seine ungeheure Verbreitung zunächst seiner geschickten Verwaltung zu verdanken habe, die ganz Frankreich flüchtig und Correspondenzen um die Popularität kauptzählich in einem gewandten, wenn nicht der größte, lehnte in Frankreich ist. Seit fünf fruchtbarste Mann einen Tag wie den des Blattes mit einer „*Cavallier*“ in dreizeh weiß er, ohne von Solist zu zucken, Interessantes, wichtig und populär und nebenbei noch Zeit und Kraft „o“ sie und da mit geistreichem „*Plaisant*“ schreibt unter dem Namen Timothee sich Les Lespès und war in keiner



Ziel *Epithelium* bei ersten Farbtauschungslehren Generalisierungslehre von Kyan in der Naturkunde im Berlin. (2. 435.)

hantelte und unter dem fliegenden französischcn Witz ein wenig l'occage germanisch. Sals nicht, zur den berüchtigten gemiedenen Henri Rochet zu nennen, der harrische Lustspiele schrieb, bis Villenauvaint's ighoris Auge sein originelles Talent entdeckte. Rochet begann in einem gelinden Lese, doch gab es ighor tie und da einige Sicile, die traten und die um so ighor traten, da sie auf's Niederkniet abschickten zu sein ighoren. Von allen Seiten erhoben sich heilige Heulen, und da man nicht seine Verirrungen, sondern seine Verwirrtheit angriff, war es natürlich, daß er eine dreieckige und maximal bitter ausgesprochene Haltung annahm. Auf einen Verweis des Wini-

mit einem Reich von Anzehen und Correspondenzen umspannt; doch rief seine Popularität hauptsächlich in einem Schriftsteller, der gegenwärtig, wenn nicht der größte, so doch der meist gelehrte in Frankreich ist. Seit fünf Jahren nimmt dieser fruchtbarste Mann einen Tag mehr da, wo die erste Seite des Walfes mit einer „Gaulerie“ in Beschlag, seit fünf Jahren weiß er, ohne von Politik zu reden, täglich etwas Neues, Interessantes, wichtig und populär Oberflächliches zu bringen und neubeist nach Zeit und Kraft zu finden, dem „Figaro“ Sie und da mit geistreichen Plaudereien zu speisen. Er schreibt unter dem Pseudonyme Timothee Trimm, heißt eigentlich Louis Leroy und war in seiner



Das neue Paris. Durchbruch des Röhlenberges mit dem Aufzug der Königin Napoleon, in der Richtung



neuen Oper und angrenzend an das Théâtre français. Aufgenommen vom Dach der neuen Oper. (S. 491.)

Die Verschwollenen.

Abolf Willbrandt.

(Schluß.)

Die hielt inne und starrte vor sich hin, den Kopf mit den Händen haltend. Gabriel stand auf und ging unruhig umher. Das sind freilich Erinnerungen, die den Schlaf verschrecken," murmelte er und löste das Tuch, das ihm am Halse befestigte. „Aus meines Bruders Mund wühl' ich von dieser Nacht. Aber nicht Alles! — Am andern Morgen fanden sie die Todten halbverdorrt. Ihr wart verschwunden; — und von jener Nacht, Sophie, bis heute, sollte euch kein Auge, das euch konnte, wiedersehen. O es ist unglücklich! unglücklich! unbegreiflich!" legte er nach einer Pause, auf Sophies niedersinkenden Knie.

„Ist es so unbegreiflich?" sagte sie und stand auf und schüttelte ihre dunklen Locken. „O mein Gott! wer waren wir, daß wir noch unter Menschen hätten leben sollen? Leonarbus mit allen Wünschen zu Ende, an jeder leblichen Weltbewegung verweigert; ich — von einem Grauen vor der Welt erfüllt, das ich mit keinem Worte sagen kann, und nur noch am Leben für ihn. Wir schätzten uns wie ausgeflohen, und wir wollten es sein. Die Menschen hatten nichts als Forderungen für uns; sie waren einig, uns als Verbrecher zu brandmarken, als treulose, abenteuernde, versuchungswürdige Geschöpfe. Sie glaubten Alles, was unsere Verfolger, geistliche und weltliche, über uns ansahen. Hätte ich Leonarbus verlassen sollen, um in diese erbarmungslose Welt der Lüge zurückzugehen? Hätt' ich all' seine überwindungsreiche, beiziehende Liebe von mir stoßen sollen, um mich dem blinden Hohn der Menschen preiszugeben? — O Gabriel, — ich war jung; aber ich hatte in meinem Leben viel gelernt. Viele Träume, vielen Aberglauben hatt' ich schon verloren. Ich glaube nur noch an Eins, an Leonarbus; und ich gelobte mir, diesem Glauben treu zu bleiben, oder zu sterben! — Es war an einem Abend," fuhr sie fort, nachdem sie eine Weile vor sich hin gesessen hatte, — „an einem Abend, über alle Beschuldigung still und schön, als er mich fragte, ob ich auch den Willen und die Kraft in mir fühle wie er, die Gemeingut der Menschen zu verlassen. Wir waren auf Wägen nach der etruskischen Grenze zu gefahren; und als wir auf die Höhe kamen, von der man zuerst in das tolosanische Hügelland hineinblickt, ließ er den Wagen halten — wir waren nun wenigstens vor den Menschen sicher — und hob mich heraus, um, wie er voll Häßlichkeit sagte, das erste Gefühl der Einsamkeit in dieser trübseligen Stille auf einem Stein am Wege zu genießen. Wir setzten uns unter einer alten Eiche nieder und lächelten über unsere dem Abbruch ausgelassenen blauen Gesichter und über die schöne Welt. Und Leonarbus hatte meine Hand genommen, und indem er so vor sich hin sah, fragte er, wie ich mir nun unsere Zukunft dachte. Ob diese Welt nicht viel zu schön sei, um ihr zu entsagen. Ob es nicht doch mehr nach meinem Herzen sein würde, offen vor die Augen der Menschen hinzukommen, ihren Verleumdungen und der Wuth meines Namens Trost zu bieten, den Proceß gegen ihn aufzunehmen und über alle Hindernisse und Widerwärtigkeiten hinweg bis an's Ende zu führen, und dann zu verabschieden, wo und wie ich mir vielleicht noch ein Leben begründen könnte. Ich schüttelte so beständig den Kopf, daß er verfuhrte. Er schloß mich in die Arme und sagte endlich, daß er es freilich nicht ertragen würde, mich zu verlieren; aber ob ich mir auch ganz wahr und offen vorgestellt hätte, was unser Zusammenleben bedeuere. Es bedeuere, daß wir darauf verzichteten, mit den Menschen zu leben. — Ich nickte ihm zu, als verstände ich das von selbst; als hätte auch meine Seele keinen anderen Gedanken. Da sah er mich mit der ganzen Innigkeit seiner Augen an und sagte: „Sophie, — Du weißt, was sie nun von uns denken und erzählen. Sie halten Dich für ein schändliches Weib, das ihrem Mann entlaufen ist, um sich zu süßeln zu lassen; mich für einen Schmeichler, der sein Gelübde zerrissen hat; um dieses Weib zu süßeln. Wie sollten wir — im glücklichsten aller Fälle — die Welt glauben machen, daß uns ein reines, schuldloses Streben, eine innere Nothwendigkeit bis dahin geführt hat? Wie wir auch fortan vor ihren Augen leben möchten, — ihr Glaube an unsere sittliche Natur, der allein ein sittliches Wirken auf Erden möglich macht, wäre für immer dahin. Und wenn auch dieser Mensch, der sich noch für Deinen Herrn hält, und nicht mehr verfolge, — die Ebre, die Weltlosigkeit wäre uns genommen. So will ich nicht leben, Sophie. Sie haben mir jeden Glauben, jede Hoffnung zerstört; dich Letzte sollen sie mir nicht anrühren. Ich will keinen die Achtung über mich jucken sehen, der viel zu niedrig ist, um mein Geschick zu begreifen. Ich will keinen hinter Dir stehen hören, der zu schlecht ist, um an Deine reine Seele

zu glauben. Ich will — Sophie, ich will sie entsetzen, um sie nicht hassen zu lernen; ich will mein Haupt vor ihnen verbergen, damit sie mir nicht mein Herz rettungslos verurtheilen."

„Ich stürzte ihm an den Hals und schwur ihm, mit ihm zu gehen, wohin sein Wille, wohin sein Schicksal ihn führte. Jedes seiner Worte sagte mir, was ich selbst empfand. Wir schlossen unsern Bund für alle Zeit; — und glaube mir, Gabriel, glaube mir, nicht in Einer Stunde hat dieses Gelübde mein Herz beschwert oder mich mühselos gefunden. Nein, Gabriel, nie. Ich habe mit Schmerzen gekämpft, die ich für tödtlich hielt, die ich selbst nicht mehr fühlte; aber niemals, niemals hab' ich mir gesagt: wärst du doch frei, hättest du dich nicht an ihn und seine weitmüthige Seele gebunden!"

„O Gabriel, — wir lauten hoffnungslos nach Deutschland zurück. Als ich ihn damals eines Tages bat, mich in diese Gegend zu führen: vielleicht daß wir hier in dem stillen, alten Schloß, wo man zu allererst uns suchen würde, noch ein neues Leben beginnen könnten, — so meinte ich in meinem Herzen nicht das Leben, sondern den Tod. Wir wollten ihn Weide; unsere Jugendkraft schien uns gebrochen und kein Glück mehr möglich. Und doch, Gabriel, wie hat uns dieser versagte Glaube getaucht! Wie hat sich hier ein neuer Segen eingeschlichen, den wir niemals geahnt hatten! Wohl hat es uns noch manche schwere Stunde gekostet, manche Tage und Wochen voll Verwirrung, Nacht, wenn wir Weide wählten und das Rollen eines Wagens oder ein melanancholisch fröhliches Pöhlhorn von der Straße herüberklang, und Leonarbus plötzlich in die Höhe fuhr! Oder wenn er aus einem Traum heraus schrak und die Arme von sich streckte und ausrief: Warum brennt mir die Brust? — Was ist, Was ist! Warum singt Leonarbus? Warum sitzen wir stets allein? — Ja, viele wunderbare Schmerzen hab' ich kennen gelernt. Schmerzen, Gabriel, mehr um ihn, als um mich! Wie oft hab' ich ihn geteilt, mich zu verlassen und in die Welt zurückzugehen; dann umschlang er mich, als wenn er mich halten wollte, und betheuerte mir mit all' seiner Leidenschaft, daß er ohne mich nicht atmen könne, daß er zu Grunde gehen würde unter den Menschen, daß ihn sein inneres Wesen zur Heiligsagung bestimmt habe. Und nun weiß ich, daß es so ist. Wie ich gelitten habe, liegt hinter mir, ich fühle nur noch, was mein ist, und daß ich ein Glück kenne, das alle die Andern nicht kennen."

Gabriel war an's Fenster getreten, durch das das warme, unbewegte Nachtlucht herinlag, und starrte auf den Sternenhimmel hinaus. Ihm überströmten keine eigenen Gedanken. „Glück!" murmelte er endlich. „Was ist Glück? Wer kann denken, was die Andern so kennen? — Sagte nicht auch Angelica im Kloster?" legte er mit bitterer Betonung hinzu, — „daß sie glücklich sei!"

„Und warum sollte sie nicht?" erwiderte Sophie und sah neben ihm in die Nacht hinein. „Wenn sie Gott so lieb hatte, wie ich Leonarbus, — war sie dann allein? Und wenn sie den Frieden fand, den ihr die sogenannte Welt nicht gewährt hatte, — sollte sie sich darum für elend halten? Sie gab freilich das Goldsteig dahin, — sie opferte ihr Kind; nie hätte ich das ertragen. Aber sie hat ja früh genug, um ihren Frieden nicht zu überleben. Als wir nach Deutschland zurückkamen, lag sie schon im Grab. Ihr langames, zehrendes Leiden hatte sie getödtet. Leonarbus hat ihr Grab besucht; — wenige Tage ehe wir aufbrachen, um hier ein neues Leben zu versuchen."

„Und Du! — Und Du! — Hier, Sophie, wo Du Deine goldene Jugend verträumt hastest, wo Du ein glückliches Kind gewesen wärest, ohne Frieden zu kennen! Hier Dich zu vergraben, hier wie Dein eigener Schatten umzugehen!"

Sie schüttelte ihn mild an und schüttelte den Kopf. „Wie die Menschen sich über einander irren!" sagte sie. „Ich war nicht das lachende Kind, für das Dein Gedächtniß mich hält. Ich suchte früh, daß von all' den Menschen, die da kamen und gingen, Keiner die arme, kleine Waise aufrichtig liebte, Keiner, als mein guter, alter Pfleger, der mich gegen seine Verwundten beschützte bis an seinen Tod. O nein! o nein! nie hat mich das Leben vernichtet. Und meine kleine Seele hörte früh auf Alles, was dunkel klang. Und als ich nun mit dem Manne, den ich über Alles liebte, hierher zurückkam, von wo ich damals mit dem Gefühl eines Opfertodes der Hölle entgegenging — glaubst Du, daß ich über die Rückkehr hätte weinen müssen? Oder über die Hamdanktheit, mich den Menschen zu zeigen? Wären sie nicht Alle fort, die mein Leben mit mir getheilt hatten? Und die Kinder im Dorf, mit denen ich gespielt, die nun in Männer und Frauen verwandelt waren, — mein Gott! in welche andere, ewig fremde Lust hatten mich ihnen meine Schicksale eingeführt! Wenn ich hier oben am Fenster stand und hinter diesen Vorhängen aus ihrer Häuser und ihre Gestalten und Gesichter hinstarrte, war mir's nicht, als ob ich aus einem andern Eltern auf andere Geschöpfe herab? und als könnte meine Hand nur aus dem unglücklichen Größterreich herab die ihre berühren, um durch ge-

heime Wohlthaten ihnen noch die alte Liebe zeigen, die sie in der verwandten Sophie nicht mehr erkannt hätten? Gabriel!" rief sie ihn auf einmal an und legte ihre Hand auf seinen Arm; „Gabriel! ich sage Dir: nie lehrte ich mehr in die Welt zurück. Und wenn Dein Bruder Dich abgesehen hat, um auch jetzt noch meine Ruhe zu stören, — so weißt Du nun, wie ich denke, und es wird Dir nicht mehr in den Sinn kommen, mit mein Glück zu emuliren."

Ihre Augen glühten ihm lebhaft an. Gabriel aber schüttelte schmerzlich langsam den Kopf. „Wie sich die Menschen über einander irren," sagte er, ihre Worte etwas bitter wiederholend. „Hätte meines Bruders Haß mich hierher geführt, wo, so hätte meine Liebe zu Dir ihm das genügt, — was ja sagen nicht möglich ist. Nichts hat mich hierher geführt, als mein eigenes Herz. Ich hoffte — ja, Sophie, ich hoffte nicht ganz so glücklich zu finden. Ich hoffte — nein; warum red' ich so schlecht von mir; ich hab' es mehr gewünscht, als ich es hoffte. Aber mich verlangte — wie soll ich es sagen — Dich aus Deiner Brust zu erlösen; — Dir meine unauslöschliche Liebe zu beweisen. Ich war ein unwissendes Kind. Ich glaubte, daß Dir meine Liebe etwas nützen könnte! Nun bin ich geblieben, Sophie, — und Du magst wieder ruhig und in Frieden schlafen."

Sie vernahm es, ihn anzusehen, ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Gabriel!" sagte sie mit bewegter Stimme. „Dann noch einer Pause: „Und wie kamst Du hierher? Wer hatte Dir verordnet, daß wir uns hier verbergen, daß wir noch lebten?"

„Ob ihr noch lebet, Sophie, — wer wollte das? Daß ihr hier gelebt hättet, — nach das sagte mir nur ein dunkler Argwohn, weiter nichts. Mein Bruder hatte mir nie erzählt — weil unsere Wege sich trennten — daß er einmal geirrt hätte, auch hier zu emuliren, daß ihn vor acht Jahren der große Krieg hier vorbeigeführt und sich der Verdacht in ihm geregt hatte, aber durch jenen geistlichen Herrn da unten er verhindert ward, sich Muth zu verschaffen, und dann der Herrschaft ihn weiterließ. Und sein eigenes Geschick: denn nach dem Krieg kam er nach dem fernen Sibirien, und erst sterbend wieder zurück. Und sterbend betraute er mir —"

Sophie unterbrach ihn und starrte ihn an. „Sterbend, sagst Du? So — so lebt er nicht mehr? So hast Du ihn todt verlassen?"

„Ich hab' ihm die Augen zugeedrückt," erwiderte Gabriel; „ich verschwieg es, als ich kam; — ja, Sophie, er ist todt! Sein Haß liegt mit ihm begraben! Du bist nun frei, Sophie, Niemand bedroht Dich mehr. Du kannst gehen, wohin Du willst; in die Welt zurückkehren. Ich am Altes mit Dem verbunden, an den Du Dein Leben geknüpft hast. Ich — ich habe meine Schuldigkeit gethan, und" — legte er sich abwendend hin, — „und mag nun an irgend einem dritten Ort über die Ränke des Lebens weiter denken."

Sophie antwortete nichts. Sie war in einen Stuhl am Fenster gesunken und hielt in stummer Gefasung die Augen geschlossen. Das tiefste Schweigen, nur von ihrem tiefen Athmen unterbrochen, füllte den Raum; und Gabriel, in sich selbst hineingewühlt, empfand keinen Antrieb, es zu erben. Endlich richtete es sich neben ihm. Sophie stand auf und ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer hin. Er hörte das leise Klacken ihres Kleides. Es war ihm auch, als häre er sie fühlen; aber es wurde wieder vollkommene Stille. Ihm that es wohl, sich nicht umzuwenden, weder in das Licht, noch in ihre Augen zu sehen. Dem ruhigen Glanz der Sterne zugelehrt, versuchte er sich zu fassen und die Erfahrungen dieser Nacht in seiner lautlosen Brust zu überwinden.

Als er sich endlich wieder besann, wo er war, begann ihm die Stille zu drücken; er wandte den Kopf zurück und sah, daß Sophie verschwunden war. Die Thür in der Tapete stand noch offen; ihr Taschentuch lag, wie verloren, auf der Schwelle. Er hob es auf und drückte es in einem weichen Gefühl an die Brust. Es zog ihn ihr nach, ihr ein von aller Bitterkeit befreites Wort zu sagen. Er sah in das Nebenzimmer hinein; es war halb erhellte und die nächste Thür dahinter weit geöffnet. Mit leisen Schritten über den dunklen Teppich trat er an diese zweite Thür und blickte auch hier hinein. Nur ein vermauert er ein sanftes, gedämpftes Flüstern. Leonarbus sah in einem Armstuhl, nach vorn gebeugt, und hielt Sophies ruhrende Gestalt, die vor ihm stand, mit seinen Händen umschlossen. Auf seinem Gesicht lag alle Innigkeit, die diese großen Jünger tragen konnten, und sein Auge hing an ihren flackernden Lippen.

Gabriel, von diesem Anblick überrascht, trat leise zurück. Er mochte den Frieden der Weiden nicht zu stören. Nach einer Weile erhob sich Sophies Stimme und schien an Leonarbus' Lippen zu erstickern.

„Warum nennst Du es unmöglich?" sagte Leonarbus laut, im jählichsten Ton. „Weil Du weißt, Sophie, daß ich in dieses Leben hier mich hineingeliebt habe? weil ich nicht mehr hinauswünsche? — Aber die Freiheit, Sophie! Wenn Du wieder leben könntest, wie Du wolltest; Wälder und Städte und Menschen sehen, Dich rüh-

ren, Dich bewegen, — und ja nicht ohne mich. Wir blieben ja bei einander. Die Welt, auf ihre Weise, sagte ihr nachträgliches Ja zu unserm Bund. Und wie der Vogel über die Erde zu fliegen, Dich niederzulassen, wo Du ein Nest gefüllt, und seinen Schläfer mehr vor den Augen, sein Geheimniß mehr im Herzen zu tragen, — laßt Dich das nicht, Sophie? Würdest Du nicht um diesen Preis unsere köstlichen Freuden dahingeben, um den uns Niemand beneidet?

„O Du —!“ erwiderte sie und schenkte ihm mit ihren Armen zu umschlingen. „Dast Du Dich je nach dem Rief der Menschen gefehlt? Oder danach gefragt, ob sie ihre Augen auf Dich richteten? — Sei ehrlich, Leonhard; täusche nicht. Sage mir mit einem lauten Wort, ob diese Nacht, ob sein Tod irgend einen Trost in Dir auslöst, wieder hinaus in die Welt, Dein süßes Nest zu verlassen.“

„Nein, Sophie; das nicht. Wuß ich ehrlich sein, so ließ ich in meinem Nest. Denn Du weißt, hier hab' ich meine ganze Welt; — Alles, was das Menschen Daurndes bedacht haben, Alles, was sie noch heut da brauchen bezugl. — und seine Verjüngung, seine Krone, — und Dein ganzes Ich. Ich hätte zu viel zu verlieren. Was ich gewinne — wer weiß, ob ich gewinne. Darum würd' ich mich fürchten. Aber Du, Sophie? Wenn Du den Rath hättest, wieder in die bunte Welt hinauszugehen und Alles nachzugehen, was sie Dir einen Jüngling verkauft hat, — weißt Du nicht, daß ich Dir dann mit begehrt Seele folgen würd' und daß es mich selig machen würde, Sophie, Die Deine Leiden am mich, so viel ich kann, zu vergelten?“

„Und wie wollest Du sie mir vergelten?“ erwiderte Sophies dunkle Stimme. „Dast' ich nicht gelitten, weil ich Dich liebte; und weinst Du, daß mir das etwas Anders, als die Liebe vergilt? Und wenn ich mit Dir hinausginge, — ließe mir dann die Welt noch Dein ganzes Herz? — O Leonhard! Du hast mich mehr zu Deinem Weibe gemacht, als je ein Mann auf Erden eine andere Frau. Du hast mich seliger gemacht, als die Andern in ihrer flatternden Freiheit werden können. Alles, was Menschen theilen, hast Du mit mir getheilt; von jedem Deiner Gefühle war die Hälfte mein; unsere Seelen sind im Ernst wie Eine geworden. Nie, Leonhard, hat Dich irgend ein Genuß wie entzogen, den mein Herz nicht mitgeteilt konnte; nie hat mir irgend eine Hand eines Deiner knospenden Gedanken weggeschüttelt, oder statt meiner ein Kummerfalte von Deiner Stirne gestrichen. Laß mich Dir's sagen: — ich kann um keinen Tod nicht weinen, weil ich ihn nicht liebe; aber am jeden Hauch von Dir würd' ich weinen, den ich verlore. Nein, Leonhard! laß uns hier in unserer Verschollenheit leben und sterben! Da draußen blieben wir nicht, was wir sind. Und was haben sie uns zu geben, das wir nicht emblehren gelernt haben? Ich verlange nichts, als Dich allein. Die Wolken und die Sterne, wenn Du zu ihnen hinausträufst, beneid' ich nicht; aber jedem Menschen würd' ich Dich mitnehmen. Leonhard, — Du weißt, ich bete Dich an! Du hast mir einen Geist gegeben, von dem ich nichts wußte. Alle Schätze Deines Geistes hast Du mir, mir allein, geschenkt. Du hast mir in jedem Deiner Gefühle Wahrheit gegeben, wie sie je ein Mensch einem Menschen gab. Hast mich gelehrt, alles Wichtige, Vergängliche zu beachten, gütig und hüflich gegen die Menschen zu sein, ohne ihnen die Freiheit meiner Seele zu opfern; — und dem großen Geist, der in uns weht, immer nahe zu sein. Diesem und Jesu's, Erde und Ewigkeit fühlend mir in diesem gelassen Frieden liegend, und darum segn' ich die Stunde, Leonhard, in der ich Alles verloren hab, um Dich zu gewinnen; und segne den Tag, der uns hierher geführt hat, um uns in diesem Gefängnis einen Himmel zu schaffen.“

Ihre Stimme, von schwermüthiger Liebe jähelnd, verjüngt, und Leonhard drückte sie gedrückt an seine Brust. „Genuß! geaug!“ sagte er; „wirst Du mich roth machen? Was soll ich dann sagen, wenn Du mir für meine Liebe so überschüssig dankst? Hast Du mir nicht Leben und Lebensfreude gegeben? — Kommt, laß uns aufstehen, Sophie! Laß uns den Goff nicht vergessen. Ja, wir bleiben hier bis an's Ende, und mag die unwissende Welt auch das niemals wissen, wie zufrieden wir waren.“

Er erhob sich und trat Arm in Arm mit ihr über die Schwelle. Dann erblidte er Gabriel, der tieferweg mitten im Zimmer stand. „Verzeiht mir, Leonhard!“ sagte er; „ich habe gehorcht. Glaubt mir, daß es nicht mein Wille war!“

Leonhard trat auf ihn zu und drückte ihm die Hand. „Es stand wohl in den Sternen geschrieben, Gabriel,“ sagte er mit dem empfindungsreichsten Lächeln, „daß Euch von allen Geheimnissen dieses Schloßes nichts geheim bleiben sollte. Seid großmüthig, Gabriel! Glaubt uns — unser Glück. Ihr habt in dieser Nacht einen Irrthum verloren und zwei Freunde gewonnen.“

„Ja, mein Freund!“ sagte Sophie und trat dem erschütterten Gabriel mit einem Rath, voll schwermüthiger Liebe entgegen. „Mein Bruder!“ sagte sie leiser hinzu

und küßte ihn auf den Mund. „Haben wir uns nicht lieb gehabt von Jugend an; wie konnten wir anders, als uns in Liebe und Verjüngung wiederfinden?“

Wäre hier die Geschichte der Verschollenen schließen. Sie Beide haben längst ihr Leben friedlich beendet, und der Einsiedler, der in ihr Geheimniß einbrang, ist ihnen in's Grab gefolgt, um erst im Tode sein Schweigen über das Räthsel ihres Lebens zu brechen.

Er sollte die beiden Einsiedler nicht wiedersehen; am andern Morgen schied er von ihnen für immer. Sophie gab ihm ihr Bildniß mit, aus der Jugendzeit, und die Abschrift, die sie vor Jahren von Leonhard's Bekenntnissen gemacht hatte. Er kehrte dann in die Welt zurück, einjämmer und doch reicher als zuvor. So lange sie lebten, hatten die Einsiedler ihm ihre gewissermaßen Liebe bewahrt und ihm vom Jahre zu Jahre Grüße geschickt, die ihm von ihrem verschollenen Dasein Kunde gaben.

Leonhard sollte seine Gefährten überleben. Wie er, der Greis, dieses Unvermögens ertrug, wie vermaist und wie bodenmäßig er war, das erfuhr Gabriel aus seinen Briefen. Er schrieb seitdem häufiger, fragte sich vertraulicher, doch mit männlicher Hoffnung aus, und erwartete, in welchem Augenblicke er verstarbe, geduldig den Tod. Sein Geist behielt seine Kraft bis an's Ende, sein Gedächtniß war mit unerlöschlicher Liebe bei der Verschollenen. Als er endlich still einschlummerte, geleitete die ganze Gemeinde ihren Wohlthäter zum Grab, — den Mann, dem im Leben nur Wenige von ihnen in's Antlitz geblickt hatten.

Aus dem neuen Paris.

Eine Skizze

von

A. Meis.

(Zu dem Bild C. 485 und 486.)

... Unter den wenigen Genutzungen, welche das Leben und Wirken eines Schriftstellers — besonders in Deutschland — darbietet, steht die wohl obenan, sich da mit einem Male von der allgemeinen Zustimmung umgeben zu sehen, wo man noch vor kurzer Zeit vollständig vereinsamt dastand, wo selbst die besten Freunde sich abschließend abwandten und die klugen Feinde das Wort „Unpraktisch“ zwischen den Zähnen murmelten, oder gar „Schwermüthig“ — verrieth. ... was das höchste Stadium der Achtung bezeugen können.

Als ich im Jahre 1848 mich anstellte, die Umgestaltung von Paris in einer Correspondenz an eine deutsche, mehrmalsige Zeitung, „eines der bedeutendsten Werke des neunzehnten Jahrhunderts“ zu nennen — ein unverständliches Wort, welches sich der dritte Kapitel geist — zu behaupten: daß eine andere französische Regierung so viel für die ärmsten und erlittenen Klassen der Gesellschaft gethan hätte, wie die kaiserliche durch die Restauration der Hauptstadt — ... als ich vor vier Jahren solches schrieb, da glaubte ich die Redaktion besagter Zeitung verpflichtet, den ganzen Absatz, welcher dieses Thema behandelte, dem Redakteur opfern zu müssen, und in einem Privat Schreiben zeigte man mir an, daß es unmöglich gewesen wäre, mit einer so verneinlich beschreibenden Meinung dem Publikum gegenüber zu treten, da die lächerliche Finanzwirtschaft des Herrn Hausmann einer der schmerzhaftesten Schandflecken des Kaiserthums sei, und daß sich zu allgemein bekannt wäre, als daß man es wagen könne, das gegen aufzutreiben.

Zwei Jahre später veröffentlichte ich eine kurze biographische Studie über Herrn Hausmann in Folge sehr genauer Notizen, welche ich aus seinem eigenen Munde und von seiner unmittelbaren Umgebung erhalten hatte; — man drückte es zwar, fand es vielleicht auch ganz interessant, meinte aber lächerlich, es wäre nun einmal meine Marotte, die Schöpfung des neuen Paris, welche die künftigen Generationen ruinire, für etwas Großartiges zu halten; — und man mußte mir diese Marotte lassen.

Welch einen getrennten Bundesgenossen die Wahrheit jedoch in der Zeit befiel, hat sich in den vergangenen Wochen wieder einmal recht schlagend bewiesen. Man weiß, daß Tage lang der Name des Corps législatif von Anklagen gegen Herrn Hausmann widerhallen, daß Männer, wie Thiers, Jules Favre und C. Ward, die man die ersten Reiter Frankreichs zu nennen gewohnt ist, sich in öffentlichen Anklagen des Kaiserthums erhoben, — daß der, welcher beruht war, ihn zu vertheidigen, der Staatsminister Rouvier, ihn schuldig im Stich ließ; — und ... wie kommt es denn, daß mit einem Male in ganz Europa, möchte ich sagen, das Bild der Offenbarung leuchtet, daß die Leistungen aller Parteien — die einen entschieden, die anderen schwachen, das Wirken und Schaffen des Namens endlich anzuerkennen, den sie noch vor so kurzer Zeit nicht einmal nennen durften wollten? — daß sie ganz plötzlich die Wohlthaten der Neubauten begreifen, und auch über die nach dem Wortlaute des Gesetzes nicht zu leugnenden Ungleichheiten der Finanzverwaltung des großen Werkes viel milder und gefinder als früher urtheilen? —

Ich weiß wohl und will keinen anderen Grund für diese Frontenänderung anerkennen, — als den feinen Klauen, den hauptsächlich viele meiner Leser mit mir theilen, daß die Wahrheit und das Recht am Ende stets siegreich blei-

ben — siegreich bleiben müssen aller alle kleinlichen und ephemeren Parteimanöver und Meinungsveränderlichkeiten. Wenn diese Jäger unter die Augen des Lesers gelangen, wird Herr Hausmann wahrscheinlich selbst im Ewigsten seine Vertheidigung gefolgt haben, — und ich möchte mich arg täuschen, wenn es ihm nicht gelang, den über großen Theil der Anklagen, welche die Geyser der napoleonischen Familie ihm jugendlichendert haben, in Gasse des Unparteilichen zu überlegen.

Ueber die Entstehung der unerlöschlichen Gasse, welche Herr Hausmann beim Kaiser genießt, kann ich Folgendes berichten und habe die nachstehenden Details theils von dem Kaiser selbst, theils aus dem Munde glaubwürdiger Personen, denen er es selbst erzählt hat. Doch vorher muß ich den Leser darauf aufmerksam machen, daß alle The, welche das viel Verwundene kennen, darin abstecken können, daß er wohl der größte Beamte ist, den die französische Verwaltung auszuweisen hat, und wenn es ein Schuldbildungsgrund dafür wäre, könnte man sagen, daß er es immer gewesen, und es nicht erst durch seine hohe Stellung geworden — und endlich daß vor seiner Grobheit wie vor dem Geleite alle Menschen gleich sind — sowohl der Premierminister als sein Conter: ... mit Ausnahme natürlich des Kaisers, der so auch über dem Geleite steht.

Georg Eugène Hausmann ist im Jahre 1809 in Paris geboren, wozu sein Vater und Großvater schon lebten. Man kann die Pariser nicht mehr ärgern, als wenn man ihnen dieses erzählt; denn da der Name urdeutsch klingt, waren sie gleich, wenn die vielen Ecken ihres Prunkes zu schau für ihre feinen Gefühlsorgane hervorstraten — mit der „grossartigsten allermoden“ bei der Hand. — Herr Hausmann ist ein legitimes pariser Kind, und wenn die noch eines Bezeichnens bedürfte, so könnte man hinzusetzen, daß er wie alle echte Pariser einmal in seinem Leben die unwiderstehliche Luft verathmet ... die Büge zu betreten. — Ja ... wer könnte es denken, daß der Gemaltige, der heute ein Corps von 200,000 Mannes jeglicher Art befehligt, einstmal keinen größeren Gegegnen kannte, als ein Duzend angelegener Männer und Frauenstimmen hinter sich auf die Bretter zu führen und als Präsidenten ihnen das Weg zum doppelgezügten C zu weisen! — Er besuchte das Conservatorium — er lernte die ganze Mathematik mit seinen Tanteleuten in Verneigung ... er hatte die beste Musik, den George Brown in der weichen Dame zu singen, als ... ein einziger Hauch des kaiserlichen Limes der Welt diesen Genuß taubte — er seine Stimme verlor und aus Verneigung — Absolut wurde. — Aber auch hier verfolgte ihn ein unerlöschliches Jatum! Von seiner ganzen jüdischen Karriere ist nur so viel bekannt, daß er ein einziges Mal plauderte — den Prozeß verlor und vom Präsidenten des Gerichtshofes zur Verbannung gerufen wurde. — Durch Vermittlung seiner Familie ward er Secretär einer Unterpräfektur und 1837 selbst Unterpräfekt. Leider war auch dieses keine rechte Karriere für ihn, denn 1848 war er immer noch ... Unterpräfekt und wurde von der republikanischen Regierung als solcher ... abgesetzt.

Bis heute ist eine Regierung nicht, den Werth ihrer Beamten zu erkennen und richtig zu schätzen, geht aus folgenden beiden Notizen hervor, welche der heilige Kaiserpräsident in seinen Personalakten fand. — Die Regierung Ludwig Philipp's gab ihm folgendes merkwürdiges Zeugniß, welches noch merkwürdiger wäre, wenn man es mit den von ihm erhaltenen Reklamation vergleicht: — „Herr Hausmann,“ heißt es in einem Bescheide — „ist zwar ein Mann mit engem und beschränktem Gesichtskreis, jedoch ein eifriger Arbeiter.“ Der Kaiser befragt, daß mit solchem Zeugniß seiner Weltkenntnis er noch jünger Jahre Unterpräfekt geblieben wäre. — Aber noch jünger und entscheidender fällt das Urtheil des außerordentlichen Kommissärs der Republik aus, in Folge dessen er augenblicklich abgesetzt wurde. — „Der Bürger Hausmann (Georg Eugène)“ heißt es hier wörtlich — „ist ein vollständig unbrauchbarer Beamter, der nicht einmal Garantien für seine republikanische Sinnung zu geben fähig ist.“ — Was sagt der Leser zu der Klugheit der beiden Regierungen, welche der kaiserlichen voranzogen?

Die „beschränkten“ — vollständig unbrauchbaren Beamten“ hat Napoleon III. vorgezogen, um ihm die Ausübung eines der größten Werke des neunzehnten Jahrhunderts anzuvertrauen, und wenn man die Verhältnisse kennt, was man das Genie des Kaisers von Neuem bewundern, der gerade diesen Mann dazu auserwählt hat; denn es ist die Ueberzeugung vieler, daß um das zu erschaffen, was er that, eine Dosis von Grobheit, Schroffheit, Rücksichtslosigkeit unumgänglich notwendig war.

Man erlaube mir hier von Neuem die merkwürdigen Details der ersten Vorgänge des Kaisers mit dem zu erzählen, dessen Name ich so ungeschicklich mit dem des dritten Napoleons verwechselt hat. Auf den Rath des Herrn von Persigny war Hausmann kurz vor dem Staatsstreich wieder in Altona geschickt worden und vertrat als Präsident das Departement der Gironde, als Louis Napoleon kurz vor der Errichtung des Kaiserthums nach Bordeaux kam und dort jene berühmte Rede hielt, welche mit den allbekannten Worten schloß: L'empire c'est la paix.

In einer intimen Unterredung, welche Hausmann mit dem zukünftigen Kaiser hatte, und in welcher dieser ihm um die Bedürfnisse der Provinz befragte, legte der Kaiser ihm eine Zeichnung der Neubauten, die in Vergebung mit der Zeit auszuführen waren, vor. Der Prinz warf einen prüfenden Blick auf die Pläne.

„C'est à dire,“ sagte er. — „Sie wollen halb Vergebung widerstreben und es neu wieder aufbauen lassen.“ — „Ungeheuer,“ erwiderte Hausmann mit der größten Gelassenheit — „jedoch bitte ich, Hochachtung, zu bemerken, daß wenn diese Bauten ausgeführt werden, nicht allein

die Stadt verschönert wird, sondern daß sich auch die vielen Arbeiter, die jetzt auf einem und demselben Punkt zusammengedrängt leben, in der neuen Stadt vertheilen, daß sie bessere und billigere Wohnungen bekommen und daß zu gleicher Zeit der Verd einer zehnjährigen Insurrection prevented wird.

Der Präsident sah den besetzten Herrn mit jenem räthselhaften — negativen Blick an, der nichts von sich gibt, der nur einzufragen scheint und den Sie, welche ihn nicht erkennen, zu beargwöhnen urtheilen.

„Und sind Sie der Mann, diesen Plan auszuführen?“ fragte er mit seiner sanften, ruhigen Stimme.

„Das thut nichts zur Sache,“ antwortete Herr in der Art und Weise, die man einige Jahre später die „Kaiserin“ nannte — wenn der Mann nur gut ist — der Mann findet sich von selbst.“

Der Prinz lächelte. — „C'est bien,“ sagte er — „j'y penserai.“ — und drehte ihm den Rücken.

Zwei Jahre später ward er urplötzlich, zu Aller und zu seinem eigenen Verstaunen, von der Präfektur von Norddunst abberufen und nach Paris versetzt, wo, wie er am ersten Tage seiner Installation schon erfuhr, der Kaiser ihn beauftragte würde, verschiedene Neubauten durchzuführen.

Doch muß es ein arger Dämpfer für seinen Eigendünkel gewesen sein, als der Kaiser bei seiner ersten Audienz ihm ganz einfach mit seiner ewig ruhigen und monotonen Stimme sagte:

„Ich habe befohlen, viele Neubauten in Paris zu veranlassen, theils um die Masse von Arbeitern, die nach Paris strömen, zu beschäftigen, theils auch um die schönste Stadt der Welt noch zu verschönern.“

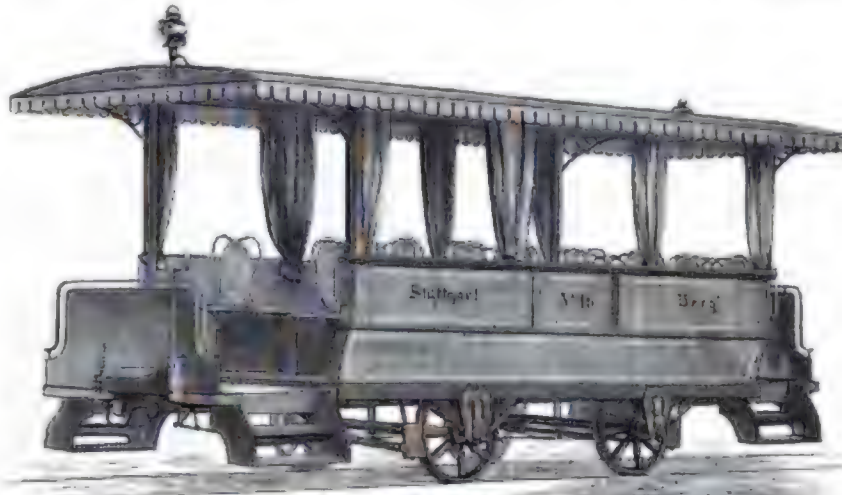
Es ist für alle Sie, welche Herrn Hausmann persönlich kennen, ein unaussprechliches Räthsel, wo dieser Mann jene seitdem sprichwörtlich gewordene Antwort dergestalt hat, welche der feinste und geknackteste Köhling wahrheitsgemäß nicht gefunden hätte. — „Sich tief verbeugend erwiderte er: „C'est bien, der Heile und Nachfolger Kaiser's, fand bei seiner Thronbesteigung ein Rom aus Ruinen erbaut und hinterließ ein marmornes Rom!“

Schreiber dieses hätte ihn sich selbst erzählen, daß Napoleon III. bei dieser kaiserlichen Citation ganz verblüfft gewesen sei oder, wie der Generalstab in seiner pittoresken Manier sich ausdrückt: „tout ahuri.“ — das Stutzbad kam jedoch gleich nachher, als der endlich zu sich gekommene Kaiser fortfuhr.

Nach einem Aufbruch dieses kaiserlichen Mannes ein ich im Stande vorläufig zu sein, und ehe ich er von Schreierheit und Eigendünkel freige, so habe ich ihn dennoch für denjenigen charakteristisch, daß er vertritt, der Vergewaltigung entgegen zu werden. Es war im Jahr 1867 — während der Weltausstellung, als sich Herr Hausmann folgendermaßen äußerte:

„Ich habe den Kaiser die Zeit gegeben; — Sie können es mir danken, daß ihre Fragen von nun an kein strophisches Geblöde wie früher zur Welt bringen werden. Ich habe ihre elenden Spitzbullen abbrechen und ihnen dafür Paläste bauen lassen, und wenn jene bedenkenlosen Schwärmer im Corps législatif darüber Worte verlieren, so sind es eben verlorene Worte. Die Nachwelt wird einst richten, ob die Geizhabsucht der Verbesserer der Welt überhaupt nicht ein paar hundert Millionen werth war. — Außerdem werden sie nur, weil sie einsehen, daß mit der neuen Vertheilung der Arbeiter aus ihren Mittelpunkten wahrscheinlich Paris in zehn Jahren noch mehr bevölkert wird. — Doch all ihr Geschwätz berührt mich wenig, läßt mich im äußersten Grade kalt. Wer mich nicht anerkennen will, der läßt es bleiben und damit basta! — Sie können doch nicht mehr meine Boulevard, meine Plätze und meine Häuser zerstören, und so wird die späteste Nachwelt noch von mir erzählen. — Der Kaiser ist ein Genie — er hat mich aus Verdammnis geholt; er wachte wohl, wenn er dachte und was er an mir hatte. — Die dummen Menschen schimpfen über unsere Finanzen; es ist wahr, daß wir einmal mehr Schulden haben als früher, aber daß wir jetzt schon fünfzigmal mehr Einkünfte als früher haben, das verschweigen sie wohlweislich. — Und das nennen sie Politik treiben! — Und wenn sie auch wirklich Recht hätten — ein Paris, wie ich es ihnen erbaut habe — das hat unsere Enkel schon ein wenig sanfter — haben wir denn die Schulden unserer Väter nicht mit in den Haufen genommen?“

Es liegt eine so bedenkende Dosis von Wahrheit in diesen Worten, daß man die Trivialität derselben fast verzeihen kann — eingestehen muß man jedoch, daß der Mann der einzig fähige war, ein so verwickeltes Werk auszu-



Die Stuttgarter Straßenbahn. Omnibuswagen. Copyright-Bureau von H. Kuhn. 18. 1867.

Die strategische Section des großen Generalstabs wird ihnen Pläne zukommen lassen, wie die großen Armeen Paris durchdringen müßten, wo die neuen Kasernen erbaut werden und wo die Plätze, Squares und Kreuzungen der Straßen herinnen sollen. Viele Pläne sind von mir ausgehten und Sie werden sich nicht nach ihnen richten.“

Somit ging für Herrn Hausmann das Verdienst der Initiative verloren, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als der Ausführung des kaiserlichen Willens zu gehn. Aber immer noch schmeichelte er sich, daß Napoleon III. nur die Idee, welche er ihm in Vorlesung enthielt, benutzt und ausgearbeitet hatte; aber leider wurde ihm auch diese Genugthuung nicht zu Theil; denn als er die Pläne des Generalstabs empfing, las er, — wahrheitsgemäß mit voller Verzeichnung: — „Exécution d'après les dessins et par ordre de Mgr. le président de la république, Mai 1860.“ — also mehr als zwei Jahre, bevor Herr Hausmann seine Idee dem Kaiser in Bordeaux vorlegte.



Die Stuttgarter Straßenbahn. Omnibuswagen. Copyright-Bureau von H. Kuhn. 18. 1867.

führen — ein Werk, das so viele und so verschiedene Anforderungen ausgleichend vereint — der Mann, welcher Schöpfkraft und Charakterfestigkeit genug besitzt, einem Volke wie den Pariser... so entgegenzutreten.

Unter heutiges Bild zeigt dem Leser die letzte Schöpfung des neuen Paris; — und wenn wir nicht irren, eine der

schönen der Umgestaltung dieser Stadt. Es ist die Avenue Napoleon, welche in fast gerader Linie die neue Oper mit dem Théâtre français und dem Louvre in Verbindung setzt und die italienische Oper berührt. Schon die Idee ist großartig und die Ausführung bleibt keinen Schritt hinter der Idee zurück. Diese Avenue ist 800 Metres lang und dreißig Metres breit; die Häuser an beiden Seiten werden sämtlich im Monumentalstil erbaut, und schon heute be-

misst man ihr das Terrain in der Avenue 1200 Franken den Quadratmeter und an den Ecken der durchschneidenden Straßen 1800 Franken den Quadratmeter. Von solchen Preisen haben wir in Deutschland keinen Begriff! — Es wird die schönste Straße in ganz Paris werden und wird wiederum einem Volk verdorbenen und schmutzigen Stadtbildes Lust und neues Leben geben! — Seltfam genug — vielleicht auch nicht ohne Schaulust berechnen ist es, daß die

Der Namenstag in Rußland.

Nach Skizzen von W. Noft, gezeichnet von Heubner.



Der Namenstag der kleinen Olga.



Der Namenstag des Urgroßvaters.



Nicht möglich! Wäre es nicht heute ein merkwürdiger Namestag der Frau Herrin?



Gute Hochwirdigkeiten, ich gratulire Ihnen, weil heute mein Namenstag ist.

Eröffnung dieser Avenue gerade in die Zeit der Diskussions über die Verhörsungen von Paris fällt, welche im Corps législatif und im Senat stattfinden.

Ohne der Anzahl von neuen Straßen zu gedenken, die in den letzten 17 Jahren durchbrochen worden sind, wurden in diesem Zeitraum 21 Squares angelegt, 4 neue Brücken erbaut, 14 umgebaut; — 10 neue Boulevards sind entstanden, und 11 Avenuen; — es gibt heute in Paris 7820 Hospitälkeiten, welche Summe wahrscheinlich

noch in diesem Jahre auf 10,000 erhöht wird. Außer den öffentlichen und den Privatgärten stehen in den pariser Straßen und Squares 55,824 Bäume; — 8 katholische und 4 protestantische Kirchen sind seit 1852 neu erbaut und eine große Menge von Kirchen theils umgebaut, theils verschönert worden. Die namentliche Aufzählung aller öffentlichen Bauten — wobei natürlich die Straßen nur mit ihren Namen genannt werden, — nimmt zehn Quartseiten ein! ...

... „Das größte Talent eines Fürsten,“ schreibt Macchiavelli — „ist, belagerte Mexichen anzuhören, — und dieselben an den Köfen zu stellen, wo sie dem Staate diese Verabfolgung widmen können.“

Dieses Talent hat Napoleon III. treffend gezeigt, als er Herrn Georg Eugen Haupmann zum Vizekönig von Paris ernannte und ihn gegen all seine Gegner schätzte.



Zweihundzwanzigster Band.
 Elfter Jahrgang,
 Zweites Heft.

Allgemeine Illustrirte Zeitung
 herausgegeben von
 F. W. Hackländer.

Stuttgart, April 1869.
 Erscheint jeden Sonntag.
 Preis vierteljährlich
 Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 kr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Zeit: Die Aufbruchstunde. Novelle von Max Ring, Fortsetzung. — Ein Besuch im hochseligen Fremdenlande, von Eduard Kallb. — Die Eiserne Kugel des Herrn von Kallb. — Die Eiserne Kugel des Herrn von Kallb. — Die Eiserne Kugel des Herrn von Kallb.

Die Eiserne Kugel, Fortsetzung. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung.

Illustrationen: Blätter aus dem Leben der Zeit. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung. — Die Eiserne Kugel, Fortsetzung.

Die Auferstehenden.

Novelle
 von
 Max Ring.
 (Fortsetzung)

Der Geistliche, welcher jetzt mit gemessenen Schritten an das Lager des Kranken trat, war ein angesehener Sechziger, mit einem ehrwürdigen Gesicht, dessen strenger Ernst durch eine gewisse halbwegsweiche Weiche gemildert wurde. Einer der vorzüglichsten Kanzleirechner, verband er mit einer seltenen Berechnung einen fleißigen Lebenswandel und Charakter, den nur ein fast an Unabwiesbarkeit grenzender Glaubenseifer zuweilen trübte. Er selbst nannte sich einen Pietisten, aber nicht im gewöhnlichen, modernen Sinne, sondern nach dem Beispiel eines Spener und Franke, die sich von der vernünftigen Orthodoxie einflößten, und durch Wiedererweckung des inneren Menschen, durch die Einnahme in sich selbst den einzig wahren Weg des Heils gefunden zu haben glaubten.

Schmerzliche Lebenserfahrungen und eine angeborene Schwärmerei wucherten ihm zu dieser Richtung geführt und darin befestigt haben. Wie so manche reichbegabte Natur, hatte er nach vielfachen Zweifeln und Verirrungen im Glauben allein die einzige Rettung aus all den schweren Kämpfen und Versuchungen gefunden, von denen kein bewegtes Leben nicht verschont geblieben war.

Diese Ueberzeugung verlieh seiner ganzen Erscheinung eine imponierende Sicherheit, welche man leicht für geistlichen Hochmut halten konnte. Seine nächsten Freunde jedoch, zu denen vor Allen der Major und dessen fromme



Blätter aus dem Leben der Zeit. 11. Heft der Auferstehenden. Nach einer Skizze von Schützler, von Kallb.

Gattin zählten, rühmten seine Herzengüte, die Tiefe seines Gemüths, welche allerdings sich unter einer oft verlegenen Strenge barg.

Mit besonderer Liebe hing er an seinem einzigen Sohn, einem jungen, reich begabten Mann, der erst vor Kurzem die Universität verlassen hatte und als Kandidat an einer höheren Lehranstalt Unterricht ertheilte. Auch die Kinder des Majors zählten zu den Schülern desselben und schätzten wie alle Welt für den liebenswürdigen Lehrer.

Dieses Verhältnis hatte nicht wenig dazu beigetragen, zwischen der Familie des Majors und dem Hause des Geistlichen eine innigere Verbindung herbeizuführen, so daß der Kranke nicht nur den verehrten Seelsorger, sondern auch den treuen Freund jetzt in dem Vorsteher mit herzlichsten Worten begrüßte, indem er ihm für die Bereitwilligkeit dankte, womit dieser ihm den Trost der Religion spendete.

„Ich werde hernach!“ sagte der Kranke im Verlauf des Gesprächs, „da ich Ihnen, mein hochwürdiger Freund, die Erziehung und religiöse Leitung meiner Familie überlassen darf, während Wiedemann mir versprochen hat, die Vormundschaft über meine Frau und Kinder zu führen.“

„Wie!“ fragte der Geistliche im strengen Ton, während sein Gesicht sich verfinsterte. „Sie haben dem Oberst Wiedemann zum Vormund über die Andern bestellt?“

„Es ist mein ältester, mein bester Freund,“ versetzte der Major entschuldigend, „ein Ehrenmann in der vollsten Bedeutung des Wortes.“

„Nur Gott allein gebührt die Ehre; was die Menschen so nennen, ist eitel Eitelkeit und Staub, die im Wind verfliegen.“

„Ich weiß wohl, daß auch Sie,

Herr Pastor, das allgemeine Vorurtheil gegen den Oberst theilen, aber ich kenne ihn von Jugend auf, und wenn ich auch seine religiösen Ansichten nicht theilen kann, so muß ich und Jedermann mit mir seinen Charakter anerkennen.

„Das ist der Charakter des Menschen, wenn er nicht auf dem festen Grunde des Glaubens ruht! Ein Gebäude ohne Fundament, ein Baum ohne Wurzeln; ein leichter Stoss, ein Lufthauch genügt, den Baum zu stürzen, den Stamm zu fällen. Nur in Christus sind wir stark, nur durch den Glauben vermögen wir der Versuchung zu widerstehen und den Söhnen des Bösen zu entfliehen.“

Der Oberst hat Grundzüge —
„Grundzüge“, riefte der Prediger. „O! ich kenne den Oberst und seine Grundzüge. Sie gleichen den verfluchten Früchten von Sodom und Gomorrah, außen schön und lieblich, innen voll Wäse und Sand. Haben seine Grundzüge ihn abgehalten, Blut zu vergießen, das Blut eines Freundes, der ihm einst eben so nahe gestanden hat, wie Sie selbst?“

„Kaffen Sie die Todten rufen, Herr Pastor!“ hat der Kranke abwechselnd.

„Ihr Blut schreit zum Himmel um Rache und ihre Seele findet keine Ruhe im Grabe. Ich werde den Tag nicht vergessen, wo ich zu dem Sterbenden Gassenhain getragen wurde, um ihm den letzten Trost zu spenden. Noch sehr ich ihn bleich und entstellte, mit der fließenden Schwundwunde in der Brust, auf seinem Lager, noch hörte ich sein banges Stöhnen, seine schmerzlichen Begehrnisse, seine verzweifelte Klage im Angesicht des schrecklichen Todes.“

„Er hat dem Oberst noch im letzten Augenblicke versichert.“

„Aber hat der Mörder seine ganze That bereut, hat er Buße gethan für sein schreckliches Verbrechen?“

„Sie urtheilen zu streng“, entschuldigte der Kranke.

„Es war im Thell und der Oberst hat nur die Gesetze der Ehre befolgt.“

„Die Gesetze der Ehre, sagen Sie die Gesetze der Ehre. Es gibt kein Gesetz auf Erden, das einen Menschen rechtfertigt, wenn er seinen Bruder, seinen Freund und seinem Vater morder. Wird meine bedachte Ehre dadurch wieder gereinigt, daß ich meine Hände in Blut tauche oder mich als Heilschleier hinstelle, um mein von Gott mir anvertrautes Leben der heimtückischen Rache meines Gegners Preis zu geben?“

„Dennoch dürfte es Hölle geben, wo dem Manne, und zumal dem Soldaten, kein anderer Ausweg übrig bleibt. Keiner war ich gerade zu der Zeit, wo das traurige Ereigniß stattfand, nicht im Regiment anwesend, da ich damals abkommandirt war. Ich kenne daher weder die genaueren Umstände, noch die Veranlassung jenes traurigen Falls, das vielleicht durch meine Gegenwart verhindert worden wäre.“

„Ich kenne Sie um so besser“, versetzte der Pastor, „da Sie mir der Sterbende Gassenhain in seiner Todesstunde anvertraut hat. Der Grund zu diesem Zweikampf war eben so sträflich und furchtbar, wie die That verrückt und furchtbar war. Und einem solchen Manne ohne Religion, ohne jede Spur von Sittlichkeit wollen Sie das Recht Ihrer Kinder anvertrauen?“

„Nur für die irdischen Angelegenheiten meiner Familie habe ich den Oberst zum Vortand bestellt, und ich bin vollkommen überzeugt, daß er mein Vertrauen in jeder Beziehung rechtfertigen wird. Ihnen dagegen, mein hochverehrter Freund, übergebe ich die geistliche Fürsorge für die Meinigen nach meinem Tode. Ich hoffe, daß Sie die Bitte eines Sterbenden erfüllen und diese Last auf sich nehmen werden.“

„Eine schwere, fast zu schwere Bürde für meine schwachen Schultern, da meine Stellung mich notwendiger Weise mit dem Oberst in vielfache Verührung bringen muß. Wollen Sie mich seinen Angriffen, seinen Spötteleien gegen die Religion und ihre Diener aussetzen? Bei unseren verschiedenen Richtungen kann der Streit nicht ausbleiben, unter dem Ihre eigene Familie am meisten zu leiden haben würde. Deshalb sehe ich mich genöthigt, die mir angedachte Ehre entziehen abzulehnen, mehr aus Rücksicht für die Meinigen, als für meine Person.“

„So wollen Sie“, rief der Kranke leiser, „mir diesen letzten Trost rauben, all die Hoffnungen zerstreuen, die ich auf Sie gesetzt habe. Bedenken Sie, Herr Pastor, welche Verantwortung Sie auf sich laden. Willst du gerade die nahe Beziehung, in die Sie durch die Vererbung meines Wunsches zu dem Oberst treten würden, Ihnen die Gelegenheit bieten, ihn besser kennen zu lernen und einen günstigen Einfluß auf ihn auszuüben. Ihnen allein traue ich die Kraft zu, die edlen Reime, welche trotz aller Verirrungen in seinem Herzen schlummern, zu wecken. Glauben Sie mir, der ich ihn genauer kenne, Willenbahn ist kein gewöhnlicher Mensch und der höheren Wahrheit nicht verschlossen. Ich weiß, daß es Augenblicke in seinem Leben gibt, wo ihn sein ganzes höheres Treiben anwider, daß er mich um meine Glückseligkeit beneidet. Und wenn er nach wie mit mir darüber gesprochen hat, weil er zu stolz ist, so bin ich doch sehr wie von dem Heile meiner Seele überzeugt, daß er jenen

unglückliche Thell seiner bereit, daß er Alles ihm möge, um die böse That zu sühnen. Reichen Sie dem Verlorenen die rettende Bruderhand, führen Sie ihn den wahren Pfad zum Heil zurück, geben Sie ihm den geraubten Frieden wieder. Welch eine herrliche Aufgabe, dem Himmel eine solche Seele zu gewinnen, der mehr Freude über einen bekehrten Sünder hat, als über tausend Gerechte!“

Wagten die Bitten des Kranken und die Rücksicht auf dessen angegriffenen Zustand, oder die Aussicht auf einen derartigen Sieg des Glaubens über einen solchen Verächter sein, daß der strenge Pastor seinen Widerstand fallen ließ und sich den Wünschen des Majors geneigter zeigte. Diese mildere Stimmung wurde noch durch den Eintritt eines lieblichen Kindes erhöht, die selbst den Geistlichen an die himmlische Erscheinung eines Engels mahnte.

Ein weißes Gewand mit blauen, kalten Schleifen verhielte die schlante, ätherische Gestalt, welche, wie von unsichtbaren Flügeln getragen, durch das Krankenzimmer ehet zu schweben, als zu gehen schien. Es war, als ob der helle Sonnenchein, der Hauch des Frühlings mit dem reizenden Kinde zugleich eingetreten wäre, um alle Trauer, alles Leid zu vertreiben. Das Gesicht des Kranken leuchtete von väterlicher Freude, und selbst die strengen Füge des Geistlichen schmolzen zu einem Lächeln der Anerkennung über diese so theure Göttertrauer.

Ein süßer Duft begleitete sie, als sie jetzt an das Krankenzimmer trat und einen süßen Sitz von blauen Weichen auf die Decke legte.

„Ich habe Sie für Dich geküßt“, sagte die liebliche vierzehnjährige Martha, „weil ich weiß, daß Du die Weichen vor allen Wunden heilst.“

„Gott segne Dich, mein Kind!“ versetzte der Major, indem er sich zu der geliebten Tochter herniederbeugte, um einen Kuß auf ihre reine, weiße Stirn zu drücken.

Die abgekehrten Wangen des Kranken und die blühenden Rosen des Mädchens, seine ergrauten Haare und ihre goldenen Locken, Jugend und Alter, Tod und Leben berührten sich in diesem Augenblick, Zeit und Ewigkeit, Nacht und Morgen umschlangen sich in inniger Umarmung.

Das holde und zugleich ergreifende Schauspiel schien auch den strengen Sinnen des Geistlichen zu schmelzen, ihn mehr zu bewegen, als alle Bitten und Gründe des kranken Majors.

„Ich werde thun“, sagte er, „was Sie von mir fordern. Dieses Kinde zu lieb will ich die Last auf mich nehmen und über die mir anvertrauten Seelen wachen bei Tag und Nacht.“

Wie zur Bestätigung legte der würdevolle Prediger seine beiden Hände auf das geladene Lodenhaupt des hohen Mädchens, indem er es im Stillen segnete.

„Der Himmel vergelte Ihnen das!“ versetzte der Major und drückte dem Pastor die Hand, während Martha verwundert Beide mit ihren kindlichen Augen anblickte.

Obgleich sie keine Ahnung hatte, was hier vorging, so war es ihr doch zu Mut, als ob sie in der Kirche kniete und dem feierlichen Gottesdienste beizuohnte.

Die Kranke wurde verwandelt, als in ein Heiligtum und der Geist der Liebe umschwebte sie anziehend. In dieser gedachten Stimmung fand die mit dem Knaben jetzt eintretende Majorin die Anwesenden, welche sie mit ihrer gedachten sanften Freundlichkeit begrüßte.

Der Besuch des Pastors Lorenzen konnte sie um so weniger befremden, da er von Zeit zu Zeit vorkam, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Dennoch entging ihr nicht die allgemeine Kühlung und besonders die kühnere Aufregung des Leidenden, dessen Wangen von einer flüchtigen Röthe gefärbt waren, während seine Augen in wunderbarem Glanze strahlten. Das verklärte Lächeln auf seinen blauen Lippen hatte etwas Ueberirdisches, fast Beängstigendes für die besorgte Frau.

„Wenden?“ rief sie erschrocken. „Was fehlt Dir? Du siehst so eigen, ganz verändert aus.“

„O!“ flüsterte er mit schwacher Stimme, „mir ist wohl, so wohl wie nie.“

Eine unaussprechliche Ruhe lag auf seinem Gesicht; seine Augen schloßen sich, als ob er schlafen wollte.

„Bleibst Du bei uns lange und, wie ich fürchte, zu ernstes Gespräch angegriffen“, bemerkte der Geistliche beschwichtigend.

„Nein, nein! Das ist es nicht. Ich will lediglich nach dem Doctor fragen; Friedrich soll ihn herufen.“

„Es ist nicht nöthig“, murmelte der Kranke, indem er die gebrochenen Augen noch einmal aufschloß. „Gib mir die Hand, Louise. Wo bist Du? Ich sehe Dich nicht mehr. Meine Kinder — Martha!“

Ein tiefer Seufzer, ein Blick voll unendlicher Liebe auf die Seinigen — und Alles war vorüber. Sanft wie ein längst erwarteter Freund hatte ihn der Tod in den Armen der Liebe überahlet. In seinen Augen lag der Friede des Himmels, auf der kalten, marmorähnlichen Stirn der Abglanz der Ewigkeit; die gefalteten Hände hielten nach den dahinsenden Beichtknecht, wie die Verheißung der Auferstehung, an das stille Herz gedrückt.

Mit einem verzweifelt Schmerzgeschrei war die arme Frau zu den Füßen des Sterbenden hingekniet, neben ihr knieten schluchzend ihre Kinder; während der würdige Pastor mit gefalteten Händen betete: „Herr, Dein Wille geschehe!“

Es folgten jene bangen Stunden, welche düster und trüb auf den Seelen der Verlassenen lasten, wo die ganze Welt ihnen in einen schwarzen Trauerschleier gehüllt, das Licht der Sonne, der Glanz der Sterne erloschen, das ganze Leben gleich einer dünnen Wüste scheint. Da lag der geliebte Vater, der päpstliche Vater starr und kalt in den engen schwarzen Sarg getheilt, die Lippen, welche so liebevoll einst sprachen, waren für immer verstummt, die theure Hand, die das arme Weib so fest umschloß, die verwaisten Kinder so liebevoll an das Herz gedrückt, schlief und regungslos, die Augen mit ihren fernverlorenen Blicken auf ewig geschlossen.

Am Tage der Beerdigung versammelten sich die zahlreichen Freunde des Verstorbenen, um der Leiche die letzte Ehre zu erweisen. In ihrer Mitte befand sich der Oberst von Widenhagen, umgeben von den sammtlichen Offizieren seines Regiments. Auch der Prediger Lorenzen war erschienen, um durch die Weihe des Glaubens, durch den Trost der Religion die begangenen Gemüths aufzurichten, die Unglücklichen zu erheben.

Erfüllt von seinem erhabenen Beruf, sprach er am Grabe des Toten Worte des Heils und der Begütigung, indem er den Geforderten um seines Glaubens Willen pries, der, wie der Geistliche hervorhob, leider nur selten in diesem Stande gefunden wird, obgleich Niemand so sehr wie der Soldat der festen Stütze der Religion im Angesicht der täglichen Gefahr bedarf.

Während der Rede richtete der Prediger unwillkürlich seine Blicke auf den Oberst, der trotz seiner ersten Stimmung, nicht das gewohnte spöttische Lächeln zu unterdrücken vermochte, die hauptsächlich auf diesen berechneten Worte prollten jedoch wirkungslos an seinem Herzen ab und verließen gänzlich den beabsichtigten Eindruck.

Unterstützt, wenn auch trauernd über den Verlust des Jugendfreundes, stand der Oberst an dem geöffneten Grabe, in das so leicht sein Sterblicher ohne geheimer Grauen schloß.

Je mehr der Pastor sich ereiferte, je gewaltiger und mächtiger seine Stimme klang, desto stiller erhob er sein Haupt, gleich dem gebeugten Knecht, der im Bewußtsein seiner geistigen Kraft und Ueberlegenheit des Völkern des Olymps trost und die Schreden der Unterwelt verdrängt.

Der Tod, dem er auf künftigen Schlachtfeldern in seiner furchtbaren Gestalt gesehen, konnte ihm keine Furcht einjagen und die Mahnungen an den Tag des Gerichts, womit der Pastor seine Zuhörer zu erschauern und zu rühren suchte, klangen seinem Ohr wie verhallende Aemmenmärchen, denn nur die Kinder noch Glauben schenken.

So traten sich auch hier an der Pforte der Ewigkeit die beiden Männer gegenüber, gleichsam die verdrängten Gegensätze des Glaubens und Unglaubens, des unbedingten Gottvertrauens und des trostigen Selbstbetrugs.

Dieser Kontrast belundete sich nicht minder scharf in der äußeren Erscheinung, in der männlich starken Haltung des Oberst, in dem schlanken und doch elastischen Wesen, in den klar durchdringenden Blicken und dem spöttischen Lächeln der geschwollenen Lippen, während die tiefen Augen des Predigers von einem überirdischen Lichte strahlten, keine fast atemlos abgekehrten Wangen von dem Feuer des religiösen Eifers flammten und von fanatischer Blut übernatürlich geröthet waren.

Beide schienen sich unwillkürlich zu messen und wie zwei höhere Geister im Wettsreit zu ringen, gleich Engel und Dämon aus dem bekannten Wille, die um den Besitz einer Menschenseele mit ihren Würfeln spielten.

Die trauernde Familie schloß umgibt im namenlosen Schmerz den Sarg des Todten, die unglückliche Frau und Mutter auf dem Arm der holden, bleichen Tochter gestützt. Die ätherische Gestalt in schwarze Gewänder gehüllt, das blaue Auge in Thänen schwimmend, die weichen Hände so fromm gefaltet, lauschte Martha andachtsvoll den Worten des vereinten Geistes.

Das Unglück hatte das Mädchen wunderbar über Nacht gereinigt und ihr ganzes Wesen gemüthlicher verflärt; ihre Gestalt schien gemacht, ihre kindlichen Züge durchdringt und wie inspiriert. Gleich der schlanken, weichen Linie das Symbol der höchsten Unschuld, knagte sie sich über dem Sarge des geliebten Vaters.

Der Eindruck dieses zugleich rührenden und bezaubernden Bildes war so überwältigend, daß dort der junge Mann, welcher sich in der Nähe des Grabes unter den leidtragenden Freunden der Familie befand, in die gesammte Weise davon berührt wurde. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Macht der überirdischen Schönheit, ohne daß ein unwürdiger Gedanke seine Seele trübte, ein unanständiger Wunsch sein Herz befiel.

Er dachte bei ihrem Anblick an den Engel aus dem Grabe des Erlösten, der die trauernden Frauen tröstete, an eine Heilige, die den Schmerz der Erde überwinden

und gottgegeben die ihr euselegte Prüfung trägt. So hatte er sich die Gestalt der hohen Nabel am Brunnen, die jungfräuliche Mutter des Heilands mit höchstlicher Phantasie geträumt.

Es war ihm, als hätte er eine höhere Erscheinung gehabt, eine plötzliche Offenbarung empfangen, obgleich er Mathias von Jugend auf kannte, da er ihr Lehrer, der Sohn des Predigers Bozenen und wie dieser ein höherer Freund der trauernden Familie war.

Ein Bruder war hier gewesen, aus dem Tode blühte ihm das höchste Glück des Lebens und zwischen Gräbern und Leichensteinen war ihm, wenn auch unbewußt, die Liebe in ihrer reinsten und göttlichsten Gestalt erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch im Stockholmer Irrenhause.

Stockholm.

Wenn man die am Ufer des Mälarees sich in einer langen, geraden Linie ausdehnende, mäßig gelegene Stockholmer Vorstadt Rönneby bis zu ihren letzten Häusergruppen durchwandern hat, kommt man an ein prächtiges, palastartiges Gebäude. Es erhebt sich auf einem Hügel inmitten eines parkähnlichen Gartens. Der Palast ist das allgemeine Krankenhaus, eines der vorzüglichsten Irrenhäuser in ganz Schweden. Nun führt der Weg durch einen schönen Park mit prächtigen Baumgruppen. Am Ende des Parks nimmt das Terrain hügelige Formen an. Zwischen zerstreut geordneten Sitzbänken des Gaus und Gemit steigt man auf gewundenen Wegen an mehreren großen Gebäuden vorüber zu einem kleinen Plateau hinan. Die Gebäude umfassen die höhere Lebensstufe für Irrenheilung und führen nach dem Gute, zu dem das Terrain früher gehörte, den Namen Marienborg. Von dem kleinen Plateau hat man eine außerordentlich schöne, nach meiner Meinung die schönste Ansicht auf Stockholm. Die Ansicht vom Rönnebyer Hügel in die Stadt ist eine Ansicht aus der Rönnebyer Höhe. Sammlende Straßen, Häusergruppen, Kirchen und Paläste, Hüfen und Gärten gruppieren sich um den Bergbau zu einem großen Rundgebäude; von den Seiten von Marienborg, von der Spitze des Berges, der die Stadt umschließt, erblickt das Auge nur einen Theil der Stadt; von dem Plateau von Marienborg schneit der Blick auf einmal über sämtliche Theile der höchsten Stadt Europas, welche sich an den Rändern des mächtigen Mälarees zu einem so reichen und prächtigen Gemälde gruppieren, wie wohl wenige in der Welt existieren. Der Anblick wirkt, wenn man auf der höchsten Granitstufe des Plateaus steht, ganz abstrakt. Den Vordergrund bildet der blaue Spiegel des Mälarees mit seinen wolkenbedeckten, grünen Höhen und seinen mäßig glänzenden Buchen, leicht durch Dampf und Regenschirme der Art und Größe; den Hintergrund des Gemäldes der Mälarees mit seinen Wasserwegen, hinter welchem die Häusergruppen von Staden, des alten Theiles der Stadt, mit dem schönsten Gehäusen der römischen Kirche und den isolierten, vom Erben erhaltenen Königsschlössern hinanziehen; links und rechts nehmen die langgestreckten Flächen des prächtigen Landes und der Gebäude die Häusergruppen und Baumgruppen von Rönneby und die hügeligen Flächen, fast abfallenden Granitsteinen von Marienborg in den Vordergrund ein. Der Blick von dem Plateau von Marienborg umfaßt Alles, was das verdienstliche Auge von einem reichen Landschafts- und Seebild fordern kann; eine prächtige, wunderbar gruppierte Stadt, Feld und Wald, Kultur und Wildheit, Urmal und Fort, und einen höchst malerischen See mit reicher Staffage voll Leben und Bewegung.

Und nur wenige hundert Schritte von diesem wunderbaren Plateau erhebt sich ebenfalls auf grünem Hügel mit parkähnlich terrassierten Rändern ein prächtiger Palast, an einem Mittelgebäude mit zwei Flügeln bestehend, in dessen Räumen das höchste Gend und der bestausgestattete Irrenhause des letzten Jahrhunderts wohnt. Der reiche Blick auf die volle Pracht und unvergleichliche Schönheit der bekannten schwedischen Hauptstadt, und ein Gang durch die Räume des Palastes auf Marienborg, welche entzückende Momente! Der Palast von Marienborg ist die Wohnung für solche Kranke, über deren Geist der Tod keine schwarzen Mähne über die Körperlichkeit des Lebens ausgebreitet hat, mit einem Worte: das stockholmer Irrenhaus oder das Marienborg, wie das Volk zu sagen pflegt. Die Todten, welche ihre Räume inne haben, wohnen im Leben in jenen prächtigen Palästen und Lösshöfen aus waldigen Steinen, welche das Auge vom Plateau von Marienborg erblickt, an den Rändern des Sees voll Waldes, der Seel und Sonnenlicht; als die Seele gestorben war, besaßen sie ihre Wohnungen in Marienborg, bis der Tod gestorben sein wird und die ewige Ruhe unter dem grünen Rasen des terrassierten Hügel des Palastes findet. Auch von der obersten Terrasse des Palastes erblickt man die herrliche Aussicht des Sees von Marienborg. Der Palast selbst hat über siebenhundertfünfzig Quadratfuß Fläche, und nimmt unter den hohen hohen Wänden abwechselnd eine Wohnung, welche Schweden jetzt bezieht, einen ersten Rang ein, und seine Einrichtung, sowie die östliche Verbindung seiner Bewohner, steht auf dem höchsten Niveau der Hygiene. Das „von restraintsystem“ in der in seinem ganzen Umfange durchgeführt. Die unendlichen zählenden Kranken bedecken den einen Flügel; die weib-

lichen Kranken den andern. Die Zimmer und Gänge sind hoch und luftig; für Ventilation und für Erhaltung ist das für das schwedische Klima passende System von Leon Devot angenommen. Eine Wasserleitung ist aus dem Mälare angelegt. Durch eine Vorhalle wird das Wasser in ein auf dem Boden befindliches, großes Reservoir hineingeführt, und von dort in alle Gänge, Gänge, in die Badezimmer und in die Küche geleitet. Jede der beiden Abteilungen hat Räume für hundert Kranke, und Unterabteilungen für Kranke aus den gebildeten Klassen, für unruhige, für unreinliche Kranke und für Melancholische. Jede Abteilung hat ein Badzimmer und ein Dampfbad; jede ihren Garten für Bewegung und Freizeite der Kranken. Das System der Trennung und des gemeinsamen Lebens der Kranken ist darin, wie in allen auf dem Niveau der Wissenschaft stehenden anderen Irrenhäusern, durchgeführt. Während die Kranken allein oder zu zwei oder drei getrennte Zimmer bewohnen, speisen und verkehren sie in gemeinsamen Räumen, werden in gemeinsamen Räumen nach ihrem Wunsch oder nach ihrer Lebensstellung beschäftigt, oder beschäftigen sich selbst je nach ihrer Bildung und nach ihrem Geschlecht. Im Irrenpalast von Marienborg gibt es Leiharbeiter, Musikanten, Spielzimmer, Bibliothek, eine in Berlin oder in Göttingen, oder in dem prächtigen Irrenhaus in Hamburg, einem der prächtigen und bestgerüsteten Irrenhäuser, die ich in Europa besucht habe; es gibt dort Gesellschaften, in denen Bernadine, Strunde und Pelanne aus der Stadt geladen werden, Konzerte und auch Baller; es werden Kaffee und Musikanten in der Umgebung veranstaltet. Jeder Kranke kann sich so gut und so lange im Irrenhaus aushalten, wie er will und wie es seinen Gesundheitszustand zutrifft. Der Raum innerhalb des Hauses ist auf das Minimum der Möglichkeit, wie der Irrenheilung eingeschränkt. Welche Konstruktion möglich ist, einen modernen Irrenhaus und den „Krankenhäusern“ vor noch kaum fünfzig Jahren, wo die Irrenhäuser wie Gefängnisse, wilde Thiere eingesperrt, an Ketten gefesselt, geprügelt und von Heugewissen beaght wurden, ohne daß die Wissenschaft auch nur einen Versuch mit ihrer Heilung machte! Ich hatte in Berlin, in der berühmten Londoner Irrenanstalt, einmal Gelegenheit, die Gänge des Hauses zu sehen, und fand nur derartige fürchterliche Dinge. Und so war es in allen Irrenhäusern! Auf dem dunklen Gebäude der Irrenhäuser erhebt sich das „von restraintsystem“ der Irrenhäuser wie eine grüne, sonnige Oase. Eine Fülle auf diesem dunklen Gebäude ist für die Irrenhäuser, Dr. Griesinger, einer der Hauptbegründer und Verfechter der Humanitätsprinzipien in der Irrenheilung. Als ich nach Besichtigung meiner schwedischen Reise nach Berlin zurückkehrte, um ihm zu erzählen, wie ich in Marienborg hoch im Nordnordischen Norden gewohnt habe, und wie sämtliche schwedischen Irrenhäuser nach seinem System eingerichtet seien, fand ich ihn nicht wieder. Ein granigamer Tod hatte den größten deutschen Irrenarzt, gleich ausgezeichnet durch Wissen wie durch Humanität und durch persönliche Lebensmöglichkeit, wenige Tage vor meiner Rückkehr hinweggerafft.

In Deutschland eines stockholmer Fremdes, des Kapellmeisters am stockholmer Hoftheater und bekannten Komponisten, Ludwig Norman, fand ich an einem sonnigen, nachmittags warmen Septembermorgen vom Gustav-Adolphsplatz durch Rönneby nach dem Irrenhause von Marienborg. Dort sah ich das prächtige See- und Stadtbild vom Plateau von Marienborg; dann gingen wir zu Fuß, während der Wagen und Kutsche, durch den Park, nach dem Palaste der unglücklichen Geisteskranken. Im Besuchzimmer empfing uns Dr. Strömholm, der dirigierende Oberarzt des Hauses. Mit großer Annehmlichkeit ging er auf meinen Wunsch ein, mir die Anstalt zu zeigen, in der sich ein hiesiges Auge nur durchsichtig Geisteskranken befindet. Er sprach ziemlich gut Deutsch, und noch besser Französisch, so daß unsere Unterhaltung in der bequemsten Weise vor sich ging.

Das Mittelgebäude des Hauses umfaßt die für die Oekonomie, Verwaltung und für Küche und Wasche bestimmten Räume. Die waren ebenso lebendig wie praktisch angelegt. Nach Besichtigung derselben führte uns Dr. Strömholm in den linken Flügel des Palastes, dessen rückwärts sich ausdehnende Flügel mit der hinteren Fassade des rechten Flügels Garten und Hofraum für Spaziergänge und Bewegungen der Kranken umschließt.

Wieder machte ich nun im Norden Europas den freiwilligen Spaziergang durch die Nacht des Irrenhause, den ich während der letzten Jahre so oft in Deutschland, in Frankreich und in Italien gemacht habe. Freund Norman machte diesen Spaziergang zum ersten Mal in seinem Leben, und Mitleid und Entsetzen ergrieffen wechselweise seine Seele, als die dunklen Bilder aller Abteilungen des Irrenhause und das Innere des Irrenhause vor ihm aufzuleben. Mit demselben Gefühl des Entsetzens bewanderte ich vor zehn Jahren das Irrenhaus in San Servolo bei Venedig. Es war das erste Irrenhaus, welches ich betreten habe.

Der Art sah ich eine Hölle auf, welche aus dem Mittelgebäude in den linken Flügel des Palastes führte. Wir traten in einen hohen, hallartigen Gang, aus dessen Fenster wir auf das prächtige Landschaftsbild blickten, welches sich vor uns schon auf der Terrasse ausbreitete. Die Fenster waren sämtlich ohne Gitter und Gitterstäbe. In den europäischen und französischen Irrenhäusern habe ich fast überall noch Gitter und Gitterstäbe vorgefunden; in den modernen deutschen Irrenhäusern sind sie häufig fortgeschaffen und werden durch starke Fensterläden ersetzt, deren Verschiebung selbst den härtesten holländischen Widerstand leistet, wie beispielsweise im maison de santé des Dr. Voisin in der Suburbane bei Berlin. Als eine Vorlesung des von restraintsystem in Bezug des Gesundheitszustandes der Geisteskranken, um des Räumens, welche sie bewohnen, leben geistig-ästhetischen Anblick zu nehmen, ist der Regal der Gitter und

Stenale unbedingt von Nöthigkeit. Die Wohnzimmer und Schlafzimmer der Geisteskranken befinden sich in Rönnebyberg sämtlich auf diesen hohen, hallartigen Terrassen, wodurch ihre Fenster nach der hinter dem Gebäude sich ausdehnenden Garten- und Hofräumen hinausgehen. Der andere Theil des hallartigen Hofes war durch zwei, zwischen Gängen zu Gymnasien und Konversationszimmern abgetheilt. Im Speiseraum wurde gerade der Tisch für die Mittagsmahlzeit der männlichen Kranken erster Klasse, ich meine für die den gebildeten Ständen angehörigen Kranken, hergerichtet. Das Tiner bestand aus vier Säulen. Die Servirung der Tische mit seinen Porzellan, mit Blumenarrangements und mit seinem weichen Tischzug war tadellos. „Ist die Verpflegung und Deckung in Ihren Irrenhäusern auch unvollständig, Herr Doktor?“ fragte ich den Oberarzt, als ich die letztendliche Herrichtung der Mittagsstube sah, „wie ich so manche Einrichtung in Schweden umhertreiben habe, welche auf dem Kontinent sehr selten ist, ich meine Ihre Schulbildung, Ihre Gerechtigkeitspflege?“

„Nicht ganz“, erwiderte der Arzt, „aber jedenfalls auch Verpflegung und Deckung in unsern Irrenhäusern weit billiger, als auf dem Kontinent. Für die Kranken erster Klasse wird hier in Rönnebyberg täglich nur 1 schwedischer Daler und 60 Cere bezahlt. Rechnen Sie nach, wie viel dieser tägliche Verpflegungspreis im deutschen Geld beträgt!“ Ein schwedischer Daler beträgt 11 $\frac{1}{2}$ Silbergroschen. Da nun der schwedische Daler 100 Cere hat, so beträgt der tägliche Verpflegungspreis in Rönnebyberg nur 17 Silbergroschen. Ich kenne kein Irrenhaus in Europa, welches so billige Verpflegungspreise hat. Gehört der Kranke daher Alles?“

„Außer der Kleidung. — Jeder Kranke trägt seine eigene Kleidung. — Alles, selbst die Wäsche, Bett und Bett muß er selbst haben.“

„Und welche Abteilungen kennt Ihre Anstalt in Bezug der Verpflegung?“

„Es gibt in Rönnebyberg drei Klassen. Zwischen der zweiten und dritten Klasse ist aber in Bezug der Wohnung und Verpflegung kein Unterschied, sondern nur in Bezug des Verpflegungspreises. Der zur zweiten Klasse gehörende Kranke zahlt täglich 60 Cere, also nach Ihrem Gelde, wie Sie mir eben vorgerechnet haben, 6 Groschen; in der dritten Klasse wird nur 12 Cere, also etwas mehr als ein Silbergroschen bezahlt. Das ist ein Preis, den jede Staatskasse auch für den Kranken zahlen kann.“

Allerdings erweist billige Preise, wie in keinem kontinentalen Irrenhause. Das Humanitätsprinzip, welches darin liegt, daß zwischen den Kranken zweiter und dritter Klasse kein Unterschied in der Verpflegung stattfindet, habe ich auf dem europäischen Kontinent nirgends gefunden.“

Es wurde zum Essen geladet. Die Suppe, eine köstliche Fleischbrühe, wurde aufgetragen. „Wollen Sie den Herrn vielleicht am Tiner Thee nehmen?“ fragte der Arzt.

Wir dankten und traten, unsere Spaziergänge fortsetzen zu dürfen. Auf dem Gange begegneten wir einigen Geisteskranken, welche nach dem Speisezimmer gingen. Keinerlich verrieth nichts ihrer Gemüthsstimmung. Wir beglückten uns gegenseitig im Vorübergehen. Wollte ich einen von den Vorübergehenden meinen Begleiter, den Kapellmeister, in heftiger Weise in schwedischer Sprache an. „Ab, Sie kennen mich wohl nicht mehr, oder Sie wollen mich nicht kennen“, rief er. „Sie sind wohl sehr geworden, Herr Kapellmeister.“

Unwillkürlich trat der Kapellmeister, erschrocken über die heftige, unermittelte Art, einen Schritt zurück.

„Mais moi, Monsieur“, fuhr der Geisteskranke dann noch heftiger in französischer Sprache fort, „je vous connais très-bien, vous êtes le mari de cette illustre artiste.“

Dr. Strömholm trat dazwischen und redete in energischer Weise auf den Kranken ein, worauf er sich momentan beruhigte und dann seinen Weg zum Speiseraum fortsetzte, nicht ohne noch einige heftige Worte auszusprechen.

„Monsieur le Docteur“, wollte der Kranke der illustre artiste hinzufügen. Kapellmeister Norman hat sich vor einigen Jahren mit der berühmten Violoncellistin Miss Marie Neruda verheiratet.

Mein Begleiter war ganz bestürzt über das Zusammenreffen. Der Kranke, welcher ihn so heftig anredete, war ein ihm wohlbekannter Apacher aus Stockholm, von dessen Anwesenheit im Irrenhause er gar keine Ahnung hatte.

Wenige Schritte weiter trafen wir auf einen Kranken, den der Arzt anredete. „Er ist ein von den sonderbaren fixen Ideen besessenen, hundstauenden Viecher im Wahn zu haben“, sagte Dr. Strömholm, „er ist unheilbar, bleibt an einer äußeren Verletzung des Gehirns und ist schon mehrere Jahre hier.“ Der Kranke blieb stehen und erglänzte sofort seine Idee in heftiger und erregter Weise.

Dann führte uns Dr. Strömholm in die Zimmer der Kranken, welche dem Mittagsessen waren, um uns die Einrichtung derselben zu zeigen. Die Einrichtung war vollständig und bequem, wenn auch nicht mit demselben Comfort, wie die Wohnzimmer und Schlafzimmer in den deutschen, französischen und englischen Irrenhäusern, wo man aber auch den vier- und sechsbedigen Verpflegungspreis zahlt, wie im stockholmer Irrenhause. Mehrere bewohnte jeder Kranke ein Zimmer allein; zuweilen waren die Zimmer auch von zwei Kranken besetzt, je nach der Individualität, dem Zustande und nach dem Wunsch der Kranken. In den Krankenzimmern zweiter und dritter Klasse waren meistens mehrere Kranke in demselben Raum eingewiesen. Reinlichkeit und Ventilation in allen Zimmern waren musterhaft. Nach der Closets waren eben jeden Gange. — Mehrere Zimmer waren von Parolanten eingenommen, deren Anwesenheit sonst vordringlich war, doch sie saß ohne jede Nöthigkeit der Bewegung waren. Still und fast ohne äußeres Zeichen des Lebens lagen sie angeordnet auf ihren Betten ausgebreitet. Der Geist von irgend einer Spur des Lebens oder durch ihre Ideen und Wahnvorstellungen verdrängt;

der Aeser ohne Fähigkeit, irgend ein Glied zu rühren, lebendig Todte, die gewöhnlich ein letzter mitleidiger Schlaganfall dieser entsehligen Schreierden ein Ende macht. Freund Norman war mit Recht erköhrt von dem traurigen Anblick. Auch mir sind diese Paralytiker im letzten Stadium ihres irdischen Daseins bei meinen Besuchen von Jrenenbütern immer der entsehlliche Anblick gewesen.

Die Abtheilung für „unruhige“, wie der Jachausdruck ist, oder für todtliche Kranke, befand sich in der hinteren Halle des linken Flügels. Um dorthin zu gelangen, durchschritten wir die für die unruhigen Kranken bestimmten Räume. Auch dort waren Kinosphäre und Ventilatoren vorzüglich. Ich will den Leser mit den unheimlichen Bildern von Kranken aus dieser Abtheilung verschonen. Die „unruhigen Kranken“ haben auf mich immer einen widerlichen Eindruck gemacht. Die Zimmer öffneten sich, wie im vorderen Flügel, ebenfalls auf einen breiten, hohen und hellen Gang, der zum gemeinsamen Gebrauch der Kranken bestimmt war. Als der Arzt die Thüre zum Aufenthalts der todtlichen Kranken aufschloß, tönte uns Gehörg einer Kamenstimmung entgegen, die sich dann und wann durch lautes Gelächter unterbrach. „Was ist das?“ fragte der Kapellmeister, der den Arzt, das Kind grüßte. Das Lachen eines Wahnsinnigen klingt allerdings gräßlich, um so mehr, wenn es durch Gehörg unterbrochen wird. — „Den Arzt

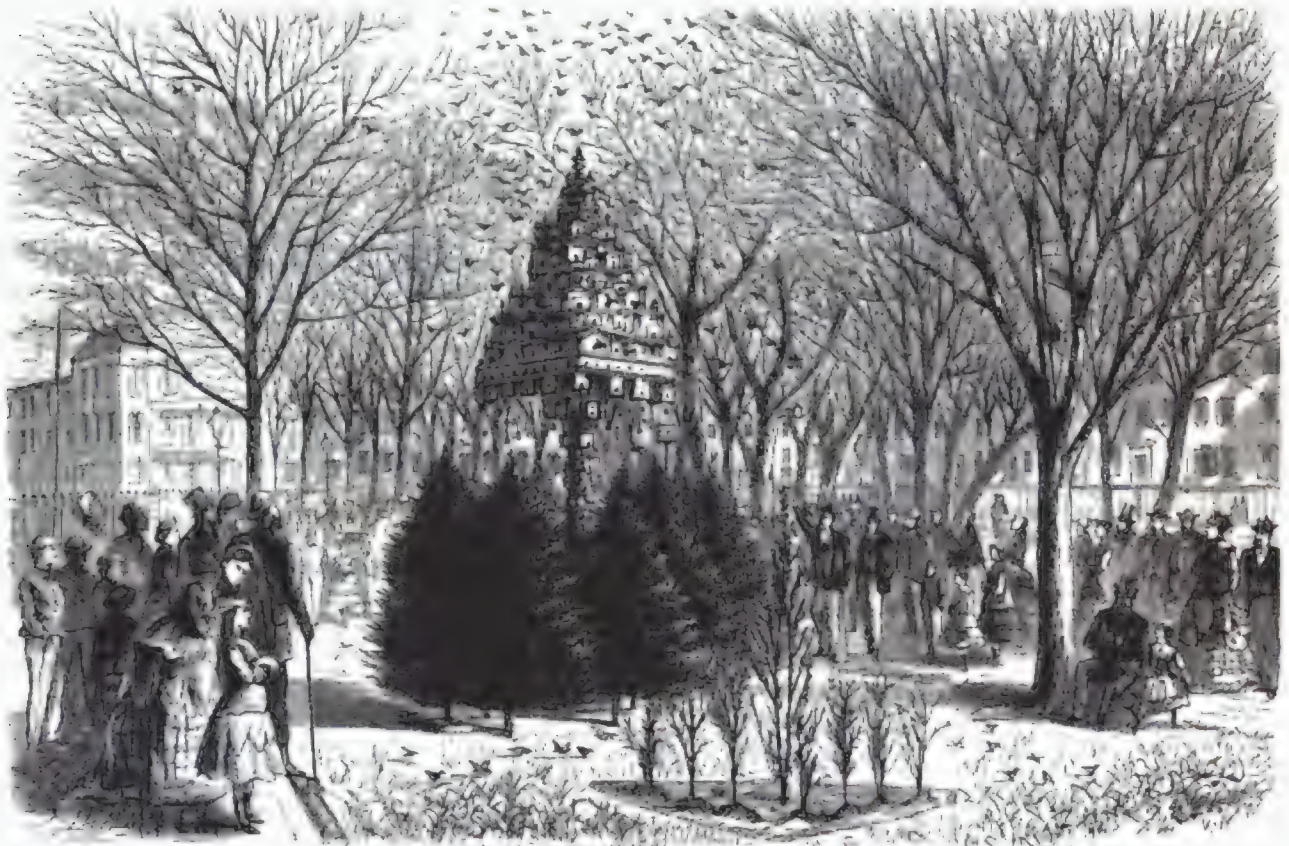
macht der einzige todtliche Kranke, den wir augenblicklich in dieser Abtheilung haben“, erwiderte Dr. Strömholz. „Sie sollen ihn sofort sehen.“ Ein Wärter kam aus den Kinosphären her. Wir gingen den Gang hinab auf das Zimmer zu, aus dem uns das unheimliche Lachen und der Gehörg entgegenklangen. Die Ursache der Krankheit ist dasire Verlegung des Gehirns“, sagte der Arzt zu mir, „der Kranke ist ungewisslich heilbar; die Anfälle der Tobigkeit treten immer seltener und kürzer auf, der Unglückliche reißt sich in diesen Anfällen alle Kleider vom Leibe.“

Nun standen wir vor der Thüre der Zelle. Der Wärter schloß die Thüre auf. Wir blinnten in eine ganz leere Zelle, auf deren Boden sich eine Matratze auf niedrigen Beistühlen befand. Gerade vor der Thüre am Boden lagerte eine ganz nackte, menschlische Gestalt, ein junger Mann in den zwanziger Jahren, schlaflos, der Gesichtsausdruck sehr schmerzhaft. Er unterbrach seinen Gehörg und blinnte uns, laut aufschreiend, aus großen, blauen Augen an. Der Kapellmeister schreute. Der Arzt nahm eine silberne Schmelzlabellboxe aus der Tasche und bei dem Kranken eine Biene an, während er ihm mit sanften und freundlichen Worten anredete. Der Wahnsinnige, der seine Kniee mit den Armen umschlungen hielt, nahm die Biene, ohne sich aufzurichten, steckte den Tabak in die Nase und begann dann

von Neuem seinen Gehörg, ihn dann und wann durch lautes Gelächter unterbrechend. Wir traten zurück; der Wärter schloß die Thüre und der Gehörg tönte noch lange hinter uns her, während wir auf einer Seitentreppe in den Garten hinabstiegen.

„In einigen Stunden wird der Anfall vorüber sein“, sagte Dr. Strömholz, „er dauert selten über zwölf Stunden. Dann ist der Kranke ruhig und vernünftig. Ich hoffe ihn in einigen Monaten, wie ich Ihnen schon sagte, vollständig hergestellt zu haben.“

Ich fragte den Arzt noch nach der Durchführung des non restraint-Systems im Hanse. Er erwiderte mir, daß außer der Zwangsjacke jede Zwangsmaßregel abgeschafft sei. Eine geschlossene Zelle besaß die Anstalt nicht; Dr. Strömholz hielt sie auch für unpraktisch, weil sie, beengt durch die unruhigen Kranken, zu oft der Wiederberührung und der Reparatur bedürfte. Diefelbe Antwort gaben mir die Jrenenärzte in Charenton und in der Salpêtrière in Paris, wo aus diesem Grunde auch noch die Zwangsjacke bei Anfällen der Tobigkeit angewandt wird. Ich bin aus durchaus nicht dieser Ansicht; Nützlichkeit zwecke können nie eine zweckmäßige Nothwendigkeit überfordern. Diefelben Meinung waren auch Dr. Geisinger und Dr. Kiehl, der Direktor des großen und trefflichen wienner Jrenenhauses; ebenso Dr. Levinstein, Direktor des vorzüglichen Jrenenhauses in



Die Spellinghaus in New-York. (S. 502)

der maison de santé in Schönbach, wo jedes Zwangs mittel abgeschafft ist und der Kranke bei den ärgsten Anfällen von Tobigkeit in eine gepolsterte Zelle gebracht wird.

Das große hochholster Jrenenhaus ist eine noch junge Anstalt. Die Gärten zur Promenade und Bewegung der Kranken waren deshalb auch noch im Werden begriffen. Auch hier trat die Felsensart des schmerzlichen Landes zuweilen ganz in ihrer Unmöglichkeit auf. Die nach da rüber sich eine wilde Felsensart neben den Kinosphären und Kamenstimmung. In einigen Jahren nun werden die terrassierten Abhänge des Hügel, auf dessen Plateau sich der schöne Park erhebt, in einen schönen idyllischen Park verwandelt sein, der eine Fläche von 200 Acres für den Aufenthalt der Kranken einnehmen wird. Die für Gesundheitszwecke so notwendige Ruhe und Zille wird dort durch nichts beeinträchtigt werden, da nur eine, aber wenig beschränkte, Landfläche an den hinteren Wälden zurückerhalten.

Der von Frauen und Mädchen eingenommen, und räumlich durch das Mittelgebäude von dem linken Flügel ganz getrennt, rechte Flügel des Palastes war in ganz gleicher Weise eingerichtet, wie die von den männlichen Kranken eingenommenen Zelle, Kinosphäre und Zimmer. Konversationszimmer, Musikzimmer und Gesellschaftszimmer fehlten natürlich auch hier nicht. Der Kapellmeister durchschritt die auf dem Hügel liegenden Kamenstimmung. Die

ersten Hefte, welche ihm in die Hände fielen, waren keine eigenen. „Das ist der einzige, heitere Gedanke, den ich aus diesem Hause mit mir nehme“, sagte der von dem Anblick des wahren Zerkümmerten noch tief eridillerte, gemüthliche Mann. Von den gebildeten Ständen angehörigen Kranken waren momentan nur sieben auf dem rechten Flügel des Palastes vorhanden. Sie befanden sich in ihren Zimmern und ich sah es vor, sie nicht zu hören. Von den weiblichen Kranken der zweiten und dritten Klasse fanden wir ungefähr einige Dutzend mit häuslicher Thätigkeit auf dem Korridor oder mit Nähen und weiblicher Handarbeit beschäftigt. Es waren sehr wenig hübsche Mädchen unter ihnen. Weiblichkeit enthielt die Gefühlsregung in der Natur der Weib. Dr. Strömholz rief ein junges Mädchen von ihrer Nöthigkeit zu sich und wollte sie einem Begleiter vor, sie jedoch, ob sie ihn kenne? Sie gestattete ihm an, lachte in alberner und kindlicher Weise, vernahm die Worte und drückte sich dann wieder in eine Ecke des Zimmers. „Es war eine recht hübsche Oberstin ihres Theaters, Fräulein M.“, sagte der Arzt in deutscher Sprache, „sie ist sehr viel Jahren hier, blühend, wie Sie wohl sehen, leider unheilbar.“

Der Kapellmeister erinnerte sich des unglücklichen Mädchens recht wohl. Es war noch nicht der letzte trübe Gedanke, den er aus dem Jrenenhaus in Montebello mit sich

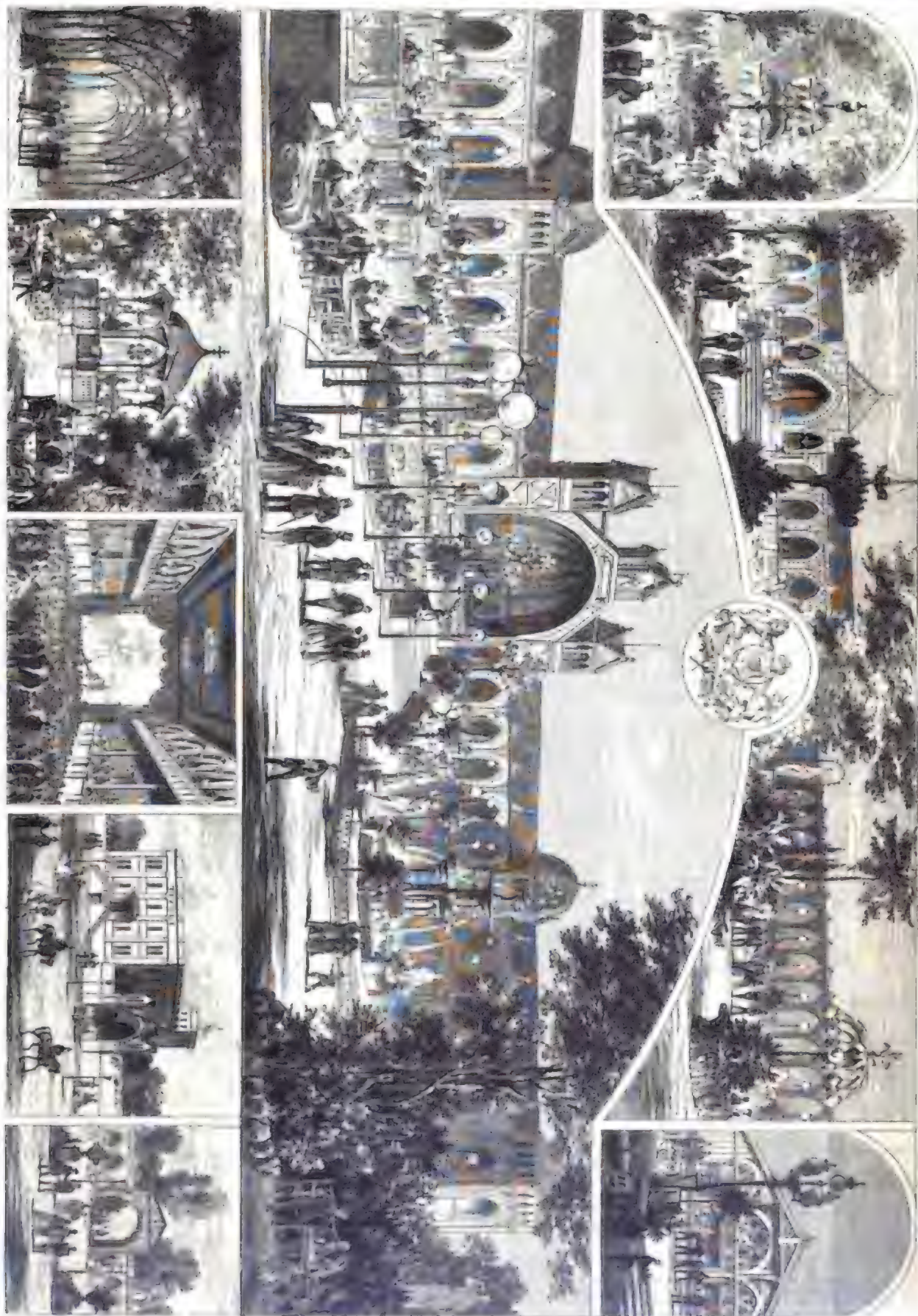
nehmen sollte. Als wir auf der großen Treppe des Mittelgebäudes von Dr. Strömholz Abschied nahmen, kam ein Diener aus dem rechten Flügel über den Hof gelassen und überreichte ihm einen Brief, auf dessen Couvert er seine Adresse las. Der Diener sprach er das Couvert und las in französischer Sprache: „Monsieur! J'ai la aux journaux, que Mademoiselle Carlotta Patti et Mrs. Jell, Vientenens et Gruetmacher viennent de donner quelques concerts à Stockholm. Vous savez, combien j'aime la musique! Vous m'obligeriez infiniment, Monsieur, si vous vouliez par votre influence me procurer la permission d'entendre ces concerts excellents.“

Auf den Brief, Monsieur, l'assurance de ma haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur de me soussigner comme votre bien dévoué — — —

Der Brief war von dem unglücklichen Apotheker unterzeichnet, der den Kapellmeister vor einer Stunde auf dem Korridor in so heftiger Weise interpelliert hatte. Der Arzt übernahm die mündliche Antwort. Leber war die Erfüllung der Bitte des Unglücklichen in Abelsart seines Gemüthszustandes unmöglich.



Die Gräfin von Gersheim. (S. 302.)



Der Zirkel in Gensert. Nach einer Zeichnung von Karl Koser von O. Thurnwald. (S. 502.)



Zeichnung von (2. u. 3.)

habe, daß sie ihrem Manne Gefährnisse gemacht habe, die ... dieß aber nicht zu thun wünschte. — Deshalb sind Ihre Kräfte gegen die Kommunikation des von Staats subventionirten Theâtre français auch ungeschwächt; — der Herr muß einen Verräther haben, sonst geht sie unter!

„Aber keinen anderen?“ — unterbrach ich, da ich durch die Kräftigkeit des Grafen die Sprache wiedergefunden hatte.

„Ich weiß nicht, wie Sie das verstehen.“ — erwiderte er; — „wenn Tholens Kunst in einem Lande gedeihen soll, so muß es wenigstens ein Theater geben, bei dem die Gebrüder nicht in zweiter oder in dritter Linie kommen, nie aber einen entscheidenden Einfluß haben. Dieß ist der Grund der Subvention des Théâtre français. Offiziell oder nicht offiziell Geld ist gleichgültig, aber eine Direction muß auch monatlich gute Stücke vor letzen Plätzen spielen können, ohne dabei zu Grunde zu gehen! — Das das führt uns von meinem Thema ab! Ich wollte Ihnen sagen, daß Ihre Korrespondenzen — die idealistischen wie die anderen — an den gewöhnlichen Fehlern dieser Schriftstücke leiden; — ich meine, daß die fremden Herren Autoren den Maßstab der Verhältnisse ihres Heimatlandes an französische Verhältnisse legen und sie so fast zur Seite der Wahrheit bleiben — entweder ungeschickte Tadeln oder überhebliche Vergewaltigungen ... letzteres ist seltener! Und so wie es mit der Kunst, dem öffentlichen und dem Privatleben, den Gebräuchen und Sitten der Franzosen den Herren Korrespondenten geht — so geht es Ihnen auch mit der Politik!“

„Mit der Politik?“ — wollte ich fragen, doch der Minister ließ mir keine Zeit dazu, sondern, an seinen Tisch gehend, nahm er ein Blatt einer allbekannten, nicht französischen Zeitung und las mir daraus stehend eine dreizehn bis vierzig Zeilen lange Korrespondenz vor ...

„Sehen Sie,“ — sagte er, nachdem er geendet — „dieß ist, wie Sie wissen, ein sehr ehrenwerthes Blatt; die Redakteure und Mitarbeiter sind sicherlich ganz gewissenhafte Leute, die den selben Ehrgeiz vor einer Unaufrichtigkeit haben, wie jeder Gentleman ... und doch ist diese Korrespondenz vom ersten bis zum letzten Buchstaben ein Lügenweb.“

„Bleibt nur zu fragen,“ — sagte ich, „weshalb Sie ein anderes Blatt präferirten.“ — „ich habe das Wort präferirte aufrecht; — wenn Sie Präferirte haben wollen, an volles! — Und es las mir eine zweite, längere Korrespondenz aus einem andern Blatt vor! — Doch ich höre ihn kaum zu; — ein seltsames ... Ausgesprochen! — möchte ich beinahe sagen — hätte sich meiner bemächtigt! — Was will er von mir?“

„Ich sage ich nicht unwillkürlich; — dieß ist, wie ich schon bemerkt habe, ein sehr ehrenwerthes Blatt; die Redakteure und Mitarbeiter sind sicherlich ganz gewissenhafte Leute, die den selben Ehrgeiz vor einer Unaufrichtigkeit haben, wie jeder Gentleman ... und doch ist diese Korrespondenz vom ersten bis zum letzten Buchstaben ein Lügenweb.“

„Und so bin ich durch meine Stellung gezwungen,“ — sagte er, — „tägliche Tagende von Blättern durchzusehen, und überall begreife ich dieser Unaufrichtigkeit, dieser Voreingenommenheit, wenn nicht dieser Entstellung unserer Verhältnisse. Haben Sie je darüber nachgedacht, wie Herr, wie diesem unglücklichen und die Presse entmenschen Dinge obzuliegen sei!“

„Ich sammelte mich einen Augenblick, dann erwiderte ich: — Herr Excellenz muß ich gestehen, daß ich das jetzt noch wenig Zeit und wenig Gelegenheit gehabt habe, mir ein Urtheil über die Korrespondenzen zu bilden; ich kann und will jedoch zu Ehren der Presse nicht glauben, daß der Artikel, den ich Ihnen gelesen, nur aus Entzündungen besteht; — und wenn das dennoch so wäre, so glaube ich sicher zu sein, daß die gesammte antirömisches Presse dem Kaiser vorurtheilhaft den Rücken decken würde. Aber wie viel leichter ist es, in Zeitungen zu verfallen, seit Herrmann geständig zu sein, — denn am Ende erzählt der Berichterstatter doch nur das, was er gehört, — oder vielleicht etwas in leichtfertig demjenigen Glauben zu schenken, welcher ihm eine Nachricht mittheilt.“

„Aber warum geschieht dieß?“ — unterbrach mich der Graf — „warum vergreift man so kein Vertrauen, warum sucht man nicht da die Ereignisse zu erfahren, wo man versichert sein kann, daß sie frei von jeder Uebertreibung und Unterthänigkeit gesammelt und mit einer so strengen Parteilichkeit zusammengefaßt werden, wie es anderswo bei Zeitungsartikeln kaum möglich ist?“

„Wenn Excellenz mich die Wunderquelle zu kennen gerufen, wo die Wahrheit so rein und unverfälscht für Jedermann steht,“ — erwiderte ich leidend und an die Strapazen denkend, welche mich meine glückliche Bekehrung sieben Korrespondenzen gekostet hatten.

„Die Ministerien!“ — versetzte er, mich sehr anblickend und nach einer Pause, während der ich mich zu bewegen, ein Vokabel zu unterbreiten; — dann es schien mir, daß ich zu begreifen anfang, wo Seine Excellenz der Herr Graf von Bismarck hinaus wollte, — jagte er hinzu: Ich will Sie selbst als Beispiel anführen. Wollten Sie beim Antritte Ihres Amtes mir ganz einfach einen Brief schreiben, in welchem Sie mir anzeigten, daß Sie in Paris für ein Blatt, welches der kaiserlichen Regierung in den Grenzen des Auslandes Opposition macht, korrespondieren, so würde ich keinen Augenblick geirrt haben, den Bureau Befehl zu ertheilen: Sie in Kenntnis des Vorganges zu setzen, und ich glaube mich verheßen zu können, daß meine Herren Kollegen in den andern Departements ein Gleiches gethan hätten.“

„Wirklich?“ — sagte ich, meinen Herrn kaum travend. — „Und warum denn nicht?“ — erwiderte er; — „glauben Sie sicherlich, heute lassen sich Thatsachen kaum vierundzwanzig Stunden lang verheimlichen, und das ist doch wahrlich der Mühe nicht werth. Wie viel leichter wäre Ihnen Ihr Beruf geworden und mit wie viel mehr Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit Sie Ihren Lesern entgegen treten!“

„Herr Graf,“ — sagte ich, edlich aus dem Konzept gebracht — „Sie müssen mich verstehen, wenn ich Ihnen die Antwort schuldig bleibe; Sie beschuldigen mich vorhin, den deutschen Maßstab an französische Verhältnisse und Gebrauche anzulegen; aber was soll ich thun? ... o, wenn ich wüßte, daß Herr Excellenz meine Worte nicht mißdeuten würde ...“

„Bitte, sprechen Sie ganz offen ...“

„Auch da, wie ich glaube, bei und kein Bedenken; — falls ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit so viel Güte einem unbekannten Schriftsteller einen schwierigen Versuch zu erleichtern sucht, so ... ich bitte noch einmal um Verzeihung, Herr Graf, — so ist der erste Eindruck, den ich ein glühendes Anerbieten bei und Nichts anderes hervorbringen muß, der ... des Ministeriums!“

„Ja, wiefern, wenn ich bitten darf?“ — meinte der Minister gelassen.

„Excellenz! Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß die Regierung die Ehre habe zu korrespondieren, sich in den Grenzen einer anständigen Opposition gegen die kaiserliche Regierung befände; — dieses Programm muß vor allen Dingen festgehalten werden; — könnte dem auch so sein, wenn der Korrespondent Inspirationen in den kaiserlichen Ministerien empfangt!“

„So! Sie haben wohl auch die Meinung, daß die Regierung nur entsetzte Abzathungen im Montreux veröffentlicht?“

„Nicht entsetzt; — jedoch vom Richte ihrer Interessen beleuchtet.“

„Und wo denken Sie denn, daß Ihre Kollegen die Nachrichten erhalten, die sie ihren Lesern ausliefern?“

„Es ist mir immer ein Räthsel gewesen, Excellenz!“

Der Graf schüttelte und schloß dem eintretenden Diener, einem Herrn, dessen Namen er nannte, aus den Bureau zu rufen. Als nun kommen des Bekannten sprach er über Treppen, — wo, wie er mir erzählte, er eine glückliche Zeit in seiner Stube verbrachte und welches er gerne wieder zu leben wünschte. Endlich trat der Beamte ein.

„Erinnern Sie sich,“ — fragte der Graf — „welche von den Herren Zeitungskorrespondenten heute bei Ihnen gewesen sind?“

„Jener nannte einige Namen, doch der Graf unterbrach ihn sehr augenblicklich.“

„Ich finde mich auch diesen Namen nicht heraus,“ — sagte er — „bitte, nennen Sie mir die Journale jener Herren.“

Der Beamte gehorchte ... und ließ bei jedem Namen, welchen er nannte, steigerte ich mein Erstaunen bis zu einem Grade ... wo das Wort „Erstaunen“ eigentlich gar nicht mehr paßt. — Die Liste war komplex — es fehlte fast keines der namhaftesten Blätter Europas!

„Und nun,“ — meinte der Graf, nachdem Jener sich wiederum entfernt hatte — „werden Sie zu der Ueberezeugung gekommen sein, daß Ihr Nichtwissen nicht gerechtfertigt war; denn ich erzähle Ihnen wohl nichts Neues, daß drei Viertel wenigstens der Journale, deren Namen Sie soeben geäußert, der Opposition angehören. — Ich habe Ihre bisherigen Korrespondenzen mit Interesse verfolgt und habe darin zu bemerken geglaubt, daß Sie der Wahrheit aus Parteirücksichten nie das Ohr vertrieben werden; — deshalb möchte ich gerne Ihnen Ihren Beruf erleichtern. Ich sehe für die politische Korrespondenz überhaupt Fremde den Franzosen vor; — sie können, wenn sie wollen, unparteiischer sein, während unter Journalisten manchmal schon von Geburt eine demagogische Partei angeheftet, welche in vollem Maße in den Reihen der erbitterten Opposition drängt. — Noch einmal daher wiederhole ich Ihnen meine Bitte, sich Mittheilungen in meinem Ministerium zu holen und ein Bericht, bei meinen Kollegen Ihre Mitsprache in derselben Angelegenheit zu sein.“

„Sie sehen mich von Dank erfüllt, Herr Graf,“ — sagte ich — „und werden mir gewiß Ihre Güte bewahren, bis ich der Redaktion Mittheilung von diesen werthvollen Anerbieten gemacht habe. Ich glaube mich nicht anzurufen: es so anzunehmen. — Doch wenn ich nicht fürchte, in dießmal zu sein, möchte ich Herr Excellenz bitten, mir zu sagen, womit ich diese Güte verdient habe und wer ...“

„Ihre Artikel haben mich gefallen,“ — unterbrach er mich schnell, — „und wenn Sie zu befehlen sich, dieß zu glauben — oder es vielleicht als eine offizielle Anerkennung betrachten, die wenig Glaubwürdigkeit verdient — so drücken Sie, daß Ihr Journal für die napoleonische Regierung eine Macht vorstellt, mit der man de paisance a paisance unterhandelt!“

Der Graf verbeugte sich — und ich war entlassen!

Unabhängig wird es sein, dem Leser zu erzählen, daß ich den Rest des Tages unfähig war, irgend einem andern Gedanken Raum zu geben, als dem der Erinnerung an die denkwürdige Unterredung, welche ich mit dem Minister gehabt hatte. Der Sohn des großen Napoleons hatte in meinem Geiste eine Schale bei Bismarck gewonnen und — ich will nur hier das offene Geländnis ablegen, daß ich auf dem besten Wege war, mit Leib und Seele Bonapartist zu werden. — Eigentlich wollte ich am folgenden Morgen einen langen persönlichen Bericht an die Redaktion senden; jedoch ich fühlte mich nicht zum Schreiben aufgeleitet und schlieferte den ganzen Tag herum, immer und immer wieder in meinem Geiste die einzelnen Epochen dieser Unterredung wiederholend. Daß der Graf meine Feder, — so unbedeutend dieß auch immer sein möchte, — für die Regierung zu benutzen versucht hatte, war mir klar; — nur konnte ich nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß er erfahren habe, daß ich Korrespondent sei und wie er einen Theil der Korrespondenzen zu nennen selbst war, die ich

wirklich geschrieben hatte. Niemand in Paris, mit Ausnahme von Frédéric Cellier, hatte eine Ahnung davon! Hunderte von Gedanken durchkreuzten mein Hirn und ich konnte nicht anders, als an die Privates jenes berühmten Cabinet noir zu glauben, in welchem, wie die Freunde der Regierung behaupteten, die Briefe von irgend wozu angelegten Plänen erbrochen und gelesen wurden.

Erst spät lehrte ich nach Hause zurück und ... es war der Tag der großen Ereignisse in meinem Leben; — ich fand einen Brief, dessen Inhalt eine entsetzliche Wendung in meinem Schicksal andeutete. Ich mußte augenblicklich nach Spanien reisen. — Die Zeit war mir vermakten knapp zuweisen, daß ich spätestens am nächsten Mittage Paris verlassen sollte. Die Nacht ging im Anordnen meiner pariser Angelegenheiten dahin; in einem Briefe an meinen Freund lehrte ich ihm die Gründe andeuten, welche meine schmerzliche Abreise erzwungen, und legte demselben ein Schreiben an den Generalkonsul bei, in welchem der ruhmvolle Berichterstatter von dem Journal Abschied nahm. — Meine Portiere fand mich am Morgen nach ich reichend und konnte sich nicht genug über meine schmerzliche Abreise wundern. Sie gab mir auch Rathschläge über ein Ausreisegeld, welches ich ihr am vorhergehenden Tage anvertraut hatte, und sagte mir, daß das Vokabel unten in ihrer Loge liegt. — Ich machte Mißthaus nicht, was sie sagen wollte, denn ich war es sonst in meinem Kopfe; — endlich jedoch entsann ich mich, daß es einer der drei Hauptstücke sei, an welchem Frédéric Cellier ein Geschenk von mir empfangen. Ich konnte ich ihr nichts als Blumen geben! — Ich beschaffte zwei Dutzende, das Vokabel selbst hinzutragen und zu besorgen, daß ich im Laufe des Morgens nachfolgen würde, jedoch von meiner Abreise kein Wort zu erwähnen; — ich wollte die naive Seele langsam auf unsere unvermeidliche Trennung vorbereiten und ihren Schmerz durch das Versprechen einer baldigen Rückkehr lindern. — Ich schrieb und packte in diesen Tagen. — Nach einer Stunde lehrte die würdige Frau zurück und hatte nicht genug zu erzählen von der Pracht in der Wohnung da la petite dame.

„Und hohe Belohnungen hat sie,“ — sagte sie hinzu — „denken Sie sich, wie so früh schon bei ihr war, um ihr zu gratulieren — denken Sie nur ... der Graf Bismarck! — ich hab's dem keinem Richter gehört; — der Minister, — der Sohn des Kaisers ... da grand empereur!“

Ein ganzes Paket Taschentücher entfiel meinen Händen ... Alles war mir jetzt klar! — In der That, Herr Excellenz hatte ja stets das größte Interesse für das französische Theater gehabt!

Arme Cellier! — Welche Diatribe wird sie gegen die deutschen Schriftsteller geschleudert haben, als sie erfuhr, daß ich am selben Tage, ohne Abschied von ihr zu nehmen, abgereist sei!

Und wie schnell wird sie sich getrübt haben!!!

Ein Ausflug nach den Felsenbergen.

Reisestizzen

von

H. Reine.

III.

Central City Colorado Territory, Oktober.

Zwei Personengänge verlassen täglich Omaha, um Reise nach den Felsenbergen zu unternehmen, um 7 Uhr des Morgens und um 7 Uhr des Abends. Um 5 Uhr des Nachmittags angelangt, und während die Gegend zu erreichen, ehe der Schnee die höheren Pässe unwegsam macht, reiten wir noch am selben Abend weiter.

John Reiten von Omaha erreichte man das Thal des Platte-Flusses, wo die Bahn, die bis dahin eine laubstielige Abhänge verfolgte, ihren Lauf ändert und denken parallel mit dem Fluß gegen Westen fortzieht. Die Prairie wird bald so vollkommen eben, daß Gräben auf beiden Seiten der etwa drei Fuß hohen Bahn alle Erdbarkeiten bilden, die nöthig sind. Die im Allgemeinen schiefen Hügel von einander liegenden Schichten werden meist aus Sandstein und bestehen aus versteinerten Holzstücken, die jedoch durch Sättigung mit einer Infusion sehr dauerhaft gemacht worden sind. Unter dem Himmel der Gräben (es gibt deren zwei, eine 1500 Fuß lang bei Long Fort, die andere über das Nord-Plate eine halbe Meile lang) findet man oft 18 Zoll im Querschnitt messende Stämme von Nutholz.

Wir hatten bald die offene Prairie erreicht, und rollten in einem bequemen Schilfwagen ruhig und ungestört dahin, denn wegen der Reue der Weite war nicht viel sehr großer Geschwindigkeit geboten. Die Stationen Columbus, Silver Creek, Rose Tree, Grand Island, Woodrider, Elm Creek, Fort Kearney und Plum Creek wurden während der Nacht passiert, und der anbrechende Morgen fand uns bei Grand Island.

Aber jenseits einer Sonnenanzug oder Sonnenuntergang auf der Prairie gesehen, wird ein solches Naturphänomen nicht leicht verstanden, der Horizont gleicht dann der See, allem kein Wasserreflexe spiegelt den in zahllosen jarten Farben prangenden Himmel, statt den einander schnell folgenden Wolken deckt jenes, getrübbtes Glas der Natur, die wieder in majestätischer Unkenntnis geballt ruht oder von Tausenden von Büffeln oder Antilopen belebt ist. Ueber dem Ganzen schwebt unendlich milde Luft, alle Farben in die jenseitige Dämmerung verjüngend.

Wir haben keine Spuren von Büffeln, denn Präriefeuer hatte die Waide zerstört, vielleicht absichtlich, um die

Indianer fern zu halten, die stets den Büffeln folgen. Antilopen waren jedoch von Zeit zu Zeit sichtbar und eines dieser graziosen, schnellfüßigen Thiere unterzieht einige hundert Schritt zur Seite des Wahngeländes für eine geraume Strecke einen Wettlauf mit der Kolonatorie.

Die Indianer haben sich während der letzten Monate ruhig gehalten und seit ihrem Ueberfall eines Väterjünges im Juli, wo einige vom Wahngelände getödtet wurden, haben sie keine Feindseligkeiten begangen. Bei jener Gelegenheit ward ein Telegraphenbeamter, Herr Thompson, verwundet und lebend gefangen. Er hatte die Selbstbeherrschung, unter dem Messer still zu halten, und da die Indianer versetzt wurden, wobei sie den eben erbeuteten Skalp fallen ließen, so lang es ihm sogar, denselben zu reiten, ohne jedoch durch seinen Wieg der Stillschichtigkeit entgegen zu können. Der Mann ist gesund, hält sich zur Zeit in Omaha auf, und befindet sich wohl, obwohl genöthigt eine Wunde zu tragen. Es würde besser für ihn gewesen sein, dieses vor dem Unfall gefangen zu haben.

Der Vorbau des Plate-Flusses wird von einer eine halbe Meile langen substantiellen Holzbrücke überspannt. Auf ein großes Hotel, in dem wir ein antes Frühstück einnahmen, gruppierten sich eine Anzahl Häuser, den Ring einer Ansiedlung bildend. Einige Kompanien Infanterie lagerten hier, ebenso befanden sich am Ufer des Flusses eine Anzahl Indianer, jenseit Stämme des fremdländischen Hauptlings „spotted tail“ (Tigerfleck) oder „gefleckter Schwanz“ angehörig, welcher sechs andern Stämmen vor einigen Wochen einen großen Haß mit General Sherman und den Regierungskommissären gehalten.

Tigerfleck war früher ein bitterer Feind der kleinen Geschäfte, mit denen er oft in Streit verwickelt war. Während einer der vielen Friedensunterhandlungen mit den von der Regierung bevollmächtigten Kommissären lernte ein junger Offizier der Garnison von Fort Karamie die Tochter des Hauptlings, Namens Weneca, kennen. Obwohl seine Liebe erwidert ward, scheint Herr Tigerfleck dem Bündnis abhold gewesen zu sein, vielleicht wäre ihm ein Eidam seiner eigenen Hauptstadt lieber gewesen, wie z. B. „Trutbahnlein“, „Schwarzfleck“, der Mann, der unter der Erde geht“ oder „Korbe Wolfe“.

Weneca starb und ihr letzter Wunsch war, auf dem Friedhof von Karamie unter den kleinen Geschäften begraben zu werden. Auf Ansuchen des Vaters war dieser Wunsch genehmigt, und die ganze Garnison mit dem Kommandanten an der Spitze folgte ihrem Sarge. Diese seinem geliebten Kinde erwiesene Ehre ruhete das Herz des Wilden, er begab den Tomahawk, und hat sich seit jenem Tag



Die Europäische von Ost. *Larix europaea pendula.* (2. Teil.)

unabhängig bemerkt, einen dauernden Frieden mit den verwichenen feindlichen Stämmen herbeiführten. Seine Anstrengungen wurden vielfach von Erfolg gekrönt und ermutigten ihn, sein Werk eifrig fortzusetzen.

Julesburg, der gegenwärtige Termin der Union Pacific-Railroad, besteht aus einigen hundert Häusern, von

denen keines mehr als drei Monate, die meisten kaum so viele Wochen alt sind, und größtentheils aus „Hotels“ oder „Boarding-Häusern“ bestehen, unter welchen Bezeichnungen man sich große, ein oder zwei Stockwerke hohe Bretterbuden vorstellen hat, in denen sowohl Wohnung als Verpflegung verabreicht werden. „Restaurants“ sind andere Bretterbuden, aus einem einzigen Raum bestehend, in dem man für 1–1½ Dollar Mahlzeiten erhalten kann, und „den“ genannten „Groceries“ und „Provisions Stores“, deren Julesburg etwa ein Duzend zählt, kann man beinahe Alles kaufen, was man im Gebirgsleben braucht, vom Salz Vieh bis zu den Maschinen mit Motoren, von der Nähmaschine bis zur Art und dem Rocken, vom wildledernden Handschuh bis zum warmen Winterrock, vom Taschentuch bis zum halbertheilten Längler Tintenstempel. Einige Gebäude für das Baggagepersonal, eine Waldschmiede mit vollenden dieses bunte Gemisch, zu dem sich noch einige Wollspinnerei und einige „Landing Salons“ gesellen.

Von letzteren Anstalten werden wir bei einer späteren Gelegenheit sprechen. Die Bewohner dieser Gebirgsstadt bestehen größtentheils aus dem beim Bau der Eisenbahn beschäftigten Personal und denjenigen, welche für ihre Lebensbedürfnisse sorgen, einige Handwerker und eine Anzahl von Spezialisten, welche dem Fortschritt der Bahn Schritt für Schritt folgen und jede günstige Gelegenheit benutzen, um Vandreieren, Familien in neu zu bildenden Ortschaften oder anderen Anlässen zu reisen.

Da alle charakteristischen Füge von Julesburg sich in Cheyenne, 150 Meilen weiter westlich wiederholen, welchen Punkt die Bahn noch zu überqueren verbleibt, so verbleibt ich zu Fortbildung des Themas derartiger Anmerkungen bis zur Zeit, wo mir jener Punkt erreicht werden.

General Potter, Kommandant des Territoriums, war durch General C. G. Sugar, Kommandant des Departements Nebraska, von der Zukunft unserer Gesellschaft auf telegraphischen Wege unterrichtet worden, und erwartete uns mit einer sechsständigen Ambulance, um uns nach dem indianischen Ufer des Plate-Flusses zu geleiten, wo sowohl Fort Schwid, die Militärstation, als auch das Hauptquartier der Ueberlandspost von Wells Fargo u. Comp. sich befindet. Vor dem Bau der Eisenbahn war die Triage von diesem Punkt nach Fort Kearney und St. Joseph, Missouri, sehr leicht nur eine Aeriallinie nach Denver in Colorado und Santa Fe in Neu-Mexico. Früher war die ganze Strecke Julesburg auf dem Südrail gelegen, allein im Herbst 1865 ward dieselbe von mehreren tausend Indianern angegriffen, niedergebrennt und diejenigen Einwohner, denen



Die Baumlandschaft von Vail. Bois de Boulogne. Grande Cascade. (2. Teil.)

es nicht gelang, das Fort zu erreichen, welches nur von hundert Mann garrisonirt war, holten unter dem Kommando und dem Stahlpistolen der Rotthäute. Sobald die Bahn die Gegend erreichte, erbaute man den Ort von Neuem am Nordufer, und jetzt bildet die Position mit ihrem Jubel die einzigen außerhalb des Forts gelegenen Gebäude.

Im Fort liegen jetzt sieben Kompanien des vierten Infanterie-Regiments, eine Schwadron vom fünften Dragoner-Regiment und eine halbe Batterie unter Kommando von General Hunt, einem früheren Kriegsgefährten, der mich und meine Freunde auf's Herzlichste willkommen hieß.

Der Platte-Fluss bietet den Reisenden alle Hindernisse eines Flusses und seinen andern Nutzen als Wasser, um den Durst zu löschen. Ueber eine Weite brei, ist er seiner Untiefe und Trieblandfelder wegen oft nur mit großen Anstrengungen passierbar, während die ewig wechselnden Sandbänke alle Schiffsahrt selbst in den kleinsten Booten unmöglich machen. Die Ufer sind an einigen Stellen sandig, an anderen mit einer dicken Schicht fetter Pflanzenerde bedeckt, aus der herrliches, äppiges Gras emporsteht. Dieses, welches bis jetzt nur den zahlreichen Wapfelbeeren zur Nahrung diente, bildet jetzt den ersten Tribut, den die von der Kultur in Besitz genommene Pflanze leistet. Vögel der ganzen Weltlinie sieht man eine große Anzahl der K. Vornischen. Nahrungsmittel reichlich, das Gras zu schneiden und in langen Linien abzuwerfen. Zahlreiche Häuser, ein jeder mehrere hundert Tonnen Heu enthaltend, waren auf Transport nach den verschiedenen Militärposten, oder per Eisenbahn nach den nächst bedürftigen Stationen. Einzelne Unternehmer haben mit Hilfe einer Maschine, zwei bis drei Mann, ein oder zwei Spann Pferde und einer Auflage von 3000 bis 3000 Dollars in einem einzigen Jahre bis gegen

Fatale Situationen.

Originalzeichnungen von Th. Weber.



Er sieht den Fels — der Fels sieht ihn ...
Ein Kad: er stürzt ins Wasser hin!

10,000 Dollars am Heimgucken verdient. Das schöne, milde, gleichmäßige Klima, der fruchtbare Boden laden gleichfalls zum Ackerbau ein, und den nachtheiligen Einflüssen von nicht selten eintretender Trockenheit läßt sich durch Bewässerung aus dem Platte-Fluss leicht begegnen. Auf diese Weise würde dieses große Wasser doch von einigen Nutzen sein.

Küher unternimmt Heiligkeit sich in der Disziplin nach Hr. J., Inspektor des Generalpostamtes, auf einer Inspektionsreise nach Utah begreifen, begleitet von Hrn. Tracy, Superintendenten von Wells Fargo u. Komp. Postkutsche, und dem Sektionsinspektoren. Küher den hier zu Lande abblenden und einen Uebel des männlichen Kostüms bilden. Den Revolvern hatten wir noch vier Hinterradabzeichen im Wagen, und General Hunt gab uns eine Geferte von drei Infanteristen mit, die auf dem Dach der Disziplin ihre Sätze einnahmen. Der Wagen einer jezt unter dem Namen „Concord Coach“ bekannten Maschine erhielt im Innern drei Sätze für je drei Personen, sowie drei für „Nachpassagiere“ auf dem Dach hinter dem Sitz des Kutschers. Einige von der Gesellschaft zogen letztere vor, und da somit nur fünf im Innern waren, hatten wir ziemlich bequeme Sätze, was bei neun Passagieren nicht der Fall gewesen sein würde. Sechs schöne, starke, muthige Pferde wirbelten uns schnell über die offene Prärie hin, und um 6 Uhr Abends verließen Julesburg hinter einem niedrigen Hügel, um den sich die Straße bog. Die Pferde werden im Durchschnitt alle zehn Meilen gewechselt, der Kutscher fährt gewöhnlich je vierzig Meilen bis zur nächsten sogenannten „Horse-Station“, wo ein anderer „Jehu“ seinen Platz einnimmt. In letzteren Orten sind auch Wägen für die Passagiere zu haben. Die ganze Entfernung von 187 Meilen zwischen Denver und Julesburg enthält 16 Relays mit vier Hauptstationen.



Sehnacht (Entscheidung): Der Kahn ist 'rand' — sehr ihn mit an ...
Hellen (Hilflos): Tod ist ja nicht der letzte Kahn!



Rum Käse und Krensch nach der Fatale:
Es der fatalen Situation!

Die Nacht verging ruhig und ohne Störung, bei Tagesanbruch jedoch verlangte Herr L., der Superintendent, der seinen Sitz neben dem Stuhle genommen, mein Verzeihen. Ich benutzte die Gelegenheit, um gleichfalls einen Aufbruch zu nehmen, denn die Indianer machen ihre Angriffe stets in der Dämmerung des Abends oder Morgens, und in derartigen Fällen ist es besser, etwas Spielraum zu haben. In einer Entfernung von etwa zwei Meilen gewahrten wir einige leuchtend bunte Gegenstände, sich in diagonalen Linien gegen die Straße und in der Richtung unseres Wagens bewegend, und bald machte sich ein Getrampel wie von Pferdchulen durch die Morgenröthe hörbar; als wir uns jedoch etwas genähert, erwießen sich die vermeint-

lichen Indianer als eine Herde Pferde und Maultiere, in einem untern liegenden Waggengestell gehend, welche die Nacht gewartet hatten und nun von ihren Besitzern mit dem Kahn gelagert wurden, um sie einzusammeln. Die Wagen waren „geparkt“, d. h. die Vorderachse des einen war unter die Hinterräder des andern gehoben, alle ein großes Viereck bildend, in dessen Mitte die Wagenfahrer lagerten, während das Gepäck außerhalb wartete. Bei weitem der geringere Teil dieser Wagen war mit Maultieren bespannt, die meisten wurden von Ochsen gezogen, oft acht oder zehn Paar an einem Wagen. Der „Jehu“ dieses Gespannes schwebte nebenher, in der Hand eine gewaltige Peitsche etwa zwanzig Fuß lang, mit einem

Stiel etwa drei Fuß Länge und zwei Zoll im Durchmesser. Vom Stabe bis zu einer Länge von fünf bis sechs Fuß nimmt der Durchmesser des aus Lederhaut geflochtenen Stranges allmählich zu, bis sein Umfang etwa zehn Zoll beträgt, dann wieder allmählich abnimmt und in einem dünnen Nerven endet. Mit Hilfe dieses Instruments beugt der „Null-Wähler“ (so werden die Treiber genannt) seine Ochsen, täglich 10–12 Meilen zurückzuführen. Kaulenzer erhalten gelegentlich eine Verwundung in Form eines Haares, unter dem sie sich krümmen, als ob sie mit einem glühenden Eisen gebrannt würden, und die gewöhnlich von einem Schwarm der wunderbarsten Fliegen befallen sind; denn die Treiber hatten allge-

The Singer Manufacturing Co. in New-York,



Inhaber der größten Nähmaschinen-Fabrik der Welt,
bietet per Tag 750 Stück, somit täglich über

100,000 Stück Nähmaschinen

der neuen Familien-Nähmaschine.

Die neue geschlossene Familien-Nähmaschine.

Die neue geschlossene Familien-Nähmaschine.

Neue Schuhmacher-Maschine.

Die neue Schuhmacher-Maschine.

Die neue Schuhmacher-Maschine.



General-Agent für Preussland und den Norden,
Hamburg, 3 Neuer Wall 3.

Filial-Depot der Singer Manufacturing Co.

Preußen, 20 Friedrichstr. 66.

Preußen, 13 Dorotheenstr. 11.

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Glück auf nach Hamburg!

Prämien-Muthe der Stadt Mailand von 1866

eingetheilt in 750,000 Loten, zu je 100 Franken, garantirt durch den piemontesischen Staat und die biederne

Prämien-Muthe der Stadt Mailand von 1866.

Prämien-Muthe der Stadt Mailand von 1866.

Prämien-Muthe der Stadt Mailand von 1866.



Antoni. Waschkessel.

Bremer Cigarren.

Bremer Cigarren.

Bremer Cigarren.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Mineralwasser-Maschinen & Takt. 75. bis 1200.

Regelmässige Passagierbeförderung

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Regelmässige Passagierbeförderung.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

Der climatische Curort ALGIER.

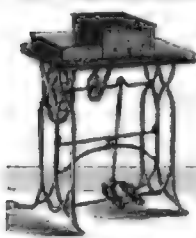
Verantwortliche Redaktion: Oswald Geibberger.

Bad Cudowa.

In der Grafschaft Glatz an der böhmischen Grenze.

Altälteste Heilquelle ersten Ranges. Heilt alle aus schlechter Ernährung und Unkeimeth hervorgegangene Nerven- und Kreislaufkrankheiten, Rheumatische Leiden, Magen- und Darmstörungen, sowie alle aus gleichem Ursprunge entstehenden Frauenkrankheiten. Als Nahrungsmittel dieses Bades und Douchen des Mineralwassers und des freien Kohlensäure-Gases haben Trank- und Mollenkuren. Eröffnung des Bades am 15. Mai. Saison des Bades am 30. September. Badekarte: Hauptkarte Dr. Neuwirth und Dr. Jacob.

Die Bade-Direktion v. Veith.



Die deutsche Fabrik & Witten
Friedrich & Hofmann, Berlin,

Erfindung der
Doppelpfeil-Maschinen

Die Doppelmaschine, auf eleganten
Kupfer- oder Messing-Fuß, ist
mit einem besonderen Vor-
theil versehen, dass sie mit
einem einzigen Handgriffe
in alle Richtungen leicht
bewegt werden kann.



Aus Ferdinand Hirt's Bibliothek des Unterrichts.

Aus der Bibliothek in der Kollnseckstraße der drei Weiber:
Saltin's Geschichte der Naturgeschichte, oder: Schilling's Grundriss der Naturgeschichte der Erde, Pflanzen- und Mineralien. Neue Ausgabe. Mit mehr als 1000 sorgfältig gezeichneten Abbildungen. Größte Form. In doppelter je drei Bände umfassender Ausgabe:
Bände I. II. III. Mit dem Pflanzenreich nach dem Kollnseck'schen System. 2 Bde. 8 Bde.
Bände IV. V. VI. Mit dem Tierreich nach dem Kollnseck'schen System. 2 Bde. 8 Bde.
Bände VII. VIII. Mit dem Mineralreich nach dem Kollnseck'schen System. 2 Bde. 8 Bde.

Atlas der Naturgeschichte, in zehn an der Naturgeschichte angeordneten Abbildungen. Nach Zeichnungen von H. v. Schilling, Schilling, Schilling, Schilling, Schilling, Schilling, Schilling, Schilling, Schilling, Schilling. In zehn Bänden. Jeder Band enthält eine große Anzahl von Abbildungen. Die einzelnen Bände sind:
Bände I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. IX. X. Mit dem Pflanzenreich nach dem Kollnseck'schen System. 2 Bde. 8 Bde.
Bände XI. XII. XIII. XIV. XV. XVI. XVII. XVIII. XIX. XX. Mit dem Tierreich nach dem Kollnseck'schen System. 2 Bde. 8 Bde.
Bände XXI. XXII. XXIII. XXIV. XXV. XXVI. XXVII. XXVIII. XXIX. XXX. Mit dem Mineralreich nach dem Kollnseck'schen System. 2 Bde. 8 Bde.

Jede Sortiments-Buchhandlung des In- und Auslandes übernimmt zu genau denselben, anerkannt billigen Preisen die Lieferung eines oder mehrerer, dessen neuer Katalog Ihnen beschickt und auf Begehren von meiner Verlagsbuchhandlung nach Dresden, Königsplatz 1.

Dresden, 1869.

Ferdinand Hirt, Königsplatz 1, Dresden.

Im Verlag der Friedrichs Buchhandlung in Göttingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse's allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter nebst genauer Angabe ihrer Abkunft und Bildung. Vierte Ausgabe.

Neu bearbeitet, vielfach vermehrt und vermehrt von Prof. Gustav Heyse und Dr. W. Wittig. Erste Lieferung: 1-10. 11-20. 21-30. 31-40. 41-50. 51-60. 61-70. 71-80. 81-90. 91-100. 101-110. 111-120. 121-130. 131-140. 141-150. 151-160. 161-170. 171-180. 181-190. 191-200. 201-210. 211-220. 221-230. 231-240. 241-250. 251-260. 261-270. 271-280. 281-290. 291-300. 301-310. 311-320. 321-330. 331-340. 341-350. 351-360. 361-370. 371-380. 381-390. 391-400. 401-410. 411-420. 421-430. 431-440. 441-450. 451-460. 461-470. 471-480. 481-490. 491-500. 501-510. 511-520. 521-530. 531-540. 541-550. 551-560. 561-570. 571-580. 581-590. 591-600. 601-610. 611-620. 621-630. 631-640. 641-650. 651-660. 661-670. 671-680. 681-690. 691-700. 701-710. 711-720. 721-730. 731-740. 741-750. 751-760. 761-770. 771-780. 781-790. 791-800. 801-810. 811-820. 821-830. 831-840. 841-850. 851-860. 861-870. 871-880. 881-890. 891-900. 901-910. 911-920. 921-930. 931-940. 941-950. 951-960. 961-970. 971-980. 981-990. 991-1000. 1001-1010. 1011-1020. 1021-1030. 1031-1040. 1041-1050. 1051-1060. 1061-1070. 1071-1080. 1081-1090. 1091-1100. 1101-1110. 1111-1120. 1121-1130. 1131-1140. 1141-1150. 1151-1160. 1161-1170. 1171-1180. 1181-1190. 1191-1200. 1201-1210. 1211-1220. 1221-1230. 1231-1240. 1241-1250. 1251-1260. 1261-1270. 1271-1280. 1281-1290. 1291-1300. 1301-1310. 1311-1320. 1321-1330. 1331-1340. 1341-1350. 1351-1360. 1361-1370. 1371-1380. 1381-1390. 1391-1400. 1401-1410. 1411-1420. 1421-1430. 1431-1440. 1441-1450. 1451-1460. 1461-1470. 1471-1480. 1481-1490. 1491-1500. 1501-1510. 1511-1520. 1521-1530. 1531-1540. 1541-1550. 1551-1560. 1561-1570. 1571-1580. 1581-1590. 1591-1600. 1601-1610. 1611-1620. 1621-1630. 1631-1640. 1641-1650. 1651-1660. 1661-1670. 1671-1680. 1681-1690. 1691-1700. 1701-1710. 1711-1720. 1721-1730. 1731-1740. 1741-1750. 1751-1760. 1761-1770. 1771-1780. 1781-1790. 1791-1800. 1801-1810. 1811-1820. 1821-1830. 1831-1840. 1841-1850. 1851-1860. 1861-1870. 1871-1880. 1881-1890. 1891-1900. 1901-1910. 1911-1920. 1921-1930. 1931-1940. 1941-1950. 1951-1960. 1961-1970. 1971-1980. 1981-1990. 1991-2000. 2001-2010. 2011-2020. 2021-2030. 2031-2040. 2041-2050. 2051-2060. 2061-2070. 2071-2080. 2081-2090. 2091-2100. 2101-2110. 2111-2120. 2121-2130. 2131-2140. 2141-2150. 2151-2160. 2161-2170. 2171-2180. 2181-2190. 2191-2200. 2201-2210. 2211-2220. 2221-2230. 2231-2240. 2241-2250. 2251-2260. 2261-2270. 2271-2280. 2281-2290. 2291-2300. 2301-2310. 2311-2320. 2321-2330. 2331-2340. 2341-2350. 2351-2360. 2361-2370. 2371-2380. 2381-2390. 2391-2400. 2401-2410. 2411-2420. 2421-2430. 2431-2440. 2441-2450. 2451-2460. 2461-2470. 2471-2480. 2481-2490. 2491-2500. 2501-2510. 2511-2520. 2521-2530. 2531-2540. 2541-2550. 2551-2560. 2561-2570. 2571-2580. 2581-2590. 2591-2600. 2601-2610. 2611-2620. 2621-2630. 2631-2640. 2641-2650. 2651-2660. 2661-2670. 2671-2680. 2681-2690. 2691-2700. 2701-2710. 2711-2720. 2721-2730. 2731-2740. 2741-2750. 2751-2760. 2761-2770. 2771-2780. 2781-2790. 2791-2800. 2801-2810. 2811-2820. 2821-2830. 2831-2840. 2841-2850. 2851-2860. 2861-2870. 2871-2880. 2881-2890. 2891-2900. 2901-2910. 2911-2920. 2921-2930. 2931-2940. 2941-2950. 2951-2960. 2961-2970. 2971-2980. 2981-2990. 2991-3000. 3001-3010. 3011-3020. 3021-3030. 3031-3040. 3041-3050. 3051-3060. 3061-3070. 3071-3080. 3081-3090. 3091-3100. 3101-3110. 3111-3120. 3121-3130. 3131-3140. 3141-3150. 3151-3160. 3161-3170. 3171-3180. 3181-3190. 3191-3200. 3201-3210. 3211-3220. 3221-3230. 3231-3240. 3241-3250. 3251-3260. 3261-3270. 3271-3280. 3281-3290. 3291-3300. 3301-3310. 3311-3320. 3321-3330. 3331-3340. 3341-3350. 3351-3360. 3361-3370. 3371-3380. 3381-3390. 3391-3400. 3401-3410. 3411-3420. 3421-3430. 3431-3440. 3441-3450. 3451-3460. 3461-3470. 3471-3480. 3481-3490. 3491-3500. 3501-3510. 3511-3520. 3521-3530. 3531-3540. 3541-3550. 3551-3560. 3561-3570. 3571-3580. 3581-3590. 3591-3600. 3601-3610. 3611-3620. 3621-3630. 3631-3640. 3641-3650. 3651-3660. 3661-3670. 3671-3680. 3681-3690. 3691-3700. 3701-3710. 3711-3720. 3721-3730. 3731-3740. 3741-3750. 3751-3760. 3761-3770. 3771-3780. 3781-3790. 3791-3800. 3801-3810. 3811-3820. 3821-3830. 3831-3840. 3841-3850. 3851-3860. 3861-3870. 3871-3880. 3881-3890. 3891-3900. 3901-3910. 3911-3920. 3921-3930. 3931-3940. 3941-3950. 3951-3960. 3961-3970. 3971-3980. 3981-3990. 3991-4000. 4001-4010. 4011-4020. 4021-4030. 4031-4040. 4041-4050. 4051-4060. 4061-4070. 4071-4080. 4081-4090. 4091-4100. 4101-4110. 4111-4120. 4121-4130. 4131-4140. 4141-4150. 4151-4160. 4161-4170. 4171-4180. 4181-4190. 4191-4200. 4201-4210. 4211-4220. 4221-4230. 4231-4240. 4241-4250. 4251-4260. 4261-4270. 4271-4280. 4281-4290. 4291-4300. 4301-4310. 4311-4320. 4321-4330. 4331-4340. 4341-4350. 4351-4360. 4361-4370. 4371-4380. 4381-4390. 4391-4400. 4401-4410. 4411-4420. 4421-4430. 4431-4440. 4441-4450. 4451-4460. 4461-4470. 4471-4480. 4481-4490. 4491-4500. 4501-4510. 4511-4520. 4521-4530. 4531-4540. 4541-4550. 4551-4560. 4561-4570. 4571-4580. 4581-4590. 4591-4600. 4601-4610. 4611-4620. 4621-4630. 4631-4640. 4641-4650. 4651-4660. 4661-4670. 4671-4680. 4681-4690. 4691-4700. 4701-4710. 4711-4720. 4721-4730. 4731-4740. 4741-4750. 4751-4760. 4761-4770. 4771-4780. 4781-4790. 4791-4800. 4801-4810. 4811-4820. 4821-4830. 4831-4840. 4841-4850. 4851-4860. 4861-4870. 4871-4880. 4881-4890. 4891-4900. 4901-4910. 4911-4920. 4921-4930. 4931-4940. 4941-4950. 4951-4960. 4961-4970. 4971-4980. 4981-4990. 4991-5000. 5001-5010. 5011-5020. 5021-5030. 5031-5040. 5041-5050. 5051-5060. 5061-5070. 5071-5080. 5081-5090. 5091-5100. 5101-5110. 5111-5120. 5121-5130. 5131-5140. 5141-5150. 5151-5160. 5161-5170. 5171-5180. 5181-5190. 5191-5200. 5201-5210. 5211-5220. 5221-5230. 5231-5240. 5241-5250. 5251-5260. 5261-5270. 5271-5280. 5281-5290. 5291-5300. 5301-5310. 5311-5320. 5321-5330. 5331-5340. 5341-5350. 5351-5360. 5361-5370. 5371-5380. 5381-5390. 5391-5400. 5401-5410. 5411-5420. 5421-5430. 5431-5440. 5441-5450. 5451-5460. 5461-5470. 5471-5480. 5481-5490. 5491-5500. 5501-5510. 5511-5520. 5521-5530. 5531-5540. 5541-5550. 5551-5560. 5561-5570. 5571-5580. 5581-5590. 5591-5600. 5601-5610. 5611-5620. 5621-5630. 5631-5640. 5641-5650. 5651-5660. 5661-5670. 5671-5680. 5681-5690. 5691-5700. 5701-5710. 5711-5720. 5721-5730. 5731-5740. 5741-5750. 5751-5760. 5761-5770. 5771-5780. 5781-5790. 5791-5800. 5801-5810. 5811-5820. 5821-5830. 5831-5840. 5841-5850. 5851-5860. 5861-5870. 5871-5880. 5881-5890. 5891-5900. 5901-5910. 5911-5920. 5921-5930. 5931-5940. 5941-5950. 5951-5960. 5961-5970. 5971-5980. 5981-5990. 5991-6000. 6001-6010. 6011-6020. 6021-6030. 6031-6040. 6041-6050. 6051-6060. 6061-6070. 6071-6080. 6081-6090. 6091-6100. 6101-6110. 6111-6120. 6121-6130. 6131-6140. 6141-6150. 6151-6160. 6161-6170. 6171-6180. 6181-6190. 6191-6200. 6201-6210. 6211-6220. 6221-6230. 6231-6240. 6241-6250. 6251-6260. 6261-6270. 6271-6280. 6281-6290. 6291-6300. 6301-6310. 6311-6320. 6321-6330. 6331-6340. 6341-6350. 6351-6360. 6361-6370. 6371-6380. 6381-6390. 6391-6400. 6401-6410. 6411-6420. 6421-6430. 6431-6440. 6441-6450. 6451-6460. 6461-6470. 6471-6480. 6481-6490. 6491-6500. 6501-6510. 6511-6520. 6521-6530. 6531-6540. 6541-6550. 6551-6560. 6561-6570. 6571-6580. 6581-6590. 6591-6600. 6601-6610. 6611-6620. 6621-6630. 6631-6640. 6641-6650. 6651-6660. 6661-6670. 6671-6680. 6681-6690. 6691-6700. 6701-6710. 6711-6720. 6721-6730. 6731-6740. 6741-6750. 6751-6760. 6761-6770. 6771-6780. 6781-6790. 6791-6800. 6801-6810. 6811-6820. 6821-6830. 6831-6840. 6841-6850. 6851-6860. 6861-6870. 6871-6880. 6881-6890. 6891-6900. 6901-6910. 6911-6920. 6921-6930. 6931-6940. 6941-6950. 6951-6960. 6961-6970. 6971-6980. 6981-6990. 6991-7000. 7001-7010. 7011-7020. 7021-7030. 7031-7040. 7041-7050. 7051-7060. 7061-7070. 7071-7080. 7081-7090. 7091-7100. 7101-7110. 7111-7120. 7121-7130. 7131-7140. 7141-7150. 7151-7160. 7161-7170. 7171-7180. 7181-7190. 7191-7200. 7201-7210. 7211-7220. 7221-7230. 7231-7240. 7241-7250. 7251-7260. 7261-7270. 7271-7280. 7281-7290. 7291-7300. 7301-7310. 7311-7320. 7321-7330. 7331-7340. 7341-7350. 7351-7360. 7361-7370. 7371-7380. 7381-7390. 7391-7400. 7401-7410. 7411-7420. 7421-7430. 7431-7440. 7441-7450. 7451-7460. 7461-7470. 7471-7480. 7481-7490. 7491-7500. 7501-7510. 7511-7520. 7521-7530. 7531-7540. 7541-7550. 7551-7560. 7561-7570. 7571-7580. 7581-7590. 7591-7600. 7601-7610. 7611-7620. 7621-7630. 7631-7640. 7641-7650. 7651-7660. 7661-7670. 7671-7680. 7681-7690. 7691-7700. 7701-7710. 7711-7720. 7721-7730. 7731-7740. 7741-7750. 7751-7760. 7761-7770. 7771-7780. 7781-7790. 7791-7800. 7801-7810. 7811-7820. 7821-7830. 7831-7840. 7841-7850. 7851-7860. 7861-7870. 7871-7880. 7881-7890. 7891-7900. 7901-7910. 7911-7920. 7921-7930. 7931-7940. 7941-7950. 7951-7960. 7961-7970. 7971-7980. 7981-7990. 7991-8000. 8001-8010. 8011-8020. 8021-8030. 8031-8040. 8041-8050. 8051-8060. 8061-8070. 8071-8080. 8081-8090. 8091-8100. 8101-8110. 8111-8120. 8121-8130. 8131-8140. 8141-8150. 8151-8160. 8161-8170. 8171-8180. 8181-8190. 8191-8200. 8201-8210. 8211-8220. 8221-8230. 8231-8240. 8241-8250. 8251-8260. 8261-8270. 8271-8280. 8281-8290. 8291-8300. 8301-8310. 8311-8320. 8321-8330. 8331-8340. 8341-8350. 8351-8360. 8361-8370. 8371-8380. 8381-8390. 8391-8400. 8401-8410. 8411-8420. 8421-8430. 8431-8440. 8441-8450. 8451-8460. 8461-8470. 8471-8480. 8481-8490. 8491-8500. 8501-8510. 8511-8520. 8521-8530. 8531-8540. 8541-8550. 8551-8560. 8561-8570. 8571-8580. 8581-8590. 8591-8600. 8601-8610. 8611-8620. 8621-8630. 8631-8640. 8641-8650. 8651-8660. 8661-8670. 8671-8680. 8681-8690. 8691-8700. 8701-8710. 8711-8720. 8721-8730. 8731-8740. 8741-8750. 8751-8760. 8761-8770. 8771-8780. 8781-8790. 8791-8800. 8801-8810. 8811-8820. 8821-8830. 8831-8840. 8841-8850. 8851-8860. 8861-8870. 8871-8880. 8881-8890. 8891-8900. 8901-8910. 8911-8920. 8921-8930. 8931-8940. 8941-8950. 8951-8960. 8961-8970. 8971-8980. 8981-8990. 8991-9000. 9001-9010. 9011-9020. 9021-9030. 9031-9040. 9041-9050. 9051-9060. 9061-9070. 9071-9080. 9081-9090. 9091-9100. 9101-9110. 9111-9120. 9121-9130. 9131-9140. 9141-9150. 9151-9160. 9161-9170. 9171-9180. 9181-9190. 9191-9200. 9201-9210. 9211-9220. 9221-9230. 9231-9240. 9241-9250. 9251-9260. 9261-9270. 9271-9280. 9281-9290. 9291-9300. 9301-9310. 9311-9320. 9321-9330. 9331-9340. 9341-9350. 9351-9360. 9361-9370. 9371-9380. 9381-9390. 9391-9400. 9401-9410. 9411-9420. 9421-9430. 9431-9440. 9441-9450. 9451-9460. 9461-9470. 9471-9480. 9481-9490. 9491-9500. 9501-9510. 9511-9520. 9521-9530. 9531-9540. 9541-9550. 9551-9560. 9561-9570. 9571-9580. 9581-9590. 9591-9600. 9601-9610. 9611-9620. 9621-9630. 9631-9640. 9641-9650. 9651-9660. 9661-9670. 9671-9680. 9681-9690. 9691-9700. 9701-9710. 9711-9720. 9721-9730. 9731-9740. 9741-9750. 9751-9760. 9761-9770. 9771-9780. 9781-9790. 9791-9800. 9801-9810. 9811-9820. 9821-9830. 9831-9840. 9841-9850. 9851-9860. 9861-9870. 9871-9880. 9881-9890. 9891-9900. 9901-9910. 9911-9920. 9



Preis anderthalb
Thlr. 1. — ober fl. 1. 45 Kr. rhein.

[illegible]

Nun beneidete sich um einen freundlichen Blick aus seinen Augen, um ein anerkennendes Wort aus seinem Munde.

In seiner Stunde wurde so feurig aufgemerkt, so viel gelernt, als in dem deutschen Unterricht und in der Literaturgeschichte, die Herr Vorenzen so reichend vortrug. Wenn er im begeisterten Tone von den Helden und Genien der deutschen Dichtung sprach, bald die süßen Nieder der mittelalterlichen Minnesänger, bald die erhabenen Heldenepen-Strophien von dem Tode des herrlichen Siegfried oder von Grimms Hildebrand las, da herrschte in der ganzen Klasse ein fröhliches Schweigen und selbst das gewöhnliche Klapperrauschen verstummte, während die sinnigen Blicke an den Lippen des geliebten Lehrers hingen. Wie durfte er, wie die Mehrzahl seiner andern Kollegen, über Unachtsamkeit oder gar über allerlei Unarten und Redereien flagen, womit so mancher weibliche Eulenspiegel den minder beliebten und besessenen den Ältern „Schulmeister“ das Leben schwer machte. Unkenntlich übte er einen geheimen Zauber über diese jugendlichen Herzen aus, die in ihm das erste Ideal ihrer Sehnsucht vereinigten und gleichsam ihre Liebesstudien und Herzensbegehrten an ihm machten.

Dabei hatte er keine besondere Gefahr für diese jungen „Gedanken“, da ihre „Abwärts“ oder „St. Kreuz“ in seiner salben Unschuld keine Ahnung von der Schwärze der Heden Rinder hatte und diese selbst mit ihrer Hauptgöttheit zugleich noch eine Menge kleiner Nebengötter vereinigten, schmerzliche Liebeskummer, schmachtende Sehnsüchte, leidenschaftliche Hingabe und selbst renommierte Primaner des Gymnasiums.

Nur zwei Herzen unter der ganzen liebenden Schar ließen sich auch nicht die geringste Untreue gegen ihr Ideal zu Schanden kommen, indem sie eine bewundernswürdige Geduld, eine seltene Beharrlichkeit zeigten.

Das waren die stolze Martha und ihre geschworene Feindin, Julie von Baumach, eine feurige Bräutlein mit dunklen Haaren, braunen, schelmischen Augen und schalkhaften Grinsen in den roten, frischen Wangen. Während aber die sinnige Martha sich mit der positiven Rolle der stillen Bekehrung begnügte, entwickelte die energiegeladene Freundin einen mehr aktiven, leidenschaftlichen Charakter in ihrer Jungfräulichkeit, den himmlischen Kandidaten, der natürlich keine Ahnung von ihren Gefühlen hatte.

Die reizende Julie hatte bereits von dem Baume der Erkenntnis ein wenig geschmeist, dann und wann einen verbotenen Roman, den ihre geliebte Mutter aus der Leihbibliothek entnahm, in Stillen unbemerkt gelesen und mit lebhafter Abneigung sich selbst in die Rolle einer derartigen Heldin hineingezwungen.

Sie verstand nicht ihre Gedanken und Empfindungen in überflüssiger Offenheit mitzutheilen und Martha zur Vertrauten ihres Herzensgeheimnisses zu machen. In dem sprudelnden Rhythmus des leicht entzündbaren Mädchens entwickelte sich ein vollständiger Roman mit allen möglichen Verwicklungen und Kämpfen, wunderbaren Verwicklungen und glücklichen Wendungen, dessen Mittelpunkt der geliebte Kandidat unbewusst bildete.

Obne sein Wissen erlebte Praxin Julie die wunderbarsten Abenteuer mit ihm, indem sie bald von seiner vermeintlichen Räte litt, bald durch seine ebenfalls nur eingebildete Zärtlichkeit betrauert wurde. Heute hatte er sie angelächelt und morgen glaubte sie ihn auf einer Untreue ertappt zu haben, wenn er ihre deutschen Aufsätze wegen Flüchtigkeit tadelte oder gar die Arbeiten einer Nachschülerin ihr zum Muster ausstellte. Das konnte natürlich nur eine bezaubernde Nebenbuhlerin, eine ausgemachte Rivalin sein, welche den Geliebten ihr entführte. Dann geschah es wohl, daß die unglückliche Julie im Uebermaße ihres Schmerzes an den Wunden ihrer Freundin fand, und den Zerwürfen nicht immer in der schmerzlichen Weile wegen seiner Verlorenheit anlagte. Aber Martha mußte sie stess zu wissen, indem sie ihn mit so warmem Eifer verteidigte, seine Handlungsweise so geschickt entschuldigte, daß sie schließlich diesen nur einseitigen Vorurtheil glücklich verlor und die nur in der romantischen Selbsteinsicht durch ihren milden Auspruch vereinigte, wobei sie selbst die größte Zufriedenheit und nicht die geringste Spur von Neid und Eifersucht empfand.

Zu ihrer Anteil an der Herzensgeschichte ihrer Freundin, an der geheimen Liebeswonne und den verborgenen Liebeskummer konnte sie jedoch nicht ganz unberührt lassen, obgleich ihre tiefere Natur und ihr gesunder Sinn sie vor ähnlichen Verwicklungen bewahrte.

Ihr ganzes Wesen glückte keinen Früchten, welche um so beständiger erschienen, je länger Zeit sie zur Reife bedurften. Ein oberflächlicher Beobachter konnte sie deshalb leicht für unempfindlich, apathisch und selbst für bornirt halten, und vielleicht war das auch der Grund, warum die frühesten Julie die stille und ihr bescheiden ercheinende Martha insinnlich bei ihrer Vertrauten gewandt hatte, abgesehen davon, daß diese wegen ihrer Unverletzlichkeit im Bewahren eines Geheimnisses in der ganzen Schule bekannt war, eine Gegenkraft, deren sich nur wenige so junger Mädchen rühmen durften.

Aber unter der ruhigen Erscheinung barg Martha eine Fülle des Gefühls, eine Tiefe der Gedanken, einen Reichtum der Seele und des Herzens, wovon die leicht

bewegliche, aber darum auch oberflächliche Julie keine Ahnung hatte.

Beide Freundinnen glücken einander wie das weiße Wachs, das jeden Eindruck leicht empfängt und eben so leicht vernünftigen Licht, dem scheinlich spröde, aber unzerstörbaren Marmor.

Denn gab es Augenblicke, wo die tiefe, innerliche Natur Martha's sich in ihrer ganzen Herrlichkeit unwillkürlich, unbewußt und deshalb um so schöner und bedeutender offenbarte. Dieß war der Fall, als der Kandidat eines Tages den Schülerinnen der Anstalt die Aufgabe stellte, ihre historische Lieblingsheldin in einem Aufsatze zu schildern und die Gründe für diese Bevorzugung anzugeben. Die meisten der jungen Damen wählten aus der Geschichte irgend eine berühmte Herrin oder Königin, die Mutter der Gracchen, Isabella von Spanien, Elisabeth von England, die Jungfrau von Orleans, welche von der romantischen Julie in den schwärmerischsten Ausdrücken gepriesen und verehrt wurde.

Martha dagegen hatte in ihrem Aufsätze die arme unbekannte Waise der lieblichen altfranzösischen Sage vom „armen Heinrich“ auf den großen Heldenfrauen der Geschichte vorgezogen, welche bereit war, mit ihrem Leben den geliebten Mann zu retten, als dieser, von schwerer Krankheit heimgesucht, nach dem Ausbruch seines Zehrs nur durch das Blut einer unschuldigen Jungfrau genesen konnte.

In schlichten und doch tief ergreifenden Worten schilderte sie den herrlichen Entschluß der treuen Waise, indem sie ihr den höchsten Preis für ihr Opfer zuerkannte. Mit Staunen und Bewunderung las der junge Lehrer diese Arbeit, in der sich eine seltene Tiefe des Gemüths, eine entzückende Weiblichkeit offenbarte. Dennoch übte er gerade ihr gegenüber eine um so strengere Kritik, hinter der sich seine wachsende Reizung verbarg, um seine Unparteilichkeit zu mahnen.

„Sie haben,“ sagte er bei der Zurückgabe ihres Aufsatze, „eine seltene Heldin sich gewählt, die leider nur im Reiche der Dichtung lebt und keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit hat. Darum kann ich Ihren Aufsatz, liebe Martha, trotz seiner sonstigen Vorzüge nicht vollkommen gutheißen und billigen.“

„Ich glaube,“ versetzte sie mit bezaubernder Naivität, „daß die Erzählung vom armen Heinrich vollkommen wahr sei und in allen Zeiten sich begeben habe.“

„Auch wenn dieß der Fall wäre, so fällt das Mädchen keinen Anspruch auf den Namen einer historischen Heldin,“ entgegnete er mit schelmischer Veranlehnung.

„Das mag wohl wohl sein und ich hätte deshalb um Entschuldigung, aber ich dachte, daß seine Frau der Welt etwas Erhöhtes und Schöneres thun kann, als für den Geliebten sterben.“

Purpurne bedeckte bei diesen Worten das liebliche Gesicht, während ihre Augen sich unwillkürlich mit Thränen füllten, als hätte sie etwas Unerwartetes gesagt oder begangen. Der Kandidat aber, ergriffen von dieser überraschenden Erscheinung der reinsten, überfließenden Liebe, sah in diesem Augenblicke die schönste Schöpfung des deutschen Dichtergesetzes vor sich stehen und erkannte mehr als je den Werth der poetischen Wahrheit, vor der jede Wahrheit der Geschichte erbleichen muß.

Kurze Zeit nach diesem Anstöße, der nicht wenig dazu beitrug, das liebliche Kind ihm näher zu bringen, besand sich die ganze Klasse Martha's in seiner kleinen Aufregung. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um den Geburtsstag des „angebeteten Lehrers“. Alle seine Schülerinnen waren trotz ihrer sonstigen Strenge darüber einig, daß die hochwürdige Ereignis in würdiger Weise gefeiert werden sollte. Nur über die Art und Weise herrschte noch eine große Meinungsverschiedenheit, wie dieß in ähnlichen Fällen gewöhnlich vorzukommen pflegt.

Es bildeten sich zwei oder mehr Parteien, welche ihre Ansichten mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit und mit großem Schachsinne verteidigten. An der Spitze der energiegeladene Verehrerinnen stand natürlich Praxin Julie von Baumach, welche eine großartige Festlichkeit mit Geland, Blumen, Ueberreichung einer kostbaren Waise und eine poetische Ansprache sich ausgedacht hatte. Letztere hatte sie sich natürlich selbst zugedacht, um bei dieser Gelegenheit ihrem zärtlichen Empfindungen ungehindert die Zügel schenken zu lassen.

„Das soll,“ sagte sie mit überströmender Lebendigkeit, „ein famoses Fest werden. Jede muß dazu einen Thaler beisteuern; dafür kann man eine prächtige Porzellanschale kaufen. Ich mache ein Gedicht dazu, worin ich unsere Gefühle für Herrn Vorenzen ausprechen werde.“

„Aber nicht zu frühlich und nimm Dich in Acht, daß Deine Verse nicht klingen!“ rief Steuerrechts Händel, ein kleiner, hochhaltend nachsicht mit einem unerschütterlichen Stumpfnäsen und etwas schielenden Augen.

„Meine Verse,“ versetzte Julie, „werden weder hinten noch scheitern, wie gewisse Verse.“

„Du bist eine kalte, kalte Prinzessin,“ rief erjährt die befeidigte Händel, „und drängst Dich bei allen Gelegenheiten vor. Eine solche Annäherung dürfen wir und nicht gefallen lassen.“

„Nein, das dürfen wir und nicht gefallen lassen,“ wiederholten mehrere Stimmen. „Wir wollen nicht, daß Julie das Gedicht sagt und die Waise überreicht.“

„Sie bildet sich oberhin auf ihren Adel etwas ein und dünkt sich besser als wir zu sein,“ bemerkt Pauline, die demokratische Tochter des Stadtmagisters, welche die politischen Gesinnungen ihres liberalen Vaters theilte.

Tief, tiefer nicht völlig unbegründete Ansicht war ganz richtig. Die in's Feuer zu gehen und die Leidenschaftlichkeiten anzufachen, Adel und Bourgeoisie fanden sich in der Schule wie im Leben gegenüber und die friedlichen Elemente prallten hier auf einander. Die jungen Demokrinnen kämpften mit wahrhafter Erbitterung für ihre Menschenrechte und verlangten vollkommene Gleichheit, während der Adel sich um so fester und hartnäckiger an seine ererbten oder angemessenen Privilegien anklammerte.

Der befeidigte Sturm hatte einen Grad erreicht, daß das ganze Fest darüber zu scheitern drohte und selbst die Person des sonst allgemein verehrten Kandidaten in einer keineswegs schmeichelhaften Weise mit hineingezogen wurde.

„Ich bin überhaupt dagegen,“ eiferte die kühne Demokratin, „daß wir den Geburtsstag eines solchen Priesters feiern. Mein Vater meint, daß man diesen Scheinheiligen nicht trauen darf; sie wollen uns nur bumm machen und brauchen die Religion nur zum Tarnmantel ihres Egoismus. Es gibt auch protestantische Gelehrten, wie mein Vater sagt, vor denen man sich in Acht nehmen muß.“

Bei dieser Beschuldigung brach Martha ihr bisheriges Schweigen; mit gerötheten Wangen und blühenden Augen übernahm sie die Verttheidigung des geliebten Lehrers, wobei sie eine Verehrbarkeit entwickelte, die um so mehr überraschend wirkte, je weniger man sie dem stillen, in sich getriebenen Mädchen zutraute.

„Das ist nicht wahr,“ rief sie entrüstet, „Herr Vorenzen ist kein Jesuit und will uns nicht bumm machen; wir Alle kennen ihn und danken ihm das Schöne und Beste, was wir besitzen. Er ist ein Lehrer, der unsere Liebe im reichsten Maße verdient, weil er die realen Gedanken, die herrlichsten Gesühle in unserer Seele weckt. Wenn er spricht, glaubt man in der Kirche zu sein und das Wort Gottes zu hören. Das kann ihm doch nicht zum Vorwurf gerechnen und ihr solltet euch schämen, solche ungerechte Beschuldigungen gegen den Mann zu äußern, dem wir die höchste Achtung schuldig sind.“

„Martha hat Recht,“ stimmte die leidenschaftliche Menge bei. „Dere Vorenzen ist kein Jesuit, und wir wollen seinen Geburtsstag feiern.“

„Aber Julie darf nicht das große Wort haben,“ bemerkte die demokratische Pauline mit energischer Zäugigkeit. „Nein, nein! Martha soll das Gedicht sprechen und die Waise überreichen!“

„Ich glaube,“ versetzte sie bescheiden, „daß wir am besten thun, wenn wir zwei oder drei Vorschläge aus unserer Mitte wählen, um Herrn Vorenzen zu seinem Geburtstags Glück zu wünschen, damit sich Reine von uns wegen Zurücksetzung beklagen kann.“

„Das ist richtig!“ rief die Tochter des Liberalen mit feinem Ernst. „Die Majorität hat allein zu entscheiden.“

„Aber ab,“ sagte Martha hinzu, „wollen wir doch erst überlegen, ob eine derartige Feiertag überhaupt den Wünschen des Herrn Vorenzen entsprechen möchte. Wie ich glaube, dürfte ihn bei seiner Bescheidenheit jede derartige Demonstration eher verletzen als erfreuen. Nach das ihm zugesagte Geschenk erscheint mir nicht ganz passend und wird ihn gewiß, je kostbarer es ist, um so mehr bedrücken; abgesehen davon, daß er sicher mehr Gefallen an einem guten Buch oder an einem Bild findet, als an einer noch so schönen Waise. Nach meiner Meinung besteht aber der Werth eines Gesichts in der Liebe und Verehrung des Gelehrten, die sich darin ausdrücken soll. Ich denke, daß ihm ein schöner Kupferstich, den ich gezeichnet habe, mit dem Bilde des Apostels Johannes, eine wahre Freude machen würde, da er ja selbst Johannes heißt und wachte Aufmerksamkeit mit dem Lieblingsjünger des Herrn hat.“

Dieser Vorschlag fand den allgemeinen Beifall und stellte den bedrohten Frieden wieder her; nur Praxin Julie war damit nicht einverstanden, weil ihr bereits festgesetztes Gedicht von einer Waise handelte und durchaus nicht für das neue Wesen passen wollte. Sie sah sich aber gezwungen, der Mehrzahl nachzugeben, und schob sich einigermassen mit dieser beliebten Veränderung an, da sie mit Martha und der demokratischen Pauline bei der darauf folgenden Abstimmung als Gratulantinnen gewählt wurde.

4.

Nach getroffener Verabredung begaben sich die drei Repräsentanten der Schule am Vorabend des zu feiernden Geburtstages nach der Wohnung des verehrten Kandidaten, um dessen Zimmer heimlich mit Blumen zu schmücken und das eingetragene Bild des Apostels, von

einem frühen Anzuge umgeben, an die Wand zu hängen, da es auf eine Ueberrumpfung abgesehen war.

Martha, welche in dem Hause aus früherer Zeit bekannt war, hatte die Leitung übernommen und zu diesem Zwecke Frau Gumprecht, die alte Haushälterin des vermittelnden Predigers, aufgesucht und mit in das Geheimniß gezogen.

Diese erklärte sich sogleich bereit, zu der beschlossenen Feste ihres jungen Herrn die Hand zu bieten, wobei sie nicht verfehlte, alle besten Tugenden und guten Eigenschaften mit geschwätziger Zunge herunterzuwälzen.

„Ja, ja!“ sagte die gutmüthige Alte, „der Herr Kandidat sind das beste Kammobild, das ich auf der Erde gesehen habe; unschuldig wie die Tauben und klug wie die Schlangen, und dabei so gut, daß er Niemand etwas zu Leide thun könnte, und so gelehrt, daß ihm kein Professor der Welt das Wasser reicht. Dafür habe ich ihn anseherig, und wenn er etwas Rechtes geworden ist, so hat die alte Gumprecht auch ihren Theil an ihm, denn ich hab' ihn gehiebt wie meinen Augapfel, ihn gelehrt und gewohnt, wenn er krank war, und wandle liebe Nacht an seinem Bettchen geistlich und seinen Schlaf bewacht.“

„Hatte Herr Werngen denn keine Mutter mehr?“ fragte Martha voll Theilnahme für den verachten Lehrer.

„Weder Mutter, noch ...“

Während stotzte die Alte, indem sie den angefangenen Satz nicht vollendete und mitten in ihren Ergänzungen mit schüchternem Verlegenheit inne hielt.

„Er war,“ sagte sie nach einiger Zeit hinzu, „eine arme, mütterliche Witwe, als der Herr Regimentsprediger mich in's Haus nahm, damit ich ihm die Wirtschaft führe und das Kind beaufsichtige. Damals war gerade mein seliger Mann gestorben und ich selbst hatte vor zwei Jahren meinen Jungen verloren, der jetzt gerade so alt wäre, wie der Herr Kandidat. Als nun der Herr Pastor mit dem Vorhange machte, in sein Haus zu ziehen, da war es mir, als ob der liebe Gott mich erpöck treffen und mir ein junges Kind schenken wollte. Darum lieb' ich auch den Johannes wie meinen eigenen Sohn, und wenn er eine Freude hat, so habe ich sie doppelt, und wenn ihm was Gott verheißt, so weine ich um ihn, wie Kadel um ihre Kinder.“

Mit diesen Worten schloß die gutmüthige Alte die beschreibende Skizze des Kandidaten, in welche die hübschen Mädchen und vor Allen Martha mit einer gewissen Beilehnung eintreten. Es herrschte hier eine musterhafte, bei Gelegenheiten nur selten anzutreffende Sanftmuth, deren Verdienst Frau Gumprecht hauptsächlich für sich in Anspruch nehmen durfte. An den Wänden hingen verschiedene Bildnisse und Porträts von Universitätsfreunden; zwei gekrümmte Stühle, eine Büchermäule und ein alter Federhandschuh bezeugten, daß der Herr Kandidat trotz seiner ersten Richtung und Frömmigkeit den ritterlichen Künsten nicht fremd geblieben war und den Festboden mit Nuten bräutete hatte.

Diese Erinnerungen an das frühe Studentenleben verließen den sonst so ersten Studierzimmer einen heiteren, jugendlichen, fast beschwipsteten Ausdruck, der mit dem übrigen gelehrten Apparat um so freundlicher kontrastirte.

Auf hohen Büchergestellen standen und lagen mächtige Folianten, Ausgaben der Kirchenbücher und Klöster, in braunem Leder gebunden, mit blanken Messingziffern, gleich ehrwürdigen Herren in stattlich altväterlichen Gewändern. Darzwischen erblühte man die neueren Dichter im zierlichen Paroquinbande mit seinem Goldschnitt, gleich salomaischen Dandys.

Das Alles erregte das Interesse und die Theilnahme der jungen Mädchen, obgleich ihnen die Gegenwart der Frau Gumprecht einigen Zwang auferlegte. Erst als diese sich mit dem Vorprediger entfernte, aufzustehen, damit die „lieben Kinder“ nicht durch die plötzliche Rückkehr des Kandidaten in ihrer Arbeit unterbrochen und gestört würden, überließ sich die lustige Schar ohne Scheu ihrer natürlichen Neugierde und übermüthigen Laune.

Die demokratische Pauline, deren Bruder Primaner war, hatte sich die Büchermäule deswegen auf die schwarzen Loden gehiebt und ergoß das blaue Kappler, womit sie einige umgeschlagene Lustspiele mit schilleriger Anfrischung führte, um schnell wieder die ungemessene Wüste fallen zu lassen.

Dagegen blühten die schwärmerische Julie unter den Papieren und Arbeiten des Kandidaten, welche perstruktiv und durchgehenden Spülsteinen, Manuskripten, Journalen und Zeitungen lagen. Sie hoffte bei dieser Gelegenheit irgend ein Zeichen, ein Gesandniß seiner Liebe oder Lustreue zu finden und dadurch wesentlich glücklich oder unangenehmlich eud zu werden.

Das Glück begünstigte sie auch, indem sie ein angefangenes Gedicht von der Hand des Kandidaten entdeckte, das sie, ohne Furcht, eine Jactation zu begehnen, heimlich las und, da der Inhalt ihr einigermassen zu passen schien, natürlich ganz allein auf sich bezog.

Ihre Freude über einen solchen Fund, der nach ihrer Meinung keinen Zweifel an seiner Liebe mehr zuließ, erlosch sie mit einer Stille, oder vielmehr auch Stille, daß sie ihr Geheimniß nicht länger in dem überauswillenden Herzen verbergen konnte.

„Ich habe ein Gedicht gefunden,“ jubelte Fräulein Julie, „ein himmlisches Gedicht von Herrn Werngen!“

„Sag' es uns,“ rief die demokratische Pauline, „das müssen wir lesen.“

„Nein, nein!“ entgegnete Martha, die unterdessen allein die mächtigen Schränke und Kränze an der Wand befestigte. „Es schickt sich nicht, daß wir das uns geschenkte Vertrauen mißbrauchen und Dinge lesen, die uns nicht angehen und nicht für uns bestimmt sind.“

„Wer weiß!“ lächelte Fräulein Julie mit überlegener Selbstgefälligkeit. „Vielleicht wird es dem Herrn Kandidaten sehr angenehm sein, wenn er erfährt, daß seine Verse an die richtige Adresse gelangt ist.“

„Das eben möchte ich bezweifeln, daß die Verse an Dich gerichtet sind.“

„Weißt Du wirklich? Du bist entweder sehr bornirt oder ein recht unschlagiger Hezard, der seinen eigenen Augen und Ohren nicht traut. Ich will Dir das Gedicht vorlesen, damit Du nicht länger zweifeln kannst. Hört nur einmal!“

Ein bornirtes Kind, mit leichten Hergen, Gedicht' ich Dich zum ersten Mal.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

Da sprachst Du so süß und unschuldig, Die's Tugenden sind im grünen Wald.

Ich will Dich lesen, mit Dir Werngen, Du bist ein Trübsal, ein Schmal.

Und als ich wieder auf Dich sah, stand ein heil'ge Danksage da.

„Ich habe Sie erschreckt, armes Kind!“ sagte er mit gemohnter Freundlichkeit, als sie sich erholt hatte und beschämt aus seinen Armen wand.

„O! ich bitte um Verzeihung,“ hat sie verlegen, den Rosenkranz noch immer in ihren zitternden Händen haltend. „Sie wollten mir eine heimliche Freude bereiten und ich Ungeachteter habe Sie gestört.“

„Wir hatten die Absicht, zu Ihrem Geburtstage —“

„Womit verdiente ich so viel Liebe?“

„O! Sie sind immer so gut, so nachsichtig, darum hat die ganze Klasse Ihnen einen Beweis der Achtung und unserer Dankbarkeit geben wollen; ich bin nur —“

„Der gute Geist, die freundliche Fee, welche mein süßes Stübchen in einen Zaubergarten verwandelt, die zarten Wände mit den schönsten Blumen geschmückt hat,“ verlegte der Kandidat, indem er seine Augen mit Wohlgefallen bald in dem Zimmer, bald auf das holde Mädchen schweifen ließ.

Während bemerkte er das aufgehängte Bild des Apostels Johannes nach dem bekannten Meisterwerk des Domenichino, von der Hand des berühmten Friedrich Müller gestochen. Der für die Kunst so empfängliche Kandidat konnte seine Veränderung nicht widerstehen und begrüßte das herrliche Werk mit einem lauten Ausruf freudiger Anerkennung.

„Ach, der göttliche Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn!“ sagte er in schwärmerischer Selbstvergessenheit, „wie er daselbst in himmlischer Begeisterung, lausend den überirdischen Offenbarungen, mit der Rolle in der Hand, um die göttlichen Geheime aufzuzeichnen in unsterblichen, unvergänglichen Worten für künftige Geisteserleuchteter! Ueber seinem Haupte vorziehen die Schwingen des Adlers, des Boten, den ihm der Herr geheißen, und auf seiner Stirn ruht, wie die strahlende Morgenröthe, der Liebeskuss des Heilandes, womit er ihn für alle Zeiten geweiht; um seine goldenen Lippen, aus denen die höchste Weisheit spricht, schwebt die weithäufige Annuth und Milde wie Blumen um den erfrischenden, reinen Quell, während seine wunderbaren Augen die Herrlichkeit Gottes, die Wunder des Denkens schauen und davon erfüllt sind, wie der tiefe Gebirgssee, in dem sich die Gestirne des Himmels, die flammande Sonne und der stille, silberne Mond spiegeln.“

Mit atembeklemmender Schwermuth lauschte Martha diesen wunderbaren Ergänzungen des jungen Dichters, der sie in diesem Augenblicke mehr als je an den Apostel selbst in seiner trankenen Begeisterung erinnerte, während das purpurne Licht der Abendsonne wie ein flammandes Heiligenschein auf seiner hohen, klaren Stirn und den langen, blonden Locken ruhte.

„Und die Freude an dem herrlichen Bilde,“ fuhr der Kandidat fort, indem er seine lebendigen Blicke auf Martha wendete, „verdankte ich Ihnen, Ihnen allein.“

„Nicht mir, sondern meinen sammtlichen Mitschülerinnen.“

„O! ich irre mich nicht; in Ihrem Geiste ist der Gedanke zuerst entstanden,“ sagte er, „ob ich mich gedankt habe.“

„Ich dachte in der That,“ verlegte sie erschrocken, „daß Ihnen das Bild angenehm sein würde, da Sie ja auch Johannes kennen, und —“

Sie vollendete nicht den Satz, aber der geliebte Lehrer ahnte wohl mit dem Instinkt des Herzens den geheimen Sinn der unterbrochenen Rede, und seine Brust war mit unangenehmlicher Stille erfüllt.

„Wer möchte nicht,“ sagte er mit leuchtenden Blicken, „dem göttlichen Jünger nachzusehen, dessen ganzes Leben und Streben ein getragener Hymnus, ein vollendetes Gedicht war. Von allen Aposteln liebte ihn der Geliebte am Meisten, und ihm vertraute der Heiland das Thierwerk auf Erden. An seinem Herzen ruhte die Mutter des Heilandes, und er tröstete sie in ihrem größten Schmerz mit dem reichen Schatz seiner Liebe. Die Liebe war der Leister seines Lebens, der Grundquell seines Denkens und Empfindens. Noch als Greis, an der Schwelle des Grabes, der Sprache fast beraubt, zu schwach, um zu lehren und zu predigen, flammete sein heiliger Mund die herrlichen Worte, die den Angehörigen der höchsten Weisheit enthalten: Kinderlein, liebet einander!“

Er hatte in seiner Begeisterung unwillkürlich ihre Hand erfaßt, und der für das Bild bestimmte Rosenkranz verknüpfte Weide wie ein roter der Liebe gewundenes, duftendes Band.

Eine tiefe, heilige Stille herrschte in der kleinen Studierstube; die hereinbrechende Dämmerung breitere ihre düsternen, violetten Schleier über das heilige Geheimniß des Herzens, und der aufgehende Mond mit seinem Silberlicht grüßte das in himmlischer Liebe der Erde entrückte Paar.

Ein Wort wurde gesprochen, kein Gesandniß geschon, kein Gelübde, kein Schwur abgelegt, und doch fühlten Beide, daß sie sich für immer angeschlossen.

Von dem nahen Rhythmus aber klangen die Kloden den Abendzug, und die gemachten Klänge klangen gleichsam den hier unbewußt geschlossenen Bund der reinen, gottgefüllten Herzen.

(Fortsetzung folgt.)



Bildnis von Kaiserin Elisabeth in der Hofkapelle zu Wien. Gemalt von J. M. W. Turner.



Zur Erinnerung des Königs von Spanien. (B. 122.)

folg, die Aktionäre strahlten Harnisch in stolzer Genugthuung — als ob sie die Vorbeeren gepflückt hätten. Der König soll sich gegen Rumowski sehr anständig gedrückt haben —

ben — und wir haben Alle nur eine Bekümmerniß: das — Rumowski vor Seligkeit überdnappt! Es gefälle uns täglich mehr in der schönen Residenz,

bei den geliebten, zuvorkommenden Detinern, und ich werde recht verweilt ...



General John A. Schofield von Illinois, Alfred Schofield,
Gen. W. M. Hunt von Maryland, General Sherman.

Gen. Stanley M. Beech von Pennsylvania, Martin Schofield,
Gen. Hamilton Fish von New-York, General Sherman,
Gen. John M. L. Smith, General Sherman.

Das Kabinet des Präsidenten Grant aus Washington.

Gen. Jacob D. Cox von Ohio, General von Jackson,
Gen. George E. Swain von Maryland, General Sherman.

Das Kabinet des Präsidenten Grant von Nordamerika.

Die Kabinetfrage ist für Amerika fast so wichtig als die Präsidentenfrage, während auf dem Kontinent die Namen dieser Männer

erst vor und nachher nur den eingeweihten Politikern vertraut waren und bleiben. Die Amerikaner sind im höchsten Grade überreife. Die Demokraten glauben schon an H. C. Adams und Adams, die Republikaner an Grant und Grant; Gott weiß, wie leicht unversessene Kinder, nach lange und im Ganzen wenig bekannte Persönlichkeiten, die in politischen Kreisen als entschiedene Anhänger der

Wiederherstellungspolitik gelten, aber sich von allen externen Schattungen halten. In der Zeit des Aufstiegs sind der Staatssekretär Hamilton Fish, kein Staatsmann ersten Ranges, überhaupt kein großer Mann, aber doch und durch ein Obermann, dem es an geistiger Bildung und geistigem Urtheil nicht fehlt. 1849 in New-York geboren, graduirte er am Columbia-College und studierte dann

die Rechte, in welchen er es zu einer hervorragenden Stelle hätte bringen können, würde ihm nicht die Betheiligung eines großen Familienkreises sein, und natürlich bedürftig haben. Er trat als Major 1837 in die preussische Armee ein und wurde 1842 zum Major ernannt. In der Folgezeit wurde er zum Generalmajor ernannt. 1844 zum Generalmajor. Als Präsident hat er sich immer wenig betheilig, daher aber kennt er das Ausland und seine Zustände aus eigener Anschauung, und vor allem ist seine Bescheidenheit und Unschick zu rühmen. Er ist ein guter Republikaner, und sein vornehmster Charakter wie keine legale Stellung

besitzen ihn vollständig zu seinen neuen Vorgesetzten, den er namentlich in verhältnißmäßig kleinen Kreisen ausstellen wird. — George T. Courtenell, der Sekretär des Senats, ist ein Sohn der ersten Frau. 1839 in Brooklyn, New-York, geboren, sollte er Anfangs sich der Landwirtschaft widmen, gab diese jedoch auf und wurde Handelsmann in New-York. Seine erste Zeit verbrachte er auf einer geistigen Ausbildung und kam später wieder auch auf das Studium der Rechte, das er mit großem Erfolge beendete. Er wurde 1842 in die Legislatur gewählt und in gleicher Weise die nächsten Jahre. 1851 zum Gouverneur seines Heimatlandes gewählt, ward er nach und nach Mitglied

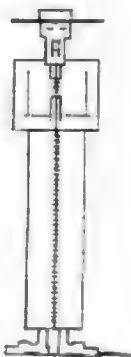
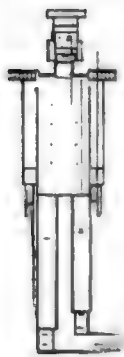
der State-Constitutional-Convention, der Commission, welche die Verfassung des Staates und die Verfassung des Senats College. 1861 Mitglied des berühmten Staats-Kongresses, ward er 1862 Commissioner der Internal Revenue. Auf diese Stellung beistellte er, um einen Sitz im Parlament zu erlangen, in das er dreimal gewählt wurde. In allen ausserordentlichen Angelegenheiten der republikanischen Partei war er immer bereit. Er ist ein ausgeprägter Republikaner und durch seine politische Verbindungen ein genannter Staatsmann, daher aber ein hantlicher Parteigänger und ein energischer Schriftsteller. — Der Sekretär des Senats, John W. Washburn, ist der Vizepräsident

Die lebendigen Linien.

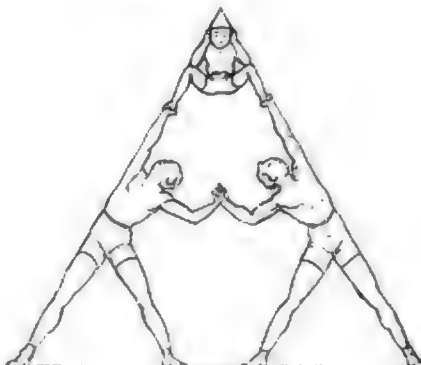
Studie von G. Berckowitsch.



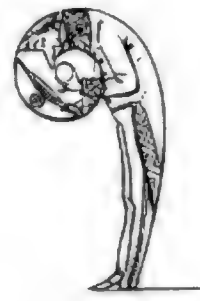
Reisende-Kinder.



Wagerechte und vertikale Linien.



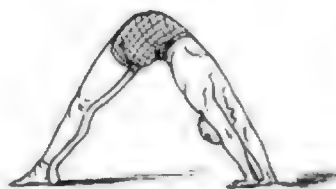
Winkelrechte Linien.



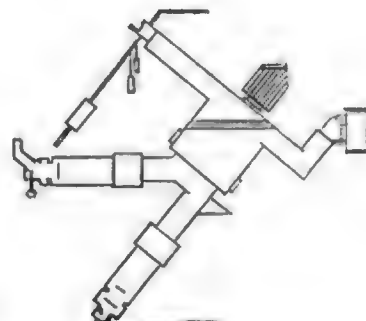
Gebogene Linien.



Winkelrechte Linien.



Winkelrechte Linien.



Gebogene Linien.

des Verfassers, der ihn für diesen Zweck erachtet hat. General Washburn ist in St. Paul, Minn., geboren. Er wurde eine geistliche Ausbildung, bis er im dreizehnten Jahre sich der Antike widmete. Später trat er in eine Kavallerie in Galena, wo er durch sein Talent bekannt wurde. Im nächsten Jahre wurde er Major und bekam eine gute Prämie. In seiner Heimat galt er für einen ersten Demokraten. Im August 1861 wurde Washburn auf Grants Bitte zum Generalmajor ernannt und trat 1862 im November dieses Generalmajors eine Stellung, die er bis jetzt einnimmt. 1865 erhielt er das Recht als Generalmajor. Seine Teilnahme bei der Schlacht von Gettysburg, er wurde seinen Vorgesetzten auf die Schlacht. Er erhielt die höchste Auszeichnung auf Tapferkeit und Verdienst, und war dabei nach Norden durchzuführen. — John W. Washburn, der Präsident der Union, ist ein hervorragender Mann. Von Kind an, was man von ihm weiß, ist, daß in Philadelphia ein be-

kannter Name seinen Namen führt, daß er von französischer Abkunft ist und daß er an politischen Angelegenheiten ein großes Interesse genommen. — John T. Cox von Ohio, der Sekretär des Senats, ist ebenfalls ein Republikaner, der sich durch seine Tapferkeit bei der Schlacht von Chancellorsville bekannt machte. Cox, 1824 geboren, graduierte am Oberlin-College und trat dann in die Armee ein. Während des Krieges befehligte er ein Regiment aus Ohio und später ein Kavallerie-Regiment in Virginia. Ausgezeichnet durch seine Tapferkeit gelang es, ihn in Nordcarolina zu nehmen. Später war der Krieg beendet, so wurde Generalmajor Cox zum Gouverneur von Ohio ernannt. Er galt fast als ein konservativer Republikaner und die Demokraten haben eine milde Behandlung von ihm zu erwarten, die er schon früher für das Schicksal der Republik eintretet. — Der Generalmajor, John A. B. Green, ist in Port Deposit, Maryland, 1829 geboren. Er graduierte 1850 in Indiana-College und wurde später als Mitglied in seiner Heimat als Major. 1891 ward er in das

Unterhaus des gesetzgebenden Körpers gewählt, wurde in den folgenden Jahren als Abgeordneter-General der Galt und nach dem Verfall in den Senat gewählt. 1864 wurde er Delegierter zur Baltimore-Convention und trat 1865 in das Parlament. Er nahm den lebhaften Anteil an den Debatten und trat eine mächtige Stütze der Republikaner. Obwohl der Staat und die gesamte Galt seit dem Jahr der Schlacht von Gettysburg nicht, blieb er selbst die energiegeladene Haltung ein. — Redwood Fox, der Attorney-General (Staatsanwalt), bisher Richter in Washington, ist 1816 geboren, graduierte 1836 in Harvard und trat 1842 in die Praxis. 1848 ward er ein hervorragender Anwalt auf der Obersten Bank, der sein Vater vertrat. Nachdem er lange Zeit Mitglied des Staats-Senats gewesen, wurde er am Court of Common-Pleas angestellt und wurde im November 1854 bei den großen Wahlen von Fox gewählt. 1856 nahm er an der Philadelphia-Convention Theil, wo die republikanische Partei geschaffen wurde. Gouverneur Fox

Man war sehr gespannt, was man endlich bei dieser neugierig erwarteten Feindschaft finden sollte? Die verfluchte jehoh hoch unbedrückend. In verhältnißmäßig viel zu beengten Räumen fand ich eine Uebersahl von Menschen zusammen gedrängt, die nach einer Stunde Uebeler Langeweile in verschiedenen Zimmern geipelt und getraut.

Männer den eifigen Frauen leicht gefährlich werden, und dabei von einer verführerischen Gestalt und Anmut, der Elisabeth nie zu widerstehen vermochte. Sie hatte ihn schon im Jüngling kennen gelernt, wo er als Sohn des Herzogs von Norumburgland, der Johanna Gray auf den englischen Thron brachte, ebenfalls gefangen lag und wie sein Vater auf dem Schaffot gehend haben würde, wenn die Königin Maria in jätlicher Anwandlung ihn nicht begnadigt hätte. Elisabeth zog ihn gleich nach ihrer Thronbesteigung als Oberstallmeister an den Hof, machte ihn zum völligen Beherrscher ihrer Person, überhäufte ihn mit Auszeichnungen, Würden und Gütern, und steigerte seine Annahmen dergestalt, daß er allen Ehrgeiz davon künftige, auch vor der Welt ihr Gemahl zu werden, zu dem Zwecke gegen die Vermählungskontrakte Frankreichs und Spaniens intriguirte, und seine Gemahlin, Mary Robart, durch Gift aus der Welt schaffte. Elisabeth wußte, daß er mit ihrer Gunst prahlte, daß er beschränkten Schicks, unpartheilich und treulos war; sie wußte auch, daß ihn die öffentliche Meinung als Giftmischer brandmarkte, und konnte sich doch des Jähzorns seiner verführerischen Persönlichkeit nicht erwehren.

Nur einmal schien es zur Freude aller Wohlgefinnten, als ob er ihren Stolz so beleidigt und ihren Zorn in so hohem Grade erregt hätte, daß Verführung unmöglich wäre. Es war das, als die Königin seine heimliche Vermählung mit der vermittelten Gräfin Essex erfuhr, mit der er schon lange in heimlicher Verbindung stand und die er dann selbst zur Ehe gemacht, indem er ihren Gemahl durch Gift aus dem Wege räumte.

Trotzdem gelang es dem einsiedelnden Hestlinge, sie wieder ganz für sich zu gewinnen, indem er ihr klar machte, daß sie von ihm eine Treue fordere, die sie selbst nicht brähe, da sie ihn zwar immer unter ihren Freunden am höchsten gestellt habe, aber dadurch nicht verhindert werden lie, ihn fern in wandelnder Neigung auch Anderen zu schenken. Der Reiz, Elisabeth's Gebieter im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, hatte für Leicester längst aufgehört: ihm war es nur darum zu thun, sie durch seinen Einfluß zu beherrschen, und gern begünstigte er selbst ihren Verkehr mit jüngeren Männern, so lange diese in ihm ihren Herrn und Meister erkannten. Zwei Jahre älter als die Königin, und ihre erste Liebe, beherrschte er sie nicht nur durch die Macht langer Gewohnheit, sondern auch noch durch die ausdauernde Schmeichelei, mit welcher er ihren geheiligten Wahnwahn entgegensetzte und sich zum allseitigen dienstwilligen Vertrauen ihrer Schwächen, Vanaen und Gellüste machte. Er wußte sich ihr unentbehrlich zu machen und seine Felle und Laster mit solcher Anmut zu überkleiden, daß sie ihn zu seinem Ende Altes an ihm reichend erdient. Man konnte auf ihr Verhältniß zu ihm die Worte Shakspeare's anwenden:

„Was ist's, das nicht den Reiz des Jähz. gibt,
Doch magh es noch so hässliche Dinge werden,
Nur daß weit mehr als ihr Gutes nicht
Als Tugend und Besonnenheit in Adern.“

Da Leicester jedoch seiner Königin nur zu oft Gelegenheiten gegeben hatte, um einzusehen, daß er zu großen Geschäften nicht zu gebrauchen war, und da sie neben ihrem schwachen Herzen auch einen starken Geist und wirklich hervorragende Regentenanlagen besaß, so hielt sie sich in ersten Dingen mehr an den Rath des Earl von Sussex, als an den des Earl von Leicester. Zwischen diesen beiden Männern bestand eine tiefverwurzelte, unzerstörliche Feindschaft. Es war beinahe natürlich, daß Leicester das Gekränken des von Sussex begünstigten Raleigh am Hofe von vornherein mit faulem Auge ansah und auf alle möglichen Mittel und Kräfte sann, um den rasch zu großem Ansehen und Einfluß emporgestiegenen jungen Heiden ungefährlich zu machen. Bloße Verleumdungen zu dem Zwecke versagten bei der Königin nicht, welche die Unerblichkeit Raleigh's sehr wohl erkannte und in ihrer Ueberzeugung von seiner aufrichtigen Hingebung nicht so leicht zu erschüttern war. Es konnte selbst Leicester nicht unbemerkt bleiben, daß Raleigh, dessen männliche Geduld sich in seinem Versteck abspielte, eine schwärmerische Verehrung für die Königin empfand, die er bis dahin nur von ihrer glänzenden Seite kennen gelernt hatte und die ihn mit ihrem männlichen Verstande und weiten Blicke in ihrer Wackställe und majestätischen Haltung wie ein Wesen höherer Art ergriffen.

Raleigh war nicht ohne poetische Anlagen; er wurde von seinen Zeitgenossen sogar als Dichter gepriesen und wäre vielleicht auch für die Nachwelt einer geworden, wenn sein thätiges, bewegtes Leben ihm die nöthige Ruhe zu künstlerischer Ausbildung gegönnt hätte. Seine leicht erregbare Phantasie ließ ihn — wie alle poetischen Gemüther den Gegenstand ihrer Verehrung unwillkürlich idealisiren — seine ihm selbst so heulvolle Königin klüner und erhabener erscheinen, als sie wirklich war, während sie ihrerseits aufrichtige Freude empfand über die schwärmerischen Ausdrücke seiner Verehrung, die ihr angenehmer in's Ohr klangen, als die gewöhnlichen, wenn auch noch so überaus schmeicheleichen Schmeicheleien eines Leicester und seiner Mitbrüder. Sie suchte deshalb diese Verehrung auf alle Weise zu nähren, indem sie sich Raleigh nur im

vortheilhaftesten Lichte zeigte und ihre Schwächen sorgfältig vor ihm verbarg. Als ein so sinnlich gesteigertes Versteher ist nicht auf die Dauer durchzuführen, nicht auf seiner ursprünglichen Höhe zu erhalten, wenn die Geisteskräfte auf andere Weise vielfach in Anspruch genommen werden. Der Anspannung muß naturgemäß eine Abspannung folgen. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß Elisabeth bei ihren anstrengenden Arbeiten und Regierungssorgen oft wenig Lust hatte, sich zur Erholung nach zu versetzen, und das Bedürfnis fühlte, in gelassenerem Tone zu reden, als sie mit Raleigh gewohnt war. Dieser war seinerseits ebenfalls immer mit ersten Arbeiten beschäftigt: entweder bereitete er Entwürfe vor zu einem großen Unternehmen oder trieb kriegerisch-schastliche und historische Studien, oder vergräbte sich in poetischen Ergüssen. Es lag ihm keine kraftstättige Natur wenig zu, lange müßig zu bleiben oder seine Zeit mit Intriguen und Nichtigkeiten hindubringen und immer auf der Lauer zu stehen nach Art der gewöhnlichen Hestlinge, die sich eben dadurch unentbehrlich zu machen wußten.

In diesem Stande der Dinge suchte und fand Leicester den geeigneten Boden, um seine Hebel zum Sturze Raleigh's anzulegen. Er kam auf den Gedanken, einen noch jüngeren und glänzenderen Kandidaten bei Hofe einzuführen, in der Person seines eigenen Stiefsohnes, des damals in frischer Jugendblüte stehenden Robert Devereux, Grafen von Essex. Dieser hochaldrnde, feurige, unternehmende und ehrfurchtliche junge Mann vereinte in sich alle die blendenden Eigenschaften, durch welche einst Leicester selbst Elisabeth's Herz gewonnen hatte. Es fehlte ihm auch nicht an Geist und Verstand, wohl aber an jener Ausdauer der Arbeit, ohne welche die besten Anlagen als Funken verpuffen, statt als stetiges Feuer leuchtend und wärmend fortzubrennen. Doch er war, wie er war, eine blendende Erscheinung, nicht bloß für die Königin, sondern auch für das Volk von England, und der rasch jugendliche, leidenschaftliche, übermüthige Jüngling erweckte Elisabeth's Herz im Fluge. Er machte sich ohne Bedenken zum Gebieter einer Frau, die füglich seine Mutter hätte sein können, und sie empfand für ihn eine Furchtlichkeit, die nur zu oft ihren sonst so heilen Verstand völlig verunkeltete.

Raleigh mußte den Hof verlassen. Er war nicht gerade in Ungnade gefallen, aber der Königin ein ungemüthlicher Gedanke ihrer Hingebung zu Essex geworden, den sie mehr liebte, weil er sie mehr ärgerte und sie durch seinen übermüthigen Leichtsin im fortwährenden Anzuge und Aufsteige erhielt, die nun einmal zu ihrem Herzensglück gehörten, wie die Dornen zur Rose.

Verwundete Gemüther suchen gern übergleichen. Die meisten Frauen, welche nach streng den Tugendpfad wandeln, haben ungewöhnliche, leichtsinnige Männer lieber als zuverlässige, deren standhafte Treue ihnen bald lästlich wird. Es liegt für sie ein eigenthümlicher Reiz in der Unruhe, welche der Zweifel erzeugt, und solche Unruhe wußten die Leicester und Essex immer geschickt in Elisabeth zu nähren. Von Raleigh's männlicher Zuverlässigkeit dagegen war sie überzeugt und ihr Herz entfremdete sich ihm immer mehr, je treuer und standhafter er sich zeigte. Schon ehe Essex an den Hof kam, hatte Raleigh von der Königin Urlaub erhalten, eine zweite Fahrt nach Amerika zu unternehmen (1585), die noch unglücklicher ausfiel als die erste, ohne ihm jedoch zu entzweien. Er ließ sich von der Königin einen Freibrief ausstellen (1584), trasi dessen er solche ferne beinahe und barbarische Länder entdecken und in Besitz nehmen durfte, die weder Christen angehören noch von Heiden bewohnt wären. So nahm er im folgenden Jahre ein Land in Besitz, aus welchem die Kolonie Virginia erwuchs. Nun wurde Raleigh in's Parlament gewählt und von der Königin für seine Dienste zum Ritter geschlagen (1585), was damals noch als letzte Auszeichnung galt. Im März desselben Jahres veranlaßte er eine Expedition zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt unter dem Kommando des Kapitäns Davis, nach welchem die bald gesundene Durchfahrt Davisstraße genannt wurde.

Für die weiteren erfolgreichen Expeditionen nach Virginia, aus welchen der Königin großer Vortheil erwuchs, und für seine Betheiligung bei der Unterdrückung des neuen irdischen Aufstandes beehrte ihn Elisabeth mit großem Landbesitz und ernannte ihn zum General von Cornwall und Exeter. Zu diesen Aufzeichnungen stellte sich bald noch die Würde eines Kapitäns der königlichen Garben. Im Jahre 1588 nahm Raleigh zum ersten Theil an der Verdrückung der spanischen Armada. Im April des folgenden Jahres begleitete er Sir John Norris und Sir Francis Drake auf ihren Zügen nach Portugal, um Don Antonio, den Philipp II. von Spanien vom Thron gestürzt hatte, wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Für seine auf diesem Zuge entwickelte Muth und Kühnheit wurde er von Elisabeth mit einer goldenen Kette beehrt, die später an ihm hing, als Geschenk seiner Verbannung vom Hofe. Er besuchte auf der Heimfahrt von Portugal Irland, wo er bei seiner Freunde Spenser auf dessen reizender Beschreibung zu Kildroman an den Ufern der Wulla längere Zeit ein zurückgezogenes Leben führte. Spenser erzählt aus, daß Raleigh, unter den schattigen

Orten am Ufer der Wulla sitzend, seinen Gefühlen oft melodischen Ausdruck gab und ihn selbst zu poetischen Entwürfen anregte. Dieß geht auch aus seinem Walsort: „Colla Cloat's come home again“ hervor, welches er Sir Walter 1595 diktierte und worin folgende Stelle vorkommt:

„Ein Bild steht lagend durch die Wüste hin,
Wie es mitleidlich worden und verstorben.
Ein Gemalt, des Meeres Ritterscherin,
Schwebend aus ihrer Rinde hin verstorben.
Und immer wieder (Trost war hier vergebend)
Eschli' er und sang, wenn tiefen Schmerz gereizt:
Welche Admgin, Wahn meines Lebens,
Was bleibt mir noch, wenn Draz Quid mir fehlt!“

Spenser schickte sein Gedicht an Elisabeth und dieß soll ihr Veranlassung gewesen sein, Sir Walter zu günstiger Stunde wieder an den Hof zu berufen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach den Felsenbergen.

Reisekizzen

W. Seiner.

V.

Fort Ausfall Deutsch Territorium, November.

„Files Trail“ einer der höchsten Gipfel der Colorado-Gebirge ist nach Kapitän Johnson Bile benannt worden, der in den Jahren 1805, 1806 und 1807 diese Gegenden erkundete, und 1810 einen Bericht über die Resultate seiner Expedition in Philadelphia veröffentlichte. Dieser enthält die frühesten Nachrichten über diese Gegenden, denn über eine Expedition, welche der Bischof von Merito „Mendoca“ im Jahre 1540—1542 ausgesandt hatte und die aus 350 Mann unter Befehl von Rabez Coronado bestand, die Gebirge bis zu 40° N. B. durchzogen, ist nichts bekannt geworden, was auf die Colorado-Region Bezug hat.

Die zweite amerikanische Expedition Colorado's fand im Jahre 1820 unter Major S. A. King vom Ingenieurcorps statt, nach dem ein anderer Gipfel Songs Trail benannt wurde. Der Oberste und Dolmetscher der Expedition Dr. C. James machte die Höhe von Files Trail mittelst Triangulation als 13,075 Fuß, was sich zu niedrig erwies, denn Hestenzel, der 1843 diese Höhe besuchte, gibt dieselbe als 14,500 Fuß an, was gleichfalls noch eine Unterschätzung ist.

Die Entdeckung von Gold in Kalifornien führte zu der Vermuthung, daß andere Theile der Nördlichen Gebirge gleichfalls Goldlager enthalten. Im Jahre 1853 zogen eine Anzahl Oberster-Anhänger längs des Arkanzas-Stromes und östlich von der Sierra Madre nach Fort Sumner und Kalifornien. Dort fanden in Hoston Creek, einem in die Süd-Wüste mündenden Nebenfluß im nördlichen Theil Colorado's, Gold. Andere Indianer folgten ihnen, wuschen abstrichs eine kleine Quantität des edlen Metalles in jener Lokalität aus, und 1857 organisierte sich eine Expedition unter W. A. Russell, welche aus so viel Erfolg erprobte, daß ihnen bald eine große Menge goldwerthiger Abenteurer folgte. Colorado bevölkerte sich, die Stadt Denver ward begründet und bald darauf Colorado, bis dahin einen Theil von Kansas bildend, als ein selbstständiges Territorium unter einem Gouverneur organisiert.

Das neue Territorium liegt zwischen den 37. und 41. Graden N. B. und 102. und 109. Graden West. v. S. oder 100,475 engl. Quadratkilometer. Die vollständigen Benennungen für die verschiednen Theile sind: 1) die Schneberge (Snow Range) oder der höchste Gebirgszweig, die Parks, drei große, von gemalten Bergen eingeschlossene Hochgebirge umfänglich; 2) der Vorberg, die einen großen Theil der Gebirge enthalten und 3) das Thal, die Hügelländer und Ebenen zöth von den Gebirgen umfänglich. Die Region westlich von den Schnebergen wird allgemein als „Over the Range“ oder „jense Seite des Berges“ benannt.

Die höchsten Gebirge sind vom Anfang Januar bis gegen Ende Juni gänzlich mit Schnee bedekt. Im Juni beginnt dieser zu schmelzen, einzelne dunke Stellen werden sichtbar, die sich immer weiter ausdehnend bald den größten Theil des Berggrundes einnehmen, bis im Oktober nur in den höchsten Schattigen Höhlen größere oder kleinere Flecken übrig bleiben. Gegen Ende des Oktober stellen sich gelegentlich Schneestürme ein, die oft über Nacht die Höhen mit einem weißen, weichen Mantel bedecken. Dieser schmilzt oft schon am nächsten Tage, und eine Periode klaren Wetters, „der indische Sommer“, mit keiner milden Temperatur dauert bis gegen Ende des Jahres.

Bleibend an einem Ort der Erde finden so schnelle Wechsel in der Temperatur statt, als in Colorado, und nicht nur auf den Höhen, sondern auch in den Thälern. Am 28. Oktober hatten wir um Mittag im Schatten 20° Reaumur in der Nacht, während eines Schneesturms fiel das Thermometer auf 6° unter dem Gefrierpunkt, am nächsten Morgen bedeckte wieder hell Sonne die Erde, und schon gegen Mittag war fast jede Spur desselben verschwunden. Tausende Pflanzen widerholte sich heute hier, und eigenthümlicher Weise folgt kein Baum auf den Schnee, das Erdreich ist so trocken, daß es das Wasser so schnell aufnimmt als der Schnee schmilzt.

Regen fällt in den Gebirgen in Form von Schneeschauern, während der Monate Juni, Juli und August in

der Ebene selten. Die Flüsse und Bäche werden fast ausschließlich vom schmelzenden Schnee gespeist.

Die beständigen Winde des westlichen Amerikas wehen aus dem Südwesten, wo sie, mit den heucheligen Dünsten des stillen Ozeans beladen, die kalten kalifornischen Strömungen bedrücken. Gegen die Hügel der Sierra Nevada anstehend wird ihre Richtung aufwärts geändert, und in der kalten Atmosphäre der höheren Regionen entladen sie sich ihrer Feuchtigkeit in Form von Schnee, und auf diese Weise sind die unter dem Namen „Mauvais Terres“ bekannten Sandwüsten von Nebraska oder Texas entstanden, während alle unmittelbar am Fuß der Berge liegenden Landschaften mehr oder weniger von Frodenheit leiden. In Colorado sind derartige Lokalitäten mit sehr nahebarem Gras bedeckt und bieten vorzügliche Weidgründe, auf denen selbst nördlich vom Teller das Vieh den ganzen Winter ohne Bedeckung oder Unterstützung weiden und dabei in gutem Zustande bleibt.

In den höheren Lagen selten Bäume vor, die über der Höhe jedoch, welche gleichfalls das beste Ackerland bieten, sind meist mit Gehölz umhüllt. Weidet man die Berge an, so sind die höchsten Gipfel das Kiefern. Die Gehölze geben den in weiterabwärts von den Gipfeln wenig nach, und Hauptkronen von breitem Laub sind keine Seltenheit. Auf der Agrikulturbefähigung dieses Landes in Texas wird sogar einer von fünfzehnjährigen Bäumen geseit.

Die Hügel bieten ebenfalls viele tausend Acker guten Landes, aus denen die härtesten Getreidearten der nördlichen Zone sehr wohl gedeihen. Die Hochgebirge aber bieten während der Sommermonate die herrlichsten Weidgründe. Das hier wachsende Gras ist so nahrhaft, daß ein einziger Acker nach dem Winterpart unsere Pferde, welche die Nacht auf der Weide zugebracht, am Morgen den ihnen vergewöhnlichen Futter verschmähen und ihre Graswälder vorziehen. Wenn die Winterkälte eintritt, ist das Gras in der Höhe schon so weit abgetrocknet, daß es nicht mehr erntet werden kann, deshalb bleibt es während des ganzen Winters ruh und schmachhaft, bildet somit eine vorzügliche Weide für Wild und Vieh, welches die dunkle Schneedecke davon wehrhalt.

Die Berge sind auf einer Höhe von 8000 bis 10,000 Fuß gelegen. Der Nord-Park ist bewaldet, sehr mildere, allein er bietet kein für den Feldbau geeignetes Terrain und wenig Weideland. Der Mittelpark ist voll schöner Waldlager, und Ackerbau kann bis zu einem gewissen Grade in denselben getrieben werden. Die kleinen verbliebenen heisse Schwefelquellen, niedrige, bewaldete Hügel, die Weidgründe darstellend, bieten den Herden im Winter guten Schutz, während die den Park von allen Seiten umschließenden, oft 1500–2000 Fuß höheren Berggipfel durch ihren Schutz gegen kalte Winde das Klima trotz der hohen Lage mild machen.

Es ist zu vermuten, daß sowohl der Nord- als Mittelpark gleichfalls Mineralreichthümer enthalten, allein bis jetzt sind noch keine ausgedehnten Nachforschungen in jener Richtung unternommen worden.

Nord-Park liegt 40° 45' N. B., 106° 10' W. S. Mittel-Park 40° 10' N. B., 106° 20' W. S., der Süd-Park 39° 10' N. B., 106° 40' W. S. In den benachbarten umgebenden Gebirgen befinden sich Viles Park und Mount Lincoln, nach Professor Alfred Du Bois's Beschreibung 17,000 Fuß hoch. Diese Nuppen sind etwa 100 Meilen von einander entfernt und durch andere Gebirgsketten verbunden, die halbkreisförmig den Süd-Park umgeben, dessen Plateau 60 Meilen lang und 70 Meilen breit ist, während niedrige Hügel den Raum zwischen dieser Hochebene und dem dieselbe umgebenden Hochgebirge ausfüllen. An der Basis von Mount Lincoln liegt das Städtchen Montgometry auf einer Höhe von etwa 10,000 Fuß, und ebenso findet man hier die Quellen der Süd-Platte, aus dem Zusammenfluß von einer Anzahl Gebirgsbächen bestehend. Hier befinden sich die reichsten Silberminen, von denen die meisten erst im vorigen Jahr entdeckt worden sind und die sehr wahrscheinlich nur die Vorläufer reichlicher Mineralhöfe sind. Die große Naussilberader oder „Veins Madre“ von Mexico fließt in zwei große Hauptarme, nach Nord-Westen und Nord-Osten sich entlegend. Die nördliche Äder ist durch Arizona nach Nevada verfolgt worden, wo sie in der berühmten Comstock Mine und anderen im östlichen Nevada gelegenen Stätten ist, während die südliche Äder in den westlichen, masselosen Gängen von New-Mexico sich verliert. Diese Richtung wurde nach Central-Colorado führen, und in der That ist es kaum zu bezweifeln, daß die Silberader, welche man hier entdeckt, Ausläufer jenes großen Erzerganges ist, auf den westlichen Abhängen der Gebirge; je mehr man sich dem Gipfel nähert, desto häufiger findet man Anzeichen von Silber. Auf den östlichen Hängen der Sierra Nevada verliert sich das Gold allmählich gänzlich, während die Silbererze eine abnehmend reiche Ausbeute geben. In Colorado tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein, die reichen Goldberge findet man auf dem östlichen Abhänge, während die Silbererze sich häufiger im westlichen Abhänge findet, und westlich von Aspenflamme im Viles Park tritt man sich die Anzeichen in ähnlicher Weise wie in Nevada. Der Schluß, daß die Hauptader in den nach westlich verlaufenden Gebirgen des westlichen Colorado zu finden ist, liegt nicht fern.

Im Süd-Park findet man sowohl Strahlstein als auch Solenquellen, in denen bereits jetzt alles im Territorium verbrauchte Salz ausgeleitet wird. Selbst wenn die unerschöpflichen Salzfelder von Utah und Nevada durch Verlebung der Pacific-Orientbahn zugänglich gemacht werden, werden diese Salzwerke von Colorado eine bedeutende Rolle spielen, da die Mineralwasserwerke für Silbererze, welche Salz in so großen Quantitäten verbrauchen, meist auf Höhen von 8000 bis 10,000 Fuß liegen, die schwer zugänglich sind, weshalb es sich kaum rationell erweisen würde, das Salz aus weiter Ferne zu beziehen, selbst wenn es per Eisenbahn bis Denver am Fuß der Gebirge gebracht werden könnte.

VI.

Zwei Tage in Colorado Territorium, Denver.

Am 8. Oktober fuhr unsere Gesellschaft die Reise nach den Bergwerken von Gilpin County fort, auf dem Weg den Kohlenlagern der Belmont einen Besuch abzustatten.

Längs dem Fuß der Gebirge erstreckt sich ein Gürtel von Kohlenstrata, an einigen Stellen horizontal liegend, an anderen durch mächtige Konvulsionen der Erde in vertikale oder unter verschiedenen Winkeln geneigte Lager gebildet. In Belmont findet man zwei horizontale Lager übereinander, das obere 11 Fuß, das untere 7 Fuß mächtig, und zwischen beiden ein 9 Fuß mächtiges Lager von Porzellan-

breiten Thon, das sich von Süden nach Norden zwischen dem Fuß der Gebirge und jenen früher beschriebenen Lagerberg ausdehnt, der von einer Schlucht durchgespalten ist, durch die Clear Creek stromt der Ebene hinab.

Goldene Erde hat bereits eine Anzahl Mäulen, eine Topferei, wo sowohl Hausgeräthe als Feuerwagen aller möglichen Formen aus der hier gefundenen vorzüglichen Porzellanerde bereitet werden. In die projektirte Eisenbahn von „Bogams“ in Colorado, an der Pacific-Bahn gelegen, nach Denver über Golden City nach den Bergwerken von Central und Georgetown einmal gebaut, so dürfte Golden City seiner Kohlenlager halber leicht zu einem Hauptort für Sammelwerke werden, ähnlich wie Swansea in England.

Von Golden City führt eine ziemlich gute Straße in westlicher Richtung durch viele Gebirgsketten nach Central. Ist man von Golden City, so ist die Straße sehr schön, und man sieht viele Hügel, die man vom Gipfel einer Hügelkette, welche sich die Straße hinabwindet, die gewöhnlichen Jenseits- und Seits-felder der Hochgebirge, bis man endlich nach einer Reihe von 13 Meilen nach Central und Central erreicht, beide am Clear Creek gelegen, der hier durch die vielen Bergwälder eine blaugraue Farbe hat. Die Städte nach Central und Central, obwohl sie dicht aneinander liegen, sind durch Gebirgsketten getrennt, das eine nicht höher als das andere, das eine beginnt und das andere endet, haben eine sehr hohen besonderen Magistral und Kommunalverbindungen. Abwärts gibt es in dieser Region nicht mehr, sie sind längs unter der Art verschwinden, entweder am in den Bergwerken oder betriebsmäßig als Zimmerholz verwendet zu werden, oder im Schmelzen zu verwenden. Die Lager der Erzgänge sind leicht an den vielen Dampfmaschinen zu erkennen, die in geringer Entfernung von einander Tag und Nacht empor pfeifen und schäumen. Die frühesten Bergwerke geben jedem das Recht, 100 laufende Fuß der Äder durch die Höhe zu erwerben, auf die Weise sind die meisten dieser kleinen Minen entstanden, so daß man auf einer einzigen Äder oft dreißig und mehr Schächte eingetrichtert sieht. Meistens man dazu, daß die meisten dieser Werke nach ihrer eigenen Dampfmaschinen heißen, so kann man sich einen Begriff machen, mit welchem Eifer, kleinen Getriebe das Thal gefüllt ist. Die Wohnhäuser liegen meist im oberen Theil der Stadt, viele aus Ziegeln gebaut, und bieten einen großen Komfort, als man gewohnt ist in Bergwerkstälchen zu finden. Der schönste permanente Choral der Ansiedlungen in Colorado, der einen so großen Kontrast mit kalifornischen bildet, ist auch hier sichtbar, und unsere Wohnung im Hause des Herrn Whiting ließ uns kaum erkennen, daß wir anderswo als in einem bequemen Hause der östlichen Staaten und befinden.

Das Ausbringen von Gold in größerer Menge begann in Colorado im Anfang des Jahres 1859, wo eine Anzahl von Goldsuchern am Clear Creek oder dem Poudre-Arm des Süd-Platte-Flusses ihre Arbeiten begannen und bald darauf die Stadt „Golden City“ gründeten. William Green, ein kleiner Nebenweig des Clear Creek, erweist sich gleichfalls als reich an Gold, ebenso in South Boulder Creek und in South Clear Creek, wo man das Städtchen Idaho gründete. An allen diesen Stellen kam Gold in größerer oder kleinerer Quantitäten in Form von Klümpchen oder öfter von Körnern vor, deren abgerundete Formen darauf hindeuten, daß sie von den Fluten aus weiter Entfernung hergeführt worden seien; die Körner, aus denen das edle Metall form, befinden sich augenscheinlich im Hochgebirge.

Der Entdecker der reichsten Gold-, Silber- und Kupferader war ein Georgier Namens John D. Gregory, der im Jahr 1857 seine Heimat in Gordon County verließ, um nach dem Fraser-Fluß am stillen Ozean auszuwandern, wo um jene Zeit sehr reichhaltige Goldwälder entdeckt worden waren. Ganzlich unbekannt, machte er die Reise bis Fort Laramie als Wauwattierfahrer bei einem Militärtransport, wodurch er bis zum Frühjahr 1859 im Fort aufgehalten ward. Von den Goldentdeckungen am Süd-Platte hörte, die um jene Zeit gemacht wurden, machte er seine Schritte nach jener Richtung und begann eine sorgfältige Untersuchung des Poudre. Bei jeder Bewegung des Flusses dem Arm folgend, welcher am goldhaltigsten schien, machte er seinen Weg durch die Gebirgskette, während der erste Werke, die die Gebirge betraf, die vierzig Meilen oberhalb Golden City und weitere sieben Meilen in der Schlucht, die nach ihm benannt worden ist. Hier fand er vielversprechende Anzeichen von Gold, allein ein heftiger Schneesturm machte weitere Nachforschungen vor der Hand ein Ende, und als sich das Wetter wieder aufhellte, war er genöthigt, nach Golden City zurückzukehren, um neue Vorräthe von Provianten zu beschaffen.

Hier beredete er einen anderen Abenteuerer, William Devere, ein Sohn eines in Indiana, ihn zu begleiten, und nach einigen Tagen langten beide wieder an der vielversprechenden Stelle an. Gregory wußte die erste Pflanze voll Erde und fand hier vier Dollars Gold in denselben. Er glaubt nicht, er seine Verhältnisse fallen, und nicht alle Golder der Gegend, Griechen, Römer, Indier, Perser, Hebräer und Araber an, Jagen keine Trümphe zu



24. Epiphyllus von Vitis. Die Gattung Aracaria imbricaria. (C. 142.)

then, welcher hier zu feuerfesten Ziegeln für die Schmelzhütten verwendet wird.

Auf dem oberen Kohlenlager befindet sich ein Stratum rothen Sandsteins, das Erdreich über diesem ist ein köstliches Lehm, außerordentlich reich an Eisenoxiden (Mangenen). Letzteres ist mit besten Erzeugnissen in einem Hochofen verwendet worden, indem man ein vollkommen reines, auf der Wundhöhe seines Eises erhält. Die Äder ist ein schönes, schwarzes, schmelzendes Magnet, welches in der That 60 Prozent mit einer guten, weichen Masse gemischtes Glas liefert, von den übrigen 40 Prozent waren 40 Prozent Carbon, 4 Prozent gänzlich schmelzbare Äder. Diese Äder wird aus Ort und Stelle für 5 Dollars per Tonne verkauft, in Texas ist der Preis im Sommer von 10–12 Dollars, im Winter von 15–18. Selbst bei den gegenwärtigen hohen Preisen können von 3–4 Dollars per Tag kann diese Äder für 1½ Dollars ausgebracht werden, was einen Nettogewinn von 1½ Dollars per Tonne übrig läßt und den Preis dieses Kohlenwerkes profitabler macht als der eines Goldgrubens. Die Kohlenlager von Westen City am Fuß der Gebirge, 12 Meilen von Denver, sind weniger mächtig, liegen unter einem Schicht von 45°, und man hat wegen ungenügender Nebenwasserwerke den Vertrieb nicht fortgesetzt.

Golden City, ein Städtchen, welches, noch kaum zwei Jahre alt, bereits 1500 Einwohner zählt, liegt westlich von Denver, wo „Clear Creek“ aus den Gebirgen in die Ebene herabfließt. Die Häuser stehen auf aufgeschütteten Hüden beider Seiten des Flußes in einem etwa eine Meile

sein. Die Nacht brach an, allein der Schlaf ließ keine Augen. Sein Gefährte schlief schlief gegen drei Uhr des Morgens ein, als er immer noch laut über sein keltendes Gold schwärmte, und als er bei Tagesanbruch aufwachte, fand er ihn trauernd noch schlafend und geistlos. Sobald es hell geworden, begaben sich Beide an die Arbeit und wuschen einige vierzig Pfunden Erde mit mehr oder minder gutem Resultat, und als sie auf diese Weise sich über den Werth ihrer Entdeckung vergewissert, lebten sie in's Ideal zurück, um ihre Freunde herbeizuholen.

Tief trug sich am 6. Mai 1859 zu und vom 16. bis zum 21. mußte Gregory mit fünf Mann, die er gedungen, für 972 Dollars Gold aus; später verkaufte er seine Ansprüche an Henderson und Griles für 21,000 Dollars und ging zur Wohnung Anderer, die ihm täglich 20 Dollars zahlten, auf neue Entdeckungen aus, so daß er am 8. September Denver mit 30,000 Dollars in Goldhaus verließ.

Die Nachfolger Gregory's wuschen in den ersten vier Tagen 107 Dollars aus und während des Sommers gegen 17,000 Dollars. Außerdem verlor sie den goldhaltigen Quarz, den sie gebrochen hatten, für 7000 Dollars. Später bildete sich eine Kompanie unter dem Namen „American Mining Company“, übernahm das Werk und errichtete Stampfmühlen, in denen das goldhaltige Quarz zermalmt und jodter durch Amalgamation mit Quecksilber das Gold gewonnen wird. Tief ging Anfangs ganz wohl, allein je tiefer man grub, desto weniger leicht ward die

Behandlung des Quarzes, der nahe der Oberfläche theilweise verwittert, das Gold leicht freigegeben, während in größerer Tiefe das Gestein nicht nur schwieriger zu bearbeiten war, sondern wo auch die Eisen- und Kupfererz in größerer Menge vorkamen, und die Gegenwart von Antimonium, Arsenik, Silica, Wismuth und Schwefel es immer schwieriger machten, das Gold zu gewinnen. Das Bergwerk ging von einer Kompanie an die andere über, so oft neue Maschinen und vermehrte Arbeitskräfte eingebracht wurden, denn jede derselben bedeutete sich vor neuen Klagen und so es vor, dieselben ihren Nachfolgern zu überlassen. Nichtsdestoweniger fanden sich immer neue Männer, bis im Frühjahr die „Consolidated Gregory Company“ das Werk zu einem Preise von 100 Dollars per laufenden Fuß baar ankaupte und dasselbe noch jetzt betreibt.

Eine große Menge anderer Minen wurden in dieser Gegend entdeckt, deren Geschichte der des Gregory sehr ähnelt, und die um jeden Schatz sich gruppierenden Häuser wuchsen zu den Städtchen Black Hawk und Central an, die heute etwa 3000 Einwohner zählen.

Das älteste Berggesetz Colorado's datirt vom 9. Mai 1860, wo in einer Versammlung der Goldwäscher in Grafs Valley oberhalb Golden City folgende Verordnungen gefaßt wurden:

- 1) Jede „Claim“ (neuentdeckter Fundort) soll fünfzig Fuß Front und zwanzig Fuß Breite haben.
- 2) Jede Claim soll mit mindestens zwei Wägen be-

zeichnet werden, und die Arbeiten sind zehn Tage nach der Besitznahme zu beginnen.

3) Die Entdecker neuer Goldregionen sind ein jeder zu einer Extra-Claim berechtigt.

Ta um jene Zeit noch keine allgemeinen Berggesetze in den Vereinigten Staaten existierten, sondern hauptsächlich die Privatrecht bildete, so war selbst diese allgemeine Bestimmung eine wünschenswerthe Verbesserung, allein der beschränkte Flächenraum, der für den einzelnen Goldwäscher mehr als genügend war, erlaubte keine größeren Unternehmungen, und schon sollte Kompanien eine gewisse Anzahl dieser kurzen Strecken von Gruben auslaufen, so leiden die Bergwerke von Colima County, die in der Central und Black Hawk liegen, noch bis heute an dieser Vertheilung. Verschiedene Gesetze der Territorial-Legislatur suchten diesen Uebelständen abzuhelfen, doch war keine dieser Maßregeln durchgreifend genug, bis am 21. Juli 1866 der Kongress der Vereinigten Staaten durch ein allgemeines Berggesetz eine durchgreifende Reform herbeiführte. Nach diesem standen alle in öffentlichen Landereien befindlichen Gruben der freien Benützung des Entdeckers offen, der nach vorhergegangener gehöriger Anzeige bei dem nächstgelegenen Landesvermesser sein Patent für 2000 laufende Fuß und 500 Fuß Breite erhielt, sobald er dargelegt, daß er 1000 Dollars für die Vertheilung des Bergwerkes verausgabt. Da bis jetzt nur ein kleiner Theil der metallhaltigen Colorado's bekannt und in Besitz genommen ist, so



Die Grubengänge von Park. Fontaine de Croyne. (C. 1860)

seht zu erwarten, daß die Anwendung dieses Gesetzes auf neu anzulegende Bergwerke einen wesentlichen Einfluß ausüben wird. Tief ist um so mehr zu wünschen, als das alte System der 50 Fuß Claims große Verwässerung herbeiführte. Eine Karte von Central-District zeigt über 500 verschiedene Namen von Bergwerken, und hat man die Vollständigkeit selbst nicht selbst beachtet, so kann man leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß die ganze Gegend mit einem Netz von Goldadern umspannt ist, während hauptsächlich die große Gregory-Mine mit ihren verschiedenen Ausläufern den Ertrag bildet, dessen verschiedene Einschachtungen als besondere Leben angegeben sind.

Das Ausbringen des Goldes und Silbers wird zur Zeit in Colorado noch auf sehr rohe, unvollkommene Weise betrieben. Das beste Mittel ist die sogenannte Stampfmühle. Das metallhaltige Gestein, nachdem es mittelst eines sogenannten „Crushers“ gröblich zermalmt, wird unter die Stampfen gebracht, deren gewöhnlich fünf bis zehn in einem Tragg arbeiten, eine jede 800 bis 1000 Pfund wiegend, und jede Stunde einmal wiederkehrend. Inzwischen zerfließt das Wasser, das das Gestein bald zu einem Brei verwandelt, das hinweggelaufene Quecksilber nimmt einen Theil des Goldes und Silbers auf und fließt dann über mit Quecksilber bedeckte Stampfenplatten in einen großen, runden Trog. An einer in der Mitte dieses Troges sich drehenden Achse sind zwei kleinen räderförmig angebracht, die sich drehend die breiartige Masse in Bewegung halten, bis

die schwereren Metalle sich in im Boden befindliche Rinnen abgelagert, während das leichtere Gestein mit dem Wasser über den Rand abfließt. Mit dem auf diese Weise erhaltenen Amalgam wird das Quecksilber durch Abdampfung entfernt.

Selbst aus dieser oberflächlichen Beschreibung ist ersichtlich, wie viel von den edlen Metallen verloren gehen muß; in der That betragen die Verluste derartiger Mühlen, daß sie von dem Gold nur etwa zwanzig Prozent gewinnen; der Rest, sowie sämtliches Kupfer oder sonstige Metalle gehen gänzlich verloren. Tief ist um so leichter begreiflich, wenn man in Betracht zieht, daß das Gold meist von Schwefel umgeben ist, der eine dichte Verbindung zwischen Gold und Quecksilber nur da gestattet, wo nämlich unter der Stampfe eine neue Verbindung des Metalles erzeugt worden ist.

Der Umfang dieses Verlustes gehalten wir nicht augenblicklich auf die in diesen Gegenden beobachteten Abgräbe typischer erörtern, nach der verschiedenen anderen patentierten metallurgischen Prozesse genauer zu beschreiben. Tief wird vielleicht später in einem besondern Artikel geziehen, wenn die nächsten ergänzenden Artikel vollständig sind. Einige Nachwörter, die wir etwas mehr Verstand und Erfahrung zu Werde gehen, verdienen Erwähnung, wie z. B. die Verten Kräfte und Bruchner (Fräseberg-Verfahren), die die pulverisierte Erde in sich drehenden Gefäßen röhren und dann amalgamieren, wodurch sie etwa achtzig Prozent

des Goldes gewinnen, wenn gleich das Kupfer und sonstige Metalle verloren gehen. Professor Will hat durch Mithilfe eines deutschen Hüttenmannes, Herrn Duxer, ein Schmelzwerk angelegt. Nachdem er zuerst die Erde in einem Vertenbörcheren fein aufschneidet, schneidet er alle Metalle im Regulator, und nimmt dann die Condirung später als getrennte Arbeit vor. Dieses Verfahren hat sich bis jetzt als ziemlich vorteilhaft erwiesen und hoffentlich werden ausgedehntere Schmelzhütten bald die Stelle der verschwundenen Stampfmühlen einnehmen.

Ein anderweitiges Hinderniß voller Entwicklung der Bergwerke von Colorado ist der Umstand, daß Bergwerke und Schmelzhütten oder Stampfmühlen nicht getrennt betrieben werden, sondern daß selbst das Beste Werk keine eigene Mühle hat. In größeren Mühlen oder Hütten können die Arbeiter im Verhältniß vorteilhafter beschäftigt werden. Ein Mann kann bis zu fünfzig Stampfen beschäftigen und mehrere Centen heizen, während zehn Stampfen und ein Cent auch einen Mann brauchen.

Die Kosten für Superintendenzen, Aufwächter u. dgl. bleiben sich gleich, und somit wird bei kleinen Werken das durch Unkosten aufgehoben, was bei größeren Werken kein würde. Das unter diesen Umständen die Werke überhaupt im Gang erhalten werden können und sogar oft noch zwanzig Prozent Gewinn abwerfen, beweist genügend, daß bei einer systematischen Vertheilung der Gewinn ein sehr reichlicher sein würde. Eine Gesellschaft, welche Schmelzhütten



261 neue Kaiserthron in Wien. Die Treppenhalle. Originalzeichnung von C. von Siedlitz. (Z. 541.)



Der Angler. Copirte Abbildung von H. Zeller.

Die Auserwählten.

Novelle

Max Ring.

(Fortsetzung)

5.



Der Oberst von Wildenhahn redigirte im stillen Maße das Vertrauen seines verstorbenen Freundes, indem er als gewissermaßen Vorwand nicht nur seine Pflicht erfüllte, sondern noch mehr that, als von ihm billiger Weise verlangt werden konnte.

Mit wahrhafter Großmuth sorgte er für die verlassene Familie, und sein Opfer fiel ihm zu schwer, um die Zukunft der Hinterbliebenen zu sichern.

Wenig nach dem Tode des Majors hatte er aus eigenen Mitteln die Pension für die Witwe verdoppelt. Diefelbe geschah in einer so guten Weise, daß dieselbe keine Abnung von der ihr zu Theil gewordenen Unterstützung haben konnte. Kant Berathung mit dem ihm ergebenen Rechnungsführer erhielt sie die ganze, nicht unbedeutende Summe aus der Wittwenkasse des Regiments ausgezahlt, indem er selbst den Ueberschuß von seinem Gehalt sich regelmäßig abziehen ließ, nachdem er seinem Untergebenen das Ehrenwort abgenommen hatte, über die ganze Angelegenheit das strengste Stillschweigen zu beobachten.

In gleicher Weise sorgte er für den Sohn des Freundes, den er nach dem Tode des verstorbenen Majors einer höheren militärischen Bildungsmöglichkeit anvertraute. Zu diesem Zwecke wandte er sich unmittelbar an die Person des Königs mit einer Bittstellung, worin er zugleich auf die Leistungen des Todten hinwies und für sich selbst als Belohnung seiner langjährigen Dienste die Aufnahme des Knaben in ein Kadettenhaus erbat.

Der freimüthige und doch ehrsüchtige Ton des Schreibers verfehlte nicht die gewünschte Wirkung; der König antwortete eigenhändig dem Oberst und erklärte sich sogleich bereit, die Kosten des Unterrichts und der ganzen Equipierung zu tragen, während Wildenhahn noch ein angemessenes Taschengeld für seinen Schilling hinzufügte.

Darauf beschränkte sich jedoch nicht sein Edelmut; seine Opferthätigkeit ging sogar so weit, daß er sich manchen ungewohnten Umgang freimüthig aufstellte. Viele Abende, die er sonst in dem Casino am Spielische oder bei der Flasche zugebracht hatte, widmete er jetzt der Witwe seines Freundes, obgleich dieselbe in keiner Beziehung dem geistreichen und verwehnten Mann genügen konnte.

Mit trauerndem Geduld ertrug er ihre zahllosen Klagen über ihre fortpäthenden Leiden und ihre Verlassenheit, ihren unendlichen Jammer über die Zukunft ihrer Kinder, selbst ihre religiöse Beschränktheit und pietistischen Vergessungen, welche ihm in der innersten Seele widerwärtig waren.

Stundenlang sah der tolle Wildenhahn an dem Lehnstuhl der kranken, nervösen Frau, und hörte ihre Klagen an mit einer Selbstverleugung, die gewiß Niemand so leicht dem lebenslustigen Manne zugezählt hätte.

Sein Benehmen zeigte eine wohlthuende Wirkung von jenseits der Herdenschwelle und ritterlicher Galanterie, wie sie nur noch bei älteren Männern gefunden wird. Er hätte seiner Fürsorg mehr Recht erweisen können, als der verarmten Witwe seines Freundes, die er mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäufte.

Sofort empfand die Majorin die größte Dankbarkeit für den Wohlthäter ihrer Familie, den sie wie ihren Schutzherrn verehrte. Mit rührendem Eifer vertheidigte sie seinen Charakter, entschuldigte sie seinen bekannten Verstandeswandel gegen die vielfachen Angriffe ihrer frommen Umgebung. Selbst dem hochgeachteten Hofrath Vorey, dem sie sonst einen unbedingten Einfluß auf ihre Anschauungen und Urtheile gestattete, wagte sie in diesem einen Punkte zu widersprechen, wenn derselbe seine warnende Stimme gegen den Oberst erhob und ihn als ein raubhiesiges Schaf seiner Herde bezeichnete.

Über die meisten Frauen, zeigte sie trotz ihrer großen Frömmigkeit und Eitelkeit eine geheime Sympathie für den lebenswüthigen Sünder, abgesehen von der Dankbarkeit, die sie ihm schenkte. Sie interessirte sich für ihn, wie die Mutter für den verlorenen Sohn, an dessen Pflanzung sie nie zu glauben aufhören konnte. Im Stillen beglückte sie die freilich sehr zweifelhafte Hoffnung, den Oberst zu bekehren, und unentwurzelt empfand sie, trotz der Eile und Wahrung für den verstorbenen Vetter, eine plötzliche Neigung für den treu benachteiligten Wohlthäter ihrer Familie. Seine Gesellschaft war ihr mit der Zeit unentbehrlich geworden, sie erwartete fast mit Ungeduld seinen Besuch, und die Abende, welche er an ihrem Tisch zubachte, waren ihr die angenehmsten. Seine heitere Laune, seine lebenswüthige Unterhaltung zerstreuten sie und ließen sie ihren Jammer vergessen, während seine achtungsvolle

Galanterie ihrer keineswegs gänzlich abgehorbenen weiblichen Gütlichkeit schmeichelte. Gerade der Gegenwärtigkeit beider, gänzlich von einander verschiedenen Naturen trug dazu bei, sie einander zu nähern, wie die entgegengesetzten Pole des Magneten sich um so stärker nach einem geheimen Naturgesetz anziehen.

Martha theilte natürlich das günstige Vorurtheil ihrer Mutter für den Oberst mit der ganzen Frische ihres jugendlichen Herzens, mit der ganzen naiven Dankbarkeit eines edlen Gemüthes. Wenn er kam, sprang sie ihm mit einem freudigen Gruß entgegen, bot sie ihm umher, solange die reine Stille oder die rothen Lippen, frisch wie die gerissenen Kirschen, sah wie die purpurne Kleeblume, zum Ruh.

Ihr liebliches Geplauder, die holde Unschuld ihres ganzen Wesens, der süßliche Ernst und die zuweilen hervorstechende Tiefe ihres Gemüths und Originalität ihres Geistes übten auf den verwöhnten Mann einen wunderbaren Zauber aus. Er fühlte sich vergnügt durch ihre bloße Gegenwart, reiner und besser, als hatte er eine frische Trank aus dem sagenhaften Jugendquell getrunken.

Bei ihr wurde er selbst wieder zum Kinde, vergaß seine wilde Vergangenheit, seine cynische Lebensanschauung, seine verwerflichen Beiseitsetzungen, so daß Niemand so leicht den tollen Wildenhahn wiedererkennen hätte. Es mahlte ihm ein unaussprechliches, nie gekanntes Vergnügen, sich an ihren heiteren Spielen oder ersten Arbeiten zu betheiligen.

Sobald scherzte und lachte er mit Martha in hohler Aufgelassenheit, bald sah er ihre englischen und französischen Schatzkiste durch oder ertheilte ihr iger einen schwermüthigen Satz in einem Schriftsteller, wobei er hinlänglich Gelegenheit fand, seine reiche Bildung abzugeben. Seine Beiseitsetzungen zu zeigen, vor der sie die beste Achtung hatte, während er von der Arbeit ihres Geistes und der Ueberspannung ihres Talents oft überrollt war. Unentwurzelt und ungeachtet fand er hier die höchsten und reinsten Freuden des geistlichen Glückes, denn es ihm gestattet war, das Reinen und Werden, es Entfalten und Wachsen einer schönen, reinen Menschlichkeit mit dem Auge der Liebe zu beobachten. Täglicherwachte ihn ein neues Wunder, entzückte ihn eine neue Entdeckung gleich dem Gärtner, der bald eine frische Knospe, bald eine blühende Blüte oder eine schnelle Frucht an dem jungen, selbstgepflanzten Baumchen erblickt und sich dadurch hinlänglich belohnt fühlt.

Ohne daß er's ahnte, hatte der Einfluß Martha's und ihrer Mutter den Oberst in so gläubiger Weise verandelt, seine Sitten und Reigen unmerklich umgeändert. Seine Ausdrücke waren mächtig milder, schroff, seine Sprache milder, verständig, herausfordernd geworden. Wenn auch seine Gesungen und Grundsätze dieselben geblieben waren, so war er doch aus Rücksicht für die Frömmigkeit der Majorin und die Unschuld Martha's seinen Weg jünger und vortheilhafter seiner Umgebung schonen gelernt.

Sorgfältiger als sonst erob er seine gewohnten Ausfälle gegen die Religion und die Priester, obgleich der stürmische Hofrath Vorey, dem er zuweilen im Hause der Majorin begegnete, nicht seinen Spottlust herausforderte.

Auch in seinem ganz Lebenswandel suchte der Oberst in jüngerer Zeit den Anstoß und ein früher nur zu oft gegebenes Beispiel zu vermeiden, so daß der alte Herrsch, der seit dem Tode des Majors in Wildenhahn's Diensten stand, ganz an ihm irre wurde und all die bekannten Gerüche seiner Hofsprache für ganz gemeine landschaftliche Lüge und niederträchtige Verleumdungen erklärte.

Diese Umwandlung konnte natürlich nicht unmerklich bleiben und bot allen Fremden, und besonders den Gefährten seiner überigen Extravaganzen, einen reichen Stoff zu allerhand scharfen und herausfordernden Scherzen.

Als er wie einmal zeitiger als sonst den Klub verlassen wollte, da der Majorin seinen Besuch abzuhalten, und deshalb's Spielisch plötzlich aufstand, konnte der ihm sonst so beneidete Regimentsadjutant, Graf von Siegen, der eben in den Oberst verfallen hatte, seine Empfindlichkeit nicht mehr dämpfen.

„Guten Tag, lieber Wildenhahn,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln, „Sie sind mir heut noch so angenehm.“

„Mir leid, aber für heut ist es mir unmöglich;“ mochte ihm antworten, „ich habe mich zu dem Hofrath Vorey, ein Knechtsgewand, eine neue Flamme, die Sie in mich nimmt.“

„Ist Ihnen das, ich möchte nur einen Besuch —“

„Ist der Majorin von Weiden,“ scherzte der Adjutant vertraulichem Tone, „lassen Sie die fromme Begeisterung. Das ist doch keine Gesellschaft für Sie.“

„Ich muß Sie schon entschuldigen,“ versetzte der Oberst ungewohntem Ernst, „die Wahl meiner Gesellschaft zu überlassen. Außerdem empfehle ich Ihnen, wenn Sie von einer so achtungswürdigen Dame in meiner Gegenwart sprechen, Ihre Ausdrücke besser zu wählen.“

„Nichts für ungut, Herr Oberst! Ich habe offen

gelegt für die Frau Majorin und wollte sie durchaus nicht beleidigen; um so weniger, da sie die Mutter eines allerliebsten Bäckchens ist, der mich selbst zum Bäckstücken befehlen könnte.“

„Herr Adjutant!“ rief der Oberst laut, während ein Blitzstrahl vernichtend aus seinen Augen schloß. „Bereuen Sie nicht, daß ich der Vormann dieser jungen Dame bin. Ich rathe Ihnen deshalb, Ihren Weg zu sparen, denn es gibt Dinge und Personen, über die ich keinen Scherz dulde, auch nicht die kühnste Anspielung ertrage. Hoffentlich werden Sie mich verstanden haben und mich der Nothwendigkeit überheben, einem guten Freunde eine für mich und ihn gleich theure Lektion im guten Ton zu geben.“

Diese mit scharfer Stille und Ruhe gesprochenen Worte übten eine wahrhaft erschütternde Wirkung auf die angelegene Gesellschaft. Der übermüthige Graf erbleichte sichtbar, trotzdem es ihm nicht an Muth gebrach; aber die hochaustrichelte Gehalt Wildenhahn's und das plötzliche veränderte Gesicht, die dunkel gerötheten Wangen, die blühenden Augen und die blau geschwollene Nase, einer loderbrennenden Flamme gleich, durften selbst den Tapfersten erschrecken.

Mit imponirender Würde, die er unentwurzelt anzunehmen wagte, schritt er militärisch gehend durch die bestärkte Gesellschaft, die noch einige Zeit durch ihr tiefes Schrecken unterwirft die geistige Ueberlegenheit dieses Mannes erlornie und ihr habigte.

Erst nach einer längeren Pause wagte der Adjutant die unheimliche, auf Widen lastende Stille zu unterbrechen, indem er seine Indiscretion so gut als möglich zu rechtfertigen suchte.

„Ich begreife nicht,“ sagte er entschuldigend, „warum der Oberst einen Scherz so übel nehmen konnte. Ich habe wirklich nicht daran gedacht, die kleine Witwe, die mir selbst ausnehmend gefall, zu beleidigen.“

„Ja,“ versetzte der kühnere Baumdach, „mit Wildenhahn ist nicht zu spaßen. Ich kenne ihn bereits länger als dreißig Jahre, aber so wie heute habe ich ihn nur noch ein einziges Mal gesehen, an dem Abend, wo er mit dem armen Hülshain das unglückliche Rencontre hatte; das war heut ganz derselbe tödliche Bild — am nächsten Morgen war der gute Junge eine Leiche, obgleich Beide sonst die besten Freunde waren.“

„Ich habe von dem Tode gehört,“ bemerkte der Adjutant, „doch die näheren Umstände niemals erfahren können.“

„Es ist eine traurige Geschichte, von der man nicht gern redet,“ erwiderte der Rittmeister. „Ich weiß zwar mehr davon, als Andere, da ich damals dem armen Hülshain als Zeuge diente, aber man thut besser, darüber zu schweigen.“

„Erzählen Sie doch! Die Sache interessirt mich lebhaft, wie Sie sich wohl denken können.“

„Besser, daß davon nicht gesprochen wird,“ versetzte der Rittmeister ansehnend. „Ich glaube, daß Wildenhahn nicht daran erinnert werden will und es mir verdenken würde, wenn er erfuhr.“

„Wah! Wir sind hier ganz unter uns und wie alle geben Ihnen unser Wort, daß wir über die Affaire schweigen wollen.“

„Na, weinwegen!“ versetzte der geschwätzige Rittmeister. „Aus dem Spiele wird heut abgesehen nichts mehr, dazu haben wir wohl Alle jetzt die Lust verloren. Wir wenigstens ist der Appetit vergangen.“

Die Herren rühten näher und zündeten eine frische Cigarre an, während der Rittmeister einen fröhlichen Zug aus dem vor ihm stehenden Glas that und sich dem feuchten Schnarchen fließ.

„Es werden jetzt drei- oder vierundzwanzig Jahre sein,“ erzählte er, „daß die Geschichte passiert ist. Unser Regiment hatte die neue Garinjan bezogen und sich dabei eingerichtet. Die Bürger thaten, was sie uns an den Augen absehen konnten, weil wir das Geld nicht sparen und ihnen zu verdienen gaben. Die Frauen waren lebenswüthig, die Mädchen artig; alle Welt mit uns und wir mit aller Welt zufrieden. Ein fest drängte das andere, Wille, Schicklichkeiten mit Gadeta und Courtois, Litz, es war ein Leben wie Gott in Frankreich. Jeder Soldat hatte seinen Schatz und jeder Offizier seine Liebhaber.“

„Auch die Verheiratheten?“ fragte ein junger Leutnant unter dem Geplätscher der Anwesenden.

„Ich will nichts gesagt haben,“ schmunzelte der Rittmeister, „aber es war eine Heirathswirtschaft und Wildenhahn der Tollste von uns Allen. Auch der Hülshain, damals sein bester Freund, gab ihm nichts nach, bis er die Bekanntschaft seiner Frau machte. Sie war ein bischöfliches Weib; er liebte sie zum Rasenwerden und war eifersüchtig wie der Wog von Genoa.“

„Wie der Wog von Venedig,“ verbeistete der Adjutant den eben nicht allzu tiefen Rittmeister.

„Weinwegen! Ein Teufel ist so schwarz wie der andere. Hülshain war ein wahrer Oberst und hüte sein junges Weibchen wie seinen Augapfel, trotzdem er sie den Andern zum Maier aufstellte und sein Ende wagte,

wenn er auf ihre Tugend zu sprechen kam. Das verdroß wohl den Oberst, der aus Erfahrung so wenig an die Tugend eines Weibes, als an die Wunder der Bibel glaubte. Er machte sich ein Vergnügen daraus, den gläubigen Freund zu necken, und Beide stritten sich bald im Ernst, bald im Spott über die Heiter und Vergnüge des weiblichen Geschlechts herum, wobei sich Falkenhain hoch und theuer für die Unschuld und Treue seiner Frau verbürgte.

„Sie wird wohl auch nicht besser wie die Uebrigen gewesen sein,“ bemerkte der Sekonde-Lieutenant.

„Sie war oder schien wenigstens eine Heilige und sah so aus, als ob sie kein Wasserchen trüben könnte; so eine von der stillen Sorte, die immer die Augen niederschlagen, und wenn sie lachen, kaum den Mund verziehen. Sie konnte oder wollte keinem Manne in's Gesicht sehen, und der tolle Wildenhahn war ihr gar zuwider, woraus sie ihm auch kein Geht machte. Je mehr er sich ihr näherte, desto mehr zog sie sich von ihm zurück, und wenn er ihr den Hof machte, gab sie ihm deutlich zu verstehen, daß sie ihn nicht leiden mochte. Aber Spottgeist war aber ganz dazu ungeeignet, einen Mann wie Wildenhahn zu reizen und immer mehr zu entflammen. Er ließ sich keineswegs abspornen und war nur um so begieriger, ihren Widerstand zu besiegen, obgleich er gewiß nicht daran dachte, den armen Falkenhain, dem er von Herzen gutgethan war, zu betrügen. Wie ich ihn kenne, war es ihm nur darum zu thun, dem allda vertrauensvollen Freunde eine Lehre zu geben und seine bekannten Ansichten über die Weiber aufrecht zu halten.“

„Das sieht ihm wohl ähnlich,“ versetzte der Adjutant, „denn selbst der ärgste Feind wird dem Oberst keine unehrenhafte Handlung oder gar einen Verrath der Freundschaft zutrauen. Ich kann mir schon denken, wie sich die Geschichte weiter zugeht,“ doch erzählten Sie nur, lieber Rittmeister.“

„Es war auf einem großen Ball, den das Regiment im nächsten Winter veranstaltete; alle Honoratioren der Stadt und der ganze Adel der Umgegend waren dazu eingeladen. Die Damen zeigten ihren höchsten Staat und suchten einander in den neuesten Moden auszustechen. Damals waren aber erst die Kamellen aufgeschlagen und eine große Karität, während jetzt jede Schneiderfrau ein solches Bouquet, so groß wie ein Wagenrad, trägt. Frau von Falkenhain schwärmte für die seltenen Blumen, die gerade nicht nach meinem Geschmack sind, weil sie so kalt wie ein Eisapfel aussehen und nicht einmal riechen. Aber de gustibus non est disputandum.“

„Disputandum, Herr von Baumbach,“ corrigirte wieder der gelehrte Adjutant.

„Wird wohl auf Eins hinauskommen,“ brummte der Rittmeister verdrießlich, „und wenn Sie mich ewig unterbrechen, verzeihe ich, wo ich stehen geblieben bin.“

„Bei den Kamellen der Frau von Falkenhain.“

„Richtig! Sie brauchte nur einen Wunsch zu äußern, und der verdeckte Mann suchte ihn sogleich zu erfüllen, wenn es ihm auch noch so schwer fiel. Er wäre selbst auf einer Leiter zum Himmel aufgestiegen, wenn sie nach einem Stern Verlangen getragen hätte. Weit und breit waren damals keine Kamellen zu finden, aber Falkenhain schaute weder Geld noch Mühe; er ließ ihr einen Kranz und ein Bouquet aus der Residenz kommen und besaßte eine jede Blume mit einem Gedicht. Dafür gewoß auch seine Frau den Triumph, die Einzige zu sein, welche Kamellen und noch dazu weiße trug. Keine andere Dame oder gar ein Herr in dem ganzen Saale konnte eine solche Karität aufweisen. Das war aber ein wahres Unglück für den armen Falkenhain.“

„Wie so ein Unglück?“ fragte der junge Lieutenant.

„Das sollen Sie bald hören. Auf dem Ball war natürlich auch der tolle Wildenhahn, der nirgends fehlen durfte, wo es lustig herging. Damals war er noch um zwanzig Jahre jünger, ein wahrer Antonius.“

„Antonius, lieber Rittmeister!“ verbesserte schon wieder der Adjutant.

„Der Pentecoste Ihre Katrin! Ich will mich lieber deutlich ausdrücken und nur sagen, daß der Oberst ein Morbider, ein wahrer Schwermüthiger war, dem so leicht keine Frau widerstehen konnte, wenn er es einmal darauf anlegte, sie zu erobern. Er dachte wie ein Gott und am meisten mit der Frau von Falkenhain, die ihn sonst nicht leiden konnte. Sie sah ihn auf dem Ball auch nur so von der Seite an und sprach mit ihm, als ob sie jedes Wort redete. Aber er ließ sich nicht abspornen und machte ihr den Hof, indem er seine ganze unüberwindliche Verwundbarkeit einfließte. Er hatte es an diesem Abend darauf angelegt, ihr zu gefallen, und was einmal der Wildenhahn sich vornahm, das wußte er auch durchzuführen. Zuletzt schien auch sie an seiner Unterhaltung Vergnügen zu finden, und im Stillen waren sie bereits die besten Freunde, lachten und scherzten, daß wir uns Alle darüber wunderten und der arme Falkenhain etwas eifersüchtig wurde. Wie metten seine Schwäche und meinten ihn, was ihn noch mehr aufwachte. Er nahm sich aber zusammen, that, als ob ihn die ganze Sache nichts angehe, aber innerlich bohrte er sich um so mehr.“

„Ja, ja!“ bemerkte der Sekonde-Lieutenant, „die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die nur Leiden schafft.“

„In der Pause,“ fuhr der Rittmeister fort, „soßen wir gemütlich um den Tisch, ohne zu ahnen, was mit Falkenhain vorging, der sich eine glatte Ungarwein gedonk und ein Glas nach dem andern hinunterkürzte, um seinen Kummer zu ertränken. Unglücklicher Weise trat der Oberst jetzt an ihn heran und redete ihn freundschaftlich an. Richtig fuhr Falkenhain von seinem Stuhle auf, als ob ihn eine Klotter gestochen hätte. Er hatte nämlich so gut wie wir in dem Knopfloch Wildenhahn's eine weiße Kamelle gesehen. Welch wie die Blume selbst, die all' sein Blut zu Eis erstarrten ließ, fragte er den Oberst: „Wie kommt Du zu der weißen Kamelle?“ — „Was kümmert das Dich?“ antwortete dieser lächelnd. — „Ich will und muß es wissen.“ — „Und ich werde es Dir nicht sagen.“ — „O! ich werde Dich zwingen.“ — „Versuch' es.“ — „Du hast sie von einer Dame erhalten.“ — „Ich bitte Dich, erzwinge mich nicht länger mit Deinen Fragen,“ entgegnete Wildenhahn ungeduldig. — „Wenn Du sie nicht bekommen hast, so hast Du sie gestohlen, um damit zu prahlen.“ — „Falkenhain! besinne Dich!“ mahnte der Oberst; „ich darf eine solche Verleumdung nicht dulden.“ — „Und ich sage, daß Du schlimmer als ein Dieb, ein gemeiner Lügner, ein nichtswürdiger Verräther bist.“ Zugleich wollte sich der Kesseler auf den Oberst stürzen, was wir Ueberrun nur mit Gewalt verhindern konnten. Wildenhahn sprach sein Wort, aber in seinen Augen lag der Tod. Am nächsten Morgen schickte er seinen Sekundanten zu Falkenhain, und trotzdem wir uns alle Mühe gaben, die alten Freunde zu versöhnen, fand das Duell statt.“

„Und der arme Falkenhain wußte daran glauben,“ jagte der Adjutant mit einem leisen Schauer.

„Ich werde, so lang ich lebe, nicht den Tag vergeßen. Der Oberst hatte als Beleidiger den ersten Schuß; kein Witz, kein Wort, nicht die leiseste Bewegung verräth seine Gedanken. Als ich das erste Zeichen gab, nahm er die angebrannte Cigarette aus dem Munde, warf sie auf den Boden und erhob seine Pistole. Er stand wie eine Statue da, ruhig, regungslos, nur seine Augen leuchteten unheimlich wie Phosphorglanz. Bei dem Rufe „Drei“ fiel sein Schuß und Falkenhain's Kugel rüchwärts und sank auf den grünen Rasen, der sich mit seinem rothen Blute färbte. Die Kugel hatte seine Brust durchbohrt, aber er lebte noch, und wenn auch zu Tode verwundet, flüster er einige Worte dem Oberst in's Ohr, der sich zu ihm niederbeugte hatte. Dieser wurde so bleich wie der Sterbende selbst, und ich weiß nicht, wer von Beiden eine größere Qual empfunden hat. Unwillkürlich mußte ich an Raim denken, der seinen Bruder Abel erschlug und anstatt umzuweichen mußte. Zwei Tage später starb der arme Falkenhain, dessen Name nicht in Gegenwart Wildenhahn's genannt werden darf.“

„Und die unglückselige Frau?“ fragte der Adjutant.

„Sie hatte gleich nach dem traurigen Duell die Stadt verlassen und ist verstorben. Wie man sich erzählt, soll sie im tiefsten Elend gestorben sein. Auf dem Heeren der Todten fand man nach der Sage eine weiße weiße Kamelle.“

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Chronik

August Silberstein.

XI.

Die Fühllosigkeit und Joch-Ketten des Kgl. Lehr-Gasthofs. Rand: 1881. Kattowitz. Die wichtige Schulfrage. Internationale Ansicht aufgeführt. Verlegt. Kattowitz.

„Kennen“ ist das Lösungswort des Augenblicks. Glauben Sie nicht, daß sich dies etwas bloß auf den Turl, die Vorkommnisse und die Vorkommnisse, um die es sich handelt, bezieht. Die Vorkommnisse sind im Gegenstande diechmal nicht so glänzend, denn es fehlt uns der allerhöchste Hof, es fehlen uns die unangenehmsten Kanäle und eine Anzahl anderer, an die hohen Chargen gebührender. Aber man „kennt“ hier noch in verführerischer anderer Weise viel. Vorerst reant man noch immer am Konjektionen, das heißt Aktiengeldmarkt-Konjektionen, und dies ist ein hartes Kennen, denn so eben habe ich in dem Verzeichnisse der neuesten Konjektionen Gesellschaften mehr als neunzig nach, und die Zahl handelt wird übergriffen sein, die diese Heilen im Grunde ausgehen. Hierbei sind aber keineswegs die älteren Gesellschaften eingeordnet. Die Jünger sind die diechdrige und der Jahrgang gebürt also den Vermittlungsstellen. Nehmen wir die runde Jünger von hundert Gesellschaften überhaupt an, und rechnen wir durchschschnittlich zehn Vermittlungsstellen, so gibt es in diesem Augenblicke laubend. Voh der Zukunft! ist das ein Kennen! Die Vorkommnisse reanten aber auch in letzter Zeit wie die losgelassenen Kolonien boren. Die ungeheuren wachsenden Betreibungen und Kurse-Steigerungen hatten gründliches Halten und Enttäuschungen zur Folge. Der die Takte redt hat, laßt; wenn sie gelernt wurden, der deutet an eine neue Gesellschaft und ist vielleicht in diesem Augenblicke wieder ein eifrigt rennender Gründer.

Es ist unvorstellbar, daß sich eine große Zahl von Menschen, welche die erste Epoche des Schwundes ausmacht, hart bedrückt hat. Es künftet Geld und Werth in Wien, wie kaum je zuvor. Alle Hände werden zu wenig, alle Gewerbe sind in völliger Thätigkeit. Alles muß weichen, um die neuen Bedürfnisse zu befriedigen. Die kleinen Leute, welche in kleinen Abtheilungen die Aktien besitzen, mögen jammern so viel sie wollen, ihre in den Provinzen in weitester Ferne und im tiefsten geographischen Sinne zerstreuten vereinzelten Stimmen verhallen, bleiben ungehört, sicherlich unbeachtet, und Millionen andere Stimmen wider die Frage stellen: „Ja, weshalb hast Du Dich betheoren lassen?“

Die vielen, vielen Hände, welche mit Krügen aus dem herankommenden Strome der Aktiengeber schöpften, wollen nun auch die Tropfen allmählig wieder auf die Vergnügungen fallen lassen, und in erster Reihe derselben zählen nunmehr die Landwirthschaften.

Um Landwirthschaften zu erlangen, ist abermals großes Kennen.

Es ist kaum glaublich, wo man deshalb sucht, wie man sucht und wer sucht. Keine Kränze, welche noch vor kurzer Zeit sehr gedrückt und ängstlich in einem kleinen Bureau, sei es einer Eisenbahn, Bank- oder Fabrikverwaltung, Admirationen, Admirationen und dergleichen, sind jetzt große Herren mit ellenlangen, fast unaufrichtigen Titeln entweder an „Epizes“, oder in den Bureau der neuen Unternehmungen. Auch allerlei Menschen, die nichts zu verlieren hatten, stellen die lächerliche Frage in geeigneten Augenblicke an das Schicksal, ob sie nicht Alles gewinnen könnten. Diese sämtlich bedürfen deshalb nun einer ihrer erhöhten (Wäler) würden wie bei Waldern liegen: überhöhten Stellung entsprechenden Umgebung, und für diese hatten sie vorzüglich als die geeigneten: Vierge, Gras und Wasser, von denen wenigstens gewiß ist, daß sie nicht rauchern, sich aber nichts wandern, keine Vergesslichkeit im Gedächtnisse haben, und wenn sie zulassen können, die überhaupt den Frühling und Sommer zu viele thun, auch allen Leuten ohne Unterschied des Geschlechtes, Verkommens, Ranges, Alters, Geistes, Glaubens, Geschlechtes, Geschmacks und Schuldenregisters!

Das Kennen, um Landwirthschaften zu erlangen, ist ein etwas spät und epidemisch ausgebrochenes. Es werden deshalb alle erdenklichen und ununter sehr bedenklichen Gelasse in der Umgebung Wiens in aller Hastigkeit zu „Villagaturen“ hergerichtet, und ich sah bei meinen letzten Exkursionen so viel unerwartliches Gebahren, wie noch niemals. Die Umgebung Wiens im weitesten Umkreise ist so vollgepflegt von sogenannten „Sommerparaden“, wie ein Auen von Kadeln. Aber die Umgebung langt nicht einmal mehr aus und man schreie sich sogar bis an die äußersten Reichsgrenzen vor. Solch ein im weitesten Umkreise eine Sommerparade der Wiener. Im Gras ergötzen sich Wiener, in Gärten und Wäldern selbstverständlich. Es breiten die Wohlthaten des dampfbeladenen Reichthums ihre ständige über die großen Städte aus, und die Welt, die keine Jalousie wird in der Wahrheit eine Goldgrube für Alle — selbst wenn sie an neuen Aktienunternehmungen hält, ganz oder theilweise betheiligt sind. — Ob für die „Sommerparaden“ auch später der Winter Parat nehmen wird, das ist eine andere Frage, wozu dieser kümmert sich heute Niemand, auch wir nicht!

Damit ich doch von Neuen und Kennern aller Art grundlich spreche, darf ich auch die Helioptisten, die Radfahrer oder Radrenner, nicht übergehen. Es ist ihnen viel Verleiden zugefallen, dafür aber viel Zukunfts erlirart worden. Im Vater darf sich auf allen Wegen kein Radfahrer bilden lassen, innerhalb der Stadt können und dürfen sie nur noch die alten Wehrheinen angezeigten Wege benutzen; da sie sich aber nur durch sich selbst zähren lassen wollen, so sind sie also auf die geschlossenen Räume oder in weite Ferne gewichen. Wir hören auch von Ausflügen in die Ferne, selbst bis in die unangenehmsten Ötzen, wie von apertorien Unternehmungen etwas der Weltbürger, oder der Elende, aber die Feindlichkeit kann und mag nicht Roth nehmen. Der sollte auch denken, daß das Radfahren, eine Straßensport der früheren Zeit, die selbst heute noch in Frankreich in den Wägen betrieben werden muß, zu den illustren Vergnügungen einer vorwiegend knochenbegebenen, mühsamen Gesellschaft gehören muß! Die Professoreu der höchsten medizinischen Fakultät haben sich wiederholt über die Schädlichkeit des Einflusses dieser Arbeit auf Rücken, Herz und Gehirn ausgesprochen; aber manchen Meinigen scheint namentlich kein Verlust an leichten Artikeln gefährlich und von irgend welcher Bedeutung. — „Jeder jehe, wie er's treibe,“ hat schon Goethe gesagt. Er war kein Helioptist.

Der Fortschritt eine Verbefakt wird besser in die Schulen, als in die Wehrge verlegt. Und es ist ein Sprung von Vorkommnissen zum Erbaben, vom Unbedeutenden zum Bedeutungsvollen, wenn ich die Wirthschaft anreibe, daß die Fortschrittstheorie im Reichthum hängt einen der wichtigsten Siege errangen, welchen das parlamentarische Leben Oesterreichs überhaupt aufzuweisen hat. Es handelt sich um die Schulfrage, um die Reorganisation der Schulen, Schulzusatz und Schulpolitik. Trotz der Begehrtheit von Seiten, auf die man gefakt war, und unvorhergesehenem Einsatze der Opposition nationaler Elemente, errang der Unterrichtsminister einen glänzenden Sieg, und Oesterreich wird bald in die Reihe jener Staaten treten, welche die jahrelangen und beherrschenden Schulen für alle Staatsbürger aufzuweisen haben.

Innerhalb der Zeit von meinem vorigen Verichte bis zu diesem liegt die Eröffnung der internationalen Kunstausstellung, und wollte ich dem Gedankengange im Beginne dieser Zeilen folgen, so könnte ich auch noch anreihen, daß alle Welt nach den Kunstwerken im Künstlerpavillon rennt, oder ritt. Namentlich die deutsche Kunst hat Vortreffliches geliefert. Die Namen eines D. Adenbach, Gude, Hantsch,

ten, Schleich, Volk, A. Himmelmann glängen. Unter den wenig vertretenen Dilettanten ragen die Karbons des Wiener Akademiedirektors Haderberger: Maler Haderberg II. als „Munkfreund“ und „die Betriebsamkeit Prags gegen die Schanden“, Bilder, welche im Velodrome zu Prag von dem Meister ausgestellt wurden und durch Gedankentiefe wie eine Form gleich hohe Anerkennung verdienen. Schwimminnen's „Adrian“ ist eine bedeutende Arbeit, nur zu sehr zum Bedauern. Eduard Ender's „Maria Theresia und Maria Antoinette“ zählt zu dem Besten dieses kunstsinnigen und fast durchsichtigen Malers. Das Genre hat in Scham's „Synagoge“, „Wägenmarkt“, „Mistlicher Erzähler“, in Scham's „Lauter“, in Reichländer's immer lieblichen Szenen aller Art, P. Müller's „Kiddien mit Händen und Füßen“ sehr Erfreuliches gebracht. Die „Ged.“ von Felix ist wohl schwer in eines der vorgemauerten Genies bestimmt einzureihen, aber so viel ist sicher, daß ein reizender Kopf und Verstand dem Auge sich bietet, daß das Kolorit von wenigen Malern erreicht wird. Felix hat durch seine eximiale Nachahmung der vorigen Anstellung die Erschlaffenheit vermieden. Die Landschaft hat bedeutende Wiener ausgewiesen: den festlichen, sinnigen Holzschnitt, dessen Bild selbst vom Meister angekauft wurde, A. Schaffer's virtuose Darstellungen verschiedener Gegenden, Jahreszeiten und Stimmungen, die immer Eindruck machen, Seidel's Adipositas:

poetische Spiegelbilder, Brunner's und Wanjch's farbenprächige Darstellungen, ferner Frisch, Auf, C. Korte, Vichtenfeld, Hanzoni, den begabten, aber maxirierten Geistes u. A. — Meister Wanjch ist bereits oben genannt, und gehört zu den Malern, deren Bilder bereits lange alle Welt ausstellungen pieren. Ein Meister ganz eigener Art ist Joseph Schuster. Das Stimmleben ist von Niemandem besser, poetischer und feiner angefaßt. Niemand stellt die Flora, namentlich der Alpen, so lieblich bis in's Kleinste, so sorgfältig dar. Die Bilder täuschen förmlich und lassen den reingebildeten Eindruck zurück. Wanjch hat eine Landschaft in Kreide gezeichnet, welche zu dem Besten gehört, das in dieser Kunst irgendwo und irgendwie gezeichnet wurde. Im Porträt haben Wagner, George (Wagner), Paul das Vorzüglichste geleistet. Am Liebsten sind Wanjch und Wilmshagen hervorgehoben zu nennen, der Kritiker stellt das Hochwohl in interessanten Szenen dar, der Kritiker das Stilleben der Hausbiere, aber mit seltener Plastik, Fortbewahrung und ausnehmender Feinheit. Ein eigenständiges Talent ist der junge Maler Seidel, welcher Gegenstände, Stillleben, mit einer maßvollen Feinheit und klaren, den Blick malt. Unter altbewährten Wiener Schülern, welche neuerer Zeit so viel Verdienste mit ihrem Hand- und Fußgemälden erzielt, zeigt aus seinem reichhaltigen Orchestern eine Jagdgruppe durch Genies dargestellt, die

Reise u. In Allem ist die Konzeption, die feine Ausführung und das beständig anwachsende Kolorit der besten Anerkennung würdig. Schiller's Majestät und Vielseitigkeit ist geradezu erstaunlich. Wir haben heute nur rasch den Blick durch die Gallerie schweifen lassen, und sehen wieder zu dem Stoffe zurück.

In unsern Theatern ist das Besten die definitive Ernennung der Direktoren der Hofoper. Der Rath Dingeldey ist nun in seinem Amte definitiv. Bedarf er der Gratulation, oder bedürfen wir dazu einer solchen? An einer Oper ist sicherlich nichts und noch nie ein so wissenschaftlich durchgebildeter Mann, eine Künstlerin solcher Art und solcher vielerproben Erfahrung angeheilt worden. Daß die neue Hofoper sicherlich im Kal eröfnet wird, ein Datum, das selbst die Wiener noch nicht glauben wollen, ist von seiner Umsicht und Energie. Wir sind geradezu berechtigt, das Beste auf diesem Punkte zu erwarten. Wenn ich noch erpäre, daß eine Geschichte, die alt war, aber als neu kam, im Theater an der Wien aufgeführt wurde, so kann ich mit Heilem schlafen. Vor mehreren Jahren kam eine „Schöne Galathee“ von zwei Wienern, Text sowohl als Musik. Das Ganze übernahm wegen seiner französischen Reizhaftigkeit und pariser Natur. Siehe da, jetzt nach Jahren, erbebt man die wirkliche pariser Partitur, den wirklichen pariser Text, und man läßt



Die Konzeption in London. (S. 542.)

in dem Maße, laßt über das Schicksal desselben — auch die Autoren laden, da ihre Erste schon vorüber — das Publikum laßt zu allererst am besten, und sieht kein. Verringerung als ichne Galathee und verleiht ihre Formen mit denen aller Vorgängerinnen. „Die Kunst ist heiter“, sagt der Klassiker.

A-B-C für Haus und Welt.

Nach der Natur eines alten Dilettanten.

von

Hierher Prellherra Pluck.

(Zurückgekehrt.)

O.

Quacksalber — machen auch den Salzen unsterblich: als Parasiten der Götter darf ihnen kein Gebiet fremd sein, sie haben auf jede Frage die rechte Antwort bei der Hand — nur daß die Antwort selten richtig ist. Unvergleichbar dagegen: Vierer's Universalgelehrten. In der Regel genügt dreimalige Applikation.

Quacksalber: — ein Pluck, der den Göttern laßt, den Völkern schreut; darum geht sie Neuen, identisch

Neu. Jenseit zeigt es, einen Blick in die Werkstatt zu thun, aus dem Gyllumpen verlorenes Gold zu gewinnen; Dieser verlangt nicht, des Autors Dienenheit zu bewahren, er will sich erfreuen an dem treuen Kolorit des letzten Bildes. Darum sind dem Kaiser die Quacksalbern nur ein Schauergerüst mit dem Meiste:

Am der Quelle ist der Anker,
Blumen wach er sich zum Kranz.

Der Quacksalber — gleicht dem Meiste ohne Almas; er ist ein Genie ohne Genialität. Genie und Quacksalber gehen jedes seinen eigenen Weg; das Genie geht ihn, weil es erkennt, daß dieser Weg richtig und reich zum Ziele führt; der Quacksalber geht ihn, weil er sieht, daß die übrigen Weisen da nicht gehen. So sind Beide unverwundbar; durch ein Spiel des Zufalls können sie zusammenkommen.

Nelson's Schlachtlane streichen an das Unmögliche, das seinen Seelen war nicht unmöglich, was Nelson befehl — darum errang er Sieg auf Sieg, noch im Tode.

Der Kriegserfahrene Oberst A. machte gegen den General Prinz L. manövrierte, dem zum Feldherrn nichts mehr als Alles fehlte, doch daß er den Vorzug, ein Quacksalber zu sein. So streiften seine Anordnungen fast an das Unmögliche, sie waren alle stringenter als die Gegner's über den Haufen, der Oberst war geschlagen — auf dem Kriegserfolg.

W.

Neben — in Silber, Schwestern in Gold! verstanden die Weisheit des Morgenlandes, empfehlenswert für Kopien, zur Orientierung; denn ein Korps von schweigenden Weisen brächte Verderben in den Salzen des Abendlandes.

Anschließend zu reden ist eine wirkungsvolle Kunst, noch wirkungsvoller ihr Kritiker; ansehend zu schweigen, im Charakter des verführerischen Wides zu sein. Freilich hat dieses Genie eine kurzgedrante Blütezeit, aber wer sich darauf verläßt, der ist auch nicht verlor, wenn endlich das Wort hervorbrechen soll aus der Stille des Schweigens.

Der Regenschirm — bleibt in allen Klimazonen ein unverwundbares Mittel, aber Schönheit schwingt, wo Regen herrscht.

Anfangs trug man den Regenschirm wagrecht unter dem Arm — er war lediglich Ultimatum, wie Hannibal's Ostphile. Dann erst erlachte ein Weiser darin das Surrogat für den Stiefel, er düngte ihn leuchtet, aber nach eben die Epighe, auf welcher ein Handgriff Platz nahm. Endlich brachte ein noch Weiserer die Kunst zum Durchbruch: der lenkte die Spitze zur Erde und den Handgriff dahin, wo die Hand operieren mußte. Häßlicher bereichte letzteren durch einen Handel, zum praktischen Ausbängen am Koffertopf, er machte wenig Profiten.

Wer des Stiefels nicht bedarf, trage seinen Regenschirm

senkrecht unter dem Arm, die Spitze nach unten vorwärts gehalten, — das ist noch die mindere ungeschickte Methode.

Regenwasserfah — gehört zu den Tingen, welche man nie mit Anderen gemeinsam haben soll, weil sie nicht zweien Herren dienen können, denn alle wasserpfichtigen Wesen sind wassergerig, und was der Himmel an Regen gesendet hat, genügt ihnen nie; so kommt jede Partei der anderen zuvor, eine kommt dabei immer zu kurz, das Resultat ist ein perennirender Regenmangel.

Ketter in der Noth: — die Rolle ist nur für den Moment dankbar, denn der Mensch hat Verpflichtungen, darum vergißt er geleisteten Dienst. Aber wenn Du eine Dame durch das Gespräch eines Herrn gelangweilt siehst,

so tritt immer herzu und schlage den Ueberlästigen aus dem Felde — das wird sie Dir freundlich gedenken.

Rezepte — sind angenehmer, wenn sie der Noth, als wenn sie der Lust geschrieben hat. Beachte aber, daß der Noth der Lust in die Hände arbeitet.

Noth werden — als Gedanken Spiegel zweckmäßig für Studien zu benutzen. Das Nothwerden abgewöhnen ist leichter gesagt, als gethan: man das rechte Wort übertrifft, der wird doch gelangen.

3.

Schleischdiebe — siehe: „Wasserkletter“.

Schmeicheln — ersetzen Kunst und werden doch

meist handwerksmäßig betrieben. Sie sollen improvisirtes Hilfsamt sein, welches der Rede stillosen Schmutz verleiht, aber läppische Finger machen daraus schablonenhafte Trambliererei der Waisenhändler. Das Salz der Schmeichelei ist die Wahrheit, ungeschlagen muß sie beleidigen; Menschenkenntniß und Lust sollen sie aus der Taufe heben. Eine dicke Schmeichelei stelle in die Mitte, nicht an's Ende der Rede, damit die Antwort hier anknüpfen kann und der Ablehnung überdauern bleibt: sanftere Arbeit zwingt Den, welchem die Schmeichelei gilt, sie aus der Rede ein herauszufallen durch eigene Schmeichelgerei. Lebensprinzip bleibt Zurechtweisung: dem letzten Künstler muß der keine Kenner gegenüberstehen. Abfälliges

Die Wasserkunst in der großen Seestadt Leipzig.

Originalzeichnungen von G. Reinhardt.

I.



In der großen Seestadt Leipzig
war eine große Noth.

Wasserkunstler um zu helfen,
Güter blieben nicht mehr.



Wasser sollten hin und wieder,
Wasser suchten auf und nieder.



Auf dem Dach hat ein Weib,
Zu sich nicht zu helfen weilt.

Amoren zeigt oft minderes Geschick, als unbefangenes Versehen.

Geizher — sind inkulturierte Schwärmer: die laß nicht hinaus: sie verrathen sonst, wie's im Herzensgrund ausgeht.

Sicherheit: — eine Tugend, die ihren Lohn in sich selbst finden muß. Unbarmt erweist sie reichlich, dann spärlich: von dem Unbarmen wird der Sichere stets überkügelt. Beweis: kommt der Unsichere zu spät, so findet's Jeder natürlich: erscheint er zur rechten Zeit, so entgeht die Verletzung. Kommt der Sichere zu spät, dann hagelt's Vorwürfe; tritt er ein mit dem Glorienkranz, dann empfängt ihn ein gedanktes: „Schon da?“ deren Ueberzeugung heißt: „Küßige Bedanterie!“ — Ein Alibiabes, weil er nicht da, wird immer besser gestützt, als ein Kato, obgleich er tugendhaft ist.

Speken — oder schreiben? — Manche Dinge

lassen sich besser sprechen, als schreiben, andere besser schreiben, als sprechen. Bei jenen laßt das Schreiben in der Form: Ton und Ausdruck geben die richtige Färbung, ein Wort wird leicht durch ein Wort ersetzt; bei diesen liegt das Schreiben in der Sache: Auf in Auge möchte man nicht an sie rühren, dem schriftlichen Monolog droht keine Unterbrechung.

I.

Tagebücher: — es kommen zwei Sorten vor:

a. Das Tagebuch der Verfallschuldigkeit, von der Jugend kultiviert, um es nie wieder zu lesen, oder — später zu belächeln;

b. das Tagebuch der biographischen Tabelle, erst in reiferen Jahren angelegt, trocken von Inhalt, aber als Verison ein praktisch brauchbar.

Aus der Tabelle kann Geschichtsschreibung werden —

das wäre ein Meister, aber es ist keine Kategorie, denn die Zahl solcher Autoren bleibt beschränkt.

Talent: — mit ihm ist Vieles zur Sache verbunden, so muß es durch! Nicht auch umgekehrt: Liebe zur Sache beweist kein Talent. Poet, Maler, Schauspieler, Kunst, Lang — liefern schmerzende Beispiele. Beim Lang kommt noch die Eigenschaft hinzu in Betracht, daß Manche sich wie ein vergnügter Weichling um seine Kne dreht — aus diatrischen Gründen.

Taschendiebe — und Tischrücker geben die Proben ihrer Kunst nur vertrauensverwirkelnden Personen. Wer kein Vertrauensmann scheint, der muß sich weiden, von diesen Ränklern nicht belästigt zu werden.

Tauschungen — sind Stationen auf dem Schienenwege des Lebens, nützlich als Hemmnis und Geduldsschule. Dem guten Reiter, der nicht vom Pferde gelassen wäre, kein Weltweiser ohne Tauschungen.

Naffan a. d. Bahn.

Anstalt für Naffasaffektur und Elektrotherapie.

Nörmische und Rieftäder. Heilmittel. Pneumat. Apparate, Gelenkbohrungen der Röhren bei Entzündungen.

Königsbrunn.

Bohrerfabrik, Nörmischer Röhren- u. anstalt Dresden, Station Königsbrunn. — Dr. Putzner.

Erste homöopathische Kuranstalt Farnebühl, Nanton Lajern.

Dieser Kurs und seine Nörmische Röhren- u. anstalt Dresden, Station Königsbrunn. — Dr. Putzner.

Dr. Th. Bräuer, Nörmischer Röhren- u. anstalt Dresden, Station Königsbrunn. — Dr. Putzner.

175,000 Gulden

Dr. Th. Bräuer, Nörmischer Röhren- u. anstalt Dresden, Station Königsbrunn. — Dr. Putzner.

Bottenwieser & Co.

Bank- und Wechselgeschäft in Hamburg.

Neueste Erfindung.

Knopfloch, Doppelsteppstich und überwendlich nähende Maschine.

Combinations-Näh-Maschine

Diese neue Universal-Näh-Maschine macht ein perfektes Knopfloch, so schön und dauerhaft wie die geübteste Hand, sie liefert 4 Knopf- oder Schnürschlöcher, in Weisszeug, Tuch, Seide und Leder etc. in der Minute, sie fertigt ferner überwendliche Nähte. In einem Moment ist diese Maschine von einer Knopfloch- in eine Doppelsteppstich-Näh-Maschine umgestellt, und als solche leistet sie mehr, und ist besser als irgend eine andere. Sie steppst, näht, wärmt, sonachert, näht Lizen ein, faltet, bordirt, näht Uebenschläger, Doppel-Hohl- und 1 Jour-Nähte etc.

Die Maschine arbeitet geräuschlos, ist sehr einfach und leicht handlich konstruirt, und wird 10 Jahre garantiert.

Der vornehmste Inverkehrbringer ist mit dem ausschließlichen Abverkauf dieser Maschine für Deutschland, Österreich, Italien beauftragt und sucht tüchtige Agenten für jede grössere Stadt.

Moritz Weller in Frankfurt a. M.

Prospecte und Probennähte gratis.

NB. Es werden keine Maschinen in Commission gegeben.

Schwanthaler's Bildhauer-Atelier

hat der Unterzeichneten den alleinigen Recht der

Büsten

von J. J. v. Döllinger — W. v. Kaulbach — J. v. Liebig

Photographien, sowie in ein Zerkmal der Grösse dieser Ausserst ähnlichen Büsten geben auf gef. Vorlagen der Ansicht zu Diensten.

München, April 1893

Die kgl. Hofkunsthändler Hermann Manz in München.

Die erhalten praktische Anleitung zur

Stärke-, Zucker- und Syrop-Fabrikation

aus Weizen, Mais, Reis, Kartoffeln etc.

Wilhelm Schiller & Co. in Berlin, Blumenstrasse 73.

Die Originalausgabe des in 30. Auflage erschienenen, für Jedermann nützlichen Buches: Der persönliche Schutz

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Heinr. Dittmann in Leipzig, a. d. Pleisse No. 2,

Kunst-Wein-Fabrikation.

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

Die 76. Königl. Sächsische Landes-Lotterie zu Leipzig

seinen Verwandten machte und auch die von ihm hochverehrte Mrs. Ellis anstrebte, die er seit langen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er liebte es, nach den Aufzeichnungen des Ringes, langer Gesandten und auch des Hoflebens, in ländlicher Zurückgezogenheit ein beschauliches Leben zu führen, und die einfachen Verhältnisse waren ihm dann die angenehmsten. So fühlte er sich denn in dem beschiedenen, aber gemüthlichen Wohnzimmer der Mrs. Ellis bald sehr behaglich, wozu die Bekanntschaft mit der schönen Miss Throgmorton nicht wenig beitrug. Er hatte während seines vielbewegten Lebens schon manches schöne Mädchen kennen gelernt, aber doch schien es ihm, als habe er ein so hochseliges Geschöpf wie dieses noch nie gesehen.

Miss Throgmorton war eine hochgewachsene, im edelsten Geiznasse gebaute Wondine, mit glänzend weißem Teint und langgestrecktem Wangen. Ihre mäßig hohe, aber feingewölbte Stirn ließ auf geistige Bedeutung schließen, noch mehr ihre wunderschönen, feinen, leuchtend blauen Augen. Ihr reizendes Köpfchen war leicht gebogen, der Mund klein und frisch, klein und hals wie die der Venus von Milo. Das ganze Gesicht trug das Gepräge so charakteristischer Schönheit, wie man sie höchst selten bei Wondinen findet. Obgleich sich die Festigkeit ihres Charakters entschieden in Gang und Haltung ausdrückte, waren doch alle ihre Bewegungen von der weichsten Anmut überfüllt. Geschmacksvoll und wählerisch in ihrem Anzuge, sauber bis in's Kleinste, sah sie immer aus wie eine frische Blume, und die Kleider schienen zu ihr zu gehören, wie die Blätter zu dem Baum, als ob sie ein lebendiges Theil von ihr bildeten.

Obgleich schon völlig erwachsen, als Sir Walter sie kennen lernte, machte sie doch mit siebenzehn Jahren noch einen vorzüglich ländlichen Eindruck; allein ein Verkehr von wenigen Tagen mit dem bedeutenden Manne genügt, einen völligen Umschwung in ihr zu erzeugen.

Ihr war es, als ob ihr Leben erst jetzt anfangen einen würdigen Inhalt zu gewinnen, ihre ganze Vergangenheit kam ihr nichtig und kleinlich vor. Sie wurde nachdenklich, unsicher in ihrem Auftreten und suchte die Einsamkeit. Sie hatte immer für ein sehr begabtes Kind gegolten und ihre Reizbarkeit im Jern und das Lob ihrer Lehrer hatten ihr ein gewisses Selbstgefühl gegeben, selbst im Verkehr mit unterrichteten Männern; jetzt aber, Sir Walter gegenüber, erschien sie sich erschreckend klein und unbedeutend.

Allmählig jedoch gewann sie, gerade durch ihn, ihr Selbstvertrauen wieder. Es war als ob eine Stimme in ihr redete: wenn ein so bedeutender Mann mit Vorliebe Deine Gesellschaft sucht und es der Mühe werth findet, sich einzusetzen mit Dir über ernste Dinge zu unterhalten, so muß doch wohl etwas an Dir sein, was Dich über die Gemeinlichkeit erhebt.

An die Macht ihrer persönlichen Reize dachte sie dabei nur so wenig, als er ihr niemals ein dahin abzielendes Wort gesagt hatte. Er sprach mit ihr in demselben gelassenen Tone, in welchem er sich mit der sehr unterrichteten und begabten Mrs. Ellis unterhielt, welche Miss Throgmorton als ein Ideal weiblicher Ehrwürdigkeit vorstellte, so daß sie sich unendlich gleichmüthig fühlte, mit einer solchen Frau auf gleichem Fuße bekannt zu werden.

Sie ahnte nicht, welch' bezaubernden Eindruck sie in ihrer reinen Jungfräulichkeit auf Sir Walter gemacht, der, wenn er gewagt hätte, seinen Gefühlen sich ganz hinzugeben, gleich bei der ersten Begegnung ihr zu Füßen geknien sein würde, um ihr seine Liebe zu gestehen und sie zu fragen, ob sie es über sich gewinnen könne, ihm anzugehören für das Leben.

Allein er war ein Mann, der in der harten Schule des Lebens Selbstbeherrschung gelernt hatte, der schon oft die Triebe seines Herzens stark bekämpft, wenn sie ihn weiter zu führen drohten, als zu ein paar Stunden annuhtigen und anregenden Besuchs, ein Mann, der den zwingenden Beruf in sich fühlte, noch große, schwere Aufgaben zu lösen, ehe er es wagen dürfte, sich ganz den Freuden der Liebe und stillen häuslichen Glück zu überlassen. Dann vergaß er auch nicht, daß er achtzehn Jahre älter war als Eliza, und daß ein geleiteter, vielumworbener Mann nicht gleich jedes freundliche Entgegenkommen empfänglicher junger Damen für echte Liebe nehmen darf.

Tage kam, daß er noch den Vater Eliza's gut gekannt und hoch verehrt hatte. Sir Nicholas Throgmorton hatte sich als Staatsmann und Gesandter lange Jahre hindurch große Verdienste um England erworben, war aber bei seiner für jene Zeit seltenen Rechtschaffenheit in beschränkter Vermögensverhältnisse geblieben, und zwar am „Leicester-Allemaniaus“, wie der Volksmund die Krankheit nannte, an welcher die Feinde der mächtigen Günstlinge zu verderben pflegten. Sir Nicholas, der als ein Anhänger der Somerset-Partei und des älteren Cecil dem Grafen Leicester höchlich verhaßt war, wurde von diesem einst zu einem Souper eingeladen, wo man ihm einen Teller vorsetzte, dessen Glanz seinen Tod verurtheilte (1570).

Sir Walter Raleigh verkehrte mit Eliza wie ein väterlicher Freund, und sie kam dem rückfichtsvollen Manne mit dem innigsten Vertrauen entgegen. Es machte ihn glücklich, zu sehen, wie sie an seinen Lippen hing, wenn er sprach, wie sie in ihn drang, ihr von seinen Heldenthaten und Gesandten zu erzählen, was er unaufgefordert nie that, und wie sich alle Empfindungen ihres reinen Gemüths in den tiefblauen Augen abspiegelten. Es entging ihm nicht, daß sie durch seinen Umgang nach kurzer Zeit wie umgewandelt erschien. Sie war jetzt ein wunderliches Gemisch von Ernst und übermüthiger Laune, von imponirender Würde und hinreißender Kindlichkeit, je nach dem Wechsel der Stimmung; allein Ernst und Würde bildeten fortan den Grundzug ihres Wesens.

Zumeilen überkam es ihn wohl an ihrer Seite, trotz aller Selbstbeherrschung, mit einer Gewalt, der er kaum zu widerstehen vermochte, und er war einmal dabei, ihr sein ganzes Herz zu offenbaren, als ein unversehener Zwischenfall den Strom seiner Gefühle kehrte.

Auf einem Spaziergange hatte er Unglück, das mit dem Pferde zu stürzen und durch die dabei Antagelundene, sonst nicht schwere Verletzung seine laune geheile Schenkelwunde in Wundstauung zu setzen. In Folge dieses Unfalls machte er eine Woche lang das Bett hüten und sah während dieser Zeit Eliza Throgmorton gar nicht, dagegen die Tochter des Hauses, Miss Mary Ellis, sehr häufig. Ihre Mutter führte sie selbst zu ihm zu den Vorlesungen. Mary wünschte sich John während ihres Unwohlseins nicht zu lassen; sie ist eine sehr sorgsame Krankenpflegerin, und wird John auch gern durch Vorlesen die Zeit vertreiben, so oft Sie das wünschen; sie liest vorzüglich.

Sir Walter war sonst kein Freund vom Lesen, trotz jedoch aus Rücksicht auf die Mutter, als ob ihm ein großer Gefallen damit gefiele, da er sah, daß Miss Mary gleich ein Buch mitgebracht hatte. Es waren die damals den poetischen Geschmack beherrschenden und von den englischen Dichtern vielfach nachgebildeten und oft übertriebenen Sonette Petrarch's. Miss Mary las mit ziemlich reiner Aussprache des Italienischen eine Anzahl derselben mit solcher Feinheit des Ausdrucks, solchem Gefühl und Verständniß, daß Sir Walter ein über das andere Mal in Ausrath der Bewunderung ausbrach und sie schließlich bat, fortzufahren, als sie Wiene machte, das Buch bei Seite zu legen.

„Nein,“ erwiderte sie, „von diesen Gedichten kann man nicht zu viel oft einmal vorlesen; auch bedürfen Sie der Ruhe, und ich fürchte, Sie schon zu lange durch meine Gegenwart belästigt zu haben.“

Es kam aus diesen Worten, nach welchen sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, etwas wie ein leiser Vorwurf, daß er sich bisher gar nicht um sie bekümmert habe. Sir Walter sahnte das wohl, und er sahnte auch, daß sie recht hatte.

„Wenn Sie nicht weiter lesen wollen,“ sagte er in seinem freundlichsten Tone, „so thun Sie mir die Liebe, sich noch ein wenig mit mir zu unterhalten; Sie verdienen mich unendlich dadurch!“

Mary wäre vielleicht doch gegangen, wenn er nicht in dem Augenblicke, bemerkt hätte ein wenig aufzurichten, um etwas Limonade zu trinken, seine Wunde unangenehm berührt hätte, wobei ihm unwillkürlich ein leiser Schmerzensschrei entfuhr.

„Thut's Ihnen sehr weh?“ fragte sie, rasch umflehend und sich theilnehmend über ihn beugend, als sie sah, daß sein Gesicht ganz bleich war.

„O, es ist nichts,“ antwortete er kalt, „es wird gleich verulter sein.“

Er deutete nach der Limonade, die sie ihm reichte und die er in hastigen Zügen trank, wonach er sich wieder etwas wohler fühlte.

Mary war ihm beim Trinken in sehr behutsamer Weise beistehend gewesen.

Er richtete sein Auge auf sie und reichte ihr wie zum Danke die Hand, welche sie in selbstiger Erregung an die Lippen preßte, indem sie zugleich vor dem Welt auf die Knie niederfiel und ihr Gesicht über seine Hand auf die Decke legte, wie um es vor seinem Anblicke zu bergen.

Wählig erhob sie den flammenden Kopf wieder, schob ihm aus ihren schwarzen Augen einen feurigen Blick zu, der ebenso in ihm zündete, wie vorher das glühende Köpfchen seiner Hand; dann schüttelte sie, der sich ihm farend, den Kopf wie in Zweifel mit sich selbst, sprang auf und verschwand aus dem Zimmer geräuschlos wie ein Geheiß.

Sir Walter befand sich während und nach dieser Scene in einer wunderbaren Aufregung. Wäre das eben Geschehe nicht im Hause eines elenwürdigen Geächteten mit der als Missethäter gezeichneten Tochter einer hochgebildeten Frau von den strengsten Grundgesetzen vorgefallen, so würde Raleigh entschieden auf dem Obedanten gekommen sein, er habe es mit einer angekommenen Londoner Kofette zu thun. Diese Mary, welche er da eben mit leuchtenden Augen, flammenden Wangen und rührender Hingebung in überaus annuhtiger Vorregung vor sich ge-

sehen, schien ihm ein ganz anderes Wesen zu sein, als jene sitzame, trockene, wortfame, in ihrer Zurückhaltung fast herbe Tochter des Pfarrhauses, die er zuerst kennen gelernt und mit der er Wochenlang verkehrte, ohne die Möglichkeit eines so überreichenden Umschwungs zu ahnen. Er hatte sie immer mit jener gemessenen Höflichkeit und ehrerbietigen Achtung behandelt, die ihr zurückhaltendes Benehmen heraufschoberte.

Sie hatte ihm nie mit der unbefangenen Herlichkeit in's Auge gesehen und die Hand gedrückt, wie Miss Throgmorton vom ersten Tage an gethan; im Gegentheil, wenn er ihre Hand reichte, so hielt sie die ihre immer so kalt und steif hin, als ob die feingewölbten Finger gar keiner Belebung und Bewegung fähig wären.

Doch hatte ihn sogar unangenehm berührt, nicht weil er ihre Hand suchte, was ihm selbst im Traume nie eingefallen war, sondern weil ihn immer unwillkürlich ein gewisses Mißtrauen bezüglich gegen Leute, die seinen warmen Händedruck so kalt und formlich erwiderten. Was er dann aber von allen Seiten über Mary hörte, konnte nur dienen, ihre Zurückhaltung freundlich zu deuten und seine Achtung vor ihr zu steigern. Ihre Eltern hatten sich von Mary's früherer Kindheit an über nichts in ihrem Benehmen zu beklagen gehabt, als über ihren Mangel an Jählichkeit; ihr überlegener Verstand schien sich auf Kosten des Herzens zu entwickeln. Nicht daß sie dabei ohne eine gewisse Unmüthigkeit gewesen wäre: sie gab leicht fort, was sie hatte, wenn es ihr kein Opfer kostete; am Gelde hing sie wenig und war besonders freundlich gegen untergeordnete Personen, mit welchen sie sich auch vorzugsweise unterhielt.

Sie konnte durchaus keinen Tadel vertragen, hatte das Bedürfnis, fortwährend gelobt zu werden, und that deshalb Alles, was in ihren Kräften stand, um Lob zu verdienen. Sie war feurig, ordnungsliebend und sauber bis in's Kleinste. Ihre Lehrer lobten sie als ein wahres Musterkind; ihre Eltern verschwendeten an Mary, die ohne gerade regelmäßig hübsch zu sein, doch einen sehr lieblichen Eindruck machte, ihre ganze Jählichkeit. Sie war die Bewunderung der ganzen Umgegend; die vornehmen Damen auf den benachbarten Gütern suchten sie bei jeder Gelegenheit in die Gesellschaft ihrer Kinder zu ziehen; sie wurde in ungewöhnlichem Grade verwöhnt und verhätselt.

Trotz alledem war Mary nicht glücklich. Der Abstand zwischen den prachtvollen Gebäuden der reichen Gutsbesitzer und ihrem einfachen väterlichen Hause erschien ihr doch gar zu groß, und dann wachte sie bald deutlich genug, daß sie nur ein gebildetes, nicht ein vollberechtigtes Mitglied jener vornehmen Gesellschaft sei, in welche sie nur gehen durfte, wenn man sie hüten ließ.

Tage kam, daß sie wenig Sinn für ländliche Vergnügungen hatte und die Reize der annuhtigen Gegend sie ziemlich gleichgültig ließen. So langsam wachte sie sich endlich ein häßliches Häre und ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, nach London zu kommen und die große Welt kennen zu lernen.

Die einzige Möglichkeit, welche sich ihr zur Erfüllung ihrer Wünsche bot, war, Gouvernante oder Gesellschafterin in einer vornehmen Familie zu werden. Dazu fand sich, bei ihren vielen Bekanntschaften, bald Gelegenheit und sie ging beim Grafen von W. eine Verpflichtung auf mehrere Jahre ein, ohne ihre Eltern auch nur um Rath gefragt zu haben.

Diese waren nicht wenig überrascht, als die kaum siebenzehnjährige Mary ihnen eines Tages erklärte, sie fühle sich jetzt gerüstet genug, um auf eigenen Füßen zu stehen, und habe den Entschluß gefaßt, als Gouvernante der Kinder des Grafen von W. im nächsten Monate nach London zu gehen.

Die Eltern Mary's waren bei dieser Nachricht wie aus den Wolken gefallen; der Gedanke, sich von ihrem geliebten Kinde zu trennen, war ihnen noch nie in den Kopf gekommen.

Der betrubte Vater bot seine ganze Verehrtheit auf, um ihren Sinn zu ändern; die Mutter konnte lange vor Thränen nicht zu Worte kommen, und beschwor dann Mary bei allen Göttern des Himmels und der Erde, sie nicht zu verlassen; allein weder die Ermahnungen des Vaters, noch die Thränen der Mutter vermochten Mary zurückzuhalten oder ihr auch nur einen leisen Eindruck zu machen. Ihr Auge blieb trocken und ihr Herz ruhig während der ganzen Zeit, wo sie ihre Vorbereitungen zur Abreise that, und auch am Tage der Abreise selbst; es war, als ob sie gar nichts Verabschiedete.

Die armen Eltern fanden erst einigen Trost wieder, als nach Monaten ein Brief von der Gräfin W. eintref, des Inhalts, daß sie sich jetzt, ihnen mittheilen zu können, wie sehr sie mit Mary zufrieden sei, die mit strenger Gewissenhaftigkeit, bei so großer Jugend doppelt hoch anzukslagen, ihre Pflichten erfüllte und sich auch sonst in jeder Weise Leitung zu erwerben wisse.

Als nach einem Jahre Mrs. Ellis nicht unbedeutend erkrankte, wozu die Sehnsucht nach ihrer Tochter wesentlich beigetragen hatte, kam diese sofort, um ihre Mutter zu pflegen, und blieb so lange bei ihr, bis sie außer aller

Gefahr war. Während dieser Zeit verliebte sich ein junger Geistlicher aus der Nachbarschaft, der oft zu Dr. Ellis kam, in Mary, die ihm ihrerseits in jeder Weise freundlich und ermunternd entgegenkam. Ihre Eltern machten wider gegen Mary nach gegen den jungen Geistlichen ein Geheimniß daraus, daß sie sehr glücklich sein würden, ihn zum Schwiegersohn zu haben; als er es aber daraus hin wagte, in aller Form um ihre Hand anzuhalten, erhielt er von Mary einen Korb. So trostlos ihre Eltern über diesen ihnen selbst unerwarteten Ausgang einer Werbung waren, welche nach ihrem Dafürhalten volle Gewähr eines bescheidenen Glückstandes bot, so vermochten sie doch jetzt so wenig wie früher Mary's Sinn nach ihren Wünschen zu lenken.

„Sie hat eben ihren eigenen Kopf und will anders beurtheilt sein als andere Mädchen.“ sagte die Mutter traurig, als sie Sir Walter diese Geschichte erzählte.

Mary lebte nach London zurück, wo sie nach fünf Jahren blieb, erst als Gouvernante, dann als Gesellschafterin, immer aber in gewissenhaftester Erfüllung der von ihr übernommenen Verpflichtungen. Trotzdem erhielt sie während dieser fünf Jahre ihre Eltern in fortwährender Unruhe und Aufregung, da sich, nach ihren eigenen Begriffen, alle Männer in sie zu verliehen schienen. Einmal verliebte sich sogar ein alter reicher Lord in sie, und zwar trotz seiner bereits fünfzig Jahre so glühend, daß er, obwohl er Frau, Kinder und Enkel hatte, Alles verlassen und sich von seiner Frau scheiden lassen wollte, um Mary zu heiraten, da er in ihr die sein bis dahin vergebens gesuchte Ideal echter Weiblichkeit gefunden zu haben behauptete. Als sie sich aber seiner Werbung unzugänglich erwies, daß er sie unter Thronen und auf den Steinen, wenigstens keine Freundin zu sein, was sie denn auch wurde.

Schwärzter war es in einem andern Falle, wo ein junger, aber armer Lord sie liebte und von ihr wiedergeliebt wurde, bis sie erfuhr, daß seine stolze Familie einer Verbindung mit ihr entschieden widerstehe.

Mary, der abentheuerlichen Liebesgeschichten mit Mary war kein Ende, aber das Ende einer jeden diente immer nur, den Ruf „echter Weiblichkeit“ zu bekräftigen, dessen sie sich bei allen ihren näheren Bekannten erfreute. Da der junge Lord sie jedoch unablässig verfolgte und gar nicht von ihr lassen wollte, so besand ihn Vater darauf, daß sie nach Hause zurückkehre.

Sir Walter wurde unter anderen Umständen mißtrauisch den Kopf geschüttelt haben beim Anhören dieser abentheuerlichen Geschichten, allein er war nur einmal günstig für Mary eingenommen, und so diente Alles nur, sein Interesse für sie nach zu steigern.

Unabhängig wie er war, so lange er das Welt hüten mußte, sich anders zu beschäftigen und zu gerieren, konzentrierte er alle seine Gedanken jetzt auf Mary. Sogar die kleine Mary Atropomorion trat darüber in den Hintergrund, weil ihr Herz dort ihm so offen lag wie ein sonniger Blumengarten ohne laubentworfene Verhüllungen. Während Mary's Herz ihm als ein wunderbares Räthsel erschien, dessen Lösung ihm reizte.

Er hatte eine gute Nacht gehabt und fühlte sich etwas gestärkt, als Mary am folgenden Morgen wieder zu ihm kam, um ihm vorzulesen.

Sie wählte dazu Sonette, aus welchen er Manches schücheln auf sich deuten konnte, und ihre ihm ebenso sehr sympathische Stimme nahm dabei einen so feinsten Ausdruck an, daß ihm ganz wonnig zu Muth wurde.

Sie kam ihm heute weit hübscher vor, als gestern; ihre Jüge waren angenehm belebt, die blauen Stirnhaare und frei von der grübelnden Trübsinnigkeit, die sonst gewöhnlich einen Schatten darüber warf. Ihre dunklen Augen glühten freundlich und wohlwollend; auch war ihre Haltung elastischer und ihre Kleidung vortheilhafter als gewöhnlich. Sir Walter war beglückt von Allem, was er von ihr sah und hörte.

Als Mary das Buch schloß und sich aufrichtete zu gehen, reichte er ihr wieder die Hand und sie drückte wieder einen Kuß darauf, aber diesmal ohne das Allzu dabei zu verbergen; sie sah ihn vielmehr so heimlich an mit ihren glühenden Augen, daß er sie unwillkürlich an sich ziehen und einen Kuß auf ihre kleine Stirn drücken mußte, was sie ohne Sträuben gelassen ließ. Wie es dann kam, daß sich auch die Lippen berührten und ein langer Kuß den neuen Freundschaftsbund besiegelte, ob er, oder ob sie, oder ob Beide Schuld daran waren, wußte Sir Walter selbst nicht mehr. Er fühlte und sah nur, daß sie sich seinen Armen wieder entwand und vorwärtswand den Kopf schüttelte, als er sie zurückzuhalten suchte. Er küßte ihr nun die sich ihm entziehende Hand und sie verließ das Zimmer mit den Worten: „Nicht so! Nicht so! Das ist nicht gut!“

„Sie hat recht.“ sagte er in großer Aufregung zu sich selbst, als sie fort war, „es ist nicht gut! So darf es nicht weiter gehen; hier droht Gefahr für uns Beide!“

Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er so weit gekommen. Als er die Sache aber bei ruhigerem Blute genauer überlegte und alles Vorgefallene prüfend verfolgte bis zu seinen Anfängen, konnte er sich zur Verabgung

seines Gewissens sagen, daß er nie die strengste Linie des Anstandes überschritten haben würde ohne Mary's verlockenden Entgegenkommen. Wie sie sich ihm in den ersten Wochen gezeigt, hatte sie durchaus nichts Verführerisches; sie war weder schon noch elegant, ja erschien sogar oft nachlässig in Haltung und Kleidung. Ihr schönes Auge fiel allerdings auf, allein es lag darin etwas Verlockendes, Fortschendes, Lauerndes, Mikstranisches, wie für gewöhnlich in ihrem ganzen Wesen. Sie sorgte mit Worten und Freundschaft und drängte sich niemand vor. Er hätte können Jahre mit ihr unter einem Dache leben ohne Gefahr für sein Herz, wie er ihr denn überhaupt keine tiefen Gefühlsregungen zutratte bis zu dem Augenblick, wo sie ihm solche in so überaus lebendiger Weise an seinem Kranzlagern offenbarte.

Während Sir Walter noch in Grübeleien versunken lag und es schwer fand, mit sich und Mary's in's Zimmer zu kommen, trat Mrs. Ellis in's Zimmer, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Es überkam ihn seiner alten Freundschaft gegenüber eine gewisse Befangenheit und er verließ das Gespräch auf gleichgültige Dinge zu lenken. Anders konnte er es bei seiner offenen Natur nicht lange über sich gewinnen, in freundschaftlichen Verkehr das zu verbergen, was ihn zuweilen bewegte, und so fing er bald an von Mary zu reden, wie sehr sie ihn durch ihr schüchtern, verständnisvolles Verhalten entzückte und wie er sie überhaupt erst jetzt näher kennen gelernt und eine Gefühlsweise in ihr entdeckt habe, die er früher nie in ihr vermuthet.

„Ja.“ sagte Mrs. Ellis mit einem Tone, in den sich Stolz und Wehmuth mischten. „Mary ist nicht leicht kennen zu lernen, sie ist ein eigenartiges Mädchen. Wir selbst ist sie in mancher Beziehung noch heute ein Räthsel. Wie glücklich würde sie und gemacht haben, wenn sie sich verheiratete! An guter Gelegenheit dazu hat's ihr nicht gefehlt, und bei ihren strengen Grundsätzen, bei ihrer unerschütterlichen Pflichttreue, welche eine vortheilhafte Gattin und Mutter wäre sie geworden!“

„Gewiß!“ fiel Sir Walter im Tone voller Uebereignung ein, und ein plötzlich auftauchender Gedanke schien ihn ernsthaft zu beschäftigen.

„Aber.“ sagte Mrs. Ellis fort, „sie erklärt mir immer, wenn ich ihr sage, daß die Zeit der Jugend gar rasch entschwinde, sie wolle gar nicht heirathen, wenn sie nicht einen Mann fände, den sie so lieben könne, daß diese Liebe sie alle Bedenken vergessen mache, welche sie man einmal über die Ehe habe. Sie bezeugt nämlich, nach keine glückliche Ehe gesehen, noch keine Frau gekannt zu haben, deren Laos ihr beneidenswerth erschien. Darum wolle sie lieber ledig bleiben. Und wenn ich ihr sage, daß wir ihr kein Vermögen hinterlassen können, daß sie vielmehr einer fortgeworfenen Zukunft entgegengehe, so erwidert sie: „O, mir macht Brautzeit ihr nicht zu sorgen; ich werde mich schon durchschlagen, wenn ich es nöthig habe, wie ich bisher sechs Jahre lang gethan, wo ich es nicht nöthig hatte. Lieber allein mit Sorgen leben, als in einer sorgenvollen Ehe!“ — Was ist mit einem solchen Sinne anzufangen? Unter einiger Trost ist, zu wissen, daß sie nie vom Plabe des Neutens abweichen wird. Nein.“ wiederholte Mrs. Ellis mit verstärkter Stimme.

Mary wird nie vom Plabe des Neutens abweichen! Sie hat es wohl oft an Liebe zu ihren Eltern sehen lassen, aber nie an Liebe zu Gott. Sie ist ein gottesfürchtiges Kind und Gott hat sie schüßend über alle Gefahren hinausgehoben, womit das lange Leben in der großen Stadt sie umzingelte. Sie hat schwere, schwere Prüfungen bestanden und ist nicht unterlegen. Ich habe, wie Sie wissen, in meiner Jugend auch in der großen Welt gelebt und bis nach und nach mit allen Schattungen der Gesellschaft bekannt geworden, aber nie habe ich eine junge Dame gefunden, die so bescheidenen Betragens, so voll recht weiblicher Zurückhaltung gewesen wäre, wie meine Mary, die niemals durch einen Blick oder eine Gebärde einem Herrn entgegen kommen wird. Ihr Stolz würde das nicht erlauben, selbst wenn ihr Herz sie dazu triebe.“

„Wann Sie wirklich?“ fragte Sir Walter, sie scharf ansehend, da er denn doch nicht verzagen konnte, daß er in diesem Punkte andere Erfahrungen bei Mary gemacht hatte.

„O, ich bin fest davon überzeugt.“ erwiderte Mrs. Ellis. „Mary ist eigenartig und ihr Eigenkinn kann sie sogar bis zu Tode feiern bei ihrem energischen Charakter, aber in stiller Weisheit ist sie tadellost.“

Dieses Jaugniß der Mutter, welche die Wahrscheinlichkeit selbst war, daß Sir Walter's Herzen zugewinnen wohl. Er hielt es nun für angemessen, daß Mary sich noch keinem Manne so hingeeben habe, wie ihm, und sein Herz sagte ihm, daß sie, um sich ihm so hinzugeben, eine glühende Leidenschaft für ihn empfinden mußte. Ihr Bild, wie seine Phantasie es sich jetzt veranschaulichte, anzusehen, erschien ihm reizender als die schönsten Frauen, die er je gesehen. In seinem raschloß thätigen Leben hatte die Liebe, abgesehen von seiner Schwärmerei für die Königin, bisher nur eine untergeordnete Rolle gespielt; im Umgang mit Mary Atropomorion waren ihm zum ersten Male Herzensgedanken durch den Kopf geschossen, die er aber

schnell unterdrückte; jetzt, nach seinen Erlebnissen mit Mary, stiegen ihm wieder Herzensgedanken auf, die sich nicht so schnell unterdrücken ließen. Je mehr er nachdachte, je mehr schien es ihm, daß Mary die rechte Frau sei, ihm ein dauerndes, häusliches Glück zu gründen. Sie kannte die Welt, und die Gefahren, die sie glücklich befanden, waren eben so viele Triumphe für ihre Jugend geworden. Von ihrer Liebe hatte sie ihm die unvorstellbarsten Beweise gegeben, für ihn um so unvorstellbarer, als sich ihr Herz ihm geöffnet hatte ohne jeden eigennütigen und berechnenden Hintergedanken. Welcher Glanz mußte dies, selbst den eigenen Eltern Mary's für fast gekündete Herz erst fähig sein, wenn sie sich ihm ganz hingeben durfte! Er verhehlte sich freilich nicht, daß der große Standesunterschied zwischen ihm, einem der höchsten Mannen Englands, und Mary, der bescheidenen Pfarrers-tochter, einer Verbindung mit ihr bedenkliche Hindernisse in den Weg legen und großen Anstoß erregen würde, nicht bloß bei seiner Familie, sondern mehr noch bei der, allen ungleichen Heirathen abholden Königin. Allein eben die Ueberrwindung so vieler Schwierigkeiten war für ihn ein Reiz mehr. Ihn befehlte der Gedanke, Mary zu sich emporzuheben und ihr einen der ersten Plätze anzuweisen in jener Gesellschaft, in welcher sie früher nur eine untergeordnete Stellung eingenommen hatte. Er sagte sich: sie wird bei ihrer überlegenen Bildung ihren Platz in den höchsten Kreisen würdig ausfüllen und doch mir gegenüber nicht die Ansprüche großer Tamen machen, meinen Ehasendrang nicht demuten aus bloßer Eitelkeit. Wenn ich heimkehre von meinen Feldzügen oder Meeresfahrten, werde ich bei ihr seliger Ruhe genießen, und während meiner Abwesenheit wird sie eine treue Hüterin meines Hauses und meiner Ehre sein.

In solchen Gedanken schielte er ein und wonnige Träume verfolgten seinen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach den Felsenbergen.

Reiseblätter.

36. Heft.

VII.

Just Karamba, Darabak Trinitium, Nebenber.

Central-City, obgleich erst sechs Jahre alt, trägt bereits alle Kennzeichen einer permanenten Anheftung. Die Hochhäuser oder Verticallisten der ersten Periode sind größtentheils verschwunden, um freundschaftlichen Logates oder majestätischen Gebäuden aus Stein Raum zu geben. Fünf Kirchen (eine anglikanisch, zwei presbyterianisch, eine lutheranisch, eine katholisch), drei Banken, zwei Zeitungen (Mining Register und Colorado Times), 8—10 Hotels nebst vielen Kaffeehäusern und eine große Anzahl von Verkaufsläden, in denen man fast alle nöthigen Waaren findet, verzeichnen dieses Ansehen von Westman, mehrere Schulen sind gut organisiert und fleißig besucht, und die Kommunalverwaltung ruht in den Händen eines Magers, einer Anzahl Aldermen und der „Common Councils“. Toß ein einziger Beschäftigter, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, legt ein gutes Zeugniß für die Ordnungsliebe der Bewohner ab, und in der That erinnert es sich nicht, während meines Aufenthaltes einen Bruch des öffentlichen Friedens beobachtet zu haben.

Das „Miners et Mechanics Institute“ ist, wie der Name ausdrückt, eine Gesellschaft von Bergleuten und Handwerklern, die eine Bibliothek, Versammlungshalle, Mineralienkabinett u. dgl. und jeden Winter eine Reihe von Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände veranstaltet. Unter den Auspizien dieser Gesellschaft wird Herrn Böhman und um die Ehre eines öffentlichen Empfanges im Hotel der Gesellschaft zu Theil, und später werden wir ersucht, ein Jeder eine der Vorlesungen zu übernehmen. Herr Böhman wählte zu seinem Thema „Die Ausstellung von Paris“, Herr Simonin „Gold und Silber“, ich selbst „die Eisenbahn nach dem stillen Ocean“. Alle drei Vorlesungen fanden vor zahlreicher Versammlung statt, wurden freundlich aufgenommen und trugen der Höhe des Anhaltes über 1000 Dollars ein, was uns allen um so erfreulicher war, als es uns eine Gelegenheit bot, unsere Erkenntlichkeit für die überaus freundliche, gütliche Aufnahme und die vielen Gefälligkeiten, welche uns zu Theil geworden, an den Tag zu legen.

Nachdem wir verschiedene der Bergwerke von Black Ham, Mountain und Central-City, Nevada, Bortonsburg, Missouri-City und Bortonsburg besichtigt, ward ein Ausflug nach Georgetown unternommen, wo man im Laufe vergangenen Sommers reiche Silberminen entdeckt hatte.

Georgetown liegt südwestlich etwa 18 Meilen von Central-City in Clear Creek County. Dieser Canton umfasst das Wassergebiet von Sub-Clear Creek, der vierzehn Meilen oberhalb Golden-City abfließt. Viele der wädh dem Flüssen gelegenen Hügel sind jetzt anjehüllend, mit glatten grabbedeckten Eiten, Sommer und Winter trefflichen Weidgrund für Vieh aller Art bieten, denn auch hier trocknet das Gras vor Beginn der kälteren Wintermonate so vollkommen ab, daß es ein delizöses, nahrhaftes Futter bildet. Die die höheren Berge bedeckenden Waldungen bestan-

teistliches Kupf- und Zinnholz in überreicher Nahe, und das oft zu kleinen Ebenen sich erweiternden Thale bieten vielfach Gelegenheit zur Anlage von Erzhäfen, Mühlen, Schmelzhütten und die zum Betrieb von Bergwerken nöthigen Gebäude. Der Fluss hat genügenden Fall und Volumen von Wasser, um mit Hilfe einer Turbine für jede 1000 Fuß einen Querschnitt 100 Pferdekraft zu erzeugen.

Sieben Meilen oberhalb der Mündung des Hauptflusses in seine beiden Ästige liegt der Central-Idaho, am Eingang von Virginia Canyon etwa 8000 Fuß über der Meereshöhe, auf einer etwa zwei Meilen langen und eine halbe Meile breiten Thalebene auf hohen Felsklippen. Diese sowohl als kalte Sodaquellen als Bäder und als Linderbrunnen benutzt, dienen als Heilmittel gegen Hautkrankheiten und als Wasserreinigungsmittel. Die beste der Quellen fällt an der mächtigsten Stelle 43 Centigrad, wird in ein 30 x 30 Fuß tiefes, 4 Fuß tiefes, in einem hölzernen Baue befindliches Becken geleitet, dessen Temperatur, je nachdem man dieselbe näher oder weiter vom Ausfluss nützt, von 16–30 Centigrad ist und einen beliebigen Badeort bildet. An einem einzigen Tage besuchen oft gegen 200 Personen denselben, von denen manche aus ziemlicher Entfernung herbeikommen, um zu baden. Diese Anstalt wird das Nomenclab genannt, zwei andere von beiderseitigen Tinnen führen als Cyan-Bad und Molybdän-Bad bezeichnet. Die kalte Quelle gleicht dem Silberwasser oft einem angenehmen süßlichen, gewöhnliches Getränk, welches Kurtrinken wirkt. Das Vieh dieser Gegend zeigt eine solche Vorliebe für dieses Wasser, daß es dasselbe stets dem dach daneben stehenden frischen, reinen Wasser des Baches vorzieht. Ein gutes, geräumiges Hotel, von Herrn J. B. Peck verwaltet, bietet den Badegästen einen angenehmen Aufenthalt, geräumige Zimmer und gute Betten, es ist in der That eines der besten Hotels in Colorado. Ein Fährschiff führt von Idaho nach den in südwestlicher Richtung gelegenen Chicago-Seen, deren wildromantische, alpenartige Scenerie dem amerikanischen Völkerthum die Vorwürfe zu einem seiner gelungensten Werke geliefert hat.

Am Thal von Idaho befinden sich verschiedene reiche Erzgänge, besonders in der Nähe von Summit Bar, etwa zwei Meilen oberhalb des Südens. Um diese zu bearbeiten, organisierte sich im Jahr 1884 die sogenannte „Whale Company“ und der Superintendent derselben ließ sogleich ein Gebäude von 75 x 139 Fuß mit zwei Höfen von 50 Fuß errichten, in dem die Erze nach dem sogenannten Vertrola-System bearbeitet werden sollten. Nach diesem werden dieselben erst gestampft, dann zu feinem Pulver gemahlen und in großen Kesseln während einiger Zeit Dampfbädern ausgesetzt, um dann in eisernen Phannen, einer Miniaturkopie des alten mexikanischen Atlatl gleichend, amalgamirt zu werden. Gegen eine halbe Million ward für Gebäude und Maschinen verausgabt, als man entdeckte, daß das ganze System nichts taugte. Von den 125 Stempeln sind vielleicht 30 aufgestellt, von 100 Phannen sind nur 20 gebraucht worden, der Rest liegt als altes Eisen umher. Die Mühle hörte auf zu arbeiten, ehe sie ganz vollendet war, und die Compagnie hat ihre Operationen sistirt. Die ist die Geschichte so mancher anderen Compagnie in Colorado. Heute, deren es an aller Handzahl und Erfahrung mangelt, veranschlagen die Herren zur Verhütung gewissen Verlustes in kürzester Zeit für ein gänzlich unbrauchbares Maschinen- und fast Gold- und Silber aus den Erzen zu gewinnen, legten sie eine außerordentliche Gewandtheit an den Tag, das Geld der Compagnie baldmöglichst verschwinden zu lassen. Aus diesem Grunde stehen manche auf die günstigste Weise gelegenen Werke still, und Erzgänge, die unter vollständiger Leitung reiche Ausbeute liefern würden, genügen oft kaum, um sehr mäßige Interessen für die angelegten Kapitale abzuwerfen.

Eine Meile oberhalb „Spanish Bar“ mündet „Trail Creek“ aus südwestlicher Richtung herbeiströmend in Clear Creek. Das Thal, aus welchem er hervorsticht, ist reich an gold- und silberhaltigen Erzen, allein man hat noch nicht daran gedacht, dieselben genügend auszubauen, und ein Gleiches ist es mit der Region von „Gold-river“, der zwei Meilen oberhalb Spanish Bar aus nordwestlicher Richtung aus in den Hauptfluss ergießt. Hier ist man in einer wilden Gegend angelangt; auf beiden Seiten erheben sich steile Felsengebirge zwischen 11,000 und 12,000 Fuß hoch, und der Fluss fließt oft durch enge, felsige Furchen zwischen ihnen. Später, in der Gegend von Donnerville, erweitert sich das Thal etwas, bis etwa 8 Meilen oberhalb Idaho es sich in zwei Theile spaltet, deren nördlicher die Goldwerke von „Empire Glen“ enthält, während am Ende des südlichen die Silberminen von Georgetown liegen.

VIII.

Zeit Permitt, November.

Das Thal, an dessen oberem Ende Georgetown liegt, bildet einen „Cul de sac“ am Fuß des Hochgebirges, welches die Gegend des stillen Ozeans von denen des atlantischen trennt. Von drei Seiten überragen Berge, deren höchster Gipfel (Hirons Peak) gegen 14,000 Fuß hoch, die eine Meile breite Thalebene ein, und zwei mächtige Gletscherbänke von Südwesten und Nordwesten her über und zwischen gewaltigen Felsbänken daherkommend vereinigen sich hier, den Boden von Clear Creek bildend, und in der auf diese Weise gebildeten Gabel liegt das Städtchen Georgetown.

Die erste Entdeckung von Silbererzen in dieser Region fand im September 1864 statt, wo H. B. Steele, James Huff und Robert Kaplan von Empire, etwa 10 Meilen von hier gelegen, eine Expedition unternahmen, um die Silbererze, die man hier vermuthete, aufzufinden. Dem südwestlichen Fuß folgten, erreichten diese „Prospectors“ die auf zwei Dritteln der Höhe des Berges gelegene Stelle, wo heute das Städtchen „Argentine“ steht, und wo Huff am 12. September gute Anzeichen von Silbererzen fand. Die vorgeschundenen Erze gaben von 200 bis 500 Dollars per Tonne, der Ertrag ward die „Belmont Lode“ benannt, und eine Compagnie unter der Bezeichnung von „Prim Silver Mining Company“ unternahm die Ausbeutung.

Drei Jahre später entdeckte Erzgänge enthielten durchgängig mehr oder minder silberhaltigen Blei-

Schichten überflüssig, und die Erze werden mittelst in Aufschendungen von je 100 Fuß untereinander angelegter Stollen abgegraben. Gross drei Meilen Stromab hat die Compagnie, welche dieses Bergwerk betreibt, ein gewaltiges Amalgamirungswerk angelegt, wo die Erze nach der sogenannten Freibergers Methode erst pulverisirt und durch Zerkleinerung von Stahlgitter und Mühle zerhackt und zuletzt in Amalgamirungsfässern mit Quecksilber analysirt werden. Das ganze Unternehmen ist eines der am solidesten begründeten und mit Sachkenntnis betriebenen, und berechtigt zu den besten Hoffnungen auf entsprechende Resultate. Der Vater Lode liegt zwischen 12,000 und 13,000 Fuß hoch.

Ueber die ganze Länge des Thales zwischen Georgetown und dem Silberberg, eine Entfernung von 8 Meilen, sind verschiedene andere mehr oder minder reiche Erzgänge vertheilt, meist silberhaltigen Bleisilber enthaltend. Einen derselben, die „Brown Lode“, verfolgen wir mehrere hundert Fuß lang auf der Oberfläche, wo sie leicht lenkbar ist, wenn man das an manchen Stellen liegende Gras oder Moos wegräumt. Zwischen den Bergen eines vom Wind angeriffenen Baumes hängen die Klumpen von Bleisilber wie große Trauben, von denen einige zerbrochen die bellglänzende Bruchfläche zeigen. Die erinnerte an die Entdeckung der Silbererze in der Nähe von Voshlar, wo die Werke, welche die Fuhrlaste während der Nacht an Hänge gebunden, die zu Tage liegenden Silbererze zerhacken hatten, so daß der Fuhrmann, welcher ihre blutenden Felsgelenke unterwies, die silbernen Klumpen Bleisilber wahrnahm.

So reich und vielversprechend die bis jetzt in der Nähe von Georgetown aufgefundenen Erzgänge auch sind, so scheinen sie dennoch nur die Vorläufer noch reicherer Schätze, deren Nähe sich bereits auf den weltlichen Gebirgsbänken in Peru, Montezuma und auf dem Silberberge in Neu-Mexico-Distrikt kund gibt. Dr. A. A. Hayes aus Washington gibt die folgenden Silbererze einiger Erzgänge an: Poramid Lode, Silber p. Tonne 2,400 lbs., 106,17 Toll., Merrimack 89,17 Toll., Polgon 34,13 Toll., Hart 140,57 Toll., Madison 111,07 Toll., Young 84,30 Toll., Finley 231,40 Toll., Siberian 135,44 Toll., Augustine 257,33 Toll.

In Georgetown sind zwei Versuche gemacht worden, Güterwerke selbstständig zu betreiben. Einer davon, ein Schmelzwerk von Herrn A. D. Jones angelegt, genügt den zu machenden Ansprüchen nur unvollkommen, Herr Jones hat einige Zeit in Freiberg studirt, kehrt aber nur einen oberflächlichen Begriff des Bergwerks zu besitzen, seine Erben sehen aus, als ob sie von jemandem mit dem Buch in der Hand gebaut worden seien, denn es an umfassender praktischer Erfahrung fehlt. Im zweiten Hüttenwerk hat Herr Martini, ein alter Mann der Freibergs Bergakademie, den Freibergers Amalgamirungsproceß eingeführt, den er mit gutem Erfolg betreibt.

Wiederum in Central ward uns auch in Georgetown die Ehre einer öffentlichen Empfangsfeierlichkeit zu Theil. Ein Komitee kam uns einen Theil des Weges entgegen entgegen, und man hatte die besten (einigen) Zimmer eines noch im Bau begriffenen Hotels für uns reservirt. Auch hier hatten wir an öffentliche Versammlungen Anspornen zu halten, und jeden Tag fanden wir Führer und frische Pferde bereit, um uns nach den verschiedenen Erzgängen zu geleiten. Ein spezielles Eingehen auf die Beschreibung derselben liegt ausserhalb des Rahmens dieser Zeitschrift, sondern ich beabsichtige, dies im Gegenstand eines besonderen Werkes über die Mineralreichthümer der Felsengebirge zu machen.

IX.

Zeit Permitt, December.

Ein Besuch der Colorado-Gebirge ohne die Parks der Sucht zu haben, würde zu unvollkommen sein, deshalb nahm ich gerne die Einladung eines Herrn Martin, der in der Nähe von South Boulder ein Goldbergwerk besitzt, an, und am 20. October traten wir unsere Expedition an.

Von South Boulder, wo wir die erste Nacht in Herrn Martin's Hause zubrachten, folgt man dem linken Ufer des boulder Parks, ein weites, sich fast ganz südlich nach Thal, ähnlich dem, in welchem Georgetown liegt und dessen westliche Meile breite Niederungen mit dem üppigsten Weizenfeldern bedeckt, über die einige kleine Seen verstreut sind. In der Nähe von South Boulder werden mehrere Goldwerke bearbeitet und am Ausfluß jeder Stampfmühle erhebt sich, am oberen Ende des Parks jedoch verliert die Natur nach in ihrem Uppigen, und verschiedene Weizenfelder vertheilt die Gegenwart von kleinen Kolonien dieser Baumarten des Westlandes.

Am Ufer von South Boulder verläßt man das Hauptthal, und das ganze Gebirge folgt dem Ufer, bis zu dem



William Grant Terrell. Originalzeichnung von John R. Smith. (2. 107.)

glanz, und während zwei Jahren wurden dieselben mit günstigem Erfolg bearbeitet, als die Entdeckung von neuen und viel reicheren Erzgängen am oberen Ende des nordwestlichen Baches plötzlich die Aufmerksamkeit der Vergleiche so gewaltig in Anspruch nahm, daß die wenigen Dörfer, welche bis dahin unter dem Namen Georgetown bekannt waren, innerhalb weniger Monate zu einem ansehnlichen Ort von 1500 Einwohnern anwuchsen.

Die neuen Entdeckungen liegen im „Silberberg“, von senklicher Form inmitten eines kraterartigen Ringes steiler Felswände, deren höchste Gipfel als Die Mullan, Republic Chertman und Grays Peak bezeichnet werden. Dem Ansehen nach zu urtheilen, sind alle Spalten dieses etwa drei Meilen im Umfang stehenden Berges mit Massen verschiedener Silbererze gefüllt worden, meist aus Kupfer, Promit oder silberhaltiger Galena bestehend, mit Quarz und Feldspath vermischt. Einzelne Proben haben von 500 bis 2000 Dollars per Tonne von 3000 Pfund gegeben, andere von einem sieben Fuß im Durchmesser haltenden Erzgange ohne Anzeichen entnommene Proben gaben: Gold 6,11 Dollars, Silber 75,11 Dollars, was ein überaus reiches Durchschnittsergebnis für einen Erzgang von so gewöhnlichen Dimensionen ist.

Dieser mächtige Erzgang, unter dem Namen „Hale Lode“ bekannt, liegt durch den ganzen Durchmesser des Silberberges zu Tage, so daß sich sein Umfang leicht berechnen läßt. Dieser Umstand macht das Entdecken von

Quellen des Baches, die man in der Nähe eines kleinen Gebirgskessels „Jenny Lake“ auf einer Höhe von gegen 11,000 Fuß nahe der Grenze des Baumreiches findet. Hier kann man sich in eine Alpenregion verleiht auslaufen. In dem Raute, durchdrungenen Wäldern des von steilen Felswänden umgebenen Sees spiegeln sich die, trotz der kalten Jahreszeit noch im Frühlings, hellsten Grün prangenden Bäume, unter denen man noch manche Herbstblume findet. Ueber den jenseitigen gewaltigen Felsbänken emporstehenden Tannen und Fichten glänzen die weissen Schneefelder, aus denen die Silberfläden kleiner Bäche durch sammeltartige Ratten herabrieseln, deren Ufer in allen Nuancen von Grün prangen, entweder laubig gelb, jauch und frisch oder tief dunkel, je nach Art der Alpenkräuter, die derselben bedecken. In weiterer Ferne sieht man andere kleine Felsgruppen über schneebedeckten Gipfeln erheben und ihre Dickschäden in die Thalgründe embleiden, während gegen Osten über den Mägen der tiefer liegenden Vorhöfe die unübersehbare Prärie sich in der weiten Ferne verliert.

Ein angenehmer Lagerplatz war kaum denkbar, und bald war unser Zelt aufgeschlagen, ein prächtiges Feuer gab uns Licht und Wärme, während die am See gelegene Prarie unseren Blicken treffliche Waide bot. Ein El (Kleinhirsch), den ich am Nachmittag geschossen, lieferte das Fleisch zu weiterer Mahlzeit, eine kleine heissen Lachs war ein angenehmes Getränk in der kühlen Nachtluft, unter Zeit eine Anzahl Pfeifchen auf das weiche, üppige Gras gebräut, während andere Pfeifchen die Tassen bildeten, ein wahres Non plus ultra des Comforts der Einside.

Am 21. am frühen Morgen begannen wir die Besteigung des Mount-Rainier, um den jenseits derselben gelegenen Mittel-Park zu betreten; Jelle und Vorträge zurücklassend, hatten wir bald die Baumgrenze überschritten und kamen durch eine öde Schneewüste weiter. Sobald man die Höhe erreicht, gewinnt man einen Blick in ein jenseits derselben gelegenes wildromantisches Thal, von phantastisch geformten, gewaltigen Felsmassen überlagert, umgeben den sich die riesigen, weissen Schnees ausdehnen, aus denen zahlreiche kleine Bäche entspringen, deren Vereinigung den Normen des Mount-Rainier bildet. Dunkle Tannen- und Fichtenwälder umgerten den Fuß dieser Hochgebirge, während in den Vertiefungen und Schluchten höhere und kleinere Seen mit ihren frischen, grünen Ufern gleich Zermalmen glänzen.

Endlich war die Höhe des Rainier erreicht, und der Park mit seinen Hochgebirgen, majestätischen Gängen, Klüften und den herzigsten begrenzenden Hochgebirgen breitete sich zu unseren Füßen aus. Das Thal des Grand River, etwa 30 Meilen lang und 5 oder 6 breit, schimmerte in jarter, silbergrauer Farbe, aus der das volle, laubige Grün der Fichtenhäuser und die und da sichtbaren Wasserpfützen wie Edelsteine hervorstuckten. Jenseits über denselben erhoben sich die Berggipfel des Hochgebirges, gegen deren Klippen, begraute Seiten die dunklen Waldungen grell abhachen, außer an Stellen, wo dieselben durch Feuer verheert wurden und die weissen Stämme allein übrig geblieben. Stellen, von hellen Strichbäumen beleuchtet, und tiefe, von dunklen Schatten erfüllte Schluchten unterbrochen hellen wie die gemalten Wälder der höheren Berggipfel, dann kommen sture, hohe Felsmassen, das Ganze bekrönt von gewaltigen Schneepiramide, überlagert vom Mount Rainier (17,000 Fuß), während von Norden nach Süden die gewaltige Gebirgskette, die Parks nach Westen abgrenzend, in weiter, weiter Ferne ihre stolzen Gipfel zeigt. In Breite des Effects, in luftiger Entfernung und Ausdehnung, in majestätischer Erhabenheit der Konturen und in eigentümlicher Harmonie der Farbe gleicht diese Landschaft keiner anderen, die ich je gesehen. Es fehlt mir an Worten, diese eigentümliche Kombination von Formen und Färbung in würdiger Weise zu beschreiben. Die gemalten Wälder, die erhabene Majestät der Alpen hat impenetrieren, hier ist es die gemaltige Ausdehnung, welche einen unbeschreiblichen Eindruck der Unendlichkeit macht, erhöht durch die Reizheit

der Atmosphäre und die bedeutende Höhe über der Meeresfläche, auf der man sich befindet. Eine neue unbekannte Vegetation umgibt uns, ein trüblicher Himmel wölbt sich über unseren Köpfen, das grauäugige Bild, welches sich vor uns entrollt, ist vollkommen in allen seinen Theilen, oder wenn eines der Elemente weniger vertreten ist, so verschwindet diese Mangelhaftigkeit, von der übermächtigen Majestät des Ganzen abhört.

Die Geologie des Parks ist wenig von der der Ebene verschieden, in der Thal findet man selbst auf dem höchsten Gipfel von Longs Peak, 14,000 Fuß über der Meeresfläche, Gebirge der neuesten tertiary Formation. Mineralien kommen im Mittelpark wohl häufig und in keiner großen Menge vor, doch liegen an verschiedenen Stellen diamantene Nöhlen zu Tage.

Die Schneefelder des Mittelparks werden während des Sommers von vielen Vögelchen befüllt, von denen die Vögel kommen, um in den heißen Bädern Heilung von Rheumatismus oder Hautkrankheiten zu suchen, während Andere diese Gegenden aufsuchen, um zu jagen oder zu fischen, denn Antilopen, Gänse, Elst und Vögel kommen hier sehr häufig vor, während die Gegendswasser voll Forellen sind, die oft drei bis vier Pfund wiegen. Die besten Quellen entspringen einem aus ihrem eigenen Niederdruck gebildeten Aethen in ein auf gleiche Weise gebildetes Wasser. Das Wasser hält an den verschiedenen Orten, wo es aus dem Aethen sprudelt, 45–46 Grad Fahrenheit, und da es in das Wasser fällt, 11°.

Ebenso zu hoch (8000 Fuß) für Agrikultur geeignet, bietet dieser Park viele tausend Acker des herrlichsten Weide-

landes an, aufmerksam nach den Fährten der Rinder spürend, die auf der frischen Schneefläche leicht zu verfolgen waren.

Der Anblick der Landschaft hat wieder ein neues, seltsames Bild. Obgleich über einen Fuß hoch, war die Schneefläche dennoch so hart und leicht wie Eisdecken, denn die Zweige besaßen sich nirgends unter der geringen Härte, und an vielen Orten war das Gras genügend dicht, um den Schnee vom Boden abzuhallen.

Wir hatten noch das Glück, einen Bären zu erlegen, den unsere Hunde aus einem Tischtisch herangezogen. Der leicht erkennbare Spar folgend, holten wir ihn nach kurzer Jagd ein und erledigten ihn, ohne daß Jäger oder Hunde Verlust von Leben oder Gliedmaßen zu beklagen hatten. Es war einer von der Art, die man hier als „Grizzly“ bezeichnet, allein weder so groß noch so kampflustig wie der kalifornische Bär. Seine Haut lieferte mir später eine gute Decke, sein Fleisch manchen guten Braten für unsere Freunde im Thal, die uns in dem kalten Schneesturm der vergangenen Nacht für verloren gehalten, jetzt um so freudiger willkommen hießen.

Philipp Eduard Devrient.

(1811–1891)

Philipp Eduard Devrient, Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Berlin, wurde am 11. August 1811 geboren.



Ein nächtlicher Auftritt. (2. 16.)

Ursprünglich für den Beruf seines Vaters bestimmt, trieb ihm seine dichterische und künstlerische Begabung dem Theater zu. Nachdem er schon eine Zeitlang in den Auftritten der Engländer und durch einen Klangeisen, roten Ton und geschulten Vortrag auf sich aufmerksam gemacht hatte, ward er im Jahre 1819 am königlichen Hoftheater zunächst als Baritonänger angestellt. Da Verdunstung und Unruhe eine reiche Begabung der Naturverbildung in ihm frühzeitig entwickelt waren, so war die schauspielerische Seite seiner Wirksamkeit schon als Sänger hervorragend, und alle jene Rollen, in denen er seine eigene Individualität verleugnen und in einem fremden Charakter aufgehen mußte, von bravourösem Glanz gekrönt. So trieb es ihn, bei Zeiten zum Schauspiel überzugehen. Nach zwölfjähriger Thätigkeit bei der Oper, worin er die Spiken der ersten und zweiten Partienpattien inne gehabt, entlagte er dieser ganz und widmete fortan seine ganze Kraft dem Schauspiel. Anfangs in dem Range der Jagen, Charakteristisch, auf welche seine Bildung und seine Versuchsrichtung ihn anweisen mußten. Hamlet, Lario, Rosa waren kennzeichnende Rollen seines ersten Schicks, während er im Lustspiel sich bereits in charakteristischen Rollen versuchte, wie der Rhein, Orgon (Tartuffe) u. a. m., als ein ehrenvoller Auf zu der Oberregie des dortigen Intendanten im Jahre 1844 nach Dresden zog.

Ungeachtet des bedeutenden Erfolges, welchen seine, besonders auf die Gerechtigkeit und Abwandlung der Darstellungen gerichteten Bemühungen hatten, bemogte ihn schon 1846 Konstantin mit den persönlichen Interessen seines jüngerer Bruders Emil, die nach Niederlagen und sich auf die Funktion eines dramaturgischen Beraters und auf die Darstellung jener Charakterrollen zu beschränken, in denen nur die Eigenständigkeit seines Talentes zum vollen Durchbruch kam. Rollen, welche eine geistige Reife, ein reichhaltiges Bekanntheit und eine vollständige Qualifikation zur Wiederholung lebenswunderlicher Empfindung mehr als lebende Leidenschaft voraussetzen, wie Nathan, Henriette, Marcell, Carlos (Clarissa), Polonius, Gellert, alte Wagner, Vetter, Meccant, Königsleutenant, Erbsitzer u. a. m., beschränken sein nummehreres Rollenreich.

Im Jahre 1852 wurde Eduard Devrient zur Reorganisation und Direktion der großherzoglichen Hofbühne in

ringerten Stoffwechsel und Ausathmungsgehalt der Körperoberfläche an Wärme, aber doch nicht so viel, als das Gefühl des Juckens glauben läßt, denn hier spielen auch die Hautnerven eine Rolle, indem sie, aus der Harnsäure mit dem Gefäßleben gebracht, sehr reizbar und empfindlich werden und eine Art von Juckreiz (im höheren Grade als Juckreiz bekannt) verursachen, der als Kälte empfunden wird. Daher kommt es besonders, daß vermeidliche, nervös gewordene Personen so leicht, auch am warmen Orte, juckeln. — Aus der Verwickelung der Haut gehen dann allmählig dauernde Verwundungen und Krankheiten innerer Organe und der Haut selbst hervor, weshalb vermeidliche Personen so häufig an Fiebern, Entzündungen und anderen Krankheiten leiden, die namentlich den weiblichen Teit betreffen.

Wir haben diese Folgen der Verwundung hier nur im Allgemeinen und in den hervorzuhebenden Erscheinungen angedeutet, um die Wichtigkeit der Abhärtung zu bezeugen. So durch und leicht und notwendig ist, sich von Jugend an früh abzuhalten, so gering und rückfälliger ist es, einer Verwundung, und namentlich das weibliche Geschlecht, in den normalen Zustand der Abhärtung zurückzuführen. — Die methodische Abhärtung hat immer, neben der Muskelübung, die äußere Haut zum nächsten Gegenstand, sie will die Nerventätigkeit derselben herabstimmen, das Mitleben und dessen Absonderungen in ihr beibehalten; dadurch wird erreicht, daß die Haut sich an Kälte, Feuchtigkeit, Wechsel der Luft etc. gewöhnt und allen diesen Einflüssen ihre ausgleichende Thätigkeit entgegenstellt. Bekanntlich bestehen die üblichen und bewährten Abhärtungsmittel in Angewohnung nicht zu warmer Bekleidung, viel Bewegung in freier Luft, Eisbäder bei Kälte, Regen und Wind, Gebrauch kalter Bäder und Douchen, Gymnastik etc. So muß die Jugend gewöhnt werden; andernfalls ist es aber bei Erwachsenen, die nicht so gewöhnt sind, namentlich beim weiblichen Geschlecht, wo nicht nur die heutige Kulturlebensweise eine allgemeine Verwundung bedingt hat, sondern wo die Haut auch Ansprüche auf den Teit hat, der durch eine vermeidliche Bekleidung der Haut vor Luft und Licht und Muskelarbeit geschützt wird. Die Zeit ist vorüber, wo ein Arzt von Erziehung einer erwachsenen, bis zur Nervosität verwickelten Person lagern

mühte: „Hätten Sie sich ab, nehmen Sie kalte Bäder und Luftbäder; tragen Sie sich kühler; legen Sie sich der Kälte und Feuchtigkeit eines jeden Windes aus!“ — Selbst Verwundungen sind schon die Personen von hiesiger Lebensweise und nervöser, trampfhafter Empfindlichkeit sehr gefährlich geworden, und ihr Körper verlangt, um nicht ganz aus der Stimmung eines erträglichen Gemeingeistes zu

wie? Durch die gewöhnliche Schule der Abhärtung, wie sie die frühe Jugend durchmachen soll, gewöhnt nicht; einmal würden sie dadurch noch nervöser und empfindlicher werden, meistens aber würde der sorgsam gepflegte Teit, die unverständliche Anstalt des schönen Geschlechts, die männliche Abhärtungsschule nicht zulassen, denn dem Manne würde es nicht zur Unzucht gereichen, wenn er eine derbe, durchwetterte, leicht- und luftgedrängte Haut hat, aber die Haut des Weibes erfordert Weiche, Feinheit, Weichheit und Durchlässigkeit. Das Weib soll keine Haut nicht allen abhärtenden Einflüssen preisgeben, die dieselbe raub, roth, derbe und undurchlässig machen könnten, namentlich die Haut des Gesichtes, Halses, der Brust, der Arme und Hände, für deren Schutz das Mutterleben aller Zeiten Schlei, Fächer, Sonnenarme, Chemischen, Ceram, Handschuhe etc. gefunden hat; das Weib soll sich aber auch nicht vermeidlich, es soll sich abhärten auf eine andere, gemäßigtere Weise, als das männliche Geschlecht.

Das erste und wichtigste Mittel der weiblichen Abhärtung ist höchste Körperreinlichkeit; sie lebt voraus: fleißige Abwaschung, warmes, im Sommer möglich kaltes Baden. Dieses Hauptmittel ist begleitet durch ein fleißiges Abreiben der gesunden Haut mit einem trockenen Handtuche oder wollenen Handtuch. Dieses Abreiben, welches den

heftigsten Einfluß auf die Hautorgane ausübt, deren Funktionen fördert, Störungen wieder ausgleicht und für dieselben unempfindlicher macht, soll nicht nur nach jeder Abwaschung mit lauwarmem Wasser und jedem Bade stattfinden, sondern auch acht bis zehnmal am Tage, so möglich täglich, als eine der Gesundheit dargebrachte Lebensordnung, und wer dieser mit angenehmem Gefühle begleiteten Thätigkeit folgen bald an sich erfahren. — Kalte Bäder, wie das männliche Geschlecht in nördlichen Klüften bei 12 bis 15 Grad R. zu nehmen pflegt, machen die weibliche Haut hart, zusammengezogen und zu unzügender Abhärtung geneigt; verbot, trampfhafter Frauen und Mädchen sollen nur warm und allmählig lauwarmes Baden, während ein gesundes, jugendliches Weib immerhin ein 3 bis 5 Minuten dauerndes kaltes Wasserbad oder eine Douch zur Sommerzeit zur Erfrischung und Reizung der Haut nehmen mag. In den ferneren Abhärtungsmitteln des weiblichen Ge-

schlechts, dessen gegenwärtige Erziehung das Gegenbild einer normalen, abhärtenden Körperentwicklung ist, zeigt sich in den wohlhabenden und städtischen Verhältnissen durchgehend in einem mehr oder weniger verwickelten Gewohnheitszustand, unterstützt durch die Folge des Teits, welcher Luft, Licht und Muskelarbeit ist. Die Mehrzahl der Mädchen und Frauen, welche aus dem letzten Müßiggange der Tochterkinder in das Schleppland der Anstandsbedame hineingewachsen sind, gehört jener Klasse von Menschen an, die wir als Verwundete durch geistige Nerventätigkeit der Haut und herabgeschimmtes Mitleben derselben kennzeichnen und in Folge davon gebräune oder orientkundige Gesichtsfarbe in sich tragen. — Sie müssen abgehärtet werden, das ist keine Frage, wohl aber



Hotel de la Poste (die Poststraße). (2. 1881)



Brücke von Genoa.

Wasser der Elbe.

Verkehrsstraße nach London.

Wasserstraßen.

Refektorien.
Das Convent.

Die Auserwählten.

Novelle

Max Ring.

(Fortsetzung)



Während die Freunde im Klub sich in solcher Weise über die Vergangenheit des Obersten unterhielten, sah er an dem Tisch der Majorin mit einer früher nie gekannten Wohlthatigkeit, indem er vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben die Früchte der gemüthlichen Hauslichkeit kennen lernte.

Da die Mutter zu leidend war, hatte Martha ihr Amt übernommen; sie bereite den Ahr in dem sammentenen Kleid und präsentirte ihm die erste Tasse mit der Annahme einer jungen Hebe. Einem Kenner konnte nicht die zunehmende Schönheit des Mädchens, ihre überaus schöne körperliche und geistige Entwicklung entgehen; mit Bewunderung verfolgte er ihre geistigen Bewegungen, bemerkte die Feinheit ihrer Züge, die jugendlichen Reize der schlanken, ebenmäßigen Formen, welche durch eine liebliche Hülle die beginnende Reife verriethen.

Der sinnige Ausdruck ihres Gesichtes, der heiteren, träumerischen Blick veränderte dem erkrankten Frauenkammer das erste Erwachen des jungen Herzens und steigerte nur noch sein Interesse an der hohen Erscheinung. Wie zuvor war ihm diese Veränderung so ausgefallen, als an diesem Abend, wozu wohl seine durch den vorangehenden Frost im Klub aufgeweckte Stimmung den größten Antheil haben mochte.

Es war ihm, als hätte sich ein Wunder zugegetragen, als wäre über Nacht die verschleierte Skene zu einer Jovialität aufgeblüht, deren Licht und Schönheit ihn überraschte, als hätte ihn ein nie zuvor erblickter Stern mit seinem Glanz geblendet.

Diese plötzliche Entdeckung übte eine eigenthümliche Wirkung auf den sonst so kalten und lächnen Lebemann aus; ihm mit unabweislicher Gewalt und erfüllte ihn mit ungewohnter Sehnsucht, daß er nicht in dem alten Ton mit ihr zu sprechen und zu scherzen wogte. Erst als Martha wegen einer häuslichen Besorgung das Zimmer auf kurze Zeit verließ, vermochte er sich zu fassen und sein Erklären über die unerwartete Veränderung der Majorin gegenüber auszubringen.

„Wie sie auch,“ sagte er, dem reizenden Mädchen nachblickend, bis sie durch die Thür verschwand, „daß unsere Martha mich übertrifft hat; sie ist über Nacht eine junge Dame geworden.“

„Wie geht es nicht besser, als Ihnen. Das Kind ist mir unbekannt über den Kopf gewachsen. Seit ihrer Entdeckung hat sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit entwickelt.“

„Und wie schön ist sie geworden! An der That, ich habe seit kurzer Zeit keine ähnliche Erscheinung gesehen, so anmuthig und begabter, daß ihr jedes Herz zustimmen muß. Wenn sie so weiter fortgeschritten, wird es ihr nicht an begeisterten Verehrern fehlen.“

„Wo denken Sie hin, lieber Oberst! Martha ist ja noch ein pures Kind.“

„Ein Engel des Himmels. Glückselig der Mann, dem sie einst angetraut wird!“

„Der Fall wird wohl schwerlich eintreten,“ versetzte die Majorin mit einem Seufzer. „Sie kennen die Welt genügend, um zu wissen, daß meine Tochter wenig oder gar keine Aussicht hat, eine angemessene Partie zu machen. Die meisten Männer denken in diesem Punkte anders, als mein guter Weiden, der nicht erst nach meiner Mühsal fragte. Martha besitzt kein Vermögen, und Sie werden es nur bereuend finden, daß ich um so besorgter für ihre Zukunft bin, je mehr sie heranzuwächst.“

„Sie vergessen, daß Ihnen ein Freund zur Seite steht, daß Weiden mit dem Schicksal seiner Kinder anderwärts hat, daß ich ihm versprochen habe, an Martha Waterhills zu vertreten.“

„Und Sie haben Ihr Versprechen in einer Weise gehalten, daß wir Ihnen niemals genug danken können. Ihrer Großmutter allein.“

„Sprechen Sie nicht mehr davon, oder Sie werden mich noch eifriger böse machen.“

„Aber so weniger dürfen wir ein neues Opfer von Ihnen annehmen, das noch dazu mit den größten Ansehensreizen für uns Alle verbunden sein würde. Leider weiß ich es nur zu genau, daß meine Tage gekürzt sind, daß ich sammentlich das Glück erleben werde, meine Tochter an der Seite eines würdigen Mannes zu sehen. Was soll aus dem armen Weiden werden? Wo soll Martha eine Zukunft finden, wozu soll sie werden, wenn ich nicht mehr bin?“

„Mein Haus wird ihr zu jeder Zeit offen stehen; ich werde sie aufnehmen und beschützen, wie mein eigenes Kind,“ erwiderte der Oberst mit angewandter Wärme. „Aber habe ich nie gewußt,“ versetzte die Majorin, indem sie mit schüchternem Besorgnis hinzusehte: „aber Sie selbst werden einsehen, daß Martha unmöglich in Ihrem Hause verweilen, unter Ihrem Schutze leben kann. Sie sind unerbittlich und —“

„Ich beiste der tolle Wüstenhahn,“ ergänzte der Oberst die stöhnende Rede. „Ich gelte für einen notorischen Hahn, Wüstenhahn, Spieler, Trinker und unerbittlichen Taugenichts.“

„Nein, nein! Ich kenne Sie besser, und mein guter Weiden hat mich gelehrt, den Kern von der Schale zu unterscheiden. Ich habe keine Freundschaft, keine Achtung für Sie gerührt.“

„Wohin ich Ihnen im höchsten Grade dankbar bin,“ erwiderte der Oberst, indem er ihre abgekehrte Hand tätselte. „Aber Sie stehen mit Ihren gütigen Ansichten von meinem Charakter allein; Ihre frommen Freunde, vor Allen der würdige Herr Pastor, dessen Jeter über den verlorenen Säuer und leben in mir den trübenden Tönen, der herumgeht, um die unschuldigen Lämmer zu verführen. Alle Fräulein im Lande würden sich mit verdrehten Augen betrügen, wenn Martha unter meinem Dach ein Nist suchen sollte, obgleich kein Einziger von der ganzen Gesellschaft nur die Hand ausstrecken würde, um ihr ein Stroh Brod oder einen frischen Trest zu reichen.“

„Vergessen Sie, mein edler Freund!“ bot die Majorin, den Aufseheren beschwichtigend, „wenn ich Sie wider Willen gekränkt habe. Aber selbst der beste Mann, wenn er auch den vorzüglichsten Ruf genießt, kann, so lange er unerbittlich ist, nicht ein Mädchen in sein Haus aufnehmen, ohne die Verleumdung herauszufordern.“

„Wenn es weiter nichts ist, so werde ich mich verheirathen,“ erwiderte der Oberst in einem Tone, der es zweifelhaft ließ, ob er im Ernst oder Scherz redete.

„Das kann doch nur Ihr Spott sein,“ versetzte die Majorin mit ungläubigen Mienen.

„Wenn es kein anderes Mittel gibt, die Zukunft Martha's zu sichern, so will ich ihr auch dieses Opfer bringen.“

„Was soll nicht mit so heiligen Dingen, wie die Ehe, seinen Scherz treiben,“ wachte die Majorin.

„Wer sagt Ihnen, daß ich scherze?“ entgegnete der Oberst in einem Tone, der einen plötzlichen energischen Entschluß verrieth.

Verlassen von dieser unerwarteten Wendung des Gesprächs schloß die Majorin verlegen, während Wüstenhahn in ein tiefes Nachdenken versank, das durch die Wiederkehr Martha's unterbrochen wurde. Vor ihren sonnigen Mienen, ihrem lindlich heitern Lächeln schanden die finsternen Schatten der sich Weiden unwillkürlich aufdrängenden Gedanken und Erinnerungen, wie Wolken vor dem lebendigen Hauch des frischen Morgenwindes.

Bald gewann auch der Oberst wieder seine frühere Heiterkeit und, wie die gewöhnlich bei solchen jauchzenden leidenschaftlichen Naturen zu geschehen pflegt, überbot er sich im Verlaufe des Abends an hinreichender Liebenswürdigkeit, als wollte er sich selbst belohnen.

Niemals war seine Unterhaltung brillanter, sein Witz glänzender gewesen, ohne auch nur im Geringsten das zarte Gefühl der Frauen zu verletzen. Er hätte in der Gesellschaft einer Einzel oder Recamier nicht mehr Geist, in dem Salvo einer Jettin nicht mehr reichhaltige Freiheit mit überraschender Galanterie zeigen können.

Als er endlich aus Wüstenhahn auf die leidende Gesundheit der Majorin Rücksicht nahm, ließ er beide Frauen voll Bewunderung zurück.

„Welch ein Mann!“ rief die Mutter unwillkürlich aus, indem sie sich mit Hilfe der sorgsamsten Tochter ausstreckte, um sich zu Bett zu begeben. „Wie schade, daß er keine Frau gefunden hat, die ihn verstanden! Er wäre glücklich geworden, als er sich jetzt zu fühlen scheint. Ich bedauere ihn von ganzem Herzen.“

„Und warum sollte Onkel Wüstenhahn nicht glücklich sein?“ fragte Martha voll jählicher Theilnahme.

„Weil ihm der innere Friede fehlt, den nur eine glückliche Heiratlichkeit, eine geliebte Frau, eine jähliche Familie dem Mann gewahren kann. Je älter er wird, desto einsamer und verlassener muß er sich fühlen.“

„Aber ich sollte doch glauben, daß es dem Onkel gar nicht schwer fallen kann, eine Frau zu finden. Er ist so gut, so liebenswürdig, so geistvoll, daß ich seine Gesellschaft für jedes andern Mannes vorziehe. Ich würde mich nicht einen Augenblick bestimmen, ihn zu heirathen, wenn ich wüßte, daß er dadurch glücklich werden könnte.“

„Das kann doch nicht sein Ernst sein,“ versetzte die Majorin überaus. „Wenden Sie den Unterschied der Jahre.“

„O! ich finde gar nicht, daß Onkel Wüstenhahn so alt ausseht. Papa war ja auch nicht mehr so jung, als er sich nahm, und das hat es doch nie bereut. Ich möchte überhaupt keinen so jungen Mann heirathen; ich habe weit mehr Vertrauen zu einem älteren Herrn, nach dem, wenn ich ihn so genau kenne, wie den Onkel, dem wir außerdem zu so großem Dank verpflichtet sind.“

„Du könntest Dich wirklich entschließen, ein so großes Opfer zu bringen?“ fragte die besorgte Mutter, zwischen Gerecht und Hoffnung schwankend.

„O, ich bin zu jedem Opfer bereit,“ entgegnete Martha mit dem schmerzlichen Enthusiasmus der Jugend. „Täglich breche ich auf meinen Knieen zu Gott, daß er mir doch gestatten möge, mein Blut, mein Leben für meine Lieben oder für einen großen, heiligen Gedanken hinzugeben. Was könnte ich Besseres thun, als meinen Freund, meinen Wohlthäter glücklich machen, noch dazu, wenn er, gute Mama, damit ein Gefallen geschieht.“

„Gott segne Dich, mein Kind!“ sagte gerührt die Majorin, indem sie ihre Hände auf das Haupt Martha's legte. „Doch aber ist es Zeit, daß wir Beide zu Bett gehen.“

Aber die besorgte, zärtliche Mutter suchte sich zu beruhigen, um so bald einschlafen zu können. Der einmal in ihre erwachte Gedanke befestigte sie so sehr, daß sie nicht so leicht die erzwungene Ruhe finden konnte.

Mit weiblichem Scherz hatte sie in Wüstenhahn's Herz einen tiefen Wund gethan; seine Ueberraschung, sein ungewohntes Verhalten ließen sie nicht länger zweifeln, daß Martha's Schönheit einen unumschriebenen Eindruck auf sein Herz gemacht. Die glühenden Blicke, wozu er das holde Kind verfolgte, die schlanken und doch so wohlgemeinten Worte bestärkten sie noch mehr in ihrem Glauben.

Diese Entdeckung schmeichelte eben so sehr ihrer mütterlichen Güte, wie sie ihre Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder beschwichtigte. Trotzdem stiegen mancherlei gerechte Bedenken in ihrer Seele auf, vor Allem die Ungleichheit des Alters, der notorisch able Ruf des Obersten und seine religiöse Ungläubigkeit.

Aber sie selbst hatte ihre Hand einem weit älteren Manne gereicht und mit ihm in der glücklichsten Ehe gelebt. Wüstenhahn's offenkundige Schwäche und Verirrungen beurtheilte sie mit der Milde des Frauenherzens, mit den Augen der Freundschaft, welche sie von ihrem verstorbenen Gatten für ihn gerech. Selbst seine Ungläubigkeit verzieh sie ihm trotz ihrer eigenen Frommigkeit, ja sie fand darin nur noch einen Grund mehr, der zu seinen Wünschen sprach, da sie eigener Erfahrung wußte, wie viel in dieser Beziehung eine liebende und geliebte Frau über ihren Mann vermag. Auch der gute Weiden hatte eine heimliche Jugend hinter sich, als er sich um sie bewahrte; auch seine religiösen Ansichten grenzten an Indifferentismus, an völlige Gleichgültigkeit, bis sie den schlummernden Keim in seiner Seele weckte und mit Hülsen des Pastor Lorenzen eine vollständige Umwandlung in ihm bewirkte.

Was ihr, der schwachen und feinesinnig durch äußere Schicksale oder hervortretenden Geist bewegten Frau, gelingen war, wußte in noch weit höherem Grade ihrer reich begabten Tochter gelingen. Welch eine Aufgabe, einen solchen Mann wie Wüstenhahn dem Himmel zuzuführen, von dem Untergange zu retten und für ein neues, schöneres Leben zu gewinnen!

So verbanden sich mütterliche Besorgnisse mit der innigsten Dankbarkeit, welche Verbindungen mit religiöser Schwärmerei in der Seele der armen, guten Frau, um das Glück einer jählich geliebten Tochter einer mehr als gefährlichen Probe auszuwerfen.

Aber auch Martha's schöne Augen floß heute der Schummer, und ihr Vordringen warf sich ungeduldig hin und her auf dem weichen Kissen, von allerlei schmerzhaften Gedanken und Empfindungen bestrahlt. Das wogte und wachte in der jugendlichen Brust, wie wenn der Wind über die grünen Saaten streicht oder die glatte Fläche eines frischen Sees kühlt.

Die große, wichtige Frage des Frauenheils beschäftigte ihren Geist. Des Weiden der Ehe, die innige Gemeinschaft mit einem Mann, von dem ihre Mutter so eben mit ihr gesprochen hatte, regte ihre Phantasie auf, obgleich kein unweiner Gedanke ihre Seele trübte. Mit der Klarheit eines Kindes sah sie über das geheimnißvolle Mysterium der Gattenliebe nach. In ihrer Unschuld verweilte sie die Jählichkeit der Tochter, die sie für „Onkel Wüstenhahn“ hieß, mit der wahren Liebe des Weibes, mit jener zwingenden Naturgewalt, welche die getrennten Geschlechter unabweislich zu einander zieht und befreit.

Sie selbst ahnte nicht, daß ihr Herz bereits gesprochen, daß ihr Geist wohl mehr übrig blieb, daß sie in der Tiefe ihrer Brust das Bild des Weibes barg. Wenn sie auch in diesem Augenblick unwillkürlich an den theuren Lehrer mit Sehnsucht dachte, so blieb sie doch über ihre eigenen Gefühle gegen ihn sich vollkommen unklar.

Sie sah nur zu ihm empor wie zu einem unerreichten Ideal, wie zu jenen hohen und überirdischen Erscheinungen, welche nie durch allzu nahe Berührung zu erreichen, zu erwidern fürchten. So oft sein Bild vor ihre Seele trat, erlöbte sie ihn unter der Gestalt des ihm verwandten Apostels, gleichsam von einem Heiligenkranz umgeben und mit einer himmlischen Glorie geschmückt.

Ihre Liebe bewog noch die Form der Anbetung, der höchsten Verehrung, sie erschien als eine Art Gottesdienst,

als ein Kultus des Genius, während Martha selbst einer frommen Priesterin voll schwärmerischer Andacht und enthusiastischer Frömmigkeit gleich.

Diese Tauschung mußte nur noch durch die gleiche Empfindung der Kandidaten unterhalten werden, der Feinsinn in Martha eine heilige Erblichkeit, deren Hingebung und Selbstaufopferung ihn mit frommer Scheu erfüllte und seine natürliche Schwärmerei nur noch steigerte. Seine Liebe, deren er sich allerdings mehr als sie schon bewußt war, trug denselben Stempel des selbstlosen Enthusiasmus.

Kein unklarer Wunsch, kein leidliches Begehren mischte sich in die stille und doch so mächtige Neigung, welche die beiden jungen Herzen erfüllte. In dem bedeutungsvollen Abend in dem Zimmer des Kandidaten war kein Gefühl, keine neue und innigere Annäherung gefühlt, obgleich sie sich seitdem öfters und zuweilen auch allein gesehen hatten. Es war, als ob die Erinnerung an jene heilige Stunde ihnen für das ganze Leben genügt, als wenn sie sich schätzten, durch ein Wort mehr, durch eine noch so leise Andeutung das Geheimniß dieser noch unerschöpflichen Liebe zu verrathen, den himmlischen Zauber zu zerstören.

Die wahre Liebe biegt sich wie das fruchtbare Samentorn in der Tiefe der Seele und leimt ungeheuren und ungehörig im Stillen fort, unter der schützenden Decke bewahrt vor der Kälte der Außenwelt, vor der verheerenden Kälte der Leidenschaft, vor den neugierigen Blicken der Menge. So wächst sie unbewußt und ungeachtet im Verborgenen, bis sie plötzlich zum Licht emporbricht, sich immer herrlicher und kräftiger entfaltet als die schönste Blüte, als die herrlichste Frucht an dem Baum des Lebens.

So war die Liebe Martha's ihr selbst ein heiliges Geheimniß, ein verborgenes Heiligtum, mehr Traum als Wirklichkeit, mehr Ahnung als Erfüllung, ein Samentorn im stillen Grunde, eine Perle im verschlossenen Muschelschloß.

Dennoch überfiel sie eine ahnungsvolle Bangigkeit, wenn sie an das Opfer dachte, das sie dem Freunde ihrer Eltern, dem Wohlthäter ihrer Familie bringen wollte. Es war nicht der Unterschied der Jahre, nicht die leisen Andeutungen über die Ertragsorgane des tothen Willens, welche selbst die Majorin nur vorsichtig berührte, sondern ein anderes, ungelöstes Gefühl, das sich dagegen stäubte.

Instinctmäßig warnte sie eine innere Stimme vor dem unerkünftigen Pervoth an dem eigenen Herzen, vor der Gefahr, die sie selbst über sich und ihre Liebe heraufbeschwören. Wie leises Wittern, das heraufziehende Gewitter, wie die rauschende Welle den nahen Sturm, so ver kündete die fliegende Bluth und das laute Rufen ihres Herzens, die innere Unruhe und Schlaflosigkeit den bevorstehenden Kampf, das Erwachen der noch verborgenen Leidenschaft.

Erst spät nach Mitternacht verfiel Martha in einen unruhigen Schlummer, aber selbst im Schlaf verfolgten sie noch die bedrückenden Gedanken. Ein banger Traum umschwebte ihren Geist und schredte sie mit warmenden Bildern und schädlichen Ahnungen. Sie selbst war das arme, unschuldige Kind des mittelalterslichen Dichters, das sein Leben, sein Herzblut für den kranken, ausfalligen Herrn nach der Sage opfern wollte, um ihn vor dem sicheren Tode zu retten.

Der frische Hitter des Gedächtnisses trug aber die Bäume Willensholms, seine hohe Gestalt war von Leiden gebeugt, sein Gesicht gealtert, erfüllt von den Spuren der schrecklichen Krankheit; mit bleichen, eingefallenen Wangen, verdorrten Lippen, und die Augen wild und unheimlich auf sie gerichtet.

Ein Schauer durchrieselte sie, als der Arzt mit dem scharfen Messer und der silbernen Schale in der Hand sich im Traum ihr näherte, um das heilkräftige Blut der reinen Jungfrau auszulangen, durch dessen Zauberkraft der kranke Herr von seinem Auszug genesen sollte.

Kampfhaft zog sich ihr Herz zusammen, als sie in dem Moment, der ihr Leben forderte, den geliebten Lehrer erkannte. Sie wollte aufschreien, aber die Kehle war ihr zusammengeklammert wie mit festem Bande, und eine Zentnerlast preßte ihre Brust zusammen.

Er achtete nicht auf den stehenden Bild, nicht auf ihre verzweiflungsvolle Angst; unbewußt zog er den blindenden Stahl nach dem jungen Herzen, aus dem ein rother Blutstrahl emporstieß.

Mit einem lauten Aufschrei erschauerte Martha und sprang von ihrem Lager auf. Erst nach einigen Minuten sammelte sie sich und erkannte die nächste Tauschung.

„Gott Lob!“ sagte sie mit gefalteten Händen, „daß es nur ein Traum war!“

7.

Unterdes befand sich auch der Oberst in einem Zustand seltsamer Aufregung, nachdem er den Theilhaber der Majorin verlassen hatte: das Bild des reizenden Mädchens verfolgte ihn, und er einig durch die Stroben schritt, und wich nicht, als er in seine einsame Jungfernenwohnung trat, wo ihn der alte Friedrich erwartete.

„Grüßlein Martha küßt Dich grüßen“, sagte Willensholms zu dem treuen Diener, der ihm den Mäxli abnahm. „Ich bedanke mich, Herr Oberst! Sie denkt also noch an mich, das liebe, gute Kind! Ja, sie ist ein wahrer Engel, und wenn ich sie sehe, geht mir das Herz auf und ich werde gleich um zwanzig Jahre jünger.“

Der Oberst lächelte über den Eifer des ehrsüchtigen Burschen, worauf sich dieser ermuntert fand, das Gespräch in denselben enthusiastischen Ton fortzusetzen.

„Seit ihrer Geburt hab' ich sie lieb gehabt und auf meinen Armen getragen, auf meinen Armen geschauelt. Wenn das Kind mich von Weitem sah, streckte es mir die kleinen, weißen Händchen entgegen und schrie so lange, bis ich es nahm. Ach! es war ein gar zu herrliches, liebes Ding, wenn es mich so süß anlachte und an meinem Schenkelbusen puspelte, da habe ich oft zu dem seligen Herrn Major gesagt: die Martha wird gewiß keinen andern Mann, als einen Soldaten nehmen.“

„Sie ist noch so jung, um daran zu denken.“

„Jung gezeit, hat Niemand gereut, und ein solches Staatsmädchen findet man nicht in der ganzen Garnison zum zweiten Mal wieder. Wenn die durch die Straßen geht, bleiben die Leute stehen und sehen ihr nach voll Freude, als wenn sie ihnen etwas geschickt hätte. Sie ist so schön — wie soll ich nur sagen — ja, wie ein blühender Rosenkranz, und dabei so gut, daß sie keiner Flüche, geschweige einem Neugierigen weh thun könnte. Nemlich sah ich, wie sie dem alten Anwalts mit dem Leierkasten ein Zweigeiselmädchen in die Hand drückte, obgleich sie, wie ich weiß, selbst nicht viel hat. Wenn ich Stabs-offizier wäre, müßte sie meine Frau werden und keine andere auf der Welt.“

„Und müßtest Du Dich verheirathen, Friedrich?“ fragte der Oberst, augenblicklich durch das treuherrige Gesichtswort des alten Dieners unterhalten.

„Wenn ich an ihrer Stelle wäre, Herr Oberst, da würde ich mich keinen Augenblick befürchten, wenn ich solch ein Brachstück fände. Aber ein armer Teufel, wie ich, darf freilich nicht daran denken. Bei dem Jungfernstücken kommt nichts Geheimnisses heraus, das können Sie mir glauben. Man hat keine rechte Freude und gebehrt nicht. Als der selige Herr Major sich verheirathete, da sagte er zu mir: jetzt bin ich erst ein ordentlicher Mensch geworden, und als die kleine Martha ihm geboren war, da hätte er mit keinem Reiz getauscht, die Thronen ließen ihm über die Boden und ich weinte aus Vergnügen zur Gesellschaft mit.“

„Du bist ein braver Bursche!“ rief der Oberst und klopfte ihm auf die breiten Schultern.

„Und als die Kinder erst größer wurden, das war eine Freude bei uns Leben im ganzen Hause, doch man darüber selbst zum Kinde wieder wurde. Dagegen kommt es mir hier so still und einsam vor wie auf einem Kirchhof, und ich hab' mich erst daran gewöhnen müssen. Offen gesagt, Herr Oberst, ich laun es nicht begreifen, wie Sie das aushalten; kein Weib, kein Kind, keine Menschenfelle, die nach Ihnen fragt und sich um Sie kümmern; keine Hand, die Ihnen zuwinkt, und kein Gesicht, das Sie anlacht. Wie selbst ist dabei ganz fertig zu Wuth, und ich begreife jetzt erst, das Sie lieber im Klub bis in die finsternen Nacht, als in der traurigen Wohnung sitzen.“

„Du hast wohl Recht, aber was soll, was kann ich thun?“

„Und das fragen Sie mich, Herr Oberst! Sie müssen sich verändern, ja, das müssen Sie. Sie sind ja noch ein schmaler Herr und brauchen nur zu winten. Die jungen und schönen Frauenzimmer werden sich nicht befinden, wenn es Ihnen Ernst ist. Die Weibskinder sind Alle auf's Heirathen verfallen, und wenn ein Oberst oder General kommt und anlacht, da möchte ich wohl sehen, ob Eine „Nein“ sagt. Aber putzen müssen sich der Herr Oberst, ehe es zu spät wird. Noch ein paar Jährchen vergehen schnell und dann kommt das böse Alter und der noch schlimmere Tod. Ich denke wohl manchmal daran, wie traurig das sein muß, so allein und verlassen dazustehen, von fremden Händen für Verpflegung sich pflegen zu lassen und seinen Menschen zu haben, der einem die Augen juckt und an unserm Grabe weint.“

„Es ist ein trauriges Schicksal, das uns erwartet“, versetzte der Oberst und versank in ein tiefes Nachdenken, das der alte Friedrich nicht zu stören wagte.

Die Worte des treuen Dieners fanden einen nur zu lebendigen Widerhall in dem Herzen des Obersten und zauberten das Bild des holden Mädchens mit all' der verlockenden Anmuth vor seine Seele. Martha's Schönheit reichte ebenso sehr seine Sinnlichkeit, wie ihre jugendfrische Unschuld ihm als ein schwarzes Band des höchsten Glückes erscheinen mußte.

Je länger er sich mit dem fleischlichen Kinde beschäftigte, desto heftiger wuchs seine Begierde nach dem Besitz eines solchen Schatzes, den ihm ein günstiges Geschick gleichsam in den Schoß geworfen. Er drängte auch die Hand auszuweichen, um die schönste Frühlingsblüte zu brechen, die ihm entgegenstehende Frucht zu pflücken.

Hier fand er Alles und noch mehr, als er je geträumt hatte, die Unschuld eines Kindes mit der Liebe eines Wei-

bes, die Jähtlichkeit einer Tochter, die Hingebung und Opferbereitschaft einer Priesterin, alle Tugenden in der schönsteren Gewand der Schönheit und Grazie.

Trotzdem schwante und jögerte er, den letzten entscheidenden Schritt zu thun. Zwischen ihm und seinem nahen Glück schwebten und drängten sich die schwarzen Geister der Vergangenheit, welche trotz aller Anstrengungen nicht von ihm weichen wollten.

Es gab Stunden und Tage in dem Leben des tothen Willensholms, wo er, wie so manche bevorzugte Naturen, trotz seiner zur Schau getragenen Heiterkeit an den Anwandlungen einer düsternen Melancholie litt und wie in ein finsternes Brüden über die Vee und Nichtigkeit seines Daseins versank.

Wäken in der heitersten Unterhaltung verblumte er plötzlich und starrte vor sich nieder, als hätte ihn die Erscheinung eines Gespenstes erschreckt. Dann fachte sich mit einem Mal die sonst so klare Stirn, die feurigen Augen verloren ihren Glanz, und in seinen sonst so energischen Zügen verrieth sich eine vollkommene Verengung, welche ihn weit entfernt erscheinen ließ, als er wirklich war.

Dies geschah auch jetzt, nachdem der Diener sich zurückgezogen und ihn allein gelassen hatte. In die gankenden Bilder der Gegenwart mischten sich die Erinnerungen an eine stürmische und leinewegs vorwurfsfreie Vergangenheit; zugleich regte sich das schmerzende Gewissen mit seinen ernsten Mahnungen, die bittre Reue mit ihren nagenden Qualen.

„Es ist eine Thorheit“, sagte er im stillen Selbstgespräch, „eine Thorheit, nur daran zu denken; für mich gibt es weder Glück noch Heile!“

Heftig war er ausgeprungen und durchmaß mit großen Schritten das matt erleuchtete Zimmer, als wollte er seinen eigenen Gedanken vor sich selbst entziehen. Die Blut der neuen Leidenschaft verband sich mit den alten, gewaltsam niedergehaltenen Empfindungen zur verzehrenden Flamme. Auf dem dunklen Grunde leuchtete ihm Martha's Schönheit wie am so heller, wie ein Stern in finsterner Nacht dem verirrteten Wanderer auf einsam verlorenen Pfaden.

Der süße Einsatz, den er der Majorin gegenüber ausgesprochen, gestaltete sich nach und nach in seiner Seele zum festen Vorsatz, zum energischen Entschluß, den er trotz aller Hindernisse und inneren Kämpfe mit der ihm eigenen Willenskraft verfolgte.

Seine Ansichten und Wünsche auf Martha's Hand fanden bei ihrer Mutter eine bereitwillige Bundesgenossin, da die arme, krankelnde Witwe so am besten die Zukunft ihrer Kinder zu sichern glaubte. Je näher sie sich ihrem Ende fühlte, je schwächer sie wurde, desto willkommener erschienen ihr die Bewerbungen des hochgestellten Mannes, dem sie noch dazu so verpflichtet war.

Oester nach als sonst kam der Oberst keil jenem Abend in das Haus der Majorin, und bald sprach die ganze Stadt von seiner bevorstehenden Verlobung mit dem schönen Mädchen wie von einer selbstverständlichen Sache.

Bei dem vertraulichen Verhältnis zwischen ihm und Martha hatte die Letztere keine Ahnung von dem wichtigen Ereignisse, das fast unerwartet für sie herbeigeführt wurde. Die väterliche Jähtlichkeit, die der Oberst ihr stets bewies, täuschte sie über seine wahren Gesinnungen, und sie erwiderte dieselbe mit der ganzen früheren Unbefangenheit und Naivität eines reinen Gemüthes.

Selbst als seine Absichten immer deutlicher, seine Wünsche immer bringender wurden, nahm sie keinen Anstand, ihm Gehör zu schenken. War er doch der bewährte Freund ihrer Eltern, der Wohlthäter ihrer Familie, der gutige Vormund und Onkel Willensholms, dem sie mit kindlicher Liebe und aus vollem Herzen anhangen war.

Niemand stand dem unerfahrenen Kinde zur Seite, um es über seine wahren Empfindungen, über die ganze Größe seines Opfers aufzuklären. Die kommen Freunde der Majorin hatten sich nach und nach, als die Befehle des Obersten immer häufiger wurden, zurückgezogen. Der würdige Prediger, zu dem Martha das vollste Vertrauen besaß, vermied jedes Zusammentreffen mit dem tothen Willensholms und große augenscheinlich, ohne den wahren Grund seines Unmuths zu verrathen. Die einzigen Beziehungen zwischen ihm und der Witwe seines alten Freundes waren abgetrennt, und nur in der Kirche sah Martha den ihr sonst so zugehörigen Geistlichen, der sie kaum noch zu kennen schien.

Aber auch der ihr einst so theure Kandidat war ihr fremd geworden, ehe daß sie sich einer Schuld gegen ihn bewußt war. Wenn sie ihn zufällig begegnete, so ging er rasch mit einem kalten Gruß an ihr vorüber, während sie in seinen treuen Augen einen stillen Vorwurf, in seinen Winken einen schmerzlichen Ausdruck zu lesen glaubte, den sie sich nicht zu deuten vermochte.

Wohl kam sie betrieht über diese Veränderung nach, aber in der Umwandlung ihres Herzens war sie weit entfernt, den wahren Grund seines traurigen Wandens, seines schließlichen Vermeidens zu endern. Mehr als einmal hatte sie sich vorgenommen, ihn nach der Ursache seines seltsamen und sie verlegenden Benehmens zu fragen, aber eine natürliche Scheu, in die sich ihre jungfräuliche Stolz

müßte, hielt sie immer wieder zurück, ihren Voratz auszuführen.

So vergingen Tage und Wochen in schwankender Ungewissheit, bis die verhängnisvolle Stunde schlug, wo der Oberst förmlich um ihre Hand anhielt und um ihr Herz ward.

Sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah, als der stattliche Mann in der glänzenden Uniform seines Regiments, die Brust mit den strahlenden, wohlverdienten Orden geschmückt, vor ihr stand und in einer nie zuvor von ihm gehörten Sprache der Leidenschaft, mit einem nie gekannten Ernst mit ihr redete.

Die imposante Würde, die er bei solchen Gelegenheiten zu zeigen vermochte, der Ton seiner zugleich gebietenden und jählich schmeichelnden Stimme, der Nimbus seiner ganzen männlichen Erziehung, seine stolze Siegesgewissheit hätten selbst einem reiferen Weibe, geschweige denn jungen, unerfahrenen Mädchen die Wahl schwer gemacht.

Mit dem Ansehen der väterlichen Autorität verband er jene damoische Gewalt über die Gemüther, der so leicht keine Frau zu widerstehen vermochte, wenn er sie erobern wollte. Er sprach mit hinreißender Beredsamkeit von seiner Keimung, von der Zukunft, die er ihr in den leuchtendsten Farben malte, von dem Glücke, das er ihr bereiten wollte. Jedes seiner Worte trug den Stempel der Aufrichtigkeit und einer wahrhaft gewinnenden Jähheit, indem er sie ermahnte, nur den Eingebungen ihres eigenen Herzens zu folgen und sich von seiner Rücksicht, von seiner Billigkeit der Dankbarkeit bestimmen zu lassen.

Der entscheidende Augenblick war gekommen, und trotz ihrer Jugend hügte Martha die Bedenkungen und den hohen Ernst der Stunde. Ihre Wangen erbleichen, ihre Kniee zitterten, und ihr Herz pochte lauter in der gepreßten Brust. Ein unbeschreiblicher Schmerz durchwühlte ihre Seele und eine innere Angst warnte sie vor dem verhängnisvollen Schritt. Aber ein Blick auf das Haupt der väterlichen Autorität, die Augen der Mutter, die Erwartung an die Zustimmung des Obersten, das Bewußtsein an den verstorbenen Vater, dessen Leben und Tugend sie verehrte, er gewannen sie, und sie, als die aufsteigenden Bedenken zu verdrängen, die warnende Stimme eines sich selbst noch nicht bewußten Vaters zu unterdrücken.

Das war entschlossen, ein Opfer zu bringen, so schwer es ihr auch fallen mochte, und brachte es jetzt mit der vollen Hingebung ihres jungen, schwermüthigen Herzens. Mit diesem Gelübde reichte sie dem älteren Manne ihre Hand, drückte seine kalten Rüste, seine leidenschaftlichen Umrangungen, zufrieden, um solchen Preis die Ruhe ihrer besorgten Mutter, die Zukunft eines geliebten Bruders und das Glück eines edlen, großmüthigen Mannes zu erkaufen.

Sie wurde die Braut des Obersten, ohne an sich nur zu denken, mit Verleugung jeder Selbstsicht, mit dem stillen Voratz, ihn zu lieben und durch die hingebendste Hingabe seinen Edelmut zu vergelten. Mit diesem Entschluß war auch die nur einen Augenblick verlorene Ruhe und der stille Friede ihres Herzens zurückgekehrt.

Nur ein Gedanke betrückte und quälte sie, der Gedanke an die fortwährende Entfremdung des würdigen Vaters und seines Sohnes, der nach wie vor zu jünnen schien und Martha's Verlobungsanzeige nur mit einem kühlen, höflichen Glückwunsch erwiderte. Dadurch war die vorhandene Spannung nur noch größer, die trennende Kluft nur noch auffallender geworden. Was hatte sie gethan, um eine solche Kränkung zu verdienen? Als sie ihre Mutter im Vertrauen deshalb befragte, deutete diese auf die ihr aus früherer Zeit bekannte Aehnlichkeit zwischen Widenbush und dem Verlobten, Nichtsdestoweniger schloß sich Martha schmerzhaft berührt von diesem Ver-

hältnissen, und sie glaubte nur der Eingebung ihres Herzens, der Pflicht gegen den von ihr verehrten Seelenvater und Lehrer zu folgen, als sie eines Morgens den würdigen Vater in seiner Wohnung aufsuchte und sich durch die gute Frau Gumprecht bei ihm anmeldete.

Schon der Empfang von Seiten der ihr so freundlich gesinnten Wirthschafterin hätte sie über das Vergnügen dieses annähernden Schrittes belehren können. Mit einer Mischung von verwunderten Erstaunen und mütterlichem

Gumprecht, erwiderte sie mit freundlicher Anbefangenheit.

„Ja, ja!“ fuhr die Wirthschafterin in demselben Tone fort. „Wenn man es erst so weit gebracht hat, da vergißt man wohl seine alten Freunde und kümmert sich nicht mehr um sie, wie um einen Strohhalm.“

Doch das nicht der Fall ist, beweise ich am Besten durch mein Hiersein. Ich bin ja nur gekommen, um den Herrn Regimentsverlobten zu sprechen.“

„Sie wollen wirklich mit dem Herrn Vater reden?“

Das ist ja sehr gütig von Ihnen und wird ihm eine besondere Ehre sein,“ erwiderte die Alte ironisch.

„Mein Gott!“ rief Martha verwundert, „was ist denn geschehen, daß Sie mich in dieser Weise empfangen, Frau Gumprecht! Ich weiß nicht, womit ich Sie oder gar meinen würdigen Seelenvater beleidigt habe. In meinem Herzen hege ich noch immer dieselbe Liebe und Achtung für ihn und sein ganzes Haus, obgleich er sich in letzter Zeit von uns zurückgezogen hat. Das schmerzt meine Mutter und beunruhigt mich um so mehr, da ich den Grund nicht kenne und mir seiner Schuld bewußt bin. Deshalb will und muß ich den Herrn Vater sehen und ich bitte Sie, ihn zu fragen, ob ich ihm willkommen bin. Ich werde Ihnen gewiß für diese Gefälligkeit stets dankbar sein.“

Selbst der Unwille der mütterlichen Wirthschafterin vermochte nicht, der liebenswürdigen Offenheit Martha's länger zu widerstehen. Der runzelige Mund verzog sich zu einem freundlichen Lächeln, die gekrümmte Stirn glättete sich wieder und die scharfen, ein wenig gereizten Augen blickten so mild, als sie nur immer konnten.

„Nun, ich will nachsehen, ob der Herr Vater zu sprechen ist,“ sagte die Alte und entfernte sich.

Während Martha ihre Ankündigung erwartete, richteten sich unwillkürlich ihre Blicke nach der bekannten Thürschwelle des dreierlei Kandidaten, wo sie vor Jahren den schönsten und bedeutendsten Windsturm von ihm empfangen hatte.

Sie tief sich den veranlassenden Augenblick zurück, wo er in bequemer Schwärmerei ihr sein großes Herz erschlossen, wo er, gleich dem Apostel, im matten Abendsonnenchein vor ihr stand, selbst glühend vor Begeisterung und himmlischer Liebe.

Mit schwererlicher Wehmuth gedachte sie der verangangenen Zeiten, als sie auf die verschlossene Thür unablässig blickte, in der stillen Hoffnung, daß sie sich öffnen und der Fremde ihrer Jugend ihr wie einst inwändig lächelnd daraus entgegen treten würde.

Mit zurückgehaltenem Athem lauschte sie auf seinen Schritt, auf den Ton seiner sonoren Stimme, ob er kein Laut, kein Wort verrieth seine erliche Gegenwart.

Sie wollte, sie trauerte mit ihm sprechen, nur einmal noch in sein treues Auge blicken und darin seine Vergebung lesen, obgleich sie sich bewußt war, ihn nicht mit Willen gekränkt zu haben.

Ihr edler Sinn konnte den Gedanken nicht ertragen, von dem Fremden verlassen zu werden; er mußte sie anhalten, ihr verlobter die Hand reichen, da sie die Achtung, die Liebe des verehrten Lehrers nicht zu verletzen vermochte.

Die Sehnsucht ihres Herzens streifte sich zur hiebertrosten Ungeduld, zur brennenden Qual, wie sie nur die wahre Liebe kennt. Aber die Unschuld ihrer Seele war so groß, daß sie keine Abnung von der Lüge hatte, in der sie sich fortwährend befand, indem sie nur der Eingebung ihrer Freundschaft zu folgen glaubte, während sie doch allein der Wuth der ihr selbst verbotenen Leidenschaft gehorchte.

Endlich erschien Frau Gumprecht und brachte mit ungeschlagenem Gesicht die Antwort des in seinem Eifer



Gräfin Gumprecht in ihrem Kitzler in Bologna. (Z. 163.)

Widder starrte die Alte Martha an, als diese ihren Wunsch zu erkennen gab.

„Lohnt sich das gnädige Fräulein auch einmal bei uns sehen?“ sagte sie in mütterlich ironischem Ton. „Früher waren Sie kein so seltener Gast, aber seitlich die Zeiten und die Menschen ändern sich. Fräulein Martha sind jetzt eine vornehme Dame geworden und werden bald noch höher steigen. Frau Oberst! Ei, wer hätte das gedacht! Na, ich gratulire zu einem solchen Glück.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, liebe Frau

...



Zweihundzwanzigster Band.
Elfter Jahrgang,
Neuer Part.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

Herausgegeben von
F. W. Hackländer.

Stuttgart, Mai 1869.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder R. 1. 65 fr. Rhein.

Inhalts-Übersicht.

Text: Sir Walter Raleigh als Lebender. — Gedächtnis und das Leben Sir Walter Raleigh's von Friedrich Bodenstedt. — Aus der Kaiserin'schen Gruft von Karl Teich. II. — Der deutsche Aquarell von Hans Nisch. — Der Schöpfer des britischen Aquarells. — Bericht

über den von August Strindberg. — Das kleine Carlo Tominio in Rom. — Der Kaiser von der Kaiserin'schen Gruft. — Die Kaiserin'sche Gruft von Hans Nisch. — Der deutsche Aquarell von Hans Nisch. — Der Schöpfer des britischen Aquarells. — Bericht

über den von August Strindberg. — Das kleine Carlo Tominio in Rom. — Der Kaiser von der Kaiserin'schen Gruft. — Die Kaiserin'sche Gruft von Hans Nisch. — Der deutsche Aquarell von Hans Nisch. — Der Schöpfer des britischen Aquarells. — Bericht

Sir Walter Raleigh als Lebender.

Erzählung aus dem Hefen Elisabeth's
von Friedrich Bodenstedt.
(Fortsetzung.)

4.

Als Sir Walter am andern Morgen ziemlich spät erwachte, fand er zu seiner freudigen Ueberraschung auf dem Tische vor seinem Bette einen allerliebsten, frischduftenden Blumenstrauß, umwunden von einem Papierstreifen, auf welchem mit Auführungszeichen die Verse eines ihm unbekannten Dichters standen:

„Ach unheimlichen Kerkern
Gewachsen die holden Blumen:
Ein dankter Grund hat sie genährt,
Und Vinesgelenk hat sie verliert:
Sie führen ihren Tod die Leiden
Und blühende Gedanken haben.“

Er überlas die Verse in der sauberen, klaren und doch zierlichen Handschrift Mary's wohl zwanzigmal und noch eben so oft an dem Blumenstrauß, und jedesmal zog ihm wirklich ein neuer, blumiger Gedanke durch den Kopf. Er hingelte seinem Bedienten, ließ sich Schreibzeug und Papier bringen und schrieb auf seiner Mappe, so gut es im Bette gehen wollte, ein langes Dankgedicht an Mary, voll anmuthiger Gedanken und glühender Empfindung.

Sein Bedienter, welcher ihr das Gedicht überbrachte, kam nach kaum einer Viertelstunde mit folgender schriftlichen Antwort zurück:

„Meinen Dank für Ihre reizende Morgenüberrauchung werde ich Ihnen mündlich abzahlen. Ist Ihnen das recht?“

Ihre Ihnen treu und herzlich ergebene Mary.“



Alfred Edmund Welch, der Schöpfer des britischen Aquarells. (Z. 522.)

Sir Walter erwartete Mary's Kommen mit Ungeduld; sie aber ließ drei volle Stunden auf sich warten und blieb dann nur ein paar Minuten, da sie gleich auf ein druckbares Gut fahren mußte, wie sie zu ihrer Entschuldigung sagte. Beim Eintreten ging sie ganz unbefangen auf Sir Walter zu und drückte mit den Worten: „Hier ist mein versprochenes!“ einen ruhigen Kuß auf seinen Mund, ohne des Gedichtes weiter zu erwähnen, als ob sie eine Götze wäre, der solche poetische Opfer längst zur Gewohnheit geworden.

Er hatte in das Gedicht doch ein gutes Stück seines Herzens gelegt und wurde schmerzhaft durch die Bemerkung berührt, daß es so wenig Eindruck auf sie gemacht zu haben schien. Den dankenden Kuß hätte er ihr gern erlassen, denn die Gefühle, denen sein Gedicht entsprungen war, schienen ihm mehr werth zu sein als tausend solcher Küsse. Doch war er zu stolz, sich jetzt darüber zu äußern; er fragte nur: „Was treibt Sie denn so eilig wieder fort, Mary?“

„O, ich erhielt vor einer Stunde einen Brief, der mich nach Cornhill-Haus einludet, wo ein Freund von mir, Mr. Hartfort, der berühmte Lautenspieler, eingetroffen ist, um den Geburtstag der Lady Clair durch sein Spiel zu verherrlichen. Man wünscht sehr, daß ich dabei singe, und ich möchte es nicht abschlagen, da wir schon oft zusammen musiziert haben. Lady Clair hat mir gleich Ihren Namen geschickt und darum muß ich mich beeilen, fortzukommen.“

„Gut, so fahren und singen Sie!“ sagte er trocken.

Sie bemerkte seine Verstimmlung und ging mit einem trostigen Aus-

druck im Gesichte, der ihr gar nicht gut stand, ohne ein Wort zu erwidern. Doch sich plötzlich anders befinnend, legte sie ihm und sagte, einen Brief aus der Tasche ziehend: „Sie sehen, ich kann nicht anders, die Einladung ist dringend.“ Er nahm den Brief und las:

„Meine einzige Mary!“

„Gestern Abend hier angekommen, habe ich keinen andern Wunsch, als Sie auch hier zu sehen und Ihre herrliche Stimme zu hören. Lady Clair, deren Geburtstag morgen ist, theilt mein Verlangen nach Ihnen und ich will gleich Ihren Wagen mit, um Sie sicher herzubefördern. Also, liebe Freundin, zögern Sie nicht, in unsere Arme zu fliegen! Sie werden dadurch unendlich glücklich machen Ihren allzeit getreuen

Charles.“

„Allerdings, ich sehe, die Einladung ist dringend“, sagte er, ihr den Brief zurückgebend, „und ich begreife, daß Sie keine Zeit zu verlieren haben, in die Arme Ihres allzeit getreuen Charles zu fliegen, als seine einzige Mary!“

„Nun, so wirklich ist das nicht gemeint“, erwiderte sie, einigermaßen verlegen; „ich bin noch nie in seine Arme geflogen.“

„Ist es indessen, zu fragen, wor dieser Charles ist?“

„Daran ist nichts; es ist Mr. Harefort, der Lautenspieler, den dem ich Ihnen schon gesprochen habe.“

„Und mit welchem Verlangen sehen Sie auf so vertrautem Fuße?“ fragte Sir Walter in fast schmerzhaftem Tone.

„O, Mr. Harefort ist ein großer Künstler!“ entgegnete Mary bestig.

„Ich habe ihn auch öfter gehört und ihn als ganz guten Lautenspieler schätzen gelernt; aber als Menschen kann ich ihn nicht schätzen nach dem, was ich von ihm weiß“, bemerkte Sir Walter.

„Ich vertheile ihn sehr als einen großen Künstler und kümmere mich um sein Verdiensten nicht“, erwiderte Mary entschieden und verließ das Zimmer, ohne Abschied zu nehmen, und mit einem Ausdruck des Trostes, der ihr Gesicht sichtlich heiter machte.

Sir Walter hätte sie lieber nicht so gesehen; er konnte das verzernte Bild nicht wieder los werden.

„Ein solches Exemplar von echter Weiblichkeit“, murmelte er lachselnd vor sich hin; „ich hatte mir bisher andere Vorstellungen von echter Weiblichkeit“ gemacht!

Dieses Mädchen, das ihm so demüthig entgegen gekommen war, das vor ihm gekniet und ihn in göttlicher Hingebung die Hände geküßt, nahm jetzt bei der ersten Unmuthsvorstellung eine Miene an, als ob sie auf ihn stolz herabzusehen das Recht habe, bloß weil er sie so hoch gestellt hatte. Sie war fortgegangen, ohne ihn nur eines Abschiedswortes zu würdigen, und hatte hinter sich die Thüre zugeschlagen, daß die Fenster klirren. Ein so ungelegenes Verhalten war ihm noch bei seiner geliebten Dame vorgekommen. Wäre Mary nicht das Kind wirklich gebildet und im Umgang höchst Rücksichtsvoller Eltern gewesen, so würde Sir Walter ihre Unart einfach mit Mangel an Verziehung entschuldigt haben. In diesem Falle aber konnte er das nicht. Und wer war dieser Mr. Harefort, um dessenwillen sie so hart mit Sir Walter umgegangen? Ein überaus feiner Geist von hübschem Talente, aber ohne jeden sittlichen Halt. In seiner Jugend hatte er durch seine zerstreute Gestalt, seine fortwährenden Reisen, sein hübsches Wesen und einschmeichelndes Spiel viel Glück bei den Damen der hohen und niederen Welt gemacht, aber nie die Freundschaft eines gediegenen Mannes zu erringen gewußt, die doch immer der sicherste Maßstab für Manneswürde bleibt. Jetzt stand er auf der Grenze zwischen Jugend und Alter, sah schon sehr abgelebt aus, hatte Frau und Kinder, die freilich wenig von ihm hatten, und that bei alledem immer noch so schön wie ein toter Aal von zwanzig Jahren.

Sir Walter wußte sehr gut, wie unberechenbar schwach die meisten Frauen jedem Virtuosen gegenüber sind, besonders wenn er reich und hübsch ist; allein er hatte Mary in seiner Liebe zu ihr für eine Ausnahme von der Regel gehalten, und daß sie das nicht war, daß sie auf so vertrautem Fuß mit einem Mr. Harefort stehen konnte, schmerzte ihn tief. Er ließ sich sein Schicksal bringen und suchte seinen Unmuth in dessen Laß zu machen, die jedoch, weil sein rechter poetischer Schatz hineinverloren war, seine Unzufriedenheit nur wuchsen, so daß er die meisten wieder ausstieß. Nur folgende blieben stehen:

Nicht ich, was einem ersten Mann
So zur Entzweiung treiben kann.
Als wenn die Frau, die er beehrt,
Sich dadurch auch zu Wiedertreibet.

Wie ich mit dem Tunge der Welt nicht sah.
Wie lieblich, wie reich erdacht Du mir da!
Dah Du zu mir fändest die Liebe vertriebt,
Rund, daß Du mir lieblich und reich nicht blüht!

Ein paarmal schloß ich die wohl der Gedanke, ob er
Mary nicht Unrecht thut, ob sie nicht Grund gehabt, sich

befriedigt zu fühlen durch seine Bemerkungen über ihren vielleicht ganz unschuldigen Verstoß mit Mr. Harefort, nachdem sie ihm doch erst kurz vorher so vollständige Beweise ihres Vertrauens und ihrer Liebe gegeben? Jedemfalls wollte er nicht verdammen, bevor er näher geprüft.

Mary kam erst am dritten Tage von ihrem Ausfluge zurück. Sie begrüßte ihn ganz unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre, mit einem leichten Lächeln auf die Wangen. Es fiel ihm auf, daß sie keine Hand nicht mehr küßte, seit er ihre geküßt. Es fiel ihm ferner auf, daß jede Unterhaltung mit ihr bald in's Stoden gerieth, wenn nicht von ihrer eigenen Person die Rede war, oder von einem ihrer Lieblingsbücher, wozu auch Mary's Romane gehörten. Oft lagen sie stundenlang beisammen, ohne daß die Unterhaltung recht in Fluß kommen wollte. Wenn er etwas erzählte (und er war einer der besten Erzähler seiner Zeit), so hörte sie sichtlich zerstreut zu, oder entfernte sich wohl gar unter irgend einem Vorwand, ohne das Ende abzuwarten. Wenn sie etwas erzählte, so bezog sich das immer auf ihr dargebrachte Andenken. Für alles Andere schien sie wenig Sinn zu haben. Da er nun selbst im Begriff gewesen war, ihr Herz und Hand anzubieten, so konnte er sich ganz wohl denken, daß Andere vor ihm sich in gleicher Weise zu ihr hingezogen gefühlt hätten. Aber desto unangenehmlicher und widerstrebender war es ihm, zu bemerken, daß sie mit besonderer Vorliebe von den Qualitäten solcher Personen sprach, welche des herrlichsten Haares gewiesen. Es schien ihnen besonders Reiz für sie zu haben, ihre Tugend mit dem Laster zu messen. Er wollte das sehen, wie weit ihre Schwäche in dieser Richtung ging, und benutzte einmal eine günstige Stunde, um sie recht in ihr Ohrwasser zu bringen, wo das Ohrpferd sie denn bald auf den allen feindseligstbrüngen Lord führte, der Weib, Kinder und Kindeskind verlassend wollte, um Mary zu heirathen, weil er vor seiner Bekanntschaft mit ihr nicht an weibliche Tugend geglaubt.

„Der arme Mann!“ rief Sir Walter ein, „er muß wirklich traurige Erfahrungen in seinem langen Leben gemacht haben.“

„Gewiß!“ bestätigte Mary ernst.

„So viel ich weiß, hat er schon seine dritte Frau?“

„Ja; von der ersten hat er sich scheiden lassen, und die zweite ist ihm gestorben.“

„Und nun wollte er sich von der dritten auch scheiden lassen, um Sie zu heirathen?“

„Ja; er hat mich unglücklich lieb. Natürlich hab' ich ihn nicht genommen, obgleich seine tüchtige Frau mir zu redete, weil sie glaubte, er werde mit mir glücklicher leben als mit ihr.“

„Und Sie lieben ihn auch?“

„Ich liebe ihn nicht, das bricht, ich betrachte ihn als meinen unglücklichsten Freund. Seine Abhängigkeit an mich ist wirklich rührend; er schreibt mir fast jede Woche; erst neulich hat er mir sein Bild geschickt, das in meinem Zimmer hängt. Sie müssen es sehen, wenn Sie wieder auf sein können; er sieht immer noch sehr stattlich aus und muß einmal ein sehr schöner Mann gewesen sein.“

„Er ist noch ein schöner alter Mann“, bemerkte Sir Walter. „Ich kenne ihn wohl; er hat viel erlebt, auch geliebt, und erzählt gut.“

„Hörst du?“ rief Mary mit leuchtenden Augen; „auch seine Briefe sind reich“, fuhr sie fort. „Soll ich Ihnen ein paar davon zeigen?“

„Nicht je!“ entgegnete Sir Walter, „den es nach diesen erbaulichen Befremdungen durchaus nicht gelüfte, des alten Sünders Liebeserklärungen zu lesen, in welchen allein Mary, wie er sie nimmer seines gedenkt hatte, den Reiz der Briefe finden konnte. Er wollte erst dem Gespräch eine andere Wendung geben, konnte sich aber doch nicht enthalten, dem einmal in ihm angeregten Gedankengange zu folgen. Ihm schloß die Wichtigkeit des Geistes, schnell von einem Gegenstand zum andern überzuspringen. Daß ich ein paar Fragen an Sie richten, meine liebe Mary!“ sagte er in fast väterlichem Tone, dabei ihre Hand ergreifend, die sie nicht zurückzog.

„U, warum nicht!“ erwiderte sie freundlich.

„Und versprechen Sie mir, meine Fragen aufrichtig zu beantworten!“

„Wenn ich kann.“

„Nun wohl. Ist es Ihnen nie in den Sinn gekommen, daß es wenig schmeichelt für eine junge, unschuldige Dame sein kann, wenn ein alter Mann von nicht unbedeutendem Rufe, und noch obendrein ein verheiratheter Mann, ihre Liebeserträge macht?“

„Nein!“ Er glaubte eben in mir zu finden, was er bis dahin nicht gefunden hatte. Er stellte sich höher als die Andern, und das konnte nur durch nur schmeichelt sein.“

„Sie sehen also kein Unrecht darin, daß ein Mann Weib und Kinder zeitlich als Liebe zu Ihnen?“

„Weil ich ein Unrecht darin sah, daß ich es zu verhindern gesucht und mich befleißt, die Liebe des alten Mannes in Freundschaft zu verwandeln.“

„Und können Sie einen Mann wirklich achten, der aus grenzenlosem Egoismus das Glück seiner ganzen Familie auf's Spiel setzt?“

„Seine Familie würde durch mich nicht unglücklich geworden sein.“

„Sagen Sie denn kein Verdammungsurtheil über seine Frau und seine eigenen Töchter darin, wenn er Ihnen gesteht, Sie seien das erste Weib, in dem er sich weibliche Tugend gefunden!“

„Dabei hat er wohl an seine Frau und Töchter nicht gedacht, die sich mit Recht eines sehr guten Rufes erfreuen.“

„Deso schlimmer für ihn! Und wie konnte er so fest überzeugt von Ihrer Tugend sein, ohne diese Tugend auf die Probe zu stellen? Liegt nicht schon darin etwas Verlehnendes für das Hartgefühl einer jungen Dame?“

„Er hat mich nicht verlegt“, sagte Mary etwas empfindlich, „und fuhr dann nach einer kleinen Pause fort: „Sie reden gerade wie meine Mutter, und für die Regel mag das passen. Allen es gibt in der Freundschaft und Liebe Ausnahmestände, die sich nicht nach der Scholone beurtheilen lassen.“

„Ich freue mich, im Uebelle mit ihrer Mutter zusammenzutreffen! Wenn ich diese vortheilhafte Freundin nicht so hoch stelle und Sie nicht so lieb hätte, würde ich nie gewagt haben, mich in solche Erörterungen mit Ihnen einzulassen, welche, wie ich leider sehe, uns doch nicht zusammenführen.“

„Sie haben mich nicht lieb“, entgegnete Mary lachselnd.

„Sie denken so“, erwiderte Sir Walter, „weil ich Ihnen keine Schmeicheleien sage, sondern die Wahrheit.“

„Ich bin kein Heißer und habe mich nie dafür ausgegeben, aber ich habe mir bei allen meinen Fehlern und Schwächen ein seines Gefühl für Recht und Unrecht bewahrt, das sich nicht strenger gegen mich selbst setzt als gegen Andere bei Uebereinstimmung der Grenzen des Erlaubten. Selbst das jähliche Glück, das ich bei Ihnen gemessen, beunruhigte mich so lange, bis ich, bei voller Hingebung für Sie, eine völlig verkehrte und — wie ich glaubte — uns Beide beglückende Aussicht gewann. Dieses Glück aber würde seinen Werth verlieren, oder gar, in meiner Schätzung, völlig in's Gegentheil umschlagen, wenn ich denken müßte, daß ich es mit Andern zu theilen hätte. Ich sehe, meine Worte verstimmen Sie; ich will nicht fortfahren.“

„Entschuldigen Sie meine Offenheit, welche wahrhafter Liebe zu Ihnen entsprang. Lassen Sie uns von andern Dingen reden! Man hat mir so viel von Ihrem seltsamen Gesange gesprochen: würden Sie mich nicht auch einmal damit erfreuen?“

„Mit meinem Gesange ist's nicht weit her; aber ich will Ihnen gern etwas vorsingen, wenn's Ihnen wirklich Freude macht. Ich habe darüber die Absicht, nächstens eine kleine musikalische Unterhaltung zu veranstalten. Mr. Harefort wollte gern auf einen Tag dazukommen, und zu seinem Klavierpfeife singt sich's am besten; aber da er Ihnen so jünger ist...“

„Sie wollen mich durchaus mißverstehen“, fiel ihr Sir Walter in die Rede; „ich bitte Sie dringend, lassen Sie ihn kommen! Ich werde es Ihnen und seiner Kunst zuliebe an Freundschaft gegen ihn nicht fehlen lassen. Ich habe schon heute einige glückliche Versuche gemacht, mich auf den Beinen zu halten, und hoffe, morgen Welt und Zimmer wieder verlassen zu können.“

(Beschluß folgt.)

Aus der Jarenstadt.

Erinnerungen

von

Axel Jettel.

III.

Ostern! Ostern! Wo warte der Aase, es vernahm oder gering, dem böses Joch nicht gleichsam einen feierlichen, freudigen Lebensabschnitt bezeichnen? Es ist wie eine Erleuchtung aus geistiger und leblicher Noth. Jeder und Jeder, der die böse Saat zu tiefer Mühsal geschlagen, verzweiden zur Osterei jede Bewegung, weil sie der Verzweiflung drückt, das Weib des Vergebens nicht erfüllt zu haben. Die Demuthstätt kommt, um sich vor der gnädigen Herrschaft der Erde mit dem Stern bezaubert, niederzusetzen und um Vergebung für große und kleine Sünden zu bitten. Die Herrn — ja sie noch so hochgestellt — brennt sich lieblich zu den Knechten, läßt die Strenge des Schmutzigen und Reinen unter ihnen, und wünscht Alles ein gelegenes, geistiges Abkühlen. Nicht bloß im Boudoir der Geliebten, auch in den Zimmern der Kinder und Genservanten wiederholt sich dieselbe Szene. Der Unterthänig in den Erleuchtungsstunden wird während der letzten Kommunion unterzogen, das himmlische Mägen zur Kommunikation gehen und die Vorbereitung und Ane in Anspruch nimmt. Eine gepirnte, unruhige Gewandtheit gibt sich kund, je näher das Fest rückt, je mehr man ein Jeder die Erfüllung eines Lebenswunsches erhofft!

Auf den Straßen liegen Steine von roth und blau gemalten Eien, die vom Volke begierig gesammelt werden. Der

dem Ostermontag dürfen sie freilich nicht gegessen werden, bis dahin erfreut man sich am Anblick allein. In den Schaufenstern der Konditoreien, Galanteriewarenhändler, Juweliers sind Eier von allen Sorten und Farben ausgeführt; Eier von Zucker und Gips, von Porzellan, Marmor, Alabaster, — die größten, oft von dem Umfange eines Kinderkopfes, sind an der Spitze mit Ringen zum Durchziehen von Schnüren versehen, um sie unter den Heiligenbildern aufhängen zu können — von Gold und Emaille, mit kostbaren Steinen besetzt, die sich öffnen und deren Inhalt gewöhnlich noch werthvoller wie das Äußere ist. Ein verschönerter Luxus wird auch darin erhalten, wenn die Eiern vorbei sind, wo ein Gouverneur von Ost-Sibirien seiner kleinen Tochter, wo ein Adliger eine Tochter aus dem Hause eines goldenen Schmieds, dessen Hammer eine Menge ungeheurer Diamanten und andere Edelsteine enthält, die sie unter ihre Freundinen verteilen sollte.

In den Kirchen herrscht lebhaftes Gethühe. Es gilt die guten Dinge bereuen, die den Christen nicht widerstehen. Schenken, Beten, Gesänge, Lieder dürfen in keinem Hause fehlen. Die Mäße sind verknüpft, daß sie endlich wieder ihre Kunstfertigkeit zeigen können. Die Tische werden am Sonntage von Oftern ausgefüllt, mit kunstvollen oder natürlichen Blumen, goldenen und silbernen Schmücken ausgeputzt. Der Pope erscheint, um den Segen über den einladenden Tisch, nach dem die Gäste sich gegenseitig richten, zu sprechen.

Am ersten Abend strömt Alles in die Kirchen, die so überfüllt sind, daß es ein Wunder ist, wenn sich keine Ungelegenheit ereignet. Von den Heiligenbildern stehen Randelständer, die ungefähre Badendüchsen tragen; hat man keine Andacht verrichtet, so pflegt man ein solches Tuch, das man vorher bei den Kirchengängen gekauft, anzuhängen, doch ist das weniger eine gebotene Vorsicht als die Bekräftigung einer Güte, eines frommen Wunsches. Die kirchliche Familie begibt sich in die Hofkapelle. Die Kirchen, deren Säulen durch ihre Verzierungen zerstückt ist, werden am meisten besucht, z. B. die Predigtkirche, die Katholische Kirche. Die Orgel, die den geistlichen Gesangsgelehrten begleitet, über einen wunderbaren, schwer zu beschreibenden Jambor, der am mächtigsten da steht, wo sie sich in der ursprünglichen Fassung erhalten haben. Niemanden haben sich diese musikalischen, schallend anstimmenden und verhallenden Töne mehr ergötzt, wie in der Kirche eines armen Tugendhaften; es waren nur schlichte Bauern, die den Chor bildeten, aber was sie sangen, rührte aus innerer Verz. Als ich den Popen fragte, ob er die heilige Musik geliebt oder gehaßt habe, brachte er mir ein paar alte, veraltete Mäße, die mit wunderbar veränderten harmonischen Worten bedeckt waren, über denen, ohne jede rhythmische Eintheilung, einige veraltete, kaum zu entziffernde Notensätze standen — das war Alles; als Tradition pflanzten sich die Gesänge fort, die Mäßen im Chor leiteten es die Jungen — so mehr es sich gemah. In Petersburg, wie in allen großen Städten, hört man nicht mehr diese einfachen, erhabenen Weisen; der übliche Kirchengefang, der mit Liebe gesungen wird, gewährt wohl einen seltenen Genuß, aber es ist Fremdes, Meeresluft hingekommen, was das Volkstümliche, Originale vermischt hat. Die Aufzählung geschieht durch Männer- und Frauenstimmen a capella — die geistliche Kirche gesungen oder Orgel nach sonstigen Instrumenten — und ist von wohlthätiger göttlicher Heiligkeit, in den feinsten Abänderungen des crescendo und decrescendo.

Der wunderbar sinnverwirrende Gesang erhebt den geheimnißvollen Reiz dieses Gottesdienstes der Eternität. Bei den Gesängen der Andachten, die nicht abklingend ringum hören, muß sich eine unendliche Ewigkeit. Hier und da vernimmt man das unterdrückte Weinen eines Kindes, das durch das russische Wort: „Gottverlassenheit“ der Himmelsgehörigkeit gelangt wird; dann immer wieder die Weichenstöße, auf den Stufen der Treppen lagern zahllose Schauer, und die ersten Eintritt zu erhalten, um bei dem heiligen Moment gesammelt zu sein. Die kunstvoll gearbeiteten goldenen Thüren, die das Allerheiligste vom dem den Blick zugewandten Raum trennen, sind oft geschlossen und die kunstvollenden Pfeiler den Augen der Menge entzogen. Doch wie die goldene Schläge der Thüren nachts offenstehen, schließt sich die Thüren, und heraus tritt der Metropolit, von der Priesterchaft gefolgt: „Christ ist erstanden, Christus wachet!“ ruft er den Gläubigen zu. Glorianten, Hymnen, Gesänge kommen, von den Strophen herein schallend: „Christ ist erstanden!“ und die Nachfolger haben sich einmal auf die Wangen. In wenig Minuten sind die Kirchen geleert. Frauen und Kinder begreifen sich nach Hause. Die hohen Beamten und Militärs fahren eilig nach dem Winterpalast, wo der Kaiser sie ebenfalls mit den Worten: „Christ ist erstanden!“ empfangt. Die Gärten ordnet bei der Thronfeier die Reihenfolge in der Weise, daß die ersten Bundesgenossen des Reiches, die fremden Gesandten zuletzt vom Kaiser begrüßt und gefest werden. Am Schluß ist in dieser Nacht kaum zu denken; unablöslich lagern die Garpaten hin und her, denn es ist Brauch, daß die Untergetanen ihre Vorgesetzten noch in der Nacht begrüßend. Mit dem hereinbrechenden Tageslicht tritt eine kurze Ruhepause ein.

Die Heer in der Familie beginnt am Morgen. Die Damen vom Hause sind reich gekleidet, die Dienerschaft, die am Tage vorher in der Schlafzimmerei, glänzt vom Silber und Schmuck. Kaiser und Kaiserin haben den Hof vollständig gekleidet und gekleidet, das Paar ist mit Perlen und edelsteinen Schmucke gekleidet. Die Frau des Kaisers hat ihren kleinen blühenden Jüngling, den sie auf dem Arme trägt, weil er noch zu klein zum Gehen ist, die ersten Stufen mit reicher Bekleidung entzogen. Reine von ihnen hat etwas geübt und gewonnen, es würde unverschämte sein, das Gelingen in den Mund zu nehmen,

die die glückliche Herrin des Osters gegeben. Und die vornehmste Dame, von der schönen Tochter begleitet, tritt mit glänzendem Schmuck in das Wohnzimmer, wo alle ihrer warten. Der Reich ist der älteste der Dienenden, deshalb gebietet ihm der Betritt; er führt sich verächtlich mit der Hand über den Mund: „Christus wachet!“ und drückt drei herzliche, schallende Küsse auf die Wangen der Giebetin, und wendet sich danach zu dem jungen Fräulein, der schone Andacht, der den Eleganz der Dienerschaft spielt, reißt die kurzen, Frauen Röden um die biden Hing, und stüßert heftig lächelnd der Frau des Reich, die die Oberaufsicht im Hause führt, in's Ohr: „Das muß ich sagen, ich wünschte, ich wäre ein glücklicher Herr! So reich und hat wie die Reichthümer die Wangen unserer ältesten Mariani, Olga Westphalen.“ — „Das ist Deine Mutter noch im Grade Deiner Jahre, für Deinet gütlichen Reben müßten Dir im Hofe schmerzhaft aufgeführt werden. Wäre nur, die Herrschaft mit Dir auf's Land zurückzuführen, und da bewohnen in der Zukunft, wo Du nicht wie unsermüthige Pferde siehst, weil Du die Bedienung des Reichthums bereuen — es muß Dir sein, als hätte ich ein heiliges Muttergottesbild geküßt, Du Sündin!“ — Die ephraime Tassiana, die ihr Leben in Unterwürfigkeit verbrachte, will ihrer Unterordnung noch mehr Worte leihen, daß wird sie von der Herrin eben gerufen, um die ihr bestimmten Geschenke in Empfang zu nehmen. Der schone Andacht, der den heiligen Ostersbrauch so profan darstellt, murrend verächtlich: „Ost bewohne mich, wach! einseitige Mariani! Mag genug um die Guten zu haben!“

Jah entsinne mich meiner sonderlichen Szene, die die patriarchalische Seite mit sich brachte. Es war bei einer bescheidenen Familie; die Dienerschaft hatte sich, nachdem sie reich bekleidet worden, entzogen, und die bühliche Französin, die Gesellschafterin der Tochter vom Hause, lagte lachend zu uns: „Dieu merci, das müde abstrahieren!“ als der Kaiserliche Juleb eintrat, der den hoffnungsvollen Versuch gemacht, sein schmerzhaftes Gesicht zu waschen, bei welcher Beschäftigung er der Zeit verlor. Er sah fast noch struppiger und unaufrichter wie am Vortage aus. Ich bewunderte die Genialität und die jungen Damen, wie sie die Wangen freundlich dem nach Hinein und Del duftenden Juleb hinhielten. Die Französin lachte unterdessen still in das anstehende Wohnzimmer, wo sie mit voller Energie ein brillantes Stomach zu spielen begann. Der Kaiserliche, im Bewußtsein seines Rechtes, ließ sich jedoch hierdurch nicht beirren, er ging ihr lässig nach: „Darf ich, Christus wachet, und sie wachte wohl oder aber bonno mme a mavourne se machen. Und als später der General seine Familie beurlaubte und bei dieser Gelegenheit auch die bühliche Französin umarmte, wandte er sich im Hallenge übermüthig zu seinen Adjutanten: „Profitez donc de l'occasion.“ Eine Aufzählung, die seiner Wiederholung bedurfte — zur größten Beschämung der jungen Mädchen.

Während der ersten Feiertage flutet ein Strom von Besuchern hin und her. Die Herren sitzen listig ab, die Damen stehen zu Hause, um die Besuchen zu empfangen. Die Weibchen theil mit einem Leben ein hartes kaltes Bi, glücklicherweise nur pro forma, die unterdrückte Spitze bleibt meistens unberührt. Doch wird der offene Tisch immer noch so reichlich zugeordnet, daß die bedenklichen Folgen sich bald einstellen. Die sind die Kerze mehr bekräftigt, die Stenographen überfüllt, wie kurz nach Oftern. Selbst wenn die Unmöglichkeit nicht so groß wäre, würden die wenigsten Nauten nach wozulangen hatten das Durcheinander von fetten und schweren Speisen vertragen können.

Das wohlthätige Frühlingswetter thut das Seine, um den leichtesten Anomalien eine erste Wendung zu geben. Zwar ist die Wärme frei, aber der Winter ist nicht eher zerfallen, als das Eis im Vordach zerbrochen, das schneidende kalte verbleibt. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn die weichen, durchsichtigen Giebeln, auf denen die Sonne in taufend faden glänzt, leuchtend in dem gemächlichen, kreisförmigen Bewusstsein einströmen, solchen Reichtthümern verglichen. — Die Straßen sind entweder ein grandioser Karast, oder sie sind von biden Staubwolken erfüllt, die ein bald eiliger, bald glühender Wind aufwirbelt.

Man wartet nur noch die große Waiparade, die gewöhnlich jedes im April stattfindet, als im Petersburg zu verfahren und sich nach allen Weltgegenden zu zerstreuen. Gleich ist nie die Vertheilung hoher Däpfer für Paraden begriffen, verleiht ihm jedoch dieses militärische Schauspiel, dessen Bühne das ungeheure Marsfeld war, das von dem Sommergarten, den Wäldern der Grotten und Pringen begrenzt wird, mit lebhaftem Interesse. Der Himmel begünstigte es mit klarem Wetter. Aus einem Reiter des oberbühlichen Palais konnte ich das Geschehenbild bis in seine letzten Ecken übersehen. Sammelte in und um Petersburg stehende Truppen waren herangezogen. Die prächtvoll uniformierten Garderegimenter nahmen auch hier, wie bei der Feiertagsfeier am letzten Januar im Winterpalast, den ersten Platz ein. Die Leuten, Kossaken, Tscherkesen präsentierten sich freilich ungünstig bei der Parade. Ausgesucht schone Reiter waren zu sehen. Die Regimenter unterführten sich sogar in diesem Punkte. Das eine ritt nur Schimmel, ein anderes nur Galben, jenes ausschließlich Hapfen. Ein glühender Stob, worunter viele fremde Offiziere, erwartete die Ankunft des Kaisers. Die Nationalhymne, die von den ersten Reiterführern angestimmt wurde, verkündete die Feiertage. Die Töne schallten kräftig und wogend an, je näher der Kaiser kam, der einen tadellos schönen Orchestersaal mit sich zu Füsse prächtig ausnahm. Er streute die edelsten Reiter aus, überall von dem sich fortsetzenden Harn der Soldaten begleitet; die Reiter folgten in offener Schlacht. Das Vorderbühnen der Truppen begann; wie eine funkelnde Meeresflut ent-

rollten sich die Linien und führten die verschiedensten Bewegungen aus. Die Reiter und Tscherkesen, die wie der Sturmen einherzogen, schoben sich besonders durch Reiterströme hervor, im vollen Lauf warfen sie sich vom Pferde, hoben ihre Waffen von der Erde auf, und zerangen mit mächtigem Geis wieder in den Sattel.

Mit der Waiparade schloß die petersburger Saison. Viele reisen in's Ausland; die bade Aristokratie geht einige Wochen nach Baden-Baden und Paris, meistens zieht sie es vor, ihre herrlichen, in der Krone und im südlischen Russland gelegenen Güter, die mit raffiniertem Comfort eingerichtet sind, zu bewohnen. Diejenigen, die weder weitere Reisen unternehmen, noch eigene Landhäuser haben, wählen eine Villa in der Nähe Petersburgs, auf den Inseln, in Peterhof, Cranzbaum, Gatchina. Die Unglücklichen, deren Mittel auch nicht ein kleines Sommervergnügen erlauben, bleiben in der Stadt, wo der zwar kurz, aber untrüglich heiße Sommer das Gethier in eine Zerstörung verwandelt. Sie drücken sich schon durch die Straßen, um nicht Belannten zu begegnen — es gilt ihr unpassend, keine Sommerwohnung zu haben. In der That ist der Aufenthalt in der Stadt nicht besonders angenehm. Die Häuser, deren Fenster mit weißer Leinwand angehängt sind, um den glühenden Sonnenstrahlen den Eingang zu wehren, stehen so dicht und einmüßig, in den Straßen schreien nur Hülse und Jammerschrei, Staub überall, nichts wie Staub, die Kanäle trocknen aus und senden merkwürdige Dünste empor; im Vorhause, im Sommergarten, auf den Inseln schweben dicke Wolken von bösartig stehenden Mäuden, die das Vermeiden im Freien unmöglich machen. Die Gumpen um Peterburg und im benachbarten sommerfröhlichen Sommererzeugen diese Landplage. Die hellen, klaren Nächte, deren kurzes Viertel die Abend- in Morgenröthe verfließt, wirken eigenthümlich erregend und beunruhigend auf die Nerven. Der Schlaf flieht die müden Nächte, wie ringsum die Natur zu wachen scheint. Ich habe den Winter nie so ungeduldig herbeigewünscht, als in dem Sommer, den ich am Namen-Ostern, einer von den in der Wohnung der Newa liegenden Inseln, verlebte. Der ständige, wohlgeputzte Regen, die ewig grünen Wälder, die jählichen Böhrenstämme, die sich wie ein glühendes Licht um die Inseln spannen, die Wärme, diese dickwandende Aussicht, die den Blick auf's Meer erstreckt — Alles war mir gleichgültig, untrüglich, ich hatte es gern gegen eine tiefschwarze Nacht auf der Erde eingetauscht. Was verlangte nach Schnee und Eis; grünes Land, blühende Pflanzen schienen mir nur Nothe, nur Abwehrkation — in Petersburg muß es Winter sein! Winter mit langen, kesselförmigen Nächten, leuchtenden Schneefällen, wogenden Frostschritten, hellen, in die Dunkelheit strahlenden Feuertönen, hinter denen sich eine elegante, frivole, und doch so liebenswürdige Gesellschaft bewegt — der Sommer ist eine unbegreifliche, trostlose Plage!

In Oftern findet in den meisten kaiserlichen Erziehungsanstalten die feierliche Seite, das heißt die Entlassung der erwachsenen Jünger statt. Diesen Akt, der mit vieler Pracht und Grandezza in Szene gesetzt wird, beehren die Glieder der kaiserlichen Familie mit ihrer Gegenwart. Die Beziehungen zwischen diesen und den Anstalten, in denen die weibliche Jugend des Landes erzogen wird, sind sehr eng, fast möchte ich sagen, innig vertraut. Die regierende Kaiserin ist Oberhäupterin massen Education, sowohl der in Petersburg, wie der in Moskau, St. Petersburg, Charkow u. s. w. Sie hat erdhuldig darüber zu entscheiden, wie der Unterricht, die Erziehung geleitet werden sollen, sie hat die Lehrpläne, Anordnungen, die Lehrer und Lehrerinnen zu ernennen und zu beurlauben. Von den Pensionären dieser Institute kann man sich im Auslande schwer einen Begriff machen; es ist eben Alles schloß in Russland. Im Kaiserlichen Hofstaat — der Name bezieht sich auf eine Abtheilung — werden über tausend, im Kaiserlichen Hofstaat achtzehnhundert Mädchen erzogen. Ein solches Institut bildet einen vollständig organisierten Staat für sich, das sogenannte Kaiserliche nimmt ein ganzes Stadtviertel Petersburg ein und hat seine Filialen in der Umgegend. Eine dort angelegte Bibliothek sagte mir, daß sie zehn Millionen Zeit brauchte, um von ihren Zimmern aus die theilgenessene Klasse zu erreichen.

Selbst auf diesem Gebiet herrscht der „Nihil“, macht sich ein Rangunterchied geltend. Kaiserin Maria, das Kaiserthum und das patriotische Geist treuen Anstalten ersten Ranges, sie allein dürfen die goldenen Schürze vertreiben, deren Band die Farbe des Aemfels, des Katharinen- oder Andreaskreuzes trägt. Die anderen, die übrigens dieselben Lehrkräfte und Einrichtungen besitzen, sind Institute zweiten Ranges. Die Direktorinnen, deren Stellung eine sehr distanzierte ist, werden verpageweise unter den biederstehenden Wäldern hoher Offiziere und Beamten gewählt. Sie erhalten eine elegante Wohnung, Tausendtalent und Polcampagne; Einfälle und Gehalt sind bedeutend. Jeder Jutrit bei Hofe gehört mit zu den Attributen ihrer Würde. Rechnet sich eine Direktorin durch mehrere Lebenswunders aus, so hat die kaiserliche Familie die fernsichtige Möglichkeit für sie. Der regierende Kaiser ruht man allgemein eine legendäre Weisheit in Erziehungsangelegenheiten. Man versucht an ihr meistens die gewöhnliche, betrübende Unmöglichkeit der verschiedenen Kaiserin, jedoch erregt sie die hohen Wälder durch größeren Ernst im Erlassen ihrer Aufträge. Ist es es zu denken, daß manche schmerzliche Einrichtungen anfangs und bessere getroffen worden sind, daß im Ganzen danach getrachtet wird, den Schicksal, die Oberaufsicht, die gebotene Treue mehr und mehr zu verbannen. Früher herrschte die Bestimmung, daß die jungen Mädchen während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts — oft ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren — das Institut nie verlassen durften; sie betraten das elterliche Haus erst wieder, wenn ihre Erziehung vollendet war. Nur diese Weise wurden sie ihrer Familie, den Verhältnissen

weisen, in denen sie sich einst bewegen sollten, völlig ent- fremdet. Die flüchtigen Blicke, die die nächsten Anwer- warden an bestimmten Tagen im Sprechzimmer abstatte- ten, um mit den Töchtern, Nichten, Entleihen einige Worte zu wechseln, waren zu spärlich bemessen, als das sie die Wünsche der Familienmitglieder hätten nähren können. Eine kleine „Instituta“ ist das hübscheste, unerschöpfliche Ge- schäft, wenn sie aus den schützenden Mauern der Anstalt entlassen. Sie ist von unbegrenzter Schütztheit, sogar ihren Eltern gegenüber, sie beantwortet alle Fragen mit: „oui Madame, non Madame, sie trägt den Kopf heil und brüht die Kerne fest an den Körper, weil das einzige: serrez les cordes Mademoiselle noch in ihren Ohren klingt, sie ist in tödlicher Verlegenheit, wenn sie eine Elle Band in einem Laden lassen soll, sie fällt sich vereinsamt und schaut sich nach dem Institut zurück.

Es wurde daher mit Freude begrüßt, als eine der er- sten Verfügungen der Kaiserin dieses Absehrungsgeheim be- reitete; die Verstorbenen durften von nun an die Fe- rien im elterlichen Hause verleben und verwandte oder be- freunde Familien in der Stadt an Festtagen besuchen.

(Schluß folgt)

Vom berliner Aquarium.

Von

Carl von Rast.

(Ersch. das 2te u. 3te.)

„Aquarium“ ist nun einmal der offizielle Titel des groß- artigen Bauwerks in Berlin, wie sein zweites noch in

Europa noch in Amerika existiert, dessen Errichtung in wenigen Tagen bevor- steht. Da die Gesellschaft, welche das großartige Ge- bäude gründete, sich unter dem Namen „Berliner Aquarium“ einmal insch- tuit hat, so war das- selbe natürlich mehr ab- zuändern; fast hätte es nicht gelassen müssen; denn das Bauwerk, wel- ches jetzt an der Stelle, wo die Schadowstraße auf die Linden mündet, voll- endet besteht, ist kein Aquar- ium; es ist ein „Thier- garten“, oder, wie sein Schöpfer Alfred Brehm es einmal so richtig be- zeichnet hat, ein „Thier- garten unter Dach und Fach“, weil es von allen Seiten des Tierreichs be- wohnt wird. Das eigen- liche Aquarium fällt nur einen Theil dieses „Thier- garten“ unter Dach und Fach“, der einen Flächen- inhalt von 13,500 Ge- viertfuß bedeckt und sich, abgesehen von dem Keller- geschoss mit seinen groß- artigen Wasserbehältern, in zwei Geschossen über- einander erhebt und nicht weniger als 118 Räume, Becken, Teiche und andere Behälter zur Aufnahme von Tieren umfaßt. Die Länge der Schaugänge be- trägt 700 Fuß; ihr Flä- cheninhalt 2000 Quadrat- fuß; die Höhe der Schau- gänge schwankt zwischen 15 und 17 Fuß. In den Schau- becken sind gegen 6000, in den Fischern oder Wasserlagertellern 13,200 Amphibien Wasser- enthalt. Siebenhundert und fünfzig Personen können gleich- zeitig in erster Reihe, zwölf bis dreihundert überhaupt zu gleicher Zeit ihre Schaulust befriedigen, ohne sich gegen- seitig zu behindern. Die Thierausstellung ist allmählich bis auf 40,000 Stück gebracht worden. Vertreten sind fast alle Thierklassen, welche überhaupt in Frage kommen. Was sind alle bis jetzt in der Welt vorhandenen „Aquarien“ im Vergleich mit diesem großartigen „Berliner Thiergarten unter Dach und Fach“? Anstalten dienen, fästen und hechten Kammern; neben dem Berliner Aquarium gar nicht erwähnenswerth. Das Berliner Aquarium ist schonmal räumlicher, als das Aquarium in Hannover; zweimal größer, als das hamburger. Das einzige Thierbecken im Berliner Scaequarium hat einen größeren Wasserkreis, als das grösste hamburger Aquarium. Im jetzt nieder- genannten Bismarck-Bauwerk in New-York befand sich ein Wasserbecken von enormer Dimension, worin sich ein Dä- monium bewegte, bis dahin das größte derartige Bassin auf der Erde. Aber 1800 Kubikfuß, wie das große Becken im unteren Geschosse des Berliner Scaequariums, enthält es trotz alledem nicht. Will Berlin sich eine Weltstadt nennen, so- bald; sein jetzt vollendetes Aquarium gilt Berlin ein Recht dazu!

Der Gedanke, in Berlin ein Aquarium zu gründen, wurde von mehreren Seiten gleichzeitig gehegt; verwirklicht wurde er von der jetzigen Kaiserin-Maternenbühnen-Gesellschaft, deren Gründungsmassstab am 8. Juli 1867 die erste Ge- neralversammlung abhielt und unter weltlicher Mitwirkung

des Kaufmanns B. Stahlschmidt eine Zeichnung von Altmann im Betrage von 200,000 Thalern vermittelte. Der Entwurf des Gebäudes sammt allen Einzelheiten ist das Werk des genialen Baumeisters Wilhelm Lenz, des Erbauers des hannoverschen Aquariums, einer wahrhaft künst- lichen Kraft, und des Zoologen und Naturforschers Dr. Alfred Brehm, der die technische und wissenschaftliche Leitung des Instituts übernommen hat. Um die Ausführung des großartigen Baues haben sich in erster Reihe verdient ge- macht der königliche Baumeister H. v. Hildebrandt, der Mitbegründer des Aquariums, und der Baumeister Scottard aus Kassel. Bau und Einrichtung des von allem Gemeinen so gänzlich abweichenden Gebäudes ver- urtheilte ungemeine Schwierigkeiten. Vom Gort und vom Teiler, vom Thüringer Wald und vom Erzgebirge, vom Erzgebirge und aus dem Harz, aus schlesischen und sächsischen Gruben wurden die Bauhölzer, welche zur Deckung nicht zu liefern vermochte, herbeigeschafft, damit das Gebäude überall das naturgemäße Gepräge erhielt; denn alle Pfeiler, Gemäße und Wandverkleidungen sind aus natürlichem Gestein hergestellt und künstliche Nachbildungen so viel als möglich vermieden. An die Technik wurden ebenfalls nicht geringe Anforderungen gestellt. Die Not- wendigkeit, die Wasserleitungen der Heizungsanlagen; Schäl- ler und Wässer die Beleuchtungsgegenstände; Kach- gall übernahm die Schöpfung; Volcher die Draht- gitter und Kegel; Meyer die Vergalung der Becken und Zäune; E. Barthele die Marmorkleiderungen; Lenz und A. Hermann die Holzkleidung; Th. Westhaus die Holzerarbeiten; Altmann die planmäßige Anordnung der innern Räume. So wurde bereits am 27. August vorigen

Jahrs bildet ihren dekorativen Hintergrund; der Besucher steht auf einem Balkon, von dem er zugleich in die Höhe und in die Tiefe der Grotte blickt. Aufwärts, Papageien und andere buntpfeifende Vögel wiegen sich auf den vor- springenden Balkonen und auf dem zwischen den beiden freistehenden Gebäu- und Zwergen. Pflanzenstämme Land- schildkröten bewohnen den Boden der Schlucht. Eine breite Stein- und von zehn Stufen führt aus der geologischen Grotte in einen weiten, tiefer gelegenen Raum. Die Treppe bildet den Weg aus der tropischen Wüste in den tropischen Urwald. Wir stehen vor einem prachtvollen Häng, vor einer Nischenkammer, wie sie in dieser Grotte in der Welt nicht weiter existiert. Bei vierundzwanzig Fuß Durchmesser hat sie achtundzwanzig Fuß Höhe. Ueber zweihundert Vö- gel, unter ihnen allein funfthundzwanzig Arten von Pa- pagen, bewohnen diese Nischenkammer, Trompeten- und, Pies, Virenen, fasz die Vögel aller Wendeständer, Alts um die Gallerie zieht sich ein breiter, hoher Felsenhang, ganz aus natürlichem Gestein bestehend, in dessen Vertie- fungen sich Kasse, Wasserbecken und Teiche befinden. Da ist ein Krokodileneich mit zehn Krokodilen; ein Schildkröten- teich; Teiche mit neferbauden Röhren, gleich daneben ein Häng mit einem Felsenkessel. Der Sänger hält im Feld die Nahrungsmacht, in seinen Armen ruht das Schwert das sparte, tritt er aus dem Häng. Nun folgen Kasse mit fliegenden Vögeln, mit Wäntemäulen; auf den Seiten eines Baumes sitzt mit trübem Blick ein Adler, der Gankler oder der Kammerrasse; es gefällt ihm gar nicht in dem engen Raume. Eine weite Perspektive öffnet sich nach Norden hin neben seiner engen Wohnung aus Eisenblech. Durch die Schwalbengrotte, von Schwalbenhöhlen und von Singvögeln bewohnt, fällt der Blick in eine weite, hohe Grotte, in die „Volat- grotte“ oder „artliche Grotte“. Nach hier rau- schen und strömen die Wasser, wie in der ge- ologischen Grotte, und auf einer breiten, gemauerten Felsenkammer steigt man aus der Volatgrotte ab- wärts in das Scaequa- rium, auf den Boden des Meeres. Ein interes- san- tes Studium bieten die Wände der Volatgrotte. In ihrem Felsenverfaltungen sind alle Arten der künst- lichen Felsenhöhlen zu schauen. Da gibt es eine Fels- höhle nach dem fransö- sischen, nach dem russischen, nach dem bremischen Ge- stalt! Bevor man in die Tiefen, Gemäße und Gal- leries des Scaequariums ge- langt, kommt man noch an dem Haupte eines Vi- betteits vorbei. In der von der Kasse erleuch- teten Felsen einer langen, wieder aus natürlichem Felsen gebildeten Gallerie erblickt man alle die Fisch- arten, welche eigentlich Schwalbengrotte sind, aber bis zum Meere hinabstei- gen. Und nun kommen die Becken, welche die Thiere und Pflanzen der verschiedenen Meere zur An- schauung bringen. In der Nordseite steht das Becken der Lüne. Den Mittelraum dieses groß- artigen Scaequariums, in dessen Gängen und Wälen man blühe hat, sich zu- rechtzuwinden, nimmt das Becken ein, welches dem atlantischen Ocean mit seinen Wälen und Meerbüben entspricht. Wunder- bare Lichteffekte kommen zum Vorschein und verwahren die Wirkung der innern Räume der hellleuchteten See- becken mit ihren schwimmenden Bewohnern. In einer Ecke umfaßt man mit einem Blick den unteren Theil der geolo- gischen Grotte mit ihrem hinabfallenden Wasserfall, die Nischenkammer und andere Fels- und Tiefen. (Das Bild stellt diesen Punkt des Scaequariums dar.) Aber wir sind noch lange nicht am Ende dieses wunderbaren Scaequa- riums angekommen! Bevor wir aus einer Nischenkammer in der Schadowstraße wieder in das geräumliche Becken und Teichen der großen Stadt zurücktreten, durchstreifen wir noch trocknen Fußes die Meerenge von Gibraltar und kom- men am Strande des mittelatlantischen Meeres vorüber.



Zur Fier der Domiklere am 6. Sonntag in Berlin. (E. 574.)

Jahres das Richtfest des Gebäudes gefeiert, nachdem kaum ein Jahr vorher der Grundstein gelegt worden war. Die Ver- einigung des Aquariums steht, wie ich schon erwähnte, in einigen Tagen bevor.

In der folgenden Nummer von „Meer Land und Meer“ werde ich versuchen, einen Spaziergang durch diesen wunder- baren „Berliner Thiergarten“ bei Gasbeleuchtung zu schildern, wo alle seine Fels- und Beleuchtungsstücke im glänzenden zur Anschauung kommen. Wegen desfalls für heute das Fels folgende Einzelheiten über die innern Räume des Gebäudes gemien. Der Besucher wird durch die Gallerie im Erdgeschosse des Hauses, welches die Ecke der Schadowstraße und der Linden bildet, eintreten. Eine Glashür bringt ihn quer durch eine breite, hohe Stein- treppe, von deren oberster Stufe er „den Felsen“ oder „Schwalbengrotte“ betritt, eine breite, hohe Halle, deren Seiten die stühle der Felsenhöhlen, der Kasse und der Schlangen bilden. Die Kasse sind durch große Spiegel- scheiben nach der Gallerie zu abgetheilt; das Innere derselben ist gemäß dem Verhältnisse der Werte in der Natur dekoriert. Europäische Kassen welche hier mit ameri- kanischen; Kassen mit den schmalen und ge- räumlichen Kassen und Schlangen der Erde. Der Besucher schaut die Kassenlänge, die Kassenlänge, die Kassen- lichte. Die Kassen öffnet sich an ihrem hinteren Ende auf eine Schlucht, deren Wänden die hauptsächlich- lichen Schichten der Erdkruste zur Anschauung bringen. Die Schlucht, welche übrigens bei einer Breite von einund- dreißig Fuß eine Höhe von fünfundzwanzig Fuß hat, führt desfalls den Namen „die geologische Grotte“. Ein Wasser-

rechtzuwinden, nimmt das Becken ein, welches dem atlantischen Ocean mit seinen Wälen und Meerbüben entspricht. Wunder- bare Lichteffekte kommen zum Vorschein und verwahren die Wirkung der innern Räume der hellleuchteten See- becken mit ihren schwimmenden Bewohnern. In einer Ecke umfaßt man mit einem Blick den unteren Theil der geolo- gischen Grotte mit ihrem hinabfallenden Wasserfall, die Nischenkammer und andere Fels- und Tiefen. (Das Bild stellt diesen Punkt des Scaequariums dar.) Aber wir sind noch lange nicht am Ende dieses wunderbaren Scaequa- riums angekommen! Bevor wir aus einer Nischenkammer in der Schadowstraße wieder in das geräumliche Becken und Teichen der großen Stadt zurücktreten, durchstreifen wir noch trocknen Fußes die Meerenge von Gibraltar und kom- men am Strande des mittelatlantischen Meeres vorüber.

Der Schöpfer des berliner Aquariums.

(An den Central: Alfred Brehm, Berlin, E. 163.)

Ja, so darf man Alfred Edmund Brehm wohl nennen, denn wenn die reichen Atlanten auch die nützigen Hum- bertskunde in Gold, Silber und Papier dazu hergaben, um das großartige Unternehmen ins Leben zu rufen — so gab Alfred Brehm, der berühmte Verfasser des schätzvollen „Virtuellen Thierlebens“, des „Lebens der Vögel“ u. s. w. noch mehr — er gab sich selbst: keine junge Thierkraft, seine reiche Erfahrung und seine ganze vierzigjährige Liebe für

die Thierwelt . . . und diese Hingabe ist bürgt uns dafür, daß das großartige Unternehmen auch lebensfähig bleibt.

Der Name Drehm hat schon seit einem halben Jahrhundert einen guten Klang in der Thier- und besonders in der Vogel-Welt. Da lebte seit 1813 in dem stillen thüringer Waldesdörfchen Renthendorf bei Gotha der Herr Christian Ludwig Drehm, der einer der gediegensten Kenner der deutschen Vogelwelt war, und in seinem Pfarrhaus eine Sammlung von 1000 eigenhändig präparirten Vögeln barg. Er machte sich nicht nur um die systematische Classification der Vögel sehr verdient, sondern studirte auch die eigenthümliche Lebensweise der Vögel mit großer Vorliebe und bestem Erfolg, und flüchtete das Volk durch zahlreiche populäre Schriften über den Schaden und Nutzen der verschiedenen Vögel auf, so wie über ihre Ausrottung und Pflege.

Und diesem Vater wurde am 2. Februar 1829 unser Alfred Edmund Drehm geboren. Kein Wunder, daß die Liebe zu der Thierwelt früh in der jungen thüringischen Wald-Krautnatur vom zarten Kindesalter an aufwuchs. Der Vater nahm seine drei kleinen Knaben stets auf seinen täglichen Wald- und Feldwanderungen mit, und im fröhlichen Erzählen und Fragen nach diesen bunten Vögeln — jenen im Laube versteckten Sängern, weckte er spielend in seinen Söhnen ein fröhliches Herz und ein kluges Auge für die liebe Vogelwelt. Schon zu seinem achten Geburtstag

erhielt unser Alfred vom Vater eine leichte Vogelflinte zum Geschenk — und noch am demselben Tage schoß er seinen ersten Vogel — eine Goldammer, die der Vater eigenhändig aufstiepte und in seine Sammlung aufnahm. Das Ausflorieren der Vögel betrieb der Vater als Kunst, und es war seine Lieblingsbeschäftigung in den Abendstunden, während seine Knaben andächtig zusehnten und bald selbst Hand mit anlegten. Der Vater schrieb über diese Kunst später ein besonderes werthvolles Buch.

Schon in seinem achtzehnten Jahre sollte unser Alfred Drehm sein frühlicher Wunsch in Erfüllung gehen, in die weite Welt hinauszukommen und in fernem Welttheile fremde Thiere sehen, schießen, studiren und sammeln zu können.

Der Baron John Wilhelm Müller aus Württemberg war als großer Naturfreund mit dem Vater Drehm bekannt und auf seine lebensreichen und naturbegeisterten Söhne aufmerksam geworden. Er gab unserm Alfred und seinem älteren Bruder die Mittel, eine große wissenschaftliche Reise nach Afrika zu machen. So zogen die Brüder dann fröhlich des Nil hinauf . . . und hier sollte unser Alfred der größte Schmerz seines Lebens treffen: er mußte seinen Bruder vor seinen Augen im Nil ertrinken sehen, ohne ihm die rettende Hand reichen zu können. Ein Jammer ergerte er weiter in der Fremde — unermüdlich in der Natur forschend. Nach fünfjährigem Wandern in Capoten, Kuvier, Senaar und Kordofan kehrte Drehm mit reichen Sammlungen und noch

reicheren Kenntnissen und zum Ruzen gereift in die Heimat zurück. Sein Erstgebirtes und Erstliebes legte er wieder in dem merkwürdigen und interessanten dreibändigen Buche: „Reisejournale aus Nord-Afrika“.

Nach dem Studium an den Universitäten zu Jena und Wien ward Drehm Lehrer am Gymnasium und einer höheren Mädchenschule zu Leipzig. Von hier aus machte der junge Naturforscher seine wissenschaftliche Reise nach dem Nordkap und kehrte sein „Leben der Vögel“, und mit Kopfmäher zusammen sein reich illustriertes Werk: „Die Thiere des Waldes“. Im Verlage des Verlags Ernst von Noburg-Gotha machten Drehm und seine junge Frau im Herbstjahre 1862 den interessanten Jagdausflug in die Vogelländer nach Afrika mit. Die Frucht dieser Reise bestand in einer reichen Sammlung von Vögelarten und Bogeln und dem Werke: „Ergebnisse einer Reise nach Oabel“. Im folgenden Jahr als Direktor des zoologischen Gartens nach Hamburg berufen, trug er viel zur Hebung desselben bei. Doch mit den Affären im ewigen Kampfe, folgte er gern dem ehrenvollen Rufe als Direktor des Aquariums nach Berlin, das — wie in dem vorhergehenden Artikel angedeutet worden ist, — unter Drehm's Augen aufwuchs und nach seiner Angabe bevölkert wurde — und unter seiner repressiven Leitung sich auch vermehren wird.



Samuel-Darwin. (S. 574.)

Wiener Chronik

August-Mittheile.

XII.

Freie und Forderung, Kassen- und Steuer-Verwaltung, Bergbauangelegenheiten, Finanzen und Kreditwesen. Der Österreichische im neuen Jahresbericht. Wien. 24. 1868.

Seitdem der Frische geschäftskreis, befindet sich das Wetter und die Börse in der besten Stimmung. Mit dem Frühling, und gerade er noch so schön und deutlich im Kalender gedruckt, ist sein jüngerer Hund zu schliefen; wie ginge derlei aber mit der Börse? Wie wäre es, wenn die europäischen Regierungen generalitäre, oder die einzelnen Regierungen je an ihre republikanischen Weisen die Anträge folgendermaßen hätten würden: Verehrte, liebe Herren der Häuser und der Wälder, wie viel begehnen Sie für einen guten, haltbaren, leicht bei harter Abkühlung nicht zerbrechbaren und nicht lächerlichen Friseur? Ein Juchheben setzt so und so viel, ein Semchmal, ein Quartaalfröde so und so viel, für Uebermaß wird per Tag bezahlt. Ein bedrohlicher Nummel für Wochen hat seine Centralize! — Ich möchte wissen, daß die Steuer, Zare, oder das klingende Vöckeln (sanne man es, wie man will) viel einträglichler wäre, als irgend eine Annexion, und dabei würden Geld, Ehren, Juchheben, Empfindungen, Begrüßungen und Invalidenfonds in ausgiebigem Maße erspart. — Wie herrlich geht regt Alles in der Welt, da wir wissen, daß die belgischen Eisenbahnen nicht direct zur Hölle führen, daß unvor-

geordnete Depeschen-Empfänger keine bösen Wintergedanken zeitigen, sondern dem unglücklichen Juchhebe zur Last fallen, daß die Ratten und Schlangen sich nicht balgen dürfen, weil die Toaste beim Engländerseien geschick würdevoll — Und so halten wir Kernen über Blumen-Anstellungen, als wären sie ein Meer neu untermittelter Soldaten, und gehen in die kleinen sozialen Gemeinwesen-Ausstellungen für nützlichen Hauerath, als wählten sie tausendjährige Pizarrbilder, Schlachthörner, submerine Explosionsvorrichtungen, Panzerplatten statt Herdplatten, gegogene Hohlgeschosse statt ungesogener Lappe, dreißigste Vöckeln anstatt nach allen Seiten zerfließender Lurche und derlei!

Wie hätten in bewegter Zeit Weltversammlungen, Arbeiterstage, politische Versammlungen beunruhigt! Jetzt findet dergleichen täglich statt, eine ständige Zeitungszeitung gibt davon Kunde und Niemandem fällt darauf ein, keinen Schlaf im Vereinigen zu beunruhigen oder seine Gargare in vibrierenden Stöcken und Jagen zu ruzen. Denn ist nun so der Lauf der Welt, und sie läuft geschick ruhig täglich einmal um sich selbst und es wird ein Friedensstag nach dem andern.

Die Hauptanliegenheit ist wahrhaftig nach dem Mal, das heißt die Freude, die er enthält, und an welcher der Unabhängige in vollen Jagen, das arbeitende Volk in seinen Kämpfen so viel als möglich theilnimmt. Ich hätte die „weisen Jäger“ umgekehrt auf das Volk angewendet, denn dies fällt bereits die Vergnügungstage, und die Eisenbahndirectionen bieten wahrhaftig alles Mögliche in solcher Richtung.

Alle Welt ist heute weiserreich. Was einst ein armer,

zu Hause ziehender Dandymelldurche für Brod und Schaafe auf seinen Strecken bedurke, dafür reist man heute bezaumt mittelst Bahn hin und zurück. Man hat gar keine Rede mehr dafür, nicht weiserreich zu sein, sich nicht in den letzten Vändern umgehen zu haben! Jeder Bediente kann für seinen Ausgangestag um eine kleine Keiserlaubniß aus's Meer oder tief in die Alpenwildnisse oder Eisschiffenlandschaften erziehen. Er ist wieder da, ehe man den Staub auf den Köbeln bemerkt.

Und so genießt Alles in „vollen Jagen“. Selbst die Konfirmanden mit ihren Vätern kommen nicht mehr aus nächster Nähe, man läßt das heimathliche Kirchlein im Schatten der Nichtberücksichtigung und macht stolze Reisen in die Ferne, zu den Domen der Metropole, zu den Herren Erz-bischöfen, Superintenden und wie die imposantesten Würden lauten! — Vor Vinszen gehört Wien den Kleinen, das heißt den Großen, welche die Kleinen führen, sich, schreibbar nur ihnen zu Liebe, aber doch selbst amüßten, ruzen, reizen, brüsten, und schließlich huiquirit erklären, wie die nächste gleichartige Zeit wieder herbeizuziehen, wenn man die ewige Lucide des Selbstzweits nicht dagegen hat.

Ein Vergnügen, welches den Großen genährt wurde, wie ein Frühlingsschäufchen oder Rauschschengende ihnen von dem Director dufsig gereicht, noch vor Pünktchen, dem höchsten Feste, war die Generalprobe des neuen I. I. Hol-spertheaters. Die Räume wurden in allen Theilen gefüllt. Es war eine Generalprobe, in welcher das Publikum mitgewirkt hatte, alle Publikum der nächsten Gegenwart und der fernsten Zukunft zu repräsentiren. Es wirkte auch das Hauspersonal geschickt, der Schall vor vollem Hause



ERÖFFNUNG DER KÖNIGLICHEN UNIVERSITÄT IN BERLIN. (S. 577.)



Die Auferstandenen.

Novelle

Max Ring.

(Fortsetzung.)

8.



ort hinter dem Vorhang verborgen stand Johannes Lorenzen nicht minder bewegt und schmerzlich ergriffen bei dem lang entbrannten Kuss seiner ihm einst so theuren Schülerin, wie sie selbst es war.

Trug er doch das größte Leid: verachten zu müssen, was er liebte; in Glaub getreten zu sein, was er anbetete. Seit Martha's Verlobung mit dem stillen Widenhahn hatte er den Glauben an die Tugend, das Vertrauen zur Unschuld für immer verloren. Sein Engel hatte die himmlischen Schwingen und die rinnen Gewänder abgestreift, seine heilige ihre Glorie eingebüßt. Er hätte sie lieber tot in der Erde, als lebend in den Armen dieses kolossalen Wüstlings gesehen.

Seine Ideale waren zerstört, seine Götter ein gewöhnliches Weib geworden; das war der bittere Schmerz, der an seinem jungen Leben nagte. Dennoch liebte er sie und er mußte wider Willen an sie denken. Wo er ging und stand, verfolgte ihn ihr Bild; die Erinnerung an das holde Kind drängte sich ihm auf im Wachen wie im Traum.

Erst jetzt, wo sie ihm entziffen war, wußte er, daß er sie liebte, heiß und glühend, mit wilder Leidenschaft, mit verzehrender Glut, von der er früher keine Ahnung hatte. Die Eifersucht hatte mit geistreicher Hand die Binde von seinen Augen gerissen, und wie ein greller Blitz die Dunkelheit erhellt, die ihm verborgenen Tiefen seines Herzens angedeutet, daß er vor sich selbst erschrocken taumelte.

Vergebens suchte er gegen eine Neigung anzukämpfen, deren Unmüßigkeit unter den gegebenen Verhältnissen seinen ganzen Stolz herausforderte. Wie der verwundete Hirsch stob er das Licht des Tages, verbarg er sich und seine Qual in der tiefsten Einsamkeit. Bei seinen Wunden, bei seinen Arbeiten glaubte er Trost und Hülfe zu finden, aber was trauerte die alten Folianten und die adzeleichen Wirtshäuser von der Liebe Lust und Leid?

Wenn er in ihnen lag, schwebte das Bild der treuesten Geliebten auf den vergilbten Blättern verlassender als je; er sah sie in den Armen des verhassten Mannes, und das heiße Blut der Jugend kochte, tobte und empörte sich in ihm bis zur wilden Raserei.

Dann sprang er wieder auf und stürzte in's Freie, um an dem Wüsten der Natur seinen Schmerz auszuweinen. Stundenlang streifte er, ohne sich um den Weg zu kümmern, durch Wald und Feld auf unbekannten Pfaden, bis die Sonne unterging und die dunkle Nacht sich auf die müde Welt niederlegte. Im tiefsten Nichts warf er sich auf das kahle Moos und starrte vor sich nieder wie der arme Schiffsbrüchige, dem das tödliche Meer Alles geraubt, was ihm theuer war.

Sonne, Mond und Sterne gingen ihren alten, gewohnten Gang, der Wald grünte, die Bäume rauschten, der Quell rieselte, die Heider trugen ihre goldenen Früchte und die Blumen blühten und verblühten, gleichgültig für seinen Schmerz wie für die tausendjährigen Leiden der ganzen Menschheit, für all' die blüthigen Kämpfe, die hungerten Klagen und Seufzer der armen, gequälten Sterblichen.

Unmüßig riefte er seine Augen zum Himmel, wo er sonst voll Gottvertrauen bei dem liebenden Vater, bei dem Erläuter Hülfe suchte. Aber kein Gebet fand keine Erhörung und bange Zweifel beklagten seine Seele. Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes, dessen Welt so viel Jammer, Elend und Frevel zeigte, was das Völkchen triumphirte, die Unschuld unterdrückte, der Bösewicht belohnt wurde.

Mit seiner Liebe war auch sein Glaube erschüttert, da ihm beide Eins waren, wie Wälder desselben Stammes, den der Sturm der Art zu gleicher Zeit getroffen. Wohl drängte es ihn, seinen Kummer, seinen Zweifel dem irdischen Vater anzuvertrauen, aber der strenge Ernst des frommen Predigers jagte ihn vor einem solchen Verständnisse zurück, und eine natürliche Scheu, das Geheimniß seines Herzens zu verrathen, verschloß ihm die schon geöffneten Lippen wieder.

Bei dem Anblicke Martha's brachen jetzt all' die alten Wunden wieder auf, und mit dem ganzen Ungestüm der heftigsten Jugend überfiel er sich dem maßlosen Schmerz der unglücklichen Liebe.

Aus diesem dumpfen Weilen weckte ihn die Stimme der alten Wirthschafterin, welche ihn zum gewohnten Mittagsmahl mit seinem Vater rief. Während des Essens beobachteten Beide ein ausfallendes Schweigen, denn auch der Vater war heut einsilbiger als sonst und sichtlich verstimmt.

Erst gegen das Ende der Mahlzeit unterbrach der Prediger die fast beschweigende Stille, indem er wie zufällig den Versuch seines früheren Lieblings ermahnte.

„Deine Schülerin Martha hat mich heute aufgesucht, wahrscheinlich um mir ihre Verlobung mit dem Obersten Widenhahn mündlich anzugeben.“

„Und Du hast sie nicht angenommen?“ versetzte Johannes mit mühsamer Beherrschung.

„Wozu? Ich kann nicht lügen und heucheln, nicht mit Worten gut heißen, was ich innerlich verdammen mag. Ich will keine Gemeinschaft haben mit den Kindern dieser Welt, welche ihre Seligkeit für ein Vinsengericht verkaufen.“

„Und glaubst Du wirklich, daß sie aus niedrigem Interesse so gehandelt und die Hand dieses Mannes angenommen hat?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Leider kann ich nicht länger zweifeln, daß auch sie dem Abgrund verfallen, der blühenden Versuchung erlegen ist. Die Sorge um das irdische Glück ertrübt die besten Vorträge, und die Eitelkeit ist die Kuppelrinne der Sünde. Das Weib vor Allen kauft sich noch immer wie im Paradiese den Einflußstrahlen und Schmeicheleien der gleichen Schlinge. Es gibt unzählige Männer, die keinen Anstand nehmen, ihre Töchter für ein Stück Brod zu verhandeln, unzählige Mädchen und Frauen, welche ihren Leib dem verdorbenen Wüstling preisgeben und ihre Seele dem Rammorn opfern.“

„Aber eine Mutter wie die Majorin von Widen, ein so reines, unschuldig Kind wie —“

„Er vermochte nicht den Namen Martha's anzukündigen, und wenn er sie selbst auch im Stillen anklagte, so schmerzte es ihn, wenn ein Anderer es that. Die Strenge des Vaters weckte sein Mitleid, und in der Tiefe seiner Brust lebte noch immer die Hoffnung auf ihre Unschuld. „Du hast Recht“, sagte der Pastor in mildem Tone. „Sie sind zwar schuldig, aber vielleicht weniger, als wir glauben. Der Verführer war zu mächtig, zu überlegen, und gerüstet mit allem Raffezug des Bösen, mit allen Ränken der höllischen Verführung.“

„Reinst Du den Obersten Widenhahn?“

„O! ich kenne ihn seit langen Jahren.“, sagte der Pastor mit stichtlicher Auslegung fort. „Es ist nicht das erste Mal, daß unsere Wege sich kreuzen; nicht das erste Mal, daß er mit verrätherischer Hand das Glück einer Familie zerstört, die Unschuld mordet und ungestraft frevel auf frevel häuft.“

„Und doch hält man allgemein den Obersten für einen Ehrenmann, für einen tapferen und ritterlichen Soldaten, für den treuesten Freund seiner Freunde.“

„Das Urtheil der Welt ist trügerisch wie Nebel und Wind“, entgegnete der Prediger in zunehmendem Eifer. „Die öffentliche Meinung ist ein beschränkter Richter, der von Günst und Ansehen sich bestimmen läßt und in die Waage der Gerechtigkeit faulenden Gewicht wirft. Aber der Tag wird kommen, der Tag der Vergeltung für den verruchten Sünder, dessen Völl ist bis zum Ueberlaufen. Die Strafe wird nicht ausbleiben für seine zahllosen Frevel; das vergossene Blut schreit um Rache zum Himmel und wird den Mörder mitten im Träumen seiner Wüste verderben!“

„Du nennst den Obersten einen Mörder, Du beschuldigst ihn der schwersten Verbrechen?“ fragte der Sohn verwundert. „Ist es nicht Deine Pflicht, ihn öffentlich anzuklagen, ihm die Waage vom Gesicht zu reißen? Ich an Deiner Stelle hätte es schon längst gethan und ihn der gerechten Strafe überlassen. O! ich hoffe diesen Mann so sehr, daß ich ihn tödten könnte!“

Der störrische Ausdruck der wilden Leidenschaft erschreckte den Prediger, so daß er unwillkürlich inne hielt und dem aufstrebenden Gesichts eine andere Wendung zu geben versuchte.

„Mein ist die Rache, spricht der Herr“, sagte er mit feierlicher Stimme. „Ueberlassen wir dem Himmel die Strafe des Frevels, der er nicht entgehen wird. Der irdische Richter hat mit diesen Verbrechen nichts zu thun.“

Zugleich erglitzte er die eben angekommenen Kirchenritze, in die er sich anscheinend vertieft, so daß der an Ehrfurcht und Gehorsam gewohnte Sohn ihn nicht zu unterbrechen wagte, obgleich die verhassten Mittheilungen des Vaters über die Vergangenheit des Obersten ihn im höchsten Grade erschütterten und seine Keugende reizten. Aber er wagte keine weitere Frage zu thun, so begierig er auch war, die volle Wahrheit zu erfahren.

Auch der würdige Pastor schien von der flüchtigen Unterhaltung höchst ergriffen und innerlich bewegt mit sich selbst zu sprechen zu sein. Seine Gedanken wanderten weit weg von dem irdischen Blat und den theologischen Streitigkeiten, die ihn sonst so lebhaft interessierten. Von Zeit zu Zeit warf er einen halb forschenden, halb bestimmenden Blick auf den niederschlagenden Sohn, dessen zerstreutes Wesen und auffallende Waise er erst jetzt zu bemerken schien.

Mit väterlicher Besorgnis legte er das angefangene Blatt zur Seite und näherte sich dem Unglücklichen, indem er sanft mit der Hand dessen Schulter berührte, worüber dieser erschrocken wie aus einem Traum emporfuhr.

„Du leidest“, sagte der Prediger in mildem Tone, „und suchst mir Dein Leid zu verbergen. Das ist nicht recht, sage mir, was Dir fehlt.“

„O nichts“, murmelte der junge Mann vertiegt, „mir fehlt wirklich nichts.“

„Aber Dein Aussehen straft Deine Worte Lügen. Deine jugendliche Frische ist verschwunden, Deine Augen blicken trübe und Deine Wangen sind ungewöhnlich blaß. Hast Du es, als ob ein geheimer Kummer Dich bedrückt. Beruhige mich, was Dich quält; vielleicht kann ich Dir helfen. Du weißt, daß Du keinen besseren Freund als Deinen Vater hast.“

„Das weiß ich“, versetzte der Sohn, indem er die Hand des Predigers ergriß und sie küßte, um seine Verlegenheit, die aufsteigende Röthe seiner Wangen zu verbergen.

„Und doch verschweigst Du mir Deinen Kummer und nimmst Abstand, mir Dein Herz anzuvertrauen. Ich will nicht weiter in Dich dringen, da ich aus eigener Erfahrung weiß, daß die Jugend ihre Geheimnisse hat, die sie dem Alter aus Scham verbirgt, die sie vielleicht sich selbst nicht zu getheilen wagt.“

„O, mein Vater!“

„Aber was auch der Grund Deines Kummeres sein mag, vergiß nicht, daß Dein Erbsen lebt. Du ihm werde Dich in Deinem Schmerz und er wird Dir helfen, das Kreuz, das er Dir auferlegt, zu tragen und die Prüfung zu überleben.“

Wohl sah der herzensgutmüthige Seelsorger ein Gefährdich von seinem Sohne zu fordern und zu erwarten, aber dieser quackte nur schmerzlich zusammen und blieb stumm wie zuvor.

„Wenn Deine Seele nicht leidet“, sagte der Vater nach einer langen Pause mit zerknirschtem Lächeln, „so muß Dein Körper krank sein. Soll ich nach unserem Arzt schicken?“

„Nein, nein!“ versetzte er heftig. „Ich bin gesund, ganz gesund.“

„Du hast in der letzten Zeit viel gearbeitet und Dich über die Gebühr angestrengt, um Dein Examen abzugeben. Eine Erholung, vielleicht eine Reise wird Dir gut thun; Du magst Dich zerstreuen, Dir die nöthige Ruhe gönnen.“

„Ich glaube auch, daß mir eine Reise zuträglich sein dürfte.“

„Ich habe nichts dagegen, daß Du auf einige Monate die Residenz besuchst, wo Du mit Ruhen an Deiner weiteren Ausbildung forzarbeiten kannst. Die neuen Eindrücke werden Dich von Deinen trüben Gedanken abziehen und es wird Dir nicht an mannigfachen Anregungen fehlen. Obgleich stehen die Ferien vor der Thür und es kann Dir nicht schwer fallen, für einige Zeit Urlaub zu erlangen.“

„Ich bin mit Allem zufrieden, was Du mir vorschlägst.“

Gefahren mußte Du Dir aber mehr Bewegung machen, Du darfst nicht nur selten aus Deiner Stube und das langt nichts für Dich. Benutze den kalten Herbsttag zu einem Spaziergang. Ich würde Dich gern begleiten, aber der Unterricht meiner Konfirmanden hält mich zurück. Dabei fällt mir ein, daß Du mir noch einen Gefallen thun könntest, wenn Du vor das Thor gehst.“

„Hast Du einen Auftrag für mich?“

„Ganz in der Nähe liegt der Militärkirchhof, auf dem sich das Grab eines alten Freundes, des Vizekanzlers von Falkenstein befindet. Ich habe dem Todtengräber den Auftrag gegeben, den eingestürzten Stein wieder aufzurichten und die vom Regen verwahrloste Inschrift erneuern zu lassen. Du siehst wohl gelegentlich einmal nach, ob meine Anordnungen ausgeführt worden sind. Vielleicht sorgst Du auch dafür, daß früherer Eifer und einige Blumen gesammelt werden. Der kleine Umweg ist Dir doch nicht unangenehm.“

„Durchaus nicht, ich werde Alles pünktlich bringen.“

„Und zum Abendbrod erwarte ich Dich zur gewohnten Stunde. Hoffentlich wird Dir der Spaziergang gut thun.“

„Ich hoffe es auch“, versetzte er in einem Tone, der mit seinen Worten in schneidendem Widerspruch stand und die tiefste Apathie, die gänzliche Verwerfung eines gebrochenen Herzens nur zu sehr verräth.

Als betäubten die neuen Worte der Pastor kopfschüttelnd dem scheidenden Sohn nach, dessen innere Kämpfe er zwar nicht kannte, aber wohl zu ahnen schien. Je mehr er darüber nachsann, desto klarer wurde ihm der Gedanke, daß diesen Leiden wohl eine Herzensneigung, eine unglückliche Liebe zu Grunde liegen mochte.

Wie ein Blitz durchdrachte ihn jetzt der Verdacht, daß Martha's Besuch vielleicht mit der Niederkunft eines Kindes seines Johannes in Verbindung stehen, daß sie von ihm getrieben werde. Seine Vermuthungen wurden fast zur Gewißheit, als der besorgte Vater sich das Vernehmen seines Sohnes bei dem flüchtigen Gespräch, das schmerzliche Zusammenstößen bei der Nennung ihres Namens, den wilden Ausbruch der Wuth und des Hasses

bei Erwählung des Obersten Wäldenhahn ins Gedächtniß zuweilen.

Diese Entdeckung steigerte nur noch die Besorgniß und Unruhe des bestimmten Vaters. Wobin er blühte, sah er nur Verwirrung und Unheil, keinen Ausweg, keine Rettung, und selbst sein selbes Goldtöchterchen ließ ihn heut zum ersten Mal ohne Rath und Trost.

Wieder stand das Bild des sündigen Mannes vor seiner Seele, denn er schon früher in ähnlicher Lage begreift war und der von Neuem ihm mit der fiegenden Gewalt des Bösen entgegentrat, alle seine Hoffnungen zu vernichten, seine Ausflüchte auf das Glück eines geliebten Kindes zu zerstören drohte.

„Alles umsonst!“ seufzte der bedrängte Mann. „Ich war ein Thor, ein verkehrter Thor, als ich der Vorlesung vorzugreifen glaubte. Die Sünde erhebt höher als je ihr Haupt und laßt über meine Ohnmacht. Mein Arm ist gelähmt und ich muß es ruhig dulden, daß der Verdammte Opfer auf Oester häut. O Johannes! Kind meiner Schmerzen! Martha, die Tochter meines Freundes! Ich kann sie nicht retten, und doch liegt sie in meiner Macht. Ein Wort aus meinem Munde und der Frevler würde entlarvt und müßte sein Deute sahen lassen.“

Er verlor in ein tiefes Nachdenken, und in seinem Innern rang und kämpfte er mit einem großen Entschluß, aber er fürchtete mit Recht die Folgen einer gewagten That, deren Tragweite er nicht bemessen konnte. Sollte er das sorgfältig bewachte Geheimniß seines Lebens in einem so gefährlichen Augenblick preisgeben, sich selbst seines einzigen Trostes, seiner letzten Stütze berauben und wie ein verurtheilter Spieler sein Alles auf einen Wurf setzen?

„Nein, nein!“ murmelte er in brütendem Selbstgespräch. „Ich kann und darf nicht den Schreier zerreißen, nicht Johannes und mir selbst den furchtbaren Schmerz bereiten; es wäre nutzlos und vergeblich und würde nicht das Unheil aufhalten, sondern nur beschleunigen, die Verwirrung vermehren. Besser, wenn er nie erfährt, was ihn jetzt doppelt schmerzhaft treffen, seinen Hohn zur blutigen Blase machen müßte. Nicht um meinetwillen, sondern feindtwillen darf ich meinen Mund nicht aufthun und die Geheimnisse des Grabes enthüllen. Ragh der Himmel ihm beistehen in dem schweren Kampf, ich vermag nichts als — zu dulden und zu schwärzen.“

9.

Unterdessen hatte der unglückliche Sohn den Weg durch das Thor nach dem Kirchhof eingeschlagen, um den Wunsch und Auftrag seines Vaters zu erfüllen. In einiger Entfernung von der geräuschvollen Stadt lag auf einem sonst aufsteigenden Hügel der stille Friedhof, zu dem eine dicke, schattige Baumreihe führte.

Die voranschreitende Jahreszeit und die ganze Umgebung waren wie geküßten vom einsamen Wandern und melancholischen Weiten. In dem blauen, wolkenlosen und doch leicht umflorten Himmel schimmerte die Sonne wie durch einen Thronenleuchter gleich dem sanften, traurigen Auge des schiedenden Freundes.

Die Luft war still wie der leise Athem eines Schlafenden, sein Laus wurde vernommen, der Gesang der Vögel war verstummt, das Summen der kleinen Insektenwelt verstummte, nur zuweilen ließ ein zuckender Sperling sein einseitiges Zwitschern, oder eine schwerfällig aufsteigende Krähe ihr heiseres Krächzen hören.

Die abgemähnten Felder, die verdorrten oder vermisst unterwuchenden Blumen und Sträucher, das weite, unter den Füßen raschelnde Laub der Bäume verkündeten das nahe Absterben der Natur. Selbst die gelben und rothen Blätter der Büsche und des wilden Weinens erinnerten unwillkürlich an den nahen Tod, an das letzte Aufstehen und Ergötzen vor dem Erlöschen, an die geschnittenen Wangen eines Schwindsüchtigen.

Ein Hauch der Verwesung und Auflösung schwebte in der ganzen Atmosphäre und legte sich wie ein ungesichtbares Leidenstuch über die dämmernde, leicht verhüllte Landschaft.

Tiefer wehmüthige Leidensdruck steigerte sich nur noch bei dem Anblick des Kirchhofes mit seinen Gräbern und Leichensteinen, aus deren Mitte das Bild des gefürchteten Erbsenlers wie eine Rahmung an das letzte Ende der Dinge und an die Ruhe des Grabes emporstieg.

Zwischen frisch aufgeworfenen Rasenbügeln schritt der arme Kandidat nach der Wohnung des Todtengräbers, die dicht an der Kirchhofmauer stand. Vor der Thüre zwielten und schlangen die Stinde deselben und führten ihn auf sein Verlangen zu ihrem Vater, der mit dem Aufweisen eines neuen Grabes beschäftigt war.

„Sie kommen wegen des alten Weidensteines,“ sagte er in gleichgültigem Tone, „der Herr Regimentsprediger hat schon vor längerer Zeit davon gesprochen, daß das Grab des Herrn von Hallenboin in Stand gesetzt werden soll. Es thut mir leid, denn es ist schon ganz eingestunken, und wenn nicht bald eine gründliche Reparatur gemacht wird, so fällt die ganze Gegend über den Felsen.“

„Ich möchte mich selbst überzeugen, was geschehen kann, um meinen Vater davon in Kenntniß zu setzen.“

„Sie werden sich nicht so leicht durchsetzen, da das Grab des Weidensteins an der andern Seite liegt und die Inschrift schon vom Regen und Wetter so ausgewaschen ist, daß man sie nur mit Mühe lesen kann.“

„Wollen Sie mir den Gefallen thun und mich begleiten?“

„Das thut mir recht gern,“ erwiderte der Todtengräber, indem er Spaten und Schaufel niederlegte.

Bald gelangten Beide zu dem bezeichneten Grabe, das der Kandidat in dem geschützten Zustand völliger Vernachlässigung fand. Die sichtbarsten Spuren des Verfalls machten auf ihn einen überaus traurigen Eindruck und erfüllten ihn mit einer gewissen Theilnahme für den vergessenen Todten, dessen Ruhestätte einem so trostlosen Anblick bot.

„Wie kommt es,“ fragte er den gefälligen Begleiter, „daß das Grab so verlassen ist; hat denn der Verstorbene keine näheren Verwandten, weder Weib noch Kind gehabt, um dafür zu sorgen?“

„Das mag wohl davon herrühren,“ versetzte der Todtengräber in erklärendem Tone, „weil der Herr Weidensteins nicht einen christlichen, christlichen Tod gestorben ist.“

„Was soll das heißen?“ fragte der Kandidat unwillkürlich interessiert.

„Es ist eine traurige Geschichte, die vor langen Jahren passirt ist. Damals lebte noch mein Vater, und ich war ein ganz junger Mensch, aber ich erinnere mich noch wie heut an das Begräbniß des armen Herrn.“

„Der Unglückliche hat wohl Hand an sich gelegt? aus Verzweiflung sich selbst getödtet?“

„Das gerade nicht, aber auch nicht viel besser. Der Weidensteins wurde in einem Duell, wie es heißt, von dem tothen Oberst Wäldenhahn erschossen.“

„Von dem Oberst Wäldenhahn?“

„Ganz Recht! Und Schwab soll die eigene Frau des Herrn von Hallenboin gewesen sein, mit der der Oberst eine Liebesaffäre hatte.“

„Nach über dem Mörder?“ murmelte der Kandidat voll Ingrimm.

„Es war eine schöne Frau,“ fuhr der Todtengräber im gleichmüthig erzählenden Tone fort, ohne die Bewegung des Kandidaten zu beachten. „Ganz schlecht kann sie auch nicht gewesen sein, denn sie kam jeden Tag, es mochte gutes oder böses Wetter geben, auf den Kirchhof und weinte an dem Grabe des Mannes, daß es einen Stein, geküßte einen Weidenstein erbarmen mußte. Lange dauerte es aber nicht, denn sie hat sich das Nadeln so zu Herzen genommen, daß sie bald darnach gestorben ist. Gott schenke Beiden die ewige Ruhe und verzeihe ihnen ihre Sünden.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Todtengräber, nachdem er nochmals verpfichtet hatte, für die Instandsetzung und Erhaltung des Grabes Sorge zu tragen. Der Kandidat blieb allein zurück und legte sich auf den eingestunkenen Weidenstein, wie von einer geheimen Sympathie für den darunter liegenden Todten angezogen und gefesselt.

Bald verlor er in ein melancholisches Brüten, in ein trübes Nachsinnen über die eben gehörte Erzählung des Todtengräbers, welche ihn um so tiefer ergreifen hatte, da sie ihn an sein eigenes trauriges Geschick erinnerte.

Auch er litt an denselben Qualen, und sein Unglück, alle seine Leiden rührten von derselben Quelle her, stammten von der Hand des verurtheilten Mannes. Jetzt erst verstand er die leisen, verhallenden Andeutungen seines Vaters, begriff er die Abneigung desselben gegen den verhassten Wäldenhahn.

Unwillkürlich regte sich in seinem Herzen ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, der hier unter dem kühlen Regen schlammerte und den er fast um seine Ruhe beneidete. Er war ihm kein Fremder mehr, sondern ein naher Freund, ein vertrauter Leidensgenosse, ein Schicksalsbruder, dessen Schmerzen und Kämpfe er in seinem Geist jetzt mit durchlebte.

Auch der Todte war wie er selbst betrogen, geküßelt, in seinen heiligsten Empfindungen verletzt worden; auch er hatte eine Frau vertraut, sie geliebt und durch den Verführer sie für immer verloren. Und der Verbrecher lebte, schwelgte im Rauche des Glücks und haßte neue Frevel zu den alten Sünden.

Furchtbare Gedanken und verzweifelte Entschlüsse zuckten wie Blitze durch die Seele des aufgeregten Kandidaten, der zwischen Gräbern und Leichensteinen sich seiner trostlosen Leidenshaft und hoffnungslosen Neigung überließ.

Seine eigenthümliche Melancholie, welche die Jugend öfter mitten in der Fülle und dem Drang des Lebens wie eine plötzliche Wolfe den blauen, strahlenden Himmel überfällt, breitete sich wie ein dunkler Schleier über seine Seele aus und verhüllte seinen sonst so klaren Blick und die Helle seines Geistes.

Er schaute sich nach dem Tode; das Leben war ihm eine verhasste Bürde, die er von sich abwerfen wollte, nachdem er den größten Schmerz des Daseins an sich selbst erfahren hatte. Es lag etwas dämonisch Ver-

lorenendes für ihn in der Ruhe des Grabes, in dieser melancholischen Umgebung, in der ganzen wehmüthig verfallenen Stimmung der Natur, die mit seiner eigenen Todessehnsucht so wunderbar harmonierte. Vor seinen Augen schwebte fortwährend das Bild der treulosen Geliebten, deren Verlust er nicht ertragen, nicht überleben konnte. War es die Lausung seiner erlösten Phantasie oder Wirklichkeit, als er ihre Erscheinung jetzt zwischen den Bäumen des Kirchhofs zu sehen glaubte?

Dort kniete sie in seiner Nähe und legte einen süßlichen Kranz auf das ihm wohlbelannte Grab ihres Vaters, das sie mit ihren Thränen benetzte. Es war ihre Gestalt, ihr ungeschuldetes Gesicht, verklärt von einer ruhenden Trauer um den Todten.

Das konnte kein Traum sein, kein Geist, der ihm erschienen. Die fromme Tochter feierte hier in stiller Andacht und mit kindlicher Pietät den Sterbetag ihres Vaters, dessen Leichenstein sie mit Blumen schmückte. Auf ihren Lippen schwebten heilige Gebete, in die sich ihre Klagen, ihre Sehnsüchte mischten.

Wie war sie schön, wie reizender erschienen, als in diesem Augenblick, wo sie sich ihrem natürlichen Schmerz unbeachtet überließ und voll Liebe an dem Grabe ihres Vaters kniete.

Wie gebannt von dem wunderbar ergreifenden Anblick stand der Kandidat und verfolgte jede ihrer Bewegungen, jede Regung ihrer reinen Seele.

Jetzt erhob sie sich und schlug ihre Thränenfeuchten Augen zum Himmel auf, als suchte sie dort bei dem abgesehenden Geiste ihres Vaters Trost und Erhebung für ihr bedrängtes Herz. Nur noch wenige Schritte und sie mußte den unwillkürlichen Jüngern ihrer Trauer sehen und erkennen.

Die flammende Rache ihrer Wangen, der leise Schrei, den ihr die plötzliche Begegnung mit dem Kandidaten erpreßte, verließ ihn ihre tiefe innere Bewegung.

„Herr Lorenzen!“ rief sie mit zitternder Stimme, indem sie dem alten Freunde ihre kleine Hand entgegenstreckte, die er zu ergreifen ärgerte.

„Martha! Fräulein von Weiden!“ flammelte er verlegen. „Ich habe Sie nicht hier erwartet.“

„Aber ich kann und muß nicht an Ihnen vorbeigehen,“ entgegnete sie vorwurfsvoll, „ohne mit Ihnen zu sprechen. Warum weichen Sie mir aus, warum verschmähnen Sie meine Hand, warum meiden Sie meinen Anblick? Wollen Sie, was habe ich gesagt, womit habe ich Sie oder Ihren Vater beleidigt, daß Sie mich stöhnen wie eine Verpöbelte?“

„O!“ murmelte er düster. „Sie täuschen sich, mein Fräulein, ganz. Sie täuschen sich.“

„Nein, nein! Ich weiß es nur zu gut, daß ich Ihre Liebe, Ihre Achtung verloren habe, und das schmerzt mich mehr, als ich Ihnen sagen kann. Ich fühle mich dreifach so unglücklich, so elend, daß ich Tag und Nacht darüber weinen möchte. O! Sie wissen nicht, wie sehr Sie mir thun, wie sehr ich durch Sie leide!“

„Was kann Ihnen an meiner Freundschaft gelegen sein? Sie haben hinlänglichen Ertrag und werden mich nur zu bald vergessen.“

„Sie vergessen!“ sagte sie mit wunderbarer Innigkeit. „Nimmermehr! Ich kann es nicht, selbst wenn ich wollte. Wo ich gehe und stehe, muß ich an Sie und an die schönen Tage denken, wo ich so unaussprechlich glücklich war.“

„Um des Himmels willen!“ rief er abweichend. „Sprechen Sie nicht weiter! Erzen Sie mein Herz nicht einer so schweren Prüfung aus! Sie wissen nicht, was Sie thun, was Sie in diesem Augenblick sagen!“

„O! nur die Wahrheit!“ versetzte sie, verwundert über seine plötzliche Leidenschaft. „Seitdem ich Ihre Liebe, Ihre Achtung entbehren muß, habe ich keine Ruhe, keinen Frieden mehr, ist mir das ganze Leben gleichgültig und verhasst.“

„Martha!“ rief er schmerzlich, „wollen Sie mich wahrhaftig machen? Wollen Sie mich erinnern, daß Sie die Braut des Obersten von Wäldenhahn sind, — daß wir uns niemals wiedersehen, von einander auf ewig scheiden müssen!“

„Und warum sollen wir uns nicht wiedersehen, warum uns trennen?“ fragte sie mit bezaubernder Anshuld.

„Weil ich Dich liebe,“ rief er, fortgerissen von dem unwiderstehlichen Sturme seiner Leidenschaft, „weil ich Dich liebe vom ersten Tage, da ich Dich erblickte, weil ich nicht leben, nicht atmen mag ohne Dich und Dein Herz, weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, Dich in den Armen des verhassten Mannes zu wissen, der Dir nicht würdig ist; weil ich tausendmal lieber sterben will, als solche Qualen länger tragen, als die Pein der Verdammten dulden!“

Eine tiefe, erschütternde Stille folgte diesem lebenden Ausbruch der entsetzten Leidenschaft, nur unterbrochen von dem leisen Schlingen Martha's, welche das todenbleiche Gesicht mit ihren Händen bedeckte, als wenn sie die plötzliche über sie hereinbrechende Hölle gestand hätte. Erst seine Stimme weckte sie aus ihrer schmerzlichen Verämbung, aus dem bange, zugleich so entsetzenden und so furchtbaren Traum, den sie in der That nie zu traumern glaubte.



Bild aus der Zeit. Nach einem Gemälde von G. K.

„Vergehung, Vergehung!“ rief er, während das zitternde Mädchen, einer Ohnmacht nahe, sich auf den eingesenkten Leichenstein an seiner Seite niederlegen mußte. „Ich bin ein Thor, der nicht mehr weiß, was er spricht. Vergessen Sie, was ich im Wahnwitz, in meiner Raserei gesagt habe; vergeben Sie meine Thorheit!“

„Das also war es,“ küßte sie, indem sie mit ihrer Hand nach ihrem Herzen fuhr, wie aus tiefem Schlaf erwachend. „Armer Johannes! Jetzt erst kenne ich die Ursache Ihres Großes, Ihrer Schmerzen; jetzt erst weiß ich, was Sie gelitten haben um Kleinigkeiten.“

„Und Du jürst mir nicht länger, weil ich Dich getränkt habe?“

„Ich Dir jürmen! Liebst Du mich denn nicht mehr, als ich je gekostet, je geträumt habe? O! Du glaubst nicht, wie glücklich, wie selig mich dieser Gedanke macht. Nun ist Alles gut, alle meine Leiden verschwunden. Ich darf wieder an den Tag denken, wo ich noch Deine Schülerin war, wo ich mit Andacht Deinen Worten lauschte, gleich den Offenbarungen eines Apostels.“

„Und Du warst meine Heilige, zu der ich befehle.“

„Dir verdanke ich meine schönsten, meine reinsten Empfindungen und Alles, was ich denke und fühle. Mein ganzes Leben gehört Dir, nur Dir allein.“

Wie die jähzuckende Flamme, welche alle Dämme sprengt, wogte der entfesselte Strom der Liebe mit unüberstehlicher Macht, alle Schranken niederbrechend. Ihre Herzen pochten, ihre Lippen flammten das Geländmüß der reinsten, zärtlichsten Reizung und tauchten glühende Schwüre ewiger Treue, ohne Rückhalt, ohne Scheu.

In trankener Selbstvergessenheit saßen sie auf dem eingesenkten Leichenstein, wie Geister einer besseren Welt, hoch über der armen, niedrigen Erde schwebend, im seltsamen Kosmos der rauhen Gegenwart entrückt.

Der stille Kirchhof verwandelte sich für sie in ein Paradies, und die absterbende Natur schmückte sich noch einmal vor ihrem Scheiden mit allem Zauber, allem Reiz des Lebens für das selbst im Leiden beglückte Paar.

Die untergehende Sonne goß ihr Purpurlicht über die Gräber und zauberte gleichsam ein Lächeln auf die bleichen Wangen des Todes. Goldene Streifen breiteten sich über die Hügel aus gleich kostbaren Teppichen zur bräutlichen Frier, das weite Land schimmerte in bunter Pracht, und selbst die dunklen Kronen der Grabenpressen glühten gleich riesigen Rädern beim

Heute dieser schmerzlichen Liebe. — Um das hohe Kreuz mit dem Bilde des Erlösers schwebte eine Strahlenkrone, eine Glorienzirne, und in heiliger Verklärung schenkte er wohl Mitleid auf die irrenden Kinder zu blicken und den Hand ihrer Herzen zu segnen.

Der Tod hatte seinen Stachel verloren und die Liebe triumpht über all' die Schrecken des Grabes. Hand in Hand geschlungen, Seele in Seele ergossen, vergaßen sie die ganze Welt und alle Leiden, die sie erwarteten, vergaßen sie die strenge Wirklichkeit und die Härte des Schicksals.

Erst die hereinbrechende Dämmerung und die Schatten des Abends weckten sie aus ihrem Traum und mahnten sie an die verhängte Rückkehr.

„Wir müssen scheiden!“ rief Martha mit gestrochnem Herzen.

„Scheiden, sterben!“ marmelte er, sie fester an sich drückend, als wollte er sie noch nicht losgeben. „Ich kann es noch immer nicht fassen, den Gedanken nicht ertragen; was hindert Dich, mir anzugehen?“

„Meine Pflicht, mein Wort —“

„Dass Du einem Manne gegeben, der Dich nur namenlos unglücklich und elend machen wird.“

„Er ist der Wohltäter meiner Familie, der Freund meines Vaters. Ich darf ihm nicht den Schwur brechen, mit dem ich mich freiwillig ihm verlobt habe. Es würde der Tod meiner armen Mutter sein.“

„Du liebst mich nicht, Du kannst mich nicht lieben, wenn Du so an meinem Herzen festhältst und Dich selbst erniedrigst. Hast Du daran gedacht, was Du thun willst? Das Wesen dieses Wüstenhahns werden, der nicht wert ist, Dich nur anzublicken, dessen Athem vergiftet,

dessen Bräutrigung verpestet. Der bloße Gedanke wird mich noch zum Mörder machen.“

„Um des Himmels willen, strebe nicht! mache mich und Dich nicht noch unglücklicher, als wir ohnehin schon sind. Was soll ich thun, was beginnen? Zeige mir einen Weg und ich will Dir folgen bis in den Tod.“

„Bis in den Tod!“ marmelte er düster. „O! Du hast das wahre Wort mit prophetischem Munde gesprochen. Nur der Tod kann uns retten, uns erlösen von aller Qual und Schuld der bösen Welt. Er ist unser einziger Hort, unser letzter Freund, dessen milde Hand uns ein stilles Asyl öffnet. Nur im Grabe finden wir das verlorene Glück, schlafst das arme Herz in Ruhe und Frieden.“

Sein düsterer Geist versenkte sich mehr und mehr in den todendurchdrungenen Abgrund und schwiegte in dem

Die Wasserflut in der großen Seestadt Leipzig.

Originalzeichnungen von C. Reinhardt.

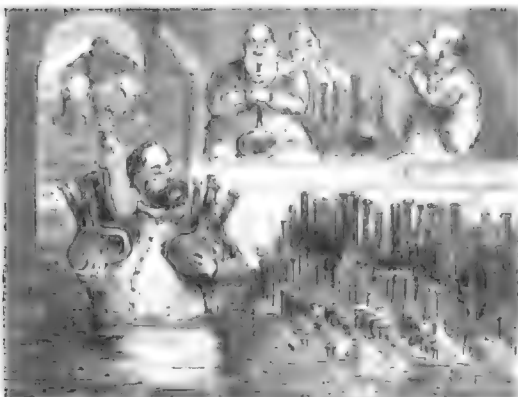
III.



Bei Mühlstein, am Holsteinthor.
Rechts: Hauptmann und Frau.



Der Hauptmann steht vor dem
Haupteingang zum Hof.



Zentrum in der Holsteinstraße.
Hier und da: Hauptmann und Frau.



Manchmal blüht auf der Gasse:
Hier wurde vertrieben.

sehnlichsten Verlangen, allen Leiden des Lebens zu entfliehen. Aber noch bedröhte er vor dem gewaltigen Entschluß zurück, noch rang er mit dem Versuch in der schwerbedrückten Brust.

Furcht und Hoffnung, Liebe und Glaube kämpften in seinem Herzen umgeben und angehaht den schwersten Kampf, den die Nähe der Geliebten nur um so grausamer und furchtbarer machte.

„Laß uns gehen!“ sagte er, von seinen eigenen Gedanken erdrückt. „Es ist nicht gut, daß wir hier noch länger bleiben.“

„Du willst mich schon verlassen? Was soll aus mir werden?“

„Vertraue auf mich! Wir werden uns wiedersehen dort, wo keine Macht der Erde uns trennen kann.“

Nach einmal drückte er das todtenblaße Mädchen an

seine Brust, dann riß er sich gewaltig aus ihren Armen los. Ueber die Mauer des Kirchhofs gebeugt starrte er ihr nach, sah er nur noch, wie sie nach dem Ausgang schwannte, wo der Wagen des Obersten sie erwartete.

Beunruhigt von ihrem langen Ausbleiben war dieser ihr nachgeeilt, nachdem er von der Majorin erfahren, daß sie das Grab des verstorbenen Vaters besuchte, um dessen Todestag in kindlicher Liebe zu begehen.

Mit gärtlichen Vorwürfen empfing der Oberst seine fast ohnmächtige Braut und begleitete sie zu dem Abgang. Noch einmal mußte sie sich umwenden nach dem verlassenem Kirchhof, selbst wenn es ihr Leben kosten sollte. Unwillkürlich folgten die Blicke des Obersten der Richtung ihrer Augen. Er sah die Gestalt des Kandidaten, ein Bild der Verzweiflung, einer Vision, dem ruhelosen Schatten eines Gestorbenen gleich im wolkenden Abendnebel.

Bei diesem Anblick fühlte der müßige Oberst einen kalten Schauer durch seine Glieder eilen, so daß er plötzlich taumelte. Er glaubte ein Gespenst zu schauen, das ihn an seine längst vergangene Schuld mitten im Rausche seines Glückes mahnte.

„Hallenhain!“ rief er leidend vor Entsetzen.

Wie von einer geheimen Macht gezwungen, starrte er noch einmal auf die Kirchhofsmauer, aber er sah nichts mehr, als die weißen Leichensteine und das emporsteigende Kreuz mit dem Bilde des Erlösers.

Der Kandidat war durch eine Seitenforte verschwunden; Wüstenhahn glaubte nur geträumt zu haben und ipotete im Stillen über seine ihm selbst unerklärliche Furcht.

(Fortsetzung folgt)

doch nicht verstehen. Ich wurde förmlich irre an mir selbst, daß ich gar so dumm sein sollte. Erst durch die Unterhaltungen mit Ihnen, Sir Walter, habe ich wieder einiges Licht bekommen. O wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie so viel Güte und Nachsicht für mich haben!"

"Meine liebe Freundin," entgegnete Sir Walter, "ich habe vielleicht noch mehr Grund, Ihnen für Güte und Nachsicht dankbar zu sein, als Sie mir. Sie lächeln mit unglaublicher Bekcheidenheit, und doch ist es wirklich so, wie ich sage. Wer viel erlebt und gedacht hat, theilt sich gern mit, und was kann einem Manne angenehmer sein, als sich sein empfindsames Gemüth mitzutheilen, die das Beste aus ihm herauszugutheilen müssen, so wie Sie. Vieles in mir ist mir erst durch Sie, durch Ihre Fragen, selbst zu klarem Bewußtsein gekommen. Und doch Sie sich leichter mit mir unterhalten, als mit Mary, ist mir vollkommen begreiflich. Ich unterhalte mich auch leichter mit Ihnen, als mit Mary, weil diese für das, was ich bieten kann, kein Interesse hat, und weil ich mich in dem, was Mary mir bietet, so wenig zurecht finden kann wie Sie. Sie sehen mich erlaubt an. Zweifeln Sie an meinen Worten?"

"O nein!" erwiderte Eliza; "aber ich hatte geglaubt, Sie wären ganz von Bewunderung hingerissen für Mary, und ich fand das bei Mary's überlegenem Verstande ganz natürlich," fügte sie freudig hinzu.

"Und was bemerkt Sie das zu glauben?" fragte Sir Walter mit einiger Beforgnis.

"Mary zeigte mir ein schönes Gedicht, das Sie ihr geschrieben, und das mir voll tiefer Verehrung und Glut der Empfindung für sie zu sein schien."

"Also sie zeigte Ihnen das Gedicht?" fragte Sir Walter mit schwer erzwungener Ruhe.

"Nicht mir allein, sondern auch der Pächtersfrau, die gerade durch den Garten kam, wo wir saßen, und mit der sie jetzt am meisten verkehrt."

"Ja denn das eine so bedeutende Frau?"

"Wir macht sie nicht den Eindruck; sie kommt mir eher unbedeutend vor, aber für Mary hat sie eine große Verehrung und wird sehr in ihr Vertrauen gezogen. Nie ist die Frau widerständig durch ihre jugendliche Geistesregsamkeit. Sie hängt sich an mich, wo sie meiner ansichtig wird, und es ist schwer, sie abzuwehren. Dann erzählt sie mir immer, was Mary doch für ein wunderbares Wesen sei: alle Vögel in London hätten sich in sie verliebt, und sie sei doch immer ein braves Mädchen geblieben. Und als ich die Frau fragte, woher sie das wisse, antwortete sie, Mary habe ihr die Briefe selbst gezeigt, worin das Alles zu lesen sei."

"Und dabei gill sie für verständig, verständig und zurückhaltend!" murmelte Sir Walter vor sich hin. "Es ist wahr," fuhr er mit erhobener Stimme fort, "ich zu Eliza wendend, als ich das Gedicht an Mary schrieb, zum Dank für einen schönen Blumenstrauch, den sie mir geschickt hatte, befehlten mich die Gefühle, welche das Gedicht ausdrückte; aber ich bin seitdem andern Sinnes geworden."

"O, das thut mir leid für Mary!" rief Eliza im Tone aufrichtigen Bedauerns. "Sie hat so viele vortheilhafte Eigenschaften, und ich halte sie wirklich für ein braves Mädchen. Ueber Alles hat sie keine Fehler, und ich kann an ihr keinen andern, als daß sie sich von der Güte ihrer Jüngerin nicht und seinen Widerspruch ertragen kann. Was sie nicht persönlich angeht, interessiert sie nicht; sie mag immer der Mittelpunkt der Unterhaltung sein."

"Dieselbe Wahrnehmung hat sich mir aufgedrängt," nahm Sir Walter das Wort. "Er wollte noch weiter sprechen, aber in demselben Augenblicke kam Mary, die er bis dahin nicht im Garten bemerkt hatte, hinter einer Tazuhede hervor, einen gewaltigen Blumenstrauch in der Hand, während eine ihr folgende Magd einen ganzen Korb voll Blumen trug."

"Guten Morgen, Sir Walter," sagte Mary gelassen; "es freut mich, Sie wieder so wieder zu sehen. Ich kann Ihnen nur den kleinen Finger reichen, meine Hände sind noch ganz naß vom Blumenwässern."

"Was gibt's denn heute für ein Fest zu feiern?" fragte Eliza.

"Ich erwarte Mr. Harcourt schon heute Nachmittag," erwiderte Mary, "und er ist es so gewohnt, mit Blumen empfangen zu werden."

Sir Walter bemerkte, sein Gedicht an Mary geschrieben zu haben zum Dank für ihren Blumenstrauch, der ihm jetzt vor ihm wie Brocken, die vom Tische des Reichthums gefallen.

Nachmittags traf Mr. Harcourt richtig ein. Da in der Harcourtwohnung kein Wohnzimmer mehr frei war, so wurde er im Hause des Pächters untergebracht, dessen Gattin Mary und die Pächtersfrau mit Blumen empfangen den geschmeichelt hatten.

Nach dem langen Spaziergange im Garten schloß sich Sir Walter so angetrieben, daß er sich wieder auf's Bett fuden zu setzen. Er fing an zu lesen, aber es wollte nicht recht damit gehen; immer wieder fiel Mary's Bild vor

ihm auf, das ihm tiefer im Herzen saß, als ihm jetzt lieb war. Um seinen widerstrebenden Gefühlen Luft zu machen, griff er zum Schreibzeug, das neben ihm auf dem Tische stand und schrieb folgendes Gedicht:

An Mary.

In dem meinem Innern
von jeder Art vertrieben,
Um lieblich zu werden
Dreht sich und dreht sich.

Streckt und streckt sich und streckt
Sich mit der Hand,
Dreht sich ein wenig weiter
Und dann es sich selbst.

Man ist ein Herz vertrieben,
Es steht auf andern Füßen;
Ein letztes Mal umhüllt
Die das es selbst entgegnet.

Er fühlte sich hiernach wie von einer schweren Bürde befreit und versuchte an andere Dinge zu denken. Da klopfte es an die Thüre und herein trat Mrs. Ellis, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er bat sie, Platz zu nehmen. Sie setzte sich neben das Bett an den Tisch, auf welchem das eben geschriebene Gedicht lag. Ihr Auge ruhte darauf fallen. Sie sah die Heberschrift und sagte, ohne weiter zu lesen:

"Ich möchte seinen unerbesslichen Blick in Ihre Geheimnisse thun; soll ich dieß Blatt nicht lieber umkehren?"

"O nein, Sie dürfen es lesen," entgegnete er mit ruhigem Ernst.

Sie las es, augenscheinlich tief bewegt, und fragte dann: "Sie haben Mary geliebt?"

"Ja! und mit einer Liebe, die das Licht nicht zu scheuen brauchte."

"Davon bin ich überzeugt! Und Sie haben sie nicht mehr?"

"Nicht mehr so wie vorher, aber ich werde ihr immer ein zuverlässiger Freund bleiben. Schon weil sie Ihre Tochter ist."

"Ich danke Ihnen für dieß Wort; ich weiß, daß man sich auf Ihre Freundschaft verlassen kann. Ich habe Ihr erstes Gedicht an Mary gelesen und eine große Freude darüber gehabt, kann mir aber sehr wohl denken, was Sie auf andere Gedanken gebracht hat. Mary liebt es nun einmal, im gewöhnlichen Verthe die Riegel der Edelsteine vorzugeben. Sie jagt einem Schlingel nach, und dem wirklichen Gekilde geht sie wie einer Gefahr aus dem Wege. Aber kann sie mehr lieben als ich! und doch hat sie mir nie die Hälfte der Freundschaft gezeigt, die sie jetzt wieder an einen Gekind wie Mr. Harcourt verleiht, der vor einer halben Stunde angekommen ist, und für dessen Empfang sie Anordnungen gemacht, als ob es dem Gekind eines Königs gälte. Mir ist das süßliche Wesen dieses Menschen vom Herzen zuwider, und es macht mich unglücklich, Mary auf so verwerflichem Fuße mit ihm zu sehen. Aber ihr ist durch guten Rath nicht zu helfen; sie kann nur durch Leiden von ihren Thorheiten geheilt werden."

Den Abend verbrachte Sir Walter unten in der Halle, wo Mr. Harcourt und Mary sich hören ließen. Er konnte dem gefassten, letzten Spiel des Virtuosen diesmal so wenig Bescheid abgewinnen wie früher, obgleich er seine vollkommene Technik bewundern mußte. Mr. Harcourt spielte Kompositionen von Dowland, einem Freunde Sir Walter's und Schaphere's, die diesen großen Meister eben wegen seines einfach edlen, krausen und weichen Vortrags lieb gewonnen hatten, davon Schaphere singt:

Da sich's ist, den Land's Lustspiel zu Lachen.
Das man einem mit seinen Schwestern sieht."

Von solchen "seligen Schauern" war bei Mr. Harcourt nichts zu hören; dagegen wurde Sir Walter durch Mary's Gesang auf das Freudigste unterbrochen: er fand darin dieselbe Verstandesmäßigkeit, natürliche Anmut und Tiefe der Empfindung, die er schon bei ihrem Vorlesen bewundert hatte. Es war ihm deshalb um so unangenehm, daß sie für die Mühseligkeiten des Mr. Harcourt so schmerzhaft eingenommen sein konnte. Als Harcourt seinen seine Empfindungen zu theilen. Sie war so hingeworfen von dem Gesange, daß sie Mary um den Hals fiel und herzlich umarmte, was Sir Walter hoch erregte. Er drückte ihr ebenfalls sein Entzücken durch warme Worte und einen warmen Händedruck aus, den sie diesmal auch warm empfand.

Da es ihm unmöglich war, Mr. Harcourt große Lobeserhebungen zu machen, so schenkte er ihm zum Dank für sein Spiel einen kostbaren Emalir, der dem Virtuosen lieber war als seine Worte. Mit Ausdrücken des unterthänigsten Dankes unter tiefen Verbeugungen empfahl er sich Sir Walter's hoher Protection in London.

Es war sehr schnell im Zimmer geworden. Mrs. Ellis öffnete die Fenster, durch welche der Mond so silberhell hereinstrahlte, daß er das Lampenlicht beschämte. Man beschloß, im Garten noch eine kleine Frischung einzunehmen. Die Damen verließen das Zimmer, um einige Vorbereitungen zu treffen; Doktor Ellis hatte noch einen Kopfbruch bei einer alten kranken Frau im Dorfe zu machen; Sir Walter wäre gern ein wenig allein ge-

blieben, allein Mr. Harcourt wich nicht von seiner Seite, und so wandelten die Beiden eine Zeitlang im Garten auf und ab.

Nach einigen wechselseitigen Bemerkungen über den schönen, linden Abend, und den geheimnißvollen Zauber des Mondlichts, wie es auf dem fernem Hügel und Baum, und auf den nahen Büschen und Blumenbeeten plänte, sagte Mr. Harcourt: "Ich begreife, daß man hier rechtlich angeregt wird! Welch ein herrliches Gedicht haben Sie neulich der Mary gewidmet! Ich habe versucht es in Musik zu setzen, aber es ist mir noch nicht recht gelungen..."

Sir Walter schwiegen. Er schämte sich der Gefühle, die er für Mary empfand; es erschien ihm als eine Entweihung seines Verhältnisses, daß Mr. Harcourt es in Händen gehabt; doch fühlte er zugleich, daß er diesem nicht darüber oblie sein dürfte, Mary selbst hatte es ihm ja gegeben.

"Sie ist wirklich ein prächtiges Mädchen," fuhr Mr. Harcourt fort.

"Und ich denke, auch ein tugendhaftes Mädchen!" erwiderte Sir Walter.

"Er gewiß, so weit das in den Verhältnissen möglich war, in welchen sie in London gelebt hat, ist sie gewiß tugendhaft geblieben."

"Wie meinen Sie das?"

"Nun, Sie wissen ja besser als ich, Sir Walter, wie es in der großen Welt zugeht, besonders in einer abhängigen Stellung, wo man darauf angewiesen ist, sich Andern anzuheben zu machen. Ohne große Gefahren geht's da nicht ab, und Mary liebt die Gefahr, sonst würde sie sich nicht ohne äußeren Zwang hineinbegeben haben. Hier, im edelsten Hause, ist's ihr zu eng; sie will glänzen, sie will gefallen. Aber sie hat sich tapfer gehalten. Ich kenne sie nun schon sechs Jahre und wir sind immer die besten Freunde gewesen, aber ich kann ihr wirklich nichts Ungeheures nachsagen; gegen mich hat sie sich immer sehr anständig gezeigt, sehr anständig, in der That! Und sie war zu ihrer Zeit ein reizendes Mädchen! Sie hätten sie sehen sollen, Sir Walter, als nach der ersten Luft und Plaus der Jugend auf ihre Lag; es war eine herrliche Erscheinung! Sie ist immer noch präsent, aber doch schon ein Mädchen im Verblühen; die Jahre wirken sich, sie wird nachsichtiger, vernünftiger."

Hier wurde die Unterhaltung unterbrochen durch Mary, welche kam, die beiden Herren in die Laube zu holen, wo der Abendmahl bereit war. Man setzte sich, und Mr. Harcourt nahm gleich Platz an Mary's Seite, und gleichsam um zu zeigen, wie innig er mit ihr liebte, nahm er seine ihm freundschaftlich entgegenkommende Nachbarin demüthig in Anspruch, daß sie für Sir Walter sein Wort und seinen Blick halte. Dieser zog sich, nachdem er das niedrige Geflüster und Geflüster der Beiden eine halbe Stunde lang mit angehört, unter dem Vorwand zurück, eine Pfeife zu rauchen, was er in Mrs. Ellis' Gegenwart nie that. Er suchte ein einfaches Fläschchen unter einer Trauerweide am Bache, der mit der dort eubenden Tazuhede ein Recht hatte. Er machte kaum zehn Minuten dort geblieben, aber er von der andern Seite der Heide der Schritte und Stimmen hörte, die immer näher kamen und sich bald deutlich als die Stimmen von Mrs. Harcourt und Mr. Harcourt unterscheiden ließen.

Wieder, verließen Sie sich mit so überraschenden Komplimenten," rief Eliza, "ich bin an dergleichen gar nicht gewöhnt und ziehe wirklich eine erste Unterhaltung vor. Was würde Mrs. Mary sagen, wenn sie die schönen Worte hörte, die Sie an mir verschwenden?"

"Sie würde sagen," entgegnete Mr. Harcourt, "die größte Verschwendung von schönen Worten an Ihnen sei nur eine dürftige Huldigung. Wie könnte Mary wagen, sich mit Ihnen auf gleiche Linie zu stellen! Ich weiß Mary's Vorzüge sehr wohl zu schätzen, aber was sind sie, verglichen mit den Ihrigen?"

"Nun, genug!" rief Eliza unwillig, "ich will nichts weiter hören. Es ist Zeit, in's Haus zu gehen."

Sir Walter hatte, um besser zu hören, den Kopf zurückgelegt und nicht bemerkt, daß Mary sich inzwischen seinem Sitze genähert hatte. Sie mußte mit ihren feinen Ohren das Gespräch der Beiden auch gehört haben, doch verrieth ihr Gesicht nicht, welchen Eindruck es auf sie gemacht.

"Ah, Sie sind hier, Sir Walter?" rief sie im Tone der Ueberraschung. "Ich will nicht hören!" und sie machte Niemand zu sehen.

"Sie hören durchaus nicht, Mrs. Mary."

"Ich sehe, Sie rauchen nicht, wie Sie vorgaben Ihnen zu wollen. Warum haben Sie unsere Gefälligkeit denn verlassen?"

"Weil ich mich dort überflüssig fühlte bei Ihrer ausschließlichen Unterhaltung mit Mr. Harcourt."

"Ich dachte, ein so hochschätzender Mann wie Sie könnte sich nicht zurückgesetzt fühlen durch scheinbare Bevorzugung eines Gastes, der nur auf kurze Zeit hier weilte, der nur meinte, gekommen zu sein, den hier außer mir Niemand mag, und der deshalb lediglich auf mich angewiesen ist."

daß wir selten zu schärferen Mitteln greifen müssen. Ein Fall, wie der folgende, bildet eine Ausnahme. In einer der mittleren Klassen hatten wir eine Pensionärin, deren unerschütterlicher Charakter, im Verein mit Frömmigkeit und Trägheit, unsere reichlichen Bemühungen vereitelte. Erstfremdliche Vorstellungen, dringende Ermahnungen, Strafen — waren erfolglos geblieben. Die zwingende Nothwendigkeit drängte sich mit uns, die Widerpenigkeit aus dem Institut zu entfernen, sollte ihr Beispiel nicht ansteckend wirken. Ede ich mich zu diesem äußersten Schritt entschloß, wollte ich noch Eines versuchen. Als die Kaiserin aus eines Tages belachte, stellte ich ihr dieses Kind vor, indem ich sagte, daß es leider dasjenige wäre, welches den meisten Grund zu Sorgen und Klagen gäbe. Die Kaiserin blühte die kleine Schuldige streng an und sprach dann, daß sie sich von nun an monatlich Bericht über ihr Betragen erhalten lassen würde, und wenn die geringste Verschwendung oder Ungehorsamkeit vorkäme, so dürfte sie nicht länger auf Rücksicht und Vergebung rechnen.

— Das Kind fiel eckmachend zu Boden und mußte nach dem Strafenjahr gebracht werden. Als sie zum Bewusstsein kam, geschah sie, kampflos meinent, daß sie gestürzt, die Kaiserin würde ihr den Kopf abklagen lassen. Seit dieser heftigen Erschütterung ist sie wie umgewandelt und die seltsamste, laueste Schülerin.

Bei den letzten Worten der Directrice hatten sich die jungen Mädchen erhoben, und im Ueber erwiderte er: „Honorable Monsieur Henselt.“ Der sehr verehrte und geliebte, von der predeuriger Aristokratie vermehrte Hofmeister trat etwas eilig herein, und der Generalin die Hand mit Courtoisie fassend, entschuldigte er sein Verspäten, er wäre drüben in Wollstücken gewesen (ein jenseits der Reide gelegener Stadtteil), wo er im eidenburgischen Institut (von dem Obern des Hofes, dem Prinzen Peter von Oldenburg gestiftet) eine Prüfung abgehalten. Die Musiklehrer und Lehrerinnen, die bei solchen Gelegenheiten viel ängstlicher wie die Schülerinnen sind, weil, wenn Ansehn von den Leistungen unberührt ist, die Directrice sie dafür verantwortlich macht, hatten sich ebenfalls eilends geflüchtet. Die Herren im Saal, die Damen in blauer Seide — die vor geschickte Uniform, die die Oberwachen im Dienst tragen — bildeten die eckförmige Seite. Henselt ging freundlich grüßend an den jungen Mädchen vorüber, die stumm und regungslos dahinstanden; die Blicke ihrer frisch, glänzenden Augen wurden an dem großen Künstler, dessen veredelte Keckheit sie zwar fürchteten, dessen eigenwillig gewinnende Persönlichkeit jedoch von der jugendlich misanthropischen Schaar vergrößert wurde.

Die Schülerin, die begannen sollte, stand bereits am Flügel und überreichte demselben geremonisch ein weites Exemplar der von ihr vorzutragenden Komposition. Sie sah blaß und verächtlich aus.

„N'ayez pas peur, er-muthigte Henselt, ich werde heute sehr nachsichtig sein. Was werden Sie spielen? Das G-moll-Sonnet von Mendelssohn.“ Er legte sich an den zweiten Flügel. „Ich werde das Trübsal vertreiben, Ihre Excellenz die Frau Directrice wird einen musikalischen Genuß haben.“

Die Kleine, die etwa fünfzehn Jahre zählte, entschuldigte sich ihrer Aufgabe vortheilhaft, sie spielte mit Fertigkeit und Frömmigkeit, mit einem gewissen virtuosen Akcent. Ich hörte wirklich mit Vergnügen zu, und Madame la Supérieure schielte baldvoll, als ich ihre mein Verstaunen über diese angenehme Meisterleistung zu erkennen gab.

Da, in seiner Anstalt wird die Musik besser wie bei uns gepflegt. Wir haben noch vorgerücktere Pianistinnen anzuweisen,“ wiederholte sie mehrmals und sah dabei so schmerzhaft und stolz aus, als verdanke ein jeder Ton seine Entstehung ihr, der Frau Generalin Excellenz, Directrice dieses Instituts. Auch hierin mochten die Liebhaberinnen und Stolzstempel, dachte ich im Stillen. Unter der verheerenden Kaiserin wurde in diesen Räumen vorwiegend der Tanz kultiviert. Wir fiel ein, was wir ein

alter Professor erzählt, der seit länger als dreißig Jahren im Stille unterrichtet, und dem als Belohnung für sein mährvolles Wirken der Staatsrathstitel verliehen worden. Er hatte nie oft mit Entzücken von den schönsten Balletvorstellungen gesprochen, die die Pensionärinnen bei schließlichen Anlässen in Ehren der Kaiserin ausgeführt. „Die Pracht der Kostüme, für die keine Kosten gespart werden,“ schätzte der alte Professor, die schönsten Kinder würden ausgemalt — ich habe Keckheiten nie und nirgends gesehen. Stetlich wurden oft manche Stunden angesetzt, wenn ein besonders kostbares Ballet in Vorbereitung war, das dürfte jetzt, was mit dem Verzeir so ernst genommen wird, nicht geschehen. Das Ganze endete gewöhnlich mit einem Ball und die kleinen Großfürsten tanzten nach Herzenslust mit den Pensionärinnen. „Tempi passati!“ dachte der Professor dann melancholisch grübelnd. Der gute Mann sprach die Wahrheit; es war anders geworden, und ich denke, die Aenderung ist zum Guten. Jedenfalls sind

zu beantworten und hatte ihre Piere nicht hinlänglich gelbt.

„Kacore une fois!“ legte Henselt bei einer das Ohr verlegenden Diskussion. „Kacore une fois!“ zum zweiten, dritten Male, als derselbe Fehler wiederholt wurde. Und wieder: „Kacore une fois!“ mit besonderlicher Betonung der Stimme. Die Directrice kniete und ließ die goldene Kette umhagen durch die Finger gleiten, die Pensionärinnen blickten ängstlich, die Lehrer machten lange Hölle und verlegten Hünen. Die Spielerin wurde dunkelroth, sie kämpfte mit Thränen, einen Augenblick hielt sie inne, und der thörichte, kleine Kopf strengte sich gewaltig an, um die ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu concentriren. Glücklich fand sie den hundertmal geübten Fehler heraus.

„Gut! bei Taus!“ flüsternte die Directrice, „es lief heute gut ab. Schon manchmal hat es sich ereignet, daß unter verehrter Generalinspector bei derartigen Gelegenheiten bestig aufsprang, nach seinem Dute griff und davon räumte. Eine gefüllte Monbonniere, die er der weinenden Schülerin anwachsen lassen sollte, ersetzte diese zwar überaus schnell — aber wie ist es sehr peinlich, wenn er den kleinen Anlaß zur Unzufriedenheit findet.“

Derzeit näherte sich der Directrice.

„Die Kinder machen außerordentliche Fortschritte,“ sagte er verbindlich, „es ist eine Freude die nach, der Institut zu inspiriren, zu erhellern.“ Die Einladung zum Ueber lebte er ab. „Sie wissen, ich werde allabendlich beim Prinzen von Oldenburg zum Weile einogiert.“

„So cher Henselt!“ sagte die Dame, „ich glaube wirklich, daß er steht auf sein Weile wie auf sein Weile verspielt.“

Die jungen Mädchen hatten sich erhoben: „Honorable Monsieur Henselt!“ Und eine große Tante, die sich ihrer Schärpe wohl bewußt war, rief mit vorlauter Keckheit: „Reverenz bewahrt!“ worauf sie sich erschrocken hinter ihren größeren Geschwätzen versteckte.

Im Saal der Directrice, der mit vornehmlichem Comfort eingerichtet war, lockte der hübsche Camomart und die bedienenden Valaten gingen geräuschlos über den blickten Teppich. Ich fragte Henselt, um noch Manches über die Einrichtungen des Instituts zu erfahren. Die würdige Dame antwortete mir freundlich, natürlich sagte sie mir doch die glänzende Seite der Medaille.

Die goldene Schürze wird alle drei Jahre ertheilt,“ sagte sie, „weil außer uns die anderen Institute einen Kanzen Anspruch auf dieselbe Auszeichnung haben.“

Ich hörte, daß die Anbeterin berechtigt ist, Oberinspectorin der Kaiserin zu werden.“

Früher war es der Fall,“ bestätigte die Directrice, „als es nur wenig Erziehungsanstalten gab. Das hat längst aufgehört. Die goldene Schürze, die den Namenstag der Kaiserin bildet und von ihr selbst überreicht wird, erhält die Pensionärin, die sich lobelloses betragen. Es ist eine Ehre, nach der Alle streben — Vortheile sind nicht damit

verbunden. Wenigstens nicht erwerblich. Vorwärts die Pensionärin der Schürze in Roth, so darf sie dieselbe der Kaiserin einreichen, die sie mit 2-300 Rubeln belohnt, während der eigentliche Goldstempel nur ein geringer ist. Was die beliebte Pensionärin die Kasse, eine Schule zu gründen, so wird ihr, in Anbetracht der Schürze, von der Kaiserin die Summe von zweitausend Rubeln insoweit vorgeschossen. Jedoch muß sie, um diese Vergünstigung zu erlangen, mit dem Institut in Rapport geblieben sein, sie darf nicht verfallen werden. — Die kaiserliche Familie ist ausnehmend gnädig gegen uns. Wir haben ein großes Landhaus bei Peterhof, wo wir die Sommerferien zubringen. Die Kinder werden häufig von den Großfürsten eingeladen; zu Vergnügungspartien, und um die profanistischen und satirischen Ideen zur Kirche zu fahren, haben uns Hofjungen zur Verfügung. Unsere Kinder können es nirgend in der Welt besser haben.“

Die Directrice redete sich in Eifer; als ob sie Mißtrauen vor der Verehrlichkeit aller Einrichtungen über-



Der Tod als Freund. Von Alfred Rethel.

In die kalte Gloriette
Tringt der lichte Sonnenstrahl,
Und vom Thron fliegen viele
Wenigsten in das Thal.
Tobt vor ihm der ferne Götter,
Tritt die kühnen Stränge jelt,
Scheu dem nicht Anredehnte
Und des Pilgermanns Kahl!

Nicht ein Fremdling ist's, ein Freund ist's,
Der beim Glücke ringet,
Tut bei traurigen Stunden
Etten Rang mit ihm gelenk.
Schlaun'et ruhig, was'rer Götter,
Gibt, der Freund verliert kein Amt,
Und die Knechtelode klingen,
Ist die Hand die auch erhebt.

E. Jekert.

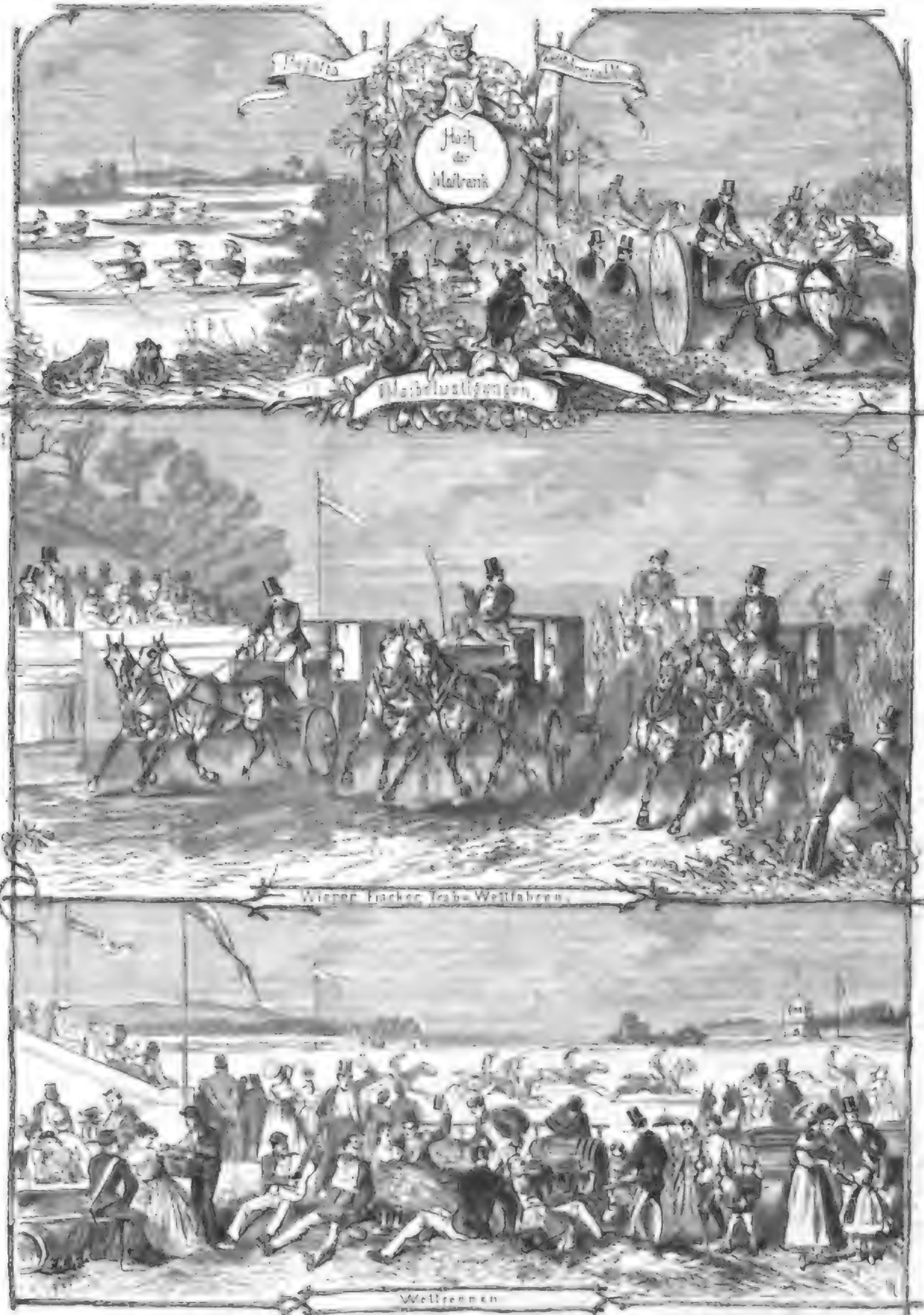
Waldes in der italienischen Oper steht am Rabe, wie in einem Erprobungsbaute, und ich enthielte gern die Gerechtigkeit der Directrice, die danach strebt, in Wunsch der Wohl alle anderen Institute zu überbügeln.

„Was hien?“ rief Henselt, also der Schlichtfahnd des Finales vorlesend. „Sie haben in dem verflochtenen Trimeter große Fortschritte gemacht. Tausen Sie Ihrem Lehrer davonberichten. Sie sind in better Schule.“

Die Schülerin bemühte sich, glühend roth von Eifer und Aufregung; die Directrice wollte die kleine Virtuosa näher, lächelte sie und ermahnte sie, in gleicher Weise fortzuführen. Das junge Mädchen, das jetzt an der Reihe war, entschuldete sich nach mehr Belohnungen und Erregung des Fortschritts. Ich habe die Kuck-Postkarte von Kitz letzter beieit gewort, wie von den jüdischen Fingern dieier reijenden Blechane, die einen der vornehmsten Namen Ruhlands tragen. Auch die dritte Spielerin bestand glücklich, nur die rierte war ihren Vorgängerinnen in keiner Weise ebenbürtig. Sie verstand nicht einige musikalische Augen



Sommerpalast der russischen Kaiserfamilie in St. Petersburg. Originalzeichnung von Borsani, auf Holz geschnitten von G. Thesdorf. 12. 1845.



Wiener Weltausstellungen. Originalzeichnung von H. Kasper. (S. 590.)

Die Auserwählten.

Novelle

von

Max Ring.

(24. Hk.)

10.



In wenigen Tagen sollte die Hochzeit Martha's mit dem Obersten von Wildenhahn stattfinden. Dieser Gedanke genügte, um den unglücklichen Kandidaten zum raschen Entschluß zu treiben und seinem Jögern ein Ende zu machen.

In seiner Verzweiflung sah er keinen andern Ausweg, als den Tod, seine Rettung, als das Grab. Seit der Begegnung mit Martha aus dem Kirchhof verfolgte ihn dieser Gedanke mit der Beharrlichkeit des Wahnsinns. Vor der Gewalt der Leidenschaft, die ihn unerschütterlich beherrschte, mußte die mahnende Stimme der Ueberzeugung zurückweichen, alle frommen Lehren und Grundzüge schwanden. Sein Geist war krank, verblüht und vermochte nicht länger dem Versuch zu widerstehen.

Wie von einem schmerzigen Traum verfolgt, irrte er bleich und unschlüssig umher, ohne an dem ihm gleichgültigen Leben Theil zu nehmen, ohne die bekümmerten Blätter seines Vaters zu bemerken. Selbst der Gedanke an ihn und den Schmerz, den er ihm bereite, vermochte nicht, ihn von dem furchtbaren Voratz zurückzuführen.

Er wollte den Tag nicht überleben, an dem Martha ihre Hand dem verhassten Manne reichen würde. Der bloße Gedanke an eine solche Entweihung seiner Ehrliebe erregte ihn bis zur wilden Raserei und zur Gotteslästerung.

Heute sollte noch der Entschluß zur That werden, nachdem er alle nothigen Vorbereitungen getroffen hatte. Früher als gewöhnlich und mit verzweifelter Eile suchte er nach einem geeigneten Ort, um sein letztes Lebenswort zu schreiben, ohne die bekümmerten Blätter seines Vaters zu bemerken. Selbst der Gedanke an ihn und den Schmerz, den er ihm bereite, vermochte nicht, ihn von dem furchtbaren Voratz zurückzuführen.

In dem stillen Zimmer lag der Kandidat die blasse Wäsche aus dem verborgenen Schrank hervor und legte sie neben sich auf den Schreibtisch. Er selbst legte sich daran mit der Ruhe des Todes, um sein letztes Lebenswort an Martha zu schreiben in der geheimen Hoffnung, daß sie ihm bald folgen würde.

Noch einmal streifte er seinen Schmerz, seine Verzweiflung, allen Jammer, alle Qualen seines Herzens aus, noch einmal sprach er zu ihr von seiner glühenden Liebe, von der verzehrenden Leidenschaft, die ihn jetzt in den Tod trieb, indem er sie bat, ihm das Leid zu verzehren, das er ihr durch sein gewaltthames Ende bereiten mußte, indem er sie mit den rührendsten Worten über sein Schicksal zu trösten suchte.

Das Schweigen war gelassen und nichts störte ihn mehr an das verhasste Leben. Nur noch einige Minuten und er stand vor den Worten der Ewigkeit. Er schloß von dem vorangegangenen Kampf, ruhte er in den Stuhl zurückgefallen, wegschuldig griff er nach der Pistole an seiner Seite, während seine Augen auf dem weißen Kissen ruhten, den einst Martha's Hand um das Bild des Kypselus geschlungen hatte.

Mit der Erinnerung an die Geliebte, an die schönste, heiligste Stunde seines Lebens wollte er aus dem Dasein scheiden, sie sollte sein einziger, sein letzter Gedanke sein. Ganz in seine Verzweiflung versunken bemerkte er nicht, wie sich leise die Thür öffnete und der Pastor hereintrat, um nach seinem Sohne zu sehen. Das auffallende Benehmen des Kandidaten bei dem Abschied hatte den päpstlichen und besorgten Vater mit bangen Ahnungen erfüllt. Er wollte noch ein Wort des Trostes, der Beruhigung an ihn richten, bevor er selbst zu Bett ging.

Ein Blick auf die offen liegende Wäsche, auf den noch nicht vollendeten Brief genügte, um ihn über die Absicht des Verzweifelten aufzuklären.

„Johannes!“ rief er in schmerzlicher Stimme, indem er die Pistole ergriff und in der Tasche seines Nachtrodes verbar.

Bei dem unerwarteten Klang der bekannten Stimme fuhr der Kandidat zusammen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, um nicht den durchdringend vorwurfsvollen Blicken seines Vaters zu begegnen.

Eine bange Stille herrschte in dem Zimmer, das Schwelgen des Todes. Beide waren zu tief erschüttert, um Worte zu finden.

„Du hast das an Dir erleben mußte!“ rief der Pastor, sich jureit stehend. „Die Sünde im eigenen Hause.“

„O mein Vater,“ murmelte der Unglückliche, „vergib mir, aber das Leben ist eine unerträgliche Last.“

„Und Du wollest es fortsetzen und zerstören, wie ein thörichtes Kind sein zerbrochenes Spielzeug? Ich habe Dich nicht für so feig, für so geldlos gehalten.“

„Du weißt nicht, wie sehr ich gekämpft und gelitten habe.“

„Ich weiß Alles! Für eine hässliche Leidenschaft, für eine sinnliche Neigung willst Du Dein Leben, Deine Ehrliebe opfern, Deinen Vater auf Erden, Deinen Vater im Himmel verstoßen? Hast Du, wenn auch nicht an mich, an den Erben gedacht, der sein Blut für Dich hingegen und das kümmerliche Aerm mit Geduld auch für Dich getragen? Hast Du Dich nicht gefürchtet, mit so grauenvoller Schuld beladen vor den ewigen Richter hinzutreten, der Dein sünderisches Treiben verdammen muß?“

„Ich dachte nur an Martha, an meine Liebe, deren Entweihung ich nicht ertragen konnte.“

„Ich kenne diese Liebe,“ versetzte der Pastor in sanfterem Ton. „Sie ist das Jettich der Jugend, ein täuschender Stern auf dem wüsten Lebenspfad. Weh dem, der ihr vertraut! Es gibt nur eine wahre Liebe, und die hat mit der Erde nichts gemein; sie allein ist ewig, unvergänglich, während die irdische Leidenschaft früher oder später zum Verderben führt. Heiße sie aus Deiner Brust, läusche gegen den bösen Feind und lebe zu Gott, daß er Dir vergebe, wie ich Dir vergebe!“

Der unglückliche vermochte nicht der unerwarteten Milde des Vaters zu widerstehen, mit einem Thränenstrom sank er zurück an die Brust des Belehrenden. Erst nach einiger Zeit besänftigte sich der Sturm der aufgeregten Gemüther, legten sich die wild emporstehenden Wogen und eine gewöhnlich schmerzliche Ruhe löste die furchtbare Spannung.

Hand in Hand saßen sie bei einander und feierten das Fest der Versöhnung und Wiedergeburt mit ernstlichen, heiligen Gesprächen, in die sich die Erinnerung an die Vergangenheit mit der Sorge für die Zukunft mischte.

Beide waren noch zu bewegt, um die nöthige Fassung zu finden, besonders zeigte der sonst so starke Prediger eine beständige Weichheit und Zudringlichkeit, als fühlte er sich selbst nicht frei von jeder Schuld. Wüthen in dem Vergnügen seines Herzens hielt er inne, indem er in ein tiefes Nachdenken versank.

Auch er schenkte tiefen Gedanken, als er seinen Willen, und durch die vergangene Eile machte wohl so manches schmerzliche Angedenken an seine eigene Jugend gewirkt worden sein. Auch er hatte einst geliebt wie sein unglücklicher Sohn, gelitten und verzweifelt, ehe er Trost in seinem Glauben fand.

Aber das allein war es nicht, was den Pastor jetzt beschäftigte und wie ein stiller Vorwurf mit unwillkürlicher Gewalt sich ihm aufdrängte, wenn er das bleiche Gesicht des Kandidaten betrachtete.

Nur mit der höchsten Anstrengung unterdrückte er die aufsteigenden Bedenken und Zweifel, welche seinen Geist in diesem Augenblick befielen, obgleich er sich bewußt war, das Beste gewollt zu haben.

Dies Gefühl der eigenen Schwäche mäßigte seinen Eifer und verließ seinen Worten den Ausdruck ruhender Innigkeit, welches in dem Herzen des Sohnes einen dankbaren Wiederhall fand.

Die Stunde der Mitternacht hatte längst geschlagen und noch wachten Beide, wachte der liebevolle Vater bei dem wiedergeborenen Sohn, den er nie mehr geliebt zu haben glaubte, als in dieser, für Beide so schwerlichen Augenblick.

Während dieser erschütternden Ereignisse litt auch der Oberst an einem seiner seltenen Anfälle des düsteren Melancholie, nachdem er Martha von dem Kirchhof nach Hause gebracht hatte. Bei der Nacht in seinem Wagen beobachtete er ein ernstes Stillstehen, das der tief ergriffenen Braut nur doppelt willkommen war.

Wegen seiner sonstigen Gewohnheit verließ er sie mit auffallender Hast, fast mit Vernachlässigung der ihm eigenen Galanterie. Wie von unsichtbaren Fesseln verfolgt, irrte er durch die Straßen der Nacht, ohne auf den Weg zu achten.

Obgleich er über jeden Aberglauben sich erhaben dünkte, so vermochte er doch nicht, sich eines geheimen Schauers zu erwehren, wenn er an die eben stattgefundenen Erscheinung an der Kirchhofsmauer dachte.

Deutlich glaubte er die Gestalt und das ihm nur zu gut bekannte Gesicht seines früheren, von ihm im Dreck getriebenen Freundes Falkendahl erkannt zu haben. Es waren die bleichen, schmerzlich verwaschenen Züge, welche er seit jenem Tage nicht vergessen konnte, die ihm mitten in seinen wilden Vorstellungen erschienen und bei Tag und Nacht ihm vorrückten.

Vergebens suchte er seine Furcht fortzuspotten, indem er den seltsamen Vorfall mit einer bloßen Sinnestäuschung, mit einem Blendwerk seiner betrogenen Augen zu erklären suchte. Aber der Eindruck war zu mächtig, zu bestimmt und klar, um ihn fortzuleugnen zu können.

Troph seines Unglaubens gab es in dem Leben Wildenhahn's solche Augenblicke, wo er das Müssen der höheren Mächte, wenn auch mit Widerwillen, anerkennen mußte. Aber sein trügerischer Geist empörte sich immer wieder gegen diese vermeintliche Schwäche.

Starker als je drängte sich ihm jetzt diese Gedankenrichtung auf, gegen die er mit der ganzen Energie seines

chernen Charakters ansetzte. Um den finsternen Träumen seiner Phantasie, den Mahnungen seines erwachten Gewissens zu entgehen, suchte er die alte Gesellschaft im Klub auf, die er seit seiner Verlobung mit Martha aus menschlichen Gründen nicht mehr gesehen hatte.

Die früheren Freunde und Genossen seines wilden Lebens begrüßten ihn verwundert, als er unerwartet in ihrem Kreise erschien.

„Rara avis, ein seltener Vogel!“ rief Graf Siegen, der gebildete Adjutant. „Gewiß will Wildenhahn von seinen Freunden und dem Junggesellenleben Abschied nehmen. Das feierliche Ereigniß muß mit dem Opfer einer Champagnerbottle begangen werden.“

„Ich bin stets dabei, wo es zu trinken gibt,“ bemerkte der Hülfsmeister. „Wir haben uns lange nicht gesehen, alter Junge! Das ist schön, daß Du auch einmal an uns gedacht hast.“

„In der That,“ versetzte der Oberst, „ich hatte mich schon längst vorgenommen, zu den Klub zu kommen.“

„Das ist brav, und hoffentlich wird Dir der Weiden'sche Thee nicht den Geschmack an unserm Wein verderben haben. Trankst Du noch die tolle Nacht, wo wir Dein Avancement feierten? Damals habe ich freilich nicht geglaubt, daß auch Du abfallen und in den heiligen Ehestand treten würdest.“

„Er tu, mi fili! Auch Du, mein Sohn,“ parodierte der Adjutant. „Nur in den Heilen der Venus. Es lebe die holde Braut, unsere zukünftige Frau Oberst!“

„Sie lebe hoch!“ rief der ausgelassene Chor und leerte die vollen Gläser mit lustigen Anklagen.

Auch der Oberst trank, um zu vergeffen, in heiligen Zügen stürzte er Glas auf Glas hinunter und war ob seinen Vortrefflichkeiten unter den Ausgelassenen der Nachtgesellschaft. Er suchte sich zu besäuen, aber mitten in der lustigen Gesellschaft überfiel ihn immer wieder das düstere Geistesbild der Melancholie.

Unwillkürlich erinnerte er sich der alten Friten, wo er auf derselben Stelle mit dem todtten Falkendahl, der von seiner Hand gefallen war, an demselben Tisch gesessen. Verhaftet als er stand das Bild des Verstorbenen vor seinen Augen; Alles wachte ihn daran, die ganze Umgebung, die Gesichter der alten Freunde, ihre Reden, ihre Scherze, selbst ihr toller Uebermuth.

Es litt ihn nicht länger in ihrer Gesellschaft, und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, stürzte er hinaus in die dunkle Nacht.

Als er schlief, nur seine eigenen klirrenden Schritte hallten auf dem Pflaster geräuschlos wieder. Es war ihm, als schritte ein Geist neben ihm umher. Der starke Wein und die scharfe Nachtluft steigerten nur noch seine Aufregung und ergrübelte seine Phantasie bis zum Wahnsinn.

Aber noch einmal erhob sich sein alter Titanenmuth gegen die Mahnungen seines Gewissens, kämpfte er gegen die Regungen seines Herzens. Er schloß über seine seltsame Furcht laut auf, aber sein eigenes Gemüth erstickte ihn in der stillen Nacht. In dieser Stimmung, welche zwischen wilder Ausgelassenheit und düsterer Verzweiflung wechselte, gelangte er auf seiner einsamen Wanderung vor das Haus des ihm bekannten Predigers, der noch immer bei seinem Sohne wachte.

„Holla! Der Pfaffe hat noch Licht. Er soll mir sagen, ob die Todten auferstehen.“

In einem ihm selbst unerklärlichen Anfall der tollsten Laune klopfte der Oberst an der verschlossenen Thür, bis dieselbe sich öffnete. Der Pastor, in dem Glauben, daß ein Kramler oder Sterbender seinen Zuspruch fordere, war herbeigekommen, um nachzugehen.

„Wer ist da?“ fragte er den Eintritt Begehrenden.

„Oberst Wildenhahn!“

„Oberst Wildenhahn!“ rief er erstaunt über den selbstsam nächtigen Besuch. „Was wünschen Sie von mir zu so später Stunde?“

„Ich will Sie nur fragen,“ versetzte er halb in höflichem Spott, halb in fürchterlichem Ernst, „ob es einen Gott gibt!“

„Es gibt einen Gott!“ erwiderte der Pastor mit feierlicher Stimme. „Er selbst hat Ihre Schritte zu mir gelenkt. Die Wege des Himmels sind unergründlich, unerforschlich. Treten Sie ein. Im Namen des Herrn heiße ich Sie bei mir willkommen.“

11.

„Sie erlassen mir wohl,“ sagte der Pastor, nachdem er sich von seinem Verstand über die plötzliche Erscheinung Wildenhahn's geklärt hatte. „Sie erlassen mir, Herr Oberst, den theologischen Beweis für das Dasein Gottes zu führen, da ich mir weder die nöthige Kraft, noch das geforderte Wissen zutraue. Ihre bloße Gegenwart zeugt mehr als Alles für sein mächtiges Dasein.“

„Der Zufall, eine bloße Laune hat mich hergeführt,“ versetzte der plötzlich ruhender gewordene Wildenhahn.

„Es gibt keinen Zufall. Was die Menschen in ihrer Verblendung so nennen, ist nur das verheißene Angeht der göttlichen Vorsehung, welche ihre eigenen, wunderbaren Wege wandert. Ich sehe auch hier die geheimniß-

reife Hand des Erwigen, die das warnende „Mein Theil“ Ihnen in der ersten Stunde zeigt.“

Verzeihen Sie mich um Ihren mystischen Wibern. Ich bin ein Mann, der Wahrheit fordert und sich nicht von Ammenmärchen in den Schlaf wiegen läßt.

Die Wahrheit soll Ihnen zu Theil werden, nur gestatten Sie mir, daß ich mich zuvor lausche, da Sie mich zwingen, manche für Sie nicht minder wie für mich traurige Erinnerung aus meinem Leben herauszuschleppen.

„O! diese Erinnerungen, diese ewigen Erinnerungen,“ murmelte der Oberst, „sie werden mich noch wahrhaftig machen.“

Zugleich sprang er von dem ihm angebotenen Stuhle auf und durchschritt mit stürmischen Schritten das Zimmer, während der Pastor nicht minder schmerzhaft bewegt schien, obgleich er äußerlich seine Ruhe besser zu bewahren suchte.

„Verzeihen Sie,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „wenn ich Ihnen unbekannt war, ich sollte, aber die Wahrheit ist ein lebendes Feuer, sie schmerzt, indem sie erluchtet. Der Arzt, der den Kranken heilen will, muß die Wunden aufsuchen und nach dem Quell des Uebels forschen. Sie leiden, leiden an Ihrer Vergangenheit.“

„Was kennen Sie davon?“ fragte Widenbush folgend. „Recht als Sie vielleicht ahnen, Herr Oberst! Eine wunderbare Götzung des Himmels hat mir ohne Ihr Zutun manchen Blick in Ihr Herz eröffnet, mich, ohne daß Sie bis jetzt darum das Geringste wußten, auf geheimnißvolle Weise so eng mit Ihnen verbunden, daß die Fäden unseres Lebenslaufes sich vielfach verschlangen und mit einander freuzten, daß wir manche Strecke unseres Pilgerlaufes zusammenwanderten, so verschieden auch unsere Ziele liegen mochten.“

„Ich bin in der That neugierig, diese Verwirrungspunkte kennen zu lernen,“ entgegnete der Oberst mit leiser Ironie, „welche zwischen einem Manne von meiner Denkart und —“

„Einem bornirten Pietisten bestehen können,“ ergänzte der Pastor ohne Empfindlichkeit. „Ich will nicht die verbrauchte Phrase wiederholen, daß die Extreme sich berühren. Auch ich habe, wie Sie, Herr Oberst, einst gegeweltet, gelitten und getriert, mit dem Dämon in der eigenen Brust gekämpft, mit dem Versuchter gekämpft.“

„Nur mit dem Unterschiede, daß Sie jetzt zu den Heiligen im Lande gehören, während ich noch wie vor mit selbst treu geblieben bin. Immer besser, ein konsequenter Bock zur Hölle, als ein geistig schwaches Schaf zur Rechten des Herrn zu sein.“

„Spotten Sie izumehr! Es sind doch nur die letzten Zustände des sterbenden Unglaubens.“

„Sie triumphieren ja selbst, nach bin ich nicht bekehrt, noch erwaarte ich wirkliche Beweise für Ihre Behauptungen statt der üblich frommen Phrasen.“

„Die Beweise werden Ihnen nicht fehlen, wenn Sie mich vorher ruhig anhören wollen. Ich muß weit zurückgreifen und mein eigenes Leben berühren, was ich nur ungern that, um mich Ihnen verständlich zu machen. So schmerzhaft mir auch das Gedächtniß fallen muß, so nehme ich doch keinen Anstand, meine eigenen Verirrungen Ihnen preiszugeben und die Schwäche meines Herzens zu bekennen. Ja, es gab auch für mich eine Zeit der Heimsuchung, wo ein Weib, ein schönes Weib alle meine Sinne gefangen nahm, daß ich nahe daran war, meinem Erlöser zu vergeffen, mein Heil für einen Witz, einen Händelzug hinzugeben. Sie kennen diese Frau.“

„Nag sein,“ versetzte der Oberst. „Ich habe so manche schöne Frau gekannt.“

„Sie war die Gattin Ihres Freundes, Mathilde von Falkenhain!“

Bei der Nennung dieses Namens fuhr Widenbush auf, als wenn ihn plötzlich ein Schlag getroffen hätte, und starrte mit weit geöffneten, flammenden Augen den Pastor an, der mit gerötheten Wangen und niedergebückten Wibern vor ihm stand.

„Nein, nein! Es ist nicht möglich,“ rief er lechzend, „nicht möglich. Sie wollen sich über mich lustig machen. Hüten Sie sich, mich zu beleidigen!“

„Das sei ferne von mir,“ erwiderte der Prediger mit schmerzlichem Ernst. „Ich liebe Sie, liebe die Frau, das angetraute Weib eines anderen Mannes. Tiefe Leidenschaft war stärker als ich, stärker als meine Grundzüge, so daß ich darüber meine heiligsten Pflichten, meinen Glauben, meinen Namen, Alles vergaß.“

„Und wußte Frau von Falkenhain um Ihre Liebe?“ fragte der Oberst in kühler Spannung.

„Nein! Ich bewachte das Geheimniß tief in meiner Brust verschlossen, obgleich es Wunden that, wo ich der Gewalt der Leidenschaft zu erliegen drohte und mich dem Wahnsinn nahe fühlte. Ich lebte hoffnungslos; beglückt, wenn ich dieselbe Lust mit ihr athen, in ihrer Nähe leben durfte. Durch meine Stellung verschaltete ich mir Eintritt in ihr Haus, und meine musikalischen Talente boten mir Gelegenheit, mich ihr zu nähern. Ich regelte sie auf dem Klavier, wenn sie sang, und las ihr Abends vor, wenn Falkenhain den Abend besuchte. Mein

Arm, mein Fuß schützte mich vor jedem Verdacht und vor keiner maßlosen Uebersucht. Das unbändige Vertrauen, das er mir bewies, steigerte nur noch die Gefahr, und früher oder später wäre ich der Versuchung unterlegen, wenn nicht Ihre Tagewohnheit, Herr Oberst, mich gerettet und vor dem Abgrund zu meinen Füßen mich bewahrt hätte.“

„Sie waren also mein Nebenbuhler? Das erklärt ihre Abneigung gegen mich.“

„Ja; ich haßte Sie eben so sehr, wie ich Frau von Falkenhain liebte. Ich kannte sie vor Ihnen und Ihren Künften, aber die Unglückliche hörte nicht auf mich und erlag der Versuchung. Sie wußten, welche Folgen jener unglückliche Fallstand hatte.“

„Ich weiß es,“ murmelte der Oberst düster. „Mit meinem Leben wollte ich gern die Vergessenheit erlangen.“

„Ich hatte keine Ahnung von dem stattgefundenen Duelle, als ich zu dem sterbenden Falkenhain gerufen wurde, um ihn mit den Erlösungen der Religion in seinen letzten Stunden zu versehen. Bei seinem Anblick fühlte ich meine eigene Schuld, erwachte ich aus dem Laumel des Sündenlaufes, was ich mir meiner eigenen Unwürdigkeit bewußt. Zerküßte hörte ich die Bekennnisse des Unglücklichen, brüete ich mit ihm um Vergebung anderer heidnischen Schuld. Er verzieh seinen Feinden und empfahl mir auf dem Totenlager das unglückliche Weib, während ich selbst von Schmerz, Scham und Reue verdrängt vor ihm und meinem Wille stand.“

„O! ich kenne diese Tugeln, und doch waren Sie nicht sein Mörder, wie ich.“

„Meine Schuld war nicht geringer, obgleich der Himmel mich vor solch' blutiger That bewahrt hat. Seit jenem Tage, wo der Tod mir die Binde von den Augen gerissen und ich die Nichtigkeit des Lebens erkannt, wendete ich mein Herz zu Gott allein, bei dem ich Trost und Hilfe fand. Ich demüthigte mich vor dem Herrn und stehe im Stande um seine Gnade. Er hörte mich in meiner tiefsten Noth und schickte mich wieder auf. Ich war ein Anderer geworden, ein neues Licht war in meiner Seele aufgegangen und erhellte die finstere Nacht der Verwirrung. Der Glaube tröstete mich für die erforderte Liebe und wurde meine feste Stütze für das ganze Leben.“

„Und Frau von Falkenhain? haben Sie das unglückliche Weib wiedergefunden?“ fragte der Oberst zögernd.

„Ich legte mir selbst diese schwere Aufgabe auf; es war der furchtbare Augenblick meines Lebens, als ich der armen Sünderin die letzten Grüße, die Vergebung ihres toten Helden brachte. Mit einem Schrei, den ich nie vergessen werde, stürzte sie zusammen unter der Last ihrer Schuld. Kein menschlicher Mund vermag es auszu drücken, was sie litt und ich mit ihr. Es war zu viel, und sie erlag den Anklagen ihres Gewissens, den Qualen ihrer gereinigten Seele. Ich allein fand ihr bei in diesen bitteren Stunden, und das war die gerechte Strafe meiner eigenen Schuld. Ich sah, wie sie; gemieden und verachtet von der Welt, die ihr einst zu Füßen lag, allmählig dahinsiechte und verwelkte; wie ihre Schönheit, die mich sonst betauzte, verging gleich einer Blume; die der Sturm gelnicht, wie ihre Wangen erblähten, wie der Klang ihrer Augen erlosch und die entzündenden Formen verfielen. Es nichts übrig blieb, als eine Handvoll Staub und Asche.“

„Auch sie ruht im Grabe und ich habe sie getödtet!“

„Ich war bei ihr in ihrer Todesstunde und empfing ihren letzten Seufzer, ihr Vermächtniß, das mir heilig war. Sie hinterließ ein Kind, einen Sohn, dem sie nach dem Tode ihres Vaters das Leben schenkte.“

„Und dieses Kind, von bester Erziehung, ich keine Ahnung hatte, lebt es noch? Sagen Sie mir, wo es ist, damit ich an ihm das Verbrechen an seinen Eltern sühnen kann.“

„Der Sohn Falkenhain's lebt und ist zum Jüngling herangewachsen.“

„O! ich bitte und beschwöre Sie, Herr Pastor, sagen Sie mir, wo er sich aufhält, was aus ihm geworden ist. Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, jedes Opfer bringen, um mein Unrecht wieder gut zu machen. Bleben Sie und lassen Sie mich nicht länger in dieser peinlichen Ungewißheit über das Schicksal dieses Kindes!“

„Sie wissen nicht, Herr Oberst, was Sie von mir fordern,“ versetzte der Geistliche, tief ergriffen, mit bebender Stimme.

„Sie, Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit, an der Wahrheit meiner Worte?“ fragte Widenbush ungeduldig.

„Das sei fern von mir; aber manche gerechte und gewiß gerechtfertigte Bedenken bekümmern meine Seele in diesem furchtbaren Augenblick, wo ich das lang bewachte Geheimniß meines Lebens Ihnen anvertrauen, Ihnen ein Opfer bringen soll, dessen Größe und Gewicht Sie nicht ahnen können. Eine schwere Verantwortung ruht auf meinen schwachen Schultern und Sie werden es gewiß mir nicht verdeden können, wenn ich eine Würdigung für die Zukunft dieses mir anvertrauten Kindes von Ihnen fordere, dessen Wohl und Wehe ich in Ihre Hände lege.“

„Mein Ehrenwort wird Ihnen hoffentlich genügen,

um alle Ihre Bedenken zu beseitigen. Ich bin fest entschlossen, dem Sohn des armen Falkenhain Alles zu gewähren, was ich vermag. Mein Vermögen, meinen Einfluß, mein Leben selbst, darf er verlangen und ich werde mich nicht weigern.“

„Wahlan!“ sagte der Pastor nach einigen Nachsinnen. „Ich vertraue Ihnen, da ich weiß, daß Oberst Widenbush noch nie sein Wort gebrochen hat. Doch zuvor gestatten Sie mir, über die fetsamen Schicksale dieses jungen Mannes Ihnen eine notwendige Mittheilung zu machen. Die Sünden der Eltern, heißt es in der Schrift, sollen gerächt werden an Kind und Kindeskindern. Der Fluch des Himmels hat auch ihn getroffen, und der herrliche, durch Weisheit und Schönheit gleich ausgezeichnete Jüngling stand vor wenigen Augenblicken im Begriff, seinem Leben ein gewaltiges Ende zu machen. Doch Gott ließ den furchtbaren Eufschluß nicht zur Ausführung kommen, und noch in der ersten Stunde wurde das Verbrechen durch meine Hand gehindert.“

„Sie setzen meinen Glauben auf eine harte Probe und häufen Unwohlsehnlichkeit auf Unwohlsehnlichkeit,“ versetzte der Oberst mit ungläubigem Achselzucken.

„Ich entschuldige Ihre Ironie, aber glauben Sie mir, Herr Oberst, daß ich nur die reine Wahrheit rede. Die Wirklichkeit ist oft erschütternder, als die künftige Phantasie, und macht alle Erbitdung zu Schanden. Erkennen Sie die Hand Gottes in diesen wunderbaren Fügungen, welche sein Dasein besser beweisen, als alle theologischen Schriften vermögen.“

„Die fiegende Gewalt der Wahrheit in den Worten des Predigers, dessen Gehalt zu wachsen schien, während sein äußerliches Gesicht in formen Gitter glühte, imponierte dem Obersten, wenn auch sein Geist sich gegen die letzten Konsequenzen noch immer sträubte.

„Ich halte Sie allerdings nicht für läbig,“ sagte er gleichsam entschuldigend, „in diesem Augenblick einen frommen Betrug zu Ehren Gottes zu begreifen, so seltsam und ungläubig auch Ihre Mittheilungen mir erscheinen müssen. Aber welche Veranlassung konnte den unglücklichen Jüngling, dem Sie selbst das glänzendste Zeugniß geben, zu einem solch' gewaltthätigen Schritt treiben?“

„Dieselbe Leidenschaft, die schon so viel Unheil angerichtet, so große Schuld heraufbeschworen hat. Der Sohn Falkenhain's liebt, liebt die Verlebte eines anderen Mannes. Weil sie wie die Seinige werden kann, wollte er sich selbst tödten.“

„Wunderbar, höchst wunderbar!“ murmelte der Oberst und verfiel in ein schmerzliches Brüten.

„Wo der Geist der Menschen keine Rettung findet, wo unser Herz steinmüthig vermag, da thut sich Gottes Weisheit kund, offenbar sich Seine Güte. Glauben Sie mir, Herr Oberst, noch geschehen täglich Wunder, nur wir wollen sie nicht sehen und verschließen hartnäckig unsere Augen vor der Wahrheit.“

„Ich sehe nur, daß wir Narren des Schicksals sind, das mit uns sein Spiel treibt. Der junge Mann donnert mich, und ich wolle ihm von Herzen gern helfen. Sagen Sie mir, was kann ich für ihn thun?“

„Mehr vielleicht, als Sie glauben. Sie allein sind im Stande, den Unglücklichen vor der Verzweiflung zu bewahren, das Glück seines Lebens zu begründen.“

„Sie sprechen in Räthseln. Kann ich ihm die verlorene Geliebte wieder geben, soll ich etwa das Mädchen für ihn entföhren? Wenn ich an der Stelle des jungen Mannes wäre, so würde ich meinen Nebenbuhler fordern, ihn zwingen, ihr zu entgehen.“

„Sie vergeffen, daß der Sohn Falkenhain's ein Christ ist, erfüllt von den heiligen Lehren der Religion, die den Mord verabscheut und vor dem vergessenen Blute schaudert.“

„Aber das Mädchen? Ein Weib, das wirklich liebt, fragt nicht nach Hölle und Teufel, das weiß ich am besten aus eigener Erfahrung.“

„Sie liebt ihn, aber sie will ihr gegebenes Wort nicht brechen, nicht ihre arme, schwache Mutter betraden. In treuer Pflichtenfüllung, aus Dankbarkeit für den Wohlthäter ihrer Familie will sie sich selbst ihm zum Opfer bringen, wenn auch ihr Herz darüber drückt.“

„Nein!“ rief der Oberst, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt. „Das darf, das soll nicht geschehen, wenn ich es hindern kann, und ich kann es hindern, wenn ich Sie richtig verstanden habe.“

„Was wollen Sie thun?“ fragte der Geistliche gespannt.

„Was mir die Ehre und mein Gewissen vorschreibt. Ich will meine Schuld an den Sohn des armen Falkenhain zahlen, so schwer es mir auch fallen mag, auf das Glück meines Lebens zu verzichten. Bieleicht vergeht er mir, was ich an seinen Eltern gefündigt habe. Doch zuvor muß ich ihn sehen; führen Sie mich zu ihm, Herr Pastor!“

„Nicht in diesem Augenblick, Herr Oberst, wo sein Herz noch zu erschüttert ist, um die volle Wahrheit zu erfahren. Gestatten Sie, daß ich ihn vorbereite. Ich selbst bedarf der Stärkung, da ich kaum weiß, wie ich die Trennung von meinem Sohn ertragen werde.“



H. K. 18. 18. 18.

„Von Ihrem Sohn?“ fragte Widenhahn verwundert. „Als solcher hat er bis jetzt in meinem Hause gelebt und in den Augen der Welt gegolten. Ich war sein Vater bis zu dieser Stunde, und Sie werden es begreifen, wenn ich noch Bedenken trage, ihm das treu bewachte Geheimniß seiner Geburt mitzutheilen.“

„Verzeihen Sie mir den neuen Schmerz, den ich Ihnen bereitet habe.“

„Ich verzeihe Ihnen, wie Gott Ihnen einst vergeben mag.“

Verzählt reichten sich die früheren Gegner zum Abschied die Hände, und tief erschüttert verließ Widenhahn den würdigen Geistlichen, ganz erfüllt von dem festen Entschluß, seine Schuld zu sühnen und selbst mit dem größten Opfer, mit der Aufgebung seiner Liebe, seines Glücks, den verlorenen Frieden seiner Seele zu erkaufen.

Es war ein harter Kampf, den der vernünftige Mann mit seinem widerspenstigen Herzen, mit dem trophigen Geiste, gegen seine wilden Leidenschaften, seine eingesetzten Lebensanschauungen, gegen all die Traditionen seiner stürmischen Vergangenheit im verborgenen kämpfte.

Die Morgenröthe fand ihn noch schlaflos, bleich und erschöpft, aber ruhig und gefaßt, mit sich selbst und seinen Erinnerungen in Frieden.

Unterdeß hatte auch der Pastor mit dem Kandidaten

gesprochen und so vorsichtig und schonend als möglich ihm die volle Wahrheit enthüllt. Beide hielten sich in tiefem, namenlosen Schmerz umschlungen, aber ihre Liebe schützte nach der fastgehenden Erklärung eher gewonnen als verloren zu haben.

„Wie kann ich Dir Alles vergelten, was Du an mir gethan?“ fragte der verlorene und wiedererfundene Sohn.

„Dadurch, daß Du dem Oberst verzeihst.“

„Dem Mörder meiner Eltern, — nimmermehr!“

„Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern,“ betete der Pastor mit gefalteten Händen.

Einige Tage später erschien der Oberst in Begleitung seiner früheren Verlobten in der Wohnung des Geistlichen und feierte die Veröhnung mit dem Sohne des unglücklichen Galkenhain, indem er die Hände der Lebenden vereinigete.

„Verlangen Sie noch,“ fragte der würdige Geistliche im darauffolgenden ernsten Zwiesgespräch, „den Beweis für das Dasein Gottes?“

Der „tolle Widenhahn“ antwortete nicht, aber sein sterner Leben zeigte hinlänglich, daß die erste Stunde nicht spurlos an ihm vorbeigezogen und sein Titankrafts froh gebrochen war.

A. B. C. für Haus und Welt.

Von der Ruppe eines alten Dilettanten.

Der

Globet Arelhenn Stude.

(Schluß.)

II.

Unbejagtheit: — eine schwere Kunst; dafür ist sie das Siegel der Geisteskraft; mit ihr beherzigt man sich und Andere. Aber Unbejagtheit läßt Feuer, wenn das Herz brennt; so kann's kommen, daß der, welcher ein Recht hat, Glück zu machen, da out Denselben Glück macht, wo er am Meisten machen möchte.

Unerschütterlichkeit: — ist Aener, schwer erbeutlich find Dinge. Wer sich für unerschütterlich hält, der beweist seine Unerschütterlichkeit; wer sich für leicht erbeutlich hält, der ist es oft am Meisten.

Unmöglichkeit: — ist die Geisteskraft für den Schwachen; der Starke steht vor Kellern vor Kopenhagen, als ihm der Rückzugsweg signalisiert wurde, der hielt sein Fernrohr an das rechte Auge, welches bei Galen erloschen war, und sagte: „Ich sehe nichts!“

Kapach spricht das treffende Wort:

Der Abgahst des Aneidies reist
Die Menschheit in Edeien und ihr Aberg:

Theater-Aneldoten.

Originalzeichnung von Beckstein.

Da der Oper.

Langer Zwischenakt.



Entscheid. Vollen Sie auf, haben Sie auf, das Entscheid, welches sein kommt, in eine der schönen Harmonien.
Stemmer. Gut und ich lehre, ob ich Schicksal mit einem Entscheid bezeichnen bei.



1. Was, Herr Vater, ist denn das Entscheid (sagt sich) das was ich sehr gern wissen...
2. Wel, es ist eigentlich noch nicht aus, ein zwei Ritz, aber auf dem Welt steht, daß der nicht für einen Tag später steht als der zweite, und so lange mag ich noch nicht warten.

Denk! Was ich, was ich alljährlich bringe.
Es wird was das auch einmal anstellt.“

Und der alte Ziehnen hatte den Wahlpruch: „Alle Dinge sind möglich, aber Eines ist schwerer als das Andere.“

Unterhaltung — gedeiht da, wo Widerspruch den Widerspruch weicht. Zum Sprechen zu bringen sind auch die Trappisten der Gesellschaft: fuhre sie nur auf das Gold, wo sie Bescheid wissen — und etwas auch doch der Mensch haben, woran er hängt. Je fremder Dir dich selbst ist, um so besser: in jedem Menschen schlummert die Reizung, zu belehren.

Setze in die Worte eines Anderen nicht mehr hinein, als seine Absicht war. Du erleuchtest sonst Dein Inneres transparent.

B.

Verlogenheit: — Untergrund von Unklarheit. Gemüthsdruck für einen und Zeit, mit Nahrung des Lebens: — wie kann das junge Menschen verstand haben? S. h. wenn sie reifen sind.

Gerichtsamt: — das die Anwesen für veränderte Zeiten, deren Willkür eines langweiligen Charakters bedingt, nach der jungen Gesellschaft, deren das Herz vergraben wurde, wenn es herkömmlich veränderten wurde. Die Menschen können die alte Unklarheit der Jugend in's weiche Alter mit bringen: „Das ist nicht unmöglich, wenn's mir so möglich ist!“ sagt der Staatsminister Antonio Montecarlo: denn die Unklarheit, welche sich leicht lassen kann und will, wird nicht und besser beschaffen sein.

Unerschütterlichkeit: — die menschliche gibt Sicherheit, darum

ist sie heilig: der erkünfteten fehlt Sicherheit, darum bedarf sie des Rucks durch Gerechtigkeit.

Vorstellen: — eine vernünftige Sitte, die meist unvermeidlich geordnet wird. Wer zwei Menschen bekannt macht, der gebe zu den Namen auch sonstige Verhältnisse, aus denen sich Unterhaltungsmaterial schlagen läßt — noch besser: er bringt selbst vorab die Unterhaltung in Gang. Dann erst hat der Mäher seine Schuldigkeit gethan und kann gehen.

C.

Wahrheit — ist in der Theorie ansprechender, als in der Praxis: selbst, wer Wahrheit verlangt, wünscht sie noch nicht zu hören. Sie führt ein scharfes Schwertmesser; aber die wenigsten Menschen wollen nach ihrem Lobe seiert werden, geschweige denn bei lebendigem Leibe.

Wahrheit hat zu leiden von Freund und Feind, ja, sie kann sagen: „Schützt mich vor meinen Freunden!“ Denn wo der Mund alle Unwahrheit verlegt, da obet Selbststücken die feinsten Wege: der Mund spricht Wahrheit — nach dem Verstand; wenn der karmlose Mäher einen anderen Sinn herausfinden muß, so ist das seine Sache! — Eine solche Lage, die ihr Signalment an der Stirn trägt, wäre minder geistlich.

Belagerer — sind Gäste des Salons: sie liegen auf der Pauer, um die Konversation zu sich zu ziehen und als ihr Monopol zu behandeln. An den verurtheilt sind die Gleichgültigen, welche sich heimlich bestimmte Gegenstände jurecht gelegt haben, um sich die Konversation auf das bedruckte Feld zu ziehen, wo dann janderrathig ihr Wägen in den Palm fahrt.

Verleichte auch Unklarheit.

Weg, — fast als Gewissen, welches als Menschlichkeit, guter Absicht, tieferer Weltart: daß die eine Weltlichkeit ausbleibt, aber alljährlich Tausendgeleitung. Wer ihn nicht hat, soll ihn nicht haben wollen. Wer Worte reist, gleich dem Spukerentzucker, der sich Wäler nennt.

D.

Kantippen — Weisen für den Gärtner, der sie wuchern lieh, Almoien für Andere: sie ahnen instinktmäßig, daß ihr Ruf durch die Wände des Hauses geschickt ist, und sind stets bedacht, der Welt den Gegenstand zu führen, deshalb in der Gesellschaft mit Augen verwendbar.

Kenien — waren im Altertum Wägen, welche in der Kunst der Welt: ein Beispiel, wie der Begriff sich häuten kann. Unbelebte Zukunfte stellen die Gesellschaft über die Göttergötter.

E.

H. — Dieser verhängnisvolle Buchstabe nagabundiert als Kaiser Hauser durch die deutsche Sprache: ihn umgeben verhängnisvolle Träume vom Zerstörer des Reiches, von der Blüte Griechenlands, und manches Attentat verhängnisvolle seine Götter. Aber das Pöbeln kann nicht von der bayerischen Grenze in unsere Muttersprache: als der König Friedrich zu Weidenburg, Schüler des Mahanahs Maurus, um's Jahr 870 die Evangelien in deutsche Verse übersehte, damit das Volk sie lesen könne, da schrieb er topfährteind: „Die Barbaren der deutschen Sprache, so roh, unbinden und ungewohnt sie ist, ich den Raum der Grammatik

Bekanntmachungen aller Art.

Von **Paul Schmitt** & Co. in Hamburg
sind für die hiesige hiesige Vertriebsstelle
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Wasserheilanstalt Alexandersbad
in der Nähe von GutsMuths, 1873
Dr. med. E. Cordes.

Bad Elgersburg
im Thüringer Walde, nächste Eisen-
bahnstation Arnstadt.
Alte Kurgäste: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Gusseiserne Oelfarbmaschinen
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Keine Hämorrhoiden mehr!
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Beste Band- u. Handwerker-Maschinen
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Mineralwasser- und Champagnerapparate
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Jedermann
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Münchener Rithen
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Xaver Thunhart
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Spielwerke
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Zur gefälligen Beachtung!
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Frederich Fischer & Co. in Heidelberg
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Edouard Lipowsky
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Edouard Lipowsky
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

M. Apian-Bennet
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Neue Salzbrunn-Quelle
in Salzbrunn in Schlesien.

Neue Salzbrunn-Quelle
in Salzbrunn in Schlesien.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Bad Neuenahr
am Rhein, im schönen von Westen nach Osten laufenden Ahrthale.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Curort Gleichenberg
(Steiermark, Oesterreich)

Curort Gleichenberg
(Steiermark, Oesterreich).
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Direktion des Gleichenberger Aktien-Vereins in Graz.

Albisbrunn.
Wasserheil-Anstalt, Kanton Zürich (Schweiz).
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Bad Johannisberg a. Rh.
Eisenbahnstation Gelsenheim.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Erste homöopathische Kuranstalt Farnbühl,
Kanton Luzern.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Nassau a. d. Lahn.
Anstalt für Kaltwasserkur und Elektrotherapie.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Liebig's Fleisch-Extract aus Süd-Amerika (Fray-Bentos)
der Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie, London.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Löfflund's Kinder-Nahrung.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Bertrich

Bertrich
(das milde Carlsbad)
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Homöopath. Klinik zu Magdeburg
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Heilanstalt
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Reelle chemisch-pharmaceutische
Eisen-Arznei-Präparate.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Medicinaler
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Flüssige Eisensalze.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Gegen Magenleiden.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Für Lungenkranke.
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Ganz-Verordnungs-Depot
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

General-Depot für Deutschland:
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Dr. Th. Brucker
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter
ausgegeben: 1. **Quantum** 1000 Liter

Beilage: Alter Fund und Merer

Nr. 36.

Stuttgart, Mai 1869.

XI. Jahrgang.

Bilder aus Graef.

Aus von Hottel.

II.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Steiermark (1840) war ich Einwohner des Gegenberger Schlosses, eine halbe Stunde von der Stadt Graz entfernt, und kam nur dann in letztere, wenn ich das Theater besuchen wollte. In die-
se Zeit wurde mir ein stattlicher Mann von sehr einnehmendem Aussehen, welcher unabänderlich einen Satz in der ersten Reihe des Parterres inne hatte, als der nach Graz inter-
nierte polnische Emigrant Wladislaw Graef Ostrowski bezeichnet; der letzte Reichsmarschall von Polen, der am be-
rühmten 18. (6.) Dezember in Warschau einmütig aus-
gerufen, und auf den Thron benachteiligter Anhänger zum
Präsidentenwahl getragen worden war. — Doch der Ver-
fall der Niederlande, der alle Felder, und vieler
Polenlieder aus früheren Jahren, diese historische Figur
mit lebhaften Augen betrachtete, in natürlich. Er schien
zu ihm doch verfallen von seiner, auspolenbildender Vaterland-
liebe; gleichsam gebildet durch grausame Schläge des Schick-
sals. Außerdem hätte ich mit großer Achtung von dem
vielfach gebildeten Herrn sprechen. Während der Zeit sich
hier im Exil, so dürfte dieses für ein erträgliches gelten, in
welchem er sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Der „pol-
nische Graef“ genoss jegliche persönliche Freiheit und konnte
sie wohl auch. Von seinen ererbten Aemtern wurde
Ackerer erzählt.

Ich bin erst einige Jahre jünger in Beziehung mit
ihm gekommen, die jedoch lange nur zu gegenseitigen Aus-
tausch verbindlicher Anreden und freier Gespräche bei zu-
fälligen Begegnungen führte, bis dann in den Jahren acht
und neunundvierzig, wo ich ab und zu mehrmals bei den
Anwesenden einträte, ein näheres Verhältnis sich knüpfte
und anknüpfte. Er hatte Einiges von mir gelesen, was
ihm zusagte. Dabei hielt er mich (und nicht ohne Grund)
für einen Polenfreund. Auch hätte ich aus jungen Tagen
viele Menschen zu nennen, deren Namen ihm thure Her-
kennungen erweckten. Und so schenkte er mir denn nach und
nach, womit er, trotz seiner sonst beinahe übertriebenen Ar-
beitsamkeit, im Allgemeinen sehr fähige, volles Vertrauen, so-
wohl was seine kompromittierten, als auch was seine An-
sichten vom Leben betraf. Nicht minder in Lebensbeobach-
tungen, die ihm, das in seine Jahre hinein, viel zu schaffen machten.
Darin gleich er dem größten, edelsten seiner Landsleute,
Kosciusko, der in diesem Punkte ebenfalls vielfachen Schwä-
chen unterworfen gewesen.

Doch unter freundschaftlicher Umgang stets glatt und
freibetend verlaufen sei, darf ich nicht behaupten. Ich war
von der einzigen, tauschähnlichen Begegnung für die
Polen gar sehr zurückgekommen, durch jüngst vergangene
Ereignisse. Wenn ich die Kunde jener in Revo-
lutionsgeschichten so zu sagen Reichthum fand, als ob
es wohl, das mit der Zeit wurden, sogar verstimmt aus
von einander trennten. Doch dauerten solche Entzwei-
gungen immer nur über Nacht, und mit waren bald wieder
die Alten. Seine unerschütterliche Lebenswürdigkeit trug
jedenfalls den Sieg davon. Wie oft habe ich ihm gesagt: Ja,
wären alle wie Sie! — Gewiss meine ich das ernst-
lich. Ein vornehmer und reicher Herr, der unermüdet im Stille
blühte, was er befaß; der Genuß, Pracht, Lebenslust fröhlich
hinworf, um seiner Idee treu zu bleiben; der eine Auf-
forderung des höchsten Staatsdieners: „Er möge in öf-
fentlichen Schreiben erklären, daß er sich jeglicher politischen
Einmischung fern halten wolle, dann dürfte er sicher darauf
rechnen, vom Kaiser vollständig amnestiert und in seine son-
stigen Herrschaften wieder eingesetzt zu werden“; — der,
sag ich, solche Aufforderung mit den Worten erwiderte:
„Ich erlaube dankbar Ein. Durchlaucht gütige Ab-
sichten; jedoch, da ich gewohnt bin, für meine Wohl-
thäter und Gönner zu beten, und da ich für den
Kaiser von Ausland nicht zu beten vermag, so
kann ich von Ihrem großmüthigen Anerkennen
keinen Vortheil ziehen.“

ein solcher Herr verdient jene meine ehrsüchtige Auf-
sichtung: Ja, wenn alle wären wie Sie!

Andererseits aber, mit vollem Bewußt für seine Idee,
konnte ich doch unmöglich blind bleiben für den gänzlichen
Mangel an praktischer, staatswirthschaftlicher Klarheit in
Allem, was er, sein „heiliges Polen“ vor Augen, hoffte, er-
strebte, erdachte. Was er während des Aufstandes als
Marschall gesehen, blieb er in Exil: der unermüdete,
vermuthliche, belebende, anmutigste und lebensplän-
liche Idealist. Als solcher hat er, der tapfere napoleo-
nische Soldat, sich immer, immerhin, immerhin vornehmlich
angeeignet, mo er den klandestinen Gebrauch und mit
trautiger Faust den um ihn her schleichenden, oder des-

henden Intriguen ein kräftiges Quas ex- hätte zubleuern
sollen. Ihn bedrückte es unendlich, daß Genuß, Er-
niedrig, das die Erde des Vaterlandes klandestinen
konnte um ihrer Privatinteressen willen. Er betrachtete
die Wälder und die lebenden Parteien in dem Exil, wel-
ches aus seiner reinen Seele auf sie strahlte. Woher sie
waren... endlich mußten sie ja weichen; an seinen Polen
konnte nicht zweifeln, wer in hohen Träumen schwebte.
Wie weit diese ihn verlockten, mag die erste Würdigung
darlegen, die er den lächerlich-phantastischen Plänen eines
Vereins gönnte, auf dessen Klaffen vom zukünftigen Polen
nicht allein Westpreußen und Pommern, sondern auch die
halbe Ost-Brandenburg und ganz Schlesien, als „Jagd-
gebiet“, vertheilt standen. Mit wahrhaft kindlicher Na-
vetät versicherte er mich, daß er an diesen Gedanken noch
immer festhalte; darin lebe und sterbe; und tröstete mich,
seinen „lieben Freund“, mit der beruhigenden Aussicht: es
wäre die Hälfte in Polen gegeben; von diesen abkammend,
würde ich dann ja nur in den Schoß meiner eigentlichen
Heimat zurückgeführt werden. Wäre jetzt ich mich derlei
gemeinlichste Genüßlichkeiten, meinen wünschlichen Ver-
gessen durch Feinde nachweisend, begnüge er sich mit der
Veränderung: im Herzen haben Sie doch immer ja uns
gehört!

„Ja! Ihnen“, rief ich, „gehört ich heute noch, lie-
bster Graef! Aber zu Ihrem Herrn Lebens- und Konjunktur
den so wenig, wie zu Ihrer Vertheidigung, dem allerdings von
modernen Weltweisen vertheiligt Herr Kobespiere.“

Doch welcher dem vorurtheilvollen Vorleser als Vertheid
gefallen, gelang Thron- und Thron- und Thron- und Thron-
sanfter Stimmung, durfte ich sogar die Meinung ausprä-
gen: Polen habe keine nachträglichen Widerstände gehabt,
als sich selbst, und der Feind, dem es unterlegen, sei nicht von
Außen gekommen, er sei in der That nicht jenseitiger Par-
teien zu suchen. — Dann führte der gute Wladislaw,
stills mit der Hand über sein Angesicht, irgend sich zum
Nächsten, und schlug ein anderes Thema für's Gespräch an.
Ob er in solchen Momenten bärter Abend gedachte, wo
der brutale Krawall, gegen ihn und Niemals los-
donnernd, für eine Vertheilung von Thronen den gan-
zen Reichthum erklärt hatte? Ach ja, es ist sehr un-
gelegen bei diesem Reichthum einiger Brüder, welche
das elende Volk zu vertreten bewiesen waren. Bei diesem
... wie denn auch bei anderen, nicht polnischen Reich-
thum! — Zu welcher von ihnen sich beklagenden Klagen
Er gehöre, darüber bin ich mir nicht recht klar ge-
worden, und ich fürchte, er sich selbst eben so wenig. Gebort,
Erzählung, seine Bitte, vornehmliche Männer weisen ihm
offenbar den Weg nach A. Durchlaucht an. Auch war
er von Haus aus durch und durch Aristokrat, gebildet
sich so, hatte hundertfältige kleine Bedürfnisse eines ver-
mögenden Aristokraten, die sich in seinem Thun und Lassen
verriethen, bis zum höchsten der jenen Thron- und Thron-
klagen klugem Völkern. Andererseits wieder trug er das
Bedürfnis zu haben, republikanischer Freiheit und Gleich-
heit huldigen zu wollen, und predigte entzweienden demokra-
tisch-kommunistischen Theorien. Er verlegte sich in dieser Gleich-
heitstheorie so weit, daß er mit einmal auszusprechen:
Alle Reichen wären aus der Nacht des Schöpfers ge-
schaffen hervorgegangen, und nur von der Erleuchtung hänge
ihre höhere geistige Bedeutung ab. Ich war überdies
genug, dieses seltsame Paradoxon zu befragen, und hätte mich
fast durch seine hartnäckigen Widersprüche zur Officialität
verleiten lassen, wäre aus bei seiner peripetischen Dis-
tinktion nicht glücklicher Weise ein Exemplar von der in Steier-
mark häufigen Zeitung „Zettler“ ausgefallen; eine Art
von Membran, welche den Streit ähnelte.

Also aus dem da würden Ihre Volkspädagogen einen
Humboldt erregen haben, malte er ihnen zur rechten Zeit
anvertraut worden! — Wie von ihm im Jahre gefallene
Frage brachte den geistreichen Mann zur Besinnung.
„Toujours les extrêmes, mon cher; avec vous il est im-
possible de parler sérieusement!“ rief er lachend aus.

Gegen Chlopidi, zu dessen Partisan ich mich aufwarf,
sah er sein gutes Gemüth zu haben. Auch mit Strzynecki,
dem er den „Pabius cunctator“ spöttisch nannte, zeigte
er sich nicht einverstanden, und das fiel mir auf, weil er
doch mit diesem durch religiöse Gesinnung verbunden war!
Einen frommeren Aristokraten als Wladislaw Ostrowski
kann es auf Erden nicht geben. Ein ultramontaner Vater
war im Stande, den mißthun, wohlwollenden Menschen,
als welchen ich ihn kannte, nurwie in einem unabhän-
gigen Pantheismus umzuwandeln. Selbster verglich ich — ver-
setzte eine gegen das Polenbium gerichtete Lächerung oder An-
klage, als den letzten Zweifel an seiner Kirche Unsicherheit.
Inmitten war er durchaus nicht. Nein, er bewies
Antersgläubenden, wenn er dieselben überhaupt sich hatte,
nur um so inniger Liebe; wie etwa jähliche Wälder ihren
verirrten Schafen die Wege, wenn gleich wehmüthige Reu-
gung zuwenden. Aber dabei hielt er unerbittlich streng

die Grenzen ein, welche ihn, eben in Glaubenssachen, von
seinen nächsten Freunden scheiden sollten. Wie ich ihm
es mir, so redete er mich einmal an, daß ich die Vor-
lesungen vernehmen mag, welche Sie für die nächsten Wo-
chen angekündigt haben! — Ich wußte, das beziehe sich
auf seine Danksprüche, und bot ihm an, einen Platz in
meiner Reihe für ihn reserviren zu lassen. „Wo denken
Sie hin“, erwiderte er, „glauben Sie, ich würde Verzei-
lungen begehren, die zum Vorkommen protestantischer Schulen
helfen?“ — (Für die evangelische Schule in Graz war
seiner Rede Vortrag bestimmt.) — „Dann wundere ich mich,
daß Sie mit mir verkehren, Graef; ich bin auch in eine
„lutherische“ Schule gegangen.“ — „Das ist ganz etwas An-
deres“, entgegnete er, und blieb richtig weg.

Bei vielen Abhörungspunkten, die mir beide einander
boten, war's mir eigentlich räthselhaft, daß wir doch nicht
von einander lassen konnten. Der janzten und bis auf's
Blut, und suchten und demnach wieder auf. Ich empfand
eine schwärmerische Anhänglichkeit für diesen Mann, die
desto tiefer wurde, je mehr sich der Kreis an ihm zeigte.
Er alterte rasch, wurde.

Was ihn an mich leitete, blieb mir lange unerklärlich.
Seine ehemalige Hinnäherung zur Injurierung der Polen,
in der ich eine Resurrection glaubte, konnte es nicht sein.
Diese war längst abgeklungen, und ich verheißte nicht, daß
von den Redern, die ich damals gekannt, mir nur noch
jenes „Finis Poloniae“ in der Seele nachklang. Ich vermute,
Ostrowski's jähliche Freundschaft für mich entsprung nicht
sosehr aus patriotischen, als vielmehr aus religiösen Ge-
fühlen; denn sie trat erst in Wälder, nachdem der Roman
„Christian Lammich“ erschienen war. An dieses Buch
knüpfte sich sein vertrauliches Wohlwollen; darauf kam er
bei jeder Gelegenheit zurück, wozu auch nur gewesen, um
über einzelne Kapitel zu streiten. Denn er liebte zu streiten
wie ein rother Kampfbahn. Und hatte sich erst eine ge-
wisse Aufregung seiner Begeisterung, da jedoch auch alsdann
die gewöhnliche, ihn so lieblich fließende Sanftmuth; seine
oft übertriebenen Begeisterungen ging in Wohl auf. Da zeigte
sich dann plötzlich und überraschend der Mann, der, als
Mitglied der „republikanischen“ nicht noch drei andere
Deputirten an den Großherzoglichen Hof nach Würzburg
entboten, die lange Unterhandlung mit einem Kaiserlichen
abgeschlossen. Der Bruder des Kaisers ertheilte nämlich
das Verprechen, sich für die Schulbildung bei Nikolaus ver-
wenden zu wollen.“ — Aber D. wies diese ungeheure
Ankündigung durch die Entgegnung zurück: „Wie gibt's keine
Schulbildung!“ — wodurch der Krieg aus Leben und Tod
schon erklärt war. Ein edler Mann, war in dessen, daß
eben auch in jedem Sinne, überließ sich der sein organi-
sche, durchaus vornehm Mann jeglicher momentanen Auf-
wallung, und ward erst wieder, wenn diese sich gelegt hatte,
was er vorher gemein. Ihn daraus erklärten sich die Wider-
sprüche in seinem Leben und Wirken. Dadurch auch wird
es begreiflich, daß er im trüben Sturme überlittenen Auf-
rubes heute mir den gewandtesten, unerschütterlichen, blühenden
Mann des Landes gelten, morgen dagegen verfallen, ange-
griffen, verfolgt werden konnte, oder in Darlegung der
beiden Ansichten unbeschadet blieb.

Das trug sich auch aus's Privatleben über, weshalb
er, bei all' seiner Wohlthat, mancherlei furchtbare Verze-
rungen hatte, und diese gerade unter Soldaten, mit welchen er freier
näheren Umgang möglich.

Dem gewundenen Verstand: sich in Graz schmiedet
Theilnahme an revolutionären Umtrieben zu enthalten, und
das Beispiel der Stadt nur mit polizeilicher Einwilligung
zu verlassen, blieb er treu. Verbinden konnte er allerdings
nicht, daß durchgehende Landstreife verschiedener Farbe
fortwährend bei ihm eintröfeten, oftmals Unterwürfungen
begehrten, und bedingten nach weit größerem Wohlthun,
als seine immer mehr verfallenden Vermögensumstände
eigentlich gestatteten, ohne Ausnahme von ihm empfangen.
Wie er denn überall ein Räuber bereitwilliger Wohlthätig-
keit war, und sich täuschen, plündern, bestehlen und betrü-
gen ließ, ohne zu murren, oder nur ungeduldig zu werden.

Seine Gewissenhaftigkeit hatte sich vorzüglich im Jahr-
jahre 1849 bewährt, wo man in Steiermark eine Insofition
der Magistrate beauftragte. Da war er zum damaligen
Stadthauptmann gekommen und hatte sich von diesem Ver-
waltungsregeln ertheilt, wie er sich zu begeben habe, wenn
sein alter Freund und Rancor Herr Reichard anrückte?
— Baron Paumgarten hatte ihm die beruhigende Auskunft er-
theilt: „Wollen Sie, lieber Graef, kommt es erst so weit,
daß Vorn an der Spitze seiner Truppen hier einzieht, dann
bin ich gewiß nicht mehr amwesend, und dann steht Ihnen
auch meine Vermittlung frei, zu geben oder zu bleiben,
und überhaupt zu thun, was Ihnen beliebt.“ — Graeflicher
Weise war die Befolgung unklar gewesen.

Nach und nach sah ich mit betrübender Theilnahme
die Kräfte des vielgeprüften Freundes von Tag zu Tag
schwanden. Die hohe Gestalt fing an sich zu neigen, zu



Darstellungswürdigster Band.
Elfter Jahrgang,
Annulla Paris.

Allgemeine Illustrirte Zeitung
herausgegeben von
F. W. Hackländer.

Stuttgart, Juni 1869.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 fr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Teil: Der Wunderdoktor, Erzählung von Robert Schweißel. — Das neue Eisenbahnnetz in Baden. — Die internationale Fische zwischen Frankreich und Italien. — Die letzten Tage eines Luiflugs in Paris, von Louis Billaud.

Illustrationen: Der kleine Doktor, nach einem Gemälde von G. G. G. — Die internationale Fische zwischen Frankreich und Italien. — Die letzten Tage eines Luiflugs in Paris, von Louis Billaud.

Illustrationen: Der kleine Doktor, nach einem Gemälde von G. G. G. — Die internationale Fische zwischen Frankreich und Italien. — Die letzten Tage eines Luiflugs in Paris, von Louis Billaud.

Der Wunderdoktor.

Erzählung

von
Robert Schweißel.

1.

Als der heilige Columban in Savoyen das Kreuz predigte, da gründete er dort, wo sich die vieladrige Transalpe vereiniget und aus dem Thalboden zwischen die enger zusammenstehenden Felsen sich drängt, das Kloster „Unter der lieben Frau zum Ueberflusse“. Das Kloster ist gegenwärtig ein Wirthshaus. Der auf plumpen, steinernen Säulen ruhende Vordachgang, welcher den Hof umzieht, erinnert noch an die ehemalige Bestimmung des mässigen Wirthshaus, in dessen kleinen Zellen jetzt Vater Tavernier einen rothen Wein schenkt, zu dem die Durstige, wenn sie ihre Mädchen traktiren, sich hinstellen lassen, so herb ist er. Das Kloster-Wirthshaus ist eine Stube von dem Hauptorte des Thals von Abondance, dessen Namen er führt, entfernt.

Zwischen dem Wirthshaus und dem Dorf Abondance zeigt sich links an der Halde ein einfaches, kleines Haus, von Geißeln und spärlichen Flecken gezeichnet, wie sie dem Erbauer gerade zur Hand geliegen haben mochten, roh aufgebaut an das Gestein, welches aus dem Boden fleckenartig zu Tage tritt. Diese natürlichen Pfeiler bilden zugleich die Scheidewand zwischen dem Hause, welches von einem weit vordringenden Schindeldach bedeckt ist, und einem



Der kleine Doktor. Nach einem Gemälde von G. G. G.

kleinen, hölzernen Stallgebäude. Ein Fußpfad führt, meistens rohen Stangenjähren entlang, über die spärlich begrast halbe von dem einsamen Hause nach dem tiefer gelegenen Dorfe. Der Pfad mag selten begangen werden, denn er zeichnet sich nur stellenweise von dem Boden ab. Die Leute von Abondance meiden das kleine Haus, aus dessen beiden Fenstern gewöhnlich noch ein mattes Licht schimmeret, wenn im Dorfe schon längst Alles im tiefen Schlaf den Sorgen der Erde entrückt ist. Den Dorfbewohnern könnte man Schätze bieten und sie würden sich, namentlich nach begonnener Abenddämmerung, nicht in die Nähe des einsamen Häuschens wagen. Es sind von dessen Bewohner, dem Andre Lagrin, gar zu unheimliche Geschichten im Schwange. Selbst am hellen Tage weichen ihm die Leute aus und die Kinder fliehen erschrocken, sobald sie seiner ansichtig werden; böse Ruben aber werfen aus sicherem Verstand wohl mit Steinen nach ihm.

Schon Andre's Vater und Großvater, die wie er ihre Laufbahn als Gaidubben begonnen und sich als Knechte, Holzkeller und Wildhauer durch das Leben gekämpft, hatten die Kunst geliebt, die Krankheiten von Thieren und Menschen zu besprechen und mit Salben, Pulvern und Tränken zu heilen. Aber dabei hatten sie doch ausgeübt wie andere Menschenkinder und geredet und hantirt wie sie. Auch hatten sie an Sonn- und Festtagen nie in der Kirche gefehlt und waren regelmäßig zu Beichte und

Abendmahl gegangen. Ihnen war es nicht eingefallen, wie es Andre gethan, den Leuten vorzureden, daß Maulwürfe, Fledermäuse, Fuchsarde und Eulen nächtliche Thiere seien. Er mochte es Anderen weis machen, daß diese Thiere die Aehren, Insekten und Ager wegfressen, welche ihre Wiesen, Gemüsegärten und Büsche schädigten und verderben. Jedoch hatte er seine geheimen Absichten dabei, wenn er Solches und Manches noch behauptete, was nicht minder die Erfahrungen seit Menschengedenken auf den Kopf stellte. Daß diese Absichten keine guten sein konnten, sah man ja deutlich daraus, daß er diese Thiere, bezauberten Hasen, Hunde, Schlangen, Ratten, Fische, Kröten, Mäuse zerstückt, in ihren Eingeweiden wühlte, ihre Knochen bleichte und ihre Gerippe künstlich zusammenfügte. In seiner Kammer saßen eine Menge solcher Gerippe auf Brettern an den Wänden umherstehen. Wozu diente er derselben, wenn nicht zu unheimlichen Zwecken? Schon als Kind war es bei ihm nicht mit rechten Dingen zugegangen. Er hatte sich immer bei Seite gehalten und war am liebsten allein in den Wäldern und Heden umhergeschlichen, wie ein Uhu. So trüb er noch kein menschliches Wesen, kam ebensoviele in das Wirthshaus wie in die Kirche, und seine menschliche Seite hatte ihn je laßten hören. Ja, er sah die Leute meistens nicht, selbst wenn sie vor ihm standen. Woher das kam und weshalb er trübsal, wenn sie ihn dann anredeten, das wußte man schon. Es kam daher, daß seine Seele nicht bei ihm war und erst in solchen Augenblicken in seinen Aether zurückkehrte. Meistens konnte man es ihm schon an den Augen ansehen, wie es mit ihm bestellt war. Solche große, schwarze, glänzende Augen hatte sein frommer Geist und sie glühten so recht unheimlich wie feurige Kohlen, so daß Niemand hineinsehen konnte, wenn er redete. Was er aber von den Thieren und Gemächten, den Bergen und Sternen redete, das verstand kein Mensch. Es war rein goldlos. Auch ließ es, daß Leute, welche sich im Wirthshaus bei Wein und Karten verputzt, auf ihrem Heimwege nach dem Dorfe den Stro, den Aehren, wie man jetzt den Weizen nannte, über die Halde nach der einsamen Hütte kühlen schlafen sehen, wo zu seinem Empfang noch Licht gebrannt. Er sei ganz schwarz geworden und habe ausgesehen wie eine riesige Eule oder Fledermaus.

Es war völlig richtig, daß Andre Lugrin schon als Knabe ein wunderbar Wesen gezeigt hatte. Ihn reizte nicht, was seine Altersgenossen ergötzte. Seine höchste Lust war es, in das Leben, Werden und Wesen der Thiere und Pflanzen sich zu versenken. Es lebte in ihm ein Wissensdrang, der, mit unermüdlicher Geduld und scharfer Beobachtungsgabe gepaart, wahrhaftig einen bedeutenden Arzt und Naturforscher aus ihm gemacht haben würde, wenn er einen geordneten, wissenschaftlichen Unterricht genossen hätte. Aber davon war natürlich keine Rede gewesen, und kaum zehn Jahre alt, hatte er bereits als Gelehrter zu Berg fahren müssen. Während die anderen Buben nun die einzelnen Tage im Hochgebirge mit gewöhnlichem Wälzgang und Schlummer hinbrachten, war seine Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen der Natur gerichtet, beobachtete er die Pflanzen und Thiere, das Gestein und den Zug der Wolken, selbst das Gestein, und trachtete gründlich, ihr Wesen und die Ursachen ihres Daseins zu ergründen. So trieb er es fort als Jüngling und Mann, und jede Entdeckung, die er machte oder gemacht zu haben glaubte, ward für seinen Forschergeist ein neuer Sporn. Seine einzige Anleitung zur Kenntniß der Natur bildete das wunderliche, mit Sprüchen und Geremonien durchwundene Wissen, welches sich in seiner Familie, wie man sagen die lange schon, fortgeerbt hatte. Andre Lugrin stand keineswegs über dem Glauben an die geheime Kraft dieser Sprüche und Formeln, die sich eiserneits auf das Vornehmste von Krankheiten, andererseits auf die Hegele und Umstände bezogen, unter denen gewisse Kräuter gepflückt, gewisse Kräuter bereitet werden mußten. Allein seinen Forschertrieb befriedigte diese vom Vater auf ihn übertragene geheime Wissenschaft und Kenntniß nicht, und es irrte ihn darin auch nicht die abergläubische Furcht der Dörfler, welche es schließlich dahin brachte, daß ihn Niemand mehr als Knabe in Dinst nehmen wollte und er selbst noch hatte, sein Weibchen zu verkaufen.

Freilich schmerzte ihn die unbedeutende Freundlichkeit der Menschen, die ihn doch nicht entzünden konnten. Denn war in Krankheitsfällen von Vieh oder Mensch das eigene Votum zu Ende, so mußte man doch ganz im Geheimen seine Zustände zu Lugrin's Salben, Tincturen und Sprüchen nehmen. Einen Arzt zu rufen, der allerdings aus dem mehrere Stunden entfernten Gien hätte geholt werden müssen, fiel Niemand ein. Ein Arzt hatte noch wie seinen Fuß in das Giebelthal von Abondance gesetzt, und wenn der Wundarzt, Herr Petulant, über die Vorurtheile seiner Wundärztin sich erregte, denn in Eifer und Eifer gerieth der Mann sehr leicht, so hielten sie ihn zwar ehebietig an, blieben aber in ihren Haken dabei, daß ein solcher gelehrter Doktor ganz gut für die Stadtleute sein möge, von ihrem Vieh und Vieh jedoch nichts verstände. Schenken und werden Andre nun die Dörfler, so jag

er sich nur um so mehr auf sich selbst zurück. Seine Wissenschaft tröstete ihn und ließ ihn ruhig die Entbehrungen tragen, die er hart genug an den Gedächtnissen heranzutragen. Mancher Gelehrte hätte ihn um den Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen beneiden dürfen, den er in der Stille allmählich aus dem Pflanzenreich und der Thierwelt ansammelt hatte. Ein Anderer war es freilich mit seinen Ansichten von der Entstehung der Welt und den Ursachen, welche die Berge ringsumher aufgeschürmt hatten und den Lauf der Gesteine regelten. Unbekannt mit allen Untersuchungen und Erfolgen der Wissenschaft auf diesen Gebieten, mußte die Einbildungskraft die Lücken seiner Kenntnisse ausfüllen. Durch die erecten Sprünge und Geremonien auf das Mystische gewiesen, hatte sich sein unablöslich grübelnder Geist eine gar wunderliche und phantastische Weltordnung aufgebaut.

Diese mystisch schauerliche Richtung seines Geistes verrieth sich denn auch in seinen großen, schwarzen Augen, die aus einem Augen, wohlgebildeten Gesicht schauten. Das räthselhafte Licht des Abends, welches in einem Stod auf dem Tisch brannte, an welchem er in seiner Stube eben beschäftigt war, die feinen, gebleichten Knöcheln einer Fledermaus mit einander zum Gerippe zu verbinden, zeigte, daß über die Welt nicht mehr als fünf- oder sechsundzwanzig Jahre hingeflogen waren. Zwischen der starken Brauen stand eine tiefe Falt auf der Stirn, die gegen den luftigen Ton des länglich hageren Gesichtes sehr wohl erschien. Die Stirn war an den Schläfen eingedrückt und ihre hohe zurückstehende Wölbung vor sich unter schwarzem, durcheinander gestrichen Haar. Kräftig schwang die Nase über der etwas langen Oberlippe vor und Mund und Kinn waren fest gebildet. Der Bart war roth.

Ein durchdringender Kratergeruch erfüllte die niedrige Stube, deren rauhe Wände wohl seit langer Zeit nicht frisch geweißt waren. Dieser Geruch kam von den zahllosen Pflanzenbündeln, welche auf langen Schnüren unter der geschwungenen Balkende hingen. Eine Menge kleiner, irrdener Töpfe und Pfälchen von schiefem, grünlichem Glase stand auf einem Brett über der Thür zur anstehenden Kammer, in welcher Andre die ausgepöbelten Balge und Gerippe mancherlei Thiere aufbewahrte. An der Wand zwischen den beiden Fenstern, deren kleine Rahmen in allen Farben des Regenbogens glänzten, hing ein großer Wandbild des heiligen Andreas; ein anderer, die Mutter Gottes darstellend, war an der gegenüberstehenden Wand befestigt, und darunter hing ein kleiner, zinnerner Weibsbild. Ein menschlicher Todtenkopf grünte unter Gestrüch, eigenhändig geschnittenen Riefeln, schimmernden Quarzstücken und Bergkrystallen von dem plumpen Raminmantel. Dieser Schmelz hatte schon Manches, der in der äußersten Beweihrung wegen eines frommen Stüd Vieches sich Nachts zu Andre geschlichen, ein haarsträubendes Entsetzen eingebracht. Der Schmelz war auch unheimlich genug anzusehen. Er war auffallend lang und schmal; die Augenbrauenknochen wölben sich weit vor, während die Stirn fast ebenso hoch zurückfiel, wie sich Nasenbein und Hinterkopf vortrübten. Andre hatte dieß Gebirn eines Tages am Ufer der Dranse gefunden, nachdem die ungewöhnlich starken Hochwasser, welche große Stücke des Flußgrundes zertrümmt und weggerissen, sich verlaufen hatten. Der autschidliche Naturforscher war überzeugt, daß der Todtenkopf dem Menschengehirn gehört haben müsse, welches durch die Sündflut von der Erde verflügt worden war.

Die einzigen Möbel der dürftigsten Stube bestanden aus zwei Stühlen von angebleichtem Lammholz je Seiten des weichen Lagers, einer runden großen Weibstille in der einen Ecke und einem Wandständer in der andern. Dieser Wandständer barg unter Anderem Lugrin's Bibliothek, die aus einigen Jahrgängen des Messager boiteux bestand. Es wurde Andre oft schwer genug, die wenigen Sont aufzutragen, welche der auf Wachsdruck gedruckte Kalender fehlte. Aber er sparte sich das Geld am Rande ab, denn der hinkende Bote brachte jährlich manches Haus- und Heilmittel, mit dem Lugrin begierig sein medizinisches Wissen vermehrte.

Andre war in diesem Augenblicke nicht allein. Ihn an dem Tische gegenüber saß ein alter Mann, dessen gebückte Haltung, nach der Breite seiner Schultern und seinen kräftigen Armen ja zu sehen, mehr eine Folge der Gewohnheit, als der Jahre zu sein schien. Das lange Haar, welches unter dem dreitragigen Hute spärlich hervorhing, war weiß. Es umrahmte ein Gesicht von aschgrauer Farbe, das an den Augen und an die herabgezogenen Winkeln des schmalen Mundes voll grämlicher Falten und Fältchen war. Aus diesem Gesicht quollen zwei kleine, schwarze Augen mit einem stehenden Glanze hervor. Sie standen weit ab von der langen Nase, deren Spitze ebenso gerichtet war, wie die Augen über den Augen, wo bei anderen Menschen die Brauen trafen. Ihn hatte die Natur diesen Schmelz nicht verziehen, dafür aber seinen Hals mit einem großen Knopf geziert, den er einblüht trug, als ob er auf dieses Gebirde, welches freilich in den Gebirgen nicht dafür gehalten wird, noch immer eitel wäre. Seine Wangen waren eingesunken, und das Kinn

mit den Stoppen eines mehrere Tage alten Bartes bog sich hin vor.

Dieser Mann war der Glühner und Todtengräber von Abondance, und in der That, welche ihm seine geistlichen Aemter liebes, ja nicht er Holzhaube. Es war von Meister Goffin bekannt, daß er mit den Menschen nur verkehrte, wenn es seine Geschäfte erforderten, und im Dorfe hieß es, daß er dem traurigen Amte des Todtengräbers am liebsten an schämte, fernigen Tages oblag, wenn die Menschen sich so recht ihres Daseins freuten. In seiner Jugend hatte er der lustigen Goffin geheissen. Warum aus dem lustigen Goffin ein grämlicher, schlauer Dornbusch geworden war, wußte Niemand anzugeben. Vielmehr hatte sich seine jugendliche Munterkeit eines Tages wie Dornröschen an einer Zauberpinde geflohen und war darüber plötzlich in Schlaf gefallen.

Meister Goffin war der Einzige im Dorfe, den Herr Petulant ausgenommen, der seine Stube vor Andre Lugrin besah. Ja, er bewies ihm sogar eine Zuneigung, deren sich sonst im Dorfe Niemand rühmen konnte, und schlich sich oft in der Dämmerung zu ihm. Diese Besuche hatten jedoch erst angefangen, seitdem der alte Lugrin vor etwa drei Jahren seiner Frau in das Grab gefolgt war. Vorher hatte er sich begnügt, mit Andre ein Wort zu wechseln, wenn er ihn zufällig außer dem Hause traf, wo er ihn dann mit einer gewissen grämlichen Theilnahme ansah, was er ihm und treibe. Seine Besuche waren sich nicht selten bis tief in die Nacht hinein. Meister Goffin schien namentlich an den naturphilosophischen Speculationen seines jungen Freundes ein großes Gefallen zu finden, und kam das Gespräch hierauf, so stand die Zeit für Beide still. Denn Meister Goffin war in seiner Weise ebenfalls ein Stüd von einem Philosophen, der in einem langen, einsamen Leben — er war nie verheiratet gewesen — mancherlei Gedanken aus der Erde gegraben hatte, wenn er seinem Nachsten die letzte Wahrheit beibrachte. Es waren wunderliche Gebräuche, welche die beiden Männer zwischen in der Nacht führten.

Anderes betraf ihre gegenwärtige Unterredung. Andre Lugrin hatte während derselben seine Arbeit ruhen lassen, indem er dem Meister mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Jetzt hob er die weißen Knochen mit der Hand bei Seite und sagte:

„Nach Allem, was Ihr mir erzählt, wird es kaum lohnen, daß ich noch hingeh.“ Aber so ist's immer; wenn Alles verschoben und verdorben ist, dann soll der Lugrin helfen.“

„Ja, ich fürcht' auch, es nützt nichts mehr,“ versetzte der Todtengräber. „Ich hab' immer geredet, daß ich Dich mitbringen wollt; aber ihre Furcht vor Dir war gar so grauig groß. O, die Weiber sind so verteuelt dumm, daß es nicht zu sagen ist! Und dabei haben sie Weiber, die Alle wie die Madelaine, einen reinen Narren an dem Buben, dem Charles, gefressen. Die Madelaine meint, sie könnt' nicht mehr die Augen aufschlagen vor dem Verrath, wenn Du in's Haus läst.“

„Ist sie denn so fromm?“ fragte Andre, indem ein leiser Spott um seine Mundwinkel zuckte.

„Ich glaub' schon,“ knurrte Meister Goffin. „Um den Charles betriest sie sich die Arme wund. Wenn ich zum Koledanten geh', stößt sie sich immer in der Kirche. Ihr Vater wagt, wie die Welt geht; darum hab' ich's ihm auch verprochen, wie er starb, daß ich dann und wann nach seinen Leuten sehen wollt. Heut hab' ich's ihnen aber gesagt, daß ich Dich mitbringen würd', sie müßten schreien so viel sie wollten. Die Weiber müßten sich vor Verwundt zwingen, sonst würd' nichts. Es ist ein Kreuz! sie sehen aus, als ob sie Menschen wären, aber unter Herrgott hat vergiffen, ihren Verstand einzublasen. Na, kommt wenigstens mit und sieh, ob Du noch was thun kannst.“

Andre nickte nur. Der Zustand des kranken Knaben, von dem ihm Meister Goffin erzählt hatte, beschäftigte seine Gedanken. Nichts richtete er sich hochend auf und sagte: „Es kommt wer!“

Auf dem Gerüll und Geräuschen vor dem Hause ließen sich Schritte vernehmen und gleich darauf ward die Hühnerthür geöffnet. Lugrin erhob sich erwartungslos. Es war eine große, knielich hager Gestalt. Meister Goffin schloß sie in die anstehende Kammer.

Ein Mann trat zögernd in die Stube, dem Vortrathsch und Stügen über der Schulter hingen, und in der Hand hielt er einen eisenbeschlagenen Bergstock. Er war von gedrungener Gestalt. Ein spitzer Hühner, der eine lange Vertrautheit mit den Knochen des Todtengräber, beschaltete ein breites Gesicht, in welchem eine fleischige, etwas aufgeschwulst Nase stand. Wangen, Lippen und Kinn umrahmte ein rothlicher Vollbart. Unter hübschen Brauen blühten zwei scharfe, graue Augen. Bekleidet war er mit leinernen Weinkleidern und einer abgemagten Toppe von grünbraunem, gerümpeltem Mantel.

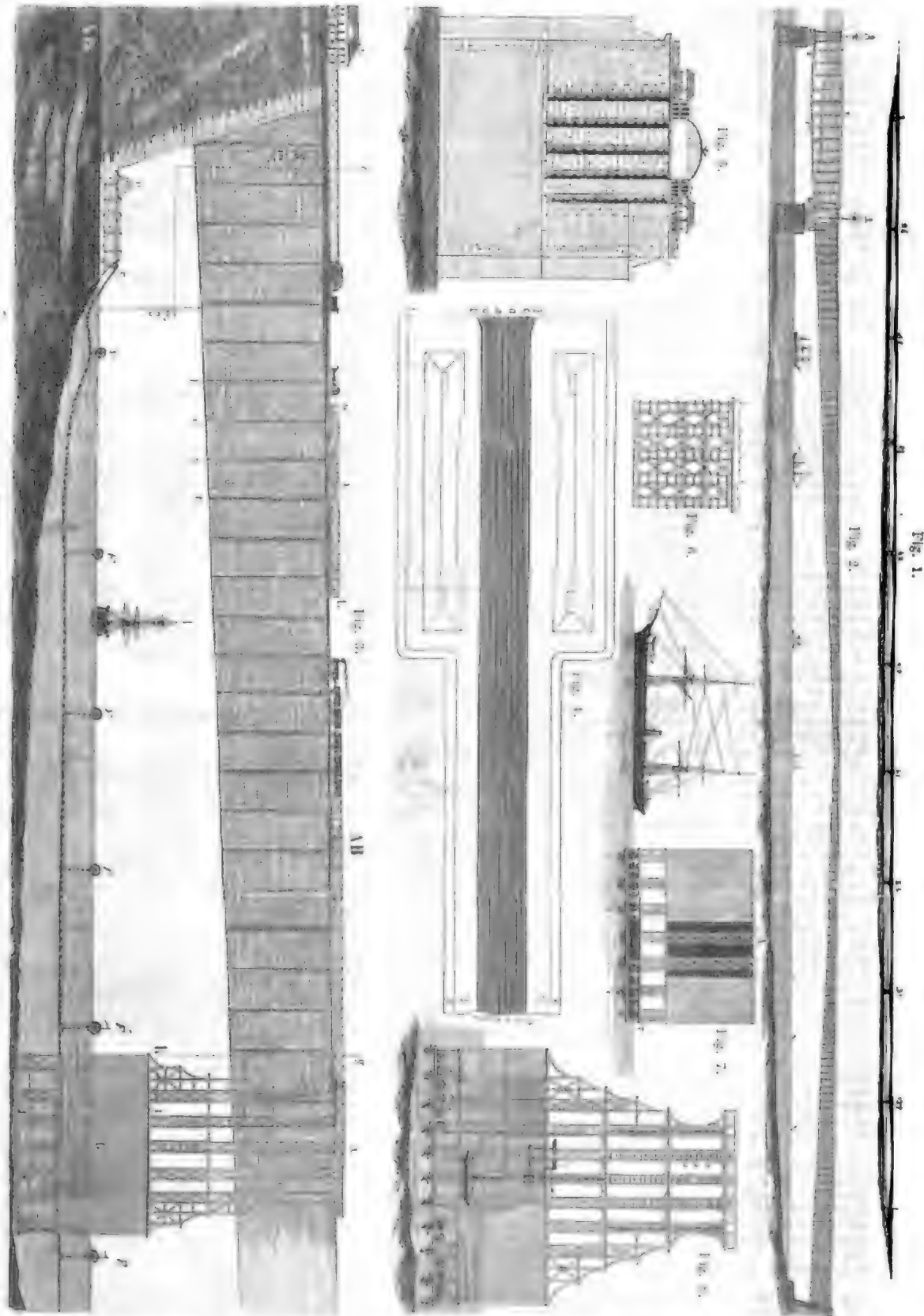
Lugrin betrachtete den Mann mit einigen Gefaunen. Er kannte ihn wohl. Es war Pierre le Koeur, so wegen seines rüchlichen Haars genannt. Eigentlich hieß er Pierre Giroulet. Er war aus Abondance gebürtig und nicht nur in dem Thale und den Gebirgen des Chablais,

nehmen (C). Das Bild zeigt, daß die Höhe genügend ist, um die größten Schiffe durchzulassen. Fig. 3 zeigt die Höhe der Brücke bei einem Hochwasser und ist zugleich die ursprüngliche Gestalt.

erhalten. Im Innern des Widerlagers befindet sich ein gemauerter Tunnel (H), welcher das Wasser abführt und das Rabel (K) in beliebiger Höhe abgibt. Die Bögen (F) halten das Rabel und

dienen als Widerlager. Die markirten F zeigen die Stelle für die Pfeiler. Der Pfeiler A ist ein aufgerichteter Pfeiler, der an die Stelle eines Zwickelsteins getreten. G ist ein Widerlagersbrücken

Grundrissprofil zwischen Treer und Galat. (S. 607.)



und verfahren werden, die zu gleicher Zeit die beiden Brücken und den Pfeiler auf einer Ebene ausruhen. Die Brücke selbst ist mit Stützungen versehen, da, wo diese zusammenstoßen, kann man einen

bestehen. Beim Widerlager hat der Pfeilerstein eine Tiefe von 60 Metern und befindet sich 52 Meter über dem Meeresspiegel. Fig. 4 zeigt den Querschnitt der Brücke und eines Widerlagers. An der Mitte

steht man vier Giebel (C), zwei Giebel (F), welche die Brücken von einander trennen, und die Pfeiler sind die Pfeiler für die Brücken. Fig. 5 zeigt die Höhe eines Widerlagers im Querschnitt; Fig. 6

den Turm des Brückens. S. S. 8 sind die Kegel, welche die Säulen der Brücke tragen. Das Gemälde ist, wie dies Bild zeigt, auf alle Punkte gleichmäßig vertheilt. Die Kegel sind auf 8

Einzigartige verbunden. Die fünf Pfeiler bilden ein ununterbrochenes Ganze. Die 7 zeigt einen dass Dampfkräft an diesen fünfzig Stand- von entfernten Pfeiler. Die 8 zeigt den Turm des Brückens

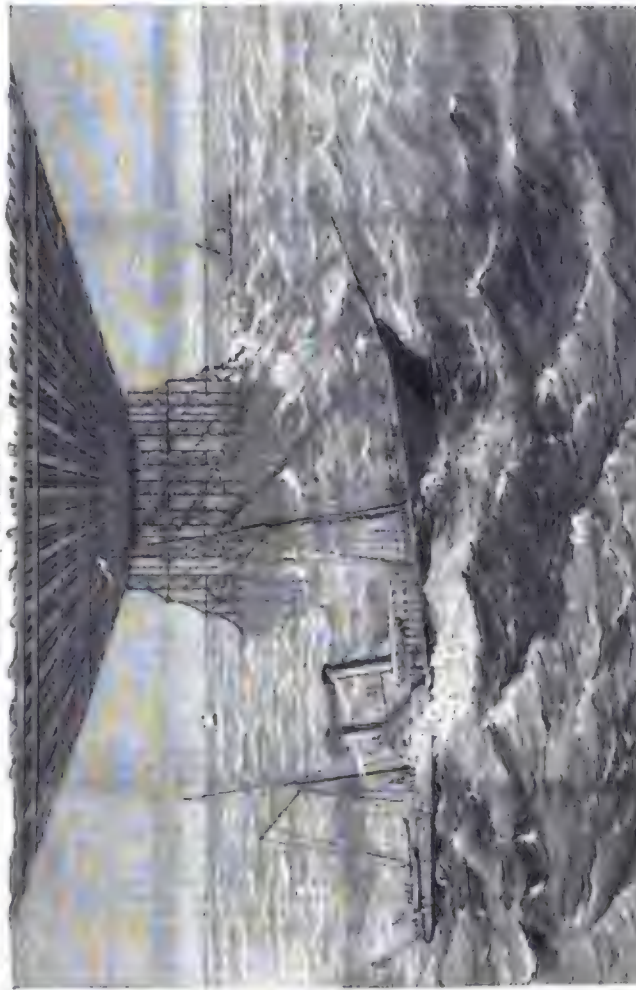
und in der Mitte der Brücke. In der Mitte gemalt man die Dampf- kräfte, die am unteren Ende einer harten von einem Schiffe angetrieben ist, welche von einer Anzahl Trieb- und gepulter Räder bewegt wird.



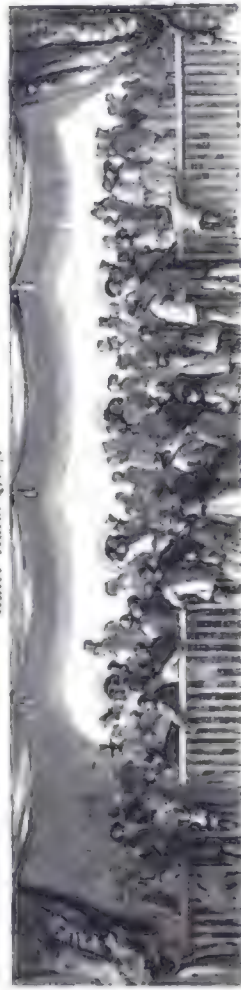
Pfeilerstellung.



Stationen auf der Mitte der Brücke.



Unter einem Joch.



Die internationale Brücke zwischen Döberitz und Magdeburg. (S. 607.)



Bahn der Brücke.

Man kann den Pfeiler über den windigen Weg bis auf das Bett des Meeres verfolgen. Gibt einmal eine Woge, so nimmt man die Schiffe heraus, indem man die Räder schneidet, welche sie schütten.

Die Pfeiler stehen dann mit der ganzen Last auf ihren Böden und bieten den Hagen einen unerschütterlichen Widerstand, der um so beständiger ist, je weniger Oberfläche ein solcher Pfeiler hat.

Alle eisernen Theile sind polirt und mit Goldfarbe umgeben. Die Tragkraft ist so berechnet, daß zwölf volle Tage, mit einem höchsten Gewicht beladen, sich auf der Brücke der Lastbarkeit



2 YEAR OLD
WORLD RECORD
FOUR FURLONGS

Double Call Wins
at Tropical P.

Winn. Two Years
Old. 1888. 1889.
Landed 1888. 1889.
Winn. 1888. 1889.
Winn. 1888. 1889.

Das neue Opernhaus in Wien. C.



Zeichnung von A. C. Petersitz. (S. 607.)

Sir Walter Raleigh als Liebender.

Erzählung aus dem Hohen Elisabeth's

Friedrich Bodenstedt.

(Fortsetzung.)

6.



Da Sir Walter sich schlafen legte, schrieb er in sein Tagebuch noch ein paar Verse, deren Sinn ihm schon lange im Kopfe gesummt, aber sich jetzt erst zu poetischem Ausdruck gelang:

„Als nie dein Herz verloren,
Ist das mein Herz wieder;
Der Name zählt zu den Tönen,
Der unsterblich lebt!“

„Wie schändlich und verflorren
Ist Mordam Herz und Mund;
Es mündet Herz nicht blüht
Und nie von Gott gesalbt!“

Er schlief dortrefflich darauf, und das war gut für ihn; er würde sonst den störrischen Anstrengungen nicht gewachsen gewesen sein, die ihm schon am folgenden Tage erwarteten. Es traf nämlich im Laufe des Vormittags ein Eilbote von London bei ihm ein mit Briefen, die ihn schließlich nach der Hauptstadt zu einem Kriegsrath beriefen. Die Königin hatte Nachricht erhalten von ungeheuren Künften der Spanier, die mit großer Liebesmacht einen vernünftigen Vorschlag gegen England zu führen beabsichtigten, und zu dem Zwecke auch wieder die Revolution in Irland zu führen versuchten. Da galt es, schnell Vorbereitungen zu einer ausreichenden Küstenverteidigung zu treffen, wozu Sir Walter, in Voraussicht der bevorstehenden Gefahr, schon früher Pläne entworfen hatte, die damals an Eifer Widerstande geknüpft waren, jetzt aber wieder ausgenommen und unter Sir Walter's persönlicher Leitung ausgeführt werden sollten. Er dankte dem Himmel, daß er sich kräftig genug fühlte, gleich abreisen zu können. Im Augenblick waren alle Gegenstände der letzten Wochen des kühnen Lebens jenseits der großen Aufgabe, deren Lösung der patriotische Held entgegensteht. Er fühlte sich wieder in seinem Jagdwald und sein Herz frohlockte bei dem Gedanken, in dem bevorstehenden Kampfe gegen das mächtigere Spanien eine leitende Rolle zu spielen. Aber im Warthause und im ganzen Dorfe, wohin sich die Nachricht schon verbreitet hatte, herrschte Trauer über die plötzliche Abreise des berühmten Seehelden, der durch heimliche Verräther die Thron der Armee gewonnen hatte, und mit den Verräthern so leuchtend verkehrte, daß viele gar nicht ahnten, welcher bedeutenden Mann sie vor sich hatten.

Sir Walter überreichte dem würdigen Dr. Ellis eine beträchtliche Summe zu wohlthätigen Zwecken. Als er Mrs. Ellis zum Abschiede die Hand reichte, konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. Er versuchte die vortreffliche Frau zu trösten. „Ach!“ erwiderte sie, „ich fühle nur zu tief, daß dich der letzte Lichtblick in meinem Leben war. Aber Sie müssen Mary noch sehen; sie kann heute nicht aufstehen; sie ist lebend, und hat mich gebeten, Sie zu ihr zu führen. Sie hat Sie lieber, als Sie glauben.“

Mrs. Ellis führte Sir Walter bis zu Mary's Zimmer, das er noch nie betreten hatte, öffnete die Thüre und ließ ihn allein mit ihr.

Das Zimmer war klein, aber überaus sauber und zierlich eingerichtet. Ueber dem Sopha hing das große Bild ihres alten Vaters, Lord W., mit einem nicht mehr ganz frischen Blumenkranz. Er war nur einen künftigen Bild darauf und wandte sich dann nach dem Kissen, wo Mary's Bett stand. Der Kissen ging nach dem Garten hinaus und empfing sein Licht durch ein kleines zirkelförmiges Fenster, dessen voller Schein eben auf einen kleinen Tisch vor Mary's Bett fiel, so daß Sir Walter ein auf dem Tische stehendes, zierliches Gefäß nicht unbemerkt lassen konnte, welches ein Blatt trug, dessen Rückseite (die Vorderseite war dem Bette zugekehrt) ihm die Aufschrift: Seiner hohen Mary, ihr Charles! gleichsam in's Auge warf!

Mary war der unerfennliche Eindruck, den dich auf Sir Walter machte, nicht entgangen, doch wollte sie nichts Weiteres zu thun, als das Blatt vom Gefäße zu nehmen und es Sir Walter zu überreichen mit den Worten: „Ist das nicht ein sehr wohlgelegenes Bild von Mr. Horstfort? Er ist heute schon in aller Frühe abgereist und hat mir diesen hübschen Brief vom Verräther hinterlassen; auch etwas darauf geschrieben, wie Sie sehen; — ich habe mich sehr darüber gefreut.“ sagte sie mit einem geräthlichen Lächeln, gleichsam um eine Erwiderung Sir Walter's herauszufordern, der aber das Bild ruhig wieder auf seinen Platz stellte, ohne den Gesagten Worte zu geben, die ihm dabei aufstiegen.

„Ich bin gekommen, Abschied zu nehmen, Mrs. Mary.“ sagte er; „meine Pflicht ruft mich fort; die Tage der Ruhe sind verstrichen.“

„Ich hab's es schon von Mama gehört,“ antwortete sie; „es ist mir leid, daß Sie gehen;“ fügte sie, ihm die Hand reichend, hinzu.

„Mir thut es doppelt leid, Sie krank zu finden beim Abschied,“ entgegnete er; „Sie sehen sehr angegriffen aus.“

„Ja, ich bin wirklich leidend,“ sagte sie matt; „meine Stirne brennt.“

Er streckte theilnehmend die Hand nach ihrer Stirn aus, während er die Rechte nach in ihrer Hand hielt; aber kaum hatte er sanft ihre Stirn berührt, als Mary sich aufrichtete mit einer heftig abweichenden Bewegung und einem Ausdruck des Entsetzes, der ihr ohnehin im Leben nicht hübsches Gesicht förmlich entstellte.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte er ganz erschrocken.

„Sie sollen mein Gesicht nicht anfassen,“ erwiderte sie etwas jähzornig.

„Sie fürchten doch keine Zärtlichkeitsbewegungen an Ihrem Krankenbette?“ fragte er, sie groß ansehend —

„Daran habe ich wahrlich nicht gedacht!“ Lehen Sie wohl, Mrs. Mary; der Himmel sei mit Ihnen!“ fügte er schmerzhaft hinzu.

„Lehen Sie wohl!“ erwiderte sie mit fester Stimme, ihm noch einmal tief die jetzt salbende Hand reichend, und der Ausdruck des Entsetzes wurde wieder dorthin in ihrem Gesichte.

Sir Walter verließ Mary's Zimmer in großer, unersättlicher Aufregung. Es war ihm in tiefster Seele peinlich, so von ihr scheiden zu müssen, die er verstanden hatte, den Jäuber, den sie in ihm gewacht, jähweise wieder zu tödten durch ihr seltsames Benehmen und hauptsächlich durch ihren offenbar Mangel an Takt und Zartgefühl.

Mary's Eltern erwarteten ihn vor der Hausthüre, und gleich darauf fand sich auch Mrs. Throgmorton aus dem Garten ein, wo sie ihm schnell noch einen Blumenstrauß gesteckt hatte. Er sah es ihren Augen an, daß sie gewint hatte, und lächelte ihr gerührt die schlanke, feine Hand zum Abschiede, mit den feinen Worten: „Leben Sie wohl, Eliza, wie sehen uns wieder!“ — Den Blumenstrauß nahm er als ein theures Andenken mit auf die Reise, sehr überzeugt, daß er die Blumen, welche Eliza's Hand pflückte, mit seinem Gedenken zu theilen haben werde.

Sir Walter hatte verprochen, an Mrs. Ellis zu schreiben, und er hielt Wort. Schon nach vierzehn Tagen erhielt sie einen Brief, welcher die besten Nachrichten von ihm brachte. Dem Briefe war noch ein besonderes, nur für sie bestimmtes Blatt beigelegt, folgenden Inhalts: „Meine liebe Freundin! Betrachten Sie diese Zeilen als eine nur für Sie bestimmte Nachricht, welche Ihnen eine dringende Bitte an's Herz legen soll, auf deren Erfüllung ich so bestimmt rechte, wie auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft. Sie wissen, der Himmel hat mich reich beglückt mit Glücksgütern; ich habe weit mehr, als ich brauche. Erst eben trifft von meinen amerikanischen Besühnungen wieder ein Schiff ein, welches ich schon für verloren gehalten hatte, und dessen reiche Ladung mir nun einen allzu erwartenden überflüssigen Gewinn abwirft, wovon ich einen Theil für Mrs. Mary bestimmt habe, um ihre Zukunft für alle Fälle sicher zu stellen. Heirathet sie nicht, so wird es ihr eine hübsche Witwige sein; heirathet sie nicht, so wird es genügen, ihr ein sorgenloses Leben zu sichern.“

Ihr treuer Freund
Walter.

Der Winter verstrich Sir Walter unter angestrengten Arbeiten. Statt zarter Vorliebder gingen ihm Pläne zu Brandern, schneeliegenden Kanonenboolen und allerlei neuen Festungswaffen durch den Kopf. Im Frühsommer des folgenden Jahres nahm er mit seinen eigenen Schiffen ruhmvollen Theil an dem großen Entdeckungskampfe, nach welchem Spanien seine Herrschaft über das Meer an England abtreten mußte.

Dem Siege folgten wieder Festschüsse Sir Walter's mit Eifer und der Königin, die unsere Helden zu neuen Unternehmungen in die Ferne trieben. Erst nach drei Jahren wurde er, unter den schon bekannten Umständen, an den Hof zurückberufen, an welchem sich damals bereits seit zwei Jahren Mrs. Throgmorton als Ehrenfräulein der Königin befand, und zwar auf Veranlassung des Grafen Leicester, des Lieblings ihres Vaters.

Leicester war gestorben im Freudenrausch über den Untergang der spanischen Armada. Er hatte aber, von sein Verdrüß gegen die Familie Throgmorton wenigstens eingemessen zu fühlen, auf dem Krankenlager die Königin gebeten, sich der vermögenslosen Mrs. Throgmorton anzunehmen. Diese wurde darauf hin an den Hof berufen und erhielt ihrer Würde halber so gut, daß sie die hübsche Eliza gleich zum Ehrenfräulein ernannte. Als sie jedoch bemerkte, daß Graf Essex ebenfalls großes Wohlgefallen an der begabten jungen Dame fand und sich

durch deren würdevolle Jungfräulichkeit nicht abschrecken ließ, sie mit seinen Liebesanträgen zu bestimmen, erfüllte die Königin gern Mrs. Throgmorton's dringenden Wunsch, vor dem Dienstantritt noch ein halbes Jahr Urlaub zu erhalten, um ihre leibende Mutter zu pflegen. Durch ihr stattvolles, kühles Verhalten gegen den verführerischen Essex war sie nicht wenig in der Gunst Ihrer Majestät geblieben, die sie bald ihre süße Maiblume, bald ihre süße Eliza nannte, und sie nach vierzehn Tagen reichlich beschenkt entließ.

Geschenke zu machen lag sonst nicht in der Art der geizigen Königin, und galt in den seltenen Fällen, wo es geschah, als ein Zeichen von ganz besonderer Gunst.

Mrs. Throgmorton hatte die Witterung schon vor drei Monaten verlassen, war aber in Korrespondenz mit Mary geblieben, welche, Anfangs von dieser sehr häufig geführt, seit der Ernennung Eliza's zum Ehrenfräulein ihrer Majestät sehr lebhaft wurde.

Eliza verbrachte ein halbes Jahr in treuer Pflege ihrer Mutter und mit eifriger Vorbereitungen für ihren künftigen Beruf, wobei die feingebildete und weltfähige Lady Throgmorton sie trefflich unterstützte.

Lady Throgmorton kannte das Hofleben und seine Gefahren, und gab ihrer Tochter für alle Fälle kluge Verhaltensregeln, die nicht ungebetet verstanden. Vor allem schärfte sie ihr ein, jede Vertraulichkeit mit ihren Hofsgeheimen zu meiden, über keinen, wer es auch sein möge, ein unglückliches Wort zu sagen, auch den Gerüchten und Verleumdungen Anderer kein Ohr zu leihen, immer streng ihre Pflicht zu thun und sich nie einer Gunst zu rühmen, welche Neid und Eifersucht erwecken könnte.

Da Lady Throgmorton aber wußte, daß ein junges Herz jenseits trauriger Wirklichkeit bedarf, so war es ihr lieb, zu erfahren, daß Mary in ihren Briefen wiederholt den Wunsch ausgedrückt, nach London zurückzukehren, und Eliza gebeten hatte, ihr dazu beizuhelfen zu sein.

Es lag nicht in Eliza's Natur, von Andern nachgebend zu sprechen, und so hatte ihre Mutter nie etwas Schlimmes über Mary erfahren, deren so sanfter gescheiterte und von jenseits kommende Briefe ihr ein äußerst günstiges Vorzeichen für sie einfließen. Lady Throgmorton sagte den Plan, Mary mit nach London zu nehmen und sie dort passend unterzubringen, um Eliza Gelegenheit zu geben, sie von Zeit zu Zeit zu sehen und unterfangen mit ihr zu verkehren, die zu dem Hofe in feinerer Beziehungen stand.

Doch wollte die vorsichtige Lady ihren Plan nicht eher ausführen, bis sie Mary selbst persönlich näher kennen gelernt und geprüft hatte. Diese wurde daher auf einige Wochen eingeladen und logierte nicht zu Hause. Die Freundschaft, mit welcher Lady Throgmorton, die durchaus den Eindruck einer großen Dame machte, sie empfing, ließ Mary in der neuen Umgebung sich bald heimlich fühlen. Sie hatte einen bestimmten Zweck im Auge und war klug genug, um zu wissen, daß sie zur Erreichung dieses Zweckes ihre vortheilhafte Seite herauszulegen mußte. Sie konnte hinreichend liebenswürdig sein, wenn sie wollte, und sie wollte und war es hier. Wo kein Raum im Spiele war, ging ihr Herz nie mit ihr durch, blieb ihr Verstand immer oben. Selbst im traulichsten Verkehr mit Lady Throgmorton vergaß sie keinen Augenblick, jene ehrsüchtige Zurückhaltung zu beobachten, welche ehrsüchtige Damen so gern sehen. Ihre Laune richtete sich ganz nach der Stimmung der Lady. Sie plauderte mit ihr, wenn sie heiter war, pflegte sie zärtlich, wenn sie leidend war, las und sang ihr vor, so oft die Lady es wünschte, und wußte diese durch ihre Gepflogenheiten, wie durch ihre Tugenden und Sitten immer zu begreifen.

Auch gegen Eliza war Mary stets voll zartester Aufmerksamkeit, ganz anders als früher, gleichwie um zu zeigen, daß sie den Unterschied des Ranges zwischen dem Ehrenfräulein der Königin und der Witterungslady wohl fühlte. Sie nannte ihre ehemalige Gespielin nie anders als Mrs. Throgmorton, so sehr diese auch jedesmal dagegen protestirte. Als diese einmal in Gegenwart der Mutter geschah, sagte Eliza: Wenn Sie mich immer Mrs. Throgmorton nennen, so werde ich Sie nie anders als Mrs. Mary anreden!

„Das darfst Du auch nicht,“ fiel die Lady ein; „Mrs. Mary ist es Dir schuldig, dich Mrs. Throgmorton anzureden, und Du bist es ihr schuldig, sie Mrs. Mary zu nennen. Jedem das Seine!“ Anhand und Händelhaft brauchen der Freundschaft keinen Eintrag zu thun, und ohne strenge Aufrechterhaltung der vorgeschriebenen Formen kein Anstand und Höflichkeit unmöglich.“

Mary küßte der Lady nach dieser Belehrung ihrer Tochter wie gerührt zustimmend die Hand, wosfür die Lady ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

Eliza wußte sich Anfangs diese tödliche Umwandlung Mary's nicht zu deuten, die früher nichts weniger als starrsinnig und demüthig war, vielmehr Alles von ihrer Laune abhängig machte, auf ihre eigenen Eltern nicht die geringste Rücksicht nahm und selbst einem Mann, wie Sir Walter ihr trotziges Stöpsel zeigte. Mary las ihr die Gedanken von der Stirn ab; sie hatte wohl bemerkt, wie

ließ Sir Walter in Eliza's Herzen Wurzel geschlagen, und suchte hier anzuknüpfen, um sie ganz für sich zu gewinnen. Sie sprach von Sir Walter mit einer Verehrung und Bewunderung, die ihr wirklich aus dem Herzen zu kommen schien, drückte ihr inniges Bedauern aus, daß er nicht mit so reinen Eindrücken von ihr geschieden sei, wie sie gewünscht hätte, was sie um so mehr schmerzte, als sie zu spät eingesehen habe, daß sie selbst allein die Schuld von allen vorgekommenen Mißverständnissen trage, die nun leider nicht mehr aufzuklären seien. Sie habe sich eben, als ein armes, hart in der Schule des Lebens umhergewandenes Mädchen, in ein solches Glück, wie die hingebende Freundschaft eines so bedeutenden Mannes sei, nicht zu finden gewußt und darüber das Gleichgewicht verloren. Von Mr. Harcourt habe sie die Ueberzeugung gehabt, ihm durch ihre Freundschaft zu verdanken; bei Sir Walter aber sei ihr oft Alles nur vorgekommen wie ein Spiel, das er aus Langeweile mit ihr getrieben, während seine Antheilnahme ihm an dem Verkehr mit Eliza verhinderte, für die denn auch in der That sein Herz nur allein schlug. So habe sich denn wohl ihr Geist ein paar Mal dagegen aufgedrückt, daß er sie nur als Spielzeug für müßige Stunden betrachte, nachdem er bis zu seiner Antheilnahme bloß für Miss Throgmorton Augen und Ohren gehabt. Aber, schloß Mary, der Verkehr mit Sir Walter sei doch ein Segen für sie gewesen: er habe sie zur Einsicht in sich selbst getrieben, ihr Herz von manchen Schläden, Fesseln und Schwächen gereinigt, sie in ihrem Urtheil fester gegen sich und milder gegen Andere gestimmt.

In Eliza's Ohren klangen diese selbstanklagenden Erörterungen wie Musik. Mary gewann dadurch ihr Vertrauen in einem Grade, wie sie es früher nicht besessen hatte. Mutter und Tochter überboten sich in Freundschaftsbekundungen gegen sie; sie reiste mit nach London und es gelang Lady Throgmorton bald, sie als ein Nüchtern aller Heißhunger bei einer reichen und hochgestellten Verwandten, der Lady Bouler, unterzubringen.

Miss Throgmorton trat unter den besten Ausichten ihren Dienst als Ehrenfräulein bei der Königin an, stieg immer mehr in der Gunst Ihrer Majestät und wußte sich trotz allen Versuchungen des Hoflebens so rein zu erhalten, daß sie selbst ihren Gegnern, an welchen es ihr bald nicht fehlte, Achtung abgemann. Sie besaß die geistliche die Vorurtheile ihrer Mutter, war freundlich gegen Jedermann, aber schenkte Niemanden, außer Mary, die sie öfter bei sich sah, ihr Vertrauen, so schwer es ihr auch lange Zeit hindurch wurde, die warme Freundschaft, mit welcher sie früher aller Welt entgegenkam, zurückzuhalten. In der Schule der Hofkunst, freilich übermüdet von mühsamlichen Beobachtungen, gewann sie an Eisertheit des Aufstrebens, was sie an Unbefangenheit verlor, und war nach zwei Jahren, als Sir Walter sie wieder traf, eine vollendete Hofdame im besten Sinne des Wortes.

7.

Die Umstände ließen das erste Wiedersehen Sir Walter's und Eliza's sehr kühl verlaufen. Sie hatte gerade Dienst bei der Königin, als er den dieser empfangen wurde, und so mußten die Beiden unter den Augen Ihrer Majestät möglichst fremd gegeneinander thun. Sie waren sich vielleicht auch unter andern Umständen nicht so herzlich entgegengekommen, wie ehemals. Er hätte in der imposanten, zu blendender Schönheit herangereiften und tadellos gezeichneten Hofdame die schönste, junge Freundin, die ihm vor vier Jahren mit verzerrten Augen zum Abschied den Blumenkranz abgereicht, kaum wiedererkennen. Ihre Gestalt war noch so schlank wie ehemals, hatte aber eine reizende Fülle gewonnen, die ihr, verbunden mit der vornehmen Haltung, etwas Majestätisches gab. Er wagte kaum seinen Blick von der Königin weg auf Eliza hin zu werfen, um im Anschauen der herrlichen Erscheinung nicht verwirrt zu werden.

Eliza ihrerseits sah heute Sir Walter zum ersten Male in seiner glänzenden, von Goldschmuck und Edelsteinen besetzten Hoftracht, mit der großen gedruckten Kette um den Hals, welche die Königin ihm für seine Heldenthaten verliehen hatte. Das war der schlaue, bescheidene Mann nicht mehr, mit welchem sie so glückliche Tage im Hause der Mrs. Ellis verlebte! Man stand er vor ihr als ruhmvoller Held, geschmückt mit den Attributen seiner Größe, im Sonnenschein der königlichen Gunst. Es kam ihr vor, als ob er sie gar nicht bemerke. Sie ahnte nicht, wie schwer es ihm wurde, seine ganze Aufmerksamkeit der Königin zuwenden, um die so lange und scheinbar endlose Qual Elisabeth's nicht gleich am Tage seiner Rückkehr an den Hof wieder zu verheizen. Es wäre ihm besser und lieber gewesen, er hätte die Königin, deren Bild seiner poetischen Phantasie anders vorlag, als er sie jetzt fand, nicht zuerst im Beisein ihrer jugendlichen Hofdame wiederzusehen. Sie war in der Zeit der Trennung wirklich gealtert. Doch er vergaß nicht, welche großen Pläne zum Ruhm Englands er an ihre Kunst knüpfte, und beschloß, Alles daran zu setzen, diese Kunst zu behaupten.

Elisabeth, die jetzt ganz Huld und Gnade für ihn

war, ermahnte ihn zu ihrem dienstthuenden Kammerherren (Gentleman of the Privy Chamber), wodurch ihm die Verpflichtung auferlegt wurde, im Palaste zu wohnen und nicht bloß mit Ihrer Majestät, sondern auch mit den Hofdamen täglich zu verkehren.

Königlich war, im Gegensatz zu Eliza, im Verkehr mit den Damen des Palastes immer sehr kühl und zurückhaltend gewesen, so daß die Königin ihm in dieser Beziehung ihr volles Vertrauen schenkte. Der Zufall wollte, daß Sir Walter, als er Miss Throgmorton seinen ersten Besuch abstattete, diese nicht allein fand, wodurch denn wieder jede trauliche Begrüßung vermieden wurde. Sie gedachte mit seinem Worte der vergangenen Zeit, und das Gespräch drehte sich um die gleichgültigsten Dinge. Er vermied es, sie bald wieder zu besuchen, und im sonstigen Verkehr war er eben so kühl und zurückhaltend gegen sie, wie gegen die andern Damen, unter welchen er nur die älteren hin und wieder größerer Freundlichkeit würdigte.

Als ihn ein allerhöchster Stumpfsinn, nach Miss Throgmorton die höchste unter den Hoffräulein, einmal fragte, warum er denn immer ein so ernstes Gesicht mache, wenn er mit ihr spreche, antwortete er lächelnd: „Ich fürchte Sie!“

„Sie fürchten mich?“ erwiderte sie; „dazu haben Sie doch wahrhaftig keinen Grund.“

„Nur zu viel Grund.“ hab er wieder an. „Ich fürchte nicht Sie allein, auch die andern schönen Hoffräulein.“

„Aber warum denn?“

„Weil sie alle Herzen sind, sehr gefährliche Herzen, die nichts Gutes thun, aber viel Unheil anrichten können.“ Das Wort wurde der Königin hinterbracht, welche herzlich darüber lachte und meinte, Sir Walter habe so Unrecht nicht.

Neues Leben kam in den Palast durch einen kurzen Besuch Spenser's, den die Königin eingeladen hatte auf Veranlassung Königin's, welcher hoffte, daß Elisabeth's persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter, der so viel zu ihrer Verherrlichung geschrieben, sie veranlassen werde, etwas Besseres für den in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden genialen und liebenswürdigen Mann zu thun. Als die geistige Königin, obgleich sie ihn unter allen zeitgenössischen Dichtern am höchsten stellte, glaubte ihn schon hinlänglich zu bekennen durch das freundliche Entgegenkommen, womit sie sich seine oft überauswichtigen Forderungen gefaßt ließ.

Sie hörte es gern, wenn ihre Schmeichler sie mit der Sonne verglichen, die nur zu schämen brauche, um die besten Früchte reifen zu machen und Glück und Gedeihen zu wecken. So schrieb sie denn auch das Beste von Allen, was ihr über sie geschrieben, sich selbst zu und meinte: wenn ich einen Spenser zu unsterblichen Gesängen begeistere und ihn so zum berühmten Dichter mache, was braucht er noch mehr von mir?

In den Abendstunden ließ sie sich in Gegenwart des Hofes gern seine Sonette vorlesen, und diejenigen, welche ihr am besten gefielen, das heißt: in welchen sie sich am innigsten verheißt fand, öfter wiederholen. Als eine ganz besondere Auszeichnung galt es, wenn sie den Wunsch ausdrückte, eines oder das andere in der Handschrift des Dichters zu besitzen. Diese Auszeichnung wurde zuerst den folgenden Sonetten zu Theil:

1. Gleich, ihr Mäurer, wenn die Mäurerhand
Der Hohen, die beherstet wie ganz sein,
Gut hält und schließt sich wie ein Ring um ein,
Der der Zeit stehn, der sie überwand.

Gleich, ihr Hellen, wenn auf euch gerichtet
Der Hohen Herz glühend Sonnenstein,
Und ihr die Hellen, die den Stein
Der ihr umschließt, die ich doch nie entsand.

Stille, die Meise, die ich heute durch
In ihren Reizen und Geduldung laßt
Ich ihren Reizen — daß ihr zu gelasse.

Die meine Echtheit ist, wie das Wort des Himmels
Bleibt der Liebe, nicht nur die Gier!
Sichst ihr sie, so kommt noch mehr zu sein.

2. Es ist so die Kunst zu über die Natur,
Daß Götter und Menschen ganz in ihr verortet,
Und jedes das gerettet zu seinen Geist
In dieser ganz vollkommenen Natur!

Durch ihr wunderbare Kunstwerk,
Die Natur hat von dem Geist der Natur,
Nicht so wie ich — denn soll die Natur als Geist,
Kommend alle künftigen Erde Spure.

Ihr Auge ist so wunderbare Kunst:
Wie eine in die Natur selbst zu sein, die Natur,
Um mit dem andern mir's ganzzugeben.

Ein Bild verleiht — ein and'ret auch die Kunst:
So soll und soll mich zu der ganzen Natur,
Die Kunst hat' ich in Bildern zu geben!

3. Wie herrlich ist die Natur Gestaltung nicht!
Jum Himmel soll die Natur die Gestirne,
Doch soll die Natur auch die Natur die Natur —
Denn soll ich in ihr die Natur!

Denn wie sie nicht zu Erde, denn sie ist nicht,
Denn wie sie, daß der Tod auch die Natur,

Und was dem Staube kam, zu Staube werde,
Daß auch der Staube auf der Welt vergeht.

Doch soll die Natur die Natur zu sein;
Sie soll, zum Himmel kann ihr Geist die Natur,
Denn soll die Natur die Natur die Natur,

Der sie verleiht zu künftigen Gestirnen,
Doch soll die Natur die Natur die Natur,
Daß die Natur die Natur die Natur:

Natürlich fanden nach dem Vorgange der Königin die andern Damen diese Sonette ebenfalls reizend und wünschten ebenfalls Abschriften von der Hand des Dichters zu haben, der ganze Tage damit verlor, die Wünsche seiner holden Gönnerinnen zu erfüllen.

Graf Essex, der sich bis zur Ankunft Spenser's ganz fern von König gehalten hatte, kam diesen jetzt mit gemessener Freundschaft entgegen, um Gelegenheiten zu haben, den von ihm hochverehrten Dichter öfter zu sprechen, welcher sich jetzt immer in Sir Walter's Gesellschaft befand. Die Königin bemerkte dieß mit Vergnügen und verjunkte keinen Anlaß, um die beiden hochgemachten Rivalen auch innerlich einander näher zu bringen, indem sie sich zugleich mit Beiden unterhielt und das Urtheil des Einen über die Ansichten des Andern herausforderte. So lange Spenser da war, dessen veredelte Natur sich wohlthun ließ seiner Umgebung mittheilen, ging Alles ganz erträglich; nach seiner Abreise aber trat die alte Geisteskrankheit wieder ein und Essex wußte die Königin glauben zu machen, daß König allein daran schuld sei. Dieser fand sich überdies bald sehr isolirt in seiner neuen Stellung, da die Herren und Damen des Hofstaats theils aus Neigung, theils aus Gewohnheit, theils aus Verachtung sich mehr zu Eliza hielten, überkam, daß die bevorstehende Geburt, deren sich König bei der Königin erfreute, doch nur eine vorübergehende sein, und Essex über kurz oder lang wieder den ersten Platz in ihrem Herzen einnehmen werde. Zu solchem Umhangung der Dinge mitzuwirken, waren Alle von Herzen bereit und Essex wußte, daß er auf sie zählen konnte; dieß gab ihm ein gewisses Gefühl der Ueberlegenheit, selbst so lange er sich noch in den Schatten gestellt sah.

König befand sich in einer leistungsfähigen bedrückenden Stellung. Je öfter er Miss Throgmorton sah, desto schmerzlicher wurde es ihm, seine immer lebhafter für sie aufzuheben den Gefühle zu unterdrücken. Zum Glück nahm ihn der Hofdienst, der seine Zeit mehr geschäftliche als ausfüllte, nicht allein in Anspruch; er wußte sich täglich mit der Königin ein paar Stunden arbeiten, und diese Arbeiten erforderten Studien und eingehende Vorbereitungen, so daß ihm wenig Ruhe für seine Herzensangelegenheiten übrig blieb. Es würde ihm sonst unmöglich geworden sein, so lange in ihrer Nähe zu weilen, ohne sich ihr zu nähern, so lange den bereuernden Verdacht zum Hüten seines ungestörten Herzens zu machen. Sein Gemüthszustand offenbarte sich am deutlichsten in ein paar Versen, die er eines Abends, als er von der Königin kam, in sein Tagebuch schrieb:

Mein Verstand ist arm und sehr
Blindheit auf rechten Wegen;
Doch soll ich nicht verstanden,
Denn mich der Geist entzogen.

Mein Verstand ist sehr verständig,
Nicht mehr arm und sehr verständig,
Doch soll ich nicht so verständig,
Daß es nicht auf ihn sein.

Sein Drang, sich einmal gründlich mit Miss Throgmorton auszusprechen, wurde noch verstärkt durch den leise aufkeimenden Zweifel, ob er in ihrem Herzen auch noch dieselbe Stelle einnahm wie früher. Aus ihrem Nachdenken konnte er gar nichts Gewisses schließen, so wenig wie sie aus dem seinen. Aber die trennende Hofhülle machte einmal fallen und er seiner theuren Hofgenossin wieder einmal menschlich in Auge und Herz sehen. Er beschloß, daß dieß gleich am folgenden Morgen geschehen solle, an welchem die Königin mit dem alten Burleigh eine längere Beralzung und Eliza seinen Dienst hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Volkswirtschaftliche Briefe

von Dr. Hugo Schröter.

VII.

Im Einzelnen darzulegen, wie ein Staat seine Volkswirtschaft zu gestalten, ist das Allernächst nicht möglich; es gibt aber auch eine Volkswirtschaft, die in sich selbst eine Volkswirtschaft ist. Sie ist die Volkswirtschaft in ihren unvollkommenen Verhältnissen, die dort sich und darstellt.

Als das amerikanische Volk das große Werk seiner Unabhängigkeit vollführte, war es kein an Zahl, sondern



nehmend, sahete sie ihn an das Bett des kranken Charles. Meister Gossin folgte, nachdem er sich in der Stube umgesehen, mit einem leisen, grämlichen Lachen.

Es war ein bejammernswerther Knabe, welcher sich Andre barbot. In dem Bette lag ein etwa zehnjähriger Knabe, der nur noch einem Gerippe glich. Rote, abgerissene Flecke glänzten auf seinen blassen Wangen. Ein Haie mußte es erkennen, daß er sich in den letzten Stadien der Schwindsucht befand. Die Schritte und der Lichtschimmer weckten ihn, doch blieb er ganz still liegen, und als sich Andre mit dem mitleidigen Ausruf: „Du armer Schelm!“ forschend über ihn beugte, glitt ein mattes Lächeln über sein abgegriffenes Gesicht. Diese Zeichen der Furchtlosigkeit gaben auch der Mutter wieder einen Muth, und sie sagte, während Meister Gossin kopfschüttelnd seine Horoskope heraussagte: „Ach, es ist ein Heilsgeld! Er hat doch immer kein gutes und reichliches Essen gehabt, erhebt wie andre Kinder. Wir haben's uns am Mund abgeputzt für ihn, und er geht an, wie ein Licht. Er hat Hundstet einbekommen, so viel, daß wir's kaum noch vertragen konnten, und auch Spinnweben, aber es hat Alles nichts geholfen. Und jetzt hab' ich ihn drei Wochen lang jeden Freitag Morgens vor Sonnenaufgang um den Ahornbaum im Garten herumgetragen und gebetet: Nimm diesen Geist und stärke diesen Geist! Im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, Amen!“

„Amen!“ wiederholte Meister Gossin.

„Das ist schon gut,“ murmelte Andre; „aber besser wär's doch, ihr liebt ihn in dem warmen Bett, statt ihn in die kalte Morgenluft zu schleppen. Das hilft jetzt nichts mehr.“

Nachdentlich lehete er sich von dem Bette ab. Da leuchteten er zwei glänzenden Augen, die aus der Uede am Ofen auf ihn gerichtet waren, und sich sehr schnell und erschrocken wieder senkten.

„Ach, was soll ihm denn helfen?“ fragte die Mutter, indem sie das Licht auf den Tisch zurückstellte.

„Ich will Euch nichts weis machen,“ versetzte Andre. „Es steht schlimm mit dem Knaben. Ihr hättet besser zu mir schiden sollen.“

„O du, mein Heiland!“ dachte die Mutter, und auch vom Ofen her tönte es ein Zuzeln, und wieder richtete Andre die Augen auf die reichliche Gestalt, die sich dort verbarg. „Aber,“ sagte die Mutter fort, indem sie sich zu Meister Gossin wandte, „Ihr habt mir doch gesagt, daß ihm der Aegerin ganz genügt haben müßte.“

„Ich will Euch herzlich gern helfen, so viel ich vermag,“ nahm Aegerin flüchtig das Wort, der sich etwas verlegen räusperte und seine Docht mit dem Fernel seiner Jacke polierte. „Auch steht heute ein neuer Stern am Himmel, der bringt Euren Knaben wohl auch Gutes. Ihr müßt ihm ein Bad von stehendem Wasser machen, und dazu nehmt ihr neuerlei Kräuter, je eine Hand voll. Das sind: Eibisch, Sankel, rother Weißwurz, Wermuth, Seibei, Heilig-Wundenkraut, Teufelsghubendkraut, Preu-nelle und Schenprek.“

„Ja, wie kann Einer all die Namen behalten?“ rief Frau Garra, welche ihm mit offenem Munde zugehört hatte. „Mein Kopf ist so schwach geworden von all dem Hergeiz mit dem Knaben, daß ich gar kein Gemerk mehr hab'. Ach, wenn Ihr ihn früher geizen hättet! Jeder hat seine Freud' an ihm gehabt, so ein herriger Bub' war's. Und aus einmal hat's angefangen, daß ihm die Kräfte ausgehen.“

„Einen Anlauf muß es freilich einmal genommen haben,“ bemerkte Meister Gossin. „Wie die Kräfte, so wächst auch der Tod und schließt in Samen.“

„Ach, die Kräfte!“ rief die Mutter, und sich nach der Ofendecke wendend, fragte sie: „Dast Du sie denn behalten, Madelaine?“

Die Antwort blieb unverständlich, und Meister Gossin schallte sie ein Lachen; sie sollte näher kommen und ihr „Gemerk“ aufstun. Aegerin würde ihr noch einmal die Kräuter nennen.

Madelaine warf einen ängstlichen Blick auf die Mutter, drehte an dem Rippel ihrer Schürze und that endlich mit gefasstem Kopfe und glühenden Wangen einige Schritte vorwärts. Es war ein junges, etwa siebenzehnjähriges Ding, in dessen bräunlichem Gesichte die naive Angst und Unsicherheit eines Kindes sich malten. Das Gesicht war nicht schön, aber ungemein frisch und lieblich, mit Grünchen in den vollen Wangen. Eine schmale, unmerklich gebogene und faustgrobste Nase schloß sich mit geringer Einbiegung an die gewundene, niedrige Stirn, um die sich schwarzes Haar in kurzen Schichten, welche die reifen Ohren frei ließen, sauber gekämmt lagerte. Das Licht spiegelte sich in den Schläfen, und die Heculen, welche im Nacken aufgeschult waren, verbergte ein schwarzes Seidenmähnen, zu dem der schmale, feingestaltete Spigenkops einer weichen Unterhaube einen Kranz, fast wie einen Heiligenschein, bildete. Ihre schlant aufsteigende Wacke überragte nicht die mittlere Stirne.

Andre betrachtete die liebliche Erscheinung mit leuchtenden Blicken. Er hätte sie immerfort ansehen mögen, so sehr gefiel sie ihm. Doch er bemerkte ihre Angst und

sagte daher bescheidend: „Laßt nur, ich hab' wohl von den Kräutern, die ich nannte, zu Hau; ich will Euch bringen, was Ihr braucht.“

„Und Ihr meint, daß ihm die Kräfte helfen werden?“ fragte die Mutter zaghaft.

„Das steht bei Gott allein,“ entgegnete er sanft. „Aber seine Liebste ist in den Kräutern, und die alle wirkt das Gute. Denn steht, die Erb' ist noch heut wie das Paradies. Darin blüht der Baum des Lebens: das sind die Bäume, Kräuter und Bäume, deren Säfte und Früchte das Leben erhalten und den Tod abwehren, den die schädlichen und giftigen Gewächse in sich tragen.“

Die Mutter stand mit offenem Munde da, denn sie sagte seine Meinung nicht. Madelaine aber hob sehr die Augen zu ihm auf. Es waren ein Paar große, dunkelbraune, sanfte Augen, die sich mit Entsetzen auf Andre richteten, und er fuhr, sich zu ihr wendend, fort: „Es ist Gutes und Wahres in der Welt; aber des Guten ist mehr und es liegt über das Böse. Denn steht, wenn's anders wäre, so wüß' die Welt längst zu Grunde gegangen sein. Das Böse sagt, wie die Engertlinge, unaufrichtig an den Bäumen der Welt. Aber das Wahre thut der Liebe ist gewaltig, daß es der Tod nimmer anzuheben kann.“

So sprach er mit der Wärme der Ueberzeugung und sagte noch Manches in diesem Sinne hinzu, das Kopf schüttelnd nicht achtend und der grämlichen Miene, wodurch Meister Gossin seinen Widerspruch zu erkennen gab. Das Wohlgefallen an der schmalen Madelaine, deren Furcht in eine finstern Verwunderung übergegangen war, erschloß ihm das Herz, und er hätte wohl noch lange fortgeredet, wenn ihn Frau Garra nicht auf den Zustand ihres kranken Kindes zurückgeleitet hätte.

Madelaine stand noch eine Weile in Sinnen versunken, nachdem er sich mit Meister Gossin entfernt hatte. Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn, als wollte sie ein Paar neugierigen, und schaute die Mutter fragend an.

„Ja, ja,“ sagte diese, „das waren gewiß solche geistliche Reden, von denen die Leute sagen, daß er ihnen den Kopf damit verdreht. Mir ist ganz wohl davon geworden.“

Madelaines Wangen überzogen sich mit dunkler Röthe, und tief Athem holend flüsterte sie: „O, Mutter, es ist so sehr in der Stube.“

3.

Sonnenglanz und Frühlingsduft erfüllten das Thal von Abondance, welches gleich einem reizenden Gelande in dem wilden, unheimlichen Meere der Jura'schen Alpen liegt. Mit Recht bezeichnet es sein Name als das Thal des Ueberflusses. Es ist das gelobte Land, in welchem Milch und Honig fließen. Freilich sind, wie überall auf der Erde, Milch und Honig in dem Besitz weniger Glücklichen. In dem Dorfe, welches sich am rechten Ufer der Dranse hinzieht, fehlt es nirgend an Bienenstöcken, und zahllose Sennerhöfen und Heubäcker schmücken die üppigen Wälder der sanft anstehenden und gerundeten Höhen, hinter welcher sich die Felsenmassen und Klüften des Dent du Midi in den geräuschvollen Verhältnissen eines geistlichen Dorfs sich erheben. Im Norden aber, hinter dem Dorfe, ragt nachts Gesein, wunderbar gestaltet, zu weiten ferne aufgethürmten Giebeln ähnlich, welche von den Einwohnern Cornettes genannt werden, gen Himmel. Hier und dort tritt es, an manchen Stellen schroff bis zur Unmöglichkeit geipalten, um breiten Böden den Zutritt zur Dranse zu öffnen, hart an die schmale Landstraße.

Mit einem Gefühl der Heiterkeit, wie er es lange nicht gefühlt, sahete Andre in den Bergen die Kräfte, von denen er in der Nacht zuvor gesprochen hatte, doch verweilte er dabei die Nähe der Sennerhöfen und Heerden, um nicht in den Verberd zu gerathen, als habe er unheimliche Absichten auf das Vieh. Zwar befand sich von den neun Kräutern genug unter seinen Vorräthen daheim; allein von dem geheimnißvollen Einfluß der Geseine auf Menschen, Thiere und Pflanzen überzeugt, glaubte er sich eine erhebliche Wirkung von den Kräutern versprechen zu dürfen, welche der neue große Stein, der am Himmel stand, befehlen hatte. Die ganze Nacht hindurch hatte er den Stern in seinem Laufe verfolgt, und er nahm ihn als eine Verheißung, daß es ihm gelingen würde, Madelaines Bruder dem Leben zu erhalten.

Ein klarer Duft schwebte über dem Thal, aus dem Andre emporstieg, und über den schroffen, lammendunklen Schutten. In sonniger Bläue standen die nackten Felsen und Schotfen des Hochgebirges. Die Granitmauern des Dent du Midi schimmerten wie porzellan, und es blühte der Schnee, der auf ihren vorstehenden Ranten und Wiesen lag. Die Wälder, deren Laub den frühen Luthaus auf den Höhen wügte, lachten in goldigen Grün. Gleich einem fürstlichen Sammelmaul rollten sie von den Schutten der Berge zu Thal, wo ihnen das Geäder der Dranse einen silbernen Saum fiedte. Die rüchlichbraunen Sennerhöfen und Heubäcker schienen sich mit einem wohligen Gefühl in das heuliche Gras zu drücken und

den Gloden der zerstreut wachsenden Bläuer zu lassen. Hier und da stand eine Kuh am Rande einer schroffen Felswand, schaute eine Weile nachdentlich in die Tiefe, hob darauf den schweren Kopf und drückte vor Freiheitluft. Andre war es, als sähe, hörte und empfand er das Alles zum ersten Male. Mit einem liebevollen Auge betrachtete er die Blumen, welche sich mit dem Morgen erschloffen hatten, ohne dabei ihrer Namen und Kräfte zu gedenken. Er freute sich über ihre Gestalt, ihre Farben, ihren Duft. Er freute sich über die Räder und Rädchen, die sich im Graze tummelten, an den Halmen umherstetterten und endlich die durchsichtigen Flügel unter den glänzenden Decken hervorstreckten und davonschüttelten. Und ihnen nachschauend senkte sich sein Blick hinunter in das warme, grüne Thal. Dort, umort des Friedhofs, unter den Bäumen, mußte das Schicksal von Madelaines Wohnung liegen. Das junge Mädchen mit dem lieblich sanften Kindergesichte stand vor ihm. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. Es war doch seltsam, daß sich seit gestern Nacht aus Allem ein Gaden zu der hübschen Madelaine hinüberstreckte. Er hatte sich in seinem Leben nie um die Mädchen gekümmert, und ein Koffer war ihm lieber gewesen, als das hübsche Gesicht. Er kam sich mit seinen Gedanken wie ein Knabe vor, der einen Schmetterling nachschaut.

Nun drang ein leiser, wohlklingender Ton zu ihm herauf. Es war das sonntägliche Kirchengeläute in Abondance. Andre nahm den Hut ab, hielt ihn vor das Gesicht und sprach ein leises Gebet. Seit keinige zwei Jahren war er nicht mehr in die Kirche gegangen. Es schaute sich Andre, neben ihm zu stehen und zu hören; da war er fortgerathen. Das Herz hatte sich ihm oft umgekehrt vor Bitterkeit, bei dem Gedanke an Sonne- und Festtagen. Wie konnten die Menschen nur zur Kirche gehen, und fromm sein und einig mit ihrem Gott, und ihn, der ihnen die Botschaft geizten, fürchten und fliehen? Aber dann dachte er jetzt nicht, sondern nur, daß die Gloden auch Madelaine klangen, und unwillkürlich richtete er die Blicke nach der Richtung, wo ihm gestern der neue Stern erschienen war, der ihn zu dem Mädchen geführt hatte. Statt des Sterns sah er einen Adler über dem Thale schweben, und bald vernahm er das Brausen seiner mächtigen Schwingen über sich. Der König der Lüfte steuerte gen Norden über die nackten Spigen und Klippen des Gebirgs. Jetzt stieg er höher in die Luft hinauf, schwebte mit unbeweglich ausgespannten Schwingen im Kreise umher, und sank dann flüchtig hinab und verschwand zwischen den Felsen.

Auch die Leute vor der Kirche von Abondance sahen ihn, und die jungen Knaben vergeblich darüber einen Augenblick lang die herankommenden Mädchen zu mustern, von denen es mancher schon war, die schlichte fromme Miene zu behaupten, wie sie vorüber in das schmucklose Portal des kleinen Gotteshauses schritt. Manche blühende Wangen lächelte sie rüher, denn die niedergebundenen Augen bemerkten wohl, daß er da war, dem der sonntägliche Puf galt, und eine oder die andere Dirne schlug auch die blickenden Augen plötzlich auf, und schloß einen Strahl zu dem Knaben, den sie meinte. Es war aber Einer da, der gönnte weder dem Adler, noch dem Mädchen einen Blick. Die Hände in den Hosentaschen und dem dreierhändigen Hut im Nacken, lehnte Richard Bornez seitwärts an der Kirchenmauer und schaute unverwandt die schmale Dorfstraße hinunter. Auf seinem gutmüthigen Gesichte lag der Sonnenschein eines unendlichen Behagens. Seine Augen, sein etwas großer Mund lachten vor innerem Vergnügen. Madelaine Garra kam leicht schwebend dem Gange der Dorfstraße herauf. Es gab ohne Zweifel hübsche Mädchen als sie in Abondance, und reichere auch, denn sie war arm; aber nicht für Richard Bornez, der die Weine noch weiter auseinander spreizte und sich mit dem breiten Rücken nach freier gegen die Mauer stemmte.

Madelaines dunkle Augen waren fromm gesenkt auf Gebetbuch und Rosenkranz in den braunen, arbeitsgeübten Händen. Sie wurde es für eine große Sünde gehalten haben; auf dem Kirchwege unter dem Schirm der langen Wimpern links und rechts hervor zu augeln. Ein großer Strohhut beiseite das kindliche Gesicht, und ein kreitler überreiter Kisten umspannte ihren rechten Zeigefinger. Es war die ihr einziger Schmuck außer der Nette, die sie am leichtgeübtesten Finger trug. Dankbar, wie die Nette, war der weiche, leicht geübte Hand. Ihre Sonntagsgaube war von schwarzem Wachslein und mit kleinen silbernen Kugeln besetzt, von dunkeln Vollengrube der falsche Kord, unter welchem beim Gehen die Spigen der Perlen, schwarzgeschwärtzte Schutze sich zeigten. Ein rüchtholmes Buntstuch schloß hoch an den schlanken, bräunlichen Hals. Wieder und noch waren bereits ein wenig abgetragen. Ihre Kleider mußten eben lang vorhalten, denn der Vater hatte der Tod leider früher abgerufen, als er durch Fleiß und Sparsamkeit im Glande gewesen, die Zeigigen vor Noth zu sichern. Zwar gehörte ihnen das Häuslein, in welchem sie wohnten, kommt dem Garten dahinter und einer kleinen Wiese, welche ein Auz zählte, allein es stand eine schwere Güte

des reichen Marcon darauf, der kein sanfter Gläubiger war. Mutter und Tochter kauften deshalb hart spotten, um die Hosen pünktlich anzubringen, und den spärlichen Ring des Jahres zu schließen. Dazu war der kleine Charles nun schon über ein Jahr krank.

In ihm dachte Madelaine auf den Kirchgang. Sie wollte die heilige Jungfrau recht inbrünstig bitten, daß sie ihm die Kränze, welche Engeln bezeugen wollte, zum Guten gediehen ließe, und ihr am der Liebe zum Bruder willen verzeihe, daß sie auf den schrecklichen Augen gedichtet hatte. Die Mutter hatte wohl recht; es war Alles sinnlos, was er geredet. Noch nie war ihr so seltsam zu Muth gewesen, wie unter seinen leuchtenden Augen, wie bei seinen Reden von dem Paradies und der Liebe. Das Gewissen schlug ihr, daß sie ihm so anzuvertrauen zu gehört hätte.

Als sie sich der Kirchthür näherte, sahen die jungen Bursche, welche davor standen, mit einer Art Jalousie-Licht bei Seite, und unterbrachen ihre lauten, derben Scherzreden, mit denen sie die andern Mädchen gequält hatten. Denn es gab kaum Jemand im Dorf, der ihr nicht wohl gewillt hätte, und der kurz angebundene Warrer Detulant hielt große Stücke auf sie. Sie galt allgemein für gar gut und fromm, und ihre ansehnliche Hübschheit forderte mehr den Neid, noch die Eifersucht ihres Geschlechts heraus.

Nichard Barnes verhaarte in seiner Stellung, als fürchtete er, daß die Kirche einflüge, wenn er sich aufrichtete. Nur seine runden Augen folgten leuchtend dem schlanken Mädchen bis unter das Portal. Dann ließ er den Kopf auf die stählige Brust sinken und betragte schmerzhaft die Spigen seiner Schärfe. Die andern jungen Bursche machten schallende Witze auf ihn, aber sie rührten ihn nicht. Erst als die kleine Orgel zu schreien, zu läuten und zu spielen begann, richtete er sich auf, nahm den Hut ab, versuchte, wiewohl vergeblich, das widerspenstige Haar aus der schmalen Stirn zu streichen, und trat dann unter den Anden in die Kirche, auf dem Rücken seiner Kammerflügel den weißen Stempel der Wand tragend. Er hatte schon viel Aß in seinem Leben von den Mönchen abgerieben; denn der stämmige Bursche schien sich durch eigene Kraft kaum aufrecht erhalten zu können. Er mußte sich immer an etwas anlehnen. Schritt vor Schritt schob er sich mit ihm kaum besser. Es war aber nicht das Wort Gottes, an welches er sich anlehnte, nachdem er Madelaine in die Kirche gefolgt war. Er hörte kaum, was der Warrer predigte. Der Anblick Madelaines wirkte wie Baumwolle in seinen Ohren. Er war sehr vertriebt in das Mädchen; aber gedehnt hatte er mit ihr noch kein Wort, dazu war er trotz seiner dreißigjährigen Jahre viel zu klug.

Seine Mutter, welche auch in der Kirche war, hörte kaum mehr wie er von der Predigt. Sie ihrerseits ließ kaum ein Auge von dem Sohn, und so hatte sie es schon seit einigen Sonntagen getrieben. Die Richtung, welche seine Blicke stets nahmen, war ihm nicht sehr erfreulich. Nichard war ihr einziges Kind, und sie war nicht wenig stolz auf ihn. Dar er nicht noch ein reines Kind, und stand doch dem Hofe so wie ein Alter! Es war ein großes Weib, und doch ging Alles wie am Schnürchen fort, als ob der Vater, der vor einigen Jahren gestorben war, noch die Augen offen hätte. Nach dem Urtheile der Mutter war er eine Waise von einem Burschen. Wenn er nur hätte heirathen mögen! Denn zu dem Bauer gehörte eine Maurerin, wie das D zu dem O, und wie zur Predigt das Amen. Aber Frau Barnes führte ihm vergebens zu Gemüth, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist. Er schüttelte zu allen Mädchen, welche ihm die Mutter freien wollte, den Kopf.

„Wenn Du meinst, ist's mir recht“, sagte er. „Aber es eilt ja nicht.“

Wie war ein Ding, das er in keinem Stübchen konnte. Nun war es der guten Frau doch verzeihlich, daß er nach allem Warten an die Madelaine Garra denken sollte, während er die Kleider und Schätze haben konnte. Das verdarb ihr die ganze Predigt, und das Mittagessen nachher wollte ihr auch nicht wie sonst schmecken. Sie hielt aber noch ihre Bemerkungen über das, was sie beobachtet hatte, zurück; denn das Essen gediebt dem Harn nicht, wenn er zu viel dabei redet. Erst als sie die übrig gebliebenen Kartoffeln auf dem Hofe den Hühnern und Lämtern hingestreut hatte, und bei ihrer Rückkehr Nichard in dem Nachhalm seines seligen Vaters begannen sitzend fand, erschloß sie den Kelch mit der Verzweiflung, daß der Sohn des Klostermönchs, der Jean Tacemier, nun auch heirathen würde. Da Nichard heraus still blieb, sagte sie fort:

„Du hättest die Babette Roscher so gut haben können, wie er. Sie ist wohl ein Bischen eitel, na, sie ist auch ein hübsches Mädchen, und doch nicht so eitel, aber sie hat auch Gedächtniß im Kopf. Auf die kann eine Schwägerin stolz sein.“

Nichard blieb stumm, und auch die Mutter mischte eine Pause. Endlich fing sie wieder an:

„Nichard!“
„Mutter!“

„Schau, Nichard, es ist doch endlich Zeit, daß eine junge Frau in's Haus kommt. Dein Vater, Gott hab' ihm selig, hat nicht so lange gewartet mit Heirathen.“

Nichard verzog den Mund zu einem Schmunzeln. Das hatte er sonst nie gethan, wenn die Mutter davon redete, daß er heirathen möchte. Er hatte auch noch nie daran gedacht, daß er die Madelaine Garra heirathen könnte. Der Gedanke behagte ihm über die Wachen, und darüber hörte er gar nicht mehr, was die Mutter noch redete. Blödsinnig lachte er laut auf. Es kam ihm zu komisch vor, daß Madelaine seine Frau werden könnte.

„Jetzt sag's nur heraus“, rief die Mutter mit einem unterdrückten Seufzer. „Du hast schon Eine im Sinn.“

Er wurde Feuerroth. „Was soll ich denn im Sinn haben?“ flötete er.

Frau Barnes aber weckte: „Na, Nichard, das hält ich mir nimmer vorstellt von Dir.“

Er schaute sie mit offenem Munde an und sie fuhr fort: „Glaub mir, es hat noch Keinem gut gethan, wenn Einer unter seinem Stande heirathet. Ich will nichts sagen, das ist arm ist. Du hast gottlos genug, obgleich Einer Geld immer brauchen kann, und Du könntest eine Heirath haben, wenn Du wolltest. Aber auf den Hof gehört eine Bauernmutter, wenn nicht Alles schief gehen soll.“

Jetzt wurde Nichard abermals roth, und verzweifelte dazu; denn es dämmerte ihm auf, daß die Mutter wohl Madelaine meinen könnte. Es ward ihm zur Gewisheit, als sie hinzusetzte: „Nebenbei's Dir nur Alles recht! Ich will ja gegen das Mädchen nichts reden. Sie sagen Alle, daß sie gar brav ist; aber Du bist ein Bauer, und ihr Vater war bloß ein Handwerker. Ich hab's wohl gesehen, wie Du in der Kirche immer nach ihr hingesehelt hast.“

Er ließ den Kopf sinken wie ein Schulbube, der auf einem dummen Streich erwischt wird, und die Mutter, welche neben seinen Zehnfüß getreten war, brachte Alles vor, was sie wusste, um ihn von Madelaine abzulenken. Er hörte ihr still zu, und sie hoffte schon das Beste; denn ihr Rath hatte immer eine gute Statt bei ihm gefunden; aber da hob er den Kopf und sagte:

„Na, Mutter, sie ist doch ein gar taufler hübsches Mädchen, und ichau, Mutter, ich mag sie leiden wie keine.“

Damit stand er auf und ging in den Garten, der hinten an die Halde zwischen dem Dorf und dem Wirthshaus stieß. Die Mutter schweig betroffen vor dieser ungewöhnlichen Begegnung. Er aber streckte sich im Garten unter einem Hühnbaum, der ganz dem Epheu umspinnen war, in das Gras, und wie er zu dem dunkelgrünen Blätterdach hinaufschaute, da lachte er wieder laut auf. Es war wirklich zu komisch, daß die Madelaine seine Frau werden könnte.

Die warme Stille der ersten Nachmittagstunden löschte jedoch bald mit ihrem Trauungsfingern Madelaines Gehalt von der Tafel seines Geistes. Auch die Ader Madelaines, welche an dem Orte ihres Bruders lag, berührte er, so daß sie nicht merkte, wie Pierre le Roux sein breites, rothbartiges Gesicht in den Rahmen des offenen Fensters steckte und sich an ihrem Anblick verzehrte. Erst seine laute, mahlige Stimme schrie sie auf.

„Ho“, rief er, „was machst der Bub? Tragt ihr noch immer euer Kreuz!“

Er lagte über Madelaines Schred und trat vom dem Fenster weg in die Stube.

Frau Garra, welche in ihrem Gebetbuch blätternd hinter dem Tische saß, empfing den Gruß mit feinstem freudlichen Blicken. Kurz fragte sie, was er wollte?

„Nach dem mal wieder sehen, was der Bub macht“, versetzte er und näherte sich mit schmerzlichen, geräuschvollen Schritten dem Bette. Madelaine wollte ihm zurück und hat ihn küßend, still zu sein, Charles schloß.

„Na, ich wünsch' auch, daß es bald sein letzter Schlaf sein magst“, versetzte er mit gedämpfter Stimme.

„O, wie könnt Ihr nur so reden!“ warf ihm Madelaine vor. Die Mutter aber rief mit freudigen Augen: „Ihr seid ein schlechter, herzloser Mensch. Wenn Ihr meinem Kind nicht das Leben gönnt, was kommt Ihr immer her und fragt, wie's ihm geht!“

Pierre le Roux ließ die Worte der Frau Garra unbeachtet und gegen Madelaine murmelte er: „Schon gut; es war nur Eurenwegen, daß ich's wünschte. Der Junge ist für Euch doch bloß ein Last.“

Er ließ sich an dem Tisch nieder, auf welchen er seinen Hut warf, während Madelaine lebhaft vernehmend den Kopf schüttelte.

Nach einer Weile begann er von Dilemm und Aemern, das sich im Dorfe zugetragen, zu reden. Er richtete das Wort ausschließlich an Madelaine, welche ihm fernsinnig zuhörte, wie es ihre Art gegen alle Leute war, während Frau Garra eine geistlichen Unzufriedenheit bewies und ihn mit Fragen, die mit dem Gegenstand, von welchem er sprach, nichts gemein hatten, rüchsiglos unterbroch. Er seinerseits richtete sich dafür durch manche kühnliche und spöttische Bemerkung. Aber dann sah ihn Madelaine mit ihren schwarzbraunen, klügeligen Augen bit-

tend an und er maßigte sich und murmelte wie ein Kettenhund, der nicht zu bissen magt. Auch manchen Gluck, der ihm schon auf den Lippen lag, schüttelte er mürrisch hinunter, sobald er nur die Mißgeburten des Mädchens zu sehen sah. Madelaine übte auf seine wilde Natur eine Gewalt aus, der er sich schließlich nur mit Widerstreben fügte.

„Beim Baudouin“ (dem schwarzen Jäger), häumte er endlich auf, „bei Euch soll Einer immer reden, als ob er in der Kirche wäre.“

„Wenn's Euch nicht gefällt, warum kommt Ihr her?“ fragte Frau Garra scharf, während ihre Tochter rasch ein Kreuz schlug und rief: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„Na, Eurenwegen kommt' ich schon nicht“, gab er geduckte Antwort. „Aber die Madelaine sollte zum Warrer nach Morgine gehen, der wär' ganz eine Heilige aus ihr machen. Ihr wißt, der steht gar angeschrien bei seinem Herzgott und noch besser bei seinem Bischof, jedenfalls sieht er besser bei diesem, wie unser Warrer hier. Treibt unter den Schulmädchen die Erweichung, daß ihm alle alten Weiber anbeten, als ob er der Heiland selber wär'. War neulich drüben. Da hat wieder so ein zehn- oder zwölfs-jähriges Ding ein Gesicht gehabt. Der Warrer hat in der Kirche“ von den Schmerzen der Mutter Gottes geredet und da ist die Verzückung über das Madelaine gekommen, daß sie Alles gesehen hat, den Heiland mit der Dornenkrone am Kreuz und die heilige Jungfrau, wie ihr's Schwert durch's Herz gegangen ist. Sie hat Alles genau beschrieben und mit ganz verwunderlichen Worten.“

Frau Garra hatte aufgeschrien, die Mutter ihrer Gebetbuch umzuwenden, und seiner Erzählung diese Aufmerksamkeit geschenkt, wie Madelaine, welche, die Hände über dem Kopf gefaltet, mit hoher Andacht zur Stube drückte emporschaute. Pierre le Roux betrauerte sie einige Sekunden lang, dann rief er mit seiner mahligen Stimme, als wollte er den Eindruck verwischen, den ihre fromme Unschuld auf ihn machte: „Ja, ja, der Teufel ist drüben unter den Tinnen los!“

Madelaine kniete sich zusammen. Die Mutter aber sah ihn schamlos an und sagte: „Ihr kennt Euch wohl gar aus mit dem Bosen!“

„Und Euch wär's wohl recht“, versetzte er spöttisch, „wenn die Madelaine auch solche Verwundungen kriegt, daß ihr ein Heiliger erschein!“

„O, redet doch nicht so gottlos!“ hat Madelaine. Pierre le Roux lachte jedoch. Da sehr Frau Garra zornig gegen ihn auf: „Nebst ein Heiliger, und wär's auch nur einer von den Geringsten, als Ihr. Wenn Ihr Euch irrt, verzeihen sich Euren die frommsten Gedanken in's Gegentheil.“

„Das schreit bei Euch freilich zupatreffen“, höhnte der Wirthbauer.

„Ja“, versetzte die Wittwe, indem die Augen in ihrem kammervollen Gesicht aufkamen und ihre Lippen vor Erregung bebten. „Und doch Ihr's endlich wißt, ich hab' Eure Grobheiten satt. Es ist hier für Euch gar nichts zu holen. Mein armer Bub' wird leben oder sterben, wie Gott will, ohne daß Ihr kommt und nach ihm fragt. Und es wär' mir am liebsten, wenn meine Hausthür für immer zwischen uns blieb.“

„Zum Teufel“, brante jetzt auch Pierre le Roux auf, „macht mich nicht wild, sag' ich Euch. Ich bin ein ehrlicher Kerl.“

Aber die Wittwe fürchtete sich vor seinem Zorn nicht. Es that ihr wohl, die Altruismus, welche sie gegen den Schmeißler hegte, ohne Rücksicht anzusprechen zu können. Sie stand auf, ließ Madelaine, welche sie beschwichtigend wollte, zurück, und ihre Zunge ging wie ein Schwungrad, so daß Pierre le Roux gar nicht zum Worte kam. Wüthend schloß er endlich seinen Fuß auf den Kopf und ihr mit der Faust drohend verließ er die Stube, deren Thür er krachend hinter sich zuwarf.

„Ach“, rief Frau Garra, indem sie tief aufathmete, „wenn das meine arme Schwester noch hätte hören können! Jetzt hat er's für seinen Vater. Ein Grublet ist wie der Andere.“

(Fortsetzung folgt)

Lebende Bilder aus Weimar

August Silberstein.

I.

Die Stadt. Schiffssetzung. Das Theater.

„Die Stadt der Lebenden!“ Hier wäre sie. — Die Stadt der Lebenden hat Jemand Weimar genannt, und die Welt hat seit Jahrhunderten dieß Wort unabhüllige Male, ja bis zur Gewohnheit nachgesprochen.

Ein geistreiches Wort mir's wie ein heller Strahl, während es ein volles Schlagschlag erzeugt, und es desto stärker nach der andern Seite einen Schallens aus. Die Vergangenheit Weimars liegt durch jene Verklärung in ein helles Licht, über dessen Gegenwart aber treibt sich ein

Düster, durch welches der Lebende wahrhaft erst zu dringen hat. — Man kann einem Autor, welcher mit einem Werke besonders durchgedrungen, aber auch viele und ebenbürtige geschaffen, nichts Aergeres antun, als ihn hies und den Autor dieses Epus zu nennen. So ergab es Weimar. Schiller's und Goethe's und Karl August's Schaffen und Wankern in Weimar sind jedem Kunde genauso bekannt; was nach ihnen kam, was da ist — nicht der Tod, sondern das Leben in Weimar — ist wenig besprochen und kaum gekannt.

Weimar lebt! Wahr, leben wir die frischen, frohlichen Häuserkinder, welche aus dem schwellenden Grün der verschönten Parke lachen, leben wir das geschäftige Bauen und Schmücken, das Gründen und Erbauen, so gelangen wir zur Ueberzeugung, daß hier ein fröhlicher, immer erweckender thätiger Lebenskreis wirkt, welcher neues Leben schafft und erhält.

Mit der Eisenbahn kommend, leben wir von einer Erhöhung die freundlich: Stadt in der Liebe, hinter welcher sich abermals ein sanfter Hügelzug haben geschlungen erhebt. In voller Breite des Weges prangt ein monumentaler Neubau, dem ein öffentlicher Jock unversehrbar in die Höhe geschrieben, und die marmorbleichen Statuen, Büsten u. s. w. an den Fenstern beleuchten uns bald, daß dies das neue Kunstmuseum. Wir gelangen weiter an ein Haus mit auffälligen Riesen, das arbeitende Genies in Relief darstellt, Aufschrift und allerlei Geräte deuten uns, daß hier eine neue Gewerbe- und Kunstindustriehalle. Ein stattlicher Neubau mitten in Vorarlagen, dessen getrennte Theile durch einen gedeckten Gang nach italienischer Stufe verbunden sind, nach ich durch Ausdehnung und Schönheit bemerkbar. Wir fragen um den Zweck. Und zur Antwort wird uns, daß eine herrliche Gesellschaft, „die Erbschaft“, die gebaut, daß hier Versammlungs- und Unterhaltungshalle, ein Museum u. s. w. Bald grüßen wir die neugestalteten Monumente, welche Lieblingsbilder für fast jedes Haus, jede Etage in ganz Deutschland, ja in der ganzen zivilisierten Welt geworden. Wagen sollen gehörig an uns vorüber. Nicht jene herabdrückten Figuren laugen aus den Häusern einzeln auf, welche in kleineren Städten die Leere und Stille des vollen und nachdrücklichen machen. Es ist ein richtiges Wägen des Wohllebens in Weimar. Man merkt es überall, daß es hier einer Arbeit und Thätigkeit, einer Schaffen und Reizen gilt; daß hier nicht bloß von künstlerischen Institutionen und literarischen Reminiscenzen geredet wird.

Weimar lebt, und lebt allem Kaufs nach recht wohlständig und behäbig. Was die Stadt besonders glücklich macht, ist, daß sie nicht in eudoxos zerstreute Häuser zerfällt; daß sie sich nicht auf des Einwohnern der letzten Dörfer mit einzelnen Villagaturen noch immer die Beziehung „Stadt“ und die Stadgröße behält. Man ist fröhlicher im Thale zusammengetrieben, ohne die letzten Höhen zu nützen. Weimarer Parke sind aber auch wahre Muster von Schönheit, Abwechslung, Einfachheit und natürlich unzerwungenem Jauber. Man begreift, wie Schiller an jenem

Am-Bräcken entzückt den Nachschallen lauschten und Goethe seine Ruhe an der gefunden, vollen Breite der Baumwipfel und Schattenwälder erquiden konnte. In diese reizende, urpige Natur, welche jetzt ramentlich in Frühlinge voll Taut und Song war, lebten viele Häuser Weimars hinein. An diesem und jenen Fenster der neuen munteren und ästhetisch schönen Häuser umgeben Gartenanlagen zeigt man uns die Phytogazoneer der Träger mancher berühmten diplomatischen Mannes, manches künstlerisch gekleideten und gelehrt. Es ist in eben nicht annehmend. Und mit Voss's Namen taucht uns geradezu eine neue Welt in Weimar rasen. Tu haben wir die moderne und moderne Kunst. Ein großes, festliches Theater sahete in Weimar und in Gernach zuerst bedeutende Schöpfungen der musikalischen Kunst auf. Kunst und Malerei, Plastik und dramatische Kunst finden in Weimar ihre lebenswichtige Stätte — wahrlich, Weimar ist nicht die Stadt der Toten, auch der Lebende hat hier Nacht, Weimar lebt!

Als die „Männer“ hier schienen und wirkten, ließ sich ihre Bedeutung für die Zukunft noch nicht so ablesen und feststellen. Unsere Zeit in radikalischer Gemüths. Nach der klassischen Dichter-Periode konnten die Sinne in Weimar ergriffen, fortwährend entwickelt werden. Die geschw. In kleineren Staaten ist das Leben des Fürsten unmittelbar anregend, maßgebend. Erst Karl August, jetzt sein regierender Enkel Karl Alexander. Kunst, Natur, Plastik

haben ihre anregungsvolle Heimat hier gefunden. Weimars Kulturgeschichte ist keine abgeschlossene, mit der Vergangenheit vollkommene, sie ist eine fortwährende, und wir vermögen es bereits zu erkennen und zu begründen, sie ist eine bedeutungsvolle für die Zukunft!

Weimar lebt also das Leben eines recht Lebendigen! — Und wäre ich gekommen, die Stätten der Toten zu besuchen? Ich kamme sie bereits. Das frühe Leben rief mich hieher, die Förderung, welche die Gegenwart an alle thätigen Söhne stellt; mitzuwirken am großen Bauen der Gegenwart, welcher seine Grundstein nicht in die Luft der Ideale, sondern auf den festen Boden der wirklichen Welt stellt. Die lebendigen Genossen im Streben, Tüchtigung und Wahrheit schon zu verbinden, Ideal und Leben menschlich zu versöhnen, gaben die Anregung, hieher



Überblick an der Gyllenstraße in Weimar. (2. 631)

zu kommen — und ich kam zum Schriftstellertage nach Weimar!

Der Schriftstellertag — gewiß ein eigenenthümlicher Beitrag zu den lebenden Wätern in Weimar! Wer dachte bei der Schriftstellern und Weimar nicht an die Ruhenden in der Aartenernunft? Und eine Art langer Sten, eine pietätvolle Andenkenfeier mußte sich jedes Besprechenden auf dem wehewollen Boden bemächtigen. Ich hatte es auszusprechen, da mir die Ehre zu Theil wurde, zum Präsidenten gewählt zu werden! Und ich darf annehmen: wie sich mit die Preis erleichterte, so auch allen Tagenden, als ich es aus der letzten Ueberzeugung zur ich lebendigen geholt habe, daß wir da sein, nicht dem Tode und der Vergangenheit, sondern dem Leben und der Gegenwart in's Auge zu schauen. Der Idealismus kann und soll das Ziel sein,

sprechen. Soll ich etwa gerade wegen meiner Thätigkeit die ganze Versammlung unter dem Strich der Weichenheit des Einzelnen leiden lassen? Oder müßte ich mehr vom Ganzen sagen, gerade weil ich der Ehre genüßig wurde, an der Spitze zu stehen?

Nichtes! Und im richtigen Maße sage ich geradezu, angetrieben haben wir genau so viel, als Kräfte anzureichen vermögen, die mit Sachkenntnis rufen, welche mehrwogenen Wünschen tröstlichen Ausdruck geben, die einmal das Verwerfliche offen verwerflich nennen und das Schätzenswerthe dem Schutze der Allgemeinheit empfehlen. Und da wir weder absolute Härten sind, welche ihren Willen sofort durchsetzen zu können vermögen, noch selbst im Besitze einer Armee andere Anschauungen einem Volle aufzwingen möchten, so fördern wir ganz das Gleiche, wie irgend eine Namen habende Versammlung aus dem Kampf- und Weisheitsleben, die seit Tegenien sich finden und wider zusammenfinden!

Wer möchte sie aus dem deutschen Leben verbannen?

O ich weiß, wir wissen es Alle, was Fleier und Jener in dieser und jener Stellung dagegen haben können! Wir vermögen es uns genau vorzustellen, wie Einige in die Leiche langen und prüfend die Handvoll Töler beugen, ob die Gelassenheit auch der Examine werth sei! — Wer nicht Herz und Gemüth zu jenem bewundernden Verstande mitbringt, der möge solchen Zusammenkünften immerhin fern bleiben. Wer die Freude nicht fühlt, Jener wieder einmal die Hand zu drücken — Dieser und Dieser zum ersten Male in's Auge zu schauen — deren gebrauchtes Wert mit dem Lebendigen, sondern zu vertauschen — die lebenswichtige Schwäche des lebenden Herten, die Festigkeit des in der Schrift weichenmäßig ich Ansehen — Abgerichtet zu Angelegenheiten zu lernen — der möge immerhin dahinein bleiben, er wird sein Gewinn!

Neben ich hervor, daß zwei Fragen wesentlich waren, nämlich die Beziehung des Staates zum Schriftsteller und das Lantienmische, so habe ich zwei Punkte bezeichnet, die allein eines Tages werth waren. Es ist nicht nur die Schriftsteller beleben soll. Die mangelbaren Regierungen werden ihren mangelbaren Jockden genügende Kräfte beleben und beleben. Wissensthät und Tüchtigung seien aber frei! Deshalb wird auch durch eine Verwirklichung gewisser Streben die Spitze abgebrochen, welche weidwandelnde Tage für „Mühsal der schönen Künste und Tüchtigung“ heißen, ja selbst allenthal die Schicksalsprima zu einer solchen Einrichtung gewonnen mollen. Es war schwerer, den Mostant zu lassen, denn zu leicht würde die Literatur mit den Vereinen verwechselt, und umgekehrt. Der Vorstand hat beschlußmäßig noch die letzte Stelle an dem Vorort anzuweisen, und dieser wird bald gedruckt vorliegen. Das Lantienmische laßt sich ein irter Komet sein lange auf. Nachkommende Erörterungen,

namentlich des weimarer Generalintendanten Varen Varn, wichen ich laugend nach, daß, zur Zeit, selbst jeder Minimalist zum Nachtheile der Schriftsteller anstellen würde, und somit war wieder einmal einem seit lange drohend auf dem Horizont schwebenden Beschluß vorbeugt, welcher in die Theaterverhältnisse Deutschlands für eine Zeit lange Verwirrung hervorzubringen vermochte. Es ward ein Organ für die Interessen der Schriftsteller geschaffen durch Verknüpfung eines der angebotenen bestehenden („Vorleser“ in Wundeln), es wurden Verknüpfungen an den Substanten Politik, welcher das Reich seiner künstlerischen dramatischen Thätigkeit liebt, leuer an den deutschen Vortag, den Mitarbeiter an dem Werke der Befreiung der Kunst im Wundeln der Gemein-



Der Edigste Münz oder No. (2. 631)

aber auf dem Boden des realen Lebens. Schon ich, nach dem Tode unter Herten zu ruhen, aber auch ich, dem hohen Verne gemäß, würdig unter seinen Völk zu leben. Das nicht alle die Mythen und das Vordende in dem Leben des einen, in der Fortsetzung Wenden, sich wiederholen, dechuld landen wir uns da, dechuld wollen wir auf dem klaffenden Boden und mit den lebhaftesten Eindrücken der Erinnerung muthig und freudig an die Arbeit des Verrückten und Tagend gehen!

Was haben Sie angedacht?

Verderbte Male wiederholte Frage!

Eigentlich bin ich, indem ich mit diesen Zeilen eine Fiktion stelle, die ich als mich nahm, bevor ich noch keine besondere Stellung zu diesen Schriftstellertagen abnehmen konnte, in einiger Verlegenheit. Ich muß erlauben von mir selbst

ich selbst unter Interessen“, sondern — es wurde ein Presegenantur gestillt — es wurden fröhliche und feierliche Zusammenkünfte gehalten!

Wer viel es andern, den ersten Lesal und üblicher Weise jenen auf den Häften des Landes auszubringen. Ich konnte es schließlich und schließlich Hergen thun. Weil jedem Sprecher, dem zu solcher Aufgabe solches nachthöfliches Material geboten wird! Ich konnte die Reihe der Schöpfung aufzählen, von den Monumenten bis zur Madonnen, von dem Museum bis zur Wiedergeburt der glücklichen Weltburg, eines Heineren, bunt glänzenden Märchen und grauer Vorken in der frischen Gegenwart — von der Bewegung bedeutender Dichter, Musiker und Maler hieher, bis zu den mannigfachen Kunstindustrien — und alle Schöpfungen zwischen von selbst den Namen des künstlerischen Schöpfenden

aus — Lebenshoch dem Lebenbringenden im lebendigen Weimar!

Und nun vernehmen Sie Karl Jenzel, den diehmaltigen Vizepräsidenten, wie gewandt und scharf gräcifirend er dem nächsten Leber blühender Seite und überhaupt Allem gerathet wird! Hören Sie Albert Träger, den Humervsten unter den Poeten, oder Vorleser unter den Humervsten, wie er zuerst zum Lachen reist, und dann mit eintausend Schwünge des Vaterlandes gedenkt! — Wir müssen hinweg von der ersten Seite zu der ungeschunden Abendgesellschaft. Da ist Berliner Hausstil und lüdenliche Frohlichkeit beizammen; da scherzen Frauen, und Kleie ist nicht ohne schönen Sprundweilen für die Frauen; da weicht sich Ghrifcher gegen einen Geburtstags, den ihm gerade eine Zeitung und eine Reihe Gratulanten gewaltsam aufzwingen wollen; da erhebt sich der naturhangende Aus, um eines Namens zu gedenken, der ihm kologische Anknüpfungspunkte bietet, und gleich darauf nüpft der poetische Waldmüller die Gelegenheits aus, um durch kologische Anknüpfungen manche Anknüpfende zu treffen; bald wimmelt es nun von leimlicher Naturhistorie in Bezug zu Einzelnen — Töchter und Kude. Können sie vermögen selbst durch wenige

ein Ensemble von tadellosem Jueinangereichen und edlem Wackhalten nach allen Richtungen. Man weiß den seinen Geist, der hier durchdringend ist. Die Ströme der Herren Velsch, Barzan, der Damen Ghrifch, Charles nennen wir in erster Linie, sie sind jedes Hochheaters würdig! Das Theater, welches keine Traditionen Ghrifch's und Schiller's bewahrt, ist ein wichtiger Faktor im künftigen Leben Weimars, es muß als eines der ersten „lebenden Theater“ aus Weimar ausgeht werden. Was der Großherzog durch die frühere Verwaltung Timmel's gethan und beachtet, ist bekannt. Baron von Bracke nicht nur den Adel der Geburt, sondern des Geistes mit zu einem Bewußte. Er schrieb geistvolle Abhandlungen über Schallere, Novellen und Romane, die alle einen feinen, durchgebildeten Kunstsinne verrathen. Es ist schmerzlicher Zufall und Schicksal, daß der Intendant Ghrifch bei dem Intendanten von in Ghrifch gestanden. Eine interessante Thatsache. Der letzte Witz, Ghrifch zu leisten, das Wohlwollen gegen alle geistigen Verrückungen ist, wie einst, vorhanden. Ich sah eine Reihe von Vorstellungen, den „Erdbecker“, die „Eonare“ Deller's, zu Ehren des Jahrtags, die „Käuber“ Schiller's, die Oper „Stradella“, und gesehe, gewohnt an die großen

Reimare sind einem speziellen Fachmann, Professor Töpler anvertraut, und sie haben die Probe vor einer Reihe der gewieften Nachkemer, den Professoren der Kaiserakademie, zu bestehen. So durchdringt ein feiner Geist das gehammte Haus in seinen Höfen und Zügen, in allen Schattungen. Nirgends darf eine etwa spekulative Theaterweise das großherzogliche Budget auf Kosten des edlen Ghrifchmades erleichtern, und mit wahrer Verdrigung blüht man auf eine Sturmstätte, die zur Vorse der besten Ghrifch's gemacht bleiben möge, inmitten der neuen Weimars, ein lebendes Bild unter den anderen lebenden Bildern“, zu denen wir im nächsten Artikel schreiben.

Aus Bessarabien.

Rudolph Aufmann.

Ich befinde mich in dem nördlichen Theile Bessarabiens. Ein paar Minuten vom Herzerbaule, in welchem ich zeitweilig Aufenthalt genommen, befinde ich mich aufsteigende Wald, dicht vor ihm steht die Schürbe. Ich befinde mich dort, in der Hoffnung, etwas zu erleben, was zur Charakteristik von Land und Leute dienen mag.

Als ich aus dem Hause hervortrete, nähert sich mir ein großer, wolfsähnlicher Hund — er will mich begleiten. Die Hunde, namentlich die großen, gehören in Bessarabien ganz und gar zur Ausrüstung des Hauses. Ihre Lagerstätte ist nicht etwa ein Stall, oder Gehäus, sondern selbst bei 25 Grad Kälte der nackte Schneegrund. Allenfalls begeben sie sich, um etwas Wärme zu finden, zwischen die Calen, die aber auch nicht gehorcht sind, indem sie zur Winterzeit meist nur unter freiem Himmel, zuweilen unter einer Überdachung zubringen, die jedoch nicht aus Mauern, sondern aus Holzstangen ruht, durch deren Lücken der kalte Sturm und Schnee hindurchfährt. Der Hund, der mich begleitet, kennt mich seit geraumer Zeit, ich habe ihm Freundschaften erweisen, ihn oft bei Namen gerufen, aber niemals gewagt, ihn anzurühren. Man ist mit seiner Hand etwas nahe, sofort mit gefränktem Nacken schließt er nach dieser Hand hin, ich habe seine Lust, seine Freundschaft auf die äußerste Probe zu stellen, und bis zu dieser Stunde weicht ich nicht, ob er, wenn etwa meine Hand sich streckend auf seinen Rücken gelegt, würde zugehen haben, oder nicht. Bessarabien, die Moldau, überhaupt der Osten ist äußerst reich mit Hundenvorleben. Jedermann weiß, daß sie in Konstantinopel die Straßen bevölkern, indem jede von einer Hundefamilie, die sich zu einer Art Clan vermehrt, ringenommen und eifersüchtig gegen andere Straßen besetzt wird. Alle Menschen, auch wenn sie nicht Laken sind: Griechen, Armenier, Perser, Franken, geben unangefochten durch sie hindurch. Anders in Bessarabien. Obwohl einzelne Stämme mit den Hunden in



Die kleine Schürbe. Nach einer Skizze von Beller. (2. 627.)

Wer allein, auf unangenehmlich erhabenen Höhen im unerschütterlichen Schattenschein thronet, oder wer nur mit sich zufrieden seinen Sinn für diesen geistlichen Genuss deutlicher Standesstelle hat, möge dabei nicht klagen — dieser Reiche entbehrt!

Wer nicht kommen kann — und es entbehrt sich durch Strahlen und Gemüthe eine Reihe bedeutender Namen — dem ein Verlust!

Im nächsten Jahre ist der Verfallene Vorstand des: in Botorie Berlin aus Jenzel, Kette, Kobenberg, aus Silberstein in Wien, Duboc-Waldmüller in Dresden, Ghrifch in München, Ghrifch in Weimar.

Am letzten Abend, am Ringmontage, lud der großherzogliche Generalintendant die Mitglieder des Schriftstellertages zu einer Vorstellung des Theaterischen König Johann“ im großherzoglichen Theater. Die Einrichtung des Stückes ist von Baron von, dem Generalintendanten. Das Theater Weimars gibt abermals, und schon in seinem Jubiläumstage, ein schönes Zeugnis des hier vormaligen hohen Kunstsinns. Sind wir an der Doppel-Georgine Schiller's und Goethe's von Karz, welche ein erhaben-ruhiges Gesicht Aller geworden ist, vorüber in das zweite gelangt, so sieht in der freundlichen Halle, in schon gestrichen weiß und goldgeschmückten Räumen, ein Lebensgemälde unter Augenmerk auf sich, das sich in jeder Seite vor der Bühne hinzieht, und auf der einen Seite die berühmten Dichter, auf der andern die berühmten Künstler in lebensgroßen Figuren enthält. Es ist von Weiler Ghrifch calmoen und von Marshall gemalt, ein vorzügliches Kunstwerk. Gezeigt wurde der geistlich ergründete „König Johann“ in überausender Weise, es ist

Vorbereitungen von Hochheatern und die Pädagogien der Mitglieder, überhaupt zu sein von der Kälte der Luft, von dem lebhaften Gefühl der Einzelnen, zum Reiz des Ganzen zu werden, von dem lebendigen Geist, welcher in diesem wahren Kunstsinne waltet und es durchdringt! Es ist ein Theater vollends, würdig der erhabenen Stille und der Rordungen der Gegenwart. Weimar trägt weder betrieblar noch wiewer Vollen. Was anbietet Ghrifch, Neues auslaucht, wird vorgeführt, der Versuch mit würdigem Unbekannten nie geistet. Deshalb wenden sich Theatertritte, wie musikalische, reichlich und gerne hieher, wo sie Förderung finden. Das Theater, eine ursprüngliche Schöpfung Ghrifch's und sorgsam auf gleicher Höhe erhalten, ist vorzüglich. Die ersten Sätze machen den Fremden die Freiheit des Tones, die langjährige Durchbildung der einzelnen Instrumente, deren wechselfähige von Virtuosen gespielt werden, die Fülle der Wirkung sofort bemerkbar. Die Oper selbst, was an solcher Stelle geistlich zu werden vermag. Die ersten Ströme der geklammerten Operwelt hindern eine zukunftsweisende Umgebung her, wenn sie als Ghrifch kommen. Ich glaube, Wagner's „Meisteringer“ wurden hier zuerst nach München vorgeführt. Selbst die

Konstantinopel, hat sich ihr Charakter hier ganz verschieden gehalten. Wenn sich ein Fremder einem Läden oder Dorte nähert, so nehmen sie ihn weithin Witterung davon, sie treten aus dem Dorte hervor, sie starten bewand nach dem aneinandernden Mann. Und vollends, wenn man im Dorte ist! Man begreift, daß man vorbreitet sein muß, um den Anlauf dieser Weisen abzuwehren. — Der große, wolfsähnliche Hund begleitet mich bis zur Mitte des Hofes, denn er sieht, daß von drüben bei sich ein anderer Vielmögiger heranzueht, um mir, wenn ich die Grenze überschreite, das Geleit zu geben. Beide Hunde stehen sich an Straßen gleich, es ist daher ganz in der Ordnung, daß sich auch das Vieh für sie in zwei Hälften spaltet, die sie eifersüchtig bewachen. Die Grenzlinie, nicht fähbar, aber im Geiste der Hunde ganz genau gezogen, beiderseitig sich mitten zwischen dem Pferdehals und der Hüfte, welche künftige Schritte von einander liegen. Hoff! mit Hauptknie (der Kauer), der sich in der Mitte des Pferdehalses aufhält, kauft! antwortet Jagan (der Jäger) von der Hüfte her. Die Laken sehen sich, die Augen sanft grimmig hinaus. Hauptknie rührt vor, Jagan befragt, immer näher, bis an die Linie heran.

Doro's Prachtbibel.

Lebens.

Wie wir aus Doro's Bibelwerk, dessen reiches Erbkümmen wir freudig bezeugen, hier und dort aufschlagen mögen, überall übertrifft uns dieses prächtige Werk durch seine originellen Illustrationen.

Überall steht und der Geist des Geistes an; mit seiner Wärme, seinen Fortschritt, seiner Schalkenliebe heftet er uns so wachsam, daß wir uns kaum von dem schönen Bilde trennen können, das wir je eher je lieber ganz besitzen. Auch dem Gleichgültigen Jelu weiß Doro das volle Leben einzubringen: wenn Jelen nur die Geschichte des alten Japetus erzählt, die Abgangslin der Reizen und Uebeln! Ein prächtiges Bild der Lust und Freude, voll familiärem Leben, in einem Hause, von der Freude der Genuß des trüben Mannes.

der über die Skizzen gesetzt ist, seine Befehle erteilt und den armen Japetus, der sich, nach den Bräutern stehend, an den Fuß der Schwärze greift, wo ihm die Hände die Wunden heilen, mit kühner Geduld festhält. — Wenn würde sich die Bild nicht so lebendig ein, daß es fortan die schöne Märchen voll dieser Weisheit sich gar nicht mehr anders betrübt, daß der Reiz!



Das der Prachtbibel mit Illustrationen von G. Trüb. Kassel, aus der Reihe, Nr. 10, 19-21.

Die Villa d'Este bei Tivoli.

(Hierzu das Bild S. 132.)

Dem Jahrbuch der Renaissance — der Wiederkehr der Kunst — in dem das alte Rom und einmal seine höchsten Ranken trieb, verbannt auch die berühmte Villa d'Este bei Tivoli ihre Entfaltung. Begonnen wurde sie 1550 von dem alten, reichen Fürsten-Suite Este, das ihm unter Domitian I. große Macht hatte. Villa d'Este liegt in der Nähe der alten, einst so glänzenden Villa des Marcian, und Architektural Doro's von Este ließ sie in kleiner Pracht und Größe auf den Ruinen der Villa Domitiana errichten. Nach

heute gilt Villa d'Este als das Werk einer Villa jener Renaissancezeit, sowohl in Bezug auf die Architektur, als auf die Gartenanlagen. Was diese betrifft, so trägt sie einen Hauch der herrlichen Pflanz und der Reichtum an Wasserwerken am Meinen bei. Hier galten lange Zeit für die prächtigsten der Welt und wurden nur von einem zu Wohlstande der Welt in Bezug auf Wasserwerke erreicht. Es befindet sich dort eine mehr als tausend Schritte lange Kette von Fontänen gebildet. Im Adler, ja sogar einem Namen trübten Wasserfällen in die Höhe, und von der Villa herab nach 100 Springbrunnen mit einem Bild, das die jüdische Tempelbauern und Kelanten von Göttern, heiligen Völkern und Weisen und die große Menge von jüdischen Göttern, — kein Wunder, wenn die Götter

nicht nur den Hauch durch heilige Wasserwerken empfanden Japetus, sondern auch des Reichthums mit ausgedehnten Reichthum überleben. Jetzt wird die Villa d'Este zwar noch zuweilen von Papen besucht, aber die Stützen und Säulen der Gebäude verlassen, die Springbrunnen liegen in trüger Ruhe und in dem Marmorbauwerk wachert milde Gedächtnis. Die Gartenanlage ist streng symmetrisch und breitet sich über fünf große Terrassen mit vielen kleineren Terrassen aus.

Nach heute sind die Fremden, die Rom besuchen, überrollt und umgibt von der — — Abgang einiger Pracht und Größe der Villa d'Este.

Illustrationen zu deutschen Dichtern.



Mittagszauber. Gedicht von Emanuel Geibel; illustriert von Th. Becker.

Im Garten wandelt hohe Mittagshitze,
Der Kühlen glänzt die Wipfel kühler bereit;
Von oben her, getauht in Sonnenkeim
Und leuchtend blau, der alte Tom herein.

Am Birsbaum sitzt mein Mädchen im Gras;
Die Wägen liegt sie, die als Kind ich sah;
Ihr Knie glüht, es glüh'n durch ihren Sinn
Schmerzschmerz, Lächeln, Gähnen, Gähnen.

Rein laut von außen hört; 's ist Heirath —
Nur dann und wann dem Thurm ein Wägenklang;
Nur dann und wann der mittagsmüder Schall
Im hohen Gras von einer Wipfel Fall!

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar,
Gleichwie im Traum verblüht was ich und war.
Die Erde lebt sich und verliert sich weit
In's Märchenreich der eignen Kindheit.

Sir Walter Raleigh als Liebender.

Erzählung aus dem Geschieden Elisabeth's



Friedrich Bodenstedt.

8.

Miß Throgmorton war eben mit dem Schreiben eines Briefes an ihre Mutter beschäftigt, als Sir Walter bei ihr eintrat.

Sie erhob sich und begrüßte ihn mit derselben kühlen Zurückhaltung, die er selbst seit ihrem Zusammenleben am Hofe immer gegen sie beobachtet hatte.

„Elisa,“ sagte er mit bewegter Stimme, „reden Sie mir nicht so feil Ihre Finger entgegen; ich bin das von früher her nicht so gewohnt bei Ihnen; geben Sie mir einmal wieder einen vollen, warmen Händedruck, wenn Sie noch ein wenig von Ihrer alten Freundschaft für mich übrig haben.“

Sie sah ihn mit ihren tiefblauen Augen groß an; ihr eigener Name klang aus seinem Munde befremdlich in ihr Ohr; er hatte sie im Laufe der Eile, als sie doch kaum den Kinderjahren entwachsen war, nie anders als „Miß Throgmorton“ angeredet. Doch sie besann sich nicht lange; sie sah die alten, lieben Züge in seinem jetzt feierlich belebten, männlichen Antlitz wieder und sie reichte ihm von Herzen die volle, warme Hand.

„Ich hätte das ohne Ihre Aufforderung nicht gewagt,“ sagte sie, leise erröthend; „denn seit ich am Hofe lebe, habe ich die Gewohnheit so herzlich Begrüßung verloren, und“ — sagte sie mit leiser Stimme und etwas langamer fort — „ich glaube schon, Sie hätten mich ganz vergessen.“

„Ich Sie vergessen!“ rief er leidenschaftlich, wie sie ihn nie gesehen. „Bei diesen Blumen, die Sie mir zum Abschied geschenkt und die ich seitdem als mein theuerstes Andenken aufbewahre — (bei diesen Worten zog er ein Papier mit den getrockneten Blumen hervor), ich habe nie ein Weib so geliebt, wie Sie! Es ist wahr, ich habe diese Liebe von ihrem Entstehen an zu bekämpfen gesucht, weil ich uns für zu ungleich im Alter hielt, und weil ich nicht glaubte, daß Sie mich so lieben könnten, wie ich Sie. „Wirdich war“ es mir auch gelungen, zu entzagen und einsam durch mein stürmendes Leben zu wandern, wie bisher, wenn mich das Schicksal hier nicht wieder mit Ihnen zusammengeführt hätte; aber Sie zu vergessen, wäre mir nie gelungen.“

Elisa's Herz pochte hörbar bei diesen Worten; er las aus ihren Augen, was in ihr vorging; alle Zweifel waren verschwunden, er zog sie an sich und der erste lange Kuß besiegelte diese demüthige Liebe.

Elisa war so überwältigt von Seligkeit, daß sie lange kein Wort hervorbringen vermochte. Sie hatte das Feuer ihres Herzens nie in Worten versprächt und es schlug nun zum ersten Male in voller, schöner Flamme empor.

Diese würdevolle, stolze junge Dame, die man so oft als kühl und gefühllos bezeichnet, der Niemand am Hofe tiefere Empfindung zutraute, war jetzt laxter Hingebung und Hingabe. Sir Walter kam schneller wieder zu ruhiger Besinnung, als sie. Er hatte das schönste Ziel seines Lebens erreicht, er hatte den kostbaren Schatz erlangt und war jetzt schnell darauf bedacht, ihn sicher zu behaupten, wie der Feldherr ein erobertes Land. Er wollte seinen Sieg nicht zu einem Triumphe zügelnder Gültigkeit machen, sondern sein dauerndes Glück darauf begründen. „Jetzt habe ich Sie, Elisa,“ sagte er, ihre glühende Hand an seine Lippen ziehend, „aber um Sie nicht wieder zu verlieren, müssen wir schnell durch den Segen der Kirche vereint werden. Der Königin unsere Liebe zu gestehen, birgt uns sicher Verderben.“

Elisa nickte ernst zustimmend. „Daran müssen wir uns heimlich trauen lassen,“ fuhr Sir Walter ernstlichen fort; „sind wie einmal durch die Kirche verbunden, so kann uns kein Mensch auf Erden mehr trennen.“

„Ich bin Deins,“ entgegnete Elisa mit stolzer Festigkeit, „und Dein Wille ist fortan der meine.“ „Und Du hast, bis die äußeren Verhältnisse sich günstiger für uns gestalten, den Muth, mir vor Welt allein anzugehören, ohne auf die Meinung der Menschen zu achten?“

„An Deiner Seite habe ich den Muth zu Allem!“ „Nun bin ich beruhigt,“ sagte er, sie wieder an sich ziehend, „man legt mein Glück nicht sicher im Hofen; man hat mein Herz eine Heimat, wo es sich wohl aufgehoben weiß.“

Wachlich klopfte es an die Thüre. Elisa sah erschrocken auf. „Das wird Mary sein,“ flüsterte sie Sir Walter

zu; „ich muß sie leider empfangen; ich habe sie selbst auf heute Vormittag herbeigeholt. Wenn sie nur nichts gehört hat!“

„Ist Mary wieder in London?“ fragte er verstimmt. „Schon lange; doch davon ein andermal. Es klopf schon wieder; ich muß ihr öffnen.“

„Wer verräthte ihr nichts?“ flüsterte Sir Walter. „Sei unbesorgt,“ entgegnete Elisa und ging, die Thüre zu öffnen, durch welche sogleich Mary eintrat.

Man konnte es ihrem verschlossenen Gesicht nicht ansehen, ob sie etwas gehört hatte oder nicht; Mary aber sah es den Gesichtern der beiden Liebenden sehr deutlich an, daß etwas Besonderes zwischen ihnen vorgefallen sein müsse. Sie begrüßte Sir Walter mit der ehrerbietigen Höflichkeit, die er kannte, und fragte sie, wie es ihr in London gefalle, wechselte ein paar gleichgültige Lebensarten mit ihr und empfahl sich den beiden Damen, welche, als sie unter sich waren, auch nicht recht wußten, was sie mit einander anfangen sollten, denn Mary war immer schwermüthig, wenn sie nicht von ihren Eroberungen erzählen konnte, und Elisa hütete sich wohl, die Sprache von dem übergehen zu lassen, wovon ihr Herz voll war. Sie bat Mary, um den Gang der unter solchen Umständen langwierig schleichenden Zeit zu beschleunigen, ein Bißchen zu singen; Elisa wollte ihr auf dem Spinett, das sie sehr gut spielte, attempagnieren. Mary warf ihr einen strengen Blick zu (sie konnte ebenso stehend blicken wie sitzend, wenn sie wollte) und sagte: „Sehr gern! Aber ich finde,“ fuhr sie fort, die auf dem Spinett liegenden Noten durcheinander, „aber ich finde hier leider nichts mir Geläufiges. Darf ich Ihnen eine Komposition von Mr. Harcourt vorbringen, die ich auswendig weiß?“

„Wahlen Sie ganz nach Belieben,“ entgegnete Elisa, „ich werde Ihnen für Alles dankbar sein.“

„Mr. Harcourt hat das Lied sehr hübsch in Musik gesetzt, welches wir Sir Walter einmal vor Jahren gesungen. Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr?“ fragte sie mit Verbeugung.

„O gewiß, sehr gut!“ erwiderte Elisa; „es bezieht sich auf Blumen, die Sie ihm geschenkt.“

„Ganz richtig. Es ist das einzige Andenken, welches ich von Sir Walter beziehe, und ich halt' es deshalb um so werth. Sie erinnern sich schon eine Menge Gedichte von ihm,“ sagte Mary mit forschenden Blicken hinzu.

„Ich! nicht ein einziges.“

„Dann lieben Sie wohl seine Gedichte nicht?“

„Ich kenne nur das Eine, welches er Ihnen geschrieben, und das fand ich sehr hübsch. Aber da ich die Musik nicht kenne, so werde ich Sie auf dem Spinett nicht begleiten können.“

„O, das kann ich selbst!“ sagte Mary. Sie setzte sich an das Spinett und sang mit silberner, feinerer Stimme:

Der Sommer glüht und blüht im Land,
Ich hege kein zu Haß,
Da hast nur eine Art Haß
Der dich nicht blühen laßt.

Wir haben bis jetzt den Haß
Der dich nicht blühen laßt,
Der dich nicht blühen laßt,
Der dich nicht blühen laßt.

Die Blumen haben sich nicht an:
Da steigen wir hin,
So tragen wir die Blumen,
Der dich nicht blühen laßt.

„Toll, Toll, sie die auch mit geteilt,
Wir haben kein zu Haß,
Da hast nur eine Art Haß
Der dich nicht blühen laßt.“

Und ich und Du sind ein
In euch mich zu erheben;
Der dich nicht blühen laßt,
Der dich nicht blühen laßt.

Der dich nicht blühen laßt,
Der dich nicht blühen laßt,
Der dich nicht blühen laßt,
Der dich nicht blühen laßt.

Das Lied ist in seiner besten Art
Ich hege kein zu Haß,
Da hast nur eine Art Haß
Der dich nicht blühen laßt.

Sie, Blumen, wie ein Winterland,
Da hast nur eine Art Haß,
Da hast nur eine Art Haß,
Da hast nur eine Art Haß.

Das Lied ist in seiner besten Art
Ich hege kein zu Haß,
Da hast nur eine Art Haß,
Da hast nur eine Art Haß.

Mary sang die letzte Strophe in einer Ausbeugung, daß es Elisen, die dieses Lied jetzt lieber nicht gehört hätte, ganz ampf dabei wurde. Mary sprang hastig auf, mit unheimlich glühenden Augen, während ihr Gesicht ganz bleich war.

„Ich muß jetzt fort,“ sagte sie; „ich komme sonst zu spät zu Tisch.“

Elisa hielt sie nicht zurück; aber ihre reine Stirn flog eine Röthe.

Mrs Mary in den Corridor trat, stand Graf Essex vor ihr. Sie war bei seinem Anblick so verwirrt, daß sie umkehren wollte, aber er hielt sie bei der Hand zurück.

„Unschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich gelauscht habe; ich bin ein so leidenschaftlicher Freund des Gesangs, daß ich nicht widerstehen konnte, wenn ich an die Thüre zu halten, als mich mein Herz hieherführte. Waren Sie die Sängerin?“

„Ja,“ erwiderte Mary, den Blick zu Boden senkend. Sie war noch nicht mit ihm allein darüber, wie sie Essex begreifen sollte, der, wenn sie Miß Throgmorton begrüßte, schon oft an ihr vorübergegangen war, aber ohne sie eines Blickes zu würdigen. Gerecht durch diese ihre geistige Nichtbeachtung des hochfahrenden jungen Mannes, der ihr eigentlich sehr wohl gefiel, hatte sie auch immer gelitten, als ob sie ihn gar nicht bemerkte, ja, sie war so weit gegangen, gegen Miß Throgmorton öfter spitz zu hören, sie begrüßte nicht, was die Königin und die übrigen Damen an dem bewundernden Grafen Essex so Bezauberndes finden konnten.

Jetzt aber sagte sie doch keine geringe Genugthuung, ihn durch ihren Gesang gestiftet zu haben. Ihr Stolz kämpfte mit ihrer Eitelkeit, und die Eitelkeit trug den Sieg davon. Sie verhärtete nicht aber Lust, einmal die Macht ihrer Augen auch an ihm zu erproben; sie wußte, daß in der Absehung ihre blickenden Augen am wirksamsten leuchteten, und sie beschloß daher, die günstige Gelegenheit zu benutzen. Sie hoffte dabei auch positiven Anlaß zu finden, ihren Freund Harcourt dem Hofe zu empfehlen, der ihn bis dahin seiner Verächthung gewürdigt hatte. In der Nähe betrachtet sah der Graf Essex doch auch gar zu schön aus, und Mary fand, daß im Ton seiner Stimme etwas lag, das wirklich zum Herzen ging. Stolz machte er wohl kein, aber nur wie ein junger Löwe, der sich seiner Kraft und Ueberlegenheit bewußt ist.

„Ich bedauere,“ sagte Graf Essex, „daß ich nur ein zufälliger Zuschauer Ihres feierlichen Gesangs sein konnte. Ich wollte nicht einkommen, da ich nicht so glücklich bin, mich der Glanz der schönen Miß Throgmorton zu erfreuen. Aber auch so ist mir, bei der Danksagung Ihres Vortrags, kein Wort der letzten Strophen entgangen. Die ersten hab' ich lieber nicht gehört. Darf ich fragen, von wem das Lied ist?“

Die Worte sind von Sir Walter Raleigh, und die Musik ist von Mr. Harcourt, dem ich in Bezug meiner musikalischen Ausbildung viel zu verdanken habe,“ entgegnete Mary, ihn freundlich schämeitend anblickend und mit Befriedigung gewahrend, daß der Blick seine feinsten Wirkung nicht verfehlte, denn Graf Essex wandte jetzt seine Augen von den ihren nicht mehr ab.

Die Worte sind von Sir Walter Raleigh?“ wiederholte er fragend. „Ich wußte nicht, daß Wieder von Sir Walter in Musik gesetzt sein. Ist das Lied irgendwo gedruckt erschienen?“

„Nein; Sir Walter hat das Lied vor längerer Zeit an mich gerichtet!“

„An Sie? Wo Sie kennen Sir Walter näher?“

„Er ist ein entfernter Verwandter meiner Mutter und brachte vor einigen Jahren einen Theil des Sommers bei uns auf dem Lande zu, zugleich mit Miß Throgmorton.“

Es war damals diese Aufführung mit großem Interesse, wenn auch mit gemischten Empfindungen. Er hielt es jedoch nicht für klug, gleich weiter nachzuforschen, sondern begnügte sich, Miß Mary nach allerlei Schmeicheleien über ihren Gesang zu fragen und sich nach ihrem Namen und ihrer Wohnung zu erkundigen.

Mrs Mary ihm sehr dankbar als die Dame nannte, unter deren Schutze sie in London lebe, rief er: „O, das ist eine alte Freundin meines Hauses; ich bin leider seit Jahren nicht dazu gekommen, sie zu besuchen, es wird mir aber nach meiner mir so erfreulichen Begegnung mit Ihnen eine doppelt angenehme Pflicht sein, das bald bald nachzuholen. Vielleicht habe ich dann auch das Glück, Sie einmal wieder singen zu hören, und nicht als ein heimlicher Lauscher.“

So schieden die Beiden, im besten Einvernehmen.

9.

Sir Walter hatte seine Vorbereitungen zur Verbindung mit Miß Throgmorton bald getroffen und die Schwierigkeiten, einen Geistlichen für die heimliche Trauung zu gewinnen, glücklich überwunden. Sein Liebesglück begeisterte ihn auch zu neuen Thaten, und gleich am Abend nach seinem erfolgreichen Besuche schrieb er:

An Elisa.

Sein Tränen Augen (wunderbar)
War in das Herz getrieben,
Daß ich das Glückseligkeit ganz
Von einem Blick empfing.

Was dunkel war in Raum und Zeit,
Ist nun in Licht versunken —
Ich habe die ewige Seligkeit
Gesehen in Sekunden.

Nun ist der Stern und Sternlein hin,
Nur noch die alte Liebe,
Die mit des Lebens kalten Sinn
Gereizte Träne kühlt.

den so schwer Geprüften. Sein Benehmen ist gewinnend und sein Aeußeres wie das eines vierzigjährigen deutschen Edelmanns, der aber die Taschenuhr nicht vernachlässigt.

Mendelssohn ist der anmuthigste Jüngling, den man sich denken kann. Kaum achtzehn Jahre alt, das dunkle Haar geschleitet, die sanften, braunen Augen, der liebliche Mund, schönes Profil . . . könnte er als Benjamin einem Maler zum Modell dienen. Ja, wie ein echter Benjamin, „ein Sohn des Alters“, — ein „Sohn der rechten Hand“ (ich hoffe, Du bewunderst meine hebräische Gleichsamkeit!).

— erziehen wie Mendelssohn, wenn er so liebend, so freundlich Jetter und Berger ansah, so vertraulich sprach.

Voller nicht über diesen Vergleich, Louis — Du weist, wenn ich Jemand schätzte, verleihe ich es nach Bildern zu thun. So möchte ich Jetter mit Jakob vergleichen, denn patriarchalisch zeigt sich Jetter in keinem würdevollen und doch so einfach edlen Benehmen.

Es war hohe Zeit, daß wir uns zum Souper niederließen und als Sterblihe den Gaben Gottes zusprechen, — denn alles Gehörte, Eingestandene hatte uns in froherhafter

Entregung gebracht — wenigstens mich und Mendelssohn, denn seine Wangen glühten gleich den meinigen, und Jetter sagte scherzend: „Die Augen der lieben Jugend glänzen gleich dem Harzunkel!“ — Es wurde viel geplaudert, auch gelacht: selbst Berger wurde heiter und vergaß Jetter mit einem Dirigenten, der mit Wohlgefallen sein Orchester den Gaben Gottes zusprechen ließ.

Nur vor dem Vöhen erbat ich mir Jetter's Rath: ob ich Engagement bei der Heilbuhne annehmen sollte?

„Anbedunnt!“ entgegnete er rath. „Was helfen moment-

Haar- und Bart-Studien deutscher Krieger.

Originalzeichnungen und Verse von A. v. G.

I.



Ich kenne bei den alten Völkern
Sich der Krieger leicht erkennen:
Ihr ich bevor zu bewahren,
Trüb er Lügen mit der Noth.



Um zwei hundert Jahre später
Siedeten sich uns're Väter,
Um dem Lich und Quid zu fragen:
Istien auch der Bart sich haben.



Na der Zeit der Mann-Tüchter
Ward die Götter höher;
Weil's die Toren sich gewirren,
Muth' der Krieger ich erkenne.



Wach und Waid ward offener,
Und der Krieger stant wie Reiner!
Tücht' lüchert seinen Bart sich,
Um das Quap von sich zu haben sich!

tane Erfolge, wenn Sie den Namen von antiklerikal denken: den Verstoß unternehmen unterworfen sind? Das Wohlwollen solcher Herren richtet sich nach vollen Häusern und Applaus und ist unzuverlässig. Nur im Kreis bewährter Künstler, unter den Augen eines für mehr Kunst glühenden Intendanten vermag ein junger Talent sich herauszubilden!

Ich bin also entschlossen, Graf Werbl's Bedingungen zu acceptiren. In vierzehn Tagen wird Alles entschieden sein.

Den 15. October spielte ich die Gräfin Elisabeth im „Turnier zu Reims“ und ersehe im letzten Akt aus einem stattlichen Schimmel. Die gute Meliante wird aber wohl nicht über die Kampfen gehen, denn er ist lammtrumm und wie alle Theaterstummel — stockfoll.

29. October 1824.

Louis, was habe ich erlebt — und was werden wir erleben! Wenn ich den Verstand nicht verliere, habe ich auch keinen zu verlieren!“ mochte ich seit mit der Gräfin Lisina sagen.

Das Turnier ging nebst dem Festspiel am 15. October, dem Geburtstage des Kronprinzen, glänzend von statten, — was: die Mutter hat die Regenspielen mit himmelstauer Seide zusammengebracht und ich dabei wie verflört aus.

Zwei Tage darauf, als ich eben die Kündigungsabschieden wollte, kam Rumowitz zu mir, außer sich vor Erregung. Er hätte vernommen, ich sei abtrünnig geworden! Das sei undenkbar, schändlich! Die Mutter erwiderte: „Meine Tochter hätte Sie ja bereits mündlich davon in

Kenntnis gesetzt!“ . . . „Das habe ich nicht für Ernst genommen!“ entgegnete er. — „Wechselt nicht!“ sei ich ein. Und in wie fern bin ich undenkbar? Erst wurde ich zurückgedrängt, dann hielt mir das Publikum liegen, — Caroline Müller wies mich auch wieder verabschieden, mich zurückdrängen — nein! Lassen Sie mich in Frieden ziehen, lieber die Dritte bei der königlichen Bühne, wie hier die Erste sein . . . Rumowitz stürzte fort, um mit den Aktionären Rücksprache zu nehmen, — und nach einigen Stunden langte ein Brief der Directoren an mit dem Anerbieten „doppelter Gage“ und allen möglichen Versprechungen.

Ich hatte bereits den Contract von der königlichen Intendant unterzeichnet — und wenn auch nicht, ich hätte mich nicht verlocken lassen.

nach in ihrem lieblichen Gesicht, als die Mutter unter Schellen auf die Kuchenteller wieder das Licht anzündete. Andre fragte, ob sie den schönen Stern noch nicht gesehen hätten, und wollte ihnen denselben zeigen, da sie es verneinten. Im Garten hinter dem Hause würde man denselben sehen können. Doch Mutter und Tochter bildeten einander an und schwiegen, und als er seine Aufforderung wiederholte, sagte Frau Carra:

„Ja, die Leute würden schon reden, wenn sie uns mit Euch zusammenhätten.“

Ueber Andre's Stirn und Augen legte sich eine trübe Welle, und er murmelte: „Freilich, es kommt Einer leicht in's Gerod'; daran hab' ich nicht gedacht.“

Madelaine schlug die Augen nieder. Sie hörte aus dem Ton seiner Stimme, daß ihm die Bemerkung der Mutter wohl that, und sie wünschte, die Mutter hätte es ihm nicht so unumwunden gesagt. Sie selber hatte nicht an das Gerode der Leute gedacht; nur die Schreie vor Andre hatte sie zurückgeschallen, mit ihm in den dunkeln Garten zu gehen. Die Mutter meinte, er würde es ihr nicht verzeihen, daß sie gegen ihn nicht hinter dem Berge hielt; denn er wußte wohl selbst, was die Leute von ihm dachten.

„Schon recht!“ sagte er leise, und fuhr mit der Hand ein paar Male durch sein wirres schwarzes Haar. Dann schärfte er der Mutter noch einmal ein, wie es mit dem Bude für Charles gehalten werden sollte, und ging.

„Ach,“ äuferte Madelaine nach einer Weile, es muß doch gar hart sein, wenn die Menschen Einem so aus dem Weg gehen.“

„Es liegt Jeder, wie er sich beliebt,“ antwortete die Mutter, indem sie sich zur Nachtruhe rüstete. „Ich wüßte nicht, wer Dich haben sollte, wenn wir mit dem Lugein in's Gerod' kämen.“

„Ach, Mutter, wie kannst Du nur so reden,“ versetzte Madelaine, und lächelte. Der Beispiel folgend, die Schärfe ihres Widders: „Wer soll mich armen Mädchen denn haben wollen?“

„Das find'st sich schon,“ meinte die Mutter, die Tochter aber rief: „O, ich mag gar keinen Mann! Ich will immer mit Dir zusammenbleiben und den Charles; ich brauche Keinen weiter.“

„Schwäg' nicht so einseitig, bist doch kein Kind mehr,“ entgegnete die Mutter. „Es ist meine schwerste Sorg', daß Du gut verheiratet bist, wenn ich mal sterb'.“

„O, Du wirst nicht sterben, und ich kann ja arbeiten,“ sagte Madelaine lebhaft, indem sie ihr Rüßchen abnahm und die reichen Haarlocken lockerte und für die Nacht ordnete.

Andre war es, als hätte er bei dem Plätschen einer Stimme in die umherstehenden Nischen gegriffen. Zurückgewandt zu werden, da er zum ersten Male einen herzlichen Anblick an den Menschen nahm, mit denen ihn sein Beruf zusammenführte, das that weher als Alles, was ihn bisher gekränkt hatte. Er schalt sich einen Thoren, daß er aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung herausgetreten sei, das erste sollte auch das letzte Mal sein. Es war keine eigene Schuld, daß Frau Carra die blühende Schlingengewächse der Gärten, mit denen seine Gedanken an Madelaine die Kunst überzogen hatte, die ihn von den Menschen trennte. Er durfte Frau Carra nicht anfangen. Sie konnte gar nicht wissen, daß er die Feindseligkeit der Menschen nicht verdiente. Nun wollte er sich nicht eher wieder an dem Bett des kranken Charles zeigen, als bis man ihn rufen ließ. Aber als der leichte Mantel der Frühlingssonne wieder das lebensgrüne Thal umdeckte, da trieb es ihn doch nach dem Hause der Witwe. Es drängte nach Licht in der Stube. Er wollte doch hineingehen. Es war ja seine Pflicht, nach dem Kranken zu sehen, aus weichen er den Antheil schob, den sein unfähiger Herz an Madelaine nahm. Aber nur um seine Pflicht wollte er sich kümmern und zeigen, daß er mehr Stolz besaß als Diebstahl, die ihn nicht für überlegen gelten lassen wollten.

Frau Carra empfing ihn mit einer frohen Aufregung, und auch aus Madelaine's Augen grüßte es ihn wie ein Vögelchen. Das Bad hatte eine fast wunderbare Wirkung auf den Kranken geübt, und die Mutter begann gleich lebhaft zu erzählen, wie munter Charles nach demselben gewesen wäre, mit unangenehmem Appetit gegessen hätte, und nun schon seit einigen Stunden schlief, ohne vom seinem Husten gequält zu werden. Frau Carra war überzeugt, daß Andre ihr Kind retten würde, und in ihrer Freude behandelte sie ihn wie einen alten Bekannten. Kecklich berichtete sie Manches aus den glücklichen Tagen des Knaben, von ihrem Mann und ihren Verhältnissen. Auch Madelaine zeigte sich gesprächiger. Wie hätte Andre den kranken Knaben nicht bewahren können, mit welchem er in die Stube getreten war? Es war schon spät, als er heimging. Ihm war zu Muth, als hätte er Wein getrunken, und mit schlummernden Augen schaute er zu dem Jupiter auf, der um diese Zeit über den Wachen stand. Wie dieser Stern am Himmel, so stand Madelaine mit leuchtend in seinem Leben.

Er kam fortan alle Abende, und die Krankstube erfüllte ihn die ganze Heiligkeit und Unbegrenztheit

teit von Madelaine's Wesen. Sie lebte nur in der Wartung und Pflege des Bruders. Was sie ihm leistete, verstand sich für sie so von selbst, daß sie sich wunderte, wenn sie die Mutter einmal vor Andre deshalb lobte. Für diesen gab es keinen schöneren Ort, als die Stube, in der Madelaine sich wartete, und es gedachte ihm ein ungeheures Glück, dem Mädchen gegenüber zu sitzen, ihr in die sanften, schlüßernen Augen zu schauen und den wenigen Worten zu lauschen, die sie sprach. Was sie für ihn empfand, danach fragte er nicht. Hatte doch die Gegenwart eine solche Macht über ihn, daß er den gewohnten Gang zum Grillsen darüber vergaß, und nicht einmal in das eigene Herz schaute. Der mächtige Drang einer ersten Liebe aber trieb ihn unerschrocken, Madelaine zur Vertrauten seiner Fortschritte und alles dessen zu machen, was er darüber gedacht hatte. Ihr war es wunderbar in seiner Gegenwart. Er blieb ihr unheimlich und ihr Herz zog sich immer beständiger zusammen, wenn sie ihn kommen hörte. Wenn er aber zu reden, zu erzählen begann von der Natur und ihren Wundern, wie sie ihm aufgegangen waren, dann empfand sie nichts mehr von Bescheidenheit und Grauen. Sie hätte ihm immerfort zuhören mögen, und die Theilnahme in ihren Mienen gab Alles, was in den Tiefen seiner Seele ruhte, an das Licht. Es war ihr, als ob sie festlich träumte; hatte sie doch von den Dingen, von denen er redete, nie etwas gehört. Ihre Seele schauerte unter dem Mysticismus seiner das Wissen erzeugenden Einbildungskraft, und sie hatte eine Empfindung, als stränge ein Geisteshauch über ihre Schwellen. Sie richtete sich oft bei der Arbeit im Saal über das, was Andre Abends geredet hatte, und es wollte sie bedünken, daß ein Mensch, der so redete wie er, nicht schlecht, nicht böse sein könnte. Die Leute thaten ihm wohl mit ihrer Meinung Unrecht. Dann aber dachte sie wieder, daß, wenn er auch von der Macht der Liebe in der Welt sprach, und wie wunderbar leuchteten dann seine schwarzen Augen, es so anders läge als Alles, was sie je von dem Pfarrer gelernt und gehört hatte. Und in die Kirche kam er ja auch nie. Ja, das war es! Wenn er Gott nicht zu schreien brauchte, dann würde er aus der Kirche nicht fortbleiben. Nun graste ihre vor der Nacht, welche er über ihre Seele ausblies, daß sie ihm widerstandslos folgen und denken und schauen wüßte, was er wollte. Doch in dieses Grauen mischte sich das Wissen, daß es sich so mit ihm verhielt. Denn sein Wesen war bei allem Ernst so freundlich, daß sie wohl ein rechttes Vertrauen zu ihm hätte fassen mögen. Und wie nahm er sich nicht ihres armen Bruders an! Er plauderte immer so zuvorkommend mit ihm, wenn er kam, und erzählte ihm Geschichten von Thieren, die oft gar lustig waren. Charles erwartete ihn auch stets mit Ungeduld. Sie sah es ja, daß er den Knaben lieb hatte und Alles aufbot, ihn zu retten.

Die Vesperung, welche in dessen Befinden nach dem ersten Kränkerbuche eingetreten war, hatte sich bald als eine nur scheinbare erwiesen. Die Vernichtung schien nur einen Augenblick überhand genommen zu haben, um ihr Opfer desto schmerzlicher zu überwinden. Alle Mittel, welche Andre wußte, vermochten den Tod nicht aufzuhalten. Andre rang mit ihm, wie er es noch nie gekannt. Lag doch in Madelaine's Blicken das traurige Jähren: erhalte ihn! Sie hatte es nun gar schwer, so daß sie sich Abends, wenn Andre kam, oft kaum noch auf den Füßen erhalten konnte. Denn die Mutter verlor zuweilen völlig den Kopf vor Schmerz, so daß Madelaine Alles, was im Hause und in der Krankstube zu schaffen war, allein auf sich nehmen und noch die Spätschule des Tages machte.

Andre wußte endlich nur noch ein Mittel. Es war das letzte Geheimniß, welches ihm sein Vater aus dem Todtenbuche anvertraut hatte. Eines Abends, als die Mutter schlummernd am dem Bette des Knaben saß, winkte er Madelaine bei Seite und sagte flüsternd:

„Morgen ist Sonntag, das ist ein heiliger Tag. Wollt Ihr morgen in die Kirche gehen und beten, daß Gott seinen Segen gebe zu dem Mittel, welches ich für den Charles im Sinn hab'!“

Madelaine blühte ihn staunend an. Sie sollte beten für ihn! Er aber glaubte, sie misstrauete ihm, und so fuhr er fort: „Es ist das Letzte, was ich weiß. Aber es ist nichts Sündhaftes bei dem, was ich thun will.“

„Sie erbathe dir keinen Vortheil, die ihr für den Bruder nur noch eine Hoffnung liehen.“

„Was ist's denn?“ fragte sie mit zuckenden Lippen, und er sagte es ihr.

Er wollte einen Mitteltrank bereiten. Freilich sollte die Mistel am lebhaftesten wirken, wenn die Sonne wiedergeboren wird, also zur Weihnachtzeit, und sehr bald ungewogen jener längste Tag, an welchem der blinde Knabe mit einem Mistelzweig den strahlenden Sonnenstern Walburg erblickt. Wenn der Zustand des Knaben übermorg' Andre's Bedenken, auch haute er sonderlich auf Madelaine's Gebet. Diese versprach ihm in die Kirche zu gehen, und eine Weile hielt er ihre Hand in der feinen, und schaute ihr mit einem bebenden Herzen in die theueren Augen.

„Gott wird helfen, Madelaine, liebe Madelaine,“ murmelte er.

Ihre Thränen begannen zu fallen, und sie ging rasch in die Kammer neben der Stube, damit die Mutter sie nicht weinen höre.

Andre wusch sich am nächsten Morgen von Kopf bis zu den Füßen, wie es ihm der Vater für den Fall geheißen, daß er der wunderthätigen Mistel bedürfen sollte. Alle Geiseltät ließ er ruhen und las nur fleißig in seinem Gebetbuche. Als es Nacht geworden, hatte er aus seinem Wandschrank eine sorgfältig in Lappen gewickelte Sichel. Es war ein altmodisches Instrument mit schmaler, dünner Klinge. Andre's Urgroßvater sollte es nach Anweisung eines Traumes in der Erde gefunden haben, und nie mit ihm ein Heim geschnitten worden sein. Die Klinge zeigte sich sorgfältig von Rost gereinigt. Andre bereuete sich zum Aufbruch. Er zog ein reines, weißes Hemde über seine Kleidung, und entledigte sich der Schuhe. Zur Erleichterung seines Unternehmens nahm er die Leiter mit, welche auf den Bodenraum seiner Hütte führte. Die Eiche, von welcher er die Mistel schneiden wollte, stand in der Nähe der lebendigen Hecke, welche den Garten Bernes' von der Straße trennte. Der Wind schloßte ihm. Vorhauptig und beständig, in der Hand die blinkende Sichel, stieg er, in seinem weichen Hemde eine phantastische Erscheinung gleich den mondbelegten Nebeln, welche auf den Höhen phantastisch hin und her wallen, zur Eiche hinauf.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“ sprach er vor sich hin, und begann die salsigsten Mistelzweige abzuschneiden.

Madelaine war ihrem Verirrten gefolgt, gegen Abend in die Kirche gegangen. Das kleine Gotteshaus war leer, und im heiligen Gebet warf sie sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Kniee. Ach, durch ihre eigene Kraft ging der Schmerz um den sterbenden Bruder wie ein Schwert. Inbrünstig schloß sie, ihm das Leben zu gönnen und den Trank zu segnen, den Andre für ihn bereiten wollte. Auch für diesen betete sie unter fortströmenden Thränen, daß die Gebete desto sein Herz reinige und um der Liebe willen, die er zu ihrem Bruder hegte, aus den Banden des Bösen erlöse.

Unterdessen kam Meister Cessin zum Abendgast heraus. Als er Madelaine in der dämmenden Kirche bemerkte, wartete er vor der Thür, bis sie heraus kam.

„Wein' nicht,“ sagte er zu ihr, als er ihre Wimper noch nach von den vergessenen Thränen sah; „es ist Keiner todt, wenn er auch gestorben ist. So lang Einer nicht in unsern Herzen stirbt, lebt er.“

Sie dankte ihm mit mehrwüthiger Freundschaft für seine gute Absicht, und unter dem Gehalt des Aes ging sie heim, während die Mitternachtsstunde mit ihren Sternhütten und Heulabeln rasig zu erzählen begannen. Die Mutter wartete schon auf sie. Sie war in schuldiger Aufregung. Frau Bernes war da gewesen, und Madelaine sollte rathe, was die reiche Bäuerin gemollt hatte. Madelaine rieth es nicht, und die Mutter rief mit strahlendem Gesicht: „Jetzt kann ich meinem armen Charles ruhig folgen, wenn's Gott gefällt. Und ich süß's schon, ich mach' nicht mehr lang, wenn er stirbt.“

Sie brach in Thränen aus.

„Ach, Mutter,“ sagte Madelaine sie zu trösten, indem auch ihr das Weinen wieder nahe kam, „der liebe Gott wird ihn ja nicht sterben lassen; ich hab' ja so sehr für ihn gebetet.“

„Ja, ja,“ versetzte die Mutter, und trocknete sich mit der Schürze die Augen. „Während Du fort warst, ist das Glück in unser Haus gekommen. Denk doch nur, die reiche Frau war hier, weil Du ihrem Richard heirathen sollst!“

Madelaine ward feuerroth und kloß vor Ueberraschung. Dann blühte sie die Mutter vorwurfsvoll an und sagte: „Vertrathen, während der Charles auf dem Tod liegt?“

„Das ist wohl wahr,“ erwiderte die Mutter; „aber das Glück fragt nicht, ob es kommen darf! Wenn's da ist, muß Einer zugreifen. Ach, wenn Dein seliger Vater das noch erlebt hätte! Wie wurd' ihm's Sterben so schwer, weil er uns in der Noth zurücklassen mußte! So ein großes Glück! Und übermorgen kommen sie Beide, die Frau und der Richard. Freu' Dich denn nicht, daß Du auf einmal Braut bist?“

„Ach, Mutter, ich weiß nicht,“ entgegnete Madelaine, die wie verloren dastand, und abermals kloß ihr das Blut in die Wangen.

Sie wachte in der That nicht, ob sie sich über die plötzliche Verwandlung freuen oder betrüben sollte. Draufschloß und Drains hatten bisher allen ihren Gedanken ganz fern gelegen, und von Richard hatte sie kaum eine Vorstellung, wie er ausseh. Alles, was sie von ihm wußte, beschränkte sich darauf, daß er im Dorf zu einem gutmüthigen Kommi-nicht-beut-so-kommi-doch-morgen galt, mit dem die ausglühenden Mädchen gern ihren Spaß trieben. Ihre ganze Seele war nach von ihrem Bruder erfüllt, der bisher der Mittelpunkt ihres Daseins gewesen. Sie liebte in Charles nicht nur den Bruder, sondern auch das Vermächtniß des früh verstorbenen

Vaters, dessen Liebling er gewesen, und seine Krankheit und Bedürfnisse hatten ihn noch immer mit ihrem Herzen verflochten. Es gab noch keinen Raum in ihrer Seele, und in diesem Augenblick am wenigsten, für den neuen Zustand. Es war ihr wunderbar, daß sie Braut sein sollte, und wie ein Traum das Noth, welches ihr die Mutter mit glänzenden Farben anmalte.

Am Sonnabend brachte Andre den Kranz. Er fand Mutter und Tochter noch mit den Vorbereitungen für den Sonntags erwarteten Besuch beschäftigt. Sie standen am Hofthor und knieten mit hoch aufgestreiftem Kermel den Teig zu frischem Brode. „Ach“, sagte Frau Carra, „wenn der Kranz dem Charles küßt, dann können wir ganz glücklich sein. Denn denkt nur, was glücklich ist, während die Madelaine gestern in der Ruch war.“

Ihr volles Herz kloß über. Madelaine fühlte den Kopf und ergrühte wie eine dunkelrothe Rose. Andre trat die Hülfeilung wie ein heiliger Segen auf das Herz. Er ward geistlich und hatte das Mädchen mit weitgehenden Augen an.

Wenn ihr das nächste Mal wieder kommt, sollt ihr auch ein Stück von dem Verlobungsstücken haben“, fuhr die Mutter fort, welche von der Zukunft, die Madelaine erwartete, wie berauscht war.

Andre sagte ihr Wort. Er wandte sich nach Charles' Bett. Dort fand er lange und betrachtete den schlafenden Knaben, ohne ihn zu sehen, ohne ein Wort von dem zu hören, was Frau Carra nach weiter von dem Reichthum Richard's erzählte. Madelaine kniete den Teig mit ihrem runden Kernen mechanisch fort, und wünschte, daß Andre ein Wort sagen möchte. Sie wartete mit einer fast ängstlichen Spannung darauf. Endlich sagte er, sich erinnernd: „Der liebe Gott geb' Euch alles Glück!“ — Aber das war nicht die Stimme, mit der er sonst zu reden pflegte. Die Worte klangen dumpf und jähend, und trafen Madelaines Ohr wie ein Verbruch, daß sie aufschauen mußte. Sie sah in ein klägliches Gesicht, in Augen, die freundlich blicken wollten und nicht konnten. In der nächsten Sekunde war Andre gegangen.

Auf der Gasse streifte er nicht an Pierre le Roux vorüber, der eben aus dem Weizenhaus heimkehrte. Aber er sah den Schmuggler nicht, trotz des Nachschneins. Um so besser erkannte ihn Pierre le Roux, der einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt stand. Dann schlug er ein häßlich triumphirendes Lachen auf. Andre hörte es wohl, allein es drang nicht zu seinem Bewußtsein, und er setzte seinen Weg fort, ohne sich umzusehen.

5.

Madelaine hatte ihr bestes Zeug angelegt und die Stube war noch sauberer gemacht wie sonst. Weiter Sand kratzte sie auf dem Fußboden, und grüne Zweige flüsten an der Balkendecke und dem Kamin. Auf dem Tische stand das frischgebackene Brod sammt Butter und Honig, und die großen, geklärten Löffeln. Die dreizehnjährige Kasperine kannte, aber mit einem ausnahmsweise flüsternden Kaffee, hatte noch am Herdfeuer der Frau Bornes und ihres Sohnes. Madelaines Gesicht stimmte insofern nicht recht zu der stillen Umgebung, und ihre Miene verrieth, wie gekommen ihr Herz war. Die Mutter, welche aufgeregt ab und zu ging, und nach den Gästen aufsuchte, äußerte, daß ihr auch so zu Noth gewesen, als ihr seliger Mann zum ersten Mal als Brautgast in das Haus ihrer Eltern gekommen wäre. Madelaine verlegte zu lächeln. Ihr war vielmehr zu Sinn, als hätte ihr ein schweres Unglück bevor, und von Zeit zu Zeit überfiel sie ein leiser Schauer. Dann wieder trat ihr das kläglich Gesicht Andre's vor die Seele, und sie fragte sich, warum sein Glückwunsch zu ihrer Verlobung so traurig geklungen habe? Sie sah Alles nur wie durch einen Nebel, der sich noch mehr verdichtete, als Richard mit seiner Mutter endlich sich einstellte. Vor Befangenheit vergaß sie von ihrem Sitz aufzustehen.

Frau Bornes hatte sich angeregt, wie zu einem Heiligenfeste. Sie gehörte zu Denjenigen, die Alles, was sie nicht ändern können, sich zum Besten auslegen. Nachdem sie mit Frau Carra gesprochen, die eine Witwe war, wie sie selber, war sie ganz zufrieden, daß Richard nicht noch länger gewartet hatte. Was wollte sie auch am Ende machen? Richard war doch der Bauer, dessen Willen auf dem Hofe gelten mußte, wie der seines Vaters vor ihm, und herrschaftlich war Frau Bornes nicht. Nach ihrer Versicherung war es gar nicht zu sagen, wie unverkündet Richard all die Zeit über gewesen. So langsam er sonst, so sah hatte er sich in Betreff Madelaines erwiesen, und was ihm die Mutter auch vorgehalten: es war gewesen, als ob sie Wasser in ein Sieb schüttete. Nun, der Mägdle gibt nach. Die Wahrheit zu gestehen, so hatte sie auch nicht gerade viele Bösen zu verhehlen. Sie schenken nur einen vollen Röcker zu besitzen, weil sie eine etwas schmale Junge hatte, und ein und dasselbe in mancherlei Weise zu legen wußte. Wegen Madelaine wußte sie aber in der That nichts Anderes vorzubringen, als daß sie arm sei, und Richard, der sie immer still an-
Lerte, meinte, daß wußte er auch ohnehin. So war

se denn froh, daß die Sache abgehan war, und begrüßte die verwirrte Madelaine mit gutmüthiger Redseligkeit.

Richard war noch rücker im Gesicht und verlegener als Madelaine. Seit ihm die Mutter am Freitag die Nachricht gebracht, daß Alles in Ordnung sei, hatte er kein Ding mehr richtig anzufangen gewußt, und immer vor sich hingeschmachtet, bis es am Sonntag endlich Zeit gewesen, seine neue Sammelkiste mit den silbernen Knöpfen anzuziehen. Da war sein Gesicht immer klüger geworden. In seinem ganzen Leben war ihm kein Weg so sicher vorgekommen, als der zu seiner Braut. Er hatte nie geglaubt, daß das Heirathen ein so schweres Stück Arbeit sei. Die Mutter wollte ihn zu, daß er mit Madelaine erben sollte. Aber sie hatte gut willen. Wie ein armer Sünder vor Gericht, so fand er vor seinem Glück. Und das Schlimmste war, daß ihm Madelaine, die bald reich, bald bloß wurde, kein noch tausendmal höherer vorlam, als sonst.

Frau Carra brachte ihn endlich zum Sitzen. Wie es geschah, hatte er nicht angeben können. In seiner Rathlosigkeit trank er so viel Kaffee und aß so viel Gläser, daß ihm die Mutter unter dem Tische auf den Fuß trat, um ihn auf seine Unachtsamkeit aufmerksam zu machen. Darüber erschau er so sehr, daß er sich verfluchte und arg kusten mußte. Die Mutter konnte sich trotz ihres Unmuths des Lachens nicht enthalten. Frau Carra stimmte ein, und auch auf Madelaines vollen Wangen verfielen sich ein wenig schalkhaft die Grübeln; aber mitleidig holte sie ein Glas Wasser, welches sie in Richard's Nähe schob.

„So dank' ihr doch!“ mahnte ihn die Mutter. „Sie wird Euch noch für dumme halten, daß Du so dachst wie ein Delgag. Aber das ist die reine Verleumdung.“

Wieder lagten die beiden Frauen. Madelaine blühte ergründend vor sich nieder und Richard betrachtete sie verhalten mit strahlenden Augen, während er von dem Wasser trank, und dachte bei sich: Herr Gott, wie ist sie so hübsch! Er hätte schon gern mit ihr angeknüpelt, wenn er nur hätte einen Anfang finden können, und er meinte, die Madelaine könnte besser den Anfang machen, wie er; die Weiber verstanden sich ja auf's Schmeicheln wie nichts Gutes.

Madelaine wandte sich zu ihrem Bruder, den die Anwesenheit der fremden Menschen zu benehmen ließen. Richard streckte beide Hände auf den Sitz seines Stuhles, und wiegte sich unentschieden hin und her. Endlich folgte er dem Madelaine.

„O, du mein Heiland, der arme Dad“, rief er, betroffen von dem Anblick des Knaben, der mit überirdisch glänzenden Augen da lag.

„Ach ja, er ist sehr, sehr krank“, flüsterte Madelaine und neigte das Ohr zu dem Bruder, welcher die Lippen bewegte. Aber erst nach einer Weile begann er mit kurzem Athem zu reden. Er phantasirte. Angst und Noth schürten das Herz der schlafenden Schwester zusammen. Charles erzählte von schönen Sternen, die ihm Luginia vom Himmel herunterholte und in die Erde pflanzte. Daraus gingen wunderbare Blumen an, so daß die ganze Alp voll von ihnen war. Er fragte die Schwester, ob sie die Blumen nicht habe, welche der Luginia gepflanzt hätte? Sie wußte ihm doch welche pflanzen, und er zeigte mit der Hand in die Luft, wo sie standen.

Richard hörte ihn mit offenes Munde an. Endlich sagte er: „Das ist doch kurios, was der Dad da spricht! Und da fällt mir ein, habt ihr denn schon von dem Geheimniß gehört, welches in der Nacht von Freitag auf Sonnabend zu dem Luginia's Haus gegangen ist?“

Madelaine blühte überaus zu ihm auf und Frau Bornes, welche seine Worte gehört hatte, rief herüber: „Die Klarette und Charlotte, meine beiden Nädle, die laßt die Nacht über im Garten Wäsche blühen, haben's mit eigenen Augen gesehen. Die waren gut erschrocken. Na, erzählt doch, Richard!“

„Ja“, sagte er, „hinter unserm Garten, da steht ein Eschbaum. Auf dem saß der Geist. Alle Geister gehen in Eschbäumen an, wie ihr wißt, und der auf dem Baum hatte auch eins an. Und wie die beiden Töchter noch so stark stehen vor Eschbäumen, da steigt er auf einmal vom Baum herunter, so mir nicht, die nicht, als ob die Luft eine Leiter gewesen wäre, und schwebt langsam über die Halde fort, nach dem Luginia seiner Hütte, wo er verstand. In der Hand aber hatte er was, das hat so schrecklich geblüht, daß es kein Mensch ertragen konnte.“ Da sind die Dämonen in's Haus gelaufen mit Zittererschrei, und haben Alles aufgeweckt.“

„Genau, auf dem Kirchgang, sprachen alle Leute davon“, sagte Frau Bornes hinzu. „Das ganze Dorf ist von dem Erzähl voll. Es wird immer unheimlicher, und das muß wahr sein, wenn unser Vater ein anderer Mann wäre, dann hätte er dem Luginia schon längst das Wesen gesagt. Das sagen Alle. Aber den kummer's gar nicht, wie es und erzählt, und schon mein seliger Mann sagte: der Herr hat kein Herz zu uns.“

Madelaine erzählte, daß das Geheimniß niemand anders als Luginia selbst gewesen sein dürfte, und es wachte sie

traurig, daß er den Haß der Menschen noch mehr gegen sich aufgeregt hatte, während er ihrem armen Bruder helfen wollte. Wenn hätte sie erzählt, wie es sich mit dem Geheimniß eigentlich verhielt. Allein der Mutter, zu der sie hinüberhielt, stand das Unbehagen, welches ihr die Erzählung Luginia's verursacht, deutlich auf dem Gesicht, und so schweig sie. Indessen äußerte Frau Bornes, sie könnte jetzt einen Eid darauf leisten, wenn es dazu käme, daß Alles wahr sei, was die Leute von dem Luginia erzählten. Nun fuhr Madelaine, obwohl schüchtern, heraus: „O, es ist doch wohl nicht Alles wahr, was die Menschen von ihm reden.“

Die Mutter wachte ihr erschrocken zu, daß sie still sein sollte, und Frau Bornes rief: „Was, nicht wahr? Alles ist wahr, Kind, und ich könnt' Dir von ihm Geschickten erzählen, daß die da so sehr freigen.“

Madelaine wagte keinen Widerspruch; doch Richard entgegnete:

„Na, Mutter, so schlimm ist er doch wohl nicht, wie er vertrieben wird. Weißt doch, voriges Jahr, wie ich unsere beste Ställe verpachten sah“, und so jämmerlich brüllte, weil sie nicht über den Abgrund zurückkonnt? Herr Gott, wie ein solches Thier in seiner Angst brüllen kann! Es war erdentlich wie ein Mensch, und mir war ganz jämmerlich zu Muth. Ich wußt seinen Rath, und der Sem auch nicht. Da war auf einmal der Luginia da. Weiß Gott, wo er her kam! Der wußt' zu heißen und half auch. Nachher wußt' ich ihm Geld geben, aber er nahm nichts und sagt: Ich hab' dem armen Thier geholfen, und nicht euch, und es dankt mir schon. Hört nur, wie froh es brüllt. Das hat mich gefreut von ihm. Hört nur, wie's brüllt! hat er gesagt, und er hatte mein' Stuhl' recht von wegen dem Brüllen.“

Ein freundlicher Blick Madelaines, der ihm das Herz so wüthig machte, daß er hätte auszufahren mögen, war sein Lohn für diese Geschichte. Frau Bornes aber wollte ihrer süßigen Schwiegermutter gegenüber Recht behalten, und erheiterte sich über Andre, daß er noch schwächer erschien, als der Opa selber. Ein Angländer Madelaines unterbrach sie. Der Schrei klang Charles, welchen Madelaine hoch aufgerichtet in ihren Armen hielt. Er mochte wohl gehört haben, was Frau Bornes von seinem Freunde Luginia sagte. Er hatte sich aufrichten und reden wollen; aber der Altem schloß ihm und die Aufregung erschöpfte vollends seine Kräfte. Eine fürchterliche Angst malte sich in seinen Zügen. Er drohte zu ersticken. Die beiden Frauen stüßen erschrocken beid. Frau Bornes rief eine Menge Mittel an. Sie schloß ihren Sohn an den Bruch nach frischem Wasser, und sie selbst ließ in die Küche und suchte nach dem Essigflask. Madelaine verlangte nach dem Pfefferkorn, von welchem Charles schon am Morgen die Pflanze eingenommen hatte. Die Mutter jammerte und konnte die Küchle nicht finden.

Unter diesen sah Pierre le Roux stehend bei seinem Schoppen im Weizenhause. Seit ihm Frau Carra die Thüre geöffnet, lag er viel in der Schenke und suchte ihr Ratten und Wein seinen Hunger und seine Liebe zu betäuben. Seine Bekanntschaft, daß Madelaine an seinem Jagungslücke schuld sei, war keineswegs so ungerecht oder böshast, wie sie Andre erschienen war. Die sollte er kaltblütig zielen oder schießen, während ihm die schlanke Gestalt des Mädchens vornehmte, ihre dunkeln Nieder-
augen ihn anglänzten, und er sich hätte überführen mögen, daß er so blüde war! Ja, Madelaine hatte es ihm an-
gehan. Er liebte sie mit einer dumpfen Glut, und der wilde Mensch, der sonst gegen die Mädchen mit einer rüch-
sichtslosen Freilichkeit sich betrug, suchte sich ihr gegen-
über von aller Zurecht verlassen. Der Zauber der An-
schau, der über ihrem Asten lag, übte einen Zwang auf ihn aus, den er nicht abzuwärteln vermochte. Und nun hatte er Luginia aus ihrem Hause kommen sehen! Die, die stromme, schäudernde Madelaine schenke sich nicht, mit dem unheimlichen Andre dieselbe Luft einzuathmen! Sie war also nicht besser, als die übrigen Mädchen. Wenn die Eine trüppelte und läuzelte, die Andere lachte oder schwachte, meinte er, so wachte Madelaine ein un-
schuldiges Gesicht, um die Wäber anzulocken. Es war Alles nur Rollen und Heuchelei. Die mochte sie nicht innerlich stets über sein jagtes Wesen geirrt haben!

Das ging ihm seit gestern fortwährend im Kopf herum und lockte vor Wuth, daß er sich von einem Ding hatte maßführen lassen, das ausfiel, als könnte es sein Wasser-
schen trüben. Es war natürlich, daß er zu solchen Schläffen gelangte. Er fühlte inständig, daß Madelaine ihn nicht lieben konnte, wenn sie wirklich war, was sie schien. Unfähig, sich zu ihr zu erheben, griff er begierig nach einer Veranlassung, sie zu sich herbeizuziehen. Jetzt wollte er ihr zeigen, daß er sich von ihren unschuldigen Mienen nicht länger täuschen lasse.

Es ging lustig her in den kleinen gelösteten Stuben des Weizenhauses. Pierre le Roux aber sah, daß man-
chem Treiben nicht achtend und unbeachtet, in einer Ecke, und seine grauen Augen glühten wie der blutrothe Wein im Glase vor ihm. Er mochte sich an der Verleumdung, was Frau Carra für ein Gesicht machen würde, wenn er nun doch wieder vor sie hinstürzte, obgleich sie ihm das

Haus verboten hatte. Ja, er setzte sich ordentlich darauf, wie sie bei seinem Erscheinen aufstehen, wie er sie still machen würde, denn er vergaß ihr in seinem Herzen rechtlich die Abneigung, die sie ihm stets bewiesen hatte. In der Kenntnis ihrer Beziehungen zu Eugénie glaubte er jetzt das Mittel zu besitzen, sie zum Schweigen zu bringen und Madelaines Hand zu gewinnen. Die Alte mußte ja wissen, daß es mit der Scheinheiligkeit ihrer Tochter vorbei war, wenn er schwätzte, und sie konnte daher froh sein, wenn sich noch ein ehelicher Keim wie er, der sich den Teufel an das Altorbergeckel des Dorfes lehrte, für Madelaine fand.

Geschlossen blieb er endlich das gekerbte Glas auf den Tisch, zog den Hut über das Gesicht und machte sich auf den Weg nach dem Hause der Wittwe. Werden die Weiber Augen machen! dachte er, wie er die Stubenthüre aufkante. Aber betreten blieb sein Fuß auf der Schwelle stehen. Denn der Pfarrer Petulant, den Richard Barnes geholt hatte, segelte eben den sterbenden Charles ein. Neben dem Tote stand ein weiß überdecktes Tischlein, und darauf ein Kreuz aus zwei brennenden Lichtern. Madelaine und ihre Mutter, Frau Barnes und Richard lagen auf den Knien, weinten und schluchzten und beteten. Niemand bemerkte den Schwärmer, der eine Sekunde lang den Hut läufte und dann sich ebenso undemerkend entfernte, wie er gekommen war. Mit einem Fluche rang er draußen die Erschütterung nieder, welche ihm das unerwartete Schauspiel verursacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Sonthheim.

Heinrich Sonthheim, der berühmte schwebische Violoncellist, dessen Bild wir heute bringen, erblühte am Fuße des Hebesanthen in dem kleinen Dorfe Achenhausen das Licht der Welt. Schon in frühem Alter erwarb er in ihm die Liebe für Musik und begann sich das Talent für Gesang zu regen. Der Knabe ward Mitglied eines „musikalischen Vereins“ gleichgesinnter Altersgenossen, und beehrte das nächste Amt eines ersten Violoncellisten. In dessen betrieblige den jugendlichen Stunden das Gehen bald nicht mehr; er sang und jodelte, wie und wo er nur immer konnte. Freilich ward dabei der Wald sein häufiges und liebste Publikum.

Der damalige Minister Veinagel hat das Verdienst, die Stimme, die jetzt ganz Deutschland durch ihre Schönheit, ihre gewaltige Kraft erhebt, entdeckt und auf die Bahn der Kunst geführt zu haben. Er hörte den jungen Menschen bei irgend welcher Gelegenheit singen, und brachte ihn nach Stuttgart. Kapellmeister Vredpattner erklärte zwar nach einer Probe den jugendlichen Jüngling für völlig unbrauchbar; allein dieser, in dessen Seele nun schon der heilige Funke geblüht, und schnell zum bewundernswürdigen Solen und unwiderstehlichen Trance entzündet war, ließ sich nicht irre machen. Unter der Leitung des großen Meisters Malique und des jetzigen Musikdirektors Ahenheim entwickelte sich bei seinem rastlosen Fleiße rasch seine musikalische Begabung — beehrte sich sein Kunst, sein Hosen stets von Neuem an dem Beifall seiner Lehrer, welche die Aufsicht Musikpauken's nicht theilten.

Doch war es dem auf diese Weise schnell zum hoffnungsreichen jungen Sänger entwidelten Talente nicht vergönnt, auf dem beinahe halben Weite den ersten Schritt zu machen, und ergreift er daher ein Kuerbieten des Konzertmeisters Wagner in Karlsruhe, der Sonthheim in Stuttgart fliegen gehört hatte. Das erste Engagement war also gefunden, und zwar ein brillantes, an der großherzoglichen Hofkapelle in Karlsruhe. Derselbe glänzte damals als erster Tenor der berühmte Dörflinger. Sonthheim erzählt: „Ich habe, als er Dörflinger zum ersten Mal singen gehört, sofort wieder eingesehen und nach Stuttgart zurückkehren wollen“, so sehr verweilte der angebende Künstler an seinem Talente gegenüber der Reislitigkeit Dörflinger's. Man sprach ihm Nach ein, und siehe da, es ergab. Ja sogar neben dem reuigen Sonthheim nach und nach in einem Partien und gewann sich ganz die Gunst des Publikums.

Zuletzt folgte er nach einigen Jahren des betrieblichen Wirkens dem Ruf des Herrschers und einem Ruf aus der Heimat an das I. Hoftheater in Stuttgart, woselbst er sich — damals den Franz und dessen Angehörigen nicht abgesehen, den die Kisten seinen Schatz vorbehalten, auf Lebenszeit kontraktlich band. Hier nun war es namentlich Hofkapellmeister Rüdten (noch heute von Sont-

heim in schwärzlicher Endgültigkeit verehrt), der in viel-facher Hinsicht auf den Sänger rathend und fördernd einwirkte. So errang dieser eine Bedeutung, von welcher er selbst noch die große Welt eine Abnung hatten. Allerdings drang der Ruf seiner außerordentlichen Stimme zuweilen über die Grenze seines engeren Vaterlandes, in dessen Hören konnte man Sonthheim nur in Stuttgart, und so blieb er, der seine letzten Monate in der Heimat zubringen wollte — wo er sich angelaut — mit den Freunden der Landwirthschaft und Baumkultur, ein lokaler Held.

Endlich in Gossipien in Leipzig und Prag veranlaßt, machten diese von ihm reden; bald folgte ein Gespöhl in Baden-Baden, bei diesem die Aufnahme des Hofkapellmeisters Rüdten in Stuttgart (wohl eine der glänzendsten Partien Sonthheim's, und freilich für ihn gescheitert), unter Anwesenheit der Kaiserin Kaiserin Elisabeth, und Mad. Kallay, welche letztere ungarischen Minister des „Deutschen Puzers“ nannte. Obgleich der Erfolg dieses Gespöhl's ein außerordentlicher war, und namentlich ein Beweis von äußerster Wichtigkeit, so blieb es doch erst dem demnächstigen Wiener Gespöhl — das dort seit langen Jahren nicht leinergelassen gehabt — vorbehalten, die Bedeutung und den Ruhm Sonthheim's entscheidend festzustellen. Die Hofkapellmeister Rüdten hat von Stuttgartern gewarbt ihm bald darauf einen halbjährigen Urlaub, ver-

anlung der Rüdten in Weimar, wenn es auch lebendig aus der Gegenwart hervorgegangen.

Jeboch das neue Kunstmuseum, das mit seinem beistiegen Wagenhaus und seinen Sälen auf der Höhe steht, wie etwa eine kleine Akropolis, und einsteht nach dem Altmittel, ist ein Bild voll Lebendigkeit und Frische!

Der nach Antiken zeichnende Geist, der die Kunstwerke ganze baltische und glänzende Richtung, die ihren Ausdruck hat in Worten, in Strichen des Stils und in Schnulidmühen hatte, hier haben sie nun That und fassbare Wirklichkeit, fortwährendes Leben gefunden!

Die alte Vortheil bildet oft Schmettelinge als den emporgestützten Geist, als die lebendige, archaische Seele ab. Das Museum ruht auf der Höhe, wie ein kleinerer Schmettelring mit durchsichtigen Flügeln, welche ihre von Glas und Regen geformt werden — wie das emporgelobene stielige Symbol des gediegenen Geistes, der hier gründer war und neu lebend wirkt!

Ein eigenenthümliches Gefühl befiel uns, wenn wir um den Kränzel dieses schönen in italisch-römischer Renaissance geformten Baues trafen. Er heißt Ziel und ist ein Wohnort und hat das geistige Nationaltheater in Prag — ob wohl die Gedenken, oder irgend eine andere Nation solche „nationale“ Theater zu haben und besonders beachten verdient. Es ist ein schöner, edler Zug in dem Gemüthe des Deutschen, daß er das Gute anseht, ohne Selbstbild und Nebenfragen. Und der Großherzog hat hier den deutschen Geist vertreten, ja gerade in dem gründlich deutsch-geprägten Weimar ein edles Beispiel für alle „Nationalen“ aller Welt gegeben!

Noch ist die alte Treppenhalle nicht mit den Fresken geschmückt, welche lange Jahre der Arbeit überdauern werden. Die Zeit wird hier fortwährend schafften. Aber einem Schatz liegt das Museum bereits voll und ganz. Eine Perle der kulturhistorischen Kunst liegt hier selbst edle Hülle. Ein Krenzel der gesammelten deutschen Kunst — und dies in Preller's „Olympus“!

Die hier vorangehenden Worte sagen um seine Größe, sein Jeta zu viel. Wir haben vor einer Reihe von Jahren, die Geschichte und Geschichte zugleich erzählen müssen. Wir dürfen nicht mit dem vollsten Ausdruck der Anerkennung zurückhalten, weil der Meister noch lebt. Gerade deshalb müssen wir ganz und offen vor aller Welt dem Verdienste die Krone rücken. Ich würde glauben, nicht richtig zu sein, wenn ich dies hier nicht so unumwunden ausdrückte! Die deutsche Kunstwelt hat die Helden gesehen und bewundert, sie waren auf mehreren Ausstellungen. Aber das Reich, die Farbenharmonie sind der edlen Größe vollkommen würdig und lassen diese Edelsteine deutscher Kunst erst in ganzer Größe leuchten! Erwähnen, wie ich sie lange nicht gesehen, habe mich beim Anblicke dieser Preller-Gallerie, dieser Fresken, welche die eine ganze Frontwand des Saals im oberen Geschosse schmücken und zu denen die Himmelsbogen die geistige Kaskadenreihe bilden. Ob Meer, ob Horizont, ob die Natur und Himmelszeiten den Hintergrund des Gemäldes bilden, überall müssen wir uns fragen, welches in das edle Gemälde, das künstlerisch-finanziell bezaubert, die Staffage oder die Figuren! Und der Allem müssen wir uns fragen, sie sind beide in einem unüberwindlichen Harkar-Milde, in einer gesunden Lebensfreude, aus der wir uns nicht das Geringste hüten, in die wir und nicht das Geringste hinein wünschen möchten. — Nicht große, einseitige durch Einseitigkeit andringende Farben sind hier angewendet, sondern die gesamte Freskenreihe, von stimmungsvollen Linien und Randzeichnungen eingefaßt, schwebt in einer Art von sanften, düsteren Tönen; es ist eine mäßige Gedämpftheit darin, welche das Ganze in eine Art poetische Atmosphäre stellt, man möchte fast sagen mit einem mächtigen Tiefreize umgibt, der beströmend, stimmungsvoll wirkt, wie der Tiefreize, den die alten Tempelmagier musikalisch und erhaben zu breiten versuchten. Man glaubt durch ein Räthsel zu sehen — so ist, so sein und die Empfindung erregend liegt sich Alles!

Dieser Gallerie allein hier, und der Bau hätte nicht als keinen Zweck erfüllt. Er wird, er muß zu den wichtigsten Orten des Reiches gehören! — Früher Jahre der Vorarbeiten, selbst in Weimar, steht in Deutschland verbreitet, liegen allerdings hinter diesen Bildern, aber sie sind ein Werkleben nicht! Früher Jahre der Arbeit, aber auch — das gezeichnete Räthsel! Früher Jahre der Ausdauer, der liebevollen Pflege eines Werkes, der Stetigkeit eines harten und in angedeuteten Geist und Gemüthe mischenden künstlerischen Worts, des heiligen Worts von Weimar!

Und dieser Schatz ist nicht der einzige, der hier in diesem Museum der jüngsten Zeit übergeben ist, das hat



Heinrich Sonthheim.

möge dessen er in den Stand gesetzt ist, sich dem Publikum der bedeutendsten Theater vorzustellen.

Deloriet wurde Sonthheim von dem vereinigten König Wilhelm von Württemberg, vom Großherzog von Mecklenburg und dem Herzog von Braunschweig.

Lebende Bilder aus Weimar.

August Silberstein.

II.

(Zu den Bild. S. 641.)

Der die Erde mit sich ein poetisches Bild drängen. Man beste sich Völl, den modernen Reiter Almasch aus Ungarn, der meistens das Sockel-Unterlagen gelommen, seine mächtigsten Töne nachdrückend lachend über die Gräber in Weimar — ist es im Morgenmorgenroth oder in Abenddämmerung und wählender Erde — über die unsterblichen Schläfer in der Wälderwelt!

Aber es ist noch immer ein Bild, welches mit dem Tode in einer Verbindung steht, wenn es auch eine Ge-

Bücher's (Apokalypse des Abendmahls), welche Verkörperung aller und das Bibliothekszimmer der umfasserenden Gesellschaft schmücken, aus dem unabhängigen Denke, nicht minder die in den Wagen gedruckten Apokalypsen. Die neuen Gesellen, Wagner, Schmidt's, Gieseler, Schlickeus' (weder aber ein großes Bild über dem Altar der Adolphsalle mehr) se, werden und müssen die Ausführenden und allen fernen anweisen, die alte und die neue Welt wird in stets veränderter Anzahl ihre reisenden, lernenden und gehenden Vertreter senden. — Das nahe Chiemgau mit seiner auf Schritt und Tritt interessanten, an Ruinenwerken so reichen Gegend, soll nach dem Weger des Gräffler, fast überquerend, bis zum Rande.

Ob wir uns auf die Wartburg begeben, können wir
im frohen Kuckhilde antworten: Es ist das neue Leben in
Weinmatt!

Gesundheitslehre für's Haus.

Dr. med. S. Alende.

V.

Der Schlaf und die Belohnung.

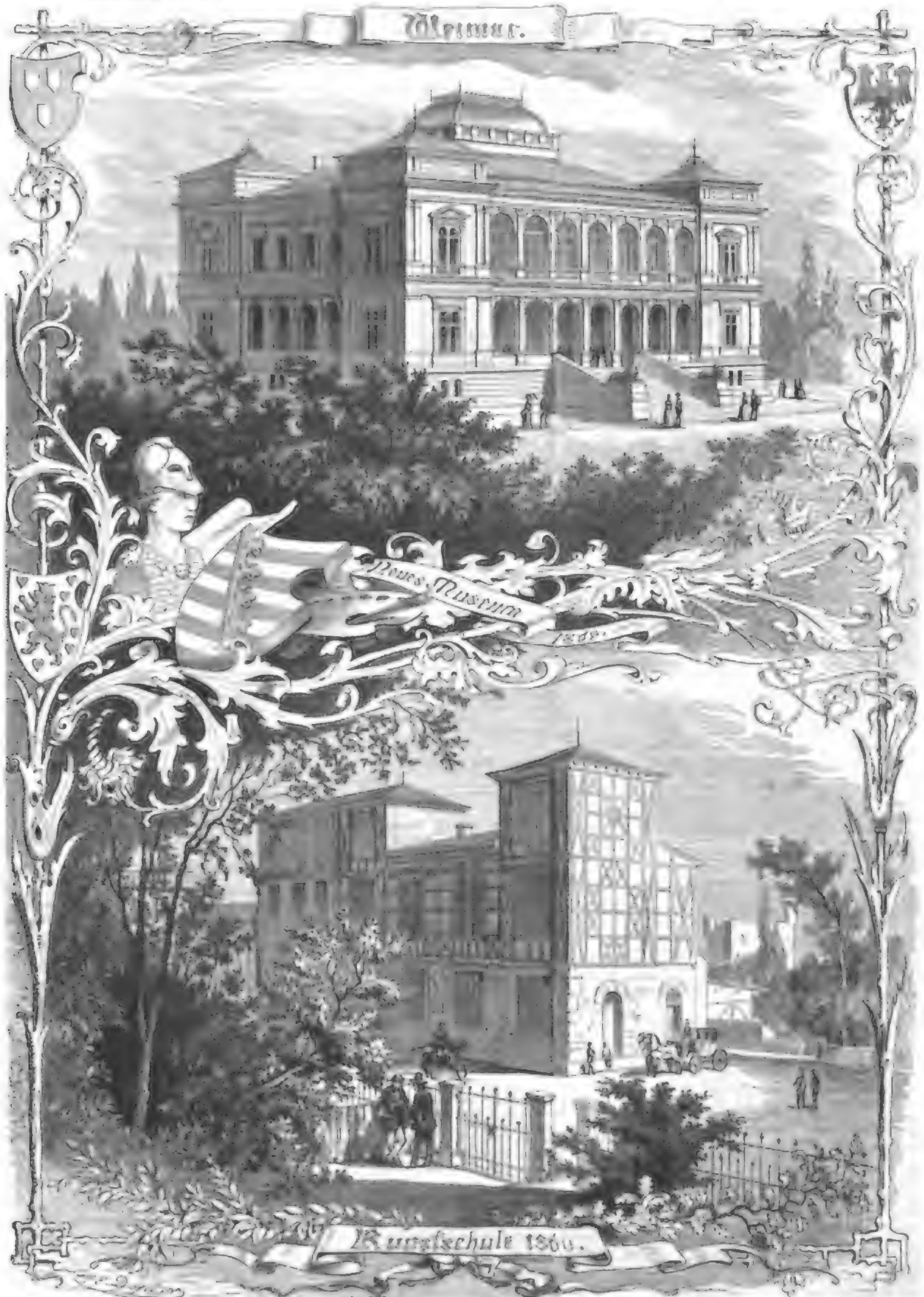
Natur, kein Akt der Erholung, den die Lasse in der Gewalt hat, der dem Willen sich unbedingt unterwerfen könnte, wenn er, der der Menschheit sich auf einen gewissen Grad der Selbsttätigkeit hin zu bequemen vermag, der Schale in unvollständiger Bedingung des Lebens, und schält der inneren Willen eines Menschen wäre unmittelbar gegen die gebietende Gewalt des Schicksals. — Aber hat dem Schale bis auf ein Minimum entzogen wurde, würde an seinem Organismus bösartige Natur begehren, als wenn er ihn die Bedingung über den Sauerstoff der Welt entziehen würde. — Die Lebensfähigkeit mit ihrem gemündeten Sinnerleben und ihren mannigfaltigen Reflexionsrichtungen im Nervensystem in den Sinnerlebenen, Muskelbewegungen, den Umläufen, den Absonderungen, um, im Menschen, den Umläufen des Traktates und Gemütslebens, die ebenfalls mit Stoff- und Drahtverbrauchs verbunden sind, kann nicht ununterbrochen fortbestehen: es tritt ein periodischer Zustand der Erschöpfung der Kraft ein, und, nach den heutigen physiologischen Einsichten, auch damit eine Erschöpfung der

Ueber die eigentliche Ursache des Schlafes sind von Naturforschern, Ärzten und Philosophen seit Jahrhunderten die mannigfaltigsten Erklärungen vor-²zu worden. Die herrschende Lehre, die am Meisten gebräuchlich nachgesprochen worden ist, hielt: das Gehirn wird blutreicher, entbehrt mithin seiner nöthigen Nahrung, und fällt in Erstarbungszustand; seine Energie, in Folge dessen alle vom Gehirn abhängigen Funktionen, namentlich die deswillen und willkürlichen, des auf ein zweiertheiliges Minimum herabsinken. Mit dergleichen Ideenarten hat sich unsere neuere Aetiologie nicht ab; sie will durch Bloß und Erniedrig das Stehen in den Schwankungen der Realtheorien erkennen. So ist auch die wahre Ursache des Schlafes bisher nicht festgestellt worden. Auch höchst interessante Experimente und Experimente, die namentlich Huxley in Menschen in Anwendung brachte, hat sich hinsichtlich herausgestellt, daß der Mensch während des Tages und Nachts gleichwohl er arbeitet oder ruht, wenn mehr Kohlenhydrate, also auch Sauerstoff (als Bestandteil der Kohlenhydrate) angesetzt, als er in derselben Zeit Sauerstoff aus Außen sich einhalet. Diesen Anhalt an Sauerstoff soll man den Organismus im Zustande des Schlafes persönlich wieder ausfüllen, denn es ist erwiesen, daß wir im Schlaf nicht nur halb so viel Sauerstoff verbrauchen, als während des Wachens, sondern beanage das doppelte Quantum zu uns aufzunehmen. Es entsteht also ein Vorrath davon in

Aus der physiologischen Erfahrung ist das Schlafbedürfnis wie die Thierthätigkeit, dem Zweck des Organismus erfüllenden Regeln für den Schlaf zu abstrahiren. Sie lassen sich ergründungsmäßig und in der Folge in folgenden Grundbedeutungen zusammenstellen: 1) Es soll der Mensch des Schlafes schelen; das Schelen soll aus Mitternacht ruhen. — Ausnahmen von Schelen und Träumen, welche die Nacht zum Tage machen, oder den Schlaf bis auf ein Minimum kürzen und dabei aufhören, haben keine Regel auf. A. v. Humboldt und Arago waren jähre Organismen; Leibniz, Schiller u. s. trugen die Spuren des nächtigen Denkens nur zu deutlich an sich. Alexander Berni erlebte lieber den Nachtschlaf, aber jene Leute sind höchst selten Repräsentanten der Gesundheit und die Schlafbedürfnisse erstreckt sich für sie in sehr ungünstigen Grenzen. Es scheint um Mitternacht der Zeitpunkt zu sein, wo mit dem tiefsten Stande der Sonne auch das Gehirn in tiefer Ruhe sein soll. Zwei Stunden vor und nach Mitternacht äquiduen ruht, als sieben Stunden Schlaf gegen Morgen oder gar am Tage. — Die pubertäre und auch von normal lebenden Menschen zur bürgerlichen Ordnung erscheinende Schlafzeit ist von halb 11 Uhr Abends bis gegen 6 Uhr Morgens; diese circa sieben Stunden sind das Maximum einer gesunden Schlafzeit. — Derjenigen Personen, welche am Tage schliefen, unruhig und schlaflos sich lebten, am frühen Abend aber erst anfangen, munter, angesetzt und wohl zu sein, sind nicht mehr gesund, sondern kommen Abends in einen nervösen, hysterischen Zustand, der sie, wie jeder nervöse Erregungszustand, mit der Empfindung des erhöhten Wohlseins durchläuft und die gegen Mitternacht erst nach, geistig und regsam macht, während sie gerade von Nachts wegen sich durch Irregularitäten an den zeitigen Mitternachtschlaf gewöhnen sollten. Diejenige Empfindung, das zeitige Aufwachen, denn länger als sieben Stunden soll der Schlaf nicht dauern. Der Philosoph Kant, der sich viel mit der physiologischen Natur beschäftigt hat, sagt mit vollem Recht: „Wer länger als sieben Stunden schläft, magt sein Zeit zu einem Theile einer Menge Straubenten.“ Es ist Arbeit, am Morgenhale nachholen zu wollen, was man am Mitternachtschlaf veräumt hat; wenn man einmal nach einem Balle oder Souper erst nach Mitternacht, oder nach durchwachte Nacht, gegen Morgen den Schlaf sucht, so wird bei einem nicht zufälligen oder nicht bereits leidenden Menschen diese Ausnahme keinen weiteren Nachschlaf haben, was aber immer, auch bei den gesündesten und jahesten Menschen, trotz der ausgleichenden Nacht der Gewohnheit, nachtheilig wird, wenn das mitternächliche Wachen und Aufleben bei Nachtig zur Lebensordnung gemacht wird. Die schlafende Blasse des Gesichts und der schlechte Teint der nächst lebenden Bef- und Balbassen sind bereits redende Zeugen einer inneren Krankheit des Aufwachens, und wie man die Geheimnisse der modernen Gesellschaft, welche die Nacht lebt und am Morgen schläft, hier nicht enthüllen; an Krankheiten aller Art stellt es sich, die so lange unter Kollateralkrankheiten und Schminke verdeckt werden, bis sie die Perle erschöpfen hinter die Bühne der Gesellschaft treten. 2) Sobald nach des Morgens Erwachen, soll man schnell das Lager verlassen, nicht wachend oder in einem sich leicht einstellenden Halbchlummer noch bezaglich liegen bleiben, was so angenehm und verlockend wird, wenn das Bett warm, die Luft kalt ist. Ein alter Spruchwort sagt: Wenn Du erwachst, so wachst gleich das eine Bein aus dem Bett und hole es mit dem anderen wieder. Diese Schlafregel hat auch keine physiologisch-moralischen Gründe, die bei Kindern und jungen Leuten wohl zu berücksichtigen sind. Das wache Liegen nach dem Nachschlaf bringt immer Unstimmigkeit nach dem Gehirn und veranlassen Kückenwache (Kückenwache) welche derselben, der innerlich der Schlaföffnung liegt) hervor, und damit auch nach den Gehirnsorganen. Das zur Stimmungen und Erregungen bei beiden Gehirnsorganen hier eintreten können und werden in unglücklichen Fällen die Lebenskraft und das Sittlichkeitsgefühl schwächen, wollen wir hier nicht den Namen nennen, vermeiden aber Fehler und Exzesse aus das von uns für den bürgerlichen Verbrauch der Familien gedruckte „Anleitung der Gesundheitslehre für Leib und Seele“ (Leipzig, bei Hammer), wo man Band II. pag. 122 und 160 das Niederbegehre finden wird. — Irzt im Liegen bleiben nach dem Erwachen am Morgen wieder ein späteres Schlummer ein, der gewöhnlich mit wachstümlichen oder bezaglichen Träumen begleitet ist, dann erwacht man in der Regel mit innerem Rausch, Kopfdruck, Trägheit und Unlust und entbehrt des angenehmen Gefühls der Erregung. Sogenannte „nervöse“ Personen schlafen ganz, da sie des Abends erst recht munter und wohl werden und wegen Wanzels an Schlafbedürfnis erst sehr spät zu Bett gehen, in der



Die Festungsküsten. (1867)



Das neue Museum und die Kunstschule in Weimar. Originalzeichnung von U. v. Zister. (S. 640.)

Sir Walter Raleigh als Liebender.

Erzählung aus dem Hofleben Elisabeth's

Friedrich Wodenstedt.

(Schluß.)

Er zeigte sich der Königin immer bei guter Laune; sie schrieb das dem Zauber ihrer eigenen Person zu, und war zufrieden mit ihm als je. Eliza hatte einen schweren Stand, denn der Uebergang von der Jungfrau zur Frau kleidet schärferen Augen nicht leicht unbemerkt. Schon daß sie sich als Frau fühlte, und sich doch immer Miß Throgmorton nennen lassen mußte, war für ihr aller Unwohlsein abgethan. Sein Gemüth keine leichte Prüfung. In den ersten Tagen bekam sie immer Herzklopfen, so oft sich ein Auge auf sie richtete; erst nach und nach gewann sie wieder einige Sicherheit; aber sie schloß sich doch jedesmal, wenn sie ihr Zimmer betrat, wie von einer schweren Würde befreit. Um so störender waren ihr dann, wo sie der Einsamkeit, oder der Gegenwart Sir Walter's bedurfte, um wieder Kraft zu gewinnen zu den Verpflichtungen ihres Hofberufs. Die jetzt häufiger werdenden Besuche Mary's, welche imwillethum genauere Bekanntschaft mit Graf Essex gemacht hatte, der sie nicht allein häufig bei der alten Lady Walsingham, sondern auch sogar im Palaste, bei einer in seinem Saale stehenden Kammerfrau, die sich ihr bei scheinbar zufälliger Begegnung mißlich und angenehm gemacht, und sie dann zu sich eingeladen hatte. Ebenso zufällig war dann Essex dazu gekommen mit einem Auftrage der Königin, und er schien vor Staunen ganz außer sich zu sein. Miß Mary da zu finden, die er denn auch mit so überaus harter Rücksicht behandelte, daß er sie über seine eigentlichen Zwecke vollkommen insdachte. Er blieb nur ein paar Minuten, da ihn, wie er sagte, Diensthäfte wieder forttrieben.

„Der liebe, gute Graf!“ sagte die Kammerfrau, als er das Zimmer verlassen hatte; „ich kenne ihn von Kindesbeinen an, und bin heute noch ebenso vernarrt in ihn, als da er mir auf dem Saale spielte. Ein bester Herr als das seine habe ich nie gefunden! Ihm hätte damals gedacht, daß er einst der gefürchtete Mann Englands werden würde! Ich sehe ihn noch lebhaftig vor mir, wie er als kleiner, wilder Junge an mir herumtrabte, an meinem Kleide zerrte, mich poschte und mich kniff, und mich sogar einmal in's Auge biß, als ich böse auf ihn war, weil er's zu arg getrieben hatte. Sie müssen nämlich wissen, daß ich selbst im Hause meines Vaters, des seligen Grafen Essex, groß geworden bin: meine Mutter stand schon dort im Dienst. Ja, die Zeit vergeht rasch, meine liebe Miß Mary! Später brachte mich dann der selige Graf Leicester in den Dienst Ihrer Majestät. Das war auch ein schöner Mann; aber Graf Essex ist doch noch schöner, und auch besser, ein wahres Engelsgemüth.“

Es war ihm so leichtes Spiel mit Mary, als sie sein Herz wenig beunruhigte: der Zauber ihrer Augen hatte nicht lange auf ihn gewirkt; sie war ihm nicht mehr jung und hübsch genug, um sich ernsthaft in sie zu verlieben. So kostete es ihn denn seine große Liebeswunde, sie als Werkzeug zu andern Zwecken bloß mit rücksichtsloser Brändlichkeit zu behandeln; aber je rücksichtsloser er gegen sie war, desto mehr verlebte sie sich in ihn, und er war nicht der Mann, ihm entgegenkommende Gefahren zu meiden. Aber vor Allem mußte sein Zweck, Raleigh zu kürzen, erreicht werden, und dazu mußte ihm Mary die Fäden in die Hände spielen.

Er wußte sie zu überzeugen, daß er es eigentlich mit Raleigh immer sehr gut gemeint habe, aber von diesem ganz verkannt, bei der Königin verdammt und verdrängt worden sei.

So war denn Eliza nicht wenig erstaunt, als Mary ihr eines Tages ganz begeistert von Essex redete, wie sie ihn früher falsch beurtheilt und erst jetzt recht kennen gelernt habe, wie er es im Grunde seines Herzens so gut mit Sir Walter meinte, dieser aber ihn ganz verkenne und als Feind behandle.

Es war seinerseits sehr erfreut, von Mary zu erfahren, daß sie in der letzten Zeit jedesmal, wenn sie Miß Throgmorton besuchte, Sir Walter bei ihr getroffen, der sich aber immer unter irgend einem Vorwande bald wieder entfernte habe. Aus untrüglichen Zeichen wollte sie erkennen, daß zwischen den Beiden ein enger Liebesverhältnis bestehe. Dessen galt es nun weiter nachzuforschen. Die dienstthuende Jungfer der Kammerfrau war eine Schwester der dienstthuenden Jungfer der Miß Throgmorton. Jane, so hieß die Jungfer der Letztern, war ihrer Herrin sehr zugethan; es hielt schwer, etwas aus ihr herauszubringen, aber durch Drohungen und goldene

Verheißungen gelang es endlich doch, von ihr zu erfahren, daß Sir Walter sehr häufig auch spät Abends noch zu ihrer Herrin komme. Dicht wurde Mary wohlwollend beschwiegen; sie hatte den Schlüssel zu dem Geheimniß geöffnet, und das Uebrige besorgte Essex mit Hilfe der Kammerfrau selbst.

Sir Walter ahnte nichts von dem Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Er suchte die Belohnung seines zu beschwichtigen und sann mit ihr auf Mittel, den häufigen Besuchen Mary's Schranken zu setzen; eines Verraths hielt er sie nicht für fähig.

Er sah die beiden Liebenden bis spät in die Nacht hinein in erster, traulicher Unterhaltung. Sie ließ sich so gern von ihm belehren, hörte ihn so gern sprechen, und kniete dann am liebsten vor ihm nieder, ihre Arme an seine Knie stützend und ihm in's männliche Antlitz schauend, während ihm ihre wunderbar schönen, tiefblauen Augen eine unersättliche Quelle der Begeisterung waren. Zutwischen ließ er sich auch bewegen, ihr aus seinen früheren Gedichten vorzulesen, wobei er sich dann jedesmal über ihr gesundes und eifriges Urtheil freute, und die seine, immer zutreffende Art ihres Ausdrucks. Sie schmeichelte ihm niemals, alles sie schmeichelte, was sie nicht loben konnte. Seine früheren Liebesgedichte gefielen ihr weniger als seine Betrachtungen und Epigramme, und sie schloß daraus gern, daß er eben mehr gedacht als geliebt habe. Wenn er nicht bei ihr war, unterhielt sie sich mit ihm durch das Lesen seiner Angelegenheiten, immer die Feder in der Hand, um von den vielen darin verstreuten Sprüchworten diejenigen aufzuschreiben, welche ihr am besten gefielen. Dazu gehörten besonders solche Verse, deren formiger Inhalt durch ihre eigene Erklärung belebt wurde. Am meisten schätzte sie ein Lagerbuch, welches noch aus der Zeit von Sir Walter's erstem Aufenthalt am Hofe Elisabeth's datirte, wo sein Gerächtniß und seine Liebeszeitung noch mit Diamantenschnitten die trübsamen Wege seiner schmückenden Hofgenossen durchschnitt, und ihm eine Menge Widerwärtigkeiten zuzug, die erst mit seiner Verbannung erblühten. Seitdem war er vorsichtiger geworden, allein Eliza gefielen die ehemaligen poetischen Ausbrüche seines Jammers und Wehens, und sie stellte eine kleine Auswahl davon zusammen unter dem von ihr selbst gewählten Titel:

Die Hofregeln des Sir Walter Raleigh.

1. Was die Gräfin der Königin Frauen,
Vor der Königin bei ihr ist,
Tritt Du ihm Heil dar.
Gut Dir's wählst Du an Hofe.
2. Nicht Du hast's nicht erwidern,
Es ist ein Zeichen sein
Gefühls und Willens kleinen
Spielens immer unterlein.
3. Durch alle Gänge, die man Dir brüt,
Nicht Du bei Hofe nicht werden —
So wachst nicht man die Hand Dir leut,
Und morgen leitet man Sie den Hasen.
4. Nicht nicht, der nicht, ich beschließen,
Und wo möglich sei auch thum.
Tum ist Thum's Willens
Nicht ist's ganz richtig um.
5. Wenn Schicksal bei Hofe wand're,
Nicht Du geh, so soll's nicht sein —
Nur nicht durch Du als Andre
Geführ hast Du nicht sein.
6. Von einem: wer auch mit Dir spricht,
Nicht Du soll's nicht, sage nicht,
Nicht es soll nicht den Hals Dir bricht.
Nur nicht, liebes, hübsch, glaub,
Bei Hofe nicht man sich's nicht erlauben.
7. Wenn Gräfin ist, sie zu beklagen
(Dann nicht weiter nicht ist's nicht).
Dann nicht es gilt, nicht zu beklagen,
So nicht's nicht zu sein nie möglich.

Diese Verse gelangten in geheimnißvoller Weise in die Hände Elisabeth's, ohne daß jedoch der heimliche Vermittler seine schlimme Absicht dabei erreicht hätte, denn die Königin hatte Geist genug, darüber zu lachen und zu finden, daß Sir Walter Grund genug gehabt habe, so zu schreiben.

10.

Bei einer großen Tafel, welche nach damaliger Sitte öffentlich gehalten wurde, d. h. unter Belassung von Zuschauern, hatte Miß Thorton, die hübsche, stumpfsichtige Hofdame, die Sir Walter nicht verzeihen konnte, daß er ihre freundlichen Winke so wenig verstanden, in hohem Grade die Unzufriedenheit der Königin erregt. Zwischen dem jungen Grafen Southampton und Essex stand, die

sich sehr angelegentlich mit ihr unterhielten, hatte sie sich von ihrem lebhaften Temperament etwas zu sehr hineinsetzen lassen, und einigermaßen ausfallend mit dem Grafen Southampton verfahren. Die Königin ließ sie nach aufgehobener Tafel in ihre Kammer kommen und stellte sie scharf zur Rede, hervorhebend, daß ein solches Sichgehenlassen doppelt unschuldig sei vor den Augen fremder Zuschauer. „Sie wissen, meine liebe Miß Thorton,“ schloß die Königin ihre strenge Vermaahnung in etwas milderem Tone, als sie bemerkte, daß ihr die Thränen in den Augen standen. „Sie wissen, im engeren Kreise nicht ich es nicht so genau, aber was soll man in London von dem am Hofe herrschenden Sitte denken, wenn dergleichen öffentlich geschieht?“

Miß Thorton erwiderte schluchzend: „Ich bitte unterthänig um Verzeihung, Majestät, es soll gewiß nicht wieder geschehen; allein ich darf behaupten, daß ich nichts Böses dabei im Sinne gehabt habe.“ „Dahon bin ich überzeugt,“ warf die Königin beruhigend ein.

„Ich glaube,“ fuhr Miß Thorton fort, „daß man sich öffentlich eher gehen lassen dürfe, als heimlich, da, was unter vier Augen geschieht, wenn es zufällig belauscht wird, doch leichter zu schämigen Vermuthungen Anlaß gibt, als was man unbedungen vor Aller Augen thut.“

„Man darf so wenig unter vier Augen etwas thun, was die Sitte verletzt, als vor den Augen Anderer,“ bemerkte die Königin streng.

„Ich bin heute unvorsichtig gewesen,“ gab Miß Thorton wieder an, „aber ich habe in der That nie geglaubt, die Sitte zu verletzen, weder öffentlich noch heimlich, wie andere Leute,“ fuhr sie etwas leiser und gedehnt fort, „welche trotzdem im besten Falle der Einsamkeit bei Eurer Majestät stehen.“

„Was soll das heißen?“ fragte die Königin streng; „ich liebe solche zweideutigen Bemerkungen nicht; bei mir steht Keiner im Hofe der Einsamkeit, wer es nicht verdient.“

Miß Thorton senkte den Blick zu Boden. „Ich will Antwort haben!“ herrschte die Königin sie an.

„Ich wollte, ich könnte zurechnen, was ich gesagt habe,“ erwiderte die Hofdame, „ich möchte Miß Throgmorton nicht verdrängen.“

„Das würde Ihnen auch nie gelingen bei mir!“

„Ich hatte eben verzeiht, daß, weil Miß Throgmorton so hoch in Ansehen steht bei Eurer Majestät, sie sich auch mehr erlauben darf als wir.“

„Was hat sie sich je erlaubt, das nicht im Einklang mit der guten Sitte wäre?“

„Nun, z. B. Nachts Herren bei sich zu empfangen. Ich bin überzeugt, daß sie nichts Böses dabei denkt oder gar that, allein es gibt doch Anlaß zu Gerüchten bei der Dienerschaft, und ich wundere mich, daß Eurer Majestät noch nichts davon zu Ohren gekommen ist.“

„Können Sie beweisen, was Sie sagen?“ fragte Eliza.

„Insofern das einsinnige Zeugniß der ganzen Dienerschaft als Beweis gilt — ja! Ich selbst habe freilich Sir Walter nie in nächtlicher Stunde zu der tugendhaften Miß Throgmorton sprechen sehen.“

„Sir Walter?“ fuhr die Königin auf, wie von einem ungeheuren Schmerz getroffen.

„Sir Walter Raleigh,“ erwiderte die Hofdame gelassen.

„Das ist unmöglich! — Weiß Graf Essex davon?“

„Seit Längem. Alle Welt weiß davon; man spricht davon in der Stadt, in Gesellschaften, sogar im Theater, wie ich höre.“

„Ist wurde Essex von Ihrer Majestät in's Verhör genommen.“

„Warum haben Sie mir nichts von dem Skandal zwischen Raleigh und Miß Throgmorton gesagt?“

„Ich! Ich weiß von keinem Skandal. Ich weiß nur, wie alle Welt, daß Sir Walter einen Theil seiner Nachtrache der schönen Miß Throgmorton, dem Aupais, der halden Malkame Eurer Majestät zu opfern pflegt, und da Miß Throgmorton nach der Ansicht meiner gütigsten Giebtlerin in Außerbild weiblicher Tugend ist, so habe ich nichts Böses darin gefunden, daß sie Nachts Sir Walter bei sich empfängt, der wir ja ebenfalls von Eurer Majestät als ein Muster von Tugend gepriesen wurde.“

„Graf Essex, Ihr Kopf steht auf dem Spiele, wenn Sie mich hintergehen! Hat Miß Throgmorton wirklich in nächtlicher Stunde Sir Walter bei sich empfangen?“

„Ja; ich habe ihn selbst, bei spätem Nachhausekommen, ein paar Mal in ihre Gemächer treten sehen.“

„Die Giebtlerin! Und ich hielt sie für so unschuldig!“ rief die Königin mit von Schmerz und Zorn bewegter Stimme.

„Sie ist auch gewiß unschuldig, ebenso wie er,“ entgegnete Essex ruhig; „Verliebten gilt Alles für unschuldig, was sie sich erlauben. Uebigens werden Eure Majestät mir das Zeugniß geben, daß ich nicht den Anlaß gemacht habe. Ich hätte mich, ohne ausdrücklichen Befehl



Bei dem Sturz von Sibirien (Museum, 2. 617.)

einigen tausend Jahren konnte der Herrscher Egyptens die „Ansehenden“ nicht erreichen und Mann und Maus gingen in der Masse und Baues der Wogen zu Grunde. Nun konnte Haros's Erbe einen Theil behen hier einlassen, was damals einziehen und nicht bezahlt wurde.

Egyptische Namen, egyptische Offiziere und selbst egyptische Prinzen waren bei uns bisher lister Gelehrten; letzteren wurden sogar Schatzkammern geheilt und die Augen geöffnet. Ein egyptischer Beherrschter kammt Sohn ist eine total neue Erscheinung, um so mehr, da Beide im besten Wohl-

befinden sind und von Offenbach's „Vergessen Gerechtigkeit“ an der Wien zu Offenbach's „Tote“ an der Donau (im Stadttheater) führen. Hier haben wir wieder einen Zug, daß der Kaiserliche Pharos's einen Sohn Israels nachsagt, von welchem bekannt ist, daß er bedeutendes Vermögen gemacht und manches fremde Völkchen glücklichlich.

Wir wollen uns nicht zu sehr in politisch-mysteriöse Kombinationen einlassen und vergischen auf die egyptischen Kabinets-Ministrade. So viel ist höher: wie zu Moskau's letzten Egypten durch die Weltertage sehr lebhaft bewegt

wurde, so auch gerade jetzt, und der Suezkanal soll die egyptische Ursache, wenigstens der dahmende Weg zur Reise sein. Der Suezkanal hat alle Ehren eines regierenden Souveräns erhalten. Die üblichen Gesellschaften fanden ihm zu Ehren statt. Und das Publikum erwies ihm höchlich die größten Aufmerksamkeiten, indem es sich maßlos bedante, wo er erblieb. Nichts konnte die Aufmerksamkeit des egyptischen Herrn so fesseln, als die Wiener „Galanterie-Akademie“. Zu dazartigen Gaben brachte er Stundenlange zu und machte den Eigenthümern pyramidale Reklame. Es

Haar- und Bartstudien deutscher Krieger.

Originalzeichnungen und Verse von A. v. G.

II.



In der Kantsche's alten Zeiten
Viel man gar die Köpfe kreuzen;
Aber Vögel — hat dich dich an —
Seyte man gar kreuzig — und an.



Nur den Spanien kam die Mode:
Lange Haare, nicht kommode;
Nur den Reichthum trug jeder,
Der als Krieger sog dem Vater.



Doch der Deutsche gerne neigt sich
Nurken Wieden, damit jetzt ich
In dem kaiserlichen Verstand,
Die den letzten Schicksal drücken.



Da greift eine harte Hand ein,
Nur das alte Haar in Hand ein,
Nur das alte Haar in Hand ein,
So was war nicht nie greifen.

ist jedenfalls bemerkenswerth, daß die Herrscher des Orients nicht mehr die Kunstwerke mit den edlen Edelsteinen aufsuchen, sondern in's besorgene Zeitalter zurückgehen und die Länder des Mittelalters keineswegs mehr mit den wahren Schätzen, sondern nur den Imitationen des Abendlandes füllen, die sie zudem noch haare bezahlen. Wie manche Verle des Haros's wird für oft halten und mit dem wahren Verle des Haros's belohnen, was wir als falsch verstehen.

Der Suezkanal, welcher alle ägyptischen Episteln be-
suchte, sollte auch die Vögel befallen. Wir wissen nicht,
warde der Reichthum mittelst Affen hindangehalten, oder hat
der panische Schreck die Vermuthung zuge gemacht, daß an
jemem Tage kein echter Vorhänger zu sehen sein werde; —
genug, dieses offizielle Wiedersehen nach so langen Jahren
wurde nicht zur Ausführung gebracht.

In dieser Zeit waren nicht nur solche hohe Götter, son-
dern diese Großstadt nimmt wie alle anderen von Frem-
den hässlicher Köstlichkeiten. Die Bewohner der Städte
schicken einen Vertrag zwischen und mit den Landbesit-
zern abgeschlossen zu haben. Marx räumt, der Fremden
die Wege. Der eine Theil zieht sich zurück, der andere
zieht ein. Waismander und Waismander vermöchten sie
es nicht gut auszuhalten. Die Waismander reiben sich die
Hände, die Welt, die ganze sich deckende und reichende Welt
gehört ihnen, der Fremden, zu und Durdung ist außer-
ordentlich, er mehet sich von Jahr zu Jahr und ist heute
zu einer enormen Höhe gestiegen.

Wien wird zu einem Weltkulturstudium und verdient die,
ja es wird von Jahr zu Jahr noch mehr Berechtigung zu
diesem Titel erlangen.

Ein gut Stück Wien, viel Charakteristisches hat sich
verabschiedet. Man verspricht sich gegenständig Feinde, so-
wie während des Winters in der nächsten Strafe, wäh-
rend des Sommers für ein halbes hundert Meilen weit
und darüber. Viele öffentliche Schauspiele sind geschlossen.
Der Reichthum, das Wohlstandstheater in erster Linie; dann
auch die große Kunstausstellung. Man verspricht mir, daß
ich der Darsteller im Unterhand; und die auf der Bühne
im Zusammenhang genannt. Aber es läßt sich eine Ge-
meinschaft nicht vorstellen, und wir wählten in der That
manchen Kommodanten zu nennen, der auf Götterrollen in's
Land, oder zum Ausruhen von den angriffenden Rollen
geht. — Die Ausstellung im Kunsttheater hat die schön-
sten Resultate gebracht. Wozu haben die Künstler bereits
ihre Budget für das ganze Jahr damit gebett. Ferner

Beilage: Der Tag und der Herr

№. 39.

Stuttgart, Juni 1869.

XI. Jahrgang.

Die pariser Theater.

Paris besitzt gegenwärtig über dreißig Theater, in denen nach einer ungefähren Berechnung alljährlich bei 25,000 Menschen versammelt sein mögen. Wenn man weiß, mit welcher Leidenschaft die Pariser das Theater lieben, wie innig die Bindung des Pariser mit dem Theater, den Sitten, den Geistesrichtungen der Pariser verbunden ist, so muß man sich die Frage stellen: durch welche Mittel will das pariser Theater so mächtig auf die Bewohner ein? liegt es in der Darstellung, das Herz, das Gemüth auf, oder ist es nur ein Reizmittel zum Lachen? Es ist schwierig, diese Frage zu beantworten. Die Pariser, die über einen gelungenen Witz sich toll lachen, denen Voltaire und Molière alle kühnen Tauschungen der Gegenwart vorzuziehen können, stehen über von Herz und Enthusiasmus, wenn ein Stück voll patriotischer Gedanken, ein Gemälde des Seelenkampfes vor ihren Augen aufgerollt wird. Dem Fremden sind die pariser Theater der Ort, wo er die verschiedensten Nuancen des französischen Lebens und Wesens am besten studieren kann. Bei allen Bühnen, vom kleinlichsten „Theater français“ an bis zur edelsten Hofbühne, wo der Arbeiter für einige Sous zweideutige Witze zu hören und sehr leidenschaftliche Überreden zu sehen kriegt, treten Figuren auf, die viel Ähnlichkeit mit den Pariser haben. So man und in den Salons einführt und die Intrigen der „salon society“ entwirrt, oder ob man sich die gute Bürgerlichkeit in ihrer wahren Abgeschlossenheit verpöbelt: es ist immer ein Stück von jenem pariser Leben, das man pfeifen, beschreiben, feiern möchte und das einem unter den Händen wegsinkt.

Seitdem Hausmanns eigener Finger das alte Paris weggewischt und somit auch den Mythen Fugen zu Ende gemacht hat, seitdem die wilde Phantasie Alexander Dumas eingeschlagen ist, steht aus der Romanliteratur Alles, was die Kriminalfälle der alten und neuen Zeit Abentheuerliches und Unnatürliches aufweisen. Man könnte in Paul Féval, der vor Augen zum Meister der Kriminalroman wurde, in Victorien de Tressan, der täglich seinen Roman zu schreiben scheint, in Emil Gaboriau, dem Romaner des „Vest Journal“, eine ganze Theorie über Willkür und andere tolle Sachen, wie man einen Roman um's Leben bringen kann, herausfinden. Das Publikum verachtet diese stausigen Geschichten mit wachem Verstand. Kein Wunder, wenn ein sonst talentvoller Theaterdichter, Jules, den Versuch wagte, diese falsche Richtung auf die Bühne zu bringen. In seinem „Drame de la rue de la pain“, mit großem Erfolg im Cénacle gegeben, sah eine junge Frau, deren Mann auf geheimnisvolle Weise erdolcht worden war, jenseits aller Tage nach dem Spüren eines Mörders. Von einem gewissen Polizeimann geleitet, der ihn einen eleganten jungen Mann, welcher durch seine äußere Erscheinung ein gewisses Ansehen erregte, als den Mörder bezeichnet, ließ sich die junge Witwe dazu verstehen, unter fremden Namen den Verdächtigen an sich zu fesseln und ihm so das Geheimnis zu entlocken. Das Mittel ist gelöst. Die trauernde, rachsüchtige Frau verliert sich bei der ersten Zusammenkunft in den Wäldern; die Verlesungen des Agenten sind unnütz, er kann nicht schuldig sein, denn ich liebe ihn“, sagt der Mann. Man hält den Mörder den Tod, wodurch sein Opfer getötet, vor die Augen; sein todähnliches Kuch hat der unglücklichen Frau mehr, als sie wissen möchte. Nach einem vollständigen Befehrmäßig erdolcht sich der Schallge nach ihren Augen. Diese tragischen Jage bilden aber nicht das Spannende des Stückes. Der Dichter hat in mehr als dreißig Jahren, in die schwarzen Verhältnisse, blaße Figuren der rachsüchtigen Frau, in das unruhige Gewissen des Mörders einen unheimlichen Ton gelegt, der die Zuschauer mit kaltem Schauer packt.

Im „Comptoir de Lyons“, dem eine wahre Geschichte zu Grunde liegt, gibt man den Kriminalroman eine noch anschaulichere Gestaltung. Da treten Epigonen auf, die eine Vögel anfallen, den Besten tödten, die Kasse plündern. Ein ehrenwerter, reicher Bürger, der viel Bekanntheit mit einem der Mörder hat, wird angeklagt, zum Tode verurteilt; der Dichter hat große Zeit, dem Publikum das Schauspiel einer Verurteilung darzubieten. Wie das unheimliche Opfer das Mordgericht erregt, fällt glühender Wille der Vorladung. Ein Mensch, der einige Anlagen zum Epigonen besitzt, kann sich durch dieses Stück vortrefflich unterrichten; es fehlt nicht der geringste Wink zur Vollführung einer verbrecherischen That. Vor einigen Wochen sah ein Mann, der einen Anderen auf launigste Weise geliebt hatte, vor dem Gerichtshofe. Seine Antworten und Gebarden, das Spiel seiner Gesichtszüge bewiesen, daß er einen berühmten Schauspieler, der eine Kauterolle im „Comptoir de Lyons“ gab, spielen gelassen und mit Erfolg nachgemacht hatte.

Nur Spectakelstücke im großen Maßstabe dient das „Châtelet“, das sich den Titel „Kaiserliches Theater“ bei-

legt. „Theoboros“, mit einer ungläublichen Dekoration in Szene gesetzt, wurde lange, aber nicht mit besonderem Erfolge gespielt. Das Stück stellt das tragische Ende des oberflächlichen Fürsten dar. Die dramatische Kunst ist hier aber nichts, Alles muß sich der Senerie anpassen. Eine englische Kaiserin hat in Wagbala gelandet; Theoboros, den uns der Dichter mit den Farben eines antiken Helden anstreichen möchte, amüsiert sich damit, diese unglückliche Familie auf alle erdenkliche Weise zu quälen. Eine Tochter des Kaisers scheint ihm besonders in die Augen zu fallen. Es gibt nichts Vagabundischeres, als die Subtanz und die philosophischen Monologe des blutigen Fürsten. Das Ding cabilt mit der Ermüdung von Wagbala, wobei die Akteure einander die Gewichte blindlings in's Gesicht werfen. Ich erinnere mich, daß eine Schauspielerin, die sich in's Feuer wagte, einen Schuß in die Seite erhielt. — Daraus kam Alexander Dumas mit „les blancs et les noirs“, einer Geschichte aus der französischen Revolutionzeit, die der Dichter aber nur zu mühsam nachahmen ausgerechnet hat. Dumas ist oft, die angeborene Inspiration, die ihn einst zu einer literarischen Unsterblichkeit brachte, die ihm jetzt nicht fehlt, ist verfliegen. Wie in allen seinen Werken, sucht er auch hier den Geschmack des Publikums zu treffen; er, der nie einen ernsthaften Gedanken, eine gewaltige Gegenüberstellung besitzt, hält hier patriotische Reden, schwärmt über die Deutschen, besonders über die Preußen, welche er in einem Treffer vor den Augen der Zuschauer kühn schlagen läßt. Auch diesen Anspielungen, die gegenwärtig in französischen Kreisen sehr selten sind, bleibt das Publikum kalt, man sieht zu deutlich, daß man ein Schauspiel vor sich hat, dem einige erfolgreiche Strichen nicht aus der Reihe zu helfen vermögen. Jedenfalls gewöhnt sich das Publikum daran, Schwächen mit festem Auge und unter Herablassungen anzuschauen.

Francia'scher Geist, pariser Erblichkeit, pariser Anstand und Kuchlichkeit, verbunden mit einer oft ständigen Fälschung des pariser Lebens, sind in der Romäne und dem Boulevard zu finden; hierin scheint sich die Anzahl aus. Balzac und in neuester Zeit Flaubert haben dem phantastischen Treiben der Romanovschreiber gegenüber einen Maßstab auf das wirkliche Leben angesetzt. Man weiß, wie Balzac, dieses bizzarre, in realistischen Zeichnungen so fuhre Genre, der vornehmen Dancemwelt des Schlier vom Gekühle ist, wie er die Korruption bis in die geheimsten Winkel verfolgt. Alexander Dumas Sohn, die Feilheit und teilweise auch das Talent seines Vaters theilend, betrat den wackeligen Weg auf der Bühne, freilich, nach seiner Behauptung, mit großen moralischen Absichten. Er hat eine Reihe von Stücken geschrieben, wozin er die Courtisane wieder in die menschliche Gesellschaft einführen möchte. In einer Vorrede zu seinen Werken, wozin er seinen Vater die erste Persönlichkeit Europas bezieht, sagt er den Männern, die Erbgang der „Demi-monde“ sei ihre Schuld; wenn man so fortfährt, werde die Gesellschaft bald einer allgemeinen Prostitution entgegenstehen. Leider dienen seine Stücke gerade dazu, dieses Ziel zu erreichen. Seine weiblichen Weisen enthalten einen Lurda, eine moralische Verabredung, einen Reizkamm von Konventionen, das männliche Geschlecht an sich zu ziehen, ihre Gräuel, ihre Reden, die Mordrauschen sind mit so fern begabtem Portrat beglückt, daß der Zuschauerinnen diese verrückte Kunstbahn ruhig folgen vorzukommen muß. Doch seine Schilderungen sind nicht so sehr vorzukommen, wie aus Vögel stehen, thut nichts zur Sache, im Gegentheil, das erhöht noch den Reiz. Die Darstellung solcher Situationen ist durch ihn zur Mode geworden; es ist launig, wie weit hinein die Verfalltheater gehen. Wo man sich aber in den Schranken des Hofmanns hält, ist die Moralität aufrecht unterhalten und für den Fremden sehr lehrreich. „Les intimes“, im Theater Clap 30mal zur Auführung gebracht, weig und Männer, die ihr Leben nach dem Beispiel vieler Porlier in süßen Nüchternheiten zubringen, die aber Alles laden, das Vergnügen lieben und die Männer werden. Die Ehe ist eine Fälschung ihres Sweetes. Viele unzählige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft bekehren sich an Ende, d. h. sie verheirathen sich. Eine gewisse bürgerliche Gutmüthigkeit herrscht in diesem Stück; man lacht sich herzlich laut und die Nahrung ist durch Deklamationen im Nachhinein gelockt; Beweis, daß die Pariser zuweilen auch sentimentale Anwendungen kriegen.

Großen Erfolg erhielten im Theater français „Les sans menages“ von Vallières, Schmelzerjohn des einflussreichen Redaktors der „Lettre des deux mondes“. Dieses Stück legt die Hand auf eine sehr wichtige Stelle der pariser Gesellschaft. Ein junger Mann soll sich nach dem Wunsche seiner der Kutsche angehörigen Mutter mit einer reichen Tochter verheirathen. Leider befindet der Jüngling seit langer Zeit das heimliche Stücken einer Quinze; das ist in Paris nichts Aufsehendes, die Szene des Abends kennen das. Was der Sache aber einen ernsthaften Anstrich gibt,

ist der sehr Unbilligkeit des Jünglings, das Mädchen zu heirathen. Die Mutter geräth außer sich, läßt sich jedoch dazu verstehen, die Arbeiterin in ihre Hand aufzunehmen, sie soll eine Probezeit bestehen. Allen der stolze Frau behandelte das arme Mädchen mit so starrer Härte, die weit das Talons wird dieser so schmal, daß sie das Haus verläßt, nachdem sie ihrem Geliebten einen herrzerreichen Abschiedsbrief geschrieben. Der Dichter hat nun ein kömischeres Problem vor sich: welche von beiden wird der Sohn betraden? Keine, so schickt das Stück, das von mühsigen, geistreichen und herzlich rührenden Szenen angefüllt ist. Der Seelenkampf der Arbeiterin ist mit hinreichenden Farben dargestellt. Die vornehmen pariser Schme, welche so oft in das Dasein der Arbeiterinnen einen tiefen Raum hineinpielen, um es nachher schonungslos zu zertrüßeln, dürfen hier ein warnendes Beispiel nehmen.

Octave Feuillet, ein reichbegabter Dichter, welcher der romantischen Schule die Eleganz der Form und die Frische der Bilder, dem Leben die Hauptquelle seiner Schöpfungen entnimmt, steht in „Julie“, im gleichen Theater zur Auführung gebracht, auf dem nämlichen Boden, nur ist die Satyre, statt gegen die blaßte junge Welt, gegen die Männer und ihre Materialienwirtschaft gerichtet. Julie liebt ihren Mann, eine ziemlich seltsame Erscheinung in Paris. Allein dieser erfüllt einem Freunde, der ihm Vorwürfe über sein vernachlässigendes Benehmen gegen seine Frau macht. Je mehr Marthe ein Mann habe, desto freier sei ihm seine Frau; sie hat mit einer einzigen Frau zufrieden stellen, bei Arbeit und keinen Verkehr zusammen. So acht denn dieser sarkastische Witz so weit, daß er seine Materialien seiner Gattin verleiht; er weiß dabei nicht, wie der arme Mann das Herz bricht. Sein Freund, Junge dieser Seelenkriegen, wird von einer leidenschaftlichen Liebe erfaßt; Julie, verachtet, bemerkt verlobt von ihrem Mann, hat nicht die Kraft, gegen diese Verlockung zu kämpfen. „Ich bin verloren!“ ruft sie nach einer neuen Demuthigung von Seite ihres Gatten aus. Das Stück nimmt ein tragisches Ende. Der Gatte entdeckt das Verbrechen, wird mitleidig, und um seine Frau den letzten Reiz bis auf die Reize leeren zu lassen, findet er ihr an, daß sein Freund auf einer Reise nach Genuen gestorben sei. In diesem Augenblick tritt der Todte auf. Wie daran, Julie steht mit einem Schrei zu Boden. „Du weißt, daß ich dich tödten werde“, sagt der Witz des Herringertraten. „Du weißt, daß sie tot ist.“ erwidert dieser in höchster Töne, einen Blick auf den entseelten Körper Juliens werfend.

Der Schluß der ständlichen Stücke war lange Zeit das Boulevard. Der gewaltige Herrscher Dankmann, sehr wenig zu sentimentalen Erregungen geneigt, hat dieses Theater abgelesen lassen; die Pariser werden aber diesen Ort, der eine so unpopuläre Nachbarschaft, nämlich die Börse hat, nie verlassen. Da trat am 2. Februar 1862 Alexander Dumas Sohn mit seiner „Dams aux camellias“ auf, der von Haus aus wegen seiner unaufrichtigen Szenen den Weg auf die Bühne verperrt hatte. Die Damen werden die mit ihren Thänen besetzten Blumensträuße dem Dichter vor die Füße, ein solcher Erfolg war noch nie gesehen worden. Seitdem man bemerkt hat, daß die Fälschung dieses Stückes eine gewisse Dürre ist, durch deren sentimentale Gefühle eine sehr realistische Welt verdrängt, und besonders seitdem Dumas die Unmöglichkeit begibt, zu geziehen, er habe die „Dams aux camellias“ in acht Tagen geschrieben, und zwar in der Absicht, sich von seinen trüben Stunden loszumachen, weiß man nicht, was man von den moralischen Absichten des Dichters denken soll. Bevor das Boulevard unter dem Hammer Hausmann's laut wurde, „Miß Hulton“ von Delol, der vor schon eben genannt, unter großen Anlaufe des weltlichen Schicksals geliebt. Die Geschichte dieses trübenden Stückes ist all: Ein Mann kommt in den Fall, zwei Frauen zu haben, was schon lauter genug klingt. Die Erste kommt nach einer langen Abwesenheit, während welcher ihr Mann eine zweite Gattin genommen, unter dem Namen einer Gouvernante wieder zurück, untermüht für ihr Dasein, innerlich vergerht von dem heißen Verlangen, ihre zwei Kinder zu sehen, zu umarmen, an ihr Herz zu drücken. Nach langem Kampfe unterliegt sie dem Sturme ihrer Gefühle; sie preßt die Kinder an ihr Herz, sie bietet sie mit heulender Stimme: „Nenn mich Mutter!“ Diese leidenschaftlichen Verlobungen erwecken den Verdacht der jungen Frau; bald sehen sich die beiden Frauen einander gegenüber stehen, Eifersucht, Haß, Hohn spielen aus ihren Mäulern. Wie wird sich der Mann aus dieser Geschichte ziehen? Er gibt seiner ersten Gemahlin zu verstehen, er sei so viel zufrieden mit der zweiten, daß er ihrer nicht mehr bedürfe, und so sieht denn der Zuschauer die Mutter gezeichneten Oergens das Haus verlassen; man ist dadurch nicht befriedigt mit diesem Schluß, deshalb tritt man sich im Foyer, wo das Publikum sitzt, Orangen ist und plaudert, mit malder Leidenschaft um diese „Miß Hulton“ herum. Ein Advocat



Anaben viel zu sehr liebten, um seinen Willen nun plötzlich zurückzuziehen. Nachdem er eine Weile unchlüssig gestanden, wandte er sich der Wohnung Meisters Gossin's zu. Vielleicht konnte ihm dieser Rathschluss geben.

Das Häuschen, in welchem der Leichenbegräber eine Stube bewohnte, lag an dem Friedhofe, auf den das Fenster des Meisters hinausging. Andre fand den Mann noch wach. Er rauchte im Weidenrauche, welcher die mit allerlei Geräth unordentlich angefüllte Stube erfüllte, eine Pfeife.

„Schau, das triffst sich gut,“ empfing er den Eintretenden; „sobald ich meine Pfeife“ ausgeraucht hat,“ war ich zu Dir gekommen. Es dauert am Sonntag immer länger, bis die Peul zu Bett find. — Es ist bei Karra's Alles aus.“

Andre erwidert: „Meister Gossin, ich habe heute Nachmittag den Herrn Warrer hingehen mit dem Weiser. Da bin ich später nachgegangen, und just wie die Sonnen-
emerging, war's mit dem Charles vorüber.“

„Die arme Madelaine!“ seufzte Andre.

„Ja, der Jammer war groß,“ sagte „-ster Gossin, indem er nicht anzudeute und von einem „diesel ein Paar halbfertige Hockschuhe polternd auf den Boden warf, damit sich Andre setzen konnte. „Ich hab' gleich das Grabdach genommen und verschlossen. Sie ja sagen, daß Du nicht mehr zu kommen brauchst.“

Andre blinnte niedergeschlagen und trauend in das Licht. Die Willenslosigkeit des Meisters, der Tod des Anaben und Madelaines Schmerz um ihn jagen durch seine Seele. Endlich sagte er leise: „Wie kann Einer helfen, wenn er den Menschen nicht kennt! Ich weiß in dem Inneren der Liebe Leid, aber wie ich den Menschen ausseht, davon weiß ich nichts. Wenn ich da hätte hineinschauen können, der Charles war' vielleicht nicht gestorben.“

„Da hast Du schon Recht, und ich hab's auch manchmal gedacht,“ versetzte der Alte. „Und ich soll' Dich auch fragen, was Du zu kriegen hast für Deine Kränke und Tränke.“

Andre empfand einen Stich in die Brust, und dann schloß ihm das Blut in die Wangen. „Was ich zu kriegen hab'!“ stammelte er endlich.

Meister Gossin nickte.

„Ich will nichts,“ murmelte Andre fast unverständlich. „Das ist eitel Noth,“ erwiderte sich der Leichenbegräber. „Sie kann jetzt schon zuhause, hat doch die Madelaine einen reichen Bräutigam.“

„Ich hab's nicht um's Geld gehen,“ entgegnete Andre düster.

„Doch nicht um der Lieb' willen?“ rief Meister Gossin mit einem heissen Lachen. „Den der Lieb' kann Einer nicht leben. Und jetzt hast Du's mit Deinem Glauben an die Liebe,“ fuhr er grämlich fort. „Wenn's die Lieb' thut, war' der Charles nicht todt. Es wird mehr geboren, als stirbt, das ist Alles.“

Andre seufzte tief auf. Er dachte an eine andere Liebe, als diejenige, welche der Alte im Sinne hatte. Dieser stand auf, als er keine Antwort erhielt, schloß den Riegel vor die Stubenthüre, und nachdem er einige Zeit in einer trübsinnigen Trübe gekramt hatte, hob er einen alten, eisernen Haken heraus, und steckte ihn auf den Tisch.

„Schau her!“ sagte er, und hob den Lappen auf, welcher das Gefäß bedeckte.

Andre trauete kaum seinen Augen. Silber blinnte ihm entgegen: der Haken war mit Frankenhalben gefüllt.

„Das kommt auch von der Lieb',“ Sie hat Hoff' gesetzt und daraus ist Silber aufgegangen.“ Lachte Meister Gossin, und nachdem er sich eine Weile an der sprichwörtlichen Ueberhöhung seines jungen Freundes gewandt hatte, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Das kommt von der Angel, welche der Wohlthät's Vater, den Louis Grubois, beim Treiben auf der Gemojagd traf. Der sie abwarf, verstand's Aeten besser, wie der Pierre le Roux. Freilich, hinterher hat' er gewünscht, seine Angel war' sehr gegangen.“

„Ein Wort!“ rief Andre erschrocken, und es blinnte ihm, der rathlose Lichtschein, der auf die Silberhülle fiel, wie ein Blitz.

„Ja, ja, die Welt ist kurios,“ sagte der Alte, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, und durch diese Bewegung den Hüt in den Nacken schob. „Aus der Lieb' kommt Unheil, und der Hoff' bringt Segen.“ Da war mein Vater, der Koiel Perigau,“ fuhr er fort, „und wie der Grubois todt war, da zerkelt' ich's wohl, daß nicht Alles war, wie es sein sollt. War ein lustiger Bursche, der Vater, und jetzt liegt er den Kopf hängen, und kam ganz von selbst. Es war ein Jammer. Da sagst' ich eines Abends zu ihm: — Du sagst' mir, wie Du jetzt — Vater, sagst' ich zu ihm, um besten ist's, Du gehst' ganz fort; der Teufel — Gott verzeih' mir's — kann kein Spiel haben, und es ist Dir selbst immer auf der Zung! Ja, wie er mich da ansah! Und wie er sah, daß ich weis, was es mit ihm stand, da sagst' er gar nichts. Aber die Hand hat er mir gegeben, und drei Tage darauf war er fort.“

„Und was haben sie denn mit einander gehabt, der Vater und der Grubois?“ fragte Andre mit einer Stimme, die von seinem Gefühl der Unheimlichkeit gepreßt klang.

Meister Gossin versetzte: „Schau, der Vater war Einer, dem nichts zu lustig war, wenn er getrunken hat. Die Soud, die er in der Tschä' hatte, — und es waren nie viele — die mußten dann fort. Da war der Grubois sein Mann, mit Karren und Wein. Waren die besten Freunde, die Beiden, und so mußte den Koiel eines Tages der Vieh' ragen, wie sie auch mitammen im Weidenhaus geessen hatten, daß er den Grubois mit seinem Mädchen bekannt macht. War das die Schwester von Madelaines Mutter, Badette hieß sie, und war ein rechtshaffenes, armes Ding, das den Koiel immer anlag, er sollt' von dem Geissen lassen, sonst könnt' nimmer aus ihnen Beiden was werden. Der Vater versprach's auch und hat' den besten Willen. Es war ein christlicher Bursch. Dem Grubois aber, dem seine Frau vor sechs Monaten gestorben, dem that die Häßlichkeit der Badette in die Augen. Sie mochte aber von ihm nichts wissen. Und einmal herbei' er den Vater, er sollt' doch mitthun über die Grenz; es gab's was Gutes dabei zu verdienen, und lustig war's auch. Gut; wie sie nun mit ihren Päden aus dem Walds kommen, spielt der Grubois den Koiel dem Grenzjäger in die Hand, daß er lang sitzen muß' in Geian. Hatte der Grubois jetzt freie Hand. Na, Da laust es Dir schon aufzuheben, wie's dem Vater zu Muth war, als er nachher von dem Widel hör', was der Grubois für ein grundschlechter Kerl sei. Es hat' an seiner Stell' wohl Keiner anders gehandelt, als er. Die Dier hat's aber nicht lang mehr gemacht, als der Vater fort war. Ihr mag er's wohl vertraut haben, weshalb er fort muß'. Den Pierre aber hat die Gemeind' unterhalten und erziehen müssen, denn bei Seit' gelegt hatte der Grubois nicht einen Sen.“

Er schämte sich und verlor sich mit seinen Gedanken in jene ferne Zeit. Auch Andre, aufgeregt und erschüttert durch die traurige Erzählung, blieb nachdenklich still.

„Aber das viele Geld, was hat's denn damit zu thun?“ fragte er endlich.

Meister Gossin zog seine Hornboje hervor, nahm eine Pfeife und fuhr fort:

„Es mögen etwa acht Jahr' her sein, da bekam ich einen Brief aus Geian. Leien kommt' ich ihn nicht und sagen mocht' ich auch keiner St' was davon. So ging ich denn eines Tages nach Geian, und in der Pinte, wo ich mir einen Schoppen geben ließ, muß' mir der Wirth den Brief lesen. Der war von einem Kaufmann in der Stadt und darin stand, ich sollt' hinkommen, sobald ich könnt', man hat' mir was Wichtiges mitzubringen. Wie ich auf die Schreihüß' kam, da gaben sie mir wieder einen Brief, der kam aus Paraguay, sagten sie, was in dem Amerika drüben liegen soll. Da fuhr mir's in die Glieder, daß der Brief von dem Vater sein müßt'. Ja, wer wie denn von so weit schreiben könnt'! fragst' ich. Da sagten sie und meinten, es würd' wohl in dem Brief stehen. Aber sie konnten mir's auch gleich sagen. Er kam von einem Herrn Stiel Perigau, Herrn, sagten sie, und sie hätten den Auftrag, mir für seine Rechnung zwanzig Franken auszugeben. Na, ich muß wohl ein wunderbar Glück gemacht haben, und so erbotest' sie sich, mir den Brief vorzulesen. Weil sie schon wußten, von wem er war, so ließ ich's geschehen. Da sprach denn der Vater, es ging ihm gut, und das Geld sollt' ich mit der Badette theilen. Ich sollt' ihm schreiben, wie's mit ihr stand, und wenn sie todt sei, sollt' ich Alles für mich behalten. Na, die Badette war todt, das jagst' ich ihnen, daß sie's dem Vater schreiben, und mir ging's wie immer, und ich ließ ihm schonstens danken für das Geld, und es hand' sonst's Alles gut. Dann sagst' ich, wenn der Vater ein Paar Hockschuhe braucht, die wollt' ich ihm wohl machen, aber einen Brief könnt' ich mein Lebtag nicht schreiben, das hätten wir Alten nimmer gelernt. Gut, sagten sie, und es ist das Geld in Papier haben wollt', oder Gold, oder Silber. Nein, sagst' ich, Silber, das lenz' ich. Da lügst' ich ihnen, hab' schwer d'r an tragen müssen. Angeredet hab' ich's nimmer. Von dem Vater hab' ich aber nichts wieder gehört.“

Wunderlich, daß es Euch Reiner angemerkt hat, daß Ihr so viel Geld habt,“ sagte Andre nach einer Weile. „Aber Ihr habt Recht, daß Ihr's nicht angemerkt habt. Es kann kein Segen davon kommen.“

„O, das war's nicht,“ versetzte der Leichenbegräber. „Das Geld hat der Vater wohl recht verdient. Es kam für mich zu spät. Hätt' ich's gehabt, wie ich noch jung war —.“ Zu einen gezwungenen lustigen Ton fallend, fuhr er fort: „Was meinst', Andre! Ich bin ein alter, häßlicher Kerl, aber wenn ich so mit dem Haken in der Hand zu dem häßlichsten Widel im Dorf ging, sie wies' mich nicht ab.“

Andre schauete erst den Kopf. Er glaubte es nicht, daß ein Wadeln der Herr für all' das Geld vergabe.

„Na, ich bin auch kein solcher Narr, daß ich das schöne Geld einem Frauengemüth gönnt,“ rief der Alte mit seinem gewöhnlichen grämlichen Gesicht. „Mag's denn

liegen, wo es so lang gelegen hat, bis Du's mal brauchst oder ich todt bin. Nachher gehst' Dir doch Alles, was ich hab.“

Andre glaubte, daß der Alte nur scherze, allein dieser sprach im völligen Ernst, und als ihm Andre verwundert fragte, wie er denn darauf käme, ihm das schone Geld vermachen zu wollen, da entgegnete er leichthin: „Einer muß es doch kriegen, wenn ich die Augen zumach', und so gönnt' ich's Reiner lieber, als Dir. Du kannst's auch gleich haben, wenn Du willst, dann ist's in Ordnung.“

Während er so sprach, glänzte seine kleine, herzerquickenden Augen Andre freudlich an. Dieser flachte aufgeregt auf das stimmernde Silber, welches ihm gehöben sollte, und seine Wangen färbten sich röthlich. Mit dem Gelde hätte er eine fester Bräute über den Abgrund bauen können, der ihn von Madelaine trennte. Nun kam es freilich auch für ihn zu spät. Aber nein, den Abgrund füllten alle Thäler der Welt nicht aus, und wenn er auch früher von dem Gelde gewußt hätte, er hätte Madelaine nicht an sein geachtetes Dasein stellen dürfen, und sie hätte ihn ja nicht. Abwehrend streifte er die Hände gegen das Geld aus und rief: „Thut's wieder an seinen Ort! Ich brauch' nichts!“

Er stand auf, um zu gehen.

„Wirst' schon noch trauern können,“ meinte Meister Gossin, indem er seinen Schatz wieder verbarg. Er gab Andre durch die Hintertüre das Geld über den Kirchhof.

Der Wind blies zwischen heranziehenden Regenwolken, so daß die grünen Gräber mit ihren kleinen Holztäfelchen im hellen Licht lagen, bald von dunstigen Schattungen zugebedet wurden. Der kleine Friedhof war von einer Schilddornhecke eingefaßt und in der Ecke schlang eine Nachtigall.

„Die hab' ich alle Abend gehört,“ bemerkte Meister Gossin. „Jetzt wird sie wohl bald still werden; die andern Vögel brüten schon alle. Ich hab' manchmal gemerkt, wenn sie schlief, was der Mensch doch für ein wunderbar Wesen ist. Da sind die Gräber, die ruhen immer zu: du wachst sterben. Und doch liebt er und baut sein Nest wie der Vogel, als ob's immer dauern könnt' und es seinen Tod in der Welt gab.“

„Ja, ja,“ murmelte Andre, „das Grab gähnt Einem vor den Füßen, ohne daß man's sieht.“

„Und drüben die Madelaine machst' auch so,“ sagte der Alte. „Tod und Verlobung an einem Tag.“

Andre entgegnete nichts. Nach einigen Schritten blieb der Alte stehen, und auf einen Nachhaken neben sich deutend, sagte er: „Schau, Andre, das ist Deiner Mutter Grab.“

Andre nickte. Stumm schaute er eine Weile auf den Hügel; dann sagte er mit bewegter Stimme: „Sie hat einen sanften Tod gehabt. Als es zum Sterben kam, da sagte sie zu mir, wie ich an ihrem Bett stand: Ach, mir ist mein Lebtag nicht so wohl gewesen. Wenn unter ein solch so rechtschaffen das ganze Leben über getragt hat, dann gibt es kein größeres Glück, als einen so rechten, ewigen Schlaf, von dem man nicht wieder aufzuwecken braucht zu neuer Schrecken, zu Hunger und Durst, zu Frost und Hitze. Ja, sie hat's schwer gehabt, aber sie war immer gut.“

Meister Gossin murmelte etwas, das Andre nicht verstand. Dieser fuhr fort, indem er die Augen zu den hohen emporhob, die von dem Silberglanz des Abends überhaucht waren: „Einmal — ich war noch ein kleiner Bub — ging ich mit ihr über die Berge. Wir suchten Kränze für den Vater. Sie sagte von jedem: Das ist gut, und das ist schönlich; aber vom Guten ist mehr da, als vom Bösen, und so ist's unter den Menschen auch. Hoff' und Vergebung werden geknast aufgewaschen durch Lieb' und Wohlthat. Ein heissam Kraut nützt mehr, als ein böser Mensch schadet. Darum ist der Mensch in Gottes Auge nicht mehr, als die Pflanze. Sie machte sich über Alles immer ihre Gedanken, und so sagte sie: Gott läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse, er aber ist die Liebe. Da begannen die Gloden im Dorfe zu läuten, und wie sie klangen, war es mir immer das eine Wort: Liebe! Liebe! Ich hab's nimmer vergessen.“

Meister Gossin hatte ihm zugehört, ohne die Worte von dem Grabhügel aufzufassen, und als ihm Andre jetzt gute Nacht bot, klang seine Erinnerung auffallend leise und weich. Er blieb bei dem Grab stehen, während Andre sich langsam entfernte, und so stand er noch eine geraume Weile. Er hatte sie sehr gut gekannt, die Frau, welche dieses Grab umschloß. Damals war er noch der lustige Gossin gewesen, und unter den Madamen hatte ihm keine gefallen wie sie. Sie aber hatte Andre's Vater den Vorzug gegeben, und seine verlegte Eitelkeit hatte einen Witz auf alle Weiser geworfen. Er rückte sich, indem er gering von ihm dachte. Aber die Liebe wurde er nicht los, welche Dornen auch sein Leben nach außen trieb, und jetzt hatte Andre, ohne es zu wissen, die Mutter an ihm dafür gedacht, daß er in der Verbitterung seiner unermesslichen Reue nach von ihr niedrig gedacht hatte. Wie Andre von der Todten sprach, da rief es in ihm: Nein, sie hätte ihr Herz für alles Geld in der Welt nicht verkauft! Er war tief erschüttert von

dem Bilde, welches Andre von ihrem Leben gezeichnet hatte, und seine Wimper wurde feucht. Andre sah der Todten ähnlich, er hatte ihre sternenförmigen Augen, und doch er ihr Sohn war, darin bestand die geheimnißvolle Nacht, welche den Alten zu ihm hinzog. Mit einem schweren Seufzer wandte er sich endlich nach seiner Wohnung zurück. Liebe! Liebe! murmelte er, und Liebe! schluchzte die Nachtigall ihm nach. Andre aber wehte, als er in seine Hütte kam, der Geruch der Kräuter wie Nardost an, und er seufzte: Du bist ja auch eigentlich ein Todter, und das hier ist dein Grab.

7.

Das Begräbniß Charles' war vorüber, vorüber die traurige Zerstreung, welche die Gedanken ablenkt von dem Schmerz um den Todten, dem die letzte Sorge und Thätigkeit gilt. Es gab nichts mehr zu thun für Charles, und das volle Bewußtsein seines Verlustes überkam Mutter und Schwester. Das Haus erschien ihr öde, die Stunden, welche die Sorge für den Bruder nicht mehr ausfüllten, leer. Sie hatte an Eugen in diesen Tagen nicht gedacht. Als aber die letzte schmerzliche Nacht erfüllt war, leiteten die Erinnerungen an den Bruder sie auf ihn, und sie ward unruhig, als Abends die Stunde schlug, um welche er zu kommen pflegte. Es wurde kein Licht mehr angezündet, um ihm das Feinere zu geben, das man ihn ermoriet. Madelaine erwartete ihn auch nicht, aber sie rief sich zurück, wie lieb er ihren Bruder gehabt, und sie dachte, daß auch ihn dessen Tod schmerzen würde. Sie wunderte sich nicht, als Meister Coffin der Mutter am nächsten Tage mittheilte, daß Andre für seine Nähe nichts verlangte. Um so mehr brüdete sie, daß sie ihm für alle seine Sorgfalt nicht danken konnte, und nicht danken konnte. Es war ein Muthen von ihr, das er um ihren Bruder nicht verdient hatte. Sie erinnerte sich an seine Wanderungen mit Charles und an Alles, was er bei seinen Besuchen gesprochen und erzählt hatte. Je weniger sie im Verhältnis gegen früher zu wissen hatte, je mehr hing sie dem Sinnen darüber nach, und Richard führte sie darin nicht.

Dieser hatte sich in den schweren Tagen gar hülfreich erwiesen. Er schien sein Dilemma plötzlich von sich abgeschüttelt zu haben. Aus eigenem Antrieb hatte er alle Gänge und Vorrichtungen, welche der Todesfall erheischte, übernommen. Er hatte seine Freunde angeboten, daß sie den Sarg tragen und ihm folgten, und auf seine Kosten für deren Bewirthung am Morgen der Beerdigung gesteuert. Madelaine mußte ihm für Alles dank, und wie sie ihm sagte, daß er so gut sei, da strahlte sein Gesicht vor Wonne. Aber ein Inständig hatte er für ihren Schmerz nicht. Er sah sie immer nur mit mitleidigen Blicken an, die ihr das Herz erweicheten. Wäre ihre Mutter nicht gewesen, so hätte er bei seinen Besuchen kaum den Mund aufgemacht. Es war ihm genug, seiner Braut gegenüber zu sitzen, sich an ihrem Anblick zu walden und ihr beim Nennen und Gedenken die Hand zu schütteln. Er dachte nicht daran, sich eine jener Vertikalitäten zu gestalten, zu denen ihn sein Verhältnis zu Madelaine berechtigte, und seine ganze Energie schien durch den plötzlichen, kurzen Aufschwung erschöpft.

Wie er am dritten Tage nach Charles' Beerdigung gegen Abend bei Frau Carra und Madelaine in der Stube saß, that sich plötzlich die Thür auf und herein trat Pierre le Roux.

Aufgeschoben war bei dem verwegenen Gesellen nicht aufgehoben. Er war erst in der Nacht zuvor von einer Schmutzlerexhibition, die ihn mehrere Tage fern gehalten, heimgekehrt. Jetzt wollte er sein Gesicht waschen, und mit einer zuverlässigen Miene ging er, ohne sich um die Andern zu kümmern, auf Madelaine zu. Frau Carra sah eine Sekunde sprachlos über seine Unverschämtheit; dann sprang sie auf und vertrat ihm den Weg. „Was wollt Ihr noch?“ rief sie. „Ich den! Ich hab' das letzte Mal denselben genug gesprochen.“

„Nun, nun, es war wohl so ernst nicht gemeint?“ versetzte er, indem er sie ruhig ansah.

„Nicht mein Ernst?“ brauste Frau Carra auf. „Ich soll' wohl erst den Waizer zuseh lassen, daß er Euch den Weg weist!“

Pierre le Roux strich sich spöttisch seinen rothen Bart, schielte nach Richard hinüber, der ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte, und rief mit lautem Lachen: „Ich soll' meinen, ein ehrlicher Kerl kann sich schon mal zeigen, wo der Lugin ein und aus geht.“

Frau Carra sahe zurück, und Pierre le Roux lachte nur härter, während Richard den Kopf langsam nach Madelaine hinwandte, die freuher geworden war.

Einige Sekunden lang sagte Niemand ein Wort, und Pierre le Roux wandte sich an der Bemerkung, die er angerichtet hatte. Da ermannte sich Madelaine, und ihn vorwurfsvoll ansehend, sagte sie: „O, das ist recht schlecht von Euch, daß Ihr so was redet. Ihr wißt ja, wie jähner Franz mein armer Bruder war. Und da hat der Meister Coffin, weil gar nichts mehr helfen wollte, der

Mutter so sehr zugereth, daß sie den Lugin kommen ließ, und wie sie nichts davon wissen wollte, da hat er ihn selbst eines Abends mitgebracht.“

Pierre le Roux hatte ihren Blick höhnisch erwidern wollen; wie sie aber mit ihrem sanften Stimmchen brachelte, welche Bewandniß es mit Eugen's Besuchen gehabt habe, triumphirte die Wahrheit über ihn, und er mußte die Augen abwenden. Richard nickte dem Nächstben zu, ging zu ihr hin und schüttelte ihr herbstlich die Hand. Dieser Anblick regte den Trost des Schmutzlers von Neuem auf, und er rief: „Ja, wer so dumm war, daß er sich durch Euer schmerzliches Gesicht hinter's Licht führen ließ!“

Es liegt auch was daran, ob Ihr's glaubt oder nicht! nahm jetzt Frau Carra das Wort, welche frischen Muth gewann, als sie sah, daß Richard durch Madelaine's Erklärung vollkommen zufriedengestellt war. „Da Ihr uns aber so große Grundstücke erweist, so könnt Ihr auch der Madelaine gleich Glück wünschen zu ihrem Verzicht mit dem Richard Barnes da. Das wird Euch ja eine große Freude sein.“

„Hölle und Teufel!“ schrie Pierre le Roux wüthend, während die Wüthende ein lautes Hohnschreien ausstieß. Richard aber wandte sich zu ihm und fragte gedehnt: „was es noch gutes?“

Pierre le Roux betrachtete ihn mit funkelnden Augen; doch Richard stand ihm gefassen gegenüber, die Hände in den Hosentaschen. Er war nicht der Mann, fürcht vor etwas zu haben, das aus Fleisch und Bein bestand, wie er.

„Schon gut!“ leuchtete Pierre aus wogender Brust. „Mit Euch red' ich schon noch.“

„Na, ich weiß nicht, was wir mit einander zu reden haben!“ versetzte Richard, während Pierre sich zögernd zurückzogen entfernte.

Dahin nahm er sein Schicksal und stieg die Alp hinauf. Die Wuth, seine Absicht auf Madelaine entdeckt zu sehen, und sie als Braut eines Andern zu finden, während er sich ihres Besizes schon sicher wähnte, trieb ihn in die Berge. Als er bei den Sennerhütten anlangte, war es bereits Nacht. Er suchte deshalb in den Henscheln ein Lager. Mitten in seinen wilden Gedanken übermannte ihn der Schlaf. Sie mochten wohl in seinen Träumen fortspielen, denn der Mond, welcher durch die verschobenen Dachschindeln herab lagte, beschien ein finsternes Gesicht. Die Hände hatte er geballt gegen die Brust gedrückt.

Der noch spärliche Himmelsrest bot kein warmes Lager, und die kalt durch die flackernden Spalten der Bretterhäuschen hereinströmende Morgenluft weckte ihn früh. Er nahm Hüfte, Sandstöße und Bergstöße, that einen Schluß aus der Felschale und verließ die Hütte. Ueber den östlichen Bergspitzen erschien der Himmel bereits in der gelblichen Röthe des Morgens. Pierre le Roux wandte sich westwärts, und wie er über die steilen Felsen Matten schritt, hob hier und dort eine Kuh, welche in dem Grase lagerte, den schweren Kopf, und es ertönte leise die Glocke an ihrem Hals. In den Sennerhütten regte sich noch nichts. Der weiche Hofenstempel blieb hinter Pierre le Roux zurück, und es klangte das Geräusch unter seinen ungeschicklichen, nageleirten Schuhen, wie er zwischen den nackten Felsen, wo nur noch selten das Gesträuch der Alpenrosen grünte, höher stieg. An dem Rande einer Klüfte blieb er stehen, und schobend schweiften seine grauen Augen über das Labrynth der Schroffen, Faden und Fäden, die ringsum aus den dunkel violetten Schatten der Felsen auftrauten, während sich südwestlich die mächtige Gießerette des Montblanc hinzog. Die noch unsichtbare Sonne goß bereits ihre goldene Flut über seine Farn und verlangte den greifen Aeden, in dessen staubfarbenen Eispangier der Morgenröthe sich spiegelte. Gießerig schienen sich vor seiner heldischen Majestät die blickenden Häupter der Felsen zu beugen, und von ihren Schultern sanken die dunklen Schattenmäntel herab. Hier und da begann eine blaße Stille sich mit den Reizen des Morgens zu umfrängen, oder funkelte ein goldener Diadem auf über dem Lannengelod. Eine freierliche Stille herrschte, die nur dann und wann durch das dumpfe Geräusch unterbrochen wurde, mit welchem abdrückendes Gestein in die Tiefe stürzte.

Wie Pierre le Roux auch mit schärfen Blicken umher spähte, er sah nichts Lebendes. Kein Vogel schwebte über der erwachenden Erde, seine Gasse zeigte sich auf den Kuppen und Schroffen. Pierre le Roux schwang sich über den vor seinen Füßen gähnenenden Spalt und wandte sich südwestwärts. Die Sonne kam herauf. Nebelschleier wallten über der Tiefe und zerrissen, indem sie an dem Gestein hängen blieben. Die Matten der Thöler und die schwindeligen Lannenwälder, welche die Felsenwände herausstieften, traten hervor. Die Diamanten funkelte der Thau an dem Witzgras, das mit schmalen imaragdenen Wänden die Ranten der Abhänge einspaltete. Die Felsen erwarnten sich und ein bläulicher Duft künftete die Umrisse der Felsen. Pierre le Roux schüttelte nicht den Kopf, und der Sonne zwischen dem nackten Gestein, nicht den Schweiß, der von seiner Stirn auf den verbrennendgelagerten Pfad tropfte, den er mit der Eis-

heit eines Nachtwandlers verfolgte. Seine Seele war ganz eingenommen von Madelaine. Er wiederholte sich den gestrigen Auftritt in ihrer Wohnung, und die laute Wahrheit ihrer Natur wozu ihn zum Glauben an sie. Er sagte es nicht, daß ein Mensch so sein, so unschuldig sein könnte, alle Erzeugnisse seines ungetrübten Lebens rief er dagegen auf; aber er fühlte, daß sie an Madelaine zu Schanden wurden. Mit jenen Schauern süßte er es, die einen Augenblick das verwilderte Herz des Ruben berührt hatten, als er in der Kirche von Abondance das erste Abendmahl genossen. Madelaine war seine erste wahre Liebe, und sie bändigte ihn, wie der Knabe mit seinem Hühnerspiel den Vögeln. Sein Herz erbeute und zitterte. Eine Ahnung wehte ihn an, daß er ein guter Mensch sein könnte, wenn ihn Madelaine liebte. Da bäumte die Eifersucht gegen Richard Wonne in ihm auf. Wie war es nur möglich, daß Madelaine ihre Neigung einem Menschen schenken konnte, den er verachtete, weil er sich ihm mit seinem Verstande weit überlegen glaubte! Aber nein, es war keine Kränkung im Spiele; Richard's Geduld war es, welches sie lodete. Ja, jetzt hatte er sie ausgefunden! Doch gleichviel, was es war: Richard sollte sie nicht loslassen, und drohende Vorlesse gegen Richard begannen in seiner brodelnden Seele ihre Klagen aufzuwerfen. Er schlug sich mit der Faust vor die Brust und schrie mit einem Fluch, daß es das Unglück eines Lebens sein sollte, der die Hand nach ihr ausstrecken würde.

Ein eigenthümlich klopfendes Geräusch und das Prasseln von Steinen, die im Sturz an den Felsenwänden ausprallten, rissen ihn aus seinem inneren Schmelzen. Wie er sich umschaute, fand er sich auf einem schmalen und abhügeligen Vorsprung, der sich ansehnend um eine fast senkrechte Felsenwand herumwandte. In seiner Rechten gähnte der Abgrund. Hoch über ihm, in der blauen Luft, schwebte ein Adler. Das Geräusch, welches ihn in die Außenwelt zurückgerufen, kam näher, und jetzt erschien an der Felsenkante vor ihm ein Gestalt. Es stuzte und prollte zurück. Pierre le Roux riß die Hüfte von der Schulter, warf sich hastig auf das rechte Arie und schlug an. Doch gleichzeitig sprang die Gestalt in wilden Sätzen gegen ihn heran, gedrängt von einer nachfolgenden Herde, die, wie es schien, durch den Raubvogel in Angst gesetzt, auf der Flucht war. Pierre le Roux gab Feuer. Ob der häufig abgegebene Schuß traf, oder schlug, konnte er nicht bemerken; denn die Thiere stürzten wie rasend gegen ihn heran, und er hatte nur noch so viel Zeit, sich vollends niederzuwerfen. Kampfhast griff er mit der Linken in das scharke Gras, welches an der Felsenwand sproßte. Er gab sich verloren. Ueber ihn weg stürmten die Gassen. Sein Hül, sein Bergstöß wurden in den Abgrund geschleudert, und am ihm her prasselte das Geröll in die Tiefe. Mächtige Guschschlag traf ihn. Mit Händen und Füßen klammerte er sich an dem abhügeligen Boden fest. Die wilde Flucht, welche über ihn schrie, dauerte nur wenige Sekunden; ihm aber dehnte sie die Todesstunde zu einer Ewigkeit aus. Wohl noch eine Minute lag er regungslos am Boden, nachdem die geängstigten Gestaltäre schon verschwunden waren, und nur noch das fernere Rauschen des Gerölls von ihrer fortgesetzten Flucht Kunde gab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauenfrage in Berlin.

Die „Frauenfrage“ ist ein weltlicher Theil der „socialen Frage“, dieser Spinnweb der neunzehnten Jahrhunderts. Die „socialen“ Zustände, d. h. die Nothstände der Frauen sind nach allgemeinem Verstande, aber bereits in allen industriellen Ländern vorhanden. Die Frauenemanzipation ist eben keineswegs, wie man von gegnerischer Seite behauptet hat, eine unklare, wüste Kalkulation einzelner Unzufriedener, die im Leben Schiffbruch litten; die Frauenemanzipation ist ein Ausdruck der demokratischen Weltanschauung, die die Menschheit seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beherrscht, und als solche wird sie sich durchsetzen, mögen wir sie lieben oder hassen. Der Zug der Zeit ist es, auf das Reclamirte zu streben, unabhängig von geordneten Bedingungen der Konstitution und Nationalität. „Wer erst rein menschlich fühlt, der ist emanzipirt.“ Die Frauen wollen nicht mehr bloß als Frauen angesehen werden, sie sorgen an, sich als vollberechtigte Glieder der menschlichen Weltlichkeit zu fühlen. Das ist der Antrieb der Bewegung, und Gleichberechtigung der beiden Geschlechter ist ihr Ziel.

Man ist noch weit, weit vom Ziel; aber es ist ein gutes Zeichen, daß die Diskussion der obersten Prinzipienfrage so lebhaft angefochten hat. Die Radikalen und die Konserwativen stehen sich in getrennten Lagern gegenüber und sie bescheiden sich mit der Zeit, daß sie durch die Gewalt ihrer Gründe an den bestehenden Zuständen nur unendlich wenig ändern können. Ueber diese Streitfragen wird eine Zukunftstheorie entstehen, die mit den Zuständen der Gegenwart vielmehr nur geringe Beziehung haben wird. Die Zukunftstheorie hat man aufgegeben, aller müßige Prinzipienstreit ist bei Seite gelassen und die ganze Agi-

ation auf ein neutrales, das rein wirtschaftliche, Gebiet beschränkt.

Zuerst betonte diesen Theil der Frauenfrage Hauptmann Noen in der von ihm seit 1864 herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Frauenzeitung“. Es fand darin neben mangelhafter Würdigung vielerlei Gutes, jedenfalls gab dieses Journal Anregung zur Behandlung des Themas in Versammlungen und Zeitschriften. Louise Otto und Auguste Schmidt gründeten darauf den „Frauenbildungsverein in Leipzig“, der sich zum „Allgemeinen deutschen Frauenverein“ erweiterte. Es entstand in Berlin unter Vorsitz der „Berliner Frauenvereine“, Louise Otto u. A. wirkten in einzelnen Schriften und in der Zeitschrift „Neue Frauen“ mitsprachend, energisch und überzeugend für die Angelegenheiten der Frauen. Als eine allgemeine Angelegenheit und vor einem großen Publikum wurde die Frauenfrage zuerst behandelt in den Verhandlungen des „Allgemeinen deutschen Frauenkongresses“. Der „Allgemeine deutsche Frauenkongress in Leipzig“ im Oktober 1866 wurde als „Leipziger Frauenkongress“ bezeichnet, verstanden und nicht verstanden, gelobt und gelobt, je nachdem, aber die allgemeine Meinung, an die appelliert worden war, zeigte sich auf Seite der Frauen. Die vom Frauenrathe in den Statuten des Frauenvereins aufgestellten Ziele mußten als sach- und zeitgemäße, ihre Erreichung für eine der kriegsbedingten Forderungen der Gegenwart anerkannt werden: Emanzipation, Organisation der Frauenarbeit innerhalb der Grenzen der Frauenmoral und den Anforderungen der Zeit entsprechend. Unsere Situation stellt sich auf das rein ökonomische Gebiet; indem sie von vorhandenen, gerechbaren Verhältnissen ausgeht, und diese zu verbessern und aufzuheben trachtet, stellt sie sich auf praktischen Boden und hat die Zukunft für sich. Die Reformen, die wir anstreben, ist Zweck für sich, nicht Mittel für andere Ziele, wie dies aus demselben Gebiete in Frankreich der Fall ist (Simon, Helletan). Gott sei Dank ist der Boden des deutschen Familienlebens noch nicht so unterwühlt von der Sittenlosigkeit, daß unsere Menschenverwandte notwendig hätten, die Erziehung der Frauen in die Hand zu nehmen, um die Familie und die Gesellschaft zu retten. Die einzige Emanzipation, die wir für unsere Frauen anstreben, ist die Emanzipation ihrer Arbeit.

Wir wollen keine neuen Erwerbsarten für die Frauen erfinden. Wir wollen aus der Zahl der vorhandenen nur diejenigen für das weibliche Geschlecht auszuwählen wissen, für die es sich vorzugsweise eignet, in denen es Aussicht hat, seine Fähigkeiten in angemessener Weise zu verwerten. Wir wollen die durch Sitte und Vorurtheil vielfach beschränkte Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, der Frau näher rücken, indem wir ihre Bildung erhöhen, indem wir sie auf ihre Kraft anweisen und indem wir ihr einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse, auf denen unsere Gesellschaft ruht, gewähren. Darüber hinaus verlangen wir nur Freiheit für die individuelle Entwicklung, die auch eine Frau unter allen Umständen gestalten soll, sich demjenigen Berufe zu widmen, für den sie Neigung und Talent hegt. Romaniker selbst, wie Winckler, hat es für eine Entwürdigung der weiblichen Natur angesetzt, daß die Frau arbeiten muß, räumen die Unmöglichkeit der Frauenarbeit ein. Indem wir daselbe thun, indem wir von den gegebenen Umständen ausgehen, richtet sich unser ästhetisches Streben dahin: die Arbeit der Frau im Rahmen zu setzen, die den Eigenheiten ihrer Natur, die ihrer Bestimmung für das Leben in der Familie nicht jener sind. Die geträumte Gefahr, die ein weiblicher Samen für die Weiblichkeit sein würde, in nichts gegen das wirklich vorhandene Uebel der Frauen

in den Fabriken und ihre Theilnahme an Männerarbeiten, die ihre physischen Kräfte überbieten und ihr natürliches Fortgefühl verletzen. — Die Verurtheile, die in dieser Richtung gemacht wurden, sind mannigfaltig, aber die Sache ist im Ganzen noch neu; es kann deshalb an Widersprüchen, auch an verfehlten Experimenten kein Mangel sein.

nommen hat, verleugnen? Die Erfahrung lehrt und die Statistik beweist, daß namentlich in den mittleren und höheren Gesellschaftsklassen die Zahl der Ehen sich vermindert und die Zahl der Frauen sich vermehrt, welche zur Beschaffung ihrer Existenz auf eigene Thätigkeit angewiesen sind. Die wenigen zur Zeit offenen Erwerbsgebiete — das

Gebiet der Kleinarbeit in leinen verarbeitenden Zweigen und Weberei — sind zum Theil überfüllt, oft auch schlecht bezahlt, andere sonst den Frauen unbestreitbar zugehörigen Arbeitsweige sind ihnen durch die Einführung der Maschinen entzogen. Viele Nothkinder sind nicht abzuleugnen, aber man sträubt sich, verblendet durch Vorurtheil und Vorurtheil, immer noch gegen die daraus erwachenden Konsequenzen. Noch deutlicher ist die beschränkte Ansicht vor, daß die Arbeit für die Frauen und namentlich die gewerbliche Thätigkeit für die Frau der sogenannten besseren Gesellschaft eine Ueberschreitung, und daß, wo man sie über, dieselbe mit dem Schicksal des Weiblichen zu umgeben ist; das Vorurtheil verbietet noch vielfach den Eltern, ihre Töchter für einen gewerblichen Beruf vorbereiten zu lassen. Andere endlich befürchten sogar von der Einführung der Frauen in ihren eigenen gewerblichen Thätigkeiten die Auflösung der Familie, jedenfalls den Verlust jarter Weiblichkeit, Anmuth und Sittlichkeit. Als ob diese Eigenschaften der Frauen bei erhöhter Thätigkeit ihres Lebens, bei einer gründlichen, auf den Ernst und einen praktischen Beruf des Lebens

gerichteten Ausbildung, wie sie doch auch unsere Mädchenschulen mehr und mehr anstreben, leiden könnten! Man überhebt doch die große Anzahl Töchter nicht, die unversehratet bleiben und die oft sittlicher und wirtschaftlicher Grundlage für sich selbst zu sorgen genötigt sind. Man vergesse nicht die vielen Wittwen und Wälder, die bei frühzeitigem Tode oder bei wirtschaftlichem, militärisch oder moralischem Verfall der Männer für die Erhaltung der Familie einzutreten genötigt sind und denen die dazu dienenden Kenntnisse und Fertigkeiten eine erwünschte Nothwendigkeit auf ihrem Lebenswege sind.

Wer die Augen vor den mancherlei sexuellen Gebrechen nicht schließen will, dem muß der Segen einleuchten einer geeigneten Vor- und Ausbildung von Personen weiblichen Geschlechts, sei es zum gewerblichen, kaufmännischen, oder auch wissenschaftlichen Beruf, ihre Erziehung zu einer stetigen, dauernden Arbeit und befriedigender Dienstthätigkeit. Doch beschränken sich die Zwecke des genannten Vereins nicht auf diese allein. Sie sind auch verschiedene andere, gleichzeitig nützliche und wirtschaftliche Ziele gerechnet, denen die einzelnen, im Wissenschaftlichen selbstständigen Kommissen, so wie die unter dem Patronatium des Vereins stehenden Institute dienen. Zu diesen Instituten gehört vor allen die Elementarische Real-, Handels- und Gewerbeschule, welche, wie die polytechnischen Schulen für das männliche Geschlecht, eine berufsmäßige Ausbildung für erwachsene Mädchen bezieht. Die meisten der Schülerinnen sind im Besitz von ganzem oder halben Unterrichtsstellen, welche die Kronprinzessin und andere Mitglieder des Vereins geschenkt haben. Während das Elementarische Institut die volle wirtschaftliche Vorbereitung des Weibes anstrebt, sucht das gleichfalls unter Aufsicht des Vereins stehende höhere Institut schnelle praktische Vorbereitung speziell für den kaufmännischen und gewerblichen Geschäftsbetrieb. Die meisten von den beiden Instituten abgegangenen Schülerinnen haben schnell zum Theil recht einträgliche Stellungen gefunden, ein Beweis, daß die durch die Institute ertheilte Ausbildung dem Zwecke entspricht.



Das Thal. Folgende mit der Kugel und den Alpenpfeilen. Originalzeichnung von H. v. S. 1866.



Das Thal. Folgende mit der Kugel, Kugel, Kugel und Kugel. Originalzeichnung von H. v. S. 1866.

len Unterstützung und Anerkennung gefunden, daß die Lebensfähigkeit des Vereins wie die Nothwendigkeit seines Bestehens dokumentiert ist. Natürlich mußte der Verein in seiner Entwicklung auch auf „Wirtschaftlichkeit und Ansehen, auf Wohlstand und Fortschritt“ achten. Aber läßt sich der Wohlstand, den zu bekämpfen der Verein unter-

Es besteht innerhalb des Vereines ein „Arbeits-Nachweisungs-Bureau“ für die Vermittelung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern. Das betretende Komitee geht bei der Empfehlung mit größter Vorsicht zu Werke und jeder Gehalts an eine Spezialität ist von vornherein schon dadurch ausgeschlossen, daß die Vermittelung für Arbeitgeber wie für Arbeitnehmer kostenlos geschieht.

Die Kommission zur Vermittelung von Gelegenheitsarbeiten beabsichtigt energisch abzulösen von den beiden Geleiten, denen sich die Frauen dem Verkommen gemäß widmen — dem Haushalt und der Nadelarbeit, und empfiehlt sich, Mädchen Lehrstellen zu verschaffen als Buchhalterinnen, Winterzeichnerinnen, in Ateliers für Holzschnitt, Lithographie, Vorkammlerei, Papp-, Lederarbeiten u. A. Bis jetzt haben allerdings nur wenige Frauen solche Lehrstellen gesucht, denn hier gerade ist das Verurtheil noch am mächtigsten. Die Frauen fürchten, durch eine gewerbliche Thätigkeit einen gewissen Rang in der Gesellschaft zu verlieren. Man darf sich darüber nicht wundern, berichtet doch vor zwanzig, dreißig Jahren in Westentheilen noch ein ähnliches Verurtheil in Betreff der Söhne, welches viele vom Einfließen einer gewerblichen Laufbahn abhielt. Diese Ansicht hat sich vollständig umgestaltet, sie wird auch hinsichtlich der Töchter den Bestrebungen des Vereines weichen.

Die Kommission für Wohnungs-Nachweisung beabsichtigt, selbstständig beschäftigten, insbesondere auch von auswärts kommenden, zum Zweck ihrer Ausbildung vorübergehend in Berlin weilenden Mädchen und Frauen — welche sich hier einer Familie nicht anschließen konnten — Schutz angedeihen zu lassen gegen sittliche und wirtschaftliche Verunsicherung, besonders durch Nachweisungen geeigneter Gelegenheiten für Wohnung und Verpflegung. In noch viel wirksamer Weise wurde diese Absicht durch Gründung des „Viktoria-Haus und Pensionat“ erreicht. Es ist das ein eigenes Kost- und Logirhaus, das nur Frauen Zutritt gestattet. Es wird hier ein billiger und fröhlicher Mittagstisch gehalten; fremde Damen, welche im Viktoria-Restaurant absteigen, werden ihre Effekten sorgfältig verwahrt, Briefe und Stellenanzeigen für sie angenommen u. s. w., kurz eine einnehmende, mit Stadt und Menschen fremde Dame findet an dieser Stelle verlässlichen Rath und freundliche Auskunft. Wer einen längeren Aufenthalt in Berlin nimmt, meldet sich unter Abgabe der Zeugnisse beim „Viktoria-Haus, Leipzigerstraße 62“ zur Aufnahme in dasselbe. Wir führen einige Punkte aus der „Hausordnung des Viktoria-Pensionat“ an, welche auswärtige Damen vielleicht veranlassen könnten, von dieser für fremde Damen außerordentlich werthvollen Anstalt Gebrauch zu machen. „Der Zimmermiete zu erlegende Monatspreis ist wöchentlich 3 Zhlr. 25 Sgr.“ „Ein einzelner Tag kostet 1 Zhlr., zwei und drei Tage kosten pro Tag 25 Sgr.“ „Die Damen erhalten Wohnung, Bett, Bettwäsche, Handtuch, Heizung und bis zehn Uhr Abends Beleuchtung im Konversationszimmer. Hier werden auch Vorträge über ästhetische, geschichtliche, naturwissenschaftliche und andere Gegenstände gehalten, Gesangs- und Musikproduktionen gegeben. Weiter stellen zur Benutzung; der Gebrauch des im Konversationszimmer befindlichen Instrumentes ist jeder Dame täglich eine halbe Stunde gestattet. — Herrenbesuche sind gar nicht erlaubt. Einmalige Besprechungen mit Herren wegen Engagement haben im Arbeitsnachweisungsbureau stattzufinden.“

Man sieht, wie wichtig die Bestrebungen des Vereines sind und daß derselbe überall auf dem praktischen Boden steht.

Ein Hauptzweck des Vereines war noch „die Begünstigung von Verkaufs- und Ausstellungstotalen für weibliche Handarbeiten und künstlerische Erzeugnisse“. Dierfür hat der Verein bereits Großartiges geleistet: er hat die „erste allgemeine deutsche Frauenindustrie-Ausstellung“ veranstaltet und den „Viktoria-Bazar“ gegründet. Diese beiden Unternehmungen haben den Verein in ganz Deutschland bekannt und berühmt gemacht. Was dahin hatte es noch keine besonderen Frauenindustrie-Ausstellungen gegeben. Denn es ist ganz richtig: Die Frauen wissen nicht, welchen großen Werththeil der allgemeinen Arbeitskraft ihre Kraft bildet; sie haben sich noch nicht gewöhnt, ihre eigenen Leistungen im Zusammenhang mit denjenigen Leistungen zu erblicken, aus denen unsere gehobene Industrie sich aufbaut. Jede Frau, die arbeitet, betrachtet sich als Ausnahme und trägt diesen Ausnahmezustand je nach ihrer Natur etwas geduldiger oder ungeduldiger — sie sucht, weil sie muß, sich ihr Brod durch Arbeit zu verdienen, aber sie fühlt nicht den Beruf und die Würde der Arbeit. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Frauen noch wie im Naturzustand, als Thierdarbarn sich befinden, wo die Arbeit zur äußeren Bedingung des Daseins gehört und das augenblicklich Nothwendige abgemacht wird, — aber die Arbeit noch nicht aufgenommen ist als Bewusstheit unserer eigenen inneren Bedenken, zur Entfaltung unserer von Gott verliehenen Anlagen. Anher einigen Künstlerinnen, die eine bessere Bildung besitzen, die Welt und sich selbst zu begreifen, wissen die Frauen nicht, daß sie Theil haben an der großen Arbeit der Zeit und des Volkes, zu dem sie gehören.

Ganz wie die Frau ihre Arbeit betrachtet, wird sie auch im Allgemeinen und bei Industrie-Ausstellungen angesehen, als Anhängel, als zufällige, vereinzelte Ausnahme. Und doch gehört die Arbeit der Frau so unbedingt zur großen Arbeitskraft unseres Volkes, daß ein wesentlicher Bestandtheil unserer Industrie fehlen würde, wenn die Frau plötzlich zu arbeiten aufhörte. Aber vereinzelt, verstreut, unorganisiert, wie die Frauarbeit es ist, kann die einzelne Arbeiterin unter dem Druck und in der Enge ihrer Verhältnisse nicht das Bewußtsein der Wichtigkeit und des Wertthes ihrer Arbeit haben.

Es ist also von der höchsten Bedeutung, daß für die arbeitende weibliche Bevölkerung ein Arbeitsmarkt eröffnet wird, in dem und auf dem sie die Wichtigkeit und innere Nothwendigkeit ihrer Arbeit erkenne, wo sie nicht als ver-

einzelte und daher überflüssige Aufnahme erscheint, sondern als ein notwendiger Bestandtheil der gesamten Industrie.

Das Frauenhand und „Zinn zu leihen im Stande sind, soll sich hier in diesem Verein und jedem Welttheil zeigen.



Reiner's Bauanstalt für Nürnberg, 12. 1883

— auch die Kraft, die durch Mangel an Einsicht sich in unnützen Speculationen aufreibt und überschüssige und verwerthbare Schöpfung treibt. Die Volkswirthschaft, neue Bahnen zu betreten und sie der weiblichen Arbeitskraft und Lust zu öffnen, wird auch ein wichtiges Ergebnis der Anstellung weiblicher Arbeiter sein. Viele Verlungen, die eine begierigere Jüdischheit der Frauenindustrie-Anstellungen vorberiebt, bleiben nicht aus. Die Anstellung dauerte vom Oktober 1868 bis Januar 1869. Es war ein populärer Anblick, die ganze Frauenarbeit in schäblicher Ordnung überblicken zu können; ganze Stroben männlicher sowohl als weiblicher Arbeiter kamen täglich in die schänzenden Anstellungsräume; es kamen Individuen, welche hier Anstellungen suchten; es kamen Arbeiterinnen für ihre Geschäfte engagierten, es kamen die weiblichen Arbeiterinnen von fern und nah, welche hier neue Vorbilder lernen und durch Anregung der Anstellung neue Erwerbswege ergreifen.

Der Verein hatte mit einem Schlege durch die eine That der Anstellung Ansehen und Gehalt, im großen Publikum eben so sehr als in den Kreisen der Arbeitgeber und Arbeiterinnen.

Kommen wir schließlich zur großartigen und gegenwärtigen Schöpfung des Vereines, zum Victoria-Bazar. Es galt durch die Anstalt, Reizigen, geschickten Arbeitern den ungeschätzten Erlass ihrer Thätigkeit zu sichern, sie aus der Abhängigkeit eigenmächtiger Substanten zu befreien. Der Victoria-Bazar ist seit der allgemeinen Frauenindustrie-Ausstellung in ganz Deutschland bekannt geworden, und fort und fort geben aus allen Theilen unseres Vaterlandes Sendungen, Anfragen, Bitten an den Vorstand des Bazar's ein, daß wir unsere Bekannten einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir einige Bestimmungen des Bazar'statuts hier anführen.

Der Victoria-Bazar ist eine Centralstelle, errichtet zu dem Zweck:

- 1) Den Verkauf der ihr übergebenen weiblichen Handarbeiten zu vermitteln und zu befähigen,
- 2) Arbeiter als Mutter und Modelle zu weiteren Anstellungen anzuschauen und auszuwählen.

Der dem Bazar Arbeitern zum Verkauf oder zur Anstellung übergeht, darf die Bekleidung seines Namens verlangen. Dazu sind die im Bazar langstehenden Mitglieder der ihr Ehre verpflichtet. Der Preis der Arbeit bestimmt jede Arbeiterin selbst. — Auf nicht sofort zu verkaufende, preiswürdige Arbeiten können je nach Bedürfnis und Wunsch angemessene Vorschüsse gegeben werden. Die Verkäuferinnen und Arbeiterinnen haben sich für Geschäftsunlusten einen vorausbestimmten entsprechenden Betrag vom Preise gehalten zu lassen. — Sendungen werden erbeten unter der Adresse: Vorsteher des Victoria-Bazar, Herr Kaufmann Weiß, Berlin, Leipzigerstraße 93.

Die Leitung der Geschäfte befragt früher ein aus Herren und Damen bestehendes Komitee. Doch sind nach der gemachten praktischen Erfahrungen Modifikationen in den Einrichtungen eingetreten. Nachdem der Victoria-Bazar bereits ein Jahr bestanden, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die bisher von dem Vorsteher Karl Weiß einzeln gehandhabten Räume zu erweitern, zugleich aber um eine zum ferneren Betreiben des Instituts notwendige feste, einheitliche Geschäftsführung zu ermöglichen, deren Leitung in eine kaufmännische Hand zu geben. Es wurde deshalb mit dem Leiter, Weiß, ein Abkommen getroffen, wonach er vom 1. April 1867 an den Victoria-Bazar als eigene Leitung und Gefahr übernahm, sich jedoch verpflichtet hat, um dem Zweck des Instituts zu wahren, fortan nur einen Nutzen von zehn, höchstens zwölf Prozent zu berechnen, auch das Komitee wie bisher zu Rathe zu gehen, ferner den Bazar genannten Inspektoren, Vorsteher v. Holzendorf, Fabrikseiger Friedländer und Friedberg, jederzeit Einsicht in seine Bücher zu verschaffen. Außerdem vertritt der Unterzeichner Weiß den überdauernden Verdienst Anstalt dem Verein behufs seiner anderen Einrichtungen zu gute kommen zu lassen.

Der Victoria-Bazar hat außerordentlich gewonnen, seit seine alleinige Leitung in die Hände des intelligenten und unermüdlich thätigen Kaufmanns und Seidenfabrikanten Weiß überging. In seinem Hause in der Leipzigerstraße hat er mit großmüthiger Gerechtigkeit eine Verkaufsstelle eröffnet, welche allen Anforderungen der Residenz entspricht. Die prächtigen Räume wurden durch die allgemeine Frauenindustrie-Ausstellung "eröffnet und eingeweiht. In 6—8 großen Kammern sind die Verkaufsgegenstände elegant und verständig arrangiert, das jedes Verkaufsstand zur Geltung kommt. Der Bazar reguliert ein Kollektionsgeschäft von circa zehn verschiedenen Branchen der Frauenarbeit. Sammlende zur Damen- und Kinderwäsche gehörigen Artikel, die vollständige Kindergarbe, die genannten Strick-, Stachel- und Strickwaren sind in reichster Auswahl vorhanden, und die Bestellung, auf welche der reichhaltige Vorrath es auch ist, wird in kürzester Zeit sauber und preiswürdig ausgeführt. Die Prinzipien einzeln ihren Bedarf zunächst aus dem Bazar und hat überhaupt durch Verleihung von Waaren und Modellen an der Gabe der eigenen Kinder, durch werthvolle Geschenke wie durch Anwendung von Befehlungen reichlich gefördert. Eine eigene Auswahl ebenso großmüthiger als schöner Modelle und Waaren zu unmittelbaren Verkaufszwecken für ein Kind von der Geburt bis zum vollendeten ersten Lebensjahre, welche die Prinzipien des Bazar ausstellen ließ, fand ungetheilten Beifall, und wurde eine ähnliche Auswahl auf verschiedene Befehlungen hin vom Bazar mehrfach angefertigt.

Die Zahl der ständig für den Bazar erhaltenden Damen beläuft sich auf etwa 40—50; über hundert haben außerdem Arbeiten eingelegt und sind teilweise beschäftigt worden. Diefelben sind größtentheils Witwen und Töchter von Beamten, Lehrern und Künstlern.

Beachtendwerth ist eine Notiz des Vereines, welche wir des allgemeinen Interesses wegen zum Schluß mittheilen: Es geben dem Victoria-Bazar bezüglich dessen Leiter, Herrn Weiß, gegenwärtig aus allen Theilen Deutschlands Arbeiten mit der Bitte um Verwertung zu. Es liegt indeß auf der Hand, daß es jetzt und selbst später bei erörterten Klagen ganz unmöglich sein wird, eine solche Arbeitsweise weiterzuführen, insbesondere da gar viele aus den Provinzen kommende Sendungen in der Residenz gar nicht zu verlaufen sind. Es kann deshalb nicht dringend genug auf die Gründung von solchen Bazar in den Provinzialstädten hingewiesen werden. Diefelben könnten und müßten in einer Wechselbeziehung stehen und es würde namentlich der hiesige Victoria-Bazar gern mit Rath und That dabei behilflich sein.

Jedoch darf die Gründung vernünftiger Verkaufsstellen weder das Werk einzelner Epikuristen, noch Ausfluß eines bloßen wohlwollenden Gesühtes sein; sie muß vielmehr wie aufzubauen, so aber auch auf geschäftlichen Prinzipien beruhen."

Dr. Gustav von Schlör,

Königlich bayerischer Handelsminister des Handels und der öffentlichen Arbeiten.

(Gegen das B. d. S. 637.)

Demnächst Deutschland, und speziell Bayern, durch die eigenthümlichen politischen Konstellationen der letzten Jahre dazu auszuheben ist, die Junge der Waage zu bilden, auf welcher die Geschichte der europäischen Völker hin und her schwanken, so müßten die Männer, die berufen sind, wieder die Geschichte Bayerns zu lenken, gewiß das Interesse Deutschlands, ja ganz Europas, in hohem Grade auf sich ziehen. Das Haupt dieser Männer, den ersten Oberlehrer, dem meistwunderschönen Fabius Cuvillat, der in so schwerer Zeit und unter so ungünstigen Umständen, bald umher von dem Sturmgebrüll eines veränderten, aufgebehten Volksbewusstseins, bald bedroht von den noch viel gefährlicheren Klippen einer selbstmüthigen, ungründlichen Kabinetspolitik, doch das Schifflein Bayerns bis jetzt vor gänzlichem Schiffbruch bewahrt hat, diesen so interessanten und bedeutenden Mann hat „Ueber Land und Meer“ schon bei Antritt seines Ministeriums (Jahrgang 1867, Nr. 17) geschildert, heute bringen wir das Portrait seines bedeutendsten und würdevollsten Mitarbeiter am großen Werk der Kräftigung Bayerns. Dr. Gustav von Schlör, der derzeitige Handelsminister Bayerns, wurde am 4. April 1820 in Dillingen in der Oberpfalz geboren. Sein Vater, der den Rang eines kaiserlich bayerischen Hofkammerrathes bekleidete, und überdies in der Oberpfalz begütert war, starb schon 1823, und mußte somit die Mutter das schwere Werk der Erziehung von sieben Kindern allein übernehmen. Das vorjüngste Kind, Gustav, begann 1830 seine Studien in dem sogenannten holländischen Institut zu München, einer althergebrachten Erziehungsanstalt. Dort absolvierte er das Gymnasium 1837. Von da bis 1841 studierte er die Rechte auf der Universität zu München, und begann dann seine Carrière als Staatsanwaltschaftsreferent, oder wie man in Bayern sagt, Rechtspraktikant, beim königlichen Landgericht Hirschau. Das Jahr 1845 brachte ihn ins frankfurter Parlament, aus dem er jedoch 1849 Ende Januar bereits austrat.

1850 avancierte er zum Landgerichtsrath in Memmingen, 1851 zum Landgerichtspräsidenten in Weiden, und Ende 1852 wurde er zum königlichen Abolaten in Weiden ernannt. Gestrichen zum Jahr seine Arbeitskraft vorzugeweiht seiner außerordentlichen Praxis, so konnte er sich doch nie ganz den öffentlichen Angelegenheiten entziehen. 1852 schon wurde er Mitglied des oberpfälzischen Landrathes, und 1855 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die bayerische Kammer der Abgeordneten, der er auch jetzt noch angehört.

In der Kammer war den Reichen der sogenannten liberalen Mittelpartei stehend, zeichnete er sich bald in hervorragender Weise aus. Seine kurze, löbliche Redezeit, die in ihren Salonismen und in ihrer so glücklichen Gabe, den Vogel regelmäßig auf den Kopf zu treffen, auf das Frappanteste an die des Verweirers des Norddeutschen Bundes erinnert, seine eminente juristische und nationalökonomische Begabung, die sich auch in seinem Privatleben in der Verwirklichung seiner Absichten sowohl wie in der Bewirtschaftung der Besitzungen (Dammwerke u.) seiner Familie dokumentierte, seine nie erkrankende Arbeitskraft und strenge, unerschütterliche Charakterfestigkeit — das Alles waren Eigenschaften, die er bald darauf zu Gunsten einer großen Unternehmung in unerschöpflicher Thätigkeit verwerthen konnte, als ihn die Oberpfälzische Landrathsversammlung — beiläufig bemerkt eine der größten Oberpfälzischen Landrathsversammlungen — 1862 zu ihrem Direktor wählte. Das fräufige Emporkommen dieser Gesellschaft, die jetzt auch mit zu den bestentwickeltesten gehört, dürfte wohl sehr wesentlich mit ihm Werk sein. Das Herr von Schlör, als ihn das Vertrauen des Königs nach dem unglücklichen Sturz von 1865 auf den Ministerposten berief, gehörte der Geschichte Bayerns an und wird, so sehr es auch von den Zeitgenossen, sowohl ihnen nicht Privatinteressen oder Parteibedenken den Weg gerührt haben, anerkannt wird, doch in seinen ganz gegenständlichen Umfang und in seiner vollen, schwerwiegenden Bedeutung erst von den kommenden Generationen gewürdigt werden können. Bei Übernahme seines Amtes fand der damalige Dr. Schlör — gerade wurde er erst jünger — die Zustände in durchaus keiner erfreulichen Lage vor. Namentlich lag das Verkehrsleben im Argem. Aus seiner Stellung als Direktor der Eisenbahnen hervorstechend, wo er allein mit einem

einfachem Verwaltungskreis, mit einem zwar knappen, aber tüchtigen Personal, in einfacher und zweckmäßiger Weise gewirtschaftet hatte, fand er hier einen ungeheuren Mechanismus, der, möglichst verwickelt und weitläufig angelegt, seine Arbeit in komplizirter Weise schwerlich und nicht ausreichend vollzog. Das, was am Wichtigsten Bedienung und Verwaltung verdrängte, Handel und Verkehr, lagen in den Händen einer starren, veränderten und vielfach auch kurzweiligen Bureaucratie, die die oberste Leitung war einem Manne anvertraut, der für seine so unendlich wichtige Stellung wenig mehr als den Namen mitbrachte.

Auf diese Weise war auch natürlich das kaiserliche Eisenbahngesetz, ein schäbliches Produkt augenblicklicher Bedürfnisse und Protestationen einzelner Gegenstände und Städte, durchaus nicht mehr geeignet, irgendwie den Erfordernissen des Landes selbst, sowie seiner mit jedem Jahr in ungeahnter Weise zunehmenden internationalen Bedeutung zu entsprechen. In jedem Jahre kam in den Kammern die Eisenbahnmaterie aufs Neue zur Sprache, und die verschiedensten Ansätze wurden gesucht, um zu verbessern und zu helfen: — die ungeheure Arbeit einer gründlichen Reform und Abhilfe blieb dem neuen Handelsminister vorbehalten, und er hat sie, ganz allein, einfach, geradlinig, unermüdlich und energisch — wie doch seine Art in — verrichtet. Nur mer das bayerische Eisenbahngesetz gründlich nicht hat, vermag den Umfang und die Größe dieser Heilungsarbeit aus dem Chaos der vorhandenen, oft ganz zwecklos und geradezu verwerflich gebauten Linien ein einheitlich, allen Anforderungen des internen und internationalen Verkehrs gleichzeitig entsprechendes, ungeschlossenes Eisenbahngesetz, welches auch für die Bedürfnisse der Zukunft Raum liefert, herzustellen, zu erreichen. Nur mer die Schenkungen der letzten bayerischen Kammerperiode aufzusammeln vermag, fast allein, welche Schwierigkeiten durch den Intimations der verschiedenen Interessen der Durchführung dieser Reformarbeit in den Weg geworfen wurden, und welche Ausdauer, welche Zähigkeit, welche Energie dazu gehörte, die Arbeit Nacht für Nacht, Stund für Stund gegen die unglücklichen, oft erbittertesten Angriffe zu vertheidigen, und schließlich das Ganze zu behaupten und durchzuführen.

Viele eine Arbeit der Anstellung und Durchführung des Normal-Eisenbahngesetzes von Bayern, welches nach seiner Vollendung ein Muster für jegliches Verkehrsreich sein wird, wurde allein schon hinreichend, das Studenten Schlör's in Bayern für alle Zeiten zu bewahren; man könnte mir aber auch viele Punkte anführen, die anführen, in welchen Schlör's rastlose Thätigkeit beständig, fordernd und reformierend in die Verhältnisse Bayerns eingegriffen.

Es scheint uns aber das bereits Angeführte hinreichend zu sein, um die Bedeutung und Stellung des Mannes zu kennzeichnen, der, wenn heute ihn eine für Bayern unzeitige Modifikation der Parteien veranlassen würde, seinen Vortritt überlegen, sich ruhig als Einzelmann zu seinem Vater und Vorgesetzten zurückziehen könnte mit dem lebendigen Bewusstsein, das Zeitalter zum Glück Bayerns reichlich gegeben zu haben. Dessen wir zum Wohle des Vaterlandes, daß dieser Zeitpunkt, zu dem sich freilich leider die Ereignisse schon zuspitzen scheinen, überhaupt nie kommen, oder doch noch recht weit entfernt sein möge.

G. A. P.

Der ewige Jude.

(Gegen das B. d. S. 648.)

Ein deutscher, unbekannter Goge, die aus freierem Willen kam und an die der Juden das Gewand um gewandt hing, hat ihren ich selbst in dieser Weise an den Werten der Juden: „Vergeltung“ (21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

— Was erst und ist.

Da sie die Welt erlösen.
Sie sollen erst nicht, was er will.
In ihrem Namen, die Juden.
Sich nicht dann möglich.
Kommen, was, was, was, was?
Was ist das Leben und Frieden?

Der Wundertrommeln sagt nicht ein Wort.
Und kann nur unheimlich.
Und kann nur noch und fort.
Gibt nicht mehr unheimlich.
Denn ihr müßt die Freiheit haben.
Gegen ihr, gegen den Götzen-Gott.
Denn müßt man mit Schlägen vertragen.



Der Hockfänger in der Sommerzeit. (E. 668.)

Ein ungelöstes Räthsel.

Ein historisches Ereigniß.

Arnold Beckner.



er Hof wollte in Versailles. Man schrieb das Jahr 1739. Ein Kaiser Juniabend hatte in dem prächtigen Garten des Marquis de Pompadour eine bunte glänzende Gesellschaft vereinigt. Da waren Prinzen von Genua und Venedig und Philosophen, wie Crebillon, Grimm, Diderot und d'Alembert — Schöpfung der allmächtigen Welt, die mit Kunst und Wissenschaft nicht weniger tollkühn, wie mit Politik und Krieg, beide an diesem Abend vertreten durch den Premierminister Herzog von Choiseul und den Kriegsminister Marquis de Belle Isle. Hohe Fremde und die vornehmsten Damen, die getrennt nach der armen Königin Maria Leszcynska gehandelt hatten, beglückten sich heute womöglich noch tiefer vor ihrer Palastdame Antoinette Poisson — Marquise de Pompadour — der erstürmten Geliebten des Königs. Natürlich fehlte auch der gefürchtete Feind der Pompadour nicht — ihr getreuer Leibarzt, der ihr so oft im letzten Palaststadium die Cholera gelockt hatte und noch täglich allernüchternhaft das ganze jähre fränkische als Kaiser unter die übermächtigen Füße hob... König Ludwig XV. „Matai Madame“ der Pompadour — o, einen kostbaren Namen hätte kaum die bürgerliche Welt für diesen König von la France erfinden können!

Und doch schien diese ganze prunkende Versammlung nur da zu sein, um einem Manne, der mitten im Salon stand und seine Schritte auf die Stühle zu drehen — so bedröckend und eigenartig rührte er über Alle hinaus. Der Spieler hatte das Aussehen eines Jünglings, eine hohe elegante Erscheinung mit feinen Zügen und großen, geistreichen Augen. Seine Kleidung war überaus geschmackvoll und reich, aber ohne jede Prunkerei. Er trug einen dunkelblauen Sammetrock mit goldenen, kostbaren Diamantknöpfen und eine lange, weiche, seidene Weste, leicht mit Seide gefüllt. Die Spitzen seiner Handschuhe und des feinsten Jutes waren von bewundernswürdiger Schönheit. Große Rubinen schmückten die Knöchelringsfinger und die vielen Diamanten an den Ringfingern und an den Mittelfingern im rechten Händchen. Dieser Mann hatte ein 200,000 Franken.

Aber man prägte all diese Worte, wenn man das wunderbare Geistespiel hörte. Es war freie Phantasie über eine beliebige Melodie aus Rousseaus „Der Wohlgelehrte“, die von der Pompadour so eben als Thema gegeben war. Aber wie genial, ja überaus feinsprachig der Geiger mit dem paar Opernstimmen um: jetzt meinte keine Geige wie ein kleines Kind — jetzt juchzte sie wie ein Regal — jetzt häuften die Töne wie eine Welle über Wasserblumen — da bellte ein Schloßhündchen... war das der Ruf der Marquise? — nein, es war die Geige — o, diese süßen, köstlichen Töne, die das Ragazzi brauchen stünde nicht schmeckender — aber plötzlich sprang ein lauterer Schloßhündchen — und dann gar bräutete es aus der einen Geige, wie von einem ganzen Streichquartett... und doch gützte aus allen Tönen immer wieder die überauswichtige Melodie des philosophischen Jean Jacques Rolland vor.

Kabel mit einer gewöhnlichen Verbeugung ließ der Geiger den Hagen sinken. Man sah ihm nach dem langen, entzückenden Spiel nicht die geringste Ermüdung an. Der schlaue Herr, zu dem der König das Heiden gegeben, erklärte von allen Seiten. „Herr! Herr! Herr!“ rief die Pompadour und wußte mit ihrem Jünger. Sie schmeichelte in einem stolischen Juchzen. Es waren nach diesem letzten Zuge von Antoinette Poisson, aber selbst unter der Schminke müde und weilt.

Die Marquise glaubte weiter und wußte über das launige Geistespiel des Geigen — und dann über das neue schlaue Schloßhündchen und die vorzügliche Komödie, die der Graf sie sie bereitet hatte. Der König trat heran und äußerte sich sehr beifällig über die Wirkung des von dem Geigen aus verschiedenen Reden zusammengefügten Geistespieltheater und rühmte die Schönheit der Diamanten, die der Graf für ihn von Blois gereinigt hatte, was bis jetzt noch der Kunst aller pariser Juweliere nicht gelungen war. Dann wachte der Graf über die Reinsätze der Diamantenscheide und der chemischen Fabrik zur Gewinnung billiger Schmucke beschrieb, die er auf Wunsch des Königs an dem Schloß Chambord eingerichtet hatte.

Nicht wahr, Graf, in unsem Versailles ist's schon — wenn auch nicht nicht nicht so schön, wie in Mohammed's Palast? „Wie Sie ja zuweilen die schönen Paradiesen haben!“ sagte die Pompadour und legte durch die glänzenden Fingerhüllen in die herrlichen Karten hinaus, so wunderbare Wasserfälle sprangen und aus dem Gekleid von blühenden Rosen und Orangen mädchenhafte Tücher und Ornat und Parfüm's kletterten.

O Madame, glauben Sie mir, der arme Mohammed — Schloß Allah ist nicht so schön — würde gern sein Paradies mit den goldenen Säulen und den Mischküssen und den schiefen Eilen langen Schlägen für Ihr Versailles eingetauscht, hat er doch unter seinen 40 Millionen Houri auch nicht eine Marquise Pompadour!

Die Tochter der gleichzeitigen Welt bei den Javalen fand diese unheimlich gewöhnlich fast gewöhnlich

*) „Gott's Gnade und Gott's Erbarmen!“ Die Mohammedaner nennen Mohammed's Namen mit einem Namen.

Schmeidelei durchaus nicht ungeschmackhaft — der Graf kannte den Geschmack seiner Leute vorzüglich. Die Marquise gab dem Schmeidelei nur gradlos einen freundschaftlichen Schlag mit dem Fächer und Lichte: „Gut, daß der König Sie nicht gehört hat, er möchte sonst vielleicht das belächeln, durch Sie dem Herrn Mohammed einen Lach ansetzen zu lassen. Doch — a propos, Graf, waren Sie früher schon in Versailles? — etwa gleich nachher, als Sie Sankt Peter dem freundschaftlichen Kuss gegeben, sich in seiner Festigkeit ein wenig zu wägen und seine Tochter Antonella zum Ehestande zu befehlen?“

„Nein, Marquise, damals sprach man in Jerusalem oder Rom noch nicht von Versailles... aber ein wenig später war ich hier... ich folgte den schönen Augen Maria Theresias von Rom her — aber ich kam zu spät: Ludwig XIV. hatte Augen und Herz der schönen Kaiserin schon im Sturm eingenommen und würde sich auch die niedliche Hand nicht haben eingeben lassen, wenn ihm Cäsar Marquis seinen Stroh durch die Rechnung gemacht und seine ichthe nicht als über Kopf in ein Mäuer geschickt hätte. Ich suchte mich natürlich zu trosten und wäre dabei sehr arg gerührt worden!“

O, das Abenteuer müßte Sie uns erzählen, Graf! Sie, es gibt eine solche Geschichte unter unschuldigen Schmeidelei, die überdies den Vorzug hat, daß sie wahrhaftig wahr ist, denn der Graf hat sie vor nur hundert Jahren hier in Versailles selbst erlebt! rief die Pompadour eifrig, denn sie ließ sich keine Gelegenheit entgehen, den schon fast abgekauften König zu unterhalten. „Wußte Sie doch zu diesem Zweck der Adel der Polizei täglich die neueste Chronique scandaleuse von Paris und Versailles zu tragen.“

Schnell hatte die Gesellschaft sich um den Grafen gruppiert. Eine gewisse Spannung lag auf allen Gesichtern. Alle hatten ja schon oft Gelegenheit gehabt, den eigentümlich vertriebenen und doch unheimlich blühenden König im Vortrag des Erzählers kennen zu lernen.

Der Graf begann — und die Worte sprudelten wie leichte Schmeidelei aus ihm.

„Frau von Genesmeil war die schönste Frau von Paris — denn sie hatte das Glück, daß Sie Alle, meine Damen, damals noch überflüssig auf irgend einen schönen Stern träumten. Frau von Genesmeil war Witwe und mir sehr ungeliebt — so kühn es wenigstens. Sie schrieb mir mehr als ein angenehmes Briefchen und ich mich häufig auf ihrem reizenden Landhaus hier in Versailles. Einmal Tages erhalte ich wieder ein liebeswürdiges Briefchen — meine schöne Witwe laßt mich auf den Abend zum Ball ein und bietet mich, möglichst prächtig zu erscheinen, um ihrem Gatte Ehre zu machen. Das lang sehr schmeichelhaft für mich. Ich suchte ihrem Wunsch nach Kräften zu entsprechen. Sie werden mir glauben, daß ich damals noch ein wenig jünger ausah. Mein altertümlicher Frack, an dem jeder Diamantstropf 1000 Louis gekostet hatte, stand mir gar nicht abel. Die Perlen und Brillanten an meiner Brust waren mir nicht für 20,000 Louis zu viel. Im Saalgen machte ich wohl eine Million Zuseher repräsentieren. Als heutige Abends meine Staatskarosse, fünf Kutscher begleiteten mich, zwei leuchteten mir Straßen voraus. Wir kamen vor dem Landhaus meiner schönen Freundin hier in Versailles an. Ich wunderte mich, daß alle Fenster dunkel zu waren. Es sieht gar nicht nach einem Ball aus. Ich fragte den Schmeidelei, ob Frau von Genesmeil zu Hause ist. Er heult mich eintrinken. Ich finde die Dame allein — sie schaut eben so verwirrt, mich zu sehen, wie ich bin, keine Wallgeheißung zu finden.“

„Graf, wie konnte ich so spät nach dem Betragen?“

„Sie haben ja gesehen — ich komme zu Ihrem Heile!“

„O, mein Ball ist ja aber erst übermorgen...“

„Sie haben mich aber auf heute eingeladen!“

„Unmöglich — Sie mühen sich verlesen haben!“

Ich weiß, ich irre mich nie — ich habe das Einladungsbillet herab und präsentiere es der Dame.“

Richtig — da hab ich mich verlesen. Verzeihen Sie, Graf, meinen Irrthum und machen Sie mir die Freude, mit mir zu lachen!“

„Madame, Sie wissen ja aber, daß ich niemals etwas eile.“

„Wah — aber Sie trinken. Ich habe köstlichen Johannisbeerwein, den müssen Sie versuchen!“

Meine schöne Witwe demgt mir selber ein Glas. Nicht etwa aus Argwohn — verlorbte Leute sind selten argwöhnisch — nur aus alter Gewohnheit, welche ich das Glas mit der linken Hand, an deren Mittelfinger ich einen geheimnisvollen Ring trage, den mir ein Adon Salomo zum Andenken schenkte. Auf der rechten Seite des Ringes ist ein wunderbarer Stein — kann berührt er das Glas, so springt er in tausend Splitter... der köstliche Johannisbeerwein meiner schönen Freundin ist verbleit. So gleich wird mir Alles klar — aber, Sie verzeihen Madame, wie um so unangenehm plaudere ich weiter. Da habe ich unter einem Wagen fortrollen — es ist der zeimliche, den ich doch befohlen habe, auf mich zu warten! Frau von Genesmeil steht, daß ich laute!“

„Mein alter Oheim, der nach Paris jurüdfahrt!“ sagt sie verzerrt.

Es war mein Wagen. Eine Kammerfrau hatte meine Leute fortgeführt — der Wagen folgte mich an andern Morgen um zehn Uhr hier abholen.

Die schöne Witwe wird immer zerstreuter — sie weiß kaum noch, was sie mir antwortet. Wählich wird es aus dem Korridor laut — ich höre Mäntel... Madame erblaut und steht schnell auf, um hinauszugehen.

„Sie wollen mich verlassen, Theresie?“

„Entschuldigen Sie mich, Graf — ich werde dranhin erwartet. Gleich bin ich wieder hier!“

„Nein, Sie bleiben hier — ich will es!“

Dabei sah ich Madame mit meinen magnetischen Augen, in denen in diesem Augenblick meine ganze gewaltige Willenskraft konzentriert ist, ich an — Frau von Genesmeil bleibt wie angewurzelt stehen... ich lege ihr meine magnetische Hand auf die Stirn — eingeschaltet sinkt sie auf ihren Sessel zurück. In diesem Augenblick des Transports muß ich mir alle Fragen wahr beantworten — ihre geheimsten Gedanken ziehe ich aus ihrem Gehirn.

„Madame, Sie wollten mich mit dem Johannisbeerwein vergiften?“

„Ja, er enthielt Mandäure?“

„Und das haben Sie nicht gekostet?“

„Will ich Sie ermorden lassen?“

„Durch wen?“

„Durch meine Leute!“

„Sind Ihre Leute darauf vorbereitet?“

„Ja, Sie warten demnach auf dem Korridor, bis ich klingel!“

„Wie viele?“

„Huz!“

„Und wenn ich gemordet bin?“

„Will ich Ihre Diamanten stehlen — o, Sie sind so leicht!“

„Es ist gut — erwachen Sie!“

Meine liebeswürdiges Gemüthsblase erwacht, ohne zu wissen, was sie ausgeplaudert hat.

„Ich glaube, ich habe geschlafen, Graf!“ sagt sie lächelnd.

„Voll zwei Minuten!“

„Ich sehe, Sie wollen gehen — ich werde klingeln!“

„Sie sind sehr gutig!“

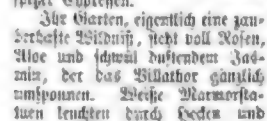
Frau von Genesmeil klingelt hart. Sogleich stürzen fünf mit Edelstein besetzte Männer in's Zimmer... aber schon hab ich mein magnetisches Blick in der Hand und leure es auf die Handeln ab... wie Schlangen legt die ganze laubere Gesellschaft da, und meine schöne Witwe wie wandelnd Frau von Genesmeil unter ihnen. Ich lege ihr einige Schmeidelei, stelle mich in eine dicke Wolke von Rosenblättern und fliehe davon!

„Und die arme Genesmeil?“ fragte lachend die Pompadour.

Die Polizei fand sie am andern Morgen mit ihren Spielgeheulen nach ganz in derselben angewurzelt Situation. Der National Asyrum, dem ich durch Maria Theresie bekannt geworden war, machte der guten Stadt Paris das Vergnügen, die schöne Genesmeil und die ganze Hande öffentlich hängen zu lassen. Die Königin Mutter Anna und der ganze Hof waren zugegen!

„Eine schöne Frau hängen lassen, bleibt immerhin ein wenig anständig!“ lachte der König. „Aber wegen ihrer Intimität mit der Königin, setzen Maria Theresie, die meizem einen Verpfänder so gefährlich wurde, konnte ich Sie wahrhaftig befehlen. Sie müßten mit Ihren Brillanten gestrandt gehen!“

Sie, diese Banane des Lebens kann unter Umständen noch gefährlicher werden, wie Maria Theresie. Durch unvorsichtigen Gebrauch hat sie schon einmal zwischen lebenden Dingen ein eisiges Unheil angeregt. Ich hielt mich vor einiger Zeit am Hofe des Kaisers in Delhi Ibrahim Vohd an. Bald sah ich, daß der Kaiser einen großen Kummer hatte. Ich sah ihn, daß er mir antwortete. Da heulte er mir mit, daß seine Favorit-Kaiserin Kaja ihm unter den Händen ab würde — daß er sie aber immer noch über Alles liebe und sich nicht entschließen könne, sie abzugeben. Diese räuberische Liebe, dieser Ekel, der gewiss mein Mitleid. Ich sagte dem guten Ibrahim, daß ich ihm helfen würde. Er ludte mich zur schönen Kaja. Sie trug purpurne seidene Pantalons und lazerte auf einem Teppich und lachte mich Naradom und Del. Ihr Teint war etwas stark blaugrünlich, das Innere ihrer Hände und Füße hatte sie hübsch roth gefärbt, die Augen mit dicken, schwarzen Ringen umwallt und sich am Kinn niedrig blühten. Dabei sah sie ziemlich bedenkend nach Kampher... doch das sind ja Geschwätzchen. Kaja war schließlich eine große Schmeidelei, denn ein Freund Ibrahim Vohd jagte es mir, — bis auf den einen kleinen Fehler, der sich allerdings nicht weglegen ließ und über den so ziemlich jeder Geschwätz dieselbe Ansicht hat: die arme Kaja sah wirklich schon ein wenig anstalt aus. Da mußte, wollte und konnte ich nun helfen. Ich gab der schönen Kaja ein Fläschchen mit meinem Verjüngungs-Elixir Aqua benedicta, mit der strengsten Weisung, täglich davon nur zwei Tropfen zu nehmen... Am andern Morgen ermachte Ibrahim Vohd durch ein köstliches Diner, er rief sich verwundert die Augen... richtig, es war Abergeschick — und ganz in seiner Nähe. Er riefte sich zornig auf — er theilte nun einmal mit vielen Ehemännern die Eigenschaft, keine köstliche Kame nicht gut leiden zu können. Er rief: Kaja! Kaja! — keine Kaja antwortete, nur das Kind lachte immer erbärmlicher... Es befand sich schließlich in seinem Schlafzimmer. In diesem Jora fuhr der Kaiser in Schlafrock und Pantoffeln, auf nach Edel und Brillanten, die über seinem Kopf hingen, — und ging auf das Kabinett zu los. Es fand er schließlich aus Kaja's Bett und — seine Kaja war zu sehen. Entsetzt sah Ibrahim die Bede parod... da lag ein Mädchen, so klein und elendengrünlich, als sei es just geboren. Wie vom Donner gerührt stand der Kaiser da... aber um in aller Welt fände Kaja's Ibrahim Vohd sich in seiner Angst und Aufregung jämmerliche Mängelgüsse ab — der ganze Palast — ganz Delhi geriet in Aufruhr und suchte Kaja... vergebens. Ich eile in den Palast, dem guten Kaiser Trost und womöglich Hilfe zu bringen. Er war fast todt vor Schmerz über das unerklärliche Verschwinden seiner Kaja und vor Wuth über das noch unerklärlichere Abergeschick. Ich ließ mich von ihm zu dem Mädchen führen. Er kopfte sich



Wolkens, mitten in wassergefüllten Betten sprudeln Tritonen wuschelnde Strahlen und sehen die Wellen, auf denen jarte, glänzend aus Mondschein gewobte Nymphen schwimmen, in zitternde Bewegung.

Im heimlichsten Zimmer dieses Landhauses sah Leonore Barego, von ihrem Gemahl hier allein gelassen zu sommerlicher Weggelahr, an der er selber selten und nur auf Tage Theil nimmt, denn der leidenschaftliche, für des Vaterlandes Gloriel glühende Marsche verhandelt mit seinen Parteigenossen bald in Neapel, bald in Florenz oder Turin wichtige Geheimnisse, die seinem Weibe, selbst seinem eigenen nicht, anvertraut werden dürfen.

Die Ausstattung des Gemachs kennzeichnet ein Schlafzimmer. Das Medaillon des von maitgoldenen Leisten begrenzten Wandbilds zeigt ein Bild der kranken Luna, im dunkeln Horgemond des nächtigen Himmel erklommend, umflattert von Sternen, und unten auf die im Nebel und Schleier ruhenden Thäler Schlaf und Träume träufelnd; die einem spanischen Erler gegenüberliegende Wand zierte eine von Epphu umwundene Laube mit alabasternen Beden, über welchem ein goldener Löwenrücken angebracht ist, dem Vorhang Wasser zu speulen. Rote Sammetdivans säßen die Zimmerkanten; vor einem derselben steht ein marmerner Tisch voll silberner Gefäße, Schalen und anderer Gegenstände, die der Toilette einer vornehmen Frau Gewandtheit und Bedürfnis geworden.

Ein verführerischer Teppich mit kunstvoller Zeichnung trennt das Gemach in zwei Theile, und da er eben auseinander gegeben, werden zwei ewige, reich geschnitzte Himmelbetten sichtbar, die beide durch einen kleinen Hausaltar getrennt sind, dessen pyramidenförmig sich aufbauende Mäule eine Kreuzabnahme Guido Reni's schmückt.

Leonore, über deren warmes Gesicht ein glühendes Rötheln lag, bewachte den ersten Schlummer ihres Kindes, eines fünfjährigen Knaben, der, schon wie die Unschuld, lebensvoll und heiß vom Schlaf, die kleinen Händchen noch auf der Brust gefaltet hielt, dem Ave Maria her, das ihn die Mutter eben beten ließ.

Welch' liebliches und wunderbares Bild, dem auf dem ganzen Erdenrund kein zweites zu vergleichen!

Das selbe Weib ist so liebend und tief versenkt in ihres Kindes Schönheit, betrachtet es mit einer solch' verklärten Andacht, wie die Madonna selber dem ihrigen göttlichen Kinde angeschlossen haben mag.

Der rothe Mund, aus welchem leicht der Athem geht, gleicht ganz der Purpurrose, die in der Wildnis ihres Gartens blüht, die braune Wange und das lichte Haar, um die der Sonne letzte Strahlen glänzen, weiterjenseit mit der Glorie eines Seraphs, und die dunkeln, nun geschlossenen Augenlein blicken ihr lieblicher, als alle Sterne, die Nacht vom Gottes Firmamente schimmern.

Nun beugt sich die Mutter über ihren Liebling, haucht einen Kuß auf seine Stirn, nennt ihn ihren guten Engel und ruht auf dem Brustkissen, das schöne Haupt gegen den Armlehner genügt, ein leises Gebet für ihren Sohn zu sprechen.

Doch nicht eine warme Empfindung regte sich bei ihr für den fernem Gemahl.

Wohin auch sollte sie kommen?

Der Marsche hatte ihre mädchenhafte Wärme, die sich durch Vergeltung bis zur Blut entzündung hatte, vom Hochzeitslager ab war mit gewaltiger Gleichgültigkeit vergessen.

Leonore Orsini erkannte erst als Frau, daß ihre Schönheit seiner Güte, ihr Reichthum seiner Sucht nach Glanz vollkommen war, und die Verbindung mit ihrer süßlichen Familie der politischen Partei, welcher der Marsche mit wahren Fanatismus anhing, ein höheres Ziel und sicher neue Genossen erwerben würde.

Bildlich hatte eine große Leidenschaft ihres Gatten für eine Andere ihr eigenes Herz wieder entzündet, aber Camillo Barego kannte keine andere Geliebte, als sein schön, unglückliches Vaterland, das in Wehen lag, dem Phönix der Freiheit aus dem Schutt bigotter Anarchisten steigen zu lassen. Über diesen Plänen und Visionen verlor er sein Weib; Leonore konnte sich seiner wärmeren Hingung Camillo's für sie rühmen, hatte sich nie liebreichen Früchten, holden Rosen zu erinnern.

Erst lenkte sie, wie einst die laurische Iphigenie:

„Ich räum' ein zartes Gellin zu gehenden
In Pflicht und Treu.“

dann erkannte sie es nicht mehr als Pflicht und Nothwendigkeit an, das Opfer einer bloßen Pflicht zu sein. Und so verlor sie langsam das verfallene Feuer ihres Herzens und wurde kalte, kalte Nide, aus welcher plötzlich die Schlingenschnur des Genusses aufsprang.

Der Winter und das Schwanenmod glänzender Feste besam Hei für sie, und ihr Palast bei Fontana di Trevi wurde der Sammelplatz aller Künstler, wichtigen Köpfe und Lebensmänner der Erbengüterstadt, die der reissenden und vergabten Marsche huldigten.

Anders Frauen von Geist und Herz, wie Leonore, verlieren sich doch nicht leicht; sie hatte die feste in's Leben Etüden für leichter gehalten, und ländigte immer nur in Gedanken, nie durch die That. Die Geburt ihres ersten und einzigen Kindes, des holden Knaben, aus welchem

ihr liebesuchtes Mutterauge eben hervorritt, entzog sie dem Strahl ihrer Vergnügungen eben so rasch, wie sie in denselben hineingerathen.

Nach fünfjähriger, durch die Kälte ihres Gemachs qualvoller Ehe, war ihr ein süßer Glückstern aufgegangen, den sie nimmer zu erschaffen gewagt und an dessen sonnigem Glanze sie sich waidete, wie jene Weisen aus dem Morgenlande, da sie das fankende Gestirn über der Krippe des Neijas erblickten.

Die ewige Roma wurde jetzt verlassen und die Villa Braschi zum Aufenthalt gewählt, um dort allein ihrem Knaben zu leben.

Als der kleine Giovanni erst drei Jahre alt war, überzeigte sich Leonore jedesmal, wenn sie dem süßen Söhnlein in sein rundes, rosiges Gesicht sah, daß er Raphael's Engelsklopfen, wie er sie auf der Madonna di San Sisto gemalt, haar für haar ähnlich sehe.

„Wird er erst älter,“ sagte sie, „gleich er ganz dem kleinen Johannes, Christi mit dem Lieblingsjünger.“

Erst einem Jahr springt der muntere Bursch schon in der Wildnis des Gartens umher und spielt am liebsten beim schäumenden Wasserbecken der Tritonen.

Wie da Leonore's Antlitz leuchtete!

„Es ist Rhythmus und Melodie in seinem Gange!“ flüstert sie leise. Ohne Mutterauge betrachtet, unterbricht diesen Rhythmus aber noch mancher festerer Vers.

Keine Note ist dem Widhang heilig, die er nicht kniet und der Mutter in dem Schooß ruht.

Nachmal spielt er „Gemein“, eine Erinnerung aus seinem Bilderbuche, und trittet auf den nachbarlichen Jettelanten zum entzückenden Scherz Leonore's. Er will nur die Segel unten auf dem See jählen.

Immer bleiben es „dieser“, denn weiter hat er's in der Rechenkunst nicht gebracht, was ihm seiner Jugend wegen vergeben sei.

Von schließt der theure Nicht.

Die Mutter erhob sich vom Gebet, schloß saht den Vorhang und trat hinaus auf den Erker, das Fenster öffnend, damit der vom See emporziehende Luft ihr heiles Antlitz kühlte.

Die Böhreische athmete kaum und lag friedvoll wie ihr schlafendes Kind; des Siroccos sengende Wut machte sich indess selbst noch in dieser späten Stunde fühlbar, ein gieriger Wampyr lag er an der Brust der Mutter Erde und langte beizühing ihr Herzblut. Des Himmels blauer Dom war schon nicht mehr sichtbar; graue Wolkchen, gleich hochaufwirbelndem Weibrauch, schwebten unter seiner lammenden Ruppel, und doch durchdrang sie, ein strahlender Sieger, die dem Untergange nahe Sonne, Bäume, Hüfen und das ferne Meer in Purpur tauchend und flüßiges Gold.

Im Westen war des Firmament's Vorhang aufge-rollt. Man schaute in sein Allerheiligstes hinein, und der flammeude Thron Gottes erhob sich im Märchen mehr.

Leonore sah die ihr zu Füßen ruhende Hülz voll Rosen glänzen, und entzündet von ihrem erhabenen Standpunkt über das lichtegebäude Gensano bis an das janderhafte Kap der Kirche blickend, welches wie ein ertrunkener Sargphag im Meer ruht, rief sie die seeligen Worte: „Un pazzo di cielo, caduto in terra!“

Da knallte zu ihren Füßen ein Schuß und eine Sekunde später brüllte und knachte im das Echo wieder, als wolle in überstürzender Hast der Monte Cavo in den See, oder dieser alle, lang ausgebrannte Krater speie unter belaudendem Donner wieder Flammen und glühende Lava.

„Orlando!“ rief Leonore. Ihr Weib wogte freudvoll und die Wange verlorbte sich.

Mit dem Ungeduld eines achtzehnjährigen Mädchens verließ sie den Erker, zündete eine antik gefornne Lampe an und begab sich in das anstehende Zimmer. Die bildlich matte Flamme der Lampe, welche sie auf einen Konfollisch niederlegte, verbreitete nur wenig Licht in dem wirtten, hohen Gemach, es war nicht stark genug, die Gegenstände deutlich zu beleuchten. Daher brütete ein heimliches Furchtlich in demselben; die gelben, schwebelnden Vorhänge der Fenster und die Blumen in den hohen Vasen, deren Schalen sich groß an der Wand abzeichneten, vermehrten den tristen Frieden. Dazu lag in der Luft ein heißer Wohlgeruch von Sandelholz, mit welchem die Planchete befeuchtet waren, gleich jenem Duft, der über den Gewürzjulen der Sübsee schwebt.

Leonore ließ sich auf seinem der üppigen Divans nieder, sondern ging erwartungsvoll auf und ab.

Nachmal blieb sie stehen und lauschte, ob nicht Tritte hörbar würden.

Jeder Kern suchte von süßlicher Ungeheuer. Wie sie erzeugt nachspricht im weichen, rauchenden Dampfgewand, erstickte sie wahrlich wie Artemis selber. Schlang und doch voll Hülle zeigte ihr schmales Auge jene himalische Wut, welche das Antlitz jähwörter italienischer Frauen so liebreizend macht; senkte sie dann aber die schmerzprächtigen Wimpern, brüllte sich darüber listerliche Reueheit und stützliche Sterne.

Die Erwartung dämmerte ihr zu lange und so trat sie durch die schweren Vorhänge in eine Finsternisse, die

sich hinausflartend, als könnte sie Jemand im Dunkel erkennen.

Die Rondscheifel kimmerte sahl und das Sternbild des Schorns so lastlos und summt durch die blaue Hül der Weibermode.

Während sie träumerisch die einzelnen, noch und noch golden hervorblühenden Sterne zählte, öffnete sich die Thür, und als Leonore aus ihrem Versteck hervortrat, lag ein blühender junger Mann mit schwärmerischem Ausdruck in seinen Zügen zu ihren Füßen.

Er schre von der Jagd zu kommen, denn er trug über eine kurze graue Jacke mit grünem Kragen ein Pulverhorn, das er im Vorzimmer bei seiner Günte und Tasche abzuliegen vergessen.

„Anie nicht!“ bat Leonore, die ihr „bona sera“ mit dem weichen Tone hauchte. Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen, sich an ihnen aufzurichten.

Während er dies that, sagte er: „Weißt Du, warum ich Dich heute grüße, Rosamün meiner Seele?“

Sie sah ihn mit ihren sprühenden Augen fragend an und lächelte erwartungsvoll.

„Heut' Morgen las ich in unserem Lieblingsblätter Byron. Kennst Du in seinen Poesien ein liebesüßigstes, schönes Weib, das ihres Freundes beim Gang der Nachtigall und dem Raschen des Wasserfalls schmeichelt hat?“

„Statt zu rasen würde ich alle Frauen des nordischen Poeten nennen müssen, denn sie sind sämtlich mit sehr süßiger Glat getränkt!“ versetzte Leonore. „Reinst Du Parfisan?“

„Ja,“ flüsterte er. „Und Du selbst bist meine theure, geliebte Parfisan!“

Er drückte sie in die Sammetpolster eines Stuhles und lehnte seine Arme über dessen Lehne, indem er mit den Fingern durch ihr lollanbraunes Haar fuhr, und die gänzlich verwirrte. Gerühend blühte sie zu Orlando empor; der ganze Schauer brüchlicher, süßer, mädchenhafter Liebe durchwühlte sie, ein Ahnen von verlangendem Glück lag durch ihre Brust. Sie zitterte und ihr Auge ward feucht.

Das lichte, matt dämmende Gemach war durch den Zauber der Liebe in ein seliges Elend verwandelt, dessen himmlische Luft war sie allein in vollen Zügen trank.

So kurz erst bekannt, verklärte dieser schöne Jüngling bereits seit Wochen mit dem goldenen Schein seiner Herzensflammen ihr erstliches Empfindungsleben.

Orlando Bassano gehörte nicht zu Jenern, die Leonore in ihren glänzenden Salons zu Rom verarmt. Zufällig, auf einer Streiferei am See, hatte sie ihn, der in Remi kritisch Allegorist hielt, unter einer Platane an jener Quelle getroffen, in welche, dem alten Mythos nach, die um ihren Liebling Rama weklagende Nymphe Egeria von der laurischen Diana verwandelt wurde.

Dennoch war es nicht allein die liebenswürdige Ritterlichkeit Orlando's, sein offenes, artiges Weib, welche Eigenschaften ihm Leonore's Neigung schnell gewonnen, sondern die ansehnlichen und zugleich gefährlichen Gaben Apoll's, Gesang und Poesie, welche er benutzte, ihr das Leben verklärte durch das Prisma des Ideals zu zeichnen.

Und dennoch hatte die an Camillo's kalte Person Geschiedene schon so lange gegieit.

Mit dem Feuer süßlicher Naturen schmeigte sie jetzt in diesem Besiß, und ihr von der Leidenschaft umflirtetes Herz neutralisirte jede Regung der kühlen Vernunft, die doch manchmal wie eine dürr, frostige Hand nach ihren schönen Liebesblüthen griff.

Zudem kam noch ein Umstand hinzu, die Wellen ihrer süßlichen Neigung hoch über ihr zusammenzuschlagen zu lassen — ihre reiseren Jahre.

Denn obgleich noch blühend und von jener erfahrene Schönheit, welche nur Frauen eigen zu sein pflegt, entzündete die Liebe des im Weisheit jüngerer Manes unbenutzt und zunächst ihre Güte, an deren Stelle bei ihrer edel angelegten Natur freilich bald die berauschendste Vergeltung treten mußte.

Orlando streifte das Pulverhorn, welches er noch immer an die Brust trug, von der Schulter, und warf es auf den Tisch.

„Du warst auf der Jagd, Amico?“

„Ja, Leonore, gegen Abend. Den Tag über hielt mich der dämonische Sirocco, vor dem man sich kaum mehr zu retten vermag, in meinem Zimmer. Doch meine Beute ist gering; ich schoß nur einen Weiber, der majestätisch aus den Wäldern flog und langen Dastel über den See schwebte. Diese Feder rante ich ihm, den Hül des kleinen Giovanni damit zu schmücken.“

Beim Nennen ihres Kindes eröfnete sie sanft, ohne es selbst laun zu spüren.

„Und mit Deinem zweiten Schuß gabst Du mir das Zeichen, Du heist auf dem Wege zu mir? Nicht so?“

„Freilich! Du verstandest mein Signal!“ lächelte der Geliebte mit rothen Lippen, zwischen denen herrliche Jagd schimmerten. „Und nun bin ich Dein Elend, Dein Traubadour!“

Er ergreift ihren Arm und führte sie nach einem schmucklosen Diner. Dann nahm er eine Karte, setzte sich auf ein Tabouret und sang mit schmeichelnder Stimme die glühende Arie:

«Cor mio, mio amato!»

Sie hörte berauscht zu. Als er geendigt, dankte sie ihm mit einem Kuß, reichte ihm herrliche blaue Trauben und süße Feigen; dann erhob sie sich vom Diner und langte aus einem Glasfrazz zwei kostbare Saffianbänder.

«Sehen wir im Gervaseum libera» oder in Ariosto's köstlichem Epos, welches Deinen rasenden Namensvetter behandelt?» fragte sie, sich wieder niederlassend.

Orlando lehnte sich an sie und umschlang ihren Hals. Sein Gesicht zeigte gar keine Ungeduld, sich in die klammernde Clavace rime Ariosto's oder Tasso's zu vertiefen.

«Wandelt wir nicht schon in Ariosto's Zaubergarten?» fragte er nach kurzer Pause.

«Gottlieb!» hauchte Leonore leise.

Die Worte dampften sich bald zu kaum bemerklichem Flüstern, dann erloschen sie ganz.

Und in dieser Stille, in welcher der Engel der Liebe durch diese gewöhnlichen Räume lag, wurde er stürmischer und glühender. Er küßte Leonore's Augen und Mund, daß es sie heiß durchdrangte. Manchmal wechelte sie ihm und verlor sich, sich seinem starken Arm zu entziehen, doch ohne Erfolg.

Die Lampe glühte und schien am Becken, im Zimmer deutete schwacher Wohlgeruch.

Wählig schloß Leonore, wie von einer Bitter getrieben, vom weichen Kusse empor. Ihre Stirn brannte, die Wangen glühten, die Pulse pochten, stürmisch wogte die Brust.

«Geh, o geh, Orlando!» bat sie mit allem Liebreiz ihrer Stimme.

«Wie, Leonore, Du sendest mich fort?»

«Nein, Einziger, Geliebter!» sagte sie, und preßte die feinen Hände gegen ihr angefeuchtes Herz. «Weib; aber laß uns im Tasso lesen, oder ließt Du Petrarca mehr?»

«Jenes Narren, der immer nur im Wohlklang von Laura's Namen schwelgt?» Er schüttelte das Haupt.

«Gute Nacht, Leonore!» sagte er langsam und gleichgültig.

Er küßte sie auf die Stirn und wandte sich zum Gehen.

«Sag, dünst Du?» rief sie erschrocken. «O Lieb, ist es Dir weh? Dann vergehe.»

Orlando schritt gelassen der Thüre zu.

Sie folgte ihm mit der wieder aufleuchtenden Lampe. Stumm warf er im Vorzimmer Gewehr und Jagdtasche um, welche den todten Reiter barg, und reichte ihr die Hand zum Abschied.

«Du kommst nicht wieder!» sagte sie langsam und resignirt.

«Gewiß, ich komme.»

Mit diesen Worten schritt er davon.

Leonore begleitete ihn bis zum Thore der Villa, sah ihn in den Schatten des Gartens verschwinden und hauchte leise: «Felicitissima notte!»

In den nächsten Tagen verzehrte sich die Wuth des Scirocco. Am Himmel jagten dem Witterer her düstere Wolken, der im Gela der Bäume zirkulierende Saft schien verdorrt, jede Spur von Feuchtigkeit war aus der Erde gezogen, die in Staub und Asche trauerte.

Die Menschen schlichen umher wie mit dem brennenden Brand des Feuers befeuchtet; irgte und das Auge stier heroverquellend lagerte das Vieh an den Abhängen, nach Wasser trüffend, die schlaffe, spröde Zunge zu schmecken.

Orlando Woffano sah in seinem einsamen Zimmer zu Nemi; statt Wuth schien bei durch seine Adern zu rinne. Klar seine Lage, sein ferneres Verhältniß Leonore gegenüber zu vergleichen, war ihm nur schwer möglich; sie war ihm ein dunkler Begriff geworden, den er nicht leicht zu definiren vermochte.

Zwar zwieselte er nicht an ihrer Liebe; da ihn indes seine feisthliche Jugend allzeitlich verführte, die ihmige Zurigung der Geliebten mit vollkommener Hingebung zu identifiziren, trat eine tiefe Beschämung bei ihm ein, und hatte er fast wie Atlas auszuweisen: «Diam perditio» wenn er Leonore einen Tag nicht gesehen, so hielt ihn jetzt die Sehnen fast eine Woche von ihr fern.

Leonore's Zustand hingegen fliegerte sich zu gräßlicher Qual; sie glaubte wirklich, den Geliebten verloren zu haben.

Aber wiedergewinnen wollte sie den Abtrünnigen; bei der Madonna!

Dennoch erschloß sie vor dem Thore, welches ihr Orlando folglich in die Arme getrieben hatte, jene Arme, die ja immer offen waren, ihn zu empfangen.

Je mehr sie sich mit ihrem Opfer vertraut machte, desto heißer, stürmischer regte sich ihr Blut. Sie war noch jung, dem Genuß keineswegs abhand; nur Eins fürchtete sie inständig, den Anfang, denn ihr ahnte, er werde sie aus einem schmeichelnden Zauber in den anderen reißen.

Mitunter wurde sie dann wieder ganz muthlos und verzagt. Sie rief sich sein Abschiedswort: «Ich komme wieder!» wohl hundertmal zu; denn er aber gelogen! Der Wuth dieses peinlichen Zustandes harrete sie nun mit bangender Ungeduld.

Und Orlando kam.

Der Vollenkaiser des Himmels zerriß, die verschmachtete Erde sog gierig schwere, warme Regentropfen ein, die ganze Natur athmete, erlöset aus ihrem Starrkampf.

Nach Orlando spürte die belebende Frische; wie sie seinen physischen Organismus wohlthuend durchdrangte, kräftigte sie auch seinen Geist. Er flegte über das Gefühl seiner Scham und besuchte Leonore.

Viele floh ihm bei seinem ersten Kommen mit aller verhaltenen Liebe entgegen. Und war er vorher schon die Asche gewesen, um welche sich all' ihre Sinne bewegte, wurde er jetzt ihr vollkommener Magnet. Was sie in seinem Auge las, befeuerte sie sich zu erfüllen, und war glücklich, wenn sie ihm ein Lächeln, ein bescheidenes Nicken abgewann.

So steigerte sie sich mehr und mehr in einen Paroxysmus, der sie sogar ihrem Kinde entzerrte. Heiße Tage lang wurde Giovanni allein gelassen mit der alten Watterin Rosina, die seiner vornehm achtete und ihn die Grenzen des Gartens ruhig überreiten ließ, während Leonore mit dem Geliebten zu Pferde die nächste Umgebung durchstreifte. Wie stammte des Letzteren Ange, wenn er die prächtige Gestalt der reizenden Amazonen, im lang wallenden Reithabit, die knieende Strauchfeder am Barett, mit ihrer feinen Hand den Hals des edlen Thieres klopfen sah!

Jede Minute ohne den Freund wurde Leonore nun sehr bald zur Hölle, und war sie gar allein mit ihrem Kinde, und schlang die seine runden, rosigen Arme um ihren Hals, bitter fragend, es müsse immer mit Rosina allein bleiben, oder mit seinem Händchen spielen — o, das schmerzte, und sie ersuchte dann Giovanni mit Liebeslungen und Küssen.

Troßdem bewies er keine Hingebung. Hat einmal der Brand der Liebe ein Altes Herz erfaßt, leidet es leidenschaftlicher als in der Jugend. Nun war's einer der prächtigsten Mittheilungen, als Leonore Parego in Begleitung des Geliebten eine Ruderfahrt auf dem See machte. Die Gestalt war mit einem purpurnen Badmänn überzogen, und welche Leppide vermehrt die Beobachtungszeit der Lustfahrt. Orlando hatte Anfangs das jierliche Schiffschen hinaus in die Mitte der Wogenfläche gerudert, ließ es dann aber freier treiben.

So schaukelte es mit der Last der Liebenden hin und her, umhaucht vom gelben Abendsegen. Traut saßen Beide Hand in Hand in süßem Gleichend.

Gervano und Nemi lagen traumhaft dach an der Seite des Ufers, ein fahler Rauch flüchtete in den Kronen der Strandbäume, verhallende Töne des Salsarillo erreichten in kurzen Pausen ihre Ohr, zwischen Kranesweiden und Korkendbüschel wurde manchmal der weiße Schleier eines Wadchens sichtbar, oder der anstie Flug, den sie auf dem Haupt die Bergfliegen hinantrug.

Bald glänzten nur die Ruppen der Gisfel im letzten Licht und kaum bemerlich legten sich tiefe Schatten über die geheimnißvolle Fläche der Wellen. Rings umher webte stille Dämmerung, die spärlich durch die ersten Sternstränge und den Wellenrand vorstach, wurde, der langsam und feierlich über den Monte Cavo emporstieg. Die durch Jambervort schimmernde Berg und Wuth, Thal und See in wallendem Silber. So weich und rein umfloss des Mondes Licht jeden Gegenstand, daß die Reanuren schärfer und heller hervortraten, als am Tage, wo sie des Sonnenballes Hitze umschimmerte.

Mit tiefen Zügen athmeten die Liebenden die warme, würzige Luft und lauschten dem langgezogenen Riede der Nachtigallen, die jährlich in Vorder- und Olivensträuchern nisteten.

Gleichsam von selbst und nur selten von einem Ruder Schlag getrieben, glitt die Gondel dem Ufer zu. Orlando sprang auf eine springende Felsplatte, zog die Packer nach und richtete Leonore die Hand.

Der glorreiche Abend war fürwahr ganz für Liebende geschaffen.

Vor ihnen dehnte sich ein blumiger Wiesengrund, dann stieg der Wald steil empor, bestat mit seligen Gerüche, das im Silber des Lichts wie eine waidende Dämmerherde erschien.

Etwa in gleicher Höhe mit der Villa Brasidi, deren Mauern zwischen Pinienkronen oben sichtbar wurden, nur mehr dem See zugewandt, ragte ein schroffer, kantiger Fels, dessen schmale Grat zwar mit einer Terrasse des Landhauses verbunden war, von den Bewohnern desselben jedoch nicht besucht wurde, seines schwindelnden, abschüssigen Randes wegen, obgleich man von diesem natürlichen Klippenruder aus die ganze Ufertracht des Lago di Nemi übersehen konnte.

Leonore, die übermäßig und ungebändig wie ein junges Füllen durch Reant und Wunden des Wiesengrundes dahinpresch und scherend den Gesichtern verhielte,

weil er ihre nicht zu folgen vermöge, rief ihm sehr zu, ob er Muth habe, mit ihr die mühevollen und gefährlichen Wanderung über jenen Felsgrat nach der Villa anzutreten.

Sie wandte sich bei diesen Worten von ihm ab und zeigte nach der schroffen Klippe, deren äußerste Spitze sich zum Seebegeeg abhänge.

Geführt und lüßig dempfe Orlando diesen Moment, schlich an sie heran, und indem er ihren Leib umfaßte, rief er laut:

«Nein, denn nun bist Du meine Gefangene und geist, wohin ich will!»

Sie folgte ihm in unterwürfigem Scherz und lehnte ihren reizenden Kopf an seine Schulter. Vom hastigen Lauf erhigt, glühte ihre Wange und hob sich die Brust.

«Hörle,» sagte sie, «wie heiß ich bin!» Und sie führte seine Hand an ihre Stirn.

«Komm, laß uns einen Augenblick ruhen!» erwiderte Orlando.

Er führte sie einem dichten Lorbeerbüschel zu, welches ein laubiges Nest bildete und die Liebenden in ihren Dämmer aufnahm. Moos und Blumen beten eine mögliche Lagerstätte.

Orlando warf sich nieder und verstaute Leonore an der Hand neben sich zu liegen.

Sie schloß und erschreckte; das stürmisch erregte Blut stieg purpurn bis in die Schläfen, die Kniee zitterten und widerstandlos sank sie nieder. Und immer mehr verbrauchte sie der Duft der Blumen, das Vieh der Nachigallen und das trübselige Liebesgeflüster Orlando's.

Bei seinen Küssen durchglühte es elektrisch ihre Glieder, das Auge flammete und glühte nicht mehr, es leuchtete wie eine verzehrende Sonne.

In federnder Wuth hing sie an des Mannes Mäntel, es kloß sich Leib an Leib, verzweifelt wagten die fiebernd pochenden Herzen. In himmlischer Lust versengten Leonore die Sinne; je heßer, stürmischer Orlando wurde, um so weniger Widerstand konnte sie ihm entgegenstellen.

Und doch, jetzt rang sie plötzlich und wehrte mit allem Aufgebot ihrer gefühlten Glieder; sie hatte Mitleidsfülle bekommen und sich sich selbst los. Dabei wandte sie ihr Haupt und das urthel Auge streifte die Klippenspitze.

Ein furchtbare, herzerzitternder Schrei und Leonore schmeckte esper!

«Aber nur unglücklich konnte sie sich halten, der Körper schwankte, das eben von der Wut der Leidenschaft mit Wuth übergoßene Gesicht war todbleich und von jähem Schreck erstarrt, wie das der stürzenden Medusa.

Die eine erhabene Hand zeigte krampfhaft, hinauf nach der Klippe.

«Madre di Dio, mein Kind!» entrang es sich erschend ihrer Brust.

Wärmherziger Himmel! Ja, droben am äußersten Rande der Felskette stand der kleine Giovanni in blauem platterdem Gewand, in seinen Händchen einen Glanzstern, welchen er in der Luft schwenkte oder in den silbern wallenden See zu tanzen schen, vorn über die glänzende Lirke gebugt.

Kaum wurde Orlando des entsetzlichen Schauspielers gewahr, als er der Klippe zusprang; doch Leonore, die nur einen Moment zur warmen Liebe geworden, war ihm schon vorzuz, weil, weil, denn ihren Fuß befühlte mütterliche Kodelangst.

Ueber demüthigen Gefährd, Hüften und spitze Steine eilte sie den mühseligen Pfad empor, fies das von Schred umflossene Gesicht nach der Klippe und dem Ansehen gewandt, die tagshell vor ihr standen.

Lautes erreichte sie eine felsige Platte; sie wollte ihr Kind nicht durch einen Kuß erschrecken, auch war sie vor Erschöpfung kaum fähig, ein Wort zu sprechen, und ihre Hüfte verlagten fast den Dienst.

Eine Sekunde ruhte sie, schloß sie sich Anhem und maß die Entfernung, welche sie noch von Giovanni trennte, der mit der Sicherheit eines Nachwärtlers seinen gefährlichen Posten behauptete.

Eine Hoke von zwanzig Fuß war noch zu erklimmen, doch war dieselbe so steil, daß Leonore sich mühsam an Wurzeln oder Sträuchergreinen emporziehen mußte, und dazu gab das lockere Gesteine fies unter ihr nach und sie glitt immer wieder auf die Platte zurück.

In diesem Augenblick bemerkte Giovanni zu seinen Füßen die Mutter, machte eine Bewegung nach ihr, verlor das Gleichgewicht und stürzte in die geschnittenen Arme Orlando's, der eben neben Leonore anlangte.

Die Mutter sank vor Schred zu Boden, Orlando aber hielt ihr den geschuldet, von der Gefährdung wenig spürenden Ansehen hin, und gitternd vor Freude legte sie sein lockiges, theeres Haupt an ihr ungeschuldetes flüßendes Herz.

Der kleine Heldste die Mutter und sagte, «Nina habe ihm im Garten gesagt, Mama sahst auf dem See und da sei er davon gelaufen, sie zu juchen.

Die schwer gepreßte Mutter gab den geliebten, sichlich vom Himmel beschützen und durch ihre Schuld der Todesfährte überantworteten Anaben trop Orlando's Witten nicht aus dem Arm, und erst als sie in ihrem Zimmer von der Erschöpfung ein wenig gerecht, erleichterte



Der sterbende Soldat. Bisher noch ungedrucktes Gedicht von Jul. Sturm; illustriert von Otto Ritentscher.

Er lag am thronen duftigen Bein,
Die Trach zerbrochen, zerbrocht das Bein,
Auf blutgeschlachten Grund;

Da brach' noch blutet das Thal entlang!
Da das nicht deutsche Gewehr klang!
Ein Räuber ausfüllte den Rand.

Als Wunde lag er das Haupt empor,
Und hielt die Hand an das laufende Ohr.
Ritencia! Hang es durch's Fein.

Noch weiter wurde der Tulle Gäh,
Er reute das kranke ganz und lag
Am Bein — ein selbst dich.



Eine Schilke im Glas. Auf dem Gemälde von 2. u. 3. 681.

Der Wunderdoktor.

Erzählung

Robert Schweißel.

(Fortsetzung)



terre le Roux richtete sich auf. Seine Glieder juckten und er mußte sich an die Brustwand lehnen. In den Abgrund wollte er nicht zu schauen. Dann wühlte er sich mit dem Armel den kalten Schweiß von der Wadengelenke. Er riefte sein Gewehr, aber dem er gelang, auf und untersuchte den Boden. Er trug seine Wundpflaster; der Schuß war fehlergegangen. Ein Waidhahn schrie sich aus Pierre's Kehle. Diese Beharrlichkeit seines Jagungslusts ließ ihn Mabelaine und Richard vergessen. Es sollte und mußte anders werden, und er folgte den süßlichen Gesetzen. Der Adler, welcher langsam über den Höfen flüchtete, verriet ihm die Richtung, welche sie genommen hatten. Doch dieser Begleiter überließ ihn bald sich selber. Höher und höher stieg der Adler in die Luft und verschwand. Pierre le Roux aber gab die Hoffnung nicht auf, die Gensmen noch aufzufinden. Er folgte ihnen mit der Energie des Hasses, als ob sie an seinem Unglück schuld wären. Er legte nach ihrem Blute. Er mußte den Jäger berechnen, der ihm Auge und Hand verleierte. Er schloß nicht Hunger, nicht Durst, nicht Müdigkeit. Keinlos Nektare er zwischen den Felsen auf und ab, und mochte wandern verwegenen Sprung.

Schon standen die Berggaden in der finsternen Sonnenscheite, und Pierre le Roux hatte die Spur der Gensmen nicht aufgefunden. Ermüdet rastete er bei einem Rinnsal, in dessen sprühendes Wasser er sein hartes Halbrod tauchte, worauf er es mit einigen Tropfen Aichsenwasser aus seiner Fellestasche beträufelte. Aber das Brod wollte ihm nicht munden, obgleich er den ganzen Tag über nichts gegessen hatte. Der Hunger über sein Mißgeschick war größer als sein Hunger, und er vernünftete Andre, daß er ihn zu seiner Freiheit hätte verhelfen wollen. Hatte sein Jagungslust mit seiner Leidenschaft für Mabelaine angefangen, so begann sich nun der Gedanke bei ihm einzumischen, daß er auch Glück in der Liebe haben würde, wenn sein Jägerglück wiederkehrte. Er mußte dieses paradiesischen, gleichwohl um welchen Preis, und er überlegte, ob er Andre nicht noch einmal um ein Mittel gegen sein unheilvolles Unglück anfragen sollte. Der jüngste Waidhahn hatte ihm einige Thaler eingetragen; er konnte die damals angebotene Belohnung verdoppeln. Aber er entsann sich des Spottes, zu welchem Eugénie seinen Antrag aufgenommen hatte; sein Blut wallte auf und er wollte nichts mehr zu thun haben mit Andre, der ihm ebenjo hochmüthig wie sie erschien.

Unter solchen Grübeleien trat er den Rückweg an. Es war zu spät, um die Jagd fortzusetzen, und er streifte an dem Rinnsal hinab, dessen Wasser einen der Zufüsse der Trappe speiste, die aus dem Mont Rion ihren Ursprung haben. Eine schmale Schlucht mit steilen Wänden nahm ihn auf. Während auf den Höhen nach der Jagd vergeblich, herrschte hier bereits wüthige Nacht, und durch die Dunkelheit murmelte, gurgelte und plätscherte zwischen den Felsen das Wasser, welches den Boden der Schlucht fast ausfüllte. Nacht war es in des Jägers Brust, und der schwarze Bach flüster ihm unheimlichen Rath ja. Mächtig blieb er wie gebannt stehen. Der Mond war von ihm unbemerkt heraufgekommen und erfüllte mit seinem Lichte die Schlucht. Pierre le Roux hatte zu der silbernen Scheide empor, die gerade über ihm schwebte, und wie der sprudelnde Bach in dem milden Glanze aufblühte, so blühte es durch seine Seele: Drei Schüsse mußt du thun, wenn du ein Freischütz werden willst; einen gegen den Mond, einen gegen die Sonne, und einen gegen Gott. Es war ihm, als ob ihm der Mond selber den Versuch zugerufen, den er einmal von einem alten Gensjäger gehört hatte. Er griff nach seiner Flinte. Wie er jedoch den Hahn spannte, bemerkte er, daß er kein Kupferkugeln aufgesetzt hatte. Es fiel ihm ein, daß er sein Gewehr seit dem frühlichen am Morgen nicht wieder geladen hatte. Er holte das Versäumte nach. „Aber wird's auch etwas helfen?“ dachte er, während er die Kugel in den Lauf trieb. „Es ist wohl nur so ein Jägerguckner. Pah!“ sagte er laut, und stieg den Abhang entschlossen in die Höhe zurück, „ein Schuß ist kein Schuß!“

Er hob das Gewehr. Da sah er so deutlich wie nie das Gesicht im Monde. Es lächelte, und jetzt schien es, als ob sich die Augenbrauen finster drohend zusammenzogen. Doch den Hergang ließ er den Arm sinken. „Unfin!“ murmelte er, „es ist ja kein Gesicht!“ Dennoch gewann er es nicht über sich, die Augen wieder zu dem Gesim zu erheben. Mit gefestem Haupte schloß er an

den Felsen weiter, die Schatten suchend. Aber bald begann sich der Regen gegen die Empfindung zu regen, die ihn übermüthig hatte. Er schloß sich einem Felsling. Wie würde nicht der Lugin über seine Hosenbergigkeit lachen, Lugin, der mit Gensmen verkehrte! Es war ihm, als hörte er in dem Mäthchen des Baches dessen Spott. Bei Lugin gingen die Gensmen ein und aus, und sie thaten ihm nichts; moor fürchtete er sich denn? Und hatte er eine andere Wahl, als sein Gewehr zu zerbrechen, oder die drei Schüsse zu thun?

Die Schlucht hatte sich allmählich erweitert und vor Pierre le Roux lag im weichen Dämmerlicht des Mondes das fesselförmige Thal von Abondance. Der stille Frieden, welcher über dem Thale schwebte, ihn besänftigte er nicht. Der Abstieg des Dorfes rief Mabelaines Bild vor seine Seele. Zwang er das Jagdglück, ihm dienbar zu sein, so zwang er auch das Liebe. Um Mabelaines willen mußte er die drei Schüsse thun. Ihr Best hing von ihnen ab. Da fiel sein Blick auf etwas Weiches am Eingang des Dorfes. Es war ein gemauertes Weiler, in dessen Mitte die Figur „unserer lieben Frau zum Heberthaus“, die Schutzpatronin des Dorfes, stand. Der Mond schien hell darauf, und es glitzerte die Glitterkronen des Bades. Die Augen darauf geheftet blieb Pierre le Roux stehen. Was sollte ihm an dem Boden? Ein Gedanke schlang durch die dunkel wogenden Wollen seiner Seele, und langsam ließ er das Gewehr von der Schulter gleiten. Die Mutter Gottes selber sollte entscheiden; wenn er das Bild nicht traf, so wollte er es mit den drei Schüssen nicht zerbrechen.

Hoch stand er, noch jünger er; dann blickte er, und frachtete im Schuß durch die stille Nacht. Aus der Mäthe des Weilers mirbelte eine Staubwolke auf. Als sie sich verzogen hatte, war das Bild verschwunden. Von der Kugel zerstreut lag es an der Erde. Ein Frostein überfalle den Schützen, er fühlte, daß sein Haar sich emporstreckte, und schen schloß er an dem Weiler vorüber in das Dorf, wo, durch den Knall seiner Flinte aufgeregt, die Hunde heffig bellten.

8.

Ein Landjäger, welcher in der Frühe des nächsten Morgens von La Fische her nach Abondance kam, bemerkte zuerst den an dem Heiligenbilde verfallenen Fessel. Die Kunde davon durchlief wie ein Lauffeuer das Dorf, und wer von seinen Geschäften abkommen konnte, eilte hin, um sich mit eigenen Augen von dem Geschehenen zu überzeugen. Jede Minute vergrößerte die Menge, und der Anblick des Heiligenbildes, welches verfallend und perspektiv im Staube der Landstraße lag, die umhergekreuzten Wägenstraßen, welche die Fremden zu den Füßen der Schutzpatronin des Dorfes niedergelegt hatte, erfüllten sie mit Verwunderung und Entsetzen. Wahrlich, der Fessel war unglücklich, er war schon schlimm genug gewesen, wenn er an einem gewöhnlichen Heiligenbilde begangen worden, aber nun vollends an dem größten Heiligtum des Dorfes! Mit der Zahl der Neugierigen stieg auch die Aufregung. Wer konnte der Thäter sein? Auf einmal ward es still und die Leute schoben bei Seite, um den Thäter durchzulassen, der in Begleitung des Satrians und des Maire rasch heran kam.

Der Thäter Petulant war ein hagerer Mann von einigen vierzig Jahren. Sein Gesicht hatte nichts Furchtbares, Bodenmarken entstellten es, und um den festgeschlossenen Mund zeigte sich ein Hauch von Hochmuth. Unter busigen Augenbrauen bligten runde, schwarze Augen aus tiefen Höhlen unruhig hin und her. Sie standen eng zu Seiten einer großen, stark getrimmten Nase. Vor seinem bogen Wangen brante die Natche des Jerns.

Die Leute hatten ihm zwar ehrerbietig Platz gemacht, allein ohne in ihren Grüften etwas von jener nähen Vertraulichkeit zu betheilen, wie sie wohl zwischen dem Landmann und seinem Seeliger zu herrschen pflegt. Freilich hatte es der Geistliche auch nicht verstanden, sich das Vertrauen seiner Pfandin zu erwerben. Mit dem besten Absichten hatte er als ein noch junger Mann sein Amt angetreten. Es hatte ihm vorgeschmetzt, ein Freund und Vater seiner Pfandin zu sein. Er war nicht ganz frei von Schwärmerie gewesen, und so hatte er der Erzieher und Wohlthäter der armen Menschen sein wollen, welche in ihrem entlegenen Oberrathale in dem Geiste längst vergangener Zeiten fortlebten. Aber der Herr Pfarrer hatte nichts von dem Schweißel, mit welchem dem Göttern die Jugend bejagt werden muß. Er bejaß wenig von der Geburt, welche das Haupterforderniß eines Volkserziehers ist. Die Fähigkeit, mit der Leute an ihren Ansichten und Vorurtheilen festhalten, reizte und erregte ihn. Er bejaß, drohte und schalt, und erreichte damit nur, daß die Leute sich vor ihm verschloffen. Aber statt die Ursache seiner Mißerfolge in seiner Ungebild und Hoff zu suchen, hat er eingesehen, daß sich das Gatte nimmer erzeigen lasse, beschuldigte er seine Pfandin der bösen Willens. Es war ihm unangenehm, daß Jemand sein eigenes Bestes nicht einzusehen vermöchte, und großend

überließ er die ihm anvertraute Herde sich selber. Indessen fand er keine Ruhe in der Lieberzeugung, daß er nichts wirken könne. Sein lebhafter Geist drängte ihn zur Thätigkeit. Er spiegelte ihm vor, wie segensreich er waltete, und wie Bedeutendes er leisten würde, wenn er in einen milder engen Kreis gestellt wäre. Seine Tante schenkte ihm auf einen größeren Schauplatz zu rufen, und er lehnte sich fort von Abondance. Er kam um seine Vergebung ein. Allein statt der Gewährung seiner Bitte mochte die bühnliche Antwort zur Demuth und Erfüllung mit dem wahren apostolischen Geiste. Er glaubte sich verkannt, und die Nothwendigkeit, in seiner Stellung aufzuhalten, verbitterte sein Gemüth mehr und mehr, während die gute Meinung, die er von seinen eigenen Gaben hegte, in seiner Vereinsamung keineswegs abnahm. Bei Allem, was ihm Mißfälliges im Dorfe geschah, glaubte er, daß es ihm die Leute zum Trotz thaten, und es bedurfte dann nur einer Gelegenheit, um den in der Stille aufgeregten Groll und Jörn leidenschaftlich hervorbrechen zu lassen. Man könne mit diesen dummen und boshaften Menschen gar nicht anders verfahren, meinte er, als in Donner und Blitz. Die Zeit steigerte seine Reizbarkeit, statt sie zu schwächen.

Sprachlos vor Jörn bildete er auf das zerrümmerte Heiligenbild. Dann streckte er mit lebhafter Gebete beide Arme gen Himmel, als wollte er dessen Strafe auf den Fessel herabziehen. Die Gebete wirkte auf die Menge, welche ihn mit einer mißtrauischen Gespanntheit beobachtete, wie ein Funkeln, der in ein oheims Falschheit fällt. Ein Gescheri erhob sich und von allen Lippen tönte es unter Klagen und Verwünschungen: „das hat der Thäter gethan!“

„Ja, ja, der Lugin!“ wiederholten die Weiber, welche dem Pfarrer Petulant zunächst standen, und umringten ihn und redeten leidenschaftlich auf ihn ein. Die Aufregung löste das Band ihrer Zungen und brachte Alles zu Tage, was sie gegen ihren Seeliger auf dem Herzen hatten. Wer konnte denn der Thäter sein, wenn nicht Lugin! Verlehte er nicht mit dem Otto, und gingen nicht Gensmen bei ihm ein und aus? Seine Ehre wunden kummern sich freilich nicht darum, und keineswegs konnte der Lugin sie alle verderben, ihre Kinder, ihr Vieh, ihre Weizen, ihre Hefen- und Flachselder. Ein Anderer würde dem Treiben des Lugin schon längst Einhalt gethan haben; aber sie wußten schon, daß ihr Wohl und Wehe dem Herrn Pfarrer gleichgültig sei.

Die Männer ließen die Frauen reden und gaben nur gelegentlich durch einen Ausruf zu erkennen, daß sie mit ihnen einverstanden seien. Die Weiber aber ergriffen sich mehr und mehr. Sie sprachen Alle durcheinander, so daß Herr Petulant, dessen Augen unter ihnen hin und her blühten, gar nicht zum Worte kam.

„Aber der Herr Pfarrer wird ein Einsehen haben“, jeterete ein altes Weib. „Ach du mein Heiland, was soll denn aus uns werden? Jetzt ist das Dorf ohne allen Schutz, und er hat's ja gesagt, der schredliche Mensch, der Lugin, daß er vor nichts seinen Respekt mehr hat!“

„Warum soll er denn auch?“ trohte eine Andere. „Der Herr Pfarrer läßt ihn ja schalten und walten mit uns, wie es ihm gefällt.“

„Das ist wahr, das ist wahr!“ tönte es im Chor, und die Männer riefen drohend, es müsse ein Ende nehmen.

„Schweig!“ rief jetzt der Pfarrer mit zornbebender Stimme. „Wollt ihr mir Verschritten machen? Die Kirche wird den Schwelgen nicht unbedacht lassen.“

Er bejaß dem Satrian, die Trümmer des Heiligenbildes aufzuheben.

„Ach, die arme Mutter Gottes!“ wehlagten die Weiber, und viele hielten geschäftig dem Satrian und lühten die Stühle, welche sie aufstoben, inbrünstig.

„Das ist hoch zum ewigen Heuer für den Lugin“, bemerkte Eine, und das Wort fand allgemeine Zustimmung.

Der Pfarrer wandte sich zum Gehen, und ein Theil der Leute gab ihm und dem Satrian, welcher die Leberreste des Bildes in ein Tuch gewickelt hatte, das Geleit bis an seine Thür. Seine hinter zusammengezogenen Brauen, das Zucken seiner Mundwinkel verriethen, wie es in ihm gährte. Auf der Schwelle seiner Wohnung schrie er sich noch einmal um und rief mit nachdrücklicher Stimme: „In die Kirche mit euch, und stellt die heilige Mutter Gottes an, daß ihr Jörn nicht auch euch treffe! Denn ihr seid es, die das Verbrechen groß gezogen haben.“

Die Leute schauten einander betroffen an. Sie verstanden nicht, was er meinte, und Niemand bezeugte Lust, der Aufforderung des Pfarrers nachzukommen, bis der Maire seine Stimme erhob und sagte: „Ja, ja, kommt in die Kirche! Wer wollen zu der heiligen Jungfrau treten, daß ihr Jörn den Lugin jermaine!“

Nun drängten Alle nach dem kleinen Gotteshaus, welches nicht weit von der Wohnung des Pfarrers entfernt lag.

Mabelaine Garra und ihre Mutter merkten in ihrem

abgelegenen Händchen nichts von der im Dorfe herrschenden Aufregung. Erst als die Leute aus der Kirche zurückkamen, und Viele den Weg durch die schmale Gasse einschlugen, in welcher das kleine Haus stand, wurden sie aufmerksam. Die Mutter öffnete das Fenster und fragte hinaus, was es gab?

„Wißt Ihr's denn noch nicht?“ hieß es zurück, und ein Paar bekannter Frauen trat herein und berichtete geschwätzig von dem Ereigniß. Madelaine, welche lauschend hinter der Mutter stand, ward blaß wie eine Leiche, als sie Eugénie so schwer beschuldigen hörte. Das letzte Wort der Frauen aber, mit dem sie sich entfernten, lautete: „Euer Charles war' auch noch am Leben ohne den Lügner; der hat ihm die Kräfte ausgezogen.“

Frau Carra schrie auf. Es hatte ihr ja immer gekammt, daß es mit ihrem armen Kinde nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Sie geruhte sich das Haar, daß sie seinen schlimmen Feind um Hilfe angegangen hatte, und schalt leidenschaftlich auf Meister Gossin, daß er sie dazu herbeigeführt habe.

„O, Mutter, Mutter!“ stammelte Madelaine, welche an allen Weibern hebe, es kann ja nicht sein. Der Lügner hat ja Alles gethan, was er konnte, um dem Charles zu helfen!“ Aber sie fand damit bei der leicht erregbaren Mutter kein Gehör, und sie selbst war wie betäubt. Den ganzen Tag lag es wie ein Schleier vor ihren Widen, und sie wünschte Richard herbei, um von ihm Gewissheit zu erhalten. Er hatte ja bemerkt, daß er seinen Hohn gegen Eugénie legte. Aber auch Richard konnte ihr, als er gegen Abend sich einstellte, nichts Anderes sagen, als daß alle Leute den Lügner des Verbrechens beschuldigten. Madelaine preßte die Hände gegen die Schläfen. Das Blut pochte ihr in den Adern wie Schmettermäher. Sie hörte nichts von den Beschuldigungen gegen Eugénie, welche die Mutter nun wiederholte. Sie vernahmte es nicht zu begreifen, daß ein Mensch so gut und so schlecht zugleich sein sollte und konnte. Aber war er denn auch wirklich so schlecht? Hatte ihm die Menschen nicht Unrecht gethan mit dem Geheiß? Vielleicht thaten sie ihm auch jetzt wieder Unrecht. Doch nein, eine so schwere Sünde konnte nur Einer begangen, der sich wie Andre von den heiligen Logzogen hatte. Sie hatte es ja immer gewußt, daß er mit dem Widen Umgang pflog.

Der Schlaf blieb Nacht lange ihren Augen fern. Selbst der Tod ihres Bruders hatte sie kaum so gekümmert, wie die Frevelthat Andre's. Sie hatte so innig für ihn gebetet, und er war doch weiter gegangen auf seinem unheimlichen Wege. Wählich durchfuhr es sie, daß die Mutter Gottes ihr Gebet wie ihn vielleicht nur darum nicht erhört, weil sie Andre's verlockenden Widen ihr Ohr ohne Absehen geliehen hatte, und es war wohl gar eine Sünde, daß sie einen solchen Anblick an ihm nahm. Sie bekam Furcht und schaltete die Hände und betete, daß ihr Gott die Sünde vergeben möchte. Wie sie noch betete, begann aus dem Nichts die Nachschlaf zu schlagen, und Eugénie's bittres, trauriges Gesicht, mit dem er ihr Glück zu ihrem Verspruch mit Richard gemischt hatte, trat vor ihre Seele. Sie hörte seine dumpf zitternde Stimme. Ihränen stürzten ihr aus den Augen und schmerzhaft drückte sie ihr Gesicht in die Kissen. Weßhalb sie so bitterlich weinte, wußte sie nicht sagen können. Aber die Thränen machten ihr das Herz nicht leichter, und auch während der folgenden Tage lastete es wie Blei auf ihr, und sie war traurig zum Sterben.

Meister Gossin war, sobald es dunkel geworden, zu Andre gerückt, um ihn von den Vorgängen im Dorfe zu benachrichtigen. Andre empfing den Alten nicht wie sonst mit hellen Widen. Er hatte seit Charles' Tode freudlose Tage hingebracht, und sie hatten ihre Spuren in seinem Gesicht zurückgelassen. Nun der flüchtige Blick des Widen erfolgte war, erkannte er erst, wie ebe und dunkel sein bisheriges Leben gewesen, und noch finsterner erregte es ihn jetzt. Seinen vollen Inhalt empfängt das Leben erst durch den Pulschlag des Herzens. Nur wer lebend gewesen, weiß, was es heißt, blind sein. Die Reizung zu Madelaine erfüllte Andre's ganze Seele, und vergebens hielt er sich vor, daß er insagen müßte. Er vernahmte seine Gedanken aus so weniger von Madelaine abzuwenden, als auch seine Freude an seinen bisherigen Beschäftigungen darin war. Das Vertrauen in sein geistliches Wissen hatte während Charles' Krankheit manchen Stolz erlitten, und die Wirkungslosigkeit des Mittelkranks seinen Glauben an seine Kraft bedenklich erschüttert. Er war zu ehrlich und zu ungelübt, um sich selber durch Trugschlüsse zu belügen. Wenn das höchste Geheimniß, die Seele seines Widen, die ihm unter den Schauern des Todes anvertraut worden war, sich so völlig nichtig erwiesen hatte, wie wußte er da mit seinen andern Geheimnissen beschaffen sein? Er zweifelte an allen; es war nicht mit seinem ganzen Wissen. Die Rednerbündel, die Wägen und Gläser mit ihren Seiden und Tranken erschienen ihm wie ein Spott. Sein ganzes Leben lag ihm zertrümmert vor den Füßen. Er hatte sich reich und mächtig wie ein König gefühlt, und er war arm und unwürdig wie ein Bettler. Um ein eingebildetes Wissen, um Scherben, Staub und Aether hatte

er die beste Zeit seines Lebens hingegeben, hatte er die besten Entbehrungen, Furcht und Haß der Menschen erduldet und das höchste Glück verschert. Ihn plagten die Leute an, daß er böse Ränke trieb, und er selbst kam sich wie der Spielball eines unheimlichen Wides vor, der ihn ätzte, daß er begierig nach Schalten griff, während es eine Madelaine im Dorfe gab.

Als er von Meister Gossin erfuhr, in welchen neuen Verdacht er gerathen war, rief er mit bitterem Lachen: „Ich hab' nicht mal ein Gewürz; aber so ein Kerl wie ich, der schließt auch mit einem Stod.“

Meister Gossin hatte aus seiner Tasche ein abgeplattetes Stüdchen Blei, und es Andre zeigend, sagte er: „Das ist die Kugel, die lag in der Nische unterm Kalkhaab. Wie ihr's gleich eingefallen, daß es der Pierre le Roux gewesen ist. Da er von der seine Freilassung getrieben hat, versucht er es mit den drei Schüssen. So bin ich viermal nochmal hingegangen, ob ich nichts fand, was auf ihn weist, und wie ich in die Nische griff, da fand ich die Kugel. Aber es läßt sich nichts mit ihr anstellen, und es wird Dir keiner glauben, daß Du es nicht gethan hast. Einen Widen wüßst Du nicht weiß.“

„Meinewegen!“ murmelte Andre, und gab nach einer flüchtigen Beschäftigung das Blei zurück, welches der Alte wieder einsteckte. „Ich wußt, die Kugel war mit durch's Herz gegangen.“

„Nicht so,“ bat ihn Meister Gossin, aber er selbst war verzagt, und die im Dorfe herrschende Erregung erfüllte ihn mit Besorgnis. Er ging bald wieder.

In Eugénie gabte alles Unrecht, alle Verfolgung, die er erlitten hatte, auf. Sonst hätte er sie über seine Beschuldigung mit der Natur vergessen. Aber dieser Trost war dahin, und voll Zweifel an seinem Wissen, eine hoffnungslose Liebe im Herzen, wagte er bei sich das Gute, was er den Widen gethan, gegen die von ihnen erlittenen Kränkungen. Er hatte nie Jemand abgewiesen, der sich in der Noth an ihn gewandt, selbst Diejenigen nicht, von denen er voraus gewußt, daß sie ihn weder für seine Mähe, noch seine Kränkungen bezahlen würden. Wie Mancher hatte es ihm nicht zu danken, daß sein Vieh nicht gestorben, daß diesem die Frau, jener der Mann oder die Kinder noch am Leben waren! Und er erinnerte sich, daß sich gerade Viele von Denjenigen am Grabschloß gegen ihn vernahmen, denen er geholfen hatte, als wollten sie es bei sich selber vergessen machen, daß sie ihm zu Dank verpflichtet waren. Grraum ersuchte ihn. Sie beschuldigten ihn, daß er ihnen mit dem Verstand des Widen Schlimmes zuzugie; gut, er wollte ihnen zeigen, daß er es auch ohne die Hilfe des Cero könne. Er kannte die schädlichen, verderbtenbringenden Kräuter so gut wie die nützlichen und heilenden. Fremdschaft gegen Grabschloß. Es gab doch noch einen Trost, für den es zu leben lohnte: die Vergeltung, die Kugel!

Er wäre wahrlich nicht der Erste gewesen, der schlecht geworden, weil ihm die Menschen dafür hielten. Es lag eine herauschende Süßigkeit für ihn in der Vorstellung, das Böse, welches man ihm gethan, vergelten zu können. Als es am Sonntag zur Kirche klangte, wart er seinen ganzen Räuberwortsatz in den Kamin und jündete ihn an. Sein Grraum loberte heller aus mit der lebhaften Flamme, welche die Kräuter verzehrte. Er schürte mit dem Eisen in dem Feuer, daß sein Stengel, sein Wägen verjähnt würde.

In der Kirche war es heute so voll, wie sonst nur an hohen Festtagen. Aber eine gemüthliche Schwüle lag auf der Menge. Madelaine, welche neben der Mutter saß, schloß die Augen, um sich nicht zu schämen. Man hörte kein Geräusch, kein Klappern und Schnarren, wie sonst, kaum einen Laut, und eine fast trostlose Erwartung malte sich in den Widen. Als Herr Petulant die Kanzel bestieg, ging ein kurzes Knäpfen und Wogen durch die Menge; eine Todtenstille folgte.

Der Austritt bei dem zertrümmerten Heiligenbilde hatte den ehrwürdigen Herrn keineswegs freundlicher gegen seine Gemeinde gestimmt. Nach seiner Ueberzeugung trug diese in der That die Schuld an dem verübten Frevel, und ihre Furcht vor Andre war nur die gerechte Strafe für die Hartnäckigkeit, mit der sie das Unkraut des Aberglaubens hegte, das er mit beiden Händen auszujaunten bemüht gewesen war. Ihr Aberglaube hatte den Lügner groß gezogen, indem er dem feinsinnigen den Stempel der Berechnung aufdrückte. Denn daß Eugénie das Verbrechen begangen habe, daran zweifelte nicht Herr Petulant nicht. Er wußte selber, daß Niemand in der Gemeinde, der ein Interesse an einer solchen That haben konnte. Eine weitere Untersuchung der Sache schien ihm daher völlig überflüssig, zumal es wünschenswert war, daß Andre nichts gefehen würde, und ein langes, sorgfältiges Prüfen und Erwägen lag überhaupt nicht in dem Charakter des Herrn Petulant. Er glaubte schon Langmuß genug gegen den Frevel geübt zu haben, und der Augenblick war gekommen, diesem die ganze Strenge der Kirche zu zeigen.

Eine Sekunde lang ließ er seine tiefgelegenen Augen über die Versammlung schweigend hinrollen, dann begann er nach einem tiefen Athemzuge dieser ihre bewilligte Ver-

herrlichkeit vorzuhalten, mit der sie sich stets gegen die bessere Erkenntnis gestraubt, der er ihre Augen zu erschließen getrachtet. Es war ein langes Sündenregister, welches er vor ihr aufrollte, und das Anfangs gelinde Tränen seines Jorns ging bald in Wollenbruch und prasselnden Hagelschlag über. Die Gesichter der Männer verfinsterten sich, Männer ließ den Kopf sinken, und Mancher verdeckte sich hinter seinem Vorwahn, weil es ihm schien, als hätte ihn der Pfarrer besonders in's Auge gefaßt. Aus den Reihen der Frauen wurde ein unterdrücktes Weiden und Weinen hörbar, namentlich als Herr Petulant, dessen runde, quersackichte Stirn sich mit großen Schweißtropfen bedeckte, ihnen mit dröhnender Beredsamkeit die Furcht und Angst ausmalte, in welcher sie zur gerechten Strafe ihres Aberglaubens stets vor Eugénie gekniet hätten. Denn die Sünde müßte wie ein unartiges Kind die Kutsche, mit der es glücklich werden sollte, selbst hinter dem Spiegel herverhohlen. „Ihr klagt den Lügner an, daß er sich dem Teufel verschrieben habe,“ rief er und schlug mit den Händen auf die Holzerbe- leuchtung der Kanzel, daß sich große Staubwolken daraus erhoben; „aber in euch selber steht der Teufel! War's nicht der Böse, der euch in euren Widen trotz aller Furcht zu ihm trieb, statt daß ihr euch zu Gott gewendet hättet? Und müßte der Lügner nicht dadurch in seinem Wahn bestärkt werden, daß er mit des Teufels Hilfe Alles vermöge, selbst gegen Gott. Jetzt habt ihr's!“

Er trotzte sich mit dem Taschentuche den Schweiß und meinte, ihn würde es nicht verwunden haben, wenn die heilige Jungfrau das ganze Dorf mit Feuer verbrannt hätte, wie Sodom. Aber ihre Langmuß iri unanblich; darum begnügte sie sich mit dem Widen als Beispiel für Alle, und daraus hätte sie auch nicht zugelassen, daß die Kugel, welche auf ihr Bild abgeschossen worden, auf den Schuppen zurückgefahren und ihn auf der Stelle gelodet hätte. Mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft schloßerte er die Straßen, die dem Gellösen dießseits und jenseits für seinen Frevel erwarteten. Diesen Straßen überantwortete er Eugénie. Er stieß ihn aus der Kirche und belegte ihn mit ihrem Bann.

Madelaine, welche mit steigendem Schrecken die Jornt- stut des Geistes gegen Eugénie heranschwellen gehört, hatte laut aufschreien können; aber die Kugel war ihr wie zugeschnitten. Mit einer langbaren Deutlichkeit, mit jener schmerzhaften eifrigen und mackererschütternden Rüge, wie sie der höchsten Erregung eigen zu sein pflegt, las Herr Petulant jeden Satz des Anathems, welches Gott den Unwächtigen, Vater, Sohn und heiligen Geist gegen Eugénie aufstieß, daß er verflucht sei an seinem Weide, in Allem, was er thue, im Grraum und Trinken, im Wägen und Schloßen, im Leben und Sterben, dießseits und jenseits, es sei denn, daß er Buße thue. Und wie Eugénie, so wurde jeder mit demselben Bannfluch belegt, der fortan mit ihm Gemein- schaft hatten würde.

Madelaine hörte sein Augen, die sich vor Entsetzen weit öffnete. Wenn sie nur hätte meinen können, wie die Wägen und Frauen um sie her, deren Grschütterung und Grrauen in Thränen sich Luft machten. Aber sie konnte nicht voran; ihr Auge blieb trocken und jeder Satz des Geistes fiel geräuschlos auf ihr zitterndes Herz. Die gebrochenen Jast lie in sich zusammen. Ihre Sinne drohten zu schwinden.

Es war aber noch Einer in der Kirche, der sich unter den Worten des Geistlichen stürzte, daß ihm der helle Angschweiß ausbrach. Das war Pierre le Roux, der sich fast durch sein Erschrecken verhalten hatte, als Herr Petulant davon sprach, daß die abgeschossene Kugel dem Schuppen selber hätte tödten können. Er hatte sich weislich gehütet, den auf Eugénie gefallenen Verdacht der Thäterschaft von diesem abzuwenden, und er gönnte ihm für die verweigte Grschloß alles Uebel. Aber es war ihm, als ob der Bannfluch über ihn selbst ausgeprochen würde, und sobald das Amen erklangen war, bat er sich mit Ellbogenköpfen links und rechts einen Weg zu's Freie und machte, daß er fortkam. Ihn nach flackte der Strom der Widen.

Je unheimlich lautloser diese vor der Predigt sich verhalten hatten, je mehr braute es jetzt unter ihnen, und um so geräuschvoller und heftiger machte sich die verhaltene Aufregung vor der Kirchenthür Luft. Die Leute, welche zum ersten Male mit ihrem Seelherger zufrieden waren, gestreuten sich nicht; sie blieben noch lebhaft redend bei einander, und manches drohende Wort wurde namentlich unter den jungen Burken gegen Andre laut. Ein Wort gab das andere. Niemand widersprach oder redete zum Frieden.

Madelaine machte es mit anzuhen, während sie mit der Mutter auf Frau Bernes wartete, welche Richard, der sich gleich zu ihnen gefunden, suchen gegangen war. Es war am Morgen ausgewacht worden, daß Madelaine und ihre Mutter nach der Kirche auf den Hof kommen sollten, um dort den Tag zuzubringen. Madelaine wußte doch ihre künftige Heimat kennen lernen. Mehr tod als lebendig ging sie an Richard's Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Boulogne und sein Hafen.

Boulogne ist ein Geoplatz ersten Ranges: dazu macht es seine Lage gegenüber von England, seine Verbindung mit dem Kanal- und der Ostsee. Der Hafen Boulogne ist einer der schönsten des

Kanals, und zugleich bislang einer der am besten zugänglichen. Wegen der benachbarten Inseln ist es England einer der besten. Boulogne besitzt jedes Jahr eine ganze Flotte von Dampfer- und Segelschiffen. Der Seehandel Frankreichs hat überdies in den letzten Jahren einen solchen Aufschwung genommen, daß die maritimen Einrichtungen, die mit dem Seehandel zusammenhängen,

den gegenwärtigen Bedürfnissen weit nicht mehr entsprechen. Boulogne warnt sich, daß von je mehr eine große Boatenempore und ein Ausbühnenhafen, als eine Seehafenstadt war, mußte die Vorteile der Seefahrt des Handels aus ersten empfinden, um so tiefer aber auch die Abhängigkeit seiner maritimen Einrichtungen. Die Anlage eines neuen Hafens in Boulogne war deshalb für den Seehandel ein



Der Hafen von Boulogne.

Waggonen und für diese Städte insbesondere ein bringendes Bedürfnis und wird die Bahn einer neuen Linie ihres Fortschritts sein. Das neue System, das dem deutschen Eisenbahnwesen eingebracht wurde, ist ausschließlich für die Transportzwecke bestimmt und hat eine Oberfläche von sechs Metern. Die Bahnhöfe betragen 1000 Meter, die Breite der Einbahn ist 10 Meter. Die Bahn des Jägerwaldes liegt dort als ein durchaus gelungenes Beispiel vor.

Pauline, das wegen seiner Lage gegenüber der Mündung der Elbe den ganzen Handel zwischen England und Frankreich ist

schon vermittel, und diesen ist noch mehr an sich gekehrt, aber auch in militärischer Beziehung ist es ganz vorzüglich gelegen; das hat ihn Napoleon I. 1804 angekauft, als er unter dem Namen des Herzogs von Angoulême, Herzog von Angoulême und Victor eines französischen Heers von 120,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie auf der Halbinsel zwischen dem Poitou und der Gironde eine Armee von 2413 Soldaten vereinigte, um von hier eine Landung in England zu versuchen, ein Unternehmen, das endlich durch Nelson's Sieg von Trafalgar verhindert wurde — und ebenso 1890 Jahre später Kaiser

Caligula, der in gleicher Höhe 100,000 Mann auf diesen Höhen versammelt hatte. Diese Überreste sind jetzt fast vollständig zerstört und der Name des Ortes, der die beiden Länder täglich enger und enger verbindet.

Pauline trägt schon lange einen sehr englischen Charakter. In zwei Stunden erreicht man Poitiers, in fünf London. Auch Städte nicht ganz so schön wie London, aber viele hier einen herrlichen Ausblick nehmen. Ihre Zahl beträgt beinahe nicht unter 10,000, und man kann sich sagen behaupten, daß jede Stadt

Aus dem Saison-Leben zu Wiesbaden.

Erinnerungen von Ludwig Köhler.

I.

Zwischen Frankfurt und Wiesbaden.



„Pulchritudo! — Pulchritudo!“
„Pulchritudo!“ (Waher schuldig!)
Das Deutsch hängt an eine ständige Forderung annehmen.



Wien wie ein im Hagen.
Einmal Erleichterung in Hagen und groß de Nephew, was Rühmchen ist
und wirklich mit „gnädige Frau“ angesprochen wurde.

Im Park zu Wiesbaden.



CH ist das „Romulo pira quo so malo“ das heißt: Wiesbaden ist
schlimmer als der Oberbrennstoffkohlen.



Reiter für „Spiel“ setzt die Verabstimmung nach für Vergnügungen der
männlichen Art.

Franken, der man begegnet, entweder ein Engländer ist, aber ein Mensch, welcher englisch spricht. Aber ist im Thal und Gegend von jenem des Kanals eingerichtet, so gibt es nicht weniger als 100 englische Verköstigungen für Kinder und Mädchen. Am besten bekannt wissen wir kann, es wie in Frankreich oder in England sind. Es ist der Dreispunkt des deutschen Lebens. Hier befindet sich die Kaiserin, das Kaiserthum. Der Kaiser die Kaiserin, welche jährlich 150,000 Reichsmark verdienen, was der Kaiserin nicht zu sprechen, hier liegt das Kaiserthum des Reichs, ein 165 Fuß langes Gebäude, der Kaiser von Preußen, vor dem die Kaiserin, welche man fast in französischen Bildern finden, in langer Front aufgeführt sind. Pauline ist als Kaiserin der Kaiserin und Kaiserin in großen und herrlichen Kassen; ihre schön, feine und geistreiche Kunst, ihre Gesangsstücke, vereinigt mit dem Comfort der Stadt, die sich an Lebenswahrheiten, stehen es äußerst angenehm.

Bezeugung, dankt Leben und Tieren und die Stelle der Kaiserin, ist nicht von sehr launig irgendwo so angenehm verbunden, als eben in Pauline, und es ist darum kein Wunder, daß es sich auch als Seebad neben den politischen neuem und prachtvollen Stadtbildern längs der Rhein- und Moselle von Frankreich hat behaupten können.

Eine Bibelkunde im Elsaß.

Nach einem Gemälde von Erlon.

(S. 1241 des 1. H. 1891.)

Im ersten „Salon“ — jener berühmten Halle, in der alljährlich die neuen und bedeutendsten Kunstwerke sich den Augen des

Publicum und der Fremden darbieten — wurde vor wenigen Monaten ein Gemälde von Erlon nicht geringes Aufsehen. Im Katalog führte es den Titel: La lecture de la Bible. Das Bild zeigt ein durch diese Gelegenheit und ihre Veranlassung aus. Hier bei allen Gemälden Erlon's ist der Gemälde des Bildes klar, die Ausführung kräftig und leicht. Dazu kommt die glänzende Kunst der Komposition, die scharfe und glückliche Färbung des elassischen Themas, das Verständnis der Bewegung und des Rhythmus. Der Hauptgegenstand dieses Bildes ist auch die Heiligkeit und Reinheit der Charakteristik — der Frau dem Leben abgekauften Ausdruck der Frömmigkeit, des gesunden gläubigen Glaubens in den Lehren der elassischen Religion — der Glaubenskraft in den Mienen des belebten Wortes.

Das Gemälde erhielt die Ehrenmedaille für Malerei.

Neue Salzbrunn-Quelle

in Salzbrunn in Schlesien.

Dieses neuerhobene Salzbrunn-Quellwasser ist von dem Herrn Krüger und dem kaiserlichen Hofrath Dr. H. Domuth untersucht worden. Es enthält eine große Menge von Salzen, welche für die Gesundheit sehr nützlich sind. Die Quelle befindet sich in der Nähe von Salzbrunn, in der Provinz Schlesien. Das Wasser ist sehr rein und kann für alle Krankheiten verwendet werden. Es ist besonders gut für die Verdauung und das Blut. Die Quelle ist seit Jahrhunderten bekannt und hat sich immer als eine der besten in der Gegend erwiesen.

in Salzbrunn.
H. Domuth.

Töchter-Pensionat

in Lutz bei Lausanne am Ufer des Genèvesee.

Unter der Leitung der Frau Dr. H. Domuth, welche eine große Erfahrung in der Erziehung von Töchtern hat, wird ein Pensionat für Mädchen von 10 bis 18 Jahren eröffnet. Die Pensionistinnen werden in allen Fächern der Wissenschaften unterrichtet und erhalten eine gute Ausbildung. Die Pension ist sehr billig und die Lage ist sehr schön. Die Pensionistinnen werden in der Nähe des Genèvesee wohnen und können die Gegend sehr gut kennen lernen.

Meyers Konversations-Lexikon.

1866er Auflage, komplett gebunden.
15 Bände, mit eingebundenem Atlas und Register, 37 1/2 Thlr.
Auch in Umfassung gegen alle Auflagen von Brockhaus, Pierer und Meyer.

Für Seeproviand und Export! Fabrik getrockneter Kartoffeln von Dressler & Bender in Mainz.

Liebig's Fleisch-Extract aus Süd-Amerika (Fray-Bentos)
der Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie, London.
Grosso Erparnis für Haushaltungen.
Ausgezeichnete Herstellung kräftiger Fleischbrühe aus dem Frischfleisch von Rind, Kalb, Hammel, Schwein, Geflügel etc.
Goldene Medaille auf der Pariser Ausstellung 1867 und Havre Ausstellung 1869.
Nur echt, wenn jeder Topf mit Unterschrift der Herren Professoren Baron J. von Liebig und Dr. H. von Fellenberg versehen.
Detail-Preise für ganz Deutschland.
1 engl. Pfd.-Topf 2 1/2 Sgr. 2 1/2 Sgr. 2 1/2 Sgr. 2 1/2 Sgr.
2 1/2 Sgr. 2 1/2 Sgr. 2 1/2 Sgr. 2 1/2 Sgr.

Kunst-Wein-Fabrikation.

Unter der Leitung der Frau Dr. H. Domuth, welche eine große Erfahrung in der Erziehung von Töchtern hat, wird ein Pensionat für Mädchen von 10 bis 18 Jahren eröffnet. Die Pensionistinnen werden in allen Fächern der Wissenschaften unterrichtet und erhalten eine gute Ausbildung. Die Pension ist sehr billig und die Lage ist sehr schön. Die Pensionistinnen werden in der Nähe des Genèvesee wohnen und können die Gegend sehr gut kennen lernen.

Wilhelm Schiller & Co. in Berlin, Dammstr. 73.

Unter der Leitung der Frau Dr. H. Domuth, welche eine große Erfahrung in der Erziehung von Töchtern hat, wird ein Pensionat für Mädchen von 10 bis 18 Jahren eröffnet. Die Pensionistinnen werden in allen Fächern der Wissenschaften unterrichtet und erhalten eine gute Ausbildung. Die Pension ist sehr billig und die Lage ist sehr schön. Die Pensionistinnen werden in der Nähe des Genèvesee wohnen und können die Gegend sehr gut kennen lernen.

W. Taylor's Original neu erfundene, in England, Frankreich und Amerika patentirte Doppelsteppstich-Hand-Nähmaschine.
Diese Maschine ist die beste, welche bisher erfunden ist, und kann für alle Arten von Stoffen verwendet werden. Sie ist sehr leicht und handlich und kann in jeder Hand gewaschen werden.
General-Agentur: H. Lippmann, Hamburg.

Vorlag von KARL CZERMAK in Wien.

Soeben erschienen!
Popularis

physiologische Vorträge,

gehalten im akademischen Rosensaal zu Jena
in den Jahren 1867 — 1868 — 1869.

Prof. Dr. Joh. N. Czermak.

(Mit 3 Steinzeichnungen und 24 Holzschnitten) gr. (X und 124 Seiten.)
Eingebunden 6 Sgr. — Dr. H. W. Th. 1. 10 Sgr.

Preis: in engl. Leinwand 2 R. 10 Sgr. u. W. — Th. 1. 20 Sgr.

INHALT:

1. Das Herz und der Einfluss des Nervensystems auf dasselbe. (Mit 6 Holzschnitten und 1 Steinzeichnung.)
2. Das Ohr und das Hören. (Mit 3 Holzschnitten und 1 Steinzeichnung.)
3. Stimme und Sprache. Zwei Vorträge. Erste Vorlesung: Anatomie und Physiologie der Stimme- und Sprachwerkzeuge. (Mit 2 Steinzeichnungen und 1 Holzschnitt.) Zweite Vorlesung: Wesen und Bildung der Stimme- und Sprachlaute. (Mit 7 Holzschnitten.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben.

Hofrath Dr. Steinbacher's Naturheilanstalt Brunnthal bei München

18 unter direction von Dr. Joh. von Steinbacher, k. k. Hofrath, in München.

Meyers Reisebücher für 1869.

Schweden — West-Deutschland — Thüringen — Harz — Riesengebirge — Paris — Südfrankreich.
Redaction Berlesbach. — Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Wheeler & Wilson's echt amerikanische Nähmaschinen

Sie haben Ihre Einfachheit, Schnelligkeit und Geduldhaftigkeit der am meisten beachteten und vortheilhaftesten für Gewerbe und Familiengebrauch, Sie haben die billigen von allen europäischen Nähmaschinen und auch von unsern Maschinen erreicht.
Die Wheeler & Wilson's Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet. Die Wheeler & Wilson's Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet.

Der General-Agent der W. & W. Mfg. Co.
F. Armstrong, Hamburg.

Schroth'sch-diätetische Heilanstalt,

Dresden, Bachstrasse 8.

Halb-, Langen-, Halsleiden, Krankheiten des Magens, des Darmkanals, des Nervensystems, Hautkrankheiten etc. werden rasch und gründlich geheilt. Comfortable Einrichtung für Herren, Damen und Kinder. Mäßige Preise.

Der Besitzer und Dirigent Dr. med. Kles.

Billig! 1000 Dutzend. Gut!

Einzel Bau de Cologne von J. M. Hertz. Eine 10 Hühner große Maschine, welche nach der neuesten Methode verfertigt ist, empfiehlt 12 große Maschinen für 1000 Thlr. 2, oder 12 Thlr. 20 Sgr. Die Maschine ist sehr leicht und kann in jeder Hand gewaschen werden.

Keipzig — Hamburger Hof.
P. S. Die Maschine ist sehr leicht und kann in jeder Hand gewaschen werden. Die Maschine ist sehr leicht und kann in jeder Hand gewaschen werden.

Die echt amerikanischen Familien-Nähmaschinen Grover & Baker

Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet. Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet.

Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet. Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet.

Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet. Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet.

Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet. Die Grover & Baker Maschinen sind 200 Maschinen, nach 12 Jahren in Amerika an Gewerbe und Häusern nicht geachtet, sondern 12 Jahre lang in Europa geachtet.

Deutscher Maschinen-Verein.

Vereinigung deutscher Maschinenfabriken, Metallschmieden und Gießereien etc. zu gemeinschaftlichem Verkauf ihrer Fabrikate durch das Vereins-Bureau, Karlsstrasse 13, Berlin.

Prinzipien des Vereins.

Ein Mitglied darf nicht billiger verkaufen als durch den Verein.
Der Verein ist nicht für den Verkauf der Maschinen.
Jedes Mitglied ist verpflichtet, nur für die Preise des Vereins zu verkaufen.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.

Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden. Die Preise sind sehr billig und können in jeder Hand gewaschen werden.



man hörte bald darauf das Öffnen der Hausthür und den freudigen Ruf des Willkommen's von Schma's Stimme.

Frau Martens blieb in der Mitte des Zimmers stehen, presste die Hände in einander und ein schwerer Seufzer entzog sich ihrer Brust. Man vernahm jetzt den langsamen Schritt eines Mannes auf der Treppe und im Korridor, dann ein beschleunigtes Aufsteigen. Frau Martens, deren Kopf sich ein wenig geneigt hatte, richtete sich auf und rief mit scharfer Stimme, indem ihre ganze Haltung die gesellschaftlichen Formen annahm: „Herrin!“

Aus der geöffneten Thür trat ein Mann, welcher vollkommen ihr Gegenbild zu sein schien. Otel Borm, der so fehrlich die Erwartungen, war ebenfalls ein Mann nahe an vierzig Jahren, groß und schlank, aber — durch ein beinahe unmerkliches Hinken in seinen Bewegungen gekennzeichnet — von ansehnlicher schäuflicher Haltung. Sein Gesicht, und namentlich die wunderschönen blauen Augen, hatten einen Ausdruck von Wohlwollen, der Jedem Zutrauen einflößen mußte. Kinder wissen inständig, von wem sie Gutes zu erwarten haben, und kein Sterblicher konnte sich rühmen, mehr von Kindern geliebt zu sein, als Borm. Seine Umgangsformen waren fein und verbindlich, und er ordnete bereitwillig seine Wünsche und Reigungen denen seiner Freunde unter. Mehrere Familien, in welchen er seit einer Reihe von Jahren sich nicht nur als ein lebenswüthiger Theilhaber und angenehmer Tröster in kleinen Kalamitäten gezeigt, sondern auch bei ernstesten Fällen mit Rath und Hilfe nicht geögert hatte, schätzten ihn sehr hoch und gaben ihm, obwohl er in keinem Verwandtschaftsgrade zu ihnen stand, den Titel eines Onkels. Borm war der einzige Sohn eines angesehenen Kaufmanns, welcher den künftigen Vertreter der Firma bald nach seiner Konfirmation auf mehrere Jahre nach England und Frankreich zu seiner Ausbildung sandte. Die Krankheit und der schnell darauf folgende Tod der Mutter riefen den zwanzigjährigen jungen Mann für mehrere Monate in die Heimat zurück; aber kaum hatte er wiederum ein Jahr in der Fremde gelebt, als der Vater, der nach dem Hinscheiden der geliebten Lebensgefährtin fortwährend krankte, ihn nicht länger erbeten wollte und so sich verließ. Borm die traurige Sorge und rührende Liebeserwartungen der letzten Tage des verstorbenen Vaters, und fand sich — zwanzigjährigen Jahre alt — in dem Besitze eines namhaften Vermögens und eines hübschen, renommirten Wohnhauses. Der frühere Buchhalter und langjährige Mitarbeiter seines Vaters wurde — obwohl er ganz ohne Vermögen war — von Borm als Kompanion unter sehr günstigen Bedingungen aufgenommen. Man erwartete allgemein, daß Borm, dessen Reigungen auf eine angenehme, geradlinige Frömmlichkeit hinwies, und der gar keine nähere Verwandtschaft hatte, sich bald eine Gattin suchen würde. Er richtete seine Wohnung mit allem Comfort ein, schaffte ein elegantes Möbelfurn, allen Dingen, welche mit ihm die Annehmlichkeiten des Lebens theilen können, fehlte er nicht zu finden. Mangel an Damenbekanntschaft schien ihn sehr wenig zu bedauern, eine Wahl zu treffen, denn dem sein gebildeten, bescheidenen Inhaber einer der geachteten Firmen der Stadt erschlossen sich viele gütliche Thüren. Man glaubte ihm darum bereitwillig dem Worte eines ihm nahestehenden Mannes, daß Borm lebensfähig ein Mädchen geliebt habe, die, bevor er sie erlösen konnte, einen Andern durch ihre Hand beglückte. Der Name dieser heil und dauernd Geliebten war aber selbst dem Freunde unbekannt geblieben.

Wie verschaffte Borm die Mittel, welche sein Kompanion unternehmen, während Borm an einem Andern fruchtlos darniederlag, hatte sein ganzes Vermögen in Frage. Es würde ihm bei seiner Beliebtheit und der anerkannten Ehrenhaftigkeit seines Charakters leicht gewesen sein, einen Vergleich mit seinen Gläubigern unter sehr günstigen Bedingungen zu schließen. Aber der sonst stets nachgebende Mann trat in diesem Falle ungewöhnlich fest auf. Er erklärte seinem Kompanion, daß auch nicht der Schatten eines Geldes auf der alten Firma ruhen dürfe und er mit dem letzten Heller seines Vermögens die anstehenden Forderungen bezahlen werde.

So geschah es auch; Borm verschaffte seinem früheren Partner die Agentur einer Versicherungsgesellschaft und trat mit einem ganz geringen Verlust bei der Bank ein, deren weiterer Vorstand er jetzt war — obwohl er nur ein kleines Kapital von seinem beträchtlichen Vermögen gerettet hatte. Zu seiner äußeren Erscheinung und in seiner lebhaften Unterhaltung war keine Veränderung gegen frühere Zeiten zu bemerken; Borm lebte die Beileidigungen seiner Freunde mit Ruhe und Entschiedenheit ab und hat, der trüben Angelegenheit mit seiner Seele weiter zu denken. Nur die elegante Wohnung im Mittelstücke der Stadt verkaufte er gegen eine viel entlegene und schäufliche Woge und Wiese ab.

Sicherlich macht er sich nichts aus dem Geide; er steht auch allein in der Welt und findet den Tisch bei seinen zahlreichen Freunden stets gedeckt,“ sagte der große Bauer, welcher die eigene Schwäche und Selbstlosigkeit dadurch zu beschönigen meinte, daß er die Worte Anderer verächtlich oder ihre Handlungen herabzusetzen versuchte.

„In Borm liegt mehr, als man vermutet,“ äußerten die Wenigen, welche selbst empfunden hatten, wie schwer jedem Menschen das Aufgeben liebgehabter Gewohnheiten fällt, und die speziell damit bekannt waren, wie gern Borm ausfuhr, und wie ungern er — bei der Schen, daß sein leichtes Hinten ausfallen und rothe Ausprägungen veranlassen könnte — den weissen Weg von der Vorstadt nach dem Bankgebäude zu Fuß zurücklegte. An die Kinder der Schloß er sich mit verdoppelter Innigkeit an; aus dieser Unschuldswelt kamen keine bedauernden Blicke, keine halben Worte, keine indistinkten Fragen, nichts, das ihn verlegen konnte. Wohlthaten wurde sein schönstes Fest, und Jene, welche meinten, für ihn sei der Tisch stets gedeckt, wußten sicherlich nicht, daß er überreich die Kleinen und die Großen für jeden Zustand entschädigte, den man am heimlichen getrieben hatte.

„Wie geht es Ihnen, verehrte Frau?“ fragte Borm im Eintreten und zog die Hand von Frau Martens an seine Lippen.

„Gut, ich danke Ihnen, Borm,“ erwiderte diese in der stereotypen, freundlichen Weise, in welcher solche Phrasen ausgesprochen werden; aber laun waren die Worte ihrem Munde entflohen, als sie gleichsam in Scham über die Unmöglichkeit, welche sie ausgesprochen, bestig aufstieß: „Rein, mein theurer Jugendfreund, ich täuschte Sie“ — Frau Martens hielt inne, und widerstrebend kam das Gefühl über die zusammengepressten Lippen — „es geht mir schlecht, — so sehr schlecht!“

Borm blickte sie erschrocken an, aber er sprach kein Wort. Er gehörte zu jenen besseren Naturen — deren es leider so wenige gibt — welche es vermögen, ein zum Ueberfließen volles Herz durch Fragen und Rücksichten dahin zu bringen, daß es so lange bestehen mag, bis das Kleinst, gleich wie das Sammet, sich dem Ohr des Hörenden erschlossen hat. Es gibt Augenblicke im Leben, in denen der wahre Freund die Gabe des Vertrauens zurückzugeben muß, denn das ausgesprochene Wort gleicht dem Geschoß, dessen Bahn und Wirkung auch der geliebteste Schütz nicht zu ermessen vermag. Wie gern man es auch zurücknähme, es steht da, unerbittlich in eigentlicher Gestalt und drängt sich unheilvoll in Verhältnisse, die ohne seine Macht sich vielleicht ordnen ließen. „Borm,“ sagte Frau Martens nach einer Pause fort, in welcher sie im Geiste zu ordnen schien, was sie zu sagen wünschte, „ich werde von einem Unglück bedrückt, das mich um so tiefer treffen mag, als ich gar nicht weiß, in welcher Art es sich äußern wird und wie ich schädlich meine Vorstellungen treffen könnte. Das ist gerade das Furchterliche für mich! Was greifbar vor mir steht, was ich in's Auge zu fassen vermag, wobei mir zu handeln vergönnt ist, das schreckt mich nicht. Ich habe mehr Muth, mehr Kraft, als viele meiner Schwachen, ich würde zu ertragen, zu erdulden verstehen ohne Klage, ohne daß eine Wunde anste — ich prähe nicht. Aber es ist, als ob die Atmosphäre sich um mich herum gedreht hätte, ich fühle ihren Gifthauch, der mich verzehrt, und ich kann ihm nicht entfliehen, denn ich bin an meinen Nabel gebunden!“ Ein Jähren überließ die tröstliche, blühende Frau, sie fuhr mit dem Tuche über die Augen und septe sich nieder.

„Theure Frau,“ erwiderte Borm, in dessen Geiste sich in wunderbarer Schnelle die verschiedensten Kombinationen gekreuzt hatten, und welcher fühlte, daß er nicht länger ein schweigender Zuhörer bleiben konnte, die Gewissheit, ihr geliebtes Kind bald von sich lassen zu müssen — wie glücklich und glänzend auch die Verhältnisse sind, in welche es tritt — hat sicherlich Jäh Winterberg tief ergriffen. In den Zeiten solcher Aufregung erscheinen die Dinge uns oft schlimmer, als sie es in der That sind, und wir sollten eigentlich erst in unserm Innern zur Ruhe kommen, ehe wir trübe Erscheinungen in's Auge fassen und ihren möglichen Verlauf verfolgen. Ich fühle, daß Sie mit Ihr Vertrauen theilen wollen, aber ich würde doch mich ehrende Reichen Ihrer Achtung nicht verdienen, wenn ich Sie nicht hätte, noch eine kurze Zeit schweigend in dem Zustande auszuhalten, der Ihnen unerträglich erscheint. Hoffentlich gewinnt das Trübe bald eine andere Gestalt, Sie sehen ein, daß Sie sich täuschen, und ich darf Ihnen nur sagen, wie ich mich freue, Sie wider in Vergesslichkeit des Glüdes zu finden, das sich so reich um Sie her verbreitet.“

„Rein, Borm, ich täusche mich nicht, ich werde Ihnen sagen, was ich einem Menschen anvertrauen muß, und wer konnte dies anders sein, als der Spielgefährte meiner schönen Jugendjahre, der treue, erprobte Freund unseres ganzen Hauses: Mein Mann — ist nicht mehr derselbe gegen mich! Ich hoffe, Sie denken dieser von mir, als daß ich eifersüchtig sei, als ob ich hätte sagen wollen, Martens habe mir seine Liebe entzogen. Sie hat der Schatz mich auch getroffen, ich wurde ihm ruhig und voll Mühe ertragen haben. Strenges Gericht mit mir selber haltend, wäre ich in verdoppelter Verdammungswürdigkeit meinem Manne entgegen getreten. Keine Miere, kein bißchen Wort hätte ihm verrathen, was ich leide und wie tief ich gekränkt sei, und ein Mann wie Reinhold würde nicht laßen seine volle Liebe der Mutter seiner Kinder, der ihm einst so theuren Gefährtin entzogen haben.

Die Kälte hätte ich ihm leicht gemacht und sicherlich Niemandem vertraut — daß ich hinlanges sei. Rein, dieses Haus ist es, die Zugehörigkeit von Gatten und Kindern, Freunden und Dienern, dieser äußere Ausdruck für ein edles, reiches, inneres Leben, für ein ehrenhaftes Sorgen und Handeln, um das ich bangte. Ich bin die Hüterin dessen, was in seinen Mauern geschieht, und wie jeder Raum hier Zeuge ist, daß mein Auge ihn stets überhauet, meine ordnende Hand darin gewaltet hat, so soll auch nichts Unreines über seine Schwelle treten oder von ihm ausgehen. Seit zwei Jahren, seit mein Mann von seiner Badereise zurückkehrte, ist Manches anders geworden, unmerklich aber für das gewöhnliche Auge, aber wie sich dem Betrachter der Alpen ein kleiner Hellen Schnee, der sich in der Höhe sammelt, als die Kamine verdrängt, die ihn und Alles, was ihm theuer ist, begraben kann, so deuten geringfügige Zeichen mir in ihrem Verlust Unheilvolles und Unreines an. Eine französische Geradheit hat sich meines Mannes bemächtigt, sein Schlaf ist unruhig, er sieht darin Worte herab, die ich — zusammenhanglos, wie sie sind — nicht zu deuten vermag. Kurze Zeit, ehe er vergangenes Jahr in das Bad reiste, sah ich ihn um zwei Uhr Morgens, als ich zufällig erwachte, noch an seinem Schreibtische sitzen und auf ein Blatt Papier starren. „Es muß einen Schluß dazu geben,“ murmelte er, „aber wie ihn finden!“ „Geliebter Mann,“ rief ich aus, „was hast Du, sage mir, was Dich beunruhigt, warum Du die Nacht nicht ruhig so frei nach Nitternacht?“ Zum ersten Male ging Reinhold nicht auf meinen zärtlichen Ton ein, er ließ mich ruhig weiter schlafen, er septe müde noch eine schließliche Veranlassung vollenden. Ein anderes Mal trat ich leise hinter ihn, als er schreibend vor seinem Bureau saß, und schlang meinen Arm um seinen Hals, wie ich es oft gethan. Er schriele zusammen, als sei ich ein Geistes, und verwies mich beinahe heftig die Art, ihn zu überfallen, indem er schallend ein mit allerlei Zeichen und Ziffern bedecktes Blatt Papier in ein Haß des Schreibtisches hob. Bald darauf fragte er mich, bevor er mir die für unsern Haushalt ausgelegte Summe übergab, ob ich in unsern Ausgaben nichts ersparen ließe? Ich schämte mich der Augenblicke gekommen, in welchem ich ihn durch Heiterkeit beim Erhaschen meine Liebe zeigen, meinen Werth beweisen konnte. Sicherlich hatte Martens die Vermögenslage eines Kaufmanns zu hoch eingeschätzt, ihm ein so großes Darlehen gewährt, und mußte nun für den erstickten Verlust einsehen. Beinahe freudig rief ich aus: Haben wir einen Theil unseres Vermögens verloren, so sage es mir, mein Reinhold, ich werde ohne Klage, ja frohen Herzens erdulden. Wie schränken unsere Umstände ein, wir geben keinen Ball mehr, der Diener wird entlassen.“ — Du mißverstehst mich, Eleonore, an unserm Haushalt darf äußerlich nichts verändert werden und Niemand die Einschränkungen bemerken, die wir uns auferlegen, wenn die Eade einen Werth für mich haben soll. Ich wünsche einem Freunde zu helfen, und meine Verbindlichkeiten lassen sich doch auch nicht ohne große Kosten ausführen.“ Ich that, wie Martens es wünschte, und es gelang mir, in dem letzten Jahre eine namhafte Summe zu ersparen, denn ein Haushalten, das reichlich mit allem Nützlichen versehen ist, kann eine Zeitlang mit geringeren Mitteln in dem bisherigen Gange erhalten werden, wenn man von neuen Anschaffungen beinahe gänzlich absticht. Meines Mannes Stimmung wurde aber nicht besser trotz meiner Aufregungen. Einen neuen Grund zu Befürchtungen gab mir die Hoff, mit welcher er Frohndorf's Verzerrung um Clara zum Abschied brachte. Drei Male erst hatte sie ihn gesprochen — das eine Mal auf dem Korbball, wo er sie vor allen Anderen ausgezeichnete — als die Verlobung schon gefestigt wurde. Konnte sie mehr von ihm wissen, als daß er sterblich verliebt und hübsch sei, auch ein bedeutendes Vermögen besitze? Und ich selbst, welche andere Gewähr für seinen Charakter hatte ich, als daß mein Mann mich vergiftete, er sei ein vortheilhafter Geschäftsmann und er habe im Bade die Wahl gehabt zwischen aus- und inländischen Conzessen und Watereffen.“

„Aber Klatschen sah so heiter und so reizend aus an ihrem Verlobungstage, und als der Papa sie auf die Stirn küßte, blickte sie zu ihm mit einem Ausdruck von dankbarer Liebe auf, wie er nicht zureichender gedacht werden kann.“

„Clara war heiter, das gebe ich zu, Borm, aber mißspricht ruhige Heiterkeit dem überglühenden Gefühl, das sie erfüllen mußte, wenn sie den Mann wahrhaft liebte, dem sie angehören will? Wäre ich mir zurücksetzte, was ich empfand, als Martens mein war — ich dachte auf nichts mehr um mich her — die ganze Welt versank vor meinem Bild — der eine Mann war mir Alles!“

„Verzeihe Frau,“ sagte Borm, der jetzt zum ersten Male aus der Reserve heraustrat, in welcher er sich bis dahin gehalten, „legen Sie nicht den gleichen Maßstab für die Beurtheilung des Empfindens bei ganz verschiedenen Naturen an. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine Liebe, die jedem Auge verborgen blieb, sich an Liebe und Dauer mit der glühendsten Leidenschaft messen konnte. Sie selbst, theure Freundin, sind lebhafter, als Klatschen es ist, waren auch zwei Jahre älter, als Sie sich

verlobten, und verließen ein Vaterhaus, dem schon seit mehreren Jahren die Mutter fehlte."

"Born, das Mädelchen sieht schön, und ich irre nicht, wenn ich überlegt bin, daß nur geschmeidige Güte und der Wunsch, ein Verlangen des so zärtlich geliebten Vaters zu befriedigen, Alara zu der Verbindung veranlaßt hat. Es war ja kein Grund vorhanden, das Mädelchen so frühzeitig zu verheirathen. Bei ihrer Lebenswürdigkeit und Schönheit — ich darf dieß Lob aussprechen, ohne zu befürchten, daß Sie mich für eine übertriebene Mutter halten — hätte es an einem Freier, wie ich ihn für mein Kind erachte, sicherlich nicht gefehlt. Ihr war nur mäßig, aber doch eine angenehme Zugabe dienendes Vermögen machte es möglich, daß wir in verschiedenen Kreisen einen Schwiegerjohn finden konnten. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen, Cousine Freund, von dem Testamente meiner verstorbenen Mutter schon früher etwas mitgetheilt habe."

"Mir ist nichts davon bekannt geworden," erwiderte Born.

"Nun, so will ich gleich darüber berichten, denn ich möchte ohnehin später darauf zurückkommen. Meine Cousine Jeannette war ohne Vermögen und wurde von ihren Eltern gezwungen, ganz gegen ihre Neigung einen reichen Gutsherrn zu heirathen. Dieser, Namens Rörber, war ein unerträglich langweiliger, eigenfinziger Mann, und geizig in einem Maße, wie ich es niemals bei einem Menschen wahrgenommen habe. Werden Sie glauben, daß er bei der Verheirathung seiner Frau, und als beide Ehegatten kaum das dreißigste Jahr überschritten hatten, einen Fiskus in das Haus nahm und von sorgsam ausgemalten, trockenen Brettern ihrer Söhne für sich und Jeannette anfertigen ließ? Er besaßte, daß die Nahrung, welche sich der Ueberlebenden nach einem Todesfälle zu bedachtigen pflegt, von den Fiskalisten dazu angewandt werde, um schlechte Arbeit bei ererbten Büchern zu liefern. Jezt Jahre standen die Söhne fertig auf dem Speicher und hatten ihrer Bewohner, bis endlich Herr Rörber sich in den einen legte und seine Frau als reiche Witwe zurückließ. Meine Cousine war fränklisch und mürrisch geworden in ihrer Ehe, und eine abgelebte Feindin aller Bündnisse, die nicht auf die innigste Liebe und Verschlingung sich gründeten. In ihrem Testamente, das sie sofort aufrief, vermachte sie jedem untergeordneten weiblichen Mitgliede ihrer Familie 10,000 Thaler, den Frauen 5000 Thaler, während die Männer ganz leer ausgingen. Sie bestimmte, daß die Eltern der von ihr so reich bedachten Töchter bis zu deren Mündigkeit den Nießbrauch des Vermögens haben sollten, jedoch verpflichtet waren, an dem Konsumationsstage denselben zu eröffnen, daß der Witte der Erblasserin gewisse frei: ihnen eine glückliche Unabhängigkeit zu gewähren und die Freude, nur nach Herzenslust einen Gatten zu wählen. Frau Alara — welche bei ihrem Tode erst sieben Jahre zählte — hatte sie eine ganz besondere Vorliebe. Dieß trauete Gedächtniß war zu schade, um gespart zu werden, auch laugt das frühe Verschlingen bei Mädchen eben so wenig, als bei Bäumen; pflegte sie zu sagen."

"Werden Sie es für eine höfliche Neugierde halten, Ihre Frau, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, wie die von Madame Rörber Ihnen vermachten Kapitalien angelegt worden sind?" fragte Born.

"Jeannette hatte an Alles gedacht und blieb nichts zu thun übrig, als die Söhne zu empfangen. Die 20,000 Thaler, welche mirrina Töchter zuhause, waren auf zwei Häuser in der besten Gegend zur ersten Stelle ausgegeben, und wurden bei prompter Jinszahlung nicht früher getündigt worden, als bis die Mädchen das vierundzwanzigste Jahr erreicht hatten. Die beiden Töchter, auf deren statlichen Grundstücken die Angestellte stehen, erscheinen an den Zahlungsterminen so prompt bei uns, daß man nach ihrem Kommen die Uhr zu stellen vermöchte. Die 5000 Thaler, mit welchen meine Cousine uns Frauen bedacht hatte, erhielten wir in Staatspapieren, und ich verwahrte die meining bis vor kurzer Zeit in einem ebenfalls von der Cousine errichteten Kasten, das in meinem Schreibtische steht. Vor drei Wochen sanden wir — von einer Ausfahrt nach Joazeur zurückkehrend — unser Hausmädchen in Krämpfen am Boden liegen, und da die Köchin nach dem Berg geteilt war und der Diener uns begleitet hatte, so saßen das Hausfrauen jederder Aufsicht zu entbehren. Und mir Deine Staatspapiere, Eleonore," sagte mein Mann, "ich werde sie im Trepp aufbewahren, denn es scheint mir nicht gerathen, so bedeutende Beträge unter der Obhut zweier Dienstboten zu lassen."

"Ich überste einen Augenblick mit der Antwort, weil ein kleines Geheimniß bei den Papieren abmaltete, und überlegte noch, ob ich schon jetzt oder späterhin es meinem Manne anvertrauen sollte, als er im höchsten Grade erregt ausrief: Du schwandst, Eleonore, Du vertrackst mir Dein Vermögen nicht mehr an? Erscharrt fand ich da, Born! Einundzwanzig Jahre der Liebe und des höchsten Vertrauens waren vergeblich gelebt worden; ich hatte mich Eins mit ihm gefühlt und erfuhr nun, daß ich eine Fremde für ihn sei! Mein Freund, warum nahm mich Gott nicht vor diesem Augenblick fort, ich

habe einen schrecklicheren niemals erlebt." Ein Thränenstrom stürzte aus den tiefen Augen und helle Tropfen fielen auf die Hand Born's, welche Frau Martens trampfhaft ergriffen hatte.

"Leure Freundin," erwiderte Born, der die ungewöhnliche Bewegung, in der er sich ebenfalls befand, mit einer bewundernswürdigen Selbstbeherrschung zu verdecken suchte. "Ihr Gatte ist krank, leidender als ich es glaube, obwohl ich schon längere Zeit Symptome eines gefährlichen Uebels an ihm wahrnahm. Die Nahestehenden bemerkten solche Zeichen gewöhnlich nicht, weil sie fortwährend im Verkehr mit dem Kranken sind. Alle Ihre Besorgnisse werden aber wohl durch die Heilkräft des Bades gehoben werden, welches Martens in wenigen Wochen beugen soll."

"Martens war ja schon zwei Male im Bade, und gerade nach dieser Zeit hat er sich so sehr verändert."

"Das Uebel, gegen welches er dort Heilung suchte, hat ihn verlassen, aber ein neues stellt sich ein; der Medizinalrath hat mir bereits gesagt, daß er Ihnen Gemahl eine ganz andere Kur verordnen werde."

"Martens ist doch nicht gefährlich oder gar unheilbar krank? o Born, sagen Sie mir die Wahrheit!" rief Frau Martens in dem Ton so zärtlicher Besorgniß, wie ihn nur die innigste Liebe einzuflehen vermag.

"Verwahr, ich bin überzeugt, daß er vollständig wieder hergestellt werden kann, und mit seiner Heilung wird nochmals all' das Glück der Ihnen eintreten, welches Sie bis jezt so reichlich genossen haben."

"Gott lohne Ihnen den Trost, Born! aber lassen Sie mich meine Besorgnisse loslassen. Ich ging trampfhaft ergriffen an jenem Abend in mein Schlafzimmer, holte die Papiere und überlas sie, ohne ein Wort zu sprechen, meinem Manne. Was ich vielleicht damals Martens anvertraut hätte, sollen Sie heute hören: Ich besitze außer diesen 5000 Thalern noch beinahe 2000 Thaler, ohne daß Jemand davon bisher etwas wisse."

"In meiner Cousine Testament finden wir eine Ungerechtigkeit gegen meinen Sohn Franz zu Argern, der ganz leer ausging, und welcher — bei dem fröhe ausgesprochenen Wunsch, sich der militärischen Karriere zu widmen — eines kleinen Vermögens als Fußsuh zu dem häuslichen Gehalte sicherlich bedachte. Als vor zehn Jahren uns so unerwartet diese Erbschaft zufließ, bestimmte mein Mann, in dessen Charakter sich Etwas mehr vor allen anderen Eigenschaften auszeichnet, daß ich die Hüthen zur Beschaffung der Garderobe für mich und die Kinder und zu einer mehr komfortablen Einrichtung unseres Haushalts verwenden sollte. Nur 250 Thaler jährlich wollte er davon zur derentsprechenden Ausstattung der Mädchen fortlegen. Er sprach dann noch den Wunsch aus, daß ich würdiges Silbergeschirr anschaffen, einen Diener engagieren und für mich und die Kinder alljährlich einen Sommeraufenthalt in der Nähe der Stadt nehmen solle. Er selbst beanspruchte für seine persönlichen Bedürfnisse durchaus nichts von jener Summe."

(Fortsetzung folgt.)

Franz Kuchbauer.

(Dieses Mal S. 693.)

Franz Kuchbauer, eine der ausgehinsten Künstlerleistungen unter den berühmten Tänzern der Gegenwart, wurde auf Solos Stellen als Balletmeister geworben. Er hat die Augenlosch bekräftigt, als eine einlässige Arbeit auf der polsternen Bühne in Stuttgart, und nach im Begriff, in das berühmte Theater einzutreten, als er plötzlich Ander aus Wien im Geheimen kam, der nur seiner Verwandten, den Kuchbauer, lang. Von vielen Ausgeübten an ergriffen eine unüberwindliche Gelüste nach der Bühne. Er war nach einer kleinen Einnahme bezeugt und nahm selbst bei dem Romanzenfänger Fabel und dem Gekochter Künstler am Hoftheater in Stuttgart Unterhalt. Eine Wille harrt Allen. Er reisten das Theater in großen Mäßen fort. Als das die Solos Regimen danach schickte. Nicht aber ließ er die Vorstellungen von einem Geschäft nicht abhand, versuchte sie zu und ergriffen ihn jede Unterhaltung. So fand der achtundzwanzigjährige Jüngling verlassen und auf sich selbst angewiesen da. Als blieb ihm unter vielen Umständen nichts übrig, als eine Quintherie in Basel anzuwenden. Als Chouk begleitete er auch den Direktor Equiano und dessen Gesellschaft auf einer Reise nach Frankreich, bei welcher Gelegenheit Kuchbauer, Direktor, Musik, Gesangs, Musik und Musik Besuche erbot. Der Aufenthalt in Frankreich dauerte eine Zeit Jahre, während deren Kuchbauer wiederholt Gelegenheiten hatte, in kleinen Rollen mitwirken zu können. Schließlich aber machte der Direktor in Paris Kontrakt und überließ seine Gesellschaft ihrem Schicksal. Einige Mitglieder, unter ihnen auch Kuchbauer, traten in Bayern und schickten in der Café Chantant der Hauptstadt mit vielen Dankschreiben aus. Ich bitte Sie ihn jedoch der Künstler Passant aus Basel. Ein Mann der Kunst, erkannte sofort das Recht seiner Stimme (wie ich Gekochter), und ließ ihn in Wien zwei Jahre bei dem berühmten Professor Kuchbauer bleiben. Kuchbauer entließ den Gekochter einen Gekochter in hohen Maße, und wurde bei einer herrlichen Wille und seiner glücklichen Erlebnisse gestellt in Hannover. Erster in Prag und Landstadt, und jetzt in Wien angekommen, wo er eine glückliche und ehrenvolle Stellung gefunden hat. Der Künstler von Bayern erwarnte ihn ganz unangenehm, und der König von Böhmen verließ ihn gelegentlich eines Besuchs in Stuttgart die große Akademie für Kunst und Wissenschaft.

Aus meinem Bühnenleben.

von

Karoline M. . . .

V.

Eine heitere Anekdotte.

Ja, diese unheimliche Musik, diese plötzliche Verbannung von den heißen, aber immer doch noch heiß geliebten Brettern des königlichen Theaters — diese Baue in meiner vergifteten Brust bis zu ihrer neuen, kühneren Wüste auf der königlichen Bühne sollte mir bald in einem ruhigeren Lichte erscheinen — wie in jener dunklen Stunde, wo wir von den raschschwebenden Herren Aktionären meine Lieblingstrollen abgefordert wurden . . . Daß der mir ewig unvergeßlichen liebeswüthigen Theilnahme und Güte der Berliner, die sich förmlich überboten, mich vergessen zu lassen, daß es in Berlin auch Dornen gebe."

Der mir liegt ein alter, vergilbter Brief mit verbliebenen Schriftzügen . . . Ein junges, freudbelebendes Herz hat sie einst — der einst eines Menichlebens deklariert — eine warm pulsierende, volle Mädchenhand hat sie niedergeschrieben . . . sie waren an das beste, treueste, warmfühlendste Brüderpaar gerichtet . . .

Dieß Herz, das die heißen, spendenden Schriftzüge einst mit Jadel geleitet, hat ausgeklungen! Eine alte, vereinsamte Frau legt die vergilbten Briefblätter zu den trocknen — aber immer noch lieb duftenden Blumenkätzchen ihrer Erinnerungen . . .

Berlin, den 10. Dezember 1884.

Der Strahl des gelassenen Lebens hat uns seit einigen Wochen erlosch und unaufhaltsam mit fortgerissen! Darüber, gerührt von den Weichen des Wohlwollens, vermachte mir es nicht, die vielen herrlichen Einladungen zurückzuweisen. Fülle, Konzerte — in denen ich delikate — Tines, Soupers, Familienfeste, sogar ein Maskenball wechselten in buntem und schillerndem Wechsel . . . Und was steht noch in Aussicht bis Mitte Dezember, wo meine unheimlichen Ferien zu Ende sind!

Der hätte gedacht, lieber Louis, daß eine kleine Romandiantin in dem schwebenden, lebendigen, geliebten Berlin Aufsehen erregen würde! Ungern von der großen den künftigen Tadeln entlassen, — von der künftigen Intendanz mit Freuden empfangen — und — und — was die Wetter am Weiten streit — in der gelassenen Leben so ausgerichtet und gelöst . . . darf man da mit 17 Jahren nicht ein wenig übermäßig glücklich sein? Ja, man streie, ich bin seit dem "Journier zu Kronstein" das selbst gütig der Berliner, — mein zweites außerhalb der Bühne übertritt womöglich den breiteren noch. Die gute Mutter wird nicht müde zu wiederholen: "Deine Sprache wird wohl die glücklichste Trieb des Lebens bilden. Theile nur Louis Alles ausführlich mit, damit Ta in frühen Zeiten dich mal an der Schilderung wieder erheben kann!" Ich bitte mich daher aus, den Brief — Deine unheimlichen Gewohnheit gemäß — nicht zu vernichten! — obwohl ich zu hoffen wage: erst nach vielen, vielen Jahren in der Lage zu sein, mich daran erquiden und aus diesen Zeiten Glück zu ziehen zu müssen."

Die Mutter hat Recht, ich bin förmlich betrunken von all' dem Erlebten, glücklich in der schönen, heiteren Gegenwart, und der Zukunft übermüthig fröhlich entgegengehend! Die ausgehenden Alternationen sind ungewiss aus dem Gedächtniß — und mit Lust und Auerchheit gehe ich an meine neue Aufgabe bei der königlichen Bühne. Ein ganzer Haik allerhöchster Rollen wurde mir schon abgetheilt: Strudelgischen, aus dem Französischen, — Die Gouvernante von Morner, — Widdeme, aus der Entführung von Junger, — Die Nachtwandlerin, Cyprien von Karl Blum, welche er für Alud, Neumann komponierte, und den Gekochten in Basel de Gekochten . . . Also, fangen wird die kleine Romandiantin nun auch noch gar! Ja, Herrnschick, ich bin so glücklich! Karl Blum hat bereits meine Gesangsleistung gewürdt, und folgenden Ueberblick aus der hohen Intendanz vorgelegt: "Nicht stark, aber wohlklingende Stimme, — Hochgesang Gekochter, — Musikalische Ausbildung, — Summa: für Cyprien und nicht zu schwere Gesangsrollen vollkommen genügend!" — Die berühmte Ungewissen hatte in früheren Jahren den Gekochten gegeben. Nicht womöglich stimmte mich der Gedanke der vergilbten Karte; neben dem ausgehenden verbliebenen Namen der auf immer bestimmten mein junger, lebensstarker Name von Gekochter Brühl's fester Hand geschrieben. War nicht ein mahnendes Memento worin! — Ein triumphierendes vive le Roi! Ich übernehme die geistige Erbschaft der großen Künstlerin mit ernster Nachacht — sie ist mir wie ein Gekoch aus Jenseits! — Stetse beharrlich vorwärts, um der Gekoch würdig zu sein, mich erheben zu dürfen; es ist schwer, Vorbeugen zu pfücken — auch ich möchte sie erklammern!"

Und welche — und wie viele jugend- und glückseligende Namen werden einst — vielleicht bald neben meinem verbliebenen stehen!?

Doch — laß Dich nicht irre machen durch die momentane Sentimentalität Deiner Schwester — meine Mobilität wackelt im Gegenheil nicht. Recht ergriffen — noch schneller getroffen, erscheint mir mein Charakter für den erwählten Beruf ganz geeignet."

Und nun, mein Bruder, zu meinen neuen Erlebnissen! Freund Seligmann hatte zu seiner polsternen Zeit in Berlin wieder eintreffen können, als während meiner unheimlichen Ferien. Seine beruhigenden Versicherungen trugen viel dazu bei, und wieder besser zu stimmen. Seligmann habe meine Selbstüberwindung: der materialen glänzenden Stellung entlag zu haben, um eine in den Augen der Welt unbedeutendere, aber förderendere einzunehmen. Er sagte:

„Dieser Schritt — als ich ein Kind war, wird Sie auch nicht gereuen, da Sie wahre Liebe und Achtung für Ihren Vorgesetzten empfinden.“

Der erste Versuch unter Wehmann's Protection wurde Mad. Kunze abgelehnt. Wehmann wollte die Kunde mit mir bei seiner letzten, bewundernswürdigen Reise nach Mad. Kunze spielen das komische Fach mit Humor und liebenswürdiger Annahme. In jüngeren Jahren war sie eine berühmte Gesangs- und Pianistin. Die älteste Tochter Johanna ist eine sehr beliebte Sängerin, der Vater war einst ein herrlicher Tenorist. Seine erste vom ihm geschriebene Gattin ist die berühmte Händel-Schülerin, die Schöpferin der lebenden Bilder in Deutschland, die Meisterin in der Mimik und Mimik — Mutter von sechzehn Kindern und soeben auch von ihrem vierten Kinde geschieden.

Ich fand eine wahrhaft lebenswürdige, glückliche Künstlerfamilie, das einzige Liebespaar von gegenseitiger Achtung. Zwei reizende Mädchenknospen blühten neben der Schwester Johanna auf. Bald fühlte ich mich in diesem harmonischen Kreise wie zu Hause. Ich wurde gefragt: welche Vorstellung auf der königlichen Bühne und welcher Künstler mich am mächtigsten ergriffen habe? Ich war schnell fertig mit dem Wort: Ludwig Devrient! Begierig fuhr ich fort: „Wie hat er mich als Hercules entzückt — als armer Poet gerührt, — in den Brüllungen erbeutet, — und als Kainbrot in Haufe und Mörder, und in den Götter- und Heldenrollen — entzückt! Aber wie steht der unheimliche Devrient denn außer der Bühne aus? — wird man denn nicht gebildet von den Strahlen seiner metakosmischen Augen?“ — Da lachte Mad. Kunze. „Sie sollen ihn nächsten Sonntag bei uns sehen — ja, prächtiges Kostümbrod mit dem Hafterbilden eben! Er sieht zwar jede Geistesart, besonders wenn Damen die Reizzahl bilden, nur zu uns kommt er gern. Aber — liebe Entschuldig, verlieren Sie nicht Ihre Zeit, — denn das seltsame ist selten! Und sollte Ihrer Heiligkeit es vorbedacht sein, daß Sie zu erweichen — so würde ich Sie belagern. Ich schäme Devrient als meinen Freund und den größten Künstler unserer Zeit, — aber zur Frau möchte ich ihn keine meiner Töchter geben!“ — „Er will uns ja auch gar nicht!“ fiel das junge Leo lachend ein. — „Und um mich armes Ding wird ein Ludwig Devrient auch nicht minnen!“ schloß ich mit Resignation. — „Sie sollen ihm gegenüber sitzen.“ flüsterte mir der Vater zu. — „da können Sie den Weiberfeind so recht von amore betrachten und — bestrafen... aber ja unbemerkt, — denn mahnt er sich beobachtet, so wird er verlegen wie ein schüchternes Mädchen.“

Der Wochen vorher hatte ich als Minna von Barnhelm zu sagen: „Eine Freude erwarten ist auch eine Freude!“ Wie fühlte ich die Wahrheit dieser Worte, — wie freute ich mich auf den Sonntag! Endlich, endlich waren wir bei Kunze, — endlich trat Ludwig Devrient in's Zimmer. Groß und klein, doch mit weißen Augen stand er vor mir und sagte in bewundernd anerkennender Weise freundliche Worte seinen Freunden, — dann mir, der jungen Kollegin, Wohlwollenden, Ermutigenden! Devrient war schwarz gekleidet, fein, elegant, er sprach leise, einfach, — aber wie zur Unterhaltung genugsam, — bis er später bei Tisch lebhafter wurde. Sein schwarzes, voll gekleidetes Haar, die marmornen Stirn, die kalten Augenbrauen mußten schon fräpieren; aber die magnetisch anziehenden dunklen Augen, welche bald wie Korymben Anblicken blühten, so gut, so fromm, bald anstehend von Geist und Leben strahlten, — welches mich unwiderstehlich. Der hübsch geformte Mund, den selbst beim höchsten Wehmutz umstülpte, das eigen Trübsinnige, Herztende in jedem ganzen Wesen ruhten mich tief. Ich fühlte die innigste Sympathie mit dem bedrückenden, sich so anpruchlos zeigenden Mann, der es gar nicht zu wissen schien, daß er der größte Mann seiner Zeit war. — Alles in der Welt!

Der Kapellmeister Schneider und seine sanfte, gemüthliche Gattin sind uns auch schon sehr lieb geworden. Es muß einem behaglich zu Munde sein bei diesem biederen, wohlwollenden Paar. Ein liebliches Mädchen umarmt anmuthig die Eltern, und singt allerliebst. Der Sohn*) befindet sich auf Reisen. Wie heimlich es uns an, wenn die Frau Kapellmeisterin mit überfließender Liebe von ihrem Louis erzählt, von seinem eiserne Fleisch, seinem

Streben, und wie er zu den größten Hoffnungen berechtigt! Die Mutter sprach dann natürlich von ihrem herzlichsten Louis, und so geküßte schon der erste Besuch sich gemüthlich erquickend.

Von besonderem Reiz für mich war mein Besuch bei der Witwe des berühmten Heldenkämpfers Ferdinand Fied, jenes leuchtenden Sterns am Theaterschimmel der Berliner Nationalbühne zur Glanzzeit Fied's. Beide ruhen jetzt schon friedlich und erloschen drinnen auf dem grünen Friedhof vor dem holländischen Thor. Sophie Louise Fied, früher eine glänzende Bühnenkünstlerin, ist seit 1868 mit dem Kammermusikdirektor verheiratet. Sie hat das mild weibliche Wesen einer Mutter, eine süßartig reiche und volltönende Stimme und das schönste und reichste Haar, das ich je gesehen. Ihre Schönheit war mir schon im „Kaisers von Heubronn“ aufgefallen, eine schöne Mutter Weiser's von Strahl kann man sich kaum denken — und doch ist sie bereits 48 Jahre alt. Auch jetzt bei Tage sah sie überaus anmuthig aus. Ihr von mir so sehr bewundertes Haar hat jenen ergaudernden rötlichen goldenen Reflex, wie auf vielen alten Heiligenbildern der italienischen Maler. So

Verzweiflung anbricht: „auch ich will einmal Aukern essen!“ — und dabei mit gleichem Jüden den lühnen Lustsprung vollführt, erregte die ansehnliche Heiterkeit, — aber ich, die ich doch sonst so gerne mitlache, weigerte es fast dem Künstler: aus den idealen Schöpfungen herauszutreten zu sein, denn die Darstellung streifte an die Bosheit; — die Mutter lächelte gleich mir, rief aber zu sich: „Eine alte Dame, Frau Strieberg, welche die undankbaren Rollen übernehmen muß, habe ich auch liebgewonnen. Sie war mit Hagebus befreundet, erzählt feinsinnig aus vergangenen Zeiten, und wird von Adel von Barnhelm sehr geschätzt.“

Als ich im Begriff war, im vortien Sted bei Frau Strieberg anzuklopfen, trat mir Adel entgegen, blieb aber nach meinem ersten Besuch und forderte mich auf, sie durch die Strahlen bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Sie sprach sehr lebhaft, in ihrer bezaubernden Redeweise. Unter Anderem sagte sie: „Von der alten Dame habe ich mir viel Rath geholt, denn ihr kann man Lebensweisheit lernen!“

„Sie — die gute alte Adel, bedauern der Weisheit Anderer!“ fragte ich lächelnd. „Nicht wie jedes andere Menschenkind!“ — „Ich bin oft unaufrichtig trüb gestimmt!“ — Das wunderte meinen lieben Vetter, nicht? Ja, Sie Glückliche wissen noch nicht, wie Kerven quälen können. Frau Strieberg vertritt aus der düstern Welt noch wenig zu klären, ist beladen mit den schwersten Sorgen und doch stets heiter. Sie spart, entbehrt für Liebesschwärme — und gibt resignirt das lauer Erworbene den um Hilfe bittenden Dichtern, Schmeichlerinnen, Eitelern, — jedoch, genug zu behalten, um ihre geistreichen Freunde nicht ablassen zu müssen!“

„Gedehnte Freunde?“ fragte ich verwundert.

„Ja, bemerken Sie denn nicht die Menge Klänge mit Manierensingen? Frau Strieberg hört das lustige Geschmetter so gern und freut sich kindisch, wenn die reizenden Hauskaltungen durch ausgebreiteter Annehmlichkeiten vermehrt werden. Sie hat mir soeben versprochen, nächsten einen Klavier zu geben mit Theater-Tönen — vom Gesangsunterricht bis zu den Kletterrollen. Sie kommen auch, lieber Herr?“

„Mit Freunden!“ ich habe dann die Honnors machen.“

„Und ich spende die Kuchen.“ — Das wird baldich werden. Ich verleihe gern mit dem Theaterrollen. Es sind meistens gute Menschen; wenn auch der Dämon der Leidenschaft unter ihnen wohnt, so macht er sich doch nur bligartig — vorübergehend bemerkbar. Das Beste überwiegt bei weitem, die Fehler — und ich wiederhole, ich liebe, ich verehere die Künstler, ihr Umgang erfrischt mein Gemüth!“

Während dieser Lobeserhebungen hatte ich meine liebe Roth: bald mußte ich das Tuch erheben, welches sich von Adel's Schülern glüht, dem mir unbemerkt einen Hauch geben, denn er war nicht aufgeteilt, — sie saßen, denn alle Augenblicke trat sie auf ihr so langes Kleid. Sie umarmte mich herzlich und schien keine Abnung zu haben von ihrer so ganz eigenen, wunderlichen Toilette. Als ich Frau Frede fragte, weshalb sie, als vertraute Freundin, nicht Adel bestimmte, doch nur die notwendige Gültigkeit zu beobachten, oder Herr von Barnhelm in's Komplotz jage, verzichtete sie, das würde nichts nützen, Frede würden es weder begreifen, noch ausführen, — übrigens seien alle Bekannten aus diese Eigenheiten der lebenswürdigen und geistreichen Adel längst gewöhnt. — Wie denn aber Dein einseitiges Schweigen mit der berühmten Adel auf einen so vertraulichen Fuß gekommen? Nicht wahr, Du lästest dich endlich an, vor mir ein wenig Heikel zu bekommen!

Doch ich will ehrlich sein — ich habe mich Anfangs selber nicht wenig vor der Bekanntschaft mit der berühmten, klugen, gelehrten, genialen Adel von Barnhelm erschreckt, und die Mutter himmelhoch gelobt, ohne mich der Barnhagens Besuch zu machen. Bergeck wurde mir vorstellend, daß Frau von Barnhelm während ihres Aufenthalts in Marburg, wo ihr Mann einige Zeit Gelehrter gewesen, mehr noch durch Herrsgüte und lachtes Wesen bezaubert, als durch irdischen Geist und hinreichende Unterhaltungsgabe... ich konnte meine kindliche Furcht vor der gelehrten Frau nicht überwinden. Erst Frau Frede, der Jugend- und Hergensfreundin Adel's, einer beliebten Künstlerin vom städtischen Hoftheater, die gerade auf Besuch in Berlin und auch uns längt eine liebe Bekannte geworden, war es vorbehalten, mich zu überreden. Frau Frede kam, und bei Adel einzuwachen.

Als sie vernahm, weshalb ich nicht müßigen wollte, ermunterte sie mich: „Nicht bald werden Sie Herr Ihrer Befangenheit werden. Meine Freundin ist gern bereit mit der Jugend, sie erwartet Sie, und freut sich, die Abtrünnige vom launigen Theater, die so gerühmte Weisheit und dem Lurmer zu strecken. Adel war fröhlich



Der Sommer. Nach einer Skizze von H. J. Kien.

ist so apfelig, daß sie es nur dicht gekleidet tragen kann, gleich einem Tadeln um den Kopf gewunden. Als meine unverholene Bemerkung sagte sie: „Und doch ist mir die Haarfülle eine große Last und macht mir oft Kopfschmerzen, so daß ich die Flechten lösen muß!“ Auf meine Bitte, sich mir doch einmal so zu zeigen, ließ sie, wie ein junges Mädchen erregend, die Frisurhaare niederfallen — der schönste Goldschleier, den ich je gesehen. Denke Dir dazu: feine Züge, ausdrucksvolle blaue Augen, lieblichen Mund, herrlichen Hals und Arme, schmale Kinderhüften, Gendrilla-fähig... und die deutsche Minon de Venos steht vor Dir, — aber eine edle Minon, mit allen häuslichen Tugenden geschnitten!

Madame Schröd spielt das ältere Fach, die Lante im Prunk aus Kerklo, auch dann und wann Lieblingsrollen, wie die „Eierfächtige Frau“, von Alexander Doli vorzüglich unterstützt. Der poetische Romeo, Fernando, der kühne Don César — hat sich hier plüsch und wie durch Zauber in den — einseitigen Pantoffelmann verwandelt. Die Szene des Revolutions, wo er in komischer

zu machen. Bergeck wurde mir vorstellend, daß Frau von Barnhelm während ihres Aufenthalts in Marburg, wo ihr Mann einige Zeit Gelehrter gewesen, mehr noch durch Herrsgüte und lachtes Wesen bezaubert, als durch irdischen Geist und hinreichende Unterhaltungsgabe... ich konnte meine kindliche Furcht vor der gelehrten Frau nicht überwinden. Erst Frau Frede, der Jugend- und Hergensfreundin Adel's, einer beliebten Künstlerin vom städtischen Hoftheater, die gerade auf Besuch in Berlin und auch uns längt eine liebe Bekannte geworden, war es vorbehalten, mich zu überreden. Frau Frede kam, und bei Adel einzuwachen.

Als sie vernahm, weshalb ich nicht müßigen wollte, ermunterte sie mich: „Nicht bald werden Sie Herr Ihrer Befangenheit werden. Meine Freundin ist gern bereit mit der Jugend, sie erwartet Sie, und freut sich, die Abtrünnige vom launigen Theater, die so gerühmte Weisheit und dem Lurmer zu strecken. Adel war fröhlich

*) Der Sohn wurde eine beliebte Sängerin. Der Zeit fand ich bei seiner letzten, bewundernswürdigen Reise nach Mad. Kunze spielen das komische Fach mit Humor und liebenswürdiger Annahme. In jüngeren Jahren war sie eine berühmte Gesangs- und Pianistin. Die älteste Tochter Johanna ist eine sehr beliebte Sängerin, der Vater war einst ein herrlicher Tenorist. Seine erste vom ihm geschriebene Gattin ist die berühmte Händel-Schülerin, die Schöpferin der lebenden Bilder in Deutschland, die Meisterin in der Mimik und Mimik — Mutter von sechzehn Kindern und soeben auch von ihrem vierten Kinde geschieden.

*) Wie Adel's Frede.



Zur amerikanischen Campagna. (S. 4-1)



Die große Versammlung in Genéve. Die Stadt Genéve ist von der Stadt Genéve umgeben.

Der Wunderdoktor.

Erzählung

Robert Schweißel.
(Zeitungs.)

rau Vornes hatte ein außerordentlich umfangreiches Ethen hergerichtet — es hatte für mehr als die doppelte Anzahl von Personen genügt — um ihrer künftigen Schwägerin gleich zu zeigen, in welsch ein wohlhabendes Haus sie hinein heimliche. Es wollte aber Madelaine nicht munden, und sie mußte sich den größten Zwang anthun, um wenigstens einige Bissen zu genießen. In ihrem Kopf und Herzen herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung und Aufregung. Sie sah noch etwas Schrecklicheres als den Kannibalen gegen Andre herandröhen, und die Unbestimmtheit, in der es sich zeigte, ängstigte sie aus allen Sinnen. In diesem Zustand wachte sie nach dem Essen ihrer künftigen Schwägerin durch alle Räume des Hauses folgen. Rufen und Rufen und Kommen wurden ausgelassen und ihr Inhalt von Frau Vornes mit dem Bedauern und Stolz des Reichthums den Gästen gewiesen. Madelaine sah und hörte nichts. Sie dachte nur, daß die Gefahr für Andre während dieser Abwesenheit, bei der ihre Mutter des Verschauens und Prüfens und Tobens kein Ende fand, näher und näher heranrückte. Was konnte sie thun, um ihn zu warnen, zu retten? Es fiel ihr ein, Richard zu bitten, daß er es thäte. Er hatte freilich zu den Späßen gelacht, in welche sich vor der Kirche manche gegen Andre ausgelassene Trohungen gefüllt hatte; allein er war ja ein guter Mensch. Dennoch verschloß ihr ein inneres Widerstreben, daß sie nicht zu überwinden vermochte, den Mund. Vor dem Meister Goffin hätte sie diese Sachen nicht gesagt; aber er war fern, und jetzt saßen die Leute beim Wein im Weizenbause und ertrüben sich mehr und mehr, und bis zur Hölle Lugrin's war es kaum weiter als fünf Minuten.

Im Hause war unterdessen Alles in Aufregung gekommen, und es sollte der Garten an die Reihe kommen. Die beiden Willmen gingen voraus; Madelaine folgte mechanisch mit Richard. Da trat zu diesem auf dem Hofe der Knecht heran und meldete, daß sich einer von den Weiden, vermutlich beim Schlagen nach einer lästigen Stachelpflanze, die Geißel an dem Glander beschädigt habe. Richard folgte dem Knechte nach dem Stalle, indem er Madelaine zurück, in den Garten vorauszugehen. Madelaine aber stand wie la den Boden gewartet. Die beiden Frauen waren in dem Garten verschwunden, und jetzt trat Richard in den Stall. Das Hofschock stand offen. Madelaine überlegte nichts weiter. Wie ein Reh, gejagt von der Angst um Andre, flog sie auf die Dorfstraße hinaus.

Lugrin saß vor dem Kamin und starrte auf die Asche seiner eisenen so sorgsam gesammelten Axtkanten. Seine geübte Seele hatte sich wie eine Raupe eingesponnen in die Vorstellung, daß auch sein Leben nichts wäre als vortheillose Asche. Da ward die Thür aufgerissen und Madelaine stürzte herein, athemlos vom schnellen Lauf und mit erregten Wangen. Sie wollte reden, allein die Luft schloß ihr, und die Lippe als daß schnellstschwebende Herz drückend, wünschte sie ihm ängstlich mit der Rechten. Regungslos blickte Andre sie an. War das Wirkliche oder Traum? Aber er hörte ihre raschen Atemzüge und ihren Namen flatternd fuhr er auf.

„Blicke! rette! Such!“ brachte sie endlich mühsam hervor.

„Er achte nicht auf den Sinn ihrer Worte; er sah nur sie. Sie, die in allen seinen Gedanken lebte, stand vor ihm in seiner Stube, und seine Augen leuchteten.“

„Ihr müßt fort,“ sagte sie mit heiserer Brust. „Ich, ich bin so gelassen.“

„Ja, Ihr seid außer Altem,“ versetzte er. „Die Mutter ist doch nicht krank geworden? Ruht Euch doch aus.“

„Nein, nein, Ihr müßt gleich fort,“ erwiderte sie hastig. „Die Mutter ist wohl, aber Ihr müßt Euch retten. Ach, Lugrin, wißt Ihr denn nicht, was heut' in der Kirche geschehen ist! Aber wie sollt Ihr's wissen?“ beantwortete sie sich gleich selbst die Frage. „Ihr seid ja nicht d'rin gewesen. Ihr geht ja nie in die Kirche.“

Ein flüchtiges Wackeln glitt bei dem Vorwurfe, der in ihren letzten Worten lag, über seine Jüge, und mit finstler werdendem Gesicht sagte er: „Nein, in die Kirche! Ich! mein Verstand weinen Euch nicht mehr. Aber was ist denn dort vorgegangen? Warum soll ich denn fort?“

Madelaine, die ihn kühnlich, klagend angesehen, brachte seine Aufklärung aus der Kirche nur widerstrebend über ihre Lippen. Ihr sanfter Sinn, welcher Niemand weh thun konnte, verlegnete sich selbst in der Aufregung

und Eile nicht, in der sie sich befand. Lugrin mußte fast erzittern, was geschehen war, und er erröthete es nur zu leicht. Erblässhend trat er einen Schritt zurück, so sehr erschauert.

„Es ist schrecklich!“ rief sie, und ihre dunkeln Augen ruhten voll tiefen Mitleids auf dem Erschütterten. „Ach, Lugrin! Lugrin! — Aber das ist nicht das Schlimmste.“ unterbrach sie sich, und mit Hast erzählte sie, wie der über ihn verhängte Damm die Leute nur noch schändlicher gegen ihn gestimmt hätte, und sie Böses gegen ihn im Saule führten. Sie berichtete Alles, was sie gehört hatte, und das, was, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein.

„So ist's recht,“ rief er mit verzweifelt zuckenden Lippen, während seine Augen ausluderten. „Alle auf Eilen, und dazu müssen sie sich erst Mühe treiben. Wägen sie nur kommen, sie sollen mich finden.“

Alle Winterzeit, welche während der letzten Tage kein Herz vergallt hatte, brach hervor. Er freute sich, daß er schon so bald Vergessenheit haben sollte, den Menschen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Seine Augen blickten. Madelaine wich betroffen vor der energischen Festigkeit zurück, mit der sich sein Wille und Grimm Vast machten. Aber die Angst in Madelainens Mienen brachte ihn schnell wieder zur Besinnung.

„Und Ihr habt mich nicht wie die Andern?“ fragte er mit noch wogender Brust. „Ihr seid hergekommen, um mich zu retten, mich, den Ausgesprochenen, Verfluchten?“

„Ach,“ versetzte Madelaine, „ich hab' solche Angst — Ihr seid ja immer so gut gegen meinen armen Bruder gewesen.“

„Angst um mich?“ murmelte er. „Aber Ihr könnt's nicht glauben, daß ich meine Hand gegen die Mutter Gottes aufgehoben hab'! — Ihr jagt mir bei meinem Schutzpatron, daß er an dem Frevel unschuldig sei.“

Madelainens liebliches Gesicht leuchtete in heller Freude auf. „Ich hab's mir auch nicht vorstellen können,“ sagte sie, „daß Ihr so schlecht sein sollt. Und ich hab' ja die heilige Jungfrau so sehr gebeten, daß sie Euch vor dem Bösen bewahren und von ihm erlösen möchte. — Aber ich muß jetzt heim. O eilt Euch doch auch ja nur sehr!“

„Madelaine!“ rief er mit bebender Stimme, und streckte ihr beide Hände entgegen.

Doch sie zuckte mit einer Gebärde des Schreckens auf. Ein dumpfes Geräusch hatte ihre Ohe getroffen, ein Brausen wie das eines fernen Wasserfalls. Es näherte sich rasch. Andre eilte aus das nächste Fenster, und in demselben Augenblicke ließ sich ein durchdringendes Pfeifen und Schreien vernehmen.

„O du, mein Heiland, sie kommen!“ beulte Madelaine mit einem erschütternden Schrei.

Ja, sie kamen, umschwärmt von einer Schaar Auketen und halbwildfuger Vögel, die vor dem Weizenbause auf sie gewartet hatten, und durch Geschrei und Pfeifen ihrer Spannung auf das, was kommen sollte, Luft machten. Pierre le Roux beland sich unter der Menge. Der Wein hatte seine Erschütterung vom Vornitzig hinweggespült, und Schadenfreude hatte er die Leute noch mehr aufgeregt. Es hatte überdies seines flackernden Blases mehr bedurft, um die glühenden Reden zur heißen Flamme anzufachen. Er sei schon gut, hatte er gemeint, daß Lugrin erlommung nicht sei; aber jetzt wäre er erst recht zu fürchten. Er würde sich zu rasen fügen, und zu verübten wäre es ihm nicht, wenn er es thäte. Das war den Leuten ganz aus der Seele gesprochen, und in wie geringer Achtung Pierre le Roux sonst bei ihnen stand, heute war er ihr Mann, und er hatte Recht, wenn man Ruhe vor dem unheimlichen Lugrin haben wollte, so durfte man ihn nicht länger im Dorfe dulden. Warum sollte man ihn denn auch schonen? Sollte ihn nicht der Verrath aus dem Frieden in den Unfrieden setzen? Er war vogelfrei, und wer ihn unschuldig machte, that ein gutes Werk an der ganzen Dorfchaft.

Andre trat beiseite vom Fenster zurück. Er fürchtete für Madelaine, welche man nicht in seiner Hölle finden durfte. War ihrreizen in Sorge, achte er nicht auf ihre dringenden Bitten, sich zu retten; auch war es für ihn unmöglich, sich zu flüchten, selbst wenn er es gewollt hätte. Denn der einzige Ausgang der Hölle öffnete sich im Angesicht des herandröhenden Hauses. Anlangt wollte Andre die Hausthüre verbarrikadiren; allein der Feinde waren zu viele, um sie auf die Dauer abzuhalten, und er besaß keinerlei Waffen, um sich zur Wehr zu setzen. Er bot Madelaine, sich in der Kammer neben der Stube zu verbergen, wo er seine Stiege und ausgehüllten Thiere aufbewahrte. Schon flogen unter gellendem Geheule der Vögel einzelne Steine gegen das Haus. Madelaine wollte sich insofern nicht verbergen. Es handelte sich ja nicht um sie, sondern um Andre; ihr würde man nichts thun, er sollte sich verbergen und retten, und sie rang verzweifelt die Hände, als er ihr sagte, daß für ihn kein Entkommen möglich wäre.

„Euch, Euch müßt sie hier nicht finden,“ rief er. „Das liegt daran, was aus mir wird.“ Sie sollte sich still in der Stube verhalten; er wollte hinaus, seinen Feinden entgegen.

Madelaine hielt ihm mit Gewalt am Arm zurück, und eben prasselte unter lautem Geräusch ein zweiter, wichtigerer Steinbengel aus größerer Höhe gegen die Hausthüre, die Kammern. Ein der kleinen Fenster wurde zertrümmert, und ein Stein flog in die Stube. Andre umfaßte Madelaine und zog sie in eine Ecke, wo sie sicher war vor jedem Wurf. Sie riß sich jedoch los. „Weicht hier!“ rief sie, und ehe er es hindern konnte, war sie zur Stube und zum Hause hinaus, dessen Thüre sie hinter sich zuwarf.

Ihr plötzliches Verschwinden wirkte wunderbar auf die erregten Köpfe. Niemand traute seinen Augen; die Menschen standen wie versteinert. Madelaine in der Wohnung des Weizenbause; es war unbegreiflich.

Madelaine faltete die Hände und rief mit erschütterter Stimme:

„Ach, ich bin! esch herzlich, thut doch dem Lugrin nichts. Er hat gewiß nicht auf die heilige Jungfrau geschossen.“

Die erkrankten, mit den herumliegenden Felsplittern bedeckten Arme sanken herab.

Da erscholl aus dem Hause ein verräuselter Hohn gelächter. Es war Pierre le Roux, der sich jetzt von seiner Ueberrassigung erholt hatte. Inzwischen war Andre Madelaine gefolgt. Ein gellendes Pfeifen und Schreien der Vögel begrüßte ihn. Sein Habak und das Hohn gelächter des Schwärmers vertriehen den Eindruck, welchen Madelaine hervorgebracht hatte. Man riß ihn ja, sich fort zu machen, und schon eckte sich hier und dort ein Arm zum Wurf. Andre sprang vor Madelaine hin und rief, sie in die Wohnung der Thüre drängend: „Wenn ihr mein Blut wollt, da bin ich!“

Einige Steine flogen durch die Luft, allein sie trafen zum Glück nicht. Madelaine wand sich, der Gefahr nicht achtend, hinter Andre hervor.

„O ihre lieben Freunde und Nachbarn,“ bat sie, während die herandröhende Menge sie, Andre und die Hütte in einem Halbkreis einschloß, „thut ihm doch nichts! Ihr kennt mich ja Alle, und ich jagt's euch beim Blut des Heiliges, daß er unschuldig ist.“

„Hach, hach,“ lachte Pierre während über ihre Fürsprache, die Menschen veranlaßt hatte, seinen Stein aus der Hand fallen zu lassen. „Die fromme Madelaine hat den Hengemeister zum Kultbuben.“

Andre suchte empor und wollte sich auf den Vorrath werfen; doch Madelaine, welche den vollen Sinn jener Worte kaum begriff, hielt ihn mit ihren stehenden Händen zurück, und in demselben Augenblicke erhielt Pierre le Roux einen Fauststoß vor die Brust, daß er weit zurücktaumelte, und aus den hintersten Reihen des Hauses tröchte die Stimme Meister Goffin's. „Geht's dem Heizer und Pöbel! Der Lugrin hat eure Hölle und Jagen und Kinder karirt, und ihr schlagt ihn dafür todt; das ist Recht!“

Der Vorwurf traf Manchen. Diejenigen, welche die Wirtung des kräftigen Stoches gefühlt hatten, den Niemand anders gefühlt als Richard, lachten, und die Aussicht auf eine Kauferei zwischen diesem und dem gefährdeten Pierre le Roux ließ sie Lugrin vergeffen. Ihre Erwartung wurde indeß getäuscht; denn Richard wartete nicht, bis sich Pierre le Roux aufgerafft hatte, sondern brach sich Bahn durch die Menge, deren Jarneswegen Madelainens ruhende Wille bereits gebrochen hatten.

„Galmreich!“ höhnte Pierre le Roux hinter ihm her.

„Heiligensünder!“ riefte ihm Meister Goffin entgegen, der zu spät in das Wirbelschloß gekommen war und sich in Sorge um Andre nun auch durchgedrängt hatte. Die Aufregung machte seine Stimme fast unverständlich, und seine hervorstehenden Augen glitzerten wie Glas.

Pierre le Roux wechelte die Farbe, und Meister Goffin fuhr, die abgeplattete Regel aus der Tasche ziehend, fort: „Schau, wenn sie nicht platt gedrückt war' an der Mauer, wollt' ich Dir zeigen, in welchen Himmelslauf sie geht.“

„Holla, was sagt er? was gib's da?“ fragten die Zuhörerleichen.

„Was es gibt, ihr Leute?“ begann Meister Goffin; doch Pierre le Roux überschrie ihn mit wildfunkelnden Augen: „Ginen Faselhans gib's! Wack da!“ Er schob den Alten jammert dessen Nachbarn bei Seite, als ob sie Kinder gewesen wären. Die hinter ihnen Stehenden, denen sie aus dem Leib fielen, stießen sie wieder vorwärts, so daß sie durcheinander purzelten wie Regel. Jörniges Schelten und Geschlächter folgten, während Pierre le Roux bereits im Gedränge verschwunden war. Zukunftsichend sah und hörte er, wie Madelaine, welcher Richard in ihrer Angst wie ein Vögel des Himmels erschien, diesem mit dem Zuruf entgegenlief:

„Ach Richard, Richard. Du wirst nicht zulassen, daß dem Lugrin was geschieht!“

„Ja, das ist doch kurios,“ begann Richard, welcher nicht wenig verwundert gewesen war, als er nach seiner Rückkehr aus dem Stalle Madelaine nirgends fand. Er hatte sie überall gesucht, und eben war er zum zweiten Mal in den Garten gekommen, als der Kanak der Lugrin's Hölle begann. Wie er an die Gartenbede trat, eilte Madelaine aus der Hölle. „Ja, das ist doch kurios,“

daßte er, indem er sich durch die Heide drängte. Aber the er nun Madelaine selbst sagen konnte, was ihm kursor vorkam, fiel ihm einer seiner Freunde in das Wort und rief: „Weil Jhr's seid, Madelaine, so mag der Lugin laufen.“

Madelaine warf ihm einen frohen Blick zu, und sehl erhob Richard seine kräftige Stimme und sagte bedächtig: „Ja, freilich. Na, Vene, ich den!“, ihr geht ihr Alle in's Wirthshaus zurück. Ihr könnt dem Lugin doch nichts anhaben. Wer hängen soll, der ersäuf nicht.“

Die Einen lachten, die Andern empfahlen Lugin dem Tsefel, noch Andere wiederholten Richard's Aufseherung.

„Aber Du kommst mit uns“, riefen seine Freunde, indem sie ihn umringten, und wie er sich auch rührte, sie zogen ihn mit sich fort nach dem Wirthshaus, wohin ihnen die Weifen folgten, während sich die Uebrigen zerstreuten.

Madelaine blühte mit einem glücklichen Gesicht nach Andre zurück. Er stand noch auf der Schwelle, die Arme über der Brust ineinander geschlagen. Beider Augen beglückten sich eine Sekunde lang, dann ging Andre in seine Wohnung zurück, und Madelaine eilte davon.

9.

Der Kärm auf der Falde hatte auch die beiden Wiltwen in den Garten gelockt. War ihnen Madelaine's züchtiges Verschwinden unerwartet, so war ihnen ihre Gegenwart bei dem Tummel wahrlich nicht minder räthselhaft. Ungeahnd warteten sie auf ihre Rückkehr. Aber Madelaine stellte sich nicht ein; sie war nach Hause gegangen. In ihrer freudigen Erregung über Lugin's Rettung hatte sie Frau Bornes ganz vergessen, und erst als sie die Mutter nicht dahinter fand, fiel ihr ein, wo diese sei. Sie lachte über ihre Vergeßlichkeit. Aber da sie einmal zu Hause war, wollte sie sich noch ein wenig austreten, bevor sie der Mutter nachging. Auf dem einen Geißelsteck stand ein Weidenbüschel zum Kranz gezogen und ein klüßender Goldschloß; dahinter lagte sie sich. Das war ihr gewohntes Plätzchen in der Dämmerstunde. Ah, wie schön es war, so einmal ganz allein zu sein! Sie hatte es noch nie empfunden. Woran dachte sie? Nicht an die Verantwortung dessen, was sie gethan hatte. Wie eine Welle auf dem flüßigen Krystall eines Sees, so schwamm ihre Seele auf dem Gefühl eines namenlosen, stillen Glücks. Die Zeit veranm ihr unbeachtet. Der geistvolle Eintritt der Mutter stürte sie auf.

Frau Garra war in einer nichts weniger als ruhigen Laune und überschüttete Madelaine mit einer Flut geheimer Fragen: Was das Alles zu bedeuten hätte! Warum sie hier läge und nicht zu Frau Bornes gekommen sei? Was die Frau von ihrem unartigen Verhalten denken sollte, und was die Leute von ihr denken würden, daß sie sich in den Kustel gemischt hätte!

Madelaine kam lange nicht zum Wort. Ihr edel nicht sehr zusammenhängender Bericht, wie es ihr keine Ruhe gelassen, daß sie den Lugin hätte warnen müssen, goß Öl in's Feuer. Statt Madelaine's Freude über Lugin's Rettung zu theilen, schalt die Mutter sie vielmehr heftig. Was ging sie der Lugin an? Es wäre ihm Recht geschehen, wenn sie ihm sein Wehen geliegt hätten. War er nicht schuld, daß der arme Charles draußen auf dem Kirchhof lag?

„Ach Mutter“, entgegnete Madelaine mit einer größeren Festigkeit, als Frau Garra an ihr gewohnt war, „Du gibst ihm immer die Schuld an dem armen Charles' seinem Tod. Aber den! doch nur, wie gar lieb er ihm gehabt hat. Und wir haben ihn nicht mal gedankt für Alles, was er an dem Bruder gethan hat, obgleich er nichts dafür hat annehmen wollen. Und auch auf die Mutter Gottes hat er nicht gekostet, das hat er mir bei allen Heiligen geschworen.“

„Geschworen hat er's Dir?“ fragte die Mutter, und ihre Augen wurden weit und starr. „Das hat er Dir gesagt, und Du läst mit ihm geredet?“

„Ja freilich, wie hält ich ihn denn sonst warmen können?“ versetzte Madelaine.

„O du mein Heiland!“ schrie die Mutter und schlug die Hände zusammen. „Halt denn vergessen, daß Jeder erkommungstüchtig ist, der mit dem Menschen nach ein Wort spricht!“

Madelaine war es, als ob plötzlich ein Blitz vor ihren Füßen in die Erde schlug. In ihrem Eifer, Lugin zu retten, und in ihrer Asfergung war ihr diese Folge ihres Schrittes nicht in den Sinn gekommen. „O Mutter“, flammte sie endlich, „ich habe ja nichts Böses gemeint!“ „Ja, danach fragt der Herr?“ rief die Mutter, die sich laut jammernd auf dem nächsten Stuhl geworfen hatte. Ihre Tochter im Sterbenbann; nun war es vorbei mit der Heirat, vorbei mit allem Glück, welches sie davon gehofft hatte. Das wählte in ihr, daß sie sich nicht zu fassen wußte.

Madelaine's erschrockene Mienen aber nahmen bald wieder ihren stillen, heitern Ausdruck an, und ihr Herz hob sich höher und freier. Lugin war ja unschuldig.

Sie wollte gleich morgen zu dem Herrer gehen und ihm sagen, wie sich Alles verhielt. Herr Petulant hatte ihr immer Wohlwollen bewiesen, und er würde gar nicht anders können, als ihr glauben, daß Andre an dem Frevel unschuldig sei. Es mußte ihr gelingen, Andre durch ihr Zeugniß aus dem Bann zu lösen, und die Verleumdung, welche sie darüber empfand, übergabte ihr liebliches Gesicht.

Unterdessen ward im Wirthshaus des Meistertavernier von nichts als ihr und Lugin gesprochen. Wie kam just Madelaine, die unschuldige Madelaine, dazu, den geachteten Herrmeister in Schutz zu nehmen? Die allgemeine Verwunderung verrieth, in welcher Achtung sie bei den Leuten stand. Aber ihre Handlungsweise mußte doch einen Grund haben, und man versprach sich in mancherlei Rathschlungen. Wenn Jemand Aufschluß geben konnte, so war es Madelaine's Bräutigam, und es blühte sich allmählig ein düsteres Aetz am den Tisch, an welchem Richard mit seinen Freunden saß. Richard fühlte sich unbehaglich. Wie Madelaine mit Lugin bekannt geworden, das wußte er wohl, aber er mochte davon nicht reden. „Na, was wird's denn sein?“ sagte er endlich. „Ihr kennt ja Alle ihre Güte, und ich soll' weinen, ihr habt vor der Kirch' laut genug geschwört, daß sie's hat hören können, wie ihr dem Lugin nichts Gutes wünscht.“

Seine Freunde schienen mit dieser Erklärung zufrieden gestellt, die ihm selber genügte. Unter den Uebrigen gab's zweifelhafte Mienen. „Freilich“, hieß es, „gut ist sie; allein eine Güte, welche selbst dem angedachten Stuchdamm zu tragen wagte, ging über das Verständniß. Eine solche Güte mußte einen Haken haben.“

„Was soll's für einen Haken haben?“ fragte Richard, indem er unumhüllig sein Glas leerte. „Ein Reusch ist der Lugin doch auch.“

„Und ein alter Bekannter von ihr“, rief eine Stimme spöttisch unter den Unstehenden; „hat doch der Lugin ihren Bruder gebettelt.“

Richard blühte peinlich berührt nach der Richtung, woher die Stimme kam, und begegnete dem breiten Gesicht des Schmugglers, in dessen grauen Augen Haß und Hohn funkelte. Richard wurde roth. Alle Augen waren gespannt auf ihn gerichtet, und er fühlte, daß er etwas entgegenzusetzen mußte. Er schenkte sich freich ein und trank, indem er Pierre le Roux in seinem Herzen vernünftigte. Warum dieser Madelaine heimlich geliebt war, das konnte er sich leicht denken; hatte Frau Garra doch seine Werbung abgelehnt. „Na“, sagte er endlich, „es ist Wunder von euch in seiner höchsten Noth zu dem Lugin gelaufen; warum soll's nicht die Frau Garra, da ihrem Veben nichts mehr helfen sollte? Er hat's gut gemeint mit dem Charles.“

„Und eine Lieb' ist der anderen werth“, lachte ein vorlauter Bursche, und es stimmten Viele in sein Lachen ein. Pierre le Roux lachte lauter als die Uebrigen, während sich in Richard die Wreigung zu regen begann, den Burschen niederzuschlagen.

„Und das wird wohl der Haken sein“, meinte Pierre le Roux, seinen rothen Bart mit den Fingern kammend und Hände an Richard fassend, um ihm den auf der Falde empfangenen Stoß zu vergelten, fuhr er heraus: „Das thut seine Dirn für einen, wenn er ihr nicht an's Herz gemachen ist. Der Lugin hat's der Madelaine angethan; das ist's!“

Die Freunde Richard's sahen von ihrem Sitz auf. Dieser aber regte sich nicht, nur blüß war er geworden, und sein Brust athmete schwer. Die Spannung auf das, was er thun würde, machte Alle stumm, so daß man deutlich die Fliesen summten hörte. Richard schenkte sich langsam den Rest seines Schoppen in das Glas, schloßte ihn hinunter und sagte:

„Ein Schandmaul bist! Weil Dich die Frau Garra zum Haus hinausgeworfen hat, darum schimpfst die Madelaine.“

Pierre le Roux stieß einen dumpfen Laut der Wuth aus und wollte sich auf Richard stürzen. Doch dessen Freunde hielten ihn zurück, und hier und da erhob sich auf seine Kosten ein spöttisches Gelächter.

„Wenn's nicht so ist“, fuhr Richard fort, indem er aufstand, „dann laß es's sagen.“

Pierre le Roux knirschte der Wahrheit gegenüber in schmachvoller Stille mit den Zähnen, und Richard sagte: „Was die Madelaine gethan hat, das konnt' nur Eine thun, die so unschuldig ist wie sie. Und wenn sie dem Lugo selber die Hand gab's, nicht dem kleinen Finger könnt' er ihr verbrennen!“

Damit verließ er die Stube und das Wirthshaus. Man gab ihm schweigend Raum. Seine Worte hatten kaum Jemand überzeugt. Nochte Pierre le Roux auch aus Aerger geredet haben, sein Grund für Madelaine's Benehmen ließ sich hören.

Frau Bornes sang gleich über Madelaine's wunderliches Benehmen zu lachen an, als Richard nach Hause kam, und secherte Aufschluß von ihm. „Echon recht!“ meinte er, und ging Madelaine nach. Sie war im Stall, wo sie die Abendmilch besorgte. Frau Garra,

der bei Richard's Kommen das Herz ein wenig leichter wurde, erzählte ihm, daß Madelaine gar nicht daran gedacht hätte, wie es etwas Unrechtes sein könnte, wenn sie Lugin vor der ihm drohenden Gefahr warnte. Das glaubte er nur zu gern, und er seinerseits beruhigte die Mutter über die Folgen. Mit dem Herrer sei zwar nichts Vermünftiges anzustellen, meinte er; aber wie trübselig auch er auch wäre, der Madelaine es als Sünde anzurechnen, daß sie ein Menschenleben hätte retten wollen, das wäre ja die pure Bosheit. Von dem Austritt im Wirthshaus sagte er kein Wort.

Frau Garra hoffte die Unvorsichtigkeit ihrer Tochter vollends auszugleichen, wenn diese der neuen Figur der heiligen Jungfrau irgend einen Schmuck weichte, einen Mantel, einen silbernen Fingerring, oder eine solche Krone von Rauchgold. Richard erbot sich, von dem nächsten Hausirer, der in's Dorf käme, etwas hübsches zu diesem Zweck zu kaufen; Madelaine sollte sich das Beste anschauen.

Madelaine ward seuerroth, als Richard ihr nach in den Stall kam. Seine Anwesenheit machte sie verwirrt und bekümmert, und sie wagte nicht die Wille von der schauernden Wuth aufzuheben, die sich in Strahlen in ihren Eimer ergoß. Richard schaute ihr schweigend zu. Das Licht, welches durch die offene Stallthüre hereinbrang, fiel auf sie. Und der soll's der Lugin angethan haben? dachte er, und wenn etwa noch ein Stückchen von Verdacht in seiner Seele hafter, ihr Anblick weckte es hinweg. Je länger sein Auge auf ihr wehte, je süßlicher fand er sie, und daß sie bei seinem Kommen roth geworden war, verrieth ihr einen neuen Reiz. Er fand sie hübscher als je.

Als sie ihr Gesicht beendigt hatte, nahm er den vollen Eimer, um ihn in das Haus zu tragen. Mit der rechten faßte er Madelaine's Hand und sagte: „Schau, Madelaine, wenn die Näh' von der Alp kommen, dann ist unsere Hochzeit.“

Sie wußte, daß es so ausgemacht worden; nur noch am Nachmittag, als sie das Haus durchwandert, in welchem sie als Herrin walten sollte, war davon die Rede gewesen. Jetzt ging ihr die Erwähnung wie ein Stich durch das Herz.

„Herr Gott, wie ich mich freu“, fuhr er fort und setzte den Wüchser wieder auf die Erde. „Und weißt, Madelaine, was Du mir noch immer schuldig bist!“

Er lachte, seine Augen glänzten. „Den Brautkuss“, rief er, und müßig gemacht durch den in seinem Verdruss reichlicher genossenen Wein, umschlang er sie und wollte sie küssen. Sie riß sich los und schlüchelte in den dunkeln Winkel des Stalls. Richard folgte ihr nicht; er schämte sich.

„Madelaine“, begann er nach einer Weile leise laut. Sie antwortete nicht, und er wiederholte ihren Namen und bat, sie möchte nicht böse sein. Madelaine schweig. „Er doch wieder gut!“ flüchelte er, und näherte sich ihr. „Ich bin nicht böse!“ rief sie aus der Ecke so leise, daß er es kaum verstand.

„Gewiß nicht!“ fragte er, und erhielt nach einer Sekunde ein zitterndes Nein zur Antwort.

„Schau, Madelaine, ich hab' Dich ja auch so unmeniglich lieb!“ fuhr er fort, und trat ihr noch näher. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie noch weiter zurückweichen, was freilich unmöglich war, und er sagte beschwichtigend: „Ich bin schon vernünftig! Kommt nur her! Schau, ich hab' in meiner Stube eine Maus; wenn ich pfeif, kommt sie aus ihrem Loch hervor. Aber ich muß mich ganz still halten, sonst nimmt sie das Stüchchen Futter nicht, das ich ihr hingelast hab'. Wißt auch so ein schmeich Thierlein, Madelaine!“

Er lachte und ging mit dem Wüchser voraus nach dem Haus.

Armer Richard! Er hätte nicht gekußt, wenn es in der Stille, wohin Madelaine geflohen, nicht so dunkel gewesen wäre. So bemerkte er nicht die blaße Furcht in ihren Mienen. — Furcht vor ihm. Sein Versuch, sie zu küssen, hatte sie aus der Dämmerung ihres Verhältnisses zu ihm jah aufgeweckt. Es dauerte sehr lange, bis sie sich so weit gefaßt hatte, daß sie ihm folgen konnte. Fast unhörbar glitt sie in die Stube, wo sie sich gleich in der Nähe der Thüre auf die Fensterbank setzte. Das Herz lag ihr wie ein Stück Eis in der Brust, so kalt und schwer und eifig war die Hand, die sie pögend ihrem Bräutigam reichte, als dieser endlich heimging.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht im berliner Aquarium.

von

Dr. H. H. H.

II.

Die Polargrotte, durch welche auf einer breiten Felsentreppe der Weg zum Terrarium in das eigentliche Aquarium führt, bietet dem Auge des Besuchers einen noch großartigern Anblick, als die geologische Grotte. Sie ist

aber zweig Fuß hoch, während ihr Querdurchschnitt dreifüßig Fuß beträgt. Ihre Wandungen sind aus Kalkstein aus dem Garg gebildet; über dem Garg bant sich Tropfen aus, der von rufschwarzen mit Wasser ausgefüllten Tropfen durchbrochen ist. Bei Tage, wenn das Himmelslicht die Grotte erleuchtet, zeigen die Wandungen wegen ihrer eigentümlichen Zusammenfügung ganz andere Farbentöne, als am Abend bei Beleuchtung durch Gaslicht. Wer im Mittags im Terrarium bei der Himmelslichte steht und durch die Subwassergrötte in die Polargrotte kühlt, glaubt in eine Schlucht zu sehen, deren Wände die bläulichen Arabesken tragen, womit im Gebirge das durch die Wellen reflektierte Sonnenlicht die fernsten Perspektiven decorirt. Die Täuschung ist um so vollkommener, als die Länge des perspektivischen Durchblicks von dem Uferende des Schildkrötenbais bis zu den Wandungen der Schlucht nicht weniger als 180 Fuß beträgt. Auf dieser mattblau gefärbten Grottenwand treten drei durch die Sonne hell erleuchtete Grotten hervor. Sie sind aus Tropstein gebildet; ihren Boden bedecken Wasserpfützen. Abends erscheinen die Wände der Gebirgsschlucht in matter Beleuchtung, während auf diesen matt erleuchteten Wänden das Innere der Grotten im Heller des konzentrischen Gaslichts schimmernd und glänzend hervortritt. Mitten durch die Schlucht führt nun eine breite Felsenstiege, sich rechts an die Gebirgswand

anschmiegend, während der Blick des Hinabsteigenden auf der oberen Bindung durch die Subwassergrötte nach links noch einmal in die ganze Tiefe des Terrariums lacht, alle seine decorativen Schönheiten freilegend, und auf der unteren Bindung weist in die großartigen Kuhlengänge des Scaquariums fällt. Auf der oberen Bindung der Felsenstiege kommen wir an den glänzend erleuchteten Tropsteinhöhlen vorbei. Werfen wir einen Blick hinein? Der Blick ist ebenso interessant, wie belebend. Wir schauen im Innern dieser Grotten die Darstellung dreier verchiedenen Systeme der künstlichen Fischzucht. In der kleinen oberen Grotte zur Rechten sind die „Fischzuchtstätten“ der französischen Fischzuchtanstalten, in dem tiefer gelegenen Grotten die „Brutplätze“ des hiesigen Meeres in München und die „Brutstätten“ der hiesigen Meereszucht. Während der Monate Oktober bis Januar werden sie mit dem Eiern verschiedener Fische besetzt und diese Eier „bebrütet“. Der Prozeß der jetzt so hochentwickelten Angelegenheit der künstlichen Fischzucht entwickelt sich hier vor unsern Augen. Das Berliner Aquarium soll nicht allein die Schaulust der Neugierigen befriedigen, sondern auch den ersten Anforderungen der Belehrung und der Wissenschaft genügen. Die untere Bindung der Felsenstiege führt auf Granitstufen, welche die natürliche Gestalt der Felsen behalten haben. Die Täuschung des Auges, in einer wirklichen

Gebirgsschlucht zu den unterirdischen Räumen des Scaquariums hinabzusteigen, wird durch das Ohr vergrößert. Während wir uns auf der Felsenstiege befinden, hören wir das Rauschen der Gebirgsbäche, die Wüst des Hochgebirges, und Wasserfälle gleiten neben uns über die Felsen von Kalkstein wie lustige Gebrüde.

Nun sind wir die letzten fünf Stufen dieser großartigen, der Natur abgelauchten Felsenstiege hinabgestiegen; sie sind ganz in den natürlichen Granitfelsen eingebauen, wie im Hochgebirge der Pfad, der aus der Höhe in die Tiefe führt. Wir befinden uns in einer andern Welt, wie oben im Terrarium. Unser Blick fällt in eine Felsenhalle, deren Schatz ein solches Felsenbühnen bildet. Die „Nordhalle“ des Scaquariums ist ebenfalls ganz aus natürlichem Gestein aufgebaut. Das Harzgebirge hat seine Felsen nach Berlin geschickt, um die Wände des Scaquariums zu bilden. Alle Wände, Pfeiler und Gewölbe bestehen aus Oligocänenkalk, der eisenhaltig ist und an Härte den Granit übertrifft. Wenn wir in die Nordhalle hineinkommen, können wir uns in eine Felsenkammer des Oberthals versetzen glauben. Aber bevor wir sie betreten, stellt unser Auge noch ein fremdartiges, sonderbares Bild. Wir sind in die Schlucht, auf deren Granitfelsen die untere Bindung der Felsenstiege ruht, die uns aus dem Terrarium in das Scaquarium hinabgeführt hat.



Felsenberg mit der Nordhalle. Nach einer Zeichnung von H. v. H. gezeichnet von G. v. H. (2. 694.)

Wir schauen auf einen Teich. Ein dreifüßig Fuß breiter Wasserpfützen bildet sich vor uns aus. Seinen decorativen Hintergrund bilden die tothbelebten Felsen einer Valsgrötte. Keine Lichterleuchte gleiten aus der Valsgrötte über den dunklen Wasserpfützen. Am rechten Ufer des Teichs in einem von den Granitfelsen gebildeten Winkel liegen auf einem Tümpel abgehaltene Valsgrötte. Da rauscht es aus in dem Wasserpfützen! Das Ohr hört ein Geräusch, wie das Schling eines Hunders; das hinter uns stehende Auge sieht, wie zwei Hühner sich im Wasser bewegen, und erkennt ein Hühnerpaar. Der Hühnerpaar war der Schlag des Schwanzes, mit dem einer von den Hühnern seinen Weg durch das Wasser suchte, um zu der Burg zu gelangen, welche das Paar sich aus den entstellten Felsen auf der am rechten Uferende aus versteinertem Holz künstlich gebildeten Unterlage baut. Der Hühner hat ein seltsames Thier in Europa gefunden. Der Hühner hat ihn ausgetrieben. Deshalb ist aber keine Hühner hat so viel getrieben worden, wie unter der Hühner. Die beiden Bewohner des Hühnerbais im Scaquarium kommen aus dem fernsten Amerika. Hier können wir ihr Leben und Treiben beobachten. Mit dem Zeit hat sie bereits fertig, und sind jetzt beim Paradies beschäftigt. Auch sie sind Hühner. Die Hühner beginnt gegen über nach Sommerwundergang.

Die Nordhalle des Aquariums ist für Südwasserfische

oder Wanderschiffe bestimmt. Sie hat eine Länge von nicht weniger als 50 Fuß bei einer Breite von 14 und bei einer Höhe von 15 Fuß. Eine Reihe natürlicher, aus Oligocänenkalk gebildeter Felsenstufen führt ihr Gemälde zur linken Hand, während die rechte Seite sieben hellerleuchtete Felsen einnehmen, welche eine Reihe verchiedener Südwasserfische beherbergen. Da sehen wir Karpen von allen Größen, Störche und Fische und den Meien unter den europäischen Fischen. Den Fischen, der 10-15 Fuß lang wird und mehrere Hühner wiegt, die Quappe und den Aal. Eine Menge von Fischen hat hier Hühner gefunden, um an ihnen eine viel mehrer Zeit schwebende naturwissenschaftliche Frage, die Frage über die Art und Weise ihrer Fortpflanzung, zu lösen. Daß der Aal unzählige Eier legt, daß die neuere Forschung ergeben: wann und unter welchen Umständen sich geschlecht, wissen wir bis heute nicht. Da sind Widen und Karascheln, Kotteln und Fische, Nadelstern im vollen Sinne des Wortes. Ein Felsenbühnen aus übertrauten Felsen führt aus der Nordhalle in den Mittelraum des Scaquariums. Er ist in den großartigen Felsenstufen aus Oligocänenkalk aufgebaut; Gewölbe, Bögen, Pfeiler und Grotten dehnen hier ebenfalls ganz aus natürlichem Gestein. Der Naturwissenschaftler Schmitt aus Kassel hat die Natur in der Anlage dieser Grotten, Thore und Pfeiler in wirklich wunderbarer Weise nachgemacht. Bei einem

Blick in die Höhe können wir glauben, daß die Felsenstufen und Felsenbühnen des Gemälses jeden Moment auf und herabzuwachen drohen; wir schreiten unter Felsenbühnen fort, deren Enden auf vorstehenden Blöcken und Quaden ruhen; die Natur scheint die Schöpferin dieser aus einzelnen Felsen, Böden und Trümmern aufgebauten Pfeiler zu sein, welche aus dem Boden herandrängen. Das Auge sucht in diesem Felsenstufen umher, um sich zu orientieren. Wir entdecken, daß sich zwei verchiedene Schaugänge um das in der Mitte befindliche, aus Felsen gebildete Felsenbühnen des atlantischen Ozeans winden, von denen der eine tiefer als der andere liegt, und deren Gewölbe von mehreren Reihen Felsenstufen getragen werden. Aus dem gemalten Thier der Nordhalle treten wir in den inneren Schaugang, der an dem Felsenbühnen vorbeiführt. Dorthin hat einen Hühnerstall von 1500 Fuß und kann über 1000 Hühner fassen. Das Felsenbühnen ist größer als das ganze hiesige Aquarium. Das atlantische Ozeanbühnen enthält einen Raum von 1500 Fuß und ist für die Aufnahme von ebenbürtigen Fischen aus dem atlantischen Ozean bestimmt. Im nächsten Herbst werden beide Felsen mit den Fischen und Thieren der Meere gefüllt sein. Die Lage des Aquariums zwischen sechs benachbarten Grundstücken gestattet nicht, verdingungsmäßig Theile des Ozeanbühnen auszuführen. Der ganze Plan wurde gleichzeitig in Anstalt

Saison 1869.

Eröffnung
seit 1. Mai.

Ausgezeichnetes, verstärktes Kur-Orchester mit Instrumentalsolisten, abwechselnd mit Militärmusik-Chören, täglich 3mal vor dem Conversationshaus. — Grosse Bälle, Réunions, Kinderbälle. — Concerte unter Mitwirkung der hervorragendsten Künstler von europäischem Ruf. — Comédie française; Französische und Italienische Oper. — Offenbach'sche Bouffes-Parisiens. — Fêtes champêtres mit Illumination. — Waldfeste und Déjeuners. — Wettrennen. — Jagden, Fischereien.

Kaulbach's weltberühmte Compositionen.

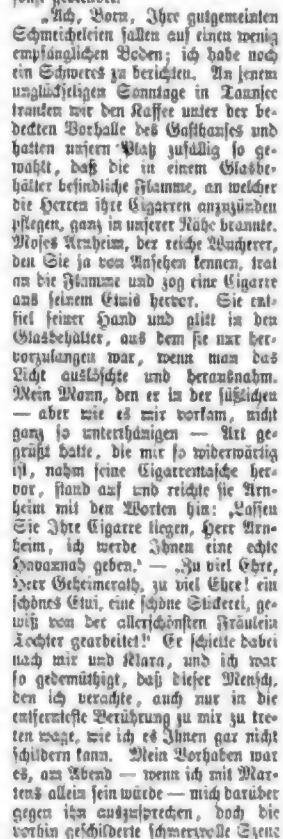
In meisterhaften Stichen.

21 Zeichnungen: 24 Zoll Breite zu 30 Zoll Höhe, Papiergrösse: 24 Zoll Breite zu 30 Zoll Höhe.
Der BABELTHURM.
HOMER UND DIE GRIECHEN.
DIE HUNNENSCHLACHT.
DIE KREUZFAHRER.
ZEITALTER DER REFORMATION.

PREISE:

Für Drucke a) mit der Schrift pro Blatt 2 1/2 Thlr., b) mit der Schrift zur chine 3 1/2 Thlr., c) vor der Schrift 4 1/2 Thlr., d) vor der Schrift zur chine 4 1/2 Thlr., e) einzelne d'après 5 Thlr., f) Blatt zusammen 12 1/2 Thlr., g) Blatt zusammen 100 Thlr., h) Blatt zusammen 125 Thlr.

In vortheilhaften Photographien nach obigen Stichen, Bildmaße 12 1/2 zu 10 1/2, 10 1/2 zu 8 1/2, 8 1/2 zu 6 1/2, 6 1/2 zu 4 1/2, 4 1/2 zu 3 1/2, 3 1/2 zu 2 1/2, 2 1/2 zu 1 1/2, 1 1/2 zu 1, 1 zu 1/2, 1/2 zu 1/4, 1/4 zu 1/8, 1/8 zu 1/16, 1/16 zu 1/32, 1/32 zu 1/64, 1/64 zu 1/128, 1/128 zu 1/256, 1/256 zu 1/512, 1/512 zu 1/1024, 1/1024 zu 1/2048, 1/2048 zu 1/4096, 1/4096 zu 1/8192, 1/8192 zu 1/16384, 1/16384 zu 1/32768, 1/32768 zu 1/65536, 1/65536 zu 1/131072, 1/131072 zu 1/262144, 1/262144 zu 1/524288, 1/524288 zu 1/1048576, 1/1048576 zu 1/2097152, 1/2097152 zu 1/4194304, 1/4194304 zu 1/8388608, 1/8388608 zu 1/16777216, 1/16777216 zu 1/33554432, 1/33554432 zu 1/67108864, 1/67108864 zu 1/134217728, 1/134217728 zu 1/268435456, 1/268435456 zu 1/536870912, 1/536870912 zu 1/1073741824, 1/1073741824 zu 1/2147483648, 1/2147483648 zu 1/4294967296, 1/4294967296 zu 1/8589934592, 1/8589934592 zu 1/17179869184, 1/17179869184 zu 1/34359738368, 1/34359738368 zu 1/68719476736, 1/68719476736 zu 1/137438953472, 1/137438953472 zu 1/274877906944, 1/274877906944 zu 1/549755813888, 1/549755813888 zu 1/1099511627776, 1/1099511627776 zu 1/2199023255552, 1/2199023255552 zu 1/4398046511104, 1/4398046511104 zu 1/8796093022208, 1/8796093022208 zu 1/17592186044416, 1/17592186044416 zu 1/35184372088832, 1/35184372088832 zu 1/70368744177664, 1/70368744177664 zu 1/140737488355328, 1/140737488355328 zu 1/281474976710656, 1/281474976710656 zu 1/562949953421312, 1/562949953421312 zu 1/1125899906842624, 1/1125899906842624 zu 1/2251799813685248, 1/2251799813685248 zu 1/4503599627370496, 1/4503599627370496 zu 1/9007199254740992, 1/9007199254740992 zu 1/18014398509481984, 1/18014398509481984 zu 1/36028797018963968, 1/36028797018963968 zu 1/72057594037927936, 1/72057594037927936 zu 1/144115188075855872, 1/144115188075855872 zu 1/288230376151711744, 1/288230376151711744 zu 1/576460752303423488, 1/576460752303423488 zu 1/1152921504606846976, 1/1152921504606846976 zu 1/2305843009213693952, 1/2305843009213693952 zu 1/4611686018427387904, 1/4611686018427387904 zu 1/9223372036854775808, 1/9223372036854775808 zu 1/18446744073709551616, 1/18446744073709551616 zu 1/36893488147419103232, 1/36893488147419103232 zu 1/73786976294838206464, 1/73786976294838206464 zu 1/147573952589676412928, 1/147573952589676412928 zu 1/295147905179352825856, 1/295147905179352825856 zu 1/590295810358705651712, 1/590295810358705651712 zu 1/1180591620717411303424, 1/1180591620717411303424 zu 1/2361183241434822606848, 1/2361183241434822606848 zu 1/4722366482869645213696, 1/4722366482869645213696 zu 1/9444732965739290427392, 1/9444732965739290427392 zu 1/18889465931478580854784, 1/18889465931478580854784 zu 1/37778931862957161709568, 1/37778931862957161709568 zu 1/75557863725914323419136, 1/75557863725914323419136 zu 1/151115727451828646838272, 1/151115727451828646838272 zu 1/302231454903657293676544, 1/302231454903657293676544 zu 1/604462909807314587353088, 1/604462909807314587353088 zu 1/1208925819614629174706176, 1/1208925819614629174706176 zu 1/2417851639229258349412352, 1/2417851639229258349412352 zu 1/4835703278458516698824704, 1/4835703278458516698824704 zu 1/9671406556917033397649408, 1/9671406556917033397649408 zu 1/19342813113834066795298816, 1/19342813113834066795298816 zu 1/38685626227668133590597632, 1/38685626227668133590597632 zu 1/77371252455336267181195264, 1/77371252455336267181195264 zu 1/154742504910672534362390528, 1/154742504910672534362390528 zu 1/309485009821345068724781056, 1/309485009821345068724781056 zu 1/618970019642690137449562112, 1/618970019642690137449562112 zu 1/1237940039285380274899124224, 1/1237940039285380274899124224 zu 1/2475880078570760549798248448, 1/2475880078570760549798248448 zu 1/4951760157141521099596496896, 1/4951760157141521099596496896 zu 1/9903520314283042199192993792, 1/9903520314283042199192993792 zu 1/19807040628566084398385987584, 1/19807040628566084398385987584 zu 1/39614081257132168796771975168, 1/39614081257132168796771975168 zu 1/79228162514264337593543950336, 1/79228162514264337593543950336 zu 1/158456325028528675187087900672, 1/158456325028528675187087900672 zu 1/316912650057057350374175801344, 1/316912650057057350374175801344 zu 1/633825300114114700748351602688, 1/633825300114114700748351602688 zu 1/1267650600228229401496703205376, 1/1267650600228229401496703205376 zu 1/2535301200456458802993406410752, 1/2535301200456458802993406410752 zu 1/5070602400912917605986812821504, 1/5070602400912917605986812821504 zu 1/10141204801825835211973625643008, 1/10141204801825835211973625643008 zu 1/20282409603651670423947251286016, 1/20282409603651670423947251286016 zu 1/40564819207303340847894502572032, 1/40564819207303340847894502572032 zu 1/81129638414606681695789005144064, 1/81129638414606681695789005144064 zu 1/162259276829213363391578010288128, 1/162259276829213363391578010288128 zu 1/324518553658426726783156020576256, 1/324518553658426726783156020576256 zu 1/649037107316853453566312041152512, 1/649037107316853453566312041152512 zu 1/1298074214633706907132624082305024, 1/1298074214633706907132624082305024 zu 1/2596148429267413814265248164610048, 1/2596148429267413814265248164610048 zu 1/5192296858534827628530496329220096, 1/5192296858534827628530496329220096 zu 1/10384593717069655257060992658440192, 1/10384593717069655257060992658440192 zu 1/20769187434139310514121985316880384, 1/20769187434139310514121985316880384 zu 1/41538374868278621028243970633760768, 1/41538374868278621028243970633760768 zu 1/83076749736557242056487941267521536, 1/83076749736557242056487941267521536 zu 1/166153499473114484112975882535043072, 1/166153499473114484112975882535043072 zu 1/332306998946228968225951765070086144, 1/332306998946228968225951765070086144 zu 1/664613997892457936451903530140172288, 1/664613997892457936451903530140172288 zu 1/1329227995784915872903807060280344576, 1/1329227995784915872903807060280344576 zu 1/2658455991569831745807614120560689152, 1/2658455991569831745807614120560689152 zu 1/5316911983139663491615228241121378304, 1/5316911983139663491615228241121378304 zu 1/10633823966279326983230456482242756608, 1/10633823966279326983230456482242756608 zu 1/21267647932558653966460912964485513216, 1/21267647932558653966460912964485513216 zu 1/42535295865117307932921825928971026432, 1/42535295865117307932921825928971026432 zu 1/85070591730234615865843651857942052864, 1/85070591730234615865843651857942052864 zu 1/170141183460469231731687303715884105728, 1/170141183460469231731687303715884105728 zu 1/340282366920938463463374607431768211456, 1/340282366920938463463374607431768211456 zu 1/680564733841876926926749214863536422912, 1/680564733841876926926749214863536422912 zu 1/1361129467683753853853498429727072845824, 1/1361129467683753853853498429727072845824 zu 1/2722258935367507707706996859454145691648, 1/2722258935367507707706996859454145691648 zu 1/5444517870735015415413993718908291383296, 1/5444517870735015415413993718908291383296 zu 1/10889035741470030830827987437816582766592, 1/10889035741470030830827987437816582766592 zu 1/21778071482940061661655974875633165533184, 1/21778071482940061661655974875633165533184 zu 1/43556142965880123323311949751266331066368, 1/43556142965880123323311949751266331066368 zu 1/87112285931760246646623899502532662132736, 1/87112285931760246646623899502532662132736 zu 1/174224571863520493293247799005065324265472, 1/174224571863520493293247799005065324265472 zu 1/348449143727040986586495598010130648530944, 1/348449143727040986586495598010130648530944 zu 1/696898287454081973172991196020261297061888, 1/696898287454081973172991196020261297061888 zu 1/1393796574908163946345982392040522594123776, 1/1393796574908163946345982392040522594123776 zu 1/2787593149816327892691964784081045188247552, 1/2787593149816327892691964784081045188247552 zu 1/5575186299632655785383929568162090376495104, 1/5575186299632655785383929568162090376495104 zu 1/11150372599265311570767859136324180752990208, 1/11150372599265311570767859136324180752990208 zu 1/22300745198530623141535718272648361505980416, 1/22300745198530623141535718272648361505980416 zu 1/44601490397061246283071436545296723011960832, 1/44601490397061246283071436545296723011960832 zu 1/89202980794122492566142873090593446023921664, 1/89202980794122492566142873090593446023921664 zu 1/178405961588244985132285746181186892047843328, 1/178405961588244985132285746181186892047843328 zu 1/356811923176489970264571492362373784095686656, 1/356811923176489970264571492362373784095686656 zu 1/713623846352979940529142984724747568191373312, 1/713623846352979940529142984724747568191373312 zu 1/1427247692705959881058285969449495136382746624, 1/1427247692705959881058285969449495136382746624 zu 1/2854495385411919762116571938898990272765493248, 1/2854495385411919762116571938898990272765493248 zu 1/5708990770823839524233143877797980545530986496, 1/5708990770823839524233143877797980545530986496 zu 1/11417981541647679048466287755595961091061972992, 1/11417981541647679048466287755595961091061972992 zu 1/22835963083295358096932575511191922182123945984, 1/22835963083295358096932575511191922182123945984 zu 1/45671926166590716193865151022383844364247891968, 1/45671926166590716193865151022383844364247891968 zu 1/91343852333181432387730302044767688728495783936, 1/91343852333181432387730302044767688728495783936 zu 1/182687704666362864775460604089535377456991567872, 1/182687704666362864775460604089535377456991567872 zu 1/365375409332725729550921208179070754913983135744, 1/365375409332725729550921208179070754913983135744 zu 1/730750818665451459101842416358141509827966271488, 1/730750818665451459101842416358141509827966271488 zu 1/1461501637330902918203684832716283019655932542976, 1/1461501637330902918203684832716283019655932542976 zu 1/2923003274661805836407369665432566039311865085952, 1/2923003274661805836407369665432566039311865085952 zu 1/5846006549323611672814739330865132078623730171904, 1/5846006549323611672814739330865132078623730171904 zu 1/11692013098647223345629478661730264157247460343808, 1/11692013098647223345629478661730264157247460343808 zu 1/23384026197294446691258957323460528314494920687616, 1/23384026197294446691258957323460528314494920687616 zu 1/46768052394588893382517914646921056628989841375232, 1/46768052394588893382517914646921056628989841375232 zu 1/93536104789177786765035829293842113257979682750464, 1/93536104789177786765035829293842113257979682750464 zu 1/187072209578355573530071658587684226515959365500928, 1/187072209578355573530071658587684226515959365500928 zu 1/374144419156711147060143317175368453031918731001856, 1/374144419156711147060143317175368453031918731001856 zu 1/748288838313422294120286634350736906063837462003712, 1/748288838313422294120286634350736906063837462003712 zu 1/1496577676626844588240573268701473812127674924007424, 1/1496577676626844588240573268701473812127674924007424 zu 1/2993155353253689176481146537402947624255349848014848, 1/2993155353253689176481146537402947624255349848014848 zu 1/5986310706507378352962293074805895248510699696029696, 1/5986310706507378352962293074805895248510699696029696 zu 1/11972621413014756705924586149611790497021399392059392, 1/11972621413014756705924586149611790497021399392059392 zu 1/23945242826029513411849172299223580994042798784118784, 1/23945242826029513411849172299223580994042798784118784 zu 1/47890485652059026823698344598447161988085597568237568, 1/47890485652059026823698344598447161988085597568237568 zu 1/95780971304118053647396689196894323976171195136475136, 1/95780971304118053647396689196894323976171195136475136 zu 1/191561942608236107294793378393788647952342390272950272, 1/191561942608236107294793378393788647952342390272950272 zu 1/383123885216472214589586756787577295904684780545900544, 1/383123885216472214589586756787577295904684780545900544 zu 1/766247770432944429179173513575154591809369561091801088, 1/766247770432944429179173513575154591809369561091801088 zu 1/1532495540865888858358347027150309183618739122183602176, 1/1532495540865888858358347027150309183618739122183602176 zu 1/3064991081731777716716694054300618367237478244367204352, 1/3064991081



ließ diesen Vorfall völlig aus meinem Gedächtnisse schwinden. Dann kam Clara's Verlobung, Frodhorf's Abreise, und erst heute Morgen wurde ich wieder an Arneheim erinnert, als ein Lohnkutscher die Einladung zu einem Diner, welches künftigen Dienstag bei ihm stattfinden soll, für meinen Mann überbrachte. Jetzt hielt ich mich nicht länger, und in Martens' Zimmer tretend sagte ich: „Heinhold, Du bist der Herr des Hauses, ich sehe zu Dir als dem Haupt der Familie empor, und es kann mir nicht einfallen, Dir in irgend welcher Weise Vorschriften für Dein Verhalten zu machen, aber ich lasse bestimmt, daß Du nicht als Gast in das Haus eines Mannes treten wirst, den man allgemein und mit Recht verehrt. Schon im Tausche verleihe ich die verbindliche Art, in der Du ihm Dich verhältst.“ — „Du irrst, Eleonore, wenn Du meinst, Arneheim werde allgemein verehrt; er betreibt Geschäfte offen, die viele, welche sorgsam den Schein bewahren, ebenfalls — jedoch im Geheimen — machen. An einem Manne, der ungewöhnlich hohe Finesse nimmt, wenden sich größtentheils nur solche Leute, bei welchen er auch ein ungewöhnliches Risiko läuft, denn die Lage ist dann schon bezweifelt. Aber ein Freund von mir, der Arneheim's Finesse in Anspruch nahm, fand seine Forderungen durchaus ausfällig. Deshalb habe ich mich auch freundlich gegen ihn gezeigt und werde seine Einladung annehmen.“

„Vielleicht hatte er besondere Gründe dazu, diesen Grund nicht so arg zu rügen, als Andere, vielleicht wünschte er sich auch nur bei Dir in Gnade zu sehen. Ist Arneheim nicht ganz so schlecht, als ich vermute, so ist er, meiner Meinung nach, doch lange nicht gut genug, um in unserem Hause Gastrecht erhalten zu können. Du bist nicht der Mann, welcher sich fügen läßt, ohne sich zu reponieren, oder der Jemanden eine Kränkung zuzufügen möchte, deren er sich nach Lage der Dinge nicht zu versehen hätte. Nimmst Du die Einladung an, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß Herr Arneheim ebenfalls Dein Gast wird, und ich bitte Dich innig, lehne mir zu Liebe ab.“

„Das wird sich schon thun lassen, Eleonore“, erwiderte mein Mann in einem Tone, der mir zeigte, daß er entschlossen sei, nicht nachzugeben, und schaute sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Martens“, rief ich, bedenkend, was Du thust, Du kennst meinen festen Sinn! Nun, ich gehe Dir mein Wort, daß ich Herrn Arneheim niemals hier empfangen werde und es Dir überlassen willste, bei seiner etwaigen Anwesenheit allein die Hennesse zu machen.“

„So wissen Sie Alles, Born,“ sagte Sie mir, ob ich Unrecht that, in dieser Weise meinem Manne entgegen zu treten?“

Born war zu tug und zu edel, um in einer Streitsache zwischen Ehegatten sich entschieden auf die Seite des einen Theils zu stellen; er ging über die letzte Frage hinweg und sagte nach einer kleinen Pause: „Jetzt ist mir Alles klar, und ich glaube den Grund zu kennen, für welchen Ihr Gemahl sich bemüht, und welcher schließlich die Hülfe Arneheim's in Anspruch nahm. Die nöthigen Schritte, den Mann aus seinen Banden frei zu machen, sollen noch heute geschehen, und ich rede, damit mir dieß gelinge, auf Ihre Wünsche, da meine Mittel vielleicht nicht ganz ausreichen. Betrachten Sie mir die für Ihren Sohn gesammelte Summe als wenige Tage an, ich gebe Ihnen mein Wort, daß dieselbe spätestens in acht Tagen wieder in Ihren Händen sein wird. Ich will, wenn Sie dazwischen willigen, gleich ein Bauschein ausstellen.“

„Deinen Bedarf es wissen wir nicht, Born, ich hole Ihnen die Papiere sofort.“

„Die Nacht hatte Ihr Gemahl, die 5000 Thaler in Verwahrung zu nehmen, da Sie, theure Frau, so bedenkende Summen fortgeben, ohne irgend welche Garantie, ja ohne einen Schein! Verzeiht, ich fürchte, ohne die nöthigen Vorkehrungen getroffen zu haben?“

Frau Martens ging in ihr Zimmer, um die nöthigen Papiere zu holen, während Born sich zum Schreiben niedersetzte; er jähnte, als Frau Martens ihm das Päckchen übergab, sorgfältig die Scheine durch, warf die Nummern und Verthe der Papiere um und übergab dann den Schein der Freundin.

„Alles wird sich auf das Beste lösen, theure Frau, hätten wir nur Martens erst wieder ganz gesund! Sie müssen schon noch eine Weile mit ihm Geduld haben und beherrigen, was unser Justizminister in Bezug auf die Franken von Weinsberg spricht!“

Gedanken hat mich Leid nicht nicht,
Aber ellegen:
Das war ein schwerer Gedanke,
Als ich mag liegt!

„Ja Arneheim braucht Martens jedoch nicht zu geben, da trübt er die Güte in der That zu weit. Wollen Sie, verehrte Frau, ihn bitten, daß er mich heute Nachmittag im Kasinoarten erwarte, wie wir es für den nächsten sonnigen Tag verabredet hatten. Er erzählt mir dann sicherlich von der Einladung und nimmt es einem alten Freunde nicht übel, wenn ich gegen sein Erscheinen dort protestire und ihm die Sache aus einem andern Standpunkte zeige.“

„Gott lohne Ihnen alle den Trost, welchen Sie mir geben, Born! Noch ist nichts geschehen, aber ich fühle mich erleichtert, ich kann den Gedanken Raum geben, daß ich Trugbildern vielleicht nachgegeben habe, und die Nebel schnell sich zerstreuen werden, die über meinen Lebenshorizont sich bildeten. Güter, treuer Freund, haben Sie Dank!“

Born brühte einen Kuß auf die schöne Hand, welche warm die feine gelehrt hatte, und verließ das Zimmer; Frau Martens aber schloß ihre Hände und schaute ein wortloses Gebet zum Himmel.

„So schlimm noch allen Seiten hin hätte ich mir die Sache nicht gedacht“, murmelte Born, als er sich ansetzte, die Treppe hinabzusteigen.

„Ich will mir Freude und Erquickung zu meinen schmerzlichen Gängen holen, und Märchen auf vorwiegende Augenblicke sehen.“ Born wandte sich nach rechts und stieg eine zweite Treppe zu dem Zimmer von Clara Martens hinauf, das die Eltern derselben zu ihrem Reservationskabinett eingeräumt und auf's Zierlichste ausgestattet hatten.

II.

Die Tochter.

Das Gemach, in welches Born nun trat, führte auf den hinter dem Vortragebau liegenden Garten, und die hellen Strahlen der Mittagssonne drangen warm durch das große, mit blühenden Pflanzen geschmückte Fenster herein. Die Wände waren mit brauner Damasttapete bedeckt, und weiße Statuetten nach großen Meistern hoben sich prächtig von dem dunkeln Hintergrund der Tapete ab. In der Fensterbrüstung stand ein antik geformter Konsol mit dunkelrothem Marmor bezogen, und davor ein zierlicher Schreibtisch. An den schmalen Seitenwänden des Zimmers befanden sich Bücherschränke mit dem feinsten Englands- und Deutschlands, und reich gepolsterte Divans luden zu behaglicher Ruhe ein. Das Schönste aber in diesem Räume war die große Nischenwand, welche ganz in Weiß geputzt in dem Nischenbilde sah. Clara Martens hatte vor wenigen Wochen ihren siebenzehnten Geburtstag gefeiert, und ihr edel geschnittenes Gesicht, die herrlichen schwarzen Augen, die hohe, schlanke Gestalt verriethen deutlich die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, doch war deren zartere Schönheit hier durch einen sanfteren, etwas schwärmerischen Ausdruck der holden Züge zu lieblicher Jugendlichkeit verflücht.

Bei Born's Eintreten legte Clara die Feder fort, welche sie in der Hand gehalten hatte, stand schnell auf und hielt ihn freudig willkommen.

Der Eindruck, den das Gemach und seine Wohnzettelin — um deren reichem Stoff die Sonnenstrahlen gleichsam einen Heiligenschein woben — auf Born machten, war so groß, daß er es aussprechen mußte, wie wunderbar schön es hier sei.

„Damit lobst Du Dich selbst, Onkel, und Deinen Gleichnam, denn die reichsten und zierlichsten Gegenstände hier sind ja Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke von Dir“, sagte Clara mit Liebslichkeit.

Ueber diese freundliche Schmeichelei leicht fortgehend, fragte Born: „Ich fürchte Dich wohl beim Briefschreiben, Märchen, denn ich sehe, Du hast eine Fülle der feinsten Briefbogen und Enveloppen vor Dir ausgebreitet.“

„Du irrst mich nie, Onkel, im Gegentheil, ich freue mich, daß Du gekommen bist, denn Du sollst mir helfen, wie Du sonst es thust.“

„Hilfen! Arbeitest Du auch gleich Selma an einem deutschen Aufsatz?“ fragte Born erstaunt.

„Nein, Onkel, ich will einen Brief an Frodhorf schreiben, von dem ich gestern Abend ein Telegramm erhielt, das mich von seiner glücklichen Ankunft in der Residenz benachrichtigte und tausend Grüße brachte. Gestern früh sandte er wenige Zeilen, die er unterwegs geschrieben, und heute Morgen wiederum einen Brief. Ich weiß gar nicht, wie ich so viel Liebe und Aufmerksamkeit erwidern soll.“

„Laß Dein Herz sprechen, wie Dein Geliebter es thut; die Liebe ist die vollkommenste Briefstellerin. Aber lausche ich mich oder hast Du in der That ein Konzept zu dem Briefe gemacht?“

„Jawohl, Onkel“, sagte Clara, beschämt die Augen niederschlagend, und zog mit einer reichend kindlichen Gebärde die Enden ihres Ärmelbandes hin und her; „ich war so unzufrieden mit Allem, was ich geschrieben hatte, es erschien mir so kalt, so gezwungen, ich kann gar nicht schildern, wie sehr es mir mißfiel.“

„Märchen, ich besitze doch eine Menge kleiner Briefe von Dir, die allerhöchst geschrieben sind, haben die Dir auch so viel Mühe gekostet?“

„Verzeiht, Onkel“, erwiderte sie, fröhlich das Kopfschütteln wieder empfindend, „da beachte ich ja gar nicht weiter nachzuweisen, Du ständest vor mir in all' der Güte, die Du mir von Kindheit an erwiesen hast, da fliegen die Worte so schnell aus der Feder, als ob sie Flügel gehabt hätten. Aber Frodhorf — er ist ja so liebenswürdig, so gut, — ich kann ihn nicht genug für seine Liebe danken, — aber — ich kenne ihn noch so wenig!“

„Es ist auch gar nicht notwendig, daß Du Deinen Geliebten genau kennst — ich vermute, Du wirst damit sagen: von seinen Eigenschaften, Gemüthsdispositionen, Eigenschaften u. s. w. vollständig unterrichtet bist. Wie ich die Liebe auffasse, so gibt sie sich in allerlei Art zu erkennen: Wie fand längere Zeit einem Weisen nahe, wir tauschten mit ihm aus, was unsere Seele berührt, ja — Alles, das wir erfahren, hat nur einen Werth für uns, wenn wir es in Beziehung zu diesem unserm zweiten Selbst setzen können. Solche Briefe des Empfindens kann lange in einem Menschen leben, ohne daß er sich bewußt werde, diese Gefühl sei Liebe und sein Glück unumwiderrlichlich davon getrennt, mit diesem Weisen für immer Eins zu bleiben in ununterbrochener Verbindung. Dann kommt ein Augenblick — in welchem wir gewahren, daß die, auf welcher alle Blüten unseres Glückes wie auf sicherem Stamme ruhen, sich von uns ab- und einem Andern zuwenden. In Trümmern sinkt Alles um uns her, die und tröstlos erregt die Welt, mit der wir uns ohne Zusammenhang finden, da diese Eins sich von uns löst. Voll Schmerz wiederholen wir uns fort und fort, daß diese Schönheit, diese Zartheit, diese Grazie bei solcher Glut kein anderes Wesen besitzen könne, als nur Sie!“

„Als Er, meinst Du, Onkel?“ sagte Clara eifrig.

„Ich meine die Schwärmerin, Märchen“, verbesserte sich sofort Born. „Dies ist die eine Art von Liebe, man lasse uns von der andern sprechen. Wir erblicken ein Wesen — einen Jüngling oder eine Jungfrau — wir fühlen uns sympathisch zu ihm hingezogen, und jedes Wort des Einen wirkt ein Echo in der Brust des Andern. Frage und Antwort strömt gleichsam von begehrten Lippen, und nach wenigen Stunden des Verkehrs ist es uns klar geworden, daß diese das Urbild all' des inneren und äußeren Reizes sei, das uns in seligen Träumen vorgelebt, dieß der Gegenstand, nach dem die verlangende Seele schmachtet, und wie wenig wir auch von ihm eigentlich erfahren haben, wir fühlen mit Sicherheit, daß wir in Allem Eins sein werden und sein müssen. Das ist Dein und Frodhorf's Fall.“

Mit gekannter Aufmerksamkeit hatte Clara an Born's Lippen gehangen; offen und rein, wie selten ein Gedank, erwiderte sie unbefangenen:

„Du irrst, Onkel, dich ist nicht mein Fall; ich habe — ein liebliches Ererbth ließ sie gleich einer weißen Rose erscheinen, deren Kelch die halbe der Farben schmückte — wenn ich von einem Geliebten träumte, mir ihn anders als Frodhorf gedacht.“

„Und wie war dein Traum? Dein Traumbild gestaltet, Märchen?“

„Ach, Onkel, wie soll ich Dir das erzählen; die kindlichen Träumereien eines Mädchens können Dich doch nicht interessieren.“

„Sprich unbesorgt, Märchen, Alles interessiert mich, was Dich betrifft.“

„Nun, — Frodhorf ist viel zu jung für mich, erst fünfundsiebenzig Jahre alt, und noch gar nicht ernst genug. Sprache ich über ernste Dinge zu ihm, so schert er so lange — er scherzt ganz allerliebste — bis ich lächle und ihm Recht geben muß. Bin ich dann aber allein, so beunruhigt mich meine Unfähigkeit und ich grübele, wie ich mich künftighin vernünftiger benehmen sollte. Ich habe gedacht, in der Ehe müßten zwei Menschen, die sich so recht von Herzen lieben, immer vollkommener werden. Einer macht den Andern freudlich auf seine Fehler aufmerksam und man strebt, um seine Unwissenheit und seinen Eifer zu beweisen, durch Ablegen dieser Schwächen nach dem Besseren des Geliebten. Ja, man möchte wünschen, oft getadelt zu werden, um nur Gelegenheit zu finden, die innigste Liebe durch stetes Besserwerden zu bezeugen. Als ich dieß nun Frodhorf sagte und ihn dann sah, er möge mich mit dem Gedächtnisse seiner Fehler bekannt machen — er hat deren viele Hundert, die Fabrik bildet eine wahre Kolonie — damit ich ihnen helfe, ihre Sorgen ihnen erleichtern könne, was meinst Du, daß er mir erwiderte?“

„Daß Du ein lieber, holder Engel seist u. s. w., sieh', Märchen, ich bin nicht bewandert in der Ausdrucksweise eines glücklichen Bräutigams.“

Frodhorf lachte und sagte: „Im Gotteswillen, Du wirst doch nicht noch vollkommen werden, mein Liebchen, als Du es jetzt schon bist! Nein, dagegen lege ich Protest ein. Glaube mir, ohne unser Mangel und Schwächen wären wir nicht halb so liebenswürdig, weit nicht halb so baldsam; der heitere Witz, die Verfröhlte, die angenehme Ironie würden ganz aus der Welt verschwinden, und diese, vom lauten Engel bedunkelt, müßte zum Sterben langweilig sein. Lagen Diamanten auf allen Wegen, vor würde sie nach beachten, man stieße sie verächtlich mit dem Fuße fort, wie den erbärmlichsten Klügelstein. Gott der Herr wolle, was er that, als er die Schlange in das Paradies brachte und uns armen Adamskinder fortwährend die verdorbenen Früchte vor Augen schimmern ließ. Wäre das anziehende Kaster verdächtig, wer könnte durch Selbstüberwindung zur Tugend gelangen, und wer auf dem Tugendpfade mit Befriedigung vorankommen, wenn er

nicht verschiedene kleine Vergnügungen bereits glücklich partirt hätte! Wie wollte z. B. eine Hausfrau, eine liebevolle Gattin ihre Mühe und Sanftmuth zur Geltung bringen, wenn die Rücksicht nicht die schöne Mannstasse durch Ungeheuerlichkeiten zerbräche, die nachlässige Jüngfer die Lampe über das neue Kleid fallen ließe, und endlich der Gatte weit über die ihm erlaubte Zeit im Klub verweilte? Was nun meine Arbeiter anbetrifft, so gibt es da — einige Bessermännchen ausgenommen — ganz braue Leute, die sich am Besten jedoch aus der Vogelperspektive ausnehmen. Mein verstorbenen Vater hat nicht nur durch Kranken-, Alters- und Sterbekassen, die nach einem sehr weissen Plane angelegt sind, und an welchen sich die Arbeiter mit geringen Opfern betheiligen konnten, für ihr Wohl gesorgt, sondern auch festgelegt, daß ein bestimmter Theil des Reingewinns der Gattin in diese Kassen fließen müsse. Wollte ich nun wie Haman al Nachschub umherwandern, um ihre Verlegenheiten und Nöthen kennen zu lernen, so würde ich einen Theil der Zeit verlieren, die ich zur Ueberwachung des Ganzen brauchte, sowie um Neues in meinem Fache zu prüfen. Rasch muß mir diese Stunden, so verliert das ganze Geschäft, und die Arbeiter werden dadurch am Einzugschneide gesteuert. Mein Eingreifen in ihre persönlichen Verhältnisse schadet also jedenfalls mehr, als es Nutzen bringen könnte. Wißt Ihr, mein Mädchen, erst bei mir, so will ich für die Zeit, welche ich dennoch dem Geschäft abdingen muß, und um Dein weiches Herz zu beschlänken, noch eine Extrabgabe an die Kassen liefern, die ich den Alaratrieb nennen werde.“

Frohdorf hat Recht, mein Kind, ein Mann, der einem so großartigen Geschäftswesen vorsteht, hat seine Zeit und seine volle Kraft nötig, um auf der Höhe der Aufgabe zu bleiben, die ihm zugewiesen worden ist. Er kann sich unmöglich in die Details der Kassenverwaltung vertiefen, die seine Arbeiter treffen; er thut genug, wenn er gern und reichlich gibt, auch Sorge trägt, daß die verschiedenen Klassen auf die beste Art versorgt werden.“

Aber, Onkel, Du sagtest doch im vergangenen Winter, als man Mama aufforderte, einen Fräuleinerrath beizugeben, der den Armen Holz und warme Kleidung beschaffen sollte, daß Alaratrieb nur dann wahrhaft schön und segensbringend sei, wenn es durch ein warmes Interesse an den besondern Personen hervorgerufen würde, und nicht, wenn es gleich einer Steuer erscheine, durch deren prompte Zahlung man sich aller weiteren Fürsorge gegen Nothleidende entgehen könne.“

Das ist auch heute noch meine Meinung, und namentlich müssen die Frauen — deren Aufgabe es bleibt, die Tugenden der Demuth, der Freigiebigkeit und Milde, bezügliche in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erhalten — in einer Weise zu geben verstehen, daß der Arme nicht nur die Gabe, sondern etwas Höheres, das Wohlgefühl seines Mitmenschen, mit ihr empfangt und sich davon zu stärken und aufzufrischen vermag. Frauenvereine, die Noth der Armen zu lindern, Wohlthätigkeitskonzerte u. s. w. bezeugen nur solche Charaktere an ihre Pflichten gegen Wohlthätigkeit zu mahnen, welche dazu eines anregenden Einflusses von Außen bedürfen. Du, mein Mädchen, wirst beim Spenden der Borte eingedenk bleiben:

Wohlthat, die sich nicht geben,
Gibt Liebe, die im Geste nicht
Sich darthut, die im Geste nicht,
Sich darthut, die nicht darthut.

Nach der Alaratrieb, den Frohdorf sichtlich in Deine Hand zu legen beabsichtigt, muß reichen Segen einfließen.“

Mama blinnte dankend für sein Vertrauen zu Bora auf und sagte:

Ja, Onkel, ich will streben, die nachzuweisen, denn Deine Wohlthaten sind nicht nur rein und still, sondern auch überreich gegeben worden. Unser Haushalter hat mir erzählt, daß Du seine alte Mutter ein ganzes Jahr im Krankenbette gepflegt hast, und die Frau Elment, für welche Du diese Oester die Wäsche zahltest und ihre Kinder neu bekleidetest —

Kind, man hat Dir etwas ausgedenkt, die Leute übertreiben im Guten wie im Schlechten, sei Bora obwiegend ein: erhalte mir lieber, wie Dein Traumbild äußerlich gestaltet war.“

Schlank und hochgewachsen; Frohdorf ist nur wenig größer als ich, und die Frau muß doch eigentlich zu ihrem Mann aufpassen können, wie ich zu Dir! Dann hatte mein Traumbild blaue Augen voll Milde und Wohlwollen.“

Du siehst also die blauen Augen, Mädchen? und ich schämte mich für dunkelbraune.“

Blau Augen sind natürlich viel schöner,“ fuhr Mama eifrig fort, „von meiner Kindheit an gefielen sie mir vor allem. Drei Jahre war ich alt und sehr unartig, da sagte unsere alte Kinderfrau zu mir, als ich mich gar nicht waschen lassen wollte: Mädchen, wenn Du hübsch artig bist und Dir die Augen geblüht haben läßt, dann bekommst Du auch solche schöne, blaue Augen, wie Du sie Dir wünschst! Wer war freudiger als ich! Kaum hatte die gute Alte das Zimmer verlassen, als ich schnell nach dem Handluch griff, es in die Waschkübel tauchte

und meine Augen zu reiben anfangte aus Trübsalzeiten. Mädchen, was begnügt Du da? nieß Mama beim Eintreten, komm her zu mir und sieh' mich an! Herr Gott, Du hast ja ganz entsetzliche tolle Augen!“ — „Reiche Augen, Mama?“ fragte ich traurig, „sind sie nicht blau geworden, umh ich noch mehr waschen und reiben?“ Da hörte ich, daß es mit den schönen blauen Augen nichts sei und ich mich mit den schwarzen begnügen müßte für alle Zeit.“

Mama sah nach diesen Worten schelmisch lächelnd zu Bora auf, aber sein Blick ruhte dieses Mal mit einem so eigenen, ihr bei ihm ganz neuen Ausdruck auf ihren Zügen, daß sie unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte. Er sprach kein Wort, und da dieses Stillstehens sie zum ersten Male in Verlegenheit setzte, so fuhr sie schnell fort: „Du kennst doch die schöne indische Sage, wie die blauen und die braunen Augen entstanden sind?“

„Rein, Mädchen!“ erwiderte er lachend. „So höre: als Brahma die Menschen erschaffen hatte, da schloß ihnen noch das Schöne, das Auge, um alle Herrlichkeit der Welt zu erschauen und zugleich von den innersten Bewegungen der Seele Kunde geben zu können. Er gewährte aus einer Kose von seltener Schönheit zwei Hautropfen, in deren reinem Anstrich des Himmels Blau sich färbte wiederzuerleben. Sie wurden in seiner Hand die blauen Augen, und ihnen blieb für immer eigen die ungetrübte Milde und Reinheit jenes wolkenlosen Himmels, dem sie ihren Ursprung verdanken. Brahma schloß weiter und erblinnte eine bewohnte dunkle gewundene Höhle, aus deren Mitte noch hellen Strahlen hervorschoß. Aus ihr bildete er die schwarzen Augen, deren feuriger Glanz und jährender Strahl sie von den andern Augensternen unterscheidet.“

„Mädchen,“ sagte Bora, der augenscheinlich nicht aufmerksam zugehört hatte und einem anderen Gedankengange gefolgt war, „beantworte mir eine Frage so aufrichtig, als ob Du vor Deinem Vorgesetzten stündest: was demog Dich, Deine Hand einem Manne zu reichen, der Deinem Ideale so wenig entspricht?“

„Onkel, gern wollte ich Dir das gestehen, denn ich habe das höchste Vertrauen zu Dir, aber — Du fragst dann weiter — und ich muß schwören.“

„Sprich unbesorgt, mein Kind, Dein alter Freund hat Distression sich stets zur Pflicht gemacht.“

„Nun, Onkel!“ — das Mädchen sah bittend zu ihm auf — „Du wirst mich nicht mehr lieb haben — der Schein ist gegen mich —“ — Frohdorf's Reichtum hat mich verlockt.“

„Frohdorf's Reichtum hat Dich verlockt, Alara, darauf war ich in der That nicht gefaßt!“ rief Bora brinnend heilig. „Du Gütliche, Du Bescheidenheit liebt unter der Obhut der jählichen, treu sorgenden Eltern, die jeden Wunsch von Dir erspähen, um ihn sofort zu erfüllen, und es konnte noch etwas zu Deiner Befriedigung fehlen? Du müßtest Dich am Gott verlaßt!“

Heiße Alara's Liden aus des Mädchens Augen, und mit einem Lenz so kindlicher Demuth, daß es jedes Menschen Joch hätte entspannen müssen, erwiderte sie: „Geh! nicht zu hart mit mir in's Gericht, Onkel, ich habe Geld und Glanz nicht für mich erbeten! Ueberreich bin ich ja von den geliebten Eltern mit Allem bedacht worden, das man sich wünschen kann, und schwer genug wird mir die Trennung von ihnen werden; Anderen wollte ich Sorge und Kummer ersparen.“

Alara machte eine Pause und schien eine Erwiderung Bora's zu erwarten, er schwieg jedoch und hielt seinen Blick forschend auf das Mädchen gerichtet.

„Onkel!“ — Alara erfaßte seine Hand — „ich ertrage es nicht, daß Du auf mich herabsiehst, als sei ich Dir eine Fremde geworden, als ob Du mir Deine Liebe für immer entzogen hättest; ich will bezeugen, so viel als ich darf: durch einen Zufall — ja — einen wunderbaren Zufall — erfährt ich, daß die 20,000 Thaler, welche meine Tante Jeannette mir und Selma vermacht hat — — zum größten Theil verloren gegangen sind. Ich fühle, wie traurig die theuere Eltern — Mama namentlich, darüber sein müssen — ich gedachte ihnen die Sorge abzunehmen und war sicher, daß Frohdorf, der mich ja so lieb hat, gern Selma für den Verlust entschädigen würde.“

Gerührt blinnte Bora auf das schuldlose Kind, welches bei jeder ihr auswegenden Nothlage erröthend fluchte, und sagte, als sie mit ihren Belohnungen zu Ende war: „Und Du hütest Dich übereugt, Alara, daß ein Mann, den Du — Deinem eignen Ausspruch nach — so wenig kennst, nicht nur damit zufrieden sein würde, daß Dein Vermögen 10,000 Thaler geringer wäre, als es schon war, sondern daß er sich Freunden noch eine gleiche Summe für Deine Schwester hingeben würde?“

„Jawohl, Onkel, er ist ja so reich, daß er sein Einkommen gar nicht verbrauchen kann, wie sollte es da auf ein Geschöpf für die Mädchen, Theuersten ankommen?“ „Woh! Dir, Alara, daß Du noch nichts von dem Zauber und dem Glanz erfahren hast, den der Geldbesitz in sich birgt. So wie ich die Menschen kennen gelernt habe, muß ich daran zweifeln, daß ein Mann so handeln

würde, als Du es vermußt, auch Dich nie die Enttäuschung entgelten lassen sollte, die ihm bereitet worden wäre.“

„Verleumde die Menschen, Deine Brüder nicht, Onkel,“ rief Alara aus der Tiefe ihres rein schlagenden Herzens, „Du lästest es sichtlich geloben, warum müßt Du von Anderen geringer, als von Dir selbst denken! Laß mich Dir mein ganzes Empfinden offenbaren! Wenn mir jemals ein Zweifel kam, was ich zu thun habe, oder mir ein Rathschlag für gütiges, edles Handeln fehlte, dann mußte ich stets Deiner gedenken und im Geiste fragen, was Du wohl befehlen würdest. Aus vollster Seele bin ich davon überzeugt, daß, wärest Du so reich als Frohdorf, und ich träte zu Dir und sagte: Verzeih' mir, daß ich nichts beße, nimm mich liebevoll auf, so wie ich bin, ja gib mir noch eine große Summe, um meiner Schwester Lebensloos freundlich zu gestalten und den theuern Eltern Sorgen zu ersparen, ich verspreche Dir, mein ganzes Leben damit auszufüllen, Dich zu lieben, Dich zu ehren — Du wärest nicht jäh!“

Wenn nach langen, trübten Abenden die Sonne wieder warm und goldig ihre Strahlen ausstreckte, da geräth die ganze Natur in Aufregung, alle die schlummernden Reize und Triebe arbeiten mächtig daran, ihre Hülle zu durchbrechen und einzufließen das junge Licht. So suchte es durch die Brust unseres Freundes, was aus über Gebanten fliegen in ihm auf, heisse Wünsche, berechnete Fortschritte wirklichen Sachlich durchsichtigen und verlangten voll Ungeheuer, daß er sie höre, daß er ihnen den glückverheißenden Weg nun bahne. Was hielt ihn zurück, die reizende Geköpf, dessen leuchtende Reizung sich vom Beginn der Unterbrechung immer schärfer entzückte, an seine Brust zu pressen und den süßen Haubertrank der Liebe auszuspeien? Derselbe Willenskraft war es, die gleiche Selbstüberwindung, welche schon das Jünglings leidenschaftlich pochendes Herz in Schranken gehalten, die lebende Lippe geschlossen, den verlangenden Blick gezügelt hatten. Heilig, wie ihm die Verbindung der Geköpfen stets gewesen, gedachte er auch das Bündnis der Verlobten zu ehren. Nur wenn er die unumstößliche Gewissheit erlangen sollte, daß nicht eine Thorheit ihn in diesem Augenblick verblende habe und daß Frohdorf's Charakter keine Bürgschaft für das Glück dieses theuren Kindes gebe, wollte er an sich, an längst begabene Hoffnungen denken, für welche er keinen Aufbruchsmoment erwartete hatte.

Viele der Wunder sah, doch kein Wunderliches, als der Mensch.“

In dem unheilbar kurzen Moment, welcher zwischen Alara's Frage und Bora's Erwiderung lag, hatten sich in dessen Seele nicht nur alle diese süßen und schmerzvollen Empfindungen gefeuert, sondern er auch die volle Selbstbeherrschung gewonnen, um unbeirrt nach dem in's Auge gefaßten Ziele streben zu können. Ja, das Reichtgefüh, das in dem seltenen Manne lebte, trieb ihn über die Ziel hinaus und ließ ihn zwischen sich und das Mädchen noch eine Schranke mehr errichten. In dem ruhigen Tone des väterlichen Freundes antwortete er:

Wenn Du künftig mit diesem Feuer Deine Sätze führen solltest, Mädchen, so müßtest ich fast glauben, daß man Dir widersprechen würde. Aber Abolition für Dein Verhalten gegen Frohdorf kann ich Dir nicht ertheilen, es ist im Gegentheil meine Pflicht, Dir in's Gewissen zu führen, wie unrichtig Du in diesem Falle gehandelt hast. — Ich sagte Dir schon vorher, daß der Besitz eines Geldes auch einen Fluch mit sich führt. Zu diesem rechne ich es auch, daß ein Mann von dem Reichtum Frohdorf's fortwährend von einer geduldeten Menge umdrängt wird, die unter dem Vorwande der Noth und augenblicklicher Verlegenheiten, oder unter der Maske freundschaftlicher und zärtlicher Gefühle von seinem Ueberflusse etwas an sich zu bringen sucht. Uebermal er in das Innere aller dieser ihm scheinbar so ergebenden Menschen zu blicken? Geärgert, getäuscht, verlegt in seinen heiligsten Empfindungen, sucht er nach einem Weken, das noch nichts von dem Dämon erfahren hat, der alle diese ihn umlagenden beherzigt. Da erkläre er bei einem älteren Herrn ein Bild — es stellt die Gattin desselben, umgeben von ihren drei Kindern, dar. Ein Mädchenamtlich darauf — hoch und rein, wie er noch keines erspäht — seßelt ihn, er kann es gar nicht mehr verzeihen. Und immer wieder kommt er zu dem Manne, um jenes Bild voll Andacht zu betrachten. „Ihre Tochter hat es mir angethan, Herr Geheimrath,“ sagt er endlich zu dem Vater des schönen Kindes, „diese reinen Rüge müssen den Malern und Bildhauern vorgezeigt haben, wenn sie durch die Pietä, die Charitas unsere Seele in ein höheres Gebiet zu lenken streben.“ — Erlauben Sie mir, mit Ihnen zu reisen, wenn Sie in die Heimat zurückkehren? Seine Bitte wird gewährt, er steht die Jungfrau, und jedes Wort, das sie zu ihm spricht, verdrängt die heilige Unschuld, der alles Niedrige und Gemeine fern gehalten ist. Der entzückte junge Mann wird um sie und Schätze treuer Liebe werden gemacht. Nur hat er das Weken gefunden, das ihm, dem Menschen angethan, welches nicht den Besitz künftiger Reichtümer in ihm sucht und

verehrte. Da kommt ein Augenblick — ein so graufam alles Glück zerstörender Augenblick, klara, daß Du sein Wes gar nicht erfassen kannst — in welchem er gewahrt wird, daß diese Seele, aus deren Reinheit er sein Hoffen gründete, auch von dem Gift der Selbsthass, des Eigennutzes angefreffen ist. Mit dem Glauben an die Eine verliert er den Glauben an die Menschheit. Wehe den Unglücklichen, die nach dieser Zeit an die warmen Emphandungen seines Herzens appelliren, sie werden höhnisch zurückgewiesen, denn sein Herz ist hart und kalt geworden wie ein Stein.“

Erstarrt hatte Klara ihm zugehört; ihre edle Natur sprach sich vollständig in den Worten aus, die sie mit zitternder Stimme zu Vorn sprach: „Ich danke Dir, Otel, daß Du mir den Abgrund zeigst, an welchen man gerathen muß, wenn man sich von dem rechten Wege entfernt. So hatte ich mein Handeln nicht aufgefah. Nimm meine Hand darauf: ich will jähnen, was ich verbrochen — Froddors soll Dein Schicksal werden!“

„Gott sei mit Dir, mein Kind!“ erwiderte Vorn, drückte die Hand des Mädchens und verließ das Zimmer.

„Love is sweet, given or returned.“ Wer vermöchte alle die Räthsel des Menschenherzens zu lösen, dessen Em-

pfunden — gleich Proteus — in jedem Augenblick eine wechselnde Gestalt annimmt! Kaum hatte sich die Thür hinter Vorn geschlossen, als er hinter sich anstarrte, die hohle Hand, die so unschuldvoll ihre Liebe ihm offenbarte, getränkt, ja gemißhandelt zu haben. Was hätte er darum gegeben, ihre jetzt so traurig und ernst blickenden Augen wieder voll Schmelze und Freude strahlen zu sehen! Von dem eigenen Vater — den sie so sinnlich liebte und ehete — überredet und in die Arme des ungeliebten Mannes getrieben, streckte sie Hüfte juchend die Arme aus nach dem schüßenden Nigle an des Freundes Brust, und er stieß sie rauh und hart zurück. Begauerte Bilder eines Glückes an ihrer Seite schwebten vorüber, er glaubte den Hauch des Frühlings einzuathmen, der erfrischend seine Brust durchzog. „Eleonore“, sagte er vor sich hin, „war dieß der Wille der Vorsehung! Sollte meines Lebens schönster Traum in dieser Weise durch Dich erfüllt werden! Ich hätte es wohl um Dich verdient, und will es immer mehr verdienen; Du darfst ruhig schlummern, die Ehre Deines Hauses; das Glück Deiner Lieben wird nicht getrübt werden, so lange meine Augen offen stehen.“

Nun war Vorn wieder auf dem richtigen Wege; klar nochmals alle Schritte in Erwägung ziehend, die er heute zu machen hatte, begab er sich direkt zu dem langjährigen Haushalter der Familie Martens, dem würdigen, auch von ihm hoch geachteten Medizinalrath Lindner.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Devrient.

(Mit 2. Bild.)

Der wenig Bekannte hat dieses statt Portrait und biographische Skizze von Eduard Devrient in Karlsruhe veröffentlicht, welcher in diesem Jahre das Jubiläum seines fünfzigjährigen künstlerischen Wirkens feilich beging. Heute bringen wir, aus gleicher Veranlassung, das Portrait Karl Devrient's, des ältesten der drei Brüder, der, gleich Eduard Devrient, neuer fünfzig Jahre der Bühne angehört. Er vertrat am 24. Juli 1819 zum ersten Male die Breiter, die die Welt bedeuten.

Es ist ein seltsames Geisest der Götter, welches Karl, Eduard und Emil Devrient zu Theil geworden ist. Wie



Die Umrüstungen in Crefe durch den Volkskrieg am 24. Okt. Nach einer Zeichnung von H. Schreyer in Crefe. (2. Bild.)

jeden die berühmten Kassen des berühmten Cheims als glänzende Sterne aus Firmamenten einer edlen Kunst strahlen, alle drei hoch geehrt von den Vätern ihrer Zeit, alle drei in fröhlicher Körper- und Geisteskraft die Vorarbeiten aus ihrer Jugendkraft bis ins späte Alter sich grün und unverwundet erhalten. — Wahrlich, ein neidenswerthes Loos ist ihnen gefallen!

Die Familie Devrient stammt aus dem Holländischen; der Name wird richtig deutsch gesprochen: de Vrient. Der Vater der jetzt so berühmten drei Brüder war ein angesehener Kaufmann zu Berlin. In dieser Stadt wurde Karl Devrient geboren am 5. April 1797. Er besuchte das Gymnasium zum „graues Kloster“ des Schandau, und — gleich seinen Brüdern für den Beruf des Vaters bestimmt — erlernte er später die Handlung auf dem Comptoir eines Großhändlers in der preussischen Residenz.

Der heutige Geist des Auswärtigen, genährt von der heiligen Flamme patriotischer Begeisterung, welche 1813 so Großes vollbrachte, ließ sich, als 1815 abermals das deutsche Volk sich erhob, um den französischen Eindringling zu verjagen, nicht an den Schreibtisch und die Bucher setzen. Die Brüder mit der Angelrute veranlaßt, trat er, kaum achtzehn Jahre alt, in das achte Quartierregiment als Freiwilliger ein.

Als solcher fand er tapfer mit bei Vellandier, seiner

Wunde achtend, — bis seine rechte Hand durch den Verlust des kleinen Fingers verkrüppelt und der müßige Streiter auf solche Weise von weiterer Theilnahme an dem Kampfe abgehalten wurde. Im Dezember desselben Jahres ward Karl Devrient entlassen, mit dem Patent als Leutnant, und der Verpflichtung zum ferneren Kriegsdienst.

1816 trat er wieder in ein kaufmännisches Geschäft, und leitete 1817–1818 die merkantilen Angelegenheiten der chemischen Fabrik seines Vaters in Zwickau. Hier begann sein junger Bruder Emil unter seiner Leitung die Corrie als Kaufmann.

Der Entschluß, sich der Bühne zu widmen, wurde bei Karl Devrient zuerst lebhaft durch das Ansehen seiner unerreichten Meister der Darstellung: Inland und Ludwig Devrient, deren Witten an der Berliner Bühne in die Zeit seiner Jugend fällt. Das Verlangen, jener „Abstraktwelt“ auf der „Szene“ ebenfalls anzugehören, wuchs bei dem phantasiereichen Jünglinge je mehr und mehr, und endlich mußte er es durchsetzen, daß ihm Edwin Ludwig, der damals in der Wüste seines Ruhmes stand, ihm an den Leiter der braunschweigischen Bühne, den bekannten Dramaturgen Dr. August Klingemann, eine Empfehlung gab, welche dem für die Kunst glühenden die Pforten des Tempels derselben öffnete und ihm die ersten Schritte auf der so dornenvollen Laufbahn erleichtern sollte.

Der Neffe des unbedeutenden ersten Schauspielers seiner Zeit, — des Colars des Bühnenhauses — wurde von Klingemann sehr wohlwollend aufgenommen, und nach kurzer Vorbereitung gestattete ihm dieser ein erstes Debüt auf dem braunschweigischen Nationaltheater als Ulrich von Rudenz in Schiller's „Wilhelm Tell“. Die Titelfigur spielte der begabte, aber manierirte „Maglaner“, den Vieldarsteller der späteren Director der Bühnen zu Eisenberg und Mainz, August Haack, wogegen der geniale, doch barocke Kro, der Freund E. L. Hoffmann's — verließ, welcher sich später auf Richard's Grabe eine Nische durch den Kopf jagte — den Klingemann's besetzte. Die Partie Vertho's von Brandt lag in den Händen einer Demoiselle Bieder, welche der Kunst nur zu bald durch einen frühen Tod entziehen wurde.

Der Debutant, für welchen als „den Kassen des berühmten Schauspielers gleichen Norens“ nach damaliger Sitte um „gütige Nachsicht des geübten Publikums“ auf dem Idealergetel gebeten worden, trüffte ganz nach Wunsch. Ein großes Talent kündigte sich an, und in rascher Folge konnte Klingemann dem aufstrebenden Genies reichhaltige Aufgaben anvertrauen. Bereits nach 2½-jähriger Wirksamkeit in Braunschweig, im Dezember 1821, hatte der junge Künstler genüge Fortschritte gemacht, um das Land eines ersten Liebhabers —

Don Carlos, Mortimer, Clavigo, Romeo etc. — am Hoftheater zu Dresden ausfallen zu können.

Aus jeder Zeit ist und ein Theil Ludwig Tieck's über Karl Devrient ausdauert, welches dessen ganze Schauspielerische Eigenartlichkeit schlagend charakterisirt, war Tieck's Worte (Krit. Schriften, IV.) ziemlich vollständig mit, da sie im Wesentlichen zureichend geblieben sind bis auf diesen Tag. Der feinsinnige Kunstsinn sagt:

„Mit ein junger Schauspieler von der Natur selbst für die Tragödie bestimmt, so ist es ohne Zweifel Tieck. Sein natürlicher Sprechton, seine Intonation erinnern unmittelbar an die schönste Zeit des deutschen Tragenspiels. Aus dieser Zeit kann, wenn die Imagination geübt und der Geist nicht geistert wird, das Beste ausgeführt und vollendet werden. . . . Schmerzlich wird man noch heute in Deutschland diesen vollen, reinen Ton des bewegten Gemüthes wahrnehmen, der am Schönen und Nützlichen ist, am Edelsten und Eindringlichsten, wenn der Schauspieler nur wenig dazu that, um ihn zu erheben und zu verfeinern. Wie ist es zu bedauern, daß dieses erfreuliche Talent sich zu selten vernachlässigt, daß das Gedächtnis verläßt und der leidenschaftliche Mangel bei der Vollendung zu halten scheint, auch nicht viele Rollen so durchführt, daß sie

Haltung hätten! Dieser Mangel an Haltung veranlaßt ihn, sich zu überstürzen, einzelne Stellen zu überstreichen, und die ganze Tonleiter seines wohlklingenden Organes vernachlässigen zu lassen, wo die Hälfte oder das Dreißigste dieser Stufen mickelamer und natürlicher sein würde. . . . Doch ist seine Stimme nicht klanglos, sondern in der Tragödie ohne Weichheit. Aber er soll weit mehr werden — weil er es kann.“

In dem Engagement zu Dresden verblieb Karl Devrient bis zum 1. April 1851. Im Jahre 1823 hatte er seine erste Ehe abgeschlossen, die mit der Sängerin Wilhelmine Schröder, später, als Wilhelmine Schröder-Devrient, bekanntlich eine berühmte erste Sängerin. Die Verbindung war keine glückliche und wurde nach fünf Jahren, 1828, wieder gelöst.

1832 wurde Emil Devrient, der inzwischen sich ebenfalls der Schauspielkunst gewidmet und, gleich dem älteren Bruder, unter Klingemann's gelehrter Leitung in Braunschweig den ersten theatralischen Versuch gemacht hatte, nach Dresden berufen. Die beiden jugendlichen Sängern wirkten noch zwei Jahre lang in dieser Gegend und schlossen dann zusammen, bis der älteste Bruder, anlässlich von Streitsigkeiten, welche um den Besitz seiner Kinder entstanden waren, die dresdener Hofbühne verließ.

Der jeder Fessel eines Engagements ledig trat man eine Antike an, welche achtzehn Monate lang dauerte, und auf der er unter Anderem Petersburg und Paris besuchte. Mit welchem Eifer und Hungen Karl Devrient die im Konversationsstiftung unerreichten französischen Künstler studierte, beweist die Wichtigkeit von Glegory, durch welche er noch heute in der Darstellung seiner Lebensmänner, Kavaliers etc. erscheint.

Im November 1835 nahm unter Künstler wieder eine feste Stellung in Karlsruhe an, wo er drei Jahre verblieb. Im Dezember 1838 trat er als Gast auf der königlichen Hofbühne zu Hannover auf, wo er am 1. März 1839 für das Reich der ersten gelehrten Helden engagiert ward. In diesem Dienstverhältnis ist er seit dreißig und einem halben Jahre in ununterbrochener Thätigkeit geblieben. Früher glanzend als Hamlet, Othello, Desdemona, Tell, Voltaire, Faust u. s. w., ersucht er jetzt in Vater- und Charakterrollen, und gleich meisterlich durch lebensvolles, frisches Realisiren, wie durch eine geistige Schärfe und Vertiefung, welche uns vollständig verzaubert macht, daß wir einen Zuhörer vor uns haben, sind Darstellungen von ihm, wie der rühmliche Nihilus Galien, der eifrige Osborn, der King veredelte Frauen, der schlaue, rühmliche Eynold, der edle Nathan,



Karl Devrient erscheint als Regent Spontini die Kustodien. (2. 711.)

vor Allen die geniale Schöpfung seines Vaters. Und noch am letzten Schillerfest hat Karl Devrient die umfangreiche Aufgabe des Wallenstein (Paccolomini und Tod) mit einer Schwinnakunst und mit einem Feuer, welche bewiesen, wie viel Wirkung und Leben in jener alten, künstlerisch disciplinirten Schule war, von welcher er einer der letzten Repräsentanten ist; und gerade, wenn man ihn sieht, fühlt man recht den Abstand und die Schwachheit der Epigonen.

Karl Devrient ist Inhaber der hannoverschen großen goldenen Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft. Außerdem hatte König Georg ihn zu jenem Vorleser ernannt. Erpöhl: hieraus, welcher Kunst ist Devrient bei Hofe erzieht, so muß auch erwähnt werden, wie die warmen Sympathien des Publikums den Künstler, wie den wahren und liebenswürdigen Menschen vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Hannover an bis jetzt treulich begleitet haben. Noch immer ist sein Name auf dem Theaterzettel ein Magnet für die Zuschauer, und Kunst und Wissenschaft sind allgemein, daß Karl Devrient noch lange, recht lange durch seine edle, kunstvollste Darstellung an die Vätertage der deutschen Bühne erinnern möge.

Aus meinem Bühnenleben.

Von
Karl Devrient

Eine weitere Anekdote.
(Etwas.)

Da fragt, ob Madame Wilder-Hauptmann noch an die Gummeline in der Schweizerfamilie erinnere, die uns damals in Karlsruhe so entzückte — begabte! — Ach, Louis — wie ward mir das Herz so weich . . . über das Verblühen und Verblühen und Verwehen des armen Menschenlebens, da das Ideal unserer frohen Kindheit jetzt vor der jungen Welt liegt. — eine Marmormaske, der es erlaubt worden, sich auf Augenblicke zu belachen! Keine Maske juckte in dem edel geformten Gesicht, die Augen blinzelten fast — fast immer — wie abwechselnd. Gleich schweren Regentropfen fielen die Worte langsam — eindringend von den blauen Lippen. Sie sagte mir durchaus kein unheimliches Wort — sie sprach verständlich, gebildet und mit einer gewissen hohen Sicherheit . . . aber ich fühlte mich in ihrer Marmormaske mit erschauern und kälte den Versuch ab. Und doch, wie bewundern ich die vierzigjährige Frau noch

heute auf den Brettern als Jünglinge, als Maria im Don Juan, als die in Spontini's Karmal und vor Allen als Mäxle . . . die jüdische, plastisch schöne Gestalt, das tragische Spiel, der Hauber der metallischen, inerten Stimme! . . . Sie soll auch im bürgerlichen Leben gut und sehr wohlthätig sein . . . aber die Organe klangen nicht so ihrer Größe — oder — was muß die Organe erlebt haben, ehe es so erstarren konnte!

Spontini lernte als Verdant zur Wilder brennen, was die Theatralität, das kalte, perichthaltende Wesen betrifft. Nur nach Vektoren mit einer eben Marmormaske, und Spontini mit einer Marmormaske vertragen werden.

Der italienische Maestro hat uneheliche Töchter, geliebte Töchter, nicht große Vatermörder, immense weiche Hüften, in welche sein Arm stets zu verfallen droht. Die schwarzen Haare sind als ungewöhnlich hoher Taus angetrieben, die Nase hoch, der Mund breit. Die bunte Gestalt sieht vornehm aus, besonders wenn Spontini vor dem Disigenten-Tisch steht und äußerst grazios den kleinen Stab schwingt. Er steht beim Stenogramm in großer Kunst beim Publikum aber ist gar nicht.

Frau von Spontini hat das erlauchte Wesen ihres Mannes angenommen, und gleich ihm noch nicht ein Wort des Deutsch gelernt. Sie spricht nur von Paris — gleich einer unglücklich hieher Bekannten. Sie bewohnen ein

prachtvolles Logis, sind von dienstbaren Geistes umgeben und wachen ein glänzendes Haus.

Spontini lebt mit dem Graßen Brühl auf mehr als gespannter Felle — aber er ist allmächtig, kann keine neu komponierten Opern nach Belieben und mit größter Verleumdung in Szene setzen, hundert Proben halten und die Stimmen der ersten Sänger und Sängerinnen auf seinen beliebigen Wünschen langsam zu Hies kommen. — Niemand darf ihn hineinreden. Der König schilt ihn.

Das Publikum hat seine letzten Schöpfungen nicht beifällig aufgenommen und weilt ihm mit Recht Mangel an Melodie und zu massenhafter Orchester-Begleitung vor. Freunde Spontini's behaupten, dadurch sei sein Vermuth so verübelt worden. Dasi die Befallen, Ferdinand Gottes zu den Meisterwerken zählen, scheint ihn nicht zu betreffen. Graf Brühl hat viel von seinen Verdiensten zu leiden.

Und diesem steinernen Gaste mußte ich bei einem Dinner, von seinen Verehrern ihm gegeben, gegenüber sitzen, — sogar ein wehrbauchiges Gedicht vorbringen. Madame Adèle, Madame Schatz — unsere Bräutammern — joken zu seiner Melodie und Lachen, Madame Spontini neben mir. Kaum die Musik wurde aus seinen Ohren vertragen, nach meiner Deklamation wurde ihm mit Trich und Livat's ein Vorbericht überreicht. Ich sah — o Wunder! — die nachstehende Folge Spontini's einen milden Ausdruck annehmen und etwas wie Bräunen in den harten Augen kitzeln. . . . Sie brachen sich aber keine Bahn — diese Gesichter verstanden, Herr erfindenden Tropfen! Der Italiener hatte den Augenblick der Würdigung leicht überstanden; gelacht, wie vorher berechnete, theilte er den Vorbericht und überreichte die halben Madame Adèle und Madame Schatz, in gebrochener Deutsch Knäufelgruß: „Den Sängern — Vorber — gebührt — mir — Sieg — — verholten.“

Wie gerne hätte ich ihm zugerufen: „Nicht einmal für Augenblicke können Sie gemüthlich deutsch empfinden, selbst nicht im Kreise Ihrer Verehrer!“ — und nachdenklich bei Deutschen Compagnie erwidern: —

Es wurde mir so klar, daß Graf Brühl mit dem verdienstvollen Maestro viel auszuwenden hat. Graf Brühl, ganz Umgebung und Begleitung für die königliche Bühne, er, der Gott und Schlichter gelacht, zeugt klassischer Darstellungen in Weimars Götterperiode gemeldet, — auch in den Anfängen des Letzt der deutschen Realieners nachsehen! — Allgemein wird bekannt, daß der hochgebildete Intendant nicht allein Kunstsinne — auch Kunstkenntnis besitzt, — seine Mitglieder zu schätzen mußte und selbst, wenn er Tadel ausprechen muß, wie verleihe.

Tage darauf, nach diesem frostigen Fest, fuhren wir nach Weimar, um in dem von Karl Adam dort arrangierten Konzert mitzuwirken. Ja wie! Madame Grünbaum, die berühmte Tochter des spanner Volkskomponisten Daniel Müller, die Gattin des Tenoristen Grünbaum, die als Gesangsängerin von der großen Oper in Wien hier gastirt und mit Recht den Namen „die deutsche Calanini“ führt, eine fein gebildete, liebenswürdige Dame, und! — Roschies — der genuine Bräun — die Mutter und ich. Karl Adam hatte Roschies einige Tage vor dem Konzert mit vorgestellt. Wir wußten kaum, was mehr für ihn einnahm: — das emmende Talent, oder sein beifälliges natürliches und doch so würdevolles Benehmen. In Roschies Augen wurde jeder auch ganz schön, denn sein sanftes Gemüth, seine keine künstliche Spiegelung sich zu verhalten darin. Ich sollte nur ihm spielen, aber ich wagte es nicht. Er verstand es jedoch so prächtig, mir Ruhe einzureden, und ließ mich nach, bis ich ein vierstündiges Konzert mit ihm anführte — Ronzo Lure von Gerny. Wahrscheinlich erlebte er sich der Mutter zu Weide, denn die hat ihn schon ganz in ihr Herz geschlossen und schwärmt für Roschies.

Wum hatte für einen bequemen Wagen gesorgt, und recht vergnügt begannen wir auf der Landstraße zu flauben, — als Roschies, plötzlich die Augen schließend, leblos auf juruckend und stehend: „wie wird mir — mein Kopf, mein Kopf!“ Zu langsam für unsere Orchester vorstellten, wir ließen halten und riefen nach Karl Adam, der einige Schritte voraus fuhr. — Das Gesicht des Stenographen blickte zu sehen sollen, als er seinen Freund lebenslos in der Wägenende liegen — und kein Stenograph die schärfste Fische gebracht hat. Doch ohne Bedenken jagte er: „schnell nach Berlin zurück!“ — ich will in Potsdam abbrechen. — Da öffnete Roschies die Augen und flüsterte: „Nein! nein! ich spiele — und sollte ich sterben — nur vorwärts.“

Und alles Bestreben Roschies half nicht. „Ich spiele!“ wiederholte matt der Kranke, und die Wägen setzten sich in Bewegung. Im Fahrensitz Baue, abermaliges Fragen, bitten Roschies, sich zu schonen — die gleiche Antwort des halbblinden Roschies — und endlich langten wir nach der preislichen Fahrt in Potsdam an.

Alle Wägen waren bereits verfahren. Am Westhaus hatte Roschies schon vorhergekauft, nach der Probe legten wir uns zu Tisch — aber Roschies lag im Nebenzimmer aus dem Sopha, jede Erquickung verweigern. Er hatte in der Probe kaum die Kraft gehabt, die nöthigsten Worte für das Orchester anzuschlagen. Wenn aber Roschies mir seine Macht, gegen mich aufzutreten präsent zu wollen, so biß Roschies schmerzlich dabei: — „ich spiele!“

Sum ersten Mal sollte ich vor den Musikern erscheinen. Ich hatte also eine reizende Toilette gewählt: weißen Lili mit hübschenblauen Akten! Ich sollte mit Günstiger Begleitung die Götterwelt eines Troubadours deklamieren. Wum allomprimen. Er soll der erste Guitarspieler Deutschlands sein.

Am fünf Uhr, als wir des Anfangs harrten, wachte Roschies in seiner Toilette ins Versammlungszimmer, mit heftigsten glühenden Augen, Wum wie eine Leiche. Die Mutter rief ihm die Schützen mit Kaa de Cologne und — schmitzte ihn, damit das Publikum nicht erschrecken solle.

Dann sah er auf dem Sopha, das Kopf in den Armen der Mutter, und sah so — immer noch zu ihr auf, daß ich trotz seines Mitleids laut lachen mußte. Das Jochen wurde gegeben — und Roschies kamme fort — wurde rasch empfangen. . . . und spielte — wie ein Gott! Rasender Applaus und — der Gelehrte schickte schnell zum Sopha. Nach der zweiten Nummer gleich der Einleitung, und gleiches Einfallen auf's Sopha — aber bald, so wie Roschies nicht mehr zu fassen brauchte, daß durch seine Strömung Roschies' Stenograph gestört wurde — da schaltete er sich wieder, vermochte er wenig zu thun, und während der Nachbater verminderte sich die Menge so, daß ich meinem Musikanten schon die Fügel ein wenig fassen lassen durfte. Ich schaute sein Augenwinkeln, Juchendhören. Wipeln: „Ich spiele — und sollte ich auch sterben.“ . . . zu seinem größten Ergehen nach.

Kaum waren wir von dieser angreifenden Fäust etwas zu und gekommen, so ließ sich Roschies' Schere melden, ein freundlicher, ehrwürdiger alter Herr, ungeheuer gemonnt. Die sich verbeugend trug er freudlich sein Anliegen vor: Ich sollte deklamieren im Konzert, zum Besten des Kunstvereins gegeben, dessen Vorber — mein, Schuttpatron der Präbent ist. Wenn jagte ich zu, und habe mich auch recht leblich dazwischen: — einwöchentlich zu deklamieren, nach Roschies zu spielen. Aber, Roschies, es ist keine leichte Sache, ein gereinigtes Gedicht zu wählen. Es soll nicht zu erzt, auch nicht zu heiter, weder zu kurz noch zu lang sein. Ich wählte: — „Nicht!“ von Theodor Hell.

Der Kontrakt des Schauspielhauses ist ein prächtig eingerichtetes, ködies Lokal; da erachtet man ungeachtet, was wir besser lief. Und mit „Nicht!“ gefiel.

Zu unserer Ueberraschung besuchte uns Präsident Schere am anderen Morgen ebenfalls, um wie in seiner freudlichen Weise nochmals zu danken und eine lange Rede zu halten, deren kurzer Sinn war: Daß die tausendjährige Gesellschaft — und durch ihn mit der Einladung beglückte — dem alljährlich stattfindenden Stiftungsfest beizumischen. . . . „Tausendjährige Einziger!“ fragte ich nicht ohne Entsetzen. . . . Ja, liebes Fräulein, die gesellschaftliche Gesellschaft besteht aus vierzig Mitgliedern — diese zusammen machen tausend Jahre. . . .

Zu weißt leider, mein Bruder, daß ich kein ungern Reden hören und ältere die ausgehenden Götter von den Schulfamerabinnen abzuheben — aber so viel konnte ich doch dazwischen: daß tausend durch vierzehn getheilt, jedem Jahr 71 Jahre 6 Monate zuseht. Schon wollte ich mich entziehen, aber die Mutter versicherte: „wird man nicht mit Vergnügen erscheinen. . . . und ein gewisser Blick — Roschies, du lebst doch noch diesen Blick!“ — machte mich verweilen.

Als Präsident Schere uns verlassen hatte, beklagte ich mich aber bitter, daß ich nun gar mit siebenzigjährigen Herren spielen solle. . . . das sei von einem jungen Mädchen zu viel verlangt. . . . Aber da blickte Zu unsere Mutter hören sollen: „Wegen jange, schöne Herren, nicht wahr? — da wird es Dir nicht schwer, liebenswürdig zu sein; — das will aber gar nichts heißen, das können Viele! — aber dem Alter gegenüber beisehen, anmuthig, zuvorkommend sich zu benehmen — das erfordert nicht allein Bildung, sondern auch Verzeugsätze. Zu gute Herzen vermögen zu schaden, von ehrenwürdigen Herren achtungsvoll, wohlwollend auszugeteilt zu werden.“

Und ich fühlte mich natürlich tief bekränkt. Ich nahm mir aber doch vor, die allernachsten Gedächtnis mitzunehmen und etliche vorzutragen, wenn mich meine Weisheit und — Lebenswürdigkeit gegen die ehrenwürdigen tausendjährigen Herren im Ende helfen sollte.

Die Mutter schämte mich, als sollte ich mir einen Bräutigam erdichten. Sie hatte sich lebendiges Geranium zu verschaffen gewußt, und diese frischen Blumen nahmen sich gar bald in den blauen Boden an.

Bräutest Schere sollte uns in seiner Equipage ab, wir wurden von den alten Herren — mein bräutest, die Brust mit Orden bedekt — freudlich begrüßt. . . . und bald fühlte ich mich stolz und zufrieden in der tausendjährigen Gesellschaft.

Zu hat keine Idee, Roschies, auf welche lebenswürdig humanistische, geistliche Weise die Wasserhaltung geführt wurde! Wie diese alten Herren und in's engeste Geleise zu ziehen wußten, und wie meine unwillkommenen Kränkungen sie ertrugen. Ich mußte von Roschies — die Mutter vom seligen Vater erzählte. Sie lachten herzlich über meine entzückten Lebenserhebungen — über Wert und die Verluste.

Wum Deinet las ich „Hefels Sommerabend“ und „Hans und Berne“. Die allernachste Wundart war ihnen etwas Neues, und General Zeiss, mein Nachbar, hat immer wieder:

„O, nur noch einmal den Schicksal.“ . . . und ich wurde nicht mehr zu sagen: „so sollt mich, so!“

Die Mutter las ihre verfallt aus — sollte mich auch helfen. Beim Abbruchmüssen mußten wir beschließen: nächstes Jahr dem Vater wieder beizumischen, und — der Abschieden zu geben. Niemand wird fehlen! — viel ich liebte. „Ich ohne es.“ — und endlich liete es von beiden Seiten: Auf frohes Wiedersehen — über's Jahr!“

Und nun von den Vallen. — Einer der hübschesten war der General Demaritz, — ein lieber alter Herr, seine Gemüth die Sanftmuth liebt. Beide fand noch gar nicht von den Weibchen des Alters beimgenötigt, und genossen so recht froh und dankbar den Lebensabend. Die beiden ältesten Schöne — sah schon verheiratet, auch Willkür, eine glückliche Familie.

*) Es sollte auch Roschies im nächsten Jahre. Aber heute — bin ich schon nur noch halb und leben können. Roschies.

**) Der eine ist so klein, der letzte Zeile in der ersten General Zeiss wach. — Demaritz, ist General von Harzert.

Dann folgte ein reizender Maskenball, durch Substituten veranstaltet.

Bei Kaiserthum Kubo — einer der geistlichen Häuser Melins, und namentlich für Künstler, Gelehrte, Aristokraten eine wahre Heimat, — hatten wir Ludwig Heßler — den ehemaligen Kreutennant und gelehrtesten Künstler Veritas — kennen gelernt. Ein junger, korpulenter, hässlicher — und doch höchst einnehmender Mann. Seine etwas monotonen Rede vertragen den regsten Geist, und durch die Worte blühen klar vorlebende Augen. Er spricht bezaubernd. Heßler soll gutmüthig sein, einen ehrenwerthen Charakter haben, aber den Tadel der Satire nicht immer zu zögeln vermag. Was er schreibt: — trifft — verwundet — schadet — selbst gegen seine Absicht. Ich hat ihn heimlich, mich nie zu loben — aber gnädig zu tadeln“).

Während einer Soirée bei Kubo's wurde viel von dem bevorstehenden Maskenball gesprochen — und nach vielen Zureden nahm ich den Vorstoß Heßler's an: zusammen aus Papagayo und Papagayo zu erscheinen. Wir wählten einen Feiernanzug, wie es auf der Bühne üblich, iondren grün, gelb, roth schillernden Stoff, mit kleinen roten Federn garnirt. Ich trug einen Feiernanzug auf dem Kopf — gleich der Amazilli in Ferdinand Gottes Korallen um Hals und Arme und grüne Maskenhaube.

Heßler sah gut, beinahe hübsch aus, denn die Maskenmaske bedeckte die eingebrachte Nase, und aus der feinschneidenden Nase war sichtbar. Er hatte mich mit einem Nutzenfächer versehen, in welchem ich gedruckte Sprüche, Serle, Aphorismen in Bonbonform befanden — natürlich auch viele Dornen darunter.

Wie erregten Rufen und wurden bald von neugierigen Masken umringt. . . . Ich theilte die Bonbons aus, Heßler gab prächtige Repliken, und — Papagayo bemerkte sich, ihrem Papagayo keine Schande zu machen. Heßler versicherte: wir hätten glänzend resultirt — und ich erhielt nach dem Ball eine Menge Schätze.

Die Berliner Substitutionsbälle im Opernhaus habe ich auch zu sehen bekommen, denn gelangt wird dort fast gar nicht. Was sonderst, bedacht und musirt und — beneidet gegen die Toiletten. Die Herren bewegen sich im Saal, die Damen sitzen meist auf den rings herum angeordneten Stühlen. Der König promenierte unermüdet durch das Gedänge und spricht lehrhaftig mit Vielen. Dabei schaut er lächelnd umher, wie ein Vater, der sich freut, die Kinder vorzüglich zu sehen.

Auf der vierten Etage sah ich ganz beiseiden mit der Mutter und einer befreundeten Familie und ergötze mich an dem glänzenden Gewirr im Saal. . . . als plötzlich mir zugewandt wurde: „Der König will mit Ihnen sprechen, treuen Sie herab.“ . . . und ich fand vor Friedrich Wilhelm dem Gerechten.

Ich fühlte, daß sämtliche Anwesende mich beobachteten, wie ich mich benehmen würde, — es stimmte mir vor den Augen — aber kaum begegnete ich den milden, gütigen Augen des Königs, so war ich gelöst. Der König lagte in seiner bekannten, abgedrungenen Weise: „Freue mich, Heßler Sie für meine Bühne gewonnen — oft auf dem königlichen Theater spielen — viel Vergnügen gemacht — muntes Weien hören — sehr gefallen.“

Ev. Heßler beklagte mich . . .

„Wann aufzutreten?“

„Witte Deinet!“

„Welchen Texten?“

„Reichste Gerechtigkeit — Jurist und Bauer —“

„Gut, liebe Kunstspiele — wünsch' Glück!“

Dann nickte der König freundlich und ging weiter. Demuth Heßler (Häuten) bei mir seinen Arm, mich wieder auf die Gallerie zu geleiten; doch nur mit Mühe gelangte ich hinauf. Alle Welt wollte mit vorgeteilt sein — mich sehen — mit mir sprechen.

Bei meinem nächsten Schreiben bin ich schon in Reich und Glück — unter den Vernehmlichkeiten der königlichen Bühne und muß flehig sein, um den Namen Roschies zu verdienen. . . .

*) Roschies' Freundchaft blühte Roschies nach sein laienliches Ende. Demaritz, die seine Schenke“ ein, das 1826 an dem in Paris gekauften und der König viele Wochen feierte. Es erhielt die deutsche Sprache bestritten in Berlin, nach dem aber auch eine Menge der anwesenden und belobenden Begriffe und demütliche Götter und ihre Helfer. Es wurde leicht verstanden.

Die Vermählungen in Odeffa durch den Wolkenbruch am 24. Mai.

(Empfange das Bild S. 704.)

Wie furchtbar jener Wolkenbruch, der im Mai auch in Süd deutschland selber und Wälder und Weinberge vernichtete, in Odeffa ausgebrochen ist, dafür bräute unser heutiges Bild, von einem Regenbogen aufgenommen. Derfelbe scheint dazu: Am Abend des 24. Mai brach hier ein so gewaltig heftiger Gewittersturm und Wolkenbruch los, daß wir uns in der Nacht gefühlt waren. Das benachbarte Meer war unter stürmischen Wellen und namentlich die heftigsten Gewitterstürme gellen, in welcher sich der in's Meer aufsteigende Dampfwolkenstand befand. Dieser Anstalt, ich darf das große Glückseligkeit in jenem weiten Wälderwald, wurde in einem reinen Strom vernichtet, welcher Alles auf seinen Wege fortbewegte. Als welcher stalt die Wälderstämme weichen, dafür hieß es Weiz, daß die Wälderstämme des Meeres am Ende mit dem ersten Gewittere gelaufen wurde, und das einige Wälderstämme kamen ihren Trümmern. Allen und Weizen in's Meer fortgerissen wurden. So sah man den Tag darauf einige Wälderstämme fallen und eine Trübe aus dem Meer fließen. Dann wurde eine Frau mit ihrem Kinde 188 und aus dem Wasser gezogen — und der Wälderstamm hing 1000 mündes Opfer. Eine Wälderstämme mit Geld und ein halbes Wälderstamm über geblieben, aber die furchtbarsten Trübe Wälderstämme. Auch ein Wälderstamm wird vernichtet, welcher die Trübe bringt fortgeführt und der Schule abgeführt hatte und auf dem Wege nach Hause am Wälderstamm angekommen sein soll.

In der Stadt arbeiteten tagelang noch Tausende, um die Entlastung vieler Kierstämme zu bewirken, die Munizipalität konnte durch die Kaiserliche oberste Gesundheitsverwaltung in Wien die sogenannten Tabaksteuergeldern zur Befreiung gestellt. Einige sehr kleine Städte sind zum Theil ganz konzeptionslos, die können aber werden.

Die Beschwörung der Konstitution durch Marschal Serrano.

(Lungs and ribs of 200)

[illegible]

Notiz-Blätter.

ΣΙΓΓΡΑΜΜΑ.

[illegible]

GUIDE BOOK.

— Die Cellionen der französischen Academie befinden sich in Verlegenheit, wenn sie den großen Kunstpreis zu 100,000 Francs vergeben sollen, da sie sich über den Kandidaten durchaus nicht einigen können und es denn doch nicht angeht, dem Kaiser eines Bildhauers zu folgen und die Wahlmänner, wie bei Großbritannien, zum Kaiserthron zu nehmen. Die Cellionen an den Kaiser die Bitte, die Gewinne in vier Theile zu 25,000 Francs theilen zu dürfen, die sie dann

kleiner als Mann zu bringen vermöchten. Der Kaiser hat aber der Kaiserin seine Hilfe gesandt und der Kaiserin befohlen, sich einem Ratschläge zu enthalten. Zu Dresden sind: Gernier, der Bräutigam des neuen Czar, Inc. der Erbkönig des Jungstallmeister, B. facel, Gernier, Bode und Petrus.

2180

— Die Uebc Vertheil, ein von allen notables (interessanten) Ausgängen für beschriebene Requiem für Hoffini zu veranlassen. Ihr Gedicht in größter Anzahl vor. Die Beschreibung ist folgende: Ob das ausgedrückt worden zu komponieren: 1) Singend: Das Requiem antworten in G-moll als Uebel (Lamento); 2) Singend: Das Requiem in C-moll für Orgel und Uebc (Allegro maestoso); 3) Singend: Tuba mitem in E-dur für Cantoribus. Uebc und Cantoribus (Allegro); 4) Singend: Quod non misse in A-dur, C-moll für Sopran und Alt (Lamento); 5) Singend: Requiem in F-dur, G-moll (Lamento); 6) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 7) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 8) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 9) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 10) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 11) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 12) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 13) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 14) Singend: Requiem in G-moll (Lamento); 15) Singend: Requiem in G-moll (Lamento).

Gibbs

— Nach einer vom Tempel vermittelten Statistik ergab sich im Theater: 337 in Frankfurt, 298 in Jülich, 163 in Bonn, 150 in England, 152 in Österreich, 74 in Preußen, 115 in Bayern, 100 in Württemberg, 90 in Baden, 80 in Sachsen, 70 in den übrigen Teutlande, 34 in Ostfalen, 24 in Belgien, 23 in Holland.

— **Milofanoff's neues Drama „Jizanka Cerini“** wurde von Hofburgtheater in Wien zur Aufnahme angenommen. Der Autor des Dramas hat schon drei Theaterstücke, so auch ein Lustspiel, veröffentlicht und ist als Bühnendirektor ersichtlich mancher Bühnen in Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, man weiß wohl, daß die Welt der Bühne nicht ohne ihn sein kann.

— **Herrn's Rede** am 1. März. Herr Reichardt's Rede über „Die Rechte der Volksherrschaft“ hat in Berlin viel angeordnet.

— **Herr Uexküll's**, der Staatsrath, ließ gestern in Göttingen seine Oper „Rosario“ aufführen. Sie hat sehr empfangen.

— **Von einem Schiller, Adolph Damer,** der früher nach München aus dem europäischen Regimente war, wurde die Wahl eines Kapellmeisters zu Göttingen gemacht.

Get the

[illegible]

Геллер и Миллер

[illegible]

Wich. 23 deutsche Meilen südlich von San Diego, und von hier e. 10 Meilen die See östwärts gerichtet. Infolge dieser nur 10 Meilen langen Fahrt konnten wir die Küste nicht ablesen, sondern nur die "Barranca" betreten am 22. April bei 12 32' N. 120 20' W. in die Ciénega (Salsadero) betreten (73° 41' N. 21. 120 25' W. v. M.). Da hier aber keine Höhen angetroffen wurden, ging ich dahin mein weites vom Genie ab, um Dörfer geographischer Positionen in einer früheren und geographischen Zeit dann zurückzufinden. Am 23. Februar e. 10 Meilen weiter in die Höhe in 71° 50' N. 21. 120 25' W. v. M. und am 2. Mai in 74° 30' N. 120 25' W. v. M. in 25 deutsche Meilen von derselben entfernt. Dagegen aber östlich höhere Anhöhen wurden schließlich in den "Geographischen Untersuchungen" erscheinen. Als bei der außerordentlich häufigen und außerordentlichen Fahrt über die See nach Norden und guten Wetter und nur 24 Meilen mit dem Heilmittel keine Wasserstände (Höhe) und Beobachtungen führten. Auf der guten geographischen meteorologischen Beobachtungen, hatte er viele weitere Antriebe über die Verhältnisse und einige Tausend Vorklämme (Anzahlungen) angegeben, die bei den geographischen Beobachtungen; genau Untersuchungen zu 24 Meilen (Schiffenheit) der Meeres angaben, den 2. August 1892

Deutscher.

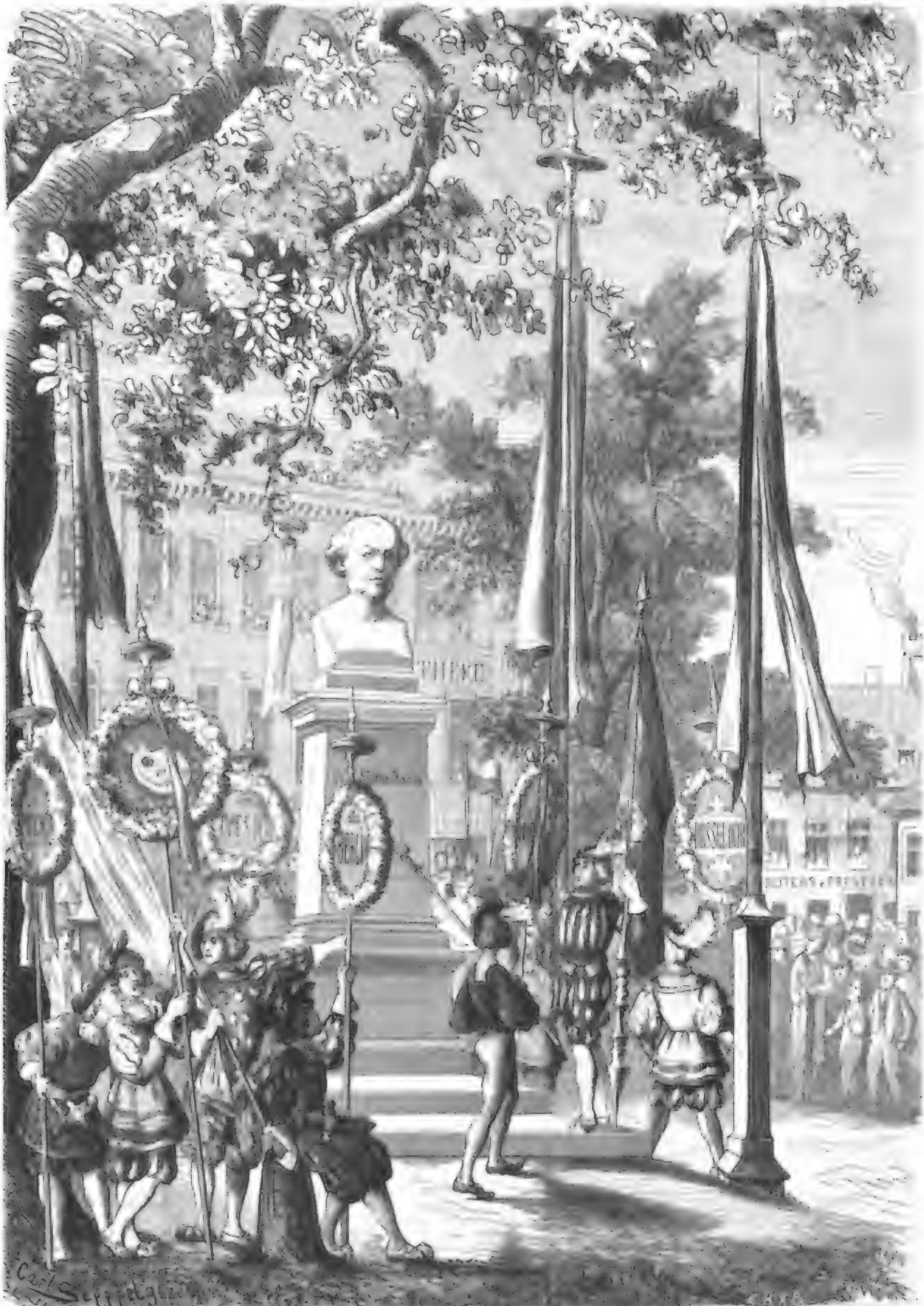
[illegible]

56200000

[illegible]

Neue literarische Erscheinungen.

[illegible]



Einleitung des Gedenk-Tenue in Zürihof. Originalzeichnung von Carl Zeyher. (S. 710.)

Der Wunderdoktor.

Erzählung

von

Robert Schweißel.

(Vervollständigt.)



er Frau Corra entging Madelaines wunderliches Wesen nicht. Sie schalt sie deßhalb und wollte wissen, was sie habe. „Du wirst den Richard noch kesseln machen durch Deine Abtreibungen“, sagte sie. „Einen kleinen Raan kannst Du Dein Verbalg nicht wünschen, oder was?“ „Ach nein, ach nein“, flüsterte Madelaine.

„Was hast also?“ fragte die Mutter unruhig. Diese Frage wirkte auf Madelaine, als würde sie von der Abendröthe überflammt, und es drängten sich die Worte auf ihre Lippen: „Ach Mutter, ach Mutter, ich hab' solche Angst davor, seine Frau zu werden.“ Die Mutter starrte sie eine Weile sprachlos an; dann brach sie in ein lautes Lachen aus.

„Das ist's!“ rief sie. „O Du einsilbige Gans!“ Sie lachte, daß ihr die Augen thränen, und Madelaine schweigend verabschiedete, indem sie den Kopf senkte. Die Vorstellung, daß sie Richard's Frau werden sollte, stand als ein Schreckbild vor ihr und drückte sie Nachts wie ein Alp. Sie kämpfte dagegen und hielt sich Alles vor, was ihr durch die Verbindung mit ihm gereuen konnte. Er war so gut und brav, und er liebte sie so sehr! Es wollte sie fast bedünken, daß sie sich weniger vor der Heirat gefürchtet hätte, wenn sie ihm gleichgültig gewesen wäre. Aber sie richtete ihre Gedanken vergebens auf seine guten Eigenschaften. Es war ihr unmöglich, sich in das frühere hässliche Verhältniß zu ihm zurückzufinden, welches während der acht Tage seit ihrer Verlobung zwischen ihnen bestanden hatte. Ihr Herz sträubte sich mit einer Energie dagegen, die sie in Verwirrung setzte. Sonst war sie so unglücklich gewesen, wenn sie einmal zu bemerken glaubte, daß Jemand ihr nicht wohl wollte. Sie hatte dazu selten genug Gelegenheit gehabt. Jetzt machte sie es unglücklich, daß Richard sie liebte, und sie hätte gewünscht, daß er sie haßte. Er verdiente so sehr, daß man ihn gut war; allein sie, sie konnte ihm nicht gut sein. Sie schloß es.

„O heilige Mutter Gottes!“, rief sie unter Thränen, „laß mich ihn doch lieben!“

Es war, als ob sie damit eine Zauberformel ausgesprochen hätte. Denn auf einmal schaute sie Andre mit jenem Blicke an, mit dem er, seiner Mutter Dank und Abschied sagend, in seine Hütte zurückgekehrt war. Sie fühlte, daß ihr das Wort in die Wangen stieg. Ihr Herz schlug voller und mit Unruhe überkam sie. Warum dachte sie an Andre? Es war ihr, als beging sie damit ein Verbrechen. Sie wollte ihre Gedanken von ihm abwenden, aber es gelang ihr nicht. Er drängte sich immer wieder hervor. Ihre Unruhe wuchs. Um sie zu beschlän, wolle sie ihre häuslichen Obliegenheiten mit einem doppelten Eifer, und machte sich allerlei zu thun; allein ihr Kopf wurde davon nicht in Anspruch genommen, und ihr Herz ging seinen eigenen Weg.

Als die Mittagshize vorüber war, nahm sie die Gießkanne und ging auf den Kirchhof, um den Rasen auf ihres Bruders Grab und die Blumen zu begießen, die sie darauf gepflanzt hatte. Es drängte sie mehr als sonst zu diesem Geschäft, als müßte sie Ruhe finden bei den Todten. Sie ward auch stiller in den Erinnerungen an ihren seligen Lieblich. Meister Goffin, der sie von seinem Fenster aus bemerkt hatte, kam zu ihr.

„Ich hab' Dir was zu sagen“, begann er, nachdem er sich überzeugt hatte, daß außer ihnen sich Niemand auf dem Kirchhof befand. „Der Andre hat's mit aufgetragen, daß ich Dir danken soll von wegen gestern.“

Madelaines Herz sprang elektrisch auf. „Du wirst's Niemand verrathen?“ fuhr der Alte, seine knarrende Stimme dämpfend, fort, „daß ich bei ihm gewesen bin.“

„Ach nein, gewiß nicht“, versetzte Madelaine lechhaft. Meister Goffin nickte, nahm eine Weile und sagte: „Er hat's Dir gern selbst gesagt; aber das ging ja nicht an.“

„O, es braucht ja keinen Dank“, entgegnete Madelaine, und durch ihre bräunlichen Wangen schimmerte eine höhere Röthe.

„Weißt schon“, antwortete der Alte mit einem Anflug seines gewöhnlichen Lächelns. „Du hast es um Gotteswillen gethan, oder weil Du es thun mußt, wie die Blumen da auf Deines Bruders Grab duften, weil sie müssen. Es ist einmal ihre Art.“

„Ihr häßlich's auch gethan“, sagte sie, ein wenig verärgert über seinen Vergleich.

Er räusperte sich, und nach einer Sekunde lachte er: „Ja, wenn es die Ursache nicht so eilig gehabt hätte. Na, gleichviel, ohne Dich hät' ich wohl jetzt den Spaten in der Hand, und grüb' dem Andre sein Grab — dort im äußersten Winkel unter der Erde, und einen Hügel dinst' ich ihm auch nicht drüber bauen. Er ist ja im Bann und hat's mit dem Bösen.“

Ein ganzes Gesicht verzog sich in hässlichem Spott. Madelaine blühte ihn betrogen an. Er fuhr fort: „Und ich dank's Dir auch, Madelaine. Denn schon, ich hab' seinen Menschen lieb, aber ihn hab' ich lieb, als ob er mein Sohn wär.“

Ein liebliches Lächeln verblühte um ihren rothen Mund, während der Alte mit den Worten schloß: „Und er laßt Dich schönster grüßen. Er wird Dir Deine Güte nicht vergessen, und er wünscht Dir alles Glück mit dem Richard Bornes.“

Madelaines Lächeln verwandelte sich in einem großen Mißfallen. Meister Goffin entfernte sich, ohne daß sie es gewachte. Ihr war es, als hätte sich der lichte Tag plötzlich in Nacht verwandelt. Die Blumen verloren ihre Farben, der grüne Rasen ward schwarz. Plötzlich ging eine Erschütterung durch ihren Körper, als ob alle Nerven rissen. „Andre! Andre!“ schrie es in ihrem Herzen auf, und entsetzt schlug sie die Hände vor das Gesicht.

Was sie so lange unbewußt in sich getragen, jetzt stand es deutlich vor ihr, aber nicht lieb und freundlich, sondern unheimlich wie ein Gespenst. Die Mutter meinte auch, es müßte ihr am hellen Tage ein Geist erschienen sein, so verlor sie sich aus, als sie eublich vom Friedhofe zurückkam. Madelaine konnte zu ihren besorgten Fragen nur den Kopf schütteln, ihr Mund war wie verriegelt.

Doch es konnte ja gar nicht sein, daß sie Andre liebte, es war nur Mitleid, was sie für ihn empfand, jenes Mitleid, mit dem sie ihn immer in Schutz genommen hatte, so oft ihm Unrecht gethan worden war. Indessen verschwand diese Selbsttäuschung unter dem Friedstiele, mit dem sie die Stunde heranziehen sah, in welcher Richard zu kommen pflegte, und sie machte sich in dem Garten ein Geschäft, um den Augenblick der Begegnung mit ihm zu verzögern, und sich zu fassen. Wie falsch deutete ihr Verlobter die Rinde, welche ihr Gesicht und Stirn bis unter die Scheitel färbte, als sie endlich in die Stube kam. Sie zwang sich, freundlich gegen ihn zu sein, und redete in hastiger Weise mehr als sonst.

Der Gleichmuth ihres Wesens war dahin. Sie empfand ihre Liebe als eine Schuld gegen Richard. Sie hatte sich ihm angelobt, und ihr Herz gehörte einem Andern! Dieses Bewußtsein raubte ihr auch den Muth, für Andre's Glück auf dem Heirathsreise bei dem Parrer einzutreten, wie sie sich vorgenommen hatte. Es ging ihr wie den Frauen in der Legende, welche in der Kraft ihres Glaubens über Flüsse sprangen, wie über festes Land, aber in das Wasser einfielen, sobald sie ein Zweifel überkam. Wie sollte ihr der Parrer glauben, da ihre Verlobung Andre's aus einem selbstdürftigen Herzen kam! Freilich wollte sie von Andre nichts, konnte nie etwas von ihm wollen, aber sie mußte Herrn Petulant doch gefallen, daß sie den Gedächtnis liebe, und das Blut verwandelt sich in ihren Adern bei diesem Gedanken in einen Giftstrom. Es war ihr unmöglich, dieses Gefühl abzuwenden, und sie wagte deßhalb auch nicht zur Bräute zu gehen. Ihr Morgen- und Abendgebet verwandelte sich in ein Gebet um Erlösung ihres Herzens von der Liebe zu Andre.

Richard mußte es wohl merken, daß in dem Wesen und Benehmen Madelaines gegen ihn eine Veränderung stattkam. Sie konnte sich nicht verstehen und heucheln. So war sie jetzt gut und lieb gegen ihn, in dem ehrlichen Bestreben, seine Neigung zu erwidern und Andre zu vergessen, der doch immer etwas Unheimliches für sie behielt, und dann kehrte sie wieder in unheimlicher Eile vor ihm zurück, oder sie schaute ihm mit so mitleidvollen Blicken an, daß sie ihm das Herz umwandelte. Was hatte sie nach? Sollte Pierre le Roux doch Recht haben mit seiner Behauptung? Einmal Tages kam er mit einem verschmolzenen blauen Auge zu Madelaine. Er war, wie er erklärte, im Finstern ein etwas angegraut. Angenommen war er freilich, wenn auch nicht im Dunkel, und zwar an der Brust eines seiner Freunde, dessen Bemerkungen über Madelaine er mit dem letzten Grunde, welchen die Natur dem Menschen verleiht, hatte widerlegen wollen. Es war nur der Anfang einer Beweisführung, welche den friedfertigen Richard allmählich mit seinen besten Freunden und Bekannten entzündete.

Noch immer hat selbst die größte Abgeschmacktheit ihre Anhänger gefunden; warum sollte es also der unheimliche Mensch Madelaine nicht angethan haben? Eben die Menschheit ist es ja, welche dem Bösen zuerst reist. Die weibliche Einbildungskraft von Abundanz war gleich überzeugt, daß der Böse im Spiel sein müßte; wie hätte sich sonst Madelaine zur Beschäftigten des Herrenmeisters aufgeworfen? Wirklich hätte es nur mit unredlichen Dingen zugehen können, wenn die gute Partie, die für Madelaine in Aussicht stand, ihr nicht unter den Nähten heimlich-

stahiger Tücher und unter diesen Tüchern selbst Weidenrinnen erodiert hätte, die nun begierig die Gelegenheiten ergriffen, ihr etwas an Zeug zu fäden. Hätte Richard nicht die unglückere Quelle gekannt, aus der das Geräch über Madelaine stammte, wer weiß, was geschehen wäre. So aber erhob er sich immer wieder zu dem Glauben an Madelaines Unschuld und setzte für diese seine Faust zum Schwabe gegen Alle, die es für ihre Ehrsüchtigkeit hielten, ihm die Augen zu öffnen. Auch hatte Madelaine ja ihre Stunden, in denen sie die Alte war. Doch nein, ganz die Alte war sie nicht; denn selbst in ihrer Herzlichkeit lag etwas Fieberhaftes, wie es gar nicht an ihr gewohnt war und was ihm nicht wohlthat. Ein Anderer hätte sie längst über ihr wunderliches Benehmen zur Rede gestellt; allein das Fragen lag nicht in seiner Natur und er suchte in der Stille mit dem Raschel, das ihm manche schwere Stunde vurrachtete, fertig zu werden. Außerlich verhielt sich kaum etwas von dem, was in ihm vorging, nur zeigte er sich bei Madelaine nie daheim noch stiller als sonst, und er hatte an nichts mehr ein recht's Begehren.

Frau Corra und Madelaine warteten bei ihrem eingezogenen Leben nichts dem dem geistlichen Verzicht, das im Dorfe umflie. Es wagte sich doch Niemand damit an sie. Unter der wohlhabenden Bauernschaft hatten sie, außer mit Frau Bornes, keinen Umgang, und ihre Nachbarn, welche arm waren, wie sie selbst, hielt ein Rest von Ehrsüchtigkeit ab, ihnen durch Theilnahme des Gerades wohl zu thun. Aber Küster fingen auch sie an, sich zu betragen. Madelaine war viel zu sehr in ihre leide Liebe versunken, um dessen zu achten, und die Mutter meinte, die Leute seien wohl ein wenig neidisch auf das Glück, welches ihrer Tochter bevorstand. Auch hielt sie sich selbst mehr zurück; waren es doch Bekanntschaften, welche für die Schwiegermutter eines reichen Bauern nicht positen und die sie nach der Hochzeit Madelaines ganz lassen zu lassen entschlossen war. Für Kirche oder Lamen lie, da sie ihr nahe wohnten, erst unter dem letzten Geläch, so daß keine Zeit zum Schwärzen nach dem Gottesdienste war, und nach demselben drängte sich gleich Richard zu ihnen und zwang sich mit einer wahren Seelenangst zur Gesprächigkeit, damit sie nur nicht die wenigeren, höhnischen und feindseligen Blicke und Gesichter wahrnehmen, mit denen sie betrachtet wurden.

Als Frau Corra am nächsten Sonntage nach dem Demut mit Madelaine zur Kirche ging, war ihr übrigens das Herz nicht völlig besonnen. Wenn nun dennoch der Parrer Madelaines Benehmen zur Sprache brachte? Allein Herr Petulant rathete jener Ereignis mit keiner Sylbe und sie schmeichelte sich auf. Die Leute glaubten in dessen zu bemerken, daß er zwischen scharfe Blicke auf Madelaine richtete und als ob in ihnen eine gewisse Strenge läge. Dieser Umstand bekräftigte sie noch in ihrer Gesinnung gegen die Arme. Ihrer Mutter fiel nur auf, daß Frau Bornes nicht in der Kirche war, auch den nächsten Sonntag fehlte sie. Richard bemerkte, daß sie in der Frühmesse gewesen wäre. Frau Bornes war aber nur darum nicht zur Kirche gekommen, weil sie die Braut ihres Sohnes und deren Mutter vermeiden wollte. Sie hatte keine bequerte Frau sein müssen, wenn sie nicht viele Freundsinnen besitzen hätte, die es für ihre heiligste Pflicht hielten, sie kleinstlich von dem zu unterrichten, was im Dorfe von Madelaine gelauscht wurde. Da war es der guten Frau wie Schuppen von den Augen gefallen, und das Mitleid mit sich selbst machte sie täglich stöhnen und weinen, da Richard nicht von dem Mädchen lassen wollte. Ah, was war sie für eine unglückliche Frau! Sie hatte es ja gleich gedacht, daß aus dieser Brautkauf kein Segen kommen konnte, und sie hätte sie ihre Einwilligung dazu gegeben, wenn ihr Richard nicht so halsstarrig wäre. Sie war daher nicht wenig verblüfft, als selbigen Tages um die Besprechung Frau Corra und Madelaine zu ihr auf Besuch kamen. Das Besprechend stand auf dem Tisch, Frau Bornes' Junge war wie gelähmt, so daß Richard stotterte, die ihm willkommenen Gäste einladen mußte, mitzubringen. Madelaine und ihre Mutter blieben einander erstaunt an und dann wieder die Bräutigam.

„Ja, was habt Ihr denn?“ fragte Frau Corra.

„O nichts, ich meinte nur —“ brachte Richard's Mutter hervor.

„Na, was meinst denn? Du bist ja ganz furios“, ästerte Richard, der auf der Bank neben sich Witz gemacht hatte, damit sich Madelaine zu ihm setze. Sie blieb aber noch stehen, wie ihre Mutter; das Benehmen der Frau Bornes war doch gar zu seltsam.

„Ich meint' nur“, sagte sie, indem sie feuerroth wurde. „Na, seht euch doch.“ — Es ist schon, daß ihr gekommen seid. Ich dachte nur, ihr würdet nicht kommen.“

„Jetzt aber, was red'st denn, Walter?“ fragte Richard und legte sein Messer nieder.

Diese wiederholte ihre Einladung zum Niederstehen, aber in einer so lauten Weise, daß Frau Corra noch besser ward und rief: „Ich dank Euch schon. Wir gehen schon, wenn wir Euch unlegen sind.“

Frau Bornes neigte ihre Lippen und entgegnete: „Es ist mir schon recht, daß ihr da seid. Man kann ja über Alles in Freundschaft reden.“ sagte sie gedehnt hinzu, indem

Es war noch ein glücklicher, den Taut aller Anstrengungen heraus-
jederader Gedanke des Festhaltens, als es befahl, gerade an dem

selben Tage für die Errichtung eines Beethoven-Tempels die ersten
großen Vorbereitungen zu treffen.

Die Gedächtnisfeier der Akademie fand zu befehltem Zweck die
erste Generalversammlung statt, welche sich in großer Anzahl versammelten



Silvester laßt sich abzeichnen mit dem Bildnis des XL. Kaiser. Nach einem Gemälde von G. G. (S. 717)

ah. Von dem zum Aufgehenden gewählten Regierungspräsidenten
von Rottweil herab, wurde der Statutenrat für
Gründung des Tempels versehen und beraten. Lehrer wurde ein-

setzung angenommen und wird demnach durch öffentliche Bekannt-
machung durch das Reichsblatt sich herausstellen. — Die am
Schluß der Versammlung folgende aufgestellten Pläne zum Einzeichnen

der Beiträge hatten sich ebenfalls mit zahlenden Mitgliedschaften, und
sahen sich vornehmlich die k. l. Akademie der Kunst zu Wien, durch
ihren würdigen Direktor Mitter, der auch ein Schüler von Cornelius

weder die Festigkeit, noch die Reizung, Anstrengungen für andere, schwer zu behebende Fragen zu machen.

Vorn, obwohl unbedingt von ruhigerem Temperament, als sein Geschlecht, erregte endlich doch sein Verstand, ihn geradezu schmerzliche Abwesenheit nicht länger und fragte plötzlich: „Wie gefällt Ihnen das nobelste Haus in der Residenzstraße, Martens?“

Vorsichtig, ob es eines unserer behaglichen und schäferischen Grundstücke, die Lage — im Mittelpunkt der Stadt — vorzüglich, das Gestrüch hinter dem Gesträube, der Balken vor dem Hause höchst angenehm. Dabei scheinen mir die beiden Wohngelegenheiten, wie ich mich deren von dem letzten Male bei dem Oberbürgermeister erinnere, für alle häuslichen Zwecke überaus bequem eingerichtet zu sein; der Hofhof hat da noch nicht wie bei uns in moderneren Häusern nach allen Seiten hin getheilt und getheilt. Wie wohlhabend wollen Sie meine Meinung über die Haus wohnen, Vorn?“

„Es kommt freilich wegen Erbschaften zur Substitution, und ich möchte es kaufen, um die erste Etage zu bewohnen und ganz nach meinem Geschmack einzurichten.“ Das würde ich an Ihrer Stelle nicht thun, ganz abgesehen von dem Kostenpunkte, über den ich mir keine Meinung zu erlauben habe. Denn eine Wohngelegenheit von sechs Zimmern, diversen Kabineten, Kammern u. s. w., läßt sich mit Ihrer alten Einrichtung nicht in einem befriedigenden Zustande erhalten. Auch müßten Sie sich — so scheint es mir wenigstens — in den vielen Zimmern allein sehr ungemächlich fühlen.“

„Ich gedulde auch nicht, die Wohnung für mich allein zu benutzen“, erwiderte Vorn, der bis dahin mit seinem Tadel verschiedene Figuren in dem sandigen Erdboden geformt hatte und jetzt scharf auf Martens hinblickte, damit ihm auch nicht die leiseste Bewegung desselben entginge, — „sondern — mit meiner künftigen Frau.“

„Sie wollen sich verheirathen, Vorn?“ rief Martens mit dem ungeschwätigsten Erstaunen. „Ich muß gestehen, auf diese Mitteilung war ich nicht vorbereitet. Ist die Sache bereits fest, darf man Ihnen aus welcher Seele Glück wünschen?“

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme, Martens“, und will Ihnen offen sagen, wie die Angelegenheit steht. An der Neigung des Mädchens darf ich kaum zweifeln, aber bei den Eltern habe ich noch nicht angefragt, und da möchte ich mir Ihren Rath erbitten: glauben Sie, daß man mir die Hand eines siebenzehnjährigen Mädchens geben werde?“

„Unbedingt, wie könnten die Eltern eine bessere Partie für ihre Tochter wünschen? Ich gedulde hier nicht von Ihrem Charakter zu sprechen, über welchen es in der ganzen Stadt ja nur eine Meinung gibt, sondern fasse Ihre äußere Stellung als zweiter Verstand der Bank in's Auge, sowie das gewiß schon beträchtliche Vermögen, das Sie in den letzten zehn Jahren erspart haben müssen, und lege großes Gewicht auf den hochgelehrten Namen, der Ihnen von Eltern und Großeltern überkommen ist. Ja, ich muß Ihnen aufrichtig gestehen,“ fuhr Martens lächelnd fort, „daß ich es in Anbetracht unserer alten Freundschaft geradezu für ein Unrecht halte, daß Sie nicht warten, bis Selma zwei Jahre mehr zählt.“

„Sie würden sich nicht bedacht haben, Martens, Ihre siebenzehnjährige Tochter einem mehr als doppelt so alten Manne zu geben!“

„Vorn, Sie sind ja bedeutend jünger, als unsere sogenannten jungen Männer, die alle Freuden und Genüsse bereits angetastet haben und an Geist und Körper schon Greise zu sein scheinen.“

„Sie nehmen doch Frohdorf von dieser schweren Anschuldigung aus?“ sagte Vorn lachend.

„Frohdorf war Feuer und Flamme seit dem Augenblick, da er Klärchen's Bild sah, also ist noch Blut und Wärme in ihm; auch habe ich während der vier Wochen, die wir im Bade zusammen verlebten, seine Unregelmäßigkeiten bemerkt, die mir Anlaß zu Besprechungen hätten geben können. Von einem Manne, der zu zwanzigjährigen Jahren bereits über ein frisches Einkommen verfügte, darf ich nicht erwarten, daß er niemals einen sauren Paus gemacht habe, oder allen Versuchungen gleich Joseph entgegengetreten sei.“

Vorn, der nur ein Ziel im Auge hatte, lenkte von dieser Abschweifung zurück und sagte: „Ihre vorhin gedruckten Worte beruhigen mich insofern, als ich den Vater mit günstigem Gesinnung vorstellen könnte, aber die Mutter? Ihre liebe Gattin z. B. würde die Sache wahrscheinlich anders auffassen und mir bedeutende Schwierigkeiten verurkunden.“

„Da sind Sie im Irrthum, Vorn; meine Frau hat — wenn Sie möglich wäre — eine noch vortheilhaftere Meinung von Ihnen, als ich. Wahrscheinlich, Eleonore schwebt für Sie.“

„Die Schwärmerei pflegt eine sehr wohlfeile Leidenschaft zu sein und wird Sie daher wohl niemals betrunken haben“, entgegnete Vorn mit kühler Ironie.

„Sie haben entschieden Glück bei den Frauen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Vorn! Magie doch neulich Klara in Bezug auf Sie zu Frohdorf eine Neube-

zeugung, die einem minder bevorzugten Manne wohl hätte zu denken geben müssen.“

„Und was sagte Klärchen?“ fragte Vorn, der seine ganze Selbstbeherrschung nötig hatte, um die Stürmesflut in seinem Innern zu dämmen und zu verbergen.

Klara widerlegte eine Behauptung Frohdorf's, indem sie sich auf einen Ausspruch von Ihnen berief, und meinte, daß es dabei gar keine Appellation gäbe. „Aber was werden wir denn beginnen, mein süßer Engel, entgegnete Frohdorf, wenn Onkel Vorn nicht mit uns ist und Sie nicht mehr als Leuchte auf dem Wege des Rechts und Unrechts dienen kann?“ — „Das habe ich mir eigentlich noch gar nicht klar gemacht“, sagte Klärchen, „nur ich, seit ich denken kann, immer so zu Muth gewesen, als gehörte Onkel Vorn zu mir und ich zu ihm.“

Die volle Liebe eines edeln, mit unsympathisch empfundenen Bewusstseins ist ein wunderbar befehlendes Gefühl, dessen Ergänzungen nicht nur das gemeinlich durchsichtige Leben verschönern, sondern auch über das Grab hinaus ihren beglückenden und verklärenden Schimmer verbreiten. Kein Wunder daher, daß der Liebe das Bangen, der Zweifel beigegeben wurde, daß wir immer auf's Neue die Schätzigkeit solchen Glückes erkennen, und nicht müde werden, mit gleichem Entzücken dieselben Begehungen und Liebesgewürze zu empfangen, wie zu geben. Klara's Worte sprachen gerade in ihrer Einfachheit die sie erfüllende Liebe zu dem theuren Manne auf's Leberzeugendste aus und vertheilten Vorn in eine Erregung, die es ihm unmöglich machte, mit einer Allgöhrigen Martens darauf zu antworten.

Was hätte er darum gegeben, wenn es ihm in diesem Augenblicke vergönnt gewesen wäre, die Hand des Mannes dankend zu ergreifen, der ihm eine so beglückende Bekanntschaft verleiht? Klärchen trat die kummervolle Gestalt Eleonore's vor seine Seele und hielt ihn ohne Nachgeben den Abgrund ernstlich, an dessen Rande ihr Gatte wandelte. Daß die Dokumente, welche Klara und Selma gehörten, von ihm verpackt worden waren, schien Vorn zweifellos, aber sie hatten doch nicht einmal ausgereicht, um seinen Begehren ein Ziel zu setzen, und Eleonore's ererbtes Vermögen, sowie die zur Ausstattung der beiden Mädchen bestimmte Summe befand sich nicht mehr in des Vaters Händen.

Vermuthlich sich beherrschend sagte Vorn: „Haben Sie Dank für die Freundlichkeit, mit welcher Sie meiner Bewerbung einen glücklichen Ausgang verheissen, ich will nun in den nächsten Tagen die Entscheidung herbeiführen. Eine Bitte möchte ich noch an Sie richten: wollen Sie für den Fall, daß die Krüder'schen Erben das ganze Kaufgeld haar ausgezahlt zu haben wünschen, und meine disponiblen Mittel nicht ganz ausreichen, mir auf wenige Wochen 2-3000 Thaler leihen?“

Auch ein minder scharfer und weniger vorbereiteter Brochard wäre aus der Taktik, mit welcher Martens dieser direkten Frage entgegentrat, die wunder Stelle erkannt haben, die man bezieht. Eine leichte Wölfe lag über sein Gesicht, und in einem ansehnlichen begarigten Tone erwiderte er baldig, als ob er die Sache schnell zu erledigen wünschte: „Wie können Sie glauben, Vorn, daß man von Ihnen das ganze Kaufgeld verlangen werde und nicht gern 5-6000 Thaler zur ersten Stelle belassen sollte? oder daß nicht sofort von einer Korporation oder aus einer Stiftung dieselbe Summe zu dem billigen Zinsfusse zu erlangen wäre?“

„Sind, wie hier, mehrere Erben dabei betheilig, so kommt man am leichtesten zum Ziel, wenn das gemachte Gebot gleich haar auf den Tisch gestellt werden kann. Es würde sich immer nur um eine kurze Frist handeln, während welcher ich die 2-3000 Thaler brauchte. Ihre liebe Gattin vertraute mir im vergangenen Jahre, daß Sie einen ansehnlichen Fonds zur Ausstattung Ihrer Tochter gesammelt hätten, und dessen Gedächtnis ich, als ich von Ihrer Freundschaft eine Auskunft mir erbat.“

Eleonore, obwohl sicherlich eine geistvolle Frau, ist in Geldsachen ebenso ungeschick, als ihre Nischwester, und meinte wahrscheinlich, ich habe die Erfahrungen an unsern Jüngern in blanken Thalerstücken aufbewahrt. Das Kapital, von dem die Rede ist, legte ich in Eisenbahnaktien an, die bis auf die jüngste Zeit brillant standen — und ungewissheitlich später sind — aber augensichtlich im Ruine stehen, da man eine neue Bahn projectirt. Ich halte also den Zeitpunkt nicht für geeignet, sie zu verkaufen, und dachte gerade heute daran — da Klara's Ausstattung den glänzenden Verhältnissen entsprechen muß, in welche Sie tritt — Sie, meine Frau, und ich — bis 4000 Thaler für kurze Zeit zu erheben.“

Die Sache erregte ihn ja vorzüglich,“ erwiderte Vorn schnell. „Sie verstehen mir die Aktien an, die ich bei einem bedeutenden Bankier verpande — was für Sie nicht wohl angehen würde, bei mir aber durch den Hauskauf entschuldbar wird — ich bezahle das Haus und stelle Ihnen nach wenigen Wochen die eingelieferten Aktien, sowie die beliebige Summe zur Disposition. Wann darf ich die Papiere von Ihnen erbiten?“

Martens — in der Stille gefangen, welche er unbedachtig gelegt — erblute bis in das Innerste seiner

Seele. Ihm war wie dem Ertrinkenden zu Muth, über den die Wasser zusammenstürzen und vor dessen Blick kein rettend Etwas mehr erscheint. Er fühlte nur, daß er irgend etwas antworten müsse und sagte: „Kommen Sie in der Mitte der Woche und ich werde das Nöthige bereit halten.“

„Ich habe heute Ihnen unaufrichtig meinen Dank auszusprechen“, sagte Vorn, indem er aufstand. „Gehen wir vielleicht noch eine Strecke miteinander, denn ich bin leider geneigt, mich jetzt zu verabschieden.“

„Anheim wollte meinen Rath wegen eines Geldgeschäfts hören, und da Eleonore eine Abneigung gegen ihn fühlte, habe ich dem Manne gesagt, daß er bis sieben Uhr mich hier finden würde. Ich bin also zu meinem Bedauern geneigt, noch hier zu verweilen.“ Beide Männer schüttelten einander wiederum herzlich die Hand und Vorn verließ den Kasinoort.

Wie groß auch der Fehler, ja das Vergehen sei, welches ein Mensch begangen, er wird leider in den meisten Fällen — sobald die schmerzlichen Folgen seines Thuns eintreten — entweder einen Theil seiner Schuld im Geiste auf Andere zu werfen suchen, oder sie mindestens für sein Unbehagen verantwortlich machen. So hatte sich die Gattin Klara noch nicht hinter dem Iteu erproben, lang-jährigen Freunde geschloffen, als Martens ihm auf's lebhafteste ausrief: „Gott sei Dank, daß ich allein bin und Vorn nicht jede Minute und jedes Wort von mir kontrollirt und ausbeutet. Solch ein alter Junggehilfe ist wahrhaftig das schmerzhafteste Wesen der Schöpfung; er kann nach so deutlich erkennen, daß man ihm nicht willfahren möchte, er laßt sich durchaus nicht abweisen. Bei Gott, meine Sorgen wiegen schon schwer genug, er brauchte mir die feinsten nicht ebenfalls aufzubürden. Aber ich bin stets zu rücksichtslos gewesen und muß nun dafür büßen; noch einmal soll mir das nicht passiren!“

In dem Wohnzimmer ihrer eigenen Wohnung saßen Frau Martens und Klärchen mit einer Handarbeit beschäftigt vor dem herrlich arrangirten Kamin. Ganz war mit einigen Kameraden über Land geritten und Selma zu einer Schulfreundin eingeladen, die beiden Frauen dankte daher die Thierstunde nicht päpstlich einhalten und konnten die Heimkehr des Hausvaters abwarten. Endlich trat er ein und wurde von Klara mit kindlichen Schmichelworten, von Frau Martens mit einem warmen Händedruck empfangen.

„Was bringst Du uns Neues mit, Reinhold?“ sagte Frau Martens, als Klärchen dem Vater den Hut und Stod aus der Hand genommen und er in dem Lehnstuhl sich niedergelassen hatte, den sie dienstfertig ihm an den Oberlippen gerückt. „Ist es zur Abwechslung wieder einmal ruhig in der Welt geworden und namentlich in den Kammer?“

„Die Ruhe und Gemüthlichkeit früherer Zeiten werden wir schwerlich so bald wieder erleben, der Währungsstoff arbeitet zu mächtig in den Nationen, die Verhältnisse sind überall angeregt“, entgegnete Martens lächelnd.

Eleonore hatte geschloffen, dem Rathe des Freundes zu folgen und der hohen Stimmung ihres Mannes mit verdoppelter Freundlichkeit entgegenzutreten; sie erwiderte daher bestimmend und in heiterem Tone: „Du bist vollkommen Recht, lieber Mann, die frühere Gemüthlichkeit wird wahrscheinlich nicht mehr zurückkehren, aber es war auch viel Trübsal und Kämpferei ihr beigemischt, das uns jetzt schwerlich zulegen möchte. Man merkt das jetzt aus den Komplikationen und Reibereien jener guten, alten Zeit. Meine Tante Ulrike erzählte mir, wie der Prinzipal des Geschäftes, aus welchem sie ihren Bedarf an Weizen, Roggen und Getreide entnahm, zu ihr, als vierzehnjährigem Mädchen, einst sagte: „Guten Morgen, mein lieber Mamselchen, habe ich Sie doch kaum wieder erkannt, Sie gehen ja auf wie ein Osefanten!“, und ein alter Herr, der mit ihren Eltern über das unermessliche Thema von Weizen sprach, äußerte zuversichtlich: „Ja, werthe Madame, nun bekommen wir schonigst froh, ich merke das — mit Permission zu sagen — an meinen Hühneraugen.“

„Sehr läppisch, in der That!“ rief Martens in einem Tone aus, der es zweifelhaft erscheinen ließ, wenn die Bemerkung eigentlich galt.

„Es scheint mir, Reinhold“, fuhr Frau Martens unbeeinträchtigt fort, „als ob jetzt ein reizender, erfrischender Lusthauch durch das Leben der Nationen wehe, dabei gehen wohl einzelne düstere Wälder früher zu Grunde, aber das Ganze gewinnt an Kraft und Widerstandsfähigkeit.“

Um Gotteswillen, Eleonore, ich bitte Dich, nur keine philosophischen oder gar politischen Gespräche hier am Kamin, kann man ihnen doch schon in meiner Gesellschaft und an einem heimlichen Orte nicht anheben“, sagte Martens, dessen üble Laune wohl durch jedes verkehrte Thema Nahrung erhalten hätte.

„Nein, Papa, so leicht kommt Du nicht fort, wie meinst Du denn noch etwas Neues erzählen“, fiel Klara mit jenem Geyssernde der Frauen ein, der überall die gestörte Harmonie herzustellen trachtet, „hat sich Niemand verlobt, hast Du von gar keiner Verlobung gehört?“ Und

den Uebelthand nicht auf, daß der Prediger nicht zu vertrieben ist. Der stolze Stoppelraum, die mächtigen Rundbögen der südlichen und westlichen Seitenwand, die großartige Kuppel, kurz dieser Ueberfluß von Raum, Licht und Luft lassen die Töne der einzelnen menschlichen Stimmen ineinanderfließen, und so gänzlich der Bau dem Festspiel und dem Gesange der Viergeist ist, so wenig scheint er das Ansehen des Wortes, also den vornehmsten Zweck christlichen Gottesdienstes. Vergeblich hat man durch alle möglichen Vorrichtungen versucht, diese Klangwerke in ihrer Brandung an Pfeilern, Bögen und Säulen zu brechen, hat die Kuppel der Kanzel verunfälscht, Baldachine angebracht. Bis jetzt hat eine Verringerung nicht gelingen wollen. Es spricht eben Jedermann von Musik, aber bestimmte Regeln dafür aufzustellen, hat noch nicht gelingen wollen. Denn so lange man sich Ego bauen lassen, wird es mit den Regeln der Musik eine Thatsache bleiben, obgleich Jedermann sie freigelegt genug im Grunde fahet.

Gewiß hätte das königliche Landhaus von Charlottenhof sehr hübsch werden können, wenn es nämlich angehängt worden wäre! Unser Richter hat aber den Vorgebenden vorgegriffen, die Vergewaltigung und auch das zu Holz gebracht, was in den Kappen Schindeln, in der Abicht König Friedrich Wilhelm IV. und in dem aller stürkst und aller kürzesten zu verhängnisvollen Ausgange und Einnahme-Stat für die französische und königliche Chateau-Heiden geblieben ist. Im Nr. 27 haben wir bereits von dem reichenden kaiserlichen Koll, dem Schicksal Charlottenhof, erzählt, und dort ein Bild des fertigen, vorhandenen, vorhandenen. Hier gibt uns der Zeichner das schickigste, geistreichste, nach Schicksaligen Zeichnungen; aber von der Ausführung wurde abgesehen, ja, nicht einmal der Anfang gemacht. Wäre überhaupt mit der Anlage eines Landhauses bei Charlottenhof der Anfang gemacht worden, so wäre König Wilhelm die Verlässlichkeit seines Bruders gewissenhaft respektiert haben. Denn gleich bei seinem Regierungsantritt erklärte er: Alles, was mein Bruder von Bauten und Anlagen begonnen hat, werde ich nach seinen Ideen ausführen lassen; was dagegen nur in der Idee und Abicht lag, jene großartigen Bauten und Verschönerungen, welche fast die ganze Insel Potsdam bedeckt haben würden, das muß künftigen Zeiten überlassen bleiben! Und dieß Wort hat König Wilhelm gewissenhaft erfüllt. Es ist jetzt fast Alles vollendet, was sein Bruder angefangen, nur das letzte Bauelement auf dem Pfingstberge ist nicht ganz fertig geworden, und gegenwärtig nichts mehr zu bedenken. Es existiert ein Plan der Umgebungen von Potsdam, auf welchem sich bereits alle Bauten und Anlagen vereinigen finden, die König Friedrich Wilhelm IV. überhaupt beabsichtigte. Man sieht da neue Rath-Geheide, ein griechisches Theater gegenüber der Bildergalerie, archaische Bildsäule, welche den obren Umgang dieses Theaters in direkte Verbindung mit der hinteren Kante von Sanssouci bringen sollten, eine Villa Urania, auf der Höhe des sylvanischen Gartens, die Ueberbrückung eines Bades, um das Heide mit dem Crangerie-Palast zu verbinden, und in fünfzig Jahren wird dieser lauter gekochene Plan viel Kopfzerbrechen machen, denn von alledem ist nichts ausgeführt worden, und wird auch wohl das „griechische Theater“ niemals ausgeführt werden. Ebenso ist es mit diesem Landhaus in Charlottenhof und dem kleinen Seitengarten, den wir in unserer Bildz. prospectirt haben. Es wäre eine durch und durch portündliche Schöpfung geworden, dieses Landhaus, welches zwischen Charlottenhof und dem Hippodrom erbaut werden sollte! Woran die Ausführung eigentlich scheitert ist, hat man nicht erfahren. Wesentlich ist der Inhalt der Vorder- und Unterbauungen eines Königs mit seinen Kammerherren, Kältern und Bildhauern ein wesentlich anderer, als der über den Jahres- oder Monatscarpoil mit den Chateaulen-Kendanten. Beide ergötzen sich oft, leben aber noch öfter in lebhaftem Widerpruch miteinander, und nachweislich bedarf



Die Hauptfronte des Charlottenhofes.

die Chateau-Heiden ist die letzte Wort. Auch die Ansicht auf den Seitengarten eines königlichen Landhauses, sowie das Landhaus selbst, ein Ausdehnung im eminentesten Sinne des Wortes, scheinen „höheren Bedürfnissen“ gewichen zu sein. Auch ihre Zukunft steht zu den Unabsehlichen-



Ansicht in einen Salon des Charlottenhofes.

bedürfen, da in der That der König von Preußen durch seinen empfindlichen Mangel an Salzfischen und Landfischen hat, im Gegentheil nehmend einige dergleichen zu dem kaiserlichen Hofe hinzukommen sind. Es scheint sich

dammer zur Vegetation. Die wiegen den Vordach ab und meizen — sprissina verba — „dergleichen verwickelte und ungewöhnliche Einrichtungen mit lothenden Fenstern“ würden mit der Zeit Holzmangel in der Umgebung von

Potsdam herbeiführen, und so wurde dem Tölpel der Geringe, in Sanssouci verwickelte. Aus der Sanssouci-Anlage des Königs wurde nun nichts, trotz aller Nähe und Nähe, und erst König Friedrich Wilhelm IV. erregte keine hundert Jahre später eine Verleumdung der Sanssouci-Charte durch bringende und sellende Wasser. Es sollte man sich im Jahre 1819 unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. von Venedig ein Versuch gemacht werden, die Dampfmaschine für Gartenkultur zu verwenden, und wollte Venedig unmittelbar neben der berühmten Terrasse, im Gessicht, ein Wasserhaus bauen, welches zunächst dazu dienen sollte, die großen Höfen des Berges für die Crangerie und die Kalkenplätze zu spülen. In seinem Auftrag war beauftragt, daß für 24 Tagelöhner, welche das Begießen besorgen müßten,



Das Sanssouci-Palastgebäude im Park zu Potsdam.

den dazum „Sensengarten“ zum der Ausstellung der Rosen und Gärten und einen Zeitungsbecken gebildet zu haben, dessen Krönung durch eine mächtige Vase die Krone der schönen Krone in den projectirten Räumen andeutete. Nun, es hat auch ohne die Ausführung dieses Projekts nicht an Vögel der schönen Krone in Sanssouci und Charlottenhof geholt! Doch bleibt es immerhin interessant, den Spuren zu folgen, die ein geistreicher Fürst gegangen, und so hat denn auch dieses Bildchen ein Arrond auf unser „Potsdam in partibus“, in dem Sinne dieser Worte nach, eigentlich mehr als das Ausgeführte und Fertige. Vollendet ist von jenem Projekt nur die achtere Fassade des Hippodroms, eine der großartigsten und zugleich unbekanntesten Schöpfungen jener Zeit. Man denkt sich mitten im hohen Walde ein Oval von circa 100 Fuß Länge und 400 Fuß Breite, welches in der Mitte einen Blumengarten von 400 Fuß Länge und 200 Fuß Breite hat, um welches fünf Alleenreihen von Bäumen sich amphitheatralisch erheben, so daß die erste Baumreihe nur eine Höhe von 10 Fuß, die zweite 20, die dritte 30, die vierte 50, die letzte 60 und damit der Wald selbst weitere Höhe erreicht. Durch die Schere und durch die natürliche Nähe der gemähten Maximalen wird dieses Amphitheater von Quadranten im richtigen Verhältnis erhalten. Es ist ein imposanter Anblick. Ein Tempel im Freien auf Naturformen sollte die Mitte dieses grünen Amphitheaters bilden, allerlei offene, heitere Bauelemente sollte der Raum fassen. Da dieser Hippodrom jetzt in der Bereich der Kaiserliche gegeben ist, und die Anlage der Kaiserlichen Anlage bedingt, so können selbst wenig Goldarbeiter den Reiz dieses heimlichen oder verheimlichten Blickens. Es wurde sich auch kaum bildlich darstellen lassen, da sein eigentlicher Charakter in den wunderbar schönen, lebendigen Grün dieser kolossalen Landbreen liegt.

Als Friedrich der Große gleichzeitig mit dem Palast Sanssouci, 1744–48, die Anlage von Sanssouci und Sanssouci aller Art befaßt, und es sich zunächst darum handelte, das Wasser der Havel auf einen in der Nähe liegenden Berg zu schaffen, um den notwendigen Druck für die beabsichtigten Fontänen-Anlagen zu bekommen, und die gewöhnliche Veranlassungen für die gleichen Pumpmählen und Radwerke nicht ausreichten wollten, da brachte ein Götter Heine: der Kaiser Koll aus England die von Sutton Koll herausgegebenen Zeichnungen zu Dampfmaschinen mit, wie sie 1760 Savary und 1768 Newcomen schon verbessert empfohlen hatten. Er reichte sie durch den königlichen Baumeister Boumann dem König ein, weil nur auf diese Weise das Problem der Gewinnung einer Druckhöhe für große Wasserwerke zu lösen war. Friedrich der Große war als allerdings von Europa noch nicht so, sondern Friedrich II. oder „dieser junge König von Preußen“ genannt, hat die Zeichnungen mit der Bewunderung und Aufmerksamkeit an und schickte sie, da er seinem eigenen Wohl nicht traute, an die Könige der kaiserlichen Kriegs- und Domänen-



Der Gesandter. Nach einem Gemälde von G. G. G. (S. 711)



Sie sitzen hier bei einer Gesellschaft. Bildnis eines Prinzen. (Z. 111.)

Der Wunderr doktor.

Erzählung

von

Robert Schwellkef.

(Fortsetzung.)

10.



Andere gesehe von seinen Erinnerungen an Madelaine. Er vergegenwärtigte es sich wieder und wieder, wie sie allmählich in seine Stube gekniet war, jedes ihrer Worte, jede Miene, bis sie zuletzt noch einmal mit einem glücklichen Gesicht nach ihm umgeschaut hatte. Stundenlang konnte er dasitzen und sich mit den Augen seiner Seele in die Betrachtung dieses lieblichen Gesichts versenken, das so glücklich war über seine Rettung, und er sah es immer wieder aufleuchten in heller Freude, als er ihr schwur, daß er den Treuen an der Schwelgerin des Dorfes nicht begangen habe. Die Worte, welche sie dabei gesprochen, hatten sich seinem Gedächtnisse tief eingegraben, und er schämte sich seiner Erbitterung und Nachsicht ihrer Unschuld und Herzengüte gegenüber. Wie schlecht war er gegen sie! Sein Wille gegen die Menschen verlor. Konnte er erbittern auf sie sein, da ihr Hosi Madelaine in seine Hütte getrieben hatte? Schon an einem der nächsten Tage nach dem Auslauf stieg er in die Berge, um wieder Heilkräuter zu sammeln.

Meister Gossin schüttelte den Kopf. Er meinte, Andre würde jetzt nimmermehr Gelegenheit finden, sie zu verzeihen. „Und daß Du so leicht triffst, so lang Du im Bann bist, daran ist auch nicht zu denken. Es ist vielmehr das Beste, daß Du ganz sorglos von hier.“

In Sorge um seine Zukunft rief er ihm, nach dem Wadtilande überzugehen, wo ihn Niemand kenne. Auch seien die Menschen dort, wie ihm der verlorene Maurer Carra erzählt habe, viel verständiger als in der Heimat. Trüben konnte Andre ein neues, friedliches Leben anfangen. Er hatte seit dem Tumulte oft darüber nachgedacht und dieser Plan schien ihm der geschickteste. Wer hand denn auch Andre dafür, daß sein Leben nicht abermals bedroht würde?

Dieser wußte ihm wohl darin beizustimmen, daß seine Sache jetzt vollends hoffnungslos stand. Aber der Gedanke an Madelaine drängte sich vor seine Seele und er wollte seinen Feinden, die ihn hatten austreiben wollen, nicht den Triumph gönnen, daß er ihnen freiwillig das Feld räumte. „Wenn ich fortgehe“, nachher werden sie mich erst recht für schuldig halten.“

Der Alte meinte, sie möchten denken, was sie wollten. Wäre er erst tot, so würde er ihr Denken um nichts. Er erinnerte ihn an das Geld, welches in seinem Kasten lag. Es sei genug, um dreien wenigstens eine erlösende Anzahlung auf ein neues Gehalt zu machen.

„Hier verkauft der Reiner was“, fuhr er fort, „und wenn's vielleicht Einer ist, so hast doch zeitlichens von den Menschen Nichts zu erwarten als Feindschaft, und je besser es Dir geht wird, je mehr Feindschaft. Und weißt, ich komme mit Dir, wenn Du gehst. Wir geschäft's auch nimmermehr hier und es wird sich wohl Einer finden, der nach mir die Leiden erträgt.“ — Lachte er grämlich.

Andre, welcher nachdenklich zuckte, blühte verwundert auf. Meister Gossin aber nickte, nahm eine Pfeife aus seiner Hornpfeife und sagte: „Schau, seit dem Abend, als wir zusammen auf dem Kirchhof standen und Du von Deiner Mutter erzählt hast, da ist's mit immer, als ich ein rechter Narr gewesen wäre mein Vebtag. Es hat mir nicht mehr aus dem Kopf wollen. Meine Jugend und Alles, was dem Menschen freud' macht, hab' ich in die Erd' gescharrt und es ist mir nichts aufgegangen, als grämliche Gedanken. Wie können's noch Bräute drüber besser haben; Kosen werden auf einem alten Dorncbusch, wie ich bin, auch drüber keine wachsen; aber Dir wird's drüber schon gut gehen, und das ist mir Freude genug.“

Seine kleinen, glänzenden Augen blickten Andre freundlich an, der, bewegt von der Jungung des Alten, seine Hand auf dessen Arm legte und drückte.

„Ohne End' war ich manchmal in meinem harten Leben verzagt“, sagte er warm. Er wollte sich seinem Vorklage überlegen. Der Alte fügte sich nur widerstrebend in die Verzögerung.

„Du wirst es bald genug anfinden“, äußerte er kein Abschied, „daß da nichts mehr zu überlegen ist.“

Und Andre fand es in der That bald genug heraus. Er mußte ernstlich an eine andere Beschäftigung denken, da es mit seiner Doktori so lange weinischs vorbei war, als der Kirchenbann auf ihm lag. Die Noth drängte, und er wäre lieber Hungers gestorben, als daß er von Meister Gossin eine Unterthung angenommen hätte. Vielmehr gelang es ihm, in den benachbarten Dörfern Arbeit zu

finden. Wohin er deshalb kam, gefiel wohl sein ruhiges, verständiges Wesen; doch so bald er seinen Namen genannt hatte, schlugen die Leute erschrocken ein Kreuz und wichen vor ihm zurück, wie vor einem Pesttraufen. Der über ihn verhängte Bann war schon überall bekannt. Dennoch wollte er nicht über den See. Es dünkte ihn, als ginge er damit aus der Welt. Madelaine hielt ihn an der Schwelle fest und sie trübsinnig steh, wenn ihm Meister Gossin's Plan seine glänzende Seite zeigte und verlor; und er war verlosend genug, wenn er, von neuen Sehnsüchten niedergedrückt und ermüdet von den vergeblichen Begen, sein dürftiges Maß von Ziegenmilch und Kartoffeln verzehrte.

Daß Madelaine seine Reliquie erwiderte, kam ihm nicht in den Sinn. Es schloß ihm an jeder Kenntniß des weltlichen Geschickts. Wie hätte er also dergleichen glauben oder hoffen sollen, zumal sie Braut war? Doch selbst wenn sie frei gewesen wäre und ihn geliebt hätte, konnte sie und er, der Geschickte, in diesem Leben ja nimmer zusammenkommen. Aber er besaß in ihrer Lehnstube mit seinem harten Loos, in dem Gedanken, daß sie für ihn gebreitet hatte, einen fortwährenden Balsam für sein zerdrücktes Herz, einen Stab, der seinen Muth trotz aller Fühllosigkeit, die er erfuhr, nicht sinken ließ. In seiner Stube erhob sich daran sein Herz immer wieder über das Elend, von dem kein Ende abzusehen war. Madelaine hatte diese Stube gewohnt und es war ihm, als ob sie hier bei ihm wäre. Von dieser Stätte, die sie ihm durch ihre Tapferkeit widererobert hatte, die nun gleichsam ihr Geschenk war, sollte ihn Niemand vertreiben; hier wollte er leben und sterben. Manchmal schlich er sich auch in später Nacht vor ihr Haus, setzte sich auf dessen Steinern Schwellen und träumte.

Gegen diese Zukunfts, mit der Andre an der Primat seßte, vermochte Meister Gossin nichts. Er aber hatte sich so sehr in die Vorstellung hineingelebt, mit Andre den Rest seiner Tage fern von Absonder, welches für sie Beide nur ein Thal der Dornen war, schließlich zu verbringen, daß es ihm schwer ward, den Plan aufzugeben. Da Andre nicht weichen wollte, so sann er um so eifriger darüber nach, den wahren Schuldigen an der Heiligschändung zu erkalten und Andre aus dem Bann zu erlösen, der ihn schwerer als alles Andere drückte, wenn er auch nicht lagte. Vielleicht war es das Beste, wenn Andre selbst in dem Kloster ging und sich recht fertigte. Allen Meister Gossin kannte die Menschen zu gut, um nicht voraus zu wissen, daß Herr Petulant seine Ueberzeugung nimmer einkommen würde, wenn man ihm nicht mit unumstößlichen Beweisen den wahren Thäter namhaft machen konnte. Daß dieser Niemand Anderes, als Pierre le Roux war, stand nach dem Auftritte auf der halbe vollen bei dem Alten fest. Aber beweisen konnte er es nicht, wie sehr er seinen Schatzfain auch anstrengen mochte, und es blieb ihm nur der Trost des Sprüchwortes: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Unterdessen besand sich Diejenige, welche Andre in der Heimat zurückließ, in einem drammatischen Zustande. Madelaine vermochte sich später keine Rechenschaft abzulegen, wie sie von jenem Besuch bei Frau Bornes nach Hause gekommen war. Selbst von den leidenschaftlichen Vorwürfen, mit denen sie die Mutter dabei überhäufte, daß sie es sich selbst, ihrer Unüberlegtheit zu zuschreiben hatte, wenn die Leute sie in einem so schrecklichen Verdacht hätten, und es mit der Heirath aus sei, selbst davon hatte sie später kaum mehr als eine unklare Erinnerung. Wie ein Kofs, dem man die Ader geöffnet, damit es sich zu Lode blate, sich schauernd im Kreise um den rothen Strahl dreht, der aus der eigenen Brust springt, bis ihm die Sinne vergehen, so bewegte sich Madelaines Gedanken um jene schrecklichen Worte: „Lugin habe es ihr angethan!“

Das also war die Ursache ihrer Liebe zu Andre! Sie erinnerte sich an die Besonnenheit, an das Grauen, welches ihr Andre in der ersten Zeit eingegeben hatte; sie vergegenwärtigte sich die Gewalt, die seine Reden flets über ihre Seele ausgeübt hatten; der neuen, wunderbaren Vorstellungen, die er in ihr wach gerufen, die ihr aufgegangen in den begeisterten Flammen seiner Augen — und es erschien ihr nur zu glaublich, nein, es unterlag keinem Zweifel, daß er es ihr angethan hatte.

Aber weshalb sollte er seinen wahrheitlichen Zauber auf sie geworfen haben? Was hatte er von ihrer Liebe? Seit dem Tode ihres Bruders hatte er ja keinen Versuch gemacht, sie zu sehen oder zu sprechen. Doch diese Unwiderstehlichkeit, mit der es sie gebedrängt hatte, ihn vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen, ihn zu retten; diese innere Unmöglichkeit, Richard zum Vertrauten ihrer Angst zu machen; dieses Aufsteigen von Andre's großen Augen bei ihrem Kommen; dieses Vergehen der Gefahr, mit der sie seinen Worten glaubte, — ja, da war der Zauber, der sie ja ihm gelockt. Sie hörte ihn, wie er ihren Namen drühte, sah ihn, wie er die Hände nach ihr ausstreckte — — Sie mochte nicht weiter zu denken. Schauer einer namenlosen Furcht überfielen sie.

„Ach, was habe ich ihm zu Leide gethan“, wehlagte sie, „daß er mir so was angethan konnte?“

War es denn möglich, daß er ihr wirklich auf solche Weise das Mitleid mit ihm vergelten konnte? Konnte ein Mensch wirklich solche Freude am Bösen haben? Sie vermochte es nicht zu glauben. So schätzte Menschen gab es nicht auf der Welt; so schlecht war auch Andre nicht, und gegen sie gewiß nicht, die für ihn gebreitet hatte. Sein mildes Wesen trat wieder vor ihre Seele, seine Liebe zu ihrem Bruder, seine stete Freundlichkeit gegen sie selbst. Und hatte sie nicht auch fremde Zeugnisse, das Richard's und des Meisters Gossin, für sein Herz? Wer sich wie Andre auf der Alp eines Thieres in seiner Noth erbarmt und jeden Dank und Lohn dafür verschmäht, der konnte seinem Nebenmenschen nicht aus Bosheit Schaden zufügen, und Meister Gossin hatte ihr ja auf dem Friedhofe gesagt, daß er Andre wie seinen eigenen Sohn lieb hätte. Wie eine Stimme vom Himmel erklangen in ihrem Gedächtnisse jene Worte, welche Andre bei seinem ersten Besuche zu ihr gesprochen hatte: „Des Guten ist mehr und liegt über das Böse; das Böschthum der Liebe ist so gewaltig, daß es der Loh nimmer aufheben kann.“

Sie liebte ihn, aber es war nicht seine Schuld. Er hatte es ihr nicht angethan. Warum sie ihn liebte, sie wußte es nicht und konnte es nicht begründen; aber sie liebte ihn mehr als Vater, Mutter und Bruder. Unter schweren Kämpfen, wobei sie nicht weichen unter den widersprechenden Stimmungen der Mutter zu leiden hatte, rang sie sich zu dieser Ueberzeugung empor.

Die Jahre Zerkürnung aller Hoffnungen, die sie auf die Verbindung ihrer Tochter mit Richard gesetzt hatte, trieb die Mutter bald zu leidenschaftlichen Auswülfungen, bald stürzte sie in die tiefste Verzweiflung. Richard ließ sich nicht binden.

So kam der Tag, es war ein Freitag, an dem das neue Bild der Mutter Gottes aufgestellt werden sollte. Mit Jittern und Jagen rüstete sich Frau Carra zu dem Gang nach der Kirche. Sie wäre daheim geblieben, wenn ihr Madelaine nicht Muth eingegeben hätte. Madelaine selbst pochte das Herz mit schwerer Bangigkeit bei dem Gedanken an den Verdacht, den alle diese Menschen begie, welchen einst ihr so wehgemollt. Am Meisten that es ihr weh, daß auch Richard diesen Verdacht theilte.

Das Fest hatte aus den bewachten Dörfern viele Menschen herbeigezogen, und vor der Kirche herrschte ein ungewöhnliches und maniertes Treiben. Als Frau Carra mit ihrer Tochter sich näherte, entstand unter den Einheimischen ein Zischen und Flüstern, das gleich flüsternden Händen jähend über die Köpfe zu den Fremden. Der Mutter bebten die Kniee. O diese neugierigen, schneuen Blicke, die von allen Seiten auf sie gerichtet waren! Dieses Zurückweichen vor ihr und ihrer Tochter! Madelaine sah nichts. Sie hatte nach ihrer Gewohnheit die Augen auf Gebetsbuch und Rosenkranz gesenkt. Aber sie hörte das Flüstern und sie begriff, was es meinte. Ein Schauer ging durch ihre Herz.

Richard, der ihnen sonst entgegen gekommen war, lehnte heute wieder an der Kirchenmauer. Das blieb nicht unbemerkt, was man doch gespürt, wie er sich denken würde.

Der arme Vuchse hatte die Tage über kaum weniger gelitten, als Madelaine. Daß seine Mutter den Verdacht der Dofler gegen diese Heile, hatte ihn wie ein Artzschlag getroffen. Er hielt seine Mutter hoch in Ehren und dadurch gewann ihre Ueberzeugung von Lugin's unheimlichem Einfluß auf Madelaine eine Kraft und Glaubwürdigkeit, welche er dem Zeugniß seiner Bekannten bisher verweigert hatte. Frau Bornes ließ es auch nicht bei dem bewenden, was sie in Gegenwart des Wadthens geäußert hatte, sondern sprach Tag für Tag in ihm hinein. Sie brachte freilich keine neuen Beweise vor, alles das hatte er schon von den Andern gehört; aber es kam aus dem ungenügenden Munde einer Mutter. Und wenn er sich Alles überlegte — und er wählte es fortwährend in seiner Seele umher — so gab es ja auch keine andere Erklärung für die Veränderung, die in Madelaines Benehmen gegen ihn sich vollzogen hatte.

„Aber was kann sie denn dafür, daß es ihr der Lugin angethan?“ fragte er täglich. „Was sie dafür kann!“ verzogte die Mutter. „Ja, ich weiß nicht; aber Du kannst doch keine mögen, über die der Liro Gewalt hat!“

Es war um an Goet und den Menschen zu verzagen. Wie er Madelaine und ihre Mutter gewahrte, stuchte ihm das Blut in den Adren und er hatte ein Gefühl, als müßte er in die Erde sinken, wenn ihn Madelaines Auge traf. Er wünschte sich tausend Meilen fort und hatte doch nicht die Kraft, sich zu entfernen. Was ihn festhielt, was ihn lähmte, war dieses Zurückweichen der Leute vor ihr und ihrer Mutter, als wären sie mit dem Ausjah behaftet, so daß sie in einer breiten Wasse gingen, die sich vor ihnen öffnete und hinter ihnen sich wieder schloß. Sein Auge fixierte in Todesangst auf Madelaine, seine breite Brust hob und senkte sich rasch, es zuckte in allen seinen Gliedern. Wüthlich rief er sich rasor und drängte sich zu den beiden Frauen durch und streckte

ihnen seine Hände entgegen. Neben konnte er vor Aufregung nicht. Der Frau Gertra, die ganz bleich war und an allen Gliedern zitterte, erschienen er wie ein Gelübde; Madeline schaute ihn mit einem weichen Lächeln an. Er begleitete sie bis an das Portal.

„Das wird Dir Gott lohnen, Richard“, sagte Madeline leise und trat in die Kirche.

Alle Blicke waren auf die Drei gerichtet; man erscholl hier und dort ein spöttisches Gelächter. Richard zog den Hut tiefer über die Stirn, verfenkte beide Hände in die Hosentaschen und lehnte sich gelassen um. Da lachte Niemand mehr.

Das Hochamt begann und das neue Bild der Mutter Gottes lenkte die Aufmerksamkeit von Madeline und ihrer Mutter ab. Es war reichlich zu dem Bilde im Vorfeld gesteuert worden. Madeline hatte ihren einzigen Schmuck hergebracht, ihren silbernen Fingerringen, den sie gar hoch hielt als ein Andenken ihres Vaters. Sie hatte in der Stille das Werthvolle gespart, was sie besch, damit ihr die heilige Jungfrau die Schuld ihrer Liebe vergäbe und den unschuldigen Lügen in ihren Schutz nähme.

Bei den Anderen hatte sich zur Geduldigkeit der Ehrgeiz gefüllt. Eine so schöne Mutter Gottes sollte weit und breit im Gebirge nicht wiedergefunden werden, war sie doch jedem die Schutzpatronin des Tales von Abondance. Namentlich war es dabei auf die von Marzine abgesehen, die sich mit den Visionen ihrer Mägdchen nicht wenig wußten. Demgemäß schreite denn auch unsere liebe Frau von Abondance in einer Nacht, wie keine Königin der Erde, und die Fremden gefanden, daß sie nie etwas Schöneres gesehen hätten, als sie in ihrem formblauen Gewande, dem dunkelrothen Mantel und ihrer mit farbigen Glaskleinen gezierter Krone.

Die Krone schmückte und funkelte, als nach beendetem Hochamt sie die Prozession in Bewegung setzte, wie Gold und Juwelen in der heißen Mittagssonne, und alle schauten mit Stolz auf sie. Es war ein prächtiger, langer Zug, der sich durch die Hauptgassen des Dorfes nach Westen und Osten bis an die Grenzen des Weizenfelds von Abondance bewegte und dann vor dem freilich überhandlenden, mit Blumengewinden geschmückten Standpfeiler des Heiligenbildes Halt machte. Zu dem öffentlichen Ansehen mit seiner Tracht hatten sich ein Geiger und ein Klarinetist gesellt, die voranzuhritten und ihre Arme und Längen nicht schonten, obwohl sie nachher noch zum Tanze aufspielen sollten. Die keineswegs harmonischen Klänge ihrer Instrumente wechselten mit lauten Gebeten und den frommen Gesängen, welche der Schulmeister anstimmte, der an der Spitze der festlich geleiteten Schuljugend unmittelbar dem Bilde der heiligen Jungfrau voranlag. Weiter hinten folgten unterdessen fortwährend die Kirchgeschöpfe erntend, und in das Getöse, die Musik, das Beten und Singen trafen die Hölzer- und Klöntenküffe der jungen Bursche, die dafür nach beendeter Freizeitszeit von der Weisheit des Pfarrers mit Weisheit tröstet wurden. Herr Beluanti selbst schritt in seinem weißen Priestergewande mit starrer Würde einher. Zwei Choristen in weißen Hemden schwangen vor ihm die weingelben Weizenkörner, ständesahen stakerten über den Ackerfeldern, die nach dem Geleiste geerntet, paarweise folgten, die Männer barhäuptig.

Frau Gertra und Madeline gingen zwischen Fremden. Alle Bekannte hatten bei der Ordnung der Prozession ihre Nachbarschaft mit einer gesellschaftlichen Aufmerksamkeit gewendet. Frau Gertra war ganz verzagt. Madeline suchte sie stützend zu trösten und zu ermuntern. Sie empfand nun an sich selbst, was Andre unter den Verfolgungen der Leute gelitten hatte und litt. Das Bewußtsein, daß sie wegen ihrer Liebe zu Andre, die ohne Selbstsucht war, Ähnliches wie er unschuldig leiden mußte, erhob ihr Herz mit einem Gefühl des Stolzes über das Weh. Sie war fast wie eine Waise anzu schauen. Ihre Wangen hatten die blühende Rundung verloren, und mit ihr war der Hauch der Mädelheit verschwunden; aber durch den Zug des Schmerzes um den Wand dämmerte eine Befriedigung, und ein freudig ergebendes Weh lag auf ihrer schwachen Stirn, während ihr dunkeln Augen in einem sanften, schwärmerischen Glanze leuchteten.

Sie war nach Beendigung der Prozession mit der Mutter faun heimgekommen, an Leib und Seele erschöpft von dem Glauben, der Hitze und schmerzlicher Ausregung, als sich langsam die Eubentäuber öffnete und Richard hereintrat. Verlegen wie ein Schulbube knickte er seinen weichen Hut in den Händen zusammen.

„Schau, Madeline!“ flüsterte er, „ich kann's nicht glauben, was die Leute von Dir reden.“

„Nicht wie Schelldingh's!“ rief Frau Gertra, „und wenn's auch zehnmal Euer Mutter ist, die mir's in's Gesicht gesagt hat.“

Richard sah erst sie an, dann Madeline, faltete die Hände über seinem Hut zusammen und sagte, indem ihm die helle Angst aus den Augen leuchtete: „Ich kann mich nicht aus. Sag Du, wie's ist! Ich glaub's nicht, wenn Du sagst, daß es nicht wahr ist.“

„Nein, Richard“, entgegnete Madeline, indem ihr

das aufsteigende Blut Hals und Wangen röthete, „was die Leute sagen, das ist nicht wahr.“

Aus Richard's Brust stieg ein langes und leises Jammern. „O! So wie ich jetzt, so mag dem armen Sünder zu Muth sein, dem aus dem Schafte im letzten Augenblick verkündet wird, daß er leben darf. Seine Entschuldigung war so groß, daß er sich eine Weile niederlegen mußte. Madeline war das Herz schmerz. Jetzt wünschte sie, er wäre nicht wieder gekommen. Mühte sie ihm doch die volle Wahrheit sagen, und sein treuergeiziges Gesicht streifte von Glückseligkeit!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Herausforderung.

(Dritte und Falsche 2. 732.)

... Unvergessliche Stunden habe ich in der pariser Weltausstellung, jenen acht Wandern, welche jetzt ist in das Meer der Vergangenheit verfallen in verfallen; besonders die Stunden, welche denen vorangingen, wo das große Publikum täglich in die Wanderräume wie die Bewohner einer geistigen Schale hineinkam und jedes seine Studien, jedes Aufmerksamkeiten des großen Werkes umgibt machte. Von Herrn de la, dem letzten Kommissar der Ausstellung, hatte ich die Erlaubnis erhalten, schon um sieben Uhr Morgens den Palast zu betreten — eine Stunde früher selbst als die Besucher und den Anlagen höchstens färsend Personen anzuwenden waren — was ich so viel sagen wollte als ... Niemand. — Ich konnte oft stundenlang die runden Strohen im Inneren des Gebäudes durchwandern, ohne einer lebenden Seele zu begegnen; zu ersten Studien hatte ich mir diese Erlaubnis erbeten; aber ich muß gestehen, daß gar selten aus diesen Studien etwas Schönes wurde; denn es kam fast täglich vor, daß ich mich vor einem Werke der Kunst — zuweilen auch vor einem jener erhabenen Werke des menschlichen Geistes auf dem Felde der Industrie betrafen meinen Gedanken und Träumereien überließ, daß die kostbare Zeit — ich weiß nicht wie — verschwand und ich erst durch das von Minute nach Minute zunehmende Getöse der Besucher daran erinnert wurde, daß ich wiederum einen jener Morgens, auf die ich so viele Hoffnungen gesetzt, eingezogen hatte.

Die Gemäldeausstellung war es, die mich am meisten dazu verleitete, meinen Programme treu zu werden: man denke sich aber auch über ungelassen einbindernd Gemälde lebender Künstler aus allen zur irgendwie bekannten Ländern und Schulen, welche meistens von zwei Tausend würdig gefunden waren, ihr Heimatland auf dem Gebiete der Kunst in der Weltausstellung zu vertreten! — Man kann sich gar leicht vorstellen, welche Kunstliebhaber — oder vielmehr welchen Kunstvertrauen ein Gemäldebesitzer, wie ich es hier, sich vor dieser Anzahl von Werken in den einzelnen Abteilungen hingeben kann!

Das Bild, welches der Vater heute vor Augen hat, war eins der besten und bewundernswürdigsten der englischen Kunstausstellung, die nämlich an demselben Bildern seinen Überwurf hatte, und lag die No. 116.

Der Vater erlaube mir, ihm eine Begegnung zu erzählen, welche ich vor diesem Bilde hatte, eine Unterredung widergäbe, deren Stoff dieses Bild war, die ich damals die eine wie die andere nie vergessen werde; denn ich lerne hier einen Mann persönlich kennen, welcher mir durch sein Leben, Tugend und Willen sehr eine hohe Bewunderung abgewonnen hatte, den ich aufrichtig hochachte, ohne seine Meinungen zu theilen, und den seine früheren Tugenden und Bewunderer jetzt mit Hohn und Verachtung einen Neugeborenen — einen Wortbrüchigen nannten.

Ein Freund begleitete mich an diesem Morgen — eine jener Privatbekannten, wie man solche, glaube ich, nur in Paris finden kann; ... ein Neand, der alle Leute, die nur irgendwie die Aufmerksamkeit auf sich lenken, persönlich, wenn nicht intim, kennen; — ein Mann, der über alle Gegenstände auf der pariser Tagesordnung eine persönliche, durchnachte, ihm eigene, nicht aus irgend einem Journalen geschöpfte Meinung hatte ... sowohl über das Realisationsgesetz, als über eine neue Tänzerin an der Oper!

„Sehen Sie“, sagte er, als wir vor dem Bilde Edwardson's stille standen ... welchen Händen man die Aufstellung der Kunstbeurtheilungen dieser Ausstellung anvertraut hat! — da lese ich: „Herausforderung eines Jünglings!“ — Nun bitte ich Sie um Gottes willen, nicht jener Soldat mit dem beschriebenen, verurteilten Gesicht wohl wie ein Feindling aus? Sehen Sie, wie die Hand steht, die sich nach der inseligen Waise ausstreckt! — sehen Sie, wie das Blut über die Lippen fließt! — sehen Sie überzeugt, daß er in nächsten Augenblick den gewissbedingten Wahn bei Seite schieben und dem impetuellen Burschen wie ein Mann gegenüber stehen wird, der gerührt ist, dem Tode in's Auge zu schauen — herhaft und furchtlos ... wie ein Mann! — Welcher bodenlos Unmuth, jenen Menschen, der in diesem Augenblicke einen der besten Kämpfe auskämpft, — den zwischen seinem Gewissen und seiner Ehre — einen Feindling zu nennen! — Das ich sehe, daß Sie dort das Buch haben, von dem ich gehört, daß es ein belaunder deutscher Vater, der selbst ausgeführt, über die Kunstausstellung geschrieben habe; — bitte, schlagen Sie nach und sehen Sie, was der über dieses Bild sagt! — Die Franzosen sind es doch zu unschuldig leidlich.“

Ich öffnete die „Pariser Briefe“ von Friedrich Schlegel und las: „Die Herausforderung eines Voltrons und dessen

unangenehme Ueberrückung ist im Rosium des 17. Jahrhunderts von Edwardson mit dem kostlichsten Querschnitt.“

Wir haben uns Beide sprachlos an, dann warfen wir einen Blick auf das Bild vor uns! ... Waren wir denn beide mit einem Male blind geworden? — Und wiederum nachher wir unsere Blicke dem Bilde zu und versuchten auf dem Gesichte des Belaunderen Edwardson's jenen elenden Ausdruck zu finden, den Andere dort empfand zu haben glauben, und den es uns durchaus nicht gelingen wollte herauszuholen! ... „Hein, bei Gott! — das war keine Furcht! — Das ist kein „Voltrons“, wie der deutsche Vater und Kritiker ihn nennt! — Der Mann hätte zehn Jahre seines Lebens darzum gegeben, wenn er in diesem Augenblicke sein Gewissen hätte beschwichtigen — wenn er sein Schwert an der Schide hätte reihen können, um seine beleidigte Selbstachtung zu rächen!“

Wie kam es denn aber, daß zwei Schriftsteller, von denen der eine — der Deutsche — auf jeder zweiten Seite seines Buches den Profanisten ansah, wie kam es, daß Beide sich auf solche unverständige — ich möchte sagen, auf solche plumpe Weise geäußert hatten?

„Begreifen Sie das!“ sagte ich zu meinem Begleiter, „mir ist das ein Räthsel!“

„C — mir nicht im Geringsten mehr!“ versetzte er: „diese Meinungsverschiedenheit ist ein Stigma unserer Zeit!“

Ein Neand, dem kein Versehen verriet, daß zu ihm, was sich hundert Andere als eine Ehre anrechnen: — „allons donc!“ — wie soll das neunzehnte Jahrhundert das wohl zu verstehen fähig sein? — Man laßt es. Fragt es — wenn es sich um pössigen Muth handelt; kommt der moralische Muth ins Spiel, so hilft man sich mit jenen charakteristischen Worten, das mir stets die Herzen angest, wenn ich es höre: „Unpraktisch!“ — „Ja das mag ein erbärmliches Wort! — Haben Sie wohl schon darüber nachgedacht, wann dieses Wort entstanden sein mag? — Nein — Ich gar oft! Ich denke mir, daß es zuerst im jenen hohen Platze des römischen Kaiserthums Worte war, wo der Genuß an raffinierten, die Kunst, das Leben zu veredeln, der einzige Lebenszweck war. Man sammelte damals gewisse Menschen „unpraktisch“, deren Will sich göttlich verführte, deren Haupt sich wie mit bepanzerter Hand niedergebückt zur Erde neigte, die feste und kampfspiel zu betreten vermögten, den heiteren Zirkeln der Kufen wandten — und nur mit geringsten Weichen umgingen, die, wie man sagte, von Allen genommen waren um jene wunderbare Wahr des Jaden von Napoleon zu erzählen, den der Letztar als Volkserzieher hatte freigegeben lassen! — Sehen Sie, das waren die unpraktischen Menschen — par excellence — zumal, als sie sich später in den Arenen lieber jenseits ließen, als ihrem neuen Glanz unter zu werden! — beim Jupiter, das war nicht praktisch! — Und demnach gehörte ihren Nachkommen bald darauf die Welt im Leben und der Himmel, wie man sagt, nach dem Tode! — Das — pardon! — unterbrach er sich plötzlich, indem er einen Jordan in den Salon der englischen Kunstausstellung hindertenden zu uns heranziehete, „dort stehen wir noch eine dritte Meinung zu hören bekommen!“

Ein Herr näherte sich uns und schüttelte meinen Begleiter die Hand. „Es war ein Mann, der wohl Anhänger der Verleger sein konnte und auf seinen regelmäßigen Gehalt der südliche Lappus merkwürdig scharf ausgeprägt war. In Deutschland würde Niemand einen Augenblick gestutzt haben, ihn für einen Irrenhaken zu halten.“

„Seien Sie Schiedsrichter, ehrenwerther Demoskones, zwischen uns und unseren Katalogen“, sagte mein Begleiter, welcher ganz die einfachen Vorlesungsformeln in seinem Ohr vergessen hatte. — „Was hat Edwardson hier malen wollen? — einen Feindling, der Elendstügel vertritt, oder einen Soldaten, dem sein Glaube, das Volk immer unerschütterliche Seele es verbietet, eine Herausforderung zu einem Tode anzunehmen?“

„Nur war ein schneller Blick, aus dem eine lebhaft Intelligenz leuchtet, auf das Bild, welches vor uns hing — schätzte sein und sagte:“

„Weder das Eine noch das Andere!“ — Mr. Edwardson hat Figuren malen wollen! — Was er sich dabei gedacht hat ... hm? Ich weiß es wahrhaftig nicht — er viellacht auch nicht. Das ist aber auch Niederlage!“

„Niederlage!“ brüllte mein Freund auf; „aber was sagen Sie da? — Hie, sehen Sie vernünftig! Wir sind hier nicht in der Deputationskammer, wo ihr Herren gewiss des Unfuns vom Tadel laufen lasst! — Siebenhache — der Gedanke, den der Künstler mit Wacke an's Tagelohr jöhrt, wenn er ein Werk vollendet?“

„Ich wiederhole es“, erwiderte der Andere, von dem ich sehr wenigstens wußte, daß er ein Deputierter war. „Niederlage! — der Künstler ist ein Individualist, und so ausgeprägt die seine auch immerhin bestehen mag, so empört sich sein Gefühl von menschlicher Gleichheit, wenn ich daran denke, daß eine andere Individualität die meine in dem, was mir der ägste Feind nicht rauben kann, in meiner Gedankenfreiheit beherzigen, ja tyrannisiren soll! — Was gehen mich die Gedanken des Mr. Edwardson an! Deßhalb für ihn, wenn sie ihn befriedigen; aber ich finde es unpardonabel, wenn irgend ein Laub aus Vorliebe oder ego anders her mich auf meinem Spaziergange durch diesen Salon zu sich heranzieht und mir mit rothen, schwarzen und grünen Farben zuschüttet: „Bitte, hören Sie einmal zu, was ich voriges Jahr am 17. März, Abends drei Viertel auf Neun gesagt habe.“

Wir lachten Beide. „Göttliches Paradoxon!“ sagte mein Freund, „aber warum kommen Sie denn her — warum hören Sie Musik! — warum lesen Sie andere Bücher als Ihren Code?“

„Um neue Gedanken in mir zu erwecken!“ versetzte Jener. „Was in mir vorgeht beim Anschauen eines Bildes, beim Hören einer Melodie — beim Lesen eines Buches —

der Keder seine klauen Wogen, welche die herrlichen wälderbergigen Tumpstecke und mannheimer Scherzschiffe durchschneiden, geradeaus durch die wälderberge, von der Hiesigen durchschneidene Ebene zwischen Metar, Juch und Keder, und im Hintergrunde blickt man die Höhen des Chemsaltes. In dieser Ebene liegen vier blühende Salinen, in welche sich Metarberg, Keder und

Rehm getheilt haben. Wälder am Berg heißt ein heiliges Salzbad, welches, wie das feine Nachbargebirge Jagdland, in Verbindung mit der herrlichen Natur und dem angenehmen Wälder ist die Salzgabe beibringt. Viel in der Ebene am Fuße des Berges liegt das leitere, reizende Salzbad Wälder in Thal mit den wälderreichen Gebirgen der Salinen und einer der Hiesigen

den und Kernen mittelständiger Salinen beibringt, von einem ausgedehnten Salzfeld, deren Erbauung in das Jahr 1878 fällt. Weit im Lande unter ist der wälderberg, Kederberg, ein Salzmarkt am Juch und Keder, bei dem sich hier unter den Hiesigen das Salz ein dankbares, bezeugtes Leben entfaltet. Es ist nun allerdings möglich, Kernen, bezeugtes Leben Juch-

Am Wochen- und am Sountage.

Originalzeichnungen von Schmeller.



Das Landmädchen.



Der Gemme.

mit im Schindelmögen zu erreichen. Der Freund einer paar nicht gekannten, aber ungemein lieblichen Natur wird gut thun, von Zeit zu Zeit an das Tumpsteck zu kommen, in der Gegend auszufrühen. Ich im Kaden über den Metar setzen zu lassen und dann den Weg durch liebliche Wälder über Wälder im Thal nach dem am Berg zu nehmen. Auf diese Weise ist es möglich, in einem halben Tag die Kalkbath mit der Elblande und der Saline, die Berg-Juch mit ihren Thürmen, Bächen und vierhöflichen sonstigen Kalkbathen, zu denen wir besonders die Keder reiten, zu befrühen.

Die herrliche Aussicht von der Terrasse des Kalkbathes zu genießen und sich dann in dem herrlichen Wälder „am Wälder“ bei ausgedehnter Bewirtung, deren keine Wälder war namentlich rühmlich können, göttlich zu thun, wie im Land der Wälder spielt, von dann andere Wälder mit dem Wälder nach Hiesigen eine Kalkbath zu minikare zu machen, oder als dem letzten Tag nach Wälder den heiligen einhundert Keder Keder Stadt Wälder zum Juch führen.

Die Eingangshalle des wiener Hofopernhouses.

(Kupfer von H. G. 1878.)

Wir haben bereits wiederholt in Bildern die Schönheit des prachtvollen neuen Opernhouses dargestellt. Der Eingang der Bühne, oder die Kalkbath, wie man dem Raum gleichzeitig bezeichnen kann, steht jetzt durch eine Kalkbath, durch den Kalkbath und Wälder Kalkbathen einen Kalkbath übersehenden und Kalkbathen



Zweihundzwanzigster Band.

Elfter Jahrgang,

Aacht Bde.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

Herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, August 1869.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich

Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 fr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Text: Gold Peter, ein deutsches Märchen von P. Storch, Jdich.
— Schatzkammer des Kaisers von P. Storch, Jdich. M. T.
— Die Kaiserin von P. Storch, Jdich. M. T.
— Die Kaiserin von P. Storch, Jdich. M. T.
— Die Kaiserin von P. Storch, Jdich. M. T.

— Menschenkinder. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.
— Menschenkinder. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.
— Menschenkinder. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.
— Menschenkinder. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.

bei der Kaiserin. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.
— Menschenkinder. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.
— Menschenkinder. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.
— Menschenkinder. — Ein vaterloser Junge, der seinen Vater findet.

Onkel Vorn.

Ein deutsches Märchen.

V. Storch.

1869.

Es schlug gerade vier Uhr, als Vorn am Nachmittag vor der Thür des Krankenzimmers stand und, ohne einzutreten, einige Augenblicke in dem Korridor verweilte. Er sah sehr bleich aus und athmete tief auf, wie Jemand, der vor einer verurtheilten Entscheidung steht und seine Brust befreien will. Leise öffnete er dann die Thür und gab dem Diener, welcher zu nöthigen Dienstleistungen im Nebenzimmer verweilte, einen Auftrag, der diesen mindestens für eine Stunde fern halten mußte. Vorn lag auf seinem Kuchentisch und hatte eine Decke über sich gebreitet; eine Veränderung in seinen Zügen konnte man, da das Zimmer verdunkelt worden war, nicht erkennen, doch lang seine Stimme fieberhaft erregt. Nach einigen freundlichen Worten des Bediensteten, die Vorn ausstieß, und welche von ihm einfach beantwortet wurden, sagte der Er-



Stadion von Paris. (2. Teil.)

stere: „Der Medizinalrath benachrichtigte mich, daß er Ihnen das Sprechen untersagt hätte, Mariens, und es liegt nicht in meiner Absicht, Sie zum Ungehorsam gegen seine Verordnungen zu verleiten. Ich muß Ihnen jedoch in aller Kürze einen Fall mittheilen, der mich auf das Tiefste bewegt und bei welchem ich mir Ihre moralische Unterstützung erbitten möchte. Sind Sie nicht mit mir einverstanden, so kann ich eine edle, mit theurer Familie nicht vor Schmach und Leid bewahren. Doch zur Sache: Ein Freund von mir, in angenehmer Stellung, geistvoll und liebenswürdig, lebt in der glücklichsten Ehe mit einer Frau, um deren Besitz ihn Viele beneiden. Vier geachtete, begabte Kinder tragen zu der häuslichen Glückseligkeit bei, so daß mein Freund für einen hochbevorzugten Sterblichen gelten konnte. Das alte Wort von dem Reiche der Götter sollte sich früher nur zu bald auch hier bewahrheiten! Lebte der Mensch ohne Sorgen, ergiebt des Glückes Fülle sich über ihn, so schafft er selbst die trüben Zeiten,

welche, wie es scheint, dem moralischen Dasein eben so wenig fehlen dürfen, wie dem physischen Leben die stundenlangen Stunden der Nacht. Mein Freund ist wohlhabend, für die Gattin und die Kinder ist außerdem gesorgt, er kann, als ein leichtes körperliches Uebel ihn zu plagen beginnt, ein Bad besuchen, um sich zu erfrischen und zu gesunden. In dem Badeort ist eine Spielbank, und der außerordentlich lebhaft Mann empfindet ein Gelüsten, das ihm stets fern geliebte Glück auch hier zu erproben. Endlich wird ihm die Lust doch oft stöcker auf unser Glück, als auf unsere Charakter-Eigenschaften. Mein Freund spielt und gewinnt anfänglich. Da tritt ein Wendepunkt ein! Wie thöricht wäre es gewesen, sich durch einen Fehlschlag entzuziehen zu lassen! Der glückliche Mann verdoppelt seine Einsätze und hört erst zu spielen auf, als er ungefähr 6000 Thaler verloren hat.

Martens, der voll Unruhe die Affen oftmals umgelegt und seine Stellung verändert hatte, rief jetzt: „Bora, ich —“

„Ein Wort des Tadels über meinen Freund, Martens! — Bis hierher hatte er meiner Meinung nach nur den einen Fehler begangen, daß er die erhaltene Einbuße mit Verachtung, obwohl er sie aus eigenen Mitteln nicht sofort decken konnte. Bei einem Zinsfuß von 4 1/2 %, den ich verlangt haben würde, und weiter Einschränkung im Haushalt — ja welcher die hochherzige Frau mit Freunden die Hand geboten hätte — ließ sich der Verlust in einer kurzen Reihe von Jahren ersetzen. Leider überging er mich und wandte sich an einen nicht im besten Besitze befindenden Geldmann, welcher das Geschäft bei Verschaffung eines Dokumentes über 10,000 Thaler zu dem billigen Zinsfuß von 6 % und 4 % Provision abschloß.

„Mein Freund liebte die Seinigen auf das Innigste; es that ihm sehr weh, ihnen einen Vermögensverlust beizulegen zu haben. Je länger er seine Beobachtungen am Treue- und Garantie-Licht edelmütig prüfte, je sicherer erschien es ihm, daß man den Schlüssel dazu finden müsse, das Glück an seine Karte zu setzen. Die wenigen freien Augenblicke, welche sein Amt ihm gönnte, ja die Stunden der Nachtruhe nahm er zu Hülfe, um zu sinnen und zu rechnen — und er war als ausgezeichnetster Rechner bekannt! Ja, so mußte es gehen, er rettete nicht nur das schmerzliche Eingeständnis, sondern er wurde — wenn seine Methode sich als richtig erweist, geradezu ein Wohltäter der Tausende, welche an dem Spielplatz ihre Habe, ihre Seelenruhe einlegten. — Raum konnte er die Zeit ermarken, um fortzuarbeiten und den Werth seiner Berechnungen zu erproben. Mit heißen Segenswünschen entließ ihn die Gattin, deren liebendem Auge die Veränderung in dem Seelenleben des Heuere Mannes nicht entgangen war. Nur ein körperliches Leiden hatte — so meinte sie, die Mithimmung bewirkt, welche mit zurückkehrender Gesundheit wiederum verschwinden würde.

„Mein Freund wandt zum zweiten Male die verhängnisvolle Wette, seine Berechnungen werden durch die abgesehenen Karten zu Schanden gemacht und er verliert eine noch bedeutendere Summe, als in dem Sommer des vergangenen Jahres! Daß er in seiner jetzigen Bedrängnis nicht an mich dachte, nehme ich ihm nicht übel, denn ich würde wahrscheinlich meine Meinung über diesen Fall offen ausgesprochen haben, und mein Freund ist ein sehr starker Mann, der es nicht duldet, daß man seine Handlungen kontrolliere oder bestrafe. Er mußte daher den früher erwähnten Herrn auf's Neue in Anspruch nehmen, welcher sich dieses Mal etwas härter bewies. Das Geld war theuer im Verkehr geworden, er begnügte sich darum zwar mit dem früher geforderten 6 %, allein die Provision betrug jetzt ebenfalls 6 %, und außer einem gleichen Dokument, wie das zuerst als Unterpfand gegebene, mußte noch 3000 Thaler in Effektenpapieren ihm verschafft werden.“

„Bora,“ sagte Martens, sich aufrichtend, mit Heftigkeit, „Sie mißtrauen meinen krankhaften Zustand und unsere langjährige Verbindung, ich bin nicht Willens —“

Sankt drückte Bora den Leidenden in die Arme und erwiderte mit unerschütterlicher Ruhe: „Sie wissen mich bis zum Ende anhörend, Martens! es handelt sich hier nicht allein um Geld und Gut, wie ich schon im Eingange angedeutet, sondern um die Erhaltung meines Freundes von einem Rente!“

„Großer Gott, was wollen Sie damit sagen, Bora, ich begreife nicht —“

„Kaffen Sie mich doch ohne Unterbrechung erzählen, ich spreche nur zur Sache. — Wer sich dem Dämon des Spiels einmal ergeben hat, wird auf die eine oder die andere Weise immer wieder von ihm verlost. Mein Freund liebt die gewöhnlichen Kartenspiele nicht und bezieht sich nur ausnahmsweise — wenn sich die Gelegenheit dazu bot — bei einer Partie „Schachbretts“, in welchem Spiel er Meister war. Eines Abends wird er im Hofe von unterem reichem Pantier — einem ebenfalls ausgezeichneten Spieler — zu einer Partie aufgefordert, die er nicht ablehnen mochte. Der Einsatz ist hoch und wird nach jeder Partie verdoppelt. Mein Freund spielt mit dem entschiedensten Unglück, und wie —“

immer höher werdend — das von seinem Gegner gemachte Anerbieten, das Spiel zu schließen, mehrmals zurück. Ja, er dringt darauf, über die sonst übliche Zeit hinaus zu spielen, und hat, als man um drei Uhr Morgens damit aufhört, 2000 Thaler verloren!

5000 Thaler in Staatspapieren, das letzte Eigenthum der Familie, werden abermals verpfändet und 3000 Thaler ausgenommen, um die fälligen Zinsen des ersten Darlehens zu decken, die Ehrenschuld abzutragen und einen neuen Baarbestand in Händen zu behalten.

Die kasspielerische Partie „Schachbretts“ machte einiges Aufsehen in der Stadt, und zum ersten Male erhoben sich tadelnde Stimmen gegen meinen Freund, obwohl man ihn vortheilhaft stürzte wachte, denn seine Verluste an der Spielbank waren noch nicht im Publikum bekannt geworden. Man meinte, ein Familienvater, ein Beamter in hervorragender Stellung dürfe sich nicht in solcher Weise fortsetzen lassen. Durch einen Zufall erhielt ich zu derselben Zeit die Verbindung meines Freundes mit dem etwas anrüchigen Geldmann, und da mir viel daran lag, das Ansehen der bis dahin hochgeachteten, die theuern Familie zu erhalten, so verkaufte ich meine Staatspapiere und ließ die verpfändeten Dokumente und Wertpapiere ein, indem ich 16,500 Thaler zahlte.“

„Sie hätten Sie gethan, Bora!“ rief Martens und zeigte ihm die Hand.

„Wollte Gott, die Sache wäre damit zu Ende gewesen! Denn ich bin überzeugt, der Mann würde nicht mehr gespielt haben, wenn ich ein offenes, herzliches Wort an ihn gerichtet hätte. Meine Papiere trugen nur 4 1/2 %, und ich konnte sie über pari verkaufen; bewilligte mein Freund mir denselben Zinsfuß, so ersparte er 7 1/2 %, jährlich, mit welchen er schon eine Mißthat zahlung machen konnte. Aber das Gerücht von der Partie „Schachbretts“ hatte sich weiter verbreitet und war bis zu den Ohren seines Heßes in der Residenz gedrungen. Es wurde — wie es in solchen Fällen stets geschieht — herumgerüht, hin und her berichtet, und so erhielt man höheren Orts auch von dem großen Verlusten an der Spielbank. Gestern erhielt der neben ihm fangende Beamte ein vertrauliches Schreiben seines höchsten Vorgesetzten, in welchem er angeordnet wurde, Nachforschungen zu halten und innerhalb acht Tagen Bericht darüber zu erstatten, ob die mitgetheilten gravirenden Angaben sich als begründet erweisen. — Die Fassung des Schreibens läßt mir keinen Zweifel darüber, daß man unter diesen Umständen meinen Freund seines Amtes entheben würde.“

„Ich sehe, Martens, wie tief Sie ergriffen sind; auch in meinem Leben werden die letzten vierundzwanzig Stunden schwer wiegen! Vergebens suchte ich nach einem Auswege, nach einer Rettung bringenden Idee. Alles erwies sich erfolglos und unausführbar. Da kam mir ein Gedanke, wie nicht nur die Subjektivität meines Freundes von seinem Amte zu entfernen wäre, sondern auch die ihn gravirenden Thatsachen für Jedermann aus einem neuen, ihn entschuldigenden Gesichtspunkte aufgestellt werden könnten. Es fragt sich nur, ob mein Freund sich fügen werde — ich bin geneigt, sehr Schweres von ihm zu verlangen!“

„Sprechen Sie ohne Scheu, was soll, was kann geschehen?“

„Worauf ergriff die Hand des Sprechenden, brüllte sie fest und sprach in einem billenden Tone: „Martens, wenn man bedenkt, wie dieser liebenswerthe, ehrenhafte, die Seinigen so innig liebende Mann handeln konnte, muß man nicht unwillkürlich dem Gedanken Raum geben, daß in jenen Momenten eine Verdrüßung seiner Geisteskräfte eingetreten ist! Nehmen wir zum Heil für ihn, für die Seinigen an, daß dieser Zustand — wenn auch bereits gehoben — noch fortbauere, erträuen wir ihn für einige Zeit seinen amtlichen Funktionen, damit er nach kurzer Frist im Stande sei, sich ihnen in vollen Ehren wiederum zu widmen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Bora!“

„Nun denn — erklären mir die abnormen Zustände — seine Spielsucht — für eine Geisteskrankheit und suchen wir Heilung für den Mann. Der Arzt stimmt mir bei, sein Ansinnen wird sich schnell in der Stadt verbreiten. Wir wissen, da die Sache Aufsehen gemacht hat, und noch mehr erregen würde, wenn ein so hochstehender Beamter seiner Stellung entgehen werden sollte, mit einem gleiches Aufsehen machenden Schritte alle aufstehenden Gerüchte widerlegen. Der Arzt und ich, wir sind entschlossen — meinen Freund einer Privat-Irenanstalt zu übergeben, und Sie, Martens, müssen ihn dazu bestimmen, daß er ohne Weigern mit mir sich dahin begeben.“

„Großer Gott, dahin sollte es kommen! Besser der Tod!“

„Der Tod stellt sich nicht sofort ein, wenn wir zu unserer Rettung ihn herbeiführen! Der Tod, den Sie im Auge haben, würde wohl Selbstmord heißen. Ich hege nicht die Absicht, hier meine religiösen und sittlichen Bedenken gegen den Selbstmord vorzubringen, sie wären auch unnützlich, denn mein Freund wird sich nicht das Leben nehmen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort! Er

denkt, trotz seiner Verirrungen, zu edel, um nicht fähnen zu wollen, was er gegen die Seinigen verbrochen hat. Selbstmord würde hier alle tiefst aufwachsenden böswilligen Gerüchte zur Wahrheit stempeln; Selbstmord hieß: mit einem Schlag die Karriere seines Sohnes, der sich zum Offiziersnamen vorbereitet, untergraben, die glücklichen Lebensaussichten der Aeltern vernichten, und der ganzen Familie das Bild des innig geliebten Vaters, des verdorbenen Vaters für alle Zeiten trüben. Verloren, Martens, ist nur Der, welcher sich selbst aufgibt! Wenn mein Freund erst einsieht, daß er eine Buße auf sich nehmen muß, so wird er — je gesünder sein Geist in der That ist — den Rettungsweg wählen und den Schrein getrübler Geisteskräfte für kurze Zeit auf sich nehmen. Wenige Monate dürfen hinreichen, ihn wiederherzustellen, ihn seinen Freunden und seinem Amte wiedergewinnen. Mit welchem Glückswort werden die Gattin, die Kinder den theuern, ihnen und dem Leben wiedergegebenen Mann empfangen!“

„Bora, Ihr Mittel ist bewundernswürdig ausgedacht — aber das Mißtrauen, welches man stets Dem entgegen trägt, die — wenn auch geistig — eine solche Anstalt verlassen, es zu ertragen muß eiskalt sein, ja, es könnte einem Menschen noch nachtheiliger den Verstand rauben.“

„Denken Sie an den Landrath von Bagermann, Martens! Er tobte, wurde in eine Irrenanstalt gebracht, und nach zwei Monaten ging ein Geschwür in seinem Ropfe auf, welches durch den auf das Gesicht ausgeübten Druck die Krankheit erzeugte hatte. Er genas sofort vollständig, ist seit zwölf Jahren wiederum im Dienste, und Niemand gedenkt wohl mehr jenes einseitigen Krankheits. Ein gleicher oder ähnlicher Fall kann hier ebenfalls vortreten, wir haben das ja ganz in unserer Hand! — Doch jetzt muß ich Sie verlassen, Martens, überlegen Sie bis morgen; wissen Sie einen besseren Ausweg, so finden Sie mich mit Freuden zu jedem Dienst bereit.“

„Bora, ich habe entschieden — — — der Mann — muß das Opfer bringen und wird bei seiner Rückkehr sichtlich zeigen, daß er eines so seltenen Freundes werth war!“

„Ich danke Ihnen aus vollster Seele, Martens!“

In seltem Druck sah Bora die Hand des Kranken und verließ schnell das Zimmer.

In den nächsten Tagen verbreiteten sich wunderbare Gerüchte über Martens in der Stadt; sie wurden zuerst als ganz unglaubhaft zurückgewiesen, dann beweist, und mußten endlich für wahr gehalten werden, da Bora, der treueste Freund des Paares, bei den vielfachen Anfragen schmerzhaft bewegt die Schultern zuckte, und der Nebstnarr sich in ein nur zu berechtigtes Schweigen hüllte. Etwas bewies die kühne Aeußerung aus den bewundernden Krankheitszustand ihres Vaters und dessen notwendige Entfernung von der Familie vor, und sprach dabei die zuverlässigste Hoffnung aus, daß Martens in kurzer Zeit unter geeigneter Behandlung und fern von Allen, das seine Kräfte wieder nähren könne, vollständig genesen werde. „Geistesstörungen“, sagte der treffliche Mann, „erregten sich viel häufiger, als oberflächliche Beobachter glauben. Willkürlich ist — wenn wir es ganz genau nehmen wollen, kein menschliches Gemüth in seinem rechten Zustande. Denn es gibt keinen Menschen, bei dem die Phantasie nicht zu Zeiten über die Vernunft herrscht; Keiner, welcher seine Aufmerksamkeit völlig nach seinem Willen zu lenken vermag, und dessen Vorstellungen sich nur auf sein Gebot einstellen und entfernen; Keiner, dessen Geist nicht zuweilen von Hirngespinnsten kranzspinn wird, die ihn verlocken, über die Grenzen vernünftiger Wirklichkeit hinaus zu gehen oder zu fürchten. Jede Nacht der Phantasie über die Vernunft ist ein Grad von Wahnsinn; so lange wir aber diese Nacht jagen und bestrafen können, wird sie Andern entweder nicht bemerkbar oder doch nicht für Irrsinn gehalten. Erst bei ihrer Unlenkbarkeit, bei ihrem überwiegenden Einfluß auf Reden oder Handlung wird sie Wahnsinn genannt.“ (Die angeführten Worte sind von Johnson.)

Gesah vernahm Frau Martens die trauernde Kunde. „Geta will ich,“ sagte sie, „die Trennung und alle Schmerzen, welche sein Leiden mir auferlegt, tragen, wenn ich die Hoffnung hegen darf, daß nur ein krankhafter Zustand unserer Seelen Uebersinnlichkeit zu stören vermöge und mein Reingeb mit der gewonnenen Geistesklarheit mir auch wiedergegeben wird. Sollten wir, mein verehrter Freund, in unsere Erwartungen und jedoch täuschen, so weiß ich, wo künftig meine Stelle ist. Ja der Wille seiner Heiligkeit wird sich wohl ein Plätzchen finden, an dem ich verweilen, ihn täglich sehen, seine Wünsche und Bedürfnisse mit liebevollem Verständnis erkaufen kann. Martens soll in seinen letzten Augenblicken dann die Gewissheit erlangen, daß für alle Zeit und in allen Schiedungen er und ich unzertrennbar Eins geblieben sind.“

Bora kam täglich zu dem Kranken, aber seine Besuche mußten notwendiger Weise kurze sein, da die ganze Last und Verantwortlichkeit des Amtes man auf ihm ruhete.

Klara mied ihn sichtlich und es schien, als ob das über die Familie heringebrochene Unglück sie am Schwersten getroffen habe.

An dem nächsten Sonnabend fuhr Frau Mariens und Born mit dem Nachzuge nach der Heilanstalt zu L., und schon am folgenden Tage kehrte der treue Freund zurück. Ohne sich mehr Ruhe zu gönnen, als der nächste Kleiderwechsel erforderte, eilte er zu Frau Mariens, um über die Reize und den höchst günstigen Bescheid des Arztes in L. Bericht zu erstatten. So hell und freudig glänzte sein schönes Auge, so fest war seine Haltung, daß man hätte vermuthen können, er schäpfe diese, alle geistigen und körperlichen Anstrengungen überwindende Kraft aus einem ihm allein zugänglichen Wunderborte.

„Mein Freund“, sagte Frau Mariens, nachdem sie ihm voll Mühsal gedankt hatte, „Sie haben in diesen schweren Tagen mich stets aufrichtigst gemocht, lassen Sie mich von einem neuen Leid Ihnen klagen, das über uns gekommen ist. Willst du gelingen es Ihnen, mir auch hier Beruhigung und Trost zu geben?“

„Sprechen Sie, verehrte Frau!“

„Vor Allem muß ich wegen einer Unterlassungshünde mir von Ihnen Verzeihung erbitten! Durch Mariens erfahren wir vor acht Tagen, daß Sie sich verloben werden. Ich muß den Vorwurf des Egoismus hinzunehmen und offen bekennen, daß die Nachricht von diesem, für Sie so glückverheißenden Ereigniß mich anfänglich erschreckte. Denn zu tief fühlte ich, daß nie mehr im Leben wir einen solchen Freund gewinnen würden, und ich und die Meinigen in Ihrem Hergen künftig nur eine untergeordnete Stelle einzunehmen hätten.“

„Glauben Sie, theure Frau —“

„Keine Verheerungen, Born!“ fiel Frau Mariens mit trübem Lächeln ein, „deren Unabsehbarkeit mir döllig klar ist. Dem Verhältniß zu der Geliebten, zu den Eltern und Geschwistern der künftigen Gattin, müssen notwendig alle früheren Verbindungen nachgeben. Allein ich habe dieß Schwere nun ebenfalls überwunden und bitte Sie, uns — als Ihre treuesten und wahrsten Freunde — auch künftig an Ihrem Glücke Theil nehmen zu lassen.“

Born verzogte sich dankend, zog die ihm dargebotene Hand an seine Lippen und sagte: „Sie wollten mir eine Mittheilung machen, verehrte Frau!“

„Sie wissen, Born, daß ich nicht mit der in solcher Hast geschlossenen Verlobung Klara's einverstanden war. Heute habe ich durch die mit zunehmenden Briefe Frohdorfs an ein junges Mädchen aus ehrenwerther Familie mich davon überzeugt, daß er ein leidenschaftlicher Mann ist, dem ihre sorgende Eltern nicht ihr Kind anvertrauen können. Sechs Monate hat er sich verlobt, seit er die heiligsten Liebeschwüre mit einem ihm ganz ergebenen Mädchen geschworen, das er fast ihrem Unglück überließ, als eine neue Verbindung ihn lockte. Sollte ich nur mein Empfinden in's Auge zu fassen, so würde ich die mir gewordene schmerzvolle Kunde als eine Schändung Gottes ansehen, die Mariens und mich vor einer verhängnisvollen Täuschung bewahren sollte. Aber wenn Klara den Mann liebt, wenn ihrem um den Vater tief trauernden Gemüthe ein noch schwereres Leid jetzt droht! Ich mußte mir Gewisheit verschaffen und lenkte heute Nachmittag, ohne daß Klara eine Ahnung von dem Ihnen Mitgetheilten hatte, das Gespräch auf Frohdorf. Wüßte ich, daß Sie Ihre Arme um meinen Hals und sich unter herzerlösenden Worten: „Hilf mir, geliebte Mutter, es ist mir nicht möglich, Frohdorf anzugehen! Ich kann mein Herz nicht, ich glaube kein Unrecht zu thun, als ich Frohdorf's Hand annehme, welcher schwor, daß sein ganzes Lebensglück davon abhängt. Jetzt aber fühlte ich, daß ich den Mann täuschte, daß ich mich selbst erniedrigen müßte, wollte ich die Ehe werden!“

„Ehies, reines Kind!“ sagte Born leise.

„Sie hat, ich wage nicht weiter in sie dringen, und ihr verzeihen; durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Liebe werde sie den Schmerz gut zu machen suchen, den sie uns bereiten mußte. — Was soll ich davon denken, Born, welchen Rath würden Sie mir geben, mein Freund?“

„Theure Frau, gestatten Sie mir, einige Worte mit Klara zu sprechen — und dann erst Ihnen meine Ansicht mitzutheilen.“

„Nicht Ereignißvolle, die Seelen aller Theilnehmenden aufregende Tage waren verflohen, als Born jetzt wieder in Klara's Stube trat. Nicht frohlich, wie an dem letzten Sonntage, kam sie ihm entgegen, und als sie ihre Hand ihm reichte, grüßte sie ängstlich und voll Wehen. Er zog einen Stuhl neben den Esstisch, auf welchen sie sich niedersetzte, legte seinen Arm auf die Lehne desselben — was er sonst nie that — und sagte mit einem Blick unangenehmster Miene und Herzsichtheit: „Mein Mädchen, wie habe ich mich geirrt, mit Dir einige Worte zu sprechen nach all' den hatten, trüben Tagen!“

Von einem Gebirge ganz beherrscht, erwiderte sie: „Denkst Du denn noch in früherer Liebe an uns, Onkel?“

„Was wollte mich Dir ankündigen, Mädchen, bist Du nicht mein geliebtes Kind?“

Sie schaute zu ihm auf — es war ihr, als hätte noch

nie ein Auge mit dem Ausdruck auf sie geblickt, in dem seine Augen strahlten — erwiderte sie: „Nicht.“

„Onkel, Du —“

„Was willst Du sagen, Mädchen, sprich doch voll Vertrauen zu mir wie sonst!“

Ein unbeschreibliches, wunderbar gemischtes Empfinden durchzog ihre Brust. Er war bei ihr, sie fühlte all' das Glück, welches die Nähe des Geliebten über uns ausgießt, und sie mußte sich voll Schmerz sagen, daß sie ihn verlieren werde. Kein Wort entkam sich ihren bebenden Lippen.

„Hat man mich bei Dir verlobet, Mädchen? Hast Du irgend Etwas von mir erfahren, das Dich an Deinem treuesten Freunde irre machen könnte?“

Wie überzeugend sah klug die geliebte Stimme, nein, sie ertrug nicht länger diese quälende Täuschung und sagte, alle Kraft zusammen nehmend:

„Nein, Onkel — aber — ich höre —“

„Du verstellst Dich verlobt.“

„Nur, wenn Du Deine Einwilligung dazu gibst, mein Mädchen, sonst gewiß nicht.“ erwiderte Born, ihre Hand ergreifend.

„Ja, Onkel — wie kann ich —“

„Ja, Du allein, mein geliebtes Kind! Sieh, Mädchen, für mich gibt es nur eine Geliebte, und deren Hand halte ich in der meinigen und will sie nicht lassen, bis Gott uns den einander ruft.“

„Du konntest mich lieben!“ flüsterte Klara in der Demuth wahrer Verzweiflung.

Wortlos blickte sie sich eine Weile um. Was ihre Seelen erfüllte, es strömte als das reinste Dankgebet zum Himmel empor. — Voll Staunen und tiefer Achtung betrachtete Frau Mariens dort Born das neue Glück und überlegte mit dem ihr nun noch enger verbundenen Freunde alle nachwendig gewordenen Schritte. Noch an diesem Abend wollte sie an ihren Gatten schreiben und seine Einwilligung erbitten, um das Verhältniß mit Frohdorf lösen zu können; Klara's Liebe zu Born sollte jedoch ein Geheimniß bleiben, bis der Vater wieder in den Kreis der Familie getreten sei und seines Kindes Glück den edelsten Händen zu überantworten vermöge. Born's tägliche Besuche konnten um so weniger aufhören, als er seit einer Reihe von Jahren dem Hause nahe stand und bei der Abwesenheit des Vaters Klara's Rath und Stütze sein mußte.

Des treuen Freundes Brief an den höchsten Vorsteher war ein Meisterstück von Beredsamkeit. Er hob Mariens' glänzende Begabung, dessen unermüdliche Arbeitskraft und den sichern Blick für die komplizierten Schwankungen im Handelsverkehre hervor, und wie es ihm gelungen sei — indem er bei großer Vorsicht jeder Engvergehung fern blieb — Handelsströme glücklich zu begleiten und den Kredit allseitig zu heben. Die gravirenden Thatfachen, welche in seiner Weise so bezeugen würden, daß sie den gebiegenen Wohlstand des Mannes gefährden könnten, stellte er als die Wirkung eines hoffentlich bald vorübergehenden Kränklichkeitszustandes hin, der die ganze kaufmännische Welt in Trauer versetze. Dieses Schreiben mußte um so überzeugender wirken, als Born bei einer Entlassung Mariens' von seinem Amte unfehlbar sein Nachfolger geworden wäre.

Die ersten Briefe von Mariens an seine Gattin trugen, wie es in der Natur der Sache lag, das Gepräge des Trübseins und der Zurückhaltung; mußte ihr doch jetzt und immerdar verborzogen bleiben, welche Schuld er jetzt abbüßte. Die volle Liebe Elenorens zu dem Manne ihres Herzens war durch die Macht der Zeit nicht vermindert, sondern nur veredelt worden, und sprach sich so beglückend für Mariens in ihren Antworten aus, daß er sich unwillkürlich in jene Zeit zurückversetzen mußte, in welcher ihr Beiz das Ziel all' seines Strebens gewesen war. In erster Selbstsucht verglich er ihr Verhalten mit dem seinigen und gestand sich mit Schrecken, daß er es verdient habe, den Thron, den geistig Schwachen zugestelt zu werden. Seinen Selbstvorwürfen und verletzten Anstalten trat Elenore mit dem Glänzendsten entgegen, daß ihr Glück an seiner Seite so groß und schmerzlos gewesen sei, daß es durch keine Rummernisse, durch keine Fügung des Schicksals vermindert oder erschüttert werden könne. Auf ihren Anleihen wurde sie Gott danken, wenn er ihr bald den theuern Mann, den Kindern des verstorbenen Vaters wieder schenke!

Nur schwächliche Naturen verzehren sich in unthätiger Reue über das Unrecht, welches sie begangen haben; starke und edel angelegt raffen sich voll Energie empor und zeigen durch die That, daß sie jetzt die Herren und nicht mehr die Skaven früherer Gräuße sind. Reich und glänzend lag die Welt vor dem erst fünfundsiebzigjährigen Manne da, er konnte in einer nicht zu langen Reihe von Jahren die den Seinigen zugefügten Verluste ersetzen, ja durch rastlose Thätigkeit und ein gezieltes Auftreten das Ansehen ihrer Stellung noch erhöhen.

Mariens beschloß, seine unwillkürliche Neugier zu dem Niederschreiben eines Briefes über „Die Geschichte und jetzige Gestalt der deutschen Oeko- und Dispositionen“ zu

verwenden, mit welchem er sich seit längerer Zeit beschäftigt und wozu er ein reiches Material gesammelt hatte. Die Veröffentlichung dieser Schrift mußte sofort jeden Zweifel darüber niederlegen, ob er in den vollen und uneingeschränkten Besitz seiner geistigen Kräfte wieder gelangt sei.

Born fügte jedem Briefe Elenorens einen beiliegenden Bericht über die wichtigsten Vorkommnisse in dem Bankverkehre bei, damit Mariens bei dem baldigen Wiedertritt in sein Amt völlig darin eingeweiht erscheine.

Wie Rebel vor dem strahlenden Sonnenlichte weichen die Trübungen, welche das Verhältniß Elenorens und ihres Gatten verdußelt hatten. Es gab keine Zeit seines und ihres Lebens, in welcher Beide mit tieferer Sehnsucht ihrer Vereinigung hätten entgegen sehen können, als es jetzt geschah. Mariens war nicht nur sich selbst vollständig wiedergegeben, sondern sein Gemüth hatte in diesen Monaten an Klara, sein Wille an Fröhlichkeit gewonnen.

Des Herbstes färbte Klara's Haar und die dunkelblaue Traube hing schwer von dem Spalier herab, als an einem Morgen Klara und Selma aus dem hinter dem Hauptgebäude liegenden Garten die letzten Georginen holten, um sie zur Ausschmückung von Sträßen und Festons zu verwenden. Denn das ganze Haus sollte ein festliches Aussehen erhalten, da der Herr desselben an diesem Abend seine Räume wiederum betreten würde!

Am Nachmittage fuhr Frau Mariens mit Born und Klara zu der nächsten Eisenbahnstation im Dorfe L., um dem Heimkehrenden dort zu empfangen und zu begrüßen. Born hatte zwei Zimmer in einem hübsch gelegenen Gasthause des Dorfes frei gehalten und blieb hier mit der Geliebten zurück — während Elenore sich nach dem Pardon begab — da er das erste Wiedersehen der Gatten nicht überlassen wollte. Arm in Arm, im glücklichen Austausch ihrer Gefühle, nahen Beide dem Hause; Klara eilte dem Vater entgegen, der auf die Werbung, daß Born im Zimmer ihn erwartete, sich den Viehscheune seiner Tochter entzog und schnellen Schrittes das Haus betrat. Sein strahlendes Auge suchte den Freund, und Beide sahen, von ihren Empfindungen übermannt, einander in die Arme. „Wie soll ich Ihnen danken, Born!“ rief Mariens, als er sich aufrichtete hatte und wiederum die Hand Born's ergriff.

„Verzeihen Sie mir, Mariens, daß ich meinen Lohn nicht bereits vorausgenommen habe.“ entgegnete Born. Erstaunt blickte Mariens ihn an, da trat Elenore hinzu, legte Klara's Hand in die ihres Geliebten und sagte: „Väterchen, gibst Du Deinen Segen?“

Klara also war es, Born!“ fragte der beglückte Vater, welcher sofort sich der Unterredung im Rasengarten erinnerte. Seine Tochter sei zu sich brügend und sie dem Freunde zuführend, fuhr er fort: „Herzhaft, mache ihn so glücklich als er es verdient! Gott sei Dank, daß Du mir zu Hause gekommen bist, ich allein hätte ihm nicht vergessen können! Wer darf sich jetzt wohl mit mir messen, wenn das Gott ein solches Weib, wenn einen gleich erprobten Freund!“

Gesundheitslehre für's Haus.

Dr. med. S. Alenda.

VI.

Die Magerkeit der Frauen und Mädchen.

„Welch“ ein Nummer ist einem, von Gesicht und Gestalt habenden Mädchen und welcher jungen Frau der Gesundheit und Weiblichkeit, welche sich namentlich in der Bärte und den Armen so verträglich dem Hüften des männlichen Geschlechts fand gibt und zum Bedenken dieser Theile mit hohen Reibe, Blau, Chermisette und Aermeln zwingt, während doch die Weiblichkeit, dekolletiert und in möglichst weichen, oder doch durch die Hüfte ihre angenehmen Formen erkennen lassenden Armen zu erscheinen! Die mageren jungen Mädchen und Weibchen streben vor ihrem bißlichen Toilettenpiegel und blickt verzweiflungsvoll auf die schreck und idyllenvermeintlich herbeiziehenden Schattenspiele, die als „Schlaffheit“ von istatischen Mangeln bezeichnet tiefen Gruben über drücken, auf den schärfen Brustbeinrand, die keilförmigen oberen Rippen, die strengen, unangenehmsten Halsmuskeln, die dünnen, eckigen, lang erscheinenden Arme, die strömigen Schenkel der Fußgelenke, die spärlichen, eckigen Hervorragungen der Gelenkknoschen an Ellbogen und Hand — und jauchzt, wenn es den Versuch der mageren Tracht in eigenen Mänteln ausziehen und demachen und Aermeln noch nicht zu dämmer Gaze überlegen muß, die durch ihre halb reflektierende, halb beleuchtende Wirkung, die Magerkeit ungewiss, die Gebirgungen und Gruben mehr in einander verschimmern und runder erscheinen macht: „Ach! daß ich auch so mager bin! daß ich diese unglückseligen Hüften und Schenkel nicht auspolstern, diese Weiblichkeit meiner Hüfte nicht einbetten kann in das weiche, elastische, abrundende Fett, welches die Wellenlinie der Schönheit verursacht und bei so vielen Mädchen und Frauen bis zum ringelnden Uebermaße und zur Widerwärtigkeit, ohne ihr Juchzen und gegen ihren Willen, sich anbahnt! Was mag es mir, daß ich mit meiner, über die Gänge der stielchen

kräftiger sie ist, desto mäßiger muß die jeßmalige Portion sein. — 4) Man nehme zur Belebung des Stoffwechsels wöchentlich zweimal ein warmes Bad. — 5) Man laße sich, was schon der alte Arzt Hippokrates gegen Magerkeit empfahl, täglich auf eine halbe, nicht gewaltsame Weise den Körper reiben; es begünstigt, bei richtiger Verdauung und Lebensweise, besonders die Fettbildung unter der Haut und macht die Form des Körpers voller, während hartes Reiben die Fettbildung vermindert. Auch ein häufiges Reiben des Körpers mit einem fetten Oel nach dem warmen Bade und vollkommener Abtrocknung wird die Abnutzung der Oberfläch der Haut. — 6) Ist die Verdauung im Gange, so eignen sich für das weibliche Geschlecht als Nahrungsmittel gegen Magerkeit besonders: rohe und weichgekauter Eier, pastisierter Schinken, Eierstuppe in aller Form, Hühnerbouillon und das sogenannte „englische Damenbrühe“, bestehend aus Eier mit Milch, einigen weichen Eiern, gedünstetem Brod mit Butter; auch mag ein Glas gut ausgegohrenes Bier, Lager- oder Malzbier vortheilhaft mitwirken. Ungenügend ist es, durch die noch herrschende Veranlichung der sogenannten „fettbildenden“ Nahrungsmittel, als Stärkemehl, Zucker, Fett, Spirituosen, und in übermäßiger Genußweise, namentlich bei Mangel an Bewegung in frischer Luft, die Fettbildung erzwingen zu wollen; sie wird immer nur eine krankhafte werden und in kürzerer oder längerer Zeit die

Nachwerden geistigen Ernährungslebens zum Gefolge haben. — 7) Der allen Dingen ist aber die größte Regelmäßigkeit der Geschmacksweise erforderlich, namentlich der normale Schlaf bei Nacht. Alles mäßige Waschen macht Anfangs wässrig gedummen, dann mager. Der Witternachts macht, ist, konstant und im Salon lebt, stört keine Verdauung und Ernährung unbedeutend und erwartet keine gesunde Zunahme der Körperfülle. — 8) Junge Mädchen und Frauen mager sehr häufig, indem sie ein sehr hitziges, sanguinisches, lebhaftes Temperament haben, besonders wenn es schädlich, verletzter Natur ist. Mäßigung dieses Temperaments mit jeder Lebensweise, eine sittliche und physische Ruhe des Gemüthes ist ein wohl zu beherzigendes Mittel gegen die Magerkeit vieler Weiber. — 9) Wer es vermag und eine Sommerreise liebt, der werde sich nach den als Mittel gegen Abmagerung in Ruf gekommenen Bädern zu Gastein, Teplitz, Schließ-Val, wo man immer viele Damen antreffe, welche ihre Körperform verbessern wollen, aber nur dann zum Ziele gelangen, wenn sie die natürlichen Faktoren eines gesunden Stoffwechsels nicht verstoßen. — 10) Man laße sich nie zu dem in einigen Gegenden ziemlich verbreiteten und namentlich auf dem Lande üblichen Wirthbrauche verleiten, durch periodische Überfälle an Fett und Herzerfülle zuzunehmen, wenn man den Erfolg davon sucht. Diese Fettbildung geschieht nur durch Schwä-

chung des Muskelers und des davon abhängigen Stoffwechsels. Aus gleicher Ursache nehmen Frauen an Fülle und Rundung zu, die viel sitzen und dabei viel warme Getränke genießen. Reberbaute werden stets von Naturanlage und Konstitution mager gewesen, aber gesunde Frauen sehr oft im Matronenalter corpulent, was gleichfalls nur die Folge des nachlassenden Stoffwechsels ist. Jüngere aber ältere Personen an, stark abgemagert, dann erweist sich Pforten ein mögliches Glaschen guten Weines recht vortheilhaft, und betätigt den Ausspruch Seneca's: „Der Wein ist die Milch des Alters.“

Im Uebrigsten gilt bekanntlich die Fettleibigkeit für die erste Bedingung der Schwand; das Festmachen der Mädchen und Frauen wird dort sehr früh als diätetische Kunst betrieben, denn eine Magere kann keinen Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Männer und die Ehre des Harem machen. Das Geheimniß dieser Magerungsmethode besteht darin, daß das Weib häufig warme Bäder nimmt, sich nach denselben gelinde reiben und kalten läßt, sehr kalte Brühen, oft selbst im Bade, trinkt, die mit der indischen Pockenmutter (Simulax Chinae) gekocht wurde, und darauf ein gemildertes schwarzes Hobn verzehrt, welches mit Wein und Pflanzensäuren gekaut wurde.

Schließlich mag sich eine zur erblichen und konstitutionellen Magerkeit von der Natur veranlichte und dabei von



Der alte Park am Bodensee. Originalzeichnung von Max Kuhn, nach einem Aquarell von (D. 743.)

keiner nennenswerthen Störung des Wohlbefindens beimgejuchte Dame nach durch das in vielen Fällen richtige Volkswort trösten: „Magere Leute sind gesunder als fette.“

Das Attentat in Livorno.

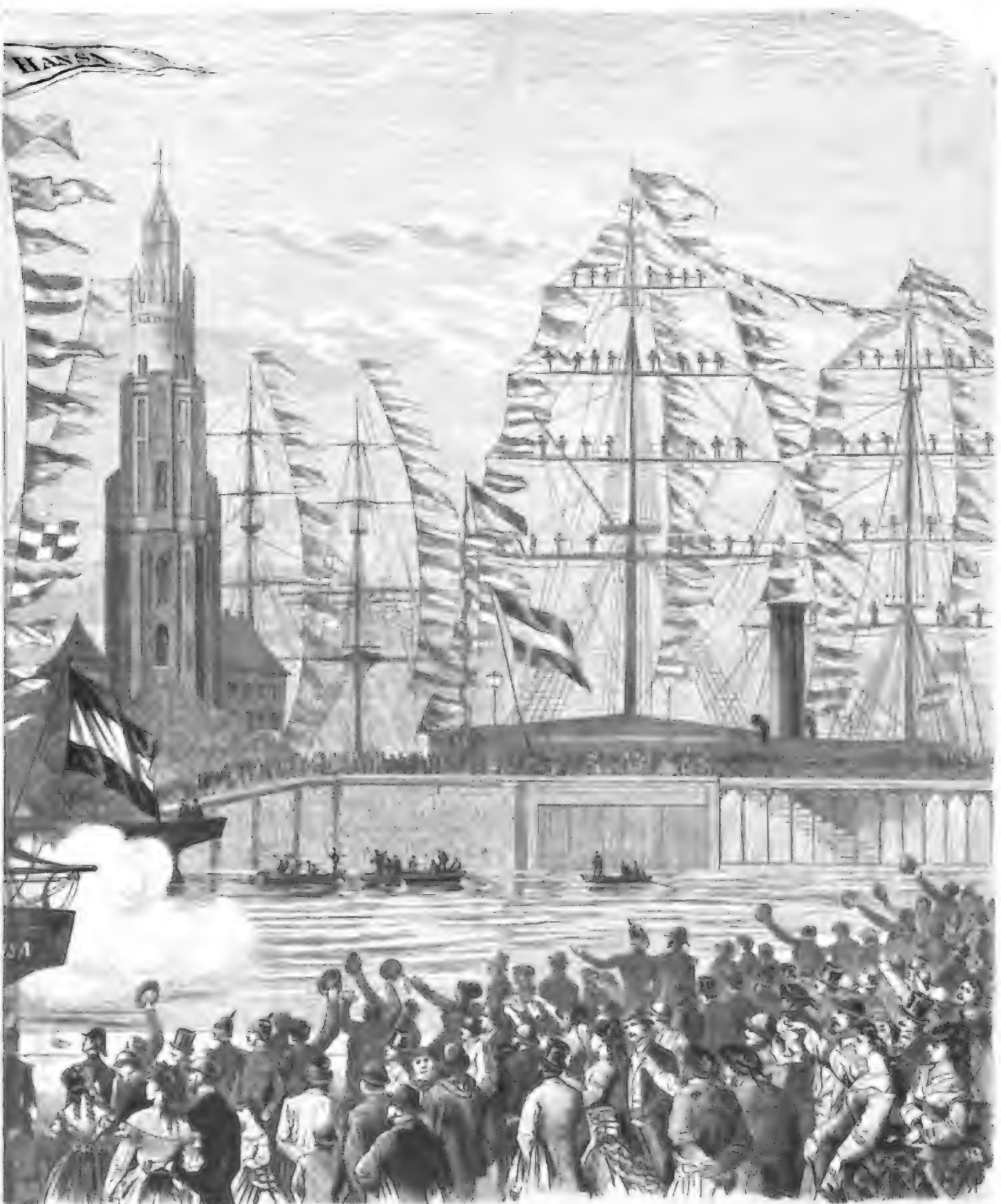
In Livorno wird gegenwärtig von Seite des italienischen Untersuchungsgerichtes mit großem Eifer das Strafverfahren wider zwei Männer geleitet, welche beklagt und auch bereits schuldig sind, am 24. Mai d. J. in Livorno das Attentat auf den k. k. österreichischen Botschafter und Oberkammerer des Kaisers, Grafen Grenewitz, und auf den k. k. österreichischen Generalkonsul Angiotti verübt zu haben. Der Tagespreß hat sich dieses Verhängnisses vornehmlich in folgendem Grade bemächtigt, daß wir an dieser Stelle nur einige minder bekannte Details rekapitulieren wollen. Obwohl Anfangs die Vermuthung nahe lag, daß es sich bei dem Mordanschlage auf den Grafen Grenewitz um einen Akt der Privatfeindschaft handelte, eine Vermuthung, die durch allerlei Reminiscenzen an jene Epoche der österreichischen Okkupation in Italien,

während welcher Graf Grenewitz kommandirender General in Livorno war, bekräftigt wurde; so mehren sich in dem Maße, als die Untersuchung vordringt, die Anzeichen dafür, daß die beiden Thäter nur im Auftrage der geheimen Leitung der Aktionspartei die That verübten. Diese Partei schmeichelte sich wohl mit der Hoffnung, daß ein solcher Mordakt, verübt an einem der obersten Hofkammern des kaiserlichen Hofes auf italienischem Boden, die Harmonie der Beziehungen zwischen Wien und Rom zu stören und so das kaiserliche Kabinett in Verlegenheit bringen würde. Wie dem auch sei, Graf Grenewitz mag nur wie durch ein Wunder dem Tode, der sich mit einem Opfer, dem Generalkonsul Angiotti, bezeugte. Der menschliche Heldstolz hat den Grafen an der letzten Schlage, von wo das dreifache Schloß jedoch abfiel, um sich über dem Kaiserthum tief in die rechte Wange zu bohren. Der Stoß wurde jedoch mit solcher Wucht geführt, daß der Graf beinahe augenblicklich zu Grunde gieng — zu seinem Glücke, denn die Thäter hielten ihn für abgethan und waren sich auf den Begleiter des Grafen, der unter ihren fahlen Fingern davon schon der erste das Herz traf, gebietend zuwenden. Als Graf Grenewitz zu sich kam, schickte ihm — so erzählt er selbst — jede Erinnerung an die Ursache seines Falles. „Wo ist mein Kopf?“ war seine erste Frage. Erst allmählich kehrte dem künftigen kaiserlichen Grafen das Be-

mußte wieder; der Kahlheit seines im Hute hängenden Freundes führte ihm das Schreckliche der Situation nur zu deutlich vor Augen. Jacchini und Natrolo leisteten dem Verwundeten die erste Hülfe, die Polizeibehörden kamen erst nach geraumer Zeit zum Vorschein. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der That drückte König Viktor Emanuel sowohl dem Grafen als dem Kaiser Franz Joseph sein innigstes Bedauern aus, und die Schnellpost, mit der es den italienischen Behörden gelang, der beiden Thätern habhaft zu werden, bewies, daß es auch dem Minister Rarabrea mit seiner Fajage, volle Satisfaction zu bieten, Graf war. Von den Attentätern ist der Eine ein Römer, der Andere ein Livornese, der jedoch zur Zeit der österreichischen Okkupation nicht in seiner Heimat war. Sie lagen aus, daß sie schon in Pisa dem Grafen Grenewitz, dem ihr Mordplan galt, nachschlichen, — von der Ausführung ihres schändlichen Vorhabens jedoch abstanden, weil sie den Grafen in Begleitung eines Gensdarmen sahen. Dieser Gensdarm, der als Gensdarm der Schutzgeist des Reisenden ward, war ein Österreicher, der den Selbstmörder in bürgerlichem Rod wieder erkannte und sich trotz bösen Witterens an ihn ansetzte, um ihm treuherzig und dankbar Mitleid vorzusprechen. Der unglückliche Angerammelte wurde in Livorno unter lebhafter Theilnahme der gesamten Bevölkerung begraben. Graf Grenewitz reiste, nach wenigen Tagen notwendiger



Abfahrt der zweiten deutschen Nordpolexpedition von Bremerhaven in Gegenwart des Kaisers



von Preußen. Nach einer Skizze von G. Scheler, auf Holz geschnitten von R. Mayler. (Z. 743.)

Der Wunderdoktor.

Erzählung

von

Robert Schweißel.

(Fortsetzung.)

11.



und Pierre le Roux hatte zur Aufklärung des neuen Heiligenbildes beigetragen. Aber er fand es doch nicht geteuer, sich der Profession anzuschließen. Um so jeltiger fand er sich im Wirtshause ein. Er hatte recht auffällig, damit es Viele sahen, seine Wade in den Oxytrop fallen lassen, der zu jenem Zwecke in der Kirche aufgestellt war. Wer durfte ihn jetzt noch im Verdacht der Heiligenhäufung haben? Denn doch er vor einem solchen Verdachte keineswegs sicher war, das hatte ihm die Ausrufung des Meisters Gossin bei dem Auslaufe und das Vorweisen der platgedruckten Angel gezeigt. Weßhalb Meister Gossin ihn im Verdacht hatte, war ihm unbegreiflich. Jedemfalls mußte dieser aber verstoßt werden, wenn Andre Lugin ausfragte, weshalb ein Anlieger zwischen ihnen verhandelt worden war. Er verunsicherte seine unüberlegte Frage, welche Beantwortung es mit den drei Schüssen habe, und mehr noch verwundete er, daß es Madelaine gelang war, Andre vor der Buß der Driften zu schützen. Ohne ihre Uebersetzung wäre dieser Zeuge sehr bedenklich. Der Entscheidung des herabstufenden Vorleses gemäß die drei Schüsse nun auch wirklich zu thun, dazu konnte er sich noch kein Herz fassen. So oft er daran dachte, überließ ihn die Erinnerung an die von dem Pfarrer so leichtsinnig ausgemalten Höllenstrafen mit Frost und Hitze. Er trauerte wiederholt von ihnen und litt ihre Pein. Auch wußte er nicht, wie er zu der gewünschten Hoffte gelangen sollte, deren er als Zielscheibe bedurfte. Dennoch gab er seinen Voratz nicht auf; er versicherte ihn nur.

Das ehemalige Kloster gleich heute einem Bienenstocke, der zu schwärmen im Begriffe steht. Ein formwandelndes Summen, Brausen, Lachen, Gehen, Kommen, Waschen mit leeren Gläsern und Schoppen herrschte in dem kleinen getheilten Stuben, und erfüllte das Herz des Meisters Tavernier mit Freude. Die Sonnentag, welche während der lang dauernden Projektion auf die entblößten Köpfe gebraunt, hatte einen verzehrenden Dursch erzeugt, und der Tanz auf der Halle nebenan erregte neuen. Außerdem waren zwei Männer im Wirtshause, die mit dem Meister Tavernier unter einer Decke zu stehen schienen. Wo die hübschesten und kräftigsten Bursche beisammen saßen, da war auch stets der eine oder der andere dieser Weiden zu finden, reigte zum Trinken und gab auch manchen Schoppen zum Waschen. Niemand kannte sie, und man wußte von ihnen nur, daß sie am Abend vorher einen Besuch abgelegt hatten. Sie waren schlüssig gekleidet, und der Eine von ihnen, dessen (hageres) Gesicht, dunkelbraunes Gesicht ein statlicher Schnurr- und Knebelbart zierte, hatte ein reiches Wadchen im Knopfloch. Es war eine Lust, ihnen zuzuhören, zu gesprächig waren sie und so viel wußten sie zu erzählen, besonders von Italien und Rom, von der Noth des heiligen Vaters, und wie freigebig er gegen Alle sei, welche ihn gegen seine Feinde vertheidigten, die nicht Verräther wollten, als alle Welt hinterfragt werden. Da gab es Geld in Hülle und Fülle, und Ablass für alle Sünden. Sie flochten zwischen Scherz ein und manches Ständchen von lustigen Leben, welches die päpstlichen Quaren in der wunderbaren Stadt Rom führten. Bald machten sie ihre Fußstapfen, bald regten sie deren Jörn gegen die Feinde des Papstes und der Kirche an, und dazwischen tranken sie den Burschen stetig zu. Dem Papste sei Jeder willkommen, der ihm helfen wolle, und er bezahle nicht nur die Reisekosten, sondern schenkte Jedem auch noch zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Franken obendrein.

Solche Weiden klangen gar verführerisch manchem Burschen in's Ohr, der daherin entweder nichts zu verlieren hatte, oder dem Triebe seines unruhigen Blutes in die Fremde wohl schon längst gefolgt wäre, wenn es ihm nicht an den Wadchen gefehlt hätte. Pierre le Roux meinte, das sei Alles recht schön, wenn's nur sein Gesandter wäre; denn so dumm sei wohl der Papst nicht, daß er Einem so viel Geld für nichts und wieder nichts schenken sollte. Damit sprach er aus, was Viele dachten, die ihn nun beistimmten.

Da wandte sich der Herr mit dem rothen Wadchen zu Pierre le Roux und sagte: Wenn Ihr's nicht glauben wollt, probirt's selber! Ihr seht eben nicht darnach aus, als ob Ihr einen lebernen Hosenfaß für Euer Geld brauchtet. Die viel wollt Ihr sagt es. Hab Ablass bekome Ihr umsonst dazu, wenn Ihr erst in Rom seid. Wer für den Papst Soldat wird, dem sind alle Sünden vergeben!

Mit diesen Worten zog er eine Hand voll Gold- und Silbermünzen aus der Tasche, und hielt sie Pierre le Roux hin. Die Augen des Schmugglers begannen zu glänzen; aber er schüttelte den Kopf und entsetzte sich, als fühlte er, daß er der Versuchung auf die Dauer nicht widerstehen könnte. Der Anblick des Geldes, nach welchem man nur die Hand auszustrecken brauchte, vollendete, was der Wein, die Erzählungen und die Freigebigkeit der päpstlichen Werber begonnen hatten, und mancher kräftige Bursche ließ sich von ihnen in das Netz locken. Mit dem empfangenen Handgelde ward man erst recht gejubelt.

Pierre le Roux ging nach dem Tanzplatze, der neben dem Wirtshause abgetheilt und mit Lannengewinden eingekastet war. Da drehten sich, der Hitze nicht achtend, die Paare im Schweiße ihres Angesichts, und mancher heile Jauher der übermühten Bursche plagte wie eine Kaskade in die Wirtshäuser der Wege und Klammern. Die grauen Augen des Schmugglers musterten die Paare und die Zuschauer. Er suchte Richard und Madelaine. Er hoffte, daß sie kommen, und er in dem Gewoge des Festes endlich Gelegenheit finden würde, mit Madelaine allein zu reden. Nach dem Austritt vor der Kirche, von dem er gehört hatte, erwartete er, daß Richard auch mit Madelaine zum Tanz kommen würde, um zu zeigen, daß er das Gerüchte der Leute verachte. Pierre le Roux war nicht der Einzige, der eine solche Vermuthung hegte.

Unter den Mädchen von Abondance gab es ein Bischen und Glitzern, und wenn sie mit ihren Burschen warten mußten, bis die Reihe des Tanzens an sie kam, dann überflogen auch ihre Augen prüfend die Anwesenden. Sie fanden es von Madelaine stach, daß sie es gewagt hatte, an der Prozession Theil zu nehmen. Das hatte man freilich denken müssen; aber aus dem Tanzplatze durfte sie nicht gelitten werden. Wiesen es die Bursche gesehen, so waren sie entsetzt, keinen Fuß mehr auf den Tanzboden zu setzen. Dann mochte sich Madelaine mit Richard so viel herumbrehen als sie wollten. Es war keinem anständigen Mädchen zumuthen, neben der Gesichten des Herzmeeisters zu tanzen. Gewiß lauerie dieser hinter seinen Fenstern, welche man vom Tanzplatz aus in der Nachtlichtsform glitzern sah, auf den Augenblick, wo Madelaine erscheinen würde. Schon um sich ihm zu zeigen, würde sie gewiß kommen. Die Bursche lachten bedenkungslos zu den Neuzugungen ständiger Entstellung ihrer Tänzerinnen, und Pierre le Roux, der manches Wort aufging, strich sich mit Besagen den Bart.

Richard war auch keineswegs gekommen, die allgemeine Erwartung zu täuschen. Nun die trübe Stimmung seiner Seele sich geklärt hatte, wollte er in der That beweisen, daß er der öffentlichen Meinung Trost biete, und wenn Jemand, so besah er in der herzoglichen Jagdzeit seines Charakters gerade die richtige Eigenschaft, durchzuwringen, was er sich einmal vorgesetzt hatte. Er kam Nachmittags, um Madelaine zum Tanz abzuholen, und sie willigte nach langer Ueberlegung ein, obgleich die Mutter abmahnte. Händel ansetzungen lag nicht in seinem Wesen; aber Gott sollte Jedem gnädig sein, der seiner Madelaine ein solches Gesicht schenkt.

Jetzt wollten wir es ihnen zeigen, daß sie alle ständische Malesther sind, rief er mit froh stehenden Armen, als er seinen kleinen Finger um den Madelaines gefaßt, durch das Dorf schritt, welches wie ausgelockt war. Nicht Kind noch Regel war daheim geblieben. Die Todtenstille wurde nur durch das Gemurmel der Sperlinge und Gloare in den Obstbäumen unterbrochen. Madelaine aber hatte Richard's Voratz nur angenommen, weil er ihr Gelegenheit bot, mit ihm ohne Zeugen zu reden, und so meinte sie, sie können sich immer zeitig genug auf den Tanzplatz. Es war kein Verstand, wenn sie sagte, daß es ihr wußt im Kopfe sei. Er war es zufrieden, erst noch ein wenig spazieren zu gehen.

Rechts hinter dem Dorfe führte ein Fußpfad zu dem Gemeindewalde hinan. Auf halber Höhe bildeten Brombeere- und Schlehdorngebüsche, welche von roth und weiß blühenden Wälden durchschossen waren, ein Dicksicht, aus dem mächtige Felsblöcke jäpfen zu Tage traten. Hier war es heute gewiß ganz einsam, und hierher führte Madelaine ihren Begleiter, bis sie heimlich von dem Fußpfade, am Rande des Gebüsches, eine Stelle fand, über welche die Felsen ihren Schatten warfen. Hier blieb sie aufstehend stehen. Zu ihren Füßen lagen die Mähe und der Felsboden, und von dem Felsgerack war nichts zu vernehmen, denn der Wind, welcher aus Osten wehte, stand dazwischen. Richard setzte sich auf einen Stein, der groß genug war, um auch Madelaines Kamm zu gewaschen, und auf seine Aufforderung ließ sie sich an seiner Seite nieder.

Ja, das ist heute ein segnetes Jahr, bemerkte er. Das gibt ein Feuer wie selten. Die Stablen auf der Alp sind schon von der ersten Nacht fast voll. Und am Montag beginnt auch das Wädhren.

Madelaine hatte die Hände in ihrem Schooße gefaßt und schaute finnick auf die Gräber der Hirsche hinunter. Aber es war kein begreifliches Sinuen; davon zeugte das starke Wogen ihres Brustes.

Verständlichkeit und Mitleid mit Richard wollten ihr fast reißen, ihr Gesandnis zurückhalten. Ihr eigenes Unglück würde nicht minder, ob sie redete oder schwiege. War es daher nicht besser, wenn sie sich still dem Abnunglosen opferte? Richard hatte unterdessen seine Pfeife aus der Brusttasche gezogen und rauchte, während seine Augen an dem üppigen Grassmuth der Matten sich ergötzen, und dann auf den Obstbäumen im Dorfe ruhten, deren Äste und Zweige unter der Fülle der reifenden Früchte sich bogten.

Sag' doch auch was! unterbrach er endlich das lange Schweigen.

Sie schral ein wenig zusammen. Im Gebüsch ließ sich ein leises Klackeln vernehmen. Richard blickte in der Richtung zu, woher es kam, aber er gewahrte nichts.

Ja, begann Madelaine, ich weiß mit Dir was reden, Richard! Darum bist ich mit Dir gekommen.

Er klopfte erwartungsvoll seine Pfeife an dem Stein aus und steckte sie weg. Nach einigen Sekunden fuhr Madelaine fort: Nicht wahr, Richard, Du glaubst gewiß nicht, daß mir's der Lugin angethan hat?

Na, wie könnt' ich denn so was von Dir glauben, fragte er, wenn Du gesagt hast, daß es nicht wahr ist!

Und es ist auch gewiß nicht wahr! Aber, Richard, — ich kann den Lugin nicht hassen, wie es Alle im Dorf thun.

O, wie war es doch so schwer, das verhängnißvolle Wort über die Lippen zu bringen! So schwer hatte sie es sich nicht vorgestellt. Richard meinte mit einem Schmunzeln, sie könnte überhaupt seiner Seele Feind sein, aber wahr sei es doch, daß der Lugin ein grauam unheimlicher Mensch sei. Madelaine ließ den Kopf sinken und schweig. Dann nahm sie ihren Fuß zusammen und sagte: Ich weiß nicht Alles, wie es mit ihm ist, aber die Menschen thun ihm gewiß viel Unrecht.

Na, das mag schon sein, bemerkte Richard. Aber was redst immer von dem Menschen? Du wollest mir ja was sagen!

Das war's, Richard, versetzte Madelaine, indem sie ihn fest ansah und dann die Ader senkte.

Bist Du doch ein kühnster Kaserlein, lachte er gutmüthig und fand auf. Jetzt wollen wir erst recht auf den Tanzplatz gehen und — weißt Madelaine — ichan, — jetzt — hm — jetzt könntest mir — mir wohl den Kuß von damals geben?

Verstämmt, lächelnd bittend und erwartungslos blickte er auf sie nieder. Sie erschral nicht wie damals beim Warten, ihre Wangen stürzten sich nur höher, und ihn schmerzlich ansehend küßte sie: O Richard, den Kuß kann ich Dir ja nimmer geben!

Ja, wie so denn nicht? fragte er. Schau, Madelaine, ich hab' Dich ja so herzlich lieb!

Sein inniger Ton drang ihr in die Seele, und mit bebender Lippe rief sie: Ach, das ist ja eben Dein Unglück und mein!

Er stand betroffen und sie fuhr mit seufzender werdender Wimper fort: O Richard, Richard, ich war ja noch gar so dumm, wie Deine Mutter mich damals haben wollt' für Dich, und ich konnt' ja an gar nichts denken, als an meinen Bruder, der so krank war.

Richard schloß tief auf, und traurig schloß er sich wieder auf den Stein. Wieder ließ sich ein leises Klackeln im Gebüsch vernehmen; doch diesmal achtete Richard nicht darauf. Sein Herz war schneller im Versehen als sein Kopf. Er harrete, halb abgelenkt von ihr, vor sich auf dem Boden, die Unterarme auf den breiten von einander gehaltenen Ästen ruhend, und die Hände ineinander gefaßt. Armenen jagen vor ihm in einer langen Knie hin und her. Er sah die Geschehnisse gehen und kommen, und er dachte nichts, als daß ihn Madelaine nicht liebe. O Jesus, Maria! seufzte er.

Ach, Richard, begann Madelaine darauf leise, Du bist ein so guter Mensch, und ich hab' mir immer vorgehalten, daß ich Dich lieben muß! und ich hab' mich dazu gezwungen, es zu thun; aber ich kann nicht, Richard, ich kann nicht.

Jetzt wachte er sich ihr auffallend Benehmen zu erklären, und wieder entrag sich seiner Brust ein tiefer Seufzer.

Wir thun nichts so weh, als daß ich Dich nicht lieben kann, sagte sie fort, und er glaubte ihr; denn er hörte in ihrer sonnen Stimme das Mitleid mit ihm zittern, und die Lippen seines großen Mundes zuckten. Er that sich Gewalt an, daß er nicht weinte.

Das hat mir immer an dem Herzen gelegen, sagte sie, und ich kann Dich nicht noch unglücklicher machen, und Deine Frau werden.

Welche Schwiegen. Aber Du bist mir gut, so daß er endlich mit dumpfer Stimme an. Du wirst mich schon noch lieben. Jetzt hast solche Angst, weil Du endlich bist und da glaubst, daß es nimmer geschehen wird. Cuius? Dich nicht; nachher wirst mich schon lieben, wenn Du ruhiger bist und wir erst zusammengegeben sind. Wankend wird fall in der G's, und manche kommt erst in der G's.

Madelaine schüttelte traurig den Kopf. Er meinte es

jedoch nicht, da er abgewendet von ihr saß. Als er keine Antwort erhielt, seufzte er sich zu ihr.

„Was sagst du?“ fragte er. „Du bist rechtschaffen, und ich danke dir, daß du mir reinen Wein eingeschenkt hast. Schau, mir ist jetzt ganz leicht, da ich weiß, weshalb du gegen mich wie die Wetterfahne auf dem Kirchthurm warst, bald so, bald so, heute Südwind, morgen Nordwind. Sei mir jetzt ja mir, als ob ich dein Bruder wäre, und nachher wird sich schon Alles geben.“

Seine Aengstlichkeit, über welcher die Schatten der Furcht lagen, daß sich vielleicht nicht Alles geben würde, rührte Madelaine tiefer fast, als sein früheres Stöhnen. Allein ihre Ehrlichkeit ließ es nicht zu, ihn mit Hoffnungen hinanzulassen, von denen sie überzeugt war, daß sie sich nie erfüllen würden.

„Ja, ich bin dir gut, als ob du mein Bruder wärest,“ antwortete sie launig, „aber es kann nie anders werden.“

„O, Richard!“ flüsterete er, „Du — Du hast einen Anderen im Herzen!“

Sie brach tief aufathmend ab, und eine Blutwelle überfluthete Hals und Wangen.

„Madelaine!“ flüsterete er, „Du — Du hast einen Anderen im Herzen!“

Sie ward noch röther und senkte den Kopf. Aber nur einen Pulsschlag lang wachte ihre Bewunderung; dann hob sie die Lider und schaute Richard mit einem unbefangenen Blick an. Es lag darin die Festigkeit eines Verstandes, und eine fahle Blässe überzog sein Gesicht.

„O Richard,“ sagte sie leise, „ich kann nichts dafür.“

Er nahm den Hut ab und trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen darauf stand.

„Ich hab' mich dagegen gewehrt,“ fuhr sie leise fort, indem sie zu dem blauen Himmel aufblickte. „Ich hab' so sehr zu dem lieben Gott und der heiligen Jungfrau gebetet. Sie haben's geschehen lassen. Darum glaub' es doch ja nicht, daß er es mir angethan hat.“

Richard schaute in jähem Entsetzen in die Höhe.

„Der Lugin!“ flüster er, seiner Stimme kaum mächtig, herab.

Sie schlug mit einem schmerzlichen Wackeln die Augen nieder, während sie bis in das Stirnhaar erröthete.

Er stand und starrte sie geistesleer an. Seine breite Brust wogte, als ob sie drücken wollte.

„Der Lugin liebt!“ flüster er endlich. „O du mein Heiland, er hat's ihr doch angethan!“ und er rang die Hände verzweifelt gen Himmel.

„Ach nein, gewiß nicht!“ schüttelte Madelaine den Kopf; „ich liebe ihn ganz von mir selbst.“

Richard kniete in die Kniee und fiel mit dem Oberkörper über den Stein; seine Stirn ruhte auf den gerundeten Händen. Er brach in ein verzerrtes Schreien aus, welches auch in Madelaines Augen die Thränen lodte.

„O Richard,“ bat sie nach einer Weile, „weil' doch nicht so!“

Aber es dauerte lange, bis er sich einigermaßen zu fassen vermochte. Endlich richtete er sich mit dem Oberkörper auf, und die trübigen Augen, in denen noch die blassen Thränen standen, die sich langsam abrollten und über die Wangen herabrollten, auf Madelaine richtend, fragte er flüchtig: „Der Lugin liebt!“

Sie antwortete war mit einem festeren Blick. Langsam und unsicher stand er auf und betrachtete sie mit einer Jammervese.

„Ach, das ist ein Unglück,“ seufzte er nach einer Weile, und wachte sich mit beiden Händen die Augen fort. „O du heilige Mutter Gottes!“

„Ja, das ist ein großes Unglück für uns Alle,“ bedachte Madelaine, während er sich rings umschaute, als wollte er sich überzeugen, ob er auch wirklich wachte. Langsam schüttelte er den Kopf, setzte sich wieder auf den Stein und versank in ein trübendes Weinen.

„Jetzt ist's für mich ebenso, als hätten die Leut' Recht mit dem, was sie von dir und dem Lugin sagen,“ murmelte er endlich.

Madelaine seufzte.

„Und der Lugin ist dir auch gut?“ flüster sie Richard nach einer Weile auf.

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Wie soll' er!“ sagte sie. „Ich weiß nichts von ihm und er weiß nichts von mir.“

Dieses Geständnis erleichterte ein wenig die Last, welche auf das Herz des armen Waisens drückte, und er sagte: „Es kann ja auch nimmer aus euch Beiden was werden.“

„O Richard, ich denk' ja auch gar nicht daran,“ versetzte sie mit einem leisen Vorwurf im Ton.

Ein milder Hoffnungsstrahl blickte vor ihm auf. Seine Gedanken folgten der schwachen Lichtspur und er sann und sann. Auch Madelaine folgte ihren Gedanken.

„Schau, Madelaine,“ begann er zögernd, „da du von dem Lugin nichts willst, und ich will ja auch gern noch warten, wenn du's verlangst —“

„O Richard, das kann ja nimmer sein,“ unterbrach sie ihn, indem sie sich erhob. „Es wär' ja eine schwere Sünd', wenn ich deine Frau sein wollt' und dann den Andre lieb. Und ich hab' ihn lieb, Richard, und du

müßtest ja das immer denken. Stell's dir doch nur vor, wie unglücklich du mit mir sein müßtest! Und, Richard, du weißt, was die Leut' von mir glauben. Du hast's ja heut' gesehen, wie sie mich darum meiden; die wird's nachher eben so gehen und du weißt nicht, wie weit das thut. Und deine eigene Mutter will ja auch nichts mehr von mir wissen, und wir' auch der Andre nicht, wie konnt' ich Unfrieden stiften zwischen dir und deiner Mutter, und zwischen dir und allen deinen Gefreundeten? Ach, Richard, ich kann ja keinen Augenblick auf dem Hof ruhig sein und du auch nicht.“

Jedes ihrer Worte traf den Armen wie ein schmerzlicher Schlag. Er liebte sie aber so sehr, daß er glaubte, Alles ertragen zu können, wenn sie nur die Seinige werden wollte. Die Mutter, meinte er, würde sich schon wieder geben, wenn er vernünftig mit ihr redete, und sonst lag ihm an allen Menschen nichts. Er bat so beweglich und flehlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Jetzt denk' doch erst über Alles recht nach,“ bat sie ihn mit blutendem Herzen, „du wünschst dir ja Dein eigenes Unglück!“

Er schweigend versagte.

„Ja, das war ein lustiger Tanz,“ sagte er endlich bitter, indem er die Beine in seinem Hut glättete. „Aber sag' deiner Mutter noch nichts. Hast mir nur Zeit, daß ich mir erst Alles überlege.“

Madelaine versprach es mit einem Seufzer und langsam traten sie den Rückweg an.

Ein Kopf tauchte hinter dem Gebüsch auf, vor welchem sie gestanden hatten; eine männliche Gestalt erhob sich und schaute dem Paare nach mit Blicken, welche einen blendenden Glanz hatten, wie die Sonne. Es war Andre, den die Wästel und der Jubel des Festes aus seiner Hütte vertrieben hatten. Das Gefühl, daß die Menschen auf Kosten seines Glucks lustig waren, war ihm unerträglich geworden. Ein weißes Wiegel, das an ihm vorübergeschlüpft, hatte ihn nach den Steinblöcken im Gebüsch gelockt, und eben hatte er das Suchen nach dem Schlafswinkel des stillen Thieres aufgeben wollen, als Madelaine und Richard herangelommen waren. Das Kennen seines Namens hatte ihn aufmerksam gemacht, Madelaines Anblick ihn festgehalten.

Er hatte Alles gehört, was sie mit einander gesprochen. Madelaine liebte ihn, ihn, den Ausgestoßenen, Gedrückten! Sein Auge folgte trunken ihrer schlanken Gestalt, bis sie im Dorfe mit Richard verschwanden war. Trunken schritt er über die sonnenbeschienenen Wästel, über die saftigen Wästel des hohen Gebirgs hinauf in den blauen Aether, und es war ihm, als würde er selbst emporgehoben, als trüge ihn die Luft, und die Erde verfinke unter ihm. Wie Glöckchen der Engel sang es in ihm: sie liebt mich! Mit tiefen, raschen Zügen trank er die reize Vergißniß, und sie erhobte seinen Kopf. Er brach sich durch das Brombeergeräusch Bahn nach dem Steine, auf welchem Madelaine gestanden hatte. Dort setzte er sich, um sein Glück zu überdenken. Aber er konnte nichts denken, als: sie liebt mich! und wieder aufstehend hob er die gestählten Hände gen Himmel, als wollte er fragen, ob auch Gott das Geständniß gehört habe, daß ihn mit Seligkeit überflutete. Er hätte es in alle Welt hinausjodeln mögen; allein die Glückseligkeit mochte ihn stumm, und überwältigt von ihr, starrte, legte er sich wieder hin. Wie sollte er es fassen, begreifen, daß er geliebt wurde? Mechanisch hob er ein Steinchen vom Boden auf und hielt es lange in der Hand, als müßte er etwas haben, was ihn an der Erde festhielt. Endlich ließ er es wieder fallen und seine Lippen flüsteren: „O Madelaine!“ Schauer der Wonne überfielen ihn und machten seine Augen feucht.

Der Schatten des Felsblocks, in welchem er saß, ward kühler und länger. Unten am Kirchhofe leuchtete Meister Goffin's Fenster wie Feuer, und ein rothger Rauch schwamm um die Laubwästel über den Dächern des Dorfs. Hier und dort hiege zwischen dem Grün eine feine, blaue Rauchsäule auf und zerlos in der Abendröthe. Der Alles überdauenden Sturmstul des Gebirgs in Andre's Brust folgte eine stiller wogende, wiegende Seligkeit. Einzelne Worte und Sätze Madelaines, unzusammenhängend wie einzelne Takte und Bruchstücke einer verlungerten Symphonie, tauchten in seinem Gedächtniß auf. Allmählig erglänzten und verbanden sie sich. Richard's Antworten schlangen sich hinein. Da sagte ihm ein Schreden. Madelaine gemied, ausgelesen wie er, verhehmt um seiner willen! Er hatte sich nie vorgestellt, daß Madelaines Schritt so schwere Folgen nach sich ziehen, und sie, deren Frömmigkeit so bekannt war, in einen solchen Verdacht gerathen konnte.

Wohin blutendem Herzen trat er endlich den Heimweg an. Von dem Tempelhof her, der durch zwei an Stangen befestigte Laternen nachträglich beleuchtet wurde, löste sich noch lange die Wästel zu ihm herüber in die Stube; aber er hörte sie nicht. Wie der Stengel der Ake zwischen deren schlänglichen Entfalten emporsteigt und hoch über ihnen zur Blüte sich entfaltet, so erhob sich auch der Gedanke an Madelaines Liebe allmählig über die Pein, welche Andre um ihr willen litt. Sie waren Beide ausgelesen.

aber sie liebten sich. Ueber dem gleichen Glanz schlugen ihre Herzen in dem gleichen Gefühl gegen einander, und Andre sah die Eidechsenwästel, die ihn so lange von Madelaine getrennt hatten. Jetzt, ja jetzt durfte er hoffen, sie zu besitzen. Er schwelgte in der Vorstellung, daß Madelaine in dieser Stube, wohin sie ja schon einmal die Liebe zu ihm geführt hatte, fortan immer bei ihm sein würde, als sein Weib. In diese Stube drang der Haß der Menschen nicht. Meister Goffin hatte Recht; er konnte noch glücklich sein! Aber nein, nicht hier! Drüben im Waadlande, wo ihn Niemand kannte, sollte das neue Leben an Madelaines Seite beginnen. Ein Glück, so groß, wie er es nie zu denken gewagt hatte, wartete ihm aus erreichbarer Nähe und machte ihn trunken.

Meister Goffin mußte ihm Alles erzählen, was er von Madelaines Vater über das Waadland erfahren hatte, und er machte den Allen durch die Andeutung glücklich, daß er nicht mehr ganz abgeneigt sei, Abwandern zu verlaufen. Er selbst sah im Geiste das grüne, vom See sanft aufsteigende Land, wie er es zuweilen von dem höchsten Gipfel seiner Heimat aus erblickt hatte. Nun kann er darüber nach, wie er es anstellen sollte, um mit Madelaine ungehindert zusammenzutreffen.

Voll heißer Sehnsucht nach dem Augenblicke, wo er ihr würde sagen können, wie sehr er sie liebt, stieg er am Montag Morgen mit seiner Senje die Felsen hinter dem Dorfe hinan. Auf dem Kirchthurm hatte es eben die zweite Stunde geschlagen. Er war so früh aufgebrochen, damit ihm auf der Stelle, die er sich zum Wästel auszuweisen hatte, Niemand zuvorkäme. Für die Wästel und Vorsprünge, auf denen das nachträglich Weidgras gedeiht, gilt als Gesetz die erste Besitzergreifung. Wie aber alle Weidgras, so ward auch dieses nicht immer gewahrt, und an seine Stelle trat das Recht des Stärkeren.

Nach lag die Nacht über dem Thale, eine kalte, thau-schlechte Nacht, wie Andre mit langamer Stiege die Felsen hinaufstieg. Der Himmel war stierlich, nur von Nordwest nach Südost streckte sich eine dunkle Wolkengasse hin. Schwarz standen die schroffen Felsen, die Umrisse verhöllt durch den Nachtmantel. Aus dem Dorfe tönte das erste schlaftrunkene Rufen der Hühner zu dem einsamen Wanderer herauf. Schon ließ sich nichts vernahmen, als das Murmeln und Kläuschen der Wästel, die in tiefen, schmalen Schläuchen der Brünne entgegen-schickerten, und dann und wann ein wie seufzendes Aufsteigen des Windes. Lugin stieg anfangs an dem Rande einer solchen schmalen Schluft aufwärts, dann wandte er sich weithin. Er schaute nicht um sich, noch zurück, denn der Wind nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er wußte bei dem ungewissen Sternlicht scharf zu sehen, wozu er den Fuß setzte. Jetzt erstieg er zwischen zerstreuten Wästern einen Ramen, kletterte auf der andern Seite etwa fünfzig Fuß steil hinauf und war an Ort und Stelle. Es war eine daharig abfallende Felsenklippe, die etwa sechs Schritte breit und dreißig bis vierzig lang sein mochte. Da schmalen Abhängen und Vorsprünge, auf denen hin und wieder eine Lanne Fuß gefast und Gehäuschen vom Alpenrosen sich angeheftet hatte, erhob sie sich aus der Tiefe und übertrug den gegenüberliegenden müder schroffen Thalsrand, dessen Gehlen nach über Föhren stand.

Es war Andre kein Wästel zuvorkommen, und auf seine Senje sich lehnd, ließ er, allem schöpfend, seine Blinde eine Weile über die dunklen Berge und den Himmel schweifen, an welchem die meisten Sterne bereits erbläht waren. Einer aber strahlte noch hell, tief im Südwesten, und er strahlte um so heller, als über ihm die dunkle Wolke stand, die sich allmählig ausbreitete. Andre grüßte froh sein gleichschickendes Licht. Der Jupiter war es, jener Stern, der, damals eben über dem Thale erschienen, ihm auf seinem ersten Gange zu Madelaine geleuchtet hatte. Seine Verheißung war erfüllt. Aus der Ferne tönte ein Tobel: ein noch fernerer antwortete. Es waren wohl Wästel, wie er, die einander zuiefen. Er schnallte die Steiglein an die Hüfte und begann seine Senje zu dengen. Das war wohl das letzte Mal, daß er sie zum Wästel schärfte. Rühmliches Jahr um diese Zeit war er schon längst ein starrer Boner drüben im Waadlande und Madelaine seine Frau. Stöhnend legte ihm die Senje das rauhe, thauige Gras zu Füßen.

„Hallelu!“ rief eine Stimme in seiner Nähe. Eine dunkle Gestalt zeigte sich über ihm, im Begriff, zu ihm herüber zu klettern; an dem Felslein der Senje sah er, daß es ein Wästel war.

„Du siehst, daß schon Einer hier ist!“ rief ihm Andre zu. „Jetzt aber lehrte sich nicht daran, sondern herrschte Andre zu.“ „Geh fort, ich will hier her!“

Andre dünte die Stimme nicht fremd, und als der Mann, auf der schmalen Wästel anhangend, von den Felsen sich emporstreckte, erkannte er Pierre le Roux. Dieser erkannte auch ihn und sagte. Einen Augenblick schaute er, ob er auf seiner Forderung beharren sollte, und hätte er Lugin von droben erkannt, so würde er wahrscheinlich umgekehrt sein. Troh und Groll triumphirte über seine abergläubische Furcht, und er wiederholte rauch seine Aufforderung, ihm den Weg zu räumen.



Zweihundzwanzigster Band.

Elfter Jahrgang,
Achtzehnter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, August 1869.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich

Zeitr. 1. — oder 6. 1. 45 Fr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Text: Wanda, oder die Eisjungfrau, von Nordoff. — Reise in die Höhe, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff.

einmal, von Dr. Antonin Schumann. — Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff.

Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff. — Die Reise nach dem Nordpol, von Nordoff.

Wanda, oder die Eisjungfrau.

Von
Nordoff.

1.

In den herblichen Sonnenstrahlen glänzten die rötlichen Blätter des milden Weins, der sich um die Säulen einer Veranda rankte, unter welcher ein Mädchen von elf Jahren ruhte, in deren Augen Trauer und niedlicher Muthwillen sich wechselten. Neben ihr saß ein kräftiger Junge in der Landes-tracht des bayerischen Gebirgs, wehrte von ihr die belästigenden Flügel oder deckte das Tuch über, wenn sie zu frieren schien. Langsam schlug sie die großen, ausdrucksvollen Augen zu ihm auf, mit den Worten: „Nicht wahr, Toni, Du schreibst mir, denn Alles, Alles muß ich wissen, wie's bei euch geht, wenn der Vater eine Geste ge-schrieben, was Du für Streiche machst, ob sie entdeckt werden und ob Du Schläge dafür erhältst, das Alles muß Du mir erzählen. Ich schreibe Dir dann auch, wie's auf der Eisjungfrau war, was für Menschen ich da sah, die vorstellten, ich schreibe ich Dir, auch was für ein Gesicht meine alte Kinderfrau schneidet, wenn sie brummig ist; und wenn mir der dumme Doktor das Schreiben und Schreiben verbietet, weil es mich angreifen soll, so schreibe ich nur einen großen Strich und schreibe was Gutes von unserer Tafel oder ein schönes Buch, in das ich Deinen und mei-nen Namen schreibe. Ach müßte ich doch nicht fort in die häßliche Stadt!“

„Das müßt bald wieder kommen, mir wird a d' Zeit lang weh, und i werd scho schreiben, falls Des lesen so, i bin halt dafel, i loa nit so, wie die feinen Zeit. Übers Jahr so



Kugler'sche Werkstatt. Originalzeichnung von F. Nordoff, nach einer Photographie von 40 cm in 30 cm. (Z. 100.)

sind Des g'wieß wieder soam feisch, do ganga ma 'auma Biemele broda, un i stanga Des bei die schätsche Mag.“ So sprach er in aufmunterndem Tone, daß des Kindes Augen leuchteten und ein seltsames Lächeln ihre bloßen Zähne erhellte. „Jetzt hing mir noch von Deinen Trübseln und Schnababirfeln.“ Er begann sogleich mit kräftiger Stimme und hätte ihr zu lieb Stundelang gesungen, wäre nicht ihre Mutterin erschienen, zum Aufbruch mahnend, wegen des kühlen Nebels, welcher das Thal zu füllen begann. Wie eine Feder hob der Wurf das Kind auf seinen Arm, sie behutsam in den Salon tragend, wo er sie auf einem der Sophas niederlegte, sich verabschiedend, indem er ihr die Hand küßte. Sie entließ ihn mit einem herzlichen Händedruck und sah, als er sich entfernte, ihm lange mit traurigem Blicke nach.

„Nicht wahr, bald kommen wir wieder her, und dann werd' ich gehen und mit dem Toni überall einkaufen können. Er hat mir heute Abend so viel von den Gensjagden erzählt, auf die ihn sein Vater zuweilen mitnimmt. Ach wäre ich doch ein Bub und könnte dabei sein!“

„Wanda, rege Dich nicht auf, Du kannst dann wieder nicht schlafen,“ erwiderte die Mutter.

Gehorsam legte das trauende Mädchen den Kopf auf die Kissen, traurigen Blickes in's Weite starrend, bis sich die müden Lider schlossen, um im Traume die Freiheit zu genießen, die ihr in der Wirklichkeit verlagert war. Sie sah sich mit Toni die höchsten Gipfen erklimmen, frische Luft umwehte ihre Schläfe, herrliche Thäler lagen ihnen zu Füßen, und in frischen Bachjahren machten sie ihrem Glücke Lust.

Den andern Morgen fand der Reiterwagen vor der Thüre. Toni

im Sonnenlicht mit einem Edelweißstrauß ging an demselben vorbei in das Haus. Sein Gesicht blühte nicht so froh wie gewöhnlich, mit gesenktem Kopf ging er dem Zimmer zu, in welchem er so oft zu Wanda's Füßen gesessen, ihr erzählt, ihr Thierchen geküßt, oder auf der Mundharmonika Lärre vorgespielt hatte. Der weiche, trostlose Jüngling war bei ihr immer sanft und aufmerksam, und gerne opferte er seine freien Stunden der Kranken. Diese sah, ihn erwartend, am Fenster, und schlug freudig die Hände zusammen beim Anblick der Blumen, die er ihr brachte. Als es Zeit zum Aufbruch war, mußte Toni sie in den Wagen tragen; bittend während lehnte sie das Köpfchen an seine Schulter und wollte ihm noch lange aus dem dahinschwindenden Wagen.

In der Stadt angelangt, empfing der Vater das einzige geliebte Kind mit jählichster Freude, sie war ja das Ebenbild der Mutter, welcher sie bei der Geburt den Tod gegeben. Ein verlassen einsames Leben lebte der vornehme, geschätzte Mann, seitdem seine Hauslichkeit durch den Tod der Gattin zerstört war. Mit doppelter Liebe schloß er sich darum dem Kinde an, dem er Alles opferte, um seine Weiden erträglich zu machen. Ihr körperlicher Zustand verschlechterte sich nicht, aber der frühere Frohsinn wollte nicht wiederkehren. Die folgenden Sommer mußte sie zur Herkentrachtung Seebäder gebrauchen und die Winter in Italien verleben. So wuchs sie heran, geliebt und gepflegt durch die Liebe.

2.

Instrumentalmusik, mit Gesang wechselnd, erfüllte die hell erleuchteten Räume eines Palais, in welchem sich eine zahlreiche Gesellschaft bewegte. An dem Stamme mit flammeuden Feuer standen und saßen mehrere Damen und Herren, unter ihnen, in einem Lehnstuhl, nicht liegend als stehend, Wanda. Obgleich durch die Jahre zur Jungfrau blüht, hatten ihre Züge noch den kindlich rasch wechselnden Ausdruck. Neben ihr stand ein junger Mann, der ihrer Bewegungen mit glühenden Blicken verfolgend, deren geringste den Adel ihres Blutes verräth; seine vornehme Haltung bewies keine geringere Abstammung, als die ihres, und das Feuer seiner Augen, die leidenschaftliche Leidenschaftlichkeit der Sprache ließen eine heftigste Gemüthsart erkennen. In diesem Augenblick verhielt er sich schweigend, denn Wanda lauschte den Tönen der Musik. Wälsch sahe sie in die Höhe, leuchtenden Blickes antwortend: „Hören Sie, Prinz, der Künstler spielt ein Gebirgslied!“ — „Lieben Sie das so sehr, Gräfin?“ — „Ob ich es liebe! Es ist eine der Melodien, die mir Toni immer sang.“ — „Wer ist Toni?“ erwiderte der Prinz rasch, in etwas ängstlich unsicheren Tönen. Nun begann das junge Mädchen mit Begeisterung von den glücklichen Tagen ihrer Kindheit im Geirge zu erzählen, was dem Heimath nach den Bergen, nach ihren Bewohnern, ihren Melodien. „Aber warum wissen Sie nicht, woher das?“ — „Die Berge halten die Lust für zu aufregend, und darum muß ich mich begnügen, durch die Phantasie mich zu ihnen zu versetzen. Bis zu meinem ersten Jahre war ich gesund. Eines Tages spielte ich an einem Gebirgsflusse mit meiner Puppe, die wie in das Wasser fiel; um sie zu greifen, bog ich mich zu sehr vor, zerbrach das Gleichgewicht und stürzte in die Flut. Meine Sinne schwanden, da sah ich mich eine trübselige Hand, tauchte mich aus der Tiefe empor und schwenkte an das Ufer. Es war Toni, der Sohn des Försters. Wie werde ich seine Freude vergessen, als ich wieder zu mir kam. Selbst bis auf die Haut durchnäßt, trug er mich den langen Weg bis zu meiner Wohnung. Dort verfiel ich in eine schwere Krankheit, welche den Grund zu meinem lebenslänglichen Siechtum legte.“ Mit einem Blick innigsten Mitleids sah bei den letzten Worten der Prinz der erzählenden Hand. „Nimm's Vögelchen, dem auf ewig die Flügel gebunden sind!“ Mit diesen Worten mußte er sich von ihr trennen, weil die weißen Gähne schon aufbrechen waren. Wanda's Vater bot ihm eine Cigarette in seinem Zimmer an, die er ausschlug, die Bitte verjüngend, sich folgenden Tags nach seiner Tochter Befinden erkundigen zu dürfen. Den andern Morgen, als Wanda kaum erwachte, brachte ihr die Dienerin einen Brief von dem Prinzen. Wanda, das Siegel zerbrechend, las folgende Zeilen: „Verzeihe Gräfin! Diese Nacht erhielt ich die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Dahinscheiden meines Vaters; meine Anwesenheit auf meinen Besitzungen in Neuhof ist dringend nöthig. Ich reise darum sogleich. Nur Gott allein weiß, wann wir uns wiedersehen, ein Glück, das einzige Glück, nach welchem ich mich sehne. Sieben Sie verzeihen, Niemand nimmt jedoch wahrten Antheil an Ihnen, wie ich.“

Melos.

„Nimm's Prinz!“ sprach Wanda. „Weißt ein Schmerz, muß es sein, einen geliebten Vater zu verlieren, ich ertrage ihn nicht. Wie gut war ihm, dabei meiner zu gedenken!“ sagte sie harmlos hinzu. Hatte Wanda geküßt, welch tiefen Eindruck sie auf den Prinzen gemacht und wie schwer ihm das Scheiden von ihr geworden, sie würde vielleicht nicht so unbesorgend mit ihm verkehrt haben, wie

sie gethan. Sie hatte wohl so wenig wie ihr Vater je daran gedacht, daß sie bei ihrer Keuschheit einem Weltmann ein über den Reiz des geistigen Verkehrs hinausgehendes Interesse einzuflößen vermöchte. Ihr ganzes Leben war, eben in Folge ihrer Keuschheit, mehr nach Jansen als nach Küssen gerichtet. Mit seiner Empfanglichkeit für alles Schöne begabt, eine sinnige Beobachterin der Natur, hatte sie sich unter Anleitung ihres wohlunterrichteten Vaters gewandelt einen Schatz von Bildung zu eigen gemacht, über welchen sie mit ausmüthiger Leidenschaft des Ausdrucks verfügte und welcher den Prinzen, der sich von vornherein durch die Seelenhaftigkeit ihrer ätherischen Erscheinung unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte, vollends bezauberte.

3.

Während der Jahre, welche Wanda fern dem Gebirge verlebte, war Toni zu einem schönen Jüngling, dem Liebhaber der Mädchen, herangewachsen. Keiner konnte wie er die Natur so im Laufe drehen oder so geschickte Sprünge beim Schußhaken machen. Aber nicht nur auf dem Tanzboden, sondern auch auf der Jagd und auf dem Schachbrett zeichnete er sich aus. Darum war er der Stolz seines Vaters, des alten Försters, der ein kleines Jagdschloß am See bewohnte. Nicht lange jedoch sollte sich der Vater des Zusammenlebens mit dem Sohne erfreuen, welcher in ein anderes Revier versetzt wurde unter einem Förster, der ihm nicht wohl wollte, weil ihn ein Jägerbush befunkelte, der Toni seiner Geschicklichkeit wegen beneidete. Weiss Abschied Toni's vom väterlichen Hause nahmen nicht nur des Alten Augen einen trübenden Ausdruck an, auch in den blauen Augen Wanda's, der jungen Gemahlin, glänzte eine Träne. Im Frühjahr verheiratete sie in der kleinen Emmanuelle unter den alten Aboradamen, dicht am dem dunkeln See, welcher wie ein Kleinod zwischen den im bewachsenen mächtigen Felsenwänden ruht. Des Abends sah man häufig der Emmanuelle schlanke Gestalt, hoch im Rahn stehend, diesen mit kräftiger Hand dem Schiffschiff zuleitend. Der kleine, schwarze Hut sah fast auf dem traurigen Haar, die sich eng ansmüthigende braune gestreifte Jacke über die schlanken Formen vortheilhaft hervor. Aufmerksamem Blickes spürte sie nach den Bergwänden, und wenn Toni's Gestalt festen Schritts, den Stufen auf dem Hüden, eine der Weisen oder Felsenpfade herab kam, so ließ das Mädchen einen hellen, weithin fallenden Ausruf aus, der in seiner Brust und aus seinem Munde immer ein freudiges Echo weckte. Im Schloß angelangt, eilte sie, das Zimmer zu erreichen, oder jagerte draußen, je nach späterer oder früherem Erscheinen des Jünglings. In der Stube, wo der Förster allabendlich mit Familie und Hausgenossen zusammenhielt, tauchten die Weiden sich stets in ein trauliches Plätschen ausfindig zu machen, wo sie stehend, oder in den Gesang der Anderen einmündend, sich verständnisvolle Blicke zuwarfen. Nun sollten die glücklichen Abende, die seligen Stunden ein Ende nehmen. Darum sah Wanda mit betrübtem Munde neben Toni auf der Ofenbank, und nur die Versicherung, er werde sie so bald als möglich auf der Sonnenalp, die sie demnächst besuch, aufsuchen, gab ihr einigen Trost. Seine Worte wurde er mit einem Aufblick bekräftigt haben, hätte nicht wegen des Geschickers der anderen Jünglinge und des Gefühls der Mädchen Wanda rasch ihren Kopf unter der Schürze verdeckt.

Am folgenden Tage schickte der Vater den Sohn nach dem nächsten Städtchen; auf dem Wege dahin fuhr ein Wagen an ihm vorbei, aus dem eine Frauenstimme seinen Namen rief; erkannte blühte er auf und sah in das hochgerühete Gesicht Wanda's. Er eilte auf sie zu; sie ließ den Wagen halten, ergriß seine beiden Hände und blühte ihm freudig in die Augen mit dem Worte: „Wie Du groß geworden bist, Toni!“

„Ent a, und quod schauend aus, nei die Freid, gelt, jetzt bleibst a lang, lang' Zeit bei uns!“ erwiderte er in herzlichem Tone.

„Ich möchte immer bei Euch bleiben,“ antwortete sie, indem ein tiefes Roth von Reue ihre Wangen färbte. Toni beachtete diese Ausrufung nicht, weil er die an ihn gerichteten Fragen des Vaters beantworten mußte, der bald den Ausruf weiter fahren ließ.

Mit klopfendem Herzen und leuchtenden Augen blühte Wanda Toni nach. Schweigend legte sie sich, nach seinem Verschwinden, in die Wägenende zurück; sie konnte sich ihre plötzliche Ausrufung nicht erklären, so bang und doch so selig war es ihr zu Muth; sie hatte laut jubelnd, mit ausgebreiteten Armen hinausgehen mögen nach den Höhen, die im Abendglanz noch glühend vor ihr standen. In ihrer Villa angelangt, konnte sich Wanda nicht entschießen, frühzeitig das Lager aufzusuchen; lange, lange sah sie noch auf dem Balkon, nach den schwarzen Bergformen blickend. Tiefes Dunkel verhüllte das Thal und das an dem Fuß der Villa liegende Dorf. Von Zeit zu Zeit trug der Lustzug Stimmen oder Gesangsflänge zu der Einsamen empor; ihr Herz begann heftiger zu pochen. Toni's Stimme glaubte sie vernommen zu haben; Schritte wurden auf dem Kiesweg hörbar; fast die Balkenläufe einmündend,

bog sich das Mädchen weit vor, die Gestalt zu gewahren, unwillkürlich erlosch ihr sein Name. „Wer ruft?“ antwortete des Wägeners Stimme; rasch verdeckte sie sich und verließ leuchtend den Balkon.

Toni's Vergebung nach dem neuen Revier hatte sich um vierzehn Tage verzögert; während dieser Zeit war er ein häufiger Gast in der Villa. Anfangs mußte stets nach ihm geschickt werden, denn nur schüchtern näherte er sich der nun erwachsenen Dame; als er aber bemerkte, wie sehr sein Kommen sie erfreute, suchte er ihr wieder durch kleine Aufmerksamkeit die Zeit zu vertreiben. Ihr ganzes Wesen veränderte sich, war er bei ihr. Er brachte ihr Blumen oder spielte auf der Zither ihre Lieblingslieder. Dann hatte sie häufig Papier und Bleistift in Händen, ihn zeichnend, wie er dasaß, auf dem Rasen den grünen, mit mächtigem Eichenlaub gesäumten Hügel, unter welchem die dunkeln Haare sich über die breite Stirn schlingelten. Oft redeten die Weiden, wie normal, über den See nach dem Jagdschloß, wo Wanda von allen Bewohnern stets mit Freude empfangen wurde. Eines Abends auf der Heimfahrt von solchem Ausflug sah Wanda schweigend im Rahn, den Wind abwechselnd auf die in weichen Dunkel sich hinwinkenden Berge, auf den reinen Sternhimmel, den der See zitternd abspiegelte, und auf Toni richtend, der unbelümmert weiter ruderte, ohne zu ahnen, was die Seele des jungen Mädchens bewegte. Wälsch sie es denn selbst?

Mit traurigem Tone begann sie endlich: „Ach, ich werde nie, nie die herrlichen Berge besichtigen können, nach welchen es mich so mächtig hingiebt! Ich wollte fast, ich wäre todt, dann könnte vielleicht meine Seele, befreit von diesem gebrechlichen Körper, auf ihre Epigen fliegen!“ — „So müdest du reden, Gräfin, das ist a Leid,“ antwortete Toni und erzählte ihr, daß er einen Strohsack für sie geflochten, auf welchem er und Sepp, der große Hofschatz, sie leicht nach der „Steinschmid“, dem schönsten Aussichtspunkte der Gegend, tragen könnten. „Was bist Du gut, Toni, ich nehme Dein Anerbieten dankend an,“ rief sie mit kindlicher Freude. „Komme das schon morgen sein!“ — „Wies, morgen in der Früh so laund auch gehn.“ Mit diesem beruhigenden Versprechen begleitete Toni die Gräfin an ihren Wagen, der sie nach Haus brachte.

Dunkelzun liegt am Fuße der Steinschmid der See in schwindelnder Tiefe; ringsum regen die jactigen Steinen der Berge empor, deren schwarze Wände, in ihren wildgerissenen Schattungen Schattenschaalen brennend, dem Rücken mächtiger Ungeheuer ähnlich, sich bis in die Wälder und Wälder hinabziehen, in deren Schooße fremdliche Gebirgshäuser dringlich ruhen. Es war Mittag, blaß lag der Rahn aus ihren Schattenschaalen in die reine Luft. Wanda und Toni hatten um diese Zeit die Spitze der Steinschmid erreicht. Es war unmöglich gewesen, Wanda in dem Strohsack hinauf zu bringen, weshalb sie Toni auf seinen Armen der Spitze zutrag, während Sepp weiter unten an einem Feuer ein Mahl bereitete. Bei Wanda's Befürchtungen, Toni zu schwer zu werden, meinte dieser lachend, ein Gendarm sei ja noch schwerer; und so ließ sie ihn denn gewahren. Um seinen Hals ihren Arm legend, ließ sie ermahnen ihren Kopf auf seine Schulter sinken. Die Haare des jungen Mannes streiften ihre Stirn und Wangen, ein Schwindel überfiel sie, ihre Blide unbeständig sich, unwillkürlich schloffen sich die Augen. Als Toni die jarte Last auf das Gras niederlassen wollte, war sie ohne Bewußtsein. „O Jesus Maria, sie stirbt!“ schrie er, rief Schätze und Hände mit Wasser, und suchte ihr einige stürzende Tropfen aus seiner Feldflasche einzufloßen. Endlich schlug das Mädchen die Augen auf, sah den jungen Mann lächelnd an, indem sie den Kopf an seiner Schulter ruhen ließ; er wagte keine Bewegung zu machen, und erhielt sie in seinen Armen. „O Toni!“ sagte Wanda endlich mit leiser Stimme; er brügte sich zu ihr nieder, mit einem langen, traurigen Blick sah sie zu ihm empor, verborg das Gesicht in den Händen und sang bittend zu schlußend an. „Halt'st du Toni neben ihr, nur die Worte: „Arme, arme Gräfin!“ herbeibringend. Nach einiger Zeit beruhigte sie sich so weit, daß Toni die in seinen Armen erschöpft stehende herumtrug und schweigend mit ihr den Heimweg antreten konnte. Inzwischen machte er sich dabei die bittersten Vorwürfe, die Reue zu diesem Ausbruch bewegen zu haben. Erst als er sie der Sorge der Pflegerin übergeben, schickte er sich zum Heimgehen an. Unverwundet begegnete er Wanda, die ihn beklug um sein verändertes Wesen befragte, worauf er ihr den Vorfall erzählte, und seinem Kummer über die Krankheit eines so lieben, schönen Dame, die ihm stets nur Gutes erwiesen, innigen Ausdruck gab. Wanda stimmte mit in das Lob ein und meinte: „Die goam' jeina Weibbildl van alleweil viel g'moana mit uns, als wie die, die a nig rechts san, die seiga daher wie der Odel im Werch, und san den gescht nig g'heist.“

4.

Mit der Güte eines Ritters war der Prinz, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhalten, nach

einen Federbusch vom zartesten, feinsten Grün bildet. Andere breiten wieder riesige Fächer aus, die grazios von ihrem hohen Schaft herabhängen. Der Cucurbit, der die Früchte der Ardisia bildet, die Hemasphaera, welche die prachtvollen Formen dar, welche der Natur, so dem neuen Kontinente kennen lernen kann. Aber wie sollten sich hier nicht entzünden, wo Heuschrecken und Vögel einander wecheln und der Boden aus einer unermesslichen Lage schwarzer Tonerde besteht, welche, aus abgestorbenen Blatt- und Stammtheilen gebildet, die ununterbrochene Triebkammer der organischen Schöpfung darstellt?

In lichteren Stellen bildet der Wald oft Höhengänge, himeliche Kauen, deren dünne isolirte Palmenstämme einen ganz eigenthümlichen Charakter verleihen. Da steht das Auge bald Tempel, bald einen Circus, phantastische Bildungen, welche an Theatergebäude erinnern; ein Wald folgt dem andern, aber Alles ist wunderbar mannigfaltig und abwechslungsreich. Die von den Mäusen herabfallenden Klauen, befeuchtet von kleinen Affen, erheben oft so regenschauel, daß man sie mit dem Laute der Schiffe vergleichen konnte.

Hier ist es uns nur möglich, einzelne Erscheinungen aus dem weiten Chaos des Urwaldes herauszugreifen. Einer der prachtvollsten Waldhöfe ist der Almendron oder Juvia (Bertholletia excelsa). In Europa werden seine dreieckigen, von einer dicken, rauhigen Schale eingehüllten Samen unter der Benennung Brasilnüsse verkauft. Es wird mit ihnen, namentlich auf dem Amazonenflusse, ein sehr wichtiger Handel betrieben. Obgleich der Baum nur 2 bis 3 Fuß Durchmesser hat, so erreicht er doch eine Höhe von 120 Fuß. Seine langen Äste sind beinahe nackt und nur an der Spitze mit Büscheln von federartigen Blättern besetzt. Da seine Äste die Größe eines Kieps erreichen, so veranlaßt ihr Niederfallen von den Gipfeln der Bäume ein furchtbares Geräusch, und macht sogar den Aufenthalt im Walde gefährlich. Die Krone enthält 15 bis 20 der erwähnten großen Nüsse, die ein gutes Fett liefern. Sobald die Nüsse auf die Erde fallen, drängen sich alle Thiere des Waldes herbei, und die Affen, die Vögel, die Schweine, die Papageien und Kröten streifen miteinander um ihre Beute. Alle sind stark genug, um ihre hohle Samendecke zu zerbrechen; sie greifen nach den herausfallenden Kernen und erklimmen damit die Gipfel der Bäume.

Was ein einziger Baum allein dem Menschen werden und ihm Alles liefern kann, das hat in der brasilianische Rosenbaum (Corypha cerifera), eine Palmart, der dem Banian ähnlich ist, 30 bis 40 Fuß hohe Baum liefert aus seinem Saft das Karanaba-Resin, welches besser als Gummi ist, und zu ausgezeichneten Harzen und Lacken verarbeitet wird. Der Stamm besteht aus einem harten, leichtem und gut polirbarem Holze, aus dem man sehr gute Werkzeuge herstellt. Die Äste des inneren Stammes und die Blätter werden ebenfalls benutzt. Denn aus ihnen fabricirt die brasilianische Bevölkerung Matten, und aus dem Saft der Blätter Butter, Öl, Wasser,

Essig, Wein, Milch, Wein u. s. w. Der andere weiche Theil des Stammes der Blätter dient, gerade wie Woll, zu Tüchern, und die Stämme, welche leicht auszuschälen sind, werden äußerlich sehr hart ist, werden zu Nägeln für Brunnen und Wasserleitungen gebraucht. Das wohlriechende und sehr süßige Harz liefert durch Destillation eine große Menge einer, dem Sago ähnlichen, gemmiartigen Masse, von der sich viele Krankheiten nähren. Die armen Völker bilden ein ausgeprägtes Viehhütler, das von den Thieren außerordentlich gern gefressen wird. Das

an den Flüssen, ist besonders häufig in der Provinz Alto-Amazonas, und wurde von dem Naturforscher Wallis am Rio Branco beobachtet. Dort steht ein Exemplar, dessen Blätterkronen einen Durchmesser von 170 Fuß hat, und deren Umfang 520 Fuß ausmacht, woraus erhebt, daß letzteres eine Fläche von 3800 Quadratfuß bedeckt. Unter diesem enormen Blätterhage können 10000 Mann Schatten finden, und eine ganze Familie könnte unter denselben ein Landhaus bebauen. Der Naturforscher Tuijwa wohnt in den hohen Zweigen des Suramaiba, und ist dort nicht nur sicher vor den Pfeilen der Indianer, sondern selbst vor der weittragenden Hitze des Europäers.

Auf dem mit Gemäßen überlachten Boden des Urwaldes sind die Thiere die Allererhöchsten. Krokodile und Schlangen hausen in den Strömen; der Jaguar oder die Unze, das Befürchtete, der Tapir und die Affen durchziehen ohne Furcht und Scheu die Wälder, in denen sie, wie auf einem allerschönsten Erbgute, angedorrt sind. Das buntgezeichnete Gefieder der Vögel ist durch leuchtende Farben, prächtige Kränze, lärmende Papageien, prächtigen Lufthaus, muntere Baumkletterer, reizende Kolibris, bunte Tauben und viele Waldhäuser vertreten. Aber nie erhebt die melodische Stimme eines Sängers; nur Juchzen, Weiden, Schreie und schmerzliche Stöße streichen, dieser Anblick einer heiligen Natur, wenn der Mensch nicht ist, trägt etwas Verwundenes und Trauriges an sich. Auf dem Ufer des Amazonas mag man sich mit Mühe daran gewöhnen, — hier, in einem fruchtbaren, mit unerschöpflichem Genuß gesäumten Lande, sieht man vergeblich Spuren menschlicher Wirklichkeit, und glaubt sich in eine fremde Welt versetzt.

Belassen und einfarbig der europäischen Völker inmitten des Urwaldes. Da, wenn dann noch ein tropisches Gewitter mit rauschenden Regengüssen, leuchtenden Blitzen und dumpf rollendem Donner über ihn weht, und selbst das Thierleben sich jähst, wie sollte er da nicht bedauern und sich nach einem schützenden Obdach sehnen? Doch dem kann abgeholfen werden. Ringsumher stehen viele der roten, schlanken Kokospalmen (Coccothrinax edulis). Es kommt zunächst darauf an, möglichst viele Blätter derselben zu gewinnen. Man reißt die Äste, und schon nach acht bis zehn Stunden bewegt sich der Stamm und knachend stürzt die stiellose Holzkönigin nieder. Ein schnelles Geröll wird jetzt mit den Palmblättern belegt, deren Wedel sich leicht ineinander schließen lassen. In eine drei- bis vierfache Mattenstärke aufgelegt, so ist



Indianer die Wälder des Amazonas fluss hinab.

verlangt man von einem Baume noch mehr, und welches andere Gewächs hat einen nur annähernd so vielseitigen Nutzen?

So wie dieser Baum Brasiliens sich durch seinen Nutzen auszeichnet, so übertrifft ein anderer, der Hülensbaum (Mimosa), aus der Familie der Pomaceen, alle übrigen Gewächse des Erdreiches an foliarer Frucht. Selbst der afrikanische Baobab, die gewaltigen Amerikaner Eudamirica, die man ebenfalls in Brasilien findet, können ihm nicht an Größe gleich. Er wächst gewöhnlich

das Dach ziemlich dicht gegen harten Regen. Auf dem Boden der Hütte werden nun Palmblätter in genauer Weise hingelagert, und der „Kango“, die brasilianische Hülensbütte, ist fertig. Alexander v. Humboldt, Erich und Martinus, Prinz Neumied, Wallis, Adé Velleman und Thibaut, diese deutschen Reisenden, welche sich um die Erforschung Südamerikas große Verdienste erworben, haben alle in solchen Hütten im Urwalde gelebt, und dort das Thier- und Pflanzenleben studirt. Aber in der That ein solches Hütchen auch nach der

Beschreibung sich ausnimmt, der geplagte Mensch findet keineswegs Ruhe darin. Wenn die Dämmerung eintritt, dann beginnen große Adermäuse durch den Hain zu schweben. Vor ihren blutaugenden Bienen ist kein Thier und Mensch sicher. Ueberall heften sie sich wie Blutegel oder Schripstöpfe an, und am folgenden Morgen erwacht man erkrankt vom Murren und mit geschwollenen Gliedern. Oder aus Schlafes ist gar nicht zu denken, weil die schwebenden Mücken ihre empfindlichen Stiche fühlen lassen oder die selbsthaften Jucken sich einziehen. Trauen aber, in der ratheligen Nacht, erschallt das kahnerliche Monotone der Urwaldbewohner verworren durcheinander, eine Anströmung, welche wenig geeignet ist, den Reisenden in Schlummer zu wiegen. Ein heiserer Ruf die Töne der Natur zu einem wahrhaft infernalischem Gebrüll und Geschrei, als ob todtend das wilde Meer durch die Küste jage. Da freilich Vogel, Murren Affen, brüllen größere Raubthiere und jipst und schreit der Chor von Millionen Insekten durcheinander.

Die erkrankten Jucken (Laden) sind eine unter den peinlichsten der vielen Unannehmlichkeiten des Reisenden im Innern Brasiliens. Sie leben in zahlloser Menge in den Gebüsch der Urwälder und halten sich gewöhnlich an der Unterseite der Blätter auf. Bei der leisesten Berührung

eines Zweiges lassen sie auf Menschen und Thiere, laufen mit großer Behendigkeit auf die Haut, baten sich seit ein und bohren sich in das Fleisch. Versteht man das Insekt loszureißen, so trennt sich der Leib, und der Kopf bleibt in der Haut hängen; es folgt eine Entzündung, die sich oft erst legt, wenn der Kopf durch Eiterung entfernt ist. Der Reisende Lichudi bezeugt, daß er in den brasilianischen Urwäldern sogar lebensgefährliche Zustände durch die in der Haut zurückgebliebenen Hestentziefer habe entstehen gesehen. Am lästigsten sind diese Insekten dann, wenn sie im Monat Juni noch ganz jung zu Hunderttausenden zusammengeballt unter den Blättern leben, von denen auf die Reisenden fallen und, sich schnell über den ganzen Körper verbreitend, ihr Opfer fast zur Verzweiflung bringen. Auch die Thiere des Waldes leiden von ihnen, die sehr glatthaarigen, wie die Katzenarten, jedoch weniger, als die länger behaarten. Nur die Affen in das Meisten und Verheeren dieser Schmarotzer eine höchst wichtige und ernsthafte Beschäftigung.

So important auch das tropische Thierleben, so findet man doch nur selten eine große Mannigfaltigkeit der Formen und Arten in dichter Nähe beisammen. Im Innern des Waldes, wo keine lichte Stelle die schawerliche Dämmerung verläßt, herrscht eine geisterhafte Stille und man begegnet da nur selten einzelnen, lichtbeuten Thieren. Die

beste Beobachtungszeit für das Thierleben im Urwalde bildet der frühe Morgen, wo die Wärme der Luft und die thaurische Feuchtigkeit der Pflanzenwelt zum Fortschreiten einladet. Dann erwachen die zusammengelassenen Blätter der schlafenden Wälder unter dem Einflusse des Lichtes, öffnen die Wunden ihre Netze und schweben demantiprudente Kolibri und glänzende Schmetterlinge spielen über die Blüten hin, während das Monotone der Waldvögel langsam die Sonne begrüßt. Der gemaltigste Redner der niederen Waldregionen, welcher alle Konstanten übersteigt, ist der Brüllaffe (Mreotes), dessen kachnerne Halbtrommel seiner Stimme eine solche Stärke gibt, daß sie meilenweit durch die Wälder hallt. Wenn ein Paar solcher Brüllaffen zusammenbeilen, dann hört man einige Minuten lang von den übrigen Thierstimmen nichts. Selbst das mordlustige Gebrüll der Jaguare und der unheimlich wiehrende Ton der Alligatoren im nahen Flusse sind matt neben der Grundgemalt dieses furchterlichen Affenbasses. Der Brüllaffe ist übrigens ein ganz barbaarer Verwüster, der es mit seinem schreckenerregenden Gebrüll gar nicht so abel meint, und oft die verschiedensten Empfindungen seiner Thierseele: Verlehnst, Appetit, Gewittersturm und selbst heissen Liebesdrang und jartes Schreien mittelst der Töne seiner knochernen Halbtrommel ausdrücken will. Diesen Waldherrscher



Geistliche Geleite auf einer botanischen Expedition durch den brasilianischen Urwald.

mit der Donnerstimme ist nun einmal von der Natur nicht verdonnt, parte Herzensregungen mit sanften Lauten kundzugeben; mag er der Gattin nun aus hoher Palmenkrone ärtliche Worte zusprechen, oder vor Eifersucht laut schreien — immer muß er dabei laut brüllen.

Neben seinen Reizen bietet der brasilianische Urwald auch keine Plagen, welche dem Wanderer vom Norden noch peinlicher sind, als dem Eingebornen, den die Gewohnheit dagegen abgehempft hat. In Regionen, wo die Luft am reinsten und feuchtesten, und die Vegetation am buntesten und großartigsten auftritt, da sind jene Leiden gewöhnlich am drückendsten, da dängen die verzweigten Organismen im Grunde des Waldes die schädlichen Miasmen aus. Schwächende, entnervende Fieber verschonen selten einen Fremden, der lange Zeit in den tropischen Wäldern verweilt. Dabei mangelt es nicht an Giftpflanzen und solchen Heilkräutern, deren geringste Berührung Hautausschläge verursacht, sowie an Dorn- und Stachelpflanzen. Doch sind alle Läden der Vegetation nicht mit den Läden zu vergleichen, welche dem Waldbesucher hier von Seite der Thierwelt drohen.

Die Raubthiere, die großen Katzen, sind noch am wenigsten gefährlich. Schlangen der giftigsten Art lauerten unter Palmschirm, doch auch sie verschwinden gegenüber der

Unmenschenplage. Von den Jucken und Mücken war schon die Rede; an sie schließen sich die Heuschrecken an, die in unabsehbaren Schwärmen von vielen tausend Millionen hoch in der Luft über den Urwald hinaufziehen und an lichten Stellen oder benachbarten Plantagen einfallen, wo dann Alles ihrer Gefährlichkeit zum Opfer fällt. Nichts kann dem Verderben Einhalt thun, alle Mittel bleiben ihnen gegenüber ebenso erfolglos, wie gegen die Miasmen von Ameisen, die in ganzen Kolonnen den Urwald durchstreifen.

Dann fragen wir, wozu die Giftpflanzen, die Raubthiere, die blutaugenden Adermäuse, Mücken, Jucken, die giftigen Schlangen, die verheerenden Ameisen und Heuschrecken in diesem hehren Tempel der Natur? Warum verleihe der Schöpfer diese Wägen hierher?

Es ist ein bewundernswerther Zug unserer Schöpfung, daß sie ihre Schätze und ihre Uebel gleichmäßig vertheilt und daß die Wälder sich in den natürlichen Bedingungen ihrer Lage am Ende weniger zu beneiden haben, als man auf den ersten Blick denkt. Jene unerlöschliche Macht, welche die Naturgeleite regiert und das Schicksal der Menschen bestimmt hat, wollte nichts Vollkommenes hienieden. Es sollte dem Menschen bei einem beschränkten Maße der Gutes und Böses die Fülle des Dünkels und damit der geistliche Sporn der Unwissenheit bleiben. In seiner Seele

aber sollte jenes wunderbare Seelen nach einer besseren Ordnung wie erlösen. Vollkommenes Erdenglück würde danach längst erstickt haben, und damit wäre auch jenes herrliche Streben untergegangen, an welches aller Fortschritt der Kultur schließt.

So erklärt sich uns, warum der kachner, der äppigste Wald auf Erden, der brasilianische Urwald, auch seine Schattenkseiten hat. Diese jagen uns, daß einer der großen Endzwecke der Natur in allen ihren Werken die Ausgleichung war.

Unsere Abbildungen zeigen uns zwei Szenen aus dem Menschenleben in dem brasilianischen Urwalde.

Mit Recht räumen wir dem Eingebornen — den ursprünglichen Herrschern in diesen Wäldern — die erste Stelle ein.

Ein Trupp Indianer hat beim Morgenrauen seine Hütten verlassen. Schlängelnartig winden sie sich durch das dichte Walddunkel. Gibt es einen Ueberfall gegen eine Ansiedlung von Weissgelehrten? Ist es nur ein darmstiller Jagdzug? Niemand vermag es uns! — Da blüht es silbern — sprudelt es frisch und lockend durch die Pflanze . . . und verneigt sich der stolze Mann gegen die Weis-



The results are plotted and shown in Fig. 1. Each curve of η_{sp}/c vs. c and η_{sp}/c vs. c^2 are shown in Fig. 2. A.



Rechenbuch der Dampfmaschinen in deutscher, nach einer Abzug von Güte, auf Fuß, gegründet von M. H. Kersch. (2. Aufl.)

Der Wunderdoktor.

Erzählung

von
Robert Schweißel.
(Fortsetzung.)

12.



ie Wölfe, welche zwischen Andre und dem Jaspier gestanden, hatte sich weiter und weiter ausgedehnt. Ihr grauer Schleier verhüllte die Höhen und ließ die Sonne nicht durchdringen. Als die Leute von Abondance aufstanden, regnete es. Es regnete fort und fort.

Richard benutzte die erzwungene Ruhe des schlechten Wetters, um in dem Hausständer, der sein Wirtshausständer war, mit schweren, steifen Fingern seine Angedenken nachzutragen. Trübe, wie der Tag, so war es auch in seiner Seele. Er hatte Madelaine seit dem Festtage nicht wieder gesehen; er wollte ihr wie sich selbst Zeit lassen, sich Alles ruhiger zu überlegen. Aber das war es nicht, weshalb er mitunter so schwer ausschulte und wie verloren auf die bide Spitze seines Weisheits starre. Nebel und Regen hatten die Wildheit gewungen, ihre Arbeit im Hochgebirge einzustellen, so war die Kunde des Kampfes zwischen Pierre le Roux und Andre von den beiden Jüngern nach ihrer Rückkehr im Dorf bekannt geworden. Nach ihrem Berichte war es ein christlicher Kampf gewesen, und so machte sich allgemein die Ansicht geltend, daß Gott selber gerichtet habe. Dem Teufel war nur sein Recht geworden, worauf er gewiß schon lange gelaunt hatte. Niemand bedauerte den Verunglückten; so, man athmete bei der Nachricht erleichtert auf, als verkündete sie das endliche Aufhören einer Strafe. Richard aber dachte nur an die arme Madelaine, wie ihr zu Muth sein mußte, wenn sie Eugénie's schreckliches Ende erfuhr.

Da hörte er seine Mutter auf dem Fluß, der zugleich die Kühe war, laut und zornig die Stimme erheben. Eine andere sanftere Stimme antwortete darauf, und bei ihrem Klang schlug sein Herz rasch auf. Er warf Rasender und Stills auf den Fluß und öffnete die Thür. Madelaine war da und Frau Bornes weigerte sich, sie in die Stube zu lassen oder Richard zu rufen, wie sie that. Ihre bleichen, verfallenen Mienen verriethen, daß sie bereits um das Unglück wußte, welches Eugénie betroffen hatte. Reiter Goffin hatte es ihr gesagt. Der Schmerz hatte den Alten insinkendmäßig zu ihr getrieben; war sie doch die Einzige, welche Theil nahm an Eugénie, und jetzt sah er zusammengesunken auf der Bank vor dem Hause. Er hatte Madelaine begleitet, in deren Brust durch allen unsäglichen Schmerz der Ruf klang: Rettung! Rettung! — Richard schloß ihr mit Meister Goffin beistehen, und ausgedrückt fühlte sie ihn an. Seine Mutter unterbrach sie: dem Eugénie sei Recht geschehen, und Richard meinte jögern, es sei ja auch nicht mehr zu helfen; wer von jener Höhe herabgefallen sei, der könnte nur durch ein Wunder lebendig geblieben sein.

„Und kann Gott in seiner Barmherzigkeit nicht ein Wunder thun?“ rief Madelaine.

Frau Bornes lachte höflich. Aber weder ihr Lachen, noch die Vorstellung, daß Andre gerettet sei, brachten Madelaine vom ihrem Voratz zurück, den Verunglückten aufzusuchen. „Und ist er todt?“ schloß sie. „Gott wird Dir's vergelten, Richard, wenn Du mir hilfst, ihn aufzuleben, daß ihn die Geier und Füchse nicht zerfressen.“

„Freilich, freilich,“ schwankte Richard.

„Nein,“ rief die Mutter dazwischen, „er ist verflucht im Leben und Sterben, und wer ihm beisteht, der geräth in den Bann wie er.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Richard, „daran hab' ich nicht gedacht.“ Schau, Madelaine, da geht's nicht.“

Frau Bornes triumphirte.

„O Ihr seid hart,“ bedrte Madelaine mit einem traurigen Blick auf sie.

Richard strich sich das Haar aus der Stirn. Er hätte ihr doch gern geholfen, obgleich Andre sein Nebenbuhler war, wenn nur der Kirchenbann nicht gewesen wäre.

„O Richard,“ sagte sie, „wie wir barmherzig sind, so wird auch vergelten.“

Er sah zu Boden. Sie trat näher zu ihm heran, und den jähren Röthe überlegen, sah sie fort: „Wenn Du mich noch lieb hast, Richard — Du weißt, was ich Dir gesagt hab' — Richard — Richard, ich will Dein sein für's Leben, wenn Du mir hilfst!“

„Madelaine!“ rief er halb flüchelnd, halb fauchend, und ritt in die Stube, um Jace und Hui zu holen. Die Mutter ließ ihm erschrecken nach, während Madelaine mit einem Blick nach oben die Hand auf das Herz presste.

„Richard! Richard! Du gehst nicht!“ bat Frau Bornes. „Ich hab' Dich unter meinem Herzen getragen und

hab' mein Verlag seine andere Freud' und seine andere Sorg' gehabt, als Dich, und Du kannst mir das nicht antun, und Du kannst Dich nicht in's Unglück stürzen wollen wegen dieser Dini.“

Richard, welcher eben den Hut vom Nagel genommen hatte, drehte sich zu ihr hin und rief mit einem Ausdruck, wie sie ihn nie von ihm gehört hatte: „Von wem red'st, Mutter? Ich leid's nicht, daß Du die Madelaine so in den Mund nimmst. Sie ist besser, als wir alle zusammen, und es ist aus zwischen uns, wenn Du sie noch mal schimpfst.“

Die Mutter starrte ihn mit offenem Munde an, so erschrecken war sie über seine Drohung.

Madelaine war unterdessen zu Meister Goffin vor das Haus gegangen. Richard drehte sich mit ihm. Sie holten vom Hof eine Tragbahr, deren man sich bedient, um den Tug aus den Thälern zu schaffen, und alle Drei eilten dem Gebirge zu.

Es regnete noch immer. Madelaine nahm ihr Kleid über den Kopf, die Männer schloffen ihre Jacken bis zum Hals zu und schlugen die breiten Krämpen ihrer Hülle herunter. Kein Wort ward zwischen ihnen gewechselt, es hatte Jedes mit dem eigenen Gedanken genug zu thun. Richard, welcher am Visten im Gebirge Weidung suchte, diente als Führer. Sie kamen nur langsam vorwärts, denn der Regen hatte alle Wege schlüpfrig gemacht, und die ausgetretenen in stark frömende Wege verwandelt.

Ein dumpfes, donnerartiges Gedraus überdachte flüster und stärker das Kleben und Rauschen der jaspösen Wasser, die überall von den Bergen rannen. Es kam aus dem Thale, in welches Andre gestürzt war. Der Regen hatte den schiefen Bach, der es durchschlängelte, furchbar angeschwellt. Mit wilder Gewalt, strudelnd und schäumend, stürzte er Madelaine und ihren Begleitern entgegen, als sie, zwischen Bachthalbergsträucher einen Abhang hinabstehend, seinwärts den Umgang des engen Thales erreichten. Die empfindliche Fühl, die an den Felsblöcken in ihrem Bette hoch aufstrebte, füllte fast die ganze Thalschleife aus. Madelaine wagte kaum an der schroffen Felswand, deren Finnen sich in den Nebeln verloren, hinaufzuschauen. Kein Angst und Grausen eilte sie voraus, bald durch wässern Schutt sich drängend, bald über schlüpfriges Gestein und gestürzte Fichten kletternd. Ein Schrei, der den beiden Männern das Wort in den Rachen gefrieren machte, ein Schrei, den sie in ihrem Leben nicht wieder vergaßen, verrieth ihnen, daß sie den Verunglückten endlich erreicht hatten.

Da lag er im Gestrüpp, das von der Wucht des fallenden Körpers gelmd war, neben einem Felsblock, welcher der wirbelnden Flut einen Damm entgegenwarf. Um seine Füße spülte das Wasser, sein Kopf lag in einer Blutlache. Das nasse, schwarze Haar hob die Todtenblässe seines Gesichts graupig hervor. Seine Arme hingen nur noch in Fetzen um ihn. Ihr Zustand deutete darauf hin, daß er an den Föhren, die hier und dort aus den Spalten der Felsen herauswuchsen, an dem Alpenrosengestank der Vorprünge hängen geblieben sein mußte. Richard mußte sich abwenden, Meister Goffin war bleich wie der Todte und jätete am ganzen Körper. Madelaine hatte sich neben Andre auf die Knie geworfen. Ihre Hand fühlte nach seinem Herzen, während sie ihr Ohr dicht über seinen Mund beugte. Keine Spur des Lebens. In klammernder Jammer rang sie die Hände am Himmel. Unterdessen war Meister Goffin auf der andern Seite niedergebückt und hatte Andre's rechten Arm ergriffen.

„Nein, nein,“ sagte er dumpf, „er ist noch nicht todt!“

Der Arm ließ sich mit Leichtigkeit biegen, es war noch seine Lebendigkeit darin. Meister Goffin zog seine fürsorglich mitgenommenen Brandweinflasche hervor, schloß Andre einige Tropfen in den Mund und wollte ihm die Schlofen mit dem Aftageist einreiben.

„Wartet!“ flüsterte Madelaine, indem sie niederkauerte und den Kopf des Verunglückten auf ihren Schooß hob. Athmendlos, mit einem stillstehenden Herzen, blidte sie in sein blaßes Gesicht, welches der Nite mit dem Brandwein regte und rieb. Ein, zwei, drei Sekunden vergingen in der fürchterlichsten Spannung. Die Ohnende Eugénie lag am die umstürzten Augen.

„Er lebt, er lebt! Andre! Andre!“ bedrte Madelaine jubelnd auf.

Doch schon hatte er die Augen wieder geschlossen, und vergebens wartete sie, warteten der Alte und Richard, daß er sie nachmalig öffne. Aber er lebte, Meister Goffin fühlte, aber ihn gebragt, das saum mertheliche Leben seines Lebens. Madelaine's Thränen tropften auf seine wackelnde Stirn.

Unteressen hörte es auf zu regnen. Ein Wind, vom dem freilich in der Tiefe nichts zu verspüren war, hatte sich erhoben und lies in die Wölfe. Die sie in Fegen an die höchsten Faden hingen. Madelaine hatte unterdessen mit vorstehenden Fingern das dunkelste Haar des Verunglückten auseinander gethan und ihr Tuch um seinen verletzten Kopf gewunden. Dann hob Richard ihn mit des Alten Hilfe vorsichtig auf die Tragbahr. Mit einem tiefen, schmerzlichen Rechen schaute Andre Richard die

Augen. Madelaine hatte sich rasch ihres Oberrocks entkleidet und ihm als Kissen unter den Kopf gebrückt. Sie trugen ihn fort. Es war ein eben so schmerzliches und ermüdendes, als trauriges Geschäft, und die Träger waren oft genöthigt, auszuruhen. Dann und wann ein schmerzliches Rechen war das einzige Zeichen, daß Andre noch lebte; aber er blieb beweglos trotz des Brandweins, mit dem ihm Madelaine, welche sich der Flasche bemächtigt hatte, wiederholte, wenn die Bahre niedergebückt werden mußte, die Schlofen rieb. Nur auf ihn sah sie, nur an ihn dachte sie, und Richard unterdrückte manchen Seufzer.

Als sie aus dem Thale die Höhe herauf kamen, von wo aus man Abondance in der Tiefe liegen sah, rief Meister Goffin, welcher das Führende der Bahre trug: „Schaut, schaut, es brennt im Dorf!“

Eine dicke, breite Rauchwolke, durch die dann und wann blaßgelbe Flammen züngelten, stieg aus der Tiefe auf.

„Jesus Maria!“ schrie Madelaine, „das ist ja dem Andre sein Haus!“

So war es in der That. Rauch und Flammen schlugen aus dessen Dach empor, und rings umher auf der Halde und auf dem Karstfelsen hinter der Hütte wimmelte es von Menschen. Aber Niemand dachte an Lössen oder Hellen, und wie Madelaine und ihre Begleiter, welche ihre Lust niedergebückt hatten, betroffen auf das Schauspiel blickten und einander fragten, wie in der verlassenen Hütte hatte Feuer auskommen können, blidte es von Andre's kleinem Hefersel, das sich an dem Karstfelsen schloß, auf, und ein schwarzer Qualm wühlte sich darüber hin. Zugleich ertlang es wie das ferne Brausen eines geschwollenen Bergstroms zu den Treien hinauf, und durch ihre Herzen juckte ohnend die Bedenkung der Feuerbrunst. Es war darauf abgesehen, jede Spur des Verfluchten, den man todt wähnte, zu vertilgen. Jede sollte die Stätte für alle Zeit liegen, wo er getracht hatte.

Der alte den Gedanken in die Wäpfe gemessen? Niemand mußte es, und auch die spätere Untersuchung gab darüber keinen Aufschluß. Er war da, plötzlich, aufgesprungen aus dem Gemüth von Andre's Verunglückung, genährt und großgezogen durch die unselbstwille Wut des Regenwetters, zur That geworden durch den Sieg der Sonne über das Gemüth. Ein dantler, unwiderstehlicher Drang hatte die Menschen, Männer, Weiber, Kinder, auf die Halde getrieben; Steine waren gegen die Hütte geflogen, und das Klirren der zerstückelten Feuerturte wie trocknes Heiß, das man in das Feuer wirft. Da lehrte die Flamme auf dem Dache auf, und die dumpfe Gähmung der Menge brach in einem wilden Trümpfgeschrei zu Tage. Hier hatte die Ernie, vor dem Brand geknebelt, wer das Hefersel angezündet! Niemand hätte schaden können, daß er es nicht gewesen. Die Absicht lag in Allen. Waghalsige Dursche stürzten in die schon brennende Hütte, zerflegten darin, was sie fanden, und setzten die Trümmer in Flammen.

Wählich verfluchte das Brausen und Toben und Aller Augen richteten sich nach der Höhe, von der Richard und Meister Goffin mit ihrer Dirde langsam herabstiegen. Madelaine ging voraus und hinten nach folgte Andre's schwarze Fiege, welche aus dem brennenden Stall glänzend entstrungen war. Langsam naßerte sich der Zug.

Der Hegenmeister, der Hegenmeister! — rauchte es in der Menge. — „Ja's Feuer mit ihm! Verdrängt ihn! — In's Feuer mit dem Verfluchten!“ schrie es. Bewegung kam in die Menge und die Vorderreihen stürzten dem Zuge entgegen. Madelaine sprang schweigend neben die Bahre und Richard rief: „Zurück, er ist nicht todt!“

Niemand regte sich mehr, Niemand wagte sich näher. Langsam schritt der Zug über die Halde nach dem Dorfe. Neugierige folgten von Weitem, um zu sehen, wohin man Eugénie bracht. Er wurde nach dem Hause der Witwe Garra gebracht, Madelaine hatte darauf bestanden. Frau Garra weigerte sich nicht, ihn aufzunehmen, und sie wäre bei ihrer Weigerung geblieben, wenn Richard nicht Madelaine's flehende Bitte unterstügt hätte. Ihm gelang es, sie nachgiebiger zu stimmen, und Andre wurde in die Kammer neben der großen Stube getragen, wo nach die Bettstelle stand, in welcher der verlorene Garra als Junge geistig geblieben hatte. Madelaine schaffte rasch die nöthigen Bedürfnisse herbei und bereitete das Lager. Wie erbittert auch Frau Garra über das rücksichtsliche Verschleppen ihrer Tochter war, die sie vergeßend hatte zurückhalten wollen, Andre aufzusuchen, so hätte sie doch kein Weis sein müssen, wenn sie jetzt nicht selbst voll Mitleid mit Andre's Zustand hülfreiche Hand geleistet hätte. Während der Verwundung auf dem Bette niedergebückt und einflüsternd, warf Madelaine einen andern Blick über, verlauschte ihre durchschänte Haube mit einer trockenen und wollte fort nach Eolan, um von dort den Doktor zu holen, auf den bisher Herr Petalant seine Gemeinde vergebens in Kronfellschallen verzweifelt hatte. Die Mutter hielt sie jedoch zurück, und Richard, der über dem Abstrichsel zwischen ihnen dazu kam, erbot sich, sein Vernetzgelein anzupacken und selbst hinunter zu fahren.

„Mein Fuchs hat wohl noch flinkere Weine, als Du,“ sagte er, indem er sich entfernte.

gegenseitige Beziehung der Völker. Im Handel und Gewerbe hat sich die Bestimmung des Internationalen bereits festgestellt. Die Eisenbahnen haben zum großen Theil die Völkerränke aufgehoben, und auch die Postanstalten sind endlich überwunden. Es ist ein direkter Verkehr zwischen den Völkern möglich, wie noch niemals vorher. Aber wie noch niemals vorher hat sich auch jetzt die Nothwendigkeit herausgestellt, daß das eine Volk die Sprache des anderen versteht. Wer will heutigen Tages noch durch die Welt kommen, wenn er nicht zwei, mindestens eine fremde Sprache zu sprechen versteht? Doch dies durchaus nicht leicht ist, weiß Jedermann; zumal jetzt, wo die einzelnen Disziplinen außerordentlich wachsen in ihrem Material, aber ganze neue Wissenschaften aufstehen, werden die Lernjahre unserer Kinder immer länger und schwerer. Unsere Jugend muß jetzt viel, sehr viel lernen, und jede Methode ist dankenswerth, welche die Erlernung des Stoffes, der ja doch übermäßig werden muß, erleichtert.

Der große Cobden hatte zuerst den Gedanken, Schulanstalten in's Leben zu rufen, welche den Begriff des Internationalen zu ihrem Prinzip haben. Eine Kommission von Engländern, Franzosen und Deutschen betrieb diesen Gedanken weiter, schon ein Kapital zusammen und bewies die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit solcher Anstalten durch

die von der Gesellschaft gegründeten in England, Frankreich und Deutschland; weitere sind für Italien, Spanien und Preußen projektiert. Alle diese Schulen sind bereits und sollen eingerichtet werden mit gleichem Lehrplan und denselben Schulbüchern, so daß die Anstalten aus dem einen Lande in das andere verlegt und ohne Hinderung in ihre Alters- und Schulklasse eintreten können, nur soll je nach dem Lande die Unterrichts- und Konversationsprache die einheimische sein. In Preußen ist, wie wir sehen werden, der Grundgedanke veränderlich modifiziert. Es werden alle Unterrichtsgenstände einer Realakademie gelehrt, die Sprachen besonders gelehrt und das letzte Jahr vornehmend der Handelswissenschaft gewidmet.

Ein Projekt des Instituts jagt: fast überall in Europa wird jetzt noch in den Schulen eine fremde Sprache mit grammatischen Regeln und Uebersetzungen gelehrt; diese Methode genügt für den Unterricht in den alten Sprachen, welche Niemand mehr spricht; bei der Unterweisung in den neueren Sprachen, welche verstanden und gesprochen werden sollen, führt sie nicht zum Ziel. Ein praktisches Mittel, fremde Sprachen zu erlernen, war immer das, einige Jahre im Auslande zu verweilen; aber wie wenig nützlich für diesen Zweck organisierte Pensionen gibt es, und wie bedenklich ist das für jüngere Leute, und wie wenig nützlich

wären nach pädagogischen Grundsätzen geleitete Pensionen doch gerade für diese Jüngere, welche sich noch in den bildungsfähigsten Jahren befinden! Alle etwaigen Mängel vermeiden und jeden gewünschten Vorzug bieten nun die internationalen Schulen.

Die Unterrichtsmethode ist eigenartig. Sie besteht zuerst in schriftlichen und grammatischen Arbeiten; dazu dient als Thema hauptsächlich die ältere und neuere Geschichte, welche nachher von den Jünglingen französisch vorgetragen wird, um denselben zum Gebrauch dieser Sprache zu zwingen. Dies gilt von den deutschen Schülern der ersten Klasse, welche zuerst französisch lernen, während die Franzosen zuerst deutsch und dann englisch lernen. Den gleichzeitigen Beginn zweier fremder Sprachen hat man mit Recht verworfen. Ein besonderes Gewicht wird natürlich auf die Konversation gelegt, welche die Jünglinge unter einander, wie auch mit den Lehrern führen, welche meistens Sprachen mächtig sind und in der Ansalt wohnen. Jede Klasse enthält nur eine kleine Anzahl Schüler, und diese bleiben während des ganzen Tages im Institut. Der immerwährende Umgang bildet natürlich einen gegenseitigen Unterricht, so daß die Jünglinge am Schluß des dreijährigen Kurses deutsch, französisch und englisch gleich rein und geläufig schreiben und sprechen.



Die Tante des kleinen Soldaten von Altona. (S. 761.)

Der gegenseitige Unterricht wird durch den Umgang noch auf besondere Weise gewirkt. Nach 2-3 Monaten Unterricht kommen deutsche und französische (oder deutsche und englische u.) Jünglinge in den langen Winterabenden zusammen. Nehmen wir an, es sind französische und deutsche Jünglinge; ein Lehrer erzählt ihnen in kurzen Sätzen eine interessante Geschichte in deutscher Sprache, welche die Schüler sofort in's Französische übertragen; darauf erzählt der Lehrer dieselbe Geschichte französisch, welche nun von allen Schülern Satz für Satz in's Deutsche übertragen wird. Verbsen und Sprechen wird somit gleich geübt. Ferner gibt man zwei Schülern, 1. B. einem Deutschen und einem Franzosen, ein interessantes Buch mit Bildern, bald ein deutsches, bald ein französisches; der Franzose erzählt Bild und Text dem deutschen Schüler und umgekehrt; bald der Deutsche mit seinem deutschen Texte; ein anwesender Lehrer gibt besondere Erklärungen, wenn diese nöthig erscheinen.

Um französische und englische Jünglinge in Deutschland empfangen und erziehen zu können, war das International-Institut genugsam, ein Pensionat zu gründen, worin die deutschen Jünglinge ebenfalls aufgenommen werden, und wo sie durch den beständigen Umgang mit diesen Fremden die namlichen Vortheile genießen, als ob sie nach Frankreich

und England verlegt wären, wels' letzteres doch nur mit großem Kostenaufwand zu Stande gebracht werden kann. Der gemeinschaftlichen Erziehung dieser jungen Leute aus verschiedenen Nationen wird die größte Sorgfalt gewidmet; dadurch werden nationale Vorurtheile beseitigt, und der beschränkte, engherzige Gesichtskreis zu richtigem, geduldeten Ansichten erweitert.

Die Mängelheiten für die Klassen, Schulkasse, Hof u. s. m. entsprechen dem Zwecke vollkommen. Die Jünglinge bekommen eine kräftige, reichliche Nahrung. Es wird ihnen die sorgfältigste Pflege und Beobachtung zu Theil, und im Falle einer Krankheit werden die Eltern sofort davon in Kenntniß gesetzt. Die Jünglinge leben unter einer strengen Disziplin und sind Tag und Nacht unter fortwährender Aufsicht der Lehrer.

Das Institut erhielt seit jedem Jahre mehr Jünglinge; 1867-1868 wurde die Anzahl von 94 Jünglingen belauf, 57 Engländer, 37 Franzosen, darunter Amerikaner, Engländer u.

Es hat sich gezeigt, daß viele Schulen ein notwendiges Glied der modernen Kulturromang sind. Sie werden sich nicht plötzlich auflösen, aber gewiß allmählich beraubt werden.

Wir können und eine Generation der Zukunft denken,

die nicht erst wie heute in Kongressen der verschiedenen Völkerränke sich zusammenfinden, sondern schon von Jugend auf — man möchte sagen eine Weltverwandlung in sich trägt. Bevorzugte Genies werden aus diesen Schulen voraussichtlich nicht hervorgehen, denn bis jetzt wenigstens hat die Geschichte der Kultur gelehrt, daß mit wenigen Ausnahmen — 10. B. Leibniz und Humboldt — zweisprachig und mehrsprachig erzogene Menschen die Eigenheimlichkeit des Naturells — und dies ist die Hauptgrundlage des Genies — verlieren. Aber drausicht, gewandte, die Weltangelegenheiten leicht ordnende Talente in allen staatlichen und merkwürdigen Beziehungen, — solche werden aus den internationalen Schulen hervorgehen.

Wird aber das natürliche Heimatsgefühl, die innigere Zugehörigkeit des ganzen Wissens zur Volksgemeinschaft nicht in den partien Nutzen dadurch verlegt und wirklich gar ausgetrieben? — Es wäre eitel, sich in Klagen zu ergehen, daß die Welt anders wird und eine gemohnte stänliche Anwesenheit verliert. Derlangt der Fortschritt in der Erziehung des Menschengeschlechtes zu seinem großen Ziele ein solches Opfer, so darf man darüber nicht klagen. Die Weltgeschichte macht sich immer von Neuem ihr Programm, und wenn wir eine Jugend vor und leben, die anders ist, als wir, so müssen wir nicht sagen: Wir waren

Strom, daß die Wasserfälle donnernde Berggrüne herab-
krawelten, und der Gießbach in dunkeln Wellen das
Thal überflutete; Wäge erstellten die Schächten und
dampfer Donner wieder jenseitiges Echo. — Den folgen-
den Tag war der Himmel wieder klar, die Sonne be-
leuchtete warm die in blauen schimmernden Berge,
und von den Wägen stromte wogender Dampf. Jitterlich
nicht nach Regentropfen in den Blumenfeldern, und zeigten
nicht getrocknete Tannen und der braun gefärbte Bach
Spuren vergangenen Unwetters, man hätte seine Abkunft
von dem Unfrieden in der Natur gehabt. Weder be-
rührte aber all die sie umgebende Herrlichkeit nicht; die
Sorge, ob Toni glücklich heimgekommen, und der Ge-
danke an den nahen Abschied machten ihr das Herz
schwer. Als der Abend herbeigekrochen war, setzte sie
sich auf einen vorliegenden Fels, von welchem man
einen weiten Blick ins Thal genoss. Den Kopf in die
Hand gestützt blühte sie lange in's Weite und sang leise
das Lied zu fügen an: „Hilf die Gott, lieber Vaa,
hast ma gemumma mei Ahaa.“ Plötzlich ertönte hinter
ihr der bekante Juchzer. Weder, aus ihrem Sinnen auf-
geschreckt, sprang in die Höhe: vor ihr stand Toni, neben
ihm der Prinz, dem mehrere Treiber folgten, von welchen
einer in dem Bergloch die erlegte Gans trug. Er-
starrt, obwohl etwas schüchtern, richtete Weder dem Frem-
den die Hand: „Griß Gott, Ent seit g'misch der Prinz
aus em Rapsloch ein.“ — „Der bin ich,“ erwiderte er
fröhlich, „kommen wie die Nacht die Dir Weiden und was
zu essen bekommen der Busch da,“ auf Toni zeigend,
„hat uns Dein Nachquartier gerettet, er wird wohl
wissen warum!“ — Weder brachtete nicht die letzten Worte,
sondern Toni verlor sich in das Bruch drüben, eilte sie voraus
in die Hölle. Bald war um das hell brennende Feuer
die Beglückseligung der einem Schmerzen und dem vom
Prinzen mitgetragenen Weine gemüthlich verzorrtet;
hier lästete bald die Zungen und schmierte die Rehen,
daß lustige Geschichten und Schmausgeschichten sich folgten.
Aufangs sah Nikolaus schweigend und in sich gekehrt;
als aber die Rede auf das Hochzeiter kam und einige wein-
ten, die Gießungsfrau habe wieder einmal ihren Spud
dabei getrieben, denn Weiden waren verkauft und einige
dabei Vieh hätten sich im Nebel verlaufen und seien
herabgefallen, da schreute der Prinz aus seinem Sinnen
auf und frag, was es für eine Verwandtschaft mit der Gieß-
ungsfrau habe. Es wurde ihm berichtet, Jeder wisse,
daß sie in den Bergen haue, die Wägen machten noch
so viel dagegen reden, da wäre sie eben doch. Ein Jäger-
busch sei einmal in einer Mondnacht oben, wo es nur
ein grüner Stein gestanden; die Gießungsfrau sei dort auf
der glänzenden Oberfläche gelegen, ihr langes Haar wie
ein goldener Schleier auf dem Wasser geflossen, die weißen
Arme ausgebreitet und mit zurückgelegtem Kopf, hätten
die großen, funkelnden Augen unversandt nach dem Monde
und nach dem weißen Schneeflecken geblickt. Bis zu jener
Nacht hätte sie einsam gelebt, als sie aber des Burschen
anständig geworden, habe sie ihn mit ihren weißen Armen
zu sich gezogen, denn von da an sei jegliche Spur von
ihm verschwunden. Jeden jungen Mann lode sie in dieser
Weise an sich, um ihn für ewig zu verderben. Denn
keiner könne, der einmal in ihre Augen geblickt, wieder
von ihr lassen. Weder jagderte bei diesen Worten und
Wilde ängstlich nach Toni hinüber. Der Prinz verstand
wieder in ernstes Schweigen. Aus der Gesellschaft war
der Frohsinn geschwunden, und Jeder suchte bald sein
Lager auf. Den folgenden Morgen konnte Nikolaus sich
nicht entschließen, die schöne Alm zu verlassen. Als er
Toni's und Weder's Meinung befragte, überredete er
Erstern, oben zu bleiben, und schickte die Uebrigen mit
einem Witzschreiben um Aufschubverlängerung an den
Fürsten. Wer war glücklicher als die beiden Liebenden,
daß der Prinz Güte bald so guttänlich machte, daß sie
ihnen ihre Liebe Leid und Lust anvertrauen. Obgleich
dieser Nummer des Prinzen Seele umblühtete, so nahm er
doch Antheil an Weder's Schicksal, und legte heimlich eine
bedeutende Summe als Heiratsgut in Weder's Kasten.
Den größten Theil des Tages lernte er einsam umher;
immer schwebte Wanda's Bild vor seiner Seele; ihr letzter
sichtender Blick marierte ihn, und doch konnte er sich nicht
entschließen, zu ihr zurückzukehren, sein Kopf war so sehr
erregt. Sein Witz suchte über ihm den Gedanken, daß
dies hässliche Kind nicht von ihm wissen wolle. Wenn er
einst am einer Felswand lag und nach den schneebedeckten
Gipfeln blickte, so fiel ihm unwillkürlich das Weiden ein,
welches die Volksschankstube seine Wohnung dort oben an-
gewiesen. Sein Witz ruhte wie versteinert auf den Ge-
wänden der Hütten. Die zuvor empfundene Sehnsucht
ergriff ihn, es war ihm, als verträte ein kalter Hauch
seine Schläfen, und ein eisiger Schauer, durchschüttelte
seine Glieder. Als es dunkelte, schritt er dem Walde zu, seine Füße schlagen,
wilde, wirre Gedanken jagten sich in seinem Gehirn, laut
rief er Wanda's Namen, der dumpf an den starren Fels-
wänden verhallte; es war ihm, als umschwebte ihn etwas,
es würden die Spitzen seiner Nerven berührt. Ermattet
schleuderte er ein Baum und starrte lange, lange in die

Hinstreck; der Biad suchte in dem Geyweig, unter
ihm tobte der Waldschall, von Zeit zu Zeit ertönte der
Klauer der Nadelbäume, oder das Getöse eines Rand-
vogels; plötzlich war ihm, als streifte sich ein trübsal-
blauer Schien: eine Gestalt mit schneeweißen Gliedern
trat an ihn heran, sie trug Wanda's Wäge, ihr goldenes
langes Haar, aber die Augen schimmerten heimlich
grün, sie blickten mit magischer Gewalt in die feinen,
ihre weißen Arme umschlangen ihn, und glühende Lippen
brannten auf den seinen.

Sydel, immer später wurde es, Toni fürchtete, dem
Prinzen möchte ein Unglück begeben sein. Nach langem
Suchen fand er ihn in der Waldschänke eingeschlafen.
Mit den Worten rüttelte er ihn auf: „Stehens auf, 's
is 'sackl zum Schlaf, und 's is do a nit recht g'heer.“
Wie ein Träumender erhob sich Nikolaus, schweigend seinem
Führer folgend. In der Seegasse angekommen, konnte er
auf dem ihm bereiteten Lager keine Ruhe finden, eine un-
bestimmte Angst trieb ihn auf, als kaum der Tag graute.
Er wachte Toni und ließ so rasch er konnte das Thal hinab,
der Wäge zu. Dort gingen Menschen aus und ein mit
vermeinten Weiden, der Wagen des Knechts stand vor der
Hütte. Dem Prinzen schloß der Witz, nach dem Grunde
zu fragen; als Toni, der ihm gefolgt, sich ertöndigte,
erhielt er zur Antwort, Wanda liege im Sterben. Bei
diesen Worten stürzte Nikolaus in das Sterbezimmer, Toni
folgte. Da lag das schone Mädchen, die Haare wie
ein goldener Schleier über ihres Gesicht umflatternd, die
Hände auf der Brust gefaltet, die Augen halb geschlossen.
Weim Eintreten der beiden Männer lächelte sie, Toni's
Namen leise nennend. Dieser sagte sich dem Wette und
kneete davor nieder. Mit seltsamem Ausdruck blickte sie in
das bleiche, bekante Gesicht des Vaters, der ihr zu
haupte stand, richtete ihm die eine Hand, die andere
legte sie auf Toni's Kopf: „Sieh mich an, Toni,“ sagte
sie, und als dieser mit weinenden Augen zu ihr aufblickte,
fuhr sie fort: „Ich habe Dich lieb, Toni!“ Eine schwache
Röthe überflog das bleiche Gesicht; noch einmal suchte sie
zu ihrem Vater zu reden, die Stimme versagte. Krampf-
haft hob sich die Brust, immer rascher, immer kürzer kam
der Athem; endlich hörte er ganz auf. Die Seele hatte
den schwachen Leib verlassen, um die Freiheit zu genießen,
nach der sie dürstete. Während dessen war der Prinz
regungslos am Bettende gelegen, seine Augen in stiller
Verzweiflung vergeret; mit dem Aufstuf: „Ich, ich habe
sie getödtet!“ stürzte er aus dem Haus. Anderen Tags
verließ er das Gebirg, um auf seiner Wäge in Italien
in Einsamkeit dem Grame zu leben.

6.

Es war Nacht; schwarze Schatten verstellten mit schär-
fem Licht, herabhängender Dampf enthielt den weißen Flä-
chen der Magnoliendäume, erst ragte neben ihm die
Kypresse in den dunkeln Nachthimmel, die schwebenden
Rosen umflatterten sie und zitterten im Mondlichte; wie
unter einem Silberneß ruhten die Wälder der Wäse,
aus denen schnüchliche Liedesklagen der Nachtigall hervor-
tönten. Neben einer Fontäne, deren Wägen im Mond-
licht spielten, ruhte ein junger Mann. Regungslos starrte
er vor sich nieder, von Zeit zu Zeit hob sich die Brust
unter tiefen Seufzern, oder er schreute heftig zusammen.
Den Kopf vorgewandt, sah er eines Moments zu hochten,
um sogleich wieder in finstere Gedanken zu versinken.
Plötzlich sprang er auf, mit ausgebreiteten Armen rufend:
„Schöne Weid mit den schneigen Gliedern, Du Kind
der Berge, Du bist es, ich wachte ja, Du kommst, verbiß
Dich nicht in dem Grün jener Lorberer. Mein Alles,
meine Wäse, ich habe Dich, nun bist Du auf ewig die
Weid! Laß mich wieder fühlen den herausfordernden Auf-
jener Nacht!“ Mit diesen Worten stürzte der Prinz, denn
dieser war es, in das Dunkel eines Laubenganges, um
nach einiger Zeit, ein veränderter Mensch, daraus hervor
zu treten. Das Auge blickte leuchtend, seltsam lächelte
umschwebte seine Lippen, mit elastischem Schritt wandelte
er dem Palaste zu, dessen majestätische Mauern hell ab-
stachen von dem dunkeln Grün der ihn umgebenden Bäume.
Er betrat die Halle des Gebäudes, mit trunken verzücktem
Ausdruck ruhte sein Blick auf den dort versammelten Nor-
mabildern, welche, lebenden Wägen vergleichbar, herab-
gestiegen schienen, die Paradiese des irdigen würdig er-
reichten. Nikolaus' ganze Erregung bogte zu den hier
verherrlichten Wägethören. Sein Antlitz trug das Ge-
präge ständiger Schönheit, aber nicht deren unwechselbare
Häute, denn finstere Leidenschaft, tiefer Schmerz wechselten
mit wilder Lust, oder momentanem, träumerischem Selbst-
vergessen, sie prägelten den Wägen ihre verwüthende Gewalt
auf und trieben ihn unwill von Ort zu Ort. Unter Tags,
wenn er die mit Blüten überzogenen Terrassentreppe
hinabging nach dem Hof des Gutes, um seine auf ihn
harrende Wäse zu betreten, lehnte er oft lange an dem
Gitter des Gartens, unfähig eines Entschlusses. Oder
er konnte die Antlitz des Schicksals kaum erwarren; mit
tyrannischer Hast seine Diener zur Wäse antreibend, sprang
er dann in des Geywigs, die Wäse erpreßend, um sie
alsobald wieder von sich zu werfen und in die Rissen der

Wäse zurückgekehrt nach den fernern Bergen zu blicken.
Stundenlang konnte er in solchem Zustand umher fahren,
bis der Abend herbeigekrochen und der See wie ein
Spiegel zwischen den üppigen Wäsen und hohen Ber-
gen ruhte, deren vollkommen schone Wäsen sich harmonisch
überhingen und verschoben. Die glühende Sonne malte
dann nicht mehr das wanderbare Wäsebild von Licht
und Schatten auf sie, sondern Dämmerung überzog ihre
edlen Formen, ihnen ein träumerisch poetisches Ansehen
verleiend. Gemüthlich lehnte Nikolaus beruhigt von diesen
Fahren nach Wäse, aber zuweilen, wenn die Bergspitzen
im Abendglanz leuchteten, oder nach dem Untergang der
Sonne wie bleiche Geister zu ihm herantreten, er-
schloß ihn unbewingliche Sehnsucht; er eilte dem Walde
zu, rief nach dem Jägerweide, rief Wanda's Namen,
stürzte zu Boden, versarg das Haupt in dem seuchten
Gras und schluchzte: „Ich, ich habe sie getödtet; doch
wein, das kann nicht sein, sie kann ja nicht sterben, sie
ist ja das Kind ewiger Naturkräfte, ich sehe sie dort
auf jenem schneigen Gipfel, der durch das Rand schim-
mert, dort steht sie, im trübsalreichen Gewand, von rein-
rothem Glanz überflossen. Warum kann ich nicht zu Dir,
meine Wäse, blick nicht so kalt, fürchte Dich nicht, ich
will Dir nie wieder ein hartes Wort sagen; ich habe
Dich ja so lieb! O Gott, nun eilst Du hinweg, Du
grauam dämmeriges Wesen!“

Nach solchen Ausbrüchen der Verzweiflung folgte ein
todtlicher Schlaf, der die Seele in momentanen Ver-
gessen hüllte. Ganze Nächte lernte Nikolaus in solch
wilden Wäsestürmen im Walde, oder lag regungslos am Bo-
den eingestreckt. Eines Abends warteten wiederum die
Diener auf seine Rückkehr, jedoch vergebens; sie brachen
auf, ihn zu suchen; es war umsonst. Der Tag verging,
ohne daß eine Spur vom Prinzen sich zeigte. Verlassen
von ihrem Herrn waren Wäse und Wäse. Die Wäse
des Gutes umfloss nicht mehr sein leichtes Weid, die
Nachtigall vermißte nicht mehr ihre Wäse mit den fei-
nen, die Wäsen küßten und dufteten umsonst, unge-
pflückt und nicht mehr zum Kranz gewunden für das
ferne, ferne Weid.

7.

Im Gebirg, vor einem Haus mit weit vorspringendem
Dache und mit Blumen geschmücktem Balkon, sah eines
Sonntags Nachmittags eine junge Frau neben ihrem
Mann, der die kurze Weise im Mund, den Kopf seines
Jagdhundes streckend, ihr vom Krieg erzählte, den er
kürzlich mitgemacht. Es war Toni und Weder, die nach
überstandenen Schwierigkeiten glücklich Heirath geworden.
Vermöge des Prinzen Heirathsguts, welches dieser beim
Verlass auf der Alm in Weder's Kasten gelegt, und durch
den Tod des feindlichen Jägerburschen, der mit Toni in
den Krieg gezogen und darin geblieben war, hatte Toni
dessen bessere Stelle erhalten und war in den Stand ge-
setzt, Weder zu heirathen. Im Gespräch verließ, bemerkten
die Eheleute den Fremden nicht, der unbeweglich an der
Gartenpforte lehnte, die Weiden betrachtete; endlich machte
er eine heftige Bewegung, wodurch das Paar aufmerksam
gemacht, sich umwendete und mit freudigem Erschauen der
Prinzen erkannte. Beide eilten ihm entgegen, um ihn
auf's Herzliche zu bewillkommen, führten aber beinahe
erschrocken zurück bei dem Anblick der verfallenen Gestalt
und der tief liegenden Augen. „Ihr kennt mich wohl
nicht mehr?“ sagte der Prinz, ihr Erschauen wahrneh-
mend. „Ja bin recht krank; aber lasst mich das.“ —
schlechte er fröhlich hinzu. „Wie geht's euch, ihr scheint
glücklich zu sein!“ Die Weiden, ihre Kühlung schwer
verderben, erblickten Nikolaus ihr Schicksal, indem sie ihm,
als dem Begründer ihres Glückes, die innigsten Dankes-
und Segenswünsche aussprachen. Sie wußten nicht, was
sie Wäse thun sollten, seine Schwermuth zu betreiben,
und vermeiden mit dem, den Gebirgsbewohnern eignen
Lust, Wanda's Namen zu nennen, den Grund seiner
Trauer wohl ahnend. Nur als der Prinz mit aufgeregtem
Tone nach Wanda's Grab fragte, erhob sich Toni schwei-
gend, um ihn zum Kirchhof zu führen, und Weder schickte
einige Wäsen für das von ihnen schon gefundene Grab.
Davor angekommen, ließ der Prinz mit dumpfer Stimme
Toni gehen, worauf dieser zögernd und mit beorgtem Aus-
druck sich entfernte. Allein zurückgeblieben, lehnte Nikolaus
ermattet den Kopf an das Kreuz und blieb lange regungslos
in dieser Stellung. Was kütete zum Ader Maria, er
schien es nicht zu hören. Langsam stieg der Abend hinter
den Bergen empor, hell glänzte die Sterne der Todten-
stern, weiß leuchtete das bleiche Gesicht des Wäzlings.
Nach einiger Zeit erhob er sich, schritt der Kirchpforte zu;
die freikühn seinem Bruch sich, und ging hinaus
über die Wäsen, den Bergen zu, in der Richtung der
Sennalp. Je mehr er sich dem Felsen näherte, um so
hastiger wurde sein Schritt; seine Weid sich gänzend, eilte
er immer bergan, bis er die Alm erreichte. Nach kurzer
Rast brach er wieder auf, um mit Herberst die Wäse-
schleucht zu erreichen, wo ihm die Gießungsfrau erschienen war.
Er stürzte neben dem todbenden Strom nieder, aus dessen
Tiefe er die wild verworrenen Worte: „Wanda! Wanda!“

tena das prachtvolle Feuerwerk abgebrannt; es übertraf, gleich der Luminaria, Alles, was ich in dieser Art je gesehen habe und bewirkt — von geringen Zwischenräumen unterbrochen — wohl an zwei Stunden. Doch ich schrieb in diesem Bericht schon so viel von Glänzen, Speeren, Stimmen, Alimern, Blüten, Blüten u. s. w., daß ich es gleichfalls wohlwollend unterlasse, das Feuerwerk mit seinem Hogen lachender Sterne, leuchtender goldenen Glorien, Raleten, Schwebender u. ansehnlicher zu beschreiben.

Leb es noch doch mächtig nach dem Campo-Santo, wo ich durchaus bei Mondenschein die wundervollen Statuen und Sarkophage wiedersehen, und das heilige erlöschende Gewölbe des „Grünlins“ ganz wie im lieben Vaterlande empfinden wollte. Nachdem das letzte feurige Rad sich ausgerollt hatte und Millionen roth-rother Funken knisternd zerfielen, ließ ich, wie der Mann in Grimm's Märchen, „der's Grüns lernen wollte“, nach der Stätte des Todes, wo ich den bestellten Warten bereit fand. Es war 11 Uhr; mich trübete die Verhaunung des Verfalls der „Versteinbere“, die elite, nicht die jähliche Stunde sei die richtige Geisterstunde.

So trat ich denn ganz allein in das mächtige Pantheon des Todes. Ni es impolant bei Lage, so ist es über allen Ausbund erhoben bei Nacht, die vielen, stillen Reden mit den tieferabgehenden Spitzbogenfenstern (aus denen man in den inneren Hof blickt), die Leichensteine mit den nach Helios gebaueten Ritter, über die man hinweggeht! An den Wänden der halbverwütheten Freskomalereien, die die Hölle, den Triumph des Todes, das Abol Torment u. s. w. vorstellen! Die wunderbare Bemalung beidlicher und christlicher Wapenordensteine, die sich hier vorfindet: Tabernakel aus dem dreizehnten Jahrhundert; Urnen und Stulpturen aus der Zeit, wo Pisa griechische, alsdann römische Kolosse gewesen, dazwischen Eukten



Gedruckte Ansicht auf der Weltausstellung 1876 in Philadelphia (2. 174.)



Königliche Festung in Jena. Hier wird die von Napoleon, auf Befehl von G. Richter, (S. 714)



Die Ausstellung in Hamburg. Photographie von Hermann von Koller, auf Holz geschnitten von O. Neumann. (S. 782.)

Der Wunderdoktor.

Erzählung

von

Robert Schweißel.

(Schweiz.)



Madeline machte sich nun gleichfalls auf den Weg.

Herr Petulant empfing sie keineswegs wohlwollend. Er konnte sie nicht labeln, daß sie Lugrin an jenem Sonntage vor den aufgeregten Dörfbewohnern geschützt, und noch weniger, daß sie den Verunglückten aufgesucht hatte. Aber ihre damalige Anwesenheit in Lugrin's Wohnung war eine Liebesbetörung des Kirchen-

gebots, die er nicht ungerügt lassen konnte, und noch weniger durfte er ihre aufrichtige Bemühtung der Weichte seines Busens. Zudem befand er sich in sehr gereizter Stimmung wegen der Verdrüssung von Lugrin's Wohnung. Doch Madeline jagte und jäherte nicht vor seiner gerumelten Stirn und der heftigen Strafrede, die er ihr hielt; denn an sich selber dachte sie mit keinem Gedanken. An der Stubenhür stehend, ließ sie über ihr demüthig gekrümmtes Haupt einen Jörn hindrängen. Nur ihrer so lange bewiesenen Frömmigkeit hätte sie es zu verdanken, daß sie nicht gleich mit derselben Strafe belegt würde, wie jener Ruchlose, der nun seine verdienstliche Ende gefunden habe. Er wußte wohl, daß Madeline den Verunglückten mit Meister Cossin und Richard Dornes ausgezogen und noch lebend in die Wohnung ihrer Mutter gebracht hatte; allein bei der Höhe des Hassens, von welchem derselbe bezaubert war, zweifelte er nicht, daß er wohl schon im Laufe der Nacht verstorben sei. Er stand daher erkaunt von dem Stuhle auf, von welchem er, gegen Madeline herumgewandt, zu dieser gerichtet hatte, als sie die gesenkten Lider erhob und sagte:

„Ach nein, er ist nicht todt! Die heilige Jungfrau hat Barmherzigkeit mit ihm gehabt und sie wird ihn ja auch jetzt nicht sterben lassen.“

Herr Petulant, welcher einen Gang durch die Stube gemacht hatte, blieb bei diesen Worten dicht vor dem Mädchen stehen, und mit gereizter Stirn rief er: „Die heilige Jungfrau, sie, gegen die er seine verbrecherische Hand erhoben hat! In dem heiligen Gefühl der Frömmigkeit schon so ganz in Dir erloschen, Unglücksgeiste, daß Du ihrer zu sprechen wagst!“

„Ach nein, ach nein, Herr Pfarrer,“ entgegnete sie schüchtern. „Aber der Andre Lugrin, das ist gar nicht vergangen gegen die Mutter Gottes. Er ist es nicht gewesen, gewiß nicht, gewiß nicht!“

Sie legte die Hand beschwörend auf das Herz, hinter und durchdringend blickte der Pfarrer sie an; sie aber schlug die sanften, christlichen Augen nicht nieder. Er sagte: „Du vertheidigst diesen Menschen so sehr warm, und bist doch die Braut des Richard Dornes! Was veranlaßt Dich dazu? Woher hast Du diesen Rath genommen, dem Kirchenmann zu trotzen?“

Madeline senkte den Kopf, während das Blut flammend aus ihren Wangen aufstrebte. Einen Augenblick rang sie mit der Sympathie ihres Herzens. Dann begann sie stotternd und verwirrt zu erzählen, wie sie mit Andre bekannt geworden und Alles gekommen sei. Es war genug darin, den Pfarrer zu erzürnen. Allein die Raueheit, mit der Madeline Alles darstellte und nichts verschwiege, ihr abergläubiges Glauben vor Andre und ihre Liebe zu ihm entzweiten ihn, und ihr Rath wuchs im Verlauf ihrer schlichten Erzählung. Er unterdachte sie nicht; es ergriß ihn diese Liebe voll Erbarmens, die Alles wagt und Alles wagen darf, weil sie in der Lauterkeit des Herzens unbestechbar ist, und es erquickte ihn der Rath, mit dem sich Madeline selbst zum Opfer zu bringen bereit war, um den Geschickten zu retten. Die stille Ueberzeugung von seiner Unschuld klang aus ihrer Stimme, sie leuchtete aus ihren Mienen und Augen.

„Gewiß, Herr Pfarrer,“ schloß sie, „der Andre hat es nicht gethan, das hat er mir bei allen Heiligen geschworen, damals, als sie sein Hand stürmen wollten.“

Doch Herr Petulant schüttelte den Kopf und sagte: „Du glaubst es, weil Du ihn liebst. Was wüßtest du Schwur eines Menschen, der sich seit Jahren absichtlich von der Kirche und ihren heiligen Handlungen fern gehalten hat?“

„Ach, das ist wohl schändlich, Herr Pfarrer,“ versetzte Madeline. „Aber er war nicht so! Ich habe gesehen, wenn ihn die Pein nur genüßte hätte.“ O wie froh war sie, als sie den wahren Grund berichten konnte, weshalb Andre schließlich nicht mehr zur Kirche gekommen war! Der Herr Pfarrer wurde es auch gar nicht glauben, daß Andre so gottlos sei, meinte sie, wenn er ihn tonte. „O, er ist so gut,“ rief sie mit dem innigen Ton der Ueberzeugung, „so gut! Die Leute haben wohl Recht, wenn

sie sagen, daß der Herr Pfarrer uns gar nicht kennt, als im Verstand. Und gestern hat mir der Meister Cossin gesagt, daß der Andre auch gar keine Hinte hat, mit der er hat! Ich bin sicher.“

Dieser Beweis machte Herrn Petulant, der bei ihrem Vorwurfe, daß er seine Gemeinde nicht kenne, unwillkürlich die Augen gesenkt hatte, stutzig. Er ward ganz reich im Gesicht, streich sich wiederholt mit der Handfläche über die Stirn, wusch die Stirn einige Male auf und ab und setzte sich schließlich vor seinen Arbeitstisch, von dem er eine Stahlfeder nahm, deren Stiel er lange nachdenklich betrachtete. Endlich sagte er, die Feder hinlegend: „Bist du Lugrin auch keine eigene Hinte, so mag er sich eine solche gleichen haben. Es gibt außer ihm Niemand im Dorfe, welcher einer solchen Gewissheit fähig wäre; Niemand, der ein Interesse an ihr haben könnte, als er mit seinen süßlichen, abergläubigen Holzpöbel.“

„Ich weiß nicht, wer es gewesen ist,“ flüsterte Madeline bestürmt und traurig; „aber der Meister Cossin sagt: der Pierre le Roux war's.“

Herr Petulant fuhr von seinem Sitze auf, indem er dabei die Hand faßte auf seinen Schreibtisch. „Schweig,“ rief er heftig, „und laß Dich durch Cossin nicht verführen, eines Unschuldigen in Verdacht zu bringen.“

Sie ließ den Kopf sinken, erob ihm jedoch schon in der nächsten Minute wieder muthig und sagte: „Ach, ich will ja Niemand in Verdacht bringen, und ich weiß ja an mir selber, wie es ist, wenn Einer unschuldig in Verdacht geräth.“

„Nun, nun,“ sagte er milder, „warum behauptet denn Meister Cossin, daß es der Pierre le Roux gewesen ist?“ Er winkte ihr, auf einen Stuhl, dem sitzenden gegenüber, niederzusinken, und selber Platz nehmend, fuhr er fort: „Was wußtest also der Alte von der Sache? Erzähle!“

Madeline berichtete, was sie von ihm gehört hatte. Auch vergaß sie nicht zu erwähnen, wie bezeugt Pierre le Roux gewesen sei, als ihn Meister Cossin bei dem Tummel auf der Haide der Thal bezeugt und die Augen vorgezeigt hatte. Der Geistliche erwiderte kein Wort, er stand auf und ging, die Hände auf dem Rücken, mit lebhaften Schritten hin und her. Dann trat er an ein der Fenster und blickte lange hinaus, wobei er wiederholt mit der Hand des rechten Hüftes auf die Theile klopfte. Endlich kehrte er sich wieder zu dem lang harrenden Mädchen und sagte:

„Es ist gut; die Wahrheit wird schon an den Tag kommen. Du hast Deine Sache wider gesagt, Kind. Wie geht es denn dem Lugrin?“

Madeline erzählte bekräftigt, in welchem Zustande er sich befand und was der Arzt gesagt hatte.

„Ah!“ machte der Pfarrer lebhaft, „es geht wohl keinen Cuacholder und kein altes Weib in der Nachbarschaft, daß ihr den Doctor habt rufen lassen. Nun, es ist gut, geh nur.“

Aber sie wollte sich nicht ohne die Gewissheit erheben, daß es ihr gelungen sei, den Geistlichen von Andre's Unschuld zu überzeugen. Sie stellte ihm mit maß wendenden Augen vor, wie schändlich es wäre, wenn Andre im Bann stünde, da er doch unschuldig sei.

Herr Petulant tröstete sie damit, daß die Kirche auch von den Todten den Bann zu lösen und seine Folgen abzuwenden vermöge. Er versprach ihr, die Sache sofort zu untersuchen. „Ich glaube Dir,“ sagte er und reichte ihr die Hand, welche sie küßte. „Der Beweis wird auch nicht ausbleiben. Geh mit Gott, mein Kind!“

Er mußte wohl an Andre's Unschuld nach Allem glauben, was er von Madeline gehört hatte, denn der Verdacht gegen Pierre le Roux wog gar zu schwer. Aber der Pfarrer sträubte sich gegen das Zugeständniß, daß er, und müßte die Kirche, sich geirrt habe. Auch seine Stellung zu der Gemeinde, sein Ansehen kamen in Frage. Doch er dachte zu rechtlich, welches auch keine Schwächen waren, einen Unschuldigen, der auf dem Todtenbette lag, unter seiner Ueberleitung leiden zu lassen, und der Neger über diese wachte sich gegen Pierre le Roux, dem er die Hölle lüthig heiß zu machen euskloffen war. Er konnte dessen willen, trotzigen Charakter hinlänglich, um von ihm mühselos ein Eingeständniß seines Verbrechens zu hoffen. Er schäute zu ihm; doch Pierre le Roux war beim Wiederkommen im Gebirge.

Meister Cossin war bereits wieder bei Lugrin, als Madeline heimkam. Die gute, verheißungsvolle Botschaft, die sie aus der Pfarrer mitbrachte, daß die Mutter auch über die letzten Bedenken hinweg, die sie noch wegen der Aufnahme des Geschädigten unter ihrem Dache hegte, auf den Allen wirkte sie wie ein verjüngender Trank; doch überweg vor Allem das Gefühl, Pierre le Roux von einer gerechten Vergeltung ereilt zu sehen, und aufgeregt trat er an Andre's Bett und rief mit lauter Stimme: „Andre! Andre! heil! Jetzt kriegt der Pierre le Roux seinen Lohn!“

Madeline ergriff ihn erschrocken beim Arm, um ihn fortzuführen, allein ihre Hand glitt wieder herab, denn Andre schlug die Augen auf. Sein Blick aber war leer, und erkannte weder den Arm, noch Madeline. Es war ein erkrankungswüthiger Anblick. Madeline stieß ihn

zitternd von dem Bette ein, welchen der Arzt für den Fall zurückgelassen, daß er erwochen sollte. Er trank gierig und es schien ihm wohlzutun, denn es erob sich allmählich der Schreier von seinem auf Madeline gerichteten Bilde. Das Glas war leer; er schloß zu, und ließ war es in seinen Händen, als suchte er sich zu besinnen, wor das über ihn gebrachte Gefäß sei.

„O Andre!“ flüsterte die von Jammer und Freude bewegte Madeline.

Da blickte es in seinen Augen auf, er hatte sie erkannt; er lächelte und bewegte die Lippen. Madeline wiederholte über ihn gebragt seine Namen. Er lächelte fort, senkte dann erschöpft noch einmal auf und schloß abermals die Augen.

„Er lebt, er wird leben!“ riefte sich Madeline auf, und ihr liebliches Gesicht schimmerte von dem Glanze froher Hoffnung, die ihre Seele erfüllte. Meister Cossin nahm mit zitternden Fingern eine Priese, während über seine abgelaugten Wangen langsam eine Thräne rollte.

„Er lebt, er wird leben!“ tönte es in Madeline's hoffnungsvoll fort, und dieselbe Hoffnung schallte aus dem Auegeläch des Meisters Cossin. Ob es ein Ohr, das die Sprache der metallenen Junge zu deuten vermochte, so hätte es aus dem ungewöhnlich lebhaft beschwingten Gelächte den trotzigen Triumph herangeführt, mit welchem der Alte den Glöckchenstrang zog. Hört es Alle im Thal und auf den Höhen, der Andre lebt und wird leben, und eure Feindschaft und euer Haß werden zu Schanden werden! So klang die Wade, und unter ihren Schwingungen erwaachte Andre abermals. Welte er nach auf der Erde oder war er ein abgesehener Geist? Er fühlte seinen Schmerz und es war ihm, als schwebte er in dem rothigen Licht, mit welchem die schiedende Sonne die Kammer erfüllte, und die Luft, die ihn trug, war ein Tonen. Und da war Madeline, die sich, ihr Abendgebet unterbrechend, glückselig über ihn beugte. Es verwunderte ihn nicht, daß sie da war, und er schaute sie mit einem reinen, stillen Blick an und regte sich nicht, als fürchtete er, sie zu erschrecken. Nur ihren Namen lächelte er; doch war er so schwach, daß der Ton nicht Madeline's Ohr erreichte. Aber sie las es an seinen Blicken, daß er sie mit der Bewegung seiner Lippen gerufen hatte, und sie legte ihren Finger auf seinen Mund, daß er nicht spräche, während Fremdenhänden an ihren langen Wimpern erglänzten. Er lächelte einverwandelt: im Himmel spricht man ja nicht. Die Stille redete in Tonen, und um ihn erklang ja ihre Sprache so sanft und feierlich. Aber Madeline's Hand durfte er doch fassen, und er machte eine matte Bewegung mit der Rechten. Madeline ergriff sie, indem sie sich zu ihm auf den Rand der Bettstelle setzte.

Während sie so still saß einander in die Augen blickten, fingen vor dem Haupte immer zahlreichere Menschengruppen sich zu bilden an. Schon im Laufe des Tages hatte es sich während Neugierige gegeben, die stehen blieben und das Haus anstarrten. Es herrschte ein dumpfes Summen und Wogen wie in Erwartung einer Entscheidung, und die nachsichtsvollen umbrängten die Fenster und redeten die Hölle, um einen Blick in die Stube zu werfen, wo nichts zu sehen war. Daß Andre von dem Sturze nicht auf der Stelle todt geblieben war, machte die Einen irre, so daß sie nur mit Unbehagen an die gestrige Festigung der Hüfte denken konnten. Die Andern nahmen Lugrin's verlängerten Todestampf als eine wohlverdiente Vergeltung der Strafe für seinen Frevel, und sie erwarteten mit einem geheimen Stutzen irgend etwas Schreckliches, unter dem bei schwebender Sonne Lugrin's Seele aufsteigen würde. Alle waren überzeugt, daß er mit dem Tage sterben wüßte. Unbegreiflich war es, daß Frau Larra ihn in ihr Haus aufgenommen, und daß Meister Cossin, der soll so gut wie geistlich war, die Hand zu seiner Rettung geboten hatte. Ueber Richard wurde man mit mitleidiger Verachtung die Äpfel, während man Madeline's Begehren natürlich fand: der Lugrin hatte es ihr ja angethan. Aber wenn dem so war, was hatte sie bei dem Pfarrer gewollt? Diejenigen, welche sie hatten zurückkommen sehen, hatten zu ihrem Erschauen bemerkt, daß ihre Mienen gar nicht an eine perfridite arme Sünderin erinnerten, und von dem Pfarrer selbst hieß es, daß er nach der Unterredung mit ihr ganz tiefinnig gewesen sei. Was hatte das Alles zu bedeuten, und was hatte den Doctor gesehen? Wie sah so ein Doctor aus? Natürlich konnte er dem Lugrin nicht helfen: den hatte ja der Otto in seinen Klauen und hielt ihn fest. Aber wenn auch das nicht gewesen wäre, wie sollte er helfen können, da ja in den Stühlen die Leute nicht von den Helsen fielen? Davon konnte er nichts verstehen, und selbst unter Denjenigen, welche nach ihrer Gemüthsart weniger sonach gegen den Verunglückten eingenommen waren, machte sich eine gewisse Schadenfreude über den Pfarrer geltend, daß sie gegen diesen, der sie wiederholt an den Stadtdorfen gewirkt hatte, mit seinen Unersinnigen Reden behielten wurden.

So summelte und schwirrte es unter den Leuten vor dem Hause der Witwe. Als Meister Cossin zurückkam, der nach beendeter Geldsack in seiner Wohnung ge-

wesen war, wurde er vielfach umringt und sollte über Alles Auskunft geben. Frau Carra, der es nicht wenig Angst geworden, wie sie die Menschenhaufen draußen bemerkt hatte, athmete erleichtert auf, als sie die scharfe, knarrende Stimme des Alten vernahm.

„Ja, ja, wartet nur,“ rief er, indem er sich nach dem Hause zu Ruck machte. „Ihr könnt lange warten, bis auch der Lugrin den Gefallen thut und stirbt.“

„Wah,“ hieß es, „den hat der Teufel sicher.“

„Hat er ihn!“ grinst Meister Cossin auf den Stufen vor der Hausthüre. „Ja, wenn es seinen Gott im Himmel gab, und keine Madelaine Carra auf Erden!“

Diese Worte erzeugten auf der einen Seite ein unzufriedenes Murren, während auf der andern der Auflaut wurde, daß es nicht sein könnte, daß wäre ja ein Wunder.

„Und wenn's ein Wunder war?“ fragte der Alte. „Halt's die Madelaine nicht verdient, die immer ein fromm Ding war, trotz eurer Kältemäuler? Und kann unser Herrgott nicht ein Wunder thun, damit ihr zu Schanden werdet mit eurem Haß gegen den Andre Lugrin? Wahrscheinlich, ich sag's euch, wir hätten ihn nicht lebend aufgehoben, wenn er das Alles gesehen hätte, was ihr ihm in die Schach's schicket.“

„Oho!“ rief's in der Menge; aber der Alte ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern sagte fort:

„Ja, unsere liebe Frau von Abondance hat ihre Hand über ihn gehalten, damit Jemanden an den Tag kommt, der ihr Bild geschnitten hat.“

„Das war aber der Lugrin; ja, der Lugrin war's; dafür ist er im Kirchenbann, und der Otto wird ihn nicht loslassen.“ schloß es durcheinander.

„Halb, was gibt's denn hier?“ rief jetzt eine markige Stimme, bei deren Klang Meister Cossin vor bettender Bewegung noch zuckte im Gesicht wurde, während seine kleinen, schwarzen Augen wie Sterne zu glimmen begannen. Die Stimme gehörte Pierre le Roux, welcher, die Senke auf der Schulter, vom Wildbeuten zurückkam, und mit dem wiederholten Aufste: „Wah da!“ sich Bahn durch das Gedränge machte.

„Was ist's mit dem Lugrin?“ fragte er. „Hat ihn der Teufel endlich geholt?“

„Nun,“ versetzte Meister Cossin fast unverständlich in seiner Aufregung, „der Teufel wartet auf Dich.“

Pierre le Roux schaute.

„Ja, laß' du nur,“ sagte der Alte mit lauterer Stimme fort und zog mit zitternder Faust die knöchelgedrückte Büchsenfuge hervor und hielt sie hoch, daß sie von Allen gesehen wurde. „Das ist die Kugel, die auf die Mutter Gottes abgeschossen ist. Nur unser himmlischer Vater hat den Schützen gestrichen; ich aber sag', und was ich sag', das glaubt auch unser Pfarrer, ich aber sag', die Kugel kam aus dem Pierre le Roux seinem Gewehr.“

Wenn die Kugel selbst sah in die Menge geschlagen wäre, die Hebräer, das Stutzen, die Befürzung und Aufregung, welche diese Behauptung hervorbrachte, hätte nicht großer sein können. Pierre le Roux rief wild, der Alte sollte sein verlogenes Muth haben. Er drohte ihm mit den Fäusten und machte Miene, sich auf ihn zu stürzen. Die Juchschreie hinderten ihn jedoch daran, und Meister Cossin rief mit höflichen Augen:

„Ja, ich sag' ihm an, daß er's gewesen ist, und nicht der Lugrin. Ich will das heilige Abendmahl darauf nehmen, und er soll sich rein schämen vor dem Herrn Pfarrer.“

„Ja, ja, das soll er!“ rief es durcheinander.

Der Pierre le Roux schritt hinter den Lugrin sein Bett, der durch seine Schuld dolgt wie ein Töchter,“ fuhr der Alte fort, „und er soll die Hand aufheben und schwören, daß er's nicht gewesen ist!“

Pierre le Roux selbst war bleich geworden bei dieser Anklage und Heuchelung, wie ein Töchter. Aber er zwang sich, seine Befürzung unter einem wilden Lachen zu verbergen.

„Der Alte ist verrückt,“ rief er. „Wird's hat er es selbst gethan. Wah da!“

Doch die Leute wichen nicht und eine Stimme rief: „Er soll gleich schwören, holt den Pfarrer!“

„Wah da!“ knirschte Pierre le Roux, welcher sich vor Angst und Muth, und hob seine Senke.

Er sah schrecklich aus und die Menschen wichen furchtsam bei Seite.

„Ja, ja, laßt ihn nur,“ er wird dem Gericht nicht entgehen.“ knirschte Meister Cossin triumphirend, und nun erfuhr die Leute von ihm, weshalb Madelaine Vormitz bei dem Pfarrer gewesen sei.

Als Pierre le Roux heimkam, sagte ihm der Bauer, bei dem er eine Kammer inne hatte, daß der Pfarrer nach ihm geschickt hätte; er machte zu ihm kommen, sobald er vom Wildbeuten zurück wäre. Diese Botschaft zog Pierre le Roux vollends das Bett unter den Füßen weg. Seine Faust zuckte, den Mann zum Tode für die Ausrichtung des Auftrags zu Boden zu schlagen.

„Was schreit mich der Pfaff?“ fragte er ingrimmig. „Wah! ihn zu mir kommen, wenn er was von mir will.“

Er ging in seine Kammer, aus der er nicht wieder

zum Vorschein kam. Am folgenden Morgen war er verschwunden. Er hatte sein Schicksal mitgenommen.

Schlus.

Der Sieg Meister Cossin's war ein vollständiger. Es zweifelte Niemand mehr, daß Pierre le Roux der Schuldige sei, vollends, als man am nächsten Vormittag den Pfarrer in die Wohnung der Frau Carra gehen sah. Madelaines Erzählung hatte vorwiegend an seine Brust gepocht, und er sich geflehen müssen, daß er die Menschen nicht kannte, unter denen er lebte, weil er nicht Theil nahm an ihren Leiden und Freuden. Dem Pfarrer holten sich nur ihre Schattenfalten zugeleitet. Nur die Kräfte von Abondance, Unmenschenheit und Aberglauben konnte er, nicht das darunter verborgene Mark des Gefühls, die Treue, Hingebung, Scharfheit und Aufopferungsfähigkeit, wie sie ihm Madelaine abnungslos enthielt hatte. Er hatte sich fragen müssen, ob diese Kräfte, diese Vorurtheile, dieser Aberglauben nicht seinen Bemühungen gewichen wären, wenn er nur einen Bruch jenes Vertrauens und jener Liebe zu den Menschen besessen hätte, wie sie das junge Madelaine gegen den von aller Welt gemiedenen Lugrin besaßen? Er mußte es bejahen, wenn er zugleich der Lehrer und Freund dieser Menschen gewesen wäre, die mit allen ihren Bedürfnissen auf ihm angewiesen waren, wenn er auch nur einen Theil jener Ausdauer gehabt, mit der Lugrin, unbeirrt von allen Vorurtheilen, unter denen er litt, in die Geheimnisse der Natur eindringen gesucht. Statt dessen hatte er, von aller Langmuth verfallen und aus getränkter Eigenliebe, Alles geben lassen, wie es wollte, bis er dann jorrig strafend und überlist dazwischen getreten war. Ja, die schönen Vorzüge selbst, mit denen er sein Amt in dem abgelegenen Ideale angefüllt hatte, sie waren nichts, als schillernde Scheinbilder seiner Eitelkeit gewesen, und darum auch so leicht zerplatzt. Nicht um die Väterung und Erhebung der ihm anvertrauten Seelen war es ihm zu thun gewesen, sondern er hatte nur an sich selber das Ideal eines Geistlichen verlorporen wollen. Daher war er es gewesen, er, der Diener Gottes, welcher Andre aus der Kirche vertrieben hatte; er war der Mißthätigkeit seines Freunds an der Schutzpatronin des Ideals; er der eigentliche Anführer jenes doppelten Tumults, der Lugrin fast das Leben und dessen Eigenthum zerstört und veräußert hatte.

Frau Carra empfing ihn mit einem fast sprachlosen Erschauen und konnte kaum fertig werden, ihre Hand, bevor sie die feine Kugel, an der Schärfe abzuwischen. Er empfand den Vorwurf, der für ihn darin lag, sehr wohl, und er war von ihm ein nur zu verdient. Zum letzten Mal war er in dieser Stube gewesen, als ihr Kind gestorben, und er war nicht wiedergekommen, um die Mutter zu trösten. Seine Seele drängte sich unter dem Vorwurf, und sie brüllte sich unter dem Triumph, der in Meister Cossin's grämlichem Grinsen sich verrieth. Nur Madelaine zeigte eine reine Freude, und wie sie so mit gefalteten Händen lächelnd dabei stand, während er, tief erschüttert von dem Anblicke Lugrin's, diesem die Hand reichte und Worte eines milden Trostes sprach, erschien sie ihm, trotz ihres ärmlichen, häuslichen Gewandes, wie eine Heilige. Andre war bei voller Befassung, und Herr Petulant versprochen, gegen Abend wiederkommen, um seine Bedichte zu hören und ihre Absolution zu ertheilen.

„Wahelch, Dein Glaube hat Dir geholfen!“ sagte er zu Madelaine, als er ging und ihr segnend die Hand auf den Scheitel legte. „Ja, ich selbst aber sagte er: „O, wie leicht ist es, die Herzen der Menschen zu gewinnen, wenn man ihnen ein Herz entgegenbringt!“

Bald darauf fand sich der Doctor ein. Er kam zu Pferde. Als er von dem Wirthshaus, wo er seinen Gaul zur Fütterung ließ, durch das Dorf ging, zeigten sich überall an den Fenstern und an den Thüren neugierige Gesichter. Wie gab denn so ein würdiger gelehrter Doctor aus? Da gab es manches Kopfschütteln, manche Enttäuschung. Der Mann hatte gar nichts Außersensliches an sich, und es erweckte ein günstiges Vorurtheil für ihn, daß seine Kleidung frei von allem Verschmälte war und einen ländlichen Anstrich hatte. Er hatte auch wenig mit den südlichen Strahlen, und nichts mit denen in dem nahe bei Colan liegenden Baderort Amphion zu thun. Seine Praxis war überwiegend eine ländliche.

Er fand Andre's Zustand bedeutend besser, als er selbst nach den süßlichen Hoffnungen hätte erwarten dürfen. Das hatten Madelaines Gegenwart und der Besuch des Pfarrers gewirkt. Und Madelaine blieb auch die beste Kraft seiner Salben und Tinkturen.

Für Madelaine war der nächste Sonntag ein Feiertag und Ehrentag. Da ward Andre feierlich aus dem Bann gelassen, und wie sie mit Richard zu Kirche ging, die Mutter blieb bei dem Kranken — da gewahrte sie wohl, daß sie nicht mehr von den Leuten gemieden wurde. Im Gegentheil, sie waren stolz auf sie, und es drängten sich Viele zu ihr, um ihr ein freundliches Wort zu sagen. Die Frau Barnes hielt sich fern und verbarg sich. Sie konnte es dem Madelaine nicht vergeben, daß Richard damals so rauh mit ihr geredet hatte, und es schien ihr, als

ob er sie gar nicht mehr lieb hätte. Sie sah ganz vergrämt aus.

Madelaines Stimmung kam auch Richard zu gut, und aus dem Heimwege sagte er: „Schau, Madelaine, ich hab' aus Deinem Ring wiedergefunden.“

„Neuen Ring?“ fragte sie verwundert. „Den hab' ich ja nicht verloren, den trägt die heilige Jungfrau am Finger.“

„Ja, dann siehst du, den ich gefunden hab', jaßt aus wie Deiner,“ bewunderte er, mit den Augen zwinkernd, und zog aus der Tasche ein Papier, aus dem er einen dicken silbernen Ring wickelte.

„Über der bist ja, als ob er funkelnelteu wär!“ rief Madelaine.

Das that er freilich, hatte Richard ihn doch erst am Dienstag in Colan gekauft, als er den Ring zurückgefahren hatte. Richard ergriff schmunzelnd ihre Hand und steckte ihr den Ring auf den Finger.

„Schau, wie er paßt!“ rief er.

Madelaine war es, als ob sich ein pressender Reiz um ihr Herz legte. Besonnen hob sie ihr Wesen, besonnen schaute sie dem Richard in die Augen.

„Ich hab' schon Geduld, Madelaine!“ sagte er beruhigend.

„Ja, ja, Richard,“ küßte sie, „ich werd' nimmer vergessen, was ich Dir verdanke hab.“

Andre blickte der Ring gleich in die Augen. Er hatte während der letzten Tage so oft und so lange Madelaines Hand in seiner Rechten gehalten und seinen Schmutz an ihrem Finger bemerkt. Madelaine sah, daß seine Blide fortwährend auf dem Ring ruhten, und sie erschreckte mit einem Seufzer.

„Was ist denn das für ein Ring?“ fragte er, von einer bösen Ahnung durchzuckt. „Das ist doch nicht Euer — Euer Brautring!“

„Ach ja,“ stüsterte sie, kaum hörbar, und er ließ ihre Hand fahren. Ihre Lippen zuckten.

„Aber die Zeit!“ sagte einmal,“ brachte er mühsam hervor, daß aus Eurer Heirat mit dem Richard Barnes nichts wird.“

Madelaines Farbe kam und ging, und nach einem Kampfe mit sich selbst stotterte sie: „Ja, so war's auch, aber weil — weil er mir versprochen, daß er nie beisehen wolle,“ Guch zu retten, so — so —“

Sie vermochte nicht zu vollenden. Mit dunkelglänzenden Wangen ließ sie aus der Kammer. Andre verstand sie, verstand, daß sie sich für ihn geopfert hatte, und wenn ihn die Größe ihrer Liebe mit entzündeter Bewunderung erfüllte, so löschte dieses Opfer, das sie brachte, doch sein eigenes Lebensglück, gerührte es in denselben Augenblick, in welchem er sich am Ziele seiner heißesten Wünsche glaubte. Der Schmerz darüber war fast zu viel für seine noch schwache Kraft, und als der Doctor am nächsten Morgen kam, hatte Andre stärkeres Fieber. Er bedurfte eines bewundernden Trank von Kräutern, und Madelaine machte sich auf, um diese zu pflücken.

(Schluß folgt.)

Reichenhall - Berchtesgaden - Ramsauer Chronik

August Silberstein.

Das Parlament der Berge, die Verhandlungen der Gerichte, „Hortellen und Sallänge contra Fräher“, die Generalversammlungen der Alpenboten, das außerordentliche Zagen auf den Berggipfeln und Bergspitzen, die Politik der Gassen und des Nachwieses, so wie der Führer und niedrigen Hotelrechnen, nehmen in dieser Jahreszeit mehr Aufmerksamkeit in Anspruch, als alle in Parallele zu bringenden Vorgänge der Stadt.

So wandeln wir nun mit Wonne in dem von reichgehaltigen Alpen umringten Reichenhall. Umsonst, da der interesselte Städter hier sofort wissen kann, welchen Genus dieß oder jenes seiner „Papierchen“ hat. In der Kurhalle „Alphelmannstein“, oder im „Café Stein“, selbst auf der Höhe „St. Paulus“, kann man sofort wissen, nicht nur was Wien und Frankfurt, Paris und London machen, sondern wieviel sie machen und in was sie machen! Einer braucht nur den Anderen fragen anzuhören und er antwortet ihm sofort: „Wie heißt's? — 35 1/2!“

Reichenhall scheint so außerordentlich hart besetzt zu sein, weil es einen entprechenden Titel hat; man kann sich einen Reichenhallen denken! Das macht auch die Engelboten und prominenten Einmalen so stolz, daß sie keinem unwürdigen Ankömmlingen die Untere zeigen, ihn nicht für einen Menschen zu halten, der drei- und viermal, selbst unbilligstmal so viel bezahlen kann, als Wohnung und andere Meinungen leisten werth sind.

Eine reichenhaller Dachkammer ist eine Goldgrube, ein Gravelhof, um daraufzutreten, ein ganzes Stalmen; Millionäre meinen Thronen der Natur, wenn sie in einem Cane, oder in der Däse einer Eisenkammer möbeln können, Reichenhall nach demselben petitioniren, einen Locomotiv als provisorischen Salon für einige Zeit benutzen zu dürfen.

Man muß aber auch den Stolz eines wohlbequornten reichen Mannes, oder vielmehr noch einer Kurgastin kennen lernen. Sie verschmäht es, eine Toilette länger als drei Stunden anzuhängen. Wer sich nicht des Tages über in mehreren Toiletten sehen läßt, ist kein modischer Kenner. Die Toiletten, welche von der langen Spiegleitung fallen, müssen früh morgens ganz aparte Toiletten sein, dann geht man mit kleinem aufgelassenen Haaren a la Tscherniauerin in dem Haaren-Sierde bei Mädeln spazieren, um sich später wieder mit anderem Vöckeln und anderen Narben aller Art sehen zu lassen.

Spiel ist keine hier, das heißt offiziell, etwa Roulette; aber die Damen spielen „Dance“ oder „Domino“, selbst Schachpartien werden gemacht, und es läßt sich nicht leugnen, daß wesentlich den orientalischen Charakteren das scheinbar Nachdenkliche, das wohlbedacht geplante Stillsitzen das Haupt auf die kleine, zarte Hand, das träumerische Sinnen und sorglich hingesehene sehr wohl steht — namentlich wenn die Frau Mama später, oder sogar gleich mit Hülfe, das etwa nicht ganz Gelungene der Attituden sorglich fertigstellt. Die Norddeutschen unterscheiden sich von den Süddeutschen nur durch längere Strümpfe, die sie nämlich stricken (die Damen meine ich und die älteren), die Männer unterscheiden sich nur durch die Gattungen der Schuhe, nach denen sie wesentlich fragen. — Ich muß mich

fortsetzen und sofort mittheilen, daß auch sehr viel „Mund“ hier lebt und nobelste durchgeht, aber mit Mädeln hat die Toilette.

Der Wald und die Alpen sind so herrlich und wunderbar himmelstark, daß die Kurgäste deren Heiligkeit nirgends finden wollen, wo keine Kurbäder sind und keine Fahrstraße für Equipagen oder Wohnwagen. Das Salz dieser Erde hier macht Alles gelassen, selbst meine Chronik.

Das nahe Berchtesgaden ist viel kleiner, aber in den Naturerscheinungen weit großartiger. Hier wohnt viel Aristokratie, eingeborene, und auch ein Prinz vom Preußen hat in der königlichen Villa Sommerfrische genommen. Das der Schatz des Wahmannes und der Königin die glühenden Diamanten und glühenden Perlen der Naturerscheinungen sind, ist selbstverständlich. Ein schöner Tag hier ist immer einer der schönsten des Lebens. Der Wirth am Königssee hält auch seine Wäse für so entzückt und entrückt von dem Heiligkeit durch das Himmlische der Natur, daß er kaum für nöthig hält, ihnen mehr als die schwachen Spuren einer Speise, die leisen Ahnungen von Alkohol und Aroma im Weine, die sanftesten Reizungen in allen Getränken zu geben. Nur wenn der Gast zahler und namentlich fremde Völkern wecheln will, da wird er hart an das Irdische, an das Wechselvolle der Heimat und an das Wünschenswerthe einer gesunden national- und handels-

politischen Einheit des Nordens und des Sudens, des Ostens und des Westens in Deutschland eintritt.

Was aber hier gratis zu haben und worauf die Naturerlebnisse besonders aufmerksam gemacht sein mögen, sind eine Sorte nirgends sonst so großartig vorkommender Kiefern-Plagen. Wenn eine solche Plage plötzlich der Höhe am Berge in die brodelnde Kesselpanne fällt, kann es passieren, daß sie irrtümlich als Nachhülfe herausgezogen wird. Die Kiefern und sonstigen kleinen Nadelbäume der aus allen Theilen der Welt herbeikomenden Fremden mögen, nach den Prinzipien des Nahrungs- und Stoffwechsels, diese Plagen so unendlich im Wachsthum und in der Leistungsfähigkeit gefördert haben. Wenn eines der Bäume von der Spannung jener vielen Wägen, die stets hier sind, durch die Stöße dieser Plagen fällt, so kann man zur Nahe die Kiefern sofort einsammeln und wieder nach Berchtesgaden zurückschicken. Wenn zwei sammelten reisen und sich etwa hier zur Erfrischung niederlegen, werden sie auf thun, es nützt nichts so einzutheilen, daß der Eine sich und Ernteverluste macht, während der Andere ihn gegen die andringenden Kiefernplagen verteidigt. Die Arbeit und die Abwechslung würden schließlich das Leben und bringen über so Manches hinweg.

Dann fährt man mit kräftigen Fährleuten, Gotschnichten aus den Hochwäldern mit schiefgerückten Dächern, und zu-



Die neue Eisenbahnbrücke in Tübingen. Originalausführung von H. Rappert. 12. 100.)

weilen auch mit hübschen Schifferinnen nach St. Bartholomäus, läßt sich in Berücksichtigung der gehaltenen Anlagen auf dem See etwas vorziehen — das Echo verstärkt es wunderbar — und läßt sich auf St. Bartholomäus an dem Anblick der Natur, der Kellnerinnen, der Säbblinge, der Gefährungen und Weile, die sämtlich Bezogen erweisen.

Sodann gelangt man wieder zurück in üblicher Weise mit dem Schiffe und an Lande, wo man einen sehr guten Gedanken und schließlich noch mehr als „eine gute Stunde“ hat, wenn man in die Kantine fährt. Man kann auch gehen und Tabak rauchen. Standespersonen handeln nach Belieben.

Ich will nicht einerseits Herrn Vadelier mit Fährten, andererseits mit selbst mit Schülern der Naturwissenschaften in diesen Zeiten Konfession machen, ich versichere ja in der Ueberlieferung schon eine „Ochone“ des Beliebenden, und so kann und darf ich nur melden, daß der Naturwissenschaftler, welcher auf dem Wege die „Wachsthum-Kanten“ besucht, in diesem wasserreichen Jahre eine Anzahl von Anstalten, die sich über die Wände schauend stärken, einen Schwall der wilden den Felsen hervorragenden Wildpflanzen erblüht, wie man sie nur selten zu Gefühle bekommen kann. Wir haben gefühlt und ergründet in die hohe Kammer ein. Sie ist so malerisch, daß auf je einem Stein zwei Kaler sitzen. Eine Kalerin wartet als Dritte, bis ein bester Platz frei wird.

Nur die Achtigkeit der himmelstrebenden Felsen spricht, daß sie unter diesen Umständen noch immer himmelstrebend, aber nicht vom Felsen fortstürzen können. Nur die Farbe ändern sie gänzlich, sogar oft, und dies ist es, was die Kaler so erpicht, wie wollen nicht sagen erpicht macht.

Die Wandernden müssen sehr Acht haben, keinen Kaler zu verletzen, die Kaler, keinen niederzulassen. Diejenigen Kaler, die keinen Platz mehr auf den Steinen, oder im Walde, oder auf der Straße gefunden haben, sich niederzulassen, ziehen Alle, bemerkt man, nach einem Punkte hin. Diejenigen Kaler braucht man nur zu folgen und man gelangt schließlich in ein Wirtshaus. Das Wirtshaus der alten Wirtin nach der Straße ragt durch merkwürdige patriarchalische Sitten und preiswürdige Unarten hervor. Was sich einer noch so sehr als Engländer, Verd, oder gelbüberdrückter Nationaler geritten, es wird ihm doch nicht besser gerechnet, und noch lieber ist es, er bleibt weg, als er kommt. Denn es kann passieren: die Wirtin ist müde und es ist Schlafenszeit, und dann sagt sie ihm: ich hab' mir mehr, meine Vest draußen Wahe und ich will ein „Fried“ haben! — Die Kaler können bis zu einer bestimmten Zeit Wirt einwechseln so viel sie wollen; nach dieser bestimmten Zeit auch, dann kriegen sie aber nichts mehr. Nur wenn sie schon jungen, Silber spielen und „Fried“ vor-

tragen können, dann werden ihnen die vier Wände als Ruhörer und Kraftspender überlassen; — die gute Frau Wirtin erlaubt sich dabei fast in die schon einjährige Jugendzeit hinüber und zurück; beim Sonnenaufgange ist sie wieder da, hohet die Karbenläusen und Kaler wieder heraus, fäkt die mit prächtigen Koffen, mit Futter und Erdbeeren und sagt: „Nicht's lieber früh auf, ist Ent (Fisch) gekünder!“

So lebt man in der „Saison“ Kammer. Wer hier vorübergeht oder einsteigt, mag sich gefast machen, sich irgendwo auf einer Kunstausstellung als „Stallion“ benutzt wiederzufinden: wer eine Physiognomie mitbringt, dem wird sie in Wägemappen unabhäglige Male vervielfältigt. Frauenkleider möge man in Acht nehmen, denn jeder Baum in der Kammer ist mit Kalm befruchtet und verregnet Karbenblau kleben aller Orten. Ueber Weistheile stolpert man und Orkani-Platium springt bei den Tritten zwischen von dem Boden auf. Grundirte Leinwand und Papierstreifen schüttelt jeder Windstoß von den Jochen, wo sie selbst verregnet, die behuts „Studien“ hineingelassen.

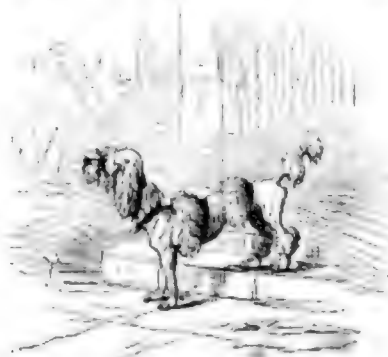
Aber man ist unendlich besser. Mit dem irrtümlichen portrichen Wägen zu wandern, in allerlei Wägen, Lichtern, selbst im Mondlichte, nach Höhen und Tiefen, wiegt eine Menge von Herablichkeiten aus den Saison-Orten auf, und

Wassili Ossipitsch und sein Pudel.

Nach Skizzen von W. Vogt, auf Holz geschnitten von Spracht.



Beigehel wären natürlich neu —
Doch gar zu warm sind sie im Mai.



Polenarbeit und Heberbüß?
Doch nein, das gilt mit Kunstmanns Takt!



Stecher ist das Ritz nur hinten frei?
— Man kann' ihn halten für 'nen Rei.



Wissen ist ja die neue Welt'...
Da wissen ihn die Witzigen nicht!



Wassili Ossipitsch bei sich selbst,
Wie er seinen Pudel führen läßt,
Doch es bei der Zeit' dem Ritz kommt,
Und auch die kleinste Pudelmaut!



Dem Pudel's so wohl erachtet —
Doch nicht' ist: zu — bezaubert!



Halt aufrecht er — mit Keimeln —
O kleine Zeit, du bist schön!



Wenn Lutter Schwanz nicht' stündlich sch'n —
Doch bald schenkt' er auch seinen Sch'n!



Die Köstchen gleich — Regenrad —
Die Geister und Vandalen kommen hinterher!



Die Worte sind so schön und
Sind auch so schön und nicht zu hören!



Die Worte sind schön und
Doch nicht' ist: zu — bezaubert!

Wie Wassili so glücklich kann,
Der lange Sommer hat verbracht,

Und als es plötzlich kühler wird,
Hat Ritz jauchzend noch kein warmes Kleid.

Töchter-Pensionat

in Lutz bei Lausanne am Ufer des Genévefers.

Unterricht in der französischen und englischen Sprache, in der Musik und im Reiten. Vollständige, lehrreiche Unterrichtsmethoden, 2te. 206.

Wegen näherer Auskunft wende man sich gef. an die Directorin Hl. Louise Müller und wegen Referenzen an Herrn Brocher, Vater in Lutz.

Prämien-Anleihe der Stadt Mailand

von 1866

eingeteilt in 750,000 Obligationen à 10 Franken, geteilt nach den genannten Grundsätzen mit der Versicherung und laudativen Steuern der Stadt Mailand.

Diese Anleihe wird geteilt innerhalb 10 Jahren, und zwar bis 1881 immer am 15. September, 15. Dezember, 15. März und 15. Juni mit Zinsen von:

Fr. 100,000, 50,000, 30,000, 10,000, 1000, 500 u.

Jährliche Zinsen mit Zinsen nach 10. 12. 14. 16. 18. 20.

Diese Obligationen, welche für 10 Jahre (10. September 1881) bestimmt sind, werden, falls die Stadt Mailand nicht vorher die Anleihe zurückzukaufen sollte, am 15. September 1881 mit Zinsen von: 10. 12. 14. 16. 18. 20. 22. 24. 26. 28. 30. 32. 34. 36. 38. 40. 42. 44. 46. 48. 50. 52. 54. 56. 58. 60. 62. 64. 66. 68. 70. 72. 74. 76. 78. 80. 82. 84. 86. 88. 90. 92. 94. 96. 98. 100. 102. 104. 106. 108. 110. 112. 114. 116. 118. 120. 122. 124. 126. 128. 130. 132. 134. 136. 138. 140. 142. 144. 146. 148. 150. 152. 154. 156. 158. 160. 162. 164. 166. 168. 170. 172. 174. 176. 178. 180. 182. 184. 186. 188. 190. 192. 194. 196. 198. 200. 202. 204. 206. 208. 210. 212. 214. 216. 218. 220. 222. 224. 226. 228. 230. 232. 234. 236. 238. 240. 242. 244. 246. 248. 250. 252. 254. 256. 258. 260. 262. 264. 266. 268. 270. 272. 274. 276. 278. 280. 282. 284. 286. 288. 290. 292. 294. 296. 298. 300. 302. 304. 306. 308. 310. 312. 314. 316. 318. 320. 322. 324. 326. 328. 330. 332. 334. 336. 338. 340. 342. 344. 346. 348. 350. 352. 354. 356. 358. 360. 362. 364. 366. 368. 370. 372. 374. 376. 378. 380. 382. 384. 386. 388. 390. 392. 394. 396. 398. 400. 402. 404. 406. 408. 410. 412. 414. 416. 418. 420. 422. 424. 426. 428. 430. 432. 434. 436. 438. 440. 442. 444. 446. 448. 450. 452. 454. 456. 458. 460. 462. 464. 466. 468. 470. 472. 474. 476. 478. 480. 482. 484. 486. 488. 490. 492. 494. 496. 498. 500. 502. 504. 506. 508. 510. 512. 514. 516. 518. 520. 522. 524. 526. 528. 530. 532. 534. 536. 538. 540. 542. 544. 546. 548. 550. 552. 554. 556. 558. 560. 562. 564. 566. 568. 570. 572. 574. 576. 578. 580. 582. 584. 586. 588. 590. 592. 594. 596. 598. 600. 602. 604. 606. 608. 610. 612. 614. 616. 618. 620. 622. 624. 626. 628. 630. 632. 634. 636. 638. 640. 642. 644. 646. 648. 650. 652. 654. 656. 658. 660. 662. 664. 666. 668. 670. 672. 674. 676. 678. 680. 682. 684. 686. 688. 690. 692. 694. 696. 698. 700. 702. 704. 706. 708. 710. 712. 714. 716. 718. 720. 722. 724. 726. 728. 730. 732. 734. 736. 738. 740. 742. 744. 746. 748. 750. 752. 754. 756. 758. 760. 762. 764. 766. 768. 770. 772. 774. 776. 778. 780. 782. 784. 786. 788. 790. 792. 794. 796. 798. 800. 802. 804. 806. 808. 810. 812. 814. 816. 818. 820. 822. 824. 826. 828. 830. 832. 834. 836. 838. 840. 842. 844. 846. 848. 850. 852. 854. 856. 858. 860. 862. 864. 866. 868. 870. 872. 874. 876. 878. 880. 882. 884. 886. 888. 890. 892. 894. 896. 898. 900. 902. 904. 906. 908. 910. 912. 914. 916. 918. 920. 922. 924. 926. 928. 930. 932. 934. 936. 938. 940. 942. 944. 946. 948. 950. 952. 954. 956. 958. 960. 962. 964. 966. 968. 970. 972. 974. 976. 978. 980. 982. 984. 986. 988. 990. 992. 994. 996. 998. 1000. 1002. 1004. 1006. 1008. 1010. 1012. 1014. 1016. 1018. 1020. 1022. 1024. 1026. 1028. 1030. 1032. 1034. 1036. 1038. 1040. 1042. 1044. 1046. 1048. 1050. 1052. 1054. 1056. 1058. 1060. 1062. 1064. 1066. 1068. 1070. 1072. 1074. 1076. 1078. 1080. 1082. 1084. 1086. 1088. 1090. 1092. 1094. 1096. 1098. 1100. 1102. 1104. 1106. 1108. 1110. 1112. 1114. 1116. 1118. 1120. 1122. 1124. 1126. 1128. 1130. 1132. 1134. 1136. 1138. 1140. 1142. 1144. 1146. 1148. 1150. 1152. 1154. 1156. 1158. 1160. 1162. 1164. 1166. 1168. 1170. 1172. 1174. 1176. 1178. 1180. 1182. 1184. 1186. 1188. 1190. 1192. 1194. 1196. 1198. 1200. 1202. 1204. 1206. 1208. 1210. 1212. 1214. 1216. 1218. 1220. 1222. 1224. 1226. 1228. 1230. 1232. 1234. 1236. 1238. 1240. 1242. 1244. 1246. 1248. 1250. 1252. 1254. 1256. 1258. 1260. 1262. 1264. 1266. 1268. 1270. 1272. 1274. 1276. 1278. 1280. 1282. 1284. 1286. 1288. 1290. 1292. 1294. 1296. 1298. 1300. 1302. 1304. 1306. 1308. 1310. 1312. 1314. 1316. 1318. 1320. 1322. 1324. 1326. 1328. 1330. 1332. 1334. 1336. 1338. 1340. 1342. 1344. 1346. 1348. 1350. 1352. 1354. 1356. 1358. 1360. 1362. 1364. 1366. 1368. 1370. 1372. 1374. 1376. 1378. 1380. 1382. 1384. 1386. 1388. 1390. 1392. 1394. 1396. 1398. 1400. 1402. 1404. 1406. 1408. 1410. 1412. 1414. 1416. 1418. 1420. 1422. 1424. 1426. 1428. 1430. 1432. 1434. 1436. 1438. 1440. 1442. 1444. 1446. 1448. 1450. 1452. 1454. 1456. 1458. 1460. 1462. 1464. 1466. 1468. 1470. 1472. 1474. 1476. 1478. 1480. 1482. 1484. 1486. 1488. 1490. 1492. 1494. 1496. 1498. 1500. 1502. 1504. 1506. 1508. 1510. 1512. 1514. 1516. 1518. 1520. 1522. 1524. 1526. 1528. 1530. 1532. 1534. 1536. 1538. 1540. 1542. 1544. 1546. 1548. 1550. 1552. 1554. 1556. 1558. 1560. 1562. 1564. 1566. 1568. 1570. 1572. 1574. 1576. 1578. 1580. 1582. 1584. 1586. 1588. 1590. 1592. 1594. 1596. 1598. 1600. 1602. 1604. 1606. 1608. 1610. 1612. 1614. 1616. 1618. 1620. 1622. 1624. 1626. 1628. 1630. 1632. 1634. 1636. 1638. 1640. 1642. 1644. 1646. 1648. 1650. 1652. 1654. 1656. 1658. 1660. 1662. 1664. 1666. 1668. 1670. 1672. 1674. 1676. 1678. 1680. 1682. 1684. 1686. 1688. 1690. 1692. 1694. 1696. 1698. 1700. 1702. 1704. 1706. 1708. 1710. 1712. 1714. 1716. 1718. 1720. 1722. 1724. 1726. 1728. 1730. 1732. 1734. 1736. 1738. 1740. 1742. 1744. 1746. 1748. 1750. 1752. 1754. 1756. 1758. 1760. 1762. 1764. 1766. 1768. 1770. 1772. 1774. 1776. 1778. 1780. 1782. 1784. 1786. 1788. 1790. 1792. 1794. 1796. 1798. 1800. 1802. 1804. 1806. 1808. 1810. 1812. 1814. 1816. 1818. 1820. 1822. 1824. 1826. 1828. 1830. 1832. 1834. 1836. 1838. 1840. 1842. 1844. 1846. 1848. 1850. 1852. 1854. 1856. 1858. 1860. 1862. 1864. 1866. 1868. 1870. 1872. 1874. 1876. 1878. 1880. 1882. 1884. 1886. 1888. 1890. 1892. 1894. 1896. 1898. 1900. 1902. 1904. 1906. 1908. 1910. 1912. 1914. 1916. 1918. 1920. 1922. 1924. 1926. 1928. 1930. 1932. 1934. 1936. 1938. 1940. 1942. 1944. 1946. 1948. 1950. 1952. 1954. 1956. 1958. 1960. 1962. 1964. 1966. 1968. 1970. 1972. 1974. 1976. 1978. 1980. 1982. 1984. 1986. 1988. 1990. 1992. 1994. 1996. 1998. 2000. 2002. 2004. 2006. 2008. 2010. 2012. 2014. 2016. 2018. 2020. 2022. 2024. 2026. 2028. 2030. 2032. 2034. 2036. 2038. 2040. 2042. 2044. 2046. 2048. 2050. 2052. 2054. 2056. 2058. 2060. 2062. 2064. 2066. 2068. 2070. 2072. 2074. 2076. 2078. 2080. 2082. 2084. 2086. 2088. 2090. 2092. 2094. 2096. 2098. 2100. 2102. 2104. 2106. 2108. 2110. 2112. 2114. 2116. 2118. 2120. 2122. 2124. 2126. 2128. 2130. 2132. 2134. 2136. 2138. 2140. 2142. 2144. 2146. 2148. 2150. 2152. 2154. 2156. 2158. 2160. 2162. 2164. 2166. 2168. 2170. 2172. 2174. 2176. 2178. 2180. 2182. 2184. 2186. 2188. 2190. 2192. 2194. 2196. 2198. 2200. 2202. 2204. 2206. 2208. 2210. 2212. 2214. 2216. 2218. 2220. 2222. 2224. 2226. 2228. 2230. 2232. 2234. 2236. 2238. 2240. 2242. 2244. 2246. 2248. 2250. 2252. 2254. 2256. 2258. 2260. 2262. 2264. 2266. 2268. 2270. 2272. 2274. 2276. 2278. 2280. 2282. 2284. 2286. 2288. 2290. 2292. 2294. 2296. 2298. 2300. 2302. 2304. 2306. 2308. 2310. 2312. 2314. 2316. 2318. 2320. 2322. 2324. 2326. 2328. 2330. 2332. 2334. 2336. 2338. 2340. 2342. 2344. 2346. 2348. 2350. 2352. 2354. 2356. 2358. 2360. 2362. 2364. 2366. 2368. 2370. 2372. 2374. 2376. 2378. 2380. 2382. 2384. 2386. 2388. 2390. 2392. 2394. 2396. 2398. 2400. 2402. 2404. 2406. 2408. 2410. 2412. 2414. 2416. 2418. 2420. 2422. 2424. 2426. 2428. 2430. 2432. 2434. 2436. 2438. 2440. 2442. 2444. 2446. 2448. 2450. 2452. 2454. 2456. 2458. 2460. 2462. 2464. 2466. 2468. 2470. 2472. 2474. 2476. 2478. 2480. 2482. 2484. 2486. 2488. 2490. 2492. 2494. 2496. 2498. 2500. 2502. 2504. 2506. 2508. 2510. 2512. 2514. 2516. 2518. 2520. 2522. 2524. 2526. 2528. 2530. 2532. 2534. 2536. 2538. 2540. 2542. 2544. 2546. 2548. 2550. 2552. 2554. 2556. 2558. 2560. 2562. 2564. 2566. 2568. 2570. 2572. 2574. 2576. 2578. 2580. 2582. 2584. 2586. 2588. 2590. 2592. 2594. 2596. 2598. 2600. 2602. 2604. 2606. 2608. 2610. 2612. 2614. 2616. 2618. 2620. 2622. 2624. 2626. 2628. 2630. 2632. 2634. 2636. 2638. 2640. 2642. 2644. 2646. 2648. 2650. 2652. 2654. 2656. 2658. 2660. 2662. 2664. 2666. 2668. 2670. 2672. 2674. 2676. 2678. 2680. 2682. 2684. 2686. 2688. 2690. 2692. 2694. 2696. 2698. 2700. 2702. 2704. 2706. 2708. 2710. 2712. 2714. 2716. 2718. 2720. 2722. 2724. 2726. 2728. 2730. 2732. 2734. 2736. 2738. 2740. 2742. 2744. 2746. 2748. 2750. 2752. 2754. 2756. 2758. 2760. 2762. 2764. 2766. 2768. 2770. 2772. 2774. 2776. 2778. 2780. 2782. 2784. 2786. 2788. 2790. 2792. 2794. 2796. 2798. 2800. 2802. 2804. 2806. 2808. 2810. 2812. 2814. 2816. 2818. 2820. 2822. 2824. 2826. 2828. 2830. 2832. 2834. 2836. 2838. 2840. 2842. 2844. 2846. 2848. 2850. 2852. 2854. 2856. 2858. 2860. 2862. 2864. 2866. 2868. 2870. 2872. 2874. 2876. 2878. 2880. 2882. 2884. 2886. 2888. 2890. 2892. 2894. 2896. 2898. 2900. 2902. 2904. 2906. 2908. 2910. 2912. 2914. 2916. 2918. 2920. 2922. 2924. 2926. 2928. 2930. 2932. 2934. 2936. 2938. 2940. 2942. 2944. 2946. 2948. 2950. 2952. 2954. 2956. 2958. 2960. 2962. 2964. 2966. 2968. 2970. 2972. 2974. 2976. 2978. 2980. 2982. 2984. 2986. 2988. 2990. 2992. 2994. 2996. 2998. 3000. 3002. 3004. 3006. 3008. 3010. 3012. 3014. 3016. 3018. 3020. 3022. 3024. 3026. 3028. 3030. 3032. 3034. 3036. 3038. 3040. 3042. 3044. 3046. 3048. 3050. 3052. 3054. 3056. 3058. 3060. 3062. 3064. 3066. 3068. 3070. 3072. 3074. 3076. 3078. 3080. 3082. 3084. 3086. 3088. 3090. 3092. 3094. 3096. 3098. 3100. 3102. 3104. 3106. 3108. 3110. 3112. 3114. 3116. 3118. 3120. 3122. 3124. 3126. 3128. 3130. 3132. 3134. 3136. 3138. 3140. 3142. 3144. 3146. 3148. 3150. 3152. 3154. 3156. 3158. 3160. 3162. 3164. 3166. 3168. 3170. 3172. 3174. 3176. 3178. 3180. 3182. 3184. 3186. 3188. 3190. 3192. 3194. 3196. 3198. 3200. 3202. 3204. 3206. 3208. 3210. 3212. 3214. 3216. 3218. 3220. 3222. 3224. 3226. 3228. 3230. 3232. 3234. 3236. 3238. 3240. 3242. 3244. 3246. 3248. 3250. 3252. 3254. 3256. 3258. 3260. 3262. 3264. 3266. 3268. 3270. 3272. 3274. 3276. 3278. 3280. 3282. 3284. 3286. 3288. 3290. 3292. 3294. 3296. 3298. 3300. 3302. 3304. 3306. 3308. 3310. 3312. 3314. 3316. 3318. 3320. 3322. 3324. 3326. 3328. 3330. 3332. 3334. 3336. 3338. 3340. 3342. 3344. 3346. 3348. 3350. 3352. 3354. 3356. 3358. 3360. 3362. 3364. 3366. 3368. 3370. 3372. 3374. 3376. 3378. 3380. 3382. 3384. 3386. 3388. 3390. 3392. 3394. 3396. 3398. 3400. 3402. 3404. 3406. 3408. 3410. 3412. 3414. 3416. 3418. 3420. 3422. 3424. 3426. 3428. 3430. 3432. 3434. 3436. 3438. 3440. 3442. 3444. 3446. 3448. 3450. 3452. 3454. 3456. 3458. 3460. 3462. 3464. 3466. 3468. 3470. 3472. 3474. 3476. 3478. 3480. 3482. 3484. 3486. 3488. 3490. 3492. 3494. 3496. 3498. 3500. 3502. 3504. 3506. 3508. 3510. 3512. 3514. 3516. 3518. 3520. 3522. 3524. 3526. 3528. 3530. 3532. 3534. 3536. 3538. 3540. 3542. 3544. 3546. 3548. 3550. 3552. 3554. 3556. 3558. 3560. 3562. 3564. 3566. 3568. 3570. 3572. 3574. 3576. 3578. 3580. 3582. 3584. 3586. 3588. 3590. 3592. 3594. 3596. 3598. 3600. 3602. 3604. 3606. 3608. 3610. 3612. 3614. 3616. 3618. 3620. 3622. 3624. 3626. 3628. 3630. 3632. 3634. 3636. 3638. 3640. 3642. 3644. 3646. 3648. 3650. 3652. 3654. 3656. 3658. 3660. 3662. 3664. 3666. 3668. 3670. 3672. 3674. 3676. 3678. 3680. 3682. 3684. 3686. 3688. 3690. 3692. 3694. 3696. 3698. 3700. 3702. 3704. 3706. 3708. 3710. 3712. 3714. 3716. 3718. 3720. 3722. 3724. 3726. 3728. 3730. 3732. 3734. 3736. 3738. 3740. 3742. 3744. 3746. 3748. 3750. 3752. 3754. 3756. 3758. 3760. 3762. 3764. 3766. 3768. 3770. 3772. 3774. 3776. 3778. 3780. 3782. 3784. 3786. 3788. 3790. 3792. 3794. 3796. 3798. 3800. 3802. 3804. 3806. 3808. 3810. 3812. 3814. 3816. 3818. 3820. 3822. 3824. 3826. 3828. 3830. 3832. 3834. 3836. 3838. 3840. 3842. 3844. 3846. 3848. 3850. 3852. 3854. 3856. 3858. 3860. 3862. 3864. 3866. 3868. 3870. 3872. 3874. 3876. 3878. 3880. 3882. 3884. 3886. 3888. 3890. 3892. 3894. 3896. 3898. 3900. 3902. 3904. 3906. 3908. 3910. 3912. 3914. 3916. 3918. 3920. 3922. 3924. 3926. 3928. 3930. 3932. 3934. 3936. 3938. 3940. 3942. 3944. 3946. 3948. 3950. 3952. 3954. 3956. 3958. 3960. 3962. 3964. 3966. 3968. 3970. 3972. 3974. 3976. 3978. 3980. 3982. 3984. 3986. 3988. 3990. 3992. 3994. 3996. 3998. 4000. 4002. 4004. 4006. 4008. 4010. 4012. 4014. 4016. 4018. 4020. 4022. 4024. 4026. 4028.

Zweihundzwanzigster Band.

Följande Jahrgang.

Allgemeine illustrierte Zeitung

F. W. Hackländer.

Huttagast, August 1-1909.

Eröffnung jeden Sonntag.

Mr. J. — after 10, 1, 41 fr. 1800.

Annals of the New York Academy of Sciences

NOTE: The first two columns are identical to those in the preceding table.

[illegible]

Address: 2 and 1001, rue St-Jacques - 244 2400

Waldschmetterlinge.

Novelle

510

Site Noquette.

Es war ein Morgen im Hochsommer. In den Gehäusen und an den Gräbern des Waldweges hingen die Tropfen nächtlichen Regens, und erquickende Luftp wehte aus den tiefen Shaden des Hadelhofes hervor. Aber hier und da durchsichtig den Strahl der noch niedrig stehenden Sonne die mächtigen Laanwand, nur ab und zu hob sich von ihrem dunkeln Grunde das lichtere Grün des Laubhofes ab. — Der junge Mann im gewählten Jagdselle, der den feilen Weg hinansteig, war in Gedanken verloren und sah nicht so weiter aus, als seine Jugend und der kühliche Morgen dantes ermannen lassen. Als er die Höhe erreicht, blieb er stehen und betrachtete einen Augenblick mit untergefügten Armen das Haus und die Umgebung, die sich auf dem Plateau seinen Blicken darbot. Es war ein wunderliches Gebäude, dieses „Schloß“, wie es in der Umgegend genannt wurde. Mit vier gleichen Seiten, wie ein Quersiel, mit bezaumtem, spitzem Eingebach, und oben mit Moos bedeckt, stand es zwischen dichten Baumrucks. Die Wirtschaftsgedäude waren kaum zu sehen, das Wohnhaus schien



Ergebnis: *Ergebnisse der Untersuchung von Otto Heide*. (2. Teil.)

cinijum in der Waldeshöhe zu liegen. Sein Anblick war nicht einladend. Ein Graue, mit Wädeln bemehrte Bänder, nur um die Fenster zu einem vorläufigen Rahmen abgeglüht. Vier solcher Fenster, in breiten Zwischenräumen, mit trüben, kleinen Scheiben, zeigten sich gleichmäßig an jeder der vier Seiten des Hauses. Die Umgebung starr verödet, nichts umher, was einem Garten ähnlich sah. Die Morgenmühe vergolte die Hälfte des Tages und die Wäpfel der Tannen, um so grauer und verfallener lugten noch die Mauern und Fenster dem Betrachter entgegen. — Wie das Leben einstig befehlen, wie der alte Onkel! dachte der junge Mann. Hier sich lebendig begraben? Auch nur einen Sommer lang hier cinijum auswallen? Ein paar Wintertage bei fröhlicher Jagdwaid, das möchte gehen! Aber als Wohnsig — wie war's möglich? Was sang' ich auch nur die wenigen Wochen an, die ich mir gefallen lassen will den Gutsheern zu spielen? — Ein Fenster wurde im oberen Geschloß geöffnet, und eine ältere weibliche Gestalt lehnte sich einen Augenblick hinaus. Der junge Herr ging langsameren Schrittes dem Schloß entgegen.

Es war ein für ihn noch
neues Befähigung, zu das sich
ihm keinerlei heimliche Ver-
änderungen knüpften. Zwar

Verheerung war er öfter bei dem alten Sonderling von Onkel eingedrungen, dessen künftiger Tod ihn zum Majorats-erben dieses Gutes und eines wohlgeordneten Vermögens gemacht hatte, besonders Anziehung aber übte das Haus auf den jungen Grafen Ernst von Eigelfein längst, schon seit seinen Knabenjahren, nicht mehr aus. Lebte er doch in der bewegten Welt mit so andern Bedürfnissen, unter so vollkommen geschiedenen Verhältnissen, daß er nur einer Art von Zwang gehorchend sich hierher begeben hatte. Erst gestern Mittag, und zwar in Begleitung seiner Schwester, der Gräfin Ulrike, und einer Tante, war er auf Schloß Eigelfein angelangt.

„Guten Morgen, Herr!“ Du spielst früh den Guts-herren!“ lachte die Schwester ihm aus dem Fenster entgegen. „Wir wollen eben zum Frühstück in Nimrod's Halle!“

Herr! stieg die Treppe zu dem kleinen Saal hinauf, welchen Ulrike gestern bereits, wegen seiner Ueberschmückung mit Jagdwaffen und Hirschgeweihen, auf den Namen Nimrod's Halle genannt, und zum gemeinschaftlichen Salon bestimmt hatte. Er begrüßte die Damen, um sich mit ihnen zum Frühstück zu setzen. Ulrike, eine reise Welt-dame und ausgeblühte Schönheit, nur ein Jahr jünger als Herr!, war guter Laune und machte sich lustig über des Bruders ernstes Majoratsgeschick, über die Unzulänglich-keit des Hauses für die Bedürfnisse der verwöhnten Gäste, über die Unmöglichkeit der alten Diener des Verstorbenen, die sich mit dem dienenden Nachwuchs der jungen Herrschaft nicht vereinigen konnten. „Wenn man aus diesen Fenstern nur zwanzig Schritte weit sehen könnte!“ rief sie. „Es müßten sich von hier oben die schönsten Weite-keiten, dort in grüne Wäldchen, da in das weite Land, aber man sieht förmlich eingewachsen, eingepflegt, eingemauert in lauter Latten!“

„Das wird bald anders werden!“ meinte die Tante, Frau von Trugleben. „Das Haus ist verkommen, aber es ließe sich etwas daraus machen. Versteht man da unten eine Thür durchgebrochen werden, und man legt eine Veranda mit breiter Freitreppe an. Das Stüchken niedrigen Holz ist ohne große Mühe zum Garten umzuwandeln. Ich habe mir das gestern schon darauf angesehen. Oder, noch besser, Herr! macht umschließende Anstalten und baut ein neues Schloß, einen Stammsitz für das Haus Eigelfein.“

„So, so!“ lachte Ulrike. „Herr! soll bauen? Der junge Ritterschüler aus der Seigarde des Königs wird sich hier in der Einsamkeit anstellen? O — müssen wir Frauen künftig auch, wie die verwünschten Prinzessinnen, hier im Lattenbüschel sitzen? Ach, ich habe Nacht's zum ersten Mal die Latten singen hören — und im Traume war mir's, als zöge die Regimentsmusik der Kürassiere vorüber — Herr!, mein Bruder, was werden wir künftig hören?“ Ulrike legte mit pathetisch komischer Geberde ihre Hand auf des Bruders Schulter, und sah ihn forschend an.

„Du spottest!“ lachte die Tante. „Aber Herr! hat Verpflichtungen gegen sein Haus, seinen Namen, er muß sich verhalten. Oder soll er, wie seine drei Vorgänger im Majorat, als alter Junggeselle sterben?“

„Wahr! Nein, nein, nein! Jedem der drei Jung-geheßen, dem Groß- und dem kleinen Onkel ein besonderes Wein! Sie waren sonst gewiß brave alte Herren, aber entsetzliche alte Jagdscheue! Es ist richtig, Herr!, Du mußt an's Weiser! Heirathe! Ahasnaberg von Wadberg nimmt Dich lieber heut als morgen.“

Herr! lächelte halb, halb machte er ein verächtliches Gesicht. Die Gräfin Ulrike war eine alte Hofdame, die sich einst auf einem Hofballe mit Entzücken über den schönen jungen Offizier ausgeprochen hatte. Herr! wußte sich selbst viel mit seiner „Eroberung“ aufwiegen lassen. Er trommelte mit den Fingern und war heut gar nicht recht in der Stimmung, den Spott unterhaltend zu finden.

„Bekörte mein Wort, lieber Herr!“ nahm die Tante die Rede auf. „Du bist fünfzigjähriger Jahre alt, kannst immerhin daran denken, eine Wahl zu treffen. Deine Vorgänger im Majorat waren Sonderlinge, welche das Haus und die Familie verkommen ließen. Dreimal konnte das Majorat auf Rehen vererben. Du aber bist jetzt der letzte Graf von Eigelfein, und mußt darauf denken, das Haus von Neuem würdig zu begründen.“

Das Kammermädchen kam herein und brachte einen schönen Strauß von Nelken, Rosen und anderen Sommer-blumen. Ein Bote aus der Herrschaft brachte ihn für die Gräfin abzugeben. „Von der kleinen Veronika!“ rief Ulrike. „Sieh da! Nicht aufmerk! Wir lassen danken und werden unten einkommen vorsprechen.“

„Haben die da unten in der Herrschaft so hübsche Blü-men?“ fragte die Tante. „Nun, nun, wir wollen künftig auch bei uns vergnügen haben!“

Ulrike streifte den Bruder mit einem lächelnden Sei-tenblicke. Es war ihr, als zöge er bei den Worten „bei uns“ die Augenbrauen ein wenig zusammen, und sie ahnte, daß Herr! nicht sehr erbauet war von der Aussicht auf künftige Gemeinlichkeit mit der etwas selbstständig durch-greifenden Tante. Es bleibe dahingestellt, wie er darüber dachte.

„Ich wachte nicht, daß Du mit den Herrschaftsleuten in einer Begehung stehst, Ulrike.“ nahm Frau von Trug-leben die Rede auf.

„Alle Erinnerungen aus der Kindheit!“ entgegnete Ulrike. „Als Tante Eberhard noch lebte, reiste sie mit uns während im Sommer hierher zum alten Onkel. Da fanden wir Gesellschaft der unsrer Streifereien Ge-spielen an den Rindern des Försters, und waren täglich beisammen, um die Freiheit zu genießen. Die kleine Veronika ist gleichwohl einige Jahre jünger als ich, und der Sohn des Försters —“

„War bereits auf der Forstakademie,“ fiel Herr! ein, „und spielte, als wir zuletzt gemeinsam hier waren, dem ausgeprochenen Courtmacher meiner vierzehnjährigen Schwester.“

Ulrike lachte, öffnete das Pianino und blätterte in einem Notenhefte.

„Wie langweilt das damals,“ fuhr Herr! fort, „dann ich war als fünfzehnjähriger Junge für Jachtzeiten man-gepflanzte, und die kleine Veronika, auf die ich ange-wiesen blieb, noch völlig ein Kind. Und doch waren es vergnügliche Tage. Schade, daß man durch das Leben und die Verhältnisse getrennt wird. Der Ludwig Markwart scheint übrigens ein sehr tüchtiger Mensch zu sein. Er macht Karriere und wird sich eine Stellung in der Ge-sellschaft zu erringen.“

„Wie denn? Ich irre mich hoffentlich!“ rief Frau von Trugleben. „Der Forstwart Markwart, der ange-nahme Mann, den wir vorzeiten bei der Gräfin S. fan-den, der so hübsch das Gello spielt — ist doch nicht —“

„Ist der Sohn meines Försters Markwart!“ fiel Herr! ein.

Frau von Trugleben schenkte die Erwähnung sehr merkwürdig zu finden. Ulrike aber ging mit ein paar leichten Affekten in die Latten, und machte mit einem Schauer-lichen Liede der Unterhaltung ein Ende. Es war zum ersten Mal, daß in diesem Hause die Latten eines Ma-jors angeschlagen wurden. Ulrike, gekleidet auf eine längere Einsamkeit, hatte, da sie ihre Musik nicht unterbrechen mochte, das Instrument nach Eigelfein vorangeschickt.

Herr! begab sich in sein Zimmer, eifert das Wohngemach seines Vorgängers im Majorat. Es lag im Erd-geschoß, und obgleich ebenfalls beschattet und verbunkelt durch hohe Bäume, gewährte es einen herrlichen Aus-blick auf den Forstwartshaus. Auf dieses Zimmer und einen anstehen-den Raum hatte der verlorbene Onkel sein Leben fast allein beschränkt, selten, nur bei gelegentlichen Jagden, die in den letzten Zeiten, bei der zunehmenden Gebre-chlichkeit des alten Herrn, noch seltener geworden, öffnete sich die übrigen Räume des Hauses. Das Jungge-sellenzimmer, hoch und verträumt, ließ erkennen, daß darin mit äußerster Konzentration der Gemüthsarbeit seit zwanzig Jahren sein freies der Veränderung vorgegangen. Ein alter Nimrod und gründerhaft Sonderling hatte darin gehaust. Die unordentlichen, mit Leder überzogenen Stühle zeigten, daß die Hauptbeschäftigung des Herrn, seine Hände, freie Verfügung über jeden Nußschiff gewesen, und getrost in Felsen reiten durften, was nicht widerstand. Der Geheißlaut war wohl gewöhnlich, an den Wänden Ge-weisse, Jagdwaffen, Rehen vom Flecken und Gattungs-fallen, und eine kleine, aber gewählte Bibliothek von sol-chen Büchern, die nur unter der Hand empfohlen, aber von alten Hufaren und Anwaltern eines wohlgeordneten Lebens sehr geschätzt zu werden pflegten. Auf dem wuer-mischen Schreibtisch lagen Rechnungsbücher und Papiere, aus dem alten braunen Ueberröckel stiege die Zeit lang-sam und einträchtig fort — es war Alles noch, wie es der Verstorbenen im vergangenen Winter verlassen hatte. — Doch war er nicht hier gestorben, sondern in der Haupt-stadt, wohin er sich nach langem Widerstreben und schwe-rem Entschluß zu einer Operation begeben hatte. Sein Erb war Herr!.

Er und seine Schwester, früh alterndes, bejagten außer einem Namen, der ihnen einen Rang in den ersten Kreisen der Welt gab, von Hause aus nichts, was ihre Ansprüche hätte unterstützen können, und nur die Freigebigkeit des Onkels gewährte ihnen die Mittel, um — wie die Welt es nennt — ihre Rechte geltend zu machen. Ulrike wurde von dem Glückswechsel, der ihren Bruder zu ansehnlichem Vermögen brachte, nur mittelbar betroffen. Sie noch Pleinbilder gegen sie zu erweisen, als es der Onkel ge-thon, war seine erste Sorge als Majoratsbesitzer, und so wurde auch die Erziehung der Tante gesichert, welche, bis dahin skrupelarm oder vornehm, mit Ulrike gelebt und als ihre Beschüßlerin gegolten hatte — obgleich Frau von Trugleben sich eigentlich weder übermüthig zu geben wußte, noch aus dem dem Wohlwollen besonders geliebt wurde. Es waren eben die Reste einer Familie in ab-strigender Linie, die, auf einander angewiesen, zusammen-hielten. — Herr! hatte, da sein Onkel in der Hauptstadt, und — wie es zu heißen pflegt: „in seinen Armen“ ge-standen war, nicht daran gedacht, das entfernteste Gut in den Bergen und im Winter aufzusuchen, um sein Regi-menent dorthin anzuordnen. Es sollte ja ein sehr tüchtiger Verwalter da sein, und auf seine Forstbeamten — denn es wurde vorwiegend Waldwirtschaft betrieben — konnte

er sich verlassen. Nun aber stellte sich im Sommer dennoch die Nothwendigkeit für ihn heraus, persönlich auf seinem Eigen zu erscheinen, und da er der Einsamkeit mit Miß-muth entgegenstand, bot sich Ulrike ihm dankbar als Ge-sellschafterin an. Es war immer ein Opfer, das sie brachte, denn als vertrieben und geleitetes Weltkind liebte sie die geselligen Festlichkeiten sehr, und hätte mit der Prinzessin A. nach Baden reisen können. Allein sie wollte für den Bruder auch einmal etwas thun. Freilich mußte die Tante mitgenommen werden. Aber Musik, Zeichenstudien, Bü-cher, Korrespondenzen stellten über vier lange Wochen hinweg helfen. Denn wie sehr die junge Dame ein Welt-kind war, ihre geistigen Anlagen, Talente und Bedürf-nisse sagten ihr ein Eigenleben in dem Alles aufstehen-den, zerplündernden, und nur äußerlich scheinbar geregelten Treiben der aristokratischen Welt, in der sie sich bewegte.

Da waren die Geschwister nun draußen im Walde, Ulrike bereits bei einem heftigsten dringenden Tages-werk, Herr! jedoch, der ihre Klavierarbeit von oben ver-nahm, noch nicht in Einklang mit der ungemessenen Le-bensweise. Er ging in seinem unzufriedenen Zimmer auf und ab, die Wanduhr stieß und schauerte, die Hunde schnarpten auf den Hofherren und fuhren, gewandt von den ungewohnten Tönen der Musik, bellend und heulend in die Höhe. Herr! sagte sich hin und her. Sie erheben draußen ein so gewaltiges Konzert, die Tante rief und schalt, Ulrike lachte aus dem Fenster. — Der Ver-walter kam in Gesellschaft, in welche sich der neue Herr mühsam zu finden suchte. Er fand kein rechtliches Interesse daran, es ward ihm zu eng in seinem Hause. Wenn wäre er zu Pferde gestiegen, aber das Reiten war auf den steilen Berg- und Felsenwegen weder üblich, noch ein Genuß. Herr! langweilte sich von Herzen, und wäre gern am dritten Tage wieder abgereist, wenn nicht die Wüt-schaft auf die Damen, welche sich mit großem Gepäc für länger eingelegt hatten, ihn zum Auswarten bewegen hätte.

Von Langeweile und Müde getrieben, nahm er am nächsten Morgen seinen Hut und schritt hinaus in den Wald, es war ihm gleichgültig, welchen Weg er einschlug. Er geriet auf einen feinen und ziemlich abschüssigen Pfad, zum Thier zwischen Tannenbüschen, dann wieder durch Lichtungen und Felsenvorsprünge verlaufend, daß sich der Berg links zu einer Schlucht absteigte. Bald erinnerte sich Herr!, daß dies der nächste, wenn auch nicht be-quemste Weg zur Försterei sei, auf dem er in Raten-jahren oft genug umhergestreift, und beiseite, ihn bis an das Ziel zu verfolgen. Nach geraumer Zeit sah er das Försthaus vor sich, und stand still, um sich die glühende Stirn zu trocknen.

Wie material lag das Haus da! Warum, dachte Herr!, hatten seine Vorgänger ihr Schloß nicht auf diese Stelle gebaut? Nirgend war ihm der Reiz dieser Lage so einträchtig zum Bewußtsein gekommen.

Schroff knickte sich der Felsenvorsprung, auf dem das maßgebende Försthaus stand, in die Schlucht, aus deren Tiefe die mit Tannen bewachsenen Bergwände bläu-lich angehaucht emporsprangen. Nichtsahnend aber öffnete sich der Blick in's ebenerne Land, warm und döstig, und an dem fernhin sich schlängelnden Flusse wurden die Thürme eines Städtchens sichtbar. Um das Haus auf der An-höhe trat das Radelgebüsch zurück, und auf der sonnigen Halde hatte sich Raubholz, Buchen und Eichen, angeordnet. Ein paar mächtige Linden standen mit dreitem Schatten-dach gerade über dem Abgang vor dem Hause. Lisch und Wänte darunter, als der höchste Punkt des Gartens, der sich terrassenförmig, ohne viel Kunst, aber wohlgepflegt hinunter zog. Es war eine anmutig behagliche An-siedlung. Alles still umher, nur die Finken schlugen in den Zweigen, Vögel summten vorüber, und Schmetter-linge wogelten sich über den Waldblumen.

Herr! öffnete die ihm bekannte Gartenthür und trat ein. Niemand begegnete ihm. Auch das Haus schien nie ausgehört. Selbst das Gebrüll eines großen Hü-benches, der zu ihm heransprang, wurde kein mensch-liches Wesen sichtbar. Der alte bellende Jagdwalde, welchen Herr! noch bei Namen zu nennen wußte, schien das Haus zu bewachen, ließ sich aber durch Juras und Strickeln beschwichtigen. Er legte sich ruhig zu Füßen des Einblendlings nieder, der auf einem Steinpfad lag, nahm, um auszurufen.

Wald aber sprang der Wächter mit Geheiß wieder auf und stellte sich freudig wieder vor eine Stauerlinie, die sich leimwärts absteigte. Herr! folgte und sah ein junges Mädchen die Stufen darauf schreiten. Sie hatte den drei-ten Strohhut am Arme hängen, da die überhängenden Zweige Schatten gaben; in der Hand trug sie ein Hentel-lorchen mit Erdbeeren.

Herr! trat ein wenig zurück, um sie ganz heraus kom-men zu lassen. Er hatte Veronika erkannt, trotz der Ver-änderung, welche die Jahre ihr gebracht. Aus dem Kinde war eine schlanke Jungfrau geworden. Der Haß be-wunderte den Ausbruch ihrer Züge, die Anmut ihrer Bewegungen. Jetzt war sie oben, und Herr! hatte einen Scheit ihr entgegen, um sie zu begrüßen. Veronika fuhr ein wenig zusammen, ein lebhaftes Roth ergoß sich über

ihr Antlitz, aber sie lächelte ohne Verlegenheit, als sie ihn ersah. Denn auch er brauchte sich ihr nicht zu verstecken. „Herr Graf!“ sagte sie freundlich, aber gemessen, „Sie müssen verzeihen, daß Sie das Haus leer gefunden.“

Er unterbrach sie mit einer Entschuldigung, daß er trotzdem wiedergekommen. „Die alten Wege waren mir bekannt genug“, sagte er, „und ich pochte auf die Rechte der alten Freundschaft.“

Veronika verzog sich leicht. Es lag etwas kühl Ablehnendes in ihrer Bewegung. „Der Gutsherr ist auf seinem eigenen Grund und Boden“, sagte sie, und schritt voran nach dem Platz unter den Linden, welcher der Empfangsort für sommerliche Gäste zu sein schien. Der Graf hatte auf des Mädchens letzte Worte einen freundlichen Vorwurf auf den Lippen, die aber schnitt ihm die Rede ab. „Mein Vater ist mit den Leuten früh in Gesellschaft ausgegangen, die Wägen habe ich nach der Mühle und nach der Stadt geschickt, ich selbst benutze eine Stunde, dem Vater diese Erbschaft im Walde zu sammeln.“ Sie setzte das Korbchen auf den Tisch und lud den Gast ein, vor dem Aussichtspunkte Platz zu nehmen.

„Und Sie fürchten sich nicht, so lange Stunden in dem Waldhause allein zu bleiben?“ fragte Horst.

Veronika lächelte. „So wenig“, entgegnete sie, „daß ich selbst diesen meinen treuen Wächter entbehren könnte.“ Sie strichelte den Kopf des Hundes, der sich an ihre Seite schmiegte. „Ich lasse ihn dabei, wenn ich mich vom Hause entferne. Er ruft mich zurück, wenn meine Gegenwart nöthig ist.“

„Er hat Sie auch heute durch sein Bellen gerufen?“ fragte Horst.

„Gewiß. Und ich verstand ihn so gut, daß ich wußte, es sei ein Besuch da.“

Der Graf langte in das Korbchen und nahm einige Erdbeeren. „Sie erlauben?“ sagte er. „Nur gegen den Durst! Es ist ein heißer Tag!“

Veronika wollte ihm das Korbchen wegnehmen, ihm eine Schale Erdbeeren schmackhafter zurecht machen, er aber hat sie dringend, zu bleiben, und hielt den Helm auf der andern Seite fest. Bei dieser Bewegung kam der Kopf des Schwanes, ein Theil des Infants wurde über den Tisch gestreut, und vier Hände saßen mit Hekt zu, um die rollenden Beeren aufzufangen. Das Mädchen und der Gast lachten, und während Beide die Früchte wieder in ihr Verhältnis sammelten, klangen der ungesangene Ton vergangener Jahre in ihr Gespräch zurück.

Es lag nicht an Horst, daß die Unterhaltung bald wieder gemessener wurde. Veronika schien die Jünglingsliebe leichtesten Verkehrs, wie er einst zwischen ihr und dem Knaben bestanden, dem „Herrn Grafen“ durchaus nicht mehr zu machen. — Die Rede kam auch auf ihren Bruder, obgleich Beide es eher vermeiden wollten, die Unterhaltung auf Ludwig zu bringen. Dem Veronika wußte, daß der Graf seinen Verkehr mit ihm hatte, ihn vielleicht absichtlich gar nicht beachtete, während Horst sich in diesem Augenblick nicht ganz frei im Gewissen fühlte, sich von dem selbst in bevorzugten Kreisen geschätzten Mann entfernt gehalten zu haben. „Dieser Sommer soll noch ein sehr glücklicher für uns werden“, sagte Veronika. „Mein Bruder will seinen Urlaub in einem Besuche bei uns benutzen.“ Während Horst seine Freude darüber wortreich aussprach, dem Jünglingsleben auf diese Art in ungetrübtem Verkehr wieder näher zu treten, und seines Lobes voll war, während das lächelnde Veronika sehr einen, und — schwieg, indem sie dem Strebenden überließ, das Thema nach Belieben weiter auszuführen. Der Graf wurde etwas verlegen und suchte nach einer andern Wendung.

Ein kleiner blauer Waldschmetterling flog über dem duftenden Erdbeererdboden hin und her. „Ei!“ rief Horst, „verzeihen Sie die Kunst noch, diese leichtfertigen Wesen zum Geforschen zu bringen!“

„Nicht mit jedem gelingt es“, sagte sie, indem sie die Hand ausstreckte. „Kommt, kommt, sei artig!“ — Und der blaue Schmetterling flatterte wie prüfend eine Weile darüber hin, um sich dann, die Flügel heftend und senkend, auf ihrem Zeigefinger niederzulassen. Er blieb sitzen, auch als sie die Hand an sich zog, um ihn näher zu betrachten.

„Reizend! Reizend! So müßten Sie gemalt werden!“ rief der Graf.

Veronika erhob sich schnell, indem sie ihren kleinen Waldschmetterling in die Luft warf. „Sie verzeihen, Herr Graf“, sagte sie, „daß ich nun meinen Pflichten nachgehe. Ich habe zu Mittag fünf Männer mit gutem Appetit satt zu machen, und sörgerte zu lange mit den Vorbereitungen.“

Der Gast wuschelte den Aufbruch hinzuzögern. „Ich habe mich noch nicht bedankt für den schönen Blumenstrauß, den Sie uns sandten.“

„Es war auf meines Vaters Wunsch, daß ich der Gräfin die Blumen schicke“, unterbrach sie ihn. „Ich für meinen Theil würde diese Annäherung nicht gewagt haben. Daß ich meinem Vater eine Bestellung von Ihnen ausdrückt.“

Der Graf verstand, daß er seinen Abschied für heute habe, und empfahl sich. Er ging sehr ungerne. Hier

war plötzlich Unterhaltung in seiner Einsamkeit, die angenehme und ausbreitende, und nun sollte ihm diese gleich anfangs so schnell zugehauen werden! Er wendete sich auf dem Rückwege noch ein paar Mal um, und als er den Wald nach dem Hause verlor, hing er vergnügt pfeifend den Pfad hinauf. — Er erzählte dem Dämon nicht, wo er gewesen war. Auch an den nächsten Tagen nicht. Er ließ ihnen die Bemerkung unbeantwortet, daß er jetzt kein seinen Geschäftswegen ausfallend hitziger zurückkehrte. Und er mußte des Morgens, er mußte Nachmittags, er mußte zuweilen sogar Abends in Geschäften sein, er machte sich, wie die Kante meinte, mehr Arbeit als nöthig sei, und nehmte sich seine Pflichten als Majorats-herr wirklich recht zu Herzen.

Veronika wußte stets voraus, daß der Graf in einigen Minuten das Forsthaus betreten werde. Denn Wächter (so hieß ihr alter, vierfüßiger Freund) sprang ihm stets bellend entgegen, er schien die Annäherung des Gastes zu mittern, und eilte, ihm den ersten Gruß zu bringen. Nicht so freudig gestimmt war seine Herrin. Daß der Graf nur um ihrwillen das Haus so häufig besuchte, konnte ihr nicht verborgen bleiben. Mit ihrem Vater hatte er wenig Verkehr. Diese Besuche aber, weil entfernt ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, waren ihr peinlich. Denn der einselige Augenverleher war nicht in alter Weise fortzugehen, und die leichte Art, in der der junge Gutsherr auf alle Freundschaftsrechte pochte, hatte für sie etwas Verlesendes. Sie war nichts weniger als das blinde Hörstörchen, das vor dem Auge des schönen Grafen hinfamelt; sie war eine stolze Natur, kräftig, gesund und von einer gewissen großartigen Anlage. Sie wollte den Unterschied zwischen seiner und ihrer Familie, der bisher so streng gewahrt worden, auch in Bezug auf sich selbst gewahrt wissen, und sie hatte andererseits Selbstgefühl genug, um für ihre geistige Unabhängigkeit unbedingten Anspruch von ihm zu verlangen.

Dieser Stolz und dieses Selbstbewußtsein gehörte ihrer ganzen Familie an. Es war eine Familie in aufsteigender Linie und Entwicklung. Noch der Vater des Försters war aus kleinen bauerlichen Verhältnissen herausgekommen, hatte sich durch rastlose Thätigkeit Besitz und Vermögen erworben, und sich auf geistigem Gebiete umzuwenden versucht. In dem Gefühl, daß es mit seinem Hause vorwärts müsse, ließ er zwei Söhne studieren, den dritten das Forstfach lernen, gab er seine Töchter in eine städtische Schule zur Erziehung. Er erlebte, daß sein ältester Sohn ein Pörmann erbieth, und der zweite sich in der Stadt als Arzt niederließ, er zog endlich auf seine alten Tage zu seinem dritten Sohne, dem Förster Markwart, in dessen Hause er vor einigen Jahren starb. — Veronika hatte ihre Erziehung in dem Hause des Doktor Markwart erhalten, unweit von ihrem väterlichen Wohnort. Das Städtchen war eins von den kleinsten, und genoß alle Vortheile des Schienennetzes, der es mit der Welt in raschem Verkehr setzte. Schöne gotische Kirchen und andere Bauten, die landschaftliche Umgebung luden im Sommer manchen Reisenden herbei.

Während das Haus des Försters früh verwaiste, und Veronika als einziges Kind zurückblieb, denn ihr Bruder, viel älter als sie, verließ daselbe und die Gegend, da sie kaum zehn Jahre zählte, war in dem Hause des Doktor Markwart ein um so bewegterer Familienkreis. Hernachwuchsende hübsche Töchter, die Söhne für Studium und praktische Thätigkeit bestimmt, die Mutter eine frische, geistig gewachte Frau, mildelebens und anregend, der Doktor, trotz großer praktischer Verdienste, doch im Hause wie im äußeren Leben alle Interessen theilend. In diesem froh bewegten und geistig freiesten Kreise hatte sich auch Veronika entwickelt, und war ihm nahe genug geblieben, um den verwandtschaftlichen Verkehr niemals, selbst im Winter nicht, zu unterbrechen. Sie war eine ernsthafte Natur, als die Glieder des Familienkreises in der Stadt. Doch schuf ihr das mehr innerlich bewegte, äußerlich ruhigere Wesen nur um so mehr Liebe und Achtung, und ihre Aufnahmehaltung, ihre Abhängigkeit an das heimathliche Waldhaus, ihr Verhältniß der Natur, die sie von Kindheit auf kannte, umgab sie in den Augen ihrer Verwandten mit einem gewissen poetischen Sonnenschein, der eine gesteigerte Anziehungskraft übte.

Gleichwohl gab sich Veronika mit Freude an ihrer Pflichterfüllung den Geschäften der Wirklichkeit hin. Es war kein kleiner Hausstand, und das Haus selbst geräumig genug, um auch wohl noch einen Zuwachs von Besuch zu beherbergen. Veronika war die erklärte Herrin des Hauses, selbst der Vater hatte für seine nur eben zwanzigjährige Tochter so viel Achtung, daß er sie wahlen ließ und in ihren Einrichtungen nicht störte. Sie war ein guter Geist, seine höchste Lebensfreude, selbst wenn er es nicht liebte, den väterlichen, welchen Vater zu spielen. Und Beide, Vater und Tochter, vereinigten sich in ihrem Stolz, in ihrer Verehrung für den abwesenden Sohn und Bruder, für Ludwig, welchen Beide als den glänzendsten Vertreter ihres Hauses betrachteten.

Eben war ein Brief von dem „Herrn Forstwart“ — wie der Alte ihn gern mit Genußnahme nannte — angekommen, worin dieser seinen Besuch nun bestimmt in an-

wenigen Wochen festlegte. Veronika hatte den Brief noch einmal vorgelesen, ihr Herz klopfte vor Freude, sie eilte auf den Vater zu, um ihm einen herzlichsten Gruß zu geben. Der Alte ließ es sich nicht gelegen, klopfte sich ein kurzes Pfeifchen und sagte, seine Bewegung unterdrückend: „Na gut — gut! Wenn wir ihn nur erst haben, dann —“

(Fortsetzung folgt.)

Dogunil Dawson.

Schizze zu einer Studie

von

A. Wels.

(Eingel. d. Red. d. Z. 1883)

Vor länger als zwanzig Jahren sagte mir Friedrich Schiller, mit dem ich eines Abends aus dem Theater der Vorstadt St. Martin kam, wo wir ein schauervolles Melodrama: „Die Dame von St. Tropez“ gesehen hatten:

„Sie mögen kein Talent in Ihrem Deutschland haben — einen Friedrich Schiller haben Sie doch nicht.“

Ich kann nach, mit wem ich auf unsern deutschen Bühnen wohl den genialen Künstler vergleichen könnte, dessen Spiel mich jenen bis ins Mark erschüttert hatte: — ich fand Niemanden; — nein, Niemand konnte sich mit diesen Helden der parter Boulevard, wenn auch nur annähernd, messen!

Einige Monate später schrieb ich von Hamburg an Schiller: Wir haben doch einen Schiller, lieber Freund, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der zweite dem Herrn in zehn Jahren um kein Haarbreit nachsehen wird. Ich habe ihn jochen in „Die Hugenotten“ gesehen; — er war prächtig schön; — ich finde sogar eine Ähnlichkeit zwischen seinem und Schillers Spiel; wie ferner, macht auch er roth auf schwarz; aber ich weiß nicht, ob ich mich rühme — es kam mir manchmal, als wenn ich inmitten des höchsten Naturgenusses wie leise Anklänge nach Idealisation wahrgenommen hätte! — Sollte dieser Mensch (Dawson ist sein Name und er ist ein Pole) der Größte des Theaters und des Festen des Volkes und des Nicht-menschlichen werden — der Parallelen, welcher Ideal und Wahrheit in maßvoller Vertheilung auf die Bühne bringt? Leider fürchte ich, daß die Gegenüberstellung, mit der ich aus dem Theater komme, mich zu weit führt; aber so viel traue ich jedoch meinem Urtheile zu, behaupten zu können, daß der Stoff — der Jung — in diesem Manne liegt, ein großer — ein außerordentlicher Künstler zu werden, wenn er Kraft und Energie genug besitzt, den Bühnen seine mächtige Individualität zu imponieren und sich nicht von ihnen und ihrem unheilvollen Schicksal abhaken zu lassen! ... A propos: dieser Mann an herbes hat es erst in Folge von mancherlei Provokationen überhaupt dahin gebracht, hier zu reisen zu können; — eine mobilistische und wohlwollende Theaterdirektion von Stettin — (eine Stadt in Pommern, wo ein ungeheures Geschick in gelassenen Dingen und Karikaturgenie gemacht wird und wo auf drei Menschen zwei preussische Offiziere kommen) hat ihm rundweg ein Theatervorrecht!

Ich verließ Deutschlad bald darauf und während einer Anzahl von Jahren blieb mir Alles, was sich auf die deutsche Bühne, ihre Entwicklung und ihren Fortschritt bezog, fremd! — Ich glaube, es war im Jahre 1883 oder 1884, als ich im Schweizerhofe in Burgos ein ganzes Ballet der neuen Zeitungen fand und die zwar schon sehr gealterten Reigen aus Deutschland mit einem Verhängen zu verdingen begann, den nur der zu begreifen fähig ist, der lange Zeit nichts aus der Heimat gehört hat. — In meinem Tagebuche finde ich ein aus jener Zeit (es war „die Presse“) ausgedrucktes Theaterrezept, welches ich dem Vetter mittheilen will. Da der Künstler mit seinem vollen Namen — Dr. Ludwig — zeichnete, hielt ich die Kritik wenigstens für gewissenhaft, und stieß das Blatt ein, um mich ein anderes Mal desselben als Waage gegen meinen eigenen Enthusiasmus zu bedienen. Es lautete:

„Die Palme des Falschdingerreichtes hat die Josephstadt davongetragen. Fast hätte jedoch das Hoftheater ihr den Sieg mit dem Schallpfeifen Richard III. freitig gemacht. Wenigstens gab sich Dawson, der Darsteller der Haupt- und Titelrolle, alle Mühe, den Ansprüchen der Zeit und den Anforderungen des Kammersals möglichst Vorzudruck zu leisten. Und wenn er weniger Hingabe im Publikum erregte, als seine Darstellungsweise zu erzielen geeignet war, so liegt das wohl in dem Umstande, den die Zuhörerlichkeit aus hergebrachter Gewöhnung vor der Würde der tragischen Schaubühne stets bewacht, begründet. Wir haben nicht viel glückliche Richard III. gesehen, und wenn wir Moritz Koll in seiner guten Zeit ansahen, Reinen, der das riesige Gebilde des Ungeheures in seinen kühnen Umritten ohne Verletzung zu geben wußte. Aber etwas so durchwegs Unvergleichliches, Unvergleichliches und Unvergleichliches, wie Dawson es zu Moritz brachte, ist uns nicht leicht zu begnügen.“

Welche Meinung bekommen die vielen Leser, welche Dawson in der Rolle, die fast keine gelangende zu nennen ist, gesehen haben, von bewährter Kritik, wenn der Kritiker des bedeutendsten Journals, der bedeutendsten der deutschen Hauptstädte, so etwas schreibt und als reifschaffener Mann mit seinem Namen unterschreibt?

Man Dawson überhaupt zu verstehen und den Ariadne-faden in den zwar prächtigen, aber oft in schauerlichen

des Dunkel gehalten Göttingen jenes Genies zu finden, muß man einige Details über sein Leben kennen. — Am 15. Mai 1818 in Warkau als Sohn hochst unbedeutender Eltern geboren, — in einem Lande, wo es zu jener Zeit kaum genügende Schulen für Weiber gab, mußte seine Erziehung gänzlich vernachlässigt werden. Polnische Juden kennen kein höheres Ideal für ihre Kinder, als einen tüchtigen — besonders einen vermögenden Geschäftsmann aus ihnen zu machen. Der Knabe, welcher nur ein paar Jahre lang die untersten Klassen des Gymnasiums besuchte, erwarb bald ein einziges Talent — eine ausgezeichnet schöne Handschrift; und als in seinem zwölften Jahre der Kampf um die materielle Existenz des Lebens für ihn begann, war es dieses kalligraphische Talent, welches ihm die Wege des Selbstverdienstes öffnete. — Höchst eigenthümlich ist es, daß auf dieselbe Weise Alexander Dumas seine Karriere begann, der — nachdem er Wildschütz in den Forsten des Herzogs von Orleans gewesen, Schreiber in seinem Bureau ward und das nicht allein die Handschriften Danton's und Tumas' sah, sondern auch in den Charakteren und Tugenden, ja sogar im Genie dieser beiden Männer eine merkwürdige Ähnlichkeit sich finden läßt. — Als Abschreiber bei einem Sequenator — ein Post, das man Gott sei Dank nur in Polen kennt, trat Dumas in das Leben ein; — er verdiente nur einige Groschen täglich und

suchte sein kärgliches Einkommen mit Kopien von Bildern und Ausschmückungen zu vermehren. — Von hier — erzählt er humoristisch — ging er zur Literatur über, d. h. er ward Kopist bei der Warschauer Zeitung, in welcher Stellung er fünf Jahre verblieb. — Diese fünf Jahre hatten infolge einer großen Bedeutung für ihn, als er deutsch und französisch lernte, wobei der Redakteur, ein Herr Krupski, ihm äußerst behilflich war, da er wohl vielleicht berechnete, daß sein Kopist ein billigerer Uebersetzer sein würde als Andere. Während dieser Zeit soll auch der große Tag, wo jene unsichtbare Stimme, die schon so Viele getödtet, ihm Worte in's Ohr flüsterte, die sein Herz zum Schwellen brachten, seinen Geist verwirrten und jene Worte auf seine Lippen führten, wie dem jungen Correggio ähnliche vor einem Guido Renard's entströmten: auch so sumo . . . artista! Das Theater, zu dem er sich von Zeit zu Zeit Eintritt zu verschaffen suchte, übte auf ihn einen verführerischen Reiz aus, dem so gar Viele schon unterlegen sind und dem auch er sich widerstandslos hingab. Er verließ seine Stellung, besuchte die warschauer Theaterschule — debütierte 1837 — und wurde mit fünfzehn Thalern monatlich engagirt! — wovon er während der Zeit seines Theaterstudiums gelebt und wie oft er wöchentlich gegessen, hat Niemand je erfahren.

Ein Abchnitt dieses außerordentlichen Lebens war

jemal beendet! Entbehrungen und wieder Entbehrungen waren das Stigma desselben und aus diesen entsprossend eine Energie und Widerstandskraft, die da ohne sie sich wohl nie in ihm ausgebildet hätten. Der neunzehnjährige Knabe hat das Bewußtsein, seit seinem sieben Jahren sich selbst ernährt zu haben; — er hat sich eine Erziehung gegeben, um die ihn viele Edelknechte seines Vandes hätten beneiden können — er hat eine Karriere, die schon Viele zur Ruhmtheit und zum Reichthum gebracht hat; . . . und das Alles verdankt er sich — sich allein! Welch eine Kraft liegt in diesem Selbstbewußtsein!

Nach einem Jahre verläßt er die warschauer Bühne — spielt in Wilna fast alle Rollen des Repertoires — sowohl „Homo“, als den „Vater der Debutanten“, und wird endlich in Lemberg mit verhältnismäßig guter Gage als jugendlicher Liebhaber engagirt. Hier lernte er seine ersten Triumphe; — denn er geht dem Publikum schon bei seinem ersten Auftreten; — und hier ist es auch, wo Fortuna sich ihn für immer als Günstling erweist. Graf Starobelski übernimmt die Direction des lemberger Theaters und entdeckt mit scharfem Kennenauge das sich entfaltende Genie Dumas'; — er begünstigt ihn, wo er es nur irgend vermag, erkennt ihn zum Regisseur — gibt ihm die Mittel, eine Kunstreise nach Wien, Dresden, München, Berlin und Paris zu machen, und kräftigt ihn in seinem tollkühnen



Das Theaterhaus von Warschau (Departement Courte und Polce). (Z. 790.)

Vorhaben . . . ein deutscher Schauspieler zu werden. — Man ist lange Zeit diesen wirklich fabelhaft unternehmen den Entschluß zu begreifen unläuglich gewesen; — ein junger Mensch, der in seinem fünfzehnten Jahre kaum ein Duzend deutscher Worte kannte, wußte sich in seinem dreißigjährigen zum Tolmetzen eines Schiller, eines Goethe, eines Keating in deren Mutterzunge auf! — Es war so unmöglich, daß man lange Zeit daran zweifelte, und endlich, als das Jenseits nicht mehr möglich war, sich begnugte, mitleidig mit dem Kinde zu zucken. Dieser Entschluß war demnach außerordentlich der Begreifbarkeit der großen Menge, daß damals lange Zeit, für die das Genie stets . . . die nächste Station zur Arenaxialität bedeutet, seit behauptet: . . . es wäre nicht Alles richtig in Dumas's Oberflächlichkeit! — Wenn ich nicht irre, ist es sogar gedruckt worden!

Nur, um diesen Entschluß auszuführen — mit Erfolg auszuführen, gedachte noch mehr dazu, als die eigene Energie Dumas's, als seine hehre Liebe zu Shakespeares Kunst, als seine Begeisterung der deutschen Sprache und ihrer großen Dichter! — Er, welcher den phantastischen Träumen der Poeten seine Verkörperung lebte, wußte sich mehr als einmal fragen, ob sich ein Traum sich nicht in sein Hirn geschliffen — ob es denn nicht wahr wäre, das was keine Feinde sich in's Ohr raunten . . . daß er geisteskrank sei — an Großwahnsinnigen lebe . . .

Es war ja aber auch so unvorstellbar — so monströs unvorstellbar — ein Traum, wie nur die Hat-

schischer ihn so beständig träumen können! — Er, ein Schauspieler — ein Jude — in Polen! . . . und geliebt — innig, heißerzehrend geliebt, von einem Engel an Jugend, Schönheit und Geist — einer Christin — einer Gräfin . . . in Polen! . . . ein Schauspieler — ein Jude!

Toller Traum, aus dem er sich verzweifelt ankämpfen mußte, und der ihn stets von Neuem in seine Fesseln anknüpfte; — lange Zeit brauchte er, um an die Wirklichkeit seines Schicksals überhaupt zu glauben; — und als er es endlich glaubt, als er fühlt, daß jener fache, Seligkeit verheißende Traum ihm überall vor sich steht, — im Traum, im Traum — auf der Bühne und im Leben; — als er fühlt, daß auch er nicht, — nicht, wie er geliebt wird . . . innig, heiß, verzehrend, da . . . da umschwebt sich keine herrliche Natur auf's Prädikate; — so Andere im Rausche sammeln, wird er mühsam — umschwebt — amüßig zu leuchten, blüht sein Auge düster; — ein Mann ist über Nacht aus dem Jünglinge geworden; — ein Mann, der mit eigener Entschlossenheit die Worte spricht:

Nicht der polnische Schauspieler verdient ein solch' Glück — eine solche Liebe; — aber ein Künstler, wenn dem die Naturwelt eintrüben wird, der mächtig und begabt genug ist, um seine Individualität der Natur selbst anzuvertrauen; — und ein solcher will ich werden und nur dann — dann nur will ich an des Schicksals Hand das Himmelsglück ihrer Liebe annehmen!

Mit diesem Entschlusse und der in den Klängen seiner

Jugend gefühlten Willenskraft beginnt der zweite Abschnitt des Lebens Dumas's. — Am 9. August 1841 debütierte er mit Ulla auf dem deutschen Theater in Barmenfeld's Lustspiel: „Das letzte Abenteuer“ — und bis 1846 spielt er abwechselnd an beiden Theatern, in beiden Sprachen, und legt mit unüberwindbarem Fleiße die Basis zu seiner haarenreichen Willenskraft. — Man denke! — er lernte die Schude, in denen er spielte, ganz auswendig — alle Rollen, um die keine Reiter zu bestreiten!

Im Jahre 1846 führte er sich voll — er verließ Lemberg und die polnische Bühne für immer, um den Kampf um Deutschland aufzunehmen. Wie Cortez verbrannte er seine Schiffe hinter sich, und seiner Frau in Thüringen sagte er beim Abschiede: — Ich gebe auf gut Glück in die Welt. Wenn ich erziehe, was ich will — aber nur dann, so wie und hofe ich Glück!

Man weiß, daß ihn mehrere deutsche Bühnen abwickeln, und es war, Dank einer warmen Empfehlung Louis Schneider's, daß ihm vom Direktor Maurice erlaubt wurde, überhaupt die Breiter des Theatraltheaters zu betreten!

Jetzt beginnt der Eroberungszug des neuen Triumphanten! Er übertrifft, reißt hin — nimmt die Weltbühne des Publikums im Sturm! — Die Kritik ist streng und hart gegen ihn, ja sie streift an die Grenzen der schrecklichsten Ungerechtigkeit; — das Publikum läßt sich nicht beirren und verrät ihm Triumphe über Triumphe! — Schon im nächsten Jahre effectiert die sonstige Bühne

in Berlin ihren 1000 Thaler Klage und 3 Thaler Spielkomorant; — er schlägt aus, da er es wohl begreift, daß Berlin nicht der Ort ist, wo ein Genie, wie das seine, Spielraum zum Entfalten findet! Er blieb in Hamburg, aber sein Ruhm war schon über alle deutsche Bühnen verbreitet, und von allen größeren Bühnen kamen ihm Gastspielanfragen. — Er fühlte, daß er schon das war, was er erstrebte; er wußte, daß das Studium des Künstlers beendet sei, daß jetzt Alles Glück, Freude, Triumph sein würde, und wenn er auch allein in den Kampf zog, so waren die Vorbeurtheile, die er errungen, doch nur für die bestimmt, die ihn für ihrer würdig gehalten, als er unbekannt, namenlos in Venedig verweilte! Im Herbstjahre 1848 — während in Deutschland Alles gährte und brauste, jubelte er die Götter als Götter nach Hamburg, und wenn es je Leute gab, die den Untergang der Welt nicht bemerkt hätten, so waren es sicherlich die, welche trunken vor Liebe ihr Wandergeißel im Märchenreiche der Kunst aufgeschlagen hatten!

Im Herbst des nächstfolgenden Jahres betrat er zum ersten Male die Bretter des Hoftheaters und brachte in Wien eine wichtige Revolution hervor! — Doch das physiologische Stadium der Entwicklung von Davison's Genie endet hiermit, und in jedem Konversationslexikon kann der Leser finden, wie er in Wien engagiert ward, dort mit

dem „Herzgebrachten“ manchen harten Kampf auszufechten hatte, wie seine Gastspiele 1852 in Dresden und 1853 in München ganz Deutschland mit ihrem Ruf erfüllten. Im Jahre 1854 siedelte er ganz nach Dresden über, wo er am Hoftheater zehn Jahre blieb. Nach erfolgreichen Gastspielen in Wien und Berlin unternahm er jene verhängnisvolle Kunstreise nach Nordamerika, von wo er nach einiger Zeit mit einer reichen Ernte von Dollars, aber leider mit zerstörter Gesundheit heimkehrte. Doch Alles ist dem Leser sprechender bekannt!

Ein Schauspieler — ein Tragöde sein — hat der Leser wohl schon daran gedacht, was das zu bedeuten habe? — Sicher ist es, daß fast alle jene jungen Leute, die von der unwiderstehlichen Verführung, welche die Bühne ausübt, geblendet und hingekissen, sich Thakens Kunst weihen — oder vielmehr sich plump ihr in die Arme werfen, nicht den ernstesten Begriff haben von der wirklichen Bedeutung ihres Standes. — Darum ist die Wirklichkeit in der Darstellungskunst schon ein Ziel, mit welchem sich gar Viele begnügen müssen, wenn sie es erreicht haben, darum bleibt der größte Theil hinter der Wirklichkeit zurück, ein Anderer betrachtet den hohen und schönen Beruf einzig und allein als Probierdudel, und . . . man weiß es ja, daß ein Handwerk seinen Befriedigung gibt!

Schauspieler sein . . . begreift man? . . . den Träumen, die ein Schalkere und ein Sophist geträumt — ein Calveron, Racine, Molière oder Molière, Corneille, Goethe — ein Schiller, und Hunderte von großen Poeten, eine Form geben — diese Form in sich aufnehmen, sich nach dieser Form bilden — und plötzlich als Spartaner dastehen, leben, leiden, handeln und sterben, nachdem man gestern ein Franzose aus Hofe des Königs gewesen und morgen eines jener kämmerleibenden, zweifelhaftesten Nebenbuhler des unerreichten Briten sein wird. — Heute allen Erdmühen, alle menschliche Wünsche in sich verbergen, und morgen alles Schliche, Niedere, Gemeine! — Sich für einige Stunden in ein andrer Jahrtausend hineinleben, ein Bürger der Zeiten, die verflohen sind, sein, und dann wieder die Gegenwart mit photographischer Treue in sich selbst schauen; . . . kein Gesicht sein eigen nennen — kein Wort — keinen Gedanken! — — — Alasenaufgabe! —

Und dennoch in dieß der kleinste Theil seines fast übermenschlichen Kräfte erfordernden Berufes, wenn das Publikum erst sein Verdict fällt und erklärt hat, er sei ein großer Schauspieler!

Ein großer Schauspieler steht unter allen Sterblichen dem großen Dichter am nächsten; — der Raum zwischen Corneille und Racine kann nur einem Talma gehören! — Aber die Aufgabe des Schauspielers ist bei Weitem schwerer



Technische Bestände des Theaterinstruments von Eisen. (2. 189.)

als die des Dichters! Das dem Hirne des Poeten entsprossene Gebilde ist vollendet — lebt; — es ist eine That, die geschehen! Wenn es ihm beliebt, kann er sie vergessen; auf keinen Fall jedoch kümmert er sich um die fernere Ausbildung desselben, was sein Geist einst erschaffen. Nicht so der Schauspieler! Nachdem er dem Hingebildeten des Dichters einen Platz in seinem Geiste — ja oft in seinem ganzen Sein eingeräumt hat, ist es seine Aufgabe, sein Lebenlang an der Vollendung — an der Vervollkommenheit desselben zu arbeiten. — Gedanken, Worte, Bewegungen, Thaten und Erscheinungen sind ihm gegeben; — er muß Alles dieß slavisch treu in sich aufnehmen, in sich verbergen — es wiedergeben, wie es der Dichter gewollt — vorgezeichnet . . . und dennoch muß er frei sein — er selbst sein, die Schwingungen des Geistes eines Andern zu lebenden Menschen machen, die hoch und hehr durch das Leben schreiten, und die Brust dessen, der sie erblickt, mit demselben Schauer, mit derselben Freude erfüllen, wie die des letzten der Zuhörer! . . . Während der Stunden, in welchen Davison den Hamlet, den Lear, den Richard spielt, ist er fast immer ein ebenso großes Genie wie Schalkere — ja manchmal ist er größer!

Wahrlich! ein großer Schauspieler sein ist eine große Aufgabe! Und dennoch — wer könnte es wohl? gibt es nur zwei Arten zu spielen, zwei Formen, in denen jedes darstellende Talent sich hineinzulegen muß — zwei Räume, von denen er einen zu wählen und es in all seinen Weilen zu tragen hat — zwei Rollen, zu deren einer er schwören

muß! — Es gibt nur Idealisten und Naturalisten! — für Jene sind die Schöpfungen eines Vitruvius und Praxiteles die Richtschnur und der Leitstern; — für dieß ist es . . . der Mensch!

„Die Kunst soll nur veredeln, nur verschönern,“ ruft Jene — „die Kunst soll wahr sein,“ erwidern diese — „die schönste, vollendetste Statue ist doch nicht weiter als gewöhnlicher Marmor, der den Gedanken eines Menschen wiedergibt — der abgelenkteste Krüppel jedoch ist und bleibt ein Gedanke Gottes!“

Leider gibt es in diesen zwei Schulen der Darstellungskunst zu viele . . . fast nur Extremes! Statuen oder Krüppel! — Schauspieler, die mit tragischen Schritten einen Brief auf die Bühne bringen, und Andere, die ebenso wirksam, unedel auf den Brettern sind, wie im gewöhnlichen Leben.

Der Natur — der unangenehme Ruf Davison's ist, dem Ideale gegeben zu haben, was des Ideals ist, und dem Menschen, was des Menschen. Es ist ungewiss, ob das seiner ganzen Anlage nach Davison der naturalistische Schule angehören würde; — er war selbst zu sehr Mensch dazu; aber er hat es verstanden — und darin ist er unerreicht — seinem Range nach Wahrheit mit eigener Kraft Zustand zu geben, wenn die Wahrheit anfang, unklar zu werden, selbst trivial. Er hat die schönsten Bühnenerfolge zu verdanken, wenn sie sich einem gewissen Stadium des Naturalismus näherten, den er sich zum Geziel gemacht hatte nicht zu überschreiten. Und man

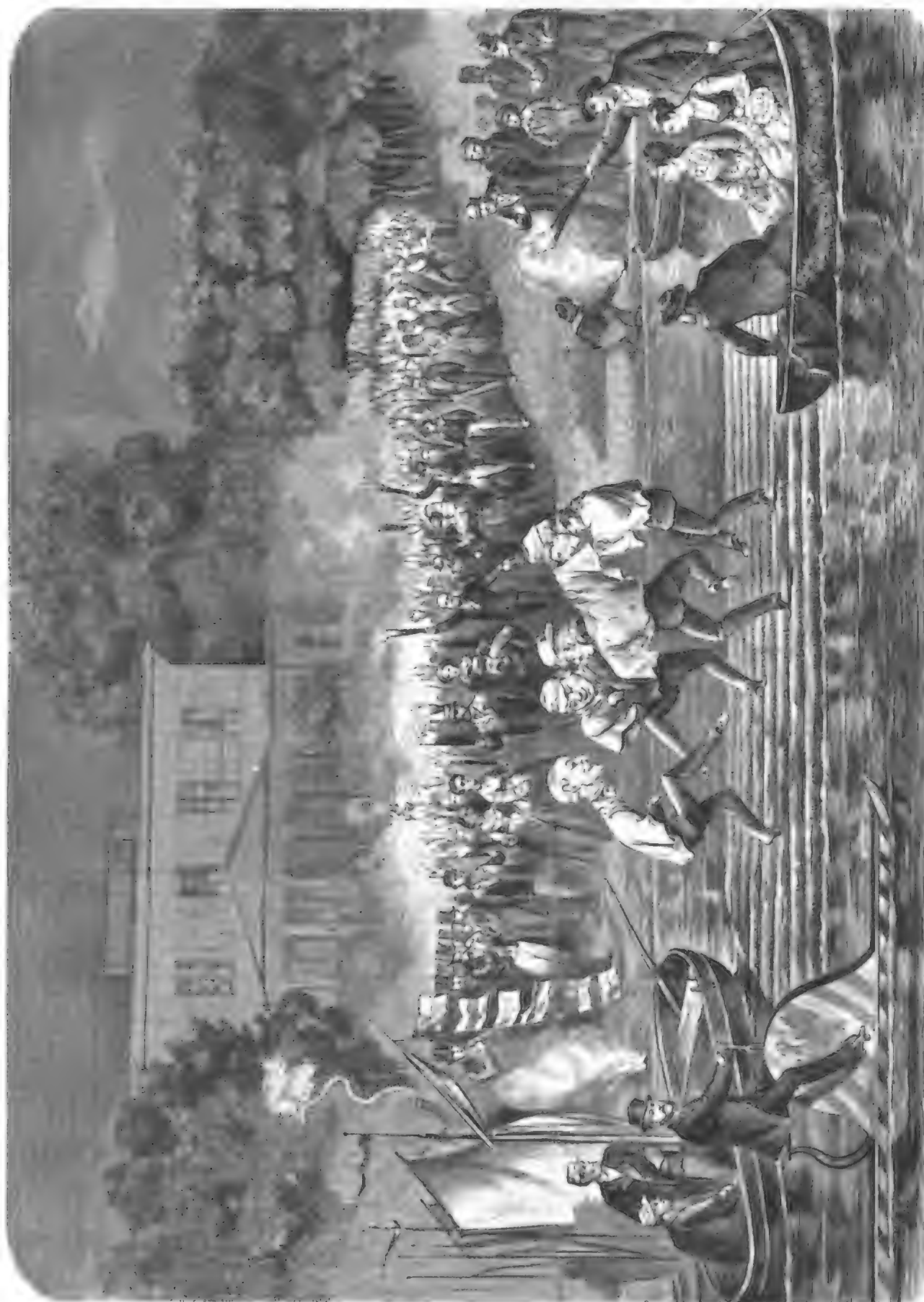
glaube nicht, daß dieses leicht sei — weder für den Schauspieler, noch für den Dichter! Frédéric Lemaitre, dem Davison am ähnlichsten ist, konnte fast nie der Verführung widerstehen, Mensch bis an die letzte Grenze des Parnassus zu sein!

Davison ist wie ein Meteor auf der deutschen Bühne erschienen; — er hat dem leidigen, dem drehenden Pathos den Todesstoß versetzt; — er war es, der es zuerst wagte, auf dem Theater . . . zu sprechen, — in Prosa und in Versen wie ein Mensch zu sprechen! Er bellamirte dem Publikum seine Leiden vor; — er litz, und den Lauten, die sich seiner Brust entwandten, hörte es wahrlich Niemand an, daß sie ein Dichter mühsam zusammengeleiert — ein Schauspieler unter Hypodermis auswendig gelernt! — Dacht ihr je den Marc-Anton reden hören, wenn Davison in Schalkere's Charakter auftrat? — Allen wäre es zu rathen gewesen — besonders ruhigen Volksoberleitern — zu hören, zu lernen, wie man in einer Versammlung spricht, wie man Menschen durch die Macht des Wortes zu bezwingen — hinzureißen fähig ist.

Dem bewundernswürdigen dresdener Publikum war es zehn Jahre lang gegeben, Davison neben seinem großen Rivalen Emil Devrient zu bewundern! Dieser der stärkste der Meister jener Schule, die wir die idealistische nannten — in jeder Bewegung die treue und kundenlang vor dem Spiegel einstudierte Kopie eines schönen Kunstwerkes; — Jener . . . ein Mensch — nichts weiter! . . . aber reich!



Ein Gemüthliches auf der pariser Boulevards. (S. 790.)



Zur Kaiserkrönung des kaiserlichen Regiments. Originalzeichnung von Berlin. (S. 793.)

Der Wunderdoktor.

Erzählung

von

Robert Schweißel.

(Schluß)



Dem Dorfe gegenüber auf der andern Seite der Brante öffnete sich jenes Thal, durch welches Pierre le Roux damals von seiner vergeblichen Genssagd heimgekehrt war. Andre hatte Madelaine gesagt, daß sie an dem Rande dieses mehr und mehr sich verengenden Thales die Kräuter am leichtesten finden würde. Aber Madelaine sah sie nicht; sie war zerstreut, und in ihrer Zerstreuung wanderte sie weiter und weiter, zu ihrer Rechten das Schloß in die Felsen eingeschnittene Thal, welches sie von den Matten und Senndüden trennte. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie Andre verlassen, welche Bewandniß es mit dem Ringe habe, und es bewogte ihr festhalten das Herz, daß ihn die Nachrich zu angestrichen hatte. Sie erinnerte sich wieder an seine gepreßte Stimme, mit der er ihr einst Blick zu ihrer Verbindung mit Richard gewünscht hatte, und wie bleich damals sein Gesicht gewesen war! Ein scharfer Wind strich von der Montblanc-Kette herüber, dennoch war es Madelaine so schön. Sie nahm ihr Aufbruch ab, um freier zu athmen.

Während ward sie bei Naxen gerufen, und wie sie aufschaute, stand Pierre le Roux vor ihr. Er hatte in einer von den wenigen Hütten, die zerstreut im Gebirge lagen, ein Versteck gesucht, und von dort war er jede Nacht mit seinem schatzgeordneten Gewehr nach Absondane hinausgeritten und hatte die Wohnung Madelaines umkreist, auf eine Gelegenheit wartend, sie zu treffen. Auch jetzt hatte er seine Augenpunkte bei sich, entschlossen, jeden niederzuschleichen, der ihn etwa zu greifen versuchen sollte. Er gefaßt sich selbst, daß seine Hoffnung eine Tölpelheit war, aber seine Leidenschaft für Madelaine war durch alle Hindernisse fast bis zum Wahnsinn gesteigert. Diese Leidenschaft blühte in einer so mühen Freude über das Zusammentreffen aus seinen grauen Augen, daß Madelaine vor Schreck blaß wurde.

„Was erschrickst?“ fragte er mit leidenschaftlich dumpfer Stimme. „Ich mein, wir kennen uns. Hast doch damals keine Angst gehabt vor dem Lugin, und bist zu ihm in's Haus gelaufen, trotz des Kirchenbanns. Ja, Du bist eine Feine, aber den Pierre le Roux fürst nicht hinter's Licht.“

Madelaine starrte ihn beläufig an und Pierre le Roux fuhr fort: „Ja, Du bist Fein; das hält' keine Dür' fertig gekocht, so fromm zu thun vor den Leuten und den Richard so an der Nase herumzuführen. Aber mit machst nichts vor. Ich kenne Dich, und der Lugin mag's Dir gelunnen angethan haben, ich bin doch ein anderer Reiz, wie der stöckbarte Hungerleider, und Du mußt mich besser leiden können. Komm, wir laßen sie Alle aus.“

Er sagte Madelaine mit eheinem Griff aus rechten Handgelenk und zog sie mit einem gepreßten Ruck zu sich. Madelaine warf einen entsetzten Blick um sich, allein das Thal lag zwischen ihr und den Senndüden, die überdies viel zu entfernt waren, um von ihrem Ruf erreicht zu werden, und dießmal war es die: nichts als in die schmale Wieße eingepreßte Felsen und steilanstiegenden Fichtenwald.

„Dast mich!“ strahlte sie sich jähend. „Ich versteh' Euch nicht. — O mein Gott, was hab' ich Euch denn gethan?“

„Du Narr!“ rief er mit tobenender Leidenschaft und sein Aßhem wehte sie heiß an. „Du weißt, daß ich Dich lieb hab'. Wir verstehen uns schon. Ich kann nicht faßlich sein und heucheln, wie Du. Was mich nicht toll; ich lieb' Dich bei allen Teufeln. Und Du bist viel zu schab' für den Richard. Zu mir gehörst und es soll Dich kein Anderer haben. Sticht Dir dein Geld in die Augen! Aber ich lieb' Dich, wie Keiner lieben kann, und das ist mehr werth, als alles Geld, und es soll Keine so glücklich sein, wie Dich der Pierre le Roux machi.“

Madelaine sagte verweisend um Hüfte, obgleich sie wußte, daß sie Niemand hören konnte.

„Was sagst?“ leuchtete er. „Komm! Sag' mir, daß Du mich liebst, und ich will Dich auf Händen tragen. Die Welt ist weit; man kann auch anderswo glücklich sein. Jetzt laß ich Dich nicht mehr und wenn der Otto selber dazwischen fuhrt.“

Er umschlang sie; sie aber stemmte ihre beiden Hände mit aller Kraft gegen seine Brust und lebte in Todesangst: „Ihr löst!“

Er lachte wie ein Betrübter. „Nichts wahr soll's sein!“ fragte er und ließ sie frei. „Ach, Madelaine!“ Er scharrte ihr bei Himmel und Hölle, bei der heiligen Jungfrau, gegen die er geschwört, und bei seiner Erlage:

seit, die er verwirrt habe, daß er sie liebt. Wenn er sie nicht liebt, wäre er gleich über die Grenze gegangen. Er erzählte, wie er Nachts immer wieder in das Dorf gekommen sei, um ihr vielleicht zu begegnen, und wie er Tags von den Bergen aus Absondane übernacht habe. Er sei ein schlechter Kerl, aber wenn sie ihn lieben wollte, könnte er gut sein. Erst jetzt wisse er durch sie, was Liebe sei.

Sie hörte seine wilden Schwüre mit Grausen, aber die Gefahr, in der sie schwebte, vertlich ihr einige Fassung. „Ihr wollt' gut sein, wenn ich Euch lieb!“ antwortete sie. „Ihr würdet's nicht, denn Ihr halt' mich für schlecht, und darum lebt Ihr mich auch nicht und wachtet mir nichts glauben.“

„Wenn eine arm ist, wie Du,“ rief er, „und hübsch ist, wie Du, dann ist's schon in der Ordnung, daß sie sich den Leuten anders zeigt, als sie ist. Ich bin arm wie Du, und da hast keinen Grund zu lägen, und mir war's auch besser im Leben gegangen, wenn ich nicht immer so grauob gewesen wär.“ Zum Teufel, ich kann nicht anders sein, wie ich bin. Was wenn ich sag', ich lieb' Dich, dann ist's so, und ich lieb' Dich, daß ich mir selbst vorkomme, als ob ich toll wär.“

Wieder wollte er seinen Arm um ihren Leib legen, doch sie entließte ihm und sogte mit rührender Klage: „Was hab' ich gethan, daß Ihr mich für faßlich und schlecht haltet? O Pierre le Roux, der liebe Gott, der meine Angst vor Euch sieht, der weiß, daß Ihr mich faßlich anlagt. Nie ist ein unwahrer Wort aus meinem Mund gekommen, und gebenedelt hab' ich nie gegen seine Seele. Meine Armuth ist mir nie zu schwer gewesen, und dem Richard sein Geld hat mir nicht in die Augen gebliesen. Ich könnt' auch jetzt nicht lägen gegen Euch, selbst wenn ich mich durch eine Lüg' loslaufen könnt' aus Eurer Gewalt.“

Pierre le Roux fühlte, daß sie die Wahrheit sprach. In dem Ton ihrer Stimme und in ihren Blicken lag wieder jene Gewalt, gegen die er immer angelämpft hatte, und erhol sich auch jetzt dagegen, indem er rief: „Es ist Alles eins. Ich hab' noch keine gekannt, die nicht faßlich gewesen wär, und es lümmelt mich nicht, wie Du bist. Ich bin Dein Narr gewesen, seit ich Dich kenn', daß ich hab' an nichts denken können, als an Dich, und jetzt wär' ich erst recht ein Narr, wenn ich mir die Augen auswischen ließ von Dir. Ich sag' Dir, es ist mir Alles eins.“

Mit glühenden Augen trat er auf sie zu. Sie aber sagte, einen Schritt zurückweichend: „Hört mich, Pierre le Roux, hört mich. Es hat Keiner gesehen, wie Ihr auf die Wälder Gottes geschossen habt, aber Eurer Schuld ist durch sie selbst offenbar geworden, daß Ihr Euch verfluchen müßt vor den Wesen. Durch Eure Schuld ist der Andre in den Abgrund gestürzt, aber sie hat ihre Hand über ihm gehalten, weil er unschuldig war. Sie wird mich schämen vor Euch, weil ich mein Leben nicht schlicht war, wie Ihr glaubt, und mein Unglück ward auf Euch fallen, daß Ihr keine ruhige Stund' mehr habt, weder im Wachen, noch im Schlafen. O Pierre le Roux, fuhr sie fort und faltete die Hände flehentlich gegen ihn, wie soll ich denn glauben, daß Ihr mich liebt, wenn Ihr mich elend machen wollt? Wenn Ihr mich lieb hättet, so würdet Ihr eher Euer Leben für mich lassen, als schlecht an mir sein.“

Er wollte zu ihrem Vertrauen häßlich laßen; allein er vermochte es nicht. Es war ihm, als ob ihn ein kalter Finger langsam über den Rücken fuhr, und mit wogender Brust rief er endlich: „Ich will nicht schlecht an Dir sein, wenn Du mich liebst, und ich will mein Leben für Dich lassen, aber lieb' mich!“

Die Leidenschaft, die er für sie im Herzen trug, brach wie eine Sturmflut hervor. Er wollte zudringens in's Dorf und sich dem Pfarrer stellen; er wollte jede Buße thun für seinen Frevel an dem Heiligenbilde; er wollte Alles über sich ergehen lassen, nur sollte ihm Madelaine ihre Liebe schenken.

„Ach, glaubt mir, Ihr thut mir leid,“ schüttelte sie auf seine Beschwörungen traurig den Kopf.

„Zum Teufel mit Deinem Mitleiden!“ schrie er wild auf. „Ich brauch' Dein Mitleiden nicht! Lieb' mich, Madelaine, lieb' mich! Herr des Himmels, was ist's denn so Greßes, was ich von Dir verlang'!“

„Ich kann nicht, Pierre le Roux!“ schüttelte sie.

„Du willst nicht!“ rief er dagegen.

„Ich kann nicht, selbst wenn ich wollt.“

„Gut,“ krachte er, „Du kannst nicht. Du willst nicht.“

Aber Du sollst auch dem Richard nicht beirathen. Ich hab's geschworen, daß Dich Keiner haben soll, außer mir.“

Wird zudringens fuhr er auf sein Gemüth von der Schulter. Sein ganzes Gesicht leuchtete und seine Augen waren blutig umflossen.

„Pierre,“ fuhr Madelaine mit einem Schrei des Entsetzens zurück. „Ihr wollt mich umbringen!“

Er antwortete nicht. Wie ein Wahnsinniger stierte er sie an, während er an seiner Stirne umhergingerte.

„O du heilige Mutter Gottes!“ rang Madelaine die Hände gen Himmel.

„Ja, Du mußt sterben!“ murmelte Pierre le Roux.

„Und muß ich denn sterben und habt Ihr kein Mitleid mit mir,“ rief sie in ihrer Todesangst. „So wartet noch, daß ich erst beten kann, und ich will Gott auch bitten, daß mein unschuldiges Blut nicht über Euch komme.“

Sie fiel auf ihre Kniee und sang laut an zu beten. Pierre le Roux ließ die Hände sinken und rief: „Sei still, sei still! Deine unschuldige Seele hat mehr Gewalt über mich, wie der Teufel.“

Er wandte sich ab und ging mit schlotternden Knieen in das Gebirge zurück.

Madelaine sank in sich zusammen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Es dauerte lange, bis sie sich soweit gefaßt hatte, daß sie sich erheben konnte, und so rasch sie vermochte, floß sie den furchtlichen Ort. Erst als sie von der Höhe des Dorfes ansah, wurde, mähte sie ihre bebende Hölle, und zugleich fiel ihr ein, daß sie noch gar keine Kräuter gesammelt hatte. Manchen schenen Blick hinter sich werfend, machte sie sich an ihr Gefaß. Pierre le Roux ließ sich jedoch nicht wieder sehen und allmählich sah sie sich sicher.

Ihre Kräuter erwarfen sich indeß nicht so willsam, als der Doktor von ihnen gehofft hatte, und während mehrerer Tage gab Andre's Zustand wieder größeren Beschränkungen Raum. Aber Madelaine und des Meisters Cossin's sorgsame Pflege trümpften im Verein mit der Ruhe des Doktors, welcher den weiten Weg nicht scheute und täglich heraußergeritten kam. Andre erregte seine Theilnahme, denn Richard hatte ihm auf den beiden Fahrten viel von seinem Patienten erzählt, und nun erfuhr er noch mehr von Meister Cossin. Was dieser von dessen Wissen erzählte, klang freilich wunderbarlich genug; indeß veranlaßte es ihn, selbst mit Andre darüber zu reden, als dieser sich mehr erholte hatte. Er war übertrüß von der Fülle der scharfen Beobachtungen, welche dessen mystisch-schabastischer Naturphilosophie zu Grunde lag, von den Geistesblitzen, die durch dieses Chaos leuchteten, von der Innigkeit, mit welcher sich hiezu Seelen in die Natur versenkt hatte. Stundenlang unterhielt er sich mit ihm über diese Gegenstände, auch brachte er ihm Schriften und Bücher, welche die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften in leicht faßlicher, doch gründlicher Weise behandelten.

Diese Gespräche und Bücher lösten manche Wunde von Andre's Augen, und blühende Hoffnungen erglöhten sich über viele Fragen, die bisher für ihn in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt gewesen waren. Wie trefflich kam es ihm jetzt zu statten, daß er sich als Gaisbusd' droben im Hochgebirge so wader mit Radeskneus und Gebirgspferd geplagt hatte, bis er der Buchstaben völlig Meister geworden. Die neuen Schätze, die ihm der Doktor zuführte, ließen ihn denn auch leicht den Verlust seiner Kalender vergessen. Um die verbrannte Sammlung seiner ausgepöppelten Thiere und Skelette that es ihm freilich leid, aber sie war ja wieder neu anzulegen. Wie glücklich ward er jetzt auf seinem langwierigen Schmerzenslager gewesen, da jeder Tag seinen Blick in das Reich der Natur bereicherte und erweiterte, wenn er Madelaine, die ihn liebte, wie er sie, hätte die Ereignisse nennen können. Seine fortschreitende Genesung freute ihn nicht. Sie rückte den Tag näher und näher, wo er das Haus der Wittve verlassen mußte, wo er scheiden mußte von Madelaine, deren geräuschlos liebevolle Sorge um ihn, deren Rüge und Anwesenheit ihn beseligten. Wie würde er es nur aushalten können, ihr liebes Gesicht nicht mehr zu sehen, ihre sanfte Stimme nicht mehr zu hören? Dann begann wieder jenes alte, einsame Leben. Freilich, er war jetzt kein Ausgestoßener mehr, und eines Tages theilte ihm Meister Cossin mit, daß die Gemeinde auf des Pfarrers Anregung beschlossen hätte, seine Hütte auf ihre Kosten neu und größer aufzubauen, und ihm überhaupt den erlöschenden Schaden zu vergüten; er hatte Bücher, die ihm bisher Unbeschäftigung erschlossen — aber diese Welt hatte keinen Mittelpunkt und es fehlte ihr in Madelaine die Sonne, welche Licht, Wärme, Leben ausstrahlte.

Auch Madelaine dachte bekommen an die Zeit, wo sie nicht mehr an Andre's Bett saß und die Kammer wieder unbewohnt stehen würde. Dahinter dämmerte der Tag, an welchem sie ihr Dorf gegen Richard einlösen mußte. Ihr Auge ruhte oft scharf auf ihrem übermüdeten Fingerring. Ihr Herz preßte sich dann wohl zusammen, aber sie rang ihr inneres Widerstreben und Jagen nieder. War denn Andre's Leben des Pfarrers nicht werth, den sie dafür zu zahlen sich erboten hatte? Konnte sie auch Richard nicht lieben, wie er es wohl verdiente, nicht lieben, wie sie dieses Gefühl kennen gelernt hatte, so sollte er doch immer Grund haben, sich in irgend welcher Beziehung über sie zu beklagen. Sie wollte ihm ein treues, rechtschaffenes, eheliches Weib sein.

Andre übertrüßte zuweilen, wenn sie bei ihm saß, die trüben Wälder, mit denen sie ihren Ring betrauerte, und es war ihm nicht schwer, zu errathen, was in ihr vorging. Es schwebte ihm dann wohl auf den Lippen, ihr zuzurufen: „Madelaine, ich weiß, daß Du mich liebst!“ Und warum sollte er ihr nicht gestehen, daß er in ihrem Herzen Bescheid wisse? fragte er sich häufiger und häu-

figer. Zwei Menschen wurden elend durch sein Schweißen, und auch Richard kaum glücklich. Madelaine hatte freilich ihr Wort gegeben, allem Befehl er nicht ein eben so großes Anrecht, glücklich zu sein, wie Richard! Es war ja auch in der Natur nicht anders. Tausend und aber tausend Kräfte gehen auf; sie haben Alle gleiches Recht zu leben, aber nur die Kräftigen bleiben Sieger in dem Wettkampf um Nahrung, Lust und Licht, und die Schwächeren müssen verkommen, welken, sterben. Warum sollte denn gerade er der Unterliegende sein, während ihm Madelaines Liebe paries: lebe! Leben, liegen, hier ja auch Madelaine glücklich machen.

Ja, er wollte sie Richard freilich machen; sie sollte wenigstens wissen, daß er sie liebe. Nochte sie dann entscheiden. Als sie eines Nachmittags mit einer Nahrung an seinem Bette saß, berührte er mit seiner Rechten, die er allein brauchen konnte, ihre Hand. Sie ließ die Hand ruhen und schaute ihn mit einem fragenden Lächeln an.

„Madelaine!“ sagte er leise und sie legte ihre Hand in die seine.

Vor innerer Bewegung konnte er nicht weiter sprechen. Seine leuchtenden Augen erfüllten sie mit einer eigenen Vollkommenheit voll Behag und Zufriedenheit. Die Sonne, welche im Westen stand, warf ihre Strahlen durch das Kammerfenster und wob um Madelaine einen goldenen Schein. Sie hatte keine Ahnung davon, wie lieblich sie in diesem Augenblick war.

„Madelaine,“ unterbrach er endlich das Schweigen, indem seine blassen Wangen sich lebhafter färbten. „Ich muß dir was sagen, aber du mußt nicht fortlaufen, wenn's dir auch nicht gefällt.“

„Sie blinnte ihn gespannt an, und er fuhr fort und hielt ihre Hand fester, als fürchte er dennoch, daß sie ihm entkäme.“ „Daß ich noch leb', das dank' ich dir, und um mir zu helfen, daß ich nicht umlän' draußen, hast du dich dem Richard Borne zugesagt.“

Sie senkte verzweifelt die Augen.

„Aber ich weiß, daß du ihn nicht lieb'st,“ rief Andre mit bebender Stimme. „Ich weiß, daß du einen Anderen liebst. Am Besten unserer lieben Frau von Abondance hab' ich's gehört, wie Du's dem Richard gesagt hast; da hab' ich von dir gehört, was ich schon lang' für dich im Herzen trug und was ich immer für dich fühlte werd', Madelaine!“

In der höchsten Verwirrung und zitternd saß sie da; aber die Angst, in der sie nicht aufpassen mochte, war eine unglücklich süße. Sie wollte Andree die Hand zurückgeben, doch er hielt sie fest und fuhr fort:

„Ja, Madelaine, ich hab' dich von Herzen lieb und ich laß's dir nimmermehr verzeihen, und geht, Madelaine, du hast mich auch lieb von Herzen. Es war Unrecht, daß ich forderte damals, aber ich komm' nicht vom Fleck, da du es warst. Hast' ich dich doch lieb schon so lang, o so lang!“

Ihr schlug das Herz, daß er es hören konnte.

„Madelaine!“ bot er.

Glühend wie eine dunkle Rose hob sie die Augen von ihrem Schooß zu ihm auf und starrte sie wieder. Er zog ihre Hand fest zu sich, während auch sein Herz gewaltig pochte, und wieder hob sie die Augen und lächelte, und dann brach sie in Thränen aus.

„O Madelaine, ich lieb' dich so sehr!“ küßte er. Sie glitt von ihrem Stuhl auf die Knie und barg ihr weinendes Gesicht auf dem Kante seines Bettes. Er lag still da mit wogender Brust, die Augen trübend zur Decke aufgeschlagen, und sein rechter Arm umschlang zärtlich Madelaines Kopf.

In dem Drang und Getöse seines Glückes merkte er nicht, daß Meister Coffin auf der Schwelle der Kammer sich zeigte. Der Alte stand auch kaum eine Sekunde dort, worauf er wieder in die Stube zurückging und sich mit seinem grämlichen, aber leuchtenden Lachen der Frau Garra gegenüberstehte, den Kopf schüttelte und aus seiner Hornboje eine Pfeife nahm. Frau Garra fragte ihn etwas verwundert, was er habe. Er nahm noch eine Pfeife, schüttelte wieder den Kopf und sagte:

„Ja, Frau Garra, ich hab's immer behauptet, auch gegen den Andre da drinnen in der Kammer, und ihr müßt's nicht für unglücklich annehmen, weil ihr auch dazu gehört. Ich hab's immer gesagt: auf ihre Art sind die Weiber alle. — Auf ihre Art, Frau Garra, auf ihre Art.“

„Wie kommt ihr denn darauf?“ fragte die Wittwe.

„De nun,“ antwortete der Alte und deutete mit dem Daumen nach der Kammer, „die Leut' haben immer gesagt, daß der Andre es Eurer Madelaine angethan hab', und ich mein', lust umgekehrt wird ein Schuh drauß.“

Frau Garra fuhr erschrocken auf. Meister Coffin hielt sie jedoch am Arm auf ihrem Stuhl fest und sagte so leise, als er es vermochte: „Es ist eure Heerei, und wenn sie der Herr Harter in den Bann thut, wird's wohl der eheliche sein. Das Unglück ist fertig.“

Er lachte, schaukelte und schüttelte den Kopf, während ihm Madelaines Mutter mit großen Augen ansah. Sie verstand noch immer nicht recht, was er meinte.

„Aber wie wißt ihr denn, daß die Madelaine —“

sagte sie endlich. „Ach leider, leider, das ist ein großes Unglück für sie.“

„Daß sie den Andre lieb hat?“ fragte der Alte. „Ja, wie so denn? Ich hab's freilich auch immer gesagt, daß es lust kein großes Glück ist, wenn sich zwei Menschen lieb haben, aber da ist doch weiter nichts zu machen, als daß der Herr Harter seinen Segen dazu gibt.“

Frau Garra wies diese Meinung sehr entschieden zurück. Sie hatte sich zwar mit Eugénie allmählig ausgesöhnt, und mit dem Glauben an seine Hauberkanten war auch der Verdacht gewichen, daß er an dem Tode ihres Charles schuld sei. Aber als Schwiegerohn war er ihr denn doch nicht genäh. Ihre Tochter habe Richard das Versprechen gegeben, ihn zu heiraten, bemerkte sie, und es sei von Eugénie schlecht und undankbar, daß er ihr von Liebe vorrede.

„Weß das Herz voll ist, des geht der Mund über,“ versetzte Meister Coffin. „Die Madelaine hält' auch was Besseres thun können, als sich dem Richard versprechen. Aber wo die Weiber die Nas' hineinstecken, da richten sie Unheil an.“

„Und hält' sie's nicht gelien,“ sagte die Mutter, „der Eugénie lag noch, wo ihn der Pierre le Roux hinuntergeschoben hat.“

„Und jaß daraus seht ihr,“ fiel Meister Coffin ein, dessen Logik sich heut' wie eine Wetterfahne drehte, „daß sie der Himmel selber für einander bestimmt hat.“

Frau Garra war der entgegengesetzten Ansicht und zählte, daß gerade Eugénie's Unglücksfall Madelaine bewegen hatte, ihre Hand Richard zuzufügen. Schließlich meinte sie, wenn auch dieses Hinderniß nicht wäre, so könnte aus der Sache mit Andre doch nichts werden, da er so arm sei wie Madelaine. Meister Coffin, dessen kleine, schwarze Augen bei ihrem Bericht hell gestrahlt hatten, räusperte sich und sagte: „So arm, wie ihr glaubt, ist der Eugénie wohl nicht. Ich will Euch was sagen, aber ihr müßt mir versprechen, reinen Mund zu halten. Es braucht nicht immer Alles an die große Glock' gehängt zu werden.“

Er erzählte der erstaunten Frau von dem Gelde, das ihm sein Vetter Andre Verlangen von Jahren aus Amerika geschickt habe und das dem Andre gehören sollte.

„Ach,“ rief Frau Garra, als er genäh, mit seufzenden Augen, „wenn das noch meine arme Schwester erlebt hält! Sie hat mir nimmer gesehen wollen, weshalb der Kofel auf einmal forgerungen war und aus der Heirat nichts werden sollte; aber geschworn hat mir's wohl, und ich hab' auch dem Grubelet seinen Pierre nimmer leiden mögen.“

Sie konnte sich nicht genug darüber verwundern, daß aus der Schlechtigkeit des Vaters die Mittel stammten, das Unrecht zu sühnen, das der Sohn an Andre begangen hatte, und sie hätte hundertmal gerufen, auch an ihrer Tochter. Aber sie wußte nicht, daß es Pierre le Roux gewesen, welcher eigentlich das üble Gerücht über Madelaine veranlaßt hatte, und auch sein letztes Zusammenstehen mit dieser war ihr unbekannt geblieben. Madelaine hatte es aus Neid mit dem Unglücklichen verschwieg.

„Ja, ja, es geht wunderbar in der Welt her,“ bemerkte Meister Coffin, und so hätte ihr auch nicht geglaubt, als ich den Andre zu Euch brachte, daß er noch mal Euer Schwiegerohn werden soll.“

„Ich glaub's auch noch nicht!“ versetzte Frau Garra; aber der Alte ließ sich damit nicht aus dem Feste kühlen, und auch das Versprechen wollte er nicht gelten lassen, das Madelaine am Richard band. Andre hatte einen bedenklichen Kavalier an ihm.

„Wenn der Richard die Madelaine liebt,“ wird er sie nicht unglücklich machen wollen,“ meinte er. „Also abgemacht.“ Damit schüttelte er der Frau Garra widerstrebende Hand und Rand auf. Es war Zeit, das Aze zu säulen.

Wie er Frau Garra, so tröstete auch Andre Madelaine, welche der Gedanke an Richard aus ihrem Glück aufgerissen hatte. Sie war aber nicht leicht zu beschwichtigen. Sie empfand es in ihrem Gewissen als ein Unrecht gegen Richard, ja, als einen Treubruch, daß sie Andre's Geländnis angehört und ihm ihre Glückseligkeit darüber verrathen hatte. Als Richard nach dem Abendgeld wie gewöhnlich sich einstellte, gebracht ihr der Ruch, ihm entgegen zu treten. Unglücklich klopfenden Herzens blieb sie bei Andre in der Kammer.

Hätte Richard nicht gewußt, daß Madelaine den Kranken liebte, so würde er bei seinem Vertrauen auf sie den Verkehr der beiden ruhig mit angesehen haben. Auch jetzt war er eigentlich nicht eifersüchtig auf Andre, aber es konnte ihm nicht einfallen, wie Madelaine immer nur an Andre dachte, immer nur um ihn sorgte, nur für ihn geschäftig war. Dürfte er auch ihres Besuchs sicher sein, so linderte dieß doch nicht seinen wachsenden Schmerz, daß er ihrem Herzen nichts war. Er machte sie nicht an ihr verführtes Wort und vernied Alles, was sie daran erinnern konnte; allein er bemerkte, wie ihr eigenes Herz stets auf der Nacht stand, und selbst in den unbefangenen Ausrufungen einen Bezug auf ihr Verhältniß zu ihm

herausfühlte, so daß sie plötzlich verstummte und nachdenklich wurde. Die Zeit, auf welche er anfänglich so viel gehofft hatte, wirkte gerade umgekehrt. Als er eines Tages aufsteht, daß Andre aus wohl bald würde das Bett verlassen können, vermochte Madelaine nicht, einen Seufzer zu unterdrücken. Er selbst wurde immer trüber und jeden Abend ging er mit einem kühleren Herzen heim.

Still und trübe lag er auch heute hinter dem Tisch, nachdem er Frau Garra einen guten Abend gewünscht hatte. Frau Garra, die sonst immer etwas zu reden und zu erzählen wußte, verhielt sich gleichfalls still. Sie hatte seinen Gruß nicht ohne Verlegenheit erwidert, und nun that ihr wieder die Einwilligung leid, die ihr Meister Coffin entlassen hatte. Für ihre Verhältnisse war die Geldsumme, welche Kofel dem Allen geschenkt hatte, allerdings bedeutend genug; allein Richard's staltigen Hof und sein wohlgeordnetes Hauswesen konnte sie nicht aufwiegen. Der Verlust sprach mächtig in seinen Gedanken, und sie selbst sah Madelaine auch nicht, so wie ja mit den Jahren selbst das heißste Herz kälter und kälter den Reichtum schätzte, meinte Frau Garra.

Richard unterbrach endlich das Schweigen, indem er nach Madelaine fragte. Frau Garra wies nach der Kammer. Er seufzte und auch sie seufzte. Es war doch gar zu viel von ihm verlangt, um Eugénie's willen der vorthelhaftesten Partie zu entsagen. Aber Madelaine hatte ihn lieb, und Frau Garra dachte an die Thränen und den Jammer und das Herzeleid ihrer Tochter, wenn sie sich von Eugénie lösen müßte. Sie dachte an ihre arme Schwester Babette, der das Herz getroffen, und welcher Madelaine in vielen Stücken ähnlich war. Sie dachte an ihre eigene Jugend und daß sie es trotz aller schweren Sorgen nimmer bereut hatte, ihren verstorbenen Mann geheiratet zu haben. Sie dachte an Frau Borne, die gar keinen Schritt gethan hatte, um das alte Verhältniß wiederherzustellen, und Madelaine war ja ihr einziges Kind. Wieder mußte sie seufzen.

„Es geht heut' wohl wieder schlechter mit dem Eugénie?“ nahm hierauf Richard das Wort.

„Wie so denn?“ fragte sie.

„Ich dachte nur so.“

„Na, gut geht's auch gerad' nicht,“ äußerte Frau Garra. „Der Doktor hat neulich gemeint, der Arm wird ihm wohl steif bleiben. Die Madelaine weiß es noch nicht. Sagt's ihr auch nicht. Am End' wird's auch besser, wie der Doktor glaubt.“

Er nicht, indem er schwerer als zuvor seufzte.

„Der Eugénie ist doch ein unglücklicher Mensch,“ fing Frau Garra nach einer Weile wieder an, indem sie schielte nach Richard hinüber. „Und die Madelaine ist auch nicht glücklich. Eure Schuld ist's nicht; ihr werdet sie auf den Händen tragen, das weiß ich; aber sie ist gar ein so einfältig Ding, die Madelaine.“

Sie atmete erleichtert auf. Deutlicher mochte sie nicht reden.

Richard hatte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in beide Hände gestützt. So starrte er in's Leere. Das Herz war ihm wie gedrückt und es ward ihm immer elender zu Muth, je länger er über die Worte der Frau Garra nachdachte. War es wirklich nicht seine Schuld, daß Madelaine sich unglücklich fühlte und was meinte die Mutter damit, daß auch der Eugénie ein unglücklicher Mensch war? Es bohrte und wühlte mit einem kampfenden Schmerz tiefer und tiefer in ihn hinein. Wunderbar, daß ihm nie eingefallen war, Andre könnte wohl auch seine Brant lieben, wie sie ihn. Es wurde ihm deutlich und deutlich, wie ein langsam näher kommendes Licht in der Finsterniß, daß die Mutter nichts Anderes gemeint habe, und diese Erkenntniß verzerrte ihm ein Gefühl, als wollte ihm das Gehirn den Schädel sprengen.

Frau Garra hatte unterdessen Feuer auf dem Herd angezündet und ging in Vorbereitung der Abendkost ab und zu. Sie stürzte Richard nicht in den schmerzigen Gedankensetzen seiner Erkenntniß. Er sann und sann. Endlich stand er auf, nahm seinen Hut und bot Frau Garra in der Küche gute Nacht. „Und der Madelaine“ — sagte er mit lebender Stimme hinzu und fluchte — „sagt der Madelaine, daß ich ihr Unglück nicht will. Den Ring soll sie behalten und zuweilen an mich denken, wenn sie glücklich — wenn sie glücklich ist mit dem Eugénie!“

Blutenden Herzens ging der arme Bursche hinaus in die dämmernde Nacht.

Madelaine wußte am Besten den Werth des Opfers zu erkennen, welches er ihr gebracht hatte, und seine Entsagung lag wie ein Schleier auf ihrer Glückseligkeit. Nur langsam sank er. Als Andre, aufjubilend bei der Nachricht, Madelaine an seine Brust zog, da hielt sie ihm Richard's Ring an dem Mund und er mußte ihn küssen.

Andre genas; aber sein linker Arm blieb steif und in dem ersten Meinen befiel er noch jahrelang eine große Schwäche. Seine Hülle wurde nicht wieder aufgebaut, und die Gemeinde war es gern zufrieden, ihm die Stelle sammt den paar mageren Redern abzulassen. Dafür erstand er von Alet's Welt ein schön Stück Land und einige Rüge, zu deren Aufnahme der Stall der Frau Garra erweitert werden mußte. Im Januar war die



Die große Hirtin. Bild eines Lammes von St. Peter.

Hochzeit und das ganze Dorf wohnte der Trauung bei. Lugrin war keines unheimlichen Charakters entleidet, denn an einem Menschen, der mit dem Otre im Bunde stand, hätte die Mutter Gottes nimmer ein Wunder gethan. Das war doch wohl so klar wie die Sonne, in der draußen

das Silbergeschmeide der Kitzapfen an den Brunnen, Dächern und Felsen, und die überdurchwirkten Scherengewänder des Tent du Widi und aller Höhen und Berge ringsum funkelten und blitzten, daß die Augen des Glanz kaum zu ertragen vermochten. Als das junge Ehepaar

aus der Kirche kam, da grüßte es ein lustiges Knallen von Flinten und Pistolen, daß das Thal davon wiederhallte und im Hochgebirge manche Lamine mit dumpfem Donner sich löste. Draußen der Winter, in den Herzen der Frühling.

Der Pfarrer und der Doktor nahmen an dem befehlenden Hochzeitsmahl, welches im Wirthshause ausgerichtet war, Theil, und auch in der Folge waren Beide häufige Gäste des jungen Paares, welches in dem Hause der Frau wohnen blieb. Der Doktor kam nie nach Abondance, ohne bei seinem „Kollegen“, wie er Andre scherzhaft

nannte, einzusprechen. Denn was Herr Petulant nicht durchsetzen vermocht, das hatte Andre's Berührung durch den Doktor erreicht; und wenn die Leute im Dorfe Zeit hatten, frant zu sein, dann ward der Stadtdoktor geholt. Aber dabei blieben sie, daß unsere liebe Frau von Abondance ein Wunder an Andre gethan, und sie tragen in dieser Ueber-

zeugung den Kopf höher, als die Morziner. Herr Petulant fügte sich nicht veranlaßt, ihnen diesen Glauben zu benehmen.

Sein körperlicher Zustand machte Andre zu schweren Arbeiten unfähig. Er mußte einen Knecht halten. Um so eifriger widmete er seine größere Muße seinen Büchern.

Wie man Toilette macht.

Originalzeichnungen von Th. Weber in Paris.

I.



Der Student nach einem Commere.



Das Rint.



Der Ravallreiz.



Am Girant.

Das Ausitzen von Menschen gab er allerdings auf; dafür bildete er sich unter der Anleitung des Doktors zu einem Thierarzt aus, der bald weit und breit im Gebiete gesucht ward. Bei der geistlichen Nüchternheit seines Geistes blieben jedoch naturphilosophische Spekulationen seine Lieblingsbeschäftigung, und er sprach nach wie vor gern darüber,

namentlich, wenn mit der Dämmerung Meister Goffin sich einstellte und vom Winters Licht angezündet wurde, oder bei der Wiederkehr des Frühlings über den vor der Handthür Eigenden Stern auf Stern am Himmel aufsunkelte. Wenn er seinen Zuhörern auseinanderlegte, wie in der Schöpfung Eins in's Andere griff und das All sich

aufbaute gleich einem mächtigen Baume mit Wurzel, Stamm und Aesten, dann glänzten seine großen, schwarzen Augen gleich denen eines Scherers, und Madelaine ließ dann ihre häusliche Arbeit sinken und auf ihrem bittlichen Gesichte malte sich eine heftige Bewunderung. Frau Garra richtete dabei gemächlich ein.

Richard überwand seine Liebe zu Madeline schwer; endlich entschloß er sich doch, dem Drängen seiner Mutter nachzugeben, und führte eine reiche Bauernochter heim, die eben so leichtgläubig war, wie er schwermüthig. Er hatte seine Ursache, seine Wahl zu bereuen.

Pierre le Roux blieb verschwunden. Später kam von den jungen Leuten, die sich an dem Feste unserer lieben Frau von Abundance für den Papst hatten anwerben lassen, die Kunde in die Heimat, daß er als Verteidiger des heiligen Vaters in Rom aufgetaucht sei. Man hielt ihn dort den rothen Teufel.

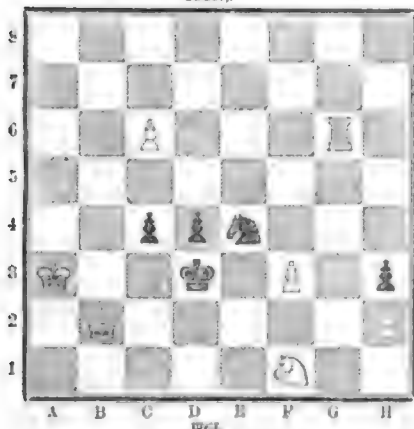
Schach.

(Abgebt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 16.

Von Herrn G. Thibault in La Rochelle.

Schwarz.



Wird nicht das weiße König nach E2 gezogen?

Auflösung der Aufgabe Nr. 15.

- 1) E. E. 1. — 2. ... 1) D. 3. — 2. ... 3) E. 4. — 3. ... 4) F. 5. — 4. ... 5) G. 6. — 5. ... 6) H. 7. — 6. ... 7) I. 8. — 7. ... 8) J. 9. — 8. ... 9) K. 10. — 9. ... 10) L. 11. — 10. ... 11) M. 12. — 11. ... 12) N. 13. — 12. ... 13) O. 14. — 13. ... 14) P. 15. — 14. ... 15) Q. 16. — 15. ... 16) R. 17. — 16. ... 17) S. 18. — 17. ... 18) T. 19. — 18. ... 19) U. 20. — 19. ... 20) V. 21. — 20. ... 21) W. 22. — 21. ... 22) X. 23. — 22. ... 23) Y. 24. — 23. ... 24) Z. 25. — 24. ... 25) A. 26. — 25. ... 26) B. 27. — 26. ... 27) C. 28. — 27. ... 28) D. 29. — 28. ... 29) E. 30. — 29. ... 30) F. 31. — 30. ... 31) G. 32. — 31. ... 32) H. 33. — 32. ... 33) I. 34. — 33. ... 34) J. 35. — 34. ... 35) K. 36. — 35. ... 36) L. 37. — 36. ... 37) M. 38. — 37. ... 38) N. 39. — 38. ... 39) O. 40. — 39. ... 40) P. 41. — 40. ... 41) Q. 42. — 41. ... 42) R. 43. — 42. ... 43) S. 44. — 43. ... 44) T. 45. — 44. ... 45) U. 46. — 45. ... 46) V. 47. — 46. ... 47) W. 48. — 47. ... 48) X. 49. — 48. ... 49) Y. 50. — 49. ... 50) Z. 51. — 50. ... 51) A. 52. — 51. ... 52) B. 53. — 52. ... 53) C. 54. — 53. ... 54) D. 55. — 54. ... 55) E. 56. — 55. ... 56) F. 57. — 56. ... 57) G. 58. — 57. ... 58) H. 59. — 58. ... 59) I. 60. — 59. ... 60) J. 61. — 60. ... 61) K. 62. — 61. ... 62) L. 63. — 62. ... 63) M. 64. — 63. ... 64) N. 65. — 64. ... 65) O. 66. — 65. ... 66) P. 67. — 66. ... 67) Q. 68. — 67. ... 68) R. 69. — 68. ... 69) S. 70. — 69. ... 70) T. 71. — 70. ... 71) U. 72. — 71. ... 72) V. 73. — 72. ... 73) W. 74. — 73. ... 74) X. 75. — 74. ... 75) Y. 76. — 75. ... 76) Z. 77. — 76. ... 77) A. 78. — 77. ... 78) B. 79. — 78. ... 79) C. 80. — 79. ... 80) D. 81. — 80. ... 81) E. 82. — 81. ... 82) F. 83. — 82. ... 83) G. 84. — 83. ... 84) H. 85. — 84. ... 85) I. 86. — 85. ... 86) J. 87. — 86. ... 87) K. 88. — 87. ... 88) L. 89. — 88. ... 89) M. 90. — 89. ... 90) N. 91. — 90. ... 91) O. 92. — 91. ... 92) P. 93. — 92. ... 93) Q. 94. — 93. ... 94) R. 95. — 94. ... 95) S. 96. — 95. ... 96) T. 97. — 96. ... 97) U. 98. — 97. ... 98) V. 99. — 98. ... 99) W. 100. — 99. ... 100) X. 101. — 100. ... 101) Y. 102. — 101. ... 102) Z. 103. — 102. ... 103) A. 104. — 103. ... 104) B. 105. — 104. ... 105) C. 106. — 105. ... 106) D. 107. — 106. ... 107) E. 108. — 107. ... 108) F. 109. — 108. ... 109) G. 110. — 109. ... 110) H. 111. — 110. ... 111) I. 112. — 111. ... 112) J. 113. — 112. ... 113) K. 114. — 113. ... 114) L. 115. — 114. ... 115) M. 116. — 115. ... 116) N. 117. — 116. ... 117) O. 118. — 117. ... 118) P. 119. — 118. ... 119) Q. 120. — 119. ... 120) R. 121. — 120. ... 121) S. 122. — 121. ... 122) T. 123. — 122. ... 123) U. 124. — 123. ... 124) V. 125. — 124. ... 125) W. 126. — 125. ... 126) X. 127. — 126. ... 127) Y. 128. — 127. ... 128) Z. 129. — 128. ... 129) A. 130. — 129. ... 130) B. 131. — 130. ... 131) C. 132. — 131. ... 132) D. 133. — 132. ... 133) E. 134. — 133. ... 134) F. 135. — 134. ... 135) G. 136. — 135. ... 136) H. 137. — 136. ... 137) I. 138. — 137. ... 138) J. 139. — 138. ... 139) K. 140. — 139. ... 140) L. 141. — 140. ... 141) M. 142. — 141. ... 142) N. 143. — 142. ... 143) O. 144. — 143. ... 144) P. 145. — 144. ... 145) Q. 146. — 145. ... 146) R. 147. — 146. ... 147) S. 148. — 147. ... 148) T. 149. — 148. ... 149) U. 150. — 149. ... 150) V. 151. — 150. ... 151) W. 152. — 151. ... 152) X. 153. — 152. ... 153) Y. 154. — 153. ... 154) Z. 155. — 154. ... 155) A. 156. — 155. ... 156) B. 157. — 156. ... 157) C. 158. — 157. ... 158) D. 159. — 158. ... 159) E. 160. — 159. ... 160) F. 161. — 160. ... 161) G. 162. — 161. ... 162) H. 163. — 162. ... 163) I. 164. — 163. ... 164) J. 165. — 164. ... 165) K. 166. — 165. ... 166) L. 167. — 166. ... 167) M. 168. — 167. ... 168) N. 169. — 168. ... 169) O. 170. — 169. ... 170) P. 171. — 170. ... 171) Q. 172. — 171. ... 172) R. 173. — 172. ... 173) S. 174. — 173. ... 174) T. 175. — 174. ... 175) U. 176. — 175. ... 176) V. 177. — 176. ... 177) W. 178. — 177. ... 178) X. 179. — 178. ... 179) Y. 180. — 179. ... 180) Z. 181. — 180. ... 181) A. 182. — 181. ... 182) B. 183. — 182. ... 183) C. 184. — 183. ... 184) D. 185. — 184. ... 185) E. 186. — 185. ... 186) F. 187. — 186. ... 187) G. 188. — 187. ... 188) H. 189. — 188. ... 189) I. 190. — 189. ... 190) J. 191. — 190. ... 191) K. 192. — 191. ... 192) L. 193. — 192. ... 193) M. 194. — 193. ... 194) N. 195. — 194. ... 195) O. 196. — 195. ... 196) P. 197. — 196. ... 197) Q. 198. — 197. ... 198) R. 199. — 198. ... 199) S. 200. — 199. ... 200) T. 201. — 200. ... 201) U. 202. — 201. ... 202) V. 203. — 202. ... 203) W. 204. — 203. ... 204) X. 205. — 204. ... 205) Y. 206. — 205. ... 206) Z. 207. — 206. ... 207) A. 208. — 207. ... 208) B. 209. — 208. ... 209) C. 210. — 209. ... 210) D. 211. — 210. ... 211) E. 212. — 211. ... 212) F. 213. — 212. ... 213) G. 214. — 213. ... 214) H. 215. — 214. ... 215) I. 216. — 215. ... 216) J. 217. — 216. ... 217) K. 218. — 217. ... 218) L. 219. — 218. ... 219) M. 220. — 219. ... 220) N. 221. — 220. ... 221) O. 222. — 221. ... 222) P. 223. — 222. ... 223) Q. 224. — 223. ... 224) R. 225. — 224. ... 225) S. 226. — 225. ... 226) T. 227. — 226. ... 227) U. 228. — 227. ... 228) V. 229. — 228. ... 229) W. 230. — 229. ... 230) X. 231. — 230. ... 231) Y. 232. — 231. ... 232) Z. 233. — 232. ... 233) A. 234. — 233. ... 234) B. 235. — 234. ... 235) C. 236. — 235. ... 236) D. 237. — 236. ... 237) E. 238. — 237. ... 238) F. 239. — 238. ... 239) G. 240. — 239. ... 240) H. 241. — 240. ... 241) I. 242. — 241. ... 242) J. 243. — 242. ... 243) K. 244. — 243. ... 244) L. 245. — 244. ... 245) M. 246. — 245. ... 246) N. 247. — 246. ... 247) O. 248. — 247. ... 248) P. 249. — 248. ... 249) Q. 250. — 249. ... 250) R. 251. — 250. ... 251) S. 252. — 251. ... 252) T. 253. — 252. ... 253) U. 254. — 253. ... 254) V. 255. — 254. ... 255) W. 256. — 255. ... 256) X. 257. — 256. ... 257) Y. 258. — 257. ... 258) Z. 259. — 258. ... 259) A. 260. — 259. ... 260) B. 261. — 260. ... 261) C. 262. — 261. ... 262) D. 263. — 262. ... 263) E. 264. — 263. ... 264) F. 265. — 264. ... 265) G. 266. — 265. ... 266) H. 267. — 266. ... 267) I. 268. — 267. ... 268) J. 269. — 268. ... 269) K. 270. — 269. ... 270) L. 271. — 270. ... 271) M. 272. — 271. ... 272) N. 273. — 272. ... 273) O. 274. — 273. ... 274) P. 275. — 274. ... 275) Q. 276. — 275. ... 276) R. 277. — 276. ... 277) S. 278. — 277. ... 278) T. 279. — 278. ... 279) U. 280. — 279. ... 280) V. 281. — 280. ... 281) W. 282. — 281. ... 282) X. 283. — 282. ... 283) Y. 284. — 283. ... 284) Z. 285. — 284. ... 285) A. 286. — 285. ... 286) B. 287. — 286. ... 287) C. 288. — 287. ... 288) D. 289. — 288. ... 289) E. 290. — 289. ... 290) F. 291. — 290. ... 291) G. 292. — 291. ... 292) H. 293. — 292. ... 293) I. 294. — 293. ... 294) J. 295. — 294. ... 295) K. 296. — 295. ... 296) L. 297. — 296. ... 297) M. 298. — 297. ... 298) N. 299. — 298. ... 299) O. 300. — 299. ... 300) P. 301. — 300. ... 301) Q. 302. — 301. ... 302) R. 303. — 302. ... 303) S. 304. — 303. ... 304) T. 305. — 304. ... 305) U. 306. — 305. ... 306) V. 307. — 306. ... 307) W. 308. — 307. ... 308) X. 309. — 308. ... 309) Y. 310. — 309. ... 310) Z. 311. — 310. ... 311) A. 312. — 311. ... 312) B. 313. — 312. ... 313) C. 314. — 313. ... 314) D. 315. — 314. ... 315) E. 316. — 315. ... 316) F. 317. — 316. ... 317) G. 318. — 317. ... 318) H. 319. — 318. ... 319) I. 320. — 319. ... 320) J. 321. — 320. ... 321) K. 322. — 321. ... 322) L. 323. — 322. ... 323) M. 324. — 323. ... 324) N. 325. — 324. ... 325) O. 326. — 325. ... 326) P. 327. — 326. ... 327) Q. 328. — 327. ... 328) R. 329. — 328. ... 329) S. 330. — 329. ... 330) T. 331. — 330. ... 331) U. 332. — 331. ... 332) V. 333. — 332. ... 333) W. 334. — 333. ... 334) X. 335. — 334. ... 335) Y. 336. — 335. ... 336) Z. 337. — 336. ... 337) A. 338. — 337. ... 338) B. 339. — 338. ... 339) C. 340. — 339. ... 340) D. 341. — 340. ... 341) E. 342. — 341. ... 342) F. 343. — 342. ... 343) G. 344. — 343. ... 344) H. 345. — 344. ... 345) I. 346. — 345. ... 346) J. 347. — 346. ... 347) K. 348. — 347. ... 348) L. 349. — 348. ... 349) M. 350. — 349. ... 350) N. 351. — 350. ... 351) O. 352. — 351. ... 352) P. 353. — 352. ... 353) Q. 354. — 353. ... 354) R. 355. — 354. ... 355) S. 356. — 355. ... 356) T. 357. — 356. ... 357) U. 358. — 357. ... 358) V. 359. — 358. ... 359) W. 360. — 359. ... 360) X. 361. — 360. ... 361) Y. 362. — 361. ... 362) Z. 363. — 362. ... 363) A. 364. — 363. ... 364) B. 365. — 364. ... 365) C. 366. — 365. ... 366) D. 367. — 366. ... 367) E. 368. — 367. ... 368) F. 369. — 368. ... 369) G. 370. — 369. ... 370) H. 371. — 370. ... 371) I. 372. — 371. ... 372) J. 373. — 372. ... 373) K. 374. — 373. ... 374) L. 375. — 374. ... 375) M. 376. — 375. ... 376) N. 377. — 376. ... 377) O. 378. — 377. ... 378) P. 379. — 378. ... 379) Q. 380. — 379. ... 380) R. 381. — 380. ... 381) S. 382. — 381. ... 382) T. 383. — 382. ... 383) U. 384. — 383. ... 384) V. 385. — 384. ... 385) W. 386. — 385. ... 386) X. 387. — 386. ... 387) Y. 388. — 387. ... 388) Z. 389. — 388. ... 389) A. 390. — 389. ... 390) B. 391. — 390. ... 391) C. 392. — 391. ... 392) D. 393. — 392. ... 393) E. 394. — 393. ... 394) F. 395. — 394. ... 395) G. 396. — 395. ... 396) H. 397. — 396. ... 397) I. 398. — 397. ... 398) J. 399. — 398. ... 399) K. 400. — 399. ... 400) L. 401. — 400. ... 401) M. 402. — 401. ... 402) N. 403. — 402. ... 403) O. 404. — 403. ... 404) P. 405. — 404. ... 405) Q. 406. — 405. ... 406) R. 407. — 406. ... 407) S. 408. — 407. ... 408) T. 409. — 408. ... 409) U. 410. — 409. ... 410) V. 411. — 410. ... 411) W. 412. — 411. ... 412) X. 413. — 412. ... 413) Y. 414. — 413. ... 414) Z. 415. — 414. ... 415) A. 416. — 415. ... 416) B. 417. — 416. ... 417) C. 418. — 417. ... 418) D. 419. — 418. ... 419) E. 420. — 419. ... 420) F. 421. — 420. ... 421) G. 422. — 421. ... 422) H. 423. — 422. ... 423) I. 424. — 423. ... 424) J. 425. — 424. ... 425) K. 426. — 425. ... 426) L. 427. — 426. ... 427) M. 428. — 427. ... 428) N. 429. — 428. ... 429) O. 430. — 429. ... 430) P. 431. — 430. ... 431) Q. 432. — 431. ... 432) R. 433. — 432. ... 433) S. 434. — 433. ... 434) T. 435. — 434. ... 435) U. 436. — 435. ... 436) V. 437. — 436. ... 437) W. 438. — 437. ... 438) X. 439. — 438. ... 439) Y. 440. — 439. ... 440) Z. 441. — 440. ... 441) A. 442. — 441. ... 442) B. 443. — 442. ... 443) C. 444. — 443. ... 444) D. 445. — 444. ... 445) E. 446. — 445. ... 446) F. 447. — 446. ... 447) G. 448. — 447. ... 448) H. 449. — 448. ... 449) I. 450. — 449. ... 450) J. 451. — 450. ... 451) K. 452. — 451. ... 452) L. 453. — 452. ... 453) M. 454. — 453. ... 454) N. 455. — 454. ... 455) O. 456. — 455. ... 456) P. 457. — 456. ... 457) Q. 458. — 457. ... 458) R. 459. — 458. ... 459) S. 460. — 459. ... 460) T. 461. — 460. ... 461) U. 462. — 461. ... 462) V. 463. — 462. ... 463) W. 464. — 463. ... 464) X. 465. — 464. ... 465) Y. 466. — 465. ... 466) Z. 467. — 466. ... 467) A. 468. — 467. ... 468) B. 469. — 468. ... 469) C. 470. — 469. ... 470) D. 471. — 470. ... 471) E. 472. — 471. ... 472) F. 473. — 472. ... 473) G. 474. — 473. ... 474) H. 475. — 474. ... 475) I. 476. — 475. ... 476) J. 477. — 476. ... 477) K. 478. — 477. ... 478) L. 479. — 478. ... 479) M. 480. — 479. ... 480) N. 481. — 480. ... 481) O. 482. — 481. ... 482) P. 483. — 482. ... 483) Q. 484. — 483. ... 484) R. 485. — 484. ... 485) S. 486. — 485. ... 486) T. 487. — 486. ... 487) U. 488. — 487. ... 488) V. 489. — 488. ... 489) W. 490. — 489. ... 490) X. 491. — 490. ... 491) Y. 492. — 491. ... 492) Z. 493. — 492. ... 493) A. 494. — 493. ... 494) B. 495. — 494. ... 495) C. 496. — 495. ... 496) D. 497. — 496. ... 497) E. 498. — 497. ... 498) F. 499. — 498. ... 499) G. 500. — 499. ... 500) H. 501. — 500. ... 501) I. 502. — 501. ... 502) J. 503. — 502. ... 503) K. 504. — 503. ... 504) L. 505. — 504. ... 505) M. 506. — 505. ... 506) N. 507. — 506. ... 507) O. 508. — 507. ... 508) P. 509. — 508. ... 509) Q. 510. — 509. ... 510) R. 511. — 510. ... 511) S. 512. — 511. ... 512) T. 513. — 512. ... 513) U. 514. — 513. ... 514) V. 515. — 514. ... 515) W. 516. — 515. ... 516) X. 517. — 516. ... 517) Y. 518. — 517. ... 518) Z. 519. — 518. ... 519) A. 520. — 519. ... 520) B. 521. — 520. ... 521) C. 522. — 521. ... 522) D. 523. — 522. ... 523) E. 524. — 523. ... 524) F. 525. — 524. ... 525) G. 526. — 525. ... 526) H. 527. — 526. ... 527) I. 528. — 527. ... 528) J. 529. — 528. ... 529) K. 530. — 529. ... 530) L. 531. — 530. ... 531) M. 532. — 531. ... 532) N. 533. — 532. ... 533) O. 534. — 533. ... 534) P. 535. — 534. ... 535) Q. 536. — 535. ... 536) R. 537. — 536. ... 537) S. 538. — 537. ... 538) T. 539. — 538. ... 539) U. 540. — 539. ... 540) V. 541. — 540. ... 541) W. 542. — 541. ... 542) X. 543. — 542. ... 543) Y. 544. — 543. ... 544) Z. 545. — 544. ... 545) A. 546. — 545. ... 546) B. 547. — 546. ... 547) C. 548. — 547. ... 548) D. 549. — 548. ... 549) E. 550. — 549. ... 550) F. 551. — 550. ... 551) G. 552. — 551. ... 552) H. 553. — 552. ... 553) I. 554. — 553. ... 554) J. 555. — 554. ... 555) K. 556. — 555. ... 556) L. 557. — 556. ... 557) M. 558. — 557. ... 558) N. 559. — 558. ... 559) O. 560. — 559. ... 560) P. 561. — 560. ... 561) Q. 562. — 561. ... 562) R. 563. — 562. ... 563) S. 564. — 563. ... 564) T. 565. — 564. ... 565) U. 566. — 565. ... 566) V. 567. — 566. ... 567) W. 568. — 567. ... 568) X. 569. — 568. ... 569) Y. 570. — 569. ... 570) Z. 571. — 570. ... 571) A. 572. — 571. ... 572) B. 573. — 572. ... 573) C. 574. — 573. ... 574) D. 575. — 574. ... 575) E. 576. — 575. ... 576) F. 577. — 576. ... 577) G. 578. — 577. ... 578) H. 579. — 578. ... 579) I. 580. — 579. ... 580) J. 581. — 580. ... 581) K. 582. — 581. ... 582) L. 583. — 582. ... 583) M. 584. — 583. ... 584) N. 585. — 584. ... 585) O. 586. — 585. ... 586) P. 587. — 586. ... 587) Q. 588. — 587. ... 588) R. 589. — 588. ... 589) S. 590. — 589. ... 590) T. 591. — 590. ... 591) U. 592. — 591. ... 592) V. 593. — 592. ... 593) W. 594. — 593. ... 594) X. 595. — 594. ... 595) Y. 596. — 595. ... 596) Z. 597. — 596. ... 597) A. 598. — 597. ... 598) B. 599. — 598. ... 599) C. 600. — 599. ... 600) D. 601. — 600. ... 601) E. 602. — 601. ... 602) F. 603. — 602. ... 603) G. 604. — 603. ... 604) H. 605. — 604. ... 605) I. 606. — 605. ... 606) J. 607. — 606. ... 607) K. 608. — 607. ... 608) L. 609. — 608. ... 609) M. 610. — 609. ... 610) N. 611. — 610. ... 611) O. 612. — 611. ... 612) P. 613. — 612. ... 613) Q. 614. — 613. ... 614) R. 615. — 614. ... 615) S. 616. — 615. ... 616) T. 617. — 616. ... 617) U. 618. — 617. ... 618) V. 619. — 618. ... 619) W. 620. — 619. ... 620) X. 621. — 620. ... 621) Y. 622. — 621. ... 622) Z. 623. — 622. ... 623) A. 624. — 623. ... 624) B. 625. — 624. ... 625) C.

schlagen, nicht geschlossen, und nun wird gar nichts mehr daraus."

Der Förster wurde durch einen Fortgeschrittenen abgerufen, was der Graf mit Genugthuung beobachtete. "Sie wollen doch nicht auch davon gehen, Veronika?" rief er.

"Gewiß! Da Sie mich hier verhindern —"

"Ich will artig sein — oder ich gehe mit!"

"Soll ich Ihnen von der Rückenwand eine Schürze vorbegeben lassen und einen Rockbüffel in die Hand geben?"

"Ach ja! Ach ja! Veronika! Sie mich an!"

Veronika schüttelte den Kopf und setzte sich wieder hin. "Es wird unmöglich sein," sagte sie. "Sie sind nicht einmal gelehrt in dem, was Ihnen zukommt, das ist schon verdrücklich genug!"

"O! Sie sind mir böse, Veronika? Seien Sie wieder gut! Bitte, bitte, bitte!"

"Dieser Ton, Herr Graf, bleibt um zehn Jahre zurück hinter den Forderungen unserer jetzigen Stellung. Ich wünsche, daß Sie berücksichtigen, was den veränderten Verhältnissen gesiemt."

So ging es fort. Horst wurde nach solchen Verweisen wohl etwas erregt und nahm sich zusammen, dann begannen wieder allerlei knabenhafte Thorheiten, wobei es ihm auch wohl einmal gelang, Veronika zum Lachen zu bringen. Erreichte er dies, dann glaubte er den Moment wahrnehmen zu dürfen, und wußte mit einer gewissen Verunsicherung vorzubringen. In dem inständigen Gefühl seiner Unverwundbarkeit nahm er die Vorwürfe, die entsetzten Verweise des Mädchens leicht hin, er fühlte sich selbst durch ihr überlegen Wesen nicht eingeschüchtert. Er stand unter dem Zauber dieses Wesens, allein das seine war viel zu heillos, viel zu flatterhaft, er war zu eitel, wußte zu wenig einem stillen Charakter Rechnung zu tragen, um ihre Bedeutung zu verstehen. Er kam als Plagiatist jeden Tag, auch wohl zweimal, er brachte die Stuben, die Ordnung des Hauses in Verwirrung. Man zeigte ihm, wie unwillkommen er war, er nahm keine Kenntniß davon.

Veronika war in einer reinvoll aufregenden Lage. Es mußte ein Ende gemacht werden. Die Mägde stellten bereits die Köpfe zusammen, der Vater wurde verdrücklich. Sie schrie mit schneidem Entschluß an eine Schwester ihres Vaters, die als Witwe in der Stadt lebte, und gab den Brief einem eben fortgehenden Boten zur Beforgung. Kaum war dies geschehen, als sie die Hunde anschlagen hörte. Schnell ergriß sie ein Buch und floh damit zur Gartentür hinaus, um dem Gaste zu entfliehen. Sie lauschte sich, der Graf kam noch nicht. Aber er wird kommen, das wußte sie, und so eilt sie die steinernen Stufen des Gartens hinunter, schlingt von einer Terrasse einen Seitenpfad ein, und biegt durch den Wald in einen wenig besetzten Fußweg. Sie hofft, es habe sie Niemand gesehen. Da vernimmt sie Geräusch hinter sich. Mit laut pochendem Herzen bleibt sie stehen, ein erdröhendes Wort faßt auf den Lippen. Aber es ist Wächter, der ihr nachschreien kommt, und freudig wendend zu der Herrin hinaufblickt. "Ja, du darfst mit mir gehen, weis trauet's hier!" ruft sie mit erleichtertem Herzen, indem sie den Kopf ihrer Gefährtin streicht. "Aber still! Nicht brellen! Niemand soll uns zu finden wissen." — So schreiet sie fort, bis der Fußsteig sie wieder aus dem Walde und zu einem Plätzchen führt, hart an der Felsenwand über der dunkelgrünen Schlucht. Ludwig hatte hier einst einen Steinisch angelegt, von welchem man einen Ausblick über und in den von Tannen besetzten Thal- thal genoss. Hier nahm Veronika Platz, und Wächter zu ihren Füßen. Sie stützte den Kopf auf den Arm, sie wußte sich von ihrer Erregung erst zur Ruhe bringen. Dann schlug sie das Buch auf — sie hatte nach dem zunächstliegenden gegriffen — es war ein Band Gedichte. Sie blätterte nur darin, sie dachte nicht lesen, und legte das Buch bei Seite, sich ihren Gedanken überlassend.

Der Platz, wo sie saß, war eine sonst soanige Stelle, wo sich den Felsen hinauf und hinab eine ganze Blumenwelt des Gebirges angesiedelt hatte. Da ragten prächtige rotthe Dillien, hohen sich strahlende Königskerzen, und der Fingerhut schüttelte seine langen Gloden. Waldschmetterlinge, in allen Farben schillernd, flatterten und wogen sich über allen Blüten. Duft und Schall lag über der Waldlandschaft, nur ein leises Geräusch kam aus dem in der Tiefe reichenden Walde heraus. Dieser Platz, sonst von Niemand besucht, war für Veronika immer ein Lieblingsplatz gewesen, wo sie in stiller Einsamkeit ihre Seele glücklich fühlte. Das war nun anders geworden. Sie konnte sich und ihren Willen, sie war einzig mit sich selbst, aber eine Ahnung sagte ihr, daß sie schweren Tagen werden entgegen gehen. Sie war eine so klare, in sich feste Natur, — und doch fühlte sie sich ruhelos, beengt, und angstvoll bewegt. — Lange sah sie in stummen Worten, fast absichtslos streifte sie in alter Gewohnheit die Hand aus, einem umherflatternden, prächtigen Tagfalter auszuliegen. Der Schmetterling setzte sich auf ihre Hand, probirte mit seinen glänzenden Schwingen schaukelnd. Wie erschreckt zog sie die Hand weg. Aber der schöne Falter umflatterte sie und kam zurück, um auf ihrer schmalen Platz zu nehmen. "Fort, fort, leichtfertiger

Gesell! Ich mag dich nicht!" rief sie halblaut, und verschluckte den Ausruf. Wächter hatte Wächter bei auf und sprang um die Felsende. Veronika, durchdrungen von Ueberredung, Ahnung, Furcht und Verdruss, erhob sich und sah nach einem Ausweg umher. Sie wußte, daß sie nicht von der Stelle konnte, und sammelte ihre Fassung. Gleich darauf kam Horst um die Felsende.

"Nach einem so entsetzten Verlust muß man suchen," rief er, "um die schöne Fee zu finden?"

"Daß ich dich Verlust aussuche," entgegnete Veronika mit Erregung, "sollte Ihnen die Gewisheit geben, Herr Graf, daß ich ohne Gesellschaft sein möchte."

"Wie mißgünstig Sie sind! Sie einem alten Freunde zu entziehen!" — Er ließ sich unangefordert auf dem Steinisch, welcher für zwei Raum gewährte, nieder. — "Wollten Sie wirklich mit mir aus dem Wege gehen?"

"Es ist nicht angenehm, Herr Graf, Ihnen darauf zu antworten. Wenn Sie sich klar machen, was sich ge- bührt, würden Sie die Antwort selbst finden!"

"Sie wollen also nicht mit mir allein sein?"

"Nein, Herr Graf!"

"Warum nicht? Ist meine Gesellschaft so gefährlich?"

Ein höhnisches Lächeln spielte um des Mädchens Lippen. "Gefährlich! Es gehört viel Eitelkeit dazu, eine solche Frage auszusprechen. Sie sollten längst wissen, daß ich mich dem Schergen und Erinnerungen zu die Kindheit entziehen fühle, daß ich die stete Wiederkehr derselben als lästig und unangenehm empfinde. Aber gut," fuhr sie fort, indem sie sich auf die andere Seite der Steinbank setzte. "Sie haben Befehl von diesem Plätz genommen, ich kann Sie nicht verdrängen, verlange aber eine Unterhaltung in gegenseitiger Form!"

"Sie sind mir böse, Veronika! Das betrübt mich tief — tiefer als Sie glauben!" Der Ton seiner Stimme klang weich und innig. Veronika fühlte sich durchdrungen, sie hätte ausbrechen und davonlaufen mögen. Aber sie blieb starr und schweigend sitzen. Horst bestrich sich, über gleichgültige Dinge zu sprechen, seine Gefährtin sah ein- sichtig dabei und gab kaum Antwort. Gefährlich es aber, so klang ihre Stimme hart, gleichgültig, abweisend. Endlich verlassenen Weide und blickten schweigend in die Schlucht hinab.

Da fühlte Veronika, wie ein Arm sich leise um ihren Hals legte, und im nächsten Moment zog Horst sie an sich und drückte sie mit Leidenschaft an seine Brust. Wie von einer Schlange gefangen, sprang das Mädchen auf, rief sich mit Kraft von ihm los und stand mit zornsamelnden Augen vor ihm. "Ende Sie was für ein Herr Graf?"

"Liebe, theure Veronika!" fluchte er, die Arme noch- mals gegen sie aufstreckend. Ein Schlag vor die Brust traf ihn zur Abwehr, aber er hatte die andere Hand des Mädchens ergriffen und suchte Veronika, die an ihm vorbeilen wollte, festzuhalten. In diesem Augenblick sprang Wächter mit rasendem Getöse an ihm hinauf, packte mit seinen Zähnen den Ärmel seiner Herrin bei der Brust, und rief ihm ein Stück von dem Kade ab, um sich mit erneuter Wuth über ihn zu stürzen. Der Graf suchte sich erheben, das wüthende Thier zu entweichen, Veronika aber fakte ihren Beschützer an Halsbande, rief ihn zurück und suchte ihn durch Gewalt und Jure zu bändigen.

Einen Moment fanden alle drei schweigend, und vor Erregung laut athmend, und blickten einander an, erwartungsvoll, was der nächste Augenblick bringen werde. Veronika's Augen leuchteten in dämonischer Zornesglut, Horst mußte die seinen vor ihnen niederlegen und Hand beschämt, voll Verdruss und mit glühendem Gesicht vor ihr. Zwischen Weiden der Wächter, großend, die Zähne steifend, zum Sprunge bereit.

"Sie treten bei Seite, Herr Graf, und lassen mich vorüber!" sagte endlich Veronika gebietend.

Horst suchte noch einzulernen. "Ihr Jora ist unge- recht, Veronika," stotterte er.

"Nein Wort!" unterbrach sie ihn. "Ich verachte Sie zu sehr, um Ihre Entschuldigungen anzuhören!"

Veronika, das ist beleidigend."

Sie ließ ein bitteres Lachen hören. "Sie können auch von Beleidigung sprechen? Aus meinem Wege, sag' ich!"

Horst trat bei Seite.

"Die Schwelle unseres Hauses kann ich Ihnen nicht verbieten, denn Sie sind meines Vaters Brodherd, und sein Dach ist das Ihrige, aber es soll dafür gesorgt werden, daß Sie uns nicht mehr besuchen!"

"Veronika, Sie verstehen mich! Mein Herz ist — was verlangen Sie? Was wollen Sie thun?"

"Wächter!" rief Veronika ihrem Genossen, und schritt, ohne den Grafen eines Blickes zu werfen, den schmalen Pfad am Felsenrande dahin. So lange, als sie schon im Walde verschwinden war, erscholl das wilde Gebell ihres aus seiner Unmuthigkeit aufgeregten Begleiters.

Horst warf sich, von Aufregung und Ingrimm erfüllt, noch einmal auf die Steinbank. Mehr als Alles wirkte augenblicklich in ihm das Wort ihrer Verachtung, gegen das sich sein Inneres empödete. Es kam von einem Weibe, an eine Genugthuung durch die Riegel und Äul war nicht zu denken, in so leichter, gedankenloser Form konnte die Scharte nicht ausgefüllt werden. Und dies Weib war

schön, geistig bedeutend, übernahm ihn, das fühlte er, und fühlte sich zugleich gebrechlich. Zum ersten Mal in vollem Ernste. — Er hatte Mitleid mit ihr, und sich ihm Gewissen daraus gemacht, diese über die Grenze hinaus zu suchen, die ihm gestattet wurde. Leichtfertig und weislich, aus den Anschauungen eines Reiches mit sehr lazer Moral hervorgehend, jung und bedachtlos, dazu nicht wenig verwehnt, ließ er sich gehen, ohne zu überlegen, wie weit er gehen durfte. Es war kein gemein ausgefahrener Mann, den er verfolgte, dazu war er zu jung und im Ganzen zu unverbunden, er fühlte sich eben fortgerissen durch eine aufsteigende Leidenschaft, die ihn verblendete. In dieser Selbstverblendung hatte er zu wenig Gewicht gelegt auf Veronika's Betragen gegen ihn, hatte er ihrer Ueberlegenheit zu wenig Rechnung getragen. Um so größer war jetzt die Ueberrumpelung, die Kränkung. Er war auch unzufrieden mit sich selbst, er schämte sich seiner Ueber- eilung. Allein solche Regungen klärten sich noch nicht be- wußt los aus dem wilden Durcheinander seiner Empfin- dungen, nur die eine, die der Enttäuschung, beherrschte ihn im Augenblick vornehmend.

Er sprang auf, um nach dem Schlosse zu gehen, denn es fing an zu dunkeln. Der ansteigende Weg erschien ihm endlos, beschwerlicher als sonst, und der junge Majorität- herr ließ manchen Fuß halblaut über seine Lippen rollen. In seinem ihm unbekannten Zimmer angelangt, fuhr er mit der Weisheit über die auf dem Polster hinwarden- den Hunde seines Onkels her, und sagte sie hinaus. Er wollte sich gegen irgend etwas ausstoßen. Er warf den zerfetzten Jagdstock ab, schalt und demernte nach Licht, nach dem Diener, der ihn noch nicht zu Hause vermuthet hatte. Er war heftig der gestrenge Herr, vor dessen Name Alles erbebt und einander rannte. Den Damen war beim Abendliche diese Stimmung neu und unbegrifflich. Die Kante wurde hart abgetrennt; Weite, welche sein zu erwidern wußte, brachte ihn gar in Harnisch. Zum ersten Mal trennten sich die Geschwister in Zorn und Ver- stimmung.

Am andern Morgen war es nicht viel besser. Weite suchte einzulernen. "Lach uns bald, lach uns morgen von hier abreißen, Horst!" sagte sie. "Du fühlst dich un- beglücklich, einjam!"

"Warum nicht gar?" unterbrach er sie. "Ich habe hier — ich bin verpflichtet auszuhalten. Wenn Sie reisen wollen, so thun es. Ich bleibe!"

Die Damen blieben auch, esgleich das Beisammen- sein in den nächsten Tagen recht unerquicklich war. Sie saßen nach und überlegten, was denn nach der so glück- lich gehobenen Stimmung bei Horst diese Wandlung her- vorgebracht haben konnte, und die Kante erlaubte sich im Stillen einige Reize in Bewegung zu setzen, um ihm nachzuhelfen.

Horst enthielt sich einige Tage des Besuchs im Förster- hause. Freilich schwärzte er in der Küche umher, und suchte nach einem Standpunkte, um es aus der Ferne zu erblicken. Es zog ihn mächtig immer nach dem einen Ziele, alle seine Wege schienen ihn unwillkürlich dahin zu führen, und doch mißte sich nach Ueberlegen und ein ihm selbst unbegreifliches Gefühl des Widerstrebens in den Wunsch, die gewohnte Schwelle wieder zu betreten. Denn ein Verbot hatte Veronika von ihrer Seite ausgesprochen, wenn sie gleich es für ihren Vater nicht konnte. — Un- schlüssig, zerstückt, halbtos ging Horst umher. Einmal schon stand er dicht vor dem Hause, und wollte die Hausthür wie im Trage gegen sich selbst, und machte kehrt, um sich dann um so verstimmt und ängstlicher zu fühlen. — Das ging nicht länger so. Er war der Entscherte, er hatte das Recht, zu jeder Stunde bei seinem Förster vor- zusprechen, zumal wenn er eine wirtschaftliche Frage für ihn hatte. Und eine solche hatte ein glücklicher Zufall ihm gebracht. Fast mit erleichtertem Herzen eilte Horst den Pfad hinunter. Sein Herz klopfte, als er sich dem Gehöft näherte. War es freudige, war es ängstliche Erwartung, die ihn erfüllte? Er begriff sich selbst nicht, ein solcher Zustand war ihm an sich verwirrend neu.

Da plötzlich ein lächelndes Gebell, mit wüthen- den Sähen springt Wächter aus dem Gehöft auf ihn los, um den Gaf, wie schon einmal, mit seinen Zähnen an- zugreifen. Kein Jura's hilft, keine Abwehr mit beiden Händen, das brüllende Thier scheint von Lobsucht be- fallen. Zwei Knechte eilen herbei, mit Mühe gelangt es, den Hund festzuhalten und an die Kette zu legen.

Wenig angezogen durch diesen Empfang, betritt Horst das Haus. Der Förster ist nicht daheim. Aber die Thür des Wohnzimmers öffnet sich, eine weibliche Gestalt steht auf der Schwelle — sie lacht und hat eine große Hand mit gelbem Bande auf. Der Eintretende prallt zurück.

Vermuthlich der Herr Graf, der uns die Ehre gibt!"

fragt die unbekante alte Dame mit einem neuen, sehr verbindlichen Lächeln.

Der Gaf ist im Augenblick so betreten, daß er den Gegengruß fast verläßt. Er sieht sich forschend und verwirrt im Zimmer um. Die Dame bietet ihm einen Stuhl und wiederholt, daß der Förster in Gefächeln an- gegangen. Sie stellt sich ihm als die Schwester des För- sters vor, erzählt, daß ihr Mann Postmeister in der Stadt

gewesen, und daß sie jetzt als Witwe dastehst lebe. Da ihre Tochter verheiratet sei, könne sie leicht abkommen, zumal sie sich, Gott sei Dank, einer noch rüstigen Gesundheit erfreue, und so sei sie immer bereit, auch einmal in der Wirtschaft des Bruders nach dem Rechte zu sehen, wenn es nöthig werde. Die Veronika sei zwar eine ganz tüchtige Wirthschafterin, allein das gute Kind müsse auch manchmal eine Erholung haben. Indessen habe sie, die Frau Postmeisterin, nicht die Absicht, für immer in dem Hause des Bruders sich niederzulassen, obgleich viele Leute nichts natürlicher finden, als dieß, da sie ja Beide verwitwet seien. Allein einmal sei es ihr doch wünschenswerth, in der Nähe ihrer eigenen Kinder in der Stadt zu leben, andererseits aber sei sie, Gott sei Dank, so günstig gestellt, daß sie allein und selbstständig, und aus Noth mit Niemand zusammentun zu wohnen brauche. Und überdies gehe ihr nichts über die Selbstständigkeit, zumal wenn man so lange daran gewöhnt gewesen — und so weiter.

Der Graf sah sich umgibtig um, er hörte schon lange nicht mehr zu. Er schaute sich, nach der Tochter des Hauses zu fragen, und dennoch brach die Frage plötzlich von seinen Lippen.

„Deßhalb bin ich ja eben hier!“ rief die Dame. Veronika ist ja ein Familienmitglied in der Stadt. Der Geburtstag meiner Schwägerin, der Frau Doktorin, wird immer gefeiert, und man hat das kleine Mädchen gern dabei. Und da mein Bruder, der Doktor, und die Frau so sehr wünschten, ihre Nichte einmal etwas länger bei sich zu haben, so machte ich mich nach dem Tage der Feiertag auf den Weg, um ihre Stelle zu vertreten.“

Veronika war fort! Er schaute sie vergebens an der alten Stelle! — Diese Erregung und Gewissheit durchdrang den Geist mit Befriedigung und Schreckgefühl. Sie war nicht weit, aber doch zu entfernt für seine Wünsche, für seine ungebildete Sehnsucht. Sie war umgeben von Verwandten, es war nicht so leicht mehr zu ihr zu dringen, selbst wenn sie es gestattet hätte. Vor Allem, sie war nicht da, wie er entsetzt in dem Augenblick, da sein Herz ihre lebhaftere entgegenkommende als jemals. Stumm und starr sah er da, die Wände in den Boden gehoben, achlos gegen die Witterungen der gesprächigen Frau Postmeisterin. Endlich fuhr er auf bei Nennung des theuren Namens. Erstreckte sich er eine Frage nach der Familie des Doktors.

„Das erzählt ich ja eben!“ entgegnete die Dame, welche wirklich mit großer Aufmerksamkeit alle Punkte, die ihn interessiren konnten, dargelegt hatte. Sie ließ sich's nicht anstehen, daß er erwiderte und verlegte wurde, sondern wiederholte gern alles Gelegte, denn es machte ihr ein großes Vergnügen, mit einem jungen Grafen zu sprechen, noch dazu mit einem so hübschen und angenehmen jungen Grafen, von so angenehmer, da er sie reden ließ, was nur immer von ihren Lippen wollte. — Inzwischen sammelte sich Horst doch so weit zur Beobachtung, daß er die Veronika arglos fand über die eigentlichen Gründe von Veronika's Anwesenheit. Sicherlich wußte Niemand von der Veronika's Anwesenheit, daß sie nur ihm zu entstehen gesucht hatte. — Bald brach er die Unterhaltung mit der Postmeisterin ab, die ihm lästig wurde, und entfernte sich. Was ihm? Seine Narbe ward unentgeltlich, er schweifte umher mit verworrenen Sinnen, es war ihm gleichgültig, was um ihn vorging, er dachte nicht was man sprach, er wollte nichts hören und sehen. Er hatte die Welt für einen Wald des Wäldchens hingegessen, wäre es auch nur ein Jorndel!

Tags darauf ließ er früh fassen und ritt thalabwärts. Die Stadt war vom Schloß für den, der die nächsten Seitenwege nicht konnte, und auf der gewundenen Straße blickte, doch zwei Stunden entfernt. Der Reiter jagte sein Pferd halb zu Tode (es war ihm gleichgültig, ob es liegen blieb) und sah sich in einer Stunde am Ziele. Das Haus des Doktors war bald erreicht. Horst ritt langsam vorüber, die Augen starr nach den Fenstern gerichtet. Nur ein paar junge Männerköpfe wurden sichtbar, welche die Wände des Vorüberreitenden prüfend und studierend herausfordernd erwiderten. Nun war er vorüber — was nun? Hatte Horst seinen Zweck erreicht? Sein Platz ging dahin, einen Besuch bei der Familie zu machen, er hoffte die Glückseligkeit zu sehen. Jetzt war ihm zu Rucke, wie einem Knaben, der zum ersten Mal in einen Nachbargarten steigen will, um einen Apfel zu stehlen. Sein Herz klopfte zum Zerplatzen — er ritt vorüber.

Das übermäßig angelegte Pferd fing an zu hinken, er mußte ihm eine Hand gönnen. So lehnte er in einem Guckhof ein, und ließ einen Schoppen Wein bringen. Er kostete kaum davon, ging in den Guckhof auf und ab, und dann mit plötzlichem Entschluß hinaus durch die Straßen. War es denn nicht möglich, daß sie ihm begegnete? — Eine Stunde verging unter vergeblichem Umdersuchen. Da richtete sich seine Schritte wieder nach dem Hause des Doktors. Er hatte die Hand am Klingelzug, die Glocke gelte durch den Korridor des alten Gebäudes. Eine Wache öffnete, er fragte, ob die Familie zu Hause — seinen Namen nannte er nicht. Aber ach! er fand das Haus leer. Vor einer Viertelstunde war die Gesellschaft zu einer Landpartie auf den ganzen Tag ab-

gefahren! Der Herr Doktor selbst sei zwar in der Stadt, aber nicht zu Hause, vielmehr fahre er der Familie gegen Abend nach. — Enttäuscht schritt Horst nach dem Guckhof zurück. Er verlebte trübste Stunden, Stunden des Kummer, gegen die ganze Welt, gegen sich selbst. Mit Mühe brachte er Abends sein hinkendes Pferd nach Eigelsheim zurück.

Was sollte er in seiner verzweiflungsvollen Gemüthsstimmung beginnen? Die Gegend des Guckhofs war doch wieder sein Ziel. Er suchte den verhängnißvollen Platz auf, wo er Veronika zuletzt gesehen, und sah Stunden lang auf dem Steinfeld, den die Waldschneitlinge umflatterten. Er schlich sich in den Garten der Försterei, er betrat das Zimmer, zu ihm ihre Nähe einst beglückt, er ließ die Jangengeklauheit der durch seinen Besuch geschmückten Postmeisterin getroffen über sich ergehen. Nimmte er doch in den Räumen, die überall die Spuren von Veronika's fröhlichem Walten verriethen. Dann wieder ging er hinaus in den Wald, phantasie, abseitslos. So vergingen Tage um Tage.

Einmal begegnete er dem Förster, den er lange nicht gesprochen. Erstreckte sich Horst auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen, die der Alte mit Widerstreben annahm. Er konnte jetzt die wirthschaftliche Frage thun, die er längst ausgespart hatte, und empfing eine knapp gefasste geschäftliche Antwort. Schweigend ging er darauf neben dem Förster her. „Nieder Markwart!“ begann er endlich jähend, „Sie sind jetzt recht einsam zu Hause! Nicht Ihre Tochter noch lange in der Stadt?“

Der Alte sah ihn scharf an. „Herr Graf! In Gesellschaft sitze ich Ihnen phantasiehaft Rede, was aber darüber hinausgeht, und was mein Haus betrifft, das ist meine Sache, über die ich jede Auskunft verweigere.“ Der Förster wendete sich lachend um und ging seinen Weg. Horst hatte ein bitteres Wort auf den Lippen, aber er verbiß es und verfolgte schweigend und gedemüthigt auch seine Straße — wenn es eine Straße zu nennen war, wie ein Bild durch das Baumreiter, gelöst und zerlöst umher zu irren. — Da plötzlich warf er sich erschöpft auf den Boden, brüllte sein glühendes Gesicht in das Moos, und ein Gefühl der Verzweiflung überlief ihn. Er hatte keinen Gedanken als das Mädchen, im Walden und im Traume fand sie vor ihm. Er liebte sie mit jeder Bewegung seines Herzens, er konnte sie nicht mehr entbehren. Und er wußte in dieser Stunde, daß er sie liebte, daß sein ganzes Leben an ihr hing. Es war die erste wahre und schöne Leidenschaft, die ihn ergriffen, sie erfüllte ihn mit einem unannehmbaren Gefühl des Glückes und zugleich der Qual. Mit ganzem heiligen Ernst stand dieses eine Gefühl jetzt in seiner Seele, von ihm gewichen war alle Leichtfertigkeit und Eitelkeit, er empfand Schred und Beschämung über sein bisheriges verkehrtes Treiben. Er schaltete sich, obwohl gedemüthigt, doch gehoben und gebessert. Wie niedrig und ähneln erschien ihm, woran er sonst seinen Jugendthum gekniet, wie inhaltslos sein ganzes Leben! Ein neues Leben stand vor seiner Seele — ganz erfüllt von dem beseelenden Walten Veronika's! Er empfand zum ersten Mal, gelindert vom verzweiflungsvollen Schmerze, rein und edel, und eine beglückende Hoffnung beflügelte seine Wünsche.

So erhob er sich rasch. Es war noch Vormittag. Er wollte nach Hause, einen Brief schreiben — einen langen Brief! Was sollte da nicht Alles aus dem überrollen Herzen ausgeschüttet werden! Ein Votum sollte den Brief nach der Stadt tragen, nach dem Abend konnte er in Veronika's Händen sein. Der Gedanke beglückte ihn. Warum hatte er ihn nicht früher gedacht? Er schlug sich vor die Stirn und schalt sich seinen Thoren.

Nun sah er sich nach dem Wege um. Wenn er nach dem Schloß wollte, mußte er an dem Forsthaus vorbeigehen. Ja, nach einem Blick dahin, und dann hinauf nach dem alten Schreibtisch seines Oheims, zu dem er heut zum ersten Mal sehnsuchtsvoll und erwartungsreich stürzte.

Er tritt aus dem Walde. Lichte Stimmen, helles Lachen und Rufen schallt in der Nähe. Vor dem Försterhause steht ein großer Gesellschaftstisch, umlagert von einem zwanzig Personen fortzuziehen. Man steigt eben aus, lauter junges Volk, man begrüßt den Förster und die Postmeisterin mit lärmendem Willkommen. Und dort — dort! Veronika selbst — ja sie ist es! Dem Entzücken des Wiedersehens fortgerissen, springt Horst herbei. Er machte sich zu ihren Füßen stürzen, und doch bleibt er in der Entfernung stehen. Allein die Frau Postmeisterin hat ihn bereits entdeckt. „Da ist auch unser Herr Graf!“ ruft sie. „Warte, wollen Sie mit uns vorlieb nehmen! Unsere Familie aus der Stadt — meine Schwägerin, Frau Doktor Markwart — Herr Graf von Eigelsheim —“ so stellte die Dame bereits Eins dem Andern vor.

Horst wendete seine Blicke nur nach der geliebten Gestalt Veronika's, bebend vor dem Empfang, den sie ihm bieten werde. Es überlief ihn eilig. Denn soll und gleichgültig, als hätte sie ihn nie gesehen, ließ sie ihren Blick flüchtig an ihm vorbeistreichen, um das Wort an irgend Einen der Gesellschaft zu richten.

Das bunte, fröhliche Durcheinander war durch die

augenfeinlich nicht ganz willkommene Erscheinung des Grafen etwas gedämpft. Nachdem aber Horst sich zu einem halb verlegenen Gespräch mit der Frau Doktorin gesunden, schenkte man unbeeinträchtigt wieder zur früheren Heiterkeit zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Schwärmer.

Erinnerungen aus Egypten.

Von
H. Stadler.

Entzogen Augen und Gedanken sind längst erwartungs- voll auf die Feste und Lustigen Feiertage bei der nahe bevorstehenden Eröffnung des Seesalons gerichtet — das hat auch mit der Erinnerung nachgezogen und das Herz königlich schwelgen lassen nach dem Lande der Pyramiden und des Nil und seinen herrlichen Reichtümern. Dieser allgemine gespannte Blick auf Egypten wird auch meinen Erinnerungen in den Augen des Lesers einiges Interesse sichern.

Die Egypten das Land der Räthsel und Esphäre ist, so ist es auch das Land der räthselhaften Menschen, der Menschen, von denen ich behaupten möchte, daß sie, wie jene oben erwähnten jabelhaften Wesen des Alterthums, menschliche Köpfe und Thierkörper haben. Verräthet wird indessen nur dem ganz erklärlich und nicht paradox erscheinen, welcher im Orient jene Vermische beobachtet hat, die den Kapi vollen Witz und Wiedersinn und den Leib in Lumpen gekleidet haben.

Ich lernte in Egypten Menschen kennen, die vielleicht ein halbes Duzend Mal im Leben Spaziergänge von Kairo nach Teiki machten und davon sprachen, wie wir polirten Menschen über eine Spritze von „Nin nach Helandod“. Dutzendmal sah ich, die in Vertheil und Abwandlung so bekannt waren, wie in Suez und Senna, wandelnde Medusen und Niederbächer, Menschen, auf die Karten des Meeres überhaupt, das der wahre Weltler auch der wahre König ist, paßt, wie der Stern in die Nische. Ja doch das Reich dieser Mönche die Phantasie und das weite Wissen und Kräfte.

Um sich für diese eigenthümlichen Wanderebel zu interessieren, muß man sie jedoch näher kennen lernen. Man muß sie nicht aus der Ferne mit dem Periscope des Teurichten betrachten, sondern man muß zu ihnen herantreten, man muß sie studiren. Dazu gehört natürlich die Kenntnis ihrer Sprache, ihrer Sitten und Gebräuche, denn es sind keine italienischen Legation, keine allgütigen Nummern, die man, weil sie Besizer sind, mit einigen Wenigsten geprügelt machen kann. Ein solcher Weltler braucht kein Geld und kein Mitleid nicht, denn er ist der immer willkommenste Gast des Meeres und der allgütigen Natur. Vor allen Dingen betrachtet er die, den Anderen abzugeben, den Feind seines heiligen Glaubens, mit mitleidigem Auge, und er wird der gegenüber sehr weislich sein, obwohl sonst sein Mund überfließt von Worten der Weisheit, die er in Indien gesammelt, von goldenen Sprüchen, fortgetragen aus der gelben Wüste, und von den Edelsteinen arabischer Nieder.

Sprichst Du fertig seine Sprache, sprachst Du nicht indistinkt nach heiligen Thingen, bist Du ihm oft begegnet und hat er keinen Spott über seinen Glauben aus Deinem Munde kommen hören, so wird er nach und nach zurückziehen und spricht in Deiner Gegenwart wohl ein Wort von seinen Reiseabenteuern und den Wandern seiner Väter, wie sie die schlaue Schöberrade, der große Kalktrumpf des Orients, nicht besser erfinden konnte in der „Geschichte von Sindh dem Seebater“.

Ja, der ich den Mohammedaner liebe, weil er ein kindliches, portliches Gemüth und eine Religion von großer Schönheit hat, glaubte anständig, mich zu diesen Menschen herabzulaßen zu lassen, bis ich fand, daß ich mich kaum zu ihnen erheben konnte, was Nothe und Gernüth betrifft.

„Und das Ungewisse!“ hörte ich da Jemand fragen, der auch einmal im Orient gewesen ist. Ueber Jweiller, ich rede nicht von den hebräischen, halbnackten Völkern, die, fast wahnfinzig gemacht durch Sonnenhitze, Schmutz und Ungewissheit, mit weissen, zwei Fuß langem Haar in den Straßen Kairo's herumtaumeln und auch Weltler sind und auch wohl Vermischte heißen, ich rede von einer ganz anderen und viel edleren Sorte Menschen — ich rede, wie gesagt, von den Menschen unter den Weltlern der Welt, und will Dir im Verlaufe dieser Skizze einen solchen vorstellen. Er war einer von denen, über welche ich das sag:

— — — — — Am Ganges.
Ein Gangis nur gibt's Menschen.

Gewisser Weise, wir sind am rothen Meer und zwar auf der gegenüber Seite desselben, unweit der bekannten Tschabel Gebirg (Schneefeld). Wir befinden uns in einem kleinen Thale auf dem Anstanz, um Höhen zu steigen.

Das Thal war voll schroffen, massigen, vegetations- losen Felsen umgeben, aus denen eine Quelle herab- kam, welche vielleicht nicht einmal das ganze Jahr Wasser hatte, aber doch Fruchtbarkeit genug verbreitete, um im Thal einige wilde Aepfelbäume und Sandelbäume zu haben, die mit ihrem staubigen Wurzelsystem den Thalland einen melancholischen Anstrich gaben.

In diesem Thalle hielten, wie zahlreiche Spuren

im sandigen Grunde herum, nämlich Frauen und Schafe, welche wahrscheinlich herbeigekleidet durch ein halbverdorrenes Kamelkudde, sich hier zu Tausenden Horden zusammengekauert hatten. Tieren ähnlich sah ich das kahlköpfige Vieh zu sein und sah mich zu dem Behnke eine milde Tattelpalm mit herabhängenden Weiden aus, die sich ungefähr in Schichten von dem erkrankten toten Kamel befand.

Nun, mein alter Kamelreiter, hatte verwundert von meinem Vorhaben, hier zu übernachten, gehört, und in Anbetracht der bösen Wetter, die im Thale banien sollten, Protest eingelegt. Ich erwiderte ihm jedoch klar, daß Allah überall sei, und schickte ihn mit der Bede nach den Schweißbergen zurück, mich am folgenden Morgen mit seinem Kamel abzuholen.

Nachdem ich einigen Eseln und Fohlen, die ich im dünnen Rauche unter der Tattelpalm genossen, Arzneykugeln in meiner Spiritusflasche gegeben hatte, richtete ich mich bänlich und so bequem als möglich unter dem Baume ein, d. h. ich breitete meine wollene Decke über den Boden aus, hob Jagdtasche und Reismehlstrommel unter das Kopfkissen, legte mir Munition, Proviant, Gewehr und Stutzenbündel zurecht und machte meine Position so gut ich konnte mit den herabhängenden Palmwedeln.

Als das Alles geordnet war und ich zum Feuertreiben etwas gegessen und das Thal geräuschlos hatte, wurde die Gegend doch recht langweilig. Anfanglich wollte es gar nicht dunkeln, und als endlich der bleiche Mond langsam am Horizont betastet, da lag das Thalchen noch lange in heller, unheimlicher Dämmerung, denn die weichen Berge ließen das Mondlicht nicht herein und mir war es, als ob es hier nie Tag und nie Nacht werde. Rauchen durfte ich nicht, denn diese Wüstenhunde sind so feindselig gegen Tabakrauch, wie amerikanische Damen, und dem Jock der Jagd wollte ich doch nicht verfehlen. Wiederlegen durfte ich mich, aus Furcht, einzuschlafen, ebenfalls nicht; Angen und Pfeifen war selbstverständlich verpönt und so ruhte ich mich denn mit dem Gähnen begnügen. Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Palme, nahm das Gewehr quer über den Schoß und starrte in die blaue Dämmerung hinaus, bis mir die Glieder fielen und die Lider schwer wurden. Ich verfiel in eine Art unersättlichen Halbchlaf, in jenem Zustand, der sich trefflich bei man befindet sich auf der Grenze zwischen Schlaf und Wachen, bewegt sich in einer wahren Traumwelt und vernimmt doch jeden noch so leisen Ton, der das Ohr erreicht. Ich hörte, wie die Schakale wimmernd und wieselnd durch die Wüste zogen, ich hörte die Hunde in dem Arbeiterdrücken der Schwefelberge bellen, ich hörte sogar den Hufschlag eines Nachtrabpferdes, welcher über das Thal zog, und das eigenenthümliche Krachen der reitenden gelben Sprinamädchen, die hier zahlreich vorkommen. Jeden matten Fußschlag der stummen Wüste vernahm ich, aber ich hörte kein ungewöhnliches Geräusch, denn das hätte mich unbedingt geweckt.

Wie lange ich so schlummerte und tolles Zeug träumte, weiß ich nicht — aber plötzlich fuhr ich erkrankt auf. Mir war es, als ob ich in der Wüste einen langgedehnten Gesang gehört hätte, ungefähr wie ihn der Minaret vom Minaret ertönen läßt, wenn er zum Gebete ruft.

Indessen, das konnte unmöglich sein, ich mußte geträumt haben, denn hundert Stunden in der Wüste war keine Nacht und kein Minaret, außerdem sang zu dieser Stunde kein Minaret.

Ich richtete mich halb auf, denn mir that der Rücken weh, und blühte durch die dünnen Zweige. Der Mond scharte langsam über die Berge ins Thal, wo jetzt unheimliche Schatten zu spielen schienen, denn die Luft dampfte und

ein leiser Lichtschein bewog während die herabhängenden Weiden der Tattelpalmen.

Es war unheimlich kalt in dem einsamen Berges, ich aber fühlte mich unbekümmert, denn der kalte Nachtwind war eingetreten und ich schloß fest meine wollene Decke um mich, ohne mich zu erheben.

Da — — was war das?

Wieder der eigenenthümliche, gedehnte Gesang, den ich vorher im Traum zu vernahmen glaubte, und jetzt machte ich doch und hörte deutlich folgende Worte in arabischer Sprache:

Allah — ha — ill — Allah! Allah — ha — ill — Allah!
Der ein Gott ist! Mohammed sein Prophet!

und kegelstirnigen Hitzhut, in deren langem, silberweitem Haar die Mondstrahlen spielten und webten, als ob sie einen Heiligenstein um das Haupt schlingten wollten.

„Was bedeutet Schach? der Kasse macht mich lachen.“

Ich fuhr ordentlich erschrocken vom Lager empor, erschreckte aber nun meistens den Derrisch, der ein entsetztes: „Ma-sch-Allah! (Mein Ding ist ohne Gott!)“ ausstieß. Als ich jedoch dem frommen Vögel mit freundlichem Grusse entgegen trat, beruhigte er sich und bald saßen wir beikammert unter der Palme und aßen Brod und Salz zusammen, d. h. wir schloßen die Freundschaft der Wüste.

Da ich Gesellschaft gefunden hatte, so war es mit der preßierten Dampfnägel doch nichts mehr. Ich spielte also den liebenswürdigen Wirth, entzündete ein Feuer, wozu reichlich Material vorhanden war, und richtete dem Haggi *) meine Pfeife, während ich mich mit Zigaretten beschäftigte. Zweier Zuvorkommenheit hatte ich es wahrlich zu danken, daß Haggi Mohammeds deutlich gesprochen wurde und mir Alles erzählte von seinen Reisen und daß er, wie Haggi Schaffu sagt, seinen Vort trüben sich von Liebern und arabischer Weisheit.

„Siehst Du, Offendi **),“

sagte er, indem er die Pfeife langsam unterstutzte und behaglich den Rauch seiner Pfeife durch Nase und Mund von sich blies, „siehst Du, ich komme soeben von Tschada und meine alten Kagen haben wieder gesehen, daß Allah groß ist. Mit da ein Christ hinauskommen, ein ungewählter Christ, hatte in Hairo etwas Arabisch gelernt und einige unter seinen Geheizen, wußte sich auch wie ein Kachgläubiger, wenn er gesehen wurde von Moslems, und der wollte die Kaaba befehlen mit seinem Heusch! Ma-sch-Allah! Bei meinem Vort, sie hätten ihn zu Tode gesteinigt, wenn die Priesterin aus Hairo nicht gesehen wäre ***). Und Haggi war der Kampagne *) dabei, so Holz, daß mir Haggi auf ihn gemacht haben.“

„Wer? Wie heißen denn die?“ fragte ich.

„Hörst: „Es wird uns Teinen Gerichten Das Weiden Thä kennen nicht, Der Kader in der freien Welt Seht sich nach Westwinden nicht. Mit Teines Kachst Gebrüder, Welche Du und ich sehen nicht. Und mit dem ersten Hitzhut Weist Du auf wachen Weiden nicht.“

„Allah Du mit einem Key zu uns, Wer auch Tein Thä von Seiden nicht.“

„Wie guckst Du und pflügst Du Ten Unterholz von beiden nicht, Ein Güter, der die Wälder nicht, Hört um Thä der mit Seiden nicht, Ten Seiden der Wälder nicht, Und mit Teinem Thä betreiben nicht.“

„Hörst, sagte er nach einer Pause, nachdem er nachdenklich mit seinen klugen Augen eine Heilung in die Luft gestarrt hatte, ich weiß nicht, ob Du ein Mohammedaner bist — aber bist Du es nicht, so verdienst Du es doch zu sein, sage mir, warum sind die klugen Christen so narisch, immer nach Wetta zu wetten?“

„Weiß ich denn der Weg davon verboten ist?“

Der Derrisch lächelte und nicht mit dem Kopf und sah mich freundlich an mit seinen hellen Augen und erwiderte: „Offendi, Du bist jung, aber Dein Mund ist weise — ja, ja, das ist's, verboten! — Es ist etwas Schönes um das Verbotene. Ich habe in Teibi einen Freund gehabt, das war ein nartlicher Schneider; er verfiel sein Weib mit der heiligen Formel, weil er sie hätte wie eine Ansfänge. Als er sie aber später nicht wieder beirathen durfte nach dem Gesetz, ist er geworden ein Schmeichler.“ Und der Alte nickte mit dem Kopfe und blinzelte mit den Augen und meinte sein schönes Christenbrot zu

*) Haggi, hebräisch Haggi, „Haggi.“

**) Derrisch, hebräisch Derrisch.

***) Der Kader von Tein Kader's hebräisch Kader.

*) Der Kader von Tein Kader's hebräisch Kader.



Heine's Wüstensiedlung bei Haggel (Cisterzienser-Abtei Calatayud). Originalzeichnung von Haggel. 12. Hb.

„Wohl dem, der auf dem Weg des Derrisch geht! Wohl dem, der nicht in Wust und Sande liegt. Die Palme drückt, die sich der Welt nicht biegt. Allah — ha — ill — Allah! — Allah — ha — ill — Allah!“

Ich bin sonst nicht frommer Natur, gestehe aber, daß mir bei diesem Gesange, zu dieser Stunde und an diesem Orte, die Götzebeut überfiel. Ich sprach — der Gesang wurde fortgesetzt, langsam kam er näher und näher, jetzt vernahm ich schillernde Tritte im Sande und nach wenigen Minuten erschien im vollen Mondlicht des Thaleingangs eine heraldische, schwarzröthliche Gestalt in Tüll *)

„Wohl dem, der auf dem Weg des Derrisch geht! Wohl dem, der nicht in Wust und Sande liegt. Die Palme drückt, die sich der Welt nicht biegt. Allah — ha — ill — Allah! — Allah — ha — ill — Allah!“

*) Haggi, hebräisch Haggi, „Haggi.“

**) Derrisch, hebräisch Derrisch.

***) Der Kader von Tein Kader's hebräisch Kader.

*) Der Kader von Tein Kader's hebräisch Kader.

und her und lachte in sich hinein, gerade als ob auch er die verbotenen Früchte ließe.

„Hah!“ machte er nach einer Pause — „was sind aber alle Decker gegen die Blume des Paradieses, gegen den Mundhauch der Houris, gegen das hübsche Licht Odens, gegen das Verbotene des Verbotenen — den Hadschisch! Weist Du, was der Weiber schämer, die Hosen düstiger, den Tabak lächer, den Kameel beiser, den Tischer vornehmer, die Religion heiliger macht? der Hadschisch, Offendi, nichts als der Hadschisch!“

Und als wollte er mir das auf der Stelle beweisen, riss er in seinen Tüll, holte ein leidendes, geducktes

Beutchen daraus hervor, klappte frisch die Pflaume, legte ein wenig Hadschischpaste darauf, zündete das Ganze vorförmig mit einem Stückchen glühender Holzlehe, kullte mit zwei tiefen Jügen seine Lungen und rindte mir dann die Pfeife.

Ich hatte vorher nie Hadschisch geraucht und gerüche, daß mir das heilige Kraut mit seinem unendlich süßen Geruch alle Nerven erfüllte und mich in eine eigenthümlich gedehnte Stimmung versetzte. Es liegt etwas wunderbar Veranschaulichendes im Rauch des Hadschischs, mit dem alle Wohlgerüche der Welt keinen Vergleich aushalten. Wenn ich auch diesmal nicht die eigenthümlichen Wirkungen spürte,

welche das Hadschischkraut mit sich bringen soll, so begreife ich doch vollkommen die poetische Agerisierung der Araber für dieses Kammerparat und glaube sogar, daß Scheherzade, die Königin Nihilbach des Orients, eine Hadschisch (Hadschischbinderin) gewesen ist, ehe sie Sultanin wurde.

Das Rauchertraut rauchte meinen Alten angeraumt und gesprochen. Er schwagte bunt durcheinander, regierte Lerte, sang Lieder und schlug mit den Händen auf seinen Schenkeln den Takt dazu, oder bewegte in rhythmischen Wellen Kopf und Oberkörper wie eine tanzende Brillenschlange.



Das Hadschischkraut in Treiben. Nach einer Photographie, auf Holz geschnitten von Kollar. (Z. 646.)

Es war das ein sonderbares Bild in der stillen, poetischen Wägenacht. Um und die Karren, wilden, zerklüfteten Ästen, wie feingewanderte Wägen des Wädes, in welchen der jetzt im Jemisch stehende Mond Tagesbelle verkehrte; neben mir im Wäde stehende Palmen und der alte, tolle, grell vom Feuer beleuchtete Fernwäde mit seinen monotonen Weiden und seinen wackelnden, gnomenhaft vom leuchtenden Wäde übertragten Kopf. Ueber uns aber lachte und glühte der afrikanische Sternenhimmel und die mit dem halsständigen Hauch des Hadschischs geduckte, tiefe Nachtluft umschloß unsre heißen Stirnen.

Ob unsere Stirnen wirklich heiß waren? —

Frage! Kreilgast, ob die Stirnen der Poeten, Araber und Hadschischkraut heiß sind — der kennt Alle.

Es war Morgen geworden. Wäde, der Kammerreiter, stand mit seinem gurgelnden Thiere bereit, und ich bei meinem Wäde das lehrte zur beliebigen Benutzung an. Dieser aber schüttelte lächelnd sein Haupt, reichte mir die Hand und sagte:

„Nah das, Offendi, meine Füße sind das Wehen gewohnt, und wenn ich beritten zu meinen Freunden, den Beduinen, kam, so wackten sie in ihrem Wäde an. Ende denken: Haggi Mohammed sei reich und stolz geworden und an Stelle seines Herzens liege unter dem Tüll ein Goldbeut. Sehr wohl, Haggi (Freund) und der

Prophet sei mit Dir; in Wäde (Wäde) leben wir uns wieder, in-ech-Allah (so Gott will), wenn der heilige Hadschisch (Hadschischmonat) gekommen ist.“

Nach eisen Wäde und dahin wanderte der gute, wilde — wie sag ich gleich? der wahre Wäde und der wahre Wäde. Als ich, auf meinem Kameel sitzend, das Thal verließ, sah ich noch lange keine kräftige Wäde dahinschweben in der klaren Luft der Wäde und sein langes Haar und sein flüchtiges Tüll flatterten in der Morgenluft, wie das grüne Tüll eines lebenden Wädes, vor meinen Thier aber summt es:

„Es wird ein Tüll Wäde sein.“

Erspargendes ein kleines Mädchen vor dem Ertrinken im Gießgraben rettete. Allgemeines Lobeswegen errichtete der Tod des Geheimen Sanitätsrathes Professor Dr. Wilm, der an den Folgen einer Nervenlähmung, die er sich durch Verwundung bei einer Obduktion zugezogen, gestorben ist. Wir verlieren in ihm einen treiflichen Augenarzt, der sich namentlich durch Humanität gegen die Ansicht ausgezeichnet. Wilm besah ein so strenges Pflüchdelgeiz, daß er sich auf Mächtig gegen seine Kranken jede Ergolungsbreite im Sommer verjagte und selbst nach seiner Entladung wider den Rath der ihn behandelnden Aerzte die Praxis noch fortsetzte. Die blühenden Studierenden haben als Proficirer des hundertjährigen Geburtstages von Alexander von Humboldt, dem auf Antrag des Professors Wischow ein Denkmal errichtet werden soll, einer Juchend nach dem ehemaligen Wohnhause Humboldt's in der Cramerburgstraße veranstaltet, auf dem ein Rosmarin und Wädel der Freie geloben waren; die Kofen trägt die Stadt. Die Freitode hielt Voss' (geh. Rath Doer). Am Vornitrag hatte die feubende Jugend das Andenken des großen Namens in der Aula der Universität durch Rede und Gesang gefeiert. Wir werden gelegentlich manches Interellante in Ehren Humboldt's aus unsern Jugenderinnerungen mittheilen.

Notiz-Blätter.

Clipping.

— **Wilde und Arme.** **Wohnen in 5 Häusern von Hermann Schmitt.** (Hilfen, die der Engländer Lancelotti, (Brugg), schreibt.) Ein geliebter, kleinerer Jünger schenkt der Frau ein kleines Bild, das eine unendliche Reue, das wie ein Kieselstein aus dem Meer der Qual-Intuitione ihm und begründet und großartig ist — und im wachsenden Reiz ist ein kleines, kindliches, zitterndes, das einem und maniert den Hängen entgegen — für das Wohl des Volkes und der Kinder: — und die Liebe und in dem Kampf selbst — der der Arzte gewandter, der moralische Weg führt sich. Eine reiche, lebendige, heile, soet und mehr charakteristische eigenartige Beschaffen umgeben lebend den tiefsten Arm der Mensch.

Die **historische geographische Reisen und Entdeckungen** älterer und neuerer Zeit (z. B. Göttinger) fällt in ihrem vierten Bande wiederum aus thematisch interessant als vorstehendes bedeutendes Werk: Reisen im atlantischen Ozean im Jahre 1665, von Willem Blotius, in dem Göttinger Band 3, 2, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 82

[illegible][illegible][illegible]

Wie denn der erste des oben Vlies IX. enthaltende Band von Dr. Raffi, Professor der italienischen und der allgemeinen Literatur an der Universität, mit Aufmerksamkeiten abgelesen wird, die dieser seinem Werk zur Erläuterung seines, von ihm heraus gegebenen Aristoteles-Commentars beilegt. Das italienische Original wird mit 125 Exemplaren abgedruckt und in Paris gedruckt, die Druckkosten des Hiesigen Bandes sind in Paris bezahlt, die Druckkosten des Hiesigen Bandes sind in Paris bezahlt. Dieser Band wird der Gesellschaft Jhs. weiter eingeleitet. Wende noch ansehnliche Werke aus der Geschichte des Reiches wird zum ersten Mal aufgeführt, ein historisches Werk soll es bald sein. Die Fortsetzung der Aristoteles in zwei Bände, die die monumentalen Nachrichten im Detail und alle übrigen in der ersten Reihe der Gesellschaft Jhs. überlassen. Das Werk, dessen Band 2 Millionen Franken betrug, erschien mit einem Aufwande der typographischen Kunst und Photographie aussehender, als ein Werk ganz in französischer Sprache. Unter seinen Beförderern steht der Herr von Colonna mit oben an.

— In den letzten zwanzig Jahren wird nahezu ein Drittel englischer Damer-Literatur, in französischer Dameristik, erschienen sein, unter denen David Davids' reizvolle Damer-Literatur der Jüdischen Welt freilich die beste ist. Aber nicht nur der „Fandor's Guardian“, doch auch der große Lord Rotherham, nach dem als David Davids' eines Beinen in Arbeit steht. Ja, auch die in England populäre Damer-Literatur, zum Beispiel, ist aus ihren ungeliebten Damer-Literatur, die immer die plattestem alle Vögel zu sein, zu einer literarischen Damer, „Wahrheit“ in jeder anderen Damer eine neue Damer-Literatur von David Davids als Damer, welche aber wiederum nicht in einer bekannten Regel von Grenzen für ihre Damer gebührt ist. Nach den wichtigsten Damer zu schließen, ist David Davids' nicht immer die von Damer zu schließen, als Damer, als Damer die Damer (reimlich Damer) Damer gemein ist.

Bildende Bücher.

— In die zur Veränderung geordneten Räume des regement-
bater. Komf sind am 22. Juli unter großen Spektakelmäßig die
Gefangenen eingekerkert worden, und bald kam die Nacht und Trübnis
unserer Zeit einen mächtigen Trübnis geleitet. Im September
Theil des Herbst, das der beinahe 600 Jahren (1876) begangen
wurde, sehr nun herab zu und (stetig) durch die Herabsetzung der
Anlage, wie auch die verhängnisvolle Ausbreitung die Ausbreitung
heraus. Man erinnert sich gelegentlich ihrer Zeit darüber das Ver-
schwinden des Königs Ludwig I., ohne dessen theilhaftige Hilfe der Bau
wohl kaum die Zeitgenossen genossen werden würde.

2011年11月

[illegible]

an der Defekts des pariser Theaterunternehmers Vodeloup hat auch in diesem Jahre eine Künstlerkolonie aus Deutschland unternommen. Dieser hat er auch die Partitur eines fünfaktigen Oper, betitelt: „Aglaia“, Text von Rivett und Beaumont, Musik von Nicolas Janonides, zur Aufarbeitung für das Theater bestimmt. Diese Oper soll ein großartiges Ausstattungsstück sein. Der Text ist dem bekannten Roman: „Die letzten Tage Comedus“ von Bulwer entlehnt.

— Das überzeichnete Gemälde in Wem wird sich auch mit der Zeit bläuen. Es soll die Einheit der Strömungsböden der Moral-
gründe angezei- geten, der Bilder in historisch-liche Grängen
— Die überzeichnete Gemälde in Wem wird sich auch mit der Zeit bläuen. Es soll die Einheit der Strömungsböden der Moral-
gründe angezei- geten, der Bilder in historisch-liche Grängen
— Die überzeichnete Gemälde in Wem wird sich auch mit der Zeit bläuen. Es soll die Einheit der Strömungsböden der Moral-
gründe angezei- geten, der Bilder in historisch-liche Grängen

Зеленая экономика

[illegible]

der britischen Gesellschaft (das Anglikanische Bistum) West-Indien) erregte ein neues, von Dr. W. D. Richards erlassener Apparat: allgemeinere Nützlichkeiten, und er scheint geeignet, in der Abtrotte eine wichtige Rolle zu spielen. So ist ein logisches „Jahreszeiten-Bücher“, welches das Prinzip, daß (nach) jährliche Veränderungen (sicherlich) den Prozess der Abtrotte darstellt. Das Apparat besteht aus einer Reihe von Karten, die die Veränderungen, welche mit einem bestimmten Zeitraum in Verbindung stehen, zeigen. Diese Karten sind durch ein System von Linien verbunden, die die Veränderungen in der Abtrotte darstellen. Die Karten sind in der Abtrotte angeordnet, so daß sie die Veränderungen in der Abtrotte darstellen. Die Karten sind in der Abtrotte angeordnet, so daß sie die Veränderungen in der Abtrotte darstellen.

Erfolgreiche experimentiert und u. A. Die Chern sind Aomafes in Einzel geschnitten, während diese in der Begegnung einen Stoff bereitet.

— **Zust** **Vertheilung** **von** **Grasweiden** **erfahren** **wir**, **dass** **Legion** **Wiesentener** **von** **St. Peter** **Hausen**, **der** **am** **16. August** **mit** **2100** **Ketten** **von** **Ordnung** **unterteilt** **ist**, **am** **1. August** **an** **50° 37' N. B.** **und** **11° 15' E.** **bei** **Dampfer** **Strecke** **von** **der** **Vertheilung** **aus** **um** **eine** **von** **General** **Thom** **geben** **hat**; **zur** **Schliffen** **Sie** **ist** **er** **der** **Dampfer** **Elektro** **und** **der** **auslässt** **Schiff** **Ustle**, **aber** **jeden** **Abend** **an** **ihren** **Schliffen** **er** **erfahren**. **Der** **Regulierung** **Genie** **besteht** **bei** **der** **Sie** **ist** **ist** **in** **der** **Nähe** **der** **Vertheilung**.

[illegible]

Verkehr.

[illegible]

Stallik.

— Man kann sich einen Begriff vom dem Umfange einer Arbeit, wie die Aufzählung sie erfordert, machen, wenn an Formulationen für die Praxis Kinderreichthum circa 20,000 Sind Befragungen, 2,500,000 Sind Aufnahmestellen, 1,350,000 Geburtenstellen u. s. w., im Ganzen 6,500,000 Daten an verschiedenen Stationen

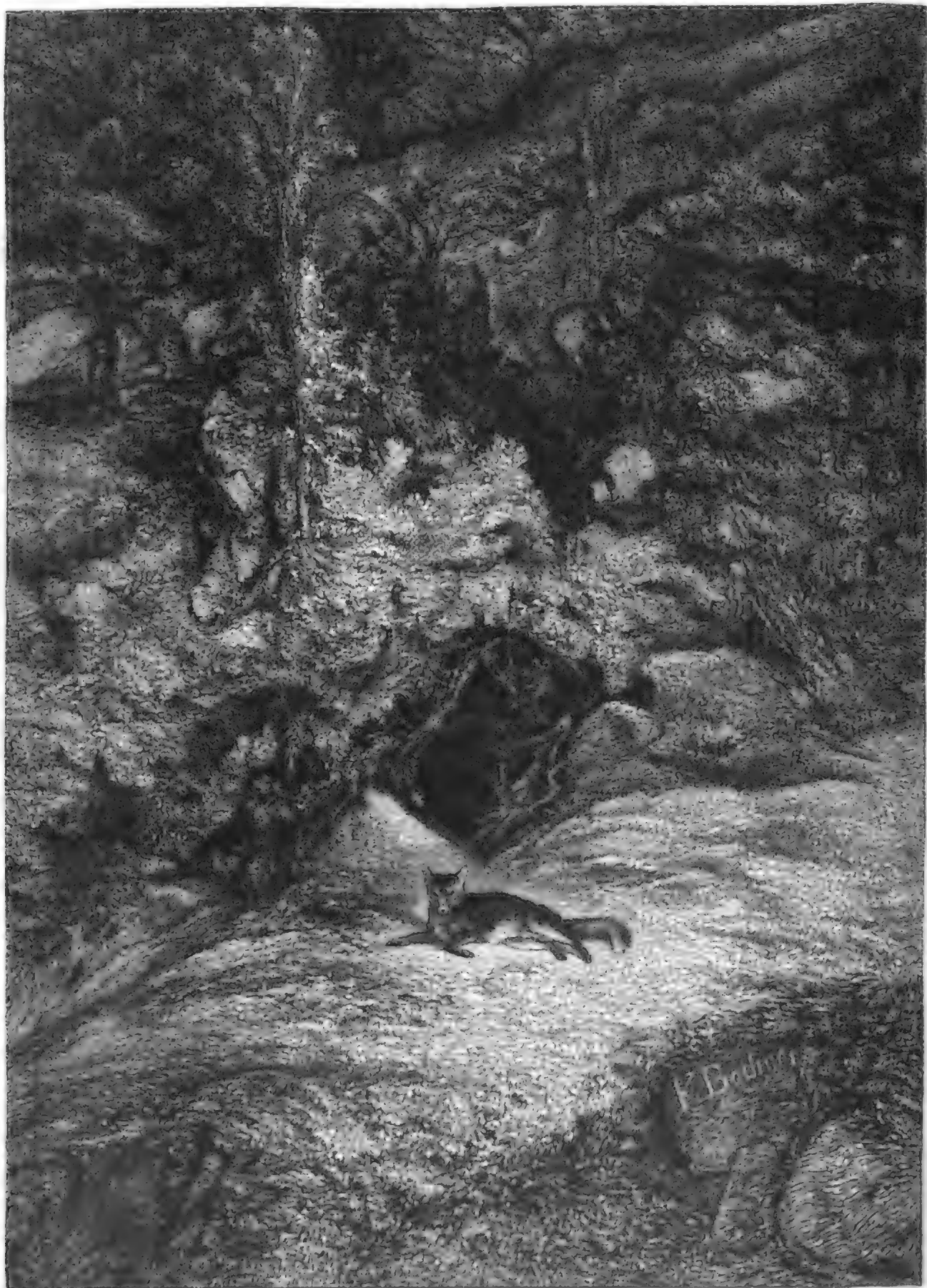
— Zu Qued wurde am 16. August ein Festmahl für einen der Männer gehalten, welche aus mangel und einkaufsmangel für die Unmöglichkeit festgelegt gestellt haben. Jedoch haben, nach der ersten Einkäufer der Fremden und des neuen geschlossenen Glases und als letzter, als Teilnehmer und als Förderer im Ausgange, in der Summe von der größten Bezahlung, später mitteilt im "Kriegsbericht" eine der besten Stellen der letzten Partei, das das Festmahl, welches ihre kleine Zusammenkunft nicht mehr verlor.

Грѣхъ не.

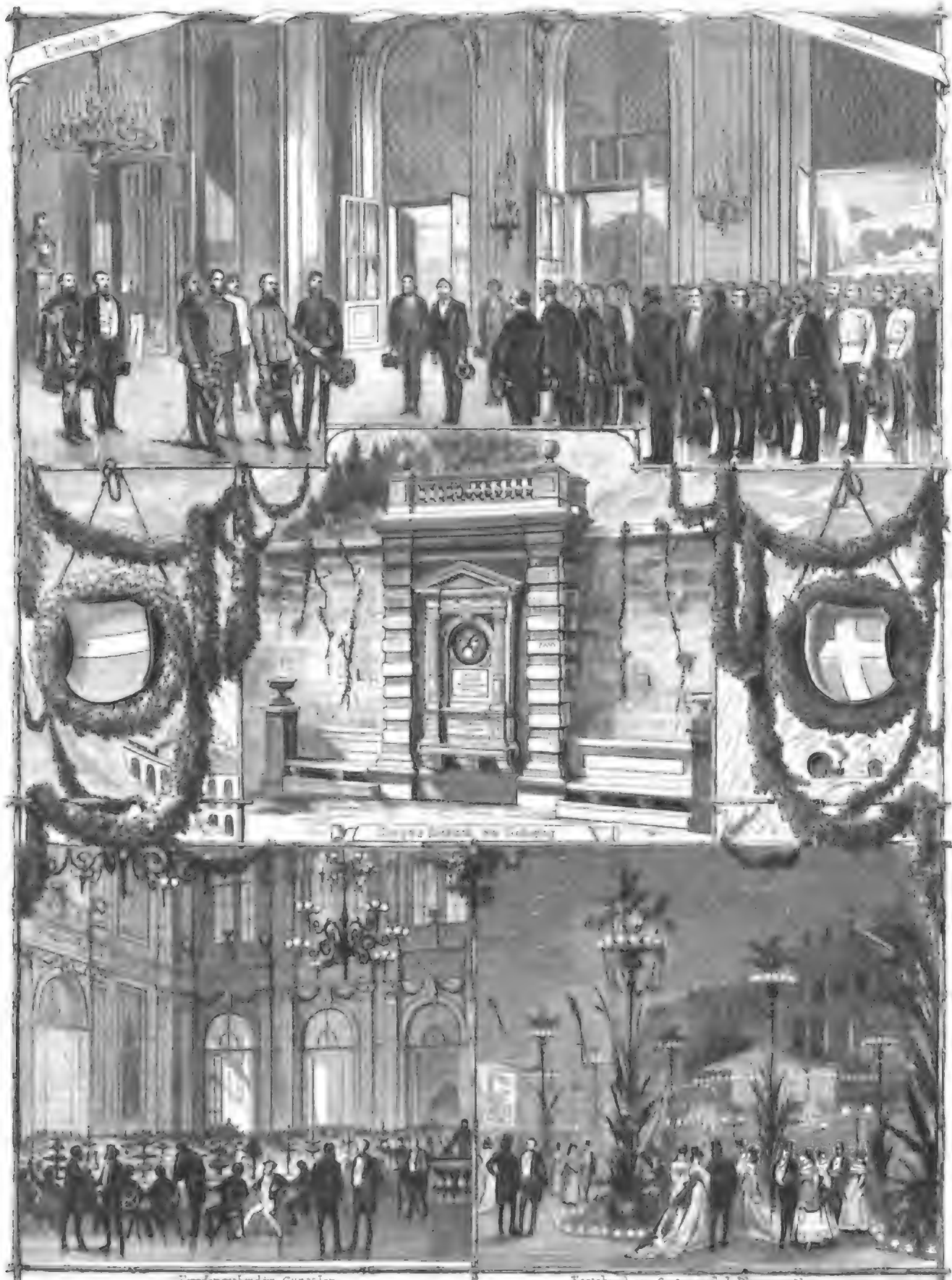
— John H. Hobbins, geb. 1808 in Salisbury, der berühmteste Richter aus Strasbourgs Kreis, in Pension bei New-
York.

Neue literarische Erscheinungen

[illegible]



Der dem Hühner. Von R. Perrot. 12. 441



Empfangsabend im Corsalon.

Festabend im Garten und d. Blumensalen.

Der deutsche Glühwein-Restaurant in Zürich. Originalzeichnung von J. Kappeler. (Z. 812.)

auch nur leise und aus Versehen — so war die schönste Pouteri im Gange. Aber:

O Jerm! Jerm! Jerm!
Wo sind sie, die vom dreien Steine
Nicht wandten und nicht wichen?

verhollten — und der Breite Stein mit ihnen. Einst, als die alten hallischen Studenten aus den Ferien zurückkehrten... waren die lieben breiten Steine verschwunden. Die gute Stadt Halle wollte ihren vielbesuchten Studenten die Steine des Antikes (säubertlich aus dem Wege räumen, um das viele Blutergießen zu können... Aber wann hätte Bruder Studio sich so leicht seinen liebsten Zug wehmen lassen? Die Studenten wußten, als sie den Breiten Stein nicht mehr fanden, und waren der guten Stadt Halle mit den Broden der lebhaften Klatterung noch überein die Herber... das war der Halle davor! Und dann suchte und fand Bruder Studio in Halle gar leicht hundert andere Wege, die zu demselben Ziel führten, wie der Breite Stein — oft zum letzten Erfolg!

Zur Zeit unserer maßgebenden Geschichte hörte nun anhalt des Breiten Steins in Halle die Kumpel. Das war und ist noch heute eine ganz gewöhnliche, eben so unbedeutende Strasse, wie jede Ede, nur zwei Straßen sich kreuzen. Aber Bruder Studio von anno 47 erhielt die Ede der Klausurtrache zu einer ganz ungewöhnlichen, blutigen Bedeutung. Im schlichten Mittagsmessen sah man ihn scharenweise, in der einen Hand die ernterbrustende, dunkelrothe Tabakspfeife, in der andern den gewichtigen Jiegenhaken, in rechter Hand aus allen Richtungen der hallischen Weidreie nach der Kumpel zu kommen... um zu sehen, wie viel neue, lebhafte „Staubel“ heute „gerempelt“ würden — oder sich im glücklichen Falle selber ein Staubelchen anzusehen. Ja, die Kumpel ist für Halle der alte Duelle.

Ha! ha! hal! aufgesch! — Schab! da respeln schon ein Blauweissbener und ein Grünblauweissbener in der eleganten Briefe gemeinam!

„Mein Herr, was das mit Vorlag?“

„Nein, mit Abtag.“

„Dummer Junge!“

„Sehr freundlich — ich darf wohl um Ihre Karte bitten?“

„O mit dem größten Vergnügen!“

„Ich danke bestens... also wir werden uns finden...“

„Natürlich... ich denke wie gewöhnlich!“

„Also heut über acht Tage in der blauer Haide!“

„Um fünf Uhr beim Waldlater!“

„Ich habe die Ehre.“

Ja, ja, Bruder Studio von der hallischen Kumpel ist viel leiser und gebildeter geworden, wie jene alten, verworrenen, verfallenen Duelle:

... die vom dreien Stein
Nicht wandten und nicht wichen...

Aber das Ende der lustigen Geschichte, die auf dem Breiten Stein oder an der Kumpel begann, ist so ziemlich immer dasselbe: eine stille Quart — eine richtige Verz...

... oder gar ein lächerlicher Schmitz durch eine Waldhaide, durch das das junge, hoffnungsvolle blühende Leben par...

... Aber lustig ist's doch, solche flotte Pouteri draussen in der grünen, lustigen delauer Haide am schönen Frühlingssamstag... ist so lustig wie ein echter anhaltischer Eierkuchen! Und wie die schönen Anhaltenerinnen — vorziehen auch bei solchen amüsanten Spektakeln die schönen und unbedeutenden Hallenserinnen, daß sie von Rechts wegen eigentlich die jählichen Kerzen haben. Von Mund zu Mund geht's wie ein Lauffeuer durch die gute Stadt Halle: „Heut Nachmittag gehen wir und ja viele beim Waldlater los!“ — nur die Augen und Ohren der ehrlichen Hallenser „Habe!“ sind gewöhnlich hermetisch verschlossen. Eine schredliche Geschichte, die einst einem namhaften Generalarm in der delauer Haide passierte, bleibt den Wäldern ein neu im Gedächtnis. Er war erst jung und hatte gekommen und noch nicht tief genug in die Gemüthsstille eingedrungen, wie man in der hohen, kaligen Wäldstille an der Saale lebt und sich paßt. Er zog sich hinein in die delauer Haide, eine Studenten-Pouteri abzupfeifen — trumm und lahm bodelte er am späten Abend seine wenigen mühsam getriebenen, ganzen Knochen nach Hause. Bei dem Worte „Jiegenhaken“ konnte er sich nie mehr eines niederliegenden Tröpfelns der Demuth erwehren. — Also ganz Halle — mit Ausnahme derer, die es eigentlich wissen mußten — weh um die löbliche kleine Volksbelustigung am Waldlater. Und wenn es dann draussen in der schönen grünen Haide heißt: „Zeit Euch anz — bindet die Klüngen!“ — „Gebunden ist!“ — „O — o!“ — und die „Spere“ laufen durch die Luft und schlagen laut gegen einander, daß die Bäume krachen und die Schmitze fliegen... da sitzen auch die schönen Anhaltenerinnen Solg-Körns rund herum unter den Bäumen und frischen Sträupel und eifen Butterbremen und amühen sich tollstoll.

Ja, die Kumpel ist eine wunderbare Erfindung für Halle. Auch König Lump und seine getreuen Unterthanen sollten selten auf der Zuckerbüchse — aber der lustige König respelte „gründlichlich“ mit. Das war seiner leichtlebigen, bequemen, barockalen Natur vollständig zuwider.

„Ich hummelnd amühen!“ — das war seines Studenten-Lebens Zensur — und die zog ihn auch Tag für Tag unwiderstehlich dahin: in der Kumpelende die Klausurtrache auf und ab zu dämmern. Aber schon am zweiten Tage nach der Einführung des Ordens der blauen, auschweifenden und einkehrenden Kumpen wartete des Ordensmeisters für diese Verhöhnung der Couleuren der Nachengel in der orangeblauweissen Kumpelgasse des „blauen Telemach“.

Der Studio von Kumpel war ein berühmter Schläger unter seinen Volk, der nach nie „abgeführt“ war, aber

sonst ein gewaltig kleines Mysterium. So war er stets in der größten Verlegenheit, was er in den Tanzpausen mit seiner Tänzerin anfangen sollte. Da hatte der König Lump ihm einst, als er noch harmlos mit den Brange-süßerbrüchigen liegte, ein noch durchaus nicht verbrauchtes Mysterium Kompositum von „höchsten interaktanten geistlichen“ Unterhaltungs-Themen in's Gedächtnis, das begann: §. 1. „Mein gnädiges Fräulein, welche Aud-nischule haben Sie in Ihren Hühnerschnecken besucht?“ §. 2. „Mein gnädiges Fräulein, haben Sie dort auch den schönen Roman von Genelon: Les aventures de Tele-maque?“... und endigte §. 13: „Mein gnädiges Fräulein, nicht wahr, Sie sind doch auch ganz meiner Meinung: es geht nichts über ammenoderer Expedierfischen mit Kap-pen-jeln!“... und der arme Kumpel hatte seinen Telemach und seinen Expedierfischen mit Kap-pen-jeln auf dem nächsten Hühnerschnecke richtig neunmal hintereinander im Schwimmschwimms Augenblicke abgepöbel... Seit diesem Abende blieb er in ganz Halle: „Der blöde Telemach!“ Die eigene und die Verhöhnung seines couleuren Volks zu rächen, hütete sich nun der blöde Telemach an der Kumpel aus und den oglos auf der andern Seite der Klausurtrache auf und ab qualenden König Lump — rem-pelte ihn wüthend an und rief ihm sein kühnliches Kumpen-band vom Halse... Als einige Antwort schlug unser Held ihm seine Peize in's Gesicht...

„und die Pouteri geht los!“

Das ganze Volk der Kumpen war in nicht geringer Verjörung, da ihr geliebter König in seinem lustigen Leben noch auf seiner erhabenen Klippe gestanden, ja, kam einen Schläger in der Hand gehabt und auch sehr standhaft verweigert hatte, sich in der Gedächtniszeit noch „einpaulen“ zu lassen. Nur mit seinen getreuen Kumpen packte der lustige König jumeilen in barockaler Weise, indem die Kumpen mit Freude beifällig waren und jeder Streichtrich auf dem Hock für einen Schmitz galt. Doch unter Held bezieht seine alte Lustigkeit vollkommen — in bester Form lieh er sich von den Kumpen auf den Platz am Waldlater führen und die närrische Vorstellte machen. So trat er — gegen allen Volk-Gemut — mit dem Anstand eines Sango Pansa in den noch nie so äppig blühenden Rang der strompflenden hallischen Anhaltserinnen und realisierte sie mit den ausgeführten feinsten Grobheiten. Tann wandte er sich lächelnd gegen seinen schäumenden Vesper: „A propos, theuerster Telemach, ich verlag ichthun bei meinem Konversations-Kurs ein sehr wichtigen Paragraphen — eine Liebeserklärung, ohne die keine echte hallische Volksgesellschaft enden darf — also: §. 14: „Mein gnädiges Fräulein —

Da ich ja doch den Kumpen
Und kühnlich Gumpelstern
Für Peize der Arme Schmitz:
O wann ihn an Teia Gert...“

„Ad Inca — legt euch aus — bindet die Klüngen — gebunden ist — o — o!“

Obi wir König Lump drauf los packt — allen Volk-regeln zum Geden immer von oben herab, daß kein ver-dutzter Gegner genug mit der Kumpen zu thun hatte...

„O weh! da springt von der Wand der Kumpen die Klüngen unserer Heiden und schmitzt tief in den Erdboden — die Schmitzen springen draus!“ — doch schon hat König Lump die kluge Klüngen seines Gegners ergriffen, sie ihm zu entreißen, und er läßt nicht los, bis das Blut in Strömen von seiner graulich aufgeschliffenen Hand niederfließt...

Da erbt von einem der auf Wackelpfeifen gegen näst-mige Kumpel runderum angeschrien frische der übliche Warnungsruf: „August — los! August — los!“ — und von allen Seiten, selbst aus den letzten Wäldchen der Lächer von Halle, laut es wieder: „August los — August los — saure qui peut!“... „Halt!“ wie Wäld mit dem schnell jumeilengerathenen Kumpelapparat in die Klüngen schmitzt...

... selbst die schönen Anhaltserinnen des haligen Wäld-sches stieben auseinander, wie ein Volk Hühner... Nur der arme blutende König Lump blieb übrig... Vom Blutverlust geschwächt, kriecht er nur mit Mühe in das nächste Gebüsch...

Doch es war eine schändliche Verleumdung, daß ein wohlbestallter pedellus academicus — zu deutsch: Nach-treter! — der guten alma mater Fridericianna ernstlich daran gedacht habe, den Wäldserinnen ihr, wenn auch ein wenig blutiges, Vergnügen zu stören.

Als die getreuen Kumpen sich davon überzeugt hatten, daß von einem akademischen „Habe!“ volles August — in der ganzen delauer Haide aus kein einziges böses Hühchen zu sehen, leiteten sie auf den Platz zurück, sich nach ihrem geliebten Könige umzusehen... seine Spur von Er-Wachung. Endlich kam ein Kumpen auf den guten Einfall, einer Kumpen, die von der Bläue in der Mitte des Kamp-platzes ausging, zu folgen... Es fanden sie ihren Ueber-her in dem Geduld mit geschlossenen Augen — vom starken Blutverlust ohnmächtig — blüht wie der Tod — in seinem Walde schwinde... Eine halbe Stunde später die Klüngen — und die wahrhaftige Geschichte vom König Lump wäre hiermit aus gewesen!

So fürchte fast, meine willigen Leser müßten un-ferren traurigen Heiden selbst auf Stoffen meiner Geschichte die ganze Ende von Herzen können... denn muß das Ende dieses armen, leichtlebigen, verbummelten Studenten nicht nach allen Regeln der Logik und der Moral notwendig ein noch viel tröstlicheres werden... verbor-ken... gekörben...?

(Fortsetzung folgt!)

Volkswirtschaftliche Briefe

Dr. Hugo Schramm.

VIII.

Die Blüthezeit des alten Handwerks war die Periode, in welcher sich die Staatsgewalt äußerst knapp und die soziale Gliederung äußerst kräftig zeigte. Aber die vielen in sich verbundenen Glieder der Gesellschaft fanden theils die entsprechende gemeinsame Verbindung gar nicht, theils verloren sie dieselbe wieder und entzweiten in fruchtbarer Hölzung. So begann die wesentlich negative Arbeit einer langen Zeit, welche die alten sozialen Verbindungen aufhob oder wenigstens löste, und das, was sie ihnen an Recht und Gerechtigkeit nahm, der formalen Staatsgewalt zufließte. Der Liberalismus im gewöhnlichen Sinne leerte seine Triumphe und schwanke zwischen dem ihm eigenthümlichen beiden Polen: der rein individuellen Freiheit und der einseitigen, über Allen gleichmäßig waltenden Staatsgewalt.

Diese Arbeit ging stufenweise von oben nach unten: der Staat erhob sich über die konstitutionelle Monarchie und über die Autokratie, ständische Verbindungen und ganze Feudal-staaten brachen zusammen, Jahrbücher wurden aber orienten sich mühsam dem Völkervereiche, Zwang und Abhängigkeit der Junkie und Annungen hien oder stehen im Begriff zu fallen. Nur noch einzelne Krümmen des alten Gebändes befehlen den Boden, auf welchem die freie geistige und körperliche Arbeit der Menschen unter dem schützenden Schirm des Staates nach Glück und Zufriedenheit ringt. Dabei gehört namentlich das Konzeptionswesen, das dem volkswirtschaftlichen Grundzuge unbedingter Gemeinlichkeit geradezu Hohn spricht.

Unter Konzeption versteht man die einem Individuum oder einer Gesellschaft ertheilte obergesetzliche Erlaubnis zum Betriebe solcher Gewerbe oder zur Errichtung solcher Gewerbeanlagen, die nur nach vorgängiger obergesetzlicher Genehmigung betrieben werden dürfen.

Der geschichtliche Prozeß, den das Konzeptionswesen durchlaufen hat, ist nicht in allen Ländern derselbe gewesen. In manchen Staaten, wie in Frankreich, wurde es früher namentlich zu fiskalischen Zwecken ausgedehnt. In der Periode des aufsteigenden Absolutismus verwandelte es sich aus einem Mittel ständischer Monarchie in das Werkzeug einer Staatsstrafe, welche die Forderungen der Volkswirtschaft und Gerechtigkeit auf politischem Wege zu einer möglichst ignorablen Geltung brachte und durch Willkür des kaiserlichen Junkies den Weg für eine freiere Industrie bahnte.

In Teutland, wo die industrielle Entwicklung gegen die sogenannten Gewerbeverbände ankämpfen mußte, istete sich allmählig ein Gewerbe nach dem andern von den junktigen Verbindungen der Arbeit in die Arme des Staates und bestimmte die Regierungen um Ausnahmeverordnungen, um die Bevölkerung mit den künftigen Gewerbezeugnissen versorgen und gegenüber der Konkurrenz; gewerbefreier Länder nur einigermaßen feststellen zu können. Die Abhängigkeit des Staates zur Willkür des Junkies wurde auferte sich namentlich in dreifacher Richtung: er mußte 1) das Verbot des Gewerbebetriebes auf dem Lande mildern und in proklerten Dörfern Stämmer und Dandwerler, wenn auch in sehr beschränkter Anzahl, zulassen; er mußte 2) den Betrieb derjenigen Arbeiten gestatten, die in seinen der eigen-tlichen Junkiegewerbe passten und zum Theil ganz neue Stoffe betreiben; er mußte 3) in den junktigen Gewerben selber das Arbeitsgebiet zu Grenzen einiger vorgeschriebener Meister erweitern und ihren Uebergang zum Fabrikbetriebe in irgend einer Weise sanktioniren, denn das Junkies, vor Jahrhunderten ein großartiges Merkmal des gemeinlichen Fortschritts, war zum Hemmnis jedes Groß- und Fabrikbetriebs geworden. So mußten sich die Regierungen, die noch nicht „Höflichkeitseigenen“ genau waren, Gewerbe-freieit zu gewähren, doch aber auch nicht eine Reihe der lohnendsten neuen Gewerbezüge aus ihren Grenzen ver-bannen und die Ausdehnung und Veredlung derer von bestehenden Gewerbe verbieten wollten, entwürfliche, Ausnahmen zu gestatten und eine Unzahl von Konzeptionen gemäßermaßen als Betriebe gegen die Beschäftigten von Seiten der Junkie zu ertheilen.

Zugleich erblühte darin der Bureautismus eine be-queme Unterstufe, bei einseitiger Einschränkung der Gewerbe-freieit seine begünstigende, schützende und fördernde Rolle fortzuspielen und einen guten Theil seiner früheren Machtstellung zu behalten. Die Landstände der einzelnen deutschen Staaten konnten sich in ihrer Abhängigkeit ebenbürtig ge-werbliche Zustände denken, die sich von selbst, ohne Hülfe der Verbände, entwickeln, und den belästigten Schlagschlägern von einer wirtschaftlichen Anarchie und Demoralisation liehen sie gläubig ihr Ohr. Der im Jahre 1835 er-schene Entwurf einer Gewerbeordnung für das Königreich Bayern beweist das Meiste erstliche in den Worten ge-radezu „das Recht der Verletzung von Gewerbebeschränkungen jeder Art als Ausfluß der Souveränitätsrechte des Landes-herren und der Staatsgewalt, und als eines ihrer wichtigsten Attribute“, und bezeichneter demgemäß „die Oberaufsicht und Leitung der ganzen Landesindustrie von Seiten der Regierung als wichtige Staatspflicht“. In demselben Entwurfe proklamirte der Verfasser, ein Festhalten an dem ersten Grund-prinzip, daß die vom Staate zu erlassenden Vorschriften über diejenigen Verbindungen, unter denen die selbständige Ausübung eines Gewerbes statthaten, daß die Grundlage einer Organisation der industriellen Arbeit der ganzen Volk-s bilden!“ Ein solches System der Leitung und Organi-sation des menschlichen Gewerbes wurde geradezu Beleg zum sozialistischen Staate führen, und man kann sich nur höchlich verwundern, wie es möglich ist, daß sich noch in

der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts habe deutsche Staatsbeamte sich auf fast überalligen Plätzen bezeugen. Uebungen hat sich selbst in manchen Staaten, deren Regierungen der Industrie gemogen waren und Monopolen in „liberalen“ Weise erteilen, trotz des Junktimers sogar ein blühender Handelsbetrieb entfaltete. Den sprechendsten Beweis dafür lieferte das gewerblühende Königreich Sachsen, wo inzwischen auch die Gewerbefreiheit eingeführt und vor zwei Jahren die Probe darauf so glänzend auf der Gemüth Industrie-Ausstellung bestanden worden ist. Die Rede, welche der sächsische Minister des Innern bei Gelegenheit der dortigen Preisvertheilung hielt, war in gewisser Beziehung ein größeres Ereignis, als die bekannte, so dummhelle und pomphafte Preisvertheilungsrede Napoleon's III. Ohne sich auf „bis zur Jungferlichkeit“ Abstimmlungen einzulassen, sah der Minister jedoch die Sache selbst in's Auge. Er hatte eben eine Industrie-Ausstellung vor sich. Und welchen Eindruck machte sie auf

ihn? Er sah sich genöthigt, der Freiheit, wenn auch nur auf gewerblichem Gebiete, offen seine Huldigung darzubringen, und eröffnete demgemäß sehr erfreuliche Aussichten in folgenden Worten: „Es gilt, auf dem betretenen Wege festen Fußes zu beharren, selbst wenn wir bei weiterer Ausbildung der Beziehungen, in welche wir auch auf gewerblichem Gebiete zu unseren Bundesgenossen im Norddeutschen Bunde treten, finden sollten, daß wir vermöge unserer freieren Gewerbeverfassung den Letzteren mehr gemäßen, als uns nach dem Stande ihrer inneren Verfassung zur Zeit von ihnen gewährt werden kann, — trotzdem zu beharren, weil Sie mit mir die Ueberzeugung theilen werden, daß das Ziel, welches die Bundesverfassung zur Umwandlung der gewerblichen Thätigkeit im Bundesgebiete anstrebt, und zu dessen Verwirklichung mitzumachen die sächsische Regierung für eine ihrer wichtigsten Aufgaben hält, nicht erreicht werden kann, wenn wir die vor kurzem erst beseitigten Schranken wieder aufrichten wollten, sondern

nur dadurch, daß wir unsere Bundesgenossen zu beheimlichen suchen, sich den Grundgesetzen zuzuwenden, die bei uns seit einem halben Jahrzehnt zur praktischen Geltung gelangt sind.“

Wäre nur aber dabei nicht stehen geblieben, sondern auch die letzte Konzeption in dieser Beziehung den volkswirtschaftlichen Forderungen gemäß: das Konzeptionswesen beibehalten, dessen System, wie es sich hauptsächlich neben dem Junktimen und zur Unterwerfung desselben in den günstigen deutschen Staaten herausgebildet hatte, ein schreckliches Unrecht, eine Rechts- und Gesetzesverletzung war, und in der Neuzeit nur noch dazu bestimmt ist, einwige Unzulänglichkeiten, die von der Ausübung eines Verwaltetes erwartet werden können, dadurch zu beseitigen, das man theils die Bedürfnis- und Zweckmäßigkeitserfrage entscheiden läßt, theils nur geeigneten erscheinenden Persönlichkeiten die Erlaubnis dazu erteilt, wie man ja auch durch die Stellung der Konzeptionsgewerbe unter die Verwaltungs-



Die Kaiser-Wilhelm-Schule in Berlin. (Entwurf von G. Thiersch 1874.)

gehörten benutzt gewesen ist, durch augenblickliche Entziehung ferneren Rückdrucks ein Ende zu machen.

So brüht der Staat (i. B. dem Kulten von Kindergärten und Privatschulen, der Ausübung der ärztlichen und advocatorischen Praxis, dem sogenannten Preisgewerbe, dem Theater u. s. w.), wie der demokratischen Verfassungsmäßigkeit (i. B. dem Betriebe von Lotteriedosen, schwindelhaften Aktienunternehmungen und — wie dies noch in Österreich der Fall — dem abwechselnden Promessenspiel, ja sogar christlichen, unchristlichen Gewerben mit oder ohne Verlangen den Stempel der Autorisation auf. Und wohl verstanden, wir wollen dem Staate nicht das Recht der gleichmäßigen Ueberwachung streitig machen. Nein, wir erkennen jenseit bei den letztgenannten Erwerbszweigen dankbar an, daß der Staat über Ordnung und Sitte wacht; das Ansehen des Staates steht aber so hoch vor unserer Seele, daß wir ihm da, wo es unvermeidlich sein mag, das Geheben-

lassen, niemals aber die beströmende, ausdrückliche Erlaubnisvertheilung unchristlicher Gewerbezweige zugestehen wollen.“ (Herm. Kersch, „Der Staat und die Volkswirtschaft“, Leipzig 1883, S. 70.) Ueberdies haben alle vorliegenden und vorstehenden Maßregeln bei sämtlichen konzeptionsierten Gewerben (Körpersuche*) nicht verhalten können, und sind Uebertretungen keineswegs selten, als in solchen Ländern, wo man diese, dem Geiste einer patriarchalischen Regierungserneuerung entsprechende, überliche Vormundschaft über Individuen und Gemeinden nicht kennt. Ja, man hat gerade in allen denjenigen Staaten, die sich einer freien Bewegung erfreuen, abgesehen man nicht verkennt, daß die Freiheit kein Schutzmittel gegen Verfalls, Ueberverfälschung, Verfalls und Verfalls ist, die der wirthschaftlichen Menschheit nun einmal nicht zu ersparen sind, die Erfahrung gemacht, daß das Publikum weit vorsichtiger ist und weit strengere Selbstkontrolle führt, sobald es sich von dem blinden Vertrauen auf die Exekutive, namentlich in Geldangelegenheiten, befreit hat. Grund genug, daß man auch

das Konzeptionswesen sollen läßt, das den freien Betrieb nur hemmt, seinen Zweck aber aus den verschiedensten Gründen nicht erreicht. Und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich der Hoffnung lebe, daß wir uns auch dieser Erwerbszweige früher oder später erfreuen werden, denn ich denke in Anlehnung der fast allerwärts der Gemeindefreiheit mehr oder minder bereits zugeordneten Konzeptionen an Schiller's ewig gültigen Ausspruch in „Wallenstein's Tod“:

„Alle ich der Sonne Scheiteln in dem Dunkelheit
Kalt, es ist so kalt, so kalt, so kalt, so kalt,
Und in dem Dunkelheit steht das Leben.“

Der deutsche Eisenbahn-Kongress in Wien.

(Eisenbahn-Zeitg. S. 101.)

Unter den Faktoren des öffentlichen Lebens nehmen die Eisenbahnen die wichtigste und bedeutendste Stellung ein. In der Zeit des höchsten Aufschwungs unserer Ortschaften und Arbeiterkraft, nämlich der Eisenbahn, mit Recht einen der ersten Plätze ein. Ihnen hat Millionen Menschen anvertraut, ihnen ist unzählbares und wertvolles Gut und Untergut in die Hand gegeben, ihnen ist der Wohlstand vieler Städte und Länder anvertraut.

*) Die eigentliche neue Gewerbezweige werden längstens bezüglich der Konzeptionsgewerbe sehr zu wünschen sein. In einigen ist der Fall der Konzeptionsgewerbe sehr zu wünschen. In einigen Fällen werden sie vollständig als Konzeptionsgewerbe aufgeführt, in anderen wird bei den nicht freien Gewerben unterlassen, je nachdem sie ihrer Ausübung eine staatliche Erlaubnis oder das Recht der öffentlichen Kontrolle, oder eine öffentliche Aufsicht, oder eine öffentliche Aufsicht bedürftig sein soll; u. s. w.

*) Dieser haben unterstellt die Verhältnisse des Konzeptionswesens, nämlich, was am Wichtigsten, zu politischen Zwecken, indem die i. B. die Konzeptionsgewerbe wie ein Staatsgewerbe über dem Ganzen der Bevölkerung haben stehen lassen. Wie leicht kann man diese Verhältnisse zum Verstande bringen!

Wenn solche Kräfte zusammenkommen, um die neuen Fac-
schritte zu beschleunigen, um sich gemeinsam zum öffentlichen Wohl
zu berathen, so verdient ein solcher Kongreß gewiß den Aufmerksam-
keit des Publikums und insbesondere jener Stadt, welcher die zahl-
reiche Rolle befallen ist.

Was sollte auch nicht die Pflicht, so merke Werk würdig zu
beurtheilen. Und das lebende Publikum war so galant, der
Stadt den Vorzug in solcher Weise zu verschaffen. Das Publikum
schied unter Präsidium des kaiserlichen Kitters v. Ungerech aus
den Direktoren der vier Vereine: Kestner T. v. Aelster und

Kistner, Gutschke v. Bontour, Hombach v. Jacob, und Kistner
Gutschke v. Scharrer. Die Gewerbe war als die erste Ber-
rathung, welche die Gewerbe machte, und berath am ersten Abend
der Zusammenkunft, am dem das 18. Juli, nahm in den Rängen in
ihren eigenen Häusern, im Aussehen des Stadtpark auf zweiter

Wie man Toilette macht.

Originalzeichnungen von Th. Weber in Paris.

II.



Eine Dame des achtzehnten Jahrhunderts.



Eine Dame des neunzehnten Jahrhunderts.



Der Schauspieler.



Eine künftige Schreiberin.

in glänzender Beleuchtung ein wolkehalt schönes Bild bot, und be-
mühtete die Anwesenden, Künstler und gelehrte Burdenstager zuein-
ander zu bringen. Tausend erheben durch ihre Gegenwart,
und die Stimmung war bereits eine so annehmliche, daß der erste Abend
mit einem improvisierten Tanzfesten bei der Kaiserin Genuß schloß.
Am nächsten Tage begann die eigentliche Arbeit und das Tages
des Kongresses in den Sälen der Gartenbaugesellschaft. Präsident
Guthrie v. Hovater aus Berlin eröffnete die Versammlung mit
tönen, aber wackigen Worten. Darauf ergriß der österreichische
Kanzlerminister Febr. v. Menser das Wort und blickte die Herren im

Namen der k. k. Regierung herzlich willkommen. Nachdem er die
vollständigen Interessen vertrat, sagte er: Wir freuen uns, daß
Sie den Sitz ihrer Verhandlungen nach der Hauptstadt eines Reiches
verlegt haben, welches seit der jüngsten Zeit auf diesem Gebiete eine
höhere Aktivität entfaltet und eines hohen Aufstieges gewarnt
ist, und es wird das unvollständige Gerede der Regierung dieses
Reiches dahin gerichtet sein, der Genußhaltung des Kommunikations-
wesens die höchste Beachtung und die größte Unterstützung zu widmen.
Nach Schluß der mit großer Zustimmung aufgenommenen Rede
erfolgte der Redenabdruck für die Periode 1867-69, und der-

selbe wurde mit Genehmigung der Kommission genommen. Eine An-
zahl neuer Bahnen wurde in den Bereich aufgenommen, darunter
auch die Grand central belge von Brüssel, welches im Jahre
des Kaiser zum Bau zu Ertzhausen der Eisenbahn verlegt wurde. Ferner wurde
ein Beschluß gefaßt, das ständeparlamentarische Jubiläum des Be-
reichs am 10. November 1871 zu feiern, und schließlich in die Be-
rathung technischer-kommunikativer Gegenstände einzugehen.
Für 6 Tage an demselben Tage war der Kongreß zu einem Fest-
bankett geladen, welches die Direktoren der neuen Bahnen vor-
stalteten und zwar in den Gastmahlzeiten. Diese waren auch die

So sah er beim Leuchten der Blicke, wie schräg ihm gegenüber an Frenette sich geöffnet hatte, in dessen Wägen eine ganze weiße Gesellschaft saß — beinahe wäre er zusammengebrochen vor Schreck, er erkannte deutlich — ach nur zu deutlich in ihr die Geliebte seines Herzens, sie, die er so liebte — Aurora — und in dieser Lage!! —



Preis einzeln 1 Thlr. 1. — oder fl. 1. 45 fr. rhein.

Jahresausgabe: Bekanntes Bild, von Frau Richter. — Der Hiesiger von Palm, nach einer Photographie, von Frau Richter. — Ein Elefant in der Armut. — Zeit der gesunden Kräfte. — Ein Bild, nach einer Zeichnung von T. Richter, das die Geschichte der Armut. — Der Kämpfer in der Armut. — Die Armut. — Eine kleine Schenkung, nach einer Zeichnung von T. Richter. — Die kleine Schenkung, nach einer Zeichnung von T. Richter. — Die kleine Schenkung, nach einer Zeichnung von T. Richter.

Frau Martwart war eine noch schöne und blühende Erscheinung, trotz erwachsener Döhne und Fächer. Ihr ganzes Wesen grazios, heiter, formgewandt und dabei geistig durchleuchtet. Sie verstand sich auf Beobachtung der Menschen und wirkte fast zu Verleite zu gehen, wo es ihr galt, Jemand zu bekehren. In der That war sie und ihr Gatte durch Veronika in's Vertrauen gezogen worden. Wie sie nun über den schlimmen jungen Herrn geacht haben mochte, jetzt war es ihr nicht unlieb, daß er ihr gleich in den Wurf kam. Hatte sie doch mit raschem Blick erkannt, daß ein ganz Anderer sich in Herr's Weien ihr baskelte, als sie vermutet, anstatt eines frechen Zudringlings ein beherzender und etwas befangener junger Mann. Auch von seiner vortheilhaften Erscheinung war ihr durch Veronika nichts mißgefallen worden, wie denn überhaupt sie durch die Mithte nur eine ungewisse Schilderung erhalten, die sich durch der Angenehm gar nicht beäunnen wollte. Und freilich war mit Herr's Lebensumwandlung vorgegangen, eine erste Leidenschaft hatte sein Weien erschüttert, die bisherige weislich feste Verschiedenheit aufgelöst, und ein innerlich bewegtes Leben an ihm innertlich gemacht. — Die kluge Frau faßte sich dadurch angeprochen und dachte im Stillen: „Hier ist mehr als ich erwartet, er selbst ein Anderer — entweder geworden, oder ein Anderer, als die Auffassung von ihm gewesen. Aber nicht auch, ob nicht am Ende unsere kleine eine Krönung zu ihm verbitt und belumpft? Der weislich, and, ob sie nicht seine erste Leidenschaft mißverstanden hat? Dieß wollen wir doch näher in's Auge fassen!“ — So irk sie in der Unterhaltung einer

unbefangenen, anmuthigen Ton wolkte, wußte ihn reden zu machen und sein Vertrauen zu gewinnen, und nach einer halben Stunde des Umlerschwärmens erklärte Horst bei sich die Frau Doktorin als die angemessenste und liebenswürdigste Dame, die er noch kennen gelernt.

Man ging zu Tisch. Horst erhielt seinen Platz neben Frau Markwart, und Beide schienen nicht unzufrieden damit. Freilich Veronika sah am anderen Ende der Tafel, zwischen ihrem studentisch gelanten Vetter und dessen Freunden. Es ging da sehr lustig her, trotz ihres ruhigeren Wesens. Sie hatte keinen Blick für den Nachbar ihrer Tante, er schien für sie gar nicht in der Gesellschaft. Auch das übrige Volkchen nahm kaum Notiz von ihm. Er saß unter den Alten, er schien sich von der Jugend auszuscheiden, was ging er sie weiter an!

Nachmittags wanderte man in den hübschen Wald zum Reiten und anderen geselligen Vergnügungen. Horst wußte sich mit seiner „müßigen“ Freundin von der Gesellschaft abzumachen, und da sie wohl merkte, daß ihm eine Mittheilung auf der Seele brannte, gab sie sich seiner Führung hin. So gelangten sie zu jenem Felsen, der für den Liebenden eine so traurige Bedeutung gewonnen hatte. Frau Markwart ruhte auf der Steinbank aus, lobte den erquickenden Blick ins Grüne und betrachtete mit lümeliger Freude die Waldschmetterlinge, die diese Stelle zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt hatten, während ihr Begleiter stumm und wie geistesabwesend neben ihr saß. „Welch ein süßliches Geschöpf, dieses Häschen!“ rief die Dame. „Und förmlich sohm flattern sie um und Umherfliegen in ihr Weiser umher! Man kann die Hand nach ihnen ausstrecken und sie an sich locken — da, komm her — komm her!“

Da fuhr Horst aus seinem inneren Kasten empor, ergriß mit der Hand die zu ganz anderem Zweck ausgestreckte Hand seiner Nachbarin, daß diese erschrocken zusammenfuhr, und tief mit vor innerer Verwirrung bebender Stimme: „Beste, verehrteste Frau! Sie wissen durch Veronika, was geschehen ist. Sie wußten durch sie eine schlechte Meinung von mir gewonnen haben, und doch sind Sie gütig und freundlich zu mir! Lassen Sie mich denken, daß ich Veronika liebe, daß ich nicht ohne sie leben kann, daß ich zu Grunde gehe, wenn sie mit nicht verzeiht! Daß mein Leben elend, ein schales Nichts wird, ein verachtungswürdiges Dasein, das ich doch mit mir werfe, wenn Veronika nicht mein wird! Ich kann nicht unter ihrem Joch, unter ihrer Verachtung leben, ich mag nicht verzweifeln — ich — ich —“ Seine Stimme erlosch plötzlich, ein Thränenstrom brach aus seinen Augen, gegen den er, von leidenschaftlicher Aufregung förmlich durchschüttelt, vergeblich anzukämpfen suchte.

Auf einen solchen Sturm nicht gefaßt, saß erschrocken über diesen Ausbruch seiner Bewegung, und doch von regster Theilnahme ergriffen, betrachtete ihn Frau Markwart. Er rang nach Fassung, er schämte sich im Innersten dieser Ueberwältigung seiner Natur, und stammelte einmal über das andere: „Verzeihung! Ich kann nicht selbst nicht mehr! Verzeihung!“

Auch die Augen der Dame wurden feucht, sie nahm aufrichtigen Antheil, sie erkannte zugleich mit großem Erbarmen eine ganze Menschennatur, die sich unter der Macht einer tiefen und ganzen Leidenschaft vollkommen ausschloß, als alle Weltform und die Gesetze des Schicksals sie hätten zur Erleichterung bringen können. „Ich schätze Sie um so höher um dieses Ausdrucks Ihrer Bewegung willen, den Sie vielleicht für eine Niederlage halten!“ begann sie mit Vertrauen erweiternden Grundlichkeit. „Vertrauen Sie mir! Ich war anders über Sie unterrichtet, und Sie mochten Grund gegeben haben zu einer ungünstigen Beurtheilung.“

Horst neigte reuevoll das Haupt. „So ist's! Bitte ich um mein Betragen zurück, so ist mir, als hätte ich die Natur getwehlt. Ich bereue und kann doch nicht ohne Hoffnung leben!“

„Das lassen wir jetzt!“ fuhr Frau Markwart fort. „Sinnem Sie einmal ernst nach — ohne sich selbst etwas weiß zu machen — hat Ihnen meine Hände niemals in ihrem Betragen ein wenig Hoffnung gegeben!“

Horst schweig, er ließ im Fluge jede Situation an sich vorbeiziehen. Endlich sagte er traurig und mit einem Seufzer: „Niemand!“

„Seiham! Ich sehe, daß Sie nicht in Missionen leben, aber dennoch —“

„Als ich noch leichtfertig dahin lebte, wählte ich aus jedem Wort, jedem Blick, selbst aus ihrer Abweisung zu erkennen, daß ich begünstigt sei. Eiliger Thor! Sie behandelte mich wie einen albernen Knaben — wie ich's verdiente. Nein, sie hat mir niemals gezeigt, daß ich ihr werth wäre — niemals!“

„Wirklich seltsam!“ sagte die Dame nachsinnend. „Sie ist keine leicht verständliche Natur, so klar und einfach sie erscheint. Zudem trotzdem, wenn ich die Frauen recht kenne — vielleicht —“

„O theure, beste Frau!“ rief Horst beglückt, indem er die Hand seiner Nachbarin an die Lippen fuhrte. — „Sie wissen —!“

„Nichts, leider gar nichts!“ unterbrach sie ihn. „Ich

weiß nichts, ich kombinire nur erst. Veronika kennt Sie bisher nur wie Sie waren, nicht wie Sie sind — daß ich mit vollem Vertrauen diesen Unterschied machen!“

„So wahr — so wahr ich liebe!“

„Schön, ich will es glauben. Es gilt sehr, Sie von Ihrer Wandlung, von Ihrer wahren Neigung zu überzeugen. Wohl ist das nichts zu gewinnen, und viel kann ich dabei nicht thun. Veronika bleibt nun wieder daheim, aber sie wird es Ihnen nicht leicht machen, allein mit ihr zu sein. Ihr Bruder Ludwig kommt dieser Tage, kann sein schon morgen. Die Tante Postmeisterin bleibt auch noch einige Zeit im Hause — also Geduld, viel Geduld, lieber Graf! Und nun noch eine Frage. Wie stehen Sie mit meinem Neffen Ludwig Markwart?“

Horst schlug die Augen nieder und wuschelte fehmlich, er hätte die Jugendfreundschaft fortgesetzt. „Auch hier hat mein Leichtsinn viel verbrochen!“ sagte er.

„Veronika gibt viel, sehr viel auf das Urtheil ihres Bruders, lieber Graf, und in der That hat sie allen Grund dazu. Sie werden vor Allen Ludwig's ganz Meinung, seine Freundschaft wieder gewinnen müssen.“

„Ich will Alles daran setzen!“ rief Horst mit aufrichtigem Gefühl. „Doch ich erwäge auf Ihre Güte und Freundschaft rechnen! Doch ich Sie in Ihrem Hause besuchen?“

„Sie sollen willkommen sein und werden, denke ich, an meinem Namen einen ganz offenen und verhängenden Grund finden. Lassen Sie uns jetzt die Gesellschaft wieder aufsuchen! Es wäre recht schön, wenn Sie sich der beider Jugend ein wenig anständigen könnten. Wenn Sie künftig unter Haus besuchen, werden Sie viel fröhliches Treiben finden, und wer in einen fröhlichen Kreis selbst ein frohes Gesicht mitbringt, hat viel gewonnen.“

Unter solchen Worten schritt die Frau Doktorin mit ihrem Schilling durch den Wald. Gelächter schallte ihnen entgegen, die Stimme des Försters war am lautesten. Man jagte sich um die Bäume, der Alte hatte im Spiel ein junges Mädchen eingeladen, das ihm durch allerlei Seitenbewegungen die Jagd nicht leicht gemacht hatte.

Horst, der sich wie von einer drückenden Last befreit fühlte, trat mit in die Reihe. Veronika war nicht mehr im Kreise. Sie hatte im Stillen mit der Tante Postmeisterin den Heimweg angetreten, um zum Abendbisch zu rufen. Trotz ihrer Abwesenheit suchte Horst sich wenigstens äußerlich dem vergnügten Treiben hinzugeben, und es wählte seine Viertelstunde, so gestanden ein paar junge Damen einander, der langweilige Graf sei eigentlich „ganz we!“ — Den Heimweg nach der Försterei legte man singend zurück, und die jungen Damen konnten die Studentenlieder ganz frisch und geläufig abhören.

In allgemeiner Ueberraschung fand man im Förstehaus den Doktor Markwart, der noch auf eine Stunde nachgekommen war. Nachdem das Jubelgeschrei des Empfangs vorüber war, machte die Frau Doktorin ihren Mann mit dem Grafen bekannt. Der Doktor stieg einen Augenblick, allein ein Blick seiner Gattin und das bezeichnende Wesen des jungen Mannes schienen ihm viel sagend genug, um ihn nicht läst abzuholen. Der Doktor war ein großer, stattlicher Mann, seine Augen ruhten prüfend auf Horst. Sie unterhielten sich eine Weile, besonders über den verstorbenen Cheim des Grafen, den der Doktor recht wohl gekannt hatte. Daran knüpfte dann Horst die Bitte, auch seinerseits die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen.

Die späte Ankunft des neuen Gastes zögerte die Gesellschaft noch lange in den Abend hinein, zumal der Doktor, in beider Stimmung, auch noch sein Theil an der Landluft haben wollte. Veronika wendete kein Wort an Horst, obgleich es gar nicht den Anschein hatte, als wolle sie ihm gefühllos aus dem Wege gehen. Als sie einmal eine Sekunde mit Fräulein nahm, um sie nach der andern Seite der Tafel zu fragen, fügte es sich, daß Horst, der diesmal unter den jungen Leuten saß, sie aus ihren Händen empfing. Er verneigte sich und blickte sie forschend an, sie aber beantwortete mit heiterem Gleichmuth eine Frage über den Tisch, die ihre Cousine ihr zugerufen. — Und als die Gesellschaft endlich spät Abends abgeschieden war, vermißte Veronika auch nicht seine Verabschiedung. Sie erwiderte seine stumme Verbeugung und schien ganz gelassen amüßend, wie er sich bei der Tante Postmeisterin für die Einladung und den glücklichen Tag in so angenehmer Gesellschaft bedankte.

Mit geräuschlosen Empfindungen machte sich Horst auf den Heimweg. Schmerzlich war ihm die Mäute des Mädchens, die bittre Gleichgültigkeit ihres Betragens gegenüber seiner treuherzigen und immer wachenden Neigung. Sie zeigte ihm, daß er für sie nicht mehr da war, und doch, wie war wieder da, und mit ihr die Hoffnung, die Jürnade zu verschöner. — Es war fast Mitternacht, als er die Thüre seines Zimmers öffnete.

Zu seinem Erstaunen fand er seine Schwester Ulrike im Schlaf bei der Lampe sitzen. Sie legte ihr Buch bei Seite und erhob sich.

„Du schreist mich zu erwecken?“ fragte er.

„Das muß ich, wenn ich Sie eine Stunde abgewinnen will,“ entgegnete sie. „Wir leben uns nicht mehr des

Morgens, Du lässest uns Frauen allein zu Mittag, Du entziehst Dich uns Abends. So muß ich Dir die Nacht abkaufen, denn nicht länger mag ich mit mir umhertragen, was ich Dir zu sagen habe.“

„Alles so wichtig? Gut, ich bin bereit zu hören.“

Ulrike zögerte noch einen Augenblick, es schien als habe sie Ueberwindung nöthig, um zu beginnen. „Horst!“ begann sie darauf vorwurfsvoll, „Du kommst aus der Försterei!“

Er knippte. „Nun? Was soll's? Ja, ich komme aus der Försterei!“

„Du bist oft, bist täglich bei den Förstereileuten —“

„Doch Du mir nachgehst!“ rief er scharf.

„Ich nicht — ich habe mich nie um Deine Wege gekümmert, und halte es unter meiner Würde, fremden Heimlichkeiten nachzugehen. Aber es ist im Hause bekannt, und wir mögen es hören wollen oder nicht — kurz, ich weiß, Du hält — mit dem Mädchen da unten ein Verhältniß anknüpfen!“

Horst sah auf, von flammender Rache übergriffen. „Verahre Deine Zunge, Ulrike! Ich dulde nicht, daß man in diesem Hause von Dingen spricht, die mein Innerstes berühren!“

Sie sah ihn bestrebt an. „Die Dein Innerstes berühren? O, lieber Horst, man spricht noch anders davon. Die Dämonen betreiben es unter sich in häßlicher Weise —“

„Wer sagt es?“ schrie Horst, bebend vor Zorn. „Wer sagt es? Nimm ihn mir, und ich werde ihn zum Tode führen von meiner künftigen Verheiratung!“

Ulrike traute ihrem Gehör nicht. Von Schreck ergriffen sank sie auf den Lehnsstuhl nieder. „Du wilst — die Person —“

„Ulrike! Nicht weiter!“ unterbrach er sie, indem er in flammender Wuth ihren Arm faßte. „Wirst Du ein Mann, ich müßte Dich für eine solche Bezeichnung Veronika's niedersticheln!“

Die Schwester sah ihn mit Entsetzen an.

„Kommst Du?“ fuhr er sich machend fort. „Hast Du sie aufgefunden, sie nur gesehen, seit Du hier bist?“

Ulrike schüttelte das Haupt.

„Du dankst Dich zu gut, das Förstereind, mit dem Du einst spieltest, aufzusuchen, Veronika ist zu stolz, sich Dir auszubringen. Lerne sie kennen, und Du wirst das reiste, höchste, edelste Geschöpf in ihr finden, ein Mädchen, so reich an Geist, so groß an Charakter, daß — daß ich nicht weiß bin, in ihrem Herzen zu leben!“

„Und sie höst!“ entgegnete Ulrike, kaum der Worte wächtig. „Sie höst Gattin von Ewigkeit zu werden?“

„O Gott, nein! Davon ist nicht die Rede!“ rief Horst mit schmerzlicher Bewegung. „Ich liebe sie, ich bin der Hoffende, während sie mich von sich stößt, mit nicht die kleinste Günst erweist. Alles, was ich habe, möchte ich ihr zu Füßen legen mit meinem werthlosen Selbst, sie lehnt mich kalt ab und bringt mich der Verzweiflung nahe!“

„Horst! Horst! Sieht es so? Jedes Deiner Worte ist mir unlosbar! Du liebst und sie verachtet Dich! Und so ernst und tief ist Deine Neigung — verzeih' mir, ich wußte ja nicht! — Du gehst schwarzen Rümpfen entgegen — Du wirst überwinden müssen! Laß uns fort von hier, so bald als möglich laß uns abtreiben. So lange Du in ihrer Nähe bist, bleibt Dir der unglückliche Wahn, und Du kampfst Blinde daran, deren Ausführung unmöglich ist. Gegen eine Gefahr wie diese gibt es keine Rettung, als die Flucht!“

„Du bist sehr im Irrthum,“ sagte Horst darauf ganzmüthig. „Es ist kein Wahn, sondern die einzig wahre Neigung, die ich in meinem Leben gefühlt, und sie wird dauern so lang ich lebe. Von einer Ueberwindung kann und soll nicht die Rede sein. Ich war ein frischerer Knabe und taumelte gedankenlos durch den Tag. Durch Reifeilfertigkeit habe ich auch jenes Mädchen gewußt und beleidigt, aber ein furchtbares Wort von ihr brachte mich zur Besinnung. Ich habe in mir gekämpft und gerungen, und unter Qualen hat die Liebe mich mächtig gemacht. Jetzt weiß ich was ich will. Meis Lebensplan ist beschloßen. Veronika muß mein Weib werden. Noch traut sie mich nur aus den ungesegneten Thoren, ich hoffe auf den Tag, wo sie mein Herz ganz erkennen wird. Du weißt aus, wenn Du in dem geliebten Mädchen zu reipetiren hast!“

Ulrike hatte sich erhoben und durchmaß das Zimmer in großer Aufregung. Endlich blieb sie vor dem Bruder stehen und sagte mit sehr entschiedener Betonung: „Horst! Es ist nicht möglich!“

„Er machte eine abweisende Bewegung. Sie fuhr fort: „Es ist nicht möglich! Du hast andere Pflichten gegen Deine Familie, Dein Haus —“

„Wer ist das?“ unterbrach er sie rasch. „Meis Haus bin ich! Außer mir trägt nur Du noch meinen Namen. Die Familie? Ich dachte nicht, daß wir Beide, Du und ich, uns fort durch allzugroßen Selbst angedrängt hätten gegen Alles das, was sonst noch an uns herum hängt!“

„Es ist aber nie vorgekommen,“ eiferte Ulrike, „daß

ein Oas oder eine Gräfin Gigeleia aus dem Bürgerstande geschritten hätten. Unser Stamm ist rein geblieben —

Horst lachte in bitterem Hohn bei dem. „Nein, engelrein, unadulterirt! Soll ich sie Dir alle herzeigen, alle die reinen Charaktere, die ihr Vermögen vergeudeten und von sich reden machten, was schwer zu verzeihen war?“ — Er zählte in Eile ein halbes Duzend Namen auf, und rief ein Schreien und den Ausdruck unwilliger Beschämung in der Schwester Gesicht. — „Ja,“ fuhr er fort, „es ist ein solches Geschick, alle diese löblichen Personen zur Familie rechnen zu dürfen! Und für diese soll ich mich opfern, meine Zukunft in eine leere Formel einsperren, dem Glück entsagen, weil es die Konvention will?“

„So beschleß Du vor Kurzem noch nicht!“ rief Ulrike bestig.

„Nein, so dachst ich nicht, denn ich war in Vorurtheilen erzogen und konnte nichts Anderes. Seit ich aber gelernt habe, ein Mensch zu sein, ist das vorbei. Nicht ich erwarte dem geliebten Mädchen eine Ehre, wenn ich sie zur Gattin mache, ich werde es für mich als ein ehrenvolles Glück empfinden, wenn sie trotz meiner Fehler mich zum Heilen nehmen will. Die Tochter meines Vaters ist besser, nobler, vornehmer als hunderttausend Gräfinnen von Eigengeld!“

„Hörst, Horst — um Gotteswillen! Laß außer mir Niemand solche Besinnungen hören! Du bist nicht wieder zu erkennen! Aber, gesteht Du heimlich Veronika — was würde man bei Hofe sagen? Was bei Deinem Regimente? Deine Karriere, Deine Stellung in der Gesellschaft wären vernichtet. Und wie soll ich vertreten?“

„Liebe Schwester,“ unterbrach er sie, „darüber keine Sorgen zur Unzeit! Was den Hof betrifft, so — brauche ich ja nicht wieder hinzugehen, denn wir werden und doch einmischen müssen, daß wir wieder da nur geduldet werden. Und die Gesellschaft die Nase rümpfen über meine Wahl, nun — Du weißt, sie rümpft die Nase über Alles — so kann ich sie auch erwidern. Oder — aufrichtig! — war die gute Gesellschaft, in der wir lebten, wohl die beste Gesellschaft? Denk an so manches unserer früheren Gespräche! Es gibt auch sonst noch Menschen, und ich bin Herr meines Willens, glücklichster Weise sogar seit des Onkels Tode Herr meiner Verhältnisse. Ich will mir ein selbstständiges Leben bauen. So viel von mir. Was Dich betrifft — ja liebe Ulrike, da muß ich Dir den Weg offen lassen, ob Du mit mir, ob Du da leben willst, wo ich vielleicht nicht mehr zu finden sein werde!“

„Sprich nicht so, Horst! Sprich nicht so!“ schrie Ulrike. Sie hatte ihr Gesicht in das Lakenhucke geborgen und war in äußerster Bewegung. Wodurch sprang sie auf und umarmte den Bruder mit Heftigkeit. „Gute Nacht! Wie werden morgen weiter davon. Was Dich betrifft, soll auch mich beglücken — wenn Du Ernst und Kraft hast, es soll zu halten. Ach, hätte ich früher gemerkt — doch — gute Nacht für beide!“ Sie machte sich aus seinen Armen los und eilte hastig aus dem Zimmer.

Horst ging noch lange in der Stube auf und nieder. Erst im Gespräch mit der Schwester war eigentlich sein eigenes Wesen zum Ausdruck gekommen, der Moment, der ihn herausforderte, machte ihn klar über seine Lebenspläne. Diese aber standen nun in ihm fest. Er war trotz aller angelegenen Lebensformen eine unentwidelte Natur gewesen, die letzten Erfahrungen hatten ihn schnell gereift. — Nachdem er lange unbeschäftigt, nahm er plötzlich Feder und Papier, um an Veronika zu schreiben. Und er aufregte, so wenig geübt für das, was in ihm mochte und arbeitete, schon einen geläufigen Ausdruck zu finden, jenseit er das Blatt wieder. Er setzte sich an das geoffnete Fenster. Schwarz lag die tannendunkle Finsternis um das Haus, aber der frische Hauch der Nacht, der durch die Wipfel sammelte, sagte ihm, daß er in der Nähe der Geliebten wachte.

Und während er wachte und träumte, lag auch die Schwester schlummerlos am Fenster ihres Zimmers. Ulrike ließ in der Bewegung ihres Herzens Vergangenheit und Gegenwart an sich vorbeiziehen. Sie hatte sich einst zur Ueberwindung gezwungen, weil sie das Recht ihrer Standesvorurtheile über das Recht ihrer persönlichen Wünsche setzte, weil sie die Grundzüge ihres Bruders zu kennen glaubte, Grundzüge, die überhaupt die Schranken ihres bisherigen Lebens gebildet hatten. Und nun sprach Horst aus, was sie glaubte längst überwunden zu haben, nun wollte er sich ein Leben bauen, wie auch sie es einst geträumt, ein Glück, das sie dahingegen, gegen das sie sich durch Treg, weltliche Zerstreuung, durch das Gebot des Verstandes gestählt hatte. War dieses Glück jetzt noch wieder zu finden? Es stand hart neben dem ihres Bruders. Oder war es verflüchtigt für immer? — Ulrike durchwachte die Nacht, erst im Sonnenanbruch kam ein flüchtiger Schlafummer über sie. Und als sie erwachte, stand zugleich ein Plan vor ihrer Seele. Nach Kleide sie sich an, nahm einen leichten Sommerüberwurf und ihren Sonnenschirm, um in den Wald hinunter zu eilen. Es war acht Uhr Morgens. Das Kammermädchen sah ihr mit Erstaunen nach.

Nicht lange darauf fragte Horst nach der Schwester, — mit Frau von Trüben hatte er keine Lust, sich jetzt in ein Gespräch einzulassen. Als er erfuhr, daß Ulrike ausgegangen, wachte er auch schon, wach wie ihren Weg genommen, und segnete sie dabei. — Er ließ fassen, denn im Hause hielt es ihn nicht. Sein Weg ging nach der Stadt, um im Hause des Doktors Blumwald seine Aufmerksamkeit zu machen. Dort konnte er mit der Hausfrau doch von Veronika reden! —

Ulrike entsann sich des nächsten Wegs nach der Försterei noch von Alters her, so fand sie sich bald zurecht. Es war ihr auf diesem Wege doch etwas heimlich, daß sie sich erst heute dazu verstand. Nun galt es erst wieder anzuknüpfen, eine Unterredung zu übermitteln, während ihr Herz doch voll war, und sie gern gleich in ein ausgiebig vertrauliches Gespräch hinein gestürzt wäre. Noch bis gestern Abend hatte sie sich in die übliche Meinung über Veronika hinein gestürzt, das aber war durch des Bruders Eröffnungen verdrängt, sie beruhte, sie schalt sich selbst. Die Gestalt eines Mannes, den sie schätzte, der ihr seit gestern wieder innerlich näher getreten war, hatte die ganze Nacht über mit vorwurfsvoller Wärme vor ihrer Seele gestanden, und sagte sie jetzt förmlich hinunter, damit sie ein binneres Licht zu machen lerne.

Die erste Person, welche Ulrike im Forsthaus begegnete, war freilich die Tante Hofmeisterin. Diese fand des Knechts sein Ende, und noch weniger der Worte über die hohe Ehre, die gnädige Gräfin unter dem Dache des Bruders begrüßen zu dürfen. Bald kam auch Veronika. Wenn die Gräfin bereits gestimmt war, gut von Veronika zu denken, so that nun die Erscheinung des jungen Mädchens das Ihre, um sie völlig fest zu empfangen. So viel Anmuth, vornehmer Haltung und schönes Maß des Betrugens hatte Ulrike nicht erwartet. In ihrer Freude ward es ihr nicht schwer, den lebenswürdigen Gast zu spielen und die Gefährdungen, welche die Tante herbeibrachte, gefällig annehmen. Veronika witterte eine Absicht und hielt sich vorsichtig, gemessen, nicht im Geringsten zuvorkommend.

(Fortsetzung folgt)

Ein deutscher Humorist.

Biographische Skizze

von

M. Goltz.

(Herausg. von: Forsthaus Goltz, C. 1825.)

Es mag den modernen Lesern, welche mit so unendlichem Hochmuth die höchste Nase über die Frivolität der Belletristik rücken, als etwas Ungeheuerliches erscheinen, wenn man ihnen zu beweisen sucht, daß es für den Schriftsteller bei weitem leichter ist, das Gemüth des Lesers in eine ernste, tiefste Stimmung zu versetzen, als durch unsere Worte den Ernst des Lebens von seiner Seite zu verschleiden, und ihn mit uns hinwegzuweisen in's farbenprangende Märchenland der Fiktion und des goldenen Vaders!

O wenn wir so frohlocken wären, wie es Euch gefällt ist, und zu schreien, laßt, wie so kommt es denn, daß in so vielen Werken unserer Phantasie wie zuerst — ganz zuerst die wunderbare Seite des Menschseins leuchtet, und daß wenn wir auch später Euch strengere Bewandeln malen, prangende Feinden jagen und düstere Gärten, die doch nur dazu dienen, damit Ihr die Wunde des Lebens nicht sehet, die Wunde desto oder — desto jammervoller!

Und sagt, warum hat der düstere Weltschmerz eines Heine ein ganzes Heer von Epigonen wie der Fuß des Pompejus aus der Erde gestampft, während so gar Wenige sich bemühen, in den Fußstapfen Jean Paul's zu treten? Denn wir sind froh, warum so viele Schauerromane, warum so viele Dramen und so wenige Lustspiele auf der Bühne. . . — und was für Lustspiele!

Nein, der Jüng, der im neunzehnten Jahrhundert durch das Leben weht, ist kalt und ernst, und — er mag es wollen oder nicht, der Schriftsteller kann sich dem Einflusse des Lebens, in welchem er lebt, nicht entziehen; es prägt sich zu tief in sein innerstes Innere, um seiner Phantasie nicht einen Anflug jener traurigen Farben zu geben, in denen es sich gelöst. . . schwarz oder gar grau!

Und darum bringt die deutsche Literatur in allen Ländern fast gar keinen Humoristen mehr hervor, und nur von Zeit zu Zeit läßt einer der Väteren sein launiges Wort erkennen, welches der jetzigen Schriftstellergeneration wie ein langst verfallener Afford erlingt — worüber die angebliebenen Dichtkulturen unter und mittelst die Hähnen jagen, und das auf den Lippen der Kelterer, der Enttäuschten, ein leuchtendes Lächeln hervorruft! — Und dann auch, wenn plötzlich ein Humorist sich zeigt, und die Proben eines unerschöpflichen Talentes abgelegt hat — hat das erstauerte Publikum nicht Vorbeiziehen genug, um sie um keine Schlägen zu mindern; — dann trägt es ihn im Triumph — schreit — und überträgt ihn dem Himmel, daß kühnliche Augen die Epoche seit uns Verfalleneit ersäuen, wo er unterträgt — vergehen sein wird. — O Verewit, Du bist eine Despotin, aber wählst keine Götter; und hast immer ist die Lame des Augenblicks Dein höchstes Glück! —

Der Traum, den wir einst alle geträumt — der eines einzigen Reichthums, möge sich nun früher oder später —

oder nie erfüllen, Jahrhunderte werden dazu gehören, um die geistige Verschiedenheit der deutschen Völler zu vereinigen zu machen, sie zu versöhnen, oder vielmehr zu amalgamieren, daß ein neuer deutscher Sinn entsteht. Denn aber ein Geistesprodukt mit ungleichamer Fähigkeit an einem Land, das es erzeugt, fähig, so ist es fähig der Humor! Was wären Keitroz ohne Wien, Kalisch ohne Berlin, Jitz Reuter ohne Wecklenburg! — Der norddeutsche Humor ist von dem süddeutschen wie Tag von Nacht verschieden, und darüber man im Nüchternlande vielständendlang lacht, darüber wäre ein Schleier unlässig, eine Niene zu verzeihen. Es wird schmal leichter werden, die politische Formel zu finden, welche Nord und Süd in Deutschland verbindet, als die, welche die Gemüthsart der Süddeutschen mit der der Norddeutschen vereint. Einem komischen Gedanken zu finden, welcher das Leben von der Donau bis zum Belt erregt, ist eine eben so große That in der Literatur, als ein gelungenes Gedicht zu dichten, als eine gute Novelle zu schreiben. — Es wird Mühe kosten, ehe man dies einführt; aber dem ist dennoch so!

Es ist Wenigen gelungen, eine Zeilung die humoristische aber seiner Wandelbarkeit so richtig zu treffen, wie Jendixand Stolle, den man in Sachen nur den Torbarbar nannte, und dessen oft treffliche Arbeiten andere Art ganz in's Vergeffen gerieten, so lange man in ihm nur den Vertreter des lächerlichen Humors zu sehen glaubte. Einige Details aus dem Leben des wandernden Mannes werden den Leser vielleicht interessieren.

Er ward 1800 in Dresden geboren und heißt eigentlich Ludwig Ferdinand Anders. — Der Vitz: „Ich heiße alle Tage Anders“ ward ihm noch von seinem Vater geerbt, und machte die Freude seiner Schulfreunde. Von seinem Onkel Stolle adoptirt, nahm er dessen Namen an, und auch der Familienname mußte durch die Adoption verändert werden. „Ich heiße gar nicht Stolle, ich heiße Anders!“ klang er nun, und der Effect war erreicht, wenn darauf gefragt wurde: „Wie heißen Sie denn?“ — „Aun Anders!“ — „Aber wie denn?“ — „Anders!“ und so ad infinitum! — Er studirte Jura in Leipzig, doch die Jurisprudenz liebkosete auch an seinem Ohr jene unheimlichen Worte: „Dicker — Dichtertrug — Unsterblichkeit“, die so Viele schon verführt haben, denen so viele schon als Opfer gefallen sind — und aus deren Vorn sich, meines Wissens, noch Niemand befreit hat. Ein junger Mensch, der sein erstes Verleihen gedruckt sieht — ist ein verlorenes Kind für seine Karriere. Sich zum ersten Mal gedruckt sehen, bringt ihn eben so stürmisch das Herz zum Schwelgen, als der erste Liebeskuss, und das erste Genarat ist wie ein Hochzeitskuss, voll süßer Verwünschungen und abnungsvoller Träume! — Aber o des bittren Nachgeschmacks — des Erniedrigens mit schmerzlichen Kapitel! — Die Redaktionen der Zeitungen mühten hundertfache Vorarbeit anzuwenden, ehe sie die ersten literarischen Versuche eines jungen Menschen drucken; — sie haben unter gewissen Umständen die Verantwortlichkeit für ein verlorenes Menschenleben!

Mit einigen Geschichten ohne Werth debütierte er in der Abendzeitung, und der Bekanntheit Verleihen, welche er in Leipzig machte, war es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß er endlich, zum großen Leidwesen seines Onkels, die Jurisprudenz gänzlich an den Nagel hing, und mit vollen Segeln in die Literatur einlegte.

Ein Glücklichster schien über die ersten Versuche des jungen Mannes zu wachen; denn ihm ward nach kurzer Zeit schon die Gelegenheit geboten, sich von den vielen und grüßendsten Mäthern der literarischen Anfänger, besonders jener Zeit, zu befreien, indem er die Bekanntheit des Hofraths Philipp machte, welcher das junge Talent Stolle's war treulich für seine vielseitigen literarischen Speculationen ausbeuteten, jedoch durch eine Art von scharf Stellung seinen Leben eine Unterhaltungsbede gab, die so vielen Schriftstellern fehlt, und die für sie eine unerschöpfliche Wohlthat ist. Er arbeitete mit Philipp nach Grinima über, was dieser eine Nachbarrichter gekostet hatte, und übernahm die Redaction des „Jahrbuchs“ und des „Literarischen Wochenblattes“, damals zwei vielverbreitete Zeitschriften. Einige Jahre später erliefen seine erste größere Arbeit, ein geschichtlicher Roman, 1815, welcher das mal nicht geringes Aufsehen erregte, fünf Auflagen erlebte und in's Englische überetzt wurde. Im Jahre 1818 folgte sein zweites Werk: „Elsa und Waterloo“ — 1820 „Der Weibbürger“ und 1820 „Die deutsche Weiberei“. Mit letzterer Arbeit versuchte er sich meines Wissens zum ersten Male auf einem selbst, was seine ganze unentwickelte Kraft liegt, dem Humor. „Der neue Götter“ folgte hierauf, und dann wiederum ein humoristischer Roman „Die Verdrach in Stahel“, welcher in künstlerischer Ansehung und wahrhaft typischer Humor der Situation bei weitem höher steht als die Weiberei.

In dieser Zeit entstand ohne äußere Veranlassung im Götter Stolle's die Idee eines populären Wochenblattes, welches — wie er sich ausdrückte — die Volksbegehrtheit auf harmlos humoristische und gemeinverständliche Weise zur Ankannung brachte, und außerdem dem Gemeinbürger gewinnel sein sollte. — Aus dieser Idee entstand ein Blatt, welches das ganze Jahr nur einen Heften lieferte, von Philipp verlegt wurde und einen weichen, fahbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Gewinnung eines großen Theils Sachens und Thüringens jahrelang ausübte. — Es ist anzunehmen, daß dem älteren Väter mehrere Nummern des nun verfallenen Fortbarbar zu Gesicht gekommen sind, und er weiß, daß der Schwerpunkt des ganzen Blattes die Unterhaltungen waren, welche der General von Pulverbraun mit seinem Bediener vor, während und nach dem Käutern pflegte. — Sichtlich diese Unterhaltungen, welche eine politische Wochenzeitung waren, die der General von Ionierativen, und der Barbier vom rabilen Standpunkte aus betrachteten, bilden in ihrem Gange ein Stück sozialer Literatur, wie wir keine zweite anzudeuten haben, —

und die Auswahl dieser Unterredungen, welche wohl später einmal speziell verfolgt werden, sind ein unvergänglicher Titel für Stolle's Bedeutung als einer der besten deutschen — als des besten mitteldeutschen Humoristen. Wenn diese Auswahl gut getroffen wird, so muß dieses Buch eben so unvergänglich für die deutsche Literatur sein, wie Moskau's Verstecktes Reich, und wie Addison's Spectator.

Freilich man verlange von dem breiten und hausbackenen mitteldeutschen Humor nicht die glatte Feinheit des Franzosen, noch die oft epische Form des Briten, — das aber ist gerade das Verdienst Stolle's, weder mit dem Berliner, noch dem Wiener, noch dem Münchener Humor fertig zu haben, sondern seines Landes geblieben zu sein; — er ist der einzige sächsische Humorist, und als solcher hat er eine einschneidende literarische Bedeutung, die ihm kein einziger seiner Gegner abzusprechen vermag.

Im Sturmjahre 1848

hatte der Dorfbarbie so gar eine hohe und würdige Bedeutung! Mit männlicher Ruhe und vernünftiger Entschiedenheit warf sich Stolle, an dessen Verbalismus Niemand zweifeln konnte, der Bewegung entgegen und bezeugte, daß in dem wirklich völkisch regierten Sachsen kein Grund zu einer importierten Revolution vorhanden wäre! Und eben so läßt und entschlossen trat er, nachdem die Revolution besiegte, gegen die Reaktion auf, und im launigen Gewande mußte die herrschende Regierung so hausbackene, und deshalb dem gelassenen Menschen verstandene entkommene Wahrheiten hören, wie kein anderes Blatt ihr zu sagen vermochte, und die sie deshalb auch auf das Unpöndliche berührten.

Diese Epoche war der Glanzpunkt im literarischen Schaffen Stolle's, zumal da der Dorfbarbie auch ein unermüdlicher Betreuer an der Thüre des Reiches war, um das Elend zu lindern, und er während der Hungerjahre für den Nothstand des Vorgebirges solche Summen in seiner unerschöpflichen Laune aufgebracht hatte, daß die Regierung nicht umhin konnte, dem oppositionellen Blatte eine silberne Ehrenmedaille für die Linderung der heftigen Noth des Vorgebirges zu verleihen.

Im Jahre 1851 schlug für den friedlichen Dorfbarbie die Stunde der Entscheidung — die fatale Stunde; denn die Spekulation bemächtigte sich seiner, um aus dem gewöhnlichen, wöchentlichen Blatte ein deutsches Blatt zu machen, welches dem Kladderadatsch und den Allergenden Wäutern ein Paroli bieten sollte. Eine ausblühende Leipziger Buchhandlung übernahm den Betrag, — er erschien illustriert — mit sogenannten erweiterten Gesellschaften, und brachte im ersten Semestre die Auflage von 12 auf 20,000 Exemplare. Von diesem überblühenden Ausblühen dankte aber auch die Redaktion des Dorfbarbies, der sich nicht mehr mit dem kleinen Streik, in welchem er so trefflich leuchtete, begnügen wollte, und der dem größeren Streik, den man ihm aufzwang, nicht gewachsen war. Schon 1853 gab ihm der Verleger ein literarisches Beiblatt, welches er „die Gartenlaube“ nannte, und aus welchem nach und nach die bekannte Feilschrift dieses Namens wurde. — Der Dorfbarbie regierte noch bis zu den ersten Jahren dieses Jahrzehnts, wo er definitiv einzog.

Nachdem Stolle ist, ist wiederhole es, mit einem untrüglichen humoristischen Talente begabt und hat das Glück gehabt, für die Einstellung desselben das richtige Terrain in der ersten Epoche des Dorfbarbies zu finden. Es gibt Nummern dieses Blattes, in denen er sich selbst übertrifft hat, und die Hingebung auf Klaffigkeit machen können. — freilich nur auf sächsische. Es ist unmöglich, Stolle's Talent richtig zu würdigen, wenn man Sachen nicht kennt,

und von dem herrlichen Gemüthsleben dieser trefflichen Menschen nur von Gorenzagen weiß! — Wir Nordländer bilden uns etwas darauf ein, wenn wir die „Sächsische Gemüthslichkeit“ lächerlich machen können, und wissen wahrlich nicht, welche einen Schlag von Herzensfülle dieses Volk, das zu seiner Zeit auch so energisch zu sein verstand, unter seiner edelsten Ruhefläche verbirgt. — Eine dem Edelsteiner, der dem Charakter seines Heimatlandes in seinen Schriften treu blieb, und indem er das Ganze dem ganzen deutschen Vaterlande gab, dennoch sich in seinen verschwommenen Kosmopolitismus, der so bequem ist, verlor, sondern — wenn auch vielleicht zu Zeiten unbewußt — den Stempel seines Sächsischthums jeder seiner Schriften unentwegbar aufdrückte.

Als Romantiker ist Stolle, obwohl er nicht Unbedeutendes geleistet hat, von Vielen übertrifft worden:

patriotischen Stellung in jener Tranzperiode nicht treu geblieben zu sein; — statt wie damals nur der besiegten Partei zu huldigen, hat er sich 1850 demnach eng der jugenden angelassen, hat mit solchem jugendlichen Eifer das, was er und so Viele die Neugeburt Deutschlands nannten, angelassen, daß... daß man in seiner engeren Heimat ganz und gar an ihm irre geworden ist!

Todt wenn auch; — man ist ja gütlich in Sachen, um lange Groll nachzutragen, zu liberal, um einer Meinung ihre Vertheidigung abzuspüren; denn selbst seine argsten Feinde können ihn nur eines falsch verstandenen Patriotismus anklagen. Und darum wünscht auch alle Welt, ob Gegner oder nicht, dem Manne, der die gute Laune so vieler Tausende erhalten und erweitert — dem Ehrentanne, dessen Herz immer noch warm und weich für das Unheil schlägt — einen beideren und sonntigen Lebensabend.

Die heutigen Epistolographen und Juchzungen in Deutschland werden längst vergessen sein, wenn unsere Erde noch in der „Erbschaft von Nabel“ und der Hölle des Dorfbarbies sich an den vorzogen Monumenten der Dürer's und des Humors im neunzehnten Jahrhundert ergötzen werden.

Der Friedensengel von Palmer.

Während der letzten Jahre haben wir wiederholt von dem amerikanischen Bildhauer Erastus W. Palmer in deutschen Blättern gesprochen. Sein Porträt und eine seiner Werke: „der Morgen“, ein Reliefmedaillon, sind im zweiten Band der Zeitschrift für bildende Kunst veröffentlicht worden und haben ihn zum ersten Mal dem deutschen Publikum bekannt gemacht. Palmer's Entwicklungsgang war ein höchst eigenständiger. Er ist amerikanisch, hat er sich vom niedrigen Stande zur Kunst emporgearbeitet und verdankt Alles sich selbst. Er ist am 2. April 1817 zu Pompey im Staat Onondaga geboren und übte dort das Handwerk eines Schneiders und Zimmermanns aus. Als er 20 Jahre alt war, fiel ihm aus Zufall ein Gipsporträt in die Hände; er begann sich in derselben Technik zu versuchen und mit solchem Erfolg, daß Kunstfreunde auf ihn aufmerksam wurden. Jetzt widmete er sich der Steinbildhauerei, und erst sechs Jahre später, als seine Augen diese Beschäftigung nicht mehr vertrugen, im Alter von 26 Jahren, ward er Bildhauer und bereitete sich als solcher bald einen der ersten Plätze unter den kunstfertigen Amerikanern. Während die meisten Bildhauer seines Vaterlandes in Rom ihre Studien machen, ja dort häufig ihren bleibenden Aufenthalt wählen, blieb Palmer völlig seiner Heimat treu. Bald nach Anfang seiner Künstlerlaufbahn hatte er sich in



Der Friedensengel von Palmer. Nach einer Photographie von Aug. Schumann.

ebenfalls als Dichter, wenn auch mehrere seiner Dichtungen durch ihren stimmungsvollen Ton den geraden Weg zum Herzen zu finden und sich darin ein dauerndes Denkmal zu setzen verstanden; — als mitteldeutscher Humorist steht er einzig und unübertroffen da!

Friedrich Stolle lebt in Dresden in beiderem und selbst gewählten Streik; — er hat trotz seines Alters seinen goldenen Humor noch nicht verloren. Da er in sehr guten Verhältnissen lebt und sein Dorfbarbie nicht mehr erzieht, so findet er das richtige Terrain für seine Laune nicht, und produziert fast gar nichts mehr. Seine Wochenblätter in einem Volkstheaterlande sind ein blauer, kaum erkennbarer Abglanz von dem, was er früher geleistet, und seine besten Freunde würden es, daß er sie nicht mehr fortsetze. Seine Gegner — und das sind jetzt leider die überzogene Mehrheit des sächsischen Volkes, dessen Verstand er ebendem gewiesen, werfen ihm vor, dem schönen Programm, welches er 1848 im Dorfbarbie entwickelt, und seiner musterhaften

Abgabe niedergefallen und lebt selbst in dieser Stadt, in welcher er der einzige Künstler ist, und wo es ihm an Anregung in seinem Fach, wie an Vorbildern des Alterthums gänzlich fehlt. Aber eine so harte und gesunde Natur wußte auch der Nachtheile einer solchen Isolierung Herr zu werden. Daß er seine künstlerische Schule durchgemacht, erkennt man nicht im Hellenwurf, oder im Aussehen einiger zu modernischer Werke, oder auch manchmal in einzelnen Partien der Skulpturen, bei denen er von seinen Modellen abhängig ist. Aber was ist das Alles gegen die Unirrigkeit seiner Werke, welche seine Schöpfungen erfüllt, und gegen die Schönheit des Seelenlebens, welche er ausstrahlt? Seinen Stoff wählt er sich zum Theil aus denjenigen Partien amerikanischen Lebens, welche einen Anblick des Romantischen haben. „Der Indianerhandlung im Winterwald“, „die weiße Gefangene“, die Auswandererfahrt — gehören zu seinen berühmtesten Werken. Er hat ganzerrigende Vorstellungen, namentlich aus dem Amerikanischen, geschaffen, die



Ein Steppenhirt in der Steppe. (2. 1891)



Zeit der legendären Wandering-Jews in Zion. Nach einer Skizze von Schütz, auf Holz gedruckt von Bellini. (2. 416.)



Der Vinschgauer See bei Bozen. (S. 828.)

Das Klima verhindert es auch, daß man in Egypten, Indien, Mexiko und andern heißen Ländern eine Menge von Dienern und Dienerrinnen gebraucht, die alle ihre kleinen, ganz genau begrenzten Funktionen haben und die Region der Nicht-Thuer vergrößern helfen.

Das Klima begünstigt außerdem eine Anzahl von Menschen, deren Erwerbszweig absolut in nichts besteht, als im Betteln und Wandern, oder, was kaum besser ist, im Handel mit den unbedeutendsten Dingen, wie: in Netze geworbene, oder in Jerusalem heilig gesprochene Rosenkränze, Waiver aus dem heiligen Brunnem Senem, Wundermedikamente gegen sämtliche endliche und noch unendliche Krankheiten, geröstete Melonenkerne, Aukererbien, gefochte Vaporen &c. &c.

Unter solchen Verhältnissen kann es uns nun auch nicht wundern, wenn Europäer von der chronischen Faulheit des Landes angefaßt werden, und, wie viele, von heute auf morgen fortgerissen, ohne einen nachweisbaren Grund zu haben.

Ich weiß, daß solche Menschen selten Sympathien im großen Publikum finden, weil sie diese kaum verdienen, aber ich muß mir trotzdem erlauben, den Lesern einige der originellsten dieser Gesellschaften vorzuführen, da sie einmal zu dem Bilde gehören, das ich zeichnen will.

Ich lernte in Kairo einen Menschen kennen, der später ein geistreiches Buch über den Orient schrieb, ein Buch, dessen eigenständige Schreibart in literarischen Kreisen viel

von sich reden machte, obgleich es gar nicht im Buchhandel erschien. Der Verfasser dieses sonderbaren Buches war jedenfalls der achbarste von allen in Kairo schwärmenden Nichtschreibern. Keiner von den elbischen Schmarotzern, die sich wie Wallfische an einen fetten Aalper hängen und für eine Wahlzeit die misetabellten Verle, oder unartigen Kinder des Gassebiers in den Himmel heben, lebte er von dem Neße seines Verzagens und bummelte mit einer Art von vornehmer Eleganz, mit Raffinement. Obgleich in der Wäsche immer tadelloß rein und sauber, trug er doch Stiefel, aus denen mehr neugierig als verneigt die Fäden hervorjagen, und der Spinnweben wegen hatten die Ellbogen das Gleiche. Sein Hut hatte einem „Marjeh“ alle Ehre gemacht, und Bart und Haar frisirte er augenscheinlich mit der Hand, doch hatten diese Einzelheiten dem guten Ensemble seiner Erscheinung keinen Abbruch. Er war ein hoher, schlanker Mensch, mit schöner, starrer Stirn und gutartigen blauen Augen, in denen ein Schelm zu wohnen schien. Der untere Theil des Gesichtes war weniger einnehmend, denn um seine Mundwinkel spielten, wenn er sprach, zwei lasteliche Falten und verrosteten den naturlichen Ausdruck der Stirnpartie mit dem rötlich-blonden, nach unten regional auslaufenden Vollbart.

Dieser Mensch, welchen ich Melchior nennen will, machte meine Bekanntschaft in einer griechischen Locanda der Zieket gedich (neuen Straße) auf eine nicht ganz alltägliche Art. Er sagte mir nämlich auf den Kopf zu, daß

ich ein Dichter sei, obgleich ich damals weder lebend auslief, noch einen Vorhertranz trug, und hat mich um Mittheilung meiner Verse, gleichzeitig versichernd, daß ich für durchaus nicht verpflichtet wäre, auch die seinigen zu lesen.

Der Austausch der Gedichte erfolgte nun natürlich, und da Melchior keine negative Natur war, die nur tadelt zu taßeln, noch ein Mensch jener schlimmen Sorte, welche sich durch Lobhudeleien beliebt machen wollen und dadurch widerlich werden, so attachirte ich mich leicht. Meine Freunde und das große Publikum fanden freilich über diese Bekanntschaft die immer bewiesenen Äußerungen, die es doch nicht der Mühe werth, das Innere eines Menschen zu studiren, der äußerlich herabzusehen schien. In Egypten, wie in der ganzen Welt, sieht man dem Menschen auf den Stragen, und wenn der nicht neu und modern ist, so mühen auch die moralischen und geistigen Eigenschaften des Nächsten nicht weit der sein. Der Schall in Frankfurt und Klatschhandhaben ist immer der Geheiß, während man bei minder fashonablen Leuten, deren Criticism eine gewisse Schärfe scheint, gleich mit den Verzeichnungen Lump und Schmarotzer bei der Hand ist. Das „Abipreden“ erfordert eben wenig Hirnchmalz, wie Brachvogel's „Karys“ ganz richtig sagt.

Mein Freund Melchior war eine hochpoetische, sehr sensible Natur. Er konnte bei schönem Wetter tagelang in den chaotischen Gärten Kairo's herumlungern; konnte sich



Eine Kairoer Champagner. Nach dem Gemälde von H. Schiller.

in dünnen Schichten einer Mimose hinstrecken und stundenlang mit einem schlaffen Kellchen schwagen, oder dem monotonen Geknarr des Wasserrades lauschen, oder einige jener reizenden Stropfen dicken, die jenseitlich und rein rein waren, wie Platon'sche Verle, und geistvoll und kurz und pointirt wie Wierja-Schaffs-Bedenklichkeit's Sprüche.

An solchen sonnigen Wundertagen, die ich wohl auch einmal mitsah, wenn ich Urlaub aus dem Staub des Konjunkturs bekam, schüttete Melchior mir das Hüllhorn seines Weines aus.

„Liebe Araber“, sagte er dann wohl zu sagen, „sind die verführten Träume und Märchen des Orients; sie sind schlaf wie ihre Palmen, ihre Sprache ist schön, wie das Rurrein einer Cuckee in der Wüste, ihre Bewegungen sind elegant, wie die der Salomonschen, rhytmisch ist ihr Gang, sie sind Poeten von Geburt, und freilich, der sie den Orient sah, hat recht, wenn er singt:

„Du Land der Fähr, der Gefährte,
Du Sohn der Wüste Sohn und Waise,
Vertrau, Du lebst auf Trümen Rasse,
Du ein räthselhaftes Geheiß.“

Aber einen Fehler haben sie doch, diese göttlichen Araber, sie vernennen noch zuviel, obgleich ihr Land und ihre Sonne und ihre schönen Augen wie ein lachendes: „Ja!“ aussehn. Ah, man ehre, diese Menschen werden vollkommen sein, wie die Engel, sobald sie sich das finstere „Nein“ abgemerkt haben, die Negation bringt alles Unheil in die Welt. Aber, verzeihen Sie mich nicht falsch, trotz der vielen: Nein und non und no und jok end la, die

wie Hedermause auf der Welt herumstattern, will ich diese schöne Erde nicht tadeln, denn wer weiß, wie lange ich noch mit meiner kranken Brust und meinen dünnen Reinen darauf herumlaufe. Tadel argert, und wenn der liebe Gott, der mir mit seiner vergoldeten Sonne heute so freundlich den Wagen ergreift, mich heute, würde er sich gekränkt fühlen, gerade wie wir und gekränkt fühlen, wenn jemand unsere unsterblichen Verse hüllos macht.“

Und einmal in dieser Raune fuhr er dann wohl fort: „Wissen Sie wohl, caro mio, daß ich über die Welterschaffung meine ganz besondern legerischen Ideen habe? So bin ich ja. Überzeugt, daß der liebe Gott, der doch auch ein alter, frohlicher Mann ist, das nachhülle L... neit Alexandrien gar nicht geschaffen hat, eben so wenig wie den Molkenmarkt in Berlin, denn mich friert schon, wenn ich an diese Orte denke, froh schadet aber meiner kranken Brust (die, beiläufig gesagt, ganz gesund war), und da der allgütige Gott nicht wollen kann, daß jene Orte mir schädlich werden, ergo hat er sie nicht geschaffen.“

Daß Melchior nicht immer und zu Jedem so sprach, verzeihen Sie wohl von selbst, wie aber seine Thaten mit diesen lockeren Reden übereinstimmten, davon einige Beispiele:

Eines Tages, zur Zeit, als ich, bei einem Besuch in Alexandrien, mein Zimmer mit dem Obdachlosen theilte, kam er ganz inbegriffen nach Hause.

„Nein, es ist ein Skandal“, sagte er, und warf einen Arm voll augenscheinlich ganz alter Kleider auf den nächsten Stuhl, „nicht genug, daß der Herr von einem General-Konjunkt, dessen Tochter ich Manierunterricht gebe, mich aus

meinem sonnigen Kairo nach dem Hunde-Alexandrien lockt, er insultirt mich auch noch.“

„Wie so?“ fragte ich, ohne von meiner Arbeit aufzuheben.

„Er hat mir heute einen Anzug geschenkt!“

„Nicht möglich?! Das ist ja eine furchtbare Beleidigung!“ spottete ich.

„Gewiß ist es das“, schrie er, „wie kann mir der Mensch getragene Kleider anbieten, bin ich ihm nicht jalonsfähig, wie ich bin, so soll er seinen Balg von Kiez oder Wagner, von Hans oder Kunz im Frack abrichten lassen.“ Und hinaus in's Freie stürzte der oberste Boel und ließ sich unten im Meere den Seewind durch zerrißene Kermel, Hat und Stiefel bläsen.

Nach Tisch sah ich ihn vergnügt aus der Locanda kommen.

„Nun, haben Sie Ihren Keger vergessen?“

„Vertrauen, lieber Freund, total vertrauen!“

Ein mildertiger Dehder, dessen Schatten lang sein mag, hat mir einen Maria-Theresien-Plakat für die Lumpen gegeben, dafür habe ich selbst gegeben und ein Mädchen (den ich dazu getrunken. Ich verzeihen Sie, da unten in der illustrierten Locanda am Meer lebt es sich delizios, steigen Sie dort hinab, liebster Völscher, und schimpfen Sie mir nie mehr auf die Juden, denn die haben den Geist, das Geld und die beste Woll.“

Einige Tage später kaufte ich mir Glanzkleider für außerordentliche Zwecke und ließ dieselben harmlos unter meinem Bett heben; als ich sie aber benutzen wollte, waren sie verschunden, und der Diener verhielt: „H Signor

Doktor Melchior habe die selben mitgenommen. „Wo sind meine neuen Stiefel?“ fragte ich Melchior, sobald ich ihn sah.

„Verkauft, habibi, verkauft!“ entgegnete er mir trocken. „Sie werden doch nicht wollen, daß ich es mit ansehe, wie Sie sich in den engen spanischen Stiefeln die Füße verdrücken. Melchiorne thun's auch, wenn Sie einen europäischen Gocksmagel auf die Hühneraugen treten wollen.“

„Ich möchte lachen, und die Stiefel waren vergessen — wenn ich nicht irre, habe ich sogar vergessen, sie meinem Schuhmacher zu bezahlen. Melchior hätte nichts mehr als schlechtes Gien. „Wer gemein ist“, pflegte er zu sagen, „denkt gemein, und nur der stupide Deutsche bekümmert sich früher um seinen Kragen, als um seinen Magen.“ Melchior hat deshalb auch nie gehungert, oder schlecht gegessen, und es war sehr komisch, wie er sich sogar seiner Nachmittagslässe zu verdrücken mußte, wenn er knapp bei Kasse war. „Glauben Sie, er bogte in den Kaffeehäusern?“

„Trübsinn und bitter, keinen Körper in einer Weise wiegend, die ihm bei den Arabern seiner Bekanntheit den Beinamen Abu malle (der Schanzelnde) verschafft hatte, verließ er Mittags seine Locanda, und den ersten besten ausländisch gekleideten Menschen hielt er auf der Straße an.

„Kein Herr,“ sagte er zu ihm, mit ungeschämter Heerzlichkeit, „ich sehe es Ihnen an, Sie haben vorerwähnt gegessen und ich habe das, einhundert-achtzig! (Gott sei Lob) — auch; aber sehen Sie, ich habe die böse Angewohnheit, nach Tisch eine Ronditorei besuchen zu müssen, um bald bei einer Tasse Kaffee meine europäischen Zeitungen zu lesen. Da nun meine Taschen ausgeblieben sind, ich aber meiner Gewohnheit treu bleiben muß, so bitte ich Sie, mir einen Zwanziger vorzuschießen.“

Es war nun sehr komisch mit anzusehen, wie verärgert die so Angeredeten in die Tasche griffen und dem spanischen Bötter mit dem farblichen Gesicht, der seinen Watsche und den perlmutternen Kleidern einen Zwanziger gaben.

Wurde er mit einem kurzen: „Kein!“ abgewiesen, so beachte er in humoristischer Weise seine Antiregations-Theorie an den Mann, welche wohl speziell zu diesem Zwecke erfunden war. Sagte ihm jemand in wegwerfender Weise: „Du ledest heute ich nichts, denn ich kenne Sie nicht, aber ich kenne Ihnen den Zwanziger, wenn Sie betteln wollen!“ so nahm er das Geld, steckte es gefächelt ein, verbeugte sich gracil und erwiderte mit jenem feinen Lächeln um die Mundwinkel: „Ganz nach Belieben, Herr Wohlthäter!“

Strebender als diese im Vandalismus viel Lust erregenden Veteleien, war mir jedoch Melchior's Manier, irgend einen Araber oder Negersungen auf offener Straße anzuhören und dieses seltsame Uebelbild Gottes nach Herzenslust abzuschliffen, als ob er einen alten, längst todtegeglaubten Freund vor sich habe.

Nachdem nun aber bei der Beurtheilung solcher und ähnlicher barocken Einfälle nicht vergessen, daß Melchior

Illustrirte Nationalitäten.

Von Paul Rühlings.



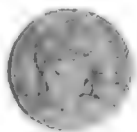
Ein aufbrausender Franzose, mit dem jedoch der echte Deutsche leicht fertig wird.



Ein Engländer von guten Verhältnissen, der eine glänzende Karriere machen wird.



Ein alter Römer mit fleischigem Inhalt und dem guten Geschmack.



Ein Kouls, der nie ganz genau gelagert ist.



Neu spanische Fliegen. Man weiß nicht, welche am meisten stecht.



Ein Geistesstillefter, der darauf besteht, im Leben etwas zu thun, vorausgesetzt, daß er seine verlässliche Waage hat.



Ein Schreiber, der bei allen drückenden Nationalitäten eine Rolle spielt.



Ein Neapolitaner, der sich trotz seiner langjährigen Auswanderung noch immer einer seltsamen Schwärze erfreut.



Eine Versammlung Polakiner, die selbst von den Dänen der Erde angegriffen wird.



Ein holler Spanner, dem man nicht gern den Rücken bietet.



Zwei verschiedene Russen: der eine für einen, der andere für äußere Größe.



Ein Italiener, mit dem noch keine glänzenden Wunden jemandem gegen die äußere Verkleidung kommt.



Ein Kasser, kann nämlich weit herum, so ist alle seine Arbeit im Grunde überflüssig.



Ein Eskimoröcker von kühner Fortschritt, nach Osten hin wird angesehen.



Ein Türke, der seinen Wein trinkt und leidet sich doch in anständigem Zustande.

mit all' diesen Dingen durchaus nicht zufrieden. Sie entstanden gleichsam aus und gehörten mit zu der Situation, in welcher er sich augenblicklich befand, und wurden mit einer fast sinnlichen Klarheit ausgedrückt. Gleichzeitig wollte man berücksichtigen, daß Melchior ein durchaus gebildeter Mensch aus guter, wohlhabender Familie war, der eben in seiner, von der gewöhnlichen etwas abweichenden Manier „Oriental und Sonnenchein und Menschlichkeit“ saugte. „Besser aber wie alle Worte und Schulbegriffe werden folgende höchstschönigen Worte meinen Freund bei dem Leser einführen und leicht machen. Er singt in seinem reizenden Vortragsweise des Vrients:

„Oh der Mond herabsteigen, über den Stern strahlend! Mir, in Tränen blickend, steht ein Meer von Schmelze auf!

„Oh der Kosen Tugende, Tugendhafte Märschbild! Oh es die prophetische Poesie! Da steht an und steht! wird.“

„Wer Du bist! ... Magst'ge Winder, auch empfind' ich sein Gefühl — Frost mir fester und gelinder! Diese Kosen, diesen Wind!“

„Zieh ein lachend Wangele, den Gewichten nicht verneigt: Wie auch eine glühende Waage! Mir das Grotzliche nicht verbrannt!“

Ein extremes Seitenbild zu diesem gemalten und idealen Hummer war ein sehr materieller Deutsch-Russe Namens Friedrich Döring (man verwechselte den Mann nicht mit Wilhelm Döring [Baltischer Krieg]); ein Mensch, der es sehr eitel nahm, wenn man ihn als Russen vorstellte, wahrscheinlich weil er im europäischen Sommer die russische Kleide nicht mehr vertragen konnte.

Wie kann man nur so dumm sein,“ pflegte er bei solchen Gelegenheiten zu argumentieren, „wenn ich noch Döringest oder Döringestelche, so wollte ich nichts sagen, aber mein Name ist deutsch, ergo bin ich ein Preussener.“ Trotz diesem logischen Zirkel schien es und dennoch, als mühe Döring mindestens harmonisches Blut in den Adern haben, da so ziemlich auf ihn paßte, was seine von den „edlen edlen“ Polen aus der Polakel“ singt.

Döring war ein mittelgroßer, unterlegter Mensch, mit schilfartigen, weißblonden Haaren; aufsteigenden, formatischen Augen; dünnen, bölen Lippen; schlafenden Seamerfledern; unterer Haut; furchig, fruppigem, rothem Vellwert und Jahnfäden. Sein Vortragsweise war der eines bedeutenden, mit Weisheit gesandten Fortschritts, den man in die aus der Mode gekommenen Kleider eines Edelmanns gesteckt hatte, und der grundlegend nur deshalb grobe Wäsche von zweifelhafter Weisheit trägt, damit er demüthigt von seinem Herrn Baron absehe.

Dieser Mensch, welcher sich der Originalität wegen und um nicht für einen Russen zu gelten, die klassische Grobheit des göttlichen Dankens des Tugend zum Wasser genommen hatte und Nebemann damit traktierte, der ihn nicht zum Gien entließ, war so voll Edelmanns, wie ein Ei voll Edder. Er sprach Alles, er sprach und schrieb allerlei Sprachen, er musizierte und malte, er sang Opern und sangte Ballet, er verstand Alchemie und Astronomie, hatte



Berlinzwanzigster Band.

Elfter Jahrgang,
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung

herausgegeben von

F. W. Hackländer.

Stuttgart, September 1869.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder R. 1. 45 Kr. rhod.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Waldschmetterlinge, Novelle von Otto Noquette. — Der Liebeskult. — George H. Childs' Weltkulturfest in Villa Hildis. — Die Fortsetzung des Bräutigams von Widen aus Altona, nach dem Originalroman von George H. Childs. — Der Tod des internationalen Aussehens für die Dichterin die Dichterin in Altona. — Der Tod des Bräutigams am 11. des Bräutigams in Altona. — Der Tod des Bräutigams auf dem Bräutigams von Altona aufzusuchen. — Der Tod des Bräutigams von Altona aufzusuchen.

Die Fortsetzung des Bräutigams in Altona. — Der Tod des Bräutigams am 11. des Bräutigams in Altona. — Der Tod des Bräutigams auf dem Bräutigams von Altona aufzusuchen. — Der Tod des Bräutigams von Altona aufzusuchen.

Der Tod des Bräutigams am 11. des Bräutigams in Altona. — Der Tod des Bräutigams auf dem Bräutigams von Altona aufzusuchen. — Der Tod des Bräutigams von Altona aufzusuchen.

Der Tod des Bräutigams am 11. des Bräutigams in Altona. — Der Tod des Bräutigams auf dem Bräutigams von Altona aufzusuchen. — Der Tod des Bräutigams von Altona aufzusuchen.

Waldschmetterlinge.

Novelle

von

Otto Noquette.

(Fortsetzung)

Bald schien es der Gräfin Zeit, sich der Postmeisterin zu entledigen. Sie nahm Veronika's Arm, um, wie sie sagte, sich von ihr nach dem alten Spielplatz ihrer Kindheit führen zu lassen.

Die jungen Mädchen gingen hinaus, Mirke schien zu eilen, daß sie nur bald aus dem Bereich des Hauses und mit Veronika allein wäre. Die Gräfin war gesprächig, wortreich, sogar herzlich; ihre Begleiterin auch sehr ruhig, zurückhaltend, abwartend. Die Weltbäume und die Tochter des Fürstlichen schienen die nach der gewöhnlichen Meinung der Welt ihnen zukommenden Rollen getauscht zu haben. Mirke konnte höchlich den Augenblick kaum erwarten, wo eine Mittheilung über ihre Lippen sollte. Und als Beide endlich auf einem schattigen Waldhügel Platz genommen hatten, ergriß die Gräfin mit einer gewissen Hast Veronika's Hand und sagte: „Veronika, meine alte Freundin! Ich mag es nicht länger verschweigen, ich weiß Alles, ich bin im Geheimniß meines Bruders. Hoffst du nicht Sie mit ganzer Leidenschaft, er leidet im Innersten unter der Sorge, daß Sie seine Liebe nicht erwidern!“

Veronika zuckte zusammen. Das hatte sie nicht erwartet. Ihr Mißtrauen hatte an den Worten der Gräfin ganz andere Gedankenverbindungen geknüpft, in welchen Hoff-



Der Liebeskult. Gräfin von Mirke. Nach einer Photographie der photographischen Gesellschaft in Berlin, auf Holz geschnitten von H. Müller.

gar keine Rolle spielte. Daß dieser sich seiner Schwester mitgetheilt haben könnte, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen. Denn was war da mitzutheilen, als Albernheiten, bis zur empfindlichsten Ungelegenheit! Sie konnte ihn bisher nur in seiner Leidenschaftlichkeit, von seiner Umwandlung wachte sie nicht, und so war ihr das Bekenntniß seiner Liebe so überrothend als möglich. — „Das ist mir, nach des Grafen bisherigem Betragen gegen mich, so neu,“ entgegnete sie, „daß ich ihm nur Befremdung und Unglauben entgegensetzen kann.“

„Befremdung?“ fragte Mirke. „Aber Sie müßten es doch längst wissen. Er hat Ihnen seine Liebe ja doch gestanden.“

„Nicht daß ich wüßte! Es ist von Vergleichen nie zwischen uns die Rede gewesen.“

„Veronika — ich begreife nicht — er hätte Ihnen noch nicht eröffnet, daß seine ganze Seele —?“

„Niemals, Gräfin! Niemals!“

„Aber das ist doch seltsam! Hoffst du mir doch klar und bündig ausgesprochen, er wolle Sie heirathen —“

Das war ein unglückliches Wort. Veronika fuhr sich auf, und ihre Züge belebten sich mit dem Ausdruck lächelnden Hohns.

„Diese Ehre hätte er mir zugetheilt?“ sagte sie kalt. „Hoffen Sie sich nicht täuschen, Gräfin! Der Graf macht Ihnen etwas weiß. Wirklich, er treibt seine Schätze etwas weit!“

Mirke war sehr verwundert. „Sie sprechen in einem Ton der Kälte, Veronika, den ich nicht begreife, zumal wenn ich mir die warme Empfindung meines Bruders vergegen-

bedeute. Es muß doch eine Beziehung zwischen Ihnen gewesen sein —

„Nein, welche zu der Vermuthung berechtigte, daß er die Tochter seines Förstlers zu heirathen denke!“
„Sie lassen mich fühlen, Veronica, daß dieß Wort Sie beleidigt! Ich finde keinen sichtbaren Zusammenhang.“

„Es beleidigt mich, Gräfin — ja, es beleidigt mich!“ rief Veronica, und in ihren Augen sammelte sich der ganze Groll und Stolz ihres Herzens. „Weint der Graf, ein Mädchen meines Standes sei nur so von der Stelle weg zu heirathen! In Märchen und Romanen kommt es wohl vor, daß ein Graf nur zu winken braucht, und das Fürstenthum nimmt ihn ohne Frage, wie er da ist. Die Verschämtheit möge Ihren Bruder eines Andern beehren! Wenn er nach seinem Betragen gegen mich, das ihm den Ausdruck meiner Verachtung zu hören gegeben hat, wenn er mir da noch sagen lassen kann, daß er mich heirathen wolle —“

„Er läßt Ihnen nichts sagen,“ unterbrach die Gräfin sie erkaunt und unwürdig, „ich sprach auf meine eigene Gefahr!“

„Gleichviel, es bleibt ein beleidigendes Wort! Wenn man ein Mädchen so behandelt, wie er mich, dann hat man nie daran gedacht, ihm seine Hand anzubieten, und ist von Sinnen, wenn man annimmt, dieß Mädchen könne noch an eine wahre Heirath glauben. Oder soll in der Verheirathung, daß er mich für seine Tochter heirathen wolle, eine Ehrenrettung liegen, in der seinen Voraussetzung, daß ich vernünftig genug denke, seine Hand auszuweichen? Ist es so, dann bringen Sie ihm die Verheirathung zurück, daß ich in der That auf diese Ehre verzichte!“

„Weile ich schweigend, aber mit laut pochendem Herzen, unter dem Eindruck dieser leidenschaftlichen Entgegnung. Auch Veronica schwieg, und Beide saßen geraume Zeit neben einander, den Boden vor sich anstarrend.“

„Es war mir unheimlich,“ begann die Gräfin darauf, „daß mein Bruder in seinen Beträgen gegen Sie eine Schuld auf dem Gewissen hat. Ich denke nicht daran, ihn nachzuforschen. Was ich aber aus seinen Gebändern hören, ist eine ernste Klage, viel zu ernst und zu tief, um ohne erschütternde Klämpfe abgethan zu werden.“

„Er hat die Klämpfe mir nicht erspart,“ rief Veronica, „er mag die seinen tragen!“

Wieder eine lange Pause. Von fern grollte ein Wetter herauf, das der heiße Morgen gelockt hatte. Die beiden Mädchen schienen nicht darauf. „Sie geben damit zu,“ meinte Ulrike, „daß für meinen Bruder innere Klämpfe möglich seien. Und so ist es. Er wird sehr unglücklich sein, denn seine Liebe ist aufrichtig. In seinen Hoffnungen lebten Sie bereits als die künftige Gräfin von Eigelfried.“

„Das sind Träume, über die er künftig lachen wird, und Sie selbst, Gräfin, werden dieselben dann ebenso lächerlich finden! Es wäre schlimm für den Grafen, wenn er sich so jung zu einer Witwenstube verirrte, und ich bin zu stolz, um jemals einem geistlichen Hause als die nur Gebildete oder nicht Anerkannte anzugehören. Dieser Stolz büßt Ihnen dafür, daß in dem Hause Eigelfried niemals eine bürgerliche Hausfrau schalten wird, deren Einbringen das Unglück des Hauses wäre, nach dem Urtheil der Welt.“

„Das wäre doch zu überwinden,“ sagte Ulrike nach einer Weile. „Wird dann in rothem Ton begann sie: Veronica — wir wollen es heute lassen! Ich bin Ihnen schwerförmlich entgegengekommen —“

„Das fühlte ich tief und dankbar, liebe Gräfin, und empfinde es zugleich bitter, hinter Ihrer Herzlichkeit so weit zurückbleiben zu müssen. Fortgehen Sie nicht weiter, und lassen Sie uns niemals wieder berühren, was wir heute besprochen! Niemals! Haben Sie Einfluß auf Ihren Bruder, dann suchen Sie ihn bald von hier und in seine früheren Verhältnisse zurück zu schaffen. Dort mag er vergehen — wenn er etwas zu vergehen hat. Ich wünsche ihn nicht mehr zu sehen, noch mit Ihnen über ihn zu sprechen.“

Beide Mädchen hatten sich erhoben und schritten schweigend, aber innerlich erregt, auf dem Waldwege neben einander hin. Veronica konnte ein Gefühl der Erbitterung schwer bewältigen, Ulrike war verstimmt, sie war es gegen den Bruder, der ihr eine Schuld verheimlichte, sie war es gegen sich selbst, daß sie zu rasch, zu offen gegen Veronica herausgerungen, sie fühlte sich zudem durch den Stolz ihrer Gefährtin, durch deren Zurückweisen ihres Vertrauens verletzt. So kamen Beide in die Nähe des Forsthauses. Ulrike wünschte nicht noch einmal einzutreten. „Leben Sie wohl, Veronica!“ rief sie schnell. „Wir haben einander heute wohl nichts mehr zu sagen!“ — „Ich danke Ihnen dennoch, Gräfin,“ entgegnete Veronica, und weckte noch ein freundliches Wort hinzuzufügen. „Weil schon hatte ich Ulrike gerufen und eile rasch dem Heimwege zu.“

In ihrer Aufregung gab sie auf dem Weg nicht acht und gerieth auf einen Pfad, der sie durch sein Ansteigen aufsteigend und sie in eine falsche Richtung führte. Sie wurde

dessen erst gewahr, als ein harter Blick und Donner Schlag sie aus ihren Gedanken weckte. Umstehen mochte sie nicht. Sie mußte nach ihrer Meinung dem Schloß bereits näher sein als der Föhre. In diesem Irrthum schritt sie fort. Inzwischen hatte sich der Himmel schwarz anzuheben, und bald herrschte in dem Lammendickicht eine völlige Nacht. Ueber die Wipfel sanken gewaltige Windstöße, tödliche Welle krachten, und bald prasselte Hagel und Regenschauer breit und ausgiebig nieder. Die Gräfin, doch etwas geängstigt durch die Nacht des Wetters, suchte sich unter den Zweigen zu halten, aber auch von dort wurde sie vertrieben, denn wie aus einer Traube ließ die Regenkut von den Ästen des Nadelbaums nieder. Zugleich mußte sie bemerken, daß das Wasser wie ein Bach unter ihren Füßen dahin floss, und sie sich somit auf einem wieder absteigenden Wege befand. Es war eine rasche Nacht. Ihr leichtes Schuwerkam sie längs durchwühlte, ihre leuchtige Sommerkleidung durch Risse und Gefährdungen verunstaltete, ihr Sommerkleidung im Dunkel verloren gegangen. Sie suchte nicht darnach, sie ließ die Füße ihres Gewandes schloß an den Dornen fassen, sie beugte sich zusammen vor den Wägen und weit durch die Berge aufsteigenden Donnerstößen. Aber dennoch war sie fortgeschritten, da sich nirgends ein Schutz hatte finden lassen. Und jetzt stand sie endlich am Ausgange des Pfades, der in die breite Fahrstraße mündete. Unter der Kuppel einer mächtigen Baumgruppe fand sie hier ein Obdach, freilich zu spät, um der Gefahr des stürmenden Regens zu entgehen. Aber sie mußte ausharren, denn die Richtung schien ihr völlig verlorren.

Da kam ein Wagen die Straße daher. Sie schwannte, ob sie fremde Hüfte anrufen sollte. Ein Herr blickte aus dem Schloß, und Ulrike, im Gefühl ihrer völlig verwahten Toilette, trat hinter den Stamm zurück. Bläulich gebot der Herr dem Kutscher zu halten, sprach mit einem Regenschirm aus dem Wagen und ritt auf die Hüfte zu. „Gräfin Ulrike!“ rief er. „Diesem Wetter waren Sie ausgesetzt — und ohne Begleitung!“ Schon hielt er den Schirm über sie und bot ihr seinen Arm.

Ulrike fühlte, daß die Ueberrückung sie fast lähmte, als sie diese bekannte und hier völlig unerwartete Stimme vernahm. Ihr Schreck war groß, aber etwas von freudiger Zuversicht kam zugleich über sie. „Schalten Sie, Gräfin, daß ich Sie nach dem Schloß geleite,“ fuhr der Herr fort, indem er dem Kutscher anzuwenden gebot.

„Ich bin in der Lage, Ihre Hüfte annehmen zu müssen, Herr Forsthaus,“ sagte Ulrike, in deren Stimme der Schreck noch gitterte, „Sie verschaffen mich sehr!“

Sie nahen den Arm ihres Reiters, der ihr in den Wagen half, ließ sich einen Mantel, eine Tede gefallen, wodurch er sie zu schützen suchte, sie hörte mit Verden die Worte seiner freundlichen und angelegentlichen Sorge um sie. Es hätte in Ulrikes Charakter gelegen, eine Situation, wie die übige, unter gleichgültigeren Umständen von der heiteren Seite zu nehmen, und wirklich machte sie einen Versuch dazu, der jedoch verbrachte in sein Gegenheil umschlug. Denn die Thüren standen ihr näher als das Rad. Das Gepräch mit Veronica wirkte in ihr noch, die unbehörte Situation, jetzt an der Seite dieses Mannes zu sitzen, der noch dazu Veronica's Bruder war, machte sich in ihrem Gemüth geltend. Die Sprache verlor sie mehr und mehr. Der Forsthaus achtete rückwärts auf ihr Verkommen und begann erst in der Nähe des Schloßes wieder ein gleichgültiges Gespräch. Man hielt endlich, Ulrike ließ sich aus dem Wagen heben. Sie konnte es nicht ohne sich gewinnen, ihren Reiter zum Wieder einzuladen, zumal sie bei dem nächsten Wechsel ihrer Toilette ihn nicht hätte Gesichtspunkt leisten können. „Ich danke Ihnen, Herr Forsthaus,“ sagte sie. „Mein Bruder wird mich verzeihen.“

Ein entsetzliches Geschei im Hausflur unterbrach sie, denn Frau von Trupleben und das Kammermädchen wollten bei dem Anblick der Garderobe Ulrikes häuer in Krämpfe fallen. Sie eilte mit einem raschen Gruß in's Haus. Der Forsthaus entgegnete ihm eben so rasch und ließ den Kutscher in Eile vom Hofe fahren. Der Regen hatte sich gemäßig, bald flogen nur noch zerstreute Wellen gegen als Nachzügler durch die Luft.

Horst kam auch heute nicht zu Lichte. Er hatte die Einladung der Frau Doktorin gern angenommen, hatte seinen ersten Besuch bei der Familie in der Stadt gleich möglichst ausgedehnt, und war bis zum Abend zu Gast geblieben. Es waren heitere Stunden, die er verlebte, soweit sein Gemüth sich zur Heiterkeit stimmen ließ. Genügte es ihm doch schon, daß er sich unter Veronica's Anheben befand, und die Rede von Zeit zu Zeit auf sie kam. — Es war gegen zehn Uhr, als er heimkehrte. Dießmal wußte ihn Frau von Trupleben noch zu erwischen, und ihm im Zimmer der Damen das haarende Abenteuer Ulrikes zu erzählen. Sie that es mit einer Art von Vorwurf gegen Horst, als müsse er, gegen den sie viel aus dem Herzen hatte, auch hieran schuld sein. Freilich wußte sie nicht, daß Ulrike bei Veronica gewesen, da Erstere nur von einer längeren „Welpromenade“ gesprochen, bei der sie das Gewitter überfallen habe. Gleichwohl hatte Frau von Trupleben nicht über Zufall, einige

schönhe Bemerkungen über seine Besuche im Forsthaus einfließen zu lassen, obgleich ihr Horst niemals ein Recht zugesprochen, über seine persönlichen Verhältnisse ein Wort zu verlieren. Ulrike, welche die Absicht der Tante wollte, wußte vorzubeugen.

Als sich die Tante endlich zur Ruhe begeben, begann die Schwester: „Horst, hast Du gewußt, daß Veronica's Bruder zum Besuch hier entlassen werde?“

„Allerdings, sie sprach davon.“

„Warum sagst Du mir nichts darüber?“
Horst hatte in diesem Punkte nichts verhehlt, er hatte es eben vergessen, da er nicht ahnte, daß die Schwester ein Interesse dabei haben könne. Ueberdies war ja es gestern seine ganze Beziehung zum Forsthaus sein Geheimniß gewesen. „Und nun gar gestern Abend,“ schloß er, „was ging mich da der Forsthaus an? Ich konnte nur von ihr allein sprechen. Aber es scheint, als sei Dir seine plötzliche Anwesenheit unangenehm — warum? Ich begreife sie eigentlich nicht.“

Ulrike unterbrach ihn schnell: „Gib Dich nicht zu hoch fliegenden Hoffnungen hin! Du hast mir die Gründe verheimlicht, warum Veronica sich mit Rülde von Dir abwendet.“

Eine dankte Rülde der Beschämung übergoß Horst's Gesicht. „Du warst bei ihr, Ulrike?“ begann er leise laut und erwartungsvoll.

„Ich hätte Grund, es zu bereuen,“ entgegnete die Gräfin wehmüthig. „Dieß Mädchen dünkt sich viel zu schade, um sich zu der unglücklichen Stellung einer Gräfin Eigelfried herzugeben! Wir dürfen kaum hinaufsehen zu der stolzen, bürgerlichen Försterfamilie!“ Ulrike sprach es mit bitterem Gohn, aber dennoch war jetzt das Uebrigste an ihr. Ihr Gesichts strahlte sie selbst. Sie erhob sich und schritt einmal durch das Zimmer. Dann blieb sie vor dem Bruder stehen und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Horst,“ sagte sie ernst, „wir selbst tragen die Schuld, wenn Veronica und ihre Familie uns bald von sich weilen.“

Horst nickte einverstanden das Haupt. „Ich frage die Schuld allein,“ entgegnete er, „Du nicht.“

„Ich auch — und vielleicht kennt Veronica die meinige und ließ sie mich erzählten.“

„Du, Ulrike? Wie ist es möglich?“

„Du wirst es einst erfahren. Heute nichts mehr! Ich fühle mich erschöpft. Gute Nacht!“

Eine glückliche Stimmung herrschte an diesem Abend in der Föhre. Der Sohn des Hauses, der Stolz der Familie, war eingetroffen. Der Alte hörte ihn mit Genugthuung reden, die Hofmeisterin mußte sich zwischen dem Familiensimmer und der Küche, in der sie heute besondere Rülde zu entfalten suchte, nur mit Eiferstuch zu theilen, und Veronica saß an der Seite des Bruders, ihre Hand in der seinen, und hatte ein Gefühl der inneren Veruhigung und der Sicherheit, wie sie es lange nicht empfunden. Zugewendet aber sah der Bruder sie doch leise forschend an, als ob er irgend einen alten Zug in ihrem Antlitz vermisse, und wenn er dann tiefer die Hand an ihren Scheitel legte und sanft an dem Quai ihres Gesichts hinab strich, dann sah sie ihn zwar mit aller Herrlichkeit an, mußte die Augen aber doch, wie in leiser Verwirrung, wieder senken. Der Alte aber wurde gesprächiger, eine Föhre des guten Willens, welchen Ludwig mitgebracht hatte, erhöhte seine vergnügliche Stimmung. Noch spät in das Dunkel hinein sah die Familie unter dem Dach der bereitwilligen Linden, die den Pfad vor dem Regenschauer geschützt hatten, und genoss die Rülde und das Glück des Beisammenseins.

Schon früh am andern Morgen stellte sich Graf Horst ein, um dem Forsthaus seinen Gegenbesuch zu machen, und ihm für seine Ritterdienste gegen Ulrike zu danken. Veronica hatte sich bei seinem Eintreten entfernt, um nicht wieder zu erscheinen. Horst war außerordentlich unwohlkommend, in herzlich, gegen den „alten Jugendfreund“, wie er Ludwig nannte, und sprach seine Freude des Wiedersehens und der Wiedererinnerung mit wirklich gewinnenden Worten aus. Ludwig mußte über eine solche Begrüßung wohl staunen, einedel des geistlichen Ausweichens und Abnehmens, das der Graf bisher gegen ihn beobachtet. Der Forsthaus war ein Mann von Welt und hatte im Leben viel Menschenkenntniß erworben. Wenn er daher, ohne dem Grafen die frühere Vernachlässigung entgelten zu lassen, ihm mit besserer Form willkommen heißen konnte, so wurde er darin noch unterstützt durch den Ton warmer Aufgeschlossenheit, der ihm aus Horst's Worten entgegenklang. Er bemerkte mit einiger Verwunderung, daß er sich ein kaltes Bild von dem jungen Grafen gemacht. Oder hatte dieser zwei verschiedene Gesichter und Erscheinungen, eine für die Welt und Gesellschaft, die andere für die freiere Nähe und Nahe in der Natur? Es gibt solche Leute, die daraus noch nicht falsch oder beachtend genannt zu werden brauchen; sie sind nur unfrei in ihrem Wesen und in ihrer Bildung. Schwerförmlich und Gesammten ringen in ihnen mit der Innerlichkeit und machen ihre Entwicklung lüdenhaft und ungel. Unser Kulturleben bietet wunderliche Spielarten von Menschen aus. Dieser junge Mann — so beobachtete Ludwig — war hier gar

nicht der abnehmende, hochstehende Ausdruckscharakter, er schien demselben nie gewohnt. Hier war eine angenehme Neugierde, der bei aller weltmännischen Treue das Geruchsalzen in eine gewisse Schüchternheit sehr wohl stand, eine Sprache, von deren warmen Gemüthsstimmung man sich angenehm fühlte. So ließ Ludwig während des Gesprächs eine freundschaftliche Bemerkung immer mehr walten, wenn er auch aus anderen Gründen weder vollständig noch erwartete, daß sich ein näherer Verkehr zwischen ihm selbst und den Schloßbewohnern noch anbahnen könne. Er sagte vorher ja noch nein, als Horst ihn beim Abschied dringend bat, fortan gute Nachbarschaft zu halten.

Der häufige Eindruck, den er von Horst empfing, sollte häufig schon in der nächsten Stunde einen heißen Gegenstoß empfangen. Und zwar war es der Vater selbst, welcher durch einige Andeutungen zu verstehen gab, daß er über den Charakter des Grafen sehr unangenehm dachte. Der Alte sprach sich nicht deutlich aus, doch wirkte Ludwig, daß seine Schwester nicht ohne Beziehung zu dem harten Mißthel des Vaters über den Grafen stete. Er mochte nicht weiter forschen und beschloß zu beobachten, ein gelegentliches Wort von Veronika selbst abzuwarten.

Während der Vater und Sohn noch sprachen, war dem Gegenstand ihres Gesprächs das Glück, einen ersten schmerzhaften Eindruck zu erfahren, so häufig, wie er es nicht besser erwarten konnte. Denn als Horst eben die Schwelle des Hauses verließ, bemerkte er zwischen dem Vorhang, welches sich wohlgeschloßen vom Garten bis an die Sonneneindeung zog, ein sommerliches Gewand. Er erkannte es, sein Herz pochte mächtig, er konnte sich die Gelegenheit, mit der Geliebten allein zu sprechen, nicht entgehen lassen.

Veronika, in dem Wahn, der Graf sei bereits fort, war hinausgegangen, um einen Strauß von Wildblumen, die der Bruder gern hatte, für den Mittagstisch zu sammeln. Da blickte sie plötzlich, Schritte hinter sich, und wie sie sich umwandte, hielt sie den Grafen vor sich. Sie kann ihm jetzt nicht antworten und bleibt stehen, um ihn zu erwarten. Beide sehen sich einen Augenblick, fast laut athmend vor Erregung und einander erwartungsvoll ansehend, gegenüber. „Veronika!“ beginnt Horst, „gerade wenn Sie mir endlich ein Wort! Lassen Sie einen lauten andern Gedanken, als Ihre Verehrung, Ihr Liebe.“

„Gräfin Wille kennt meine Gesinnungen,“ entgegnet Veronika mit einem Tone, welcher hart sein soll, in dem aber doch ein innerer Kampf darthut. „Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, Herr Graf!“

„Veronika, nicht diese hergeleitete Rede!“ ruft Horst lebhaft. „Nur auf Minuten geben Sie mir die Hand!“ Und nun mit voll ausströmendem Herzen bekennt er ihr seine Liebe, seine Tugenden, seine Verehrung. Er sagt sich an, er erparst sich selbst nichts, er läßt sie seine innere Wandlung erkennen, seinen leidenschaftlichen Schmerz, die ganze Macht und Tiefe seiner Neigung, einer Neigung, die ihr, der Geliebten, die Hoffnungen eines ganzen Lebens anheimstellt. Der Augenblick legt ihm die Worte auf die Lippen, wie das Gemüth sie empfunden hatte. — Und Veronika hört diese Worte, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist, sie steht einen durchsichtigen gewandten Menschen vor sich, und steht im Innersten erschrocken und erschüttert vor dem Ausdruck dieser Leidenschaft.

„Gut, bitte ich vor Allem, Veronika!“ fährt Horst fort. „Nehmen Sie jenes schreckliche Wort zurück, das ich mir verbot, wie ich war, daß ich aber nicht ertrage, wie ich bin! Geben Sie mir die Gewissheit, daß Sie mich nicht mehr verachten!“

„Das sei vergessen! Ich nehme es zurück!“ ruft Veronika lebhaft.

Horst stürzt zu ihren Füßen, ergreift ihre Hand und preßt sie an seine Lippen. „Und wenn Sie es vergessen können, Veronika, dann lassen Sie mich mehr hoffen! Seien Sie mein guter Engel im Leben, mein höchstes Gut, mein Weib!“

Veronika's Knie wanken, sie preßt die Hand auf's Herz — wird sie eines Augenblicks in ihrem Entschließen erschüttert sein? Der Gedanke an ihren Vater, an ihren Bruder tritt wieder hervor, Alles, was sie sich mit klarem Verstande deutlich und fest vorgezeichnet hat, und mit harter Selbstüberwindung spreit sie häufig: „Niemals, wenn Horst, niemals! Ich will Sie nicht! Ich will Sie nicht! Ich will Sie nicht!“ — Abwärts fließen aus ihren Augen und streifen ihre Wange Thränen, nach auf den Rücken, hält ihre Hand fest, sie aber reißt sich los und steht quer durch das Gerüst dem Hause zu. Noch hört sie ihren Namen hinter sich rufen — es ist ihr, als ob sie zurück müßte. Aber sie steht vorwärts, die Treppe hinauf nach ihrem Schlafzimmer, und schließt den Thügel vor die Thür. Dann sinkt sie zu Boden, wäscht Arme und Gesicht auf einen Sessel und läßt ihren kranzhaft hervorbrechenden Thränen freien Lauf.

Nach dem Trübsalstag zeigte sich an diesem und dem folgenden Tage zu der Annahme, Horst sei auf dem Wege, den Verstand zu verlieren. Er antwortete verkehrtes Zeug und betrug sich bei einigen wirtschaftlichen Vorfragen,

die sie machte, so sonderbar auffallend gegen sie, daß sie in den beständig und vielfach gereizten Nerven geriet. Wille war auch verstimmt, schweigend, gar nicht umgänglich, sie hörte nicht einmal zu, wenn die Tante sich über die Mäthe erging und Klugheiten aus dem Kreise des Wirtschaftlichen drückte. Denn wenn von Trübsal hatte einen sehr regen Sinn für die Angelegenheiten anderer Leute, und liebt es, die Verhältnisse auszuforschen. Rechte ihr die höhere Geisteskraft, so nahm sie mit dem Interesse an der niederen für sich. Inzwischen mochte sie sich auch nicht gern zu viel ärgern, und es tauchte bereits das Bedauern in ihr auf, nicht lieber zu einer guten Freundin, die sie nach Westfalen eingeladen hatte, geehrt zu sein.

Am dritten Abend nach seiner letzten, niederliegenden Unterredung mit Veronika ließ Horst sein Pferd vorführen. Er hielt es nirgend mehr an. Er wollte hinunter in die Ebene, dahinjagen, und war's die ganze Nacht durch, und war's auf Wimmerniederlegen. Er hatte kein Ziel im Auge, er wollte kein Ziel haben — und doch lenkte er sein Pferd in den Weg, der an der Färserei vorüberführte. Sein entgegenkommendes Freundschaftsgefühl für Ludwig hatte sich gewandelt, er fühlte eine Art von Eifersucht gegen ihn. Ja, er war eifersüchtig auf den Bruder der Geliebten, auf ihn, der ihre Liebe hatte, auf ihn, der vielleicht ihr Herz gegen ihn eingenommen. Diese Eifersucht steigerte sich in seiner aufgeregten und verirrten Phantasie bis zum Hass, denn mehr und mehr galt ihm der Bruder wie ein bevorzugter Günstling. Unter solchen gefährlich brütenden Empfindungen kam er an eine Wälderseite, wo sich der Weg nach der Färserei abzwigte. Es dunkelte schon stark, die Sterne zeigten bereits hell hervor, als ein Vorübergehender ihn grüßte. Nur an der Stimme konnte er in der Dunkelheit einen jungen Hofscheffler erkennen. Horst hielt sein Pferd an. Da war ein Mensch aus der Färserei! Er hätte ihn anfragen, ein langes Gespräch mit ihm führen wollen! Aber wie beginnen? Wie, wann fragen? „Nicht die — die Familie zu Hause?“ drückte er unheimlich hervor.

„Nicht die!“ entgegnete der Gesagte. „Der Herr Hofrath ist mit der Schwester weggefahren.“ Ein Schreck schüttelte fast die junge Horst's. „Weggefahren? Wohin?“

„Ich kann es nicht sagen, doch scheinen sie sich auf einige Zeit entfernt zu haben, sie nahmen Gepäck mit.“

Vor Horst's Seele stand eine furchtbare Gewissheit. Schon einmal war Veronika vor ihm erschienen, jetzt entführte sie ihm der Bruder, weil, weil, weil, um sie für immer vor ihm zu verbergen. So war's, es konnte nicht anders sein! „Wann sind sie davon gefahren?“ fragte er, erlosch den bitteren Selbststeller.

„Vor einer Stunde etwa — oder einer halben.“

„Welchen Weg?“

„Diesen, der in die große Kunststraße mündet.“

Horst grüßte kaum zurück, er spornete sein Pferd und jagte in mühseliger Laufe hinab. Das unglückliche Thier hatte den rücksichtslosesten Reiter, dem es nicht einmal darauf ankommen schien, ob er selbst bei dieser tausenden Pferde das Genick bräche. Er wollte, er mußte die Füßenden erlösen. So ging es fort, selbst auf der harten, ebnen Straße. Die Handen stoben durch die Nacht, der Hufschlag rasselte, als ob Roß und Reiter versprengte Geknirsch aus dem Troß des wilden Jägers wären. Jetzt ist ein Wagen in Sicht — die Leuchte wird angezündet. Er ist erreicht, von dem Reiternden fast überholt, da kriecht die Kraft des Rosses zusammen, es fürzt und schreut den Reiter fast unter die Räder des Wagens. Die Pferde werden scheu und können sich hochauf, der Reiter kann sie kaum halten. Aus dem Wagen aber ertönt ein donnerndes Schrei. Veronika hat den Stürzenden erkannt.

Es gelingt, der Wagensperre Herr zu werden. Ludwig und Veronika steigen aus und finden Horst für loslos am Boden. — Ein Knechtmeister ist in der Nähe. Der Knecht ruft die Arbeiter mit einem kranken Riesenpaß herbei. Horst's Gesicht ist von Blut überströmt, er gibt kein Lebenszeichen. Bruder und Schwester stehen erschüttert und besorgt, was zu thun sei! Veronika widersetzt sich dem Plan, den Grafen in den Wagen zu nehmen und ihn in das Haus des Doktors mitzubringen. Denn sie waren auf dem Wege nach der Stadt, wo Ludwig seine Verwandten begrüßen wollte, und hatten zur Fahrt die Abendstunden gewählt, um am nächsten Abend zurückzukehren. Ludwig zeigte Bedenken, allein nach der Stadt zu fahren, um den Arzt zu holen, und die Schwester so lange in der Nacht bei dem Vermundeten zu lassen. Allein Veronika's Wille drang diesmal durch, und sie trat sogleich die Anstalten. Horst, der inzwischen Zeichen des Lebens gegeben, in der Nähe ein Lager zu verschaffen. Die Arbeiter hatten neben ihrem Weiler eine Hütte von Stangen und rothenem Lammesfell. Dorthin wurde Horst getragen und auf eine Rohdecke über Moos und Laub gelegt. So fuhr Ludwig, sehr gegen seine eigenen Wünsche, allein nach dem Arzt.

Die Arbeiter besetzten einen breiten Riemen als

Gerüst an der Hütte, und bei seinem unstillen Fluchschrei sah Veronika am Boden und forschte in den Fugen des schwer Athmenden. Draußen standen die dunklen Gestalten der beiden Wärdner, den Angestrichen unter sich besprechend und bellend, bis sie sich entfernten. — Nun war Veronika allein mit Horst. Sie trachtete mit ihrem Fingerspitz das Blut von seiner Stirn, sie nahm seine Hand, um nach der rascheren Wiederkehr warmen Lebens zu spüren. Da schlug er die Augen auf. Ein glückseliges Lächeln ging leicht über seine Züge, als er ihr Gesicht über sich gebreht sah. Er schloß die Augen wieder, aber ihre Hand hielt er fest in der seinen. — Was Veronika in diesen bangen Stunden der Erwartung empfand, war ein Gemisch von tiefem Schmerz und einem Gefühl des Glücks, das sich aus aller Furcht und Todesangst doch hervorzuheben begann. Sie empfand, daß es unmöglich sei, gegen ihre Liebe länger anzukämpfen. Ja, sie liebte ihn, lebte ihn seit lange, sie liebte ihn von dem Tage, da er seit der Kindheit wieder in ihrem Obiten erstand. Aber sie war ein starkes Herz und schalt sich selbst über eine Liebe, die durchaus verloren sein mußte. Sie war nicht blind gegen seine Schwächen, viel an seiner Art und Weise war ihr widerwärtig gewesen, sie hatte ihn endlich hoffnungsreich gefunden, ihren Stolz gegen ihn noch gerufen, ohne die hohe Herz doch jemals gegen ihn verschließen zu können. Von Hoffnung wollte sie dennoch nichts wissen. Sie glaubte nicht an ihn, sie hatte trotz ihrer Liebe kein Vertrauen zu seinem Charakter. Und wie sie einst seiner Ungeheuerlichkeit gegenüber sich in ihrer Liebe erniedrigt gefühlt, so hatte sie während dieser Zeit gegenüber auch nichts von Genugthuung fühlen können, denn sie hielt seine Wandlung für einen Wahn, seine Pläne, seine leidenschaftlichen Neigungen, Alles für Wahn. Aber selbst wenn sie nach seiner letzten warmen Ansprache endlich an die Wahrheit seiner Empfindungen glaubte, so rang sie auch da noch, ihre Liebe zu bezwingen. Denn vor ihren Augen stand all' das Mißliche einer Vereinigung zwischen Horst und ihr. Sie wollte sich bestärken, um ihm und sich selbst einige schwere Kämpfe zu ersparen. Noch waren solche Schranken, die sie sich und ihren Hoffnungen selbst errichtete, in ihr nicht gefallen, aber mächtiger hatte ihr Herz noch nie geschlagen, als in diesen Stunden, da sie einsam in der Nacht an dem Lager Horst's dachte. Glauben und Vertrauen wollten sich in ihre Seele schmeicheln, und ein leises Jähren ungesagter Wärme überstieß sie. Noch immer hielt Horst ihre Hand fest. Sie entzog sie ihm nicht. — Jetzt fühlte sie einen leisen Druck der Fingerspitze, er machte eine Bewegung und wendete sich zu ihr. „Sie wollen mir nicht entfliehen?“ sagte er matt. „Sie sind noch da!“

„Ich bin bei Ihnen. Wie fühlen Sie sich?“

„Gut, Veronika! Wie im Himmel! Sie sind so gültig — so gültig!“ Er zog ihre Hand an seine Lippen und sank erschöpft zurück. — Beide schwiegen. Es war so still umher, eine laue Sternennacht, kaum daß das Knistern des schwebenden Meeres draußen sich bemerklich machte, oder ein tieferes Summen durch die Föhrenwipfel wehte.

(Schluß folgt.)

George W. Childs,

Präsident des New-Yorker Volksvereins.

(Hierzu die Tafel S. 840 und 841.)

Es ist eine der Errungenschaften unserer Zeit, daß auch dem stillen Fleiße der Schachtelwerke, den Erträgen der bürgerlichen Arbeit öffentliche Anerkennung zu Theil wird. Mit Recht wird über Mann, der sich durch seine Fähigkeiten und seinen unermüdblichen Fleiß aus den untersten Schichten zu einer hervorragenden Stellung emporgearbeitet hat, ein Gegenstand allgemeinen Interesses, und die Geschichte seiner Laufbahn verdient der aufstrebenden Generation als Vorbild vorzulegen zu werden.

Nach den jetzigen Umständen des „Selbstbists“ nimmt George W. Childs aus Philadelphia eine der ersten Stellen ein. Er ist erst vierzig Jahre alt und steht doch an der Spitze des nahezu bedeutenden kühnhandelnden Geschäftes in America, er ist der alleinige Eigentümer einer politischen Zeitung „the Public Ledger“, die an Einfluß und Bedeutung nur den beiden renomirten Blättern „the New-York Tribune“ und „Herald“ nachsteht!

George W. Childs wurde im Jahre 1829 in Baltimore von mittelalten Eltern geboren. Als vierzehnjähriger Knabe zog er, arm und ohne Freunde, nach Philadelphia. Er fand dort in einer Wuchshandlung als Laufbursche ein Unterkommen — und schon nach vierzehnjährigen harten Arbeiten in dieser Stellung hatte sich der strebende junge Mann so viel Erfahrung gesammelt, daß er den tüchtigen Schritt wagen konnte, ein eigenes Geschäft zu begründen. An der Ecke von Chestnut Street, im Hause des Public Ledger Establishments, erlebte er ein kühnes Leben, und hier, unter dem Eindruck des ungeheuren Wohlthums, das sich hier vollzog, sah er den ehrsüchtigen Wunsch, eines Tages selber dieses Establishments zu werden. Dieser Gedanke wurde der Fabel seiner künftigen Thätigkeit; mit einer Energie, die kaum jeztzigen haben dürfte, stellte

er dem Ziele seiner vorwiegenden Thätigkeit zu — und heute ist er der Eigentümer des „Public Ledger Buildings“.

Nach ein Jahr nach Eröffnung seines Anklagens hatte er bereits seinen Fähigkeiten unter den Kollegen eine solche Geltung verschafft, daß er als Theilhaber in die Firma M. E. Peterson & Comp. aufgenommen wurde, die dann unter dem Namen Childs & Peterson einen ungeheuren Aufschwung nahm. Die Werke, welche aus diesem Verlag hervorgingen — wie Dr. Kane's Arctic Exploration, Wilson's Dictionary of Authors, the National Almanac und andere — hatten alle den größten Erfolg. Im Jahre 1864 endlich gelangte er an das Ziel seiner Wünsche; nach einigen Unterhandlungen mit dem bisherigen Eigentümer des „Public Ledger“ kam diese Zeitschrift durch Kauf in Childs' Besitz. Schon damals war das „Public Ledger“ eine der wichtigsten Nordamerikas; dem Scharfblick Childs' gelang es aber in Kurzem, die Zeitung durch bessere Einrichtung, heftigeren Druck und Veredelung des Redaktionspersonals dem Publikum noch ansehnlicher zu machen. Der Einfluß der Zeitung wuchs täglich, und mit der dadurch bedingten Vergrößerung des Geschäftes machte sich dabei bald das Bedürfnis größerer Lokalitäten fühlbar. Für die Errichtung solcher Räumlichkeiten sorgte Childs in der glänzendsten Weise. Im Jahre 1867 zog er in sein neues, mehr als 12,000 Quadratfuß umfassendes Gebäude ein, und die damit verbundene Ausrüstung war ein großartiger Triumph seines geschäftlichen Ansehens. Aus allen Theilen der Union kamen berühmte Persönlichkeiten nach Philadelphia, um an dem Tage der Einweihung des „Public Ledger Buildings“ Herrn Childs ihre Ehrerbietung zu erweisen.

Die Vätergenossen von New-York und Philadelphia, General Meade und andere Größen der Vereinigten Staaten waren zugegen; von Andrew Johnson, dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, von Seward, Stanton, Grant, dem jetzigen Präsidenten, waren besondere Schreiben eingelaufen.

Alle diese Ehrenbezeugungen sind eine glänzende Anerkennung der bedeutenden Stellung, zu der sich George W. Childs durch eigene Thätigkeit und eine eifrig eingebrachte Energie emporgearbeitet hat.

Wir geben unsern Lesern heute ein Porträt dieses seltenen Mannes und ein Bild seines großartigen Geschäftserfolges.

Sonderbare Schwärmer.

Erinnerungen aus Ägypten.

Von
H. Müller.
(Fortsetzung.)

Höring hatte, trotz seines weiter oben angeführten Talents, viel Unglück im Orient gehabt! Einmal verliebte er sich in Smyrna und ward betrogen, ein andermal suchte er „Berger“ in Konstantinopel und wurde beschissen. Ohne Geld erreichte er Alexandria und nächtete sich dort bald mit dem Hundstern von Konstantinopel, bald als Buchbindergehilfe; seine Arbeitgeber entließen ihn jedoch, weil er auf dem Hand der Afterschlüssel gleichfalls eine Serie entwarf und weil er die Bücher kritisierte, obwohl sie ja besten. Nun wurde er Kaufherr und handelte mit Schmiedewerkzeugen und Feilen, die er selbst zog, d. h. die Feile, Feile, Feile, bei denen er auch nicht reich wurde.

Natürlich ihm eine besondere Stelle als Kaufhülse oder Comptoirschreiber an, so spielte er den stolzen Spanier, schüttelte sich in seine Gelehrtenwürde und sagte: „quos ego!“ Solche Schwärme mögen Leute bezaubern, die weniger wissen und haben als ich! Um leben zu können, folgte er nun seinem portugiesischen Träume und ging auf die Weltreise. Mit einem Sack auf dem Rücken, der des Nachts sein Bett war und am Tage den Julius Cäsar, Homer, Cicero, Virgil, Herodot und ähnliche große Männer beherbergte, durchwanderte er das ganze Aethiopien vom Delta bis Nubien und lernte in den Königreichen das Grauen und bei seinen arabischen Gefeunden das V.... Als er beides inne hatte, kehrte er nach Alexandria zurück, und gab daselbst ein „etwas Bisthüm“ heraus, das „Hummel-Hummel-Bierzeitung“ hieß. Dieser Zeitung Berleger, Redakteur, Collaborator, Drucker und Verbreiter war Höring in eigener Person. Er machte die Witz, schrieb sie auf Stein, druckte sie selbst ab, folpottierte sie und las sie gegen selbst, und lehrte sich über die ägyptische Arbeit setzen sein, denn Höring schrieb sehr schlecht, wie alle geistreichen Menschen. Nachdem fünf Nummern erschienen und der Titel eine radikale Veränderung erlitten hatte, fand die arme Zeitung an der chronischen Abonnentenlosigkeit einen sehr armen Tod.

Höring, der liebe, wilde, ging nun wieder wandern, und ich lernte ihn am roten Meer kennen, wo er sich mit der verruchten Idee bei mir vorstellte, durch Perien und die Tartarei seinen Spaziergang nach Aethiopien zu machen, um aus diesem etwas ungewöhnlichen Wege ein großer Mann zu werden.

Nach Dithelbel war er auf folgende drollige Art gekommen:

Kufen, die der Landesprache und nicht einmal des Deutschen mächtig, nach Kairo geschickt waren, um eine Pöbelzeitung nach dem Sinai zu unternehmen, hatten ihn als Tolmetzher engagiert, und der edle, aber unpraktische Höring hatte, aus die Venerabilität seiner Landstrute bauend, sich für seine Tolmetzherdienste nichts ausbedungen, als „freie Reise“. Die souveränen Herren verstanden das in der Art, wie man in Russland eine „freie Reise nach Sibirien“ versteht, und gestatteten dem Dichter neben den Nadeln herzujaufen. Die Nadeln aber waren sämtlich wohl mit Oel und Wachsen, jedoch durchaus nicht mit Lebensmitteln überladen, so daß unser Poet halb verhungert bei mir eintraf, trotzdem aber mit stolzer Unverschämtheit Alles schlecht zubereitet fand, was ich ihm vorlegte.

Lehtes werde ich ihm nie vergehen, denn ich bin weit eingebildeter auf meine Nothdurft, als auf meine Lecht.

Höring schloß nun, ohne eine Einladung abzuwarten, in meinem Zimmer und besetzte mir das Haus mit russischen Bediaken in drei Akten. Bei dieser Betrübnis sah ich auch, wie der moderne Dogen in seine Tonne — den Sack — froh, diesen unter den Armen zuhauerte und mit seinem Cicero unter dem Kopf einschloß. — Das ich dabei bedauerte, war nur der Cicero.

Um den Lesern zu zeigen, wie arrogant mein Freund Höring sein konnte, wenn er bei Tonne war, will ich von



George W. Childs, Organist der New York Times. (S. 839.)

einem Besuche reden, mit dem er mich später einmal in Kairo beehrte.

Ich war froh dabei, meinen „letzten Nadelstich“ für einen lithographischen Abzug zu autographieren, als die Uhr anging und Herr Höring in der vollen Glorie eines frisch gebürsteten Kopfes erschien.

Wie immer fuhr er anstalt im Zimmer umher, tastete dieß und das an, brachte meine Bücher in Unordnung und geriet schließlich auch über den „letzten Nadelstich“, ein Pros, das, beiläufig gesagt, außer an verschiedenen andern Gebrechen, auch an einer ja großen Unachtsamkeit litt. Mit geringfügigen Nachsicht las er einige Strophen und sagte dann plötzlich:

„Sagen Sie mal, Verehrter, sind Sie in meiner letzten Vorlesung gewesen?“

„Nein, ich war damals in Damiette!“

„Nun, wie kommen Sie dann in aller Welt zu meiner Idee mit dem Nadelstich?“

„Ich habe daselbst ja fast mit denselben Worten ausgedrückt.“

„Das Nadelstich hat er aber von Minaret.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Nun, ich war damals in Damiette.“

„Wie ich zu Ihrer Idee komme? — Der dort drüben,“ erwiderte ich, „auf den Teller deutend,“ „hat sie mir gegeben, wahrscheinlich war der Teller in Ihrer Vorlesung.“

„Am, hm! Sonderbar!“ murmelte er in seinen roten Bart und vertiefte sich wieder in seine Letzt.

Höring, der, wie er nach einer Pause, „Sie sind ein sogenannter Nadelstich, und haben doch bei Ihrer Jugend ein enormes Glück. Ihre Gedichtsammlung „In Ägypten“, die ganz weithin ist, wurde gedruckt und gelesen, und Brecht hat sogar Ihre Bulgär-arabische Sprachlehre verlegt, die ich auch weit besser hätte schreiben können. Sie geht das ja? Sie haben doch gar nichts gelernt in Ihrer magdeburger Nadelstichschule, können das Alpha nicht vom Omega unterscheiden, und nehmen das nachgelehrt das Brod. Ein Mensch, wie Sie, sollte sich gar nicht unterziehen, irgend etwas für die Öffentlichkeit zu schreiben, bald sind wir in Ägypten — denken Sie nur einmal über den Unterschied zwischen uns und Ihnen nach!“

„Der ganze Unterschied zwischen uns und Ihnen ist,“ entgegnete ich trocken, „daß Sie Nadelstich Verse schreiben, die Niemand umseht, und daß man mich für meine nicht Nadelstich Prosa bezaubert, weil sie gelesen wird. Voilà tout!“

Um das überlieferte Nadelstich rechtlich zu machen, nahm ich dem Vetter einen Nuss Namens Jacobus vorstellte, der Prophet und Missionar eines neuen Glaubens war; eines Glaubens, der mir vollkommen verrieth, ganz vor allem, um zahlreich Anhänger zu finden.

Jacobus war eine hohe, kräftige Mannergestalt mit langem, braunem, schlichtem Haar, groben, schwärzlichen Augen, hartem Rinn, hartem Rinn, hartem Rinn, fast trachtlos seinem Rinn und mit adeligen Händen und Füßen. Er trug sich einfach und anständig gekleidet, hatte hohle, wenn nicht sogar hohle Narren, und drückte sich gleich sehr leichtlos und gewandt in der russischen, polnischen, deutschen, englischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache aus. Sprach man mit ihm von andern als den alltäglichen Dingen, so bewogte er sich gern in Metaphern und Paradoxen, und überhitzte die Leute mit einer solchen Menge von Citaten aus lateinischen und griechischen Schriftstellern, daß es einem ganz dumm im Kopfe wurde von dem sich klappernd drehenden Nadelstich seiner Gleichsamkeit.

Ich beobachtete den Menschen lange mikroskopisch, ehe ich mich entschied, mit ihm zu reden. Ich sah, wie er kundenlang vor einem Rosenstrauch stand und in die baltische Wüste hineinblühte, als ich er unter im Nadelstich tieferen, zirkuläre Dinge. Ich sah, wie er kundenlang vor sich hin murmelte, als ich er. Ich sah, wie er mit unheimlicher Konjunktur in die ägyptische Sonne strahlte, und hörte, wie er einem Kugelfischer verführte; er zählte die Sonnenstrahlen; ich sah endlich, wie er an die verdrückten Arabier einer Wüstenmagazin vertheilte. Alles das geschah in einer Manier, von der ich nicht recht wußte, ob sie anstößig oder natürlich ist.

Das Publikum war mit Jacobus ebenso bald fertig wie mit Nadelstich und Höring — es sagte einfach: „Nad — wer will sich mit dem Nadelstich bezaubern!“

Ich besuchte mich nun freilich auch nicht mit ihm, aber es lauten mir trotzdem sonderbare Anekdoten zu Ohren, die ich erzählen will, wie sie zirkulierten.

So besuchte sich sein Wirth, bei dem nicht mit ihm, aber es lauten mir trotzdem sonderbare Anekdoten zu Ohren, die ich erzählen will, wie sie zirkulierten.

In einer Schule, wo er Unterricht gab, lehrte er an Stelle der Nadelstich keinen Glauben und wurde entlassen. Gleich darauf legte er sich hin und schrieb seiner alten Mutter: er sei die rechte Hand des Nadelstichs (des damaligen Vizekönigs von Ägypten), und sie möge nur nach Kairo kommen, um sein Glück zu theilen.

Die alte Frau kam auch und ihr lauterer Sehn bewies ihr nun, daß er die rechte Hand des Vizekönigs in Ägypten wirklich sei, als die Karte er. Dabei nie wußte, was die Nadelstich thue.

Tiefe und ähnliche Geschichten, welche eben nicht dazu beitragen, des Nuss Charakter bei mir in ein günstiges Licht zu setzen, zirkulierten in Kairo; wenn wir Jacobus besuchten, mag der Vetter selbst beurtheilen, was von diesen Geschichten glaubwürdig war.

Jacobus war wochenlang aus dem Bethe und so mit aus dem Munde der Leute verhallen, als es der Zufall wollte, daß seine alte Mutter älter in seinem Hause war und einging. Sie griff nämlich, um ihren kranken Herrn Sohn zu ermahnen, zu jedem Erwerb, und trug, d. h. Wod in die Häuser, wußt Kaiser, reinigte und laute alle Kinder etc.

Eines Tages, nachdem sie mich wiederholt beim Schreiben angetroffen hatte, sagte sie mir im leichten Deutsch: „Mein Herr, Sie entschuldigen mich, ich höre, daß Sie Dichter und Schriftsteller sind. Sie sollten meinen großen Sohn kennen lernen, er verdient Ihre Bekanntschaft.“

„Mein Herr, Sie entschuldigen mich, ich höre, daß Sie Dichter und Schriftsteller sind. Sie sollten meinen großen Sohn kennen lernen, er verdient Ihre Bekanntschaft.“

„Mein Herr, Sie entschuldigen mich, ich höre, daß Sie Dichter und Schriftsteller sind. Sie sollten meinen großen Sohn kennen lernen, er verdient Ihre Bekanntschaft.“

„Mein Herr, Sie entschuldigen mich, ich höre, daß Sie Dichter und Schriftsteller sind. Sie sollten meinen großen Sohn kennen lernen, er verdient Ihre Bekanntschaft.“

„Mein Herr, Sie entschuldigen mich, ich höre, daß Sie Dichter und Schriftsteller sind. Sie sollten meinen großen Sohn kennen lernen, er verdient Ihre Bekanntschaft.“

„Mein Herr, Sie entschuldigen mich, ich höre, daß Sie Dichter und Schriftsteller sind. Sie sollten meinen großen Sohn kennen lernen, er verdient Ihre Bekanntschaft.“

„Ihren großen Sohn, Madame,“ entgegnete ich etwas rüchselig, „Ihren großen Sohn, der in Velle liegt und Sie arbeitsam läßt? Nach solcher Belantheit verlangt mir nicht.“

„C. mein Herr, ich höre, daß Madame auch bei Ihnen schon verlobt worden ist, Sie irren sich aber vollkommen in Ihrer Person, er ist ein guter, edler, großer Mensch und was ich für ihn thue, thue ich unendlich gern!“

Ich suchte die Aeheln: Madame, Sie sprechen eben wie eine brave Mutter, Ihr Sohn wird aber dadurch nur schlechter in meinen Augen.“

„Herr Winkler, Sie thun mir wirklich noch mit Ihrem strengen Urtheil, und ich muß Sie jetzt ernstlich und doppelt dringend bitten, uns einmal zu besuchen, damit Sie von Ihrem Urtheil zurückkommen: mein Sohn wird Ihnen gewiß gefallen, wenn Sie ein Maler sind.“

Da ich zwei helle Theorien in den treuen, blauen Hüten der alten Dame erwiderte, so versprach ich ganz allerselbst meinen Besuch.

Nach Wochen erinnerte mich Melchior, der Jacobless in seinen letzten Jahren hatte und entzückt von ihm war, an mein Versprechen. Wie suchten also mitkommen den Prospekt in einer obliquen Straße Rutes auf, und ich will versuchen, ob ich untere Systeme annähernd richtig schildern kann:

Nachdem wir das ungeschickliche Häuschen gefunden hatten, welches „Galar und sein Glück“ hieß, führte uns Frau Jacobless eine alte, aber sehr reichlich gehaltene Steintrasse hinauf in ein sauber gewisses Zimmer, das, außer einem breiten Bett, einem alten, schwebeligen Tisch und drei Stühlen; nichts enthielt. In dem ebenfalls reichlich gehaltenen Bett lag Jacobless im bleichen Hemd, mit offener, rauhbekleideter Brust, die unter Extremitäten von einer wol- lenen Decke verhüllt. Sein braunes, langes, lockiges Haar lag weit ausgebreitet, als ob das Hochwilde Schabbes feiern sollte, über das Kopf stießen, mit dessen Weiche sein fränkisch bleiches Gesicht zu rivalisiren schien.

Als wir eintraten, richtete er sich halb auf, so daß sein Kopf weit auf die Schultern herabfiel, und ohne eine Verstellung abzuwarten, sagte er, mit seiner schmalen, blauehrigen, kalten Hand hinter-legend: „Es ist mir angenehm, daß Sie endlich einmal kommen, Ihr Name ist mir bekannt und lieb; Ihre Verdichte sind reizend; Sie sind ein leuchtender Stern unseres Jahrhunderts.“

Ich verbeugte mich nachher für diese Ueberraschung, setzte mich und war so verduzt über den Empfang, daß ich nicht einmal irgend eine Platitude erwidern konnte.

Ein so unverschämtes Compliment war mir noch nie gemacht worden. Nachdem Frau Jacobless schweren athem- lichen Athem in verbrochenen Tassenleinen herumgerührt hatte, ließ sie uns allein und es entwickelte sich bald ein eigen- thümliches Gespräch, das ich wiedergeben will, soweit es Tagesbuch und Gedächtnis anbewahrt haben. Die darin enthaltenen Anekdoten sind freilich Originalausdrücke des Propheten Jacobless.

Nachdem er etwas Paradores über den Nothos, der offen vor ihm auf dem Bette lag, gesagt hatte, riefte ich ihn mit der Frage zu Rede, ob er krank sei, oder ob er glaube, daß ihm das Himmelreich im Welt kommen werde?

Ueber Jacobless's blaues Gesicht zog ein unheimlich- mitleidiges Lächeln: „Ach so,“ entgegnete er, „ich ver- gah, daß Sie mich auch für einen Denker halten, für einen jener Menschen, die ihr Blut in's Blaue halten, die ihre Stirn fällen, die ihre Hände falten, die sich überhaupt falten lassen wie Fächer und kniffeln, wo sie wenig Raum einnehmen. Himmelreich! — Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus, mein lieber Herr, was ist Himmelreich? — Das Himmelreich ist das ewige Licht, das ewige Licht in der ewigen Raum, der ewige Raum ist die Allgegenwart; glücklich der, den die Allgegenwart ergreift hat.“

„Aber was ist die Allgegenwart?“ wogte ich schüchtern zu fragen.

„Die Allgegenwart sind Sie, denn Sie sind eine, wahr- heitliche Seele Raum; die Allgegenwart ist der Stein, denn er ist zusammengehaltene Licht; die Allgegenwart fließt im Eiel, dem Parasiten des Priebers und in den Wäutern, den Schwingen der Wendens. Glauben Sie an sich und die Allgegenwart, so werden Sie auch körperlich unsterblich sein, wie Sie es geistig sind.“ — Schen Sie J. H. meine alte Mutter an und fragen Sie sie, ob es nicht wahr ist:

„Indem sie glaubt, ist sie zwanzig Jahre jünger und ihr graues Haar ist wieder blond geworden.“

Meine Antwort, der das Alles viel zu tief und mysteriös war, ließ ihn nun fragen: ob er sich denn für einen Heiligen halte, der berufen sei, diese neue Religion zu verbreiten?

Und wieder spielte ein bleiches Lächeln um seinen Mund, ähnlich wie die Sonne lachelt, wenn der graue Novemberhimmel ihr einmal einen Blick auf die frierende Erde gestattet.

„Nurliche Bedacht unter Jahrhunderten nicht mehr, wir brauchen nur Vervollkommen,“ behauptete er, „denn in der Welt ist noch Alles sehr unvollkommen, so lange die Engländer noch mit Holzpantoffeln auf diesem Sterne herum- laufen, die Deutschen nach die Gütererbklassen der Civilisation und es noch Seltenen gibt, die, obwohl als höhere Wesen zur unheilbaren Ordnung der Dinge ge- hörend, wir mit der Thure in's Haus auf die Erde fallen.“

„Die Sprachen und das Personentheil!“ müssen an- hören, die Verthe muß, als Raumausgründende Macht, zur Herrschaft kommen, wir müssen von der Würde zur De- muth, von der Demuth zur Wahrheit, von der Wahrheit zur Freiheit gelangen und müssen, zuletzt Mittelalter einen goldenen Cheluis unter die Junge legen, wie die Araber thut (H). So werden wir die Vollkommenheit und körper- liche Unsterblichkeit erreicht haben.“

In diesem Tone ging es noch eine Zeitlang fort, bis es mir ganz Jacobless'ich unerbittlich im Kopfe wurde und ich mir unwillkürlich denken mußte, daß jedenfalls einer von uns beiden ein großer Dile ist; nur wachte ich nicht, ob der Meister, welcher so etwas lehrte, oder der Schüler, welcher ihn nicht verstand. Aus meinen Zweifeln erlöste

Mein's Schreiergang'se schlug es mit Gewalt. Nicht bismuthig, wenn es der Zukunft dient. Und juchst darüber mit der Gegenwart.

Und wenn die Zeiten drin als Zeiten leben: Dann werde der Schlangengisch auch's Götterpiel. Durch ewige Liebe in das ewige Leben.“

Während dem hatte Melchior die Frau Gräfin fran- zösisch unterhalten, und da sie uns jetzt selbst erlöste, doch zu bleiben, so verplauderten wir noch ein Ständchen und sprachen von allem Möglichen, nur nicht von — Politik. Die Dame verrieth eine ungewöhnliche Bildung, oder doch Belesenheit, war liebenswürdig, wie alle wirklich Vorneh- men, und sprach ein leichtes, elegantes Französisch, dessen Fluß die Unterhaltung stets im Vorge erhielt.

Als wir endlich gingen, sagte Melchior mit fast lässlichem Eigensinn: „Gräfin X... und Brochet Y... Am! Da machte sich Jemand einen Weg drauf.“

Ich konnte auch keinen Heim darauf finden und als ich die Frau Gräfin später in Fort Saide am Euxinial wieder traf und das Gespräch auf Jacobless brachte, sagte sie mir nur: Jacobless sei ein geistreicher Mensch, den eine Er- findung, die man in Rußland nicht habe anerkennen wollen, etwas wüthend gemacht und außer Landes getrieben habe. — Woraus gab sie dem Gespräch auf seine Art eine andere Wendung, woraus ich abzahm, daß sie nicht weiter befragt sein wollte.

In Hairo erklärte man sich das sonderbare Verhältniß der Herrschaften dahin, daß man sie Beide für russische Emigranten hielt.

Um mit Jacobless abzuschließen, muß ich eines Vandes Gedächtnis Erwähnung thun, die seinen Namen und einen ganz russischen Charakter an sich tragen. Melchior, wie das Wiesentheil des Jaren, waren sie in Imperialformat er- schienen, und die Vertheilung händte auf dem jenseitigen Belin- papier wie verzei- ramte Seelen auf den weiten russischen Steppen. In dem Maße trübten mir Alles unheimlich rui- nisch: die Gedanken- trieb des Vendors; die in Serie gebrauch- ten allrussischen So- gen; die, wie mit der Neute in Red' und Bild gehaltenen, stehenden Verthei- den. Und als ich gar eine Strophe fand, die mir ewig im Gedächtnis klei- den wird und buch- stäblich lautet:

„Der Ost dem Osten hat bezeugen, Stand in Gärten- Wäutungen.“

Da war es mir plöz- lich, als ob ich Rus- tendes gerochen hät- te, und ich knippte- lichernd die impe- rialrussische Ge- dächtniswäutung an, wie ich jetzt, zur Er- bauung der Welt, das Blatt meines Tagesbuches umschla- ge, welches den Titel „Jacobless“ führt. —

Es war im Rhamadan, dem heiligen Fastenmonat der Mohammedaner. Der Mond erhellte mit seinem leuchtigen Vöble die unfeuchte Nacht und das Götterbild des orien- talischen Lebens und Treibens auf der Erde. Im Ra- madan lebt nämlich der Araber erst von Sonnenuntergang bis Sonnenanfang, am Tage schläft er oder regnet er nur. Um Ihnen einen annähernden Begriff von dem regen Ge- blich-Leben in den Rhamadandächern zu verschaffen, lasse ich hier ein gelungenes Gedicht des kleinen Herrn von Ger- denberg folgen, der auch zu den „sonderbaren Schwärmern“ Egyptens gehört. Es genüge jedoch von ihm zu sagen, daß es eine niedliche, laun' vier fünf hohe, ungemein ma- gere, mit einem dünnen, einundachtzig Stämmchen gefäl- gene Wandsperber war, welche folgende Verse sang:

„Anjam eichell's von Barchinageladen, Jeder mit eigenen, mit persönlichen Gliedern. Wie das reigende Kalter Die Tücherin zur Kuchergel. Ich kam lach im Pantomimenganz. In die allerschöne Komize Von Selabin der Sänger sang.“

Die Scherzen fluchten und die Schöten flüchten. Die dazugehörigen Lustspiele flüchten. Die Persischfranzösisch dramatis. Die Persisch-Landsturm sammle. Von seinen Könen hab ich ein Schaup. Den letzten Stücken sollte ein Schraup. Das Schloß war in diesem Gang.

Da Wäuterte denn auch in dem Gerinnel Der Gedicht — in kleinen Tüchleinmal. Ein Götter reich —, doch viele Menschen. Ein kleiner Mann in einem Frieden Und schaute sich — die Hände auf dem Rücken Mit lüchtern und allerschönen Wäut. Die Herrlichkeit des Hades an.



George Ed. Chubb's Wohnhaus in Wiesbaden. (Z. 89.)

mich glücklichsterweise Frau Jacobless, welche eine Dame an- wendete.

Eine Dame? Und hier? —

Ja wohl, meine schon Ungläubige, und noch dazu war es eine Dame in Sammt und Seide, welche durch die enge Thür hereintrauchte.

Jacobless hatte zum Empfang seines Besuches weiter seine Toilette gemacht, als daß er sein Hemd an der Brust zuspülte und die wolkene Decke bieder gegen den Ober- körper betrug, dann als die Dame die Schwelle über- schritten hatte, richtete er sich halb auf dem Ellbogen empor und sagte verstellend:

„Madame la Comtesse X... de Petersburg! — Messieurs Melchior et Vincilar, la jeunesse d'oree d'esprit!“

Wir verbeugten uns, die Gräfin nahm ungenirt, als sei sie hier eine alte Bekannte, Platz und wir wollten uns verabschieden.

„Nicht einen Augenblick, lieber Zweifler,“ sagte Jacobless, mich zurückhaltend, „Ihre Verse haben mich in einem Sonett begeistert, legen Sie sich geschäftig, schreiben Sie es nieder und legen Sie es zu Ihren Werken, denn es ist Ihr Sonett, Sie sind kein Vater.“

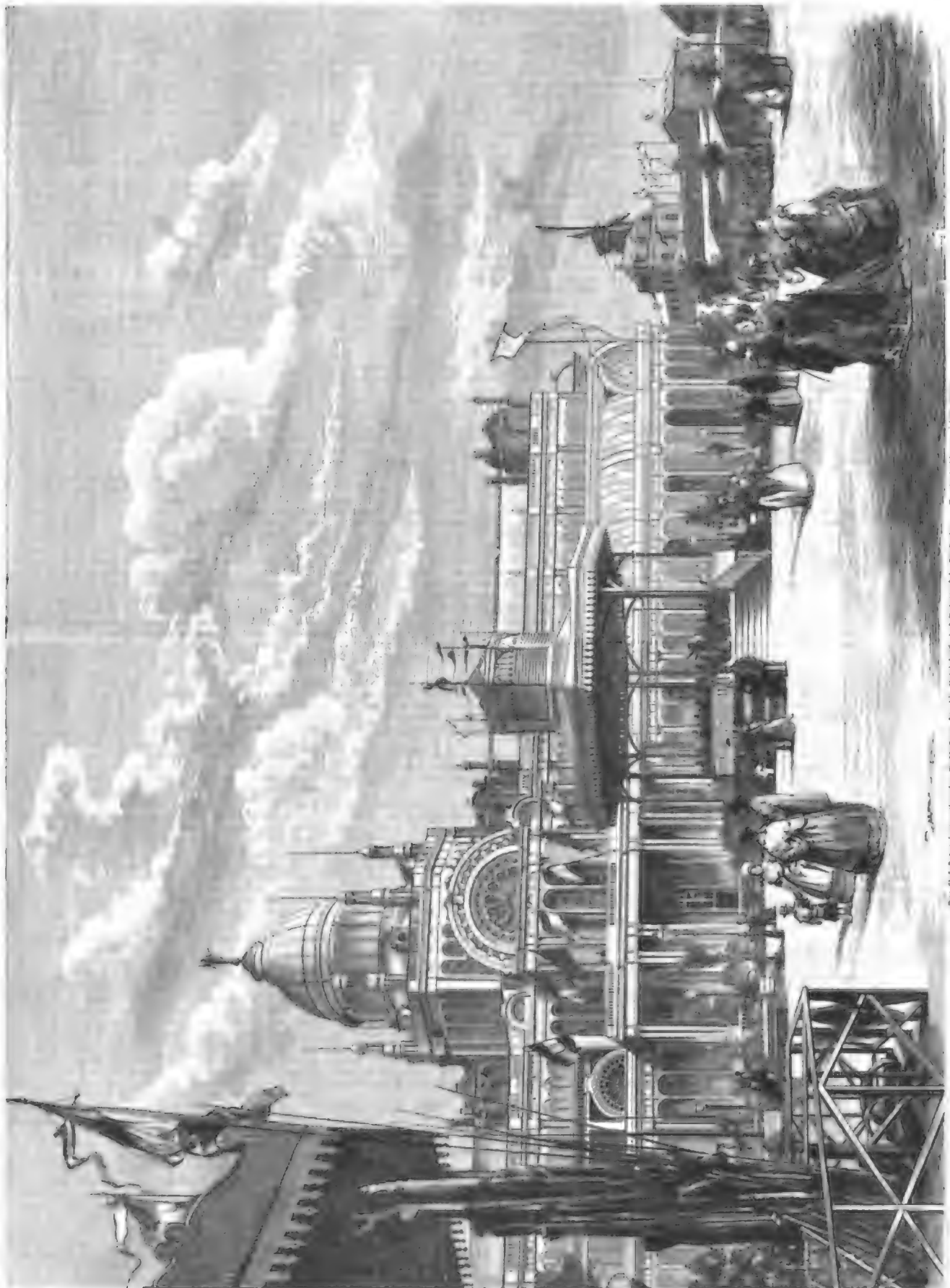
Ich dachte: einem Berrückten soll man nicht wider- sprechen, setzte mich und Jacobless diktirte:

„Reiz Reiz treibt mich der Verzögerung; Versteht sich denn, Vöble, Welten gar. Der Mensch allein Reiz über der Zeit. Das er der Menschheit Wäut aufweist!“

Die Kreatur flücht mit der Zeitlichkeit. Und ich noch hier, was vor lebendigen Jode; Der Mensch allein ist das, was sich schon vor; Im Wäutensingen ist die Weisheit.



Die Hinrichtung des George van Nieuw und Anderer. Nach den in der ersten Ausgabe von G. van Nieuw (S. 417.)



Der Palast der internationalen Ausstellung für die Weltausstellung des Jahres 1851 in London. Crystal Palace.

Den König Kamp hat man nie wieder in Halle gesehen — aber seine Thaten sind unvergessen in dem luthigen Philisterbergen alter Hallenfer von anno 47 und 48.

Vor wenigen Wochen machte ich eine köstliche kleine Fehltour durch die schönen Khefischen Berge. In einem

duftig frischen Juniabende — es war der dreizehnte des wonnigen Monats der Nachtigallen und Reien — schritt ich frohlich einem der kleinen reizenden Städtchen zu, die so sauber und traulich am Fuß des Khefgebirgs, halb noch zwischen den Bergen, halb vom grünen Gebüsch versteckt liegen. Dort wollte ich mein Haupt und meinen Wanderstab für die Nacht zur Ruhe legen. Von dem

Städtchen war noch nichts weiter zu sehen, wie die rotze Hirschbuntpfote über dem frischen Baumgrün und ein weißes, tierliches Häuschen, mit buntem Schiefer gedeckt und ganz von grünen und blühenden Schlingpflanzen überjogen — bis zu den tierlichen Erken hinan. Eine breite Veranda, die schlanken Säulen vom reichblühenden Blatterstern und duntendem Weisblatt umrankt, dehnte sich weit in den lau-



Lager der Hircaniler am Ufer des Euxinischen Meeres in Vost. (E. 1881.)

ihigen Garten hinein. Dieser lag sich mit seinen grünen Gängen und weinberhangenen Terrassen lacht zu den Bergen hinauf. Hoch oben blühte ein weißes Gartenblüthen, liebliche Gerucharten verströmend, zwischen Weingepflanzen lachend nieder.

An der Fede der Veranda hing eine rotze Ampel und goß ein magisches Licht über weiße Girihäuten und über die grünen Kanten und die brennenden Rosen. Tellertlappern und helle, lachende Kinderstimmen verteilten, daß soeben das Abendbrod einer frohen Familie beendet. Wie dieß Alles den Fremdling so traulich anheimelte! Ich ging unwillkürlich langsamer an der Gartenheide entlang.

Bitte, Papachen, — das ist eine frohe Knabenstimme — heute Abend ein halbes Studentenkonzert, Du hast es uns ja schon so lange versprochen und wir haben alle Instrumente schon zusammengeschleppt — Papa bläst die große Papierposaune und schlägt mit der Hand den Takt — Mama singt aus dem Stamm und dann in der Mitte

ihre schönsten großes Manneslo: die Lorelei — Großvaterchen brummt wie ein Bär — das laßt Niemand so gut, wie er, und schlägt mit den Händen die Reihelpecke und bindet sich um den Hals das Schlingengelächte Nebuladnegar's — kein Mann bläst auf der Mundharmonika und Trudel trachtet mit dem Horlex auf der Hakeklode und Friedel, Aid, Paal und ich bläen auf unseren Weidenflöten, die Großmutter und ich uns heut geküßt haben, und fiedeln und trommeln . . . und Väterchen, daß Tu nur ja nicht das Mian vergißt, das macht den meisten Gucke, und es ist gar zu lustig, wenn unter großer Peter dann antwortet kommt und auch sein Mian dazu sagt . . .

Na bitte, bitte, Väterchen — jühes Papachen — goldnes Großchen — liebliches Mütterchen . . . bitten und betteln ein halbes Tugend helle Kinderstimmen schmeichelnd durcheinander — halbes Studentenmänn — hurrah!

Oa! ha! ha! — also ihren alten, ehrwürdigen Großvater mit die saubere kleine Gesellschaft wieder zum Frem-

bär und ebenhin noch zum Nebuladnegar machen —" lacht eine frohliche alte Stimme, und ein Stahl knist und knack als lachte er unter seinem gewichtigen Befehl vor großer Lustigkeit in allen erkälteten Augen mit — „na, so hängt mir denn nur Nebuladnegar's Schlingengelächte mal wieder um den alten, moriden Hals-Naden, ihr narritischen Kerle!"

„Na, Großpapachen, Du hast die Jüngens in Brand und Boden verwohnt!“ sagt eine sanfter, liebevolle Frauenstimme.

„Ach gut kein, Anni, wahere kleinen Wilden sind doch die prächtigsten, edelsten Durken von der Welt — und aus Tudenmännern ist im Leben noch nichts Gutes ge worden . . . nicht wahr, Herr Doktor? — Aber warum denn heut so besonders tierliche Mienen, wohlbestallter praktischer Arzt, Wunderarzt und . . .“

„Kieber Vater, Du weißt doch, was heut' für ein Tag ist: heut vor einundzwanzig Jahren fand ich meine Anni und — mich selber wieder!“



Reise der Vögel auf dem Euxinischen Meere von Khef. (E. 1881.)

„Na, ja, ich weiß, Doktor . . . und da mein' ich, haben wir doch alle Ursache, rechtshaffen vergnügt zu sein und lustige Studentenmusik zu machen!“

„Du's aber wohl recht ist, die Kinder spielend mit diesen alten Jugendstücken ihres Vaters bekannt zu machen!“

„Hat doch der große alte Hagdn selbst für die lieben Kinder ja Weisheiten solche lustige Musik mit Rufen und Lachrufen und Runderzählungen gelehrt — ein echtes, frohliches Kinderspiel! Was aber die lieben Eisenacher wohl sagen würden, wenn sie ihren beschriebenen, wohlklingenden Herrn Rath hier jetzt mit Nebuladnegar's Schling-

gelächte um den Hals sähen . . . ha! ha! ha! — und nun ad loca, ihr Kerlchen, und aufgelegt: Nebuladnegar hat erst ein großes Bravour-Solo — und dann geht's nach der Melodie: Gaudemus igitur — und daß mir Jeder richtig einfällt, wenn der Papa das Zeichen gibt . . . Und eine wunderwunderschöne Kunst kennst . . . Wie mich

das so erinnerungsreich — nehmlich frühlich durchklang
... Alte, langtraurige junge Tage schritten wieder ...
Die kleine Kunst schloß mit einem stolzen Lächeln, bei
dem Heubladeneigart leuchtete. „Nun man zu Bett, Kinder!“
sagte die Mutter, — aber die Kinder schon wieder mit dem
Großvater die Kniee zusammen und beteten: „Noch ein
halb Stündchen — wir haben noch eine große Festher-
reicherung: weil heute der Vater die Mutter hand.“ — Und

ich sah sie den Großvater durch den Garten den Berg
hinan, wo das Gartenhäuschen blühte, daß Heubladeneigart's
helle Schellen weit in den Abend hinein läuteten.
Auf der Straße war es still geworden. Nur die Ran-
ken der Heubladeneigart leuchteten hell ankommen und aus einem
nahen Holunderbusch sang eine Nachtgall.
„Woran denkst Du, Karl?“ sagte die weiche, mütterliche
Frauenstimme von weitem wieder.

An die bange alte Zeit vor einundzwanzig Jahren ...
und wie ich dann so überaus glücklich geworden bin —
viel mehr, als ich es verdiente. Die kleine, traurige Schat-
ten stehen die alten Gesichter jener halbesigen Augenbren-
heiten heute wieder mal vor mir ... Die frohliche, unbehut-
barte Kinderwelt hat ihre Wilder herbeigerufen ... und
dann fühle ich immer einen lebhaften Zudring: Es war
unter Heubladeneigart — Du hast uns immer lieb weiter ge-

Aus dem zoologischen Garten.

Originalzeichnungen von C. Reinhardt.

I.



Der Vattervogel.



Die Lehrerin.



Der Heubladeneigart.



Der Trompetenregal.

führt den schürpigen Weg des Wahngangs und des tollen
Lebens ... und wir haben Dich geliebt, wie Väter
lieben können ... und ein altes, melancholisches Studenten-
lied will mir nicht aus dem Gehör:

Die Eltern — sie weinen,
Die Kinder — sie weinen.
Die Eltern noch wollen
Im Todeskampfe der Zeit
Nach Licht am Jenseit,
Da von Todehülften,
Verstehen — gehören
Im Tode und in Leid ...

Ja, Kuni, wie leicht — wie leicht könnte es auch leicht
— heute in dieser seligen Stunde von dem armen König

zum Heil: Verdröben — gestorben ... in Leid und
Glück und Verdröbenheit ... O, ichon der Gedanke ist
furchtbar!

Nach die alten, finsternen Schatten ... ist doch Alles,
Alles noch so wunderbar geworden ...

Ja, Kuni — durch die süße, süße Heubladeneigart der
Vater — Tamer lachenden, lachenden, beglückenden Väter ...

Nach es wurde wieder still zwischen den glühenden dui-
tenden Kosen ... Es ruhte ja Lippe auf Lippe im langen,
seligen Kusse ...

Da brach er es hoch auf dem Berge und zwischen den
äppigen Weintrauben schloßen fröhliche Kosen in den
nieblauen Nachthimmel auf und streuten farbige Licht-
fingeln wieder herab — und von dem Plateau vor dem

weisen Verdröben erhellte ein jubelndes siebenstimmiges:
„Hurrah! Hurrah!“

Das meiste Wundervoll ist eben,
Weil es dem Vater die Mutter gegeben ...

und daran schloß sich ein schmetternder Takt der Bagier-
trompeten und Trommeln und Pfeifen — Alles aber über-
stürzte das jubelnde Schellengedächtnis des alten, überglücklichen
Heubladeneigart ...

Ja, es war Alles, Alles gut — — durch die süße,
selige Heubladeneigart der Väter!

Die Meccapilger.

(Hjertum da Tittel S. 841.)

Gent (Belgien).
Wiener Hof - Hotel de Vienne,
Bisiger Aug. Hofmann,
In Mitternacht im Mittelpunkt der Stadt gelegen, empfiehlt sich besonders Reisenden durch commodable Einrichtung, bequeme Stube und Kuchentisch, sowie durch sehr billige Preise.

Institut Delessert
entwikkelt den Geist der französischen, englischen und holländischen Sprache gelehrt. Die Schüler werden mit einem Oberlehrer, zwei Privatlehrern und vier Hauslehrern unterrichtet. Die Schüler zahlen 100 Franc pro Jahr. Die Aufnahme von Schülern ist jederzeit möglich.

Höhere Töchterschule und Pensionat
von Suppl. Alkette in London am Vadenstr.
Das Pensionat befindet sich am 12. September. Die Aufnahme von Schülern ist jederzeit möglich. Die Schüler zahlen 100 Franc pro Jahr.

Handelschule mit Pensionat in Wittenberg a. Main.
Die Schule befindet sich in Wittenberg a. Main. Die Aufnahme von Schülern ist jederzeit möglich. Die Schüler zahlen 100 Franc pro Jahr.

Ph. Suchard
Fabrik von
Ph. Suchard
in Neuchâtel
(Schweiz)
Les Chocolats Suchard
sont garantis purs, sans aucun mélange de cacao ni de sucre, sans aucune addition de colorants.

DIE AUSSTELLUNG ALTONA
ist geplant vom 27. August bis 27. September d. J.
Einrichtung mit der vornehmsten internationalen Gartenbau-Ausstellung in Hamburg.
An der Ausstellung theilnehmen: Österreich, Ungarn, die Donaufürstenthümer, die Schweiz, Frankreich, Belgien, Holland, England, Dänemark, Schweden, Russland, Finnland, Norwegen.

Prämien-Anleihe der Stadt Altona
von 1886
eingeteilt in 700,000 Obligationen à 10 Mark, garantiert durch den gemeinnützigen Grundbesitz und die städtischen Einkünfte der Stadt Altona.

Frister & Rossmann
Deutsche Wheeler & Wilson Nähmaschinen-Fabrik
Berlin.
Detail-Verkauf:
Seydigerstraße 112,
über der Kaserne.
Doppelsteppstich-
Nähmaschinen
Die Familienmaschine, ein elegantes
Nähmaschinen-Modell, Nr. 2
mit 12 Nadeln, 12 Nadeln und
12 Nadeln. — Nr. 1 mit 12 Nadeln
und 12 Nadeln. — Nr. 2 mit 12 Nadeln
und 12 Nadeln. — Nr. 3 mit 12 Nadeln
und 12 Nadeln.

Frister & Rossmann, Fabrik: Kattigerstr. 134 u. 135.
Echte „Tip-Top“-Cigarren
in Originalkisten von 500 und 100 Cigarren } per Kiste 15 Thlr.
Die von uns vertriebenen Cigarren sind in der That die besten, die jemals in Deutschland gefertigt wurden. Sie sind aus dem besten Tabak und sind in der That die besten, die jemals in Deutschland gefertigt wurden.

Deutscher Maschinen-Verein.
Vereinigung deutscher Maschinenfabriken, Kesselschmieden und Eisenwerkstätten zu gemein-
schaftlichem Nutzen ihrer Mitglieder durch das Vereins-Bureau, Kattigerstr. 134, Berlin.
Prinzipien des Vereins.
Der Verein hat das Ziel, die Interessen der Mitglieder zu vertreten und die Entwicklung der Maschinenfabrikation zu fördern.

Patent
Dieses neue Patent-Verfahren ist ein sehr wichtiges und nützliches Verfahren, das die Entwicklung der Maschinenfabrikation zu fördern.

Bold's
DROGUERIE
AUG. H. BOLDT
GENEVE
Gesundheits-Pillen
reinigen das Blut von Grund aus.

Bold's
Patentirte echte amerikanische Sialmatin
gegen rheumatische Leiden und Schmerzen.
Die Sialmatin ist ein sehr wichtiges und nützliches Mittel, das die Entwicklung der Maschinenfabrikation zu fördern.

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.
Direkte Post-Dampfschiffahrt zwischen
Hamburg und New-York.
Die Gesellschaft hat das Ziel, die Interessen der Mitglieder zu vertreten und die Entwicklung der Maschinenfabrikation zu fördern.

Wichtig für Brauereibesitzer!
Der Verein hat das Ziel, die Interessen der Mitglieder zu vertreten und die Entwicklung der Maschinenfabrikation zu fördern.



Breizendwanzigster Band.
Elfter Jahrgang,
Jahres Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung
herausgegeben von
F. W. Hackländer.

Stuttgart, September 1869.
Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich
Thlr. 1. — oder fl. 1. 43 fr. rhein.

Inhalts-Übersicht.

Text: Waldschmetterlinge, Novelle von Otto Noacke, Bösling. — Bericht über die Aufstellung der Denkmäler zu Paris. — Der Kampf um die Freiheit. — Die Niederbrechung in Neapel. — Das letzte Bild noch.

Text: Bericht von Paris. — Die Niederbrechung in Neapel. — Das letzte Bild noch. — Die Niederbrechung in Neapel. — Das letzte Bild noch. — Die Niederbrechung in Neapel. — Das letzte Bild noch.

Illustrationen: Das Niederbrechung in Neapel, von G. Thiermann. — Die Niederbrechung in Neapel, von G. Thiermann. — Die Niederbrechung in Neapel, von G. Thiermann. — Die Niederbrechung in Neapel, von G. Thiermann.

Waldschmetterlinge.

Novelle
von
Otto Noacke.
(244 S.)

Das Rollen eines Wagens wurde von fern hörbar. Nicht lange, so näherten sich deren zwei, und aus dem ersten eilte Ludwig mit dem Doktor nach der Hütte. Es fand sich, daß Horst's Zustand nicht gerade bedrohlich zu nennen sei. Die Wunde auf der Stirn hatte wenig zu sagen, allein eine gebrochene Rippe und einige starke Contusionen erforderten Vorsicht. Die Chamma, hauptsächlich der Gegenstoß auf die suchtsbare Aufregung des Gemüths und die körperliche Ueberanstrengung, ging vorüber, der Arzt legte einen Verband an. Horst sprach ruhig und sanft, sein Gesicht gegen Ludwig schien geschwunden, er schien still beglückt und dankte den Männern für ihre Mühe. — Veronika war während dem hinausgetreten und ging in einiger Entfernung auf und nieder. „Wo ist sie?“ fragte Horst plötzlich. „Doch nicht hinweggegangen?“

„Da kommt sie schon wieder!“ entgegnete lächelnd Doktor Nachwart, der inzwischen auf der Verfahrt mancherlei Mittheilungen und Anordnungen mit dem Vorsther ausgetauscht hatte. „Ubrigens,“ fuhr er fort, indem er Ludwig eine Cigarre anbot und selbst eine anzündete, „übrigens mache ich den Vorschlag, daß meine Nichte und ihr Bruder mit Ihnen, werthgeschätzter Herr Patient, wieder heimfahren und mich allein nach der Stadt zurückkehren lassen. Es ist Mitternacht, meine Familie liegt in den Betten,



Das Niederbrechung in Neapel. Originalzeichnung von G. Thiermann. (2. 65.)

und der nächste Besuch wäre für alle Theile umständlich, Sie können morgen oder ein andermal kommen. Sie aber, lieber Graf, haben Ihren armen Fuchs zu Schanden geritten und sind auf fremde Hüfte gestellt. Nun, wir brauchen nicht so zu eilen. Friedrich —“ Er rief seinen Kutscher herbei und gab ihm einen Auftrag. „Ich habe für alle Fälle mein Glöckchen mitgebracht, als Pfasterkasten für die Gefunden. Da unsere schwarzen Gelferunde sollen auch einen Dank haben!“ Der Arzt setzte sich auf den Boden und nähigte die Andern in scharfhafter Weise, Platz zu nehmen, schenkte ein und ließ das Glas herumgehen. Die Ködler, durch den feurigen Labretanz sehr erfreut, steckten neue Kienbrände auf. „Da jähren wir wie die Nigumer!“ riefte der Doktor weiter. „Das hat auch seine Reize. Etwas dem Nigumerthum mag wohl in jedem tüchtigen Kerl stecken, und es ist ganz gerechtfertigt, wenn man sich dem Einzelnen des geselligen Lebens gelegentlich zu entziehen sucht und einmal hinten ausschlägt. Aber man muß es nicht so weit treiben, lieber Graf, daß man stürzt, und nur mit Mühe und Noth am Bewußtsein vorbeikommt. Mit leidenschaftlicher Hast erregt man überhaupt nicht, was man sich wünscht — ach, liebe Veronika, meine Frau schickt Dir ein Kärtchen gegen die Ruhe mit, willst Du Dir das wohl von Friedrich geben lassen?“

Veronika verstand ihn und vertiefte den Wap.

„Nun, lieber Graf,“ fuhr der Arzt fort, „wollen Sie mir mit Handschlag versprechen, sich ruhig zu verhalten. Sie haben gute Freunde, die gern erbdig sind, für Sie zu haben. Sie legen sich zu Hause ruhig

854 verlassen uns, was zu Ihrer Genesung nöthig ist. Ich lasse Ihnen das besonders einköperliche Sie! Denn so rasch, wie Sie vielleicht denken, geht es doch nicht vorwärts. Mein Bruder da oben, Herr Doktor, ist ein tüchtiger Mann, aber etwas hartnäckig. Es wüßte bei ihm noch manches bessere Rezept, das auch mit der Arznei gehört. Sie müssen das erst zu überwinden suchen. Versprechen Sie mir jetzt, sich ruhig zu halten!"

Herr Doktor hatte die Augen niederzuschlagen, gab dem Arzte die Hand und richtete sie dann Ludwig. „Also gut!" rief der Doktor. „Und nun nach Hause! Ich komme morgen im Laufe des Tages nach Gießen, und hoffe Sie leidlich munter zu finden!" Er gab dem Forststrich noch einige Anweisungen für den Verwundeten, nebst einem Päckchen auf alle Fälle, half Herr Doktor in den Wagen und man trennte sich nach verschiedenen Abschieden.

Nicht lange vorher hatte Ludwig Witten aus dem Gewitter nach dem Schiffe gebracht, jetzt führten beide Geschwister aus der Forsterei Witten's Bruder in ungleich schwierigerer Lage nach Hause. Es soll übergegangen werden, wie die Gräfin und die Lante den Verwundeten empfingen, und wie der Forststrich die unerwartete Heimkehr der Söhne in der Nacht und die Erzählung ihres Abenteuer aufnahm. Zu übergehen auch ist der Besuch Ludwig's und Veronika's in der Stadt, den sie einige Tage darauf erneuerten, und nur berichtet sei, daß es mit des Grafen Gesundheit sich von Tag zu Tage besserte. Und zwar trotz der Pflege der Lante Anselme, die bei einem großen Aufwand von Umständen doch schließlich fremde Hände bedurfte, um nur das Nöthigste zu leisten. Doktor Wartburg erschien einen Tag um den andern, gewöhnlich gegen Abend, um nach dem Rechten zu sehen. Er brachte, bei jeder ersten Besuche, immer gute Laune mit, und wußte auch seinen Patienten darin zu erhalten. Ohne seine satirische Seitenhiebe ging es freilich nicht ab. Herr Doktor's sein Krankenlager mit Geduld und Geduld, seine Augen leuchteten auf einem Blumenstrauch, den Ludwig mit derbesgebracht hatte. Dieser leugnete nicht, daß seine Schwester ihn gebunden.

Der Forststrich war jetzt ein lässlicher Gast im Schiffe. Herr Doktor erwartete ihn mit ungeduldiger Sehnsucht und entgegnete einen Voten nach ihm, wenn er die Nachmittags noch nicht erschienen war. Dabei ließ sich nicht vermeiden, daß Ulrike und Ludwig häufig am Lager des Kranken zusammentrafen, und der Verlethe Bedenken aus anfänglicher Formlichkeit mit der Zeit rascher, freudiger, wärmer wurde. Herr Doktor's manchmal überläßt zu, fühlte sich genötigt zu beobachten — er hatte Zeit dazu — und glaubte zu den angestrichelten Wahrnehmungen zu kommen. Häufiger aber machte Ulrike, wenn Ludwig sich bei ihrem Bruder befand, einen Besuch im Forsthaus. Sie that es mit Freude, obgleich Veronika noch niemals auf dem Schiffe gewesen — (der Vater würde es nicht gern gesehen haben) — der kleine Groll der Gräfin gegen ihre Freundin war vergessen.

Der Forststrich ging in dieser Zeit nicht in der besten Laune umher. Schien er auch nicht zu bemerken, was um ihn her leise wühlte und spannte, er hatte doch offene Augen, zumal wo es sich um seine Tochter handelte. Ihr verändertes Wesen fiel ihm auf. Das erste Mädchen war heiterer als sonst — unter den obwaltenden Umständen gar nicht nach seinem Sinne. Er war auch verdrießlich über seines Sohnes tägliche Wünsche auf dem Schiffe. Eines Tages, da er den Forststrich wieder gestrichelt fand, hinaus zu gehen, begann er: „Nun, ich höre, die kleine Graf ist wieder auf den Beinen. Was denkst du jetzt denn nun? Du hast ja gute Freundschaft mit ihm geschlossen und wirst wissen, was er im Sinne hat. Willst du hier noch lange umhülfen umherlungern? Oder wird er was durch seine Abreise erreichen? Ueberwintern wird er doch da oben nicht wollen!"

„Gewiß nicht, Papa!" entgegnete Ludwig, der sich zuweilen diese, bei dem Alten sonst durchaus nicht beliebte Benennung für den Namen „Vater" erlauben durfte. „Vorsicht macht er durchaus, und ich helfe ihm."

„So? Er will bauen? Wohl in ein neues Schloß?"

„Wenigstens ein hübsches, bequemes Wohnhaus mit Garten und Anlagen. Denn das Alles ist da oben nicht zu finden. Freilich bietet der Platz dort für einen herrlichen Bau auch viel Schwierigkeiten. Um nur Raum, Licht und Aussicht zu gewinnen, müßte viel Holz herausgeschlagen werden, und leider handelt es sich um die schönsten und prächtigsten Bäume, die dabei fallen müßten."

Der Alte geriet in Aufregung. „Nicht so!" rief er. „Nichtshastet ihr darauf los! Schlagt Alles nieder, den ganzen Bestand da oben! Es ist der beste, den wir haben. Aber was geht's den jungen Herrn Grafen an? Neue Herren, neue Lanten!"

„Nun, nun!" begütigte der Sohn. „Ein solcher Verlust soll ja eben vermieden werden. Um den Forst dort nicht zu schädigen, sucht der Graf nach einem andern Bau-Platz."

„Es ist kein anderer, als der da oben, und der hier, wo die Forsterei steht — halt! Hat er diesen etwa schon in's Auge gefaßt? Will er hier bauen?"

„Er hat Rücksicht genug, die einen Platz nicht zu nehmen, der die seit langen Jahren hier geworben ist." „Rücksicht hin, Rücksicht her!" Er ist der Herr, und wird schließlich thun, was er Lust hat. Stehe ich mich darauf, hier sei der beste Ort für die Forsterei, und sie könne nirgend sonst sein, so gibt er vielleicht nach, aber er schlägt mir da oben Alles nieder und macht mir den ganzen Forst zu Schanden! Das soll er bleiben lassen, lieber gehe ich hier hinaus. Ich gebe nichts auf dabei. Denn schon dem verstorbenen Grafen habe ich immer umsonst gekredelt, es sei für die ganze Wirtschaft besser, wenn ich da oben hause. Sag' dem jungen Herrn das. Ich ziehe gern hinaus, er mag hier bauen so viel er will. Freilich — die Veronika wird viel aufgeben dabei!"

Ludwig schweig eine Weile. Er suchte nach dem rechten Wort, um an die letzte Wendung anzuknüpfen. „Vah und," begann er, „aber meine Schwester ein ruhiges Wort reden, lieber Vater!"

„Ich hör' es schon kommen!" meinte der Alte. „Nun, wohl denn! Daß der Graf Veronika liebt, hast Du längst erkannt. Er ist einklassisch, ihr seine Hand zu reichen, wenn sie einsteigt."

Der Forststrich fuhr nicht auf, wie Ludwig erwartet hatte. Der Gedanke mochte ihm nichts Neues mehr sein. „Wenn sie einsteigt!" wiederholte er mit starker Betonung. „Sie mag jetzt vielleicht gern einsteigen, denn das ihre Gedanken nicht mehr die alten sind, ich! Ich weiß! — aber ob sie als Gräfin gut einsteigen werde, ist die Frage! Zwar sie ist ein Mädchen, das seinen Platz ausfüllen wird, in welcher Stellung es sei, hoch oder niedrig. Aber da wird nachher die größte Euphorie kommen, und ihr das Leben schwer machen, und wird es den Grafen fühlen lassen, und ihm in den Ohren liegen, und so wird sie unglücklich werden. Die beiden sind und sind nicht für einander! Führt er sie in die Welt, so wird sie nicht auskommen, und Beide haben böse Tage, bis sie wieder auseinander gehen. Wagt er sich hier an, so wird er die gemeine Verwundlichkeit nicht im Hause haben wollen, er wird wieder davon gehen, und ein Elend kommt auch so zu Tage. Ein Graf soll keine Forststöcker heirathen, und eine Forststöckerin nicht höher hinaus wollen, als sie geboren ist!"

„Mein lieber Vater," entgegnete Ludwig, „das Vorurtheil, das Dir so bedrohlich scheint, herrscht allerdings noch in gewissen Kreisen. Diese Kreise aber sind nicht die Welt, und niemals wird derjenige in ihnen seine Welt sehen, der mit festem Entschlusse sich sein eigenes Leben bilden will. Solche Verhältnisse, wie zwischen dem Grafen und Veronika, haben hundertmal zum Besten geführt, und sind nichts Neues, noch Unerhörtes. Ich lebe in der Welt und kenne sie. Wer den Muth hat, Vorurtheile zu zerbrechen und zu zerlegen, der leidet nicht unter ihnen. Es gibt eine Gesellschaft, welche die geistige Höhe unserer Zeit repräsentirt. In ihr ist Jeder nur das, was er durch seinen Werth, seine Bildung, sein Streben sein will und kann. In ihr handelt es sich nicht mehr um Grafen und Forststöcker — deren ich einer bin — sondern um das, was man mit seinem Charakter und seiner Persönlichkeit vertritt. — Und nun binde doch einmal auf unsere Familie zurück! Ist denn Jeder von uns das geblieben, als was er geboren ist? Haben wir uns, von Einem Großvater an, nicht Alle — ich will gar nicht sagen in einen höheren Stand erhoben, aber doch eine geistig erweiternde und somit im Leben wirksamere und umfassendere Stellung erworben? Ist es denn etwas so Ungeheures, wenn wir uns mit einem Grafenheirath verbinden? Steigen wir hinaus, oder jene herab, wenn es geschieht? Nein! Keines von beiden. Es zeigt nur, daß die einzigen Endpole überwindener Anschauungen sich berühren, und endlich ausgleichend anfangen, was ein fortgeschrittenes Kulturleben doch einmal ausgleichen muß."

Der Alte hatte schon längst gestutzt und um so aufmerksam zugehört. „Du bist stolz!" rief er jetzt, nicht ohne Gemüthung.

„Nicht stolzer, als ein Mann sein soll!" entgegnete lächelnd der Forststrich. „Für mich ist Niemand hoch geboren, ich schätze die Leute nur nach dem hoch, was sie aus sich gemacht haben."

„Aber der Charakter des Grafen?" meinte der Vater. „Kannst Du den schätzen? Und was hat dieser vermögende Herr schon aus sich gemacht?"

„Freilich noch wenig, aber er ist doch auf dem Wege dazu. Mindestens ist er durch eine Erfahrung schon etwas geworden. Er ist zur Wohnung gekommen. Er weiß, was er will und was er soll. Das ist schon etwas, unter Umständen viel. Ob er jemals ein berühmter harter Charakter sein werde? Weilsich nicht. Dafür weiß ich ihm Schicksal, oder seine Neigung — was hier dasselbe ist — an ein starkes Weib, an Veronika's Charakter. Das ist so die Einwirkung der Natur. Nicht das an sich Gleichgültige zieht sich an, sondern das Verführerische, um sich zu ergänzen, zu verschmelzen. Es sind schon schwächere Leute, als unser Graf, so ganz soliden, tüchtigen Männern geworden."

Der Alte schaute und schüttelte den Kopf. Das klang Alles recht schön, beruhigte ihn aber doch nicht. Der

Gedanke, sein Kind als Gräfin zu sehen, sich als den Schwiegervater eines Grafen zu wissen, hatte ihm etwas unangenehm Unheimliches. Es drohte etwas fester Gefährliches daher.

Ludwig sprach noch, da rauschte ein Gewand vorüber. Der Bedenke wendete sich und erkannte Ulrike, welche hastig vorbeigefahren, plötzlich aber mit Gerächten stehen blieb. „Ich will nicht hören!" rief sie. „Ich weiß den Weg zu meiner Freundin allein zu finden. Uebrigens, Herr Forststrich, ist mein Bruder ganz unglücklich, daß Sie den so lange zögern. Der Arzt hatte ihm in Aussicht gestellt, er dürfe heute einen Spaziergang mit Ihnen machen." Ulrike grüßte und eilte in's Haus. — Der Forststrich mochte das Gespräch nicht wieder aufnehmen. „Geh' nur hinaus!" sagte er. „Ich muß noch an meine Geschäfte."

Inszwischen hatte Ulrike nach kurzem Gespräch ihre Freundin aus dem Hause und in den Wald zu führen gewünscht. Sie war heute unzufriedener als je, sie sprach viel, es war als bränge es sie, wenn auch auf unbedingten Umwegen, nach einer Mittheilung, zu der ihr doch kein Ort entlegen genug dünkte. So gelangte die Geschwisterin zu jenem Abschied am klammernden Felsen. Da ergriff Ulrike Veronika's Hand und rief in ihrer raschen Weise: „Mädchen, wir sind jetzt Schwestern! Es soll kein Geheimniß zwischen uns sein. Und ich habe Dir das meine noch zu vertrauen. Ich kann es nicht länger verschweigen. Höre mich! Dein Bruder — es ist über ein Jahr her — hat einst um meine Hand geworben."

„Vor einem Jahre schon — mein Bruder?" rief Veronika überrascht. Sie hatte bisher ein Interesse für Ludwig bei ihrer Freundin wohl wahrzunehmen geglaubt, allein daß es sich hier um schon ältere Beziehungen handelte, vermuthete sie nicht.

„So ist es — er warb um meine Hand!" fuhr Ulrike fort. „Ich hatte ihn durch mein Vertrauen wohl ein Recht dazu gegeben, denn ich kannte seinen Mann, den ich höher schätzte, und in meinem Herzen sprach viel für ihn. Aber ich war damals ein von Vorurtheilen befangenes Weib. Ich hielt es für eine Unmöglichkeit, die Schranke, die meinen Stand von dem seinen trennte, zu übersteigen. Ich ließ mich überwältigen von dem Meinungen der Gesellschaft, in der ich lebte, ich glaubte, mein Bruder werde einen solchen Schritt niemals wagen. So überwand die Arbeit mein Herz im Stillen, und als Dein Bruder endlich sprach, glaubte ich mit meinem Herzen in Ordnung zu sein — ich wies seine Hand zurück!"

Veronika schweig einen Augenblick. Dann sagte sie: „Du hast ihn also niemals geliebt!"

„Liebst Du?" rief Ulrike eifrig. „Liebst Du etwa meinen Bruder nicht, als Du ihn von Dir wiesest? Freilich, Du wußt mir vielleicht sagen, Dein Hül sei ein anderer. Du habest Dein Herz opfern wollen, weil Du ihn liebst, weil Du sein Unglück — wie Du es nanntest — nicht wolltest. Es sei denn — ich mag egoistischer gehandelt haben. Aber nachdem es geschah, nachdem ich ihn von mir verbannt, fühlte ich erst, was ich verschert hatte. Ich warf mich in den Strudel der Zerkleinerung, ich wollte flüchten sein, um zu vergessen, ich klammerte mich, um einen Halt zu haben, nur erst recht an die Vorurtheile meines Standes an. So glaubte ich mich geschützt gegen mich selbst. Es konnte nicht vermeiden werden, daß ich nach wie vor zuweilen mit meinem Bruder in Gesellschaft zusammentraf. Wir gingen halt an einander vorüber, und ich glaubte mit mir fertig zu sein. Da führten die Verhältnisse uns hier wieder zusammen. Durch meinen Bruder fühlte ich meine alte Vorurtheile erschüttert, und damit ist die Mauer gefallen, die ich sorgsam um mich her gebaut hatte. Noch einmal, und flücker als einst, kommt mir zum Bewußtsein, was ich verweigerte. Ich weiß jetzt erst, daß — daß ich ihn liebe!"

„Und er?" fragte Veronika. „Es kommt mir vor — als wären seine Gefinnungen noch die alten. Obgleich ich es nicht um ihn verdient habe."

„Gesprochen hat er noch nicht wieder?"

Ulrike seufzte und schüttelte das Haupt. „Er wird auch nicht!" sagte sie. „Ihr seid Alle stolz, er aber ist stolzer als ihr Alle. Er wird nicht noch einmal sprechen!"

„Nun denn — soll ich die Vermittlung übernehmen?"

„Um Gotteswillen nicht!" rief Ulrike heftig. „Ich weiß aus eigener Erfahrung, was aus dem Vermitteln entstehen könnte. Nein, Veronika — Du nicht! Ich werde selbst sprechen." Ulrike rief es hochherzighend vor sich selbst. „Du magst das ungewöhnlich nennen —" fuhr sie fort. „So bis es ihm schwebt. Und wenn er mich jetzt zurückweist — dann — ja dann? Ach, Veronika, jage mir, was ich thun soll!"

„Nimmermehr!" rief Veronika. „Das darfst Du nicht! Laß uns nachsinnen!"

„Aber, Mädchen, vielleicht will er es selbst so! Vielleicht ist es eine Strafe, die er über mich verhängt. Hast Du es für so schwer, einen Irrthum zu bekennen und zur Wahrheit zurückzukehren?"

Veronika antwortete nicht gleich, sie schaute zu überlegen. — Der Waldschmetterling flatterte noch immer

um ihren Lieblingsplatz, und ein schöner Falter setzte sich auf Veronika's Hand, ohne daß sie ihn jetzt beobachtete. Ulrike streckte ihre Hand einem andern entgegen, der seine Schwingen prüfend um sie her bewegte. Aber verschreckt durch ihre Bewegung, flog er davon, und nahm auch den vorerwähnten von Veronika's Hand mit sich.

„Er kommt nicht!“ sagte Ulrike leise vor sich hin. „Er kommt vielleicht doch!“ warf plötzlich eine angenehme Stimme ein. Die Mädchen sahen auf und erkannten die Frau Doktorin, welche lächelnd neben ihnen stand. Veronika wollte ihre Tante begrüßen, die aber legte den Finger auf den Mund und sah sich verflohlen um. „Still!“ flüsterte sie. „Es kommen ihrer Zwei! — Fräulein Ulrike, ich habe nicht gelauscht, sondern nur zufällig Ihre letzten Worte vernommen. Aber trotzdem bin ich im Geheimniß. Denn mein grundgütiger Herr Neffe, der Herr Rath, hat Vertrauen zu seiner Tante, und diese hat beschloffen, rasch an's Werk zu gehen. Aber sind unter uns, Kinder! Waschen wir schnell einen solchen Abfluß. Fräulein Ulrike, geben Sie sich mir anheim!“

Ulrike antwortete nicht, aber ihr Gesicht und leises Lächeln schienen der Frau Doktorin zu genügen. „Dann kommen Sie! Ich habe ein Wort insgeheim mit Ihnen zu reden.“ Sie nahm Ulrike's Arm und führte die halb zögernde fort von dem schmalen Alkoven, dem Walde zu. Hier trat Ludwig ihr entgegen, dem die lebenswunderliche Tante einen ermunternden Wink gab. Sie sah sich nicht weiter um, sondern nahm die Hand Horst's, welcher auch nicht weit war, um diesen nach dem Plage zu lenken, den er nur zu gut kannte. Und nachdem auch die Geschwister, welche sie sich an eine freie Richtung ganz in der Nähe, um die auch von hier aus recht hübsche Aussicht in das Thal zu betheuern. — Gieken Minuten lang, genau bis auf die Sekunde — denn die Frau Doktorin sah während dem dreimal auf ihre Uhr — hatte sie sich diesem Naturgenuss hingeben, als sie von zwei Seiten den Anruf: „Tante!“ „Tante!“ vernahm. Sie wendete sich plötzlich, um sich gleich darauf in Veronika's und Ulrike's Arme zu finden, während Horst und Ludwig mit strahlenden Gesichtern die Hände der glücklichen Tante küßten. Sie schloß sich sehr glücklich. „Nun, meine Lieben,“ begann sie, „geht es kein Stück nach dem Herrschauer, wo mein Mann bei meinem braven Herrn Schwager (der angeblich die Gattinwidmung hören mag. Denn doch ist es nur geküßt, lieber Graf Horst, Ihr Arm war es selbst, der meinen Bestand ausgereut hat, da er ein rühmtes und kurzes Handeln und Vorgehen liebt. Wir theilen unsere Walfahrt jetzt in drei Abtheilungen. Den Vorzug nimmt mein Neffe Ludwig und Fräulein Ulrike, denn es bedarf einer angenehmen Ueberführung für meinen Schwager, um ihn glücklich zu stimmen. Dann komme ich selbst mit meinem Bekenntnis von Schuld und Sühne, und endlich trübselig Graf Horst mit meiner Nichte. Ich hoffe, wir werden einen ganz herrlichen Abend erleben!“ — Wenigste sich gern in die Anordnungen der Frau Doktorin.

Als der Förster seinen Sohn und Ulrike als Verlobte vor sich sah, glaubte er vor Ueberraschung aus den Wolken zu fallen. Aber es that ihm sehr wohl, daß Ulrike ihn herzlich umarmte und ihm tat, wie ein guter, lieber Vater zu sein, da sie das Glück, einen Vater zu lieben, seit früherster Kindheit habe erdulden müssen. Der Alte war sehr gerührt. Und als seine Schwägerin eintrat, hatte er bereits die Frage aus den Lippen: „Wo sind denn die beiden Andern?“ — Sie kamen denn auch, und als sich der Förster von den Armen zweier blühenden Töchter umschlungen sah, als Horst ihm die Hand schüttelte und ihm zuflüsterte: „Sie sollen mit mir zuhause sein, Papa!“ — da empfand er eine Freude, in welcher kein Groll und keine Befürchtungen nicht mehr mitsprachen.

Und diese sollten denn auch für die Zukunft zum Schwelgen gebraucht sein, denn der Förster hatte richtig geurtheilt. — Die einzige Person, die sich in die neuen, unbegründeten, niederdrückenden Verhältnisse nicht finden konnte, war Frau von Trupleben. Schon am Verlobungsabend, zu welchem sie durch Horst und den Doktor vom Schlosse geholt worden war, verhielt sie sich ablehnend, und bei der allgemeinen Freude mißgestimmt und verdorrt. Ihr Betragen gegen die zuwerkommende Tante Postmeisterin war geradezu beleidigend. So nahm man denn ihren Entschluß, nach Neudenburg zu reisen, mit Erleichterung auf, und Horst wußte sie in seiner Freude so anzuspüren, daß sie auch in der weitesten Entfernung sorglos leben und sich über den Verfall ihres Hauses erheben konnte.

Wenige Jahre darauf stand an der Stelle der alten Försterei ein schönes Haus, welches in der Gegend das neue Schloß genannt wurde. Das alte war für den Förster eingerichtet worden, der sich dort gar nicht unbehaglich fühlte. Horst zeigte seiner jungen Gemahlin den neuen Schloß, und Veronika wußte ihre Stellung in der Gesellschaft so klar und verständlich einzuräumen, daß ihr Gatte sich durch sie als den glücklichsten Mann preisen mußte. Das neue Schloß, in den ersten Jahren nur im Sommer

befucht, wurde darauf der dauernde Aufenthalt seiner Besitzer, vereinigte eine zahlreiche und glückliche Familie, und war in der ganzen Gegend durch die Gütlichkeit und Liebenswürdigkeit seiner Bewohner bekannt.

Sonderbare Schwärmer.

Rückerrinnerungen aus Egypten.

von

H. Müller.

(Schluß.)

Der Kaiser kennt wohl auch, daß mitten in dem aufgeregten Gesehensleben der Gasse zwei oder drei Schilfrohrhütten stehen, wo man stilles ausruht. Diese Hütten, fast eingebüllt und verdeckt von blühenden Rosen und Jasmin, werden am Tage wenig frequentirt, und man sieht selten Rastanten vor ihnen sitzen, d. h. wenn man diese umherschreitet, von dem Hauptstrom durch die Tagelöhner getrennte Hütten überaus feil. Erst am Abend herrscht in ihnen ein gewisses Leben und Weben, das etwas Schattenhaftes, Unheimliches an sich hat. Rastantische Menschen verschwinden ansehnlich von dem umringelten Spaziergänger aus den Pflanzengärten und wandern nach innen Schilfrohr, um welche ein feiner, geheimnißvoller Duft, eine fürbühende Atmosphäre von Rosen, Jasmin, Räucher- und Schilfrohrgeruch schwebt.

Nachschauer! Wir haben das Wort ausgeprochen, jene Schilfrohrhütten sind die geheimen Zusammenkunftsorte der Nachschauer.

Der europäische Reiter wird nicht recht begreifen können, daß diese geheimen Orte, wo man einem verbotenen Gesellschafter, an der öffentlichen Promenade liegen; wir wollen ihm das erklären:

Der Nachschauer ist in Egypten ungefähr in derselben Weise verbreitet, wie in Indien das Opium, oder im Suban der Schavenhandel, oder im Kairo die öffentlichen Tänzerinnen; d. h. die Regierung, welche von all' diesen verbotenen Dingen hohe Steuern erhält, läßt dieselben nur deshalb verboten zu haben, um den Nachschauer dadurch größer zu machen. Sie drückt deshalb nicht nur ein Auge, sondern sogar beide zu, wenn es sich um die Sünden handelt, und ich konnte beob- und niedrige gefüllte Beante, die mit uns ihren Nachschauer rauchten, mit und Tänzerinnen sahen und mit Andern Schavenhandel im Suban betrieben. Trotzdem kennt es nicht wenig, daß man in diesen Nachschauer-Raststätten Verhüllungen vornimmt, wenn sich der Nachschauer, oder einer der Stammgäste auf irgend eine andere Art mißbehellig gemacht haben, und das der einzige Weg ist, sie zu rufen.

In einem dieser Nachschauer hatte ich Haggi Mohamed gefunden, und ihm zu viele frequentirte ich nicht selten mit Melchior jenen politischen Ort, wo man der Summe der Wahrheit vertritt.

An dem Mohammedanischen, von welchem ich rede, war eine jüdische Gesellschaft in welchem Nachschauer verankert. Da ich sie alle, die Uebertreter des Gesetzes, und jüdischen dem Gesetz anstößig zu haben: der Herr des Landes, der stolze, wehrbauliche, hantabulige Tante hatte seine Repräsentanten geschickt; der schweigende Beduine war aus seiner ersten Wüste gekommen, um sich in Kairo frisch zu verjüngen; der gedruckte Jüdisch des Mittelalters, der freie Jüger aus Taurus und selbst nur zwei leichtfüßigen, politischen Kinder der allmächtigen, tabakischmüchigen Jungfrau Europa waren anwesend, um Haggi zu rufen.

Alle rauchten aus einer Pfeife, alle hatten nur einen Gedanken. Alle waren Brüder im Unrecht, und keiner sah auf den Andern mit mißtrauischem, oder gar verächtlichem Blick — es war eine Gesellschaft von Kommunitäten in der gemeinschaftlichen Bedeutung des Wortes. Auf den niedrigen, durchbrochenen Wänden aus Palmzweigen saßen, lagen und hockten sie, thaten zwei kleine Hüge aus der mit dem heiligen Strauß gewürzten Wölfe (Cocoonkaffee) pfeife) und ließen sie dann weiter wandern von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, wie die Friedenspfeife, welche die Indianer rauchten, wenn Geschlechter zu ihnen kamen und versprachen, einen neuen kulturhistorischen Roman über sie zu schreiben.

In der Mitte stand, an seinen ambulanten Heub gekleidet, der lange, dünne, kohlwange Nachschauer Abdallah und trauete das braune, starke, armenische Gesicht der Beduine mit einer Reizmittelkeit, als ob es sich um eine wichtige, chemische Zusammenkunft handelte. Und wenn er schwermüthig eingebrannt und herangereicht und schweigend die Wölfe frisch geküßt und ausgeraucht hatte, dann stand er und starrte mit seinen klaren, hochfurchtlosen Augen in die Glut seines Heubes und erhielt bei der grellrothen Beleuchtung so ein dämonisches Aussehen.

Diese Gruppen im Nachschauer hatten den Vorwurf zu einem vortheilhaften Gemälde im Membranischen Kolossal gegeben.

Durch die durchbrochenen Hüttenwände und die tief im Nachschauer stehenden Jasminblätter, außerhalb derselben, sah ich das gelbe Mondlicht und beleuchtete den schäner Kopf Haggi Mohamed's, welcher neben einem blinden Dichter saß, der vor prächtigen Geiz die Hatten Antars' besang. Dieser, einmüthig, sah wie Wellenrauschen tönte Wölfe und Wälder von seinen Lippen, während neben ihm sein Führer, ein bildhäßlicher Junge, der die grüne Prophetenbinde am den Lärbusch trug, im Takte den

*) Dieser Raucher ist es, der Nachschauer in den meisten Fällen begleitet.

Kopf dazu bewegte und an besonders schönen Stellen ein begeistertes „Alli“ (Bravo! Segen!) hervorbrachte. Rechts und links von ihnen aber sah man, im geheimnißvollen Dämmerlicht einiger Glaslampen, die schlafschlafenden Gesichter der weiter oben zusammengekauften arabischen Nachschauer-Rastanten.

Wenn der blinde Sänger eine Pause machte, hörte man nichts als das ferne Schreien des Nachschauermees in der Ferne und zeitweise daraus hervorgelassen das sanftliche: Allah ha! der ewigen Vater.

Eine solche Pause war eingetreten. Wir Alle, berauscht von Haschisch und Lieben, schwiegen und lauschten dem Glut, Glut, Glut, welches der durch Wasser gehende Rauch der Wölfe machte, als plötzlich wie ein Schall eine Gestalt durch den aus beiden Seiten offenen Raum huschte und hallig die Worte hervorbrachte:

„Fort! die Patronen!“

Ehe wir weiter fragen konnten, war der Nachschauer verschwunden, und wir, asymmetrisch gemacht, hörten jetzt deutlich das Nachschauermees mehrerer Nachschauer und sahen zwischen dem Rauchwerk Gemüthe im Mondschein blühen.

„Ah,“ rief der Nachschauer hervor, „das ist Mämet Bey's Freundschaft, warum habe ich ihm nichts geliebt, ich bin ein geschlagener Mann,“ und aus seinem Gesicht, das die Verdauung beleuchtete, schien das letzte Blut zu entweichen.

Die Patronen! kam näher, und von den Anwesenden wußte augenblicklich Niemand, was zu thun sei, als sich aus der hintersten Ecke des Nachschauermees eine festerbare Gestalt löste, die dem Wirth peremptorisch befahl: Feuer und Lichter zu löschen, und den Anwesenden: sich ganz ruhig zu verhalten.

Der Wirth goß sein Kaffeewasser in die Glut, blies die Lichter aus und setzte sich still nieder, während der Fremde breit in den offenen Eingang trat und die Patronen erzwarte.

Ich konnte mir den Wirth jetzt im Mondlicht betrachten und that das um so ruhiger, als wir Europäer durchaus bei der Sache nichts zu befürchten hatten, denn kein tückischer Kamaul darf einen „Frangis“ ohne spezielle Erlaubnis des betreffenden Konsulats verhaften.

Der Fremde war eine der häufigsten Männergestalten, die ich je sah. Er trug eine graue, schlichte Jagdboute, die um den Leib ein schilfrohrgerichtetes zusammengekauft, an welchem handbreit eine Revolverklinge hing. Seiner Kopf bedeckte, brüllgerichtet, eine ebenfalls sehr warme Wölfe aus Schafschale, und sein darunter hervorquellendes langes, lüthtes Haar verrieth den Europäer, wenngleich sein sonnenbraunes Gesicht viel scharfer Abstriche und etwas bevorstehenden Badenstocher über an den Typus der Eleng erinnerte.

Jetzt war die Patronen! gang in der Nähe und der Fremde fragte in einem sehr schönen Arabisch den sie führenden Vimbahsi, was er wollte?

Nichts von Dir, Effendi!

Wohin von mir? Mein Propheten und weshalb trittst du mit dem mit Wölven entgegen?

Wir treten nicht Dir entgegen, sondern wänschen Abdallah, den Nachschauer, zu sehen, welcher Nachschauer vorkam!

So! Nachschauer! Wollt Ihr rauchen, nun dann geht nur ein Haus weiter, hier kommt Ihr leicht bekommen, denn ich habe das Nachschauer für einige Abende gemietet und bewarte hier nur Fremde.

Der Vimbahsi schüttelte ungläubig den Kopf. „Nache und nicht in dem Wirth, Effendi, wir wissen genau, daß hier Nachschauer geraucht wird,“ rief er.

Das kann wohl sein, Effendi, Du rauchst auch, wenn Du kannst. — das Geht ist das Alle!

Die Soldaten lachten, der Vimbahsi spie bei der Annäherung gelblich aus und wollte sich ganz rasen neben dem Fremden hindurch in die Hütte drängen.

„Hör, Freund Vimbahsi,“ sagte dieser sehr ernst und legte die Rechte bedeutungsvoll auf seine Revolvertasche. „Du wirst unerschrocken! wenn Du artig bist, so laß ich dich zu Deiner Verhüllung vordringen hineinbitten, aber die Schwärze erben kommt Du mir nicht, es wahr ich schon manchmal großen Ehrenstand in das Jüdisch geschickt habe.“

Während des Gesprächs, das ziemlich laut geführt wurde und vielleicht noch etwas länger war, als ich es hier wiedergebe, hatten sich die meisten der Anwesenden und auch der Wirth durch die unbewachte Hintere Thüre entfernt, so daß ich, ohne jemand in Gefahr zu bringen, mich in das Gespräch mischen konnte.

„Hawaga,“ sagte ich aufstehend, „sah doch Seine Excellenz den Vimbahsi eintreten, die unbedeutende Reue mochte ihm schaden.“

Der Fremde trat daraufhin zurück, und der verdünnte Lärm fand Niemand mehr in dem letzten Rest, als den blinden Geiger nebst Zuhörer, den alten Demijohn Mohamed, welcher vergnügt in sich hineinlächelte, und uns drei Europäer.

Der Fremde war nämlich wirklich ein Europäer, wie ich jetzt erahnte. Er war einer jener Bessiere der Civilisation und Wissenschaft, die in den oberen Wäldern Elchanten und Fälscherde jagen und dann zeitweise eine Spazierfahrt nach Kairo machen, um ihre Glenden zu verstauben und sich frisch zu verproviantieren. Diese Männer kannten mit ihren wilden Jagdbandenern Wölfe jüden und einen Gesang zu Romanen begeistern. Diese Männer sind es, welche einmal die Nilquellen erbeben werden, wenn sie zu erbeben sind, denn zu dieser strapazierten Arbeit sind unsere Emborgeliebten, die einmal, wenn das Wetter günstig ist, einen Absteiger nach dem Süden oder Westen machen, nicht gewöhnt.

Zu den „sonderbaren Schwärmer“, von welchen ich in dieser Skizze rede, gehörte auch eine Dame, der ich vielen Dank schulde. Als ich einmal, hebelvoll von einer Reize aus dem Delta heimkehrend, in meiner Wohnung lag und

Illustrationen zu deutschen Dichtern.



Das fragt sich doch noch sehr! Gedicht von Reinick; illustriert von Th. Weber. (S. 558.)

an die Pflege eines leichtsinnigen Weidenröters angewiesen | Sie sind ein naher Landsmann von mir, ich kann nicht | liegen, wenn Sie mir eine Krude machen wollen, so kom-
war, kam sie zu mir in's Haus und sagte: Mein Herr, | dulden, daß Sie hier so von Gott und aller Welt verlassen | men Sie in mein Haus, ich werde Sie verpflegen."

„Aber, Madame," entgegnete ich, „was wird die Welt davon sagen? Sie sind alleinisch, ich auch, und Rastro ist so kleinstädtisch wie Rembrandtsleben.“

„Die Welt soll sagen was Sie will — wenn Sie weiter keine Gründe haben, so erwarte ich Sie bestimmt.“
„Madame, ich bin augenblicklich mittellos, mein Ho-

narat ist auf der Reise veranlagt, ich werde lange schwach sein und nicht mit der Feder verdienen können, und Sie sind selbst nicht reich!“



Die Kinder auf der Grabenstraße. Nach einem Gemälde auf Holz von J. G. Schmitt.

„Mein Herr, daß Sie gegenwärtig selbst nichts haben, ist ein Grund mehr, mein Anerbieten anzunehmen, ich habe zu leben und will Ihnen nichts schenken, sobald Sie können, bezahlen Sie mir was recht ist.“

Ich lag also in das freundliche Haus dieser „benedikten Schwärmerin“, und lernte ein Weib kennen, wie es wenige gibt: emanzipirt von allen Kleinlichkeiten des Lebens, eifermüthig, jacthöflich, edelstehend; ein Weib, dessen Ta-

fel mit tausend Gründen bewies, daß die schöne Welt und die Menschen daraus gar nicht so schlecht und verberbt sind, wie gallische Philanthropen sie gern machen möchten.

Zum Schluß muß ich noch der eigenthümlichen Abende



An die verehrten Leser von „Ueber Land und Meer“.

Die große mit jedem Jahre wachsende Theilnahme, welcher sich unser Journal von Seiten der Gebildeten aller Stände zu erfreuen hat, macht es uns möglich, den Grundlag, unsern Lesern für den denkbar billigsten Preis möglichst Vieles und Schönes zu bieten, wieder einmal in glanzendster Weise zu betheiligen, und wie dies vor sieben Jahren schon mit dem außerordentlichen Erfolge geschehen, auch jetzt wieder der bestmögliche Besizer das Abonnement auf unser Journal noch mehr als bisher zu **erleichtern**, und dasselbe dadurch **Jedem** zugänglich zu machen.

Der mit nächster Nummer beginnende

Zwölfte Jahrgang

von

Ueber Land und Meer

wird demzufolge im **Abonnementspreis** statt bisheriger **Thlr. 4. oder fl. 7. rhein.**

nur noch Thlr. 3. oder fl. 5. 12 kr. rh.

und also das Quartal nur 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. oder fl. 1. 18 kr. rh. kosten.

Die Verlagshandlung kann diesen großen Schritt, bei welchem sie fast über die Grenzen des Möglichen hinausgeht, nur wagen in der festen Hoffnung, hierdurch neue Tausende von Abonnenten zu gewinnen, um so mehr als sie hierbei nicht stehen bleibt.

Trotz des nunmehrigen **enorm billigen** Preises wird der neue Jahrgang nicht nur in **Bezug auf Gediegenheit und Schönheit** den früheren **mindestens gleichstehen**, sondern alle vorhergehenden noch weit **übertreffen an Menge des Gebotenen**.

Eine wesentliche Vermehrung der Bogenzahl

ermöglicht, unsern Lesern noch bedeutend mehr Lesestoff als bisher zu geben und wird auf diese Weise „Ueber Land und Meer“ seinen alten Ruf, das größte, schönste und dabei billigste Unterhaltungsblatt zu sein, mehr als je behaupten.

Außerdem räumen wir noch jedem Abonnenten auf „Ueber Land und Meer“ das Recht ein, den großen Pracht-Stahlstich **„Faust und Gretchen“**, wovon gegenwärtige Nummer eine Wiedergabe in Holzschnitt enthält, gegen den geringen Betrag von **7 $\frac{1}{2}$ Sgr. oder 27 fr. rh.** zu beziehen.

Abonnements auf den zwölften Jahrgang von „Ueber Land und Meer“ werden von **allen** Buchhandlungen oder Postämtern angenommen.

Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der wöchentlich erscheinenden Nummern eintritt, ersuchen wir, die Abonnements gefälligst sofort zu erneuern.

Der Preis des Journals beträgt: pro Quartal: **22 $\frac{1}{2}$ Sgr. oder 1 fl. 18 kr. rhein.** — oder 1 fl. 12 kr. österr. Währ. Silber, wozu in einigen Ländern noch der Betrag des Zeitungsstempels (in Preußen 3 $\frac{1}{2}$ Sgr., — in Oesterreich 13 Kreuzer österr. Währ. pro Quartal) kommt.

Die Verlagshandlung

Prospectus.

„Ueber Land und Meer“ hat sich in den elf Jahren seines Bestehens einen von keiner anderen illustrierten Zeitung auch nur annähernd erreichten weiten Leserkreis in allen Theilen der gebildeten Welt erworben und dadurch seine Bedeutung als illustriertes Unterhaltungsblatt im höchsten Grade — als Weltblatt im edelsten Sinne am Sichersten bewahrt. „Ueber Land und Meer“ ist ein ebenso willkommenes, an seinen Posttagen schnell erwarteter Hausfreund des engen traulichen Familienkreises geworden, wie ein glänzender Schmuck, ein unentbehrliches Mittel zur Unterhaltung, Belehrung, Verheerung und Geisteserregung jeder öffentlichen Gesellschaft. Ein Kreis von Schriftstellern hat sich an uns angeschlossen. Wir dürfen sagen, kaum da erster Name von deutschen Autoren, deutschen und ausländischen Illustratoren fehlt in unseren Blättern, wie wir es uns andererseits stets zur schönen Pflicht gemacht, neuen Talenten Geltung in Literatur und Kunst zu verschaffen, indem wir ihnen die Spalten unseres weitverbreiteten Blattes öffnen. Durch diesen Verein von Dichtern, Schriftstellern und Künstlern sind wir in den Stand gesetzt, dem Lesende die reichhaltigste, Gediegenheit und Pracht zu verschaffen, die ihm eben den großen Leserkreis verschafft haben. Mit diesem frohen Bewusstsein können wir getrost darauf verweisen, dem zwölften Jahrgange von „Ueber Land und Meer“ einen neuen, ausgedehnten Empfehlungsbrief an die Leser mitzugeben. Die beste, wirksamste Empfehlung unseres Blattes soll — wird stets bleiben: sein innerer, längst bekannter, selbstgegründeter Werth!

Wir erinnern nur, daß „Ueber Land und Meer“ in Zukunft ebenso eifrig und sorgfältig darauf bedacht sein wird, wie bisher: die bedeutungsvollen **Welt- und Tagesereignisse**, die interessantesten **Persönlichkeiten** der Gegenwart, kulturhistorisch wichtige **Schilderungen von Land und Leuten**, hervorragende

Schöpfungen auf dem Gebiete der **Malerei, Plastik, Architektur, Industrie, Literatur, Wissenschaft des Handels und Verkehrs**, unsern Lesern durch die gediegensten und elegantesten Federn, durch den Stilk der berühmtesten Zeichner, und durch lauge, sorgfältig redigirte **Notizblätter** schnell und gewissenshaft vor's Auge zu führen, — den **Liebbhabereien** wissenschaftlicher, häuslicher und geselliger Art der Astronomie, der Garten- und Blumenkultur und den Spielen Rechnung zu tragen und durch **Schachaufgaben, Plebs, Räthelsprüche, Räthsel** und eine reich gefüllte **Briefswappe** anzuregen und zu unterhalten, — dem **Quint** aber, einer rühmlichst anerkannten Spezialität unseres Familienjournals, — durch neugewonnene **Araße** neuen Reiz zu verleihen.

Unser erstes Streben, unsern Lesern von Jahr zu Jahr stets Neues, Besseres zu bieten, wird der neue Jahrgang ganz besonders durch die That bewiesen, wobei uns die bedeutend erweiterten räumlichen Verhältnisse unseres Blattes kräftlich zu Statten kommen. Als solche zeitgemäße Neuerungen führen wir nur an: **Uafere „Ghonen“**, die — bei der erstaunlich schnell wachsenden Auflage unseres Blattes und dem dadurch bedingten immer größeren Zeitaufwande bei der Herstellung — doch oft Veraltetes bringen mußten, werden in Zukunft durch interessant, künstlerisch in sich abgerundete Artikel aus dem **Leben von Berlin, Wien, Paris, London, Petersburg, New-York** und sonstigen Centralpunkten der Intelligenz ersetzt, — an die mit so allseitigem Beifall aufgenommenen **popular-medizinischen Artikel** aus der Feder des Dr. med. H. Menske in Hannover, einer europäischen Autorität in diesem Fache, werden sich ebenbürtige, kurze Aufsätze über **Chemie in der Hauswirtschaft und Hausapotheke** anreihen, für deren Gediegenheit der Verfassername Dr. Karl Ruff in Berlin bürgt.

Wir verzichten auf eine lange Aufzählung des uns vorliegenden reichen Stoffes für den neuen Jahrgang. Derselbe wird beginnen mit dem großen Roman:

Zidzadgeschichten von F. W. Hackländer,

und der Novelle

Barbarossa von Paul Henke.

Darzu reihen sich **Romane, Novellen, Skizzen, Studien, Erinnerungen** und verglichen von B. Auerbach, H. v. Wolschell, H. Bor, Dempsch, A. Deller, G. Hees, A. Herpel, H. Gerhäuser, J. Grosse, W. v. Gulek, A. Gunkow, G. Geseke, L. Hiler, A. v. Holtei, A. Hogen, W. Jensen, L. Kossak, G. Laube, F. Lenz, H. Mals, H. Meißner, D. Müller, G. Nardas, L. Polke, W. Raabe (Gervinus), G. Rasch, W. Ring, D. Roquette, Sacher-Masoch, Schmidt-Weigels, L. Schilling, H. Schweickel, G. v. See (G. v. Strunze), H. Silberstein, F. Spielhagen, Th. Stern, L. A. Tamas, S. Weiss, L. Wolke, J. Wolf, H. v. Weber, H. Becker, H. Hilbrand, L. Jäger u. v. A.

Stuttgart, im September 1869.

Die Redaktion.

